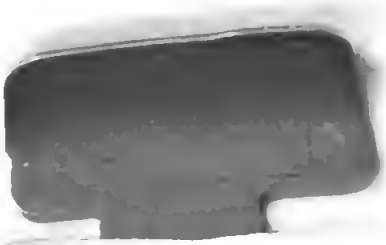


Unſere Tage.

Zweiter Band.

J18F44

Unſere Tage.

Blicke aus der Zeit in die Zeit.

Zweiter Band.

1860. 1861.

Braunſchweig,

Druck und Verlag von George Weſtermann.

1861.

Koninklijke Bibliotheek 's Hage.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite.
Das Eiſen, ſeine wichtigſten Eigenſchaften und ſeine Gewinnung	1
Griechenland gegenüber der orientaliſchen Frage	27
Die Inſel Borneo	34
Die Weſtgrenzen Deutſchlands, militäriſch betrachtet	46
Karl Gottlieb Reiſſiger	87
England ſeit dem Krimkriege	89
Neuſeeland	94
Graf Stephan Szecſenyi	106
Neu-Bedford in Maſſachuſetts	112
Die deutſchen Meſſen	114
Tripolis	129
Syrien in ſeinen militäriſchen und politiſchen Verhältniſſen	138
Coloniſationsverſuche an den Geſtaden des Niger	147
Das Tabacksmonopol im Zollverein	159
Das Turnen nach ſeiner gegenwärtigen Entwicklung und nach ſeinen wichtigſten Beziehungen zum Staats- und Volksleben	176
Canada	184
Hannover, Land, Leute, Lebensweiſe und Lebensverhältniſſe, beſonders in Beziehung auf ländliche Bevölkerung	197
Die alten Denkmale der Vereinigten Staaten	217
Friederike Goßmann	228
Coſtarica	233
Der erſte deutſche Juriſtentag	244
Die Fidſchiinſeln	258
Zur deutſchen Einheitsbewegung. (Erſter Artikel)	261
Die Sandwichinſeln	280
Die freien Gemeinden	291
Das ſächſiſche Erzgebirge	305
Perſien	312
Albrecht Roſcher	321
Die deutſchen Eiſenbahnen. Von M. M. von Weber	325
Der deutſche Zollverein	339
Das heutige Buchdruckereiweſen	350
Die Klingenfabriken in Solingen	335
Mineralöle und Paraffin	374
Fürſt Alex. Iwanowitſch Barſatinsky	385
Sir Henry Georg Ward	387
Die Symphonie	389
Mittelaſien. (Erſter Artikel: Die Naturbeſchaffenheit Mittelaſiens und die Völkerkunde)	406
Zur deutſchen Einheitsbewegung. (Zweiter Artikel)	414
Chriſtian Karl Joſias Bunſen	421
Genf	424
Marquis von Dalhouſie	448
Graf Aberdeen	460
Die gezogenen Handfeuerwaffen	453
Die Hindu und die evangeliſche Miſſion	476
Die Arbeitsverhältniſſe der Gegenwart	488
Die Celten in ihrer Wechſelbeziehung zu den Germanen	504
Der Augenſpiegel	517
Ueber Küſtenſchutz, mit beſonderer Beziehung auf die norddeutſchen Küſtenländer	531
Die venetianiſche Frage	548
Künſtliche Edelſteine	557
Die kalten Tage im Mai	564
Die Wehrverhältniſſe Dänemarks	570
Der Holzſchnitt	581
Die Fabrication der Streichzündhölzer	593
Die deutſchen Geſchichts- und Alterthumsvereine	604
Die ſchleswig-holſteiniſche Frage	616
Die Gambier-, die Marqueſasinſeln und Tahiti	645
Die Culturgeſchichte, ihre Aufgabe und ihre Stellung zu Wiſſenſchaft und Leben	656
Mittelaſien. (Zweiter Artikel: Die Afghanen)	661
Die Farben aus dem Steinkohlentheer	671
Prinz Napoleon Bonaparte	678
James Buchanan	682
Glycerin	683
Würtembergs Gewerbs- und Handelsverhältniſſe	385
Oeſterreich ſeit dem Frieden von Villafranca	709
Herzog Heinrich von Aumale	721
Der nordamerikaniſche Sonderbund	723
Die europäiſche Türkei und die Revolution	747
Ludwig von Beuebek	770
Der Krieg mit China 1860	773
Das heutige Wien	784
Die Kartographie und ihr gegenwärtiger Standpunkt	791
Das Geſetz von der Erhaltung der Kraft	807
Der Exodus der Tataren aus der Krim	820
Alfred Nethel	828
Washoe (Das Carſonthal)	825
General Scott	827

Namen- und Sachregiſter zum zweiten Bande.

Aberdeen, Graf, 450.
Afghanen, die, 661.
Alabama, 736.
Albaneſen, ihre Wohnſitze u. ſ. w., 749.
Alterthumsvereine, die deutſchen, 604.
Arbeitsverhältniſſe der Gegenwart, 483.
Arkanſas, 741.
Augenſpiegel, der, 517.
Aumale, Herzog Heinrich, 721.

Bnikie's Nigerreiſe, 155.
Barjatinsky, Fürſt Alexander, 385.
Benedek, Ludwig von, 770.
Bonaparte, Prinz Napoleon, 678.
Borneo, die Inſel, 34.
Brooke, Sir James, 37.
Buchanan, James, 682.
Buchdruckereiweſen, das heutige, 350.
Bulgaren, die, der Türkei, 751.
Bunſen, Chriſtian Karl Joſias, 421.

Canada, 184.
Carſenthal, das, 824
Celten und Germanen, 504
China, der Krieg von 1860, 773.
Coblenz als Feſtung, 61.
Cöln, ein Manövrirplatz, 63.
Coſtarica, 233.
Culturgeſchichte, ihre Aufgabe, 656.

Dalhouſie, Marquis, 448.
Dänemarks Wehrverhältniſſe, 570.
Denkmale der Vereinigten Staaten, 217.
Deutſchlands Weſtgrenze, 46.
Deutſchlands Meſſen, 114.
Deutſcher Juriſtentag, der erſte, 244.
Deutſche Einheitsbewegung im Licht der Geſchichte, 261, 414.
Deutſchlands Eiſenbahnen, 325.
Deutſcher Küſtenſchutz, 531.
Deutſche Alterthumsvereine, 604.

Edelſteine, künſtliche, 557.
Eiſen, das, ſeine Gewinnung und Eigenſchaften, 1.
Eiſenbahnen, die deutſchen, 325.
England ſeit dem Krimkriege, 69
Erzgebirge, das ſächſiſche, 305.

Farben aus dem Steinkohlentheer, 671.
Fay, James, 434.
Fidſchi-Inſeln, 253
Florida, 734.
Freie Gemeinden, 291.

Gambier-Inſeln, 645.
Gemeinden, die freien, 291.
Genf, 424.
Georgia, 733.
Geſetz von der Erhaltung der Kraft, 807.
Gezogene Handfeuerwaffen, 458.
Glycerin, 683.
Goßmann, Friederike, 228.
Griechen, die, der Türkei, 748.
Griechenland und die orientaliſche Frage, 27.

Handfeuerwaffen, die gezogenen, 453.
Hannover, Land und Leute, 197.
Hindu, die, und die Miſſion, 476
Holzſchnitt, der, 581.

Indien, der dortige Aufſtand, 75.
Juriſtentag, der deutſche, 244.

Kartographie, der gegenwärtige Standpunkt, 790
Kroſt, das Geſetz von der Erhaltung der, 807.
Krim, der Exodus der Tataren aus der, 820.
Küſtenſchutz, 531.

Labuan, 39.
Louiſiana, 737.
Luxemburg als Feſtung, 58

Mainz, ſeine militäriſche Bedeutung, 59
Moitage, die kalten, 564
Marqueſas-Inſeln, 647.
Meſſen, die deutſchen, 114
Mineralöle, 374.
Miſſiſſippi, 737.
Mittelaſien, 406, 661.
Montenegro, 752.

Neu-Bedford in Maſſachuſetts, 112.
Neuſeeland, 95.
Niger, die dortigen Coloniſationsverſuche, 147.
Nordcarolina, 742.

Oeſterreich ſeit dem Frieden von Villafranca, 709

Paraffin, 374.
Perſien, 812.

Raſtadt, ſtrategiſche Wichtigkeit, 56

Reiſſiger, Karl Gottlieb, 67.
Rethel, Alfred, 823.
Rheinbrücken, die ſtehenden, 58.
Roſcher, Albrecht, 821.
Rumänen, Charakter u. ſ. w., 750.
Ruſſell's Reformbill von 1860, 93.

Sachſens Erzgebirge, 805.
Sandwichinſeln, 280.
Schleswig-Holſtein, 616.
Scott, General, 827.
Serbien, 765.
Solingens Klingenfabrication, 365.
Sonderbund, der nordamerikaniſche, 723.
Steinkohlentheer, die Farben aus dem, 671.
Streichzündhölzer, die Fabrication derſelben, 593
Südcarolina, 729.
Symphonie, die heutige, 389.
Syrien in ſeinen militäriſchen und politiſchen Verhältniſſen, 133.
Szecſenyi, Graf Stephan, 107.

Tabacksmonopol und der Zollverein, 159.
Tahiti, 649.
Tataren, der Exodus der, aus der Krim, 820.
Tenneſſee, 742.
Texas, 740.
Tripolis, 129.
Türkei, die europäiſche, und die Revolution, 747.
Turkmanen, 409.
Tyrnen, 176.

Ulm, die Feſtung, 52.

Veneſianiſche Frage, 548.
Vereinigte Staaten, die dortigen Denkmale, 217.
" " der dortige Sonderbund, 723.
Virginien, 742.

Ward, Sir Henry George, 387.
Washoe, das Carſonthal, 824.
Wien, das heutige, 784.
Würtembergs Handels- und Gewerbsverhältniſſe, 685.

Zollverein, der deutſche, 339.

Das Eiſen,

ſeine wichtigſten Eigenſchaften und ſeine Gewinnung*).

Bei dem allgemeinen Intereſſe, deſſen ſich die Eiseninduſtrie in den letzten Decennien zu erfreuen gehabt hat, muß es befremden, daß, von der eigentlichen Fachliteratur abgeſehen, dem Publicum nur ſehr ſelten eine Gelegenheit geboten iſt, die Grundzüge derſelben kennen zu lernen. Um ſo leichteres Spiel hatten die zahlreichen und großartigen Schwindeleien auf dieſem Felde. Eine Ueberſicht über die Hauptmomente der Eiseninduſtrie, welcher zum beſſeren Verſtändniß derſelben eine kurze Charakteriſtik des Eiſens ſelbſt vorangehen muß, dürfte daher, ſo ſkizzenhaft dieſelbe bei der Weite des Feldes in den engen Grenzen dieſer Blätter auch ausfallen muß, vielen Leſern derſelben nicht unwillkommen ſein.

Das, was wir gewöhnlich Eiſen nennen, iſt keineswegs reines Eiſen. Letzteres exiſtirt nur in chemiſchen Laboratorien. Seiner techniſchen Verwendung ſteht neben der Schwierigkeit der Darſtellung noch der Mangel mancher der Eigenſchaften entgegen, welche wir an dem mit gewiſſen andern Stoffen verbundenem Eiſen beſonders ſchätzen. Das Eiſen des Handels iſt im Weſentlichen eine Verbindung des Eiſens mit Kohlenſtoff, enthält daneben aber faſt ſtets noch mehr oder weniger erhebliche Beimengungen von Silicium, Schwefel, Phosphor, Arſen, Kupfer und Mangan, von denen die fünf Erſtgenannten, falls ſie in einiger Menge auftreten, wegen ihres ſchädlichen Einfluſſes auf die Eigenſchaften des Eiſens ſehr unwillkommene Geſellen ſind, während Letzteres mindeſtens unſchädlich, oft ſogar nützlich iſt. Außer den bereits genannten Stoffen finden ſich im Eiſen zuweilen noch Spuren von Magneſium, Calcium, Aluminium, Chrom, Zink, Titan und Stickſtoff, deren Einfluß auf die Beſchaffenheit des Eiſens meiſtens nicht bemerkbar wird.

Der Unterſchied im Kohlenſtoffgehalte faſt allein bedingt die Claſſification des Eiſens in die drei Gruppen: Guß- oder Roheiſen, Stahl und Stab- oder Schmiedeeiſen. Erſteres, welches nach der, von ſeiner chemiſchen Conſtitution abhängigen, Farbe, als weißes und graues Gußeiſen unterſchieden wird, iſt jedoch in Folge der Darſtellungsweiſe mehr als die beiden anderen mit den genannten Stoffen verunreinigt. Hierdurch iſolirt ſich das Gußeiſen ziemlich vollſtändig. Stahl und Stabeiſen hingegen haben, ungeachtet der ſehr verſchiedenen phyſikaliſchen Eigenſchaften der Prototype dieſer beiden Claſſen, keine ſcharfe Grenze zwiſchen ſich. Die Uebergangsſtufen zwiſchen beiden ſind namentlich in neuerer Zeit durch ausgedehnte Verwendung beim Eiſenbahnweſen bekannt geworden.

Angeſichts der bereits erwähnten großen Verſchiedenheit in den phyſikaliſchen Eigenſchaften des Eiſens, muß der Unterſchied im Kohlegehalt deſſelben auffallend gering erſcheinen. Während nämlich dieſer Gehalt im Schmiedeeiſen nur ½ bis ¾ Procent beträgt, ſteigt er im Stahl wenig über 2 Procent, im Gußeiſen bis nicht ganz 6 Procent. Der Gehalt an Beimengungen fremder Stoffe überhaupt, mit Einſchluß des Kohlenſtoffs, beläuft ſich im Stabeiſen und Stahl nicht weit über 2 Procent, im Gußeiſen gewöhnlich zwiſchen 5 und 8 Procent. — Als Kriterium des Stabeiſens gilt beſonders deſſen Unſchmelzbarkeit in allen bis jetzt in der Technik angewandten Schmelzapparaten. Das in neuerer Zeit durch das Beſſemer'ſche Verfahren erzeugte geſchmolzene und in Formen gegoſſene ſogenannte Stabeiſen iſt, ſo viel bis jetzt darüber feſtgeſtellt wurde, nicht das, was wir Stab-

*) Wir glauben unſern Leſern zu dienen, indem wir dieſen höchſt inſtructiven Artikel mit anſchaulichen Illuſtrationen verſehen. Die Verlagshandlung.

eisen zu nennen gewohnt sind, sondern Stahl oder stahlartiges Eisen. Uebrigens lassen sich vor dem Knallgasgebläse, oder durch einen kräftigen elektrischen Strom, Eisendrähte schmelzen; mithin ist auch die Schmelzung des Stabeisens im Großen durchaus nicht unmöglich. Man nimmt die Temperatur dieses Schmelzpunktes nach Scheerer zu 2000 Grad C. an. Mit dem steigenden Kohlegehalte sinkt der Schmelzpunkt des Eisens. Stahl mit 2 Procent Kohlegehalt schmilzt schon bei etwa 1800 Grad C. und wird häufig zur Herstellung eines möglichst gleichartigen Gefüges im Großen umgeschmolzen (Gußstahl). Der Schmelzpunkt des kohlereicheren Gußeisens liegt bei 1500 Grad C., der des kohlearmeren bei 1600 Grad C.*)

Während also die zum Schmelzen des Eisens erforderliche Temperatur mit zunehmendem Kohlegehalte sinkt, nimmt seine Härte in demselben Verhältnisse zu. Das chemisch reine Eisen ist wenig härter als Kupfer, das Stabeisen hat bereits einen bedeutend höheren Härtegrad, der härtere Stahl ritzt Glas, das weiße Gußeisen hat Quarzhärte. Das graue Gußeisen macht von der genannten Regel eine nur scheinbare Ausnahme. Es enthält den Kohlenstoff nur zum Theil chemisch gebunden. Der größere Theil seines Kohlegehaltes besteht in aus seiner Masse ausgeschiedenem, ihm nur mechanisch beigemengtem Graphit, der, zwischen die kleinsten Eisentheilchen eingelagert, deren Verschiebbarkeit noch erleichtert, die Cohärenz, die Härte des Gußeisens mithin noch geringer erscheinen läßt, als die Grundmasse desselben sie ohne diese Einquartierung haben würde.

Die Härteverhältnisse führen uns auf die charakteristische Eigenschaft des Stahles. Während das Stabeisen durch rasches Abkühlen — Ablöschen — eines rothglühenden Stückes in einer kalten Flüssigkeit nicht oder nur wenig härter wird und eine matte, oxydirte Oberfläche behält, gewinnt der Stahl durch diese Manipulation bedeutend an Härte und wirft die gebildete Oxydhaut, welche sich bei dem plötzlichen Erkalten anders zusammenzieht als der Stahl selbst, vollständig ab, so daß die Oberfläche metallisch blank erscheint. Durch Wiedererwärmen, — Anlassen — sei es vom Innern des Stückes heraus, wenn die Abkühlung nur oberflächlich war, oder durch frische Wärmezufuhr von Außen (freies Feuer oder geschmolzene Metalllegirungen) kann dieser künstlich erzeugte Härtegrad durch alle Stufen bis auf den natürlichen des unabgelöschten Stückes herunter gemäßigt werden. Dabei bedeckt sich die vorher blanke Oberfläche des Stückes wieder mit einer Oxydhaut, deren wechselnde Farbe stets genau einer bestimmten Temperatur und für ein und dieselbe Stahlsorte stets einem bestimmten Härtegrade entspricht. Man bezeichnet deshalb die Härtegrade durch diese sogenannten Anlauffarben. Letztere sind, von dem vollständigen Ablöschen, — dem Glasharten — absteigend: blasgelb (221 Grad C.), strohgelb (232 Grad C.), goldgelb (243 Grad C.), braun (254 Grad C.), purpurfleckig (266 Grad C.), purpurfarben (277 Grad C.), hellblau (288 Grad C.), dunkelblau (293 Grad C.), schwarzblau (316 Grad C.), mißfarbig (360 Grad C.)

Das Gußeisen zeigt ein in mancher Beziehung ähnliches Verhalten. Geschmolzenes graues Gußeisen, in Wasser gegossen, wird stets weiß, weil die plötzliche Abkühlung die Graphitausscheidung verhindert. Die bei der höheren Temperatur vorhandene innigere Verbindungsweise des Eisens mit dem Kohlenstoffe wird fixirt, die Atome gewinnen nicht Zeit, sich anders zu gruppiren. Alles in kalten Formen gegossene graue Gußeisen hat daher auch eine Kruste von weißem Eisen.

Das normale weiße Gußeisen sowohl als das durch Ablöschen weiß gemachte, sind stets härter als der beste gehärtete Stahl. Durch anhaltendes Glühen — Tempern, Adouciren — wird es weicher, durch Schmelzen bei Luftabschluß, Erhitzen über den Schmelzpunkt hinaus und langsames Erkalten, wird es grau. Man kann also im Allgemeinen sagen, daß jedes aus hoher Temperatur langsam abgekühlte Roheisen grau und daher weich, jedes bei möglichst niederer Temperatur geschmolzene und rasch abgekühlte Roheisen weiß und daher hart ist.

Als Functionen der Härte und der später zu betrachtenden Festigkeit, welche ihrerseits

*) Die meisten neueren Handbücher, welche Angaben über höhere Temperatur enthalten, geben die Schmelzpunkte des Eisens jedenfalls viel zu niedrig an. Man findet dort gleichzeitig 1500 Grad C. als Schmelzpunkt des Stabeisens und als Temperatur des anfangenden Weißglühens, wobei das Stabeisen noch lange nicht schmilzt. Die genaue Bestimmung dieser hohen Temperaturen hat große Schwierigkeit, da ein Instrument zur directen Messung derselben von nur einiger Zuverlässigkeit noch fehlt.

wieder von der Textur abhängig ist, haben wir zunächst zwei andere Eigenschaften, die Geschmeidigkeit (als Inbegriff der Zähigkeit, Dehnbarkeit und Biegsamkeit) und die Elasticität, in's Auge zu fassen. Das Stabeisen läßt sich, selbst in kaltem Zustande, zusammendrücken und ausdehnen, ohne daß der Zusammenhang seiner Theile dadurch aufgehoben wird. Nicht zu dicke Stäbe lassen sich zu wiederholten Malen hin und her biegen, ohne zu brechen und ohne beim Nachlassen der biegenden Kraft wieder ihre ursprüngliche Lage anzunehmen. Das Stabeisen besitzt also wenig Elasticität. Der Stahl hingegen, namentlich der gehärtete, ist außerordentlich elastisch. Er läßt sich ebenfalls bis zu einer gewissen Grenze biegen, ohne zu brechen, kehrt aber beim Nachlassen der biegenden Kraft wieder in seine ursprüngliche Lage zurück, — er federt. Ueber die Elasticitätsgrenze hinaus gebogener Stahl bricht, eine bleibende Durchbiegung, wie beim Stabeisen, erfolgt, wenigstens beim gehärteten Stahl, nicht. Die Sprödigkeit, wie wir diese negative Geschmeidigkeit nennen, ist um so größer, je härter der Stahl. Daher die Nothwendigkeit des Anlassens selbst bei solchen Gegenständen, für welche eine möglichst große Härte wünschenswerth ist. Das weiße Roheisen ist äußerst spröde, Geschmeidigkeit und Elasticität fehlen ihm ganz; das graue besitzt beide im Verhältniß zu seinem Graphitgehalte. Dies kann durchaus nicht befremden, da der summarische Kohlegehalt beider durchschnittlich gleich ist, das graue Gußeisen mithin bei größerer Graphitausscheidung eine kohleärmere Grundmasse erhält. Bei dem ganz dunkelgrauen Coaksroheisen wird andererseits durch das Uebermaß des ausgeschiedenen Graphites selbst der Zusammenhang der Eisentheilchen so sehr gelockert, daß durch diese mechanische Ursache die Geschmeidigkeit vernichtet wird.

Bei höherer Temperatur wird das Gußeisen weicher, ohne die Sprödigkeit zu verlieren, es wird mürbe. Der Uebergang aus dem festen in den flüssigen Aggregatzustand tritt beim grauen Gußeisen, wie bei den meisten Metallen, fast plötzlich, beim weißen Roheisen nur durch einen breiartigen Zustand vermittelt, ein. Stabeisen und Stahl dagegen haben die unschätzbare Eigenschaft, die unter den Metallen nur noch das Platin mit ihnen theilt, in gleichem Schritt mit der steigenden Temperatur weicher und geschmeidiger zu gleich zu werden, sich daher beim Rothglühen und schwachen Weißglühen unter Hämmern und Walzen mit Leichtigkeit in beliebige Dimensionen ausstrecken zu lassen, bei starker Weißglühhitze, schon lange vor dem Schmelzen, in einen vollkommen teigigen, plastischen Zustand überzugehen, so daß sich getrennte Stücke wie weiches Wachs, glühendes Glas oder erwärmte Guttapercha zusammenkneten — schweißen — und dadurch zu einer vollkommen homogenen Masse vereinigen lassen. Hierzu ist jedoch eine vollkommen metallische Oberfläche erforderlich. Man entfernt die stets vorhandene Haut von Eisenoxyd-Oxydul durch Bestreuen mit Sand oder Lehm, dessen Bestandtheile mit jener eine leichtflüssige Schlacke bilden, welche theils von den glühenden Eisenstücken von selbst abfließt oder abgestrichen wird, theils beim Zusammenschlagen oder Drücken derselben ausgepreßt wird. Geringe Oxydrückstände werden auf Kosten des Kohlegehaltes vom benachbarten Eisen reducirt.

Wird Stabeisen längere Zeit bei Luftzutritt in der Weißglühhitze erhalten, so wird es zum großen Theil oxydirt und der Rest zu sehr entkohlt — verbrannt; — es verliert dadurch zugleich seine Geschmeidigkeit und wird mürbe. Dieselbe Folge kann die Reduction eingeschlossener Oxydrückstände beim Zusammenschweißen schlecht gereinigter Stücke haben.

Stahl verbrennt noch leichter als Stabeisen, mit demselben Verluste seiner Zähigkeit. Beide lassen sich durch fastige Schweißhitzen d. h. unter einer Schlackendecke, zwar etwas wieder verbessern, selten aber vollständig. Der Stahl muß daher bei möglichst niedriger Temperatur geschmiedet und geschweißt werden, um so mehr, als sein Schmelzpunkt dem teigigen Zustande schon näher liegt. Die größeste Sorgfalt und Uebung von Seiten des Arbeiters erfordert das Schweißen des Gußstahles. Zur Auflösung der Oxydhaut verwendet man dabei Borax, da die durch Lehm gebildete Schlacke für diesen Zweck zu strengflüssig ist.

Wird graues Gußeisen zum Glühen erhitzt, so verliert es die dadurch erlangte Volumvermehrung beim Erkalten nicht wieder vollständig, es bleibt voluminöser, selbst bei mehrfacher Wiederholung der Operation mit demselben Stücke. Das Verziehen von Rosten und andern dem Feuer sehr ausgesetzten Eisen-

theilen ist eine lästige Folge dieses merkwürdigen Verhaltens. Praktisch-nutzbar hat man dasselbe zum Kalibriren von Wurfgeschossen gemacht.

Die Dichtigkeit des Stabeisens ist 7,3 bis 7,9, die des Stahles 7,6 bis 7,9, die des Gußeisens 6,6 bis 7,8 mal so groß als die des Wassers. Kaltes Gußeisen ist schwerer als geschmolzenes, glühendes dagegen leichter als Letzteres. Das Gußeisen dehnt sich also im Moment des Erstorrens aus, preßt sich dabei in alle noch so feinen Vertiefungen der Form und eignet sich aus diesem Grunde so vortrefflich zu Gußwaaren. Vom Erstarrungsmomente ab vermindert sich sein Volum — es schwindet — um etwa $^1/_{96}$ der Längenausdehnung. Ist irgend ein starkes mechanisches Hinderniß dieser Zusammenziehung im Wege, so reißt das Gußstück quer zur Richtung des Widerstandes gewöhnlich sogleich beim Erkalten, oder es behält doch die Tendenz zum Zerreißen (Sponnung). Letzteres ist stets der Fall, wenn ein Gußstück in Folge sehr ungleicher Massenvertheilung ungleichmäßig erkaltet, da die schon kalten Theile das Schwinden der stärkern noch warmen Partien verhindern. Es entsteht hierdurch, falls sich nicht größere Blasen im Innern der stärkern Theile bilden, in der ganzen Masse eine Spannung, in deren Folge das Gußstück oft noch nach dem vollständigen Erkalten bei der geringsten Erschütterung oder Temperaturveränderung, scheinbar ohne Ursache, zerspringt. Bei Construction von Maschinentheilen muß hierauf besonders Rücksicht genommen, auch das gleichmäßige Erkalten des Gußstückes so viel als thunlich, durch örtliche Einwirkung befördert werden. Schwache Gußstücke ziehen sich durch ungleichförmiges Erkalten fast immer krumm — sie werfen sich. — Nur durch die größeste Aufmerksamkeit kann dies verhindert werden, meistens ist man genöthigt, dieselben durch Schlagen oder Biegen wieder grade zu richten. Auch durch örtliches Wiedererwärmen läßt sich wegen der schon erwähnten bleibenden Ausdehnung nachhelfen, auch die Spannung verringern. Wird von einem Gußstück mit verhältnißmäßig großer Oberfläche auf einer Seite die Kruste abgehobelt, so verzieht es sich stets, selbst bei bedeutender Eisenstärke, da der frühere Gleichgewichtszustand der Spannung dadurch gestört ist. Platten, die grade bleiben sollen, müssen daher stets auf beiden Seiten gehobelt werden, wenn deren Bestimmung dieses auf einer Seite erfordert. Mit sinkender Temperatur wird begreiflich die Spannung größer. Bei starker Kälte zerspringt daher sowohl Gußeisen als Stabeisen häufig durch Erschütterungen, die es bei mittlerer Temperatur aushalten würde.

Die Textur, das Gefüge, ist beim weißen Gußeisen zuweilen krystallinisch-blätterig (Spiegeleisen), meistens jedoch dicht, homogen, der Bruch splitterig. Beim grauen Gußeisen ist die Textur körnig-krystallinisch, der Bruch grobkörnig, von den zwischen die Eisentheilchen eingelagerten Graphitblättchen grau gefärbt. Da die Graphitausscheidung nie constant ist, so findet man allmälige Uebergänge zwischen grauem und weißem Gußeisen. Man nennt die lichtern Sorten, welche sich mehr dem Letztern nähern, halbirtes Gußeisen.

Der Stahl besitzt stets körnige Textur. Das Korn ist um so feiner, je höher der Kohlegehalt. Auch durch das Härten wird das Korn feiner, so daß es beim gehärteten Gußstahl auf der fast silberweißen Bruchfläche oft kaum mit unbewaffnetem Auge zu erkennen ist.

Die Textur des Stabeisens ist bei großem Querschnitt stets körnig, der Bruch hakig, fast weiß, bis bläulichgrau. Durch Biegen oder Ausrecken in niederer Temperatur erlangt es eine sehnig-faserige Textur, welche durch Erhitzen zum Weißglühen und Ablöschen, sowie auch im kalten Zustande durch anhaltende starke Erschütterungen, wieder vollständig in die körnige umgewandelt wird. Durch die letztgenannte Einwirkung wird das Gefüge sogar zuletzt grobblätterig und das Eisen in Folge dessen mürbe und brüchich. Dieselbe Wirkung hat auch das Ueberhitzen (Verbrennen) des Stabeisens, daher die Texturveränderung durch Erschütterungen bis in die neueste Zeit übersehen wurde.

Die Neigung zum Sehnigwerden ist bei verschiedenen Eisensorten, wahrscheinlich in bestimmter Abhängigkeit vom Grade seiner Reinheit, verschieden. Manche Sorten zeigen diese Textur schon bei stärkern Dimensionen, als andere, man nennt sie deshalb vorzugsweise sadiges Stabeisen, im Gegensatze zu dem bei mittlerem Querschnitt körnigen, erst beim Verarbeiten zu ganz schwachen Dimensionen (Ausrecken im kalten Zustande) sehnig werdenden Eisen. Schwache Bleche und Drähte sind stets sehnig. Auf dem Bruche

erscheint das sehnige Eisen faserig zerrissen, einzelne Bänder sind stets über die Bruchfläche hervorgezogen. Die Farbe der Sehnen ist bei gutem Eisen weißlich, fast bleifarbig. Dunkel gefärbte Sehnen deuten auf schlechte Beschaffenheit des Eisens.

Die Festigkeit, zunächst die absolute, der Widerstand gegen das Zerreißen, ist beim Stahl unter allen Körper am größesten; nächst ihm folgt das Stabeisen. Zum Zerreißen eines Eisenstabes von 1 Quadratzoll Pr. Querschnitt, ist eine Kraft von 56,000 Zollpfund erforderlich. Stärkere Stäbe haben eine verhältnißmäßig geringere, schwächere eine größere Festigkeit. Dünne Drähte vom summarischen Querschnitt eines Quadratzolles, erfordern zum Zerreißen eine Kraft von 85,000 Zollpfund. Dies auffallende Verhalten wird namentlich dem Sehnigwerden bei Verringerung des Querschnittes zugeschrieben; doch möchte auch der Umstand, daß nur das zäheste Eisen die Verarbeitung zu schwachen Dimensionen aushält, schlechteres dabei ausgeschieden wird, zur Erklärung beitragen. Auch ist es wahrscheinlich, daß die äußern Schichten des Eisens durch die Bearbeitung eine größere Festigkeit erlangen als der Kern, da sie entschieden dichter und härter werden. Dies würde zugleich erklären, warum ein Stab so auffallend viel leichter zu zerbrechen ist, wenn man an einer Stelle die Oberfläche, z. B. durch Einhauen mit einem Meißel, nur ein wenig verletzt hat. Das mechanische Moment allein scheint zur Erklärung der hierdurch so außerordentlich gesteigerten Zerbrechlichkeit nicht zu genügen.

Bei dem gehärteten und schwach angelassenen Gußstahl ist die absolute Festigkeit doppelt so groß als beim Stabeisen, beim grauen Gußeisen beträgt sie nur den dritten Theil von der des Letztern. Auch die relative Festigkeit, der Widerstand gegen das Zerbrechen, ist beim Stahl am größesten. Ihm folgen in absteigender Linie Stabeisen, graues Gußeisen, weißes Gußeisen. Die rückwirkende Festigkeit, der Widerstand gegen das Zerdrücken, scheint eben so am größesten beim (gehärteten) Stahl und nächst diesem beim weißen Roheisen zu sein. Genaue Versuche hierüber fehlen noch. — Die hier besprochenen Eigenschaften beziehen sich in der angegebenen Weise auf das nur mit Kohlenstoff verbundene Eisen. Beimengungen der im Eingange genannten Stoffe modificiren dieselben wesentlich. Ein geringer Gehalt an Schwefel beeinträchtigt bei Stabeisen und Stahl in gewöhnlicher Temperatur die Festigkeit und Geschmeidigkeit nicht, wirkt auf erstere eher günstig; bei Rothglühhitze dagegen vermindert ein Gehalt von 0,03 Procent schon die Geschmeidigkeit, das Eisen wird rothbrüchig, es zerfährt beim Schmieden, oder bekommt mindestens Kantenrisse. Aehnlichen Einfluß haben Kupfer und Arsen.

Silicium, welches sich jedoch selten im Stabeisen findet, da es am leichtesten zu entfernen ist und der im Gegentheile schwer zu beseitigende Phosphor vermindern die Geschmeidigkeit des Eisens in höherer Temperatur wenig oder gar nicht, machen es aber spröde bei gewöhnlicher Temperatur, — kaltbrüchig. Aehnliches Verhalten bewirkt auch anhaltendes Hämmern in kaltem Zustande, doch läßt sich die hierdurch erlangte Sprödigkeit durch Glühen wieder aufheben. An der Bruchfläche vermag nur ein sehr geübtes Auge zu unterscheiden, ob das Eisen wirklich kaltbrüchig, oder nur durch kaltes Schmieden spröde gemacht ist.

Die Härte des Stahles und Stabeisens scheint durch einen Gehalt an Silicium, Phosphor, Schwefel, Mangan und Wolfram vermehrt zu werden. Die beiden letztgenannten Stoffe vermindern dabei nicht gleichzeitig die Festigkeit und Geschmeidigkeit, weshalb man neuerdings Wolfram absichtlich mit dem Stahle legirt, Mangan wenigstens nicht absichtlich abscheidet. Die Legirung mit Wolfram hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bekanntwerdens bereits hohen Ruf erworben und eignet sich, nach den in den Handel gekommenen Proben zu urtheilen, vortrefflich zu feineren Werkzeugen und zu allen, von denen die größeste Härte verlangt wird. Eine Legirung des Stahles mit Silber ist seit langer Zeit wegen ihrer bedeutenden Elasticität geschätzt. Ob Letztere aber dem sehr geringen Silbergehalte, der höchstens 0,2 Procent betragen kann, da sich der Stahl mit größern Mengen nicht wirklich legirt, oder nicht vielmehr dem Behuf des Legirens erforderlichen Umschmelzen zu danken sei, wobei die Masse gleichartiger wird, ist noch sehr zweifelhaft.

Das Roheisen wird durch einen Gehalt an Phosphor sehr dünnflüssig, aber spröde und zum Weißwerden geneigt, die Graphitausscheidung also erschwert. Da es sich aus ersterm Grunde vortrefflich zu Poteriewaaren

eignet, so sucht man das Weißwerden durch andere Mittel gewöhnlich zu verhindern. Auch Mangan macht das Roheisen dünnflüssig und weiß; das Spiegeleisen enthält fast stets erhebliche Mengen (4 bis 7 Procent) davon. Schwefel im Gegentheil macht das Roheisen dickflüssig, aber auch weiß, zugleich blasig im Innern. Ein hoher Gehalt an Silicium befördert die Graphitausscheidung, macht also das Roheisen grau.

Das Eisen ist, wie es scheint ohne erheblichen Unterschied seines Kohlegehaltes, ein guter Leiter für die Wärme, ein schlechter für die Elektricität. Durch elektrische und magnetische inducirte Ströme wird das Stabeisen vorübergehend magnetisch. Die magnetische Vertheilung verliert sich jedoch rasch und vollständig nach dem Aufhören des inducirenden Stromes, während der Stahl zwar weniger leicht magnetisch wird, diese Eigenschaft aber, einmal erworben, bei gewöhnlicher Temperatur dauernd beibehält, durch Glühen aber gleichfalls wieder verliert. Gußeisen ist wenig empfänglich für magnetische Ströme.

Das Eisen ist leicht löslich in fast allen Säuren, schon bei beträchtlicher Verdünnung derselben. Ganz concentrirte Säuren können zum Theil nicht darauf wirken, weil, wie bei allen Metallen, die Auflösung durch gleichzeitige Oxydation bedingt wird. Der Kohlegehalt bleibt bei der Auflösung je nach der Menge desselben und der Wirkungsweise und Concentration der angewendeten Säure in eigenthümlichen Verbindungen zurück, deren Constitution und Entstehungsweise noch keineswegs genügend ermittelt ist. In den meisten Fällen, bei Vermeidung starker Oxydationsmittel, treten dabei auch flüchtige Kohlenwasserstoffe unter Hinterlassung humusartiger, den sogenannten organischen Kohlenstoffverbindungen ähnliche Rückstände auf.

Schon durch Einwirkung des (kohlensäurehaltigen) Wassers, selbst der feuchten atmosphärischen Luft, wird das Eisen sehr leicht oberflächlich oxydirt, die gebildete Oxydkruste — der Rost — bestehend aus Eisenoxydhydrat und basisch-kohlensaurem Eisenoxyd, verzögert jedoch, wenn sie gleichmäßig ist, das tiefere Eindringen der Oxydation. Eisen mit polirter, d. h. glatter, dichter Oberfläche wird später angegriffen als das mit rauher, d. h. größerer Oberfläche. Hat die Oxydation an einer verhältnißmäßig undichten Stelle einmal begonnen, so schreitet sie hier, vielleicht in Folge einer durch den ersten Oxydfleck hervorgerufenen galvanischen Spannung, rascher in das Innere der Masse vor, als seitwärts über die festere Fläche.

Gegenstände, die der Witterung oder andern chemischen Agentien sehr ausgesetzt sind, pflegt man auf verschiedene Weise dagegen zu schützen. Einige, z. B. Gewehrläufe, durch eine künstliche, gleichmäßige Oxydhaut (durch Brüniren), andere durch Verzinnen, Verzinken, Emailliren, Anstreichen mit Oelfarbe oder Theer, feinere wenigstens durch Bestreichen mit Fett. In höherer Temperatur (230° C.) wird das Eisen durch den Sauerstoff der Luft sehr rasch oxydirt und allmälig durch die ganze Masse in Oxydoxydul, höchstens die äußersten Schichten in Oxyd, verwandelt. Die schon bei Gelegenheit des Stahlhärtens erwähnten Anlauffarben zeigen auch blanke Flächen von Stabeisen und Gußeisen, das weiße noch früher als Stahl.

Metallisches Eisen wird, wie es bei seiner leichten Oxydirbarkeit nicht anders sein kann, nirgends in der Natur gefunden, einige wenige Meteormassen ausgenommen. Im oxydirten Zustande ist es einer der verbreitetsten Stoffe. Die zur Gewinnung des Metalles nutzbaren Mineralien, die Eisenerze im engeren Sinne, müssen es begreiflich in einer gewissen, durch den Preis des Fabricates bedingten Menge enthalten. Sie führen es theils als Oxydoxydul (Magneteisenstein) theils als Oxyd (Eisenglanz, Glaskopf, Rotheisenstein und dessen Varietäten) oder als Oxydhydrat (Brauneisenstein, brauner Glaskopf, Gelbeisenstein, Bohnerz, Rasen-, Wiesen- und Sumpferz) oder als kohlensaures Oxydul (Spatheisenstein, Sphärosiderit, Blackband). Das ebenfalls in größeren Mengen vorkommende Schwefeleisen (Schwefelkies) ist wegen der schwierigen Abscheidung des Schwefels als Eisenerz nicht nutzbar, oft aber lästiger Begleiter der andern Erze.

Im Zustande vollkommener, in der Natur selten vorkommender Reinheit hat das reichste Erz (Eisenoxyd-Oxydul, Magneteisenstein) 72,4 Procent, das ärmste (kohlensaures Eisenoxydul Spatheisenstein) 48,3 Procent metallisches Eisen. Das Vorkommen von reinem Oxydul ist wegen der Unbeständigkeit desselben noch weniger möglich, als das von metallischem Eisen. Ein Eisenerz mit über 72,4 Procent Eisengehalt kann daher nirgends existiren. Roheisen allerdings erfolgt

daraus um den Betrag seines Gehaltes an andern Stoffen mehr, also bis zu 80 Procent. Die oxydhaltigen Erze haben als gewöhnliche Begleiter Kiesel oder Kalk, die übrigen meistens Thon (kieselsaure Thonerde).

Diejenigen Erze, welche das Eisen nicht bereits als Oxyd enthalten, werden zur Herstellung dieser Oxydationsstufe vor dem Verhütten gewöhnlich geröstet, d. h. unter Luftzutritt bis zum schwachen Rothglühen erhitzt. Dies geschieht in offnen, freistehenden Haufen, oder in Haufen, welche auf drei Seiten von Mauerwerk eingeschlossen sind (Stadeln), oder in besondern Oefen, letztere mit directer Feuerung, Erz und Kohlen schichtenweise abwechselnd in dem schachtförmigen Ofenraume, oder mit äußerer Feuerung (Flammöfen).

Durch den Röstproceß werden Wasser und Kohlensäure ausgetrieben, Schwefelmetalle und Arsenmetalle, namentlich bei der an manchen Orten üblichen gleichzeitigen Anwendung von Wasserdampf, theilweise oxydirt und verflüchtigt, und eine die Reduction im Hohofen begünstigende Porosität, oder doch eine Auflockerung bewirkt, welche das für den geordneten Gang des Schmelzprocesses erforderliche Zerkleinen (Zerklopfen, Pochen unter Hämmern oder Stempeln, oder Quetschen zwischen zwei rotirenden Walzen) erleichtert. Selbstverständlich kann bei manchen Erzen, selbst bereits oxydhaltigen, häufig einer der letzteren Gründe Veranlassung und Zweck der Röstung werden. Erze mit großem Schwefelkiesgehalte läßt man auch wohl, meistens nach vorherigem Rösten, durch jahrelanges Liegen an der Luft verwittern und zur Entfernung des hierbei gebildeten Eisenvitrioles auslaugen.

In früherer Zeit gewann man durch einen sehr unvollkommenen Proceß aus den Erzen direct Stabeisen und Stahl, welche beide früher bekannt waren, als das Gußeisen. Man schmolz die mit Kohlen gemengten Erze, anfangs bei natürlichem Luftzuge in einfachen Gruben, später bei Anwendung von Blasevorrichtungen in offenen Herden (Zerrennherden, Zerrennfeuern), oder in niedrigen Schachtöfen (Stück- oder Wolfsöfen), auf deren Boden sich die Eisenmasse ansammelte, die dann von Zeit zu Zeit ausgebrochen wurde.

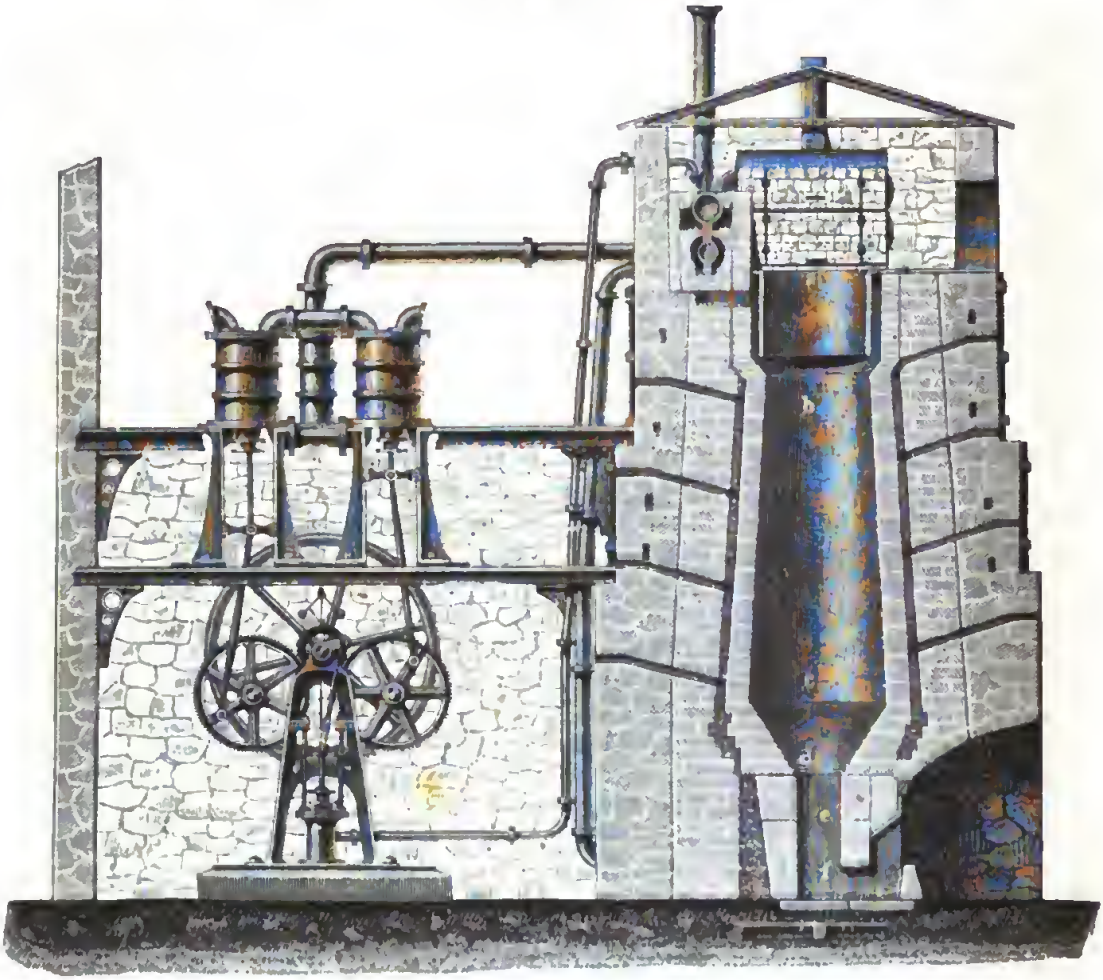
In neuerer Zeit sind rationellere Methoden zur directen Stabeisen- oder Stahlgewinnung aus den Erzen aufgetaucht; wir kommen darauf später zurück. In jedem Falle ist begreiflich die Verfolgung dieses Principes nur bei völlig reinen Erzen anwendbar, welche sich nicht in genügenden Mengen finden lassen, um den ganzen gegenwärtigen Bedarf an Eisen damit zu decken. Die älteren Methoden setzen überdies einen Ueberfluß an Holz voraus, welcher jetzt wohl in keinem civilisirten Lande mehr anzutreffen sein möchte. Man hat daher lernen müssen, auch aus unreinen Erzen, mit geringen, vorzugsweise fossilen Brennmaterialien, brauchbares Eisen massenweise zu produciren.

Um dies zu erreichen, ist man bis jetzt genöthigt, aus den Erzen zunächst Roheisen zu erzeugen, aus welchem man dann durch eine andere, getrennte Operation, den Frischproceß, Stabeisen und Stahl gewinnt. So wenig rationell dies Verfahren auf den ersten Blick auch scheint, da das Eisen hierbei einen Ueberschuß an Kohlenstoff aufnehmen muß, den man ihm nachher nur mit Mühe wieder entzieht, so wird die Zweckmäßigkeit desselben begreiflich, wenn man bedenkt, daß das Eisen hierdurch bei einer leicht zu erreichenden Temperatur flüssig wird und sich in diesem Zustande leichter und vollständiger von den beigemengten Bergarten scheidet, als in dem teigigen Zustande des weißglühenden Stabeisens oder Stahles. Die Abscheidung der schädlichen Bestandtheile der Erze muß jedoch stets so viel als thunlich schon bei der Aufbereitung derselben, vor dem Verschmelzen geschehen, namentlich bei schwefelkieshaltigen, da der Schwefel desselben fast ganz an das Eisen übergeht, während Phosphor zum Theil verschlackt wird. Einmal vom Roheisen aufgenommen, lassen sich beide durch die späteren Processe nur sehr schwierig und unvollständig wieder entfernen.

Die Erzeugung des Roheisens geschieht in Hohöfen oder Blauöfen. Beides sind schachtförmige, aus feuerfesten Steinen oder Chamottmasse gebildete, in starkes Mauerwerk oder eiserne Mäntel eingeschlossene Oefen, in denen man die oben schichtenweise mit Brennmaterial abwechselnd aufgegebenen Erze mit Hilfe eines am untern Ende mittelst irgend einer Gebläsevorrichtung (jetzt fast stets Cylindergebläse) eingetriebenen Stromes comprimirter, gewöhnlich durch die entweichenden Verbrennungsproducte erhitzter Luft continuirlich niederschmilzt, während die geschmolzenen Pro-

ducte — Eisen und Schlacke — unten entweder von Zeit zu Zeit abgelassen, oder ausgeschöpft werden. Die Gestalt des innern Verticalschnittes des Ofens ist der in untenstehender Fig. 1 gezeichneten stets mehr oder weniger ähnlich. Letztere zeigt zugleich in äußerer

Fig. 1.



Ansicht das durch eine Dampfmaschine betriebene Cylindergebläse. Die Höhe dieser Oefen, so wie die Verhältnisse ihrer einzelnen Dimensionen, die Anzahl und der Querschnitt der Oeffnungen zum Einströmen des Windes (Formen) sind — abhängig von der Natur der zu Gebote stehenden Erze und Brennmaterialien, so wie der verlangten Roheisensorte — so außerordentlich verschieden, daß hier unmöglich näher darauf eingegangen werden kann. Im Allgemeinen läßt sich angeben, daß die Oefen, namentlich im untern verengten Theile d f, dem Gestell, um so höher und enger sind, je fester und dichter, daher schwerer reducirbar und schmelzbar die Erze, umgekehrt, um so niedriger und weiter, je leichter schmelzbar die Erze sind. Im ersten Falle ist wegen der bei dieser Construction erfolgenden hohen Temperatur, welche noch überdies die Reduction des die Graphitausscheidung befördernden Siliciums begünstigt, das Product stets graues Roheisen, im anderen Falle meistens weißes Roheisen. Um die Größe der Verschiedenheit der Ofendimensionen anzudeuten, mag noch erwähnt werden, daß die ganze Höhe des Ofens vom Boden bis zur obern Mündung, der Gicht,*) zwischen 20 und 60 Fuß schwankt. Die meisten Holzkohlenhohöfen sind zwischen 30 und 35 Fuß, die Coakshohöfen gewöhnlich über 40 Fuß hoch. Der Querschnitt der oberen Ofentheile, bis zum Gestell hinab, ist gewöhnlich

*) Gicht heißt sowohl die obere Mündung des Ofens, als auch das auf einmal aufzugebende Quantum Erz und Kohle, die Charge.

kreisförmig. Neuerdings wird zur Vermehrung der Capacität ohne Alteration anderer Verhältnisse, ein elliptischer oder ovaler Querschnitt empfohlen. Der Querschnitt des Gestelles ist auf den Werken, wo man dasselbe aus feuerfesten Sandsteinen zusammenfügt, einzig in Rücksicht auf die leichtere Bearbeitung, gewöhnlich quadratisch oder rechteckig, da, wo man dasselbe durch Einstampfen von Chamottmasse herstellt, besser rund oder oval. Der untere Theil des Gestelles, der Herd, Eisenkasten, ist, wie Fig. 1 zeigt, an einer Seite durch das Mauerwerk, die Brust des Ofens, nach Außen verlängert und bildet hier eine Oeffnung, den Vorherd, zum Ausschöpfen und Abwerfen des Eisens und der Schlacke oder zum Ablassen derselben durch ein am Boden des Herdes befindliches, durch einen Sandpfropfen verschließbares Loch (Abstichloch). Die Blauöfen unterscheiden sich von den Hohöfen nur durch den Mangel eines Vorherdes, sie arbeiten „mit geschlossener Brust“ und haben meistens auch kein scharf abgegrenztes Gestell.

Als Brennmaterial für die Hohöfen dienen: Steinkohlen (nicht backende, Sinterkohlen), Coaks, Anthracit oder Holzkohle, die an vielen Orten mit Vortheil zu ⅓ oder ½ des Volums oder auch ganz durch rohes, lufttrockenes, gedarrtes oder halbverkohltes Holz ersetzt wird. Besonders vortheilhaft ist hierbei die Verwendung der geringen Fichtenholz-Sortimente (Stockholz) in gut getrocknetem Zustande. Diese geben beim Verkohlen wenig und schlechte Kohlen, während sie beim Rohverbrauch im Hohofen fast eben so viel leisten, als ein gleiches Volum Kohle, weil die beim Verkohlen in Meilern nutzlos entweichenden Gase hier zur Wirkung kommen. Wahrscheinlich würde sich in vielen Fällen hiermit noch weit mehr gewinnen lassen, als bis jetzt geschieht. Die höhern Transportkosten des Holzes setzen allerdings der Verwendung im rohen Zustande eine Grenze, die aber mit der Steigerung seines Werthes auf immer weitere Entfernungen vom Werke hinaus zu schieben sein wird. Angesichts der Werthsteigerung der Brennstoffe überhaupt, muß das Hauptbestreben des Metallurgen auf ihre möglichst vollständige Ausnutzung gerichtet sein. Beim Verkohlen wird aber ein großer Theil ganz ungenutzt geopfert, beim Holze gegenwärtig hauptsächlich nur deshalb, um den Rest transportabler zu machen. Bei den Steinkohlen hat die Vercoakung meistens zum Hauptzweck die Beseitigung ihres Schwefelgehaltes und ist daher in vielen Fällen unvermeidlich. Die Verwendung von Torf und Braunkohle zum Hohofenbetriebe hat wegen der geringen Festigkeit ihrer Kohlen und des starken, meist schwefelführenden Aschengehaltes noch nicht gelingen wollen.

Der im Hohofen vorgehende chemische Proceß ist im Wesentlichen ein reducirender Schmelzproceß. Der Sauerstoff der durch die Formen einströmenden Luft verbrennt den bis jetzt herrschenden Ansichten nach zunächst bei seinem Eintritt in den Ofen zu Kohlensäure, die aber sogleich beim Durchströmen der nächsten glühenden Kohlenschichten zu Kohlenoxydgas reducirt und als solches im Ofen emporgedrängt wird. Im obern Theile des Ofens, zwischen a und b der Fig. 1, wird das in der Erz- und Brennstoffmasse — der Beschickung — enthaltene Wasser, nebst der etwa noch vorhandenen Kohlensäure, ausgetrieben, die rohen Brennstoffe verkohlt. Gelagerte Kohlen verbrennen oberflächlich durch die in großer Menge von ihnen absorbirte Luft, erhöhen also die Temperatur der obern Ofentheile. In der Gegend zwischen b und c geschieht, bei Rothglühhitze, durch Einwirkung des aus dem untern Schachtraume aufsteigenden Kohlenoxydgases und des sich hier bildenden Kohlenwasserstoffs auf die durch das Rösten und die Wärmeausdehnung porös gewordenen Erzstücke, von der Oberfläche zum Kern fortschreitend, die Reduction des Eisenoxyds, zunächst zu Oxyd-Oxydul, dann zu metallischem Eisen, wobei der Sauerstoff des Oxyds mit dem Kohlenoxydgase wieder zu Kohlensäure zusammentritt — verbrennt, also hier eine neue Temperaturerhöhung bewirkt.

Dieser Vorgang, sowie der nächstfolgende, würden scheinbar bei möglichst großer Oberfläche der Erze, also bei Pulverform derselben, am schnellsten beendet werden. Letztere würde aber den aufsteigenden Gasen den Durchgang durch die Schmelzsäule erschweren, sie zwingen, sich an den Schachtwänden durchzudrängen und daher ihrer Einwirkung ganz entgehen. Man darf daher die Erze nur bis zur Nußgröße zerkleinern. Auflockerung der Schmelzsäule, sowie Verlängerung des Aufenthaltes der Erze in dieser Gegend, ist auch der Zweck der Erweiterung des Ofenschachtes. Im Maximo der letztern, — dem Kohlensack — pflegt die Reduction vollendet zu

ſein und es beginnt, oder vollendet ſich vielmehr, bis d fortſchreitend, die Aufnahme von Kohlenſtoff von den durch das Entweichen des Sauerſtoffs noch poröſer, faſt ſchwammig, gewordenen Eiſenſtücken, die noch die äußere Form der Erzſtücke beſitzen. Kohlenwaſſerſtoff kann in dieſer Zone nicht exiſtiren, dagegen wird das Kohlenoxydgas hier durch Cyangas unterſtützt. Auch durch directe Berührung des nunmehr weißglühenden Eiſens mit der feſten Kohle, welche durch die Verengung des Ofenſchachtes (die Raſt) befördert wird, kann die Kohlung vollendet werden. Nebenher werden auf dieſelbe Weiſe aus den vorhandenen Erden auch Silicium, Phosphor, Mangan ꝛc. reducirt. In der Gegend zwiſchen d und e, dem Obergeſtell, wo wegen des geringen Querſchnittes die hohe Temperatur der zwiſchen e und f ſtattfindenden lebhaften Verbrennung noch wenig abgenommen hat, beginnen die Erdarten der Beſchickung zur Schlacke zuſammenzuſchmelzen, welche das gleichzeitig mit den übrigen reducirten Stoffen zuſammenſchmelzende Roheiſen vor der directen (entkohlenden) Einwirkung der Gebläſeluft ſchützt. Beide, tropfen gemeinſchaftlich in den Herd hinab, wo ſie ſich vermöge ihrer verſchiedenen ſpecifiſchen Gewichte von einander ſcheiden, ſo, daß die Schlacke auf dem Eiſen ſchwimmt und daſſelbe auch hier vor dem Winde ſchützt. Wie hieraus erhellt, iſt die Schlacke für den Hohofen nicht etwa nur als ein läſtiger Auswurfſtoff anzuſehen, ſondern als ſchützende Decke für das Eiſen, namentlich wenn daſſelbe direct zur Gußwaarenproduction verwendet wird, durchaus nothwendig. Um nun aber zur rechten Zeit eine genügend dünnflüſſige Schlacke bilden zu können, müſſen die ſie conſtituirenden Erdarten in der Beſchickung in einem beſtimmten Verhältniſſe vorhanden ſein. Die Schlacke iſt nach der Nomenclatur des Chemikers nichts Anderes, als ein Salz, ein Silicat, oder vielmehr ein Gemenge zweier Silicate von verſchiedener Conſtitution. Kieſelerde und Thonerde, ſelten Eiſenoxyd, treten darin als Säuren, die übrigen Erden und Metalloxyde als Baſen, auf. Falls die Schmelzung der Beſchickung vor vollendeter Reduction des Eiſens beginnt, geht auch das noch nicht reducirte Eiſenoxydul in die Schlacke ein, macht zwar dieſelbe leichtflüſſig, geht aber für die Gewinnung verloren. Glücklicherweiſe haben indeſſen die Silicate verſchiedene, von ihrem Sättigungsgrade abhängige, Schmelzpunkte. Der Hüttenmann iſt alſo im Stande, für dichte, ſchwer reducirbare Erze, die zur vollſtändigen Reduction eine höhere Ofentemperatur erfordern, die Beſchickung entſprechend ſtrengflüſſig, für lockere, leicht reducirbare Erze, der für dieſe hinreichenden niedern Ofentemperatur entſprechend leichtflüſſig zu machen. Er erreicht dies, da die Erze nur ſelten von vorn herein das erforderliche beſtimmte Verhältniß an Erdarten enthalten, durch entſprechende Miſchung — Gattirung — verſchiedener Eiſenſteine, oder, wo dieſes Mittel nicht anwendbar oder nicht ausreichend iſt, durch Zuſatz — Zuſchlag — der fehlenden Stoffe. Für zu kieſelreiche Beſchickung dient reiner Kalk als Zuſchlag, der nebenbei noch die Verſchlackung des Schwefels begünſtigt, für zu baſiſche Beſchickungen reiner Quarz. Die vollſtändige Mengung der gattirten Erze und Zuſchläge wird durch Auffahren und Ausbreiten größerer Mengen derſelben zu einem Haufwerke — dem Möller — bewirkt, von welchem beim Aufgeben das beſtimmte Quantum ſo abgeſtochen wird, daß ſämmtliche Schichten ſenkrecht durchſchnitten werden.

Den Eiſengehalt der Beſchickung ſucht man, ſo weit es die Verhältniſſe geſtatten, möglichſt conſtant zu halten. Ueber 55 bis höchſtens 60 Procent darf er, auch wenn reichere Erze in hinreichender Menge disponibel wären, nicht ſteigen, um die nöthige Schlackenmenge zu gewinnen, unter 25 Procent wird er aus ökonomiſchen Rückſichten wohl nirgend mehr fallen dürfen. Der Kohlungsgrad des Roheiſens, und damit die Beladung an fremden Stoffen überhaupt, iſt zunächſt von der Ofenconſtruction und dieſe, wie wir geſehen haben, von der Beſchaffenheit der Schmelzmaterialien abhängig. Temporär wird die Beſchaffenheit des Productes durch mancherlei, theils zufällige, theils abſichtliche Einwirkungen auf den normalen Verlauf des Schmelzproceſſes, häufig modificirt. Erſtere ſind hauptſächlich: Störungen im regelmäßigen Niedergehen der Gichten — Verſetzungen, Rücken und Kippen derſelben, Erweiterungen des Geſtelles durch allmäliges Wegſchmelzen der Wände, zu ſtarkes, bis zum Zuſammenſintern (Verſchlacken) geſteigertes Röſten der Erze, abnorme Beſchaffenheit der Brennſtoffe u. a., letztere namentlich: Veränderungen des Erzſatzes pro Gicht bei conſtanter Brennſtoffmenge, Verän-

derungen in der Pressung und Temperatur der Gebläseluft, sowie auch in der Menge derselben durch Veränderung des Formenquerschnittes bei gleichbleibender Pressung. Man nennt den Inbegriff aller dabei auftretenden Erscheinungen den Gang des Ofens. Der auf möglichst kohlenreiches Eisen gerichtete Gang heißt Gaargang. Ist dieser bei schwer reducirbaren Erzen, also strengflüssiger Beschickung, vorhanden, so entsteht graues, in natürlicher Folge der hohen Ofentemperatur am meisten mit Silicium und andern reducirten Stoffen beladenes Roheisen. Aus leicht reducirbaren Erzen, also leichtflüssiger Beschickung und daher bei niederer Ofentemperatur erfolgt, besonders bei Gegenwart von Mangan oder Phosphor, weißes Roheisen, welches man zum Unterschiede von dem kohlearmern, weißgaares, im krystallinischen Zustande Spiegeleisen nennt.

Sinkt die Temperatur unter das normale Maß, oder erfolgt die Schmelzung durch irgend andere störende Einflüsse vor der vollständigen Reduction und Kohlung, so entsteht Rohgang, dessen Product stets weißes kohlearmeres — grelles oder bei nur schwachem Rohgange, halbirtes (spitzes) Roheisen ist. Dabei wird die Schlacke durch Aufnahme von Eisenoxydul dunkelgrün gefärbt und, bis zu einer gewissen Grenze des Eisengehaltes, dünnflüssiger, enthält daher weniger mechanisch eingeschlossene Eisenkörner als die zähere, von chemischen Eisenverbindungen fast freie Schlacke von gaarem Gange. Das, sei es durch zu starkes Rösten oder durch zu frühes Schmelzen der Beschickung im Ofen selbst, einmal verschlackte Eisen wird nur sehr langsam und unvollständig wieder reducirt.

Die Schlacke vom rohen Gange, sowie auch die, meistens durch Gehalt an Manganoxydul dünnflüssige, Schlacke vom gaaren kalten Gange (bei leichtflüssiger Beschickung), wird sehr zweckmäßig als Baumaterial verwendet. Sie eignet sich wegen ihrer Porosität ausgezeichnet zum Ausmauern von Fachwerk, läßt sich auch im flüssigen Zustande zu Steinen formen, die aber keine große rückwirkende Festigkeit besitzen. Die zähe Schlacke vom gaaren Gange wird meistens zur Gewinnung der mechanisch eingeschlossenen Eisenkörner gepocht und ausgewaschen (Wascheisen).

Der relative Brennstoffverbrauch bei der Roheisengewinnung ist namentlich von dem Eisengehalte der Beschickung und dem Grade ihrer Schmelzbarkeit abhängig, mithin sehr schwankend. Für Holzkohlen pflegt er zwischen 1,1 und 2,2 bis höchstens 3,0, für Steinkohlen zwischen 2,5 und 3,3 für Coaks zwischen 1,8 und 2,5 bis 3,0 vom Gewichte des Roheisens zu schwanken. Rohes Holz hat bei etwa $^1/_3$ Zusatz dem Volum nach fast gleiche Leistung wie Holzkohle.

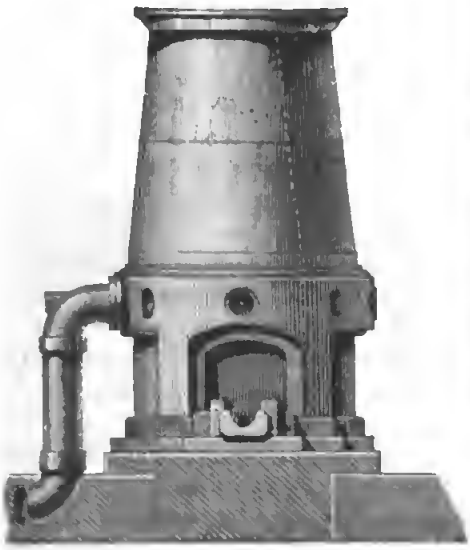
Die Größe der Production und im Zusammenhange damit die Zahl der täglich durchschmelzenden Gichten, ist von der Größe des Ofens, der Beschaffenheit der Schmelzmaterialien, und der Menge und Pressung der Gebläseluft abhängig. Sie pflegt zwischen 150 und 2000 Centner pro Woche zu liegen, kommt aber bei manchen Coaksöfen noch bedeutend höher. Die Mehrzahl der Hohöfen hat eine Production von 300 bis 800 Centner pro Woche. Die aus der Gicht entweichenden, zum Theil noch brennbaren Gase, werden gewöhnlich zur Erwärmung der Gebläseluft, zur Heizung von Dampfkesseln oder Puddelöfen, zum Trocknen der Gußformen, zum Rösten der Eisensteine und ähnlichen Zwecken ausgenutzt. Um diesen Zweck noch vollständiger zu erreichen, fängt man (wie Fig. 1 andeutet) häufig die Gase, bevor sie sich entzündet haben, unterhalb der Gicht ab und leitet sie durch Röhren nach den Apparaten, in denen sie durch ihre Verbrennung wirken sollen. Wie tief man mit diesem Abfangen der Gase unter die Gicht nieder gehen darf, ohne den Ofen zu benachtheiligen und das auf der andern Seite wieder zu verlieren, was man auf der einen gewinnt, ist eine bis jetzt nicht vollständig entschiedene Streitfrage. Der größte Nutzen läßt sich begreiflich aus den Gichtgasen bei Verwendung von rohen Brennstoffen zum Hohofenbetriebe ziehen. — Jeder Hohofen bleibt selbstverständlich unter sonst normalen Verhältnissen so lange in fortwährendem Gange, bis er in Folge des allmäligen Wegschmelzens der innern Wände einer Erneuerung der Letztern bedarf. Die Dauer einer Betriebszeit — Campagne, Hüttenreise — variirt in den meisten Fällen bei gut geleitetem Betriebe zwischen 2 und 4 Jahren, selten übersteigt sie letztern Zeitraum, häufiger bleibt sie unter 2 Jahren. Sind die zum guten Gange des Ofens erforderlichen Bedingungen von vorn herein nicht gesichert, so kann bei der geringsten Betriebsstörung die Tempe-

ratur der Schmelzzone unter den Schmelzpunkt sinken; die ganze Masse erstarrt dann und muß durch mechanische Mittel beseitigt werden.

Bei vorübergehenden kürzern Betriebsstörungen werden sämmtliche Oeffnungen des Ofens fest verschlossen, — der Ofen wird gedämpft. Nach Beseitigung der Störung werden einige Gichten Kohlen ohne Erzsatz, — taube Gichten — aufgegeben. Ist die Störung vorauszusehen (Reparaturen am Gebläse ꝛc.) so geschieht ein Gleiches schon vor dem Dämpfen.

Von der Mehrzahl der größern Eisenwerke wird das von den Hohöfen producirte Roheisen nicht direct im flüssigen Zustande zu Gußwaaren verwendet; sondern in beliebige einfache Formen gegossen und als Rohmaterial zu Markte geliefert. Soll dieses zu Gußwerk verarbeitet werden, so wird es entweder in Cupolöfen oder in Flammöfen wieder eingeschmolzen. Erstere haben im Wesentlichen die Einrichtung und Form der Hohöfen, nur weit geringere Dimensionen, sind oft sogar transportabel. Nachstehende Fig. 2 zeigt einen besonders stark effectuiren-

Fig. 2.



den Cupolofen mit acht von einem den Ofen umgebenden Windringe ausmündenden Formen. Man betreibt die Cupolöfen mit Coaks oder Holzkohlen, die mit dem Roheisen schichtenweise aufgegeben werden.

Die Flammöfen gleichen in der allgemeinen Anordnung den Puddelöfen, wovon auf Seite 17 eine Skizze folgt. Im Innern eines parallelepipedischen, meist durch Eisenplatten zusammengehaltenen Mauerkörpers liegt ein flacher kastenförmiger Herd zur Aufnahme des Eisens. Seitlich vor diesem Herde ist ein schachtförmiger Verbrennungsraum mit Rost und Aschenfall. Die hier durch ein beliebiges flammbares Material erzeugte Flamme schlägt über die Feuerbrücke in den Herd, erhitzt diesen auf den zum Schmelzen des durch eine seitliche Oeffnung eingesetzten Eisens erforderlichen Grad und entweicht durch eine der Feuerbrücke gegenüber liegende Oeffnung, den Fuchs, in die Esse, welche zur Ansammlung der durch den lebhaften Luftstrom fortgerissenen Asche nach unten bis auf die Hüttensohle verlängert ist. Das Ablassen des geschmolzenen Roheisens geschieht durch eine, gewöhnlich in der Nähe des Fuchses befindliche, Oeffnung am Boden des nach dieser Richtung etwas geneigten Herdes. Durch das Umschmelzen verliert das Roheisen etwas Kohlenstoff und einen großen Theil seines Siliciums, wird daher aus letzterm Grunde meistens haltbarere und besser aussehende Gußwaaren geben, als das direct aus dem Hohofen vergossene Eisen.

Der Abgang beim Schmelzen beträgt meistens 3 bis 5 Procent, bei siliciumreichem Roheisen oft über das Doppelte; beim Flammofen ist er gewöhnlich bedeutender als beim Cupolofen. Bei Letzterm verbraucht man für 1 Theil Roheisen im Mittel 0,35 bis 0,6 Holzkohlen oder 0,2 bis 0,4 Coaks, beim Flammofen 0,4 bis 0,8 Steinkohlen oder 1,3 Fichtenholz oder 1,8 gedarrten schweren Torf. Man schmilzt im Cupolofen pro Stunde etwa 6 Centner, im Flammofen Chargen von 15 bis 60 Centner in 2 bis 4 Stunden.

Die Anfertigung der Gußformen geschieht zwar für die meisten Metalle im Wesentlichen auf dieselbe Weise, ist daher nicht ausschließlich Gegenstand der Eisenindustrie, mag jedoch, um keine zu große Lücke zu lassen, hier kurz angedeutet werden.

In den meisten Fällen werden die Formen aus feinkörnigem, aber nicht pulverförmigem Quarzsand mit so viel Thongehalt, daß er sich in feuchtem Zustande ballen läßt, angefertigt, oft dann vor dem Gusse getrocknet. Seltner bildet man die Formen aus Lehm, noch seltner, fast nur zur Herstellung von harten Walzen oder Spurkränzen für Räder, aus Eisen (Flaschenguß, Schalenguß). Zur Erzeugung der Sandformen bedarf man

Digitized by Google

eines Modelles, welches ganz die Form des verlangten Gußstückes hat, aber um so viel (1/20) größer ist, als sich das Eisen vom Erstarrungsmomente bis zur völligen Abkühlung zusammenzieht (schwindet). Man fertigt die Modelle aus Holz, etwaige Verzierungen werden auf beliebige Weise hergestellt und auf das Holzmodell aufgeheftet. Hat man sehr viel Abgüsse desselben Stückes zu machen, so wird nach dem für diesen Fall mit doppeltem Schwindmaß angefertigten Holzmodell zuvor ein Modell von Eisen oder einem andern Metalle hergestellt.

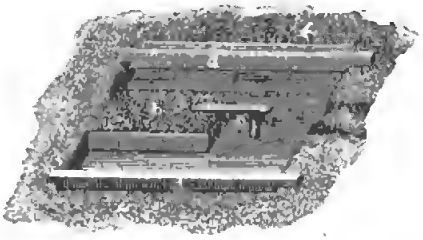
Für Gegenstände von sehr einfacher (prismatischer, plattenförmiger, conischer, halbkugeliger) Gestalt, die bei nicht zu geringer Eisenstärke auf einer Seite eine rauhe Oberfläche haben dürfen, bildet man die Formen durch bloßes Einklopfen des Modelles in eine lockere, auf einer Unterlage von Kohlenlösche ausgebreitete Sandschicht, welche man an die Seiten des Modelles mit der Hand andrückt und festklopft (Herdguß). Die Höhe (Dicke) des Modells kann für diesen besondern Fall zu Gunsten seiner Haltbarkeit die des zu erzeugenden Gußstückes übersteigen, auf seiner obern Fläche können Handhaben angebracht werden.

Um das Ausheben aus der Sandform ohne Beschädigung der letztern zu ermöglichen, müssen die Seitenflächen aller Modelle nach Unten eine geringe Converganz — Verjüngung — erhalten. Den Rändern der Sandform gibt man durch Benetzen mit Wasser mehr Festigkeit.

Nachdem das Modell wie beschrieben in den Sand eingeformt ist, wird es durch gelindes Klopfen losgerüttelt und mit einem etwas zitternden senkrechten Zuge ausgehoben. Die Form wird sodann zum Schutze gegen die chemische (verschlackende) Einwirkung des flüssigen Eisens mit Kohlenstaub, vorher auch wohl noch zur Verfeinerung der Fläche mit Sandpulver bepudert und dieser Staub entweder mit entsprechend gestalteten Instrumenten glatt gestrichen, oder, falls die Flächen verziert sind, durch nochmaliges Einsenken und gelindes Einklopfen des sorgfältig getrockneten und gesäuberten Modelles festgedrückt.

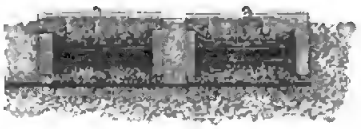
Vor der offenen Herdform wird an einer Seite eine in dieselbe mündende, flache Rinne (Fig. 3 a) durch Festdrücken des Sandes gebildet. In diese wird das flüssige Eisen gegossen und seine gleichmäßige Ausbreitung in der Form mit Hilfe einer hölzernen Krücke befördert. Man gießt so lange, bis das Gußstück die erforderliche Dicke erlangt hat.

Fig. 3.



Soll das Gußstück größere Durchbrechungen erhalten, so sind diese auch im Modell ausgeschnitten und werden beim Einformen mit Sand ausgefüllt, welcher dann in der Form (Fig. 3) inselförmig stehen bleibt (Fig. 3 b). Kleinere Löcher lassen sich auf diese Weise nicht herstellen, da das in die Form einströmende Eisen die ihnen entsprechenden kleinen Sanderhöhungen wegspülen würde. Das Modell hat daher an den Stellen, wo das Gußstück Löcher haben soll, entsprechende Erhöhungen, — Kernmarken. In die durch Letztere beim Einformen gebildeten Vertiefungen setzt man festere, getrocknete Sandkörper — Kerne — ein, welche durch festeres Einstampfen eines fetteren Sandes in besondere hölzerne oder metallene Formen — Kernkasten — erzeugt werden. Bei größeren Di-

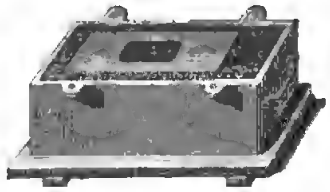
Fig. 4.



mensionen gibt man diesen Kernen durch eingelegte, eiserne Gerippe — Kerneisen — die nöthige Festigkeit (Fig 4 a) und bildet durch mehrmaliges Durchstechen mit einer eisernen Nadel Canäle, durch welche die eingeschlossene, beim Guß durch die Wärme ausgedehnte Luft nebst dem durch Verbrennen von Kohlenstaub gebildeten Kohlenoxydgase entweichen kann. Letztere suchen sich, wenn man für ihre anderweite Ableitung nicht sorgt, ihren Weg durch das Eisen und machen das Gußstück dadurch blasig. Die fertigen Kerne werden mit einer aus Thonwasser und Kohlenstaub oder Graphit bestehenden Schwärze bestrichen, damit sie vom Eisen nicht

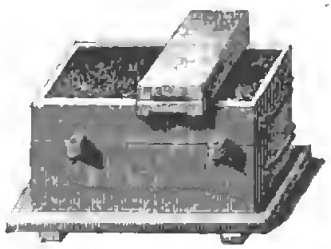
angegriffen werden. Die richtige Stellung kleinerer Kerne in der offenen Sandform sichert man durch aufgelegte eiserne Schienen, welche anderseits auf dem nächsten Rande der Form aufruhen (Fig. 3 c). Durch Einlegen eiserner Schienen (Kerne) in die Form, so daß sie den Boden derselben nicht berühren, lassen sich auf der Oberseite des Gußstückes Rinnen oder Falze herstellen (Fig. 3 d). Andere Vertiefungen oder Erhöhungen auf der oberen Fläche lassen sich durch vollständiges Bedecken der Form durch eine zweite, jene enthaltende, Sandform bilden (Fig. 4 a), die man entweder auf die oben angedeutete Weise in Kernkasten, oder mit Hilfe eines Modelles in einem flachen, eisernen oder hölzernen Rahmen (Sandlade, Kasten) anfertigt. Durch diese vollständige Bedeckung wird zugleich die Dicke des ganzen Gußstückes genau bestimmt. Letzteres allein ist oft der Zweck der Bedeckung mit für diesen Fall unten ganz schlichten Kernen oder Sandladentheilen, die sich dann auch durch geschwärzte eiserne Platten ersetzen lassen. In jedem Falle muß die Bedeckung sehr stark belastet werden, um dem bedeutenden hydrostatischen Drucke des flüssigen, durch eine in der Bedeckung ausgesparte trichterförmige Oeffnung — Einguß — einströmenden Eisens den nöthigen Widerstand leisten zu können. Ist die Belastung unzureichend, so hebt — treibt — das Eisen die Decke ganz oder stellenweise in die Höhe und das Gußstück wird stärker als man beabsichtigte. Dasselbe geschieht nach unten oder seitwärts, wenn die Sandform zu locker ist. Da andererseits durch zu fest geformten Sand die Luft nicht entweichen kann, so ist leicht ersichtlich, daß die Aufmerksamkeit des Formers besonders auf den richtigen Festigkeitsgrad der Sandform gerichtet sein muß. Der verdeckte Herdguß wird nur in besondern Fällen, bei sehr großen Gegenständen, angewendet. Bei kleineren Objecten ersetzt man die feste Herdsohle durch ein transportables zweites Sandladentheil. Dieses, das Untertheil der Lade, bringt man in umgekehrter Lage auf einen ebenen Boden, legt das Modell hinein und stampft den übrigen Raum mit Sand voll, streicht die obere Sandfläche schlicht und wendet das Ladentheil mit seinem ganzen Inhalte um (Fig. 5), streicht auch die obere, zwischen Modell und Ladenrand befindliche Sandfläche fest und glatt und bestäubt diese mit grobem Kohlenpulver, oder magerem, trocknem Sande. Dann wird das obere Ladentheil auf das untere aufgesetzt und ebenfalls mit Sand vollgestampft, wobei man wieder durch ein besonderes schlank

Fig 5.



conisches oder keilförmiges Modell einen Einguß ausspart. Nach dem Abheben des von der bestäubten Fläche sich leicht ablösenden Obertheiles der Lade schneidet man, wenn der Einguß nicht auf, sondern, wie in den meisten Fällen, neben das Modell gesetzt wurde, zur Communication desselben mit der Form eine oder mehrere Rinnen in dem Sande aus, stäubt und glättet die Form nach Entfernung des Modelles wie schon beschrieben und setzt die Lade wieder zum Gusse zusammen (Fig. 6). Beide Ladentheile müssen

Fig. 6.

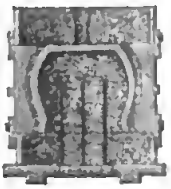


durch irgend eine mechanische Vorrichtung stets in die gleiche gegenseitige Lage geführt und gegen den Druck des flüssigen Eisens gesichert werden. Ist das Object so gestaltet, daß sich das Modell ohne Beschädigung der Form nicht im Ganzen würde ausheben lassen, so muß es in zwei oder mehrere Theile getheilt sein, die dann einzeln ausgehoben werden. Häufig muß dann auch die Sandlade aus einer größern Anzahl Theilen bestehen, zunächst aus drei horizontal über einander stehenden, von denen sich das mittlere wieder nach zwei oder vier verticalen Flächen theilen läßt. Fig. 7 zeigt eine viertheilige Topflade, Fig. 8 dieselbe im Verticalschnitt, Fig. 9 eine Ofenkästchenlade. Bei Fig. 7 und 9 ist das Obertheil der Lade punktirt gezeichnet. Höhlungen und Unterschneidungen läßt man, falls sie nicht aus-

heblich sind, am Modelle weg, gibt diesem entsprechende Kernmarken und bildet die Höhlungen durch eingelegte Kerne. Größere runde Kerne für Röhren werden meistens

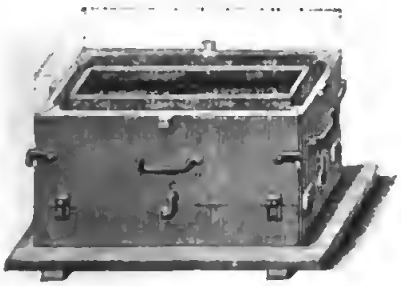
Fig. 7.

Fig. 8.



nicht in Kernkasten, sondern durch Aufwickeln von Strohseilen auf eiserne Kernspindeln und Ueberziehen dieser Wickel mit Lehm, mit Hülfe einer Schablone, erzeugt. Für kurze

Fig. 9.



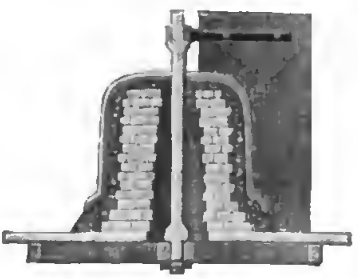
konische Röhren (Wagenbüchsen) wendet man auch eiserne Kerne an, die sich öfter benutzen lassen, während ein Sandkern, sowie die ganze Sandform, nach jedem Gusse vollständig zerstört wird. Sandladen, Modelle und Kernkasten lassen sich natürlich längere Zeit benutzen.

Bei manchen, namentlich ornamentalen Gegenständen reicht man mit dem oft ohnehin aus anderen Rücksichten nicht zulässigen Theilen des Modelles und der Sandlade nicht aus. Man macht dann einzelne Partien der Sandform (Kernstücke) durch Einlegen von Drähten, Glattstreichen bestimmter Flächen und Bestreuen derselben mit Kohlenpulver, für sich ablösbar, umgibt selbst nöthigenfalls das ganze Object mit solchen Kernstücken, die dann durch eine äußere, in eine gewöhnliche Lade eingeschlossene Sandhülle den nöthigen Halt gewinnen. Man nimmt diese Kernstücke einzeln nach einander vom Modelle ab, stäubt und glättet sie dabei einzeln und setzt sie dann nach Entfernung des Modelles in der umgekehrten Reihenfolge wieder in die äußere Sandumhüllung ein. Formen dieser Art werden gewöhnlich vor dem Gusse getrocknet und zur Gewinnung feinerer Flächen durch eine stark rußende Flamme (von Harz, Oel, Pech, Birken- oder Fichtenrinde) mit einer Schicht Ruß bedeckt — geschwalkt.

Formen für größere Maschinentheile werden gewöhnlich auch getrocknet und mit der schon oben erwähnten Schwärze ausgestrichen. Beim Einformen schlichter Platten oder solcher Gegenstände, bei denen nach dem Gusse eine weitere Bearbeitung erfolgt, oder die aus irgend einem andern Grunde nicht genau bestimmte Dimensionen zu haben brauchen, können geschickte Arbeiter durch Wegschneiden oder Auftragen einzelner Sandpartien aus freier Hand genau passende Modelle entbehrlich machen, wenn dem herzustellenden Gußstücke ähnliche vorhanden sind.

Lehmformen sind nur bei einfach gestalteten Körpern anwendbar, deren Oberfläche, wenigstens zum größten Theile, durch Rotation oder grade Fortbewegung einer übrigens beliebig gebrochenen oder gekrümmten Linie gebildet werden kann (Cylinder,

Fig. 10.



Glocken, Kessel, Pfannen ꝛc.). Man braucht dazu kein Modell, sondern nur zwei Schablonen, von denen eine nach der inneren, die andere nach der äußeren Contour des Gußstückes ausgeschnitten ist, ferner für Rotationskörper eine auf einer eisernen Bodenplatte feststehende Axe (Fig. 10), mit einem um Letztere drehbaren Arme zum Anheften der Schablonen, für parallelepipedische oder polygone Körper einen entsprechend gestalteten Rahmen, auf welchen sich die aus freier Hand bewegten Schablonen lehnen. In beiden Fällen wird dann zunächst auf der Bodenplatte ein hohler Kern aus Backsteinen und Lehm, wenig kleiner als das Innere des Gußstückes, aufgemauert, dieser mit Hilfe der

kleineren Schablone mit feinem naſſen Lehm überzogen und getrocknet. Dann wird, nachdem der Kern noch mit der ſchon bekannten Schwärze überſtrichen und letztere aufgetrocknet iſt, mittelſt der größeren Schablonen eine vorläufig das Gußſtück repräſentirende zweite Lehmſchicht, — die Eiſenſtärke, das Hemde, — aufgedreht oder aufgezogen und dieſe wieder getrocknet und geſchwärzt. Auf dieſen Lehmkörper wird endlich, wo möglich innerhalb eiſerner Ringe, eine äußere Umhüllung, der Mantel, mit Lehm und Backſteinſtücken aufgemauert. In dieſem Mantel laſſen ſich örtliche Verſtärkungen aller Art, Henkel, Inſchriften ꝛc. durch beſondere auf das Hemde aufgeſetzte Modelle herſtellen. Durchbrechungen wurden auf ähnliche Art vorher auf dem Kerne als Erhöhungen von der Stärke des Hemdes aufgeſetzt.

Nachdem auch der Mantel getrocknet iſt, wird derſelbe von der Form abgehoben, das Hemde, welches jetzt ſeinen Zweck erfüllt hat, ſtückweiſe abgelöſt, die etwa in den Mantel eingemauerten Modelle herausgezogen, die ganze Form ausgeputzt, abermals geſchwärzt und getrocknet und dann zum Guſſe, falls nicht ſchon eine eiſerne Umhüllung vorhanden, innerhalb einer ſolchen mit Sand eingeſtampft. Der Einguß wird dabei auf gewöhnliche Art angebracht.

In einzelnen Fällen, beſonders bei ſehr großen Cylindern, werden auch wohl Kern und Mantel, jedes für ſich, aufgemauert und mit Lehm überzogen.

Alle ſehr großen Formen, ohne Unterſchied der Methode ihrer Anfertigung, werden gewöhnlich zum Guſſe in eine Vertiefung der Hüttenſohle, die Dammgrube, eingeſenkt, damit man das Eiſen gleich aus dem Ofen in die Form laufen laſſen kann. Nach den kleineren Formen wird das Eiſen in tragbaren, mit Lehm überzogenen Gießkellen geſchafft, mit denen man es aus dem Herde ausſchöpft, oder in Gießtöpfen, die von mehreren Arbeitern in einer eiſernen Bahre getragen oder mit Krähnen trasportirt und mit Hilfe von Schöpfkellen oder durch Einlaufenlaſſen aus dem Ofen gefüllt werden.

Kommt flüſſiges Gußeiſen mit feuchten kalten Gegenſtänden in Berührung, welche die gebildeten Waſſerdämpfe nicht durchlaſſen können, ſo wird es mit großer Heftigkeit fortgeſchleudert. Wird es langſam in Waſſer eingegoſſen, ſo erfolgt keine Exploſion.

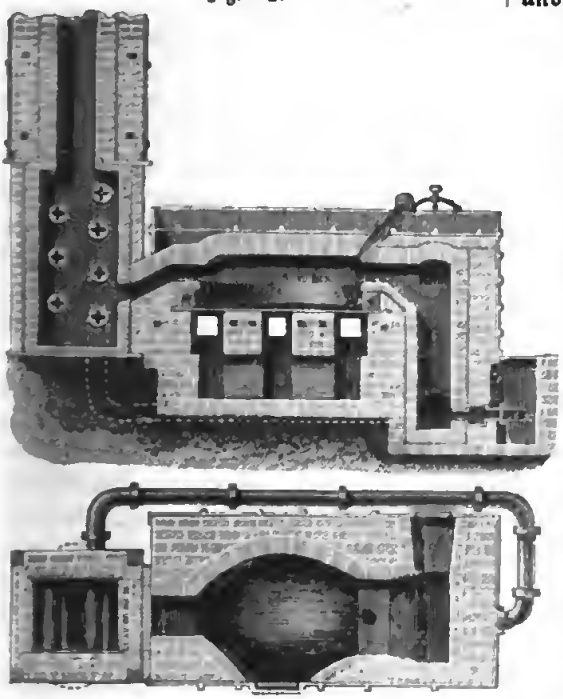
Als die zu Gußwaaren geeignetſte Sorte Roheiſen iſt im Allgemeinen das graue mit nicht zu übermäßiger Graphitausſcheidung zu bezeichnen. Wegen ſeiner Weichheit und Feſtigkeit muß es zu allen kleineren Gegenſtänden, die einer weiteren Bearbeitung bedürfen, und zu allen, die erheblichen Widerſtand leiſten ſollen, ausſchließlich verwendet werden. Bei maſſigeren Gegenſtänden iſt, wenn man reine Flächen verlangt, das ſogenannte halbirte Eiſen vorzuziehen, da das ganz graue bei dem hier ſtattfindenden ſehr langſamen Erkalten zu viel Graphit ausſcheidet. Für Poteriewaaren, die wegen ihrer geringen Eiſenſtärke ein ſehr dünnflüſſiges und zugleich möglichſt dichtes Eiſen erfordern, iſt das phosphorhaltige Eiſen vom Gaargange ſehr geeignet. Das grelle Eiſen ſowohl, als das weißgaare ſind nur zu ſolchen Artikeln tauglich, für welche man große Härte ohne beſondere Feſtigkeit fordert.

Das umgeſchmolzene, vor zu ſtarker Entkohlung bewahrte Eiſen hat, wie ſchon erwähnt, wegen ſeines verminderten Siliciumgehaltes und mäßigerer Graphitausſcheidung größere Dichtigkeit und Feſtigkeit, als das nämliche, direct aus dem Hohofen vergoſſene Eiſen.

Die Stabeiſenfabrication, d. h. die Entkohlung und Entkieſelung des Roheiſens durch einen oxydirenden Schmelzproceß, geſchieht gegenwärtig auf den meiſten Eiſenwerken in Puddelöfen, früher, an manchen Orten beſonderer Verhältniſſe halber auch noch jetzt, in offenen Feuern — Friſchfeuern. Es gab eine Unzahl verſchiedene Friſchmethoden, die meiſtens im Weſentlichen darin übereinſtimmen, daß das Eiſen zunächſt mit Holzkohlen vor dem Winde eingeſchmolzen, wiederholt aufgebrochen und über den Wind gebracht und, tropfenweiſe oder doch in möglichſt zertheilten Maſſen vor dieſem niederſinkend, durch ſeine oxydirende Einwirkung unter Beihilfe der gegen das Enden der Operation fallenden und ſtets wieder zugeſetzten baſiſchen Schlacken *gaar gemacht* wird. Das Silicium oxydirt ſich hierbei zu Kieſelſäure, welche mit einem gleichfalls oxydirten Theile des Eiſens zunächſt eine ſaure Schlacke bildet, deren Zuſammenſetzung ſich der eines Subſilicates nähert. Der Ueberſchuß an oxydirtem Eiſen wird durch den Kohlenſtoff des noch nicht oxydirten Theiles unter Bildung von Kohlenoxydgas oder Kohlenſäure wieder

reducirt, der Kohlenstoff also zum Theil abgeschieden. Schwefel und Phosphor werden dabei theilweise ebenfalls entfernt. Je nach der Beschaffenheit des angewendeten Roheisens muß das Aufbrechen zwei oder mehrere Male wiederholt werden. Schließlich wird die gefrischte Eisenmasse zu einem Ballen — einer Luppe — zusammengeschweißt, diese unter einem Aufwerfhammer zu einem parallelepipedischen Stücke zusammengeschlagen — gezängt — und Letzteres unter demselben Hammer mit Hilfe eines messerförmigen Werkzeuges — des Setzeisens — in mehrere kleinere Stücke zerschroten. Diese werden während des Einschmelzens einer neuen Roh-

Fig. 11.



eisen-Charge zur folgenden Luppe in demselben Feuer über dem Winde schweißwarm gemacht und unter öfter wiederholtem Wärmen zu den verlangten Dimensionen ausgeschmiedet. Daß hierdurch Einschmelzen und Ausschmieden hinsichtlich der Zeitdauer von einander abhängig gemacht sind, während beide unter Umständen eine sehr verschiedene Dauer erfordern können, ist einer der vielen Mängel dieser Methode. Ein zweiter ist der, daß man den Verlauf des Processes nicht direct mit dem Auge, sondern nur durch das Gefühl mit Hilfe einer Brechstange oder höchstens an einer mit Hilfe der Letzteren herausgeholten Probe, verfolgen kann, da das Eisen stets mit Kohlen bedeckt gehalten werden muß. Die geringe Productionsfähigkeit der Frischfeuer und die durch das Zusammenkommen des flüssigen Eisens mit dem Brennmaterial bedingte Verwendung von Holzkohlen, deren Brennkraft noch dazu nur sehr unvollständig ausgenutzt wird, sind weitere Gründe, weshalb die Frischfeuer auf den meisten Eisenwerken, deren Production man, zumal bei Verwendung anderer Brennmaterialien, zu steigern oder zu concentriren im Stande war, den Puddelöfen gewichen sind. Diese lassen sich mit jedem beliebigen stark flammendem Brennmateriale, also Steinkohlen, rohem Holze, bis zu den geringsten Sortimenten, Tannenzapfen, Braunkohlen und Torf betreiben.

Die Puddelöfen haben, wie schon erwähnt wurde, im Wesentlichen dieselbe Einrichtung, wie die zum Umschmelzen des Roheisens zur Gießerei dienenden Flammöfen, nur etwas andere Dimensionen. Der hier nicht geneigte, sondern söhlige Herd, ist gewöhnlich durch ein rechteckig profilirtes starkes Rohr — das Legeisen — begrenzt (Fig. 11), welches durch einen continuirlichen Strom von Wasser oder Luft von innen abgekühlt wird. Auf der inneren Seite des Herdes wird dieses Legeisen, wie auch die aus gußeisernen, mit Schlackenstücken bedeckten Platten bestehende Herdsohle, mit einer Schicht geschmolzener, stark basischer Schlacke überzogen.

Zwischen Feuerbrücke und Fuchs befindet sich, gewöhnlich nur auf einer, oft aber, bei den sogenannten Doppelöfen, auf beiden Seiten, in der Umfassungsmauer des Ofens eine Oeffnung von etwa 20 Zoll im Quadrat, zum Einsetzen und Herausholen des Eisens. Diese ist durch einen eisernen Schieber geschlossen, in welchem eine, durch ein vorgesetztes Blech auch noch zu verschließende Oeffnung von nur etwa 5 Zoll im Quadrat, für das Einbringen des Werkzeuges und die Beobachtung während der Dauer des Processes angebracht ist.

Der Feuerraum ist hinsichtlich seiner Größe vom Volum des zu verwendenden Brennmaterials abhängig. Bei Verwendung von Steinkohlen oder Torf hat derselbe einen Rost mit Aschenfall, welcher mit der äußern Luft communicirt. Eine hinter dem Herde liegende, zur Regulirung des Zuges mit einer

beweglichen Klappe versehene hohe Esse, die man auch wohl durch einen Aspirator zu ersetzen gesucht hat, gibt dem Luftstrome die nöthige Geschwindigkeit.

Bei Anwendung von rohem Holze braucht man wegen des geringen und ganz unschädlichen Aschengehalts keinen Rost. Man führt zweckmäßiger eine nur zur Zersetzung — Vergasung — des Holzes hinreichende Menge Luft durch ein Gebläse in den Feuerraum. Die vollständige Verbrennung der hier erzeugten Gase geschieht erst im Herde selbst durch einen zweiten, hier eintretenden Windstrom. Diese Oefen sind demnach eigentliche Gasöfen. Für geringe, sehr voluminöse Holzsortimente, Holzabfälle, sowie für Torf, muß der Feuerraum — Gasgenerator — sehr groß sein, weshalb man ihn, namentlich früher, häufig als selbständigen, vom Ofen getrennten Apparat construirt hat. Die Gasöfen verdanken ihren Ursprung dem Bestreben, die Gichtgase der Hohöfen zum Heizen der Puddelöfen zu verwenden. Sie gewähren die größte Sicherheit in der Regulirung des Processes, weil man bei ihnen durch Modificirung der beiden entgegengesetzte Wirkung hervorbringenden Luftströme nach Erforderniß eine reducirende, neutrale oder oxydirende Flamme von hohem Hitzegrade erzeugen kann. Die bei Steinkohlenöfen diesen Erfolg bedingenden Momente, Menge des auf dem Roste befindlichen Brennmaterials und Stellung der Essenklappe, lassen sich nicht so rasch gleichzeitig handhaben. Natürlich läßt sich, und zwar mit großem Vortheil, auch mit Steinkohlen bei entsprechender Ofenconstruction ein Gasbetrieb mit Oberwind führen.

Der Frischproceß selbst ist bei Anwendung aller genannten Brennstoffe derselbe, verschieden aber, je nachdem man kohlenreiches oder kohlenärmeres Roheisen verfrischt und sehniges oder körniges Stabeisen produciren will. Das, oft vorher in einem besondern, zwischen Herd und Esse in den Puddelofen eingebauten Raume durch die aus dem Herde abziehenden heißen Gase vorgewärmte Roheisen wird dicht vor der Feuerbrücke aufgeschichtet und, bei Verwendung von grauem, weißgaarem Mangan- oder phosphorhaltigem Eisen, unter Zusatz der Gaarschlacken von der vorhergehenden Charge und vom Luppenzängen, bei starkem Feuer eingeschmolzen. Schon hierbei wird der größte Theil des Siliciums oxydirt und von der Schlacke aufgenommen, welche dadurch theilweise aus einem Subsilicat (Sechstelsilicat) in ein Singulosilicat (Drittelsilicat) verwandelt wird. Eine Entlohlung findet beim Einschmelzen des Roheisens noch nicht Statt; vielmehr wird der vorhandene mechanisch ausgeschiedene Kohlenstoff (Graphit) von dem flüssigen Eisen wieder aufgelöst, chemisch gebunden.

Das kohlereiche Eisen vom Gaargange des Hohofens, es mag grau oder weiß sein, verhält sich für den Frischproceß rohschmelzend, weil begreiflich die Entfernung der größern Kohlemenge mehr Zeit in Anspruch nimmt, als bei dem kohlenärmeren weißen Eisen vom Rohgange des Hohofens, und dies um so mehr, weil es, wie auch das mit hohem Phosphor- oder Mangangehalte, weit leichter schmilzt als das kohlenärmere, ohne zuvor, wie dieses, einen breiartigen Zustand anzunehmen, der die oxydirende Einwirkung des Windes gestattet. Es sinkt vielmehr auf die Sohle des Ofens nieder und wird durch die darüber sich ansammelnde Schlackenschicht der Einwirkung des Windes gänzlich entzogen. Glücklicherweise wirkt diese eisenoxydreiche Schlacke ihrerseits selbst oxydirend auf den im flüssigen Eisen gelösten Kohlenstoff, unter Bildung von Kohlensäure und metallischem Eisen. Es muß also von vorn herein so viel gaare Schlacke, Glühspahn vom Zängen, Schmieden und Walzen oder reines Eisenerz, zugesetzt werden, daß sie, obschon durch Aufnahme der beim Einschmelzen des Roheisens aus diesem abgeschiedenen Kieselsäure saurer geworden, dennoch basisch genug bleibt, um auf die angegebene Weise wirken zu können.

Ist die Temperatur des Ofens so hoch gestiegen, daß die Massen in ganz dünnen Fluß gekommen sind, so ist man genöthigt, durch Verminderung der Verbrennung, Einwerfen kalter Gaarschlacke in den Herd, auch wohl durch Eingießen von etwas Wasser, die Temperatur so weit herabzustimmen, daß Eisen und Schlacke dickflüssiger werden, um mindestens durch Umrühren mit eisernen Haken die Berührungsflächen beider vergrößern zu können. Die Reaction des überschüssigen Eisenoxyds der Schlacke gegen den Kohlenstoff des flüssigen Eisens beginnt um so später, je roher die Schlacke geworden ist. Durch Zusatz von etwas Kochsalz, dem man auch wohl Braunstein und Thon beimengt, scheint sie stets sofort eingeleitet zu werden; ein,

selbst ganz geringer, Kupfergehalt soll sie verzögern. Gewiß ist, daß der Anfang des Processes oft länger als gewöhnlich auf sich warten läßt, ohne daß man sich in vielen Fällen von der Ursache dieser Verzögerung Rechenschaft zu geben vermag. Sobald die Reaction einmal begonnen hat, wird sie, durch fortwährendes Rühren begünstigt, sehr rasch so heftig, daß die aus dem Innern der Masse entweichenden Gasblasen den Satz stark in die Höhe treiben. Der Herd muß daher eine entsprechende Tiefe haben, um das Ausfließen der steigenden Masse aus der Arbeitsöffnung zu verhindern.

Mit Abnahme des Kohlegehaltes läßt die Heftigkeit der Reaction nach und das entkohlte Eisen, dessen Schmelzpunkt, wie wir wissen, weit höher liegt, beginnt teigig zu werden und sich in einzelnen Flocken aus der noch flüssigen Masse auszuscheiden, ähnlich wie bei der Butterbereitung die einzelnen Butterflocken aus der Buttermilch. Diese einzelnen Flocken schweißen in Folge des Rührens sehr bald zu größern Partien zusammen, die nunmehr aus der flüssigen Schlackendecke herausgedrängt und der directen Einwirkung des durch die Arbeitsöffnung eindringenden oxydirenden Luftstromes preisgegeben werden. Letzterer setzt jetzt das von der Schlacke begonnene Geschäft der Entkohlung fort, an welchem diese, wegen des erlittenen starken Verlustes an Basen, nur noch geringen Antheil nehmen kann.

Da das Rühren bei dem derzeitigen Aggregatzustande der Masse nicht mehr angeht, so beginnt man, um dennoch alle Eisentheilchen möglichst gleichmäßig der Einwirkung der Luft preiszugeben, die ganze Eisenmasse partieweise umzuwenden und von einer Seite des Ofens nach der andern umzusetzen.

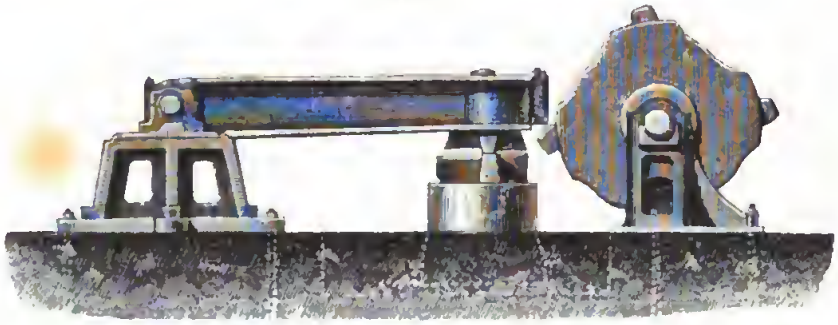
Das weiße kohlearme Roheisen, welches, ohnehin strengflüssiger, vor dem Schmelzen einen breiartigen Zustand durchläuft, in welchem es der oxydirenden Einwirkung der Luft nicht entgehen kann, wird, ohne zum eigentlichen Schmelzen zu kommen, durch den Wind allein, ohne wesentliche Mitwirkung der Schlacke, gefrischt. Mindestens wird die Letztere dabei nicht beabsichtigt, weil sonst der Proceß leicht so rasch verläuft, daß zur Abscheidung der übrigen Verunreinigungen nicht Zeit bleibt und ein schlechtes Product erfolgt. Nachdem die Eisenmasse den erforderlichen Grad der Gaare erreicht hat, schreitet man bei gesteigerter Ofentemperatur zum Luppenmachen, drückt — schweißt — eine Partie der teigigen Masse zu einem Ball zusammen und sucht durch Wälzen desselben auf der Herdsohle die noch zerstreuten Flocken an denselben anzuschweißen. Gewöhnlich macht man diese Luppen nicht über 50 bis 60 Pfund schwer und vertheilt demgemäß die ganze Eisenmasse in eine entsprechende Anzahl Theile.

Die Einwirkung der durch die Arbeitsöffnung eintretenden Luft auf die Oberfläche des Eisens dauert hierbei fort und es wird, während die letzten Antheile Kohle von dem Eisen sehr hartnäckig zurückgehalten werden, ein beträchtlicher Theil des letztern oxydirt. Die beim Gaarmachen sehr sauer gewordene Schlacke erhält hierdurch Gelegenheit, ihrem Schaden wieder nachzukommen. Sie nimmt das gebildete Eisenoxyd wieder auf, wird dadurch also wieder basischer, wieder in Gaarschlacke umgewandelt und von Neuem zur Einleitung des Entkohlungsprocesses bei der folgenden Charge geeignet. Sind sämmtliche Luppen fertig, so wird eine nach der andern mit einer Zange aus dem Ofen herausgezogen und unter einem Dampf-, Stirn- oder Aufwerfhammer zusammengeschlagen — gezängt, — wobei die von der schwammigen Eisenmasse noch zurückgehaltene Schlacke ausgepreßt wird. Je leichter und reichlicher dieselbe von der Luppe abfließt, desto besser pflegt die Qualität des Eisens zu sein. Auf größern Werken werden die gezängten Luppen sofort in derselben Hitze zu Rohschienen ausgewalzt.

Die Dampfhämmer bestehen aus einem eisernen Gerüste, auf welchem der Dampfcylinder steht, an dessen Kolbenstange direct der 20 bis 40 Centner schwere Hammer befestigt ist, oder es ist in dem Gerüste die Kolbenstange befestigt und der Dampfcylinder bildet selbst einen Theil des Hammers. Die Dampfhämmer haben den großen Vorzug, daß sich, da sie gegenwärtig fast stets von einem Arbeiter mit der Hand gesteuert werden, die Hubhöhe, also die Stärke des Schlages, verändern und genau reguliren läßt, was namentlich bei den ersten Schlägen auf ein in Schweißhitze befindliches Eisenstück sehr wichtig ist. Durch ungeschicktes, zu starkes Schlagen, fährt das beste Eisen dabei leicht auseinander. Die Stirnhämmer bestehen aus massigen gußeisernen Balken, zu deren Längenrichtung rechtwinklig, an einem Ende eine auf niedern gußeisernen Böcken ruhende Achse,

um welche sie drehbar sind, am andern Ende ein stärkerer Kopf mit einer Höhlung angegossen ist, in welche die eigentliche Hammerbase eingesetzt wird (Fig. 12). Gehoben wird dieser Hammer vorn am Kopfe durch eiserne Knaggen — Hebedaumen — welche, wie bei allen Wasserhämmern, auf einem, auf der Wasserradwelle selbst oder einer vorgelegten Welle, festgekeilten gußeisernen Ringe sitzen. Der ganze Hammerkörper wiegt gewöhnlich 60 bis 80 Centner.

Fig. 12.



Die Aufwerfhämmer bestehen aus einem nur 4 bis 8 Centner schweren Hammer mit hölzernem Stiele — Helfe — dessen hinteres Ende in dem ringförmigen Mittelstücke der zwischen zwei hölzernen oder eisernen Säulen in Spitzen schwingenden Drehachse — Hülse — festgekeilt ist. Der Angriff der Hebedaumen geschieht zwischen Hammer und Hülse. Beim Aufgange schlägt der wegen seines geringen Gewichtes bei raschem Gange von den Hebedaumen über die eigentliche Hubhöhe hinausgeworfene Hammer gegen das freistehende, federnde Ende eines starken Balkens, — des Reitels — der die Hubhöhe begrenzt, den Kraftüberschuß aufnimmt und auf den zurückprallenden Hammer überträgt.

Der Ambos steckt bei allen Hämmern zunächst gewöhnlich in einem eisernen Kasten — der Chabotte —, welche von einem, durch ein starkes elastisches Holzgerüst fundamentirten Baumstumpf, dem Ambosstock, getragen wird.

Während des Auszängens sucht man die im Herde etwa festgeschweißten Eisenpartien loszubrechen, um sie an die noch im Ofen befindlichen Luppen anzuschweißen. Nach Beendigung des Zängens werden etwaige Lücken im Schlackenüberzuge des Herdes ausgefüllt, bevor man eine neue Charge einsetzt. Die Dauer einer Charge bei 3¼ bis 4½ Centner Einsatz (bei Doppelöfen nimmt man 7 Centner) beträgt bei raschschmelzendem Roheisen 2 bis 2½ Stunden, bei gaarschmelzendem 1½ bis 2 Stunden, der Abgang an Eisen bei ersterm circa 12 Procent, bei letzterm 7 bis 9 Procent, der Brennstoffaufwand für 100 Pfund Luppeneisen 50 bis 100 Pfund Steinkohlen, oder 9 bis 14 Cubikfuß rohes Holz.

Ein sehr beträchtlicher Abgang vom Gewichte des verwendeten Roheisens ist, selbst wenn daraus nur etwa 5 Procent fremde Stoffe zu entfernen sind, wegen der Abscheidung des Siliciums unvermeidlich. 1 Theil des letztern beansprucht zur Bildung von Rohschlacke ($3\,FeO + SiO_2$) etwa 4 Gewichtstheile Eisen. Ein Roheisen mit 5 Procent Kohlengehalt, wovon 4½ Procent zu entfernen sind, und 1½ Procent Silicium, welches 6 Procent Eisen in die Schlacke zieht, muß mithin nothwendig 12 Procent Abgang erleiden. Ein höherer Siliciumgehalt muß den Abgang in dem angegebenen Verhältniß erhöhen.

Um diesen bedeutenden Eisengehalt aus den von Zeit zu Zeit aus dem Puddelofen abgelassenen Rohschlacken wieder zu gewinnen, werden dieselben, gewöhnlich nach vorherigem Rösten, entweder beim Hohofen wieder mit aufgegeben, oder in besondern Schachtöfen zu Gute gemacht. Die Rohschlacke explodirt, wenn sie im flüssigen Zustande mit Wasser zusammentrifft, mit großer Heftigkeit; die zähere Gaarschlacke nicht.

Das sehr graphitreiche graue Coaksroheisen, welches, selbst bei Anwendung von Schlacke, beim Verfrischen zu roh gehen würde, wird gewöhnlich vorher einem vorbereitenden Processe unterworfen. Man schmilzt es, entweder in Flammöfen, oder häufiger in sogenannten Feineisenherden, welche unge-

fähr die Gestalt der Frischfeuer, aber mehrere Formen mit stark gepreßtem Winde haben, überläßt es eine Zeit lang in geschmolzenem Zustande der oxydirenden Einwirkung der Luft und kühlt es dann nach dem Ablassen aus dem Herde durch Begießen mit Wasser rasch ab. Es wird daher stets weiß (Weißeisen, Feineisen, fine-metal), zumal es den größten Theil seines Siliciums nebst einem Theil des Kohlenstoffs eingebüßt hat. Das Feineisen ist daher beim Verfrischen stets gaarschmelzend und erleidet weniger Abgang als selbst das weiße Roheisen. Man verbraucht zu dieser Operation pro Centner Weißeisen 1 bis 2 Cubikfuß Coaks und erleidet 12 bis 15 Procent Abgang, da, wie schon erwähnt, das Silicium zum größten Theile entfernt wird. Beim Verfrischen ist der Abgang in Folge dessen bei Feineisen noch geringer, als bei weißem Roheisen. Bei einigen der ältern Frischmethoden wurde das Roheisen vor dem Verfrischen ebenfalls einem ähnlichen Processe unterworfen. Man begoß die Oberfläche einer geschmolzenen Masse mit Wasser, hob die dadurch erstarrte obere Schicht in Scheibenform ab und glühte, nachdem mon die ganze Masse so in Scheiben gebracht hatte, diese längere Zeit bei Luftzutritt (Bratfrischschmiede).

In der Folge dürften vielleicht die Feineisenherde durch den später bei der Stahlfabrication zu beschreibenden Bessemer'schen Ofen verdrängt werden.

Im Allgemeinen pflegt man noch dem in Herden gefrischten Eisen vor dem gepuddelten, wegen größerer Gleichartigkeit der Masse, den Vorzug einzuräumen. Das Puddeleisen gewinnt jedoch bei weiterer Ausbildung des Processes fortwährend an Boden und steht in Wirklichkeit jetzt wohl unter sonst gleichen Verhältnissen, namentlich das in Gasöfen gepuddelte, dem Herdfrischeisen nicht mehr nach. Es ist, wenn es weiter ausgeschmiedet wird, gewöhnlich härter als dieses. Wenn es dennoch im Allgemeinen für weicher erklärt wird, so kann sich diese Bezeichnung nur auf das gewalzte Puddeleisen beziehen, welches, wie wir bald sehen werden, bei der weiteren Verarbeitung stärkere, wiederholte Schweißhitzen durch die ganze Masse erhält, wobei die Entkohlung weiter fortschreitet. Ist man genöthigt, stark schwefelhaltiges Roheisen zu verfrischen, so verdient bezüglich der Qualität des zu erzeugenden Stabeisens die alte, zur Entfernung des Schwefels geeignetere Methode den Vorzug. Phosphor hingegen wird, ebenso wie das Silicium, leichter durch das Puddeln und das darouf folgende Ausschweißen obgeschieden. Der Zusatz von Kochsalz noch dem Einschmelzen des Roheisens im Puddelofen scheint, außer zur Beschleunigung des Frischens, auch zur Entfernung von Schwefel und Phosphor beizutragen. Zur Abscheidung des Schwefels scheint Wasserdampf im Feineisenherde oder schon im Hohofen, mit dem Winde eingeblasen, am geeignetsten. Mangan, sei es im Roheisen enthalten, oder als Braunstein zugesetzt, macht die Schlocke dünnflüssig und befördert daher ihre vollständige Trennung vom Eisen.

Die gezängten Luppen oder die Rohschienen, sind, wie schon angedeutet wurde, noch nicht Handelswaare. Sie werden, je nach dem Umfange der Production, in Schweißfeuern bei Steinkohlen oder Holzkohlen, oder in Schweißöfen mit Flammenfeuerung, nochmals in Schweißhitze gebracht und aus ersteren (bei geringer Production) unter Hämmern, aus letzteren (bei starker Production) unter Walzen zu den erforderlichen Dimensionen ausgearbeitet.

Die Schweißfeuer haben ungefähr die Einrichtung großer gewöhnlicher Schmiedefeuer, sind aber zum besseren Zusammenhalten der Hitze mit gemauerten Seitenwänden und häufig oben mit einem flachen Gewölbe (einer Haube) umschlossen.. Bei Anwendung von backenden Steinkohlen bildet man die Haube von diesen selbst und läßt die Gewölbekappe weg. Man trägt in dem Maße, als die Kohlen an der inneren Fläche der Haube vom Feuer verzehrt werden, von Außen frische nasse Kohlen auf dieselbe auf. Die Berührung der frischen Kohle mit dem glühenden Eisen muß sorgfältig vermieden werden, da dieselben fast stets Schwefelkies eingesprengt enthalten, dessen Schwefel an das Eisen übertreten und es rothbrüchig machen würde. Sind die Kohlen bei Gegenwart von Wasserdampf vercoakt, so ist der größte Theil des Schwefels verflüchtigt, der Rest verschlackt und in dieser Form weniger zu fürchten. Bei vorsichtiger Behandlung ist daher das bei Steinkohlen ausgeschweißte Eisen nicht schlechter, als das mit Holzkohlen gewärmte.

Der Eisenabgang im Schweißfeuer beträgt 16 bis 17 Procent, der Kohlenverbrauch c. 1½ Cubilfuß pro Centner Fabricat.

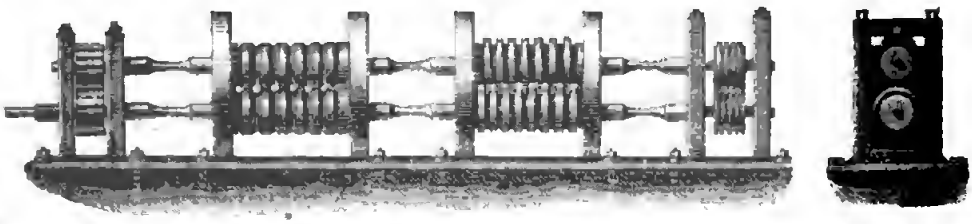
In zwei Schweißfeuren wärmt man in der Regel so viel Eisen, als sich unter einem Hammer ausschmieden läßt.

Die Schweißöfen sind Flammöfen, welche sich von den Puddelöfen nur durch flachere, engere Herde unterscheiden. Die unter großen, aus einem festliegenden und einem durch Maschinenkraft bewegten Schenkel gebildeten Scheren in Stücke von gleicher Länge zerschnittenen Rohschienen (bei quadratischem Querschnitt Kolben, bei rechteckigem Querschnitte Plattinen genannt) werden in große Packete zusammengelegt, diese bei 18 bis 20 Stück pro Charge in den Ofen zur Schweißhitze gebracht, wozu etwa zwei Stunden erforderlich sind und dann, meistens nachdem sie einige Schläge unter dem Dampfhammer erhalten, wiederum ausgewalzt.

Die hierzu dienenden sogenannten Grobeisenwalzwerke bestehen, wie auch die Luppentrains, aus starken, in einem Stück gegossenen Ständern mit einer Durchbrechung zur Aufnahme der Zapfenlager, von denen je zwei in einer der Länge der Walzen entsprechenden Entfernung (4 bis 5 Fuß) auf einer gehörig fundamentirten Stahlplatte zwischen auf dieser hervorragenden schwalbenschwanzförmig gegen einander geneigten Leisten festgekeilt sind. In jedem Ständerpaare liegen zwei c. 15 Zoll starke Walzen, in welche Ruthen (Caliber) von abnehmendem Querschritt, dessen Figur dem des zu erzeugenden Stabes entspricht, eingedreht sind. Zwei bis drei solcher Ständerpaare stehen in einer Reihe so, daß die untern zwischen ihnen eingelagerten Walzen in einer Linie mit der Schwungradachse der Bewegungsmaschine liegen. Letzterer zunächst befindet sich noch ein Gerüst mit zwei 12 bis 16 Zoll breiten Kuppelungsrädern von dem Durchmesser der Walzen, von denen das untere mit der Schwungradwelle gekuppelt ist. Durch Hülsenmuffe und gußeiserne Wellenstücke sind dann die Achsen der beiden Zahnräder mit den Zapfen der nächsten Walzen, letztere auf der entgegengesetzten Seite ebenso mit den folgenden u. s. f. verkuppelt. Die Caliber des ersten Walzenpaares sind stets quadratisch, in jeder Walze zur Hälfte (diagonal getheilt) enthalten, die Seiten meistens etwas hohl, so daß die Ruthen spitzbogig erscheinen. Das zweite Gerüst enthält flache Caliber, deren lange Seiten mit der Walzenachse parallel laufen. Die Unterwalze enthält also flache Ruthen von gleicher Breite, aber abnehmender Tiefe, in welche correspondirende erhabene Ringe der Oberwalze eingreifen.

Die schweißwarmen Packete werden einzeln mit einer Zange aus dem Ofen geholt und durch die Caliber der mit einer mäßigen Geschwindigkeit (c. 30 Umgänge p. M.) rotirenden Walzen der Reihe nach hindurchgegeben, während ein auf der andern Seite der Walzen stehender Arbeiter das Stück beim Austreten aus den Walzen mit einer Zange erfaßt und, bei großen Packeten mit Hilfe einer mechanischen Vorrichtung, über die Oberwalze zurückreicht. Will man nicht quadratische, sondern flache Stäbe erzeugen, so wird jeder Stab, sobald er das der langen Seite des flachen Querschnittes entsprechende Quadratcaliber passirt hat, der Reihe nach durch die Flachcaliber gegeben, bis die Stärke auf das verlangte Maß vermindert ist.

Fig. 13.



Hinter den Flachwalzen haben die Grobeisenwalzwerke gewöhnlich noch ein paar Schlichtwalzen oder ein Schneidwerk (siehe Figur 13), welches letztere aus einer Combination von Kreisscheeren besteht. Auf zwei an die Flachwalzenachsen gekuppelten Spindeln, welche in einem eben solchen Gerüste liegen, als jene, ist eine Anzahl runder Stahlscheiben, abwechselnd mit andern Scheiben von ganz gleicher Stärke, aber etwas geringerem Durchmesser, so befestigt, daß die oberen in die Zwischenräume der unteren etwa ¼ Zoll tief eingreifen. Der bis auf eine Stärke etwa gleich der der Schneiden ausgewalzte Flach-

stab wird beim Durchgehen durch dieses Scheerensystem in eine Anzahl (5, 7, 9, 11, oder 13) fast quadratischer Stäbchen zerschnitten (Schneideisen), die besonders zur Draht- und Nagelfabrication dienen.

Zur Erleichterung der Arbeit liegt vor den Schneiden so wie vor den Walzencalibern eine auf der Zeichnung nicht angegebene Vorrichtung zum sichern Einführen des Stabes. Hinter dem Mittel der Walzen liegen, auf den unteren schleifend, sogenannte Abstreifer, welche verhindern, daß die austretenden Stäbchen sich um die untere Walze umwickeln.

Auf die Oberwalze tropft zur Ablühlung derselben und zum Ablösen des Glühspanes vom Eisen während der Arbeit beständig kaltes Wasser.

Der Eisenabgang im Schweißofen beträgt etwa 10 Procent, der Steinkohlenverbrauch c. 60 bis 80 Pfund. Die Oefen lassen sich natürlich auch mit gut getrocknetem Holze betreiben.

Das Fabricat der Grobeisenwalzwerke hat eine für viele technische Verwendungen noch nicht genügende Qualität. Um diese zu erlangen, muß es nochmals zerschnitten, für sich allein oder mit Rohschienen zusammen packetirt und abermals ausgewalzt werden. Dies geschieht, da das so verbesserte Eisen gewöhnlich zu feineren Dimensionen ausgestreckt wird, in andern Walzenstraßen, den Feineisenwalzwerken. Für diese ist zur Erzeugung der unzähligen verschiedenen Sorten von saconnirtem Eisen ein großer Vorrath von Walzen erforderlich, welche nach Bedarf in die Gerüste eingelegt werden, deren man, um nicht zu oft auswechseln zu müssen, gewöhnlich 4 bis 5, oft in zwei Straßen vertheilt, anwendet. Um das Auswechseln zu erleichtern, haben die Gerüstständer bewegliche Kappen und der Boden über der Straße enthält eine Vorrichtung zum Heben der Walzen. Um das lästige Zurückweichen des Eisens so viel als thunlich, zu umgehen, haben die (Quadrat-) Streckwalzengerüste der Feineisenwalzwerke häufig drei Walzen über einander, so daß das Eisen auch beim Rückgange weiter gestreckt wird.

Das ganz dünne Flacheisen — Bandeisen — wird durch die Flachcaliber nur bis zu etwa ¼ Zoll Stärke und etwas geringerer Breite, als es fertig haben soll, vorgewalzt und dann unter Schlichtwalzen mit verstellbarem Abstande fertig gemacht. Nach jedem Durchgange des Stabes wird durch Anziehen der auf die Lager der Oberwalzen wirkenden Druckschrauben der Abstand verringert, weshalb hierbei nur zwei Walzen über einander anwendbar sind.

Alle flachen Eisensorten passiren zuletzt zur Verschönerung des Ansehens ein Paar polirte Hartwalzen.

Rundeisen erfordert nach den Quadratcalibern zunächst ein Ovalcaliber und nach diesem ein Rundcaliber. Beide passirt der bis dahin quadratische Stab nur einmal.

Bleche werden aus breiten Plattinen ganz unter Schlichtwalzen mit verstellbarem Abstande erzeugt. Damit die Oberwalze nach dem Durchgange des Stückes nicht auf die Unterwalze zurückfallen kann, ist sie durch eine Hebelvorrichtung balancirt. Bei ganz schwachen Sorten legt man mehrere Bleche auf einander, oder biegt sie zusammen.

Die Bleche lassen sich nicht, wie die meisten Reckeisensorten, in einer Hitze fertig auswalzen, sondern müssen wiederholt nachgewärmt werden. Dies geschieht, da man hierzu nur einer hellen Rothglühhitze bedarf, in backofenartigen Flammöfen mit oder ohne Rost, in denen das Eisen direct auf die Kohlen gelegt wird. Die Kanten der fertigen Bleche werden unter der Schere grade geschnitten. Diese Abschnitzel ungerechnet, erhält man aus 100 Pfund Plattinen 55 bis 65 Pfund fertige Bleche.

Eisenbahnschienenwalzwerke haben hinter den Präparirwalzen mehrere Garnituren, welche den Stab allmälig in die Gestalt der Schiene überführen. Man packetirt die Schienen aus mehreren verschiedenen Eisensorten, so daß die äußeren Lagen härteres, die Mitte weicheres Eisen enthalten. Die Enden der Schienen, sowie überhaupt derjenigen Eisensorten, welche zum Zerschneiden unter Scheeren in fast kaltem Zustande zu stark sind, werden durch sehr rasch rotirende Kreissägen beschnitten.

Der Walzwerksbetrieb ist in neuerer Zeit zu einer bedeutenden technischen Vollendung gediehen. Man walzt Eisenbahnradreifen aus einem spiralförmig aufgerollten Eisenstücke ohne Schweißnath, unter Walzen, deren wirksame Enden aus den Gerüsten hervorragen, ferner hohle Röhren — Gasleitungsröhren — durch Combination von vier kurzen conischen Walzen mit gekreuzten Spindeln, so, daß ein Flachstab, dessen Breite dem Umfange der Röhre ent-

spricht, erst beim Einführen in die Walzen der Breite nach zusammengebogen und über einen vor den Walzen liegenden, in das Caliber hineinragenden Dorn zusammengeschweißt wird.

Die ganz schwachen Rundeisensorten, die den Uebergang zum Draht bilden, werden auf besonderen rasch rotirenden kleinen Walzwerken, die c. 250 Umgänge pro Minute machen, angefertigt. Aus diesen werden die schwächeren Drahtsorten von ¼ Zoll Stärke abwärts, nachdem sie durch Schlagen bei Wasserzufluß und Abbeizen mit verdünnten Säuren von Glühspan befreit worden, durch Hindurchziehen durch eine Reihenfolge conischer, in einer feststehenden Stahlplatte, dem Zieheisen, befindlicher Löcher, welche zur Verminderung der Reibung mit Talg angefüllt werden, dargestellt. Man feilt zunächst das Ende des Stückes schwächer, steckt dasselbe durch das Loch des Zieheisens und befestigt es mittelst einer Klemmzange an einer hinter letzterem auf einer verticalen Achse steckenden Trommel. Diese wird dann, bei stärkeren Drahtsorten durch Maschinen, bei schwächeren mit der Hand, so lange gleichmäßig umgedreht, bis das ganze Drahtstück durch das Loch des Zieheisens durchgezogen und auf die Trommel aufgewickelt ist. Dieselbe Operation wird so lange mit immer engeren Löchern wiederholt, bis der Drath die verlangte Dimension erreicht hat. Zwischendurch aber wird der durch das Ausziehen hart und spröde werdende Draht zu wiederholten Malen in schachtförmigen Oefen, oder besser in eisernen Kesseln bei sorgfältigem Abschluß der Luft mehrere Stunden geglüht, danach wie zu Anfang der Operation von Glühspan gereinigt und zur Entfernung der Säurereste durch Kalkwasser genommen. Auf Eisenwerken, die zur Erzeugung der feineren Reckeisensorten Walzwerke nicht disponibel haben, reckt man das von den Frischhütten erfolgende Stabeisen unter sogenannten Schwanzhämmern — Zainhämmern — zu schwachen Dimensionen aus. Dies sind eiserne, 60 bis 100 Pfund schwere Hämmer mit hölzernen Helfen, deren Drehachse — Hülse — auf dem hinteren Drittel der letzteren sitzt. Sie werden nicht durch directen Hub, sondern durch Druck der Hebedaumen auf das hintere Ende des Helfes, den Schwanz, bewegt. Ein unter diesem liegender Prellklotz besorgt das rasche Zurückwerfen des Hammers, anstatt des Reitels der Aufwerfhämmer. Das Wärmen des Eisens für diesen Betrieb geschieht in gewöhnlichen großen Schmiedeessen, oder kleinen Schweißfeuern.

Das zur Nagelfabrication bestimmte Eisen wurde früher beim Ausrecken unter diesen Hämmern so gewendet, daß es eine vierfache Reihe von gegen einander versetzten stumpfen Zähnen erhielt, um unganze Stellen im Eisen zum Vorschein zu bringen und beseitigen zu können. (Krauseisen.)

Früher, vor der allgemeinen Verbreitung der Walzwerke wurden auch die Bleche geschmiedet. Gegenwärtig möchte das wohl ganz aufgehört haben.

Unregelmäßig gestaltete Stücke — Modelleisen — (Maschinentheile, Wagenachsen ꝛc.), so wie auch Stücke von regelmäßiger Gestalt mit sehr großem Querschnitt (über vier bis fünf Zoll) bei bedeutender Länge, werden stets geschmiedet, am leichtesten und vollkommensten unter Dampfhämmern mit Hilfe von Schweißöfen; wo diese fehlen, aus Schweißfeuern unter Aufwerfhämmern oder größern Schwanzhämmern. Im letztern Falle ist dann meistens eine Nachhilfe mit Handschmiedehämmern nöthig.

Die weitere Verarbeitung des Eisens zu Werkzeugen, Nägeln, Ketten, Geschirr ꝛc., liegt außerhalb der Sphäre des Eisenhüttenbetriebes, und wird daher hier nicht weiter zu erörtern sein, eben so die weitere Bearbeitung von Wagenachsen, das Verzinnen der Bleche und Kochgeschirre, das Emailliren der letztern ꝛc., obschon diese Arbeiten gewöhnlich auf den Eisenwerken besorgt werden. — Die Abfälle von der Stabeisenfabrication werden mit altem aufgekauften Schmiedeeisen zusammen packetirt und ausgeschweißt, oder in besondern Herden oder Flammöfen eingeschmolzen. Sie liefern gewöhnlich ein Stabeisen von vorzüglicher Qualität. Hat man nur geringe Mengen davon zu verwerthen, so schweißt man sie beim Frischen an die fast fertigen Luppen. Ganz geringe Abfälle, Drehspäne, verbranntes Eisen, Blechschnitzel ꝛc., werden beim Hohofen wieder mit aufgegeben.

Zur Fabrication des Stahles sind eine Menge verschiedene Methoden im Gebrauch, die sich zunächst in drei Gruppen sondern lassen; die Gewinnung 1) direct aus den Erzen, durch nicht bis zur Roheisenbildung gesteigerte Kohlung, 2) aus dem Roheisen

durch Entkohlung, welche nicht bis zur Entstehung von Stabeisen getrieben wird, 3) aus Stabeisen durch Zuführung der entsprechenden Menge Kohlenstoff.

Zur ersten Gruppe gehören die schon oben erwähnten beiden ältern Methoden, der Stückofen- und der Rennherdbetrieb, deren Product je nach zufälligen Umständen entweder Stahl oder Stabeisen war. Die Qualität des Productes soll stets vorzüglich gewesen sein, der Brennstoffaufwand aber begreiflich enorm. Sicherer und ökonomischer wird das neuere Chenot'sche Verfahren in der spätern, vom Erfinder selbst modificirten Gestalt sein. Hiernach werden die Erze, mit Kohlenpulver gemengt, in Retortenöfen mit äußerer Flammenfeuerung reducirt und gekohlt, die bei Luftabschluß erkalteten Stücke nach der erlangten Kohlungsstufe sortirt, unter verticalen Mühlsteinen gemahlen, mit etwas Kohlenpulver und Braunstein gemengt in Form kleiner Cylinder zusammengepreßt und in Tiegeln geschmolzen. Es ist einleuchtend, daß diese Methode nur bei ganz reinen Erzen (Eisenglanz, Spatheisenstein) anwendbar ist, für diese aber anscheinend zweckmäßig. Ganz reine, namentlich sehr reiche Erze, wo sie sich finden, auf dieselbe Weise zu verhütten, als unreine, erscheint wenig rationell. Geringe Mengen begleitender Bergarten scheiden sich beim Einschmelzen der Masse auf der Oberfläche des Tiegelinhaltes als Schlacke aus.

Der dieser Methode gemachte Vorwurf, daß man die Kohlungsstufe nicht in der Gewalt habe, trifft alle bis jetzt üblichen Methoden der Stahlbereitung, obschon von deren Erfindern meistens mit großer Bestimmtheit das Gegentheil behauptet wird. Durch sorgfältiges Sortiren der Producte ist diesem Uebelstande zu begegnen.

Das Grundprincip der Chenot'schen Methode, Ausführung der Reduction (und Kohlung) des Eisens und des Schmelzens oder Schweißens in getrennten Apparaten, ist keineswegs neu, bis jetzt aber wenig ausgebeutet. Neuerdings ist es von A. Thoma auch auf die Roheisenerzeugung angewendet und dürfte in Zukunft mehr als bisher zur Geltung kommen.

Aus dem Roheisen wird der Stahl nach der ältern Methode in den Rohstahlfeuern erzeugt. Diese gleichen im Wesentlichen den Stabeisenfrischfeuern, eben so ist auch das Verfahren, abweichend in verschiedenen Ländern in Einzelheiten, in der Hauptsache dem Stabeisenfrischen analog. Der Hauptunterschied ist der, daß jedes Roheisenstück nach dem Einschmelzen unter dem Winde, ohne Aufbrechen, nöthigenfalls aber mit Hilfe von gaarenden Zuschlägen (Gaarschlacke, Hammerschlag ꝛc.) und Umrühren der geschmolzenen Masse mit hölzernen Stangen, gaar gemacht wird, bevor man ein neues Stück einschmilzt, welches dann jedesmal die halbgaare Masse wieder roher und daher flüssig macht. Brennstoffverbrauch und Abgang sind nach der verschiedenen Manipulation sehr ungleich, im Mittel ersterer 30 bis 40 Cubikfuß Fichtenkohlen, letzterer 25 bis 33 Procent. Auch zu dieser Fabricationsweise ist nur sehr reines Roheisen anwendbar. Am passendsten ist das kohlenärmere weiße, aus Spatheisensteinen erblasene Eisen.

Die Puddelöfen, in denen man gegenwärtig eben so wohl Stahl als Stabeisen zu erzeugen weiß, verdrängen allmälig auch diese Rohstahlfeuer. Es läßt sich durch Puddeln auch aus verhältnißmäßig unreinen Roheisensorten ein zu vielen Zwecken brauchbares Product erzeugen, zumal es weit billiger zu stehen kommt, als andere Stahlsorten. Verwendung findet der Puddelstahl namentlich beim Eisenbahnbau, wobei es häufig mehr auf die Härte als auf den höchsten Grad von Festigkeit des Materials ankommt. Beim Stahlpuddeln hat man etwa nur 12 Procent Abgang und verbraucht 1,3 Gewichtstheile Steinkohlen auf 1 Theil Rohstahl.

Mit den Stahlpuddelöfen hat das Bessemer'sche Verfahren eine, wie es scheint, erfolgreiche Concurrenz begonnen. Nach diesem wird das Roheisen direct aus dem Hohofen in kleinere Schachtöfen abgestochen, an deren Boden durch acht bis zwölf Formen ein sehr stark gepreßter Wind einströmt. Das Roheisen beginnt sofort zu frischen, und wird ohne weitern Brennstoffaufwand nur durch die rasch erfolgende Verbrennung des im Eisen enthaltenen Kohlenstoffs und eines allerdings sehr bedeutenden Theiles des Eisens selbst, flüssig erhalten. Der ganze Frischproceß ist in circa zehn Minuten beendet. Man erhält einen noch flüssigen Stahl, der in eiserne Formen gegossen wird.

Silicium und Phosphor sollen bei diesem Verfahren vollständig verschlackt werden, der

etwa vorhandene Schwefel aber sämmtlich beim Eisen bleiben, so daß das Product das verwendete Roheisen an Schwefelgehalt noch übertrifft.

Die Umwandlung des fertigen Stabeisens in Stahl geschieht durch Cementation, indem man die Eisenstäbe bei mehrern hundert Centnern mit Kohlenpulver, meist mit Zusatz von etwas Kochsalz und Asche, in sorgfältig verschlossenen Thonkasten, die auf der Sohle eines Flammofens stehen, mehrere (fünf bis neun) Tage ununterbrochen in Glühhitze erhält, ohne die Hitze bis zum Schmelzen des gebildeten Stahles zu steigern. Wird letzteres beabsichtigt, wie bei der Darstellung des ostindischen Wootz, sowie bei einigen neuern Methoden, so wendet man andere kleinere Gefäße an. Neuerdings wird in England eine andere Methode der Cementation üblich, wobei man über das in Retortenöfen eingeschlossene glühende Eisen längere Zeit einen Strom Leuchtgas leitet.

Endlich ist noch eine Methode der Stahlerzeugung zu betrachten, die eigentlich eine Combination der beiden ersterwähnten ist, die Stahlbildung durch Zusammenschmelzen von Stabeisen (Abfällen) mit Roheisen. Diese schon alte Methode ist in neuerer Zeit, namentlich von Uchatius, wieder sehr lebhaft aufgegriffen und ausgebildet, dürfte indessen nur in den seltensten Fällen günstige Resultate geben, da sie die wenigste Gelegenheit zur Abscheidung fremder Stoffe, selbst des Siliciums aus dem verwendeten Roheisen bietet.

Alle hier angedeuteten Methoden liefern zunächst sogenannten Rohstahl, von mehr oder weniger ungleichartiger Masse. Zur Herstellung einer größern Gleichartigkeit wird dieser raffinirt — gegerbt, d. i. zu schwachen Stäben ausgereckt, diese zerschlagen, sortirt, packetirt, und bei saftiger Schweißhitze (mit einer Schlackendecke) wieder ausgeschmiedet. Die zum Wärmen dienenden Raffinirherde sind gewöhnlichen Schmiedefeuern ähnlich, haben aber oft mehrere Formen hinter einander, um längere Hitzen geben zu können. Wird beim ersten Raffiniren die Qualität noch nicht genügend, so wird der ausgereckte Stab in der Mitte eingehauen, zusammengebogen und nochmals ausgeschweißt, letzteres Verfahren auch wohl noch einmal wiederholt. Beim Poliren des Raffinirstahles wird die Verschiedenheit der einzelnen so vereinigten Stahlbündel deutlich sichtbar und bildet den sogenannten Dammast.

Der Abgang beträgt beim einmaligen Raffiniren des Stahles 7 bis 12 Procent, der Brennstoffaufwand 30 bis 35 Cubikfuß Holzkohlen oder 3 bis $3^1/_2$ Cubikfuß Steinkohlen pro Centner Raffinirstahl. Die größtmögliche Gleichartigkeit der Masse wird durch das Umschmelzen des Stahles erzielt. Man kann dazu selbstverständlich sämmtliche Rohstahlsorten mit Einschluß des Cementstahles verwenden, früher wurde fast ausschließlich letzterer, wegen der bessern Qualität, dazu benutzt. Die Methoden von Bessemer, Chenot, Uchatius u. a. liefern direct Gußstahl.

Abgesehen von der Gleichartigkeit der Masse selbst, hat der Gußstahl, wie er aus den Formen kommt, meistens eingeschlossene Blasenräume, zu deren Beseitigung er zu schwächern Dimensionen ausgeschmiedet wird. Neuerdings hat man jedoch angefangen, dem Stahl direct durch Gießen die bestimmte Form zu geben. Größere Maschinentheile, Geschütze ꝛc. hat man durch dieses Verfahren bereits von ausgezeichneter Qualität hergestellt; auf kleinere Artikel, Werkzeuge ꝛc. hat man es bis jetzt ohne befriedigenden Erfolg auszudehnen gesucht.

Die bislang zum Gußstahlschmelzen fast ausschließlich verwendeten kostspieligen Graphittiegel durch directes Schmelzen in Flammöfen zu umgehen, scheint neuerdings gelingen zu wollen. — Die Cementation hat bis jetzt von allen Methoden der Rohstahlerzeugung die überwiegend besten Resultate gegeben. Zu ihrer Beseitigung ist deshalb, so wünschenswerth diese in Betracht des Kostenpunktes auch wäre, vorläufig noch keine Aussicht.

Eine besondere Anwendung der Cementation ist noch zu erwähnen, welche bezweckt, kleinern, fertigen, schmiedeeisernen Gegenständen eine Kruste von Stahl zu geben, um sie härter zu machen, ohne die Sprödigkeit des Stahles mit in Kauf nehmen zu müssen, namentlich wichtig für solche Gegenstände, welche Stöße auszuhalten haben. Die schon vorher sauber gemachten Artikel werden mit Abfällen von Leder, Horn oder ähnlichen stickstoffhaltigen thierischen Substanzen, welche, wahrscheinlich durch Vermittlung von Cyangas, die Kohlung des Eisens besonders leicht bewirken, in Blechbüchsen eingeschlossen und in gewöhnlichen Schmiedeessen einige Stunden geglüht. (Einsetzen des Eisens.) Auf ähnliche Art, durch Bestreuen mit geraspeltem

Horn und dergleichen, erhalten die Feilen, obſchon aus Stahl beſtehend, eine noch ſtärkere oberflächliche Härtung. Auch durch Beſtreuen der glühenden Eiſenſtücke mit Blutlaugenſalz, Salpeter und Harzpulver ſucht man in manchen Fällen den gedachten Zweck zu erreichen. In den noch neuerdings ſelbſt durch techniſche Blätter verbreiteten Vorſchriften zum Schweißen und Härten des Stahles findet man außerdem, wie überhaupt bezüglich der Eiſeninduſtrie, noch eine Menge abenteuerliche, oft gradezu unſinnige Mittel angegeben. Auch iſt bei der Stahlfabrication mehr als bei andern Zweigen der Eiſeninduſtrie, in Folge der großen Verſchiedenartigkeit der Methoden, eine gewaltige Geheimnißkrämerei an der Tagesordnung. Ob es dabei mehr um Geheimhaltung der Methode, die bei einem großen Arbeiterperſonal von vorn herein unmöglich iſt, als vielmehr um den Nimbus zu thun iſt, den dieſe Wichtigthuerei in den Augen der Laien zu geben pflegt, mag dahingeſtellt ſein. Daß man auf großen Eiſenwerken, namentlich ſchwunghaft betriebenen Walzwerken, der großen Claſſe der „neugierigen Reiſenden“ den Zutritt erſchwert, iſt eine zur Vermeidung häufiger Unfälle nothwendige Maßregel.

Der vorſtehende Aufſatz kann natürlich keinen Anſpruch darauf machen, den behandelten Gegenſtand einigermaßen erſchöpft zu haben. Fachgenoſſen, denen er in die Hände fallen ſollte, mögen bei Beurtheilung deſſelben bedenken, wie ſchwierig es iſt, aus der Fülle des Materials das für den Laien beſonders Intereſſante und Wichtige herauszuheben.

Griechenland
gegenüber der orientaliſchen Frage.

Das Königreich Griechenland, welches nunmehr bald dreißig Jahre lang ſchon unter die unabhängigen Staaten Europa's eingereiht iſt, entſtand urſprünglich durch die Reaction des Chriſtenthums gegen den Mohamedismus und die philanthropiſchen helleniſtiſchen Sympathien des Abendlandes. Das Volk der Griechen, von dem bekanntlich das Königreich nur einen kleinen Theil bildet, erkennt die Bedeutung der erſtern allein, nicht der letztern, an, — ja es rechnet ſich ſelbſt nicht einmal zu Europa, denn es iſt eine auch unter Gebildeten ganz häufige Frage zu Athen, „wie es „εἰς τὴν Εὐρώπην“ gehe?“ und daß man für die Europäer ſelbſt keinerlei Sympathie im Lande der Neuhellenen fühle, iſt ſchon ſeit der Entſtehung des oſtrömiſchen Reiches, des byzantiniſchen Kaiſerthumes, durch zahlloſe Beiſpiele erhärtet. Alles Land öſtlich des adriatiſchen Golfes und ſelbſt öſtlich der Marken des alten deutſchen Reiches, von Oeſterreich und Preußen, iſt Mittelding zwiſchen Morgen- und Abendland, mehr durch das erſte als das zweite beeinflußt und nur mit Widerſtreben den Civiliſationseinflüſſen des letztern folgend. Wer in Neugriechenland noch die Wiege der Hellenen ſieht und von da aus den Gang ſeiner Betrachtungen erhellen läßt, wird zwar poetiſch-intereſſantes, aber doch nur fahles Todtenlicht über ſein Object ausbreiten, nicht das klare Tageslicht, welches den Weg zur Wahrheit erhellt. Das neue Griechenland ſchließt genau an die Herrſchaft der Byzantiner an und iſt nur durch Unglück und Auffriſchung mit ſlaviſchen Stämmen, die ſich jetzt brüſten, „Ῥωμαῖοι,“ ja ſelbſt Ἕλληνες zu ſein, verbeſſert worden gegenüber dem Unfug der zerfallenden Reichselemente von Byzanz, deſſen Vollblut noch in den Phanarioten zu Conſtantinopel unſchwer erkannt wird.

Wenn wir in dieſem Exordium gleich unſer Glaubensbekenntniß vorlegten, ſo geſchah es aus zweifacher Abſicht. Einmal um dem Leſer im Voraus Gewißheit über unſern Standpunkt in dieſer „helleniſchen“ Frage zu verſchaffen, und dann, um zuzufügen, daß wir deshalb, weil die Neugriechen mehr ſlaviſches als helleniſches Blut in ihren Adern haben, ſie nicht allein nicht für weniger werth als Material zur Staatsbildung, ſondern ſelbſt für beſſer halten, denn das helleniſche Blut, das bei Marathon und Salamis kämpfte, iſt uns wirklich zu — alt. Die Haupturſache aber iſt, weil von dieſer allein richtigen Anſicht das richtige Urtheil über die Rolle, welche Neugriechenland in dem Zeitalter der Löſung politiſcher Fragen ſpielen wird, — und die orientaliſche iſt dem Vernehmen nach eben in Angriff genommen — ausgehen muß, denn am Ende ſind es auch dort noch die Ideen und nicht die materiellen Intereſſen, welche für die Dauer den Ausſchlag geben.

Das Königreich der Neugriechen enthält

bekanntlich nur einen kleinen Theil des allmälig durch Religion, Sitte und theilweise auch Sprache zu dem Gewardenen, was man jetzt „griechische Race" nennt, es ist nur ihr vorläufiger Krystallisationspunkt und lännte sie alle um ein Panhellenian versammeln, wenn sie, charakteristisch genug, es nicht vorzögen, um die heilige Sophia in Constantinopel zu krystallisiren, so gründlich haben sich die Affinitäten dieser Vollsatome geändert! Die Bewohner dieses Königreichs unterscheiden sich nicht viel von den Griechen außerhalb desselben, außer insbesondere dadurch, daß ursprünglich bei der Bildung und wahrscheinlich auch jetzt noch nicht die Mehrzahl der Bewohner griechisch sprach und manche Küstenstriche und reiche Handelsstädte mehr reingriechisch sprechende Bewohner zählten als das Königreich. Das ist freilich allmälig anders geworden und die Söhne der Wlachen und Albanesen sprechen bereits ihre Kirchen-, Amts- und Staatssprache und lernen sie, wenn überhaupt, auch schreiben. Die Neugriechen des Königreichs unterscheiden sich aber vorzüglich in den gebildeten Classen durch eine mehr abgeklärte politische Ansicht der Dinge, welche allmälig Propaganda macht und die große Mehrheit des Volkes mit sich zu reißen strebt. Diese große Mehrheit ist russisch-byzantinisch, kennt nur Ein unzerreißbares, selbst von den materiellen Interessen, was im Archipel und jenseits des Balkan überhaupt sehr viel sagen will, nicht trennbares, wenn auch dehnbares Band, — d. i. die Religion, welche so sehr das ganze Vallsleben versteinert hat, daß der Neugrieche nicht allein ganz nach ihren Vorschriften ißt und trinkt, sondern auch singt, weint und lacht. Dem Romäer, wie er sich nennt, ist auch die Zeit der Christianisirung seine Heldenzeit; — die Zeit, in welcher seine Väter das Martyrium erlitten, und *seine* Leute sind es vor Allen, die er noch deshalb verehrt. Heiligenverehrung ist hier nationaler Cultus und Fasten ein kleiner Schatten vom alten Martyrium. Was sind dem Neugriechen Ohren- und Nasenabschneiden, Lebendigbraten, mit Oel verbrennen oder vielartige Schändung u. dgl., an Feinden, namentlich an Mohamedanern oder auch andersgläubigen Abendländern verübt, anders, als die Ausübung dessen, was ihm in Bild und Rede von Jugend auf den Kopf erfüllt! Man hat die Türken beschuldigt, daß sie, die Barbaren, erst durch die Unterjochung das „hellenische" Volk so verdorben hätten. *Sie* seien der Griechen Lehrmeister zu solchen Grausamkeiten gewesen. Wer indessen die Geschichte des byzantinischen Reiches auch nur ganz oberflächlich kennt, weiß, daß den Griechen schon lange *vor* dem Fall Constantinopels dergleichen Praceduren sehr geläufig waren und ihr Heldenzeitalter des Martyriums beweist es ja deutlich, denn am Ende wurden die Griechen doch nur wieder von Griechen gemartert. Der Türke ist ein Mann von summarischen Rechtsgrundsätzen, der massenhaft schlachtet, verbrennt, säckt aber pfählt, sich aber nicht viel mit Detailstudium der Qualen plagt. Es ist die Frage, ob ihm nicht die Byzantiner hierin mit einigem Erfolg Instruction gaben.

Die Religion ist weit über unsere Anschauung, d. h. über die der Abendländer und zwar am meisten der germanischen Völker, hinaus die *einzige* bewegende Kraft, welche die neugriechische Bevölkerung in ihren politischen Neigungen endgiltig bestimmt. Aber, wie gesagt, unter den gebildeten Ständen, namentlich des Königreichs, gibt es Ausnahmen und hier überwiegt das Interesse, das Jeder von seiner Parteistellung sich ableitet. Hier gibt es Parteien der „Schutzmächte," — zwar neuerlich etwas abgeschwächt, aber doch noch gewaltig. Hier setzt zweifelsohne der Student der orientalischen Frage seinen Hebel ein und wenn von der Theilung der Türkei die Rede ist, so wird man zuverlässig das neue Königreich mit zur Beute werfen, weil es allein den materiellen Werth *des* Theiles, der am Mittelmeere liegt, ausmacht.

Diese neugriechischen Partisane der Schutzmächte, ursprünglich hellenische Lions der Pariser Salons, wo sie sich nach dem Muster des 2. Decembers, von dem ja in Hellas die Sage geht, daß seine Familie aus der Maina stamme, — ausbilden und begreiflich die Thaten desselben in der Palitik anstaunen, versprechen, die Phanariaten van Constantinopel in Allem, was die tiefsten Schachte der Intrigue bergen, zu übertreffen und, soweit sie der Meister in Paris am Zügel halten kann, sind sie auch wirklich brauchbares Material, französische oder mindestens Napoleonische Interessen an die orientalische Frage zu knüpfen.

Die orientalische Frage hat aber unseres Erachtens ein sehr großes französisches Inter-

esse und dieses liegt klärlich im mittelländischen Meer mit seinen Küsten, mit Anatolien, den heiligen Stätten, Egypten und dem Weg nach Indien. Das mittelländische Meer zum französischen See zu machen, ist eine ganz andere Aufgabe, als die Rheingrenze zu nehmen und die von Spanien über Sicilien bis nach Syrien angelegten Flatterminen sind uns ein bedeutsames Zeichen, daß man tiefere Interessen in Frankreich zu verfolgen versteht, als Rache und Ruhm. Zum Besitz des Mittelmeers gehört aber auch die Sympathie der tüchtigsten Seefahrer dieses Meeres, der Inselgriechen und des griechischen Festlandes, das ja in seinen zahllosen Buchten und schönsten Busen der Seetüchtigkeit gleich einer Insel selbst Vorschub leistet.

Die französische Partei ist daher in Athen kräftiger und muthiger als jede andere, auch die der Engländer. Die Sympathien der griechischen Liberalen mit den Italianissimi, die gleich ihnen nur gefälschten Patriotismus und völlige Verschwommenheit der Grundsätze zeigen, geben der neuhellenischen Demokratie äußern Charakter und nur die erhärtete Orthodoxie der griechischen Massen gegenüber dem Katholicismus des Franken und des Franzosen insbesondere schützte zur Zeit der Occupation und vielleicht auch für die nächste Zeit noch die Neugriechen vor einer Apostasie, die den Liberalismus zum Trabanten der Despotie macht, die republikanische Tugend auf Spottpreise bringt und das Vaterland selbst auf Annexion setzt.

Die Partei dieser modernen Hellenen, die sich von der alten Sitte der wohlgeschulten orthodoxen Byzantiner emancipirt haben, welche die Pioniere der französischen oder auch modernen Civilisation in Neugriechenland bilden und der Gegenstand der bittersten Feindschaft des Russenthumes nebst dem altkirchlichen Appendix sind, zeichnen sich so merkwürdig unter den vielen Erscheinungen der Flachheiten unsers Zeitalters aus, daß sie als besondere Species eine nähere Beschreibung und zwar um so mehr verdienen, als die Emissäre des fleißigen Studenten der orientalischen Frage mit ihnen zuerst die Verbindung zum Uebergang auf den unfehlbaren politischen Apparat des allgemeinen Stimmrechts und Aehnliches knüpfen werden.

Früher ohne weitere Vorbildung, als jene, welche der Schullehrer oder eine Missionsschule gab, zog ein jüngerer Bruder eines Arztes, Advokaten, Kaufmanns ꝛc. weg von den schattigen Halden der Kastanienwälder oder Lorbeerhaine des bergreichen Landes in die Hauptstadt, wo er anfangs noch weitere Schulen besuchte und mit der großen Tugend der Altvordern, mit der Enthaltsamkeit, die nicht ihres Gleichen findet, für wenige Lepta des Tages nicht selten in der Art Euklid's sein Leben fristete. Aber der helle, sublime Kopf entdeckt nicht nur sehr rasch an seiner Wissenschaft, wozu sie nützt, — er metamorphosirt sich auch noch rascher in einen hellenischen Dandy, die zuwiderste Art dieser Gattung zu Athen schon seit der Zeit, da Poliorketes darin einzog.

Nunmehr verflüchtigen sich auch die Erinnerungen an die Schönheit der heimathlichen Gegenden, den einfachen Sinn, die Arbeitsamkeit, die Strenggläubigkeit der Dorfbewohner, von denen er herkam, und es kann vorkommen, daß er sich des wettergebräunten Tschupanen im Talachani und in den Sandalen schämt, wenn er auch sein Vetter ist und nur mehr die Bezeichnung „μπρέ" für ihn hat.

Die Beweglichkeit dieses seinen Geistes der Neugriechen, die damit leicht gewonnene Proteusnatur, ist unglaublich. Ob nun dieser Incroyable nach Livorno, Triest, Wien, Leipzig, München, Paris oder London geht — und viele von ihnen thun es, — es ist einerlei, er kehrt zurück in allen Farben der Exantheme moderner Civilisation schimmernd, — ja selbst weltschmerzlich berührt, — hellasmüde! und jedenfalls völlig gleichgiltig gegen alle die alten unwägbaren Güter seines Volkes, als da sind: Rechtgläubigkeit, Freiheit, Sittenstrenge, Tapferkeit, Enthaltsamkeit und sonstige nationale Imponderabilien. Er ist nunmehr in der äußern Erscheinung ein vollkommener europäischer Dandy, überreich an Erfahrungen in der Weltläufigkeit, aber mit den Wissenschaften des Abendlandes kaum angestrichen. Es ist Thatsache, daß dieser moderne Neuhellenismus auf den Schulen Europa's in der Regel nichts gründlich lernt, — er thut es auch in der Heimath nicht.

Man kann mir darauf erwiedern, daß dies auch bei den Dandys unserer Jugend der Fall sei. Aber ich sage darauf, daß es hier nicht Regel ist. Nicht der Aufschwung in den Befreiungskämpfen, nicht das Leben des sich neu einrichtenden Königreiches, nicht die

Fluthen, welche die neue Verfassung hoben, — konnten bei den Neugriechen seit bald einem halben Jahrhundert etwas Erkleckliches in Kunst oder Wissenschaft hervorrufen, was auf eigenem Boden gewachsen wäre. Das Vaterland Homer's producirt das Jagdgedicht „*Τριλίρι*!“ *)

Zwar schreitet die autochthone Bildung in neuerer Zeit mehr fort, und die Ausländerei, welche sich stets mit Paris und London brüstet, hat weniger inneres Ansehen als äußere Macht, — es hat sich namentlich seit den Enthüllungen der russischen Politik gegenüber der nationalgriechischen Partei und seit der Occupation, nachdem also die Endabsichten der drei Schutzmächte sonnenklar zu Tage traten, eine nationalgriechische, selbst eine königliche Partei gebildet, und man erkennt, daß der gute König Otto allein den unverfälschten Kern aller neuhellenischen, nationalen Bestrebungen bildet und die Aufrechthaltung seines Thrones die erste Bedingung einer unabhängigen neugriechischen Nationalexistenz ist.

König Otto wäre im Stande, Alles für sein Volk, selbst sein Leben, ein zweiter Kodrus, zu opfern, so hehre Gedanken von Pflichterfüllung herrschen am griechischen Hofe, und die Königin selbst theilt sie. Aber wir fürchten, das Opfer würde vergebens gebracht, wenn nicht das eigentliche und wahre Element des neugriechischen Königreiches und des Griechenthums im ganzen türkischen Reich, das ist der Bürger-, Bauern- und Hirtenstand, die seefahrenden Insulaner von vorzugsweise slavischer Abkunft zur rechten Zeit und geschickt zur Mitwirkung vermocht werden. Nachdem wir nun jene versatile Partei der modernen Griechen, welche den echtfranzösischen Civilisationsschliff zeigen und gewiß die rechte Handhabe für Ausführung Bonapartistischer Absichten im Orient bilden, geschildert haben, wenden wir uns zum ebengenannten eigentlichen Kern der Bevölkerung und zwar im Königreich Griechenland mit besonderer Mitbeziehung auf die neuerlich so sehr in den Vordergrund gestellte Rajah, indem wir ihre Kraft in den in Aussicht stehenden Actionen und damit im Voraus ihre Rolle zu schätzen versuchen.

Durch seine Neigung sowohl wie durch die Beschaffenheit des Bodens begünstigt, liebt der Landbewohner der südöstlichen Halbinsel Europa's das Hirtenleben vor Allem. Felsgebirge allüberall mit schattigen Wäldern und reichen Quellen in den höhern Lagen (über 2500 — 3000 Fuß Elevation), unzugängtich durch Engpässe und Schluchten bei mangelnden Wegen und Stegen, daher große Sicherheit vor Angriffen von Außen, angenehmer Aufenthalt und Reichthum der Vegetation, im Sommer auf dem Gebirge, im Winter im Thale, Ueberfülle von Schluchten und Höhlen im Kalksteingebirge, welche selbst die Wohnung ersetzen, offene Weide für Jedermann, — das Alles gibt Reiz genug, das Hirtenleben, wie ja auch im ganzen europäischen Süden, dem ausschließlichen Landbau und der mit Wechselfiebern drohenden fetten Niederung mit der großen Unsicherheit vorzuziehen. Der kräftigste und kriegsgeübte Theil der griechischen Landbevölkerung, aber weitaus nicht der zahlreichste, lebt in den Bergen noch jetzt wie in den Urzeiten, als von den nördlichen Gebirgen die Herakliden auf die friedlichen Pelasger der Niederungen stürzten, und damals wie jetzt besiegten die Bunioten die Wlachen des Flachlandes. „*Ἔχομεν τριακόσια τουφέκια, τετρακόσια βοϊδια καὶ χίλια πράγματα — εἴμασθε ἐλεύθεροι, ἀδελφέ*!“ *) sagte mir der ehemalige Kapitanos von Chrikelou in Aetolien, als ich ihm den Empfehlungsbrief der Regierung zeigte, der mich auf meinen Excursionen zu schützen gebot. „*Νὰ — τὰ βουνὰ ὁ βασιλεὺς μας*,“ **) setzte er hinzu und deutete auf die mit Schnee bedeckten Bergkuppen ringsherum. Dennoch erwies mir der wackere Mann alle ihm möglichen Ehren der Gastfreundschaft. Der Obmann im Krieg — Kapitanos — der Dimogeront für die Geschäfte des Friedens und der Papas oder Mönch für die Diplomatie, das waren und sind die volksthümlichen Einrichtungen für die harten Zeiten des Krieges und der Noth, und sie werden wieder zur Geltung kommen trotz alles Organisirens nach modernen Staatsmustern, wenn Nachhaltiges für die Unabhängigkeit bei der Theilung des Erbes des kranken Mannes gethan werden will.

Jedes Dorf hatte so seinen Führer im Kriegsfall, der persönlich Tapferste war unter

*) *Μπρέ* und *Τριλίρι* sind Empfindungswörter und unübersetzbar, wie z. B. unser „He!“ oder „Halloh!“

*) „Wir haben dreihundert Flinten, vierhundert Rinder und Tausende von Schafen — wir sind frei, Bruder!“

**) „Da — die Berge sind unser König!“

allen Führern der Oberste, und so entstanden bekanntlich die Schaaren unter den Gura, Karaiskaki, Mamuri, Grivas, Tzavellas, Kolokotronis u. s. w., welche da und dort türkische Schaaren schlugen, was etwas sagen will, wenn man sich erinnert, daß diese Schaaren zumeist aus den kühnen und kriegsgewandten Albanesen bestanden. Die neugriechische Regierung kann nicht daran denken, in Zeiten ernster Gefahr ihre 6000 Mann taktischer Truppen mit Erfolg in den Kampf zu führen. Sie muß dann zum Nationalheer greifen und das alte bewährte Material hervorsuchen. Wenn dann noch der Ruf der Pallikarenführer durch die Berge schallt und die „παιδιά" mit der zähen Gewandtheit und dem unermüdlichen Trotz ihrer Ziegen, zugleich mit den geringen Ansprüchen dieser auf „Bedürfnissebefriedigung" herbeieilen, so werden sie jedem Attentat auf ihre Nationalität, auf ihre Unabhängigkeit und Freiheit sehr große Schwierigkeiten bereiten, und wenn selbst einige „Schutzmächte," wie etwa Frankreich und Rußland dazu Miene machen, sich gegen sie vereinigen sollten. Der Kern des Volkes ist frisch und gut, aber die aufgepfropften Blüthen einer abendländischen Scheinbildung sind taub. Die wahren Patrioten und der König an der Spitze erkennen das wohl, aber nicht minder auch die Schwierigkeit, eine so zerstreute, wenig vereinigte, schwer zu bemeisternde Masse, wie es die Rajah der Türkei bildet, zu bestimmten Zwecken zu verwenden.

Denn der Tschupan Griechenlands ist noch mehr wie der Bauer gleichgiltig im Grunde gegenüber den Zeitfragen und den immateriellen Gütern der nationalen Unabhängigkeit, wie selbst der Person des Regenten, wenn er nur möglichst wenig von den Regierenden belästigt wird. Diese Indifferenz der Massen ist auch bei uns viel größer, als man von allen Parteien gern glauben machen will. Ein lustiger Kriegszug, der Beute verspricht, ist vorerst Alles, was den Kern der Kriegsluft vieler Völker und jener im illyrischen Dreieck insbesondere bildet.

Bei den Kriegszügen der neugriechischen Hirten und Bauern ist leider nichts organisirt und gradezu Raub die regelmäßig richtige Absicht, wie sehr man sie mit schönklingenden Phrasen auch hier zu verdecken bereits gelernt hat. Diese Aussicht auf Beute wird den taktischen Truppen der Abendländer gegenüber freilich gering werden und wenig Aneiferndes für die Freiwilligen des Metzowo oder Tayget haben, — aber das religiöse Moment und der Haß gegen die Fremden wird ein Uebriges thun, und es kann angenommen werden, daß zwar nirgends in offener Feldschlacht man versuchen wird, das Erbe des kranken Mannes in Anspruch zu nehmen, daß aber das Erbe selbst im endlosen Guerillakriege von den Neugriechen im Bunde mit Klima und Verpflegung wird sehr zähe festgehalten werden. Das Klima wird die Abendländer stark decimiren, die Verpflegung wird in den Gebirgen sehr schwer werden, aber am Ende kann nur der Bund mit einer der Schutzmächte, die mit bessern Waffen und Munition den Guerillaskrieg, hier Pallikarenkampf, nährt, das Kampffeuer erhalten.

Die Nationalgriechen werden ein in viele Schaaren getheiltes Heer von 50,000 Mann im Durchschnitt, sehr wachsend und wieder sehr abnehmend, je nach Umständen, thätig zu erhalten im Stande sein, aber es wird fremden Angreifern nur gefährlich werden, wenn es eigens für den ausgiebigen Gebirgskrieg bewaffnet und organisirt wird. Letzteres anzugreifen wäre höchste Zeit für die Freunde ihres Vaterlandes, die einsehen müssen, daß das Capital des Hellenenblutes, wovon man seither im Rathe Europa's zehrte, verbraucht ist. *) Sei es die Türkei selbst, sei es das Mittelmeer mit dem Archipel — beide können jeden Tag als Kampfpreis aufgeworfen werden, und dann handelt es sich um politisches Sein oder Nichtsein der neugriechischen Race.

Wir haben bis jetzt des griechischen Volkes in den zwei extremsten Stufen, im Salongriechen zu Athen und im Tschupan und Wlachen des Gebirges, gedacht, welche beide in Kriegsfällen vorerst sich in Mitleidenschaft zu setzen bereit sind. Beide zusammen bilden noch nicht die Mehrzahl der Bevölkerung. Diese Mehrzahl, der eigentliche Bürger- und Bauernstand, lebt in den Städten, zahlreich in den Küsten- und Inselstädten, schwächer in den Binnenstädten. Hier ist moderne Staatsorganisation und hier liegt der Hauptnerv für Widerstände, das Geld. Hier lebt der Kaufmann, der nach Aristoteles wenig

*) Soeben votirten die Kammern zu Athen fünfmal mehr für Ausbildung einer Landwehr, als die Regierung verlangt hatte. D. Verf.

Patriotismus hat, dem Krieg abhold, zur Vermittlung geneigt und harte Stöße an Ehre und Reputation vertragend, wie eben Altengland zeigt, wenn nur der Geldsack in Sicherheit bleibt. Und diese Classe ist die zahlreichste im Lande.

Der griechische Kaufmann trägt noch sehr viel von dem des Mittelalters an sich, so wie wir den letztern in den Shakspeare'schen Stücken auf der Bühne oder aus der Geschichte von Venedig, Genua, auch unsern deutschen Handelsstädten Augsburg und Nürnberg dargestellt sehen. Im hohen Grade nüchtern und sparsam, keinerlei Luxus fröhnend, dem Familienleben auf das Innigste ergeben und doch kühn in seinen Unternehmungen, ohne je waghalsig zu werden, verschmäht er keine List, um zu seinem Ziele zu gelangen, und wenn sie auch unsere Begriffe von erlaubten kaufmännischen Proceduren bis zum Unbegreiflichen überstiegen — er und seine Umgebung halten das für selbstverständlich erlaubt. Das ist begreiflich als Reaction gegen die vieljährige Gewaltthätigkeit ihrer Gebieter, der Osmanlis, ursprünglich so geworden und nunmehr in Fleisch und Blut verwandelt, obgleich schon in der Byzantiner Zeit, wie dies die Geschichte der Kreuzzüge beweist, man am Bosporus und im Archipel sehr gut wußte, was Handel und Wandel bedeuten.

Der Neugrieche hat ein ausgesprochenes enormes Talent für den Handel und — die Erlernung von Sprachen. Schmiegsam und versatil schwärmt die Hälfte der Bevölkerung, vom Besitzer mehrerer Seeschiffe herab bis zum Ladenjungen eines Ergastiri, zwischen den Inseln des Archipels, den vielzackigen Küsten des Peloponneses und des Festlandes, der kleinasiatischen Küste, dann der Meeresstraßen entlang bis Odessa, Triest und Livorno in rastlosem Schacher auf Mehrung von Hab und Gut bedacht, immer fleißig, nüchtern, enthaltsam. An allen Küsten des Mittelmeeres und seiner Busen ist der Grieche ständige Erscheinung unter den Kaufleuten und nicht minder, wenn der Krieg in seiner Heimath lodert. Rasch weicht er der Gefahr aus und bringt seine leicht transportabeln Werthe in Sicherheit. Der Patriotismus kommt dieser Volksclasse erst im Alter, und es ist dann nicht selten, zu hören, wie dieser oder jener reiche Grieche zu Alexandrien, Odessa oder Bucharest ꝛc. dem Königreiche Griechenland sehr ansehnliche Summen in patriotischer Absicht schenkte, freilich nachdem er in der Jugend sich vielleicht durch Lieferung von Waffen und Munition an die Unterdrücker seines Vaterlandes oder durch Lieferung von Sand statt Pulvers an seine insurgirten Mitbürger und Aehnliches bereichert hatte. Doch ist dergleichen in Altengland auch nicht ohne Beispiel.

Dieses versatile Element in den Griechen und küstenbewohnenden Morgenländern überhaupt kann für die Behauptung der Unabhängigkeit mehr als für die Nationalität selbst unter Umständen sehr gefährlich werden. Wenn nämlich die große Mehrzahl der Nation sich dem lockenden kaufmännischen Erwerb ergibt, kann sie, bei andauernden Kriegsbeschwerden in der Heimath, die Lust, sie *als Vaterland* zu behaupten, ganz verlieren, und dann entsteht die Zerstreuung einer Nation über die ganze Erde, wie es bei den Juden bereits der Fall ist, dabei denn grade der Verlust des gemeinsamen Vaterlandes zur um so strengern Behauptung des Nationalcharakters herausfordert. Kopten, Griechen, Armenier zeigen nächst den Juden die größte Anlage hierzu im Orient.

Charakteristisch ist ferner für diese leicht beweglichen Staatselemente, daß sie in Festungen oder Städten eingeschlossen oder irgendwie eben am Entrinnen verhindert, einen großen Heroismus und eine Opferbereitwilligkeit zeigen, die staunenswerth sind.

Dieser große und reiche Bevölkerungstheil verspricht also in der Reihe der organisirten Widerstände gegen die Erbansprüche Anderer als der Griechen auf die Türkei wenig genug; er wird sich dem ersten besten Eroberer rasch unterwerfen und von der ganzen Expedition überhaupt Gewinn zu ziehen versuchen, was, wie schon einmal erwähnt, durchaus nicht den Griechen allein als Uebel angerechnet werden darf, weil es ja allenthalben auch bei andern Völkern vorkommt. Was aber nicht allenthalben vorkommt, das ist wieder die Zähigkeit, mit welcher selbst diese handelssüchtigen, geldgierigen, versattlen Kaufleute an ihrer Religion hängen, und wenn auch Alles dem Mammon zum Opfer gebracht wird, die Religion allein gewiß nicht, und dieses eherne Band um alle Neugriechen verspricht auch hier mehr als Reichthum, Intelligenz und sonstige immaterielle Werthe zu wirken.

Zwischen Hirten und Bauern einerseits,

dann den Krämern und Kaufleuten andererseits liegen noch die Gewerbsleute, die im Abendlande den eigentlichen Kern der Bürgerschaften bilden. Aber der griechische Gewerbsmann ist immer auch Kaufmann zugleich und verhält sich auch hierin dem Orientalen, zunächst auch unserm Israeliten gleich. Der güterbesitzende Israelit handelt mit Gütern oder Vieh, der Buchbinder wird mindestens zugleich Antiquar, und der israelitische Weber handelt mehr mit Ellenwaaren, als er webt. Der Werkstätte des Griechen fehlt niemals der Kaufladen, und somit fällt auch die politische Schätzung desselben mit jener der Kaufleute zusammen. In der Hauptsache aber ist das Gewerbe noch am wenigsten in Griechenland ausgebildet, die Industrie als solche liegt selbst dem Ackerbau gegenüber noch in den Windeln. Bedürfnißbefriedigung schafft Gütererzeugung, lehrt die Nationalökonomie, und es ist der Griechen Stolz, jene Befriedigung auf ein Minimum zu beschränken.

Schon Say empfahl vergebens, die Griechen der europäischen Civilisation durch Schaffen von Bedürfnissen zu nähern! Die geringsten Bedürfnisse hat freilich der Tschupan, bei dem sie sich oft allein auf Waffen und höchstens den Käsekessel beschränken, während er Weber, Schuster, Schneider, Bäcker, Gerber u. s. f. selbst ersetzt. Nicht viel mehr hat der Bauer, bei dem indessen der Bedarf von Metallwaaren wächst. Auch ein in Paris geleckter Salonlöwe, so zierlich er auch die Straßen von Athen durchduftet, hat oft außer des Renovirens des äußern Anstriches sehr geringe Bedürfnisse — doch aber sind dieselben begreiflich in den Städten am größten und reiche Leute daselbst entschließen sich manchmal ganz plötzlich zu einer Art barbarischen Luxus, der indessen selten lange Dauer hat. Die reichsten Griechen sitzen indessen nicht im Königreich Griechenland, sondern in den von uns schon oft genannten Städten.

Aus dem Gesagten geht nun hervor, daß die Partei der sogenannten Gebildeten, die gern sich „fränkisch" kleiden, die Leute in den größern Städten, welche in Parteiungen ihr Glück suchen, die Journalisten und Literaten, den französischen Gelüsten auf die Küstenstriche des großen türkischen Erbtheils am meisten hilfreiche Hand bieten wird — begreiflich gegen Vergeltung. Die Vorgänge bei der eben gemeldeten Durchreise des französischen Gesandten Lavallette und bei dem Festmale zu Ehren des französischen Admirals Lerouciér-Lenouri zu Athen, die Verbreitung der Flugschriften About's, dieses Pioniers der Corruption aller Rechtsbegriffe, die Nachgiebigkeit gegen den katholischen Clerus in der Kammer eben — Alles das deutet auf die bereits erfolgte Einleitung der französischen Agitation auch an dieser Seite der Mittelmeerküste hin.

Die Wahrung der neugriechischen Nationalität liegt weit ab von den Absichten dieser ränkesüchtigen Partei, obgleich wir gar nicht erstaunen werden, einst zu hören, daß dem Königreich Griechenland noch ein Stück von Epirus oder Thessalien durch die Gunst Frankreichs zufalle, — nur aber wird man an der Küste und im Archipel verlieren, was man an den Felsen der Balkanausläufer gewinnt. Diese Verluste gegen das Meer hin, die Aorta des ganzen Stammes, sind aber die empfindlichsten und für die Unabhängigkeit der Neugriechen gradezu tödtlich, weil das Meer allein die Quellen höherer materieller Wohlfahrt für sie birgt, da das entwaldete, felsige, wasserarme Festland nur sehr spärliche Quellen bietet.

Eine wahrhaft nationale Politik Griechenlands muß so bald als möglich die streitfertigen Milizen des Gebirgslandes organisiren, vor Allem besser bewaffnen und sein stehendes Heer als Lehrmeister dieser neuen Kriegsschule benutzen — wenn nämlich die Regierung sicher ist, daß sich die Milizen nicht gegen sie selbst kehren. Und das ist wohl nicht von allen, aber doch von einzelnen Führern dieser Milizen, Pallikarenhäuptlingen mit ehrgeizigen Absichten, allerdings zu fürchten und der Bürgerkrieg würde dann nicht lange auf sich warten lassen. Denn der Particularismus der Neugriechen wird nicht einmal von dem der Deutschen übertroffen und war in ältester wie neuerer Zeit der größte Hemmschuh höherer nationaler Entwicklung.

Wenn wir bei vorstehender Betrachtung den Schwerpunkt in die französischen Absichten auf das Mittelmeer, das „ein französischer See" werden soll, legten, so glauben wir des Beweises, daß diese Aufgabe der französischen Politik wichtiger als selbst die der alten Grenzen sein müsse, überhoben zu sein.

Die Traditionen der Völker am Mittelmeer und die alte diplomatische Schule waren seit je darin Eins. Als aber im verflossenen

Jahre eine französische Flotte Corfu vorüber in das adriatische Meer zog und Venedig bedrohte, ohne ganz England in Allarm zu setzen, da verstummten staunend die Diplomaten, bei den Völkern am Mittelmeer aber war Englands Ansehn dahin. Der empfindlichste Barometer dafür zu Athen zeigte dies auch sofort. Die Politik der Engländer geht zur Zeit nur von Heute auf Morgen, sie hoffen durch Zufall und Glück, Tergiversationen und Ränke den Krieg zu umgehen, verlieren aber dabei täglich Terrain und werden schließlich es nur zu einer glücklichen Defensive da und dort bringen. Griechenland, Italien und Alles, was die sonnigen Küsten des Mittelmeeres bewohnt, zieht aber den Franzosen gar sehr dem abstoßenden und doch gewinnsüchtigen Engländer vor. Das Studium der orientalischen Frage liegt also für die Bonapartisten günstig genug und, wenn die Nation dafür mehr Sinn, wie für jenes der natürlichen Grenzen hat, wird man sie daran Theil nehmen lassen, d. h. man wird die Frage beantworten. —

Die Insel Borneo.

Nordamerika's überwiegende Bedeutung im Weltverkehr macht sich von Jahr zu Jahr mit stets wachsendem Einfluß geltend. England hat auf dem Gebiete des Welthandels, den es noch vor kaum zwei Jahrzehnten als sein Monopol ansehen durfte, in Amerika einen ebenbürtigen, zum Wettkampf wohlgerüsteten Gegner gefunden. Nachdem sich die Amerikaner in Californien festgesetzt haben, geht ihr Bestreben dahin, vorzugsweise auf dem Festlande von Ostasien und auf den Inselreihen des Stillen Oceans die handelspolitische Machtstellung Englands zu verdunkeln. Schon im Jahre 1849 überreichte der Rath am obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten, Herr Palmer, dem Staatssecretär in Washington eine ausführliche Denkschrift „über die Aussichten und Hilfsmittel der Vereinigten Staaten hinsichtlich des Handels mit Ostasien und Afrika," in welcher er, auf sorgfältige statistische Nachrichten über die Erzeugnisse und Handelsverhältnisse in China, Japan, Korea, dem ostasiatischen Archipel, Siam, Cochinchina u. s. w. gestützt, die großartigen Aussichten darlegte, welche für Amerika aus einem lebhafteren Verkehr mit jenen Ländern, deren Bevölkerung mindestens 600 Millionen betrage, erwachsen würden.

Diesen Bestrebungen war die englische Handelspolitik bemüht gewesen, und ist es noch gegenwärtig fortwährend, einen hemmenden Damm entgegenzustellen. Der Krieg gegen den Sclavenhandel, die Begünstigung der Auswanderung von Kulis vom asiatischen Festlande, der durch eine den Erdball umspannende Kette von Dampfschiffen geregelte Postverkehr Großbritanniens mit Indien, China und Australien sollen dazu mitwirken, den mehr und mehr sich erweiternden Weltverkehr Amerika's herabzudrücken und in den Hintergrund zu drängen. Nachdem in Australien die britischen Colonien zu erblühen angefangen haben, Hongkong in den Besitz Englands gelangt ist, eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Ceylon, Singapore und Australien hergestellt worden, ward es für England Bedürfniß, im Norden des ostasiatischen oder indischen Archipels eine Zwischenstation zu gewinnen, von welcher aus es möglich war, den Handel des Archipels an sich zu ziehen. Zugleich sollte diese als Stapelort auf dem Wege zwischen Australien und China dienen, so wie als Stützpunkt für die Ausbreitung des Handels in diesen Gewässern gegen Süden. Borneo war deshalb die Insel, auf welche England sein Augenmerk richtete; an der Nordküste derselben schien es am gerathensten, eine Besitzergreifung vorzunehmen. Warum aber England nicht, sobald es dies Bedürfniß erkannt, seinen Plan zur Ausführung brachte, das lehrt uns die Geschichte von Borneo.

Diese Insel gehört, nebst Celebes und mehreren kleineren Eilanden, zu der Central-Inselgruppe des indischen Archipels. Dieses an den Grenzen des großen und indischen Oceans im äußersten Südosten von Asien gelegene Inselmeer umfaßt im Westen die Reihe der Sundainseln, im Osten die Molukken und Philippinen. Zwischen beiden mitten inne, auf einer Ausdehnung von fast 15 Breitengraden, von 5 Grad 40 Minuten südlicher Breite bis 10 Grad nördlicher Breite und zwischen 122 Grad und 145 Grad östlicher Länge dehnt sich diese Centralgruppe: Celebes, Borneo, die Sulainseln, Billiton, Boutong, Banka, Lingga u. a. m.,

welche letzteren jene beiden größeren, wie die Glieder einer zersprengten Kette umgeben. Rechnet man den Flächeninhalt sämmtlicher Inseln des indischen Archipels auf 35,000 Quadratmeilen, so umfaßt Borneo davon mehr als den dritten Theil, nämlich circa 14,000. Es ist demnach eine der größten Inseln der Erde, ihr Umfang beträgt gegen 700, ihre Länge von Süden nach Norden 165, ihre Breite von Westen nach Osten 150 Meilen. Sie liegt auf beiden Seiten des Aequators, also unter dem senkrechten Strahl der Sonne, nach Norden hin die größere, gen Süden die kleinere Hälfte. Das Nordcap Tanjong Simpammangio oder die Piratenspitze liegt auf 7 Grad 3 Minuten nördlicher Breite, das südlichste Cap Solatan auf 4 Grad 10 Minuten südlicher Breite. In der Richtung von Westen nach Osten erstreckt sich die Insel zwischen 126 Grad 30 Minuten und 138 Grad östlicher Länge von Ferro. Während Celebes einen ungemein zerrissenen und zerschnittenen Küstensaum besitzt, hat Borneo eine fast abgerundete Gestalt, welche nur durch eine in nordöstlicher Richtung sich erstreckende Halbinsel, die in das erwähnte Nordcap endigt, unterbrochen wird.

Die erste Bekanntschaft, welche die Europäer (Spanier) mit Borneo machten, knüpft sich an den tragischen Tod des ersten Erdumseglers Fernando del Maghellans. Nachdem derselbe im Handgemenge mit den Bewohnern der unweit Cebu gelegenen Insel Mactan gefallen, sein Begleiter Duarte Barbosa und mehrere Andere von dem Rajah auf Cebu hinterlistig ermordet worden waren, begaben sich die noch übrigen zwei Schiffe des Geschwaders nach Palawan, wo sie von den mohamedanischen und heidnischen Bewohnern Reis erhandelten. Von der Südspitze dieser Insel gewannen sie am 8. Juli 1521 in kurzer Ueberfahrt die Nordwestküste von Borneo und den großen Hafenplatz Bruni (Bornei, auch Burnai), von welchem die Insel den Namen trägt. Hier hatten sich schon seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Malaien, noch ehe der Islam zu ihnen drang, niedergelassen. Später war die Insel den Arabern bekannt geworden und diese, Mohamedaner, hatten sich dort festgesetzt. Sie waren gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, nachdem die Malaien sich ihnen angeschlossen, auf den Inseln des indischen Archipels siegreich vorgedrungen, hatten die Herrschaft der von der Koromandelküste ein Jahrhundert früher ausgewanderten Hindus, namentlich deren Reich Madschapahit auf Java, vernichtet, dort die Sultanate Demak im Osten und Scheribon im Westen, auf Sumatra Aschem, auf Celebes Boni, auf Borneo Sambas und Banjermassing gegründet. Die Großartigkeit der Landschaften auf Borneo, die Alpenhöhe der Gebirge, die Größe und Zahl der Ströme, der üppige Pflanzenwuchs, der Reichthum an Gold und Diamanten, an Gewürzen und Wohlgerüchen, dies Alles hat ohne Zweifel den arabischen Erzählern der Märchen von Tausend und Einer Nacht manchen Stoff geliefert. Als die Spanier vor Bruni erschienen, zählte die Stadt circa 20,000 Häuser und stand unter einem mohamedanischen Rajah. Dessen Beamte fuhren in vergoldeten Prauen an Bord der fremden Schiffe und holten am 15. Juli die spanischen Officiere auf Elephanten durch die mit Soldaten gefüllten Straßen nach dem Palast des Fürsten, der, von morgenländischer Pracht umgeben, hinter einem Gitter saß und durch ein Sprachrohr mit seinen Kammerherren und durch diese mit den Fremden verkehrte. Er gestattete ihnen zu bleiben. Allein nach vierzehn Tagen wurden die Spanier durch den Anblick dreier Geschwader von Kriegsprauen in Schrecken gesetzt, verließen eiligst die Rhede von Bruni und suchten die hohe See, wo sie sich zweier Junken bemächtigten, auf deren einer sie einen Prinzen von Lucon, den Admiral des Sultans von Bruni, gefangen nahmen, ihn aber wieder freiließen. Chinesen hatten sich schon damals auf Borneo bleibend angesiedelt.

Um 1600 kamen die Holländer; Olivier van Noort war der erste, der Borneo betrat. Holländische Schiffe befuhren damals zuerst die Gewässer des indischen Archipels, in der Absicht, dort Niederlassungen zu gründen und Handelsverbindungen anzuknüpfen. Im Jahre 1603 folgte Wybrand van Warwyk, sechs Jahre später Blommaerts. Dieser erlangte von dem Sultan von Sambas das Recht des freien und ausschließlichen Handels für die niederländische ostindische Compagnie und erhielt die Erlaubniß, ein Fort zu bauen. Damit war der erste Schritt zur Colonisation von Borneo und zur Aufnahme der Insel in den allgemeinen Weltverkehr gethan; doch dauerte es noch lange Zeit, ehe die ange-

knüpften Verbindungen einige Bedeutung gewannen. Sie wurden zwar fortgehend unterhalten, blieben aber dennoch sehr beschränkt. Erst nach mehr als 150 Jahren, um 1778, ward auch das Gebiet von Landak und Succadana, beide wie Sambas an der Westküste der Insel gelegen, von dem Sultan von Bantam für ewige Zeiten an die niederländisch-ostindische Compagnie abgetreten, die dann nach und nach auch an der Südküste Territorien sich aneignete. Um diese zu behaupten, wurden Militärposten eingerichtet, überall, wo die niederländischen Handelsagenten sich niederließen, kleine Forts erbaut, von denen jedoch mehrere wieder im Laufe der Zeiten aufgehoben worden sind. So waren die Holländer die einzigen Europäer, welche sich bleibend auf Borneo niedergelassen hatten, die Portugiesen waren dort nur vorübergehend erschienen — 1687 suchte ein unter portugiesischem Schutze stehender Missionär, der Pater Antonio Ventimiglia, das Christenthum auf Borneo auszubreiten, was ihm einigermaaßen gelang, doch erlag er dem Einflusse des Klimas 1691. Gegenwärtig besitzt Holland die Ortschaften Pontianak, am linken Ufer des Kapuasflusses mit dem Fort Dubus und reichlich 19,000 Einwohnern, Sambas mit 9000, Mompauwa mit 2500, Landak mit 3000, Taiyang mit 400 und Succadana mit gleichfalls 400 Einwohnern. Die letztgenannten drei sind höchst unbedeutend; Sambas und Pontianak treiben ziemlich lebhaften Handel. Die Wohnungen der holländischen Residenten und Kaufleute liegen innerhalb der Forts, die chinesischen Kampongs in der Nähe der auf Pfählen ruhenden Hütten der Eingebornen.

Es ist den Holländern niemals gelungen, auch damals nicht, als sie noch, ehe Englands Seemacht sich entwickelte, die Herren der fernen Meere in Asien waren, den Handelsverkehr auf eine hohe Stufe zu bringen und ihre zahlreichen Colonien einträglich zu machen. Dessen ungeachtet haben sie die letztern unter allen politischen Wechselverhältnissen mit zäher Ausdauer zu behaupten gesucht und für deren Besitz die größten Opfer gebracht. Vorzugsweise haben sie sich auf Java festgesetzt, dieses zum Mittelpunkt ihrer Colonialherrschaft erhoben; aber auch hier sind sie wiederholt zur Führung blutiger Kriege, selbst noch in der neuesten Zeit, genöthigt worden. Ihre Stellung in den Colonien ist um so schwieriger geworden, nachdem England auf den Meeren der Erde als Rival aufgetreten ist, dessen Seemacht die niederländische weit überflügelt und dessen Colonien auf dem Festlande Asiens die bekannte große Ausdehnung gewonnen haben. In der Machtstellung Englands in seinem indobritischen Reiche beruht sein vornehmstes Ansehen als Großmacht des europäischen Continents. So bald daher die Umstände es mit sich brachten, bemächtigte sich England der niederländischen Colonien, was im Continentalkriege zu Anfang dieses Jahrhunderts der Fall war. Nach wiederhergestelltem Frieden 1816 mußte es indessen den Holländern ihre Besitzungen zurückgeben, hat aber seitdem nicht aufgehört, seinen einmal gewonnenen Einfluß in Ostasien und den angrenzenden Meeren weiter zu entwickeln und zu kräftigen. Dadurch kam es, noch ehe Amerika seinen anfangs geschilderten Handelsverkehr auch nach diesen Gegenden auszudehnen begann, zu wiederholten Reibungen mit den Niederlanden. Der Ertrag der holländischen Colonien blieb seit dem Jahre 1816 für das Mutterland stets unter Null, denn die rührigeren Engländer hatten sehr bald den Handel an sich gezogen, sie führten ihre Manufacturen in zahlreichen Schiffen nach Java und nahmen dafür die Erzeugnisse der Inseln des indischen Archipels zurück nach Europa. Den niederländischen Handel trieben nicht mehr als fünf Schiffe, von denen zwei nach Antwerpen und drei nach Rotterdam gehörten. Deshalb bildete sich in Holland eine Partei, welche allen Ernstes in die Regierung drang, die Colonien, die des Behaltens nicht werth seien, zu verkaufen. Dazu konnte sich diese jedoch nicht entschließen, vielmehr brachte sie 1824 einen Vertrag mit England zu Stande, demzufolge England seine Ansprüche auf sämmtliche Inseln, Holland die seinigen auf das Festland von Ostasien aufgab. Beide Staaten verpflichteten sich gegenseitig, keine Verbindungen mit Fürsten in solchen Ländern abzuschließen, wo der andere Theil Besitzungen habe oder erhalte. England entsagte deshalb allen früher geschlossenen Bündnissen mit dem Fürsten von Aschem auf Sumatra, weil die Holländer dort Besitzungen hatten, und Pinang und Singapore wurden nur ausnahmsweise den Engländern belassen. Seitdem nahm der niederländische Colonialhandel in der That einen ungeahnten Aufschwung. König Wil-

Digitized by Google

helm errichtete eine Handelsmaatschappy, welche zwar anfangs noch 10 Jahre lang mit Verlust arbeitete, dann aber stiegen die Actien auf 30 Procent über ihren Nominalwerth und die Handelsflotte der Colonien bis auf 300 Schiffe. Der holländische Colonialwaarenmarkt hielt dem englischen die Wage und hat wesentlich dazu beigetragen, Deutschland von dem englischen Handel unabhängig zu machen. Daraus ist die Eifersucht Englands erklärlich, welches nun fortfuhr, durch jegliche Mittel, ungeachtet der 1824 vertragsmäßig eingegangenen Verpflichtungen, Hollands Colonialwaarenhandel zu vernichten, z. B. den Freihandel in Zucker zum Nachtheil seiner eignen Colonien begünstigte. Nachdem überdies noch in neuester Zeit Amerika's zunehmender Weltverkehr Englands Handel zu beschränken droht, ist es begreiflich, wie dieses Alles aufbietet, seine handelspolitische Stellung in den ostasiatischen Meeren zu erweitern und zu befestigen.

Der erwähnte Tractat von 1824 untersagte unzweifelhaft England jede Besitzergreifung eines Territoriums auch auf der Insel Borneo, wo Holland nach wie vor seine Colonien hatte. Aber es war aus den oben angeführten Gründen für England fast unerläßlich geworden, auf einer der Inseln im Norden des indischen Archipels sich festzusetzen. Nur so konnte man hoffen, die Ausfuhr aus jenen Gegenden, welche von Jahr zu Jahr in immer größerm Umfange hinter der Einfuhr britischer Erzeugnisse nach Asien zurückblieb, wodurch die Frachten stets theurer wurden, zu vermehren und mit der Einfuhr in's Gleichgewicht zu bringen. Aber die englischen Staatsmänner mochten doch Bedenken tragen, so ohne Weiteres dem Vertrage von 1824 zuwiderzuhandeln. Zwar hatten sie es mit einem schwächeren Gegner zu thun, dessen etwaigen Widerspruch sie entweder hätten unberücksichtigt lassen oder leicht zum Schweigen bringen können, dennoch würden sie den Makel eines Vertragsbruches auf sich geladen haben. Doch galt es, nicht länger zu zögern. Auf Borneo war noch Raum genug für andere als holländische Colonien, die Nordküste und die an derselben liegenden Inseln gehörten noch keiner europäischen Macht. Dort hatten zahlreiche Piratenschwärme ihre Ortschaften, die unablässig den Handelsfahrzeugen der Fremden empfindlichen Schaden zufügten. Die englischen Journale, überall die Vorläufer und getreuen Helfershelfer der nationalen Handelspolitik, benutzten das Uebergewicht, das ihnen die Verbreitung der englischen Sprache vor der holländischen gibt, um die Holländer verhaßt und lächerlich zu machen. Die britische Regierung wußte unter der Hand zu Privatunternehmungen aufzumuntern, deren Erfolge sie, wenn sie günstig ausfielen, dann zur Erreichung ihrer Pläne benutzen konnte.

Ein kühner unternehmender Mann, J. Erskine Murray, machte den Versuch, auf Borneo sich festzusetzen. Er wählte dazu die wohl am wenigsten geeignete Ostküste der Insel an einer Stelle, wo der Kotifluß mündet. Hier landete er, knüpfte Verbindungen mit den Eingebornen an, welche sich anscheinend freundlich benahmen, und ließ sich von ihnen bewegen, den Kotifluß hinaufzufahren. Damit ging er leider in die ihm gelegte Falle. Denn nun machten die Eingebornen auf ihn und sein geringes Gefolge einen Angriff und ermordeten die Fremden. So bald die Holländer von diesem Ereigniß vernommen, sandten sie eine militairische Expedition zu dem Sultan der Anwohner des Kotiflusses, angeblich um diesen für den unter seinen Augen verübten Mord der Engländer zu strafen, in Wahrheit aber wohl vorzugsweise, um jede etwa beabsichtigte Niederlassung der Briten auf der Ostküste zu verhindern. Denn der Expedition war ein Inspectionscommissair beigegeben, offenbar zu keinem andern Zwecke, als auf die Engländer ein wachsames Auge zu haben. Dies schreckte indessen die letztern nicht ab, vielmehr trat jetzt ein Mann an die Spitze eines ähnlichen Unternehmens, der allen Gefahren gewachsen und in seltener Weise für die energische Durchführung einer so schwierigen Aufgabe begabt war.

James Brooke — so heißt der Mann, dem Borneo verdankt, in den gegenwärtig den ganzen Erdball umspannenden Ring abendländischer Civilisation eingeführt worden zu sein, und dem Großbritannien seine erste feste Position im Norden des indischen Archipels schuldet. Er ist 1803 geboren, hat seine Jugend als Cadett in der englischen Armee in Ostindien verlebt, ward dort schwer verwundet und kehrte kaum genesen nach England zurück. Als er völlig wiederhergestellt war, nahm er seinen Abschied und machte eine Reise von Calcutta nach China. Bei dieser Gelegenheit, wo er zum ersten

Mal die Sundainseln und deren in geistigen Tod versunkene Bevölkerung kennen lernte, erwachte in ihm der Gedanke, die Civilisation der Malaien zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Mehrere Jahre verwandte er dazu, die Literatur über diese Gegenden zu studiren, und gewann daraus die Ueberzeugung, daß es möglich sein müsse, das angedeutete Ziel zu erreichen, könnten nur Seeraub und Sclavenhandel beseitigt werden. Hier wo die Natur Alles gethan, dem Menschen das äußerliche Leben leicht und angenehm zu machen, hier, glaubte er, müsse eine im Geist des edlen Raffles gegründete Niederlassung die versunkenen Malaien zu cultivirten Menschen erheben können, die dann als eine der größten Völkerfamilien Theil nehmen würden an allen Vorzügen und Vortheilen christlicher Civilisation. Von solchen Gedanken erfüllt griff er das Werk an. Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten gelang es ihm, auf eigene Kosten ein Schiff auszurüsten und zu bemannen. Im November 1838 segelte er in der Yacht „Royalist," von 142 Tonnen und mit 20 Mann Besatzung von England ab. Das Schiff gehörte zur königlichen Yacht-Squadron, genoß deshalb in fremden Häfen alle Rechte eines englischen Kriegsschiffes und durfte einen weißen Wimpel führen. Es hatte 4 Sechspfünder, vier Boote und Proviant für vier Monate an Bord. Nach zwei Monaten warf Brooke im Hafen von Rio Janeiro Anker, am 15. März 1839 war er in der Capstadt, gegen Ende Mai in Singapore. Was hier durch Sir Raffles in's Leben gerufen worden war, stand ihm als nachahmungswerthes Vorbild beständig vor der Seele. Mit Wehmuth erfüllte es ihn, daß überall, wohin der Weiße seinen Fuß gesetzt, die Eingebornen unterdrückt, entsittlicht worden waren. Beim Anblick der ehemals blühenden Malaienstadt Jehoro, die jetzt nur noch aus einzelnen elenden Hütten besteht, rief er aus (in seinem Tagebuche): „Verbrechen und Armuth, Unterdrückung und Tod sind immer Denen auf dem Fuße gefolgt, die zuerst den Ocean befuhren, sei es aus Interessen des Handels, sei es um Niederlassungen in unbekannten fernen Gegenden zu gründen. Gegenwärtig besteht nirgends mehr ein mächtiger Malaienstaat und dieser Volksstamm geht vielleicht langsam, doch sicher seinem Untergange entgegen!" Am 27. August segelte Brooke von Singapore ab nach Borneo; am 1. September erreichte er in einer dunklen Nacht unter Blitz und Donner, Sturmgeheul und Regen, die Küste; am 14. ging er auf der Nordwestküste der Insel bei Sarawak vor Anker. Muda Hassim, der Rajah oder Statthalter des Sultans von Borneo, der im Rufe eines edlen, den Engländern geneigten Mannes stand, befand sich grade im Begriff, einen Aufruhr der Malaien niederzuschlagen. Er empfing den Fremden höflich in seiner geschmackvoll eingerichteten, auf Pfählen ruhenden Wohnung, in Gegenwart seiner Brüder und höchsten Beamten, benahm sich sehr wohlwollend und versicherte Brooke seiner Freundschaft. Auch gestattete er ihm freien Verkehr mit den Dyals (Dajakken oder Eingebornen der Insel), den Malaien und Chinesen. Brooke kehrte nach mehrwöchentlichem Aufenthalt nach Singapore zurück, machte von hier aus einen längeren Ausflug nach der Insel Celebes und traf am 29. August 1840 wieder in Sarawak ein. Die nächsten Jahre benutzte er, die Nordküste und von dieser aus das Innere der Insel zu durchforschen und freundschaftliche Verbindungen mit den Bewohnern anzuknüpfen. Sein Tagebuch enthält darüber die schätzenswerthesten Nachrichten, deren wir weiter unten gedenken werden. Er setzte sich mit der britischen Regierung in Correspondenz und dachte bereits 1843 daran, die Insel Labuan an der Mündung des Flusses Bruni für England zu erwerben, zugleich ein Monopol auf die Kohlen von Borneo.

Inzwischen hatte er nämlich in überraschender Weise festen Fuß auf Borneo gefaßt. Seine fortgesetzten Verhandlungen mit den Rajah's, die Hilfe, die er ihnen wiederholt zur Unterdrückung von Aufständen geleistet, mehrere Siege, welche er über die Piraten an der Küste davongetragen, verbunden mit seiner Uneigennützigkeit und dem steten aufrichtigen Bestreben, die Lage der Bewohner der Insel zu verbessern, hatten ihm allmälig ein solches Ansehen verschafft, daß er mit der Forderung hervorzutreten wagen konnte, Muda Hassim möge ihm entweder die Summen erstatten, welche er zu seinem Nutzen verwendet, oder ihm die Herrschaft über das Gebiet von Sarawak übertragen. Ein ansehnlicher Theil der Dajakken war mit dieser letzten Forderung einverstanden und hatte, falls Brooke Gewalt gebrauchen müsse, um

sie durchzusetzen, seinen Beistand zugesagt; die Chinesen und die Bevölkerung von Sarawak verhielten sich neutral. Unter diesen Umständen blieb Muda Hassim nichts übrig, als das Verlangte zu gewähren. Am 24. September 1841 ward Brooke unter dem Donner der Kanonen des „Royalist“ und dem Jubel der Bevölkerung in Sarawak zum Rajah und Gouverneur von Sarawak ausgerufen. Am Schluß des Jahres 1841 schreibt er in seinem Tagebuch: „Ich habe die feste, unwandelbare Ueberzeugung, daß ich recht thue. Ich sehe das Gute, welches ich stifte, die Unterdrückten, die Nothleidenden, die Geknechteten finden in mir ihren einzigen Beschützer. Sie vertrauen mir und sie sollen nicht getäuscht werden, so lange noch ein Athemzug in meiner Brust. Gott hat mich bis hierher zu einem geringen Werkzeug seiner verborgenen Rathschlüsse gemacht, und wie auch immer der Ausgang sein mag, was auch immer mein Schicksal, ich weiß, was ich gethan, ist nicht vergeblich. Ich weiß, es führt zu einem guten Ende, wenn seine Zeit da ist. Er kann mir durch alle Schwierigkeiten einen Weg bahnen, mir Freunde erwecken, die mir ihren Beistand leihen, mir die Unterstützung der Großen und Mächtigen zuwenden, so daß sie dies unglückliche Volk in ihren Schutz nehmen. So, hoffe ich, wird es werden. Sollte aber Gott es anders wollen, sollte der rechte Augenblick noch nicht gekommen sein, sollte nach dem Willen des Allmächtigen das flackernde Licht erlöschen, ehe es durch eine feststehende Leuchte ersetzt worden, so unterwerfe ich mich in der festen und demüthigen Zuversicht, daß seine Wege besser sind, als die meinigen und daß das Ende meines Lebens besser ruht in seiner Hand, als in der meinen!“

Einem Manne von solcher Gesinnung mußte, was er unternahm, gelingen, er that es nicht für sich, er opferte sich selbst Andern. Er erließ ein kurzes Gesetzbuch, in welchem er, in Anschluß an die bereits vorhandene Sitte, Mord, Plünderung und andere Verbrechen mit den üblichen Strafen bedrohte, den Handel im ausgedehntesten Maße frei gab, Maß und Gewicht bestimmte, das Steuerwesen ordnete und alle Belästigung der Dajakken untersagte. Am Santahfluſſe hatte er sich eine Wohnung errichtet in einer anmuthigen Gegend, von wo aus er öfter Reisen in's Innere machte, um sich von den Zuständen in dem ihm unterworfenen Gebiete zu unterrichten. Im Juli 1842 begab er sich zu dem Sultan von Borneo (Borneo proper), der ihn in wohlwollendster Weise in dem Besitz von Sarawak bestätigte. Am meisten Schwierigkeiten machten die Seeräuber, die nicht allein an der Küste, auch auf den Flüssen ihr Gewerbe trieben. Englische Kriegsschiffe leisteten in deren Verfolgung wiederholt Hilfe, dennoch gelang es nicht, sie auszurotten, immer kehrten neue Haufen wieder. Brooke hatte indessen die ihm untergebenen Dajakken militärisch organisirt und dieselben, die sonst feige waren, schlugen sich unter seiner energischen Führung tapfer. Seine Herrschaft befestigte sich mehr und mehr, er führte ein gerechtes mildes Regiment, und je vertrauter er mit dem Charakter seiner Unterthanen wurde, desto mehr lernte er sie behandeln. Auch mit den chinesischen Colonisten verständigte er sich, die zwar anfangs seinen Forderungen, sich innerhalb des ihnen zugewiesenen Gebietes zu halten, Widerspruch entgegensetzten, endlich aber nachgaben, als sie einsahen, daß Brooke auf Erfüllung seines Verlangens bestand.

Während so sich Alles in friedlicher Weise entwickelte und, so weit der Arm des britischen Rajahs reichte, Gesittung und Wohlstand zunahmen, trat ein blutiges Ereigniß ein, das die Intervention Englands nothwendig machte. Durch Brooke's Vermittlung hatte die britische Regierung, welche der Entwicklung der Angelegenheiten an der Nordküste von Borneo eine immer größere Aufmerksamkeit zuwendete, in Bruni mit den angesehensten Bewohnern, die zur Familie des Muda Hassim gehörten, bereits freundschaftliche Verbindungen angeknüpft, um auf diese Weise zu geeigneter Zeit in Besitz eines ihr bequemen Territoriums — der Insel Labuan — zu gelangen. Der regierende Sultan in Bruni, Omar Ali, welcher den Muda Hassim zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, sah diese Freundschaft mit England ungern und faßte daher den Entschluß, die sämmtlichen Verwandten Hassim's zu ermorden. Zu Anfang des Jahrs 1846 führte er denselben, mit Hilfe mehrerer Männer in Bruni, welche heimlich die Seeräuber begünstigten, aus. Ein Diener eines der unglücklichen Opfer, des Bruders von Muda Hassim, Namens Jaffer, brachte die Nachricht von diesem grausamen Ereigniß nach Sarawak.

Es war ein Blutbad ohne Gleichen gewesen, um so verabscheuungswürdiger, als es Omar Ali's eigne Verwandten traf, denn Muda Hassim war sein Oheim. Ueberdies hatten die Ermordeten sich kein Verbrechen zu Schulden kommen lassen, denn ihre Zuneigung für die englische Regierung konnte ihnen um so weniger als ein solches ausgelegt werden, weil Omar Ali selbst mit derselben Regierung einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen und diese ihn bereits zu wiederholten Malen gegen die Seeräuber unterstützt hatte. Jetzt freilich, nachdem er sein ruchloses Vorhaben ausgeführt, drohte er, indem er sich in Bruni verschanzte, die britische Flagge zu beschießen, wenn je ein Schiff mit dieser sich den Befestigungen nähern sollte. Es lag klar am Tage, daß den Sultan sein Vertrag mit England gereue und daß er, da er diejenigen ermordet, die ausdrücklich unter den Schutz der britischen Regierung gestellt worden waren, diesen Vertrag schmählich gebrochen hatte.

Glücklicher Weise wurden bald darauf mehrere englische Kriegsschiffe verfügbar, der „Azincourt" unter Sir Thomas Cochrane, die „Iris" unter Rodney Mundy, der „Hazard," der „Phlegeton" und der „Spiteful," welche nach Borneo segelten und am 24. Juni 1846 bei Sarawak vor Anker gingen.

Hier erfuhr man nun, daß auch Muda Hassim umgekommen, er hatte sich, von des Sultans Schergen verfolgt, mit seiner Familie auf seinem Schiffe in die Luft gesprengt. Darauf hatte der Sultan Befehl ertheilt, den Rajah Brooke gleichfalls zu tödten oder falls dies nicht gelinge, seine Unterthanen aufzuwiegeln. Nun ward beschlossen, Bruni anzugreifen und dieser Beschluß sogleich in's Werk gesetzt. Am 8. Juli 1846 befand sich das britische Geschwader vor den wohl armirten Batterien des Sultans, die ein gut gezieltes Feuer aus schweren Geschützen auf die Schiffe eröffneten. Diese erwiederten die Schüsse und hatten am Abend des Tages 5 Batterien genommen und 39 Kanonen erbeutet. Der Sultan, die Besatzung und die Einwohner von Bruni waren geflohen, die Stadt selbst durch die britischen Kugeln arg zerstört; als der Mond aufging, beleuchtete er die auf den Trümmern der Capitale aufgeschlagenen weißen Zelte der britischen Marinesoldaten. Fünfhundert Jahre lang hatte Bruni unter mohamedanischer Herrschaft gestanden, nun war diese den britischen Waffen erlegen.

Rajah Brooke hatte die Expedition begleitet. Unter seiner Leitung wurde in den folgenden Tagen die Verfolgung des Sultans, der mit 500 Mann seiner Leibwache in's Innere der Insel geflohen war, fortgesetzt; aber, obwohl man auf der rechten Spur war, fand man ihn doch nicht, sondern nur seinen 5 Fuß langen, mit goldenen Figuren verzierten Schild, mehrere andere Waffen und Munition. Allmälig kehrten die geflüchteten Einwohner nach Bruni zurück, Ruhe und Ordnung ward wiederhergestellt und am 23. Juli begab sich ein Theil des Geschwaders nach der Insel Labuan. Von hier aus wurden mehrere Streifzüge gegen die berüchtigtsten Piratendörfer unternommen, welche die Engländer meistens niederbrannten. Rajah Brooke war in Bruni zurückgeblieben, wo er im August einen Brief von dem Sultan Omar Ali empfing, der um die Erlaubniß zur Rückkehr bat. Brooke verwies ihn mit seiner Bitte an die britische Regierung. Nach längerer Verhandlung ward ihm die Bitte gewährt.

Nachdem der Feldzug beendet, verließen die britischen Schiffe nach und nach Borneo. Rajah Brooke kehrte nach Sarawak zurück, Capitain Mundy, der am längsten noch in Bruni verweilte und den Sultan auf's Neue installirte, nach Singapore. Hier erhielt er von dem Admiral, in Auftrag der britischen Regierung (damals Lord Palmerston's) Befehl, die bereits England im Vertrage vom November 1844 zugesicherte Insel Labuan nunmehr förmlich in Besitz zu nehmen. Zu diesem Zweck begab er sich im December 1846 abermals nach Borneo. Nachdem er sich in Sarawak mit Brooke besprochen hatte, segelte er nach Bruni, wo er in feierlicher Audienz bei dem Sultan am 18. December diesen, nach einigem Widerstreben, bewog, den neuen Vertrag zu unterzeichnen, durch welchen Labuan, nebst den umliegenden Inseln, für immer an England abgetreten wurde. Am 24. December erfolgte, in Gegenwart des Prinzen Mumin, als Vertreters des Sultans, und mehrerer hoher Beamten des letztern, die Besitzergreifung der Insel. Neben der Flaggenstange ward auf einem Granitblock der Vorgang mit wenigen Worten eingehauen und dann die Besitznahme und der Abschluß des neuen Freundschaftsvertrages allen Umstehenden verkündigt. Ein gemeinschaftliches

Mahl der britischen Officiere mit dem Prinzen und seinen Begleitern beschloß die bedeutsame Feier.

So hatte England seine Absichten erreicht, ein Kohlendepot und ein Stapelplatz, ein Stützpunkt für weitergreifende Operationen waren gewonnen worden. „Eine Niederlassung zu Labuan," schrieb damals der „Atlas," „wird nahezu die Kette der Außenposten vervollständigen, welche durch die Dampfschifffahrt Southampton mit Victoria auf Hongkong verbinden, nämlich Malta, Alexandrien, Suez, Aden, Galle, Singapore und Labuan. Es bedarf jetzt nur noch einer ähnlichen Acquisition auf den Andamanen oder noch besser auf den Nicobaren, wo die dänische Untersuchungsexpedition Kohlen gefunden hat, um die Wasser- und Kohlenstationen, welche England an China binden, zu vervollständigen. Wir haben bereits Britisch-Nordamerika, Westindien, Ceylon und Indien durch die Dampfschifffahrt an das herrschende Land gebunden, wir schmieden jetzt China in dieselben Bande und stehen im Begriff, den indischen Archipel dem Handel, der Civilisation und dem Christenthum zu öffnen. Auch wird es nicht mehr lange dauern, bis unsere australischen Besitzungen von Labuan aus die Vortheile dieser größten aller neueren Entdeckungen mitgenießen. So können wir in wenigen Jahren die ganze Welt von der Dampfmarine Englands umgürtet sehen." Diese zuletzt ausgesprochene Hoffnung hat sich erfüllt. Sind aber auch nicht alle zum Theil übertriebenen Erwartungen hinsichtlich Labuans zur Wahrheit geworden, so ist die Insel doch wichtig genug, um ihr noch einige beschreibende Worte an dieser Stelle zu widmen.

Labuan, etwa 40 englische Quadratmeilen groß, liegt zwischen 5 Grad 11 Minuten und 5 Grad 25 Minuten nördlicher Breite, sowie zwischen 115 Grad 10 Minuten und 115 Grad 22 Minuten östlicher Länge. Die Oberfläche der Insel ist wellenförmig, der höchste Punkt 80 Fuß hoch, der Boden fruchtbar, mit Waldung, vornehmlich mit Kampferbäumen und Palmried, bedeckt. Aus dem letztern flechten die Eingebornen Matten, Segel, Körbe u. dgl. m. Zwei Ströme, deren einer einen prächtigen Wasserfall bildet, und die das ganze Jahr hindurch gefüllt sind, bewässern die Insel. Der Haupthafen, Victoriahafen genannt, liegt 15 englische Meilen von der Mündung des Bruniflusses und hat einen guten Ankergrund. Die benachbarte Insel Daat eignet sich sehr zur Anlage eines Forts, welches den Victoriahafen beherrschen würde. Das Meer ringsum ist reich an Fischen, in den Waldungen finden sich Hirsche und wilde Schweine, aber wenig Vögel, ausgenommen Tauben; auch Fledermäuse und fliegende Eichhörnchen. Die Insel war bis dahin noch nicht dauernd bewohnt gewesen, daher der Boden noch nicht angebaut. Aber derselbe hat sich vorzüglicher bewährt, als der von Singapore. Sehr wichtig ist es, daß man auch auf Labuan Steinlohlen gefunden und zwar von ganz besonderer Güte für Dampferzeugung. Wenn sie brennen, ballen sie sich nur wenig und hinterlassen wenig weiße Asche. Die Wälder liefern ein zum Schiffsbau sehr brauchbares Holz und eine Menge Harz, das sich wie Pech verwenden läßt.

Die Wichtigkeit des Besitzes von Labuan wird natürlich dadurch wesentlich gehoben, daß England auch mit den Bewohnern der Nordküste von Borneo in mannigfachen freundschaftlichen Verkehr getreten ist. Bis vor Kurzem kannte man von dieser Insel kaum mehr als einige Küstenstriche. Neuerdings verdanken wir die Erforschung der östlichen Hälfte der Nordküste vorzugweise dem Marinelieutenant Claude de Crespigny. Hier erstreckt sich der Kinibalu, „eine der großartigsten Gebirgsgruppen, die Masse auf Masse bis zu 9000 Fuß emporsteigt. Darüber erhebt sich steil ein Felsblock von reinem Granit als Kuppe, wie ein noch fünfhundert Fuß höheres Kastell. Isolirt blickt er stolz auf die 4- bis 5000 Fuß hohen Pygmäen, die an seinem Fuße ganz regellos wie die Wellen eines Meeres liegen. Einer der Vorberge, der Kapoakan, etwas nördlicher als der Kinibalu, hat indeß auch eine Höhe von 8000 Fuß. So die Ansicht dieser Berggruppe von der Nordwestküste. Vom Norden, z. B. von der Malububai gesehen, scheint der Granitgipfel allmälig nach Osten sich abzudachen in der Richtung gegen Ungsang und eine Querkette durch die Insel zu bilden, welche das Land im Norden und Süden der Kette von einander trennt. Kommt man dem Kinibalu näher, so findet man, daß er aus drei Bergen besteht, die dicht beisammen stehen, mit einander zusammenhängen und ungefähr dieselbe Höhe erreichen." Bei hellem Wetter erblickt man den Berg im chinesischen Meer in einer Entfernung von 40 Seemeilen; von

der Mindorosee aus gesehen ist er auf 31 Seemeilen sichtbar. Fünf Flüsse haben am Kinibalu ihre Quellen: auf der Westseite der Tuwarren und der Tampassuk; ferner der Bongon, der in die Maludubai nach Norden, der Labuk, der in die Labulbai, und der Kinibotangan, der in die Sankakanbai nach Nordosten mündet. Auf seinem Gipfel soll ein großer See liegen, der von einem Naja oder Drachengott bewacht wird. Auf einer Insel in der Mitte wohnt eine vom Naja sorgsam gehegte schöne Prinzessin, die ihrer Befreiung harrt. Die Bewohner des auf dem Berge gelegenen Dorfes Koom halten als Wächter des heiligen Berges denselben in ihrer Hut. Dem Colonialsecretair auf Labuan, Mr. Low, gelang es, sie durch Geschenke von Korallenschnüren zu bewegen, ihn die Höhe besteigen zu lassen. Im Norden des Kinibalu ist das Land sehr gebirgig, vorwiegend rother und weißer Sandstein, an den höhern Punkten von Serpentin, Grünstein und Granit durchbrochen. Die Waldung ist ungemein dicht, während der Regenzeit werden die Klüfte zwischen den einzelnen Bergen zu Betten mächtiger Gießbäche. Die Maludubai, welche die äußerste Nordwestspitze der Insel in eine westliche und eine östliche Landzunge theilt, ist von den Ausläufern des Hochgebirges umschlossen. Diese Berge umgeben das Thal von Bongan, eine etwa 400 Quadratmeilen große Ebene von angeschwemmtem Lande, das sich fortwährend vergrößert. In die Maludubai münden 15 Flüsse, unter denen der Bongan, an seiner Mündung nur 300 Fuß breit, der größte. Ein anderer großer Fluß, den Lieutenant Crespigny hinauffuhr, ist der Limbong, an dessen Ufer, mehr als zwanzig englische Meilen von der Meeresküste entfernt, die Hauptstadt Bruni liegt. Das umliegende, größtentheils bergige Land liefert Reis und Sago.

Im Süden der Insel erreichen die bis jetzt bekannten Gebirge eine Höhe von ca. 3500 Fuß. Ueberall ist das Land mit Hochwaldung bedeckt, durch welche allein das Wasser sich einen Weg zu bahnen vermag. Innerhalb der Wälder sammeln sich zahllose Sümpfe und Moräste, deren Ausdünstungen weithin die Luft verpesten. Einige große Landseen, der Sulusee, der Danao-Malayu und andere sind bereits von Reisenden gesehen worden. Der Fluß Kapuas an der Westküste, an dessen Gestade die niederländische Colonie Pontianak liegt, wird von dem Reisenden Oskar von Kessel mit dem Rhein oder der Donau verglichen.

Sarawak und dessen Gebiet ist aus James Brooke's Tagebuch bekannt geworden. Es erstreckt sich längs der Küste in ostsüdöstlicher Richtung etwa sechzig englische Meilen in einer Breite von etwa fünfzig. Im Westen wird es von dem Sambas-Districte, im Osten von dem Bezirk Sadong begrenzt. Der Fluß Sarawak ist der Hauptstrom, der in zwei größere Arme, die beide schiffbar sind, und in mehrere kleine, für Böte fahrbare ausmündet. Die Gestade sind meistens bergig, viele Zuflüsse, der Sirai, der Tabo, der Bantal und andere ergießen ihre Gewässer in den Sarawak; andere Flüsse, wie der Samarahan, der Sadong, strömen ihm benachbart in paralleler Richtung durch eine niedrig waldreiche Gegend. Vor ihren Mündungen, z. B. des Sadong und des Samarahan, breiten sich große Sandbänke im Meere aus. Der Boden der Provinz Sarawak ist ganz vorzüglich, er bringt Reis, Zuckerrohr, Sago, Kaffee, Pfeffer, Baumwolle, alle eßboren Gemüse der Tropen, Schiffsbauholz u. dgl. m. hervor. Gold, Zinn und Eisen liefern die Berge, auch gibt es ergiebige Diamantgruben; am meisten Edelsteine mit Goldkörnern untermischt werden im Sande des Santahflusses gefunden. Sind auch die Bergketten nicht grade hoch, so haben sie doch eine malerische Lage, namentlich gilt dies von dem Santubonggebirge. Die bloßliegenden Felsen sind stark verwittert, ihr äußeres Ansehen, so wie die Vegetation in ihrer Nähe zeugen von der Rauhheit der Nordost-Monsune.

Die Bevölkerung von Borneo ist mannigfach; den Limbong hinauf wohnen die Kadyons, die Muruts, beide wahrscheinlich malaiischer Abkunft, aber schon seit Jahrhunderten ansäßig, und die Bisoyans, die zu den Eingebornen gehören und sich durch Gastfreiheit, aber auch durch die Sucht, dem Fremden Alles abzubetteln, auszeichnen. An der Maludubai und von dort landeinwärts haben die Dusuns ihre Wohnsitze, oder, wie sie von den Malaien mitunter genannt werden, die Idäan. Sie sind ein kräftiger, muskulöser Menschenschlag, scheinen aber nur etwa 12,000 Seelen stark zu sein. Dajakken ist der allgemeine Name für sämmtliche Stämme, die man als Eingeborne betrachtet; außer den schon genannten gibt es noch eine große An-

zahl anderer: die Lundus, die Kayans, die Sintahs, die Kannowittier, die Seribas, die Sibuyows, die Balow, die Sakarran, die Brintulu, die Mezimen u. s. w. Es scheint fast, als seien diese verschieden benannten, zum Theil an Seelenzahl nicht sehr zahlreichen Volksstämme ursprünglich aus dajakkischen Familien entstanden, welche sich für sich gehalten und deren Glieder nur unter sich eheliche Verbindungen geknüpft haben. Die Regierung der Dajakken beruht nicht auf einem besonderen Ansehen des Stammoberhauptes, vielmehr auf der allgemeinen Uebereinstimmung der Einzelnen, sich Einem Willen unterzuordnen. Daher pflegt auch der Fürst oder Herrscher der für diese Würde am meisten Befähigte zu sein. Verbrechen bestraft er, nachdem er sich mit den Aeltesten des Stammes berathschlagt; am häufigsten kommt eine Geldbuße zur Anwendung. Nur den Mord kann Jeder auf eigene Hand rächen; hat Jemand Einen erschlagen, so wird er von dem Bruder oder Freund des Ermordeten verfolgt und getödtet. Im Kriege gehören die Dajakken, mit Ausnahme der seeräuberischen Stämme, die höchst wagehalsig und grausam sind, nicht zu den muthigsten. Für einen Ruhm halten sie dennoch, möglichst vielen Feinden die Köpfe abgeschnitten zu haben; der erste Kopf, den Einer erbeutet, einerlei auf welche Weise, macht ihn in den Augen seiner Landsleute zu einem tapfern Helden. Zur Auszeichnung steckt er die schwarz und weiße Schwanzfeder des Rhinocerosvogels an seine Kopfbedeckung und so viele Federn Jemand trägt, so viele Köpfe hat er als Trophäen heimgebracht. Im Allgemeinen sind die Dajakken friedfertig und in gewissem Sinne gesittet. Die Ehe halten sie rein und heilig, Vielweiberei kennen sie nicht, Eltern und Kinder haben einander lieb. Ihre Wohnungen sind auf Pfählen erbaut, sehr einfach ausgestattet; der ganze Hausrath pflegt aus einigen irdenen Geschirren und Körben zu bestehen. Den Herd bildet ein hölzerner, mit Erde gefüllter Kasten, der Rauch nimmt seinen Ausgang, wo er ihn findet. Eine Anzahl Matten dient zum Sitzen und zum Schlafen. Lanzen und Pfeile hängen an der Wand, neben letzteren das Blasrohr, durch welches die meistens vergifteten Pfeile geschossen werden. Den Kris (Dolch) trägt der Dajakke stets bei sich. Die Frauen verrichten die häuslichen Arbeiten, der Mann geht auf die Jagd, selten nur hilft er den Weibern auch beim Anbau des Reisfeldes, öfter beim Fällen der Sagopalme. Ihre Kähne, Prauen oder Gong, sind mit Segeln versehen, aber auch mit Rudern, durch deren Hilfe sie bei stillem Wetter außerordentlich schnell bewegt werden können.

Sämmtliche Dajakkenstämme gehören zu der großen polynesischen Race, wofür nicht allein ihre Körperbildung, sondern auch ihre Sitten und Gebräuche sprechen. Je nach der Verschiedenheit ihres Wohnorts unterscheidet man Land- und Seedajakken. Zu den letzteren gehören die an den Flüssen auf der Nordwestküste ansässigen Sibuyow, Balow, Sakarran und Seribas. Die Sakarran zeichnen sich durch ansehnlichen Wuchs und wildes, trotziges Aussehen aus. Einige ihrer Prauen werden von 50 Manu mit großer Kraft und Regelmäßigkeit gerudert. Sie lieben Raub zu Wasser und zu Lande, sind übrigens gastfrei und halten, was sie versprochen haben. Schwert und Lanze sind ihre Waffen, ein mit Muscheln und Federn verzierter, einen Fuß hoher, rother Helm ihr Kriegsschmuck. Zu ihrer Nationaltracht gehört es, mehrere Ringe in den Ohren zu tragen; manche haben deren nicht weniger als zwölf. Die Balow sind einfacher, auch einfältiger. Ihre Prauen unterscheiden sich von denen der andern Stämme durch ein beträchtlich hervorragendes Hintertheil. Sie sind kriegerischen Sinnes und leben fast beständig in Streit mit ihren Nachbaren.

Seeraub ist das vornehmste Handwerk aller Bewohner der Inselküsten im indischen Archipel. Aber der Seeräuber ist hier kein heimath- und obdachloser Mensch, kein bloßer Flibustier, kein Pirat aus Nahrungslosigkeit und Verzweiflung. Er ist vielmehr ansässig, baut Monate lang seinen Acker und pflegt seines Gartens, beschäftigt sich mit Fischfang und treibt Handel, benimmt sich überhaupt wie ein friedfertiger Bewohner seines Landes. Fährt man einen der vielen in's Meer mündenden Ströme auf Borneo hinauf, der durch freundliche Ebenen und dunkle Urwälder fließt, so begegnet man Dorfschaften, deren Lage nicht herrlicher gedacht werden kann. Hunderte von zierlichen Bambushütten ruhen auf hölzernen Pfählen, mitten in Gärten, die ebenso sorgfältig gehalten sind, wie die chinesischen. Und doch sind die Bewohner dieser Ortschaften, die hier so behaglich, so friedlich

Digitized by Google

und arbeitsam beisammen wohnen, — Seeräuber. Von Frauen und Kindern, die in der lustigen Wohnung weben oder spielen, umgeben, raucht ein ehrwürdiger Greis mit langem, weißem Barte und nachdenkender Miene, ein Mann, der genau die Gebote des Koran befolgt, seine Pfeife: wer möchte ihn für einen Piratenchef halten? Doch ist er es. Mitten unter Cocospalmen erhebt sich ein Haus, an dessen Balken Schädel und Schädelhäute hängen. Solcher Häuser steht eins neben dem anderen. Ihre Einwohner sind gegen den Fremden, der unangemeldet zu ihnen eintritt, gastfrei und zuvorkommend, sie theilen mit ihm ihren Reis und ihre Lagerstätte, sie fordern keine Bezahlung, keine Geschenke, sie schützen ihn selbst, sollte irgend Einem es einfallen, ihn zu beleidigen. Aber zu geeigneter Jahreszeit werden eben diese, anscheinend nur Frieden und Ruhe liebenden Menschen, mit Lanze, Kris, einem Köcher voll vergifteter Pfeile und dem Blasrohr (Sumpitan) bewaffnet, eine wilde grausame Horde, die auf Seeraub ausgeht, wobei sie die schrecklichsten Grausamkeiten verübt, ohne sich daraus ein Gewissen zu machen!

Die Dajakken fahren auf leichtgezimmerten, kleinen Schiffen von plumper Gestalt, die sich, von Segeln und Rudern gleichzeitig bewegt, trefflich zur Küstenfahrt eignen. Sie plündern nur kleinere Schiffe und rauben Menschen; größere Fahrzeuge wagen sie nicht anzugreifen. Andere Stämme haben zahlreiche Flotten von stattlichem Ansehen, Prauen mit doppeltem Deck, hohen Masten, bemannt mit kräftigen Gestalten in rothen Gewändern und mit blanken Waffen. Sie sind kühn und verwegen, greifen größere Schiffe an, überfallen Städte und Dörfer, sengen, rauben, plündern, morden, schleppen Gefangene fort und verkaufen sie als Sclaven. Mitunter bleiben sie ein Jahr und länger von ihrer Heimath fort; so weit wagen sie sich in das Meer hinaus und segeln von einer Insel zur andern. Ihre Anführer sind meistens Mohamedaner, welche überhaupt auf die Eingebornen am indischen Archipel einen nachhaltigen Einfluß geübt haben. Auf Borneo sind fast alle Staaten, die man dort angetroffen, mohamedanische Fürstenthümer, ihre Oberhäupter arabischer Abkunft, angeblich alle in grader Linie von dem Propheten stammend. Ihre Waffen und ihr Muth haben die Eingebornen ihnen unterthan gemacht. Sie führen diese bei den kühnsten Abenteuern an und wissen sie zu den gewagtesten Angriffen anzufeuern.

Doch gibt es auch Piraten, die keine Mohamedaner sind, auf Borneo. Diese fahren von Eiland zu Eiland, begegnen unterwegs Handelsfahrzeugen, überfallen dieselben, metzeln die Besatzung nieder, nehmen von der Ladung Besitz und verkaufen sie. Ehe sie auf solche Raubzüge ausfahren, bringen sie ihre Familien in Sicherheit nach isolirt liegenden, schwer zugänglichen Inseln. Irgendwo halten sie für sich selbst einen Zufluchtsort in Bereitschaft, den sie aufsuchen, wenn ihnen ein Unglück zustößt. Hier haben sie Schanzen aufgeworfen und mit Kanonen besetzt, um gegen Ueberfälle sich vertheidigen zu können. Die Dampfflottillen der Engländer und Spanier unterlassen nicht, von Zeit zu Zeit Streifzüge wider die Piraten zu unternehmen. Sie verbrennen ihre Dörfer und zerstören ihre Flotten. Aber ausrotten können sie die Seeräuberei nicht, der Volkscharakter ist zu sehr mit diesem abenteuernden Kriegsleben verwachsen.

Einen besonderen eigenthümlichen Volksstamm bilden auf Borneo die Bugineſen. Sie sind treu und tapfer, freilich auch gegen ihre Feinde grausam, sonst aber arbeitsam und sparsam. Viele von ihnen sind Diamantschleifer und Goldarbeiter, andere Zimmerleute, noch andere besitzen Webereien, in welchen die ihrer Feinheit und lebhaften Farben wegen in Indien sehr beliebten Sarongs oder Kopftücher angefertigt werden. Piraten wagen selten, die Fahrzeuge der starken Bugineſen anzufallen, da diese sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Ebenso treten sie, wenn sie einmal einem Herrn dienen, für diesen ein, er sei Engländer, Holländer, Malaie oder einer ihres Stammes. Sie opfern sich für ihn auf, aber sie lassen sich nicht von ihm tyranniſiren. Auf ihre Ahnen sind sie ungemein stolz, sie kennen ihren Stammbaum; ihre Rajahs halten sie vom reinsten, edelsten Blute. Weil sie sich nicht drücken lassen, werden sie auch nicht so gedrückt, wie die Dajakken; daher haben sie sich eine gewisse Hoheit des Sinnes, Edelmuth und Selbständigkeit des Charakters bewahrt. Ob sie ihrer Abstammung nach zu den Eingewanderten oder Eingebornen gehören, ist noch nicht mit Sicherheit ausgemacht. Wäre das erstere der Fall, so müßten

sie jedenfalls in sehr früher Zeit schon eingewandert sein.

Endlich müssen wir noch der auf Borneo lebenden Chinesen erwähnen. Sie haben sich hier, wie fast überall auf den Inseln des Archipels, zahlreich und in sehr frühen Jahrhunderten niedergelassen. An den Gebräuchen und Sitten ihrer Heimath hängen sie mit außerordentlicher Zähigkeit fest. Die Holländer haben ihnen deshalb sogar, weil sie den Zopf nicht abzulegen vermocht werden konnten, eine Zopfsteuer auferlegt, die sie gutwillig bezahlen. Sie bauen ihre Häuser regelmäßig in Reihen neben einander nach chinesischer Architektur. Sie kommen meistens arm an, denn Armuth ist es, welche sie gewöhnlich aus ihrer Heimath treibt. Aber durch unverdrossene Thätigkeit, durch nüchternes mäßiges Leben, durch kluge Benutzung der Umstände und Handelsconjuncturen erwerben sie sich leicht Reichthum. Als Arbeiter, besonders auch in Bergwerken, sind sie daher sehr gesucht. Immer aber bleiben sie für sich, heirathen auch nur unter sich und manche von ihnen kehren, wenn sie zu Vermögen gekommen sind, nach China zurück. Einen Eingriff in ihre Sitte und Lebensweise dulden sie nicht. Gegen äußern Druck lehnen sie sich auf, läßt man sie aber in Frieden, so halten sie auch Frieden. Nur sind sie unabläßig darauf bedacht, das ihnen eingeräumte Gebiet zu erweitern und die ihnen zugestandenen bürgerlichen und Handelsfreiheiten im ausgedehntesten Maße zu benutzen.

Wir haben schon bemerkt, daß die ausschweifenden, auf das Erblühen der britischen Niederlassung auf Labuan gesetzten Hoffnungen sich in so hohem Grade, wie man erwartete, nicht erfüllt haben. Um Arbeiter für die Kohlenbergwerke auf Labuan zu gewinnen, hat z. B. das britische Gouvernement sich genöthigt gesehen, auf Honglong verurtheilte chinesische Sträflinge nach Labuan zu deportiren. Auch die Geschicke der Gebiete auf Borneo selbst, welche dem Rajah Brooke unterworfen, sind nicht immer friedlicher Natur gewesen. Die britische Regierung hat nicht unterlassen, den Rajah nach allen Seiten hin zu unterstützen. Sie hat damit nur einer Besitzergreifung eines Theils der Nordküste von Borneo vorgearbeitet. Las man doch selbst in englischen Journalen schon angedeutet, daß der Rajah Brooke sein wohlerworbenes Gebiet Sarawak ja vererben könne wem er wolle. Es leidet keinen Zweifel, daß man nur auf eine günstige Gelegenheit wartet, um einen Theil der Nordküste Borneo's sich anzueignen und für Eigenthum der britischen Krone zu erklären.

Inzwischen mag dieser günstige Zeitpunkt noch lange auf sich warten lassen. In den letztverflossenen Jahren ist der Rajah Brooke wiederholt im Besitz seiner Territorien ernstlich bedroht worden. Die Chinesen sind mehrere Male zu blutigen Aufständen gereizt worden, sie haben sich aufgelehnt und sind nicht immer wieder völlig bezwungen. Man hat wenigstens einen Theil ihrer Forderungen bewilligen müssen. Auch die Malaien und Dajakken haben sich keineswegs für abendländische Cultur und Sitte so empfänglich bewiesen, als man anfangs erwarten zu können meinte. Dazu kommen die unvertilgbaren Seeräubereien in den Gewässern des Archipels der tausend Inseln, wie Crawfurd den indischen Archipel nennt, die jede gedeihliche Entwicklung des Handels und Verkehrs unmöglich machen. Auch haben die politische Lage Europa's und das mit China seit den letzten Jahren ausgebrochene Zerwürfniß die britische Regierung genöthigt, ihr Hauptaugenmerk diesen Begebenheiten zuzuwenden und von den Ereignissen im indischen Inselmeer abzusehen. Immerhin ist dort ein Anfang gemacht worden, der noch eine große Zukunft haben kann.

Holland ist nicht im Stande, in seinen Colonien auf Borneo energisch aufzutreten. Die Befestigung seiner Herrschaft auf Java, Sumatra, Bali nimmt allzu sehr seine Kräfte in Anspruch. Einer britischen Niederlassung auf Borneo wird es sich nicht widersetzen, obwohl die niederländische Presse wiederholt, wie wir glauben, mit Recht, unter Berufung auf den Vertrag von 1824, nachgewiesen hat, wie wenig berechtigt England dazu sei. Amerika wird über kurz oder lang auch hierher seine Handelsbeziehungen ausbreiten und bei seiner, alles Gewaltthätige vermeidenden Politik, gegenüber den heidnischen Nationen Ostasiens und der ostasiatischen Inselwelt (z. B. China's und Japans), ist es wahrscheinlich, daß es ihm leicht gelingen wird, bei den Eingeborenen Eingang zu finden. Selbst da, wo Amerika nicht umhin kann, mit Energie und einem keinen Widerstand duldenden Nachdruck aufzutreten, wie gegen Japan unter Commodore Perry,

weiß es doch die Anwendung äußerster Gewalt zu vermeiden und kommt dadurch weiter als England mit seinen Brandkugeln und Bombenmörsern.

Wie aber auch die Zukunft Borneo's sich entwickeln möge, ob die productenreiche Insel einmal den Briten oder Amerikanern zufallen, ob sie ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit behaupten, ob vielleicht noch einmal Franzosen oder Holländer über sie den Sieg davon tragen werden; bis jetzt ist der erste, jedenfalls folgenreiche Schritt geschehen, ihre Erzeugnisse auf den allgemeinen Weltmarkt zu bringen und ihre Bevölkerung, wenn auch langsam, zu cultiviren. Mag die britische Politik auch nicht in allen Beziehungen immer den graden Weg einschlagen, vielmehr mitunter Unaufrichtigkeit und schlaue Kunstgriffe nicht scheuen, die britische Nation im Großen und Ganzen besitzt einen wahrhaft edlen Charakter. Wo daher die Regierung, von äußern Interessen geleitet, das Gebiet der Krone Englands erweitert, da folgt ihr die Gesellschaft, die Nation in ihren besten und hervorragendsten Vertretern, das Wort Gottes in der Hand, auf dem Fuße. Dieses ist daher auch den Dajakken gepredigt worden und den Chinesen nahe gebracht, die unter den Eingeborenen von Borneo sich angesiedelt haben. Wo aber dies Wort, das einen ewigen Frieden verheißt, gepredigt wird, da dürfen wir hoffen, daß auch die irdischen Verhältnisse einen friedlichen Entwicklungsgang geführt werden, der Allen Segen bringen wird. In dieser Ueberzeugung müssen wir auch für Borneo eine reiche Zukunft voraussagen. Gegenwärtig ist die römisch-katholische Mission unter den Dajakken der evangelischen vorangeeilt, eine katholische Missionsstation ist an der Küste in Pulo Gayu-Bai errichtet worden. Man darf erwarten, daß die großen evangelischen Missionsgesellschaften bald ebenfalls ihre Sendboten nach Labuan und der Borneoküste senden werden, welche bereits im Jahre 1857 von dem englischen Bischof auf Hongkong besucht worden. Bei der den Engländern überall geneigten Stimmung der Eingeborenen, die keine Priester besitzen und fast gar keiner religiösen Ceremonien sich bedienen, kann es nicht allzuschwer werden, sie für das Evangelium zu gewinnen.

Die Westgrenzen Deutschlands

militärisch betrachtet.

Seit Deutschland durch den Wiener Congreß seine alten Grenzen zum Theil wiedererlangt hat, bildet die Frage über den Besitz des Rheins als Grenzstrom für unsere westlichen Nachbaren einen Gegenstand beständiger Discussion, der sich selbst, je nach den Zeitverhältnissen, zu dem mehr oder minder verhüllten Wunsch ausgesprochen hat, die Realisirung dieses Begehrens durchzuführen. Auch in Deutschland hat sich mehr und mehr die Ueberzeugung befestigt, daß die endgiltige Lösung dieser Besitzfrage nur durch einen Krieg wird herbeigeführt werden können, und der Eifer, mit dem sie gegenwärtig in Frankreich bereits „studirt" wird, dürfte die unzweifelhafte Gewißheit mit sich führen, daß die Entscheidung in Kurzem bevorsteht. In der That war sie bisher unvollständig gelöst und wie dermalen so manches Unnatürliche, das uns das letzte große Arrangement der völkerrechtlichen Verhältnisse gebracht hat, einer mehr natürlichen Entscheidung zustrebt, so sind es auch die Grenzverhältnisse mit ihren großartigen Einwirkungen auf das gesicherte Volksleben und die Staatswohlfahrt, welche eine Correctur derselben in den Vordergrund drängen und das Unhaltbare und Unzweckmäßige der 1815 geschaffenen Ländergrenzen mehr als je grell hervortreten lassen. Während das erschöpfte Europa nach 1815 in Folge der vorhergegangenen großen Völkerkämpfe der Ruhe bedurfte, um sich auf der neu gewonnenen Bahn zu consolidiren, und so lange die Monarchen Europa's nach gleichen Anschauungen die Geschicke ihrer Staaten leiteten, so lange trat auch das Mißliche und nur vorübergehend Richtige der Grenzen in den Hintergrund. Aber schon 1841 machte uns Thiers auf die großen Unterlassungssünden aufmerksam, die sich unsere Staatsmänner 1815 bei Feststellung der Grenzen hatten zu Schulden kommen lassen, und das seit Louis Napoleon's Auftreten ausgesprochene Auseinandergehen der politischen Anschauungen bringt es uns noch deutlicher zum Bewußtsein, daß es hier einen wunden Fleck gibt, der für die Agressivpolitik, in welche Frankreich in Ermanglung innerer Befriedigung hineingedrängt worden

ist, zum Gegenstand nothwendiger Abklärung werden muß. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist die heute neu aufgetauchte Frage der natürlichen Grenzen auch eine natürliche zu nennen, denn jeder Staat ist berechtigt, die Sicherheit seiner Grenzen in Betracht zu ziehen; vom militärisch-politischen Standpunkte angesehen, ist daher auch beispielsweise der von Frankreich erlangte Gewinn Savoyens und Nizza's mit den Schlüsseln der Alpenpässe für dasselbe ein politisch-strategischer Gewinn von ungeheurer Bedeutung. Italien liegt von nun an Frankreich und dessen agressiven Tendenzen offen zu Füßen und diese Tendenzen, deren Vortheile klar zu Tage liegen, müssen sich folgerichtig auf die Berichtigung der deutschen Grenzen und deren Beherrschung übertragen, nachdem wir einst so thöricht gewesen sind, dieselben so zu gestalten, daß sie überhaupt in Frage gestellt werden können. —

Was sind natürliche Grenzen? Sind es Flüsse oder Gebirge? Sind es die Sprachgrenzen? Markiren sie sich als trennende Barrièren oder verbindende Glieder? Sind es die historisch begründeten Völkerscheiden? Wir möchten diese Frage dahin beantworten, daß die natürlichen Grenzen diejenigen sind, deren die Staaten zu ihrer *Sicherheit* nach Außen *bedürfen*, zumal wenn sie wie wir einen streitlustigen Nachbar haben. Da eine *Grenze* den Begriff des Abschließens und Aufhörens irgend einer Beziehung in sich schließt, so liegt es auf der Hand, daß ein Gebirge, welches die Berührungspunkte beschränkt und sich einer Scheidewand nähert, sowohl in klimatischer, mercantilischer und ethnographischer wie in geographischer Beziehung, eine mehr natürliche Grenze bildet, als ein großer Strom, der von Alters her die ersten Culturstze an seinen Ufern entstehen sah, der dem Dienste des Menschen sich fügend, zum verbindenden Gliede entfernter und benachbarter Länder wird. Jedermann wird die Pyrenäen, die Alpen, die Karpathen, das Riesen- und Erzgebirge, den Balkan, den Ural als Ländergrenzen anerkennen, aber nicht den Rhein, die Donau, Weichsel, Wolga, wenn diese Ströme es auch zeitweilig waren, als die niedere Stufe der technischen Hilfsmittel sie noch zu unpassirbaren Hindernissen machte. Worin liegt nun das Bestreben der Franzosen, den Rhein durchaus als natürliche Grenze zu proclamiren und zu begehren? Einen Strom, den Frankreich nur einmal vorübergehend besaß, auf den es keine historischen Ansprüche erheben kann? Es liegt darin, daß die deutsch-französische Grenze von Basel bis Lauterburg (30 Meilen) eine Wassergrenze, von da bis zu den Niederlanden (35 Meilen) aber eine über den Rhein vorspringende Landgrenze bildet, welche eine Art strategische Flankenstellung gegen den französischen Oberrhein abgibt und vor welcher der nächste fast offene Weg nach Paris liegt. Ein künstlich genährter politischer Ehrgeiz dient dazu, diese günstige Position Deutschlands als eine fortwährende Bedrohung der französischen Grenzen darzustellen. Ein fernerer Grund der französischen Ansprüche influirt daraus, daß man 1815 so unklug war, den Franzosen gegen alles politische, militärische und historische Recht am Oberrhein die Wassergrenze als ewige Drohung für Süddeutschland zu lassen und nicht die Grenze bis über die Vogesen vorzuschieben. Dies gibt ihnen den willkommenen Anspruch, auch die letzte gebliebene Länderschranke am Mittelrhein hinwegzuräumen und zu dem einen Schlüssel Deutschlands, Straßburg, den sie schon haben, auch noch die andern Mainz, Coblenz, Cöln, zu begehren, um von da aus Deutschlands Schicksale nach ihrem Willen zu lenken. Der Conflict liegt sonach darin, daß Deutschland bei seinen friedlichen Tendenzen trennender Gebirgsbarrieren gegen den unruhigen Nachbar, Frankreich hingegen der Eingangsthore zu dem Innern Deutschlands zu bedürfen glaubt, um von da aus seinen agressiven Ideen zu genügen, seiner angeblichen Mission zu Freiheit und Cultur Eingang zu verschaffen.

Sonach hat die Frage der Rheingrenze allerdings eine Berechtigung auf endgiltige Entscheidung. Wir wollen hier nur ihre Beziehungen zu der militärisch-politischen Seite betrachten, indem wir die dermalige deutsch-französische Grenze vom strategischen Standpunkte beurtheilen, ihre militärischen Stärken und Schwächen zeigen und vornehmlich diejenigen Punkte berühren, welche unseres Erachtens nach volle Aufmerksamkeit verdienen, wenn wir die uns von Rechts- und Geschichtswegen gehörigen Grenzen nicht allein behaupten, sondern auch einst günstiger gestaltet sehen wollen. —

Die deutsche *Bundesgrenze* gegen die

Schweiz beträgt 78 Meilen und fällt streng genommen aus dem Kreis unserer Betrachtung, so lange die Schweiz neutral bleiben kann. Sie ist von unschätzbarer Bedeutung für Deutschland, da sie dessen linke Flanke gegen Frankreich schützt und dieses zu einem Frontalangriff von Westen her nöthigt. Die Grenze des Bundesgebietes gegen Frankreich ist 65 Meilen lang, von denen auf Baden 29,9, auf Baiern 11,1, auf Preußen 18 und auf Luxemburg 7 Meilen kommen. — Gegen die Schweiz entfallen 37 Meilen der Grenze auf die Alpen, der Rest auf den Bodensee und Rhein. Nur eine Anomalie kann es genannt werden, daß die Schweiz mit einem Theil der Cantone Schaffhausen und Basel auf das rechtsrheinische Ufer in einer Länge von circa 13 Meilen übergreifen darf, weniger wichtig wegen strategischer als wegen völkerrechtlicher Beziehungen, wie wir später sehen werden. Bei Basel beginnt die französische Grenze, zuvörderst von dem aus der westlichen in die nördliche Richtung übergehenden Lauf des Rheins gebildet. 29,9 Meilen weiter abwärts am Einfluß der Lauter bei Lauterburg beginnt die pfälzische Grenze, quer über das linke Rheinthal führend, sodann das Haardtgebirge und den Westrich, Waldgebirge von 1000—1500 Fuß Meereshöhe überschreitend, in denen die wellige Hochflächenform mit tief eingeschnittenen Thälern vorherrscht. Daran stößt auf preußischem Boden das Gebiet des Saarbrücker Kohlengebirges, an welches sich weiter abwärts das rheinische Schiefergebirge schließt. Doch buchten sich von Lothringen her längs des preußischen und luxemburgischen Grenzgebiets steilrändrige Muschelkalkplateaux ein, durch welche die Saar und Mosel sich nach dem Rheine zu ihre gewundene Bahn brechen. Diese Kalkplateaux vermitteln zugleich die Verbindung mit den Ardennen, welche weiterhin die luxemburgische und preußische Grenze begleiten, da wo diese (unweit Arlon) in die nördliche Richtung übergeht (von den Geologen als der westliche Theil des rheinischen Gebirgssystems bezeichnet). Mit dieser Grenzwendung nach Norden hört für Deutschland die französische Grenze auf und wird durch die belgische und weiterhin durch die niederländische ersetzt, während die französische ihre nordwestliche Hauptrichtung bis zum Meere beibehält. Die deutsche Grenze überschreitet diesen neuen Nachbarländern gegenüber wie erwähnt die Ardennen, die dem Haardtgebirge und Westrich ähneln, und zieht sich über deren Scheitel, die sich als moorige Hochflächen aussprechen (die hohe Veen), bis zum Nordfuß dieses Gebirges, dessen Ausläufer bei Mastricht schnell von 500 auf 100 Fuß herabsinken. Ausgedehnte Moorgründe, ähnlich der Veen, wie das Grenz- und Bourtangermoor, bilden dann in der Hauptsache das Ende der Grenze bis zu dem Gestade der Nordsee. —

Ein Militärgeograph von Ruf, der preuß. Generalstabsmajor von Sydow, macht die treffende Bemerkung, daß sich zwischen dem links- und rechtsrheinischen Gelände eine gewisse Symmetrie in der Bodengestaltung nicht verkennen lasse. Er sagt: „Dieselbe Reihenfolge der Gesteinsarten bezeichnet zu beiden Seiten ähnliche Absätze des Bodenreliefs, zwischen Mittel- und Niederrhein zu beiden Seiten dasselbe Gebirge, nur durch das enge Durchbruchsthal des Stroms in zwei Hälften getheilt. Zu beiden Seiten der 6 bis 7 Stunden breiten, in ihrer ganzen Länge 36 Meilen vom Rhein durchströmten mittelrheinischen Ebene ziehen in derselben Richtung die Vogesen und der Schwarzwald, zwei Gebirge von gleicher Höhe und ähnlichem Profil. Der Haardt gegenüber liegt der Odenwald, dem auffallendsten Gipfel desselben, dem Melibocus, der Donnersberg. Den Taunus- und Niederwald setzt auf dem linken Ufer der Saar-, Idar- und Hochwald fort. Der vulcanischen Eifel gegenüber liegt der Westerwald, dem Hochveen gegenüber das Plateau von Winterberg, dem Kohlenbecken der Sambre und Maas die Kohlenfelder der Ruhr. Der Senkung zwischen Schwarzwald und Jura gegenüber liegt die niedere Schwelle am Fuße der Vogesen, über welche der Rhone-Rhein-Canal geht, der Senkung zwischen Schwarz- und Odenwald gegenüber die niedere Wasserscheide, über welche neben der französischen Ostbahn der Marne-Rhein-Canal gebaut werden konnte, der Spalte des Neckarthales gegenüber die Einsenkung am Nordrande der Haardt. Wie Schwarzwald und Vogesen nur dem Rheine ihre steilere Seite zukehren, so fallen sie auf den abgewendeten Seiten in Stufen ab und zwar der Schwarzwald terrassenartig als schwäbischer Jura und Frankenhöhe, während die Vogesen in Lothringen ganz ähnliche Abfälle zeigen."

Wie verhalten sich nun die Bedingungen der Kriegführung zu der Bodengestaltung dieses deutsch-französischen Grenzlandes? Bietet es uns eine wirklich gute Operationsbasis, auf welche gestützt wir die Vertheidigung Deutschlands vertrauend auf Erfolg unternehmen können? Zu einer guten Operationsbasis gehören in der Regel folgende drei Hauptbedingungen:

1) ein günstiges geometrisches Verhältniß zu den vorliegenden Operationsfeldern,

2) die Ergiebigkeit des ganzen Landstrichs an Unterhalts- und Transportmitteln,

3) eine Bodenbeschaffenheit, welche unterstützt durch Land- und Wassercommunicationen die Bewegungen der Streitmassen erleichtert.

Bei der Wichtigkeit, welche ein gutes, vielverzweigtes Eisenbahnnetz für die Kriegführung gewonnen hat, tritt der Punkt der Ergiebigkeit der Basis unstreitig am meisten in den Hintergrund, da die Basis durch die schnelle und leichte Zufuhr aus den Hinterländern eine Tiefe von schwer zu begrenzender Ausdehnung erlangt hat. — Mit dem geometrischen Verhältniß der Basis zu den Operationsfeldern hat es ebenfalls seine eigene Bewandtniß, denn die Strategen sind heutigen Tages noch nicht einig, ob eine concave Gestalt der Basis besser sei als eine convexe. Im Allgemeinen spricht sich aber die vorherrschende Meinung zu Gunsten der concaven Basis aus, da sie den Angreifer bei dessen Vorgehen gleichsam umklammert und umfaßt. Allerdings kann der Angreifer diesem umfassenden Gegenangriff des Vertheidigers mittelst des Durchbrechens an einem Punkte antworten, in den meisten Fällen wird sich aber der Durchbrechende in einer ungünstigern Lage nach erlangtem Erfolge befinden, als der Durchbrochene, wenn dieser den Kopf nicht verliert. Insofern ist die westdeutsche Grenze daher bei ihrer concaven Gestaltung nicht ungünstig für uns gebildet, da sie offensive Operationen gegen das Herz Frankreichs und ein Umklammern des Feindes zuläßt. Um nicht mißverstanden zu werden, schicken wir voraus, daß auch die strategische Vertheidigung sich nicht auf ein passives Zuwarten der Maßregeln des Gegners erstreckt, sondern sich in dem kennzeichnet, was von Fachmännern „die active Vertheidigung" genannt wird, wie dies von der Türkei gegen Rußland in den Donaufürstenthümern 1853 und von den Oesterreichern gegen die Sardinier 1859 ausgeführt wurde. So würde es also thöricht sein, bei einem eventuellen Angriffskriege Frankreichs, dessen erste Operationen ruhig abwarten zu wollen, vielmehr wäre es die beste Vertheidigung, von der günstigen Gestalt unserer Operationsbasis durch Zuvorkommen des Angriffs möglichsten Nutzen zu ziehen. Diese Gestalt spricht sich vorzüglich darin aus, daß die französischen Grenzlande zwar durch die Ardennen und Vogesen gedeckt sind, wo sich gute Stellungen finden, aber daß zwischen diesen beiden Gebirgen die Mosel durch ihren senkrechten Lauf auf die Grenze eine vortreffliche Operationslinie bildet, um aus den Rheinlanden nach Lothringen vorzugehen, zumal auch die Maas in dieser Provinz kein bedeutendes militärisches Hinderniß ist.

Zwar wird diese Operationslinie durch die französischen Festungen Thionville und Metz gesperrt, aber erstere ist ein nur unbedeutender Platz, und letztere wohl ein Depotplatz ersten Ranges, aber nicht das, was man einen großen Manövrirplatz nennt, d. i. ein solcher, der einer großen Armee gestattet, hier Schutz zu finden und doch unter günstigen Verhältnissen, indem er verschiedene Operationsfelder beherrscht, angriffsweise auf einen derselben hervorzubrechen. Vielmehr halten die deutschen Festungen Luxemburg und Saarlouis die beiden genannten französischen Plätze so ziemlich in Schach, wenigstens in so weit, daß sie einer Beobachtungsarmee die nöthigen Stützpunkte gewähren. Auch ist durch das Thal der Saar wie von Luxemburg aus Metz auf mehrern guten Straßen zu umgehen, die in den Thälern der Marne und Aisne auf Paris führen, bis wohin nur noch einige kleine feste Plätze wie Toul und Verdun zu überwinden sind. Es ist der Weg, den die Blücher'sche Armee 1814 nach Paris einschlug.

Günstiger für die Franzosen gestaltet sich deren Grenze am Rhein selbst, hinter dem die Vogesen, die obere Mosel, die Argonnen und die Maas parallel laufen. Die natürlichen Vortheile dieser Linie, verstärkt durch Straßburg, einen Platz ersten Ranges und eine Menge kleinerer Plätze und Forts, werden indessen durch deren schwache Endpunkte sehr gemindert; im Norden ist sie durch die deutschen Festungen in der Pfalz,

Landau und Germersheim, flankirt, und im Süden führt von Basel aus eine Hauptstraße nach Paris über die sanften Höhen, welche sich zwischen Jura und Vogesen ausbreiten. Diese Straße führt über Belfort, den einzigen befestigten Punkt auf der Route, an die Saone, Marne, Aube oder an der Seine nach der französischen Hauptstadt, und ein glückliches Vorgehen auf dieser Straße beraubt den Rhein, die Jura, die festen Plätze des Elsaß und der Franche Comté, die Vogesen und Saone von selbst ihrer Wichtigkeit für die Franzosen. Durch die 1815 erlangte Demolirung von Hüningen am Rhein ist dieser Punkt ohne Zweifel der schwächste Punkt der französischen Ostgrenze geworden. — Dagegen ist nicht zu leugnen, daß die Entfernung der beiden deutschen Hauptoperationslinien vom Innern Frankreichs, diesem letztern Lande große Vortheile bereitet, indem sie es von selbst anweisen, sich den Linien Mainz und Coblenz gegenüber in der Defensive zu halten und über den Oberrhein aus dem Elsaß selbst die Offensive zu ergreifen, woran es auf einer Länge von über 25 Meilen durch nichts gehindert ist.

Die politischen und innern Verhältnisse Deutschlands lassen es indessen als wenig wahrscheinlich erscheinen, daß Deutschland von der günstigen geometrischen Gestaltung seiner Westgrenzen gleich Vortheil ziehen und die Initiative durch eine active Vertheidigung ergreifen werde, vielmehr ist fast unzweifelhaft anzunehmen, daß die Franzosen sofort bemüht und auch eher im Stande sein werden, den Krieg auf deutsches Gebiet überzutragen. Wir wenden daher diesem in ausführlicherer Betrachtung unsere Aufmerksamkeit zu, dabei den Standpunkt des rein strategischen Verhältnisses festhaltend und auf den dritten Punkt, den Einfluß der Bodenbeschaffenheit und der damit zusammenhängenden Communicationslinien und Festungsanlagen übergehend.

Auch aus diesem Gesichtspunkte ist Straßburg der wichtigste Punkt des ganzen Kriegstheaters. Von Paris wie Lyon, den beiden Hauptstädten Frankreichs, nur zwanzig Märsche entfernt, ist eine Armee hier im Stande, diese beiden Operationspunkte zu decken, so lange Belgien, Holland und die Schweiz neutral bleiben. Noch mehr steigert sich aber der Werth dieses Platzes für eine Offensive Frankreichs, da er nicht allein in localer Beziehung den günstigsten Uebergangspunkt über den Rhein gewährt, sondern auch von hier die deutschen Festungen am Mittelrhein umgangen werden. Zugleich steht den Franzosen von hier der Weg nach dem untern Rhein, nach dem Neckar und nach der Donau offen; Berlin wie Wien sind dreißig Märsche von diesem Punkte entfernt. Zwar sperrt die Festung Rastadt den unmittelbaren Weg rheinabwärts, aber nach einer von den Deutschen verlorenen Schlacht unter den Mauern des Platzes würde kaum etwas Anderes übrig bleiben, als bis Mannheim oder Mainz zurückzugehen, um von hier aus die vorrückende französische Armee, dirigire sie sich nun auf Berlin oder Wien, von Neuem anzufallen. Jedenfalls macht es sich sehr fühlbar, daß Deutschland nicht im Besitze einer zweiten Festung am Oberrhein, etwa in Freiburg oder Villingen ist, welche eine ähnliche Stelle wie Rastadt übernehmen und namentlich den Eingang in das Donauthal durch ihre flankirende Lage decken könnte.

Das Donauthal, welches sich auf dem Schwarzwalde entspinnt, ist nicht von so untergeordneter Bedeutung, wie man nach den geringen anfänglichen Dimensionen des Stromes glauben sollte. Obwohl die Donau weder gegen Norden noch gegen Süden eine vortheilhafte Basis gewährt, da die benachbarten Gebirgszüge bis nach Tyrol, dem Böhmerwald und Franken hin ihr Thal beherrschen, so bereitet sie doch demjenigen eine treffliche Operationslinie, der den Rhein zur Basis hat, da sie fast senkrecht auf demselben steht. In der That hat es sich auch bei fast allen großen Kämpfen, welche zwischen Franzosen und Oesterreichern zwischen den Alpen und dem Main geführt worden sind, um die Gegend von Stockach, d. i. das Quellgebiet der Donau gehandelt, namentlich da damals weder Rastadt im Rheinthale, noch Ulm hinter dem Schwarzwalde befestigt waren. Auch gab es damals bis zum Inn keine rückliegenden festen Plätze (das schwache Augsburg ausgenommen) und die Franzosen konnten mehrmals bis München ungestraft vordringen, während die Vertheidiger das rechte Donauufer zu behaupten suchten. Wie Jedermann bekannt ist, hat man diese Operation den Franzosen nunmehr gründlich durch die Anlage von Germersheim, Rastadt einerseits, wie Ulm und Ingolstadt anderer-

seits verleidet, immerhin aber wird dem Feinde, sofern die ersten Operationen nach dem Uebergange über den Oberrhein zu seinem Vortheil ausgeschlagen sind, ein schönes Stück Land überlassen werden müssen, ehe er in den Bereich von Ulm gelangt. Dies würde eine deutsche Festung im obern Donaugebiete wesentlich erschweren, welche ähnlich wie Rastadt den Pforzheimer- und den Murchthalpaß über den Schwarzwald deckt, auch die obern Schwarzwaldpässe (Kinzig-, Höllen- und Rheinthal über die Waldstädte) verschlösse.

Die vorzüglichsten deutschen Strategen der neuern Zeit haben deshalb in Wort und Schrift vielfach darauf hingewiesen, daß eine Befestigung, wozu sie Stockach oder Donaueschingen vorschlagen, am Fuße der würtembergischen rauhen Alp, nächst dem Höhenzuge und an der Wasserscheide zwischen Donau, Rhein und Neckar, unbedingt nothwendig sei, wozu sie noch eine andere Erwägung, die wir noch nicht berührt haben, veranlaßt hat. Man setzt nämlich gewöhnlich voraus, daß die Neutralität der Schweiz den Franzosen den Weg durch dieses Land jederzeit verschließen und somit unsere linke Flanke decken werde. Die Art und Weise, wie das gegenwärtige Regiment von Frankreich die völkerrechtlichen Verhältnisse auffaßt, auch hierin den Principien des ersten Napoleon folgend, läßt es aber als höchst zweifelhaft erscheinen, ob die Schweiz im Stande sein werde, diese Neutralität unter allen Umständen zu behaupten. Der strategische Vortheil, den Frankreich erlangt, wenn es seinen Rheinübergang von der Schweiz her macht, wie z. B. General Moreau im Jahre 1800 von Schaffhausen auf Stockach, wozu gegenwärtig von Constanz bis Basel nicht weniger als zehn Brücken zu Gebote stehen, dürfte die politischen Rücksichten, welche dagegen sprechen, unter Umständen überwiegen. Die ganze schwierige Linie des Mittelrheins und der Schwarzwaldpässe, welche den Franzosen viel Blut kosten dürfte, würde für sie außer Frage fallen, wenn sie z. B. abermals bei Schaffhausen über den Rhein gingen und direct auf Ulm marschirten. Ganz besonders für diesen gar nicht undenkbaren Fall würde eine befestigte Stellung der Deutschen bei Stockach von unschätzbarem Nutzen sein, da nicht allein alle Straßen aus dem badischen Oberlande durch den Kinzig- und Höllenthalpaß, sondern auch diejenigen aus der Schweiz über die Waldstädte bei Tuttlingen auf den rechten, andererseits über Engen und Schaffhausen auf den linken Flügel der Stellung bei Stockach führen und sonach ein Gewinnen des obern Donauthales vor deren Forcirung unmöglich machen. Diese Stellung ist rechts durch die Donau, links durch den Bodensee, der eine bewaffnete Flotille haben sollte, gedeckt, hat hinter sich das feste Ulm als großen Hauptwaffenplatz. Eine hinter der Front laufende große Straße sichert die Verbindung der Flügel, und rückwärtige Eisenbahnen vermitteln die Zufuhr, wie das Herbeiziehen von Truppen eventuell bis von Mannheim und Mainz her; endlich wird das ganze reiche fruchtbare Oberschwaben dem Feinde entzogen und derselbe mit seiner Verpflegung auf den unwirthbaren obern Schwarzwald und auf das Herbeiziehen seiner Bedürfnisse aus dem entfernten Rheinthale auf beschwerlichen Wegen verwiesen. Geht die Stellung verloren, so finden die zurückgehenden Truppen weiterhin gute Seitenstellungen hinter den aus den Alpen zur Donau strömenden, unter sich parallelen Flüssen (Iller, Günz, Lech) und hinter den sie begleitenden Mittel- und kleinen Gebirgen Schwabens und Baierns. Zur Vervollständigung dieses Vertheidigungssystems, welches in Baden als unabweisbares Bedürfniß erkannt ist, dürfte nicht wenig beitragen, wenn die rechtsrheinische Eisenbahn, welche von Basel bis Waldshut führt, von hier weiter längs des Rheins bis Constanz und Friedrichshafen am Bodensee geführt würde, worüber kürzlich in der badenschen Ständeversammlung petitionirt wurde. Würtemberg, Baiern und Oesterreich (Vorarlberg) kämen hierdurch in directe Verbindung mit dem obern Schwarzwald und könnten Truppen zur Vertheidigung desselben schnell herbeischicken, wobei freilich der große Uebelstand beseitigt werden müßte, der aus der nothwendigen Berührung dieser Bahn mit dem rechtsrheinischen Gebiet des Schweizer Cantons Schaffhausen erwächst. Durch einen Staatsvertrag vom 11. August 1852 ist nämlich zwischen der Schweiz und Baden eine Uebereinkunft getroffen worden, derzufolge Truppentransporte über das gegenseitige Gebiet untersagt werden, sofern dadurch die Neutralität der Schweiz oder Badens gefährdet wird. Die Wurzel des Uebels liegt

auch hier in der widersinnig geführten Grenze, welche die Territorialbestimmungen von 1815 festsetzten und wobei nur historische und nicht strategische Rücksichten vorherrschten. Deutschland, damals im Besitze der Macht, hätte aus höhern politischen Rücksichten jedenfalls die Rheinlinie gegen die Schweiz als Grenze fordern und dafür lieber das linksrheinische Constanz hingeben sollen.

Die große Bedeutung von Ulm geht aus dem bereits Gesagten hervor; es ist eben der einzige feste Punkt, der die Lücke und schwächste Stelle des südwestlichen strategischen Netzes von Deutschland abschließt. Außer einer großen localen Stärke, welche durch Anwendung aller Hilfsmittel der modernen Fortification erzielt worden ist, liegt seine Bedeutung vorzüglich darin, daß er die Aufnahme einer großen Armee von 80- bis 100,000 Mann zuläßt und derselben den Angelpunkt zur Beherrschung dreier Operationsfelder gewährt. Ulm liegt bekanntlich am linken Ufer der Donau, über welche zwei steinerne Brücken führen, und der Mündung der Iller gegenüber. Die Festung, mit einem starken Brückenkopf (Neu-Ulm) auf der rechten (bairischen) Seite der Donau versehen, sichert einer dort postirten Armee ein ungehindertes Debouchiren nach beiden Ufern des Stromes; dagegen ist der Uebergang über die Iller, über die die wichtige Straße von Stockach und Biberach führt, durch keinen Brückenkopf geschützt, da man eben bis jetzt zu fest auf die Neutralität des Schweizergebietes rechnet und einen Angriff von dort für zu unwahrscheinlich hält. Die Hauptvertheidigung ist in der Anlage der Festung gegen den Schwarzwald gerichtet, dessen mittlere Uebergänge (über den Kniebis und durch das Kinzigthal) mit ihren Straßenzügen über Ulm führen, diesen Platz also zum Hauptsperrpunkt der französischen Offensivlinie von Straßburg her machen. Eine Eisenbahnverbindung durch das Kinzigthal auf Rastadt wäre daher für uns sehr zu wünschen gewesen. Ebenso beherrscht die Festung die Straßen von Nördlingen, Stuttgart und Tübingen einerseits, so wie die wichtigen Eisenbahnlinien von Augsburg, Stuttgart und dem Bodensee her, die hier zusammenkommen, andererseits. Vermittelst dieser Schienenwage kann Ulm nicht nur von Oesterreich, sondern auch vom Mittelrhein her schnell mit Truppenmassen und Zufuhren versehen werden. Sollte der Rhein für Deutschland verloren gegangen sein und eine Vertheidigung des Binnenlandes nothwendig werden, so tritt eine neue Bedeutung Ulms durch seine strategische Beherrschung des Donauthales hervor, wozu es den obern, wie Ingolstadt den untern Stützpunkt abgibt. Ohne die Wegnahme dieser Punkte dürfte es der Feind kaum wagen, in die Citadelle Deutschlands, in den von Gebirgen rings umschlossenen Kessel von Franken einzudringen, den die Donau auf seiner südlichen offenen Seite abschließt.

Nach dieser Besprechung der die Vertheidigung Südwestdeutschlands speciell angehenden Punkte kehren wir an den Rhein zurück und haben zuvörderst zu betrachten, was unter der Voraussetzung eines französischen Rheinüberganges bei Straßburg demselben unmittelbar entgegenzusetzen sei. Hier ist jedenfalls vom Standpunkte der Landesbefestigung aus viel mehr geschehen, als in der Richtung rheinaufwärts, um die Operationen einer französischen Invasionsarmee gleich von vorn herein zu hemmen. Es geschieht dies zunächst durch die strategische Einwirkung der beiden pfälzer Festungen Landau und Germersheim auf der linken, und der Festung Rastadt auf dem rechten Rheinufer, in entfernter Weise durch ein günstig einwirkendes Eisenbahnnetz und die rückliegende Lage des großen strategischen Punktes Mainz. Die deutsche Grenze erhält durch die erstgenannten drei Plätze eine zum Rhein senkrechte Defensivlinie, welche einen Uebergang der Franzosen über den Rhein vollständig flankirt und jedenfalls erst paralelisirt werden muß, ehe von denselben an ein Vordringen über den Schwarzwald gedacht werden kann. Namentlich sind in dieser Beziehung die beiden Festungen Landau und Germersheim, weil auf dem feindlichen Ufer liegend und die Verbindungswege der französischen Invasionsarmee mit dem Mutterlande bedrohend, von unschätzbarem Werthe für uns. Die strategisch wichtige Lage der Pfalz ist, seit uns Straßburg verloren gegangen, so hervortretend, daß sie bei allen Kriegen am deutschen Oberrhein eine hervorragende Rolle gespielt hat und ferner spielen wird, wozu ihre Terraingestaltung nicht wenig beiträgt. Die Pfalz bildet zunächst dem Rheine eine sechs bis sieben Stunden breite, sehr dicht bebaute und bevölkerte

Ebene, welche durch die mit dem Rheine parallel laufenden Gebirgszüge der Haardt, einer Fortsetzung der Vogesen, begrenzt wird. Dieses Gebirge hat nur einen einzigen Zugang aus dem Elsaß, nämlich die Straße von Bitsch über Zweibrücken nach Kaiserslautern. Armeen sind daher genöthigt, im Rheinthale sich zu bewegen, wollten sie Raum zur Entwicklung finden. Hier führen zwei Hauptstraßenzüge, beide von Straßburg ausgehend, der eine auf Germersheim, der andere auf Landau. Diese Ebene wird aber von kleinen sumpfigen und vielfach verzweigten Gewässern durchschnitten, die vom Gebirge quer durch die Niederung dem Rheine zuströmen und eben so viele natürliche Abschnitte bilden. Die vorzüglichsten derselben sind die Grenzlinie der Lauter und drei Meilen nördlich dahinter die Linie der Queich. Um beide wurde in frühern Kriegen nach Art der damaligen Kriegführung bis in die französische Revolutionsepoche hinein der sogenannte Posten- oder Cordonkrieg geführt, der sich bei der Lauterlinie meist um den Besitz von Weißenburg, bei der Queichlinie um den von Landau drehte. Nach den neuern Principien der Kriegskunst vermeidet man diese zur Zersplitterung der Kräfte führende Methode und benutzt solche Linien nur als taktisches Hinderniß vor der Front, um mit vereinten Kräften über den Feind herzufallen, wenn er den Fluß an irgend einem Defilee überschritten hat, wozu man sich concentrirt hinter demselben aufstellt. Die Lauterlinie, am Rheinende durch den drei Stunden breiten Bienwald eingenommen, eignet sich wenig zu einer solchen Vertheidigung, um so mehr aber die Linie der Queich, welche an ihrem Anfange am Fuße des Gebirges durch die Bundesfestung Landau, fünf Stunden weiter am Einfluß in den Rhein durch die bairische Festung Germersheim geschützt ist, durch welche zugleich vermittelst einer Schiffbrücke und eines Brückenkopfs die Verbindung mit dem andern Rheinufer gesichert ist. Landau ist ursprünglich ein gegen Deutschland gerichteter Platz, als Schutzwehr des Elsaß, vom berühmten Marschall Vauban zu den Zeiten Ludwig's XIV. erbaut. Seine Offensivkraft ist nicht bedeutend, sein defensiver Werth durch Beiziehung von Ueberschwemmungen überwiegend und den Anforderungen an einen befestigten Stützpunkt entsprechend. Vortheilhafter hierzu würde der von Vauban vorgeschlagene unsern gelegene Punkt Queichheim gewesen sein. Landau dient zugleich als Sperrpunkt für die linksrheinische Eisenbahn, die von Basel und Straßburg kommend, sich bis Mainz fortsetzt, so wie für den in gleicher Richtung ziehenden Chausseetract. Durch diese kann es schnell von Mainz und dem Mittelrhein her unterstützt werden, und findet zugleich durch diesen Platz eine Rückensicherung, wenn eine andere feindliche Armee von Metz her auf der französischen Ostbahn über Forbach, Kaiserslautern und Neustadt an der Haardt im Rücken Landau's in der Pfalz auftreten sollte. Leider fehlt es bis jetzt an einem befestigten Punkt, der von Haus aus diese letztere wichtige Eisenbahnlinie gegen Frankreich absperrt. Dieselbe setzt sich bekanntlich quer durch die Pfalz bis Ludwigshafen, Mannheim und dem Einflusse des Neckar in den Rhein gegenüber fort, weshalb einsichtige Strategen vorgeschlagen haben, diesen wichtigen Punkt zu befestigen, der zugleich die untere Linie des Neckars auf beiden Flußufern beherrscht. Jedenfalls würde das deutsche Grenzbefestigungssystem hierdurch eine wesentliche Verstärkung erhalten, doch sollen die Terrainverhältnisse die Anlage eines befestigten Brückenkopfes vor Ludwigshafen nicht begünstigen.

Kehren wir zur Queichlinie zurück, so finden wir dagegen in Germersheim einen Platz, der nach den neuesten Grundsätzen der deutschen Befestigungsschule angelegt und mit einem Gürtel detachirter Forts umgeben, allen Anforderungen an einen Manövrirplatz entspricht. Selbst nach dem Verluste von Landau kann von hier aus eine Armee, so lange die Verbindung mit dem andern Rheinufer offen bleibt, ungehindert zur Wiedereroberung der Pfalz vorschreiten und nur die ungesunde Lage an dem von stehenden Lachen und todten Flußarmen durchzogenen Rheinufer dürfte einer hier lagernden Armee auf die Länge der Zeit nachtheilig werden. Was Germersheim allein fehlt, ist Eisenbahnverbindung und eine stehende Rheinbrücke, was uns auf die Besprechung der vielfach ventilirten Frage über die stehenden Rheinbrücken führt.

Stehende Brücken sind unter allen Umständen, besonders aber in militärischer Beziehung, von unschätzbarem Nutzen schwimmenden Brücken gegenüber, besonders bei

großen und reißenden Strömen. Sie sind in ihrer Benutzung unabhängig vom Hochwasser, vom Eisgange und den hemmenden Einflüssen des Wasserverkehrs, für den Transport endlich überheben sie des Zeitaufenthalts, der insbesondere bei Eisenbahnen durch das Umladen und Ueberführen der Wagen entsteht. Ihr Hauptwerth besteht in ihrer Permanenz. Die technische Vervollkommnung im Brückenbau scheut vor den größten Hindernissen nicht mehr zurück und wir sahen zu Gunsten des commerciellen Verkehrs vor Kurzem eine Brücke über die Weichsel und über den Rhein bei Cöln entstehen. Zwei andere über den letztgenannten Strom bei Mainz und Kehl sind im Werden und so gut wie gesichert; auch Mannheim und Coblenz werden zweifelsohne einmal Rheinbrücken erhalten. Diese Rheinbrücken sind auch in militärischer Beziehung goldene Brücken, für die Offensive wie Defensive, wozu aber freilich gehört, daß wir die Beherrschung derselben in den Händen behalten oder mit andern Worten, daß sie nur durch befestigte Plätze, die in unsern Händen sind, führen dürfen. Auf diese Weise gewähren sie uns die unbehinderte Beherrschung beider Flußufer und sonach eine große Ueberlegenheit über den auf denselben getrennt manövrirenden Feind, den nur das lose Glied einer Schiffbrücke verbindet. Tragen wir diese Bemerkungen auf unsern Kriegsschauplatz am deutschen Oberrhein über, so ist es die Straßburger Rheinbrücke, welche zuvörderst in unsere Betrachtung fällt. Wie schon mehrfach erwähnt wurde, fällt die Eisenbahnbrücke Straßburg-Kehl ganz unmittelbar in die natürliche Offensivlinie des französischen Heeres und obgleich die französischen Pontoniere uns jährlich das zum Nachdenken veranlassende Schauspiel gewähren, von Straßburg nach Kehl den Brückenschlag innerhalb einer Stunde zu bewerkstelligen, so verschwindet doch diese Leistung gegen den Nutzen einer stehenden Brücke, welche den Bahnzügen der Franzosen einen ungehinderten Zugang in's badische Oberland gestatten wird. Nun hat zwar der deutsche Bund auf Grund dieser schwer wiegenden militärischen Rücksichten unter dem 3. December 1857 Veranstaltung getroffen, daß die ungestörte Benutzung der Brücke für Kriegszwecke seitens der Franzosen nicht eintreten kann, indem er die Anlage eines festen Brückenkopfes auf deutschem Bundesgebiet bei Kehl anordnete, doch müssen wir offen erklären, daß wir dies für vollkommen unzureichend halten. Es ist

1. die ganze Lage der Brücke, und namentlich diese nicht zu umgehen war,

2. die angeordnete Fortification an sich, welche einer ernstlichern Berücksichtigung in militärisch-politischer Beziehung seitens der Bundesversammlung werth gewesen wäre. Was den ersten Punkt betrifft, so verstößt die Eisenbahnbrücke bei Straßburg gegen den ersten militärischen Grundsatz der Landesbefestigung, indem diese Brücke militärisch betrachtet für Deutschland rein defensive Eigenschaften besitzt und mit ihrem Ausgang in einer französischen Festung endigt. Ein so wichtiges und kostspieliges Bauwerk hätte aber billigerweise auch einen Nutzen für Offensivoperationen gewähren und nicht zum todten Object herabsinken müssen, dessen Werth lediglich dem Feinde sehr bald zu Gute kommen wird. Da Cöln, Mainz und Mannheim die drei Punkte sind, auf denen mittelst der rückliegenden Schienenwege die Concentrirung der deutschen Armeen am Rhein stattfinden muß, Cöln und Mainz aber Brücken haben oder doch bald haben werden, so mußte die neue stehende Brücke am Oberrhein bei Mannheim gebaut werden, von deutschem zu deutschem Ufer, oder noch lieber, da Mannheim keine Festung ist, bei Germersheim, und von hier eine Schienenverbindung einerseits mit Bruchsal, andrerseits mit Neustadt a. d. H. oder Landau hergestellt werden, wodurch die große Eisenbahnlinie München, Ulm, Stuttgart mit der französischen Ostbahn in unmittelbare Verbindung und zwar unter dem Schutz einer deutschen Festung getreten wäre. Nur so konnte man der badischen Rheinbrücke, vermittelst des Schutzes von Germersheim, eine Offensivbedeutung geben. Germersheim hätte dann nicht allein den Vortheil geboten, die Benutzung der permanenten Rheinbrücke unter allen Verhältnissen, seien wir in der Offensive oder Defensive, zu sichern, sondern auch Gelegenheit gegeben, das Eisenbahnmaterial der Pfälzer Bahnen zu retten, falls wir die Pfalz räumen müßten, da sich zwischen den Vorwerken der Festung Raum genug zur Aufstapelung findet. Im schlimmsten Fall konnte es auch auf das rechte Rheinufer geschafft werden und hier den Transportmitteln

für große Truppenbewegungen eine willkommene Verstärkung gewähren.

Da man sich von commerciellen Rücksichten geleitet nun aber doch einmal für den Brückenbau Straßburg-Kehl entschieden hat, so hätte man zweitens alle Aufmerksamkeit darauf wenden müssen, sich den Zugang zu dieser Brücke zu sichern. Dies hätte allerdings die Anlage einer Festung bei Kehl bedingt, was gegen die Friedensbedingungen von 1815 läuft, wo sich Deutschland in unbegreiflicher Verblendung hat bewegen lassen, der französischen Grenzfestung gegenüber nicht einmal einen Riegel vorschieben zu dürfen. Indessen wäre die Aufhebung dieses schmähligen Paragraphen doch wohl erfolgt, wenn der Bund die Genehmigung zum Bau der Brücke von der Ausmerzung dieser Bedingung abhängig gemacht hätte. So hat man sich darauf beschränkt, nur auf der Ausführung eines kleinen Forts zu bestehen, um im letzten Moment die Brücke durch Minensprengung oder Einschießen eines Brückenpfeilers unbrauchbar zu machen. Das zum Bau dieses Forts nöthige Geldquantum ist aber so karg bemessen, daß das Fort kaum die Gestalt eines starken Brückenkopfes gewinnen wird, und — horribile dictu — während die Brücke im Herbste d. J. (1860) ihrer Vollendung entgegensieht, hat man versäumt, den dazugehörigen Sicherheitsbau mit gleicher Eile zu betreiben. Erst kürzlich — im Mai 1860 — sind die Maurerarbeiten dazu in Accord gegeben worden, während uns die Unberechenbarkeit der französischen Politik jeden Tag und sicher in nicht zu ferner Zeit in Krieg mit derselben bringen wird. Es ist fast unwahrscheinlich, daß das kleine Fort seine Aufgabe je wird lösen können, so lange nicht eine größere Kraftanstrengung zu dessen Vollendung vorgenommen wird, als zeither. Auch bleibt Minensprengung immer ein unsicheres Ding und auf das Einschießen eines Brückenpfeilers ist ebenfalls nicht mit Sicherheit zu rechnen, sobald die französische Festung gegenüber mit ihrem überlegenen Feuer gezogener Geschütze die Arbeit zu stören beginnt. Petite place mauvaise place, sagt der berühmte Fortificator Cormontaigne, und das gilt auch für diese Anlage, obschon ihr nächster Zweck specieller Art ist. Endlich bleibt zu beachten, daß für den Fall einer glücklichen Invasion der Franzosen in das badische Oberland das Kehler Fort, von dort angegriffen, schon wegen seiner Kleinheit sehr bald, vielleicht nach wenig Tagen, in die Hände der Franzosen fallen wird. Ist es nun der Besatzung auch geglückt, die Aufgabe der theilweisen Zerstörung der Brücke bis dahin zu vollenden, so finden die Franzosen in dem weggenommenen Fort doch den schönsten Brückenkopf für Straßburg, den sie sich nur wünschen und aus dem sie, von der Festung secundirt, nicht so leicht wieder vertrieben werden können. Jedenfalls gewährt er ihnen den Schutz, die zerstörte Brücke wieder möglichst bald herzustellen und von nun an zu ihren Gunsten zu benutzen. Sie haben dann mit unserer Hilfe erreicht, was uns fehlt, einen permanenten Uebergang am Oberrhein, geschützt durch eine Festung, und die kürzeste Schienenverbindung nach Deutschland hinein mit dem Herzen ihres Landes, Paris.

Das Gefährliche dieses Brückenbaues für die Landesvertheidigung im Großen dürfte ziemlich einleuchtend sein und zeigt von Neuem, welche schlimme Lücke die Bundesgesetzgebung aufweist, indem sie ein einheitliches Vertheidigungssystem, wie es Rußland, Frankreich, Oesterreich, Belgien, Schweden, Dänemark besitzen, nach ihren gegenwärtigen Bestimmungen beinahe unausführbar macht. Der Grund liegt in Folgendem. Das Festungsrecht sollte nach Artikel 51 der Wiener Schlußacte allerdings eigentlich dem Bunde in seiner Gesammtheit zustehen. Da aber die europäische Stellung der beiden deutschen Großmächte diese Unterordnung nicht zuläßt, weil sie eines eigenen Festungsnetzes bedürfen, dessen auf Bundesgebiet liegenden Theile aber wiederum dem deutschen Festungsnetze angehören, so verblieb das Festungsrecht den sämmtlichen Bundesmitgliedern. So existirt in Wahrheit ein oft collidirendes doppeltes Festungsrecht, eines der Bundesgewalt und ein anderes der Bundesglieder, welches zugleich die Errichtung und Abtragung von Festungen in sich schließt. Das Sonderinteresse der deutschen Bundesstaaten hat dahingeführt, daß Festungen entstehen oder bleiben, welche das Interesse unseres Vertheidigungssystems im Großen gefährden, oder solche vernichtet werden, welche der Gesammtvertheidigung unbedingt nothwendig sind, wie neuerdings die in entschieden feindlichem Sinne vorgenommene Vernichtung der Werke von Rendsburg bezeugt. Auch der Bau der

Straßburg-Kehler Brücke liefert einen Beitrag hierzu und bei der Betrachtung von Mainz werden wir einer ähnlichen Erscheinung begegnen. Derselbe legalisirte innere Widerspruch zeigt seine traurigen Folgen in den Unterlassungssünden, welche wir an den wehrlosen Küsten der Nordsee, an der unvertheidigten Lücke des oberen Schwarzwaldes, an dem mangelnden fortificatorischen Schutze unserer wichtigsten Eisenbahnlinien, an dem Mangel großer Centralplätze im Innern Deutschlands und in noch vielen Fragen geringerer Art leider wahrnehmen müssen.

Auch das wichtige Rastadt, das wir als weiteres Glied der Rheinvertheidigung nun zu betrachten haben, ist nicht frei von dieser nachtheiligen Einwirkung geblieben. Es verdankt wie Ulm und Germersheim seine Entstehung der Contribution, welche im Jahre 1815 dem gedemüthigten Frankreich zur Herstellung einer starken deutschen Vertheidigungslinie am Rhein auferlegt wurde. Zwanzig Millionen erhielt Preußen zur Verstärkung seiner rheinischen Festungen (Coblenz, Cöln), fünfzehn Baiern zum Bau von Germersheim, fünf wurden für den Ausbau von Mainz bestimmt. Hierzu verfügte der Bund zum Schutz von Südwestdeutschland den Bau von zwei festen Plätzen, Ulm und Rastadt, ersteres als Hauptwaffenplatz, letzteres als Verbindungs- und Grenzfestung, so wie als Waffenplatz für das 8. Armeecorps. Nur dem langen Frieden und den französischen Drohungen von 1842 ist es zu danken, daß die Erbauung dieser Plätze zu einer gewissen Vollendung gekommen ist und diese Plätze als Musterfestungen einen würdigen Platz in der Reihe ihrer Schwestern eingenommen haben. Deutschland hat, nebenbei gesagt, wohl das vierfache der französischen Contributionsgelder für seine 5 Bundesfestungen verausgabt, wessen es sich mit Stolz rühmen kann, aber doch sind wir bei Weitem noch nicht zum Abschluß gediehen, wofür Rastadt u. A. ebenfalls den Beweis gibt. Seine Bestimmung im Allgemeinen ist oben genannt, vom höhern Standpunkte aus soll diese fünf Meilen unterhalb Straßburg gelegene Festung den großen Schild abgeben, an dem die Richtung der natürlichen französischen Offensivstöße über den Oberrhein den ersten Widerstand finden und vom Herzen Deutschlands abgehalten werden soll, bis die herbeieilenden Massen selbst zur Offensive übergehen sollen. Dies setzt voraus, daß die Wirkung der Festung nicht in der todten Widerstandskraft ihrer Mauern zu suchen ist, sondern darin, daß sie den Charakter eines großen Central- und Manövrirplatzes annimmt, daß sie in den Charakter eines gesicherten Defensiv- wie Offensivpunktes eintritt. Dies ist aber nur durch die Anlage eines verschanzten Lagers unter dem Schutz der vorgeschobenen permanenten Werke der Festung zu erzielen und diese wichtige Einrichtung fehlt dem Platze bis zur Stunde. So ist er zwar im Stande, dem ersten Anlauf zu widerstehen, auch den 25,000 Mann des 8. Armeecorps einen sichern Sammelplatz zu gewähren, seine indirecte Aufgabe aber, von hier aus mit einer großen Armee und auf ihn gestützt gegen die bedroheten Uebergänge über den Schwarzwald vorbrechen zu können, kann er so lange nur unvollkommen erfüllen, als er der großen Feldarmee einen gesicherten Rückzug in ein verschanztes Lager bis zum Abwarten eines schicklichern Moments nicht gewähren kann. Gleichwohl wird man den Versuch einer solchen Operation nicht aufgeben und kann demselben auch bis zu einer gewissen Grenze genügen, denn der Feind wird es nicht wagen können, die Pässe des Schwarzwaldes vom Renchthale abwärts zu überschreiten, bis er nicht Rastadt durch Einschließung unschädlich gemacht, oder die vom Mittelrhein herbeieilende deutsche Armee aus dem Felde geschlagen hat. Wollte er dies unterlassen und den Platz nur beobachtend zur Seite liegen lassen und sogleich die große Operationslinie von Straßburg über den Kniebispaß und Freudenstadt gegen Stuttgart betreten, so könnte er, wenn er vor der Festung geschlagen würde, von seinen Brücken abgedrängt werden und die aus dem Schwarzwalde zurückeilenden Truppen kämen bei verlegtem Rückzug in die bedrohlichste Lage. Eine solche von Rastadt her ausgeführte Offensive ist aber ohne ein verschanztes Lager wie gesagt nicht gut ausführbar. Zwar bietet der Platz viel innern Raum, ist zum Theil auch durch die Murg geschützt, aber da er doch immer eine Stunde vom Rhein und mindestens eben so weit vom Fuße des Gebirges entfernt liegt, so erscheinen die Flanken der hier lagernden Offensivarmee bei einem nachtheiligen Gefechte nicht ausreichend geschützt. — Die Lage der Festung an sich konnte indeß, durch das Terrain vorgezeichnet, nicht füglich anders angenommen werden und

bietet unter allen Umständen eine dem Feinde sehr nachtheilige Flankenstellung im Rheinthale. Auch ist der Platz schwer einzuschließen, so lange Landau und Germersheim noch in deutschen Händen sind und den Rücken von Rastadt decken. Vermöge seiner Eisenbahnverbindung kann ihm zugleich von Mainz wie von Ulm (über Bruchsal) her Unterstützung schnell zugeführt und ein Entsatz immer wieder ohne eigene Gefährdung versucht werden, sollte ihn der Feind eingeschlossen haben. Jedenfalls würde eine oben besprochene Eisenbahnverbindung mit Germersheim über Bruchsal seine günstige Lage noch erhöhen, da dann auch die pfälzer Armee unter allen Umständen mit in den strategischen Bereich des Platzes gezogen werden könnte. Den Nebenvortheil, das beträchtliche Eisenbahnmaterial der badischen Eisenbahn, falls man dieses nördlich und östlich nicht abführen könnte, zu bergen, bietet Rastadt leider auch nicht, da man den Bahnhof fälschlich außerhalb der Festung gelegt und der Bahnlinie überhaupt eine Richtung gegeben hat, welche gegen alles militärische Interesse der Festung läuft. Statt die Eisenbahn durch dieselbe hindurchzuführen oder doch wenigstens so zu legen, daß sie unter das Enfiladefeuer des Platzes kommt, nähert sich die Eisenbahn als hoher Damm dem Platze in paralleler Richtung, eine natürliche Deckung gegen denselben gewährend. Die Preußen versäumten 1849 nicht, sich hier gedeckt gegen die Festung zu logiren und zeigten so die praktische Nutzanwendung. Neuerdings hat man zur Deckung des Bahnhofs zwei Lünetten angelegt, nach deren Verlust aber die Sache beim Alten ist.

Die Landgrenze.

Während Deutschland auf der Linie der Rheingrenze durch die markirte feste Lage derselben, so wie durch die hier concentrirte Offensivkraft des Gegners von Haus aus auf die Defensive verwiesen ist, so bietet uns dagegen die Landgrenze gegen Frankreich wesentliche Vortheile für die Offensive oder wenigstens zu einer activen Vertheidigung. Fast rechtwinklig auf der Rheinlinie stehend, geht die Grenzlinie quer über das Gebirge, über die Saar und Mosel fast bis an die Maas. Die ganze Landstrecke ist in der Hauptsache zwar bergig und nicht sehr übersichtlich, aber doch sehr schlagbar und so außerordentlich wegsam, daß die Bewegung selbst großer Truppenmassen viel erleichterter ist als man in dem waldigen Bergterrain glauben sollte. Die Thäler zeichnen sich durch breite gangbare Flächen aus und geben gewissermaßen die natürliche Richtung der Operationslinien an. Von Eisenbahnen haben wir hier die wichtige Linie der pfälzer Ludwigs- und französischen Ostbahn, Ludwigshafen-Bexbach-Metz, gekreuzt von den Bahnen nach Mainz und Straßburg im Rheinthale, ferner mit Flügelbahnen nach Zweibrücken, und nach Trier unweit der Grenze. Neuerdings ist hierzu die Nahebahn gekommen, die von Bingen am Rhein über Kreutznach, die Nahe aufwärts und dann im Thale der Blies ziehend drei Meilen von der französischen Grenze bei Neuenkirchen ebenfalls in die pfälzer Ludwigsbahn einmündet. — Leider hat bei der Anlage dieser Bahnen das militärische Interesse abermals wenig Beachtung gefunden, denn die an sich strategisch-günstig gelegenen Festungen dieses Grenzstriches stehen mit der Deckung dieser wichtigen Bahnlinie außer Beziehung. Die äußerste Linie dieser Festungen wird durch Germersheim, Landau, Saarlouis und Luxemburg gebildet, hinter ihnen liegen als Centralplätze Mainz und Coblenz. Landau und Germersheim entwickeln ihre Hauptstärke in südlicher Richtung gegen den Elsaß, dann kommt das gebirgige Westrich in der Westpfalz, welches nur auf zwei schwierigen Defileen zu überschreiten und daher selbst ohne permanente Werke leicht zu vertheidigen ist. Dagegen entbehrt die Lebensader dieses Kriegstheaters, die Ludwigsbahn, die von dem französischen Centralplatz Metz kommend, unweit Saarbrück auf deutsches Gebiet gelangt, jeder Sperrung, daher auch die Einmündungen der Flügelbahnen Saarbrück-Trier, Neunkirchen-Kreutznach, Homburg-Zweibrücken, sämmtlich innerhalb einer Strecke von vier Meilen einfallend, durch eine plötzliche Offensive von Metz aus sofort vom Feinde unterbunden werden können. In gewissem Sinne soll dies zwar durch die strategische Einwirkung der preußischen Festung Saarlouis, die drei Meilen unterhalb Saarbrück an der Trierbahn liegt, verhindert werden, doch ist dies fast unausführbar, denn Saarlouis ist ein kleiner eingeengter Platz, der kaum 5000 Mann fassen kann, zwar eine starke Localvertheidigung besitzt, aber eben so leicht mit 5000 Mann eingeschlossen und unschädlich

gemacht werden kann. Sonach liegen die Debouchéen dieser Bahnen, besonders diejenigen der Nahebahn, jedem feindlichen Handstreich offen, wodurch der Feind im Stande ist, durch einen kleinen Marsch nach den schwierigen Defileen im obern Thale der Blies diese Bahn gründlich zu zerstören. Die Saar selbst ist in dieser Gegend ein unbedeutender Fluß, der kaum ein taktisches Hinderniß abzugeben vermag. Luxemburg ist zu weit abgelegen, um noch einwirken zu können. Will man sich an dieser Achillesferse Deutschlands gegen Frankreich eine starke Offensiv- und Defensivbasis schaffen, so wird eintretenden Falls nichts übrig bleiben, als Saarbrücken und Zweibrücken schnell mit provisorischen Werken zu versehen, um die Zugänge zur Pfalz und Ludwigsbahn von Metz und Bitsch her abzuschließen. — Luxemburg, die rechte Flügelanlehnung, ist dagegen ein vorzüglicher starker Platz und bildet zugleich einen wichtigen Defensivposten zur Deckung des Niederrheins, dessen Kriegstheater er eigentlich angehört. Im offensiven Sinne ist er zugleich der Depot- und Stützpunkt gegen die gegenüberliegenden französischen Grenzfestungen, von denen Longwy und Thionville sieben Stunden, das wichtige Metz dreizehn Stunden entfernt ist. Selbst bei einem Vordringen der Franzosen in der Richtung ihrer Ostbahn gegen Mainz, dürften sie Luxemburg nicht unbeachtet in ihrer linken Flanke liegen lassen, um ihre Communicationen nicht zu gefährden. Die Besatzung, 10,000 Mann, müßte mindestens durch die doppelte Macht von 20,000 Mann eingeschlossen werden, theils wegen der Schwierigkeit des Nachbargeländes, theils weil die Besatzung ohne Gefährdung auf drei Straßen, nämlich nach Trier, Thionville und Arlon, zu Offensivunternehmungen leicht ausfallen kann. Es ist bei diesen günstigen Eigenschaften des Platzes sehr zu bedauern, daß dessen eingeengte Localität an dem Zusammenstoß der tiefen Felsthäler der Alzette und des Petrusbach, die Anbringung eines verschanzten Lagers für etwa 30,000 Mann nicht zuläßt. Luxemburg an sich ist, beiläufig erwähnt, vermöge seiner Localität, Sturmfreiheit und Befestigungen in defensiver Hinsicht vielleicht die stärkste Festung Deutschlands, in vortrefflichem Zustande und durch die Musterarbeiten des großen Vauban ein Gegenstand lehrreichsten Studiums für den Ingenieur. Auch die von den Preußen ausgeführten Verstärkungsarbeiten stehen den besten dieser Art ebenbürtig zur Seite. Der Platz wird voraussichtlich nur durch Aushungerung bezwungen werden können.

Bietet Luxemburg an sich daher schon ein Object von höchster Wichtigkeit für die deutsche Grenzbefestigung, so ist dieselbe auch in indirecter Weise noch gesteigert worden durch die in neuester Zeit ausgeführten Eisenbahnverbindungen, welche seinen strategischen Rayon bedeutend erweitert und es zum Knotenpunkt wichtiger Verbindungen erhoben haben. Luxemburg steht jetzt in Eisenbahnverbindung 1) über Arlon und Namur mit Brüssel, 2) über Thionville mit Metz und sonach mit der französischen Ostbahn, 3) in entgegengesetzter Richtung nach Norden mit Diekirch im Thale der Our (im Bau, Richtung auf Aachen), 4) Projectirt ist die Verbindung des Platzes nach Osten auf Trier und von da im Moselthale abwärts nach Coblenz. — Wird diese Linie einst vollendet und Trier, wie vorgeschlagen worden ist, mit provisorischen Werken versehen sein, so beherrscht Luxemburg die wichtige deutsche Offensivlinie Coblenz-Metz, das Thal der Mosel und Saar, diese wichtigen Eingänge nach Frankreich, und es dürfte ein Vorgehen der Franzosen gegen das Herz Deutschlands von Metz auf Mainz eine höchst gewagte Unternehmung werden, bevor nicht der Knotenpunkt Luxemburg in ihren Händen ist. Zwischen dem Festungsviereck Luxemburg, Coblenz, Mainz und der Pfälzer Festungsgruppe, die in einiger Zeit sämmtlich durch Schienenwege in Verbindung stehen werden, kann sich dann eine deutsche Armee monatlang halten, bald sich auf den einen bald den andern Platz stützend, und so begegnen wir hier einem Festungsnetz, das dem oberitalienischen würdig zur Seite steht und einem Angriff der Franzosen auf die mittlern Rheinlande fast keine Aussicht auf Erfolg übrig läßt, wenigstens so lange Holland und Belgien ihre Neutralität behaupten und eine gesicherte Flankenanlehnung für Deutschland abgeben können.

Die beiden großen Rückhaltspunkte für das mittelrheinische Kriegstheater sind, wie schon erwähnt wurde, Mainz und Coblenz, beide zusammen die letzte und stärkste Barriere Mitteldeutschlands gegen Frankreich abgebend, nach deren Verluste, in Ermangelung rückliegender fester Plätze, erst an der Elblinie wieder eine strategische Basis gefunden werden könnte.

Mainz, am linken Ufer des Rheins kurz unterhalb der Einmündung des Mains gelegen und zu Hessen-Darmstadt gehörig, ist als Mittelglied der großen westdeutschen Grenzbefestigungen von größter Bedeutung und sein Besitz war daher meist entscheidend für die Beherrschung des Rheins, wie sich aus den zahlreichen Kämpfen nachweisen läßt, die um diesen Platz seit Jahrhunderten geführt wurden. Seine Hauptbedeutung liegt, wie gesagt, in seiner Lage auf der französischen Operationslinie von Metz nach dem Mittelrhein, und zweitens in seiner Eigenschaft als großer Manövrirplatz, dessen Werth durch die radienartig hier zusammenlaufenden Eisenbahnlinien und die projectirte stehende Rheinbrücke wesentlich erhöht worden ist. — Die geographische Lage von Mainz zu den übrigen deutschen Grenzfestungen, die wir bereits betrachteten, gibt dem Platze daher gleichen Werth für die Defensive wie Offensive. — Es dient den vorliegenden Grenzfestungen nicht allein als Depotplatz und gesicherter Rückzugspunkt über den Rhein, sondern bietet auch einen vorzüglichen Stützpunkt für Operationen längs des Stromes, endlich beherrscht es im strategischen Sinn die Kriegsschauplätze zu beiden Seiten des hier mündenden Mains. Eisenbahnen laufen von allen vier Himmelsrichtungen hier zusammen und erlauben, größere Truppenmassen schnell in jeder fraglichen Richtung abzusenden oder heranzuziehen. Nach Norden (Coblenz und Cöln) ist die Eisenbahn längs des linken Rheinufers zwar erst bis Bingen vollendet, aber deren Ausbau doch bevorstehend. Nach Süden hat Mainz Eisenbahnverbindung linksrheinisch durch den Elsaß bis nach Basel hinauf, rechtsrheinisch über Heidelberg, Rastadt, längs des Schwarzwaldfußes bis in die Schweiz hinein. Gegen Frankreich in westlicher Richtung gestattet die bei Bingen einmündende Nahebahn, so wie die bei Ludwigshafen abgehende pfälzer Ludwigs- (französische Ost-) bahn, der Mainzer Armee ein schnelles Eingreifen in die Operationen auf dem pfälzer und lothringischen Kriegsschauplatz, eben so kann über Heidelberg, Bruchsal, Stuttgart auf Ulm, auf dem Schienenwege operirt werden, wenn der Feind den Hauptstoß gegen Südwestdeutschland richten sollte. Endlich führen in östlicher Richtung in's Innere Deutschlands zwei Hauptschienenstränge, der eine nördlich, der andere südlich des thüringer Waldes, von denen sich namentlich der erstere wieder so vielfach verzweigt, daß aus ganz Nord- und Mitteldeutschland Truppenbeförderungen nach Mainz vorgenommen werden können. Für den Kriegsfall würde ihnen die Hauptzufuhr für den Unterhalt der Festungs- und Grenzarmeen zufallen. Mainz ist daher so recht zum Mittel- und Angelpunkt für die Operationen einer großen Armee geschaffen, welche Mitteldeutschland eben so zu schützen vermag, wie Ulm das südwestliche Deutschland. Beide Plätze in deutschen Händen und der Gegner darf nicht wagen, zwischen Main und Donau in das Innere Deutschlands (Franken) vorzubringen, ehe der eine dieser Plätze überwältigt oder unschädlich gemacht ist.

Entsprechen nun die Werke von Mainz dieser Bedeutung des wichtigen Platzes? Ist das Thor von Mitteldeutschland so beschaffen, daß es den Hammerschlägen des anklopfenden Feindes erfolgreich zu widerstehen vermag? Leider können wir darauf nicht mit einem freudigen und unbedingtem Ja antworten. Zur Begründung dieser Ansicht müssen wir etwas näher auf die Beschaffenheit des Platzes eingehen. — Die Stadt Mainz liegt auf der Thalsohle des linken Rheinufers, ist eng und winklig gebaut und hat im Innern wenig freie Plätze. Zwei Haupthöhenzüge, Ausläufer des Donnersberges, nähern sich der Stadt, der eine oberhalb derselben längs des Rheines, das sogenannte Hechtsheimer-Plateau, der andere von Nordwesten her, die sogenannte Hardenhöhe oder der Hardenberg. Sie bilden die beiden natürlichen Angriffspunkte für den Feind; das zwischen ihnen liegende Terrain ist wellig, leicht abzusperren, auch von einem der Vertheidigung günstigen Thalgrunde durchzogen, also für den Angriff nicht geeignet. Unterhalb der Stadt vor der Festung erscheint die Thalsohle des Rheins als Aue, das sogenannte Gartenfeld, welches durch Ueberschwemmungen unpassirbar gemacht werden kann. Mainz gegenüber am rechten Rheinufer liegt, durch eine 766 Schritt lange Schiffbrücke verbunden, das Städtchen Castel, durch welches die Taunusbahn führt. Es dient als ein starker Brückenkopf und ist gut befestigt; das Vorland ist völlig eben und erst ¼ Stunde vom Städchen beginnen die Ausläufer der Hochheimer Weinberge. Die Einmündung des Mains oberhalb Castels ist nur durch ein kleines Fort „Mainspitze" geschützt, welches

auf der Landzunge am Einfluß des Mains in den Rhein liegt. Noch findet man hier die Ruinen eines alten schwedischen Brückenkopfes, die sogenannte Gustavsburg. Die Befestigung von Mainz selbst besteht aus einer dreifachen Umfassung. Die innerste derselben wird von dem die Stadt halbkreisförmig umgebenden Hauptwalle gebildet, der zwar eine Citadelle hat, aber nach alter Manier erbaut, wenig Widerstandskraft besitzt. Die zweite Umfassung geht bis zu den Ausläufern der zur Stadt abfallenden Plateaus, liegt unmittelbar am Fuße des Glacis und besteht in einer Reihe einzelner abgeschlossener Forts. Die wichtigsten derselben sind das Fort Karl oberhalb der Stadt am Rande des Hechtsheimer-Plateaus, und der Hauptstein, unterhalb derselben, am Rande der Hardenhöhe und des Gartenfeldes. Die dritte Linie wurde erbaut, um die Vertheidigung weiter hinauszurücken und Raum für eine Art verschanztes Lager zu gewinnen; diese Linie besteht aus einer Reihe selbständiger Schanzen. Sie beginnt auf dem linken Flügel, der Mainmündung gegenüber, mit der Weißenauer Verschanzung, einem starken Fort, welches die Hechtsheimerhöhen vor sich liegen hat und Offensivunternehmungen gegen diese zuläßt. Von hier setzen sich die Schanzen, darunter einzelne Thürme, längs des Zahlbacher Thalgrundes fort, überschreiten denselben und gelangen so auf den Ausläufer der Hardenhöhe, an deren Fuße am untern Ende des Gartenfeldes ein anderes Fort, Hardenberg, angelegt worden ist, welches einer im Gartenfelde lagernden Armee Sicherheit des Debouchirens und Deckung gewährt. Auf einigen im Rheine gelegenen Inseln schließt sich der Kreis der Befestigungen, der auf der äußersten Linie einen Umfang von 3 Stunden hat und auf dieser eigentlich seine Hauptstärke entwickelt, da er eine active Vertheidigung durch Ausfälle im großen Stile zuläßt. Dennoch leidet Mainz an einem großen Uebelstand. Die erste Anlage der Festung war jedenfalls zu eng und fehlerhaft gefaßt; jeder spätere Fortificator suchte diesem Uebelstande durch Hinausrücken der Befestigungen auszuweichen und so fehlt dem Platze eine Hauptbedingung jeder Festung: Einheit des Systems. Man ist schließlich zu einer solchen Anhäufung von Werken gelangt, daß Zersplitterung der Garnison und eine unverhältnißmäßige Stärke derselben daraus hervorgegangen ist. Die Zahl der Werke geht bis Nr. 79 und verlangt eine Menge zur Passivität verurtheilter Streitkräfte, die den Offensivunternehmungen naturgemäß abgehen müssen. Wir glauben dargethan zu haben, daß die Wichtigkeit von Mainz in seiner Eigenschaft als Manövrirplatz liege, wozu vor Allem weite innere Räume und große Bahnhöfe, gesicherte Lagerplätze für die Truppen, Aufspeicherungslocalitäten, freie und gute Ausgänge für Truppenmassen, ungehinderte Bewegung derselben im Innern der Befestigungen gehören. Diesen Bedingungen entspricht aber Mainz in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit nur theilweise. Soll es den Zweck erfüllen, einer großen Armee ein gesichertes Auftreten zu gewähren und die Streitmittel zur localen Vertheidigung auf ein Minimum zu beschränken, so muß der Hauptaccent auf das Außenterrain gelegt werden, wobei die permanenten Werke der äußersten Linie in den Charakter von Rückenhalten (Reduits) zu treten haben, zwischen denen man sich ein schlagbares Terrain offen erhält. Es ist die Hauptstärke der Festung, wie sie nun einmal ist, mehr in der taktischen und nicht allein in der fortificatorischen Vertheidigung zu suchen. Um dies zu erreichen, ist dreierlei nöthig. Erstlich muß die Zahl der Befestigungen verringert und die Umfassungslinie vereinfacht werden, denn die zahlreichen Schanzen tragen die Fehler des Cordonssystems, d. h. sie führen zur Zersplitterung und geben keine Garantie für eine Zusammenwirkung. Zweitens sind geräumige Lagerplätze zu schaffen, z. B. das Gartenfeld hierzu einzurichten. Drittens ist dem Außenterrain eine größere Aufmerksamkeit zu widmen, um den zwischen den Fortificationen localisirten Truppenmassen Spielraum zum taktischen Auftreten zu verschaffen. In dieser Beziehung ist namentlich der Wald von Gonsenheim, nördlich der nach Bingen führenden Straße zu beachten, welcher den auf der Hardenhöhe vorgehenden Feind flankirt; noch wichtiger scheint es aber, die Hechtsheimerhöhe durch ein starkes vorgeschobenes Fort zu krönen, um so der dominirenden Terrainzunge zwischen Laubenheim, Hechtsheim und dem Weißenauer Lager den Charakter eines befestigten Schlachtfeldes zu verleihen. Alle zeitherigen Angriffe auf Mainz erfolgten von dieser Seite her, denn die Höhen fallen nach der Stadt zu ab und gestatten von weit her ein dominirendes Feuer,

was bei der gesteigerten Tragweite der jetzigen Geschütze eine erhöhete Bedeutung gewonnen hat. Aber noch ein anderer triftiger Grund fordert auf, die Hechtsheimerhöhen in den Kreis der Verschanzungen zu ziehen. — Trotz aller Einsprüche der militärischen Schriftsteller und der leider nur laugeführten Einwendungen der Bundesmilitärcommission hat es das Privatintereſſe ermöglicht, daß die stehende Rheinbrücke zur Verbindung der links- und rechtsrheinischen Bahnen nicht zwischen Mainz und Castel innerhalb der Festung erbaut wird, sondern unmittelbar oberhalb der Einmündung des Mains bei der Gustavsburg, am Fuße des Weißenauers Lagers. Man hat es nicht beachtet, daß der Feind im Stande ist, etwa auf 2000 Schritt Entfernung und zwar von den Abhängen der Hechtsheimerhöhen her, da wo sie steil zum Rheine abfallen, das wichtige Verbindungsglied der stehenden Rheinbrücke zusammenzuschießen, ohne daran von einem einzigen Festungswerke wesentlich gehindert werden zu können. Nur durch ein Befestigen dieser Höhen unsererseits kann diesem Uebel abgeholfen werden. Auf der andern Seite des Rheins soll diese Brücke durch einen neu zu errichtenden Brückenkopf geschützt werden, dessen Kosten aber nur zu 470,000 Fl. veranschlagt sind, was keine große Ausdehnung des Werkes verspricht. So hat auch hier das Interesse der Privatindustrie einen Sieg über das patriotische und militärische der Allgemeinheit davongetragen, den das letztere vielleicht doch errungen hätte, wenn sich der Bund hätte entschließen wollen, den geforderten Beitrag zum Brückenbau zu leisten, falls er innerhalb der Festung errichtet worden wäre. Um den Fehler vollständig zu machen, ist auch die Ueberbrückung des Mains, welche anfänglich bei der Mainspitze ohnweit Kostheim, also innerhalb des Festungsrayons, projectirt war, an diesem Punkte aufgegeben worden. Vielmehr kommt die militärisch wichtige Eisenbahnbrücke über den Main zufolge einer Vereinbarung zwischen den Actionären der Taunus- und hessischen Ludwigsbahn, mit Genehmigung der Bundesbehörde, 2½ Stunde weit von Mainz, gegen Flörsheim hin, zu Stande, also außerhalb der unmittelbaren Einwirkung der Festung zu liegen. Wir begegnen hier leider denselben Betrachtungen, die uns bei Besprechung der Straßburger Eisenbahnbrücke aufstießen. Eine stehende Rheinbrücke neu zwischen den Außenwerken angelegt, und schon von Ferne vom Feinde zu zerstören, und eine Mainbrücke, ganz außerhalb der Festungswirkung gelegen, ist jedenfalls eine Anomalie, die sich nur aus der alleinigen Berücksichtigung der nüchternen mercantilischen und pecuniären Privatinteressen erklären läßt.

Wenden wir den trauernden Blick von dem Hauptbollwerke Mitteldeutschlands nach Norden, so begegnet uns in dem starken Coblenz die freundlichere Erscheinung einer starken, einheitlichen, imponirenden Festung ersten Ranges, die, wie wir erwähnten, den andern Stützpunkt für unsere an der französischen Grenze stehenden Armeen abgibt. Auch Coblenz hat eine Beherrschung von drei Operationsfeldern, da es am Einfluß der Mosel in den Rhein gelegen, beide Mosel- und das rechte Rheinufer strategisch zu behaupten gestattet. Seine Hauptverbindung gegen Frankreich ist das gewundene Thal der Mosel, die einzige Passage, eingeklemmt zwischen Hundsrück und Eifel, die bald mit einem Schienenwege nach Trier versehen sein wird, von wo, wie wir oben bereits sagten, Eisenbahnlinien nach Luxemburg und Saarlouis führen und Coblenz sonach eine directe Einwirkung auf diese Grenzfesten zulassen werden. Für den Augenblick liegen indessen die Vorzüge der Festung Coblenz mehr in ihrer defensiven Eigenthümlichkeit als Sperrpunkt des Moselthals, und als gesicherter Rückzugs- und Flußübergangspunkt. — Hierzu dient nicht allein die innerhalb der Stadt gelegene steinerne Moselbrücke, sondern auch die Schiffbrücke über den Rhein, welche durch eine steinerne ersetzt werden soll, die man jedenfalls innerhalb der Festungswerke anlegen wird. Hat schon Coblenz dadurch sehr im Auge des Militärs gewonnen, daß es durch die linksrheinische Bahn mit dem wichtigen Knotenpunkte Cöln in Verbindung getreten ist, so dürfte sich diese Bedeutung noch steigern, wenn die linksrheinische Bahn auch stromaufwärts bis Mainz verlängert und so Coblenz in die strategische Vertheidigung der Mainlinie gezogen sein wird. Ebenso arbeitet man an einer Eisenbahnlinie, die im Lahnthale aufwärts bei Gießen zur kurhessischen Nordbahn stoßen soll, um so eine directe Verbindung mit Mitteldeutschland und der Elblinie zu erzielen. So vermehren sich die strategischen Fäden zum festen Netz, das uns

auf die Vertheidigung des Mittelrheins mit großer Beruhigung zu blicken erlaubt, zumal die Oertlichkeit an sich einem Uebergangsversuch des Feindes auf das rechte Rheinufer große Schwierigkeiten entgegensetzt. Coblenz ist der Musterbau des neuen deutschen Befestigungssystems, mit dem der geniale Aster 1820 hervortrat und durch dessen Erbauung er den Grundstein zur Landesvertheidigung im Großen gegen den westlichen Nachbar legte. Der auf dem rechten Rheinufer Coblenz gegenüber gelegene Ehrenbreitenstein ist wie Luxemburg als uneinnehmbar zu betrachten, und die detachirten Forts, Kaiser Franz und Alexander, welche die Deboucheen auf beiden Moselufern beherrschen, geben dem Platze, der selbst eine nur einfache Umwallung hat, auch an sich eine große locale Widerstandsfähigkeit und fügen der offensiven Wichtigkeit desselben eine große defensive Stärke bei.

Die niederrheinischen Festungen Cöln, Jülich und Wesel, denen wir nun zunächst begegnen, haben für die Vertheidigung der jetzigen deutsch-französischen Grenze nur eine secundäre Bedeutung; ihre engere Bedeutung richtet sich mehr auf die Behauptung des Unterrheins, sofern Holland und Belgien in einen deutsch-französischen Krieg hineingezogen würden. Das Kriegstheater auf den westdeutschen Grenzen gewinnt hierdurch allerdings eine wesentlich andere Gestaltung, der wir, da hier politische Combinationen in Frage gezogen werden müssen, nur einige andeutende Bemerkungen zum Schlusse widmen können.

Das niederrheinische Kriegstheater, wozu wir Belgien und die Niederlande zählen müssen, unterscheidet sich wesentlich von dem ober- und mittelrheinischen dadurch, daß es fast vollständig dem Tieflande angehört, dessen südliche Grenze man durch eine Linie von Dünkirchen über Mastricht nach Cöln ziehen kann. In dieser Tiefebene ziehen mächtige Gewässer, vielfach natürlich und künstlich verzweigt, den Ufern der Nordsee zu, so der Rhein mit seinen Nebenarmen, die Maas, die Schelde, welche große militärische Hindernisse bilden. Dies Gelände ist dicht bewohnt, hoch cultivirt, sehr wegsam, vielfach durchschnitten und der hinhaltenden Kriegführung sehr günstig; es gleicht dem Kriegsschauplatz von Oberitalien. Charakteristisch ist für Belgien die große Ausdehnung und Verzweigung des Eisenbahnnetzes, ferner unter der großen Anzahl seiner Städte die bedeutende Anzahl Festungen, welche gegen Frankreich einen dreifachen Gürtel bilden. Erst in neuerer Zeit ist man dahin gekommen, die ganze Vertheidigung des Landes auf einen Centralpunkt, Antwerpen, zu basiren. Im Allgemeinen ist anzunehmen, daß Belgien, wenn es gezwungen wird, aus seiner Neutralität herauszutreten, sich Deutschland anschließen wird, zu welchem sein Schwerpunkt und seine Interessen mehr gravitiren als zu Frankreich. In solchem Falle würden die ersten Kämpfe sich auf einem Kriegsschauplatze bewegen, der durch das Dreieck Mons, Antwerpen und Lüttich begrenzt wird und dessen Mittelpunkt Brüssel ist. Mag nun das Verhalten Deutschlands von vorn herein ein offensives oder defensives sein, immer wird sich für uns das strategische Gebiet so gestalten, daß wir die Linie der Maas mit ihren Hauptplätzen Namur, Lüttich und Mastricht als vorderste Vertheidigungslinie anzusehen haben, die zweite Linie wird durch den Rhein selbst mit seinen drei Festungen Coblenz, Cöln und Wesel gebildet; der für den Unterlauf des Niederrheins uns noch fehlende feste Stützpunkt der rechten Flanke muß durch eine holländische Festung bezeichnet werden. Zwischen den Flußlinien der Maas und des Rheins figurirt gegenwärtig noch als Zwischenposten die Festung Jülich und in gewissem Sinne als linke Flankendeckung noch Luxemburg, dessen wir schon gedachten.

Die erste Belgien zu bringende Hilfe führt auf der nächsten Eisenbahnverbindung in dieses Land zu der Festung Lüttich an der Mündung der Ourthe in die Maas; 14 Meilen oder 3—4 Stunden Eisenbahnfahrt von Antwerpen entfernt, das den natürlichen Rückzugsplatz und Manövrirpunkt der belgischen Armee bildet. Der andere Punkt, den die deutsche Vorhut möglichst schnell zu erreichen suchen muß, ist das 7 Meilen weiter gelegene Namur, an der Mündung der Sambre in die Maas, nur einen Tagemarsch von der französischen Grenze entfernt. Die deutsche Armee findet hinter der Maas eine schöne und gedeckte Flankenstellung gegen die in Belgien eindringende französische Armee und kann von hier eben so gut in die ersten Kämpfe der Belgier an der Südgrenze ihres Landes, die muthmaßlich bei Mons stattfinden werden, eingreifen, wie auch späterhin, wenn die Belgier sich auf Antwerpen zurückziehen müßten. Beide verbündete Armeen würden

dann ungefähr in dasselbe Verhältniß zu einander treten, wie 1815 die Armeen Blücher's und Wellington's.

Erst nach dem Verluste von Namur, Lüttich und Mastricht an der Maas würde sich der Krieg auf das deutsche Gebiet spielen. Mastricht und Lüttich müssen um so energischer vertheidigt werden, als sie zugleich die Hauptschienenverbindung Belgiens mit Deutschland vermitteln. — In Aachen (resp. 4 und 6 deutsche Meilen von beiden Plätzen) vereinigen sich die von ihnen kommenden Eisenbahnen und führen von da wieder getrennt in zwei Armen auf Düsseldorf und Cöln. Keine natürliche Grenze scheidet hier Belgien von Preußen und der Krieg würde sich daher sofort in den Bereich der Rheinfestungen spielen. Es ist die vorgeschobene kleine Festung Jülich an der Straße von Aachen nach Cöln liegend und ohne Eisenbahnverbindung deshalb als verlorener Posten anzusehen, dessen Schleifung man mit Recht, wenn wir richtig unterrichtet sind, im gegenwärtigen Augenblicke beschlossen hat. Die Hauptvertheidigung concentrirt sich jetzt auf Cöln, einen Manövrirplatz ersten Ranges, Hauptknotenpunkt der Eisenbahnen am Niederrhein und seit vorigem Jahre mit einer stehenden Brücke über den Rhein versehen. Cöln ist das untere Rheinthor zu Deutschland, wie Mainz das mittlere und Straßburg das obere. Es liegt auf dem natürlichen Schnittpunkte der Linie Paris-Berlin und ist deshalb immer die große Heerstraße des Kriegs durch die Niederlande gewesen, besonders zur Zeit der französischen Revolutionskriege. Neuerdings hat sich seine Befähigung hierzu durch die hier zusammenlaufenden Eisenbahnen noch gesteigert. Außer der gedachten belgischen Eisenbahn mündet jetzt hier die linksrheinische Bahn von Coblenz her, die sich nördlich bis Krefeld fortsetzt. Auf dem rechten Ufer des Rheins ist seine Hauptlebensader die große Cöln-Mindner Bahn, welche weiterhin über Magdeburg und Berlin die Verbindung mit dem Herzen Norddeutschlands vermittelt und mehrere wichtige Abzweigungen nach dem Norden (Emden, Bremen, Hamburg) entsendet. Eine andere Verbindung mit dem Herzen Deutschlands ist eben im Werke, die Bahn von Cöln nach Wetzlar, wodurch auf kürzestem Wege die große mitteldeutsche Bahn Leipzig-Erfurt-Frankfurt in Verbindung mit Cöln gezogen wird. So kann von allen Seiten dem wichtigen Bollwerk Hilfe zugesendet und insbesondere die Zufuhr der Kriegsbedürfnisse für die niederrheinische Armee bewerkstelligt werden. Cöln selbst, eine Stadt von 100,000 Einwohnern, am linken Rheinufer in weiter Ebene gelegen, ist im Stande, einer Armee als Depotplatz viele Hilfsmittel zu liefern. Die innere Befestigung hat wenig Bedeutung; mit richtigem Verständniß hat man sich nicht weiter mit ihren Verbesserungen beschäftigt, sondern die fortificatorische Stärke in die, die Stadt umgebenden detachirten Werke gelegt, welche sämmtlich nach dem neueren deutschen Systeme angelegt und mit zahlreichen bombenfesten Räumen versehen sind. Zwischen ihnen und der Stadt findet eine starke Armee den nöthigen Lagerraum, und das Debouchee auf das rechte Rheinufer sichert die als Brückenkopf befestigte Stadt Deutz, so daß beide Rheinseiten strategisch beherrscht werden, zumal die stehende Brücke auch bei Hochwasser und Eisgang die Verbindung beider Ufer unter allen Umständen sichert. — Die Brücke liegt im Herzen der Stadt und ist so dem feindlichen Feuer entzogen. Die andere Rheinfestung ist Wesel, 12 Meilen unterhalb Cöln, am rechten Ufer des Stroms kurz unterhalb der Einmündung der Lippe gelegen. Es steht durch die rechtsrheinische Eisenbahn in Verbindung stromaufwärts mit Cöln, stromab mit Holland, von dessen Grenze es 5 Meilen entfernt ist. Halbwegs nach Cöln mündet die westphälisch-hannöversche (Mindner) Eisenbahn ein, wodurch dem Platze Zufuhren und Hilfe gesichert werden. Sein Werth liegt eigentlich in der Eigenschaft als befestigtes Verbindungsglied mit Holland und als äußerste rechte Flankendeckung, da es als Manövrirplatz zu klein ist. Das Debouchee auf das linke Rheinufer wird durch den Brückenkopf „Fort Blücher," und ein Werk auf der Rheininsel vor der Mündung der Lippe gesichert.

Fassen wir das Resultat dieser kurzen Schilderung zusammen, so ergibt sich ein Verhältniß, ähnlich wie beim mittelrheinischen Kriegstheater. Wie dort Mainz, so ist hier Cöln der strategische Knotenpunkt; wie dort die Pfälzerfestungen, so sind es hier die Maasfestungen, welche die vorgeschobenen Punkte bilden, zwischen denen wir von vorn herein zu manövriren haben. Der natürliche Sammelpunkt der Hauptarmee liegt zwischen beiden Sphären, also für das niederrheinische

Kriegstheater in der Gegend zwischen Aachen, Cöln und Düsseldorf. Die natürliche Action führt zur activen Vertheidigung durch Offensivstöße vorwärts von den Maasfestungen aus, oder falls der Feind von Dinant aus auf dem linken Ufer der Maas gegen Lüttich und Namur vordringt zu einer Schlacht in dieser Gegend. Fällt sie unglücklich aus, so geht unser Rückzug auf Cöln, schlimmsten Falls auf Wesel, und es beginnt die Vertheidigung des Rheins von Cöln aus, mit Flankenoperationen unserer Nebencorps, die von Coblenz und Luxemburg aus vorbrechen. Leider fehlt es Cöln an Nachbarfestungen, weshalb Rüstow vorschlägt, Bonn und Siegburg mit provisorischen Werken zu versehen, um sich so ein Gruppensystem zu beschaffen, zwischen dem eine Armee sich behaupten kann, wenn der Feind z. B. in der Gegend von Wesel über den Rhein gegangen sein sollte. Wir können diesem Vorschlage nur zustimmen. Vielleicht fällt es dem Leser auf, daß wir einen französischen Angriff von Metz-Mezières her über Sedan gegen die linke Flanke der niederrheinischen Armee nicht in Betracht gezogen haben, sondern nur den Frontalangriff von Belgien her, allein diese Operation ist zu unwahrscheinlich. Der Feind müßte ohne Eisenbahnen sich zuvor durch das unfruchtbare und gebirgige Terrain der Eifel und hohen Veen dirigiren und dies unter fortwährender Gefährdung seiner Flanke von Coblenz und Luxemburg her. Er begäbe sich in eine Sackgasse, aus der er möglicherweise nicht wieder herauskäme. Sonach werden die Kämpfe sich wie zeither immer in der oben angedeuteten Richtung bewegen, obgleich wir im Ganzen zweifeln, daß Frankreich aus politischen und strategischen Gründen je den Weg durch die Niederlande wählen wird, um von hier aus in Deutschland einzufallen. Zwei getrennte französische Heere werden nicht mehr wie 1796 gegen alle Principien bei Straßburg und bei Düsseldorf zugleich über den Rhein gehen. —

Dürfen wir zum Schlusse, nach der Schilderung der militärischen Eigenthümlichkeiten unserer westlichen Grenzlande den Versuch wagen, den Gang der kriegerischen Ereignisse anzudeuten, wie er abgesehen von den politischen Conjuncturen lediglich nach Maßgabe der strategischen Verhältnisse eintreten würde, so dürften folgende Hauptmomente wahrzunehmen sein. Wir setzen dabei voraus, daß Deutschland einig, Oesterreich aber in Italien und an der untern Donau so gefesselt sei, daß es nur ungefähr mit 50,000 Mann in Deutschland auftreten könne. Die französischen Streitkräfte berechnen wir auf 400,000 Mann (denn 200,000 müssen im Innern, zu Landungsexpeditionen, für die Festungen und Algerien abgerechnet werden); die deutschen Feldarmeen nehmen wir zu gleicher Stärke an und zwar, ebenfalls nach Zurücklassung der Depots, Küstenbewachung und Festungsbesatzungen, zu 250,000 Preußen, 100,000 Mann Bundestruppen und 50,000 Oesterreichern. —

Die erste Aufstellung der Deutschen dürfte folgende sein:

Die Hauptarmee, 250,000 Mann, am Mittelrhein zwischen Mannheim und Mainz und in der Pfalz.

rechtes Flügelcorps, 50,000 Mann, bei Cöln und an der Maas, oder falls Belgien neutral bleibt, bei Luxemburg und Trier.

linkes Flügelcorps, 100,000 Mann, zur unmittelbaren Vertheidigung des Schwarzwaldes, gestützt auf Ulm, mit der Operationslinie der Donau hinter sich. Eventuell ein Seitencorps bei Donaueschingen.

Auf ähnliche Weise nehmen wir die Vertheilung der französischen Armee an, nämlich:

Die Hauptarmee in Elsaß und Lothringen, zwischen Metz und Straßburg, 250,000 Mann.

linkes Flügelcorps, Observation gegen Belgien oder zur Deckung gegen Luxemburg 50,000 Mann.

rechtes Flügelcorps, 100,000 Mann, bei Belfort im Oberelsaß, zur Deckung Lyons oder eventuell zum Vorbrechen über Hüningen oder durch die Schweiz gegen den obern Schwarzwald.

Die deutschen Armeen in der Offensive.

Sollte die preußische Armee früher am Rheine erscheinen können als die französische, so hat sie die Offensive über Nancy zu ergreifen und im Wesentlichen der Offensivlinie Blücher's von 1814 zu folgen. Die Straße bietet wenig Terrainschwierigkeiten und man gelangt bald auf die Ebene der Champagne, auf denen die zahlreiche deutsche Reiterei ihre

Ueberlegenheit zur Geltung bringen kann. An Festungen liegt nur das leicht zu umgehende kleine Toul auf dieser Operationslinie. Die Einschließung der französischen Mosel- und Maasfestungen (Metz, Thionville, Verdun ꝛc.) fällt dem von Luxemburg vorbrechenden rechten Flügelcorps zu, welches zugleich Offensivunternehmungen gegen unsere rechte Flanke abzuhalten hat.

Muthmaßlich wird es zwischen der Saar und Mosel zu einer Hauptschlacht kommen. Fällt dieselbe siegreich für die Deutschen aus, so haben sie ihren Sieg energisch zu verfolgen und bis zur Marne und Seine vorzudringen, etwa bis Troyes und Chalons. Diese Punkte liegen an den beiden französischen Ostbahnen. Der Hauptaccent dürfte auf den deutschen rechten Flügel zu legen sein, um schon jetzt darauf hinzuwirken, daß die französische Hauptarmee wo möglich von Paris nach Süden zu abgedrängt werde. Auf dem linken Flügel hat ein Seitencorps möglichst bald Chaumont oder Langres in Besitz zu nehmen, um den Franzosen den Zuzug auf der Eisenbahn von Basel und Belfort her abzuschneiden. — Ein weiteres Vordringen der Hauptarmee auf Paris wird wohl von der Stimmung der französischen Armee und Bevölkerung abhängen. Da die Belagerung der rückliegenden Plätze, besonders des Elsaß — vor Allem Straßburgs — der deutschen Hauptarmee bedeutende Kräfte entziehen wird, so wird ein Vordringen gegen Paris wohl erst nach dem Eintreffen beträchtlicher Verstärkungen erfolgen können.

Die deutsche Donauarmee wird der französischen Armee des Oberelsaß folgen, da diese selbstverständlich zurückgehen muß, wenn ihre Hauptarmee geschlagen wurde. Naturgemäß wird sich das französische Corps erst auf Belfort, dann auf Besançon stützen, um den Hauptplatz Lyon zu decken. Es ist die Aufgabe der deutschen Armee, den Feind bis dahin zurückzuwerfen, die Eisenbahn von Lyon nach Paris, etwa bei Dijon, zu unterbrechen und so die Sicherung des linken Flügels der Hauptarmee zu bewerkstelligen. — Allen Ernstes muß nun an die Belagerung Straßburgs gegangen werden, denn sind wir im Besitz desselben, so können wir bei den Friedensverhandlungen auf die Abtretung dieses für uns eben so wichtigen als nothwendigen Punktes bestehen. Nebenbei haben wir Deutschen historische Ansprüche auf Lothringen und Elsaß, wenn diese Länder auch nicht mit ihren Gebirgen unsere natürliche Grenze bezeichneten, die wir zu gewinnen streben müssen.

Ob bei fernern Erfolgen und bei beträchtlichen Nachschüben die deutsche Armee zu einer Belagerung von Paris wird schreiten dürfen, wird, wie gesagt, von der Stimmung des französischen Volkes und den politischen Verhältnissen abhängen, da die übrigen Großmächte schwerlich neutral bleiben werden, wenn die Deutschen bereits im Herzen Frankreichs stehen. Jedenfalls erfordert die Belagerung von Paris eine ungeheure Armee und die vielfach ventilirte Frage der Zweckmäßigkeit eines solchen Unternehmens scheint zu der Meinung geführt zu haben, daß man wohl thun wird: die französische Hauptarmee durch eine Feldarmee wo möglich hinter die Loire zurückzudrängen, Paris aber durch eine andere Armee nur zu blokiren und durch Absperrung der Zufuhren zur freiwilligen Uebergabe zu nöthigen. Schriftsteller schätzen die zu beiden Aufgaben nöthige Truppenzahl auf nicht weniger als 500,000 Mann!

Die deutschen Armeen in der Defensive.

Ist die Schlacht zwischen Mosel und Saar nachtheilig für die deutsche Armee ausgefallen, oder haben die Franzosen durch Zuvorkommen in der Offensive die Feldtruppen in der Pfalz zum Rückzuge hinter den Rhein genöthigt, so werden sie die deutschen Festungen in der Pfalz und am Mittelrhein durch ein starkes Corps beobachten und das luxemburger Corps in Schach halten, mit ihrer Hauptmacht aber bei Straßburg über den Rhein gehen und von hier die Offensive fortsetzen. — Das natürliche Gegenmanöver der deutschen Hauptarmee besteht in ihrer Concentrirung zwischen Rastadt und Carlsruhe, wo sie hinter der Murg, mit dem rechten Flügel an Rastadt gelehnt, eine treffliche Defensivstellung findet. Die hierzu nothwendige Zeit wird gewonnen, indem die Franzosen van Straßburg im Rheinthale abwärts gegen Rastadt füglich nicht eher vordringen können, bis sie die Schwarzwaldpässe durch das Kinzig- und Renchthal der deutschen Donauarmee entrissen haben. — Bei Rastadt wird es eine Hauptschlacht geben. Gewinnen die Deutschen dieselbe, so müssen die Franzosen wahrscheinlich

mit großem Verlust hinter den Rhein zurückgehen, wir translociren unsere Armee in die Pfalz und ergreifen von da aus die Offensive gegen den Elsaß und Lothringen. Verlieren wir die Schlacht bei Rastadt, so haben wir die Wahl zwischen zwei Rückzugswegen, nämlich hinter den Main nach Mainz oder hinter den mittlern Neckar auf Heilbronn. — Der Rückzug auf Mainz gewährt große Vortheile; wir beherrschen von hier beide Ufer des Rheins, können die Luxemburger Armee auf Coblenz und Mainz herbeiziehen und nach erfolgter Verstärkung immer wieder zur Offensive vorgehen. Indessen haben wir dann selbst alle Nachtheile einer Flankenstellung zu gewärtigen, vor Allem den, selbst überflügelt und gegen den Niederrhein geworfen und von dem Herzen Deutschlands abgedrängt zu werden. Will man diese Möglichkeit vermeiden, aber dem Feind ein größeres Stück Land preisgeben, so ergibt sich der andere Rückzugsweg, indem Heilbronn zu passiren und nach hartnäckiger Vertheidigung der Neckarlinie eine gute Stellung hinter der Regnitz zwischen Bamberg und Forchheim zu beziehen ist, die Avantgarde bei Burg Ebrach, Alles in verschanzten Lagern, die vorbereitet werden müßten. Die luxemburger Armee deckt inzwischen durch Manövriren von Coblenz und Mainz aus unsere rechte Flanke.

Die Donauarmee muß sich so lange als möglich bei Ulm behaupten; sie absorbirt bei der Manövrirfähigkeit dieses Platzes ein weit größeres Einschließungscorps des Feindes und bedroht dessen Operationslinie von Heilbronn auf Bamberg. Selbst, wenn die Donauarmee genöthigt würde, Ulm zu räumen, so würde sie, weiterhin auf Ingolstadt und Regensburg gestützt, für die französische Hauptarmee in Franken immer ein bedrohlicher Nachbar bleiben, da sie aus diesen Brückenköpfen immer wieder von Neuem auf die Communicationen des Feindes operiren kann. Um dies zu hindern, muß ihr der Feind jedenfalls eine überlegene Armee entgegenstellen. Wird die Donauarmee von der Donau abgedrängt, so hat sie ihren Rückzug auf Tirol hinter den Inn zu nehmen und sich in Verbindung mit der österreichisch-italienischen Armee zu setzen, welche, in Italien in die Defensive übergehend, nun ihrerseits auf deutschem Gebiet erscheint, um ihre Erblande von der wichtigsten Seite zu schützen. Selbst nach dem Preisgeben Venetiens sind die Pässe nach Brixen leicht gegen eine überlegene feindliche Armee zu halten, um dagegen an der Donau Erfolge einzutauschen. —

Wir haben bereits die Grenzlinie, die wir zu besprechen hatten, hinter uns. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß bei jetzt eintretendem günstigen Umschwunge im weitern Fortgang des Krieges der Feind nunmehr denselben Weg rückwärts gegen den Rhein nehmen wird, wie bisher vorwärts. Im andern entgegengesetzten Falle begnügen wir uns mit der Andeutung, daß die Bamberger Armee sich unter allmäliger Vertheidigung des Thüringerwaldes und des Erzgebirges, schließlich der Elblinie auf Norddeutschland, die Donauarmee längs dieses Stromes auf Wien zurückziehen wird, daß wir dann zwei getrennte Kriegstheater haben und in die traurige Nothwendigkeit versetzt sein werden, einen Frieden unter harten Bedingungen anzunehmen, wenn nicht ein Volksaufstand in Masse uns den Sieg zurückgibt, dessen weitere Tragweite uns in das Gebiet müßiger Speculationen führen würde. —

Halten wir daran fest, daß die Befestigungen unserer Grenzen den lebenden Streitkräften dienstbar sein müssen und daß wir nicht in der passiven Widerstandskraft der Befestigung, sondern in der Tüchtigkeit unserer Heere und Belebung der todten Objecte das Heil der Vertheidigung zu suchen haben. Aber versäumen wir deswegen nicht, die strategischen Punkte, welche die Terrainbeschaffenheit unserer Grenzlande andeutet und die aus der Anlage der Schienenwege mit resultiren, einer genauen Aufmerksamkeit zu würdigen. Eine verständige Kriegführung kann der Landesbefestigung im Großen ebenso wenig entbehren, als sie dieselbe lediglich allein in's Auge fassen wird. Da aber Befestigungen und große Communicationswege nicht im Augenblicke des Bedarfs aus der Erde zu stampfen sind, so haben wir daher schon im Frieden Veranlassung, die Landesvertheidigung im Großen zu schaffen und die Mittel dazu bereitzulegen. Deshalb deuteten wir an, was uns an dieser dermalen noch fehlt und wie sie in die lebendigen Beziehungen der kriegerischen Action vortheilhaft oder nachtheilig für uns einzugreifen im Stande ist.

Karl Gottlieb Reissiger.

Die nachfolgenden Zeilen wollen ein kurzer zusammenfassender Bericht über die wichtigsten Thätigkeiten und Lebensverhältnisse eines Musikers sein, der vor Kurzem von uns geschieden. Wir glauben einen solchen Rückblick der Erinnerung eines Künstlers schuldig zu sein, der, wenn auch das Höchste zu erreichen, ihm nicht beschieden war, doch durch die große Anzahl seiner Producte lebhaften Arbeitsfleiß und Begabung bekundete, als Dirigent bis an sein Lebensende mit Liebe thätig war, und auch durch vereinzelte seiner Compositionen, namentlich unter seinen Liedern, einen gewissen Grad von Popularität erlangt hat.

Wenige Tage nach dem Hinscheiden seines Freundes Spohr starb auch Reissiger zu Dresden am 7. November 1859 an einem Schlaganfall, nachdem er noch am 5. in der Hofkirche seinen Dienst versehen hatte. Er war am 31. Januar 1798 zu Belzig bei Wittenberg geboren. Sein Vater (ein Schüler Türk's) war Cantor daselbst, und ertheilte ihm den ersten musikalischen Unterricht, brachte ihn jedoch 1811 auf die Thomasschule zu Leipzig, woselbst Schicht alsbald das dem Knaben innewohnende musikalische Talent erkannte und durch Unterricht im Clavierspiel zu entwickeln suchte. 1818 bezog Reissiger die Universität Leipzig als Student der Theologie, 1820 entsagte er jedoch diesem Studium und wendete sich unter Schicht's Leitung gänzlich der Tonkunst zu. Einige Compositionsversuche (Motetten) soll er schon als Thomasschüler gemacht haben; nun förderte Schicht ihn nicht allein durch seinen vortrefflichen Unterricht, sondern verschaffte ihm auch in Verbindung mit edeldenkenden Leipziger und Berliner Freunden eine dreijährige Unterstützung. 1821 verließ Reissiger Leipzig, um seine Musikstudien in Wien fortzusetzen, im Mai 1822 ging er nach München, nachdem er sich vor seiner Abreise noch in einem eigenen Clavierconcerte und einer Bassarie mit vielem Beifall hatte hören lassen. In München genoß er Winter's freundschaftlichen und belehrenden Umgang, und componirte sehr fleißig. Im Mai 1823 wandte sich Reissiger nach Berlin, erweckte hier die Theilnahme hochgestellter Männer, unter denen der Minister Altenstein und der General Witzleben, und erhielt auf deren Verwendung vom preußischen Könige die Mittel zu einer Bildungsreise nach Italien und Frankreich, mit der ministeriellen Anweisung, von den musikalischen Lehrstellen in beiden Ländern genaue Kenntniß zu nehmen, um Bericht darüber zu erstatten. Im Juli 1824 verließ er Berlin und kehrte erst Ende October 1825 dorthin zurück, nachdem er über Holland, Paris, Turin, Genua, Mailand, Bologna, Rom besucht und am letztern Orte sich länger aufgehalten hatte. In Berlin wurde er neben Klein, Zelter und Bach bei dem musikalischen Lehrinstitute angestellt, gab außerdem Musikunterricht und füllte jede freie Stunde mit Composition aus, so daß die Zahl seiner Werke schon um diese Zeit eine bedeutende Höhe erreicht hatte. Als er im October 1826 zugleich mit einem Rufe nach dem Haag auch den Antrag erhielt, in Dresden an Marschner's Stelle als königlicher Musikdirector zu treten, gab er dem letztern nach und ging schon im November desselben Jahres nach Dresden. Unter C. M. v. Weber noch in die Thätigkeit als königlicher Musikdirector eingeführt, folgte er ihm später als zweiter Capellmeister und leitete die Oper eine Zeit lang mit Morlacchi gemeinschaftlich, nach dessen Tode (1841) jedoch mit Richard Wagner. Bei Gelegenheit seines fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläums wurde er zum ersten Hofcapellmeister ernannt, und verblieb in dieser ehrenvollen Stellung bis an sein Ende.

Seine vieljährige Thätigkeit als Capellmeister in Dresden schloß sich würdig an Weber's Wirken an, besonders durch die sorgliche Pflege der deutschen Musik, welcher Weber an jener Bühne der italienischen Oper gegenüber erst eigentlich Geltung verschafft hatte. Als Dirigent gewährte er den Ausführenden, wie der Correspondent des Dresdener Journals sagt, „ein Gefühl unbegrenzter Sicherheit. Mit fein nachfühlender und tief eindringender künstlerischer Auffassung und mit klarer Vorstellung wußte er genau, wie er jedes Werk in der Production gestalten lassen wollte, und verstand dasselbe charaktervoll und dem eigensten Geiste nach zur Geltung zu bringen. Er bot den Ausführenden Gelegenheit, im Einzelnen frei und doch einheitlich sich zu bewegen.“ Wenn er bei seiner Vertretung der deutschen Musik auch mit dem Italiener Morlacchi manchen Kampf

zu bestehen haben mochte, so war doch ihr gegenseitiges Verhältniß freundschaftlich; ebenso Reissiger's spätere Stellung zu Wagner, dessen Tannhäuser er noch 1852 auf's Sorgfältigste wieder neu einstudirte. Seit der Anstellung des Capellmeisters Krebs (1850) zog er sich nach und nach mehr von der Operndirection zurück, und beschränkte seine Thätigkeit bei der Bühne nur auf die Werke der vorzüglichsten Meister in der Oper, Gluck, Mozart, Cherubini, Weber u. A., sowie auf die Leitung der Musiken in der katholischen Hofkirche. Mit besonderer Vorliebe jedoch beschäftigte er sich mit den Instrumentalconcerten der königlichen Capelle, und brachte hier namentlich die seinem Empfindungskreise naheliegenden Haydn'schen Symphonien in vorzüglichster Weise zu Gehör.

Als Componist hat Reissiger wohl fast das ganze Kunstgebiet durchwandert und fast in allen Formen seine schöpferischen Kräfte versucht. Seine Oper machte sehr wenig Glück; von seinen dramatischen Arbeiten hat sich eigentlich nur das Melodrama Yelva (1828) bis jetzt erhalten, einige Ouverturen abgerechnet, sind seine sehr zahlreichen Bühnenmusiken bereits vergessen. Seine erste Oper, das „Rockenweibchen," zu Wien geschrieben, passirte wegen des Textes nicht die Censur, in seinem Nachlaß befindet sich eine Umarbeitung der Ouverture. In München schrieb er Ouverturen, Chöre und Entreacte zum Trauerspiel „Nero," dann die Oper „Dido," welche jedoch wegen des Brandes des Hoftheaters in München erst 1824 in Dresden besonders durch Weber's Anregung zur Aufführung kam. Den „Ahnenschatz" schrieb er während seines Aufenthaltes in Rom; er ist jedoch nicht zur Aufführung gelangt wegen zu großer Aehnlichkeit der Dichtung mit der zu Weber's Freischütz. Abgesehen davon, daß dem Lyriker Reissiger ein hohes dramatisches Vermögen nicht verliehen war, muß man die Wahl seiner Texte auch meist unglücklich nennen. Eben so wenig durchschlagend wirkten „Libella" (1829), „Die Felsenmühle" (1831, die Ouverture hat sich erhalten), „Der Erde reichstes Glück," Festspiel zur Vermählung Friedrich August's (1833), „Turandot" (1835), „Adele de Foix" und „Der Schiffbruch der Medusa" (1843 und 46), Musik zum zweiten Theile des Faust zum Goethefeste, „Raub der Helena" (1855). Außerdem verfaßte er mannigfache Festspiele zu Feierlichkeiten des königlichen Hauses.

Die Kirchenmusik hat er eben so fleißig gepflegt, wenn auch mit nicht viel bleibendem Glück; einen ausgezeichneten Stil und besondere Charakterfestigkeit kann man seinen kirchlichen Tonsätzen eben so wenig zusprechen, wie der ganzen Compositionsweise Reissiger's; aber nichtsdestoweniger erkennt man auch in ihnen den Künstler, der mit großer Sicherheit alle technischen Mittel vollständig beherrscht, nach dem Edlern strebt und mit Wärme ohne Prätension das Beste, was er vermag, zu geben sucht. Neben dem Oratorium „David" schrieb er eine große Anzahl Messen für die Dresdener Hofkirche, ein Requiem, viele Graduale, Offertorien, Psalmen, Hymnen, einen Psalm von Klopstock für das Elbmusikfest in Halle (1830), eine außerordentliche Menge Motetten für gemischten und Männerchor.

Eben so beträchtlich ist die Anzahl seiner Kammermusiken, von denen namentlich seine Claviertrios lange Zeit hindurch einer außerordentlichen Verbreitung bei den Liebhabern sich erfreuten, wenngleich man auch diesen seiner Producte bei sehr manierirter Form überwiegend nur den Werth einer bloßen Unterhaltungsmusik zugestehen kann und einen tiefern Gehalt absprechen muß. Von Instrumentalmusiken sind noch eine Jubelouverture, eine Ouverture in F, op. 128, eine Festouverture (1850) und eine Symphonie aus früherer Zeit zu erwähnen. Die größte Verbreitung haben jedoch erst Reissiger's Lieder erhalten, es sind deren 76 Sammlungen, für eine und mehrere Stimmen erschienen, manche von ihnen sind volksthümlich geworden und werden sich mit Recht lange erhalten und seine andern Werke überdauern; sein gemüthvolles Naturell fand in dem Liede die ihm entsprechendste Kunstform.

Neben der allseitigen theoretischen und praktischen musikalischen Bildung besaß Reissiger auch achtenswerthe allgemeine Kenntnisse. Sein persönliches Wesen wird allgemein als sehr human, gemüthvoll und in entsprechenden Stunden durch liebenswürdige Heiterkeit belebt geschildert.

Digitized by Google

England seit dem Krimkriege.

Am 17. Februar 1854 scholl es laut durch die St. Stephanscapelle: „Gott schütze das Recht, Gott schütze das Recht!“ Es war der alte Kriegsruf Englands, in den die Oppositionsbänke und die ministeriellen Reihen des Unterhauses wetteifernd einstimmten. Ein Menschenalter war vergangen, seit man diesen Ruf zum letzten Male gehört hatte. 1815 hatte er einen neuen Kampf gegen Napoleon I. eingeleitet, jetzt galt es einem Kampfe, der gemeinschaftlich mit Napoleon III. gegen Rußland geführt werden sollte, um die Türkei vor dem Untergange zu bewahren. Dieser Krieg ließ die auswärtigen Beziehungen des Inselreichs in den Vordergrund treten. So sehr war man gewöhnt, die Entwicklung der öffentlichen Interessen im Innern und auf friedlichem Wege erfolgen zu sehen, daß man die äußere Thätigkeit, zu der man nicht unerwartet genöthigt wurde, für ein Zwischenspiel hielt. Nimmt man die Verwicklungen aus, die durch Canning's kühne und freisinnige Politik entstanden, ohne übrigens zu einem großen Kriege zu führen, so hatte England von 1815 bis 1854 nur mit sich selbst sich beschäftigt. Die Emancipation der Katholiken, die Reform des Parlaments und der Sieg des Freihandels sind die großen Ereignisse dieser langen Periode. Mit einer solchen Vergangenheit im Auge, durfte man sich wohl der Hoffnung hingeben, daß man nach einem kurzen Kriege an die Friedensarbeiten wieder werde anknüpfen können. Es ist anders gekommen. England hat seit jenem 17. Februar 1854, an dem seine Kriegserklärung gegen Rußland erfolgte, mit auswärtigen Dingen fortwährend zu thun gehabt. Das Morgenland und das Abendland scheinen verschworen zu sein, England nicht wieder zur Ruhe kommen zu lassen, und in den letzten Tagen ist die Sorge für die äußern Beziehungen sogar eine so vorwiegende geworden, daß das Parlament, um sich ihr ganz widmen zu können, eine wichtige Arbeit der innern Politik abgebrochen hat.

Der Lauf der Ereignisse hat in dem sechsjährigen Zeitraum, der uns beschäftigen wird, drei Abschnitte entstehen lassen. Der erste umfaßt den Krimkrieg, der zweite den Aufstand der ostindischen Sipahis, der dritte ist die Zeit der erfolglosen Reformversuche und der Rüstungen gegen den französischen Verbündeten. Wir werden die Geschichte der drei Abschnitte so erzählen, daß mit der Darstellung der Hauptereignisse jene der übrigen gleichzeitigen wichtigeren Vorgänge, wenn auch ohne strenge chronologische Ordnung, sich verbindet.

1. Der Krimkrieg.

Man hatte in England gehofft, gegen Rußland gleiche Kräfte wie Frankreich in's Feld stellen zu können. Damit alle Truppen im Auslande verwendbar seien, hatte man die Miliz mobil gemacht. Dennoch spielte das englische Heer in der Krim neben dem französischen eine untergeordnete Rolle. Im Anfange war das Mißverhältniß der Zahl noch nicht so groß, denn neben etwa 35,000 Franzosen standen 26,000 Engländer in Schlachtordnung. Trotzdem waren es die Franzosen, welche in der Schlacht an der Alma, bei Balaklava und Inkerman den Ausschlag gaben. Im Winter von 1854 zu 1855 schmolz das englische Heer aber trotz der erhaltenen Verstärkungen auf 8000 dienstfähige Leute zusammen und mußte sich hinsichtlich seiner Erhaltung den russischen Massen gegenüber auf die Franzosen verlassen. Wurde seine Stärke im Laufe des Sommers auch mit ungeheuren Anstrengungen auf 32,000 gebracht, so stand sie doch mehr mit jener der Piemontesen (14,500 Mann) und der Türken (28,000 Mann) als mit jener der Franzosen (100,000 Mann) in einem richtigen Zahlenverhältniß.

Blickte der englische Patriot, um sich über die ungleich größere Wirksamkeit der französischen Landtruppen zu trösten, auf die Thätigkeit seiner Flotte, so sah er auch dort nichts Erfreuliches. Die prahlerischen Reden, die vor Beginn des Krieges im Reformclub gefallen waren, und des Admirals Napier Worte an seine Matrosen: „Jungens, wetzt die Messer!“ hatten Außerordentliches erwarten lassen. Man rechnete fast mit Sicherheit darauf, daß Riga und Reval, Sweaborg und Kronstadt, Archangel und Odessa vor der englischen Flotte in Schutt und Staub sinken würden. Allein weder im weißen, noch im schwarzen Meer, noch in der Ostsee geschah etwas Erhebliches. Als Napier seines Oberbefehls enthoben und die bessere Bemannung

der Flotte, auf die er vergebens angetragen hatte, ausgeführt wurde, ergaben sich die Resultate, auf die man rechnete, wieder nicht. Die Beschießung von Sweaborg entsprach in ihrer Nutzlosigkeit etwa der vorjährigen Zerstörung von Bomarsund. Um solcher Erfolge willen eine große Flotte zu unterhalten, erschien den Engländern nicht als gerechtfertigt. Sie ahnten nicht, daß die Sperre seiner Küsten dem Feinde im Grunde mehr schade, als der Fall von Sebastopol, und daß durch sie im innern Rußland ein Nothstand herbeigeführt worden sei, der allein schon den Frieden herbeiführen müsse.

Auf den Gipfel getrieben wurde die Unzufriedenheit mit der Art der Kriegsführung, als man von den schauderhaften Mißbräuchen in der Heerverwaltung hörte, die der Krieg zu Tage gebracht habe. Es war eine Thatsache, welche Niemand in Abrede stellte, daß diese Mißbräuche Tausende von Soldaten gekostet hatten. Die Zeitungen erzählten von dem Leichtsinn, der Nachlässigkeit der Oberbeamten des Heeres fabelhafte Dinge, die das Parlamentsglied Layard aus eigener Anschauung bestätigte. Die Soldaten waren allen Unbilden eines strengen Winters preisgegeben, weil ihr Feldherr Lord Raglan, einen Feldzug in der Krim nach seinen Erfahrungen in Spanien beurtheilend, Zelte nicht für nöthig hielt. Es fehlte im Lager an Brot, an frischen Lebensmitteln, an warmen Kleidern, an allem Nothwendigen. Es fand keine Vertheilung von Brennholz Statt, man hatte Backöfen, Bäcker, Mehl in Fülle, aber man machte kein Brot und theilte den Truppen, die an Scorbut und Ruhr litten, Schiffszwieback aus. Auf der Südküste des schwarzen Meeres gab es Ochsen, Schafe und Gemüse vollauf, aber man ließ von dort nichts kommen. Reis lag im Hafen von Balaklava, aber man ließ ihn verderben, denn Lord Raglan hatte keine Befehle ertheilt. In Varna hatte man 147,000 Gallonen Porter vergessen und ebendort die Trainpferde zurückgelassen, wo die meisten vor Hunger und Kälte fielen. Vor Sebastopol bediente man sich zum Transport aller Vorräthe der Artilleriepferde, und die Folge war, daß man auch diese verlor. Der Minister Sidney Herbert gestand selbst, daß von den 3006 englischen Meilen, die das Heer von seinem Vaterlande entfernt gewesen sei, die letzten sechs, die Landstrecke von Balaklava bis zur Hochebene vor Sebastopol, unendlich mehr Schwierigkeiten gemacht hätten, als die andern dreitausend. Diese Schwierigkeiten wären leicht zu überwinden gewesen, wenn man die armenischen Lastträger Constantinopels, die sich schaarenweise anboten, angeworben hätte. Man hatte es nicht für nöthig gefunden, und durch alle diese Fehler und Nachlässigkeiten hatten täglich neunzig bis hundert Soldaten ihr Leben verloren.

Das Land äußerte laut seinen Unwillen über diese Art, zu verwalten. Im Parlament machte sich Roebuck zum Organ der allgemeinen Stimmung, indem er die Niedersetzung eines vom Unterhause zu wählenden Ausschusses beantragte, welcher die Lage des Heers vor Sebastopol und das Verfahren der mit der Kriegsleitung beauftragten Behörden untersuche. Kaum war dieser Antrag gestellt, so erklärte Lord John Russell seinen Austritt aus dem Ministerium. (23. Januar 1855.) Der Grund, den er für diesen Schritt angab, war für seine Amtsgenossen wenig schmeichelhaft. Lord John Russell erklärte nämlich, daß er für Nachlässigkeiten und verkehrte Maßregeln, die ohne sein Wissen von andern Ministern ausgegangen seien, nicht persönlich verantwortlich gemacht werden wolle. „Vielleicht hätte ich mich entschlossen," sagte er im Parlament, „den Roebuck'schen Antrag zu bekämpfen, wenn mir irgendwie bemerklich geworden wäre, daß das Kriegsministerium ernstlich nach Mitteln suche, die Mißbräuche abzustellen. Dies war jedoch nicht der Fall, vielmehr fanden alle meine Rathschläge kein Gehör."

Die Abstimmung über den Roebuck'schen Antrag ergab 305 bejahende, 148 verneinende Stimmen. Die Minister waren mit einer Mehrheit von 157 Stimmen geschlagen und reichten auf der Stelle ihre Entlassung ein. Sie zu ersetzen, hatte seine großen Schwierigkeiten. Drei Parteien hatten sich gegen sie vereinigt: die Tories unter Disraeli und Lord Derby, der Bruchtheil der Whigs, der mit Lord John Russell zu gehen pflegte, und die Radicalen, die Roebuck als Führer anerkannten. Die Königin beschied zuerst Lord Derby zu sich, da die Tories bei der Abstimmung den Ausschlag gegeben hatten. Der Lord mußte nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen, eine Parteienverschmelzung zu Stande zu bringen, eingestehen, daß es ihm unmöglich sei, eine Verwaltung zu bilden.

Dann wurde Lord John Russell in den Buckingham-Palast berufen, und auch er erklärte sich für unfähig, geeignete Männer für ein neues Ministerium zu finden. Nachdem Lord Lansdowne, der blos ein Uebergangsministerium zusammensetzen sollte, eben so unglücklich gewesen war, kehrte die Königin zu Lord Palmerston zurück, und dieser war bereit, mit einigen neuen Mitgliedern die Geschäfte fortzuführen.

Während dieser Ministerkrisis hatte die Unzufriedenheit des Landes über ein Verwaltungssystem, das dem englischen Heere im Kriege nicht erlaubte, mit Nachdruck aufzutreten, an Kraft gewonnen. Nach dem Vorgange der Londoner Altstadt bildeten sich in den größeren Städten Vereine für eine durchgreifende Reform der Verwaltung, deren Mitglieder nicht aus den bekannten politischen Rednern und Wühlern, sondern aus ernsten Geschäftsmännern bestanden. In diesen Vereinen griff man über den unmittelbaren Gegenstand des Roebuck'schen Antrags, die Lage des Heers in der Krim, weit hinaus. Man sah in den Leiden, denen so viele tapfere Soldaten vor Sebastopol erlegen waren, eine der vielen Aeußerungen eines Verwaltungssystems, das von oben bis unten fehlerhaft sei und mit dem ein für alle Male gebrochen werden müsse. Damit solche Scenen sich nicht wiederholten, forderte man, daß die Regierung alle die unnützen Behörden entferne, die zu nichts weiter da zu sein schienen, als durch widersprechende, sich durchkreuzende Befehle Verwirrung zu stiften, daß die Verwaltungsmaschine überhaupt vereinfacht werde, daß die Vertheilung der Aemter nicht nach Geburt und Familieneinfluß erfolge, endlich, daß man dem Stellenkauf im Heer ein Ende mache und die bisherige Gewohnheit aufgebe, das weitere Vorrücken vom Oberstlieutenant an blos nach dem Dienstalter erfolgen zu lassen.

Die Zugeständnisse, welche Lord Palmerston dieser Bewegung machen wollte, gingen nicht sehr weit. Das wichtigste bestand darin, daß ein Ausschuß ernannt werden sollte, welcher die Fähigkeiten der Bewerber um Aemter prüfe. Nach der Anstellung sollte der junge Beamte noch eine Probezeit bestehen. Die weiteren Maßregeln hatten die Herbeiführung einer größern Einheit in der Leitung des Kriegswesens zum Zweck. Bisher gab es für das Heer sechs Behörden, die weder einander untergeordnet waren, noch einen gemeinschaftlichen Vorgesetzten hatten. Man hatte einen Secretär des Kriegs und einen Secretär beim Krieg, welcher letztere die Finanzen besorgte, man hatte einen Oberbefehlshaber, von dem alle Befehle an die Truppen und alle Beförderungen ausgingen, man hatte einen Feldzeugmeister, unter dem das Genie und die Artillerie standen, man hatte ein unter dem Schatzamt stehendes Comissoriot der Lebensmittel und endlich für die Gesundheitspflege einen Oberarzt. Von diesen Behörden unterdrückte Lord Palmerston zwei, das Secretariat beim Krieg und das unabhängige Feldzeugmeisteramt, um dafür dem Transportwesen, das die meisten Klagen hervorgerufen hatte, eine eigene Behörde zu geben. Der Zustand der Krankenhäuser im Orient und das Verfahren des Commissariats sollten untersucht werden. Den Stellenkauf bei der Armee tastete Lord Palmerston nicht an, aber er versprach, daß eine gewisse Anzahl von Officierspatenten an verdiente Unterofficiere vertheilt werden solle.

Lord Palmerston hatte gehofft, daß das Parlament mit diesen Reformen zufrieden sein und seinen Ausschuß zur Untersuchung der Mißbräuche in der Krim fallen lassen werde. Da dies nicht geschah, machte Lord Palmerston den Vergleichsvorschlag, einige Mitglieder des Ausschusses von der Regierung ernennen zu lassen. Drei Mitglieder seines Ministeriums, Gladstone, Sidney Herbert und Sir James Graham, sahen darin eine unwürdige Nachgiebigkeit und traten aus. Sie wurden ersetzt durch Sir G. Cornwall Lewis, Sir Charles Wood und — Lord John Russell. Diese Rückkehr des letztern zu Amtsgenossen, die er kurz vorher schmachvoll im Stich gelassen hatte, erregte nicht geringes Aufsehen. Uebrigens war seine Verwaltung der Colonien eine blos nominelle und dauerte nicht lange. Zum englischen Gesandten bei den Wiener Conferenzen ernannt, kehrte er als warmer Vertheidiger der österreichischen Friedensvorschläge zurück, stieß im Ministerium auf Widerspruch und nahm zum zweiten Male seine Entlassung. Sir William Molesworth ersetzte ihn.

Der Roebuck'sche Ausschuß hatte jetzt seine Sitzungen begonnen, die gegen den Willen seines Urhebers zu öffentlichen wurden. Er erstattete am 18. Juli 1855 seinen Bericht. Alle Anklagen gegen die Mißbräuche in der

Krim wurden wiederholt und der Antrag angehängt, zu erklären, „daß das Verfahren der Verwaltung die erste und hauptsächlichste Ursache der Unfälle des Heeres sei und daß alle dabei betheiligten Minister einen strengen Tadel verdienten.“ Die Debatten über diesen Antrag dauerten drei volle Tage, dach schließlich wurde ein die Entscheidung umgehendes Amendement des Generals Peel mit 289 gegen 182 Stimmen angenammen, und das Ministerium war gerettet.

Die Frage der Mißbräuche in der Krim war damit keineswegs beseitigt. Sie kehrte im falgenden Jahre noch einmal wieder, als Sir John M'Neill und Oberst Tullach, die das Ministerium mit einer Untersuchung an Ort und Stelle beauftragt hatte, ihren Bericht erstatteten. Alles gewann insofern ein anderes Ansehen, als nicht die Minister, sondern die Generale und Kriegsbehörden in der Krim als die wahren Schuldigen erschienen. Die früheren Erzählungen van den unerhörten Leiden und Verlusten der Saldaten erhielten die vollste Bestätigung nebst manchem Zusatze. Es zeigte sich zugleich, daß das Ministerium grade die nachlässigsten und pflichtvergessensten Officiere, Lard Cardigan, General Airey u. A. m., mit häheren Graden und Orden bedacht habe. Lord Palmerston kam natürlich in große Verlegenheit, aber er half sich als ein geschickter Mann. Unter dem Vorwande, daß den angeklagten Officieren Gelegenheit zur Vertheidigung gegeben werden müsse, ernannte er einen neuen Ausschuß und bildete ihn aus lauter Officieren, die nie in der Krim gewesen waren. Ehe diese ihren schiedsrichterlichen Ausspruch thaten, war die Aufregung verschwunden, und so endete die ganze Angelegenheit mit der Bereicherung der Literatur durch ein neues Blaubuch.

Die im Sande verlaufende Bewegung für Reform in der Verwaltung ist das wichtigste innere Ereigniß der Kriegszeit. Die übrigen Vargänge lassen sich mit kürzeren Warten abmachen. Von Bedeutung war ein Zerwürfniß mit dem Oberhause. Dieses ist zugleich der aberste Gerichtshaf des Königreichs und daher immer mit einigen rechtskundigen Mitgliedern versehen. Im Augenblick gab es deren fünf, die Lords Cramworth, Lyndhurst, Campbell, Brougham und Saint Leanard, lauter Greise, deren jüngster nahe an siebenzig Jahre zählte. Häufig waren mehrere derselben krank, und der erste Gerichtshof des Landes zählte dann nur zwei oder drei Mitglieder, da die beiden Laienlards, die man den Berathungen beigibt, bloße Figuranten sind. Um den rechtskundigen Elementen des Oberhauses die sehr nöthige Verstärkung zuzuführen, erhob die Regierung einen der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, Sir James Parke, unter dem Namen eines Lords Wensleydale zum Peer. Hätte sie seine Peerie zu einer erblichen gemacht, so würde ihr Recht ein unbestreitbares gewesen sein, aber sie machte ihn zum Peer auf Lebenszeit, und dazu sprach ihr das Oberhaus die Befugniß ab, da die Verfassung die Erblichkeit, welche die Lebenslust der Aristakratie sei, ausdrücklich vorschreibe. Mit Ausnahme des Lordcanzlers Cramworth waren alle Rechtslords dieser Ansicht, und das Oberhaus gab ihnen mit einer Mehrheit von 35 Stimmen Recht. Daraus folgte die Weigerung des Hauses, dem neuernannten Peer einen Sitz einzuräumen. Die Regierung fügte sich dieser Entscheidung, und auch das Oberhaus bewies Nachgiebigkeit, indem es die Nothwendigkeit einer Reform anerkannte und einen Ausschuß mit der Prüfung der Frage beauftragte. Aus dem Schooße desselben ging der Antrag hervar, der Regierung das Recht zuzusprechen, vier Rechtskundige zu Peers auf Lebenszeit zu ernennen und mit je 6000 Pfund zu besalden. Das Oberhaus gab seine Zustimmung, nicht ja das Unterhaus. Es ist fast unabänderliche Regel, daß die Gemeinen bei Verfassungsfragen gegen die Lords Partei nehmen. In diesem Falle erregte es den Unwillen des Unterhauses, daß die Peers der Regierung in gebieterischer Weise Bedingungen vargeschrieben hatten. 155 gegen 133 Stimmen verweigerten den Beitritt zu der Entscheidung des Oberhauses.

Die Presse erhielt durch die theilweise Aufhebung des Zeitungsstempels einige Erleichterung. Die Fachzeitschriften wurden ganz davon befreit und von den übrigen alle die Abzüge, welche nicht mit der Post verschickt werden. Der Presse wurden auf diese Weise 200,000 Pfund jährlich geschenkt. Die Aufhebung von zwei weit verhaßteren Steuern wurde vergebens beantragt. Die erste derselben ist das sogenannte Pfarrergeld (ministers money). Es wird in Dublin und sieben andern großen irischen Städten zu Gunsten der protestantischen Geistlichkeit von den Hausbesitzern erhaben. Das Unterhaus konnte

sich nicht überzeugen, daß es ungerecht sei, Katholiken für den Unterhalt andersgläubiger Pfründeninhaber Geld zahlen zu lassen, und verwarf Fagan's Antrag, die Steuer aufzuheben. Die zweite Abgabe ist die Kirchensteuer (churchrates), die von den Dissentern für die anglicanische Geistlichkeit erhoben wird. Auch diese Steuer, deren Eintreibung den größten Schwierigkeiten unterliegt, ließ man bestehen, bestimmte jedoch, daß die eingehenden Gelder bloß zu kirchlichen Bauten verwendet werden sollten.

Derselbe Ultraprotestantismus, der sich in diesen Entscheidungen bewährte, begegnet uns bei andern Dingen. Wie gewöhnlich in jedem Jahre wurde auch 1855 und 1856 der Versuch gemacht, die Geldunterstützung für das katholische Seminar zu Maynooth aus dem Budget zu streichen. Die 30,000 Pfund, welche diese Anstalt bekommt, damit sie Lehrer für die unermeßliche Mehrheit der irischen Bevölkerung ausbilde, sind ein wahres Almosen gegenüber den 700,000 Pfund, mit denen die anglicanische Kirche, denen ein unbedeutender Bruchtheil der Irländer angehört, ausgestattet ist. Dennoch kostet es der Regierung nicht wenig Anstrengung, die Staatsunterstützung des Seminars aufrecht zu erhalten, und 1856 würden die Hochkirchlichen in Folge ihrer Taktil, in einem halb leeren Hause auf zweite Lesung zu bringen, Spooner's Bill gegen Maynooth durchgesetzt haben, wenn nicht ein ministerieller Redner Athem und Worte genug gefunden hätte, um bis zu dem Augenblicke (sechs Uhr Morgens) zu sprechen, wo eine Abstimmung nicht mehr gestattet ist.

Der parlamentarische Feldzug für Heiligung des Sonntags wurde fortgesetzt, nicht immer mit Glück. 1855 legte Lord Grosvenor ein Gesetz vor, durch das den kleinen Handelsleuten, die am Sonntag auf Spaziergängen Erfrischungen feil halten, ihr Geschäft untersagt werden sollte. Zahlreiche Bittschriften der Bedrohten fanden keine Beachtung. Da legten sich die untern Classen in's Mittel. An mehreren aufeinanderfolgenden Sonntagen strömten unabsehbare Menschenmengen in die Parks, umzingelten die vornehmen Reiter und Wagen und riefen drohend: „In die Kirche mit Euch, gebt ein Beispiel! Wollt Ihr uns keine Erholung gönnen, so sollt Ihr auch keine haben." Die Polizei war gegen diesen Unfug ohnmächtig, und die Volksdemonstrationen nahmen nach und nach einen so drohenden Charakter an, daß nicht bloß jenes Gesetz, sondern auch ein anderes, durch das die Oeffnung der Gasthöfe und anderer öffentlichen Anstalten während des Sonntags auf eine kleinere Zahl von Stunden beschränkt werden sollte, zurückgenommen wurde.

Im Jahre 1856 nahm das Parlament seine Rache für diese Niederlage. Es lag ihm ein Antrag vor, den arbeitenden Classen am Sonntag nach dem Gottesdienste die Sammlungen des britischen Museums und der Nationalgalerie zu öffnen. Gegen diese Entheiligung protestirte eine ganze Fluth von Bittschriften, und im Parlament wurden Reden gehalten, die den Ton und Inhalt von Predigten hatten. „Das wäre ein Tag der Finsterniß," rief Crosley aus, „an dem eine solche Sabbathsschändung über uns hereinbräche!" Bibeltexte wurden verlesen, alle religiösen Gefühle des Landes wachgerufen und der Antrag mit einer Art von theologischer Begeisterung durch 376 gegen 48 Stimmen abgewiesen. Nicht genug, daß man den Arbeitern neue geistige Genüsse verweigerte, nahm man ihnen sogar die, welche sie bereits hatten. Sir Benjamin Hall hatte in den Parks von London Musikaufführungen der Regimentsmusiken eingerichtet, die von vielen Tausenden besucht wurden. Den Freunden von Exeter Hall war diese unschuldige Unterhaltung ein Aergerniß, der Erzbischof von Canterbury mischte sich ein, das Parlament wurde um seine Dazwischenkunft angegangen, und schließlich opferte Lord Palmerston die Musiken, um nur Ruhe zu erhalten.

Unter diesen parlamentarischen Geschäften verlief der Krieg. Gegen das Ende desselben hatte sich England durch Vermehrung seiner eigenen Streitkräfte und durch Anwerbungen von Fremden ein Heer verschafft, welches seinem Range als Großmacht entsprach. Zugleich wußte man jetzt, wie sehr Rußland unter der Sperre seiner Küsten litt. Man wußte, daß die Steinkohlenvorräthe nahezu verschwunden waren, daß der Holz- und Getreidehandel vollkommen darniederlag, daß schon in den Ostseeprovinzen und weit mehr noch in den innern Bezirken ganze weite Feldbreiten unangebaut blieben, daß die Preise für die einfachsten Bedürfnisse der Kleidung, Nahrung und Hauswirthschaft eine uner-

schwingliche Höhe erreicht und auch andere Waaren wie Salz, Eisen, Kaffee und Zucker ihren Preis versünffacht und versechsfocht hatten. Da man ferner wußte, daß der russische Staat mit seinen Geldkräften zu Ende sei, daß der Adel, durch ungeheuere Rekrutenstellungen, das Aufgebot des Landsturmes seiner Arbeiter beraubt und durch freiwillige und unfreiwillige Lieferungen aller Art erschöpft, zusammenzubrechen drohe, und daß jener Landsturm, weit entfernt, die Kraft des Widerstandes zu erhöhen, eine schwere Last und eine drohende sociale Gefahr sei, so wollte man den Krieg fortsetzen, um Rußland durch gänzliche Erschöpfung zur Annahme der nachtheiligsten Bedingungen zu zwingen.

In Paris kannte man jene russischen Verhältnisse eben so genau, gelangte aber zum entgegengesetzten Entschlusse. Napoleon III. wollte vor der Welt im Lichte eines Friedensbringers erscheinen und sich den Dank Rußlands für seine Schonung erwerben. Die englischen Minister mußten sich sagen, daß sie dem Wunsche ihres mächtigen Verbündeten, der die Hauptlast des Krieges getragen hatte, den Frieden nicht versagen dürften. Sie willigten also in einen Waffenstillstand, beschickten den Congreß in Paris und unterzeichneten den Friedensvertrag. Das Parlament machte aus seiner Unzufriedenheit mit den Bedingungen desselben kein Hehl. Die Opposition, der die ministerielle Partei bei dieser Gelegenheit im Stillen Recht gab, tadelte besonders, daß man den Russen Sebastopol, Kertsch und Eupatoria zurückgebe, den Kaukasus ihnen opfere und die bei der Kriegserklärung veröffentlichten Grundsätze über die freie Schifffahrt der Neutralen für alle Zeiten in das englische Seerecht aufnehme. Der Fall der Festung Kars verlieh dem Mißbehagen über den Frieden eine besondere Schärfe. Jene Festung hatte England einem der besten Generale, Williams, in Obhut gegeben, und sie war in die Hände der Russen gefallen, um von ihnen als Pfand für die Rückgabe von Sebastopol benutzt zu werden. Bei den Debatten über diesen die englische Eigenliebe stark verletzenden Punkt kehrten die Anklagen gegen das englische Beamtenwesen noch einmal wieder. Lord Stratford de Redcliffe, der englische Gesandte in Constantinopel, wurde zum Sündenbocke der Uebergabe von Kars gemacht. Allerdings war sein Benehmen ein eigenes. Weder auf die Briefe, in denen Williams ihm vorstellte, daß Kars verloren sei, wenn Lord Stratford die türkischen Minister nicht bestimme, Kriegsvorräthe und Lebensmittel zu schicken, noch auf die denselben Gegenstand behandelnden Befehle aus London hatte er drei Monate lang geantwortet. Nachdem sich auf diese Weise fünfzig Depeschen bei ihm aufgehäuft hatten, gab er endlich ein Lebenszeichen. Er berichtete nach London, daß alle Vorstellungen bei den türkischen Ministern doch nichts geholfen haben würden. „Es ist leicht, ein Pferd zur Tränke zu führen," war sein bildlicher Ausdruck, „aber man kann es nicht zwingen, zu trinken, wenn es keine Lust dazu hat."

Trotz aller Unzufriedenheit mußte man sich in den Frieden schicken. Man machte nun die Rechnung, was der Krieg gekostet habe, und gelangte zu einem Ergebniß, das mit den gebrachten Opfern in keinem Verhältnisse stand. Sehr schmerzlich waren die Menschenverluste in der Krim. Das englische Heer hatte während des Krieges weniger durch den Feind als durch Krankheiten 270 Officiere und 22,467 Soldaten eingebüßt. Auch die Geldopfer fielen schwer in's Gewicht. In zweiundzwanzig Monaten waren für Rüstungen aller Art 74,549,329 Pfund ausgegeben worden. In Friedenszeiten würden Heer und Flotte während derselben Periode nicht mehr als 30,984,955 Pfund gekostet haben, so daß der Kampf gegen Rußland die ungeheuere Summe von 43,564,374 Pfund oder von 435⁹/₁₀ Millionen österreichischer Gulden verschlungen hatte. Die Steuern hatten um 15 Millionen Pfund, die Staatsschulden um 23 Millionen vermehrt werden müssen, und nach dem Frieden mußte man zur Ausgleichung des Mangels im Staatshaushalt noch eine Anleihe von 5 Millionen machen. Für dieses Alles hatte man die bitterste Feindschaft Rußlands und die Aussicht auf ein russisch-französisches Bündniß gegen den Weltfrieden gewonnen.

Eine Hinterlassenschaft des Krieges war ein unausgeglichenes Zerwürfniß mit den Vereinigten Staaten. Um Soldaten zu bekommen, hatte England überall, besonders in Deutschland und in Nordamerika, Werbungen veranstaltet. Daraus waren Streitigkeiten entstanden. In Deutschland hatte sich die preußische Regierung damit begnügt, den Anstifter der Werbungen vor Gericht zu

stellen und ihn nach seiner Verurtheilung begnadigt. In Nordamerika war man weniger schonend gewesen, vielmehr hatte der Präsident sowohl den englischen Gesandten Crampton als die bei den Werbungen betheiligt gewesenen englischen Consuln aus dem Lande gewiesen. Nach diplomatischem Gebrauche hätte die englische Regierung ihrerseits dem amerikanischen Gesandten Dallas seine Pässe zustellen müssen. Lord Palmerston enthielt sich dieser Maßregel, weil er, wie er im Parlament erklärte, darauf rechne, daß Nordamerika die Versöhnlichkeit Englands durch Nachgiebigkeit in der centralamerikanischen Frage erwiedern werde. War diese Erklärung mehr als eine Beschönigung der englischen Friedensliebe, so lag ihr eine völlig verkehrte Auffassung des Verhältnisses der beiden Staaten zu dem centralamerikanischen Durchfuhrlande zu Grunde. Nicht an den Vereinigten Staaten, deren Regierung dort nie einen Uebergriff begangen hatte, war es nachzugeben, sondern an England, das durch die Besitznahme der Bai-Inseln von Honduras, die Beschützung des lächerlichen Moskitokönigs und Anderes mehr die Rechte der centralamerikanischen Republiken und die Handelsinteressen der Union stark verletzt hatte.

Eine erfreuliche Folge des Friedensschlusses war die Begnadigung des Chartisten Frost, des Irländers Smith O'Brien und einiger anderer politischer Verbrecher. Um die Herstellung des Weltfriedens mit einer Maßregel der Gnade zu begleiten, rief man die Unglücklichen aus Australien zurück, wohin sie vor Jahren deportirt worden waren.

2. Der Aufstand der Sipahis.

Fast im Augenblicke des Friedensschlusses hatte man mit neuen Streitigkeiten zu thun. Die Verhältnisse zu Persien und China verwickelten sich im Laufe des Jahres 1856 mehr und mehr. Die persische Regierung stand zu London im Verdacht der Hinneigung zu Rußland. Man wollte genau unterrichtet sein, daß sie während des Krimkriegs die versprochene Neutralität schlecht gehalten und das russisch-asiatische Heer unter Murawiew durch die Lieferung von Lastthieren und Lebensmitteln unterstützt habe. Zu dieser Beschwerde kam eine zweite. Der englischen Auffassung gilt der kleine Staat Herat für einen Außenposten Indiens. Zwischen Afghanistan und Khoraſſan gelegen, kann diese Steppenoase am Herirud einem von Norden her auf der berühmten Königsstraße vorgehenden Heer zum Sammel- und Stützpunkte dienen und einen Angriff auf das englische Ostindien wesentlich erleichtern. Aus diesem Grunde glaubte die englische Regierung nicht dulden zu dürfen, daß Schah Nasireddin, nachdem er sein Ansehn in Khoraſſan hergestellt hatte, Herat angriff. Die englischen Vorstellungen am Hofe zu Teheran fanden keine Beachtung; Herat wurde von den Persern angegriffen und nach längerer Belagerung eingenommen. England sah darin eine Verletzung seines Vertrags mit Persien von 1853, in dem dieses Land die Verpflichtung eingegangen sei, Herat nicht anzugreifen. Schah Nasireddin erklärte jenen Vertrag für nichtig, weil er nicht ratificirt und von den Engländern selbst verletzt worden sei. Da eine Einigung nicht erzielt werden konnte, so erklärte der Generalstatthalter von Indien an Persien den Krieg (1. November 1856). Der englische Gesandte Murray hatte schon früher (6. December 1855) Teheran wegen einer Beleidigung gegen die Frau eines englischen Schützlings verlassen, für die ihm keine vollständige Genugthuung gewährt worden war.

Im September 1856 hatte man zu Bombay Vorbereitungen zu einer Expedition in den persischen Meerbusen begonnen. General Outram war zum Befehlshaber des 8000 Mann zählenden Heeres bestimmt, die Bewegungen der Flotte leitete Sir Henry Leeke. Am 4. December bemächtigten sich die Engländer ohne Schwierigkeit der Insel Karrak, etwa sieben deutsche Meilen nordwestlich von Buschir, vom 7. — 9. landeten die Truppen auf der Küste des Festlandes in der Bucht von Hallila. Auf ihrem Marsche nach Buschir trafen sie auf Ruschir, das die Perser neu befestigt und mit 2000 Mann besetzt hatten, und erstürmten den Ort mit einem kaum nennenswerthen Verlust. Am 10. December vereinigten sich die Landungstruppen und die Schiffe vor Buschir, das nach einer vierstündigen Beschießung seine Thore öffnete.

Die persische Besatzung hatte sich in's Innere zurückgezogen. Indem General Outram sie verfolgte, stieß er am 3. Februar 1857 bei Burabschun, zehn deutsche Meilen von Buschir entfernt, auf ein großes persisches Lager. Er bereitete sich zum Kampfe, aber die Feinde flohen und überließen ihm ihre

sämmtlichen Vorräthe. Zu einem Gefecht kam es erst auf dem Rückzuge bei Khussab, wo die Perser ihren Versuch, die Engländer abzuschneiden, mit einem beträchtlichen Menschenverluste bezahlten. Outram hatte auf diesem Marsche die Beschaffenheit des Landes genug kennen gelernt, um jeden Gedanken an ein weiteres Vordringen in's Innere durch Gebirge und Schluchten fallen zu lassen. Buschir hielt er wegen seiner Handelswichtigkeit besetzt, aber die kriegerischen Unternehmungen verlegte er auf einen andern Schauplatz. Der Schat el Arab, wie Euphrat und Tigris nach ihrer Vereinigung genannt werden, gewährte ihm einen bequemen Zugang zu andern Landestheilen. Seine Dampfschiffe nahmen 5000 Mann Truppen auf, mit denen er in die Mündung des Flusses der Araber einfuhr und am 26. März die persische Festung Mohammerah angriff. Die dort vereinigten 13,000 Perser wurden durch eine zweistündige Beschießung durch die Flotte so erschüttert, daß sie bei der Landung der Engländer die Flucht ergriffen, ohne eine Gegenwehr zu versuchen. Man fand in Mohammerah Vorräthe aller Art und 17 Geschütze. Der englische Verlust vor der wichtigen Grenzfestung bestand in sechs Todten und zwanzig Verwundeten. Noch kläglicher als hier benahmen sich die Perser weiter flußaufwärts bei Ahwaz. 8000 Mann stark, ergriffen sie die Flucht bei dem bloßen Anblick der Rauchsäulen, die aus den Schornsteinen der englischen Dampfschiffe aufwirbelten.

Damit hatten die Kriegsereignisse ein Ende. Seit längerer Zeit schon befand sich ein persischer Gesandter, Feruk Khan, in Europa, um entweder in Constantinopel bei dem dortigen englischen Gesandten, oder in London eine Verständigung anzubahnen. Bei dem hochfahrenden Lord Stratford de Redcliffe hatte er kein Glück, aber in Paris, wohin er sich zunächst begab, schloß er unter französischer Vermittlung mit Lord Cowley einen Friedensvertrag (4. März 1857). Die wichtigsten Bestimmungen desselben bezogen sich auf Herat. Persien versprach, das Khanat zu räumen, allen Ansprüchen auf dasselbe wie auf afghanische Besitzungen zu entsagen und bei etwaigen Streitigkeiten mit Herat oder Afghanistan die englische Vermittlung in Anspruch zu nehmen. England seinerseits entsagte jedem Schutzrecht auf persische Unterthanen, die nicht im Dienste seines Gesandten oder seiner Consuln ständen. Die ältern Verabredungen über Unterdrückung des Sclavenhandels im persischen Meerbusen wurden erneuert. Drei Monate später erfolgte in Bagdad die Auswechslung der Ratificationen des Vertrags, und der Gesandte Murray kehrte darauf nach Teheran zurück, wo er mit den verabredeten Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Die Räumung Herat's verzögerte sich fast bis zum Ende des Jahres, worin man engtischerseits russische Einwirkungen sehen wollte.

Ein Streit mit China und ein gefährlicher Aufstand der indischen Sipahis machten den Frieden mit Persien zu einem sehr gelegenen Ereignisse. Ueber die englisch-chinesischen Wirren gehen wir hinweg, da sie bereits früher eine erschöpfende Darstellung gefunden haben. *) Nur auf die parlamentarischen Kämpfe, welche die chinesische Politik der Minister zum Gegenstand hatten, müssen wir an diesem Orte näher eingehen.

Bei der diesjährigen Eröffnung des Parlaments (3. Februar 1857) meldete sich gleich bei den ersten Verhandlungen ein Sturm gegen das Ministerium an. Die auf dem Festlande oft erhobene Beschuldigung, daß Lord Palmerston's auswärtige Politik geflissentlich auf Zwist und Unfrieden hinauslaufe, wurde von verschiedenen Seiten wiederholt. Man berief sich in dieser Beziehung auf den diplomatischen Bruch mit Neapel, der den sonderbaren Vorwand gehabt habe, daß die innere Politik Ferdinand's II. möglicher Weise die persönliche Sicherheit und die Eigenthumsrechte der im Königreich Neapel verweilenden Engländer gefährden könne. Man berief sich auf den Bruch mit Persien, bei dem England, ohne um seine Ansicht von der Sache gefragt zu werden, durch einen übereilten Schritt seines ostindischen Generalstatthalters in einen Krieg hineingerissen worden sei. Man berief sich endlich auf den Streit mit China, der durch eigenmächtige Schritte zweier Agenten, Sir John Bowring's und Sir Michael Seymour's, angezettelt worden sei. An diese letztere Anklage klammerte sich die Debatte schließlich an, nachdem die Opposition die beiden ersten Punkte, Neapel und Persien, wegen ihrer geringern Bedeutung aufgegeben hatte.

Im Oberhause wie im Unterhause wur-

*) Band 1, Seite 717 flg.

den Anträge gegen die Minister gestellt. Die Peers forderte Lord Derby zu der Erklärung auf „daß vor dem Eintreffen ausdrücklicher Weisungen der Regierung keine Feindseligkeit hätte begangen werden sollen, und daß die Gründe, die man für diese Feindseligkeiten anführe, ungenügend seien.“ Bei den Gemeinen beantragte Cobden den Ausspruch eines Tadels über den Angriff auf Canton, der durch die vorgelegten Documente nicht gerechtfertigt werde.

Die Namen der beiden Antragsteller deuten darauf hin, daß mehrere Parteien gegen das Ministerium einen Bund geschlossen hatten. In demselben vereinigten sich die eigentlichen Tories unter Lord Derby und Disraeli mit den gemäßigten Tories unter Gladstone, die Anhänger Lord John Russell's mit Cobden's Manchesterleuten und Roebuck's Radicalen. Die Einen strebten nach einer Ministerkrisis, durch die sie an's Ruder kommen würden, die Andern ließen sich durch ihren Groll bestimmen, der entweder wie bei Lord Russell den Personen, oder wie bei Cobden und Roebuck den Ausgaben der Minister galt. Die Manchesterschule kämpfte im Verein mit den Radicalen für eine friedliche Politik, durch die eine Herabsetzung der Einkommensteuer und der Thee- und Zuckerzölle möglich werde.

Im Oberhause siegten die Minister mit einer Mehrheit von 36 Stimmen, im Unterhause unterlagen sie dem Bunde der Parteien. 263 Mitglieder erklärten sich für, 247 gegen Cobden's Antrag. Lord Palmerston's Antwort war eine Parlamentsauflösung. Die Neuwahlen ergaben ein Resultat, das für die Tories, ohne ihnen die unbedingte Mehrheit zu geben, am vortheilhaftesten war. Sie behielten ihre 240 bis 250 Stimmen und traten in dem neuen Parlament als die zahlreichste und geschlossenste Partei auf. Die Anhänger Lord Palmerston's kehrten in ihrer alten Zahl von etwa 150 Mitgliedern wieder. Lord John Russell, gegen dessen Wahl die größten Anstrengungen gemacht worden waren, konnte unter Umständen, wenn die Minister nämlich Fehler begingen, auf 150 Whigs und 100 Radicale rechnen. Die Peeliten oder gemäßigten Tories wurden als Partei völlig vernichtet. Ihre drei Hauptführer Gladstone, Sydney Herbert und Sir James Graham, standen im Unterhause so gut wie allein. Nachdem sie bei den Wahlen von 1852 des großen Haufens ihrer Genossen beraubt worden waren, verloren sie alle die Männer wie Cardwell, Roundell Palmer, Phillimore, Sir J. Hogg, Lord Arthur Hervey und Lord A. Gordon, welche hinter ihnen in zweiter Reihe gestanden hatten. Am schlechtesten fuhren die Freihandelsmänner und die Radicalen insofern, als grade ihre besten Führer durchfielen. Die Manchesterleute verloren Cobden, Bright, Gibson und Sir Elkanagh Armitage, die Radicalen Sir William Clay, Sir Joshua Walmsley, Sir Apsley Pellatt, Williamson und Layard.

Nicht lange, und die Ereignisse fügten es so, daß Lord Palmerston seine Streitigkeiten mit dem Auslande und seine Gegner ihre Wünsche nach einer wohlfeilen Regierung vertagen mußten. Der Aufstand der Sipahis nahm alle Sorgen der Minister und alle Hilfsquellen des Landes in Anspruch.

Dieser Aufstand hatte verschiedene Ursachen. Wie jede Fremdherrschaft, so nahm auch die englische zuweilen Veränderungen vor, die nach ihren Begriffen gerechtfertigt und selbst Fortschritte waren, aber gegen Gewohnheiten oder Vorurtheile der einheimischen Bevölkerung verstießen. Unter der letztern gab es Männer, welche die ihnen zum ersten Male gewährte Freiheit genug zu würdigen wußten, um alle Rechte freier Männer zu fordern. Daß man ihnen die Wohlthaten einer europäischen Erziehung verschaffte, ihnen Selbstverwaltung, Preßfreiheit, Geschworenengerichte einräumte, entschädigte sie nicht dafür, daß man sie von den höhern Stellen ausschloß. Gleich ihnen benutzte auch der Landesadel, dem man die Macht genommen hatte, die untern Classen zu schinden, die freie Presse, um Klagen über Klagen zu erheben und dadurch Unzufriedenheit zu erregen. Eine sehr ernste Beschwerde war auch der Racenhochmuth, den die englischen Gebieter bei jeder Gelegenheit verriethen. Die Eingeborenen waren für sie „Nigger“ und wurden von ihnen so behandelt. Endlich richtete man die älteste Industrie des Landes planmäßig zu Grunde, um den englischen Baumwollengeweben einen guten Markt zu verschaffen. Ostindien sollte Rohstoffe erzeugen, aber man versäumte, ihm die innern Verbindungen und die Bewässerungsanstalten zu geben, deren es dazu bedurfte. Die ewigen Kriege, die man führte, verschlangen so große Summen, daß für Arbeiten des öffentlichen Wohls nichts übrig blieb.

Digitized by Google

Die Mohamedaner Ostindiens sind in einer permanenten Verschwörung begriffen. Bei jedem Kriege, den England führt, halten sie die Gelegenheit für günstig, ihre verlorene Herrschaft herzustellen. So war es bei den Kriegen gegen China, Birma, die Sikh, die Afghanen, und so war es auch bei dem Kriege in der Krim, dem neue Kämpfe gegen China und Persien auf dem Fuße folgten. Bisher waren die unzufriedenen mohamedanischen Großen ohnmächtig gewesen, weil die Hindu sich von ihnen fern hielten, jetzt fanden sie in den letztern Verbündete. Was die brahmanische Bevölkerung aufregte, waren Beleidigungen gegen ihre Fürsten und gegen ihren Glauben. Die ostindische Gesellschaft liebte es, unter dem einen oder dem andern Vorwande Sultane oder Radschas zu enthronen und deren Gebiet mit dem ihrigen zu vereinigen. Noch zuletzt hatte sie Mohamed Wadschid Ali, König von Audh, mit 100,000 Pfund pensionirt und das Reich desselben an sich genommen. Im Heer von Bengalen dienten 40,000 Sipahis aus Audh, welche ihre Unzufriedenheit ihren Regimentern mittheilten. Sie konnten ihre Waffengefährten auf Kränkungen genug aufmerksam machen. Die englische Regierung hatte die Unterstützungen für Hindutempel eingezogen, für heilig gehaltene Gebräuche abgeschafft, die unklugsten Bekehrungsversuche gestattet, die Beschränkung der Dienstpflicht auf das Inland abgeschafft und die Tendenz verrathen, die Hinduregimenter nach und nach durch Werbungen unter andern Volksstämmen unnöthig zu machen.

Bei diesem unzufriedenen Heer von Bengalen hatte man Einrichtungen getroffen, als ob man seiner Treue unter allen Umständen sicher sein könne. In den einheimischen Regimentern dienten vorzugsweise höhere Kasten, Braminen und Kriegeradel, Männer von stolzem, hochfahrendem Sinne. Zumal die Officiere (Dschemmadars und Subadars, Lieutenants und Hauptleute) waren von Ehrgeiz erfüllt und zürnten, daß die höhern Grade nur an Europäer vergeben wurden. Englische Officiere waren bei diesen bengalischen Regimentern in sehr geringer Zahl vorhanden. Viele hatte man den neu gebildeten Schützenkörpern zugetheilt, Andere befanden sich in Civilanstellungen, oder auf Gesundheitsstationen, oder in England auf Urlaub. Auch die europäischen Regimenter hatte man in dieser Zeit aus Bengalen entfernt, um sie zur Bewachung der Grenzen zu verwenden. Drei hatten gegen Birma Stellung genommen, eben so viele standen im Thal von Peschawer, eines hütete bei Attok den Indus, acht hielten das Pendschab besetzt. In den bengalischen Provinzen des Nordens gab es, von einigen Abtheilungen Artillerie abgesehen, nicht mehr als ein Regiment und vier Bataillone Fußvolk und ein Dragonerregiment, dagegen aber, die bewaffnete Polizeimannschaft nicht mitgerechnet, eine einheimische Streitmacht von 145,000 Mann.

Die Regierung hatte in Bengalen ein neues Gewehr (Enfield rifle) eingeführt und gefettete Patronen dazu ausgetheilt. Den mohamedanischen Sipahis wurde eingeredet, daß dieses Fett von dem unreinen Schweine, den Hindu-Sipahis, daß es von dem heiligen Rinde herrühre. Beide Classen glaubten an die Lüge und wurden meuterisch. Auf die ersten Symptome, die sich in Barrakpur und Berhampur äußerten, legten die Engländer kein Gewicht. Sie entwaffneten und entließen das ungehorsamste Regiment, womit sie genug gethan zu haben glaubten. Auch neue Zeichen von Unzufriedenheit wurden nicht beachtet, obgleich die Behörden Anzeige erhielten, daß Kuchen von Atta (einer bengalischen Getreideart), welche den Hindu als Symbole der Empörung gelten, von Ort zu Ort die Runde machten. So kam die heiße Jahreszeit heran, welche die Verschworenen zu einem allgemeinen Losbruch gewählt hatten, weil Märsche dann für Europäer leicht verhängnißvoll werden, während die Eingeborenen durch sie nicht leiden.

Am 10. Mai 1857 erhob sich die Besatzung von Mirut, einer der wichtigsten Stationen des Nordens, fünf bis sechs deutsche Meilen von Delhi entfernt. Die dortigen europäischen Truppen waren stark genug, um den Aufstand im Keim ersticken zu können, aber ihr Befehlshaber benahm sich so schwach, daß die Sipahis mit Waffen und Gepäck nach Delhi abziehen konnten. In dieser altindischen Stadt, die für ungesund gilt, gab es bloß eingeborene Soldaten. Diese erschlugen ihre englischen Officiere und alle Beamten, denen es nicht gelang zu fliehen, und vereinigten sich mit den Rebellen von Mirut. Das war ein großer Sieg des Aufstandes, denn Delhi diente als ein großer Vorrathsplatz des bengalischen Heeres, in dem

zwei vollständige Belagerungsparks, Kanonen und Haubitzen von jedem Kaliber, Schießbedarf und Wurfgeschosse in Ueberfluß, und Gewehre und blanke Waffen in fast unglaublicher Menge aufgehäuft waren. Auch eine öffentliche Casse mit ungeheuren Summen gab es dort.

In den nächsten Tagen und Wochen lief der Aufstand wie der elektrische Funke am Draht durch Bengalen. Aller Orten schlugen seine Flammen, die Engländer betäubend und verzehrend, aus dem Boden. Das Rohilkand und das Gebiet zwischen Dschumna und Ganges, Audh, das Gangesthal bis über Allahabad hinaus, selbst Gwalior verjagten ihre fremden Herrn. Alle diese meuterischen Sipahimassen nahmen Delhi zum Sammelpunkte, wo auch der neue Herrscher Indiens, Akbar III., ein Greis aus dem Geschlecht der mongolischen Baberiden, thronte. Innerhalb dieses ungeheuren Umkreises blieben den Engländern nur einige feste Punkte, unter denen Agra, Lacknau, Kanpur und Allahabad die wichtigsten waren. Auf diese letzten Stützpunkte warfen sich die Sipahis mit aller Macht. In Agra behaupteten die Engländer das Fort, in Lacknau das ziemlich feste Gebäude des englischen Residenten, in Allahabad eine Caserne, Kanpur wurde ihnen entrissen. Sir Hugh Wheeler, der dort mit 150 Europäern eine Schaar von 500 Kindern und Frauen schützen sollte, hatte Tausende von Sipahis gegen sich. Diese gehorchten dem Mahratten Nena Sahib, der die Engländer tödtlich haßte, weil sie die Erbrechte, die er als Adoptivsohn eines Mahrattenfürsten zu besitzen glaubte, nicht anerkannt hatten. Am 26. Juni hatte die kleine englische Besatzung weder Lebensmittel noch trinkbares Wasser mehr, und auch das Pulver begann zu fehlen. An diesem Tage wurde Wheeler bei einem Ausfall tödtlich verwundet, worauf seine Soldaten sich ergaben. Nena Sahib hatte ihnen freien Abzug versprochen, allein kaum hatten sie sich auf dem Ganges eingeschifft, so wurden sie durch ein Kreuzfeuer aus Geschützen und Gewehren vernichtet. Die Frauen und Kinder verschonte er vorläufig, um die meisten von ihnen später unter den Säbeln der Soldaten qualvoll sterben zu lassen.

Zum großen Glück für die Engländer überschwemmten die Wogen des Aufstandes, die jetzt ihren Höhepunkt erreicht hatten, blos Bengalen. Die beiden andern Präsidentschaften Bombay und Madras, blieben bis auf einige vorübergehende Störungen ruhig, eben so das Pendschab. Dieses hielt Sir John Lawrence, gestützt auf seine englischen Regimenter und auf seine Siks- und Ghorka-Truppen, welche von Haß gegen die Hindu und von Beutelust beseelt waren, mit eiserner Hand fest. Nachdem er die im Lande stehenden Sipahis entwaffnet hatte, war für das Pendschab nichts weiter zu fürchten und dieses Gebiet konnte nun auf doppelte Weise verwendet werden, einmal als Sammelplatz für die auf dem Indus herauskommenden Truppen, dann als Stützpunkt für einen Angriff auf Delhi. Für den letztern verfügte man außerdem über die Truppen von Mirut und über den Belagerungspark von Phalur am Setledsch. General Anson hatte diese Station gerettet, doch zögerte er, mit den dortigen Geschützen gegen Delhi aufzubrechen, bis Sir John Lawrence ihn durch sein Drängen bestimmte, den in der heißen Jahreszeit gefährlichen Marsch anzutreten. Wider Erwarten verschonte die Cholera, die Anson selbst hinwegraffte, die Truppen so ziemlich, und schon am 8. Juni stand auf den die Stadt beherrschenden Höhen eine englische Streitmacht, welche die Sipahis im Zaum zu halten vermochte, wenn sie auch zur Erstürmung der großen und festen Stadt nicht stark genug war.

Der Generalstatthalter erließ die gemessensten Befehle, Delhi zu nehmen, damit die Sipahis der unerschöpflichen Vorräthe dieser Stadt und des moralischen Einflusses, den sie durch ihren alten Ruhm und ihren Sultan Akbar ausübte, beraubt würden. Nachdem General Wilson, der jetzt vor Delhi befehligte, aus dem Pendschab und selbst aus Caschmir Verstärkungen an europäischen und eingeborenen Truppen erhalten hatte, konnte er zur Noth an einen Angriff denken. Die weit überlegenen Sipahis zeigten jetzt durch die That, daß sie nur die äußere Kriegszucht der Europäer ohne Verständniß für den Geist derselben angenommen hatten. Sie sahen ruhig zu, wie der Feind seine Linien näher zur Stadt führte und feuerten nicht eher, als bis die englischen Breschebatterien fertig dastanden. Als nun ihre eigenen Batterien zerstört wurden, stellten sie keine derselben her und antworteten den englischen Geschützen bloß mit Kleingewehr. Am 11. September begann eine furchtbare Be-

schießung, die drei Tage lang ununterbrochen fortgesetzt wurde. In der Nacht vom 13. auf den 14. wurden mehrere Breschen als gangbar erkannt und der Sturm auf den nächsten Morgen anberaumt. Von diesem Tage bis zum 20. wurde um den Besitz von Delhi gekämpft. Der Widerstand der Sipahis war ein so verzweifelter, daß die Engländer bloß ihrer überlegenen Taktik den Sieg verdankten. Jeden einzelnen Angriff mit einem mörderischen Feuer aus Kanonen und Mörsern einleitend, ließen sie den vorgehenden Truppen durch Sappeure Wege durch die Häuser brechen, so daß die Barricaden der Sipahis in den Rücken genommen werden konnten. Am Abend des 20. Septembers, in demselben Augenblicke, als die Engländer sich zum Sturm auf den kaiserlichen Palast anschickten, flohen die letzten Sipahis aus der Stadt.

Ganze Stadttheile Delhi's lagen in Trümmern. Von den 300,000 Einwohnern wagten sich wenige zu zeigen. Nachdem die Engländer ihr Strafgericht an allen denen vollzogen hatten, welche bei der Ermordung von Europäern betheiligt gewesen waren, kam wieder einiges Leben in die Straßen. Sultan Akbar wurde unweit Delhi in dem großen Mausoleum seines Ahns Humajun aufgefunden und gefangen genommen. Man hatte sich nun des Hauptes und des Sitzes der Empörung bemächtigt. Um den Sieg weiter zu verfolgen, bildete Oberst Greathed eine fliegende Heersäule von 2300 Mann, womit er gegen den Ganges aufbrach. Nach einem einmonatlichen Marsche, auf dem er mehrere Rebellenhaufen und zuletzt noch die meuterischen Contingente von Indor und Gwalior gesprengt hatte, traf er am 26. October in Kanpur ein.

In diesem Theile Indiens standen die englischen Angelegenheiten noch immer nicht besonders gut. Zwar hatte man von China, Ceylon, Mauritius und vom Cap Truppen erhalten, und im October trafen die ersten 9000 Mann aus Europa ein, denen im November 12,000 Mann und im December 14,000 folgen sollten. Allein einen Theil dieser Verstärkungen mußte man in Calcutta zum eigenen Schutz zurückbehalten und der Rest verschwand fast in dem ungeheuren Raume des Kriegsschauplatzes. Indessen hatte sich der Muth durch einige Siege gehoben. Nena Sahib war von Havelock bei Kanpur und Bithur geschlagen worden, doch sein erster Versuch des Entsatzes von Lacknau hatte wegen zu großer Schwäche der Truppen aufgegeben werden müssen. Inzwischen kam die Besatzung der Hauptstadt von Audh durch die Feindesschwärme, die ihr Tag und Nacht mit Geschützen, Minen und Sturmangriffen zusetzten, durch Krankheiten und schlechte Lebensmittel in die äußerste Bedrängniß. Um sie zu retten, brach Havelock am 16. September zum zweiten Male auf, erstürmte am 23. den Allumbagh, ein festes Vorwerk von Lacknau, und brach sich am nächsten Tage mitten durch die Stadt Bahn zur Residentschaft. Der einzige Vortheil, den er den Belagerten brachte, bestand in der Zuführung von Truppen und Vorräthen. Befreien konnte er sie nicht, da er selbst sofort eingeschlossen und seinerseits belagert wurde.

So war die Lage, als Greathed in Kanpur eintraf. Seine Truppen wurden mit denen vereinigt, welche der Oberbefehlshaber Sir Colin Campbell zu dem zweiten Entsatze Lacknau's in Bereitschaft setzte. Der Marsch wurde mit lauter ermüdeten, aber vom besten Geist beseelten Truppen am 9. November angetreten und führte am 14. November unter die Mauern der Hauptstadt von Audh. Um zur Residentschaft vorzudringen, wählte Campbell einen andern Weg, als den Havelock eingeschlagen hatte. Nicht durch die Straßen, wo furchtbare Verluste seiner gewartet haben würden, sondern weiter östlich durch Gärten ließ er seine Sturmsäulen vorgehen. In diesem freiern Raum brauchte er dennoch zwei Tage (16. und 17. November), ehe er sein Ziel erreichte, mit solcher Wuth vertheidigten die Sipahis die Zugänge, namentlich den Palast Sekenderbagh und eine Moschee. In jenem Palaste fanden 2000 von ihnen unter den englischen Bajonetten ihren Tod. Dieses Mal wurde die tapfere Besatzung mit ihren Frauen und Kindern wirklich befreit. Die Sipahis störten den Rückzug nicht einmal, weil die klugen Anordnungen der Engländer in ihnen den Glauben erweckten, daß sie in demselben Augenblicke, wo derselbe begann, angegriffen werden sollten.

Es ließ sich nun freier aufathmen, wenn man auch weit davon entfernt war, alle Schwierigkeiten geebnet zu haben. Wollte man die Kraft des Aufstandes brechen, so mußte Lacknau erobert werden. So lange

diese Stadt dem Aufstande blieb, hielten die Sipahis sich für Sieger. Zu einem Angriff auf Lacknau bedurfte es aber vieler Vorbereitungen, und diese traf Sir Colin Campbell rasch und umsichtig. Seinen Anordnungen folgend, zogen von allen Seiten Verstärkungen herbei. Die treu gebliebenen Heere der Präsidentschaften Madras und Bombay schickten ihre besten Regimenter, über Allahabad und Benares zogen die aus Europa kommenden Truppen heran, andere Soldaten kamen aus dem Pendschab und der Nepalese Dschung Bahadur stellte 9000 Mann seiner tapfern und flinken Ghorkas zur Verfügung. Mit diesen Streitkräften säuberte der englische Oberfeldherr das Duab, d. h. das Flußgebiet zwischen Dschumna und Ganges, und stellte auf der einen Seite eine Verbindung mit Agra, Delhi und dem Pendschab, auf der andern Seite mit Allahabad, Benares und Calcutta her. Die Linie, die er besetzt hielt, zerschnitt das aufgestandene Gebiet in zwei Hälften. Auf der einen Seite lagen die Länder der Radschputen, das Bandelkand und Indor, auf der andern Audh und das Rohilkand. Bei der Ziehung dieser Scheidewand stießen die fliegenden Heersäulen der Engländer oft mit feindlichen Heerhaufen zusammen und brachten ihnen entmuthigende Niederlagen bei.

Die Vorbereitungen zum Angriff auf Lacknau nahmen die letzte Zeit des Jahres 1857 und die beiden ersten Monate des folgenden Jahres hin. Die Sipahis hatten ungeheure Anstrengungen gemacht, die Stadt uneinnehmbar zu machen, und jeden einigermaßen haltbaren Punkt stark befestigt. Die Engländer sahen es gern, daß ihre Feinde Lacknau zu ihrem Sammelpunkte machten. Sir Colin Campbell hatte mit den Generalen Rose und Whitlock in einander greifende Bewegungen verabredet, die, wenn sie richtig ausgeführt wurden, alle in Lacknau versammelten Sipahis wie in einem Netze fingen. Zu Anfang des März stand er vor den Mauern der Stadt, am 7. März eröffnete er den Kampf, am 19. entriß er den Sipahis durch Erstürmung des Musabaghs, eines Palastes mit Garten, den letzten festen Punkt, den sie noch besetzt hielten. Die Sieger fanden 117 Geschütze und eine ungeheure Beute an baarem Gelde, goldenen Schmucksachen und Diamanten. Die Gefangennahme der Rebellen gelang indessen nicht. Die englische Umschließung hatte, weil nicht alle Heerkörper rechtzeitig eintrafen, eine Lücke gelassen, und durch diese retteten sich die eingeschlossenen Sipahis.

Die Eroberung von Lacknau ist das letzte hervorragende Ereigniß des indischen Krieges. Die Talukdars (großen Grundeigenthümer) des Königreichs Audh waren in der Lage, den Kampf fortsetzen zu können. Jeder von ihnen hatte seine Burg, seine Geschütze und Söldner. Es gibt in Audh Hunderte solcher Burgen, die regelmäßig in Dickichten liegen, durch die schmale, den Schüssen unsichtbarer Feinde ausgesetzte Pfade führen. Nahmen die Engländer eine solche Burg, so verschwanden die Vertheidiger auf nur ihnen bekannten Wegen und setzten in der nächsten kleinen Festung dasselbe Spiel fort. Es war eine böse Aussicht, Audh in der heißen Jahreszeit Geviertmeile auf Geviertmeile erobern zu müssen. Um die Talukdars durch Schrecken zur Unterwerfung zu bringen, erließ Lord Canning, der indische Generalstatthalter, einen Aufruf, welcher alle Talukdare mit Ausnahme von sechs namentlich genannten ihrer Besitzungen beraubte. Alles Grundeigenthum der Aristokraten von Audh sollte an die englische Regierung übergehen, welche darüber nach ihrem Ermessen verfügen werde. Denjenigen, welche ihre Waffen auslieferten und zur Wiederherstellung der Ordnung beitrügen, wurde „eine große Nachsicht“ zugesagt.

In London erregte dieser Aufruf einen wahren Sturm. Man nannte ihn ungerecht, barbarisch und sagte voraus, daß er einen Kampf der Verzweiflung zur Folge haben werde. In der ersten Aufregung ließ die Regierung an Lord Canning einen Verweis abgehen und gab ihrer Depesche die vollste Oeffentlichkeit. Wenig fehlte, so wäre daraus eine Ministerkrisis entstanden, denn Lord Canning, der mit den Peeliten und vielen großen Whigfamilien in verwandtschaftlicher oder politischer Verbindung stand, wurde in beiden Häusern des Parlaments gegen das Toryministerium in Schutz genommen. Das letztere wurde dadurch gerettet, daß Lord Ellenborough alle Schuld auf sich nahm und sein Amt niederlegte.

Lord Canning hatte doch Recht gehabt. Die Talukdars von Audh beeilten sich, ihre Waffen abzuliefern, um dadurch Verzeihung zu erlangen. Nena Sahib, der auf dieser

Seite mit einigen andern indischen Großen allein in Waffen blieb, wurde dadurch genöthigt, durch das Tereh, eine Wüstenei mit einer Menge von Schilfmooren, nach Nepal zu fliehen. Dort soll er gestorben sein; Schwierigkeiten hat er den Engländern keine mehr gemacht. Ihr letzter Feind war Tantia Topi *). Nachdem dieser geniale Mann gefangen und hingerichtet worden war, konnte Ostindien für unterworfen gelten.

Nach dem Siege machte man die Kostenrechnung. Nach den indischen Regierungsblättern hatte die Regierung für die Bewältigung des Aufstandes neun und eine halbe Million Pfund ausgegeben. Zu dieser Summe mußte man aber mindestens eben so viel an außerordentlichen Ausgaben für das Jahr 1858 schlagen; ferner die Löhnung von etwa 70,000 neuangeworbenen Soldaten und Polizeimannschaften, die Besoldung für 600 beim Stab neu Angestellte und schließlich die nothwendigen Anschaffungen in den beinah geleerten Arsenalen. Schlug man diese neuen Ausgaben zusammen auf 10, die Entschädigungen, Contoausgleichungen und dergleichen auf 5 Millionen Pfund an, so ergab sich eine neue Schuldenlast von 25 Millionen Pfund, oder zu fünf Procent gerechnet ein Zuwachs von 1,250,000 Pfund jährlich zur alten Schuldenlast. Dazu kamen ungefähr 3,500,000 Pfund jährlich zur Erhaltung der 45 neuen Bataillone und 900,000 Pfund altes Deficit. Somit hatten sich die jährlichen Lasten zusammen um 5,650,000 Pfund vermehrt. Daß die unglaubliche Steuerkraft Ostindiens, wenn das Steuerwesen nur einmal geregelt sei, diese neuen Lasten leicht werde tragen lassen, war ein amtlich ausgesprochener Trost, an den Kenner des Landes nicht glauben wollten. Diese meinten vielmehr, daß Ostindien im Vergleich zu seinen Hilfsquellen bereits mit Steuern überbürdet sei.

Während des Aufstandes wurde die ostindische Gesellschaft aufgehoben. Man hatte ihre Rechte nach und nach so beschränkt, daß sie bloß noch einen Schatten von Macht besaß und gleichwohl wichtige Beschlüsse verzögerte oder hemmte. In der öffentlichen Meinung war die Gesellschaft seit der Empörung der Sipahis verurtheilt. Ohne nähere Untersuchung maß man ihr alle Schuld daran bei. Die unerbittliche Logik der Massen, nach der jede Schilderhebung einer Bevölkerung ein untrügliches Symptom schwerer Fehler ihrer Regierung ist, ließ sich durch alle Auseinandersetzungen der Directoren nicht umwerfen. Anders stand die Sache im Parlament. Bei den fast zweimonatlichen Debatten, die vom 17. Juni bis zu Ende Juli des Jahres 1858 über die Existenz der Gesellschaft geführt wurden, waren fast alle die Redner, welche dieser Existenz ein Ende machen wollten, im Lobe der Gesellschaft einig. Ja, eben diese Männer sprachen sogar Befürchtungen aus, daß die Veränderung, deren Nothwendigkeit sie anerkannten, in mehr als einer Beziehung schädlich wirken werde. So entschied für die Annahme der Maßregel allein die Rücksicht, der Anomalie ein Ende zu machen, daß eine Gesellschaft von Actieninhabern mit der Krone und dem Parlament in die Regierung eines Landes sich theile, das, die unmittelbar englischen Besitzungen und die abhängigen Staaten zusammengerechnet, einen Flächeninhalt von 61,000 deutschen Geviertmeilen hat und auf diesem ungeheuren Raume eine bunte Bevölkerung von 167 Millionen Menschen beherbergt.

Jene Befürchtungen bezogen sich zunächst auf den Einfluß, den die Missionsgesellschaften gewinnen würden, wenn der Staat die Regierung Indiens ganz übernehme. Der Directorenhof der Gesellschaft hatte der Forderung, daß man Indien christlich mache, keine Beachtung geschenkt. Ließ sich aber erwarten, daß das Ministerium und das Parlament der Geistlichkeit der Anglicaner wie der Dissenter, für die die Bekehrung der Hindu eine Gewissenssache ist und die wegen ihrer Stellung zu den Wahlen große Rücksichten fordern darf, Widerstand leisten werde? Ferner fürchtete der Mittelstand, die vielen Stellen zu verlieren, die er bisher in Indien für seine Söhne bekommen hatte. Da noch jedes Ministerium bei der Aemtervertheilung die Aristokratie begünstigt hatte, so lag eine solche Besorgniß nahe genug. Die Aristokratie ihrerseits fürchtete von der Zukunft. Wurde das indische Heer mit dem englischen verschmolzen, so mußte der in dem letztern geltende Stellenkauf auf das erstere, dem er bisher unbekannt gewesen war, aus-

*) Hinsichtlich Tantia Topi's verweisen wir auf den besondern Artikel, den wir in Band 1, Seite 62 fgg. über ihn gebracht haben.

gedehnt werden. Dadurch wurde der Mittelstand von allen Officiersstellen ausgeschlossen, und es ließ sich erwarten, daß der Sturm gegen den Patentkauf, der im Krimkriege entstanden war, von Neuem beginnen und nicht eher ruhen werde, als bis er sein Ziel erreicht habe. Eine letzte Befürchtung herrschte bei Allen. Es war die, daß das Ministerium, wenn es die Regierung Indiens übernehme, zu mächtig werden und das Gleichgewicht der Gewalten, dieser Cardinalpunkt der englischen Verfassung, dadurch eine Aenderung erleiden werde. In wie weit die Bestimmungen des neuen Indiagesetzes jene Befürchtungen berücksichtigte, wird uns sein Inhalt sagen.

Das Gesetz bezieht sich ausschließlich auf die Regierung Indiens in England. Die in Ostindien bestehenden Einrichtungen und Behörden werden von ihm überall nicht berührt. Lord Derby beeilte sich, diesen Charakter der neuen Maßregel gleich bei ihrer Einführung in's Oberhaus zu erklären. „Wir hoffen," sagte er den Lords, „daß dieses Gesetz der Regierung in Indien mittelbaren Nutzen bringen wird; können aber nicht genug wiederholen, daß Indien in Indien regiert werden muß. Dieser Gesetzentwurf vermag die eben so großen wie schwierigen und verwickelten Fragen, die in jenem Reiche schweben, nicht zu lösen. Die Finanzen und Steuern, das Grundeigenthum, die Lage der Eingeborenen, ihre Verwendung in Aemtern, das Alles bleibt unberührt." Da man den Generalstatthalter und den Rath von Indien, die Statthalter von Madras und Bombay, die Gerichte, die Verwaltung und das einheimische Heer ganz so wie früher bestehen ließ, so änderte sich in den Augen der Hindu nichts.

Das Heer wird, so lange es in Indien steht, vom indischen Schatze besoldet. Soll es außerhalb Indiens dienen, so tritt es in den Sold der Krone. Dann wird eine Geldbewilligung nöthig, und die Controle der Politik der Minister durch das Parlament ist mithin gewahrt, wie ferner die Beschränkung des indischen Heers auf Indien, welche die Regel bildet, die Trennung zwischen ihm und den übrigen Truppen fortbestehen läßt.

Die Leitung der indischen Angelegenheiten fällt einem besondern Minister anheim. Ihm steht ein Rath von fünfzehn Mitgliedern zur Seite, in den die Directoren der Gesellschaft, ihre Befugnisse zum letzten Male ausübend, sieben Mitglieder wählen. Künftig wird die Regierung acht Räthe ernennen, und sieben werden von dem Rath selbst gewählt werden. Alle ohne Ausnahme müssen ein gewisses Alter haben und Indien aus eigener Erfahrung kennen. Um dem Minister für Indien die Möglichkeit zu nehmen, die indischen Stellen mit seinen Geschöpfen zu besetzen, hat er von je siebzehn Lücken immer nur zwei auszufüllen; je fünfzehn Ernennungen gehen von den Mitgliedern des Raths der Reihe nach aus. Die Aemter, welche auf diese Weise vergeben werden, sind bloß die, welche früher vom Hof der Directoren abhingen. Die drei Statthalter von Bengalen, Bombay und Madras behalten ihr Ernennungsrecht zu Stellen in dessen altem Umfange.

Der Rath von Indien hat keine entscheidende Stimme, sondern ertheilt bloß Rath, den der Minister für Indien nach seinem Gutdünken befolgen oder nicht befolgen kann. Im letztern Falle hat jedes Mitglied das Recht, seine abweichende Meinung mit ausführlicher Begründung zu Protocoll zu geben. Auch ist der Minister befugt, sehr wichtige und dringende Depeschen vor dem Rath geheim zu halten.

Die ostindische Gesellschaft besteht fort, wie es bei der Südseegesellschaft der Fall ist, d. h. ihre Mitglieder behalten ihre Actien und beziehen die vom Parlament gewährleisteten Zinsen. Die Geschichte wird ihrer als der wichtigsten aller der Handelsgesellschaften gedenken, an deren Thätigkeit die Gründung blühender Reiche östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung geknüpft ist. Keine andere kann sich eines Erfolgs rühmen, wie ihn die ostindische Gesellschaft davongetragen hat.

---

3. Die Verwicklungen mit Frankreich und die Reform.

Unter den innern Arbeiten, zu denen wir jetzt zurückkehren, befindet sich eine, welche die Augen des Auslandes wenig auf sich zieht, selbst von manchem Politiker kaum beachtet wird und gleichwohl an Nützlichkeit keiner andern nachsteht. Die englischen Gesetze leiden an Schwerfälligkeit, Dunkelheit und Verwirrung. Es gibt kaum eine Rechtsmaterie, über die nicht fünfzehn, zwanzig Parlaments-

beschlüsse vorhanden wären, die aus verschiedenen Zeiten stammen und sich zum Theil widersprechen. Lord Brougham und Lord St. Leonhard haben sich das Verdienst erworben, die Thätigkeit des Parlaments auf diesen Zustand zu lenken und die Bildung eines Ausschusses von Rechtsgelehrten durchzusetzen, der unter dem Vorsitz des Lordcanzlers unaufhörlich mit Revisionsarbeiten beschäftigt ist und in jedem Jahre zwei oder drei vollständige Gesetze vorlegt, durch die alle frühern denselben Gegenstand betreffenden Verfügungen aufgehoben werden. In der Sitzung von 1855 zu 1856 hatte man sich mit der Verwaltung der Hauptstadt, in der folgenden Sitzung mit der Polizei der Grafschaften und Landstädte, mit den Handels- und Actiengesellschaften, der Aufhebung der Unterschiede in den Handelsgesetzen Englands und Schottlands und mit den Grafschaftsgerichten beschäftigt.

In der Sitzung von 1857 legte das Ministerium Palmerston ein Ehescheidungsgesetz vor. Der Zustand, in dem sich die Gesetzgebung über diesen Punkt befand, war für ein protestantisches Land ein beispielloser. Die Ehescheidung war gesetzlich gestattet, aber thatsächlich nur für die Reichsten zu erreichen. Der Ehegatte durfte sie fordern wegen Ehebruchs der Frau, die Ehefrau wegen desselben Verbrechens, wenn mit demselben Blutschande oder lebensgefährliche Mißhandlungen verbunden waren. Andere Ehescheidungsgründe kannte das Gesetz nicht. Das hergebrachte Gerichtsverfahren machte für die ungeheure Mehrzahl aller Engländer eine Trennung der Ehe unmöglich. Um von seiner ehebrecherischen Frau befreit zu werden, mußte der Ehemann vor einem bürgerlichen Gerichtshofe (court of common law) eine Entschädigungsklage gegen den Verführer anstellen. War er hier durchgedrungen, so hatte er seine Beweise einem geistlichen Gerichtshof (court of probate) vorzulegen, der den Fall nochmals prüfte und, falls er sich von dem Verbrechen der Frau überzeugte, eine Scheidung von Tisch und Bett aussprach. Nun erst konnte sich der Beleidigte an das Oberhaus wenden, um eine völlige Scheidung zu erlangen. Denselben langen Weg hatte die Frau zu gehen, wenn sie auf Scheidung antrug. Durch juristische Kniffe ließ sich dieses Verfahren bis auf zwanzig Jahre hinausziehen. Außerdem machte es ungeheure Kosten, und die Ehescheidungen wegen Ehebruch waren daher äußerst selten. In der Regel verstieß der beleidigte Ehemann seine ungetreue Frau ohne Weiteres und lebte mit einer Andern in wilder Ehe. Das neue Gesetz errichtete einen besondern Gerichtshof für Ehescheidungen, der aus dem Lordcanzler, einem Oberrichter und Geschworenen zusammengesetzt wurde. Vor diesem Gerichtshofe war bei mündlichen Verhandlungen leicht und rasch zum Ziele zu gelangen. Fand dieser Entwurf im Oberhause einen lebhaften Widerstand, so war der Grund der, daß der Ehebrecherin die Wiederverheirathung gestattet werden sollte, woran namentlich die Bischofsbank ein Aergerniß nahm. Die Frommen drangen indessen so wenig durch, als die Freigeister, welche mit Lord Lyndhurst und Lord Donoughmore die Ehescheidungsgründe über den Ehebruch ausdehnen und der Frau gleiche Rechte wie dem Mann einräumen wollten. Beide Häuser nahmen das Gesetz in der Fassung an, welche die Regierung ihm gegeben hatte.

Ein zweites Gesetz sollte die Regierung von der Verlegenheit befreien, in der sie sich hinsichtlich der Unterbringung der Gefangenen befand. Früher war die Deportation die gewöhnliche Strafe. Die Anwendung derselben verbot sich, seit die Strafcolonien, Vandiemensland, Ostaustralien und das Capland, die Sträflinge energisch zurückwiesen. Man hatte darauf große Besserungshäuser und Grafschaftsgefängnisse gebaut, die sehr viel kosteten und mit Menschen überfüllt wurden. Um sich einigermaßen zu helfen, hatte die Regierung das System der Beurlaubungen (tickets of leave) angenommen, d. h. sie hatte die Verbrecher, welche gebessert zu sein schienen, vorläufig unter dem Vorbehalt entlassen, sie bei dem kleinsten Rückfall in's Gefängniß zurückzurufen. Diese Beurlaubten wurden von der Bevölkerung mit dem größten Mißtrauen betrachtet, und die Folge war, daß viele von ihnen, da sie sich auf ehrliche Weise nicht ernähren konnten, neue Verbrechen begingen. Die Regierung schlug nun vor, und das Parlament genehmigte, daß man die Verbrecher zu Anfang ihrer Strafzeit in Zellenhaft halte und sie später irgend wohin, nach den Falklandsinseln, nach der Insel Vancouver, nach dem Golf von Carpentaria u. s. w. transportire.

Die letzten Maßregeln, die einer Erwähnung verdienen, sollten dem Geist des Schwin-

dels Schranken setzen, der in wahrhaft bedrohlicher Weise um sich gegriffen hatte. Bei den Sparcassen wie bei den Actiengesellschaften waren durch ungetreue Verwalter schwere Verluste eingetreten. Die englischen Sparcassen zählten am 1. Januar 1857 an Einlegern 1,339,000, denen sie 32,898,990 Pfund schuldeten. Diese ganze Summe, die Ersparnisse und Nothpfennige der untern Classen darstellend, war unsicher. Die Sparcassen waren Privatanstalten, denen gegenüber die Regierung kein anderes Recht besaß, als durch Bevollmächtigte, die sich in die innern Angelegenheiten nicht einmischen durften, statistische Angaben aufnehmen zu lassen. Jeder Aufsicht entledigt, hatten viele Verwalter von Sparcassen entweder mit anvertrauten Geldern die Flucht ergriffen, oder die Einlagen Banken anvertraut, welche damit leichtsinnig speculirten und mit einem Bankerott endeten. Alle diese Verluste hatte die Regierung aus Staatsmitteln gedeckt, aber das Vertrauen zu den Sparcassen hatte sie nicht herstellen können. Sollten diese Cassen nicht aufhören, den Aermern die Bildung eines Reservecapitals zu erleichtern, so mußten sie durch ein Gesetz zu größerer Solidität gezwungen werden. Die Bestimmungen, welche die Regierung in dieser Beziehung mit Genehmigung des Parlaments und zur größten Befriedigung des Landes traf, sind sehr glücklich zu nennen. Sie legten der Regierung das Recht bei, für alle Sparcassen Regeln über die Verwaltung der Gelder, über die von den Verwaltern zu stellende Sicherheit und über die Uebergabe der Einlagen an Banken aufzustellen, wie sie ihr auf der andern Seite die Verpflichtung zusprachen, für Veruntreuungen Zahlung zu leisten.

Welche Mißbräuche bei den Actiengesellschaften herrschten, hatte die Zahlungseinstellung der britischen Bank, eines der größten Londoner Creditinstitute, enthüllt. So gern man es vertuscht hätte, wurde es offenkundig, daß Betrügereien angesehener Männer, des Parlamentsmitgliedes Stapleton, Pellatt's und Anderer die Schuld trugen. Die öffentliche Meinung erinnerte sich jetzt zahlreicher anderer Fälle und zwang die Regierung, gegen den Unfug einzuschreiten, indem sie zugleich die Anomalie hervorhob, daß ein Vormund, der Mündelgelder unterschlagen hat, dem Criminalgesetz verfällt, aber der Verwalter einer Actiengesellschaft, einer Bank, der sich das Vermögen der Theilhaber aneignet, bloß einer Schadenklage ausgesetzt ist. Gegen dieses sehr häufig gewordene Verbrechen sorgte ein neues Gesetz vor. Nach demselben wird Jeder bestraft, der an die Spitze eines Unternehmens gestellt falsche Bücher führt, Schulden verheimlicht, Guthaben zu hoch angibt, einen Rechnungsabschluß mit erdichteten Angaben füllt, von dem Grundstock Dividenden zahlt, oder irgend eine andere Handlung begeht, welche darauf berechnet ist, die Betheiligten über den Stand des Geschäfts zu täuschen.

Die neuen Gesetze gegen den Schwindel waren nicht lange in Kraft, als über England eine Handelskrisis hereinbrach, die der allgemeine Schwindelgeist der Zeit, gegen den kein Gesetz etwas vermag, hervorgerufen hatte. Der Ursprung dieser Krisis, von der auch das Festland in erschütternder Weise heimgesucht wurde, war allerdings im Auslande, in den Vereinigten Staaten, zu suchen, aber das Inland hatte sich hineinverwickelt durch das blinde Vertrauen der Geschäftswelt, daß die Höhe der Handelsbewegung sich erhalten werde, obgleich sie eine künstliche war. Die Vereinigten Staaten hatten unverhältnißmäßige Ankäufe gemacht und ihre Geldmittel dabei weit überschritten. Als nun die aufgehäuften Waaren unverkäuflich wurden, konnten die Banken die Lasten, welche sie auf sich genommen hatten, nicht länger tragen. Auf die erste, welche ihre Zahlungen einstellte, folgten andere, zuerst einzelne, dann Dutzende, bis fast keine mehr aufrecht stand. Die Banken verwickelten die Handelshäuser in ihren Sturz, und es entstand ein Schaden, der für Europa allein auf 75 Millionen Pfund berechnet wurde. Der weitaus größte Theil dieser ungeheuren Summe traf auf England.

Im Anfange gab man sich der trügerischen Hoffnung hin, daß nur solche Handelshäuser fallen würden, welche mit Nordamerika in unmittelbarem Handelsverkehr gestanden hätten. Daß die ganze Handelswelt überhaupt der gefährlichsten Ueberspeculation gefröhnt habe, gewahrte man erst, als die Krisis einen allgemeinen Charakter annahm und mehrere der größten, scheinbar festesten Häuser über den Haufen warf. Der Fall der Firma Monteilh und Compagnie mit einer Schuldenmasse von anderthalb Millionen Pfund gab das Zeichen

zu einem panischen Schrecken, London, Manchester und Birmingham erlebten eine Zahlungseinstellung nach der andern. Das Bangen, mit dem man auf die Banken blickte, war nur zu gerechtfertigt. Am 27. October erklärte sich die Stadtbank von Liverpool für zahlungsunfähig. Sie hatte für drei Millionen Pfund Wechsel auf sich laufen und ihr Capital betrug nicht mehr als eine Million. Am 9. November folgte die Westbank von Glasgow, am 11. die Bank der Altstadt Glasgow nach. Beide besaßen zusammen für neun Millionen Pfund Depositen und hatten mit diesem Gelde speculirt. Die Westbank unterhielt mit allen schottischen Banken lebhafte Verbindungen, und man fürchtete nichts Geringeres als eine Zahlungseinstellung aller. Von Schottland pflanzten sich diese Schläge nach England fort. Während die Bankerotte in einem erschreckenden Maßstabe sich mehrten, brachen fast alle Banliers und Wechsler ihre Geschäfte ab, weil sie ihr Geld zur Erfüllung früherer Verbindlichkeiten dringend brauchten. Den Geldsuchenden blieb nun nichts, als die Bank von England. Obgleich sie ihr Disconto von 8 auf 9, von 9 auf 10 vom Hundert erhöhte, wurde sie in einer Weise in Anspruch genommen, daß ihre Baarvorräthe auf eine beunruhigende Weise sanken. Am 13. November lagen in ihren Kellern bloß noch 957,000 Pfund, 219,000 Pfund weniger als in der schlimmsten Krisis von 1847. Der panische Schrecken, der bei dieser Nachricht abermals die Geschäftswelt durchlief, beruhigte sich fast augenblicklich, als die Regierung das Bankgesetz von 1844 zeitweilig aufhob. Dasselbe war von Peel in der Voraussetzung erlassen worden, daß eine starke Notenausgabe die Gefahren einer Krisis vermehre, und schrieb den Banken vor, für jede Notenausgabe, welche den für den Verkehr unumgänglich nöthigen Umlauf überschreite, baares Geld im Keller in Bereitschaft zu haben. Man hatte durch jenes Gesetz jeder Krisis ihre größten Gefahren nehmen zu können geglaubt, war aber schon 1847 genöthigt gewesen, es zeitweilig außer Wirksamkeit zu setzen. Dasselbe geschah jetzt wieder, und mit bestem Erfolg. Am 14. November hatte die Bank die ihr gesetzlich gestattete Notenausgabe um 622,000, am 20. November um 928,000 Pfund überschritten. Von da an nahm die Summe rasch ab. Am 21. November sank sie auf 617,000, am 24. auf 317,000, am 25. auf 81,000, am 30. auf 15,000 Pfund, und am 1. December kehrte die Bank in die ihr vorgeschriebenen Grenzen zurück, um sie nicht wieder zu überschreiten. Daß diese nur achtzehn Tage dauernde und sich auf eine im Ganzen geringfügige Summe beschränkende Notenausgabe solche Wirkungen übte, ist eine höchst interessante Erscheinung, aus der man lernen kann, wie viel das Vertrauen in der Verkehrswelt zu bedeuten hat. Man wußte, daß die Regierung zu helfen bereit sei, und das beruhigte.

Diese große Handelskrisis traf mit dem indischen Aufstande zusammen. Hatte dieser allein schon Befürchtungen genug für Englands Machtstellung erweckt und wenigstens eine Menge von Ausgaben, die Verstopfung einer ergiebigen Absatzquelle in Aussicht gestellt, so schien es jetzt, daß der englische Handel durch ungeheure Verluste, denen sich eine längere Verschließung des amerikanischen Marktes zugesellte, völlig niedergedrückt werden müsse. Die Zukunft gestaltete sich um so düsterer, als zu diesen beiden Unfällen noch ein politisches Zerwürfniß mit Frankreich kam. Selbst der Kühnste konnte bei dem Gedanken an einen Krieg erbeben, der mit einem mächtigen Nachbar in einer Zeit entstände, wo man in Indien jeden Mann des englischen Heeres brauchte.

Das französisch-englische Bündniß wird in Paris so aufgefaßt, daß England von Frankreich sich in's Schlepptau nehmen lassen müsse. In der Frage der Donaufürstenthümer wie in andern wollte Kaiser Napoleon den Ton angeben, nach dem Königin Victoria ihre Politik zu stimmen habe. Die dortigen Wahlen waren nicht im Sinn der Union ausgefallen, und die französische Diplomatie betrieb im Einklang mit der russischen zu Constantinopel die Nichtigkeitserklärung derselben. Dem wirkten Oesterreich und England entgegen. In diesem Zusammengehen sah man in Paris einen englischen Versuch, die alten freundlichen Beziehungen zu dem deutschen Kaiserstaat wieder aufzunehmen. Die französische Verstimmung stieg bis zu Drohungen, doch wurde der Zwiespalt für dieses Mal dadurch ausgeglichen, daß Napoleon III. die Königin Victoria bei einer persönlichen Zusammenkunft in Osborne für seine Ansichten gewann. Die arme Pforte hatte die Kosten zu tragen. Sie mußte die Wahlen der Donaufürstenthümer für nichtig erklären und von

da an allen Umtrieben der Unionisten und ihrer französisch-russischen Verbündeten ruhig zusehen. Bald darauf entstand ein Zerwürfniß ernsterer Art.

Am 14. Januar 1858 machte Orsini mit andern Verschworenen in Paris einen Mordanfall auf den Kaiser. Er und fast alle seine Mitschuldigen hatten in England als Flüchtlinge gelebt und waren von dort, nachdem sie die meisten Vorbereitungen zur That getroffen hatten, nach Paris gekommen. Die englische Polizei hatte sie aber genau überwacht und die französischen Behörden gewarnt. Schon im Juni 1857 hatte sie nach Paris gemeldet, daß gegen das Leben Napoleon's eine Verschwörung bestehe, welche sich neuer, mit einer Sprengmasse gefüllter Granaten bedienen wolle. Auch einen der Hauptverschworenen, Pieri, hatte sie genannt und seine Person genau beschrieben: „Dieser Italiener ist 40 bis 50 Jahre alt, klein, mager, braun, von kränklicher Gesichtsfarbe und spricht das Französische schlecht, mit starkitalienischem Accent. Er reist in Eisenbahnwagen erster Classe, steigt in den besten Gasthöfen ab und scheint viel Geld zu haben." Als Pieri England verließ, um seine That auszuüben, folgte die englische Polizei seiner Spur von Brüssel bis zur französischen Grenze und machte die französische Polizei mit Allem bekannt. Dieser so gut beobachtete Verbrecher verschwand jenseits der französischen Grenze und tauchte erst am Abend des 14. Januars vor der Pariser Oper wieder auf.

Nicht die französische Polizei, welche so nachlässig gehandelt hatte, sondern die englische, welche ihrer Pflicht in jeder Beziehung nachgekommen war, wurde für das Attentat vom 14. Januar verantwortlich gemacht. Gleich am Morgen nach der That, als die Gesandten und die großen Körperschaften des Reichs dem Kaiser zu seiner Rettung Glück wünschten, spielte Troplong, der Redner des Senats, auf die Mitschuld derjenigen an, welche den Anstiftern des Mordversuchs und den Mördern selbst das Asylrecht nicht verweigern wollten, und Graf Morny sagte in Gegenwart Lord Cowley's: „Wenn wir im Auslande so abscheuliche Handlungen vorbereiten sehen, so fragen wir uns, wie benachbarte Regierungen so schwach sein können, daß sie die Werkstelle des Mordes nicht zu zerstören vermögen, und wie die heiligen Gesetze der Gastfreundschaft für wilde Thiere gelten können." In der nächsten Zeit veröffentlichte der Moniteur Tag für Tag Adressen französischer Regimenter, die von Beleidigungen gegen England wimmelten. Auch ein diplomatischer Schritt ließ nicht lange auf sich warten. Am 20. Januar übergab Graf Persigny in London eine Depesche, welche in Hinweis darauf, daß alle Attentate auf den Kaiser von England ausgegangen seien, die Frage stellte, ob man Meuchelmördern Gastlichkeit schuldig sei? England sei verpflichtet, Frankreich vor der Wiederholung solcher Verbrechen zu bewahren, indem es ihm eine Gewähr der Sicherheit gebe, die kein Staat einem Nachbarstaat versagen könne.

Den englischen Ministern war es überlassen, das ihnen als das geeignetste erscheinende Sicherheitsmittel zu ergreifen. Der französische Wunsch ging offenbar dahin, daß die Regierung sich vom Parlament das Recht ertheilen lasse, jeden Fremden auf bloßen Verdacht hin auszuweisen. Zu einer solchen Aufhebung des Asylrechtes konnte Lord Palmerston sich nicht entschließen. .Was er im Parlament beantragte, war eine Verschärfung der gegen Verschwörungen bestehenden Gesetze. Bisher wurden dieselben als bloße Uebertretungen (misdemeanours) behandelt, von nun an sollten sie als schwere Verbrechen (felonies) angesehen und mit Strafen bis zu lebenslänglicher Deportation belegt werden.

Das Unterhaus war der Annahme des Palmerston'schen Entwurfs geneigt. Unter den Führern des Hauses, die nicht zur radicalen Partei gehörten, war Lord John Russell der einzige, der mit Wärme gegen denselben sprach. Bei der ersten Lesung wurde er denn auch mit großer Mehrheit — 299 gegen 99 Stimmen — angenommen. Nun äußerte aber das Land seine Meinung. Namentlich die Wochenblätter, deren Abnehmer nach Hunderttausenden zählen, griffen Palmerston heftig an und nannten es eine Schande, daß ein fremder Fürst, nicht zufrieden damit, das englische Volk zum gehorsamen Nachtreter aller seiner politischen Wendungen und Wandlungen zu machen, in seine innere Gesetzgebung hineinreden wolle. Daß die französischen Zeitungen fortfuhren, die Engländer als Mitschuldige Orsini's zu bezeichnen, erregte namentlich bei den Mittelclassen die höchste Entrüstung. Diese ganz allgemeine Stimmung wirkte auf das Parlament zurück. Ehe man zur zweiten Lesung

gelangte, wurde ein Antrag Gibson's, der einen Tadel der ministeriellen Politik aussprach, mit 234 gegen 215 Stimmen angenommen. Die Minister sahen sich dadurch zum Rückschritt genöthigt, und die Tories, Lord Derby, Disraeli, Lord Malmesbury u. a. m. übernahmen die Geschäfte des Landes (26. Februar 1858).

Das neue Cabinet versprach, den auswärtigen Beziehungen des Landes und vor allen dem französischen Bündniß, auf dem der Weltfriede beruhe, eine vorzügliche Sorgfalt zu widmen. Die Lobsprüche, mit denen der Kaiser der Franzosen bei dieser Gelegenheit überschüttet wurde, schienen keinen Eindruck auf ihn zu machen, wenigstens legte die öffentliche Meinung der Ernennung des Marschalls Pelissier zum französischen Gesandten in London eine kriegerische Bedeutung bei. Die Welt kannte den Marschall als rauh und schroff, und man glaubte, daß er Händel suchen solle. Eine Gelegenheit dazu bot sich in den ersten Wochen seines Londoner Aufenthalts. Ein Franzose, Simon Bernard, der als Flüchtling in London lebte, wurde als Mitschuldiger Orsini's vor Gericht gestellt und von den Geschworenen freigesprochen. Die starken Ausfälle gegen den Kaiser Napoleon, aus denen die Rede des Vertheidigers Edwin James in der Hauptsache bestanden hatte, verliehen dem Wahrspruch fast die Bedeutung einer Verurtheilung des in Frankreich herrschenden Systems.

Napoleon III. nahm sich auf seine Weise Genugthuung. Der 5. August 1858 war zur Einweihung der neuen Werke der Seefestung Cherbourg bestimmt. Zu diesem Feste wurde die Königin Victoria auf eine solche Weise eingeladen, daß sie, ohne zu beleidigen, nicht ablehnen konnte. So segelte sie denn mit einem kleinen Geschwader nach Cherbourg und ließ sich von ihrem kaiserlichen Verbündeten alle die Forts, Schanzen, befestigten Hafenbecken, Werfte, Docks, Arsenale und zu Bergen aufgehäuften Vorräthe zeigen, die zu einem Kriege gegen England bestimmt sind. Wollte Napoleon III. England verhöhnen oder wollte er es einschüchtern? Die Antwort darauf dürfte schwer zu geben sein.

Ein paar Monate später mußte sich England von seinem französischen Verbündeten noch mehr bieten lassen. Die portugiesischen Behörden von Mozambique hatten ein französisches Schiff, den Charles et George, weggenommen, das unter dem Vorwande, freiwillige schwarze Arbeiter anzuwerben, Sclavenhandel trieb. Die Wegnahme war in Folge eines Vertrags mit England erfolgt, und ein zweiter Vertrag verpflichtete England, den Portugiesen gegen jede Feindseligkeit eines andern Staats Hilfe zu leisten. Es war unter diesen Umständen natürlich, daß Portugal, als Frankreich im drohendsten Tone Genugthuung verlangte, Englands Unterstützung anrief. Diese wurde jedoch verweigert, oder beschränkte sich doch auf die lahme Bemerkung, die Lord Malmesbury in eine Depesche an Graf Walewski einfließen ließ, „es mache in England einen peinlichen Eindruck, daß ein so mächtiger Staat wie Frankreich gegen einen so schwachen Staat wie Portugal in einer solchen Weise vorgehe." Der Kaiser der Franzosen kümmerte sich um den peinlichen Eindruck nicht und zwang Portugal, das Sclavenschiff herauszugeben und Schadenersatz zu leisten.

Bei einer solchen Nachgiebigkeit hatte England allerdings keinen Krieg mit Frankreich zu befürchten. Von dieser Seite stand nichts im Wege, daß seine parlamentarischen Führer den innern Angelegenheiten ihre volle Muße widmen konnten. So geschah es wirklich.

Die Reform des Parlaments hatte seit 1852 geschlummert. Seit jenem Jahre hatte bloß eine mit ihr im Zusammenhang stehende Frage, die Emancipation der Juden, die Gesetzgebung beschäftigt. Es handelte sich dabei darum, die Israeliten durch Entfernung eines Eides, der nicht den mindesten Sinn mehr hat, in's Unterhaus einzuführen. Jeder Abgeordnete hat bei seinem Eintritt in's Haus drei Eide zu schwören. Im ersten gelobt er der Königin Treue, im zweiten verwirft er die Oberherrschaft des Papstes über England, im dritten erklärt er sich gegen die Thronrechte der Stuarts. Während die beiden ersten Eidesformeln auf das Christenthum überall keinen Bezug nehmen, enthält die letzte die Worte: „Bei dem wahren Glauben eines Christen." Unterdrückte man, nachdem die Familie der Stuarts seit mehr als einem halben Jahrhundert erloschen war, diesen dritten Eid, so entfernte man das einzige Hinderniß, welches dem Eintritt von Juden in's Parlament entgegenstand.

Die Londoner Altstadt schickte seit längerer Zeit den Baron von Rothschild in's Unterhaus, und jedesmal wurde er zurückgewiesen,

weil die Zustimmung des Oberhauses zur Abänderung des Eides nicht zu erlangen war. Dieses nachgrade alte Stück hatte auch 1857 gespielt, und im Unterhause war damals der Vorschlag gemacht worden, die Schwierigkeit dadurch zu umgehen, daß man dem reichen Banquier den Eid „beim wahren Glauben des Christen" durch besondern Beschluß erlasse. Ausgeführt war das Auskunftsmittel nicht worden. 1858 klopfte Baron von Rothschild wieder an die Thür des Unterhauses, welches nunmehr fest entschlossen war, dem Grundsatz der Gleichberechtigung aller Religionen Geltung zu verschaffen. Die Peers kamten diese Stimmung und gaben nach. Auf Lord Lucan's Vorschlag beschlossen sie, daß der Eid, so wie er sei, fortbestehen, das Unterhaus aber die Macht haben solle, jedem Israeliten durch besondern Beschluß die christliche Formel zu erlassen. Endlich war also die Emancipation der Juden durchgesetzt und Rothschild konnte seinen Sitz im Parlament einnehmen.

Eine zweite Reform bezog sich auf den Census. Ein Gesetz der Königin Anna schrieb vor, daß jeder Vertreter einer Grafschaft in England, Wales oder Irland ein jährliches Einkommen von Grundbesitz, das mindestens 600 Pfund betrage, jeder Abgeordnete einer Stadt ein solches von 300 Pfund nachweisen müsse. Mit diesen Nachweisen hatte man es nie streng genommen, so daß Männer im Parlament saßen, von denen Jedermann wußte, daß sie ganz ohne Vermögen seien. Jetzt zeigten die Gläubiger von Edward Glover, Mitglied für Beverley, dem Gericht an, daß die Güter in Irland und der Grafschaft Kent, von denen er ein Einkommen von 600 Pfund nachgewiesen habe, thatsächlich überschuldet seien und nicht einen Pfennig Einkommen gewährten. Das Gericht nahm die Klage an und verurtheilte Glover zu viermonatlichem Gefängniß. Diese Entscheidung zeigte vielen Mitgliedern das Damoklesschwert, das über ihnen schwebte. Eben so vermögenslos wie Glover, konnten sie gleich ihm wegen Betrugs verurtheilt werden, wenn sie einen Gläubiger nicht befriedigten. In Rücksicht auf sie wurde ein Antrag auf Abschaffung des Census gestellt und von beiden Häusern angenommen.

An die große Reform des Parlaments, die von den Radicalen und einem nicht unbedeutenden Theil der Liberalen gefordert wird, mochten die Minister nicht gehen, obgleich sie ein darauf bezügliches Versprechen ertheilt hatten. Da eröffnete der Quäker Bright, durch eine Nachwahl in Birmingham zum Parlamentsmitglied geworden, im Herbst des Jahres 1858 einen Feldzug für die Reform. Vor seinen Wählern sprach er zuerst, in allgemeinen Ausdrücken, mehr das jetzige System angreifend, als einen eigenen Plan empfehlend. „Es ist eine vielsagende Thatsache," rief er seinen Zuhörern zu, „daß in Großbritannien und Irland von je sechs Personen, die man trifft, fünf kein Stimmrecht haben. Die große Mehrheit der arbeitenden Classen ist vom Stimmrecht ausgeschlossen, aber selbst die Minderheit, welche die Wahlen vornimmt, würde eine annähernd getreue Vertretung der Nation geben, wenn ein billiges numerisches Verhältniß zwischen Wählern und Mitgliedern stattfände. Dieses fehlt gänzlich; das Haus der Gemeinen ist keine ehrliche Vertretung des Volks. In Yorkshire sind zehn kleine Burgflecken mit 80,000 Einwohnern, die durch sechzehn Mitglieder vertreten sind: acht andere Flecken mit 620,000 Einwohnern haben nur vierzehn Mitglieder im Unterhause. Die Grafschaft Buckingham hat eine Bevölkerung von 164,000 Seelen und sendet elf Mitglieder in's Haus, Birmingham mit wenigstens 250,000 Seelen wählt zwei Mitglieder. Es sitzen gegenwärtig im Parlament 330 Mitglieder, deren Wählerschaften zusammen aus 180,000 Seelen bestehen, 24 andere Mitglieder sind von mehr als 200,000 Personen gewählt, und während die Wähler der 330 Mitglieder mit vierzehn Millionen Pfund Steuern belastet sind, zahlen die Wähler der 24 Mitglieder über vierundzwanzig Millionen Pfund Steuern." Wie es schien, wollte Bright auch die Verfassung des Oberhauses ändern, dem er den Vorwurf machte, daß es seit 1690, wo die Peerie zur herrschenden Macht geworden sei, keiner für die Sache der Menschheit oder der Freiheit wichtigen Maßregel seine freiwillige Zustimmung gegeben hat. „Wie man," sagte er, „an der Thür botanischer Gärten die Inschrift liest: „Hier dürfen keine Hunde herein!" so heißt es an der Thür des Oberhauses: „Hier werden keine Kauf- und Gewerbsleute eingelassen." Es ist das Haus der großen Grundbesitzer. Wenn daher die Grundbesitzer Englands auf eine Vermehrung ihrer Macht im Unterhause dringen, so werden wir, die Städter und Kaufleute Englands fragen müssen: Wie kommt

es, daß wir nicht unsern Antheil am politischen Einflusse des Oberhauses besitzen?"

In einer Versammlung zu Bradfort entwickelte Bright seinen Reformplan. Er war nicht so radical, als man nach diesen Aeußerungen vermuthen mußte. Das Oberhaus ließ er, wie es war. Die Wählerschaft des Unterhauses wollte er durch Zulassung aller derer, welche in den Städten eine eigene Haushaltung hätten, auf dem Lande mindestens zehn Pfund Pacht bezahlten, etwa um zweieinhalbmal vermehren. Außerdem sollte den kleinen Wahlflecken ihr Wahlrecht zu Gunsten zahlreicher bevölkerter Ortschaften genommen und bei den Wahlen die geheime Abstimmung eingeführt werden.

Obgleich Bright allein stand, weder von Cobden, noch von Gibson, noch von einem andern seiner politischen Freunde unterstützt wurde, rief er doch eine allgemeine Bewegung hervor. Er zog von Stadt zu Stadt, und wo er redete, strömten ihm die Mittelclassen und die Arbeiter zu Tausenden zu und gaben ihm jeden erdenkbaren Beweis, daß sie in ihm den rechtmäßigen Vertreter ihrer Meinungen und Wünsche erblickten.

Für die Minister wurde es zur Nothwendigkeit, ihr Versprechen eines Reformvorschlags zu erfüllen. Am 28. Februar 1859 legte Disraeli dem Unterhause einen Plan vor. Derselbe dehnte das Wahlrecht dadurch aus, daß er auf Grund der Bildung alle an einer Hochschule Graduirten, alle tüchtigen Rechtsgelehrten, Aerzte, Geistliche und Schullehrer zu Wählern machte. Durch ein Herabsetzen des erforderlichen Vermögens wurden andere Wahlberechtigungen geschaffen, so daß in den Städten und in den Grafschaften etwa 200,000 neue Wähler entstanden sein würden. Endlich wurde das doppelte Wahlrecht abgeschafft, welches Jeder ausüben konnte, der in einer Stadt und in einer Grafschaft, oder in mehreren Grafschaften zugleich Grundeigenthum besaß. Von nun an sollte jeder solcher Grundbesitzer nur eine Stimme haben und sich fest darüber erklären, ob er sie in der Stadt oder auf dem Lande abgeben wolle.

Von der Bright'schen Reform war diese ministerielle weit entfernt, und auch die Whigs hatten Ursache, mit ihr unzufrieden zu sein, weil sie den Einfluß der Tories in den Grafschaften vermehrt haben würde. Wie es vorauszusehen war, erhob sich Lord John Russell, als Disraeli am 21. März die zweite Lesung beantragte, mit dem Gegenvorschlage, „das Haus wolle erklären, daß es weder gerecht noch politisch sei, das Freigut-Wählerrecht, wie es bisher in den Grafschaften von England und Wales bestanden habe, in der durch diesen Entwurf beabsichtigten Weise anzutasten, und daß keine Neuvertheilung des Wahlrechts dem Hause oder dem Lande genügen werde, welche nicht eine größere Ausdehnung des Stimmrechts in Städten und Burgflecken bezwecke, als durch die vorliegende Maßregel eingeführt werden solle."

Die Minister hatten wenig Aussicht zu siegen. Nicht nur die Hochtories, die Manchesterleute und die Radicalen waren gegen sie, auch unter ihren Anhängern brach eine Spaltung aus, die sich durch den Rücktritt der Minister Walpole und Henley äußerte und um so bedenklicher war, als die Whigs durch die Versöhnung Palmerston's und Russell's die bisher fehlende Einigkeit erhielten. Vergebens versuchte Bulwer für die Bill geltend zu machen, daß sie den Einfluß der Mittelclassen erweitern solle. Man antwortete ihm, daß eine Classen- und Kastenregierung nicht mehr an der Zeit sei. Seit 1832 bestehe ein Vertrag zwischen dem Mittelstand und den Arbeitern, daß ersterer den letztern, die so viel für die Reformbill gethan hätten, zur Erlangung politischer Rechte verhelfen solle. Die Regierung suche aber den Mittelstand durch Schmeicheleien und Bestechungen zum Undank und zur Selbstsucht gegen die arbeitenden Classen zu verführen.

Der 31. März war der Tag der entscheidenden Abstimmung. Es waren über 600 Mitglieder anwesend, und 330 erklärten sich für Russell's Gegenantrag, 291 für den Gesetzentwurf. Die Minister waren geschlagen und mußten zurücktreten, wenn sie nicht eine Parlamentsauflösung vorzogen. Sie thaten das Letztere, weil sie, wie Lord Derby im Oberhause erklärte, dem Lande die Frage vorlegen wollten, ob der gegenwärtige Zustand des Hauses der Gemeinen, diese Zersplitterung in hundert kleine Parteien, deren keine die Regierung zu führen vermöge, während sie vereinigt die Regierung hemmen könnten, noch ferner die Unterstützung und Aufmunterung des englischen Volks erhalten solle. Die Auflösung des Unterhauses erfolgte am 19. April.

So oft ein Parlament aufgelöst wird, ist

die Regierung, bis der Ausgang der Neuwahlen feststeht, in ihrer Thätigkeit gelähmt. Sie kann keine wichtigen und folgenschweren Entschlüsse fassen, weil vielleicht nächstens ihre Gegner an's Ruder kommen und sie zur Verantwortung ziehen werden. In diesem Augenblicke erhielt die Lähmung des Ministeriums eine europäische Tragweite. Zwischen Oesterreich auf der einen, Frankreich und Sardinien auf der andern Seite stand ein Krieg bevor, zu dem England irgend eine Stellung einnehmen mußte. Daß diese Stellung eine andere sein würde, wenn die Tories ihre Macht behaupteten, als wenn die Whigs sie verdrängten, lag auf der Hand. Ohne Frage blieben die Tories so gut neutral wie die Whigs, aber sie würden ihrer Neutralität einen für Oesterreich möglichst günstigen Charakter gegeben haben, während von den Whigs das Gegentheil zu erwarten war. In der auswärtigen Politik machte das einen großen Unterschied, und schon die Zwischenpause der Wahlen, die der toryistischen Friedensvermittlung ihren Nachdruck nahm, wirkte stark auf die Weltlage ein.

Im April waren die diplomatischen Verhandlungen, die dem italienischen Kriege vorangingen, bei einem Gedankenaustausch über einen europäischen Congreß angelangt. Lord Malmesbury hatte als Basis vier Punkte aufgestellt, die von Frankreich und Oesterreich angenommen worden waren, aber mit so abweichenden Auslegungen, daß eine Einigung unwahrscheinlicher denn je war. Die öffentliche Meinung Englands war inzwischen eine andere geworden. Unmittelbar nach der Neujahrsrede in den Tuilerien hatte Alles gegen Napoleon Partei genommen und eine Lord Derby zugeschriebene Aeußerung: „Man muß Jeden niederschlagen, der den europäischen Frieden stört," war von Mund zu Mund beifällig wiederholt worden. Im weitern Verlaufe des Streits war indessen die liberale Gesinnung der ungeheuren Mehrzahl der Engländer durchgedrungen. Immer noch den Frieden als das erste aller Anliegen voranstellend, tadelte man Oesterreich mit steigender Bitterkeit, daß es durch seine Unterstützung des Unwesens in Modena und Parma, im Kirchenstaat und in Neapel der französischen Kriegslust Vorwände darbiete. Die traditionelle Abneigung und Furcht, die das protestantische England gegen den Papst hegt, wirkte auf die Stimmung nicht minder ein, als die Aufschlüsse, welche die jüngste Zeit über die Wirthschaft in Neapel geliefert hatte. War schon durch den Proceß gegen die Mannschaft des Dampfschiffs Cagliari, in den zwei englische Maschinisten verwickelt worden, manches für die neapolitanische Regierung höchst Nachtheilige an's Licht gebracht, so hörte man später durch neapolitanische politische Gefangene wahre Schauderdinge. Diese Unglücklichen waren zur Deportation nach den Plata-Staaten verurtheilt worden, hatten aber den Capitän ihres Schiffs auf hoher See gezwungen, sie nach England zu führen, und waren zu Anfang März in Cork gelandet. Sie erzählten in der Presse und in Volksversammlungen, was sie gelitten hatten.

Diese auswärtigen Ereignisse spielten in die Wahlbewegung hinein. Es schadete den Tories nicht wenig, daß man ihnen mit einem gewissen Schein von Wahrheit den Vorwurf machen konnte, sie hätten der Aufrechterhaltung der traurigen Zustände auf der Halbinsel des Apennins eine Art von moralischer Unterstützung gewährt. Die Reform war die zweite Waffe, von welcher die Whigs Gebrauch machten. Das Ergebniß des Wahlkampfes war ein, wenn auch keineswegs glänzender Sieg ihrer Sache. In verschiedenen Wahlkörpern hatten die Liberalen nur zwei, drei oder vier Stimmen mehr als ihre Gegner. Im westlichen Kent und in Südlancashire, wo sie lange die Oberhand gehabt hatten, unterlagen sie, um dafür den Westbezirk der Grafschaft York, die reichste Gegend Englands, zu gewinnen. Alle ihre Bruchtheile zusammen traten mit 354 Abgeordneten in das neue Parlament, während die Tories es nicht über 300 Mitglieder brachten.

Die Eröffnung des Parlaments fand am 7. Juni statt. Die Thronrede kündigte keine neue Reformbill an, aber sie enthielt das Versprechen, daß die Regierung jedem reifen Plan ihre Zustimmung geben werde. Die Minister überließen also ihren Gegnern die Initiative, um ihre Existenz nicht von einer Frage abhängig zu machen, die ihnen bereits in der vorigen Sitzung verderblich gewesen war. Ihre Erwartung, sich auf diese Weise am Ruder zu erhalten, wurde gleich bei der Berathung der Adresse vereitelt. Ein Antrag Lord Hartington's, zu erklären, daß das Ministerium das Vertrauen des Unterhauses nicht besitze, gelangte mit 323 gegen 310 Stimmen zur Annahme.

Die Tories hatten prophezeiet, daß die gegen sie verbündeten Parteien nach dem Siege sich trennen würden. Dies war allerdings zu fürchten, da nicht bloß die frühere Feindschaft zwischen Palmerston und Russell noch wirkte, sondern auch die Coalition der Peeliten, Whigs, Radicalen und Manchesterleute, der man den Sieg verdankte, innerlich nicht gefestigt war. Es gab nur das eine Mittel, dem neuen Ministerium Halt und Dauer zu verschaffen, daß man es aus den verschiedensten Elementen mosaikartig zusammensetzte. Diese Nothwendigkeit führte zu einem außergewöhnlich zahlreichen Cabinet von sechzehn Mitgliedern. Lord Palmerston und Lord John Russell waren seine hervorragenden Größen. Beide vertheilten an persönliche Anhänger Stellen, Lord John Russell an Sir Charles Wood, Sir George Grey und Sir Cornewall Lewis, Lord Palmerston an Lord Elgin, Lord Granville und den Herzog von Argyle. Die Peeliten wurden mit vier Ministerstellen (Herzog von Newcastle, Cardwell, Sydney Herbert und Gladstone) abgefunden, den Manchesterleuten und den Radicalen waren zwei zugedacht, aber Cobden wies die Ehre zurück und blos Milner Gibson trat in's Cabinet ein. Bei der Vertheilung der übrigen Stellen trug man Sorge, die einflußreichsten Familien und die verschiedenen Unterabtheilungen der großen Parteien zu befriedigen. Bei so viel Vorsicht ließ sich dem Ministerium eine längere Dauer vorhersagen.

Für den Rest der Sitzung von 1859 gab es, abgesehen von Finanzmaßregeln, wenig zu thun. Die Einkommensteuer mußte fast verdoppelt werden, denn das Budget, das man auf die bewaffnete Neutralität berechnet und darum sehr hoch gestellt hatte, war um vier Millionen Pfund überschritten worden. Das war die Frucht der englischen Isolirung, die das Land, da es ohne alle wirklichen Verbündeten ist, zwingt, gegen seinen angeblichen französischen Freund in einer solchen Weise zu rüsten, als ob es in der nächsten Stunde eines Ueberfalls zu gewärtigen habe.

Die Lehre, daß Frankreich der natürliche Beschützer der unterdrückten Nationalitäten sei, hatte für England noch vor dem italienischen Kriege eine böse Frucht getragen. Auf seinen ionischen Inseln gab sich eine Bewegung kund, deren offenes Ziel die Vereinigung mit dem Königreich Griechenland war. Aehnliche Bestrebungen waren schon früher vorgekommen, aber daß sie sich ohne eine sichtbare Veranlassung in einer Zeit wiederholten, wo dem Kaiser der Franzosen an dem Besitz von Korfu, dem Schlüssel des adriatischen Meers, besonders gelegen sein mußte, gab in London viel zu denken. An sich hatte diese griechische Bewegung wegen der Schwäche der Bevölkerung wenig zu bedeuten, und auch das kam nicht in Betracht, daß die Jonier sich durch das Zugeständniß einer fast völligen Unabhängigkeit nicht beschwichtigen ließen. Aber die leitende Hand, die man im dunkeln Hintergrunde vermuthete, erregte Unruhe.

Der Friede von Villafranca schuf in Italien, falls er zur Ausführung gelangte, Verhältnisse, mit denen England nicht zufrieden war. Man erkannte recht wohl, daß Napoleon den österreichischen Einfluß auf die Halbinsel nur darum vermindert fortbestehen ließ, um einen Vorwand zur immerwährenden Einmischung zu haben. Nach dem, was geschehen war, zog die englische Auffassung vor, daß Sardinien mächtig genug werde, um des französischen Schutzes entrathen zu können. Die Politik, welche England gegen Italien zu befolgen anfing, ergab sich aus dieser Auffassung von selbst. Sie bestand darin, die Italianissimi zu ermuntern und den sardinischen Vergrößerungsgelüsten Vorschub zu leisten. Natürlich wendete sich der Turiner Hof von Napoleon nun ab und stützte sich auf das Cabinet von St. James, von dem er mehr zu erwarten hatte.

Da man den französischen Verbündeten hinlänglich kannte, um zu wissen, daß er eine solche Politik übel aufnehmen werde, so mußte man sich zu neuen Rüstungen entschließen. Lord Lyndhurst gab, jedenfalls im Einverständniß mit den Ministern, die Anregung dazu. Er erinnerte an die Tage von Abukir und Trafalgar, die er als Jüngling erlebt habe, und sprach seine Zweifel aus, daß die Milizen, nachdem die Flotte ihre damalige Ueberlegenheit verloren habe, zur Abwehr eines fremden Angriffs hinreichen würden. Die Worte des achtzigjährigen Greises zündeten im ganzen Lande. Die Regierung ließ sich durch die öffentliche Meinung gern nöthigen, neue Vertheidigungsmaßregeln zu treffen. Sie ernannte einen Ausschuß, der die bestehenden Befestigungen untersuche und Vorschläge zu neuen Werken mache. Sie schuf eine Marinereserve und

ermächtigte zur Bildung von freiwilligen Truppenkörpern. Zu der Marinereserve gelangte man auf die Weise, daß man allen Matrosen, welche sich verpflichteten, das Land nie länger als auf sechs Monate zu verlassen, sich ohne Benachrichtigung der Seebehörden nie einzuschiffen und bei der ersten Aufforderung in den Dienst der Königin zu treten, einen Sold auszahlte und ihnen Anwartschaft auf ein Ruhegehalt gab. Den Freiwilligen lieferte man Exerciermeister, Waffen und Schießbedarf. Der Zudrang zu diesen Heerkörpern war über alle Erwartung groß. Das Volk zeigte dadurch, wie es das französische Bündniß beurtheilte.

Napoleon III. hielt es für klug, der englischen Aufregung ein Beschwichtigungsmittel zu bieten. Nachdem er mit dem Manchestermann Cobden die Industrien Englands und Frankreichs in eingehender Weise studirt hatte, bot er einen Handelsvertrag an. Ueber den Inhalt desselben können wir hinweggehen, da wir denselben bereits früher besprochen haben. Was seine Einwirkung auf die öffentliche Stimmung Englands betrifft, so war sie nur im ersten Augenblick eine günstige. Die alte Zauberkraft des Wortes Freihandel bewährte sich noch einmal, doch nicht auf lange. Auch das englische Volk machte seine industriellen Studien und gelangte zu der Ueberzeugung, daß Frankreich bei dem Vertrage weit mehr gewinne als England. Daß die Kriegsgefahr durch einen Handelsvertrag so wenig werde beseitigt werden als durch ein politisches Bündniß, darüber war sich jeder denkende Engländer klar.

Vertagt hatte Napoleon III. seine etwaigen Kriegsgedanken gewiß. Am Tage nach dem Abschluß eines Handelsvertrags macht man keinen Ueberfall. England gewann daher für seine innern Angelegenheiten Muße, so kurz sie auch sein mochte. Lord John Russell benutzte sie dazu, sein in Aberdeen gegebenes Versprechen einer Reformbill zu erfüllen. Am 1. März 1832 hatte er seine große Maßregel vorgelegt und diesen Jahrestag wählte er, um 1860 seine Ergänzung derselben einzuführen. Der Inhalt derselben war folgender. In den Städten erhält Jedermann das Wahlrecht, der sechs Pfund Miethe (bisher zehn Pfund), in den Grafschaften Jeder, der zehn Pfund Miethe oder Pacht (bisher fünfzig Pfund) bezahlt. Jedem Wahlort, der zwei Abgeordnete schickt und weniger als 7000 Einwohner zählt, wird ein Abgeordneter entzogen. Von den 25 Sitzen, die sich auf diese Weise erledigen, werden fünfzehn den Grafschaften, neun den Städten, einer der Londoner Hochschule gegeben. Man berechnete, daß England durch dieses Gesetz 400,000 neue Wähler erhalten werde.

Die Aufnahme, welche die Reformbill im Lande fand, war eine gleichgiltige. Die Hauptstadt berechnete, was sie an Wählern gewinnen werde, und erkannte das Resultat als zu winzig, um sich erwärmen zu können. Die Rechnung stellte sich nämlich so:

	Jetzige Wähler.	Künftige Wähler.
Tower Hamlets .	28,843	31,543
Marylebone . .	21,031	21,488
Finsbury . . .	20,951	21,491
Lambeth	21,737	23,461
Southwark . . .	10,606	12,664
Westminster . .	13,791	14,200

Eine eben so geringe Vermehrung der Wähler stand den meisten der großen Handels- und Gewerbsstädte in Aussicht. Die lebhafte Unterstützung dieser Orte, von denen die liberalen Bewegungen auszugehen pflegen, fehlte dem Russell'schen Gesetz daher. Bright erfuhr das, als er seinen Reformfeldzug erneuern wollte. Er stieß überall auf Kälte und Theilnahmlosigkeit. Bei einer Volksversammlung der Tower Hamlets zu Anfang März stellten sich 400 Menschen ein, bei einer ausgeschriebenen Massenversammlung im Hydepark nicht 1000. In den Bezirken, deren Wähler massenhaft vermehrt werden sollten, verstimmte die Mittelclassen die Befürchtung, daß England auf amerikanische Weise werde demokratisirt werden, während den Arbeitern die Bill nicht weit genug ging.

Der Hauptgrund dieser allgemeinen, auch das Parlament umfassenden Kälte war nicht im Gesetz selbst, sondern in den äußern Beziehungen des Landes zu suchen. Als das Parlament 1860 nach den herkömmlichen Weihnachtsferien wieder zusammen trat, waren Gerüchte einer französischen Einverleibung von Savoyen und Nizza im Umlauf. Es wurde behauptet, daß ein französisch-sardinischer Vertrag über die Einverleibung der beiden Länder bereits bestehe, doch wollten die Minister an dessen Existenz nicht glauben, weil sie nicht benachrichtigt worden waren und auf ihre Anfragen in Paris Antworten erhalten hatten, denen sie in ihrem guten Glauben eine verneinende Bedeutung beigelegt hatten.

Digitized by Google

Endlich mußten sie sich überzeugen, daß sie von Frankreich hintergangen worden seien, und nun gab Lord John Russell im Unterhause eine Erklärung, die kaum anders als eine Kündigung des französischen Vertrags aufgefaßt werden konnte. „So sehr es unser Wunsch sein mag," lauteten seine inhaltschweren Worte, „mit der französischen Regierung auf gutem Fuße zu stehen, so fühle ich doch, daß wir uns von den andern Nationen Europa's nicht fern halten dürfen, sondern daß wir, wenn in Zukunft ähnliche Fragen auftauchen, bereit sein müssen, gemeinschaftlich mit Andern zu handeln und zu erklären, daß die Ordnung und der Friede Europa's diesem Lande am Herzen liegen, daß die Ordnung und der Friede nimmer gesichert sind, wenn sie fortwährenden Unterbrechungen, fortwährenden Besorgnissen, Zweifeln und Gerüchten über Einverleibung des einen und Verschmelzung des andern Landes ausgesetzt bleiben, und daß die Mächte Europa's, falls sie den Frieden erhalten wollen, ihre gegenseitigen Rechte und Landesgrenzen achten, vor allem aber das commercielle Vertrauen, statt es zu erschüttern, wiederherstellen müssen, denn dieses ist das Ergebniß des Friedens, ist das Mittel zum Frieden und ist schließlich die Grundbedingung für die Wohlfahrt der Völker."

Aeußerungen solcher Art bezeichnen eine Wendung der Politik, wenn sie auch augenblicklich keine Folgen zu haben scheinen. In Lord John Russell's Worten lag eine Anklage gegen Napoleon von so schwerer Art, daß eine Störung des bisherigen leidlichen Einvernehmens die Folge sein mußte. Unter solchen Umständen erregte es einige Verwunderung, daß die Reformdebatten des Unterhauses wie in einer Zeit der unbedingtesten Ruhe fortgesetzt wurden. Allein Niemand außerhalb des Hauses schenkte ihnen noch einige Aufmerksamkeit, und die Gemeinen verhandelten so langweilig und schleppend, daß man deutlich sah, ihr Herz sei nicht bei der Sache. Man fand es daher ganz in der Ordnung, daß Lord John Russell seinen Entwurf am 11. Juni zurückzog. Um so ungetheilter konnte sich die Aufmerksamkeit den auswärtigen Angelegenheiten zuwenden.

Hier müssen wir unsere Darstellung abbrechen. Das Resultat der neuesten Geschichte Englands ist eigentlich ein negatives: weder die angestrebte Neuordnung der innern Verhältnisse noch die mindestens eben so eifrig gesuchte Sicherung des äußeren Friedens ist erreicht worden. Alles ist in der Schwebe geblieben. Die Beruhigung Indiens ist nur theilweise erfolgt, die Finanznoth weder dort noch im Mutterlande bewältigt worden. Die Gründe der Unzufriedenheit Napoleon's mit der englischen Politik bestehen ebenfalls fort. Das Cabinet von St. James gibt weder seine Unterstützung der italienischen Politik Sardiniens noch seinen Widerstand gegen die Canalisirung der Landenge von Suez auf. Trotzdem stehen Frankreich und England in Begriff, gegen China gemeinschaftlich Krieg zu führen, und abermals trotzdem rüstet England gegen Frankreich mit unabläßigem Eifer, läßt seine Königin Musterung über die Freiwilligen halten, setzt seine Festungen in Stand und baut neue Werke im Innern. Das ungeheuer kostspielige, neben der Steuerkraft auch die Arbeitskraft angreifende System des bewaffneten Friedens hat sich vom Festland auf England übertragen. Das ist die eigentliche Frucht des französischen Bündnisses.

Neuseeland.

Neuseeland, bestehend aus zwei größern und einer kleinern Insel (Stewartsinsel), liegt zwischen dem 34. und 48. Grade südlicher Breite und dem 166. bis 159. Grade östlicher Länge. Man hat diese Inselgruppe nicht mit Unrecht das „Großbritannien der südlichen Hemisphäre" genannt. Beide Inselländer umfassen zwei Haupteilande, nebst mehreren Inselgruppen. In der Richtung von Süden nach Norden beträgt die Ausdehnung von Neuseeland 800 englische Meilen; lägen die beiden großbritannischen Inseln in derselben Richtung, statt von Osten nach Westen, ihre Ausdehnung würde dieselbe sein. Neuseeland ist dem Aequator näher als Großbritannien, aber beide erstrecken sich innerhalb der Grenzen der gemäßigten Zone. Letzteres beherrscht durch seine Lage die Küsten des Atlantischen Meeres, dieses in ähnlicher Weise die des Stillen Oceans. Gegen Westen ist Neuseeland den zahlreichen, lebhaften Ansiedlungen in Australien benachbart, gegen Norden den tausend polynesischen Inseln, die nur der Stunde warten, wo eine Dampfschiffverbindung sie in den allgemeinen

Weltverkehr hineinziehen wird. Neuſeeland liegt ferner an der großen Verbindungsſtraße von Europa über Panama nach den Golddiſtricten Auſtraliens; nach der einen Seite iſt von hier aus das britiſche Indien, China und die holländiſchen und die ſpaniſchen Colonien, nach der andern Californien, Mexico, Chili und Peru bequem zu erreichen. Zwiſchen den beiden größten Vorgebirgen der Südſee, Cap Horn und Cap der guten Hoffnung, liegt es in der Mitte. Seine Küſtenentwicklung iſt der vielen Flußmündungen und tiefen Buchten wegen größer, als die von Großbritannien. Etwa 150 engliſche Meilen von ſeinem nördlichen Vorgebirge (Cap Otu oder Nordcap) iſt Neuſeeland von zwei Seiten her tief eingeſchnitten, ſo daß nur ein ſchmaler Iſthmus hier die Meergewäſſer ſcheidet; ein Canal von vier engliſchen Meilen Länge würde hinreichen, beide Oceane mit einander zu verbinden.

Die Oberfläche der Inſel iſt reich bewaldet, der Boden leicht, aber fruchtbar. Anſehnliche Gebirgsketten bis zu 10,000 Fuß Höhe, bis zur beſchneiten Spitze hinauf mit Waldung bedeckt, wechſeln mit tiefen ausgedehnten Thälern, welche von unzähligen Flüſſen und Bächen bewäſſert ſind. Taranali im Schatten des ſchneebedeckten Berges Egmont, mit ſeinen zierlichen Hütten, ſeinen Blockhäuſern und reicher Production von Korn und Wolle; die Grasflächen von Ahuriri und Wairarapa, herrliche Weiden für Schafe; Nelſon, mit geſundem Klima und ergiebigen Goldfeldern; Canterbury mit ſchönen Weiden und ausgedehnten Ackerflächen; das wohlbewäſſerte und bewaldete Otago, der ſüdlichſte Theil der ſüdlichſten größern Inſel, mit ſeinen trefflichen Häfen: dies Alles ſind einige der vortrefflichſten Landſchaften Neuſeelands. Das Klima iſt im Allgemeinen geſund, kräftige Naturen bewahren darin ihre Geſundheit, ſchwächliche werden geſtärkt. Aller Anbau gedeiht vortrefflich, alle Früchte Europa's kommen auch hier fort, Kartoffeln liefern eben ſo wie Mais eine reichliche Ernte. Reptilien und giftige Inſecten beſitzt Neuſeeland glücklicherweiſe nicht. Der ſchwarze Walfiſch beſucht die Küſten in der Zeit von Juni bis October und Robben finden ſich weiter in's Meer hinaus. Von Vögeln zählt man etwa fünfzig Arten, unter denen mehrere Sänger, Papageien und andere. Außerdem kommen an der Küſte vor: der Albatroß, der Kormoran, die Möve, der Sturmvogel u. ſ. w. Die Wälder ſind arm an Wild, die Flüſſe arm an Fiſchen; dagegen liefert das Meer zahlreiche Fiſche. Das Schwein, der Hund, die Katze ſind die gewöhnlichen Hausthiere; erſteres ward von Cook eingeführt.

Die erſte Entdeckung von Neuſeeland unterliegt bis jetzt noch einigen Zweifeln. Ein Franzoſe, Binot Paulnier, ſegelte im Juni 1503 von Frankreich ab in ſüdweſtlicher Richtung bis zum 60. Grade ſüdlicher Breite. Dann wandte er ſich nordweſtlich und kam zu einem dichtbevölkerten Feſtlande. Hier verweilte er ein Jahr lang und kehrte im Juli 1504, von dem Sohne eines Häuptlings der Eingebornen begleitet, nach Frankreich zurück. Man hat behauptet, Paulnier ſei auf Neuſeeland gelandet, wahrſcheinlicher aber waren es die Philippinen, die er entdeckte. Um 1576 fuhr Juan Fernandez von der Küſte von Südamerika einen Monat lang in ſüdweſtlicher Richtung und traf ein Land, deſſen Bewohner weiß von Farbe, wohlgeſtaltet und mit gewebten Zeugen bekleidet waren. War dies Neuſeeland? Manche meinen es; allein es ſcheint doch die Beſchreibung des Landes, wie der Eingebornen, beſſer für Tahiti zu paſſen. Auch die angebliche Auffindung von Neuſeeland durch Pedro Fernandez de Quiros und Luis Vaez de Torres um 1605 iſt nicht ohne Bedenken. Sie entdeckten die neuen Hebriden. Ein Sturm trennte beide. Torres wandte ſich nordöſtlich und kam zu der nach ſeinem Namen benannten Straße zwiſchen Auſtralien und Neuguinea. Vielleicht fand dagegen de Quiros Neuſeeland. Es gibt wenigſtens eine ſehr alte ſpaniſche Karte von der Duslybai, welche der ſpätere Entdecker Tasman nicht beſuchte. Auch ſoll, nach den Berichten der Neuſeeländer, der Hund ſchon in ſehr früher Zeit von einem fremden Schiff zu ihnen gebracht worden ſein. Sie nennen ihn Pero, und Perro = Hund iſt ein ſpaniſches Wort. Indeſſen, wie dem auch ſei, der eigentliche Entdecker von Neuſeeland iſt der Holländer Abel Janſen Tasman. Im Auguſt 1642 ordnete der niederländiſche Gouverneur, Antonio van Diemen, Tasman mit zwei Schiffen, „Hemskerk“ und „Zeehaen,“ von Batavia zu einer Fahrt nach dem Süden ab. Am 9. September befand ſich das kleine, aber kühne Geſchwader auf 42 Grad 37 Minuten ſüdlicher Breite und 176 Grad 29

Minuten östlicher Länge. Am 13. entdeckte Tasman ein hohes bergiges Land. Die Eingebornen von bräunlichgelber Hautfarbe, mit langem, aufgebundenem Haar, spielten eine Art Trompete. Er verweilte eine Zeit lang bei ihnen, doch tödteten sie ihm drei Mann, weshalb er den Landungsplatz Mörderbai nannte. Am 4. Januar 1643 bekam er das nordwestliche Cap der nördlichen Insel von Neuseeland zu Gesicht; er nannte es Maria van Diemen. Später ward die ganze Insel von den Holländern Neuseeland benannt; Tasman hielt sie für das australische Festland und nannte sie Staatenland, ohne indeß einen Fuß auf ihre Küste zu setzen. Die Entdeckung war somit geschehen, aber es verging noch mehr als ein Jahrhundert, ehe Europäer hier an's Land gingen.

Um 1768 ward von König Georg III. von England der Lieutenant Cook nach Tahiti gesandt, um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Nachdem er dies gethan, machte Cook eine Entdeckungsreise im Stillen Ocean. Am 6. October 1769 fand er die Nordostküste von Neuseeland, die er bei seinen mehrmaligen Besuchen einer sorgfältigen Erforschung unterzog. Zugleich ließ er dort mehrere europäische Hausthiere zurück, und pflanzte den Kohl, die Rübe, die Kartoffel. Die Eingebornen bewahren sein Gedächtniß in dankbarer Erinnerung. Seine Berichte über das gesunde Klima, den trefflichen Boden und die Gemüthsbeschaffenheit der Eingebornen, deren Cannibalismus er übrigens auch erwähnte, lauteten so günstig, daß der berühmte Amerikaner Benjamin Franklin bereits einen Plan zur Colonisation von Neuseeland entwarf. Gleichzeitig mit Cook landete der französische Capitain de Surville auf der Insel. Er ging wenige Stunden später in die Bai, die Cook Doubtleß-Bai genannt hatte, mit seinem Schiffe „Jean Baptiste" vor Anker und gab derselben den Namen der Lauristonbai. Die Eingebornen nahmen ihn freundlich auf; da er sich aber von ihnen bestohlen glaubte, verbrannte er mehrere ihrer Dörfer und nahm einen Häuptling gefangen an Bord, der aber bald starb. Drei Jahre später besuchte Marion du Fresne die Insel und ankerte in der Inselbai, unweit des Schauplatzes von de Surville's Gewaltthaten. Wieder kam es zu blutigen Auftritten und seitdem scheint bei den Eingebornen, die diesmal freilich die Fremden hinterlistig überfielen, eine Abneigung gegen die Franzosen zurückgeblieben zu sein. Im Jahre 1777 besuchte Cook die Insel zum letzten Male. Inzwischen hatte er bei seinen Entdeckungsfahrten in den australischen Gewässern einen Fleck auf dem Festlande von Australien „Botanybai" genannt, und es scheint, als wenn hauptsächlich sein günstiger officieller Bericht über diese Gegend die britische Regierung auf den Gedanken brachte, das bekannte Transportationssystem in's Leben zu rufen. Zehn Jahre später wurde im Parlamente darüber debattirt, ob man die Verbrecher nach Neuseeland oder nach Botanybai transportiren solle. Man entschied sich für letzteres, vielleicht auch deshalb, weil man den Cannibalismus der Neuseeländer fürchtete.

Cook hatte Neuseeland für die britische Krone in Besitz genommen, was zwar nur eine Formalität war, aber doch eine folgenreiche. Um 1793 kamen die ersten Walfischfänger aus der Südsee dorthin; um 1800 besuchte der zweite Gouverneur von Neusüdwales, King, die Insel. Er nahm zwei Eingeborne mit sich, welche in Norfolk in Australien die Verbrechercolonisten die Bearbeitung des Flachses (Phormium tenax) lehren sollten. Seitdem trat Australien in nähern Verkehr zu Neuseeland. Aber die Engländer sollten noch einige bittere Erfahrungen machen, ehe sie auf Neuseeland festen Fuß faßten. Capitain Cook's Genosse, Furneaux, war bei seiner Landung in Queen Charlotten's Sund, der die nördliche von der südlichen Insel trennt, von den Eingebornen überfallen, seine Mannschaft getödtet und aufgefressen worden. Im Jahre 1807 landete ein Schiff an der Ostküste: der Stamm der Tokumaru tödtete die ganze Besatzung, mit Ausnahme eines einzigen, Rutherford, der mehrere Jahre unter den Eingebornen lebte. Er brachte die ersten zuverlässigen Nachrichten über ihre Sitten und ihren Charakter nach Europa. Zwei Jahre später ging Capitän Thompson, der den „Boyd" befehligte, auf Anrathen eines Häuptlings, George, den er in Sydney an Bord genommen, bei Wangaroa auf der Nordwestküste vor Anker. Er hatte bei einer Gelegenheit diesen George peitschen lassen, der sich nun dafür dadurch rächte, daß er mit den Eingebornen, deren Häuptling er war, sämmtliche Engländer erschlug, einige fünfzig an Zahl.

Erst im Jahre 1814 begann der erste Ver-

ſuch, eine feſte Anſiedlung auf Neuſeeland zu gründen. Samuel Marsden, ein Miſſionar in den auſtraliſchen Verbrechercolonien, hatte bei ſeiner Anweſenheit in England 1807 die kirchliche Miſſionsgeſellſchaft auf Neuſeeland aufmerkſam gemacht und zwei andere Miſſionare, Hall und King, 1810 nach Auſtralien mitgenommen, denen ſich ſpäter noch Kendal anſchloß. Die neuſeeländiſchen Häuptlinge, welche die auſtraliſchen Colonien beſuchten, fanden bei ihm Aufnahme und Obdach. Um 1814 kaufte er die Brig „Active," 100 Tons, und ſegelte am 19. November ab. Am 16 December landete er am Nordcap von Neuſeeland; von da fuhr er nach der Matouribai, 20 engliſche Meilen nördlich von der Inſelbai, und ging mit ſeinen Begleitern King, Hall und Kendal an's Land. In Waiawa traf er mit dem Häuptling George zuſammen, in deſſen Hütte er furchtlos eine Nacht zubrachte, umgeben von einer Anzahl Eingeborner, welche einer Heerde Schafe gleich im Graſe ſchliefen. Von hier begab er ſich nach der Inſelbai, wo der Häuptling Ruatara bei Rangihu die engliſche Flagge hißte und ſich in jeder Beziehung zuvorkommend benahm. Hier wurde die erſte Niederlaſſung, eine Miſſionsſtation, gegründet. 1819 kam Marsden zum zweiten Male nach Neuſeeland, er brachte neue Miſſionare mit ſich, die er in Keri Keri zurückließ. 1820 kam er zum dritten Male. Geführt von dem Häuptling Tamorangi reiſte er über Land nach der Inſelbai, wo er zwar zeriumpt, aber zu guter Stunde eintraf, denn die Miſſionare waren eben im Begriff, ſich einzuſchiffen. Auf ſeinen Rath blieben ſie, und als Marsden 1823 die Station abermals beſuchte, fand er ſie in blühendem Zuſtande. Nach vier Jahren beſuchte er ſie zum fünften Male; 1830 zum ſechsten Male. Die Eingebornen, welche mit einander Krieg führten, bewog er zum Frieden, ſie bewillkommneten ihn mit Geſang und Tanz und begleiteten ihn auf ſeinen Reiſen von einem Orte zum andern. Im Februar 1837 ſtattete Marsden ſeinen letzten Beſuch ab. Die Miſſionen waren im Fortſchreiten, die Coloniſirung glücklich begonnen, das Einvernehmen der Engländer mit den Eingebornen das beſte.

Für die fernere Geſchichte der Coloniſation von Neuſeeland iſt es von Bedeutung, daß britiſche Miſſionare die erſten Coloniſten waren. Die Regierung ſchloß ſich nämlich ihnen an. Sie hatte bisher dieſe erſten Verſuche gar nicht beachtet. 1820 kam ein Häuptling Hongi in Begleitung des Miſſionars Kendal nach London. Sein Erſcheinen machte großes Aufſehen, er hatte Zutritt bei dem königlichen Hofe und allgemein bemühte man ſich um ſeine Freundſchaft. Auch hatte ſeine Anweſenheit in London den Erfolg, daß man ernſtlicher als bisher an die Coloniſation von Neuſeeland dachte. Im Jahre 1825 bildete ſich eine Geſellſchaft für Neuſeeland, ſie vermochte aber nichts auszurichten. Die Miſſionscolonien Rangihu, Keri Keri, Kaihia hatten dagegen ſich vollſtändig befeſtigt. War es auch nicht gelungen, viele Eingeborne für das Chriſtenthum zu gewinnen, ſo hatte man ſie doch zur Bebauung der Aecker nach europäiſcher Weiſe angeleitet und darin folgſam und lernbegierig gefunden. Um 1830 kam ſogar eine Geſandtſchaft aus dem Innern, aus Waimate, zu den Miſſionaren, um dieſe einzuladen, auch dort eine Niederlaſſung zu gründen. Dies geſchah, und Waimate ward bald die anſehnlichſte Colonie unter allen.

Der zunehmende Verkehr zwiſchen Auſtralien und Neuſeeland, ſo erfreulich er an und für ſich war, hatte für die Coloniſation der letztern Inſel jedoch auch ſehr nachtheilige Folgen. Denn die demoraliſirte Bevölkerung der auſtraliſchen Colonien war es, welche vornämlich in dem benachbarten Neuſeeland ſich feſtzuſetzen ſuchte. Kororareka, ein vortrefflicher Hafen an der Inſelbai, inmitten einer zahlreichen Bevölkerung von Eingebornen und den Miſſionsſtationen benachbart, wurde von den auſtraliſchen Coloniſten zum Sammelplatze auserſehen. Hier fanden ſich Walfiſchfänger und Handelsleute aus Sydney und andere Menſchen ein, welche ohne alle Regel und Ordnung ſich hier feſtzuſetzen verſuchten. So entſtand eine regelloſe Coloniſation, deren angeſehenſte Mitglieder abenteuernde Kaufleute aus den Sträflingscolonien waren, während die große Maſſe aus deſertirten Seeleuten, Schwindlern und Spitzbuben von Sydney und Vandiemensland beſtand. Dieſe unruhige fluctuirende Bevölkerung, leichtfertige, ausgelaſſene Männer und Weiber, dem Spiel und Branntweingenuß ergeben, mußte auf die Eingebornen einen demoraliſirenden Einfluß ausüben. Es gab kein Geſetz, dem dieſe lockeren Menſchen ſich unterwarfen, von Jahr zu Jahr nahm das ungebundene Leben zu. Die Miſſionare be-

wogen endlich mehrere Häuptlinge, die britische Regierung zu ersuchen, ein Einsehen zu haben und dem Unwesen zu steuern (1831). Dies war der Augenblick, wo ein kräftiges Einschreiten von Erfolg und berechtigt gewesen wäre. Neuseeland war seit mehr als dreißig Jahren Besitzthum der britischen Krone, viel Land bereits Eigenthum britischer Unterthanen, mehrere Häuptlinge hatten die Oberhoheit Großbritanniens anerkannt: nichts hinderte, ein Kriegsschiff nach der Inselbai zu schicken und einen Gouverneuer mit ausgedehnten Vollmachten abzuordnen. Allein es scheint fast, daß die Regierung, aus Rücksicht für die Missionare, deren Ansehen sie zu untergraben fürchtete, keine energische Maßregeln ergriff. Sie sandte einen Residenten nach Kororareka, der nichts auszurichten vermochte, weil ihm alle Mittel dazu fehlten. Dies war ein arger Mißgriff und fast noch ärger der, welchen 1835 das Colonialamt machte, indem es, auf Anrathen der Missionare, eine Conföderation von dreizehn Häuptlingen anerkannte, denen es eine besondere Flagge verlieh. Denn dadurch wurde nur Unfrieden zwischen den Häuptlingen gestiftet und diese, welche über die fremden Colonisten in Kororareka keine Gewalt besaßen, vermochten durchaus nicht, dem Uebel zu steuern.

In England war die Unzufriedenheit über dieses schwächliche und verkehrte Verfahren allgemein. Fortwährend trafen die beunruhigendsten Nachrichten von Neuseeland ein; die Regierung verharrte bei ihrer Schwäche, daher kam man auf den Gedanken, sich selbst zu helfen. Unter dem Vorsitze Lord Dunham's trat eine neue Gesellschaft für Neuseeland zusammen (1837), welche sich die Aufgabe stellte, unbescholtene Ansiedler, Auswanderer aus England, Schottland und Irland, nach Neuseeland zu senden. Die Gesellschaft bat das Colonialamt um Unterstützung. Allein dies sah in derselben einen unwillkommnen Nebenbuhler, einen Gegner der sorgsam gehegten Conföderation von dreizehn Häuptlingen, und schlug jede Unterstützung ab. Die Gesellschaft mußte daher auf eigene Hand beginnen und sie that es, nachdem sie die nöthigen Mittel gesammelt hatte. 1839 sandte sie die ersten Pioniere einer geordneten Colonisation, unter Führung von Colonel Wakefield, nach Neuseeland. Dieser wandte sich nach der Cooksstraße und hier am südlichen Gestade der nördlichen Insel gründete er die Colonie Wellington, deren Ländereien er den Eingebornen abkaufte. Das Colonialamt ward, als es von dem glücklichen Gedeihen dieser Niederlassung vernahm, bewogen, auch seinerseits Schritte zu thun, im Norden der Insel sein Ansehen zu befestigen. Es sandte den Marinecapitän Hobson dorthin, der mit einer Anzahl eingeborner Häuptlinge den Vertrag von Waitangi abschloß, demzufolge England in dem Besitze von Neuseeland bestätigt wurde (1840). Hobson sah sich nach einem Platze um, der für den Sitz eines Gouvernements geeigneter erschien, als Russell an der Ostküste, wo das bisherige Regierungsgebäude niederbrannte. Er wählte dazu jenen schon erwähnten Isthmus auf der nördlichen Insel und legte hier den Grund zu der nachmaligen Hauptstadt Auckland. Einer bald hernach zu Akaroa versuchten Besitzergreifung durch die Franzosen wußte er zuvorzukommen. Akaroa blieb zwar mehrere Jahre hindurch eine französische Colonie, aber auf britischem Territorium.

Die Grundsätze, welche Capitän Hobson befolgte, fanden ganz den Beifall der Regierung. Er förderte die Colonisationsversuche der Missionare und trat denen der Gesellschaft für Neuseeland, wo es anging, entgegen. Dennoch vermochte er das Gedeihen der Colonie Wellington nicht aufzuhalten. Der unermüdliche Wakefield gründete noch die Niederlassungen Nelson auf der südlichen Insel, Wanganui und Neuplymouth. Die Eingebornen zeigten sich überall den Colonisten gewogen. Aber es scheint, als seien sie durch Agenten des Gouverneurs aufgewiegelt worden. Es erfolgte auf den Wairau-Ebenen, wo Nelson angelegt wurde, ein Conflict, dessen weiter unten gedacht werden soll. Von größerer Bedeutung waren die blutigen Vorfälle in Kororareka (1845). Der Häuptling Hone Hele, der hier lange Zeit hindurch mit den Ansiedlern einen Tauschhandel getrieben hatte, so lange noch kein Gouverneur in Neuseeland war, sah sich darin beeinträchtigt, als Hobson's Nachfolger, Fitzroy, den Versuch machte, in Kororareka Ordnung zu halten. Die Aufhissung der britischen Flagge, die Einführung von Zöllen, von andern gesetzlichen Anordnungen mißfielen dem Häuptling. Zwar hatte er auch den Vertrag von Waitangi, und zwar als der Erste, unterzeichnet, er war somit britischer Unterthan geworden; dies hielt ihn jedoch nicht ab, die Flaggenstange in Kororareka umzuhauen. Der Gou-

verneur ließ ſie wieder aufrichten, Hele hieb ſie zum zweiten Male nieder; abermals wiederhergeſtellt, ſtürzte er ſie zum dritten Mal wieder um. Der Gouverneur ſetzte einen Preis von 100 Pfund Sterling auf des Häuptlings Kopf, dieſer bot 1000 Morgen Landes für den Kopf des Gouverneurs. Man ließ Soldaten von Sydney kommen, konnte aber nicht verhindern, daß Hone Hele ſich der Colonie Kororarela bemächtigte und ſie niederbrannte.

Das Colonialamt berief Fitzroy zurück und ſandte einen Gouverneur, Namens Grey. Dieſer trat energiſcher auf. Ein Aufſtand der Eingebornen im Diſtrict Hutt am Wellingtonfluſſe ward niedergeworfen. Der Häuptling Hele wurde zur Unterwerfung gezwungen, eben ſo Rauparaha, der Nelſon zerſtört hatte. Endlich wurde auch ein Aufruhr zu Wanganui bezwungen (1846). Die Coloniſation nahm ihren Fortgang, um 1846 wurden Otago und 1848 Canterbury, beide auf der ſüdlichen Inſel, angelegt. Die Regierung erhielt mehr und mehr Anſehen und 1853 übertrug die Geſellſchaft für Neuſeeland ihre Beſitzungen der britiſchen Krone. Das Land erhielt eine Verfaſſung, das geſammte Gebiet der Inſeln wurde in ſechs Provinzen eingetheilt, auf der nördlichen: Auckland, Wellington, Neuplymouth; auf der ſüdlichen: Nelſon, Canterbury und Otago. Wir geben in den nächſtfolgenden Zeilen einen kurzen geographiſchen Ueberblick über dieſe Provinzen.

Die Provinz Auckland, die nördlichſte, iſt etwa 400 engliſche Meilen lang und 200 breit; ihre Küſtenlinie beträgt 800 engliſche Meilen. Sie umfaßt 17 Millionen Morgen Landes, von denen etwa ein Zwölftel den Eingebornen abgekauft worden ſind. In dem vorwiegend warmen Klima wachſen Mais und andere Früchte der warmen Zone. Die Häfen ſind gut und zahlreich, die Seen Taupo und Rotorua anſehnlich, viele heiße Quellen vorhanden. Die Hauptſtadt Auckland (36 Grad 30 Minuten ſüdlicher Breite und 174 Grad 50 Minuten öſtlicher Länge) hat 8000 Einwohner. Sie liegt wie Korinth auf einem Iſthmus zwiſchen zwei trefflichen Häfen (Waitemate und Manakau). In der Nähe ſind die bedeutenden Ströme Wairoa, Thames, Waikato und Kaipara. Mehrere Dörfer, Panmure, Howick, Onehunga und Otahu umgeben die Stadt und ſind mit derſelben durch wohlunterhaltene Landſtraßen verbunden. In Auckland reſidiren der britiſche Gouverneur von Neuſeeland, der engliſche und der römiſche Biſchof, ein Kriegsſchiff iſt im Hafen ſtationirt, eine Garniſon in der Stadt, zwei Bataillone in der Umgegend. Der Hafen iſt ſehr belebt, amerikaniſche Walfiſchfänger, Brigantinen aus Californien, Fahrzeuge von Sydney und Herbart Town, Dampfer aus dem Süden, britiſche Kauffahrteiſchiffe, zahlreiche Küſtenfahrzeuge ankern neben einander. Arbeiter ſind ſehr geſucht und verdienen anſehnlichen Lohn. Das Klima iſt vortrefflich, geſund, die Atmoſphäre rein; die Bevölkerung meiſt wohlhabend, ihre Lebensweiſe einfach. Die wellenförmige Umgegend iſt äußerſt maleriſch, aber faſt ohne Bäume, mit Ausnahme derjenigen, welche die Anſiedler gepflanzt haben; erſt acht engliſche Meilen von Auckland beginnt die Waldung. Kleinere Niederlaſſungen in der Provinz ſind an der Oſtküſte Orora, Ruſſell an der Inſelbai, Wangari, Otea auf einer der Küſte vorliegenden Inſel und Tauranga; an der Weſtküſte Hokianga, Wanganui, eine beliebte Walfiſchfängerſtation, Waingaroa und Kaihia.

Die weſtliche Provinz Neuplymouth, etwa 100 engliſche Meilen lang und 50 Meilen breit, mit einer 150 Meilen langen Küſte, umfaßt nur 3 Millionen Morgen Landes, von denen ein Fünftel den Eingebornen bis jetzt abgekauft worden. Hier fehlen Häfen, Seen und größere Flüſſe, aber der Berg Egmont, gegen 9000 Fuß hoch, iſt eine Zierde der Provinz. Die Hauptſtadt Taranaki oder Neuplymouth (39 Grad 3 Minuten ſüdlicher Breite und 174 Grad 5 Minuten öſtlicher Länge), 1841 angelegt, hat 2000 Einwohner. Ein Kreis von Farmen umgibt die Stadt in einer Entfernung von 10 engliſchen Meilen. Boden, Klima, landſchaftliche Scenerie ſind vortrefflich, die Gegend iſt fleißig angebaut, neben dem Ackerbau wird Viehzucht getrieben; auch werden Kohlen gefunden. Ungeachtet ein Hafen fehlt, verkehren doch jährlich mehrere hundert Schiffe bei der Stadt.

Die Provinz Wellington, die ſüdlichſte auf der nördlichen Inſel (Ika a Maui), 200 engliſche Meilen lang und halb ſo breit, hat einen Küſtenumfang von 500 Meilen, 12 Millionen Morgen Landes, von denen der dritte Theil den fremden Anſiedlern gehört. Die Hauptſtadt Wellington (41 Grad 16

Digitized by Google

Minuten südlicher Breite und 174 Grad 47 Minuten östlicher Länge) zählt 6000 Einwohner. Sie ist an einer schönen Hafenbucht erbaut, an der Einfahrt in die Cooksstraße, und hat daher die beste Lage für den Binnenverkehr zwischen den beiden großen neuseeländischen Inseln. Ihrer Lage nach hat die Stadt Aehnlichkeit mit Neapel, wegen ihres lebhaften Handels und ihrer Industrie kann sie mit Liverpool verglichen werden. Das Klima ist außerordentlich gesund, frisch und kräftigend, aber sehr windig. Der Wind wächst häufig zum Sturm an. Auch sind Erdbeben nicht selten, obwohl dieselben bisher bedeutenden Schaden nicht angerichtet haben. Die Umgegend ist meist bergig, stark bewaldet, die Berge von zahllosen Schluchten durchschnitten. Eine gute Landstraße führt über das Bergland nach den kleinern Ansiedlungen an der Westküste, Porirua, Kapiti, Otaki, Rangitiki, Manawatu und der größern Wanganui. Neuerdings ist von Wellington aus noch die Colonie Ahuriri angelegt worden an der Hawkesbai, zwischen dem weidenreichen District Wairarapa und der Niederlassung Manawatu, die wahrscheinlich günstig gedeihen wird.

Auf der südlichen Insel (Tau ai Punammu) ist die nördlichste Provinz Nelson, 150 englische Meilen lang und fast eben so breit, mit einem Küstenumfang von 500 Meilen und 15 Millionen Morgen Landes, welche sämmtlich angekauftes Eigenthum der Colonisten und der britischen Regierung sind. Die eingeborne Bevölkerung ist gering, der Boden nicht überall zum Anbau geeignet, aber reich an Kohlen und Kupfer; die zahlreichen Häfen sind tief, das Klima trocken. Die Hauptstadt Nelson (41 Grad 15 Minuten südlicher Breite und 173 Grad 16 Minuten östlicher Länge) besitzt 4000 Einwohner, sie liegt an der Blind- oder Tasmanbai, von Hügeln eingeschlossen. An der Mörderbai, nordwestlich von Nelson, ist das ausgedehnteste Kohlenlager der Provinz. Das nördliche Ende ist ein rauhes, dichtbewaldetes Land, mit vielen tief einschneidenden Buchten. Queen Charlotten's Sund in der Mitte gleicht einem riesigen Meeresdock, groß genug um die gesammte britische Flotte aufzunehmen. Die Wairau-Ebenen bilden die besten Weideplätze der Provinz, deren Westseite dagegen ein dichtes Waldland ist, welches großentheils noch niemals von einem menschlichen Fuße betreten worden ist.

Die mittlere Provinz Canterbury, 200 englische Meilen lang und halb so breit, besitzt eine über 400 Meilen ausgedehnte Küste und ein Gebiet von 15 Millionen Morgen Landes, welches ganz und gar den Eingebornen abgekauft worden ist. Ein kühleres Klima, ausgedehnte Weidestrecken und die merkwürdige Bank's Halbinsel sind dieser Provinz eigenthümlich. Der Haupthafen Lyttleton (43 Grad 36 Minuten südlicher Breite und 172 Grad 44 Minuten östlicher Länge) wurde zugleich mit der benachbarten Stadt Christchurch im Jahre 1850 von John Robert Godley angelegt. Lyttleton zählt 2000 Einwohner, — der eigentliche Hafen heißt Port Victoria — und ist nett und regelmäßig gebaut. Es liegt von Bergen umgeben auf einer kleinen Hochfläche. Die Küste der Provinz ist landeinwärts flach, ein trefflich zum Ackerbau geeigneter Landstrich; der größte Theil des bis jetzt bekannten und besuchten Landes enthält aber die schönsten Grasfluren, die besten Weiden für Schafe, Rindvieh und Pferde. Bäume sind spärlich, Bäche und Flüsse desto mehr vorhanden; von letztern ergießen sich auf einer Ausdehnung von 200 englischen Meilen Küstengebietes nicht weniger als 50 in den Ocean. Ihre Strömung ist meist außerordentlich reißend, ihre Mündungen sind ohne Einbuchtung und nicht im Stande, nur einem einzigen Schiffe Schutz zu gewähren. Christchurch zählt 2000 Einwohner und liegt 10 englische Meilen von Lyttleton anmuthig am Ufer des Avon. Ringsum dehnen sich Kornfelder, Obstgärten, Weiden und Farmen. Die übrigen kleinern Ansiedlungen in Canterbury sind Kaipoi an dem Gestade des Cam, Akaroa, Port Levy und Pigeonbai auf der Halbinsel Bank. Alle diese Niederlassungen besitzen gute Häfen und da sie innerhalb eines Umkreises von drei bis vier Stunden um die Hauptstadt herum liegen, versorgen sie diese mit Fischen, Früchten, Gemüsen, Brennholz und Baumaterial.

Otago endlich ist die sechste und südlichste Provinz von Neuseeland, 150 englische Meilen lang und 200 breit, mit einem über 500 Meilen ausgedehnten Küstenumfang. Die 18 Millionen Morgen Landes, welche die Provinz enthält, sind britisches Eigenthum. Dunedin, die Hauptstadt (45 Grad 16 Minuten südlicher Breite und 170 Grad 44 Minuten östlicher Länge), 230 Seemeilen von Lyttleton entfernt, zählt 2000 Einwohner.

Eine Geſellſchaft, die der freien ſchottiſchen Kirche angehörte, gründete die Stadt; Capitän Cargill brachte 1848 die erſten ſchottiſchen Coloniſten hierher. Sie beſitzt einen ſchönen Hafen (Port Otago) und iſt ſehr anmuthig gelegen. An der Foveauxſtraße, welche die ſüdliche Inſel von Neuſeeland von der Stewartinſel trennt, iſt neuerdings die Colonie Invercargill angelegt. Von hier aus iſt England 8 Tage früher als von jedem andern Hafen Neuſeelands zu erreichen. Etwa 100 engliſche Meilen von Invercargill weſtwärts liegt an der Weſtküſte die Duskybai, eine jener Schutz gewährenden Buchten, welche auf der ganzen, 500 engliſche Meilen langen Weſtküſte zahlreich angetroffen werden. Die Stewartsinſel, Invercargill gegenüber, kann als zu Otago gehörend betrachtet werden. Sie wird von kleinen Gemeinden, alten Walfiſchfängern und Eingeborenen hin und her bewohnt. Port Pegaſus, an der Südoſtſeite der Inſel, iſt ein ſchöner Hafen, den einſt wohl noch eine Anſiedelung zieren wird.

Regelmäßige Dampfſchifffahrten vermitteln den Verkehr zwiſchen Sydney und Auckland, zwiſchen letztgenannter Stadt und Neuplymouth, Nelſon, Wellington und Canterbury. Zahlreiche Kauffahrteiſchiffe ſegeln alljährlich die Häfen aus und ein, die Fahrzeuge der Eingeborenen dienen zur Unterhaltung eines lebhaften Verkehrs an den Küſten. Auch hat man bereits angefangen, Landſtraßen in größerer Ausdehnung anzulegen, z. B. von Auckland nach Neuplymouth.

Die urſprünglichen Bewohner von Neuſeeland nennen ſich ſelbſt Maori, d. h. Eingeborene. Ob ſie dies wirklich ſind, iſt ſehr zu bezweifeln, wahrſcheinlich ſind ſie vielmehr eingewandert. Man weiß von einer vor etwa 500 Jahren ſtattgefundenen zahlreichen Auswanderung von Hawaii, einer der Sandwichinſeln. Dies führte zu einer Einwanderung auf den ſüdlichen polyneſiſchen Eilanden. Eine Anzahl wohl verproviantirter Kanoes wagte ſich weiter in die See hinaus, um ein größeres Land aufzuſuchen und kam ſo nach Neuſeeland. Wahrſcheinlich fanden ſie hier bereits Bewohner vor; dieſe wären dann die wirklich Eingeborenen. Aber ſie ſind entweder von den neuen Ankömmlingen aufgefreſſen oder anderswie ausgerottet worden; vielleicht auch miſchten ſie ſich mit denſelben und gingen dadurch zu Grunde. Die gegenwärtigen Neuſeeländer, die Maori, ſind ſelbſt eine Miſchrace, ſei es, daß ſie als ſolche ſchon von Hawaii anlangten oder mit den urſprünglichen Neuſeeländern, die ſie vorfanden, Verbindungen eingingen. Ihre eigenen Ueberlieferungen ſind rückſichtlich ihrer Einwanderung ſehr ausführlich, ſie nennen die Namen der Kanoes, beſchreiben deren Bauholz u. ſ. w. Sogar die Anſprache, welche der hawaiiſche Häuptling an ſie erließ, hat ſich erhalten. Sie iſt verſtändig, kurz und bündig. „Wohlan," lautet ſie, „meine Kinder, gehet in Frieden und wenn ihr in dem Lande ankommt, wohin ihr ſegelt, ſo folgt nicht dem Beiſpiele des Kriegsgottes Tu; denn thut ihr das, ſo werdet ihr umkommen, wie vom Winde weggeweht. Gehet lieber ſtiller und friedlicher Beſchäftigung nach, dann ſterbt ihr ruhig eines natürlichen Todes. Fahrt wohl und lebt mit allen Menſchen in Frieden, laßt Krieg und Hader dahinten. Fahrt wohl und wohnt in Frieden. Der Krieg und ſeine Uebel vertreiben Euch aus der Heimath; lebet friedlich, wohin ihr kommt. Betragt euch als Menſchen, keine Zwietracht herrſche unter euch, gründet ein großes, mächtiges Volk!" Zwanzig engliſche Meilen nördlich von Auckland landeten die erſten Maori in dem Kanoe Tainui. Hier fanden ſie einen todten Spermfiſch am Strande, daher nannten ſie den Landungsplatz Wanga Paroa. Von hier wendeten ſie ſich indeſſen bald ſüdlich nach dem Fluſſe Thames. Ein anderer Hauſe ſegelte nach der Weſtküſte, nach Kaihia, wo die erſte Hauptniederlaſſung gegründet worden zu ſein ſcheint.

Die Maori ſind ein ſchöner Menſchenſchlag, dunkelbraun von Farbe, groß von Statur, von edler, männlicher Haltung. Sie haben einen wohlgebildeten Kopf, deſſen Structur Intelligenz bekundet, und muskulöſe Glieder. Viele von ihnen ſind über mittlere Höhe, kupferfarben, mit glattem ſchwarzen Haar. Dieſe ſcheinen malaiiſcher Herkunft. Andere dagegen ſind kleiner gewachſen, ſehr dunkelbraun, haben krauſes Haar und tragen Spuren afrikaniſcher Abſtammung an ſich. Die Maori tragen keinen Bart, dagegen tättowiren ſie ihr Geſicht, weshalb Greiſe mitunter ganz ſchwarz ausſehen. Im Allgemeinen ſind ſie intelligent, kühn, kriegliebend, dabei gutmüthig. Sie theilen ſich gern mit und können nicht gut ein Geheimniß bewahren. Allein man kann nicht leicht mit einiger Treue ihren Charakter beſchreiben,

weil es ſchwer iſt, ſie ganz zu durchſchauen. In den britiſchen Niederlaſſungen, wo ſie mit den Fremden verkehren, erſcheinen ſie anders als inmitten ihrer Landsleute. Sie ſind aufmerkſame Beobachter, ſtimmen gern Demjenigen bei, mit dem ſie grade umgehen, und fügen ſich in die Umſtände. Man verwundert ſich über ihre gute Erziehung, über ihr geſetztes und ernſtvolles Benehmen. Dagegen ſind ſie, wo ſie nicht den Fremden näher ſtehen, undankbar, habſüchtig und unliebenswürdig. Wie alle etwas civiliſirten Nationen vereinigen ſie in ſich einander widerſprechende Charaktere. Ein lebendiges Selbſtgefühl beſitzen ſie alle. Der Maori hat nichts von der Unterwürfigkeit des Negers. Er fühlt ſich viel mehr, iſt im Handel gewandt und vorſichtig, nicht leicht zu täuſchen; er zieht das Nützliche dem Schönen vor und zeigt in jeder Beziehung, daß er nicht gewöhnliche Anlagen beſitzt.

Deſſenungeachtet war der Cannibalismus bis vor 40 Jahren unter ihnen herrſchend, eben ſo Vielweiberei, Sclaventhum und Zauberei. Ihre Götterlehre hat einen dem claſſiſchen Heidenthum ähnlichen Anſtrich. Götter und Göttinnen beherrſchten, wie ſie meinten, die Elemente, erſtere entführten gelegentlich die Töchter der Menſchen und aus ſolchen Verbindungen entſprang ein Geſchlecht von Helden. Andererſeits erinnert ihre Götterlehre an die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte. Freilich von einem Schöpfer aller Dinge wiſſen ſie nichts. „Gibt es unter euch Europäern," ſagte einmal ein angeſehener Häuptling, „einen, der Alles zu machen im Stande iſt? Nein! Der eine iſt ein Zimmermann, ein anderer ein Schmied, ein dritter ein Schiffsbauer, ein vierter baut Häuſer. So war es auch im Anfange: Der Eine machte dies, der andere das. Der Gott Tana machte die Bäume, Ra die Berge und Tangaroa die Fiſche." Allein ihre alten mythologiſchen Märchen berichten, es ſeien drei Götter bei der Erſchaffung des erſten Mannes thätig geweſen und die erſte Frau ſei aus der Rippe des erſten Mannes gemacht worden. Danach ſtammen alſo die Menſchen von einem erſten Paar ab. Ebenſo waren, nach jenen mythologiſchen Sagen, Himmel und Erde urſprünglich mit einander verbunden, erſt als ſie ſich von einander trennten, ſchied ſich auch Finſterniß und Licht. Von Anfang an hatte der Tod keine Gewalt über die Menſchen; erſt nachdem ein Halbgott eine Göttin entführt, kam der Tod über alle. Aber Himmel und Erde können ihre ehemalige Vereinigung noch immer nicht vergeſſen. Die Seufzer der Erde nach dem von ihr geliebten Himmel ſteigen aus den Thälern und von den Bergen in ſichtbaren Wolken empor; ebenſo wie der Himmel ſeine Sehnſucht nach der Erde in feuchten Thautropfen ergießt.

In zahlreiche Stämme geſpalten, welche von Häuptlingen mit patriarchaliſcher Despotie regiert werden, haben die Maori von jeher Krieg mit einander geführt; nicht aus Raubſucht, ſondern aus Rache und Blutdurſt. Die Folge davon iſt eine Abnahme der Bevölkerung, die noch dadurch vermehrt wird, daß die Neuſeeländer ihre Töchter vielfach, namentlich in kriegeriſchen Zeiten, umzubringen pflegen. Gegenwärtig zählt man etwa 70,000 Maori, vor ſechzig Jahren wenigſtens die dreifache Anzahl. Sie leben unter Häuptlingen, deren Würde erblich iſt, meiſtens nur auf der nördlichen Inſel, nämlich in den Dorfſchaften an der Cooksſtraße, zwiſchen Wellington und Waikato; in den an der Oſtküſte zwiſchen Ahuriri und der Plentybai; in der Umgebung der heißen Quellen bei Taupo und Rotorua und nördlich von Auckland an der Inſelbai. Obwohl die Inſel britiſches Eigenthum iſt und britiſche Geſetzgebung beſitzt, ſo kann man doch die Maori nicht als unterworfen anſehen, was auch ihre Aufſtände, die von Zeit zu Zeit wiederkehren, documentiren. Mit den 50,000 europäiſchen und amerikaniſchen Anſiedlern kommen ſie mitunter in Conflict, wie dies zwiſchen civiliſirten und halbciviliſirten Volksgenoſſenſchaften kaum zu vermeiden iſt. Wo aber die fremden Coloniſten ehrlich und menſchlich gegen die Maori aufgetreten ſind, wo ſie ſie nicht überliſtet und übervortheilt haben, wo ſie nicht darauf ausgegangen ſind, ſie zu demoraliſiren und daraus Nutzen zu ziehen, da hat zwiſchen beiden Racen ein freundliches Einvernehmen ſtattgefunden.

Ueberdies iſt die Civiliſation mächtig vorgedrungen. Welch ein Land der Schrecken war Neuſeeland, als zuerſt die Abendländer es betraten! Man kann es jetzt kaum glauben, daß die Maori urſprünglich ſo arge Cannibalen geweſen, ſo ohne Mitleid und Erbarmen, ſo blutdürſtig und gewaltthätig.

Wenn ſie in den Krieg zogen, wie dies ſo häufig der Fall war, ſo trieb ſie dazu Rachedurſt und Gelüſte nach Menſchenfleiſch. Man muß ſich wundern, daß in dieſem Kampfe überhaupt noch einige am Leben blieben. Die erſten Coloniſten hatten viele Schwierigkeiten zu überwinden, aber, es iſt auffallend genug, das waren die geringſten, welche ihnen die Maori in den Weg legten. Dieſe zeigten ſich vielmehr für die fremde Cultur überaus empfänglich. Namentlich war das Verhalten mehrerer Häuptlinge in dieſer Beziehung von großem Einfluß. Wir haben bereits des einen, Namens Hongi, gedacht, nennen hier indeſſen noch einige andere. Te Heuheu, der Häuptling von Taupo, war einer der angeſehenſten in Neuſeeland. Sein hoher Wuchs, ſeine breite Bruſt, ſeine angenehmen Geſichtszüge, ſein weißes Haar, das würdevolle Benehmen, welches ihm eigen war — auf einem Stein vor der Thür ſeines Hauſes ſaß er wie ein König auf ſeinem Thron — ſeine Beredtſamkeit, ſeine vollſtändige Kenntniß der Mythologie ſeines Stammes, deſſen Oberprieſter er zugleich war, dies Alles erhöhte ſeinen Einfluß bei den Neuſeeländern, die ihn wie einen Heiligen betrachteten. Er führte zwar gern Krieg, aber er war doch auch ſtets geneigt, einen billigen Frieden zu machen. Unrecht duldete er nirgends. Einen Dieb, der ein Kleid geſtohlen, ergriff er und hielt ihn mit ſeiner ſtarken Fauſt eine Zeit lang unter dem Waſſer. Für einen Häuptling, mit dem er lange in Streit gelebt, ließ er neben ſeiner Wohnung eine andere erbauen, die er das Grab des Zornes nannte. Er war ein Freund der Miſſionare und ihr Beſchützer, aber er blieb ein Heide. „Ihr lehrt," ſagte er, „ſo verſchiedene Wege; erſt einigt Euch unter einander über den einzig richtigen, dann will ich überlegen, ob ich dieſen auch wählen ſoll oder nicht!" Bei einer Ueberſchwemmung kam er um, ſein Haus in einem kleinen Thal am Taupoſee ward von den Fluthen weggeſpült.

Rangihäata, ein Mann von kriegeriſchem Charakter, aber dennoch wohlwollend gegen die Fremden, verdient ebenfalls genannt zu werden. Er war nicht ſehr groß, hatte eine Adlernaſe, ein kluges Auge und einen ſtolzen Gang. Beſonders rühmen die Walfiſchfänger ſeine Gaſtfreiheit; er ſetzte ihnen ſtets das Beſte vor, was er hatte, und hat niemals einen von ihnen beleidigt. Als die Zahl der Coloniſten zunahm und dieſelben immer mehr Land begehrten, war ihm dies gar nicht recht. Wiederholt wies er desfallſige von dem britiſchen Gouverneur an ihn gerichtete Erſuchen zurück. Er ſah darin ein unerſättliches Begehren der Fremden und ſchien eine Ahnung davon zu haben, daß ſie allmälig Herren der Inſel werden und daß die Eingeborenen gänzlich verſchwinden würden. Aus ſolchen Gründen entſtanden auch die Conflicte mit den fremden Coloniſten.

Der erſte ernſtliche Zuſammenſtoß erfolgte, wie erwähnt, als Colonel Wakefield Anſtalten traf, die Colonie Nelſon im Süden der Cooksſtraße anzulegen. Die Häuptlinge Rauparaha und Rangi widerſetzten ſich dieſem Vorhaben und brannten die erſten Wohnhäuſer nieder. Alle gütlichen Verhandlungen mit ihnen führten zu keinem Ergebniß, im Gegentheil, ſie veranlaßten ein blutiges Gefecht, in welchem die Engländer zwar die Oberhand behielten, aber doch auch mehrere Todte hatten. Rauparaha ſetzte indeſſen ſeine Drohungen fort, er ſagte, er würde mit tauſend Mann über die Engländer herfallen, wenn ſie ſich nicht auf Wellington beſchränkten. Er brachte freilich dieſe Drohungen nicht zur Ausführung, aber ſeitdem nahm unter den Maori das Mißtrauen gegen die Fremden überhand. Sie fingen an, den Druck einer fremden Regierung zu fühlen. Land hatte für ſie den größten Werth, ſelbſt unangebautes, wüſtliegendes. Die Waldungen lieferten ihnen Holz, die Flüſſe Fiſche. Steine dienten zur Bezeichnung der Grenzen: ſie waren ſehr eiferſüchtig auf den Beſitz von Ländereien. Je mehr Coloniſten nach Neuſeeland kamen, deſto mehr Land ward den Maori entzogen, zwar nicht mit Gewalt, ſondern durch Kauf, aber ſelbſt dies ſahen ſie als einen Zwang an. Wir haben ſchon der Conflicte im Norden, des Ueberfalls von Kororareka erwähnt. Die Engländer verloren in zwei Jahren, vom März 1845 bis Juli 1847, in den Kämpfen mit den Eingeborenen 65 Mann und 165 wurden verwundet. Mit jedem Jahre mußten die Garniſonen verſtärkt werden, um den wiederholten Aufſtänden der Maori begegnen zu können. Dennoch nahm die Zahl der Coloniſten fortſchreitend zu: die Provinz Auckland zählte 1857 reichlich 15,000, Neuplymouth 2400, Wellington 11,000, Nelſon 7500, Canterbury 6200, Otago 3700. Die

Viehzucht mehrte sich ebenfalls bedeutend: 1856 gab es in den Colonien 10,000 Pferde, 100,000 Rinder und eine Million Schafe. Die Ausfuhr betrug 1857 einen Werth von 360,000 Pfund Sterling.

Im Jahre 1851 wurden die Goldminen in Australien aufgefunden. Dies rief unter den Colonisten auf Neuseeland eine Bewegung hervor, welche die Colonien ganz zu entvölkern drohte. Die Nachrichten aus Australien lauteten so verlockend, daß eine Menge Colonisten sich dorthin begab. Mehrere Monate hindurch führte jedes Schiff eine Anzahl Männer fort. Allein der Erfolg war ungewiß und bald legte sich die Aufregung. Man begriff, daß man in Neuseeland einen gesicherten Besitz habe und einen Boden von reichlichem Ertrage. Von hier aus konnten noch die auswärtigen Märkte mit Producten versehen werden. Dies war jedenfalls ein mehr gesicherter Erwerb. Dazu kam, daß auch auf Neuseeland Gold entdeckt wurde. Die Minen liegen in der Provinz Nelson an der Massacrebai. Hier waren 1858 im Sommer fast 1500 Menschen beschäftigt. Im Jahre vorher hatte man etwa 40,000 Pfund Sterling an Gold gefunden. Allein die Arbeit ist sehr mühsam, die Gegend ohne gebahnte Wege, ganz wüste, im Winter von heftigen Regengüssen häufig heimgesucht, die Alles überschwemmen.

Auch eine deutsche Colonisationsgesellschaft hat sich in früheren Jahren bei der Gründung von Niederlassungen auf Neuseeland betheiligt. Dies geschah 1843 und 1844. Allein die Leitung befand sich nicht in den besten Händen. Schon das war ein Uebelstand, daß man als Auswanderer fast nur besitzlose Menschen, Tagelöhner wählte. Die erste Expedition dieser stand schon viel auf der Hinreise aus, wegen Mangel an Reinlichkeit und ausreichender Nahrung. Die Leute kamen entkräftet, entmuthigt an dem Ort ihrer Bestimmung an. Für die zweite Expedition war in dieser Hinsicht besser gesorgt. Aber es fehlte an der nöthigen Organisation des Unternehmens. In Neuseeland angekommen, hatte man keine Ländereien, die Eingeborenen weigerten sich, solche käuflich abzutreten, sie hatten sich bereits der Vermessung thätlich widersetzt. Manche der verlockten Deutschen versuchten nun, auf eigene Hand sich anzusiedeln; Andere nahmen Theil an öffentlichen Arbeiten. Es ging den Einen wie den Andern schlecht und Viele begaben sich nach Australien. Es ist eine traurige Erfahrung, daß deutsche Unternehmungen solcher Art so oft sich als Schwindeleien erweisen oder aus Mangel an Umsicht zu keinem Ergebniß führen.

Die Colonisation auf Neuseeland hat übrigens bis auf die neueste Zeit in dem schon angedeuteten Widerstreben der Eingeborenen, von ihren Ländereien etwas abzutreten, ein Haupthinderniß gefunden. Dies hängt übrigens wieder mit der anfänglichen Stellung zusammen, welche die Regierung der Colonisation durch Private gegenüber einnahm. Wir haben gesehen, welchen gedeihlichen Fortgang die von Samuel Marsden begonnene Colonisirung, in Verbindung mit der Gründung von Missionsstationen, nahm. Den Missionaren hat es niemals an den erforderlichen Ländereien gefehlt, die Eingeborenen sind stets bereit gewesen, ihnen so viel Aecker zu überlassen, als sie wünschten. Sie erkannten leicht, daß die von den Missionaren eingerichteten Schulen und Gottesdienste nur ihr — der Eingeborenen — Bestes bezweckten. Man konnte die Missionare niemals der Gewinnsucht zeihen, und im Verkehr mit den Eingeborenen waren sie bemüht, von diesen Alles fernzuhalten, was entsittlichend auf sie einwirken konnte.

Ganz anders verhielt es sich dagegen mit den von Privatleuten und Gesellschaften ausgehenden Colonisationsplänen. Die britische Regierung besorgte deren Heranwachsen zu einer moralischen, aber auch materiellen Macht, wie solche die weiland ostindische Handelscompagnie besaß. Deshalb war sie solchen Unternehmungen von Privatgesellschaften entgegen. Die von Privaten förderte sie nur, sofern sich diese gänzlich ihren Anordnungen fügten. Die Eingeborenen aber sahen diese Colonisationsbestrebungen sehr ungern. Denn wichtige Handelsvortheile für sie erwuchsen daraus nicht, den Handel behielten die fremden Colonisten ausschließlich in der Hand. Sie wußten es ferner aus Erfahrung, daß die Fremden, sobald sie unter ihnen ansäßig geworden, nur darauf bedacht waren, von dem Fleiß und der Geschicklichkeit der Eingeborenen den möglichst größten Nutzen zu ziehen. Den gelehrigen Maori nahm der fremde Ansiedler gern in seinen Dienst; er bezahlte ihn gering und hatte viel Hilfe von seiner Arbeit. Das Verhältniß

war nicht viel anders als das eines Sclaven. Von Gewinn für den Eingeborenen, außer ſeinem verdienten Lohn, war keine Rede. Dazu hielten die Eingebornen mit großer Liebe an ihrem Lande feſt. Daß Neuſeeland nun einmal eine Provinz der britiſchen Krone geworden, fühlten ſie bereits drückend genug — alles in Cultur genommene Land war beſteuert. Nun ſollten ſie es auch noch gänzlich abtreten, alles Beſitzrecht daran aufgeben, keine Früchte von der vorher vielleicht ſchon darauf verwendeten Mühe ernten! Darauf verzichteten ſie nur mit großem Widerſtreben. Wo ſie konnten, widerſetzten ſie ſich den Vermeſſungen und ſuchten neue Anſiedler abzuweiſen.

England ſah ſich genöthigt, den wiederkehrenden Conflicten durch immer größere Zuſammenziehungen von Truppen vorzubeugen. Es gelang dies aber nur in geringem Grade. In Auſtralien mußten ohnehin anſehnliche Corps unterhalten werden. Von dort kamen Verſtärkungen nach Neuſeeland, wo allmälig ein Zuſtand eintrat, der dem im indo-britiſchen Reiche nicht unähnlich war. Die Stellung des Gouverneurs ward von Jahr zu Jahr ſchwieriger. Er vereinigte in ſeiner Perſon die höchſte Gewalt unumſchränkt. Gelang es ihm, das Zutrauen der Häuptlinge der Eingebornen zu gewinnen, ſo war es für ihn nicht ſchwer, zu verwalten; fehlte ihm aber dies oder beſaß er es nur in geringem Grade, ſo war es faſt unmöglich, Ordnung zu halten. George Grey, der die Sprache und den Charakter der Maori gründlich ſtudirt hatte, erfreute ſich ſolchen Zutrauens. Aber es lag dann auch die Verſuchung nahe, in vielen Beziehungen nachzugeben, wo Strenge beſſer geweſen. Die Regierung entſchied ſich daher für ein verantwortliches Gouvernement, das heißt für eine Conſtitution, deren Ausführung und Verwaltung verantwortlichen Miniſtern anvertraut wurde. Dies Syſtem war, nachdem es den Häuptlingen auseinandergeſetzt worden, deren Wünſchen entgegen, ihnen fiel damit eine große Verantwortlichkeit für ihre Untergebenen zu, die ſie lieber nicht auf ſich nahmen. Dennoch ward dieſe neue Ordnung der Dinge eingeführt. Sie war überdies ſehr koſtſpielig, das Beamtenperſonal mußte vermehrt werden, und damit wuchs die Anzahl der Beſoldungen. Dieſe aufzubringen, machte eine Erhöhung der Steuern nothwendig. Damit aber wuchs die Abneigung der Eingebornen gegen die Fremdherrſchaft. Die Coloniſten freilich fanden in dieſem neuen Regierungsſyſtem eine Verbeſſerung ihrer Stellung den Eingebornen gegenüber. Die Durchführung conſtitutioneller Grundſätze und Reformen verlieh ihnen einen ſelbſtändigen Antheil an der Verwaltung des Landes, den ſie zu ihrem Vortheil ausbeuteten. Was den Eingebornen mißfiel, war ihnen willkommen. Die Spannung zwiſchen beiden Racen nahm daher zu und führte von Zeit zu Zeit zu offenen Feindſeligkeiten.

Solche ſind auch neuerdings wieder ausgebrochen und zwar in ſo großer Ausdehnung, daß ſie das Fortbeſtehen der Colonien in Frage zu ſtellen ſcheinen. Die Regierung hat kein anderes Mittel, dieſen Unruhen ein Ende zu machen, als das der Gewalt, und dieſes beſitzt niemals, wenn es auch für den Augenblick anſchlägt, die Garantie für einen dauernden Frieden. Nach den neueſten Nachrichten aus Neuſeeland, die man Anfang Mai 1860 in Sidney hatte, befand ſich das Innere der ſüdlichen Inſel ganz in den Händen der Eingebarnen. Auch auf der nördlichen Inſel befürchtete man einen allgemeinen Aufſtand. Schon war es hier wiederholt zu blutigen Conflicten gekommen. Die Regierung hatte bei Taranali (Neuplymouth) 800 Mann Truppen zuſammengezogen, dort war der Herd des Aufruhrs. Auch hatte ſie Veranſtaltungen getroffen, die Hauptſtadt Auckland militäriſch zu befeſtigen, weil ſie einen Ueberfall beſargte. Zwar hatten noch mehrere mächtige Stämme bei Wanganui ihr ihren Beiſtand zugeſagt und ſie ihrer Treue verſichert, aber es ließ ſich doch nicht vorausſehen, ob dieſe Zuſage erfüllt werden würde. Verſtärkungen für die Truppen waren von Auſtralien unterwegs.

Die Urſache dieſer Bewegung war abermals das Land. Die Eingeborenen in der Provinz Neuplymouth hatten den fremden Coloniſten die Rechtmäßigkeit des Ankaufs der Ländereien beſtritten. Dazu kam, daß eine Art nationaler Bewegung durch die ganze Inſel ging, die Maori fürchteten eine völlige Unterdrückung ihrer Nationalität durch die Fremden. Ein Häuptling, Wirimu Kingi (König Wilhelm), trieb die Sache bis zum offenen Bruch. Er trat an die Spitze der nationalen Bewegung, namentlich jener Eingebornen, die ſich in Neuplymouth in ihren

Rechten beeinträchtigt glaubten. Am 15. März dieses Jahres brach er in die Colonie ein. Seine Anhänger warfen Verschanzungen auf, aus denen sie aber das Kanonenfeuer der Engländer vertrieb. Dafür ermordeten sie wehrlose Colonisten und bedrohten Leben und Eigenthum Aller, die zerstreut umher wohnten. Die Colonisten bildeten Freiwilligencorps aus ihrer Mitte, die britischen Kriegsschiffe setzten einen Theil ihrer Besatzungen an's Land. Es kam zu Reibungen zwischen den Colonisten und dem Commandeur eines Kriegsschiffes, was die Verwirrung noch vermehrte. Das Ende des Aufstandes ist noch nicht abzusehen. Der chinesische Krieg erfordert von Seiten Englands große Streitkräfte, die Zustände in Indien desgleichen. Es wird der britischen Regierung schwer fallen, gleichzeitig auch in Neuseeland mit Nachdruck einzuschreiten.

Wir werfen schließlich noch einen kurzen Blick auf den Fortgang der Mission unter den Neuseeländern. Seit 1843 ist ein englischer Bischof in Neuseeland angestellt. Schon damals fand er den Zustand der Mission zufriedenstellend. Im Jahre 1849 trugen die Colonisten darauf an, der Kirche von Neuseeland eine Verfassung zu geben. Der größte Theil der Eingeborenen hatte sich zum Christenthum bekannt, aber seine Sitten und Lebensweise waren noch heidnisch. Die Mission konnte nicht aufhören, auch schien es nicht angemessen, christliche Eingeborene als Geistliche anzustellen. Man wünschte eine Synodalverfassung. Am 14. Mai 1857 versammelte sich die erste Generalsynode in der St. Stephanscapelle zu Taurarua, in der Nähe von Auckland. Alle Provinzen mit Ausnahme von Otago waren vertreten. Der Bischof Selwyn führte den Vorsitz. Man kam überein, Diöcesansynoden einzurichten, welche innerhalb ihres Gebietes mit ihren eigenen Mitteln die Mission unter den Eingeborenen eifrig fortsetzen sollten. Die Generalsynode ward im April 1859 wiederholt. Die Maßnahmen der ersten Synode hatten sich bewährt, man beschloß deren Fortsetzung. Die Missionsgesellschaft der englischen Kirche hat sämmtliche Beschlüsse der Generalsynode genehmigt und ihre Unterstützung zugesagt.

Auch die römische Kirche hat ihre Missionen auf Neuseeland, und nach den Berichten des Paters Poupinel, der 1858 die Stationen besuchte, befinden sich diese in einem blühenden Zustande. In Wellington steht eine prächtige Kathedrale nebst mehreren Missionsanstalten, Schule und Capelle. Drei Stunden entfernt, in Hutt am Nordende von Port Nicholson, befindet sich eine Kirche. In Nelson ward die Kirche 1857 geweiht; im benachbarten Wairau steht eine Capelle. In Wanganui ist gleichfalls eine Kirche erbaut. Ueberall befinden sich die nöthigen Geistlichen, welche zugleich Schulen vorstehen. Aus der Provinz Auckland sind die katholischen Priester seit 1850 gewichen, dort hat die anglikanische Kirche allein die Herrschaft.

Ein Wort des Paters Poupinel möge unsere Mittheilung schließen. Derselbe sagt: „Das ehemals zahlreiche Volk der Eingebornen sieht seine Reihen beträchtlich gelichtet. Die Colonialverwaltung unterhandelt mit ihnen gewissermaßen wie mit einer fremden Macht. Sie hat ihnen das Wahlrecht zugestanden, und es nimmt sich ganz eigenthümlich aus, wenn man ehrenwerthe Gentlemen sieht, die sich demüthig um die Stimmen der Maori bewerben. Was diese armen Leute aber an der Politik gewinnen sollen, weiß ich nicht. Man gibt eine Zeitung in ihrer Sprache heraus, man bestrebt sich, ihnen zu beweisen, wie vortheilhaft es für sie sei, wenn sie ihre Ländereien der Regierung verkauften.“ Aber, dürfen wir hinzusetzen, dies letztere begreifen sie nicht, und von jener politischen Selbständigkeit vermögen sie keinen Gebrauch zu machen. Die britische Regierung wird Mühe haben, ihre Autorität zu behaupten. Dennoch muß es im Interesse der allgemeinen Civilisation gewünscht werden, und wie auch die Verhältnisse sich gestalten mögen, Neuseeland wird mehr und mehr das Großbritannien der südlichen Hemisphäre werden.

Graf Stephan Szecsenyi.

In der ungarischen Hauptstadt steht am obern Donaukai ein Haus, das Stako'sche, vor dem man den freiesten Blick auf die Donau, die über sie führende Kettenbrücke und den großen Tunnel hat, der durch den Ofener Festungsberg gebrochen worden ist. Auf diesem Platze sollte das Denkmal stehen, welches Ungarn seinem „großen Grafen“ zu errichten beabsichtigt. Es würde dann von

den Arbeiten Szechenyi's umgeben sein, die für Ungarn Epoche machend waren. Sein Standort selbst würde dem Beschauer sagen, daß der Graf es war, der die Donau zu einer großen Verkehrsader machte, daß er es war, der den ungarischen Adel für eine praktische Thätigkeit gewann, und daß er die stolzen Magnaten durch die kleine Abgabe, welche sie bei jeder Benutzung der Kettenbrücke zu entrichten hatten, an den Gedanken einer Besteuerung gewöhnte. Auch daran würde der Standort des Denkmals auf dem schönen Donaukai erinnern, daß Pesth erst durch Szechenyi zu einer Hauptstadt geworden ist, die mit Wien und Berlin wetteifern kann. Allerdings würde es keines Denkmals bedürfen, um das Andenken an Szechenyi für alle Zeiten lebendig zu erhalten. Hat er doch für sein Vaterland den Uebergang aus dem Mittelalter in die moderne Zeit vermittelt und alle die Anregungen gegeben, denen das heutige Ungarn seinen geistigen Reichthum verdankt.

Wie die ungarischen Verhältnisse sich gestaltet haben, konnte nur ein großer Herr der Reformator des Landes werden. Zum Glück war Graf Szechenyi ein großer Herr. Seine Familie reicht weit in die Geschichte Ungarns zurück und zählt unter ihren Mitgliedern mehrere Männer, welche ihren Verdiensten hohe Stellen verdankten. Ein Michael Szechenyi kämpfte an der Seite des Grafen Zrinyi, des heldenmüthigen Vertheidigers von Szigeth. Auch der Vater des Grafen, Franz Szechenyi (die deutsche Aussprache des Namens ist Setschenji), hat sich als Vaterlandsfreund rühmlich bekannt gemacht. Er ist unter Anderm der Gründer des ungarischen Nationalmuseums. Diesem Mann wurde Graf Stephan Szechenyi am 21. September 1792 als jüngster Sohn geboren. Siebzehn Jahre alt trat er gleich seinen beiden ältern Brüdern 1809 in die ungarische Insurrection (das Aufgebot des Adels) und diente dann in der Linie fort. Als Rittmeister im Uhlanenregiment Merveldt machte er die Freiheitskriege mit. Bei mehreren Gelegenheiten zeichnete er sich durch glänzende Tapferkeit aus, namentlich in der Schlacht bei Leipzig. Als Feldmarschall Schwarzenberg am Abend des 17. October 1813 Gewißheit haben wollte, ob er in der Schlacht des nächsten Tages auf die Mitwirkung Blücher's rechnen könne, erbot sich Graf Szechenyi, den gefährlichen Ritt durch die französischen Vorposten zu machen und kam glücklich zu Blücher. In der Nacht ritt er auf die Bitte des alten Marschalls zu Bernadotte, um auch diesen zum Angriff aufzufordern, und machte bei grauendem Morgen den Weg durch die feindlichen Linien zum zweiten Male mit demselben Glück. 1814 und 1815 wohnte er dem Einzug der Verbündeten in Paris bei.

Sein Vater unterschätzte ihn und bedachte ihn in seinem letzten Willen weniger reichlich als die beiden ältern Brüder. Dennoch verfügte Graf Stephan als Eigenthümer des Gutes Groß-Zinkendorf über ein jährliches Einkommen von 60,000 Gulden in Silber. Jung, reich und liebenswürdig, dabei feurig und lebenslustig, in seinen Manieren ein vollendeter Cavalier, ging er nach dem Frieden, indem er seine Stellung im Heer vorläufig beibehielt, auf Reisen und besuchte Deutschland, England, Frankreich, Spanien und den Orient. Eine höhere Lebensaufgabe hatte er sich damals noch nicht gestellt und befriedigte seine Hinneigung zu den „noblen Passionen" so ziemlich schrankenlos. Insbesondere huldigte er dem Spiel mit magyarischer Leidenschaft. Als er einmal in Paris bei Frascati in einer Nacht über 40,000 Gulden verspielt hatte, gerieth er, bis seine Mutter ihm neues Geld geschickt hatte, in solche Noth, daß er keinen andern Ausweg sah, als jeden Tag dieselbe Spielhöhle zu besuchen und sich den Anschein zu geben, als wolle er spielen, weil er dadurch ein Recht erhielt, an dem Abendessen Theil zu nehmen, das dort den Spielern aufgetragen wurde.

Durch diese derbe Lehre nicht gebessert, kehrte der Graf nach Ungarn zurück. Seine ältern Freunde bedauerten, daß ein so reich begabter Mann nichts Ernstes unternehme, und einer von ihnen, einer der reichsten, aber auch tiefstverschuldeten Magnaten des Landes, beschloß an seinem eigenen Beispiel dem jungen Manne zu zeigen, wohin das Leben, das er bis jetzt geführt habe, ihn zuletzt bringen müsse. Als der Fürst den Besuch eines Hauptgläubigers erhielt, ließ er den Grafen hinter eine spanische Wand treten, wo dieser nun Ohrenzeuge war, wie brutal der Gläubiger sich benahm und wie tief der Fürst vor dem rohen Menschen sich demüthigen mußte. Vor Wuth bebend stürzte er, als der Geldmann sich entfernt hatte, aus seinem Versteck hervor und

starrte den Fürsten voll Entsetzen an. „Merke Dir diese Lehre," sagte dieser ruhig. „Mir ist nicht mehr zu helfen, aber Du hast Dein Vermögen erst angetreten und kannst in geordneten Geldverhältnissen leben. Führe eine vernünftige Wirthschaft, kaufe nie etwas, ohne baar zu bezahlen und suche jeden Deiner Freunde zu einer gleichen Handlungsweise zu bewegen. Dann wirst Du glücklich sein und dazu beitragen, daß unser Volk wieder stark und glücklich wird." Diese Worte und die vorangegangene schreckliche Scene bewirkten die Bekehrung des Grafen, wie er selbst oft erzählt hat.

Graf Szecsenyi war als geistvoller Mann gereist. Ohne die Absicht zu haben, von dem, was die fremden Länder ihm darboten, eine praktische Anwendung auf sein Vaterland zu machen, hatte er viel gesehen, viel gehört und strotzte von Ideen und Kenntnissen. Nun er sich die große Aufgabe stellte, der ungarische Reformator zu werden, kamen ihm seine gleichsam am Wege aufgelesenen geistigen Schätze vortrefflich zu Statten. Die bestehenden Verhältnisse, mit denen er sich zunächst vertraut machte, zeigten ihm wenig Tröstliches. Der Adel Ungarns, der mit Hinzurechnung des sehr zahlreichen Bauernadels eine Million Menschen zählte, war im Besitz aller Rechte. Die übrigen fünfzehn Millionen Einwohner, amtlich als armseliger Steuern zahlender Pöbel (miserrima plebs contribuens) bezeichnet, waren mit Frohnden und Abgaben belastet. Diese Masse galt für ganz roh und war es größtentheils wirklich, aber auch der Adel besaß keine Bildung und lebte, den gröbsten sinnlichen Genüssen hingegeben, sorglos in den Tag hinein. Von Schulden zerfressen zu sein, galt für das Kennzeichen eines echten Edelmanns. Die natürliche Folge war, daß der Adel ziemlich allgemein creditlos war und wegen Capitalmangels die in seiner Hand liegenden Bodenschätze nicht zu heben vermochte. Die geistigen Zustände waren eben so schlimm. Der große Haufen sprach die Landessprache in verschiedenen verdorbenen Dialekten, der Adel unterhielt sich deutsch, französisch oder lateinisch. Er war stolz auf sein Vaterland, aber auf dessen Vergangenheit, nicht auf die Gegenwart. „Ungarn ist gewesen!" war eine allgemeine Redensart, durch welche die Gleichgiltigkeit in allen vaterländischen Dingen der Gegenwart bemäntelt werden sollte.

„Ungarn ist nicht gewesen, es wird erst sein!" antwortete Graf Szecsenyi diesen trägen Bewunderern der Vergangenheit. Ob er das Gelingen seiner Pläne zuversichtlich erwartet habe, dürfte sehr zweifelhaft sein, da er den Wahlspruch wählte: „Reine Seele, reine Absicht, ob erfolgreich, oder nicht." Seiner Thätigkeit sah man es nicht an, daß er den Sieg des Guten für nicht ganz wahrscheinlich hielt. Wie er an's Werk ging, eifrig und unverdrossen, oft mit einer Hast, auf die nie eine Erschlaffung folgte, mußte man glauben, daß er seines Zieles völlig sicher sei.

Am 3. November 1825 nahm er seinen Sitz in der Magnatenkammer ein. Sein erster Vorschlag ging auf die Gründung einer ungarischen Gelehrten-Gesellschaft. Er brachte seinem Plan ein ganzes Jahreseinkommen zum Opfer, und sein Beispiel zündete so, daß in wenigen Minuten 400,000 Gulden gezeichnet waren. 1830 genehmigte Kaiser Franz den Plan, und die ungarische Akademie trat nun in's Leben. Wie sie gewirkt hat, zeigt der heutige Zustand der ungarischen Literatur. Aus einem Bauerndialekt ist das Magyarische zu einer Sprache geworden, die den Vergleich mit den Sprachen der andern Culturvölker nicht zu scheuen braucht. Schon hat diese Sprache Dichter ersten Ranges wie Vörösmarty und Petöfi aufzuweisen. Zwei Jahre nach der kaiserlichen Bestätigung der Akademie schuf Szecsenyi ein zweites magyarisches Institut, das Nationaltheater, und fügte in demselben Jahre 1832 als Schlußglied des geistigen Ringes ein Conservatorium der Musik hinzu. Er selbst hatte die ungarische Sprache nur nothdürftig verstanden, warf sich aber jetzt mit einem solchen Eifer auf ihre Erlernung, daß er sie nicht bloß elegant sprach, sondern auch schrieb. Er war der Erste, welcher die Magnatentafel in der Muttersprache anredete.

Alle seine magyarischen Schriften dienten dem einen Zweck, den Adel und das Volk über die wahren Bedürfnisse des Landes aufzuklären. Die bedeutendsten derselben sind in's Deutsche übersetzt worden. Die zuerst erschienenen „Ueber den Credit," „Licht" und „Stadium" haben die nachhaltigste Wirkung geübt. Die Ideen, die Szecsenyi in ihnen entwickelte, beruhten auf dem Grundsatze, daß Ungarn die Trümmer seiner Vergangenheit, die auf ihm lasteten, von sich abwälzen müsse.

Das altungariſche Lehnsweſen mit ſeiner Steuerfreiheit des Adels, ſeiner Aviticität, ſeinen Frohnden ſei zu beſeitigen und durch Gleichheit vor dem Geſetz zu erſetzen, die Bodencultur müſſe gehoben, der Verkehr durch ein großes Netz von Verbindungswegen gefördert werden. Indem Szechenyi dieſe und ähnliche Grundſätze ausſprach, bethätigte er ſie zugleich, ſo weit es in ſeiner Macht ſtand, indem er Anſtalten ſchuf und Arbeiten begann, die ſich als Grundlagen eines neuen Lebens glänzend bewährten. Seinen Standesgenoſſen gab er zwei Mittelpunkte zu gemeinſamer Beſprechung: Nationalcaſinos und Pferderennen. Das erſte Caſino eröffnete er ſelbſt in Peſth, und nach dem Muſter deſſelben entſtanden andere in Kaſchau, Miskolcz, Raab, Debreczin, Szegedin, Temesvar, Klauſenburg und an andern Orten. Die Pferderennen dienten zugleich dem Zweck einer Veredlung der einheimiſchen Thiere.

Die Regierung war ihm bei ſeinen Unternehmungen behilflich, obgleich ſein Freiſinn zu dem alten Syſtem nicht paßte. Fürſt Metternich, mit dem er häufige Beſprechungen hatte, ſah die Kräftigung des Magyarenthums gern, um in dieſem ein Gegengewicht gegen das Slaventhum zu haben. Daß die praktiſche Richtung des Grafen ihm Bedenken einflöße, verhehlte der kluge Staatscanzler nicht. „Es wird Ihnen nicht gelingen, allgemein durchzudringen," ſagte er dem feurigen Reformator einſt. „Das dumme Volk greift immer nach den Steinen, ſtatt nach dem Brote, da dieſe ſchwerer ſcheinen und mehr glänzen. Grade die praktiſchen Ideen bedürfen, um haften zu bleiben und in's gemeine Leben überzugehen, einer ungleich längern Zeit, als die verrückteſten Ideen der Idealexlaſe." Die Worte waren prophetiſche. Szechenyi ſollte es nur zu bald erleben, daß die Ungarn ſeinen praktiſchen Ideen, die für ſie zum überwundenen Standpunkt wurden, den Rücken zukehrten, um auf die glänzenden Träume eines genialen Volksredners zu bauen.

Szechenyi's glänzendſte Zeit fällt in die dreißiger Jahre. Damals war es, wo Jedermann in Ungarn ihn kannte und den großen Grafen nannte. In jener Zeit war er raſtlos thätig und hielt immer eine neue Schöpfung in Bereitſchaft, während er noch an einen ältern Plan die letzte Hand legte. Von den weitgreifendſten Folgen war die von ihm bewirkte Einführung der Dampfſchifffahrt auf der Donau. Bis dahin war der prächtige Strom, die verbindende Brücke zwiſchen dem Abendlande und dem Morgenlande, faſt unbenutzt geblieben, da der Schifffahrt mächtige Hinderniſſe entgegenſtanden. Dieſe zu entfernen und insbeſondere das eiſerne Thor an der Landesgrenze gegen die Türkei durch einen Canal ſchiffbar zu machen, war Szechenyi's erſtes Beſtreben. Als kaiſerlicher Bevollmächtigter ging er perſönlich nach England, um die nöthigen Kräfte für die erforderlichen hydrauliſchen Arbeiten zu gewinnen. Allerdings konnte die rieſige Aufgabe der Sprengung der Felſenriffe am eiſernen Thor nicht ſogleich völlig gelingen, aber es wurde doch eine fahrbare Straße hergeſtellt, welche am 11. November 1834 von dem erſten Schiffe zurückgelegt wurde. Der ungemeine Aufſchwung, den der Donauverkehr jetzt nahm, iſt bekannt. Eine ganze Flotte von Dampfſchiffen befährt den Strom, und bis in's Herz von Deutſchland erſtrecken ſich die wohlthätigen Folgen der Wiederbelebung ſeines Verkehrs.

Als die Dampfſchifffahrt eingerichtet war, begab ſich Szechenyi zum zweiten Male nach England, um die dortigen Kettenbrücken zu ſtudiren und einen Techniker für den Bau einer ſolchen Brücke zwiſchen Peſth und Ofen zu gewinnen. Als er zurückkehrte, entwickelte er den Ungarn ſeinen Plan in einer beſondern Flugſchrift. Auf der Stelle erhob ſich gegen ihn ein Sturm, der Jahre lang fort tobte und mehrmals ſogar zu Blutvergießen führte. Szechenyi hatte nämlich den Beweis geführt, daß die Brücke keinen Ertrag abwerfen werde, wenn nicht Jeder, welcher ſie benutze, gleich viel ob er ein Adeliger, ein Bürgerlicher oder ein Bauer ſei, ein Brückengeld entrichte. Der Adel merkte recht gut, daß dieſes Brückengeld dazu beſtimmt ſei, in ſein Vorrecht der Steuerfreiheit Breſche zu legen, und der am Alten hängende Theil des Standes opponirte daher mit der äußerſten Heftigkeit. Noch als beide Kammern ihre Zuſtimmung zu dem Bau der Kettenbrücke unter der Bedingung der Beſteuerung aller ſie Benutzenden gegeben hatten, ſchwieg die Feindſchaft gegen Szechenyi nicht. Man beſchuldigte ihn, der alten ſchönen Freiheit den Todesſtoß gegeben zu haben, und ein Gerichtstafelbeiſitzer erklärte unter ſtrömenden Thränen, daß er die unſelige Brücke nie betreten werde. Der Bau derſelben wurde von

dem Engländer Clarke 1844 begonnen und fünf Jahre später vollendet. Mit dem Bau der Brücke stand der Durchbruch eines Tunnels durch den Ofener Festungsberg in Verbindung. Dieser Tunnel gehört zu den längsten und verschafft der Hauptstadt Pesth eine grade Verbindung mit den Bergen hinter Ofen.

Zum Vorsitzenden der Abtheilung für Verbindungsmittel bei der ungarischen Statthalterei ernannt, begann Szechenyi 1846 die Regulirung der Theiß. Er stellte dabei den alten, von den Römern erbauten Theiß-Donau-Canal her, der eine Länge von fünfundzwanzig Meilen hat, und gewann durch Trockenlegung eine Bodenfläche von mehr als hundertfünfzig Geviertmeilen für den Ackerbau. Es war sein Plan, alle ungarischen Flüsse zu reguliren und Eisenbahnlinien durch ganz Ungarn zu ziehen. Seine gewonnenen Erfahrungen bürgten ihm dafür, daß die riesige Summe von hundert Millionen Gulden, welche diese Arbeiten gelostet haben würden, gute Zinsen tragen werde. 1847 legte er dem Reichstage seinen Plan vor, aber die Ausführung desselben wurde durch die Revolution verhindert.

Wir haben jetzt die Hauptwerke des großen Grafen genannt. Was er neben ihnen ausführte, würde allein genügen, ihm einen Anspruch auf die Dankbarkeit des ungarischen Volks zu sichern. Durch ihn erst bekam Ungarn einen Handel und eine Gewerbsthätigkeit in modernem Stil, Banken, Dampfmühlen, Fabriken und Werkstätten aller Art. Eine gemeinsame Thätigkeit brachte den Adel und den Bürgerstand einander näher und ließ die Standesunterschiede nicht mehr bemerkbar werden. Zu den naturwissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Vereinen des Landes gab er den Anstoß. Seine Unternehmungen waren alle gesund, wie aus dem Umstande hervorgeht, daß er durch den Antheil, den er an ihnen nahm, seine Einkünfte verdoppelte.

Während dieser ganzen Zeit seines Wirkens war er in einer ewigen Bewegung, bald in England, bald in Pesth, bald auf Rundreisen hier und dort im Lande. Er suchte in den fernsten Gegenden einflußreiche Edelleute auf, um sich mit ihnen zu verständigen, und veranstaltete Volksversammlungen, um Jedermann über seine Pläne zu belehren. Nicht immer drang er mit seinen Reden durch. Einst sprach er in Kleinkumanien zu der versammelten Menge und schilderte ihr mit feurigen Worten, welche Ergebnisse die Engländer ihrer rastlosen Thätigkeit verdankten. „Diese Engländer," rief er aus, „immer und ewig arbeiten sie. Niemand ist müßig, der Lord wie der Bauer, die Dame wie die Fabrikarbeiterin, alle arbeiten sie, jeden Tag und jede Stunde des Tags arbeiten sie." Er hielt inne, denn ein allgemeines Gemurmel sagte ihm, daß er auf seine Zuhörer Eindruck gemacht habe. Da wurde das Gemurmel zu Ausrufungen, und Szechenyi hörte, wie seine Kumanier voll Mitleid zu einander sagten: „Die armen Engländer, immer und ewig arbeiten sie! Die armen Menschen!"

War er in jener Zeit der dreißiger Jahre in Pesth anwesend, so traf man ihn regelmäßig im Heckenast'schen Buchladen. Dort war ein Sammelpunkt, wo Männer wie Graf Aurel Dessewffy, Baron Joseph Eötvös, Szemere, Nagy u. a. m. sich begegneten. In diesem Laden sprach Szechenyi über Alles, was ihn beschäftigte, über die Flußregulirungen, die Casinogesellschaften, Gefängnißreform, Emancipation der Juden, neue Gesetzbücher, Seidenbau, Schafzucht, Schweizerkühe und Schweine aus Yorkshire. Nicht selten verließ er den Laden mitten im Fluß der Rede, weil er draußen Jemand erblickte, den er für irgend etwas gewinnen wollte und den er lebhaft sprechend unter'm Arm faßte, um ihn eben so plötzlich zu verlassen, weil sein Blick auf einen neuen Bekannten gefallen war. Sein eigenes Wesen würde ihn in Verbindung mit seiner sonderbaren Tracht lächerlich gemacht haben, wenn er nicht der große Graf gewesen wäre. Man sah ihn nämlich stets mit einem breitrempigen Quäkerhut und mit einem Frack weit wie ein Schlafrock, dessen Schöße unter dem kurzen Ueberzieher voll sichtbar wurden. Unter dem Arme trug er immer einen dicken Rohrstock, in dem ein Regenschirm steckte, auch zu Pferde, und dann stellte er eigentlich ein komisches Bild dar, da er einen Ponny ritt und mit den Füßen fast den Boden berührte. Bei Szechenyi galt diese Tracht für englisch und dieses Gebahren für ein Muster des feinsten Benehmens.

In den vierziger Jahren wurde Szechenyi von Kossuth und den Radicalen mehr und mehr überholt. Er konnte mit dieser Partei nicht gehen und kämpfte bei jeder Gelegenheit gegen sie an. Er handelte nach den Worten, die er am Schluß seines Werks über den Credit ausgesprochen hatte: „Ich hasse alle

extremen Maßregeln, alle Uebertreibungen, bin ein Freund der Mäßigung und der Harmonie. Mit Freuden würde ich die Parteien sich einigen sehen, und viel lieber möchte ich auf einem Mittelwege das mögliche Gute erreichen, als vergebens nach jenem eingebildeten Segen streben, den wir wahrscheinlich nie kennen werden, als in einer bessern Welt." Daß Kossuth die ruhige Reform in Gefahr bringen werde, fürchtete der Graf nicht. In seinen Augen war der Radicalismus ein Sauerteig, dessen Treiben und Gähren wohlthätig wirke. So würde sich dieses Element auch bewährt haben, wenn die plötzlich hereinbrechende Februarrevolution nicht mit einem Male Alles in Flammen gesetzt hätte.

Als die Nachricht, daß Ludwig Philipp entthront worden sei, in Preßburg eintraf, waren die Mitglieder des Reichstags eben in den Vorzimmern versammelt. Man erörterte das Ereigniß mit leidenschaftlicher Erregung, als Szechenyi das Wort ergriff. „Die Dämme sind eingerissen," sagte er, „der Strom wird sich unaufhaltsam über ganz Europa ausbreiten und alle noch so heterogenen Zustände in seine Strömung mit aufnehmen und verschlingen. Wir laufen Gefahr, das zu verlieren, was wir auf dem ruhigen und sichern Wege der Reform bereits gewonnen haben. Wiederholen wir also das große Beispiel der Zeit Maria Theresia's, verfügen wir uns in Gesammtheit nach Wien und stellen wir uns, frei von allen Parteibestrebungen, dem Kaiser zur Verfügung. Retten wir ihm seine Gesammtmonarchie, so spielen wir die erste Rolle im Reich und können die Reformen fordern, welche die Zeit erheischt."

Sein Vorschlag wurde nicht ausgeführt und die Ereignisse nahmen den bekannten Gang. Graf Szechenyi trat in das ungarische Ministerium, dessen dynastische Gesinnung bis zum September außer Frage stand. Nun kamen jene furchtbaren Ereignisse, welche die Katastrophe einleiteten, der Bürgerkrieg im Süden, die Octoberrevolution, die Ermordung des Grafen Lambert. Nach jener letztern Unthat hatte Szechenyi eine lange Unterredung mit dem Palatin Erzherzog Stephan, nach deren Beendigung man ihn in voller Verzweiflung auf dem Wege nach Waizen davoneilen sah. In den nächsten Tagen verbreiteten sich die düstersten Gerüchte über ihn, daß er wahnsinnig geworden sei, sich aus dem Fenster gestürzt habe. Wochen vergingen, ehe man mit Bestimmtheit erfuhr, daß der große Graf sich in der Döblinger Privatirrenanstalt des Dr. Görgen befinde.

Es ist dies dieselbe Anstalt, welche den unglücklichen Nikolaus Lenau beherbergt hat. Sie liegt vor der Nußdorfer Linie, mitten in einem großen englischen Garten, der eine weite Aussicht bis zum Kahlenberge gewährt. Das Hauptgebäude ist ein ehemaliges herrschaftliches Landhaus, dessen Baustil an die Zopfzeit des vorigen Jahrhunderts erinnert. Graf Szechenyi bewohnte den untern Flügel dieses Gebäudes. Seine Geisteskrankheit war nicht so bemerkbar, daß nicht Zweifel an ihrem Vorhandensein hätten entstehen können. Man glaubte vielfach, daß Szechenyi, der immer etwas von einem Sonderling gehabt hatte, sich verstelle, um peinigenden Gesprächen über die jüngste Vergangenheit zu entgehen, welche so viele seiner Werke zerstört hatte. In der That litt er nicht, daß die wenigen Freunde, denen er im Anfang Zutritt gewährte, über Ungarn sprachen oder auch nur den Namen nannten. Geschah es trotz seines Verbots, so that er, als habe er es nicht gehört.

In den spätern Jahren nahm seine Empfindlichkeit in diesem Punkte ab. Er beschäftigte sich wieder mit Politik und mit den ungarischen Angelegenheiten, wie er auch außer Freunden und Bekannten manchen Fremden sah. Von der Gesellschaft wie von den Behörden wurde er als ein völlig zurechnungsfähiger Mann behandelt. Er verwaltete sein Vermögen selbst, unterlag keiner beengenden Aufsicht und führte einen ausgebreiteten Briefwechsel. Indessen dauerte seine Geisteskrankheit fort und keine Heilmethode bewährte sich gegen sie. Die Zweifel an ihr wurden aber stärker, so daß sein Arzt Dr. Görgen mehrmals in die Lage kam, sich über den Grafen amtlich erklären zu müssen. Seine Ueberzeugung ist in den Worten enthalten, die er drei Tage nach der Selbstentleibung seines Pfleglings der Wiener Morgenpost schrieb: „Graf Szechenyi war wirklich vom Momente seiner Ankunft in meinem Hause bis zum Augenblick seines Todes geisteskrank. Er war trotz aller Liebenswürdigkeit im Umgang und seines glänzenden Conversationstalents im hohen Grad irrsinnig und unzurechnungsfähig. Sein Leiden bestand in einer unheilbaren Selbstmordmanie, welche ihn während seines zwölfjährigen Aufenthalts in meiner Anstalt nie verließ und neben den heitersten Scherzen,

mitten im harmlosesten fröhlichsten Gespräch immer zum Durchbruch kam."

Elf Jahre war Szecsenyi ein scharfer aber stummer Beobachter der politischen Ereignisse gewesen. 1859 erschien zu London in deutscher Sprache eine Flugschrift: „Ein Blick u. s. w., von einem Ungarn." Diese 520 Seiten starke Schrift konnte Niemand als der Graf geschrieben haben. Die ihm eigene Weise, zu denken und zu schreiben, verrieth sich auf jeder Seite, in jeder Zeile. Die Behörde wollte den Verfasser ermitteln, und es wurde deßhalb bei Szecsenyi Haussuchung gehalten. Ohne das wieder auftauchende Gerücht, er stelle sich nur geisteskrank, um sich unbehelligt einer politischen Wirksamkeit überlassen zu können, würde diese Maßregel nicht ergriffen worden sein. Man benahm sich übrigens sehr schonend gegen ihn, und er selbst war bei der Untersuchung höflich, ja freundlich zuvorkommend. Spuren jener Schrift, welche die Maßregeln der letzten elf Jahre mit Hohn und Ironie angriff, sollen nicht gefunden worden sein.

Jene Haussuchung hatte am 3. März 1860 stattgefunden. Andere Schläge folgten, der Tod eines alten Freundes, einer verwandten Dame, die Verurtheilung eines andern Freundes durch das Gericht. Seine Selbstmordsideen nahmen eine bestimmtere Form an. Der Arzt gewahrte es und drang in die Familie, dem Kranken alle die Gegenstände zu entziehen, mittelst deren er den befürchteten Entschluß auszuführen vermochte. Ehe dies geschah, hatte Szecsenyi den letzten Schritt gethan. Am Ostersonntag trat der Kammerdiener in's Zimmer und fand seinen Herrn todt. Graf Szecsenyi hatte sich mit einer Pistole das Leben genommen, ohne daß der Schuß im Hause gehört worden war.

Bei seiner Beerdigung in Groß-Zinkendorf und bei den Leichenfeiern, die man ihm in verschiedenen Städten veranstaltet hat, ist die Sympathie der Nation für ihren Reformator noch einmal zu Tage getreten. Die Ungarn haben um ihn getrauert, wie man um einen König trauert. 1848 ihren Blicken entschwunden, war er für sie noch der Szecsenyi der alten Zeit, an dessen Namen sich glänzende Hoffnungen knüpften. Alles, was er gethan und angestrebt, wurde in der Erinnerung wieder lebendig. An seinem Grabe wiederholte sein Sohn Bela das Wort des Vaters: „Ungarn ist nicht gewesen, es wird erst sein!"

Graf Szecsenyi war ein Mann mit einem wahrhaft fürstlichen Antlitz. Sein großer Kopf wurde von schwarzen, gewöhnlich kurz geschorenen Haaren und von einem dunkeln Vollbart eingefaßt. An den Seiten der kleinen gebogenen Adlernase blitzten glühende scharfe Augen, auf die sich buschige, in der Mitte zusammengewachsene Augenbrauen dicht herabsenkten. In seinen Manieren, z. B. in dem häufigen Zurückwerfen des Kopfes, sprach sich eine nicht ungesuchte Originalität aus. Er sprach eben so gut deutsch als ungarisch und sprach immer anziehend, Witze und Anekdoten mit einstreuend, rasch von einem Gegenstand zum andern eilend. Eben so schrieb er auch. Alle seine Schriften verrathen den feinen Weltmann, der wohl der Begeisterung fähig ist, aber am liebsten leicht plaudernd, mit ironischen Wendungen den Gegner abweisend, belehrt. Daß er den Fürsten Pückler-Muskau sich zum Muster genommen hatte, verräth sein Stil aller Orten. In Döbling glich er mit seinem weißen Haar und Bart einem Rembrandt'schen Apostel. Das beste Bild, das von ihm existirt, ist ein Miniaturbild, nicht größer als ein Octavblatt, das Daffinger gemalt hat. Auch das lebensgroße Bild des Grafen in der ungarischen Akademie von Einsle ist sehr ähnlich. Nach diesem letztern haben Hanfstängl und Eybl ihre lithographischen Bildnisse entworfen. Außer den schon genannten Hauptschriften hat er noch Vieles geschrieben. In's Deutsche übersetzt wurden die folgenden seiner Schriften: Ueber Pferde, Pferdezucht und Pferderennen. — Vorschläge zur Verbesserung. — Ueber die Donauschifffahrt. — Einiges über Ungarn. — Ueber die ungarische Akademie. — Programm der politischen Bewegung.

Graf Szecsenyi hatte sich 1836 mit der Gräfin Crescentia von Seilern und Aspang, der Wittwe des Grafen Karl Zichy, vermählt. Seine Gemahlin und zwei Söhne, Bela und Oedoon, haben ihn überlebt.

Neu-Bedford in Massachusetts.

Massachusetts ist einer der kleinsten, aber auch reichsten Staaten der Union. Die Unergiebigkeit seines Bodens hat die Bevölkerung zu einer Thätigkeit in Handel und Gewerben angespornt, der von der vielfach ein-

gezackten Küste begünstigt, schöne Früchte getragen hat. Unter allen Städten von Massachusetts ist Neu-Bedford im Verhältniß zur Zahl seiner Bevölkerung am wohlhabendsten. Betritt man diesen Ort von 25,000 Seelen, so glaubt man in einer Stadt von lauter Landsitzen zu sein. Ganze lange Straßen bestehen bloß aus reich geschmückten Villen, die von reizenden Blumengärten und kleinen Parks umgeben sind. Sie verrathen nicht bloß den Reichthum, sondern auch den guten Geschmack der Einwohner. Von der Unterstadt aus gewährt Neu-Bedford, wie es sich am rechten Ufer des Acushnet an einer Höhe emporzieht, mit diesen Landhäusern, seinen Kirchen und öffentlichen Gebäuden von Granit einen wirklich schönen Anblick. In dieser Unterstadt wird dem Fremden die Quelle des Reichthums der Stadt klar. Hier liegt der geräumige, tiefe und sichere Hafen, bis zu dem die größten Seeschiffe von der kaum eine deutsche Meile entfernten Buzzardsbai hinauffahren können. Aus allen Gegenden, welche der Schiffer besucht, aus allen Meeren, die er befährt, sind hier Gegenstände ausgestellt. Man sieht Muscheln von dem sandigen Ufer Madagaskars, Korallen von den Riffen Tahiti's, Keulen der Neuseeländer, Schneeschuhe der Eskimos. An den Fenstern sind Zähne des Spermwalfisches, weiß wie Elfenbein, aufgereiht, an den Wänden liegen mächtige Flossfedern der Ungeheuer der Tiefe. An den Kaien laden Schiffe aus, an den Werften werden andere ausgebessert. Man stolpert über Anker, Taue, Klammern, Harpunen und Lanzen und muß sich in Acht nehmen, nicht in die übelduftende Flüssigkeit zu treten, die ein leck gewordenes Thransaß zurückgelassen hat.

Es ist der Walfischfang, der in Neu-Bedford Alles beschäftigt. Für ihn arbeitet der Schiffsbau und er versieht die Fabriken der Stadt mit Urstoffen. Wie die Vereinigten Staaten den Walfischfang der ganzen übrigen Welt überflügelt haben, so hat Neu-Bedford alle andern Städte der Union überflügelt. Einige Zahlen werden das beweisen. Im Jahre 1857 wurde in den Vereinigten Staaten eingeführt:

Spermöl . . .	75,440	Fässer.
Thran	230,941	"
Walfischbarten .	2,058,850	Pfund.

Davon kamen auf den Bezirk von Neu-Bedford, zu dem noch sechs andere Städte, Fairhaven, Dartmouth, Westport, Wareham, Sippican und Mattapoisett, gehören:

Spermöl . . .	61,446	Fässer.
Thran	149,044	"
Walfischbarten .	1,479,850	Pfund.

Und auf Neu-Bedford allein:

Spermöl . . .	48,108	Fässer.
Thran	125,362	"
Walfischbarten .	1,350,850	Pfund.

Neu-Bedford unterhält, wie diese Zahlen andeuten, eine ganze Flotte von Walfischfängern. Es besitzt deren 250, die mit ihrer vollen Ausrüstung einen Geldwerth von 12½ Millionen Dollars darstellen. Bemannt ist diese Flotte mit etwa 10,000 Seeleuten. Diese bestehen nicht bloß aus Amerikanern und Europäern aller Nationen, sondern auch aus vielen Portugiesen von den afrikanischen Inseln, aus Negern, Chinesen, Lascaren, Australiern und Polynesiern. Auf einem Walfischfänger fragt man nicht nach Farbe oder Abstammung. Ob der Matrose einen starken Arm und ein sicheres Auge hat, darauf kommt Alles an. Der Werth der Ladung, welche die Schiffe alljährlich bringen, kann zu vier Millionen Dollars angenommen werden. Diese so wichtige Industrie ist für Neu-Bedford verhältnißmäßig neu. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war Nantucket der Hauptort der Walfischfänger. In jener Zeit siedelte ein dortiger Einwohner nach Neu-Bedford über und gab die Veranlassung zur Entstehung des wichtigen Gewerbs.

Die Walfischfänger von Neu-Bedford machen Reisen, die bis zu drei und vier Jahren dauern. Sie jagen ihr Wild in allen Meeren, neuerdings besonders bei Neuseeland, im Meere von Ochotzk und in den Gewässern, welche an die Behringsstraße angrenzen. Sie stellen nur zwei Arten nach, dem Spermfische und dem grönländischen Walfische (Balaena mysticetus). Der Spermwalfisch ist der größte und werthvollste. Er erreicht eine Länge von neunzig Fuß und liefert 50 bis 250 Barrels Thran. Der durchschnittliche Werth eines solchen Fisches ist 5000 Dollars. Der Kopf des Thieres ist von ungeheurer Größe und hat die Form eines viereckigen Kastens, dessen Deckel die dünne Unterkinnlade vorstellt. Auf ihr sitzen die zweiundvierzig Elfenbeinzähne. Im Kopfe findet man das bekannte Spermacetiöl, bei einem großen Walfisch etwa 500 Gallonen. Daß dasselbe das Gehirn sei, ist eine irrige Mei-

nung. Es ist ein helles und stark riechendes Oel, das sich an der Luft verdickt. Das harte alabasterähnliche Spermaceti des Handels wird in den Fabriken durch die abwechselnde Anwendung von Hitze, Kälte und Druck gewonnen. Derselben Behandlung unterworfen, liefert auch das Oel des übrigen Körpers einen geringen Procentsatz Spermaceti. Von dem gewöhnlichen Walfisch erhält man die allgemein bekannten Producte Thran und Fischbein.

Die Jagd auf den Spermfisch wird von Neu-Bedford betrieben bei den Azoren, bei den Inseln des grünen Vorgebirgs, im Norden der Bahamabänke, im Busen von Mexiko, in der caraibischen See, an der Küste von Brasilien und zwischen St. Helena und Afrika. Im indischen Ocean sind die ergiebigsten Stellen die Gewässer von Madagaskar und Zanzibar, die Küste von Java und das Meer des westlichen Australiens. Die Mannschaft hat bei diesem Fange wie bei dem des gewöhnlichen Walfisches einen Antheil am Gewinne. Fünfzig Spermfische machen eine volle Ladung. Zuweilen fahren die Schiffe, deren Räume gefüllt sind, nicht nach Neu-Bedford zurück, sondern laden auf den Sandwichsinseln aus.

Thran wird mit 40 Cents, Spermöl mit 1 Dollar 80 Cents die Gallone bezahlt. Da beide in gereinigtem Zustunde schwer von einander zu unterscheiden sind, so wird das Spermöl häufig verfälscht. In Neu-Bedford geschieht dies übrigens nie; man sagt dort von einem Menschen, den man als durchaus schlecht bezeichnen will: „Er wäre fähig, Spermöl zu verfälschen.“ Manche neu-englische Städte sind nicht so gewissenhaft, und die Regierung unterwirft daher das Spermöl, das sie für ihre Leuchtthürme ankauft, drei Proben. Die erste wird mit dem Oelmesser vorgenommen und bietet allein schon eine ziemliche Sicherheit dar, indem Spermöl leichter als Thran ist. Auch beim Brennen erkennt man die Verfälschung. Spermöl brennt mit einer reinen Flamme und so lange, bis die Lampe ganz trocken ist. Wird der Docht klebrig und rußig und bleibt in der Lampe ein gallertartiger Bodensatz zurück, so ist das Oel gefälscht worden. Die dritte Probe ist das Gefrierenlassen. Unreines Oel wird bereits bei + 3 Grad R. körnig, reines bleibt noch bei einer Kälte von — 7 Grad flüssig.

Bei dem Walfischfange wird nicht mehr so viel verdient wie früher. Die Walfischfänger schreiben dies dem Umstande zu, daß das Oel und die Spermacetikerzen durch andere Stoffe verdrängt werden. Namentlich erregt das Camphin ihren Unwillen. Von Andern wird die Abnahme des Gewinns der Verringerung der Anzahl der Walfische zugeschrieben. Hat eine solche stattgefunden, so liegt die Schuld an den Walfischfängern, die alle Fische, junge und alte, weibliche und männliche, ohne Schonung getödtet haben. Indessen scheint die Zahl der Walfische nicht geringer geworden zu sein, wohl aber sind die Thiere, denen man in allen Meeren unausgesetzt nachstellt, scheuer geworden.

Außer seinem Walfischfange besitzt Neu-Bedford wenig Merkwürdiges. Die Quäker unterhalten dort eine Akademie, und alle Lehranstalten sind in vortrefflichem Zustande. Trotz der herrschenden Bildung findet der Spiritualismus in Neu-Bedford einen fruchtbaren Boden, und Vorträge von „Mediums“ sind an der Tagesordnung. Liebhaber des Fischens besuchen häufig die nahe Buzzardbai, um den Blaufisch zu angeln. Er wird bis zu fünfzehn Pfund schwer und ist ein eben so schöner als beißiger Fisch, ein Hai im Kleinen. Unmittelbar nach dem Fange schmeckt er vortrefflich, nach wenigen Stunden wird er ungenießbar.

Die deutschen Messen.

Die deutschen Messen sind in der Neuzeit mehr als je der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit gewesen, namentlich seitdem mehrere Stimmen aus der Handelswelt die Nothwendigkeit ihrer Aufhebung nachzuweisen versucht und auch die Verhandlungen des preußischen Handelstages die Frage zum Gegenstande der Debatte gemacht haben. Man geht bei jenen Bestrebungen, die im Uebrigen nur Sache Einzelner geblieben sind, von der unklaren irrationellen Vorstellung aus, welche dem polizeigemaßregelten, väterlich bevormundeten Deutschen nicht so scharf anzurechnen ist, als seien die großen wirthschaftlichen Erscheinungen im Volksleben überhaupt von Regierungsgewalten von vornherein geschaffen, großgezogen und nunmehr auch wiederum, als

überlebt und unzeitgemäß, zu beſeitigen, anſtatt in ihnen die freien Schöpfungen der nationalen und internationalen Verkehrsbedürfniſſe zu erkennen, wie ſie in den verſchiedenen Perioden bedingt lagen. Die Meſſen ſind nichts als der factiſche Ausdruck dieſer Bedürfniſſe, ſie wuchſen mit dem wachſenden Culturleben zu einer entſprechenden Ausdehnung heran und werden, wenn jene Bedürfniſſe und Bedingungen, die ſie großzogen, hinwegfallen, auch von ſelbſt wieder verſchwinden. Die Staaten vermochten bei Geſtaltung des Verkehrslebens Vieles zu thun und haben Vieles gethan, namentlich zum Schutze gegen äußere rohe Gewaltthätigkeiten und für innere Rechtsſicherheit und Ordnung, immerhin aber vermochten ſie nur zu ſchützen, nicht zu ſchaffen. Dies haben Verſuche von Regierungen in neuerer Zeit überzeugend bewieſen, als vor wenigen Jahrzehnten am liebſten jeder einzelne Staat unſeres buntzuſammengeſetzten Vaterlandes eine Meſſe in ſeinem Quadratmeilenländchen hervorgerufen hätte. Die Handelsbewegung läßt ſich aber ſo wenig durch Verordnungen vom Staat dirigiren, wie die Meereswelle vom Steuermann. Sie folgt dort wie hier höheren, vom jeweiligen Einzelwillen unabhängigen Geſetzen und nimmt danach ihre Strömung.

Wenn von den Aufhebungsbeſtrebungen in irrthümlicher Anticipation der Verkehrszukunft die Meſſen für die Gegenwart als nicht mehr zeitgemäß genannt wurden, ſo erkannte der preußiſche Handelstag in ſeiner Entſcheidung und Vertagung der Streitfrage das Richtige, indem er die Beſtrebungen ſelbſt als verfrüht und unzeitgemäß bezeichnete.

Die Meſſen ſind auch eine ſo intereſſante Inſtitution im Völkerleben, daß wir, weil ſie jederzeit eine charakteriſirende, ausdrucksreiche Phyſiognomie der Zeit an ſich tragen, einen hiſtoriſchen Rückblick derſelben weder umgehen können noch mögen.

Die Literatur über die Meſſen iſt überaus karg. Die letzte Schrift von Philippi, welche von einer ſehr tüchtigen Feder herrührt, hat leider vorſätzlich eine Hauptfrage, die der Zukunft der Meſſen, umgangen. Wir wollen ſehen, in wie weit wir einen Beitrag zur Löſung derſelben aus eignen Beobachtungen über volkswirthſchaftliche Vorgänge unſeres Vaterlandes und ſpeciell der Meſſen liefern können.

Ueberſchauen wir die Meßorte der einzelnen Staaten geographiſch, ſo wird uns ſofort eine Eigenthümlichkeit entgegentreten. Zu den wichtigſten gehören Stourbridge, ein Dorf unſern Cambridge, wo unter der Gerichtsbarkeit der Univerſität jährlich die einzige bedeutende Meſſe in England beſteht. — Straßburg, Beſancon, Beaucaire und Pezenas ſind die bekannteſten in Frankreich; Baſel, Zurzach, St. Gallen in der Schweiz; Rovigo, Bergamo, Modena, Sinigaglia, Benevento und Meſſina in Italien. In Deutſchland treten die großen Marktorte häufiger auf, wie Leipzig, Frankfurt a. d. O., Frankfurt a. M., Braunſchweig, Danzig, Breslau, Caſſel, Erfurt, Mainz, Nürnberg, Naumburg, Bamberg, Prag, München, Botzen u. ſ. w. Im Königreich Polen ſind nur die Meſſen von Warſchau und Lublin bekannt und in den weiten Grenzen Rußlands die zu Mitau, Grodno, Dubno, Nowgorod, Gluchow, Kiew, Jaroslaw, Niſchni-Nowgorod an der Wolga, im aſiatiſchen Sibirien aber der Markt bei dem Kloſter Lomow und zu Jeniſſeisk.

Die berühmteſten Meßorte liegen im Binnenlande, weiter vom Seeverkehr ab. Die große Halbinſel Portugal und Spanien haben keine bekannten Meſſen — an ihren Küſten blühen Handelsſtädte, in denen eben ſo wie in unſern Hanſeſtädten die Meſſen zu fortwährenden großen Märkten ſich umgeſtaltet haben, Meſſina und Sinigaglia ſind See- und zugleich Meßplätze, indeſſen nicht von großer Bedeutung, die Hauptmeßorte Italiens liegen im Binnenlande, vorzüglich in der lombardiſchen Ebene. Unter allen Seeſtädten an den Küſten Frankreichs, Belgiens, Hollands, Dänemarks und Rußlands gibt es keine mit einem bedeutenden Meßhandel. Grade die deutſche Schweiz und das Innere von Deutſchland iſt der Sitz großer Meſſen geworden und zwar unabhängig von den Flüſſen. Hierin liegt ein nicht zu überſehendes Moment. Das ewig bewegliche und offene Meer bindet die Schifffahrt an keine beſtimmte Zeit, wie auch die Nachfrage nach Waaren und die Bedürfniſſe allgemein genommen an eine ſolche ſich nicht binden, ſondern fortwährend den Verkehr in Fluctuation erhalten. Die Seeſtädte wandelten ſich ſo zu fortwährenden Meſſen. Im Binnenlande aber war für die Waarenbewegung nichts da, was ſich irgend mit dem Meere hätte vergleichen laſſen, ſelbſt Flüſſe dienten ja immerhin nur einer ſchmalen Linie einzelner Länder. Die Meſſen am Rhein ſind nur einige Zeit bedeutend geweſen.

Die Communicationswege mangelten entweder meistentheils oder waren in einem Zustande, daß, wie dies auch noch unser Geschlecht hie und da erlebt hat, die Frachtführer sich schon zum Zweck gegenseitiger Hilfe mehr vereint hielten. Die allgemeine Unsicherheit trat hinzu, ein weitverbreitetes Räuberwesen unsers Adels machte die Straßen für kleine einzelne Waarentransporte gradezu unmöglich. Diese Umstände zwangen den Handel, die Waarentransporte zusammenzuhalten und nur zu bestimmten Zeiten in größerem Umfange nach Orten im Binnenlande zu senden, meist unter bewaffnetem Schutz. Die großen Messen wurden deshalb periodisch und man war genöthigt, sich mit Vorräthen zu versehen. Die neueste Zeit bietet Gelegenheit zur entgegengesetzten Entwicklung. Die Rechtsunsicherheit ist längst verschwunden. Die Communicationsmittel wachsen mit jedem Jahrzehnt, der Kaufmann hat es durch Post und Telegraphen fast stündlich in der Hand, der augenblicklichen Nachfrage zu dienen, Bestellungen zu machen, und mit Hilfe der Eisenbahn in kürzester Zeit Waaren herbeizuziehen. In gleichem Schritt hiermit, sowie mit dem Fortschreiten des gegenseitigen Vertrauens der Kaufmannswelt hinsichtlich der übereinstimmenden Qualität der Muster und Waaren beginnt die Bedeutung der Messen, so wie des Zwischenhandels abzunehmen. Unser Frachtverkehrs-, Post-, Eisenbahn- und Telegraphennetz nähert sich in seiner Dienstfähigkeit immer mehr und mehr dem großen Communicationselemente, dem Meere, es ist fortwährend bereit und auch räumlich in allseitiger, wachsender Ausdehnung. Wir kommen darauf später zurück.

Ueber die Wahl der Orte hat zumeist der Geschichtsgang entschieden. So viel Deutschland anlangt, das wir nun besonders in's Auge zu fassen haben, so treten die ersten größern Märkte da auf, wo ein größerer Zusammenfluß von Menschen, gewöhnlich aus Anlaß eines religiösen Festes oder politischen Ereignisses stattfand. Schon früh finden wir deshalb vor berühmten Klöstern bedeutende Märkte und erinnern einige Namen von heutigen Festtagen noch an den Heiligen, dem der Meßtag galt, vor Allem der Name Messe selbst, und das noch übliche feierliche Einläuten der Messen mit den Kirchenglocken. Bald begann übrigens die finanzielle Seite des Marktverkehrs, die reichen Einnahmen aus demselben für geistliche und weltliche Herren anziehend zu werden und der mannigfache Hader zwischen einzelnen Orten hatte nicht zum geringen Theile seinen Grund darin.

Die Stadt Frankfurt a. d. O. dankt ihre Messen den Kriegszügen gegen die Wenden, welche über die Oder zurückgeworfen werden sollten. Man schuf auf diesen Zügen befestigte Lager als Stützpunkte der Operationen, der Handel versorgte einerseits die Heere mit mannigfachen Bedürfnissen, und knüpfte andererseits Verbindungen mit den umwohnenden Völkerschaften an. Drangen die Heere alsdann weiter vor, so hatte sich bei der damaligen Langsamkeit der Kriegführung bereits innerhalb des Lagers eine kleine Stadt zu bilden begonnen und wuchs fort, wenn sonst die äußern Verhältnisse sie nicht störten.

Zur Befestigung des Marktverkehrs an einem Orte trat nachher die Gesetzgebung hinzu und Privilegien waren es namentlich, welche einzelne Orte vor andern begünstigten und emporhoben. Die ältesten Nachrichten von den deutschen Märkten reichen nur bis in das neunte Jahrhundert zurück, wo Karl der Große in dem Capitulare vom Jahre 805 Magdeburg, Erfurt, Bardowid, Forchheim, Bremberg, Regensburg und Lorch zu Handels- und Stapelplätzen bestimmte, über welche hinaus die zum Handel mit den Wenden, Slawen und Avaren bestimmten Waaren nicht gebracht werden durften. Der Grund zu dieser Anordnung mag wohl gewesen sein, daß der Handel im Lande erhalten werden sollte, vielleicht auch, um die Kaufleute vor Beraubungen zu schützen, denen sie leicht bei jenen Völkern ausgesetzt waren. Unzweifelhaft hat jenes Capitulare mit den Grund dazu gelegt, daß die dortigen Märkte lange Zeit hindurch eine besondere Bedeutung hatten. Hieran schließt sich das Capitulare vom Jahre 809, nach welchem es der Kaiser untersagte, die Märkte an Sonntagen abzuhalten, es sei denn, daß solches von Alters her Rechtens gewesen. Endlich gehört zu den frühesten allgemeinen Marktgesetzen die Bestimmung aus dem Capitulare von 820, durch welche Kaiser Ludwig I. verfügte, es sollten die Zölle nur auf den Märkten, wo die Waaren wirklich feilgeboten würden, zur Erhebung kommen, so wie das Capitulare von 864, wonach es unter Karl II. von der Verwaltung für nöthig erachtet wurde, die Markt-

ſachen näher zu überblicken. Es wurden deshalb die Behörden aufgefordert, alle Marktorte zu bezeichnen, mit der Angabe, zu welcher Zeit die Märkte abgehalten würden und wer ſolche angeordnet habe, damit, wenn ſolche auf andere Tage etwa verlegt, oder auf andere Orte übertragen würden, oder gar entbehrlich ſeien, die Ordnung hergeſtellt werden könnte.

Dieſe Marktordnungen ſind es hauptſächlich, aus denen wir die Geſchichte der Meſſen zu erkennen vermögen, neben ihnen die Privilegien und Stiftungsbriefe. Das Kloſter Corvey wurde vom Kaiſer Ludwig I. im Jahre 833, das St. Moritzkloſter von Magdeburg vom Kaiſer Otto I. im Jahre 965, das Kloſter St. Foſſis 994 mit Markt- und Münzrecht ausgeſtattet, Bremen von Konrad II. im Jahre 1035. Hinter dieſen Verbriefungen, die auch Erfurt und Naumburg erhielten, ſtand natürlich die Prieſterſchaft und wir wiſſen unter Andern aus dem Magdeburger Privilegium, daß die Pfaffen des St. Moritzkloſters durch die Kaiſerin ihren Wunſch erreichten, der Kaiſer Otto I. aber ausdrücklich ausſprach, daß er für ſeine Gewährung den Lohn in jener Welt erwarte. Jedenfalls war ihm vom Klerus ein Wechſel auf den Himmel in Ausſicht geſtellt worden. Die Märkte und Meſſen in Lübeck, Wien, Regensburg, Frankfurt a. M., Franlfurt a. d. O., Landau, Nürnberg, Danzig, Leipzig, Braunſchweig, Göttingen, Caſſel, Offenbach, Lüneburg und andern Orten tragen dagegen das Gepräge eines rein politiſchen Urſprungs.

Die früheſten Nachrichten über die Märkte der Hauptſtadt des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates finden ſich in der Stadtverfaſſung, welche Herzog Leopold IV. von Oeſterreich 1198 verlieh; damals war Wien nicht Handelsplatz, ſondern eine Veſte. Zur Römerzeit war das Emporium in dem längſt zerſtörten Carnuti, unſern St. Petronel. Der Stapel wurde bei der zunehmenden Bedeutſamkeit Wiens dahin verlegt und Wochen- und Jahrmärkte ſtatuariſch angeordnet, mit der Beſtimmung, daß es Keinem erlaubt ſei, mit ſeinen Waaren nach Ungarn zu ziehen, er komme aus Schwaben, Regensburg, Paſſau oder ſonſt woher. Die Waaren mußten in Wien niedergelegt und durften nur durch Vermittlung der Bürger weiter befördert werden. Keinem Fremden wurde verſtattet, ſich des Handels wegen länger als zwei Monate in Wien aufzuhalten und mit Andern als Bürgern der Stadt Handelsgeſchäfte zu machen.

Regensburg empfing mit dem Marktprivilegium auch die ganze Marktpolizei durch die Verordnung Kaiſer Friedrich's II. im Jahre 1230. Die Stadt hielt einen eigenen Beamten, den „Hausgrafen," welcher den Märkten, aber auch dem Landkreiſe vorſtand.

Unter ſehr ähnlichen Verhältniſſen ſind die Marktprivilegien während des Mittelalters hindurch ertheilt worden, jedoch mit der Veränderung, daß, wie anfangs die geiſtliche Macht deutlich hervortrat, in der mittleren Zeit der unmittelbare Einfluß des Kaiſers, zum Schluſſe der Periode aber die Macht der Territorialherren wahrnehmbar wird. So in den vielen Privilegien der freien Stadt Frankfurt, welche ihre Reichsunmittelbarkeit um ſo leichter bewahren konnte, als die Kaiſer der Wahlſtadt gern gütig ſich erwieſen, ſo auch in Franlfurt a. d. O., wo die Markgrafen und Kurfürſten von Alters her — wie in Oeſterreich die Herzöge — das unbeſchränkte Beſteuerungsrecht übten; — ſo endlich in Braunſchweig, wo die Meſſen eine neuere Schöpfung in einer ziemlich ſelbſtändigen Stadt waren.

Je mehr ſich die deutſchen Reichsverhältniſſe lockerten und die Einzelſtaaten ſich als ſelbſtändig und unabhängig anſahen, deſto mehr trachteten einzelne Fürſten dahin, eine Meßſtadt in ihrem Lande zu haben, ſowohl aus Eitelkeit als aus finanziellen Gründen. Daher jene große Anzahl von Meſſen in früherer Zeit, von welchen gegen dreißig im Entwicklungsproceſſe unſerer Communicationsmittel und Wege zum großen Theile wieder zu bloßen Märkten herabgeſunken ſind, ſo daß wir eigentlich nur noch von vier Hauptmeſſen ſprechen, der zu Leipzig, den beiden Frankfurt und Braunſchweig. Die Meſſe zu Braunſchweig iſt gegenwärtig ſchon nicht mehr eine eigentliche Meſſe.

Den neueſten, lediglich polltiſchen Schöpfungen dieſer Art iſt keine längere Lebensdauer zu Theil gewarden, wie mehrere Beiſpiele lehren. Darmſtadt wollte in Offenbach, Kurheſſen in Caſſel und Hannover in Lüneburg, aus Veranlaſſung des Zollvereins eine Meſſe gründen; an keinem der Orte fehlten die nöthigen Einrichtungen, ja Offenbach war ſo lange beſucht, als Frankfurt a. M. dem Zolloereine ſich nicht angeſchloſſen hatte, aber an keinem Orte fand ſich

ein genügender Verkehr, und schon jetzt wird dieser drei Messen kaum noch gedacht. Handelsverhältnisse dieser Art lassen sich, wie wir schon oben aussprachen, nicht durch bloße Verordnungen hervorrufen, die Messen müssen in zeitlichen und örtlichen Bedürfnissen wurzeln und so aus ihnen frei hervorgehen.

Mit dem Marktrechte waren fast immer das Münzrecht, der Zoll, das Geleit, Waarenniederlage, der freie Handel und das Marktgericht verbunden. Das Waarenniederlagsrecht wurde nach dem starren Zunftgeiste der früheren Jahrhunderte oft so weit ausgedehnt, daß alle die Stadt oder den Stadtbereich, der räumlich oft weit über den Bering hinausgezogen wurde, passirenden Waaren erst auf die Niederlage gebracht („Stapelrecht"), ja den Stadtbürgern auf kurze Zeit zum Verkauf gestellt werden mußten („Einlagerecht"), häufig mit Ausschluß aller fremden etwaigen Käufer. Die Stadtcommune bezog dabei Niederlags-, Verwiegungs-, Hafen-, Conto-, Markt-, Thor- und andere Abgaben. An manchen Orten durfte der Weitertransport nur von den Stadtbürgern besorgt werden. Wie die Kaufmannsgilde das Alleinrecht, von dem Waarenzuge zu kaufen, in Anspruch nahm, so vindicirte sie sich ein gleiches, fremden Kaufmannsgilden gegenüber, die wieder nur von ihr kaufen durften. Sie bemächtigte sich also des Zwischenhandels und ist hier vielleicht theilweise die Quelle des später mehr und mehr entwickelten Commissionsgeschäfts der Meßplätze zu suchen, in welchem in den letzten Decennien die Hauptbedeutung für die betreffende Ortskaufmannswelt gelegen hat. An manchen Orten hatten die Messen freien Handel, die Fremden waren also ganz oder für eine gewisse Marktzeit von diesen furchtbaren Bedrückungen befreit. Das Münzrecht besaßen einzelne Städte schon aus früherer Zeit, wie Frankfurt a. M. und Danzig, oder erhielten es als Privilegium, wie Magdeburg, Bremen und Nürnberg, während es andern Städten ausdrücklich vorenthalten wurde, wie Wien, Landau, St. Florian, Leipzig, Naumburg a. S., Braunschweig u. s. w. — Aus demselben erwuchs dem Meßverkehr ungeheurer Schaden, da, abgesehen von der Fälschung — es wurde das Münzrecht selbst Gilden und einzelnen Personen verliehen — eine große Verschiedenheit des Geldes und wahrhaft babylonische Verwirrung entstand, hiermit aber wiederum ein wucherndes Wechslerwesen, dem man noch dadurch Vorschub leistete, daß möglichst oft neue Münzen geschlagen wurden, die mit hoher Gebühr gegen die alten umgewechselt werden mußten. — Gleich auszubeuten suchten die einzelnen Städte im exclusiven Geiste der Zeit das Zollrecht, bis man allmälig anfing, den furchtbaren Druck zu erleichtern und gegenseitige Zollbefreiungsbündnisse zu schließen.

Das freie Geleit bestand entweder in der wirklichen Escorte oder nur in den polizeilichen Vorkehrungen gegen das Raubritterwesen, zum Theil unter gleichzeitiger Uebernahme der Schadenersatzpflicht. Die Abgabe dafür wurde ebenfalls „freies Geleit" genannt. Es waren dabei die Geleitsstraßen bestimmt. Wer mit seinen Waaren diese zur Hinterziehung der Abgabe umging und beraubt wurde, hatte keinen Anspruch auf Ersatz. Das spätere Chaussee- und Brückengeld trat, wenn auch auf anderem Grunde, an Stelle des Geleitsgeldes.

Marktgerichte für schnelle Erledigung der Handelsstreitigkeiten machten sich früh schon als Bedürfniß geltend. In Bremen hatte sie der Bischof, in Lübeck, Frankfurt und andern Orten die Stadt selbst organisirt. Das Handelsgericht von Braunschweig wurde 1681 eingeführt und aus fremden und einheimischen Kaufleuten zusammengesetzt, das von Leipzig 1683, mit einem Collegium von einem Stadtrichter, zwei gelehrten Juristen, und Rechtsmitgliedern aus dem Kaufmannsstande, nebst einem Actuar. In Preußen ist für alle Markt-, Meß- und Handelssachen durch die allgemeine Gerichtsordnung der Mercantilproceß eingeführt.

Die innere Befestigung der Territorialhoheit, die mit ihr wachsende Sicherheit gegen äußere Gewaltthätigkeit und das Raubwesen, und die Begründung eines größern Rechtsschutzes, Hand in Hand mit dem allgemeinen Fortschritte der Culturverhältnisse, machte das sichere Geleit überflüssig, beseitigte das Unwesen des Münz-, Stapel- und Einlagerechts, befreite den Handel von den drückenden Zoll- und Acciseabgaben und ließ nur noch die Handelsgerichte bestehen, deren unparteiliche, rasche Proceßentscheidungen den Meßorten Vertrauen verschafften und zum Aufblühen einzelner Städte unzweifelhaft viel beigetragen haben. Werfen wir jetzt einen Blick auf die drei Hauptmessen und ihre Entwicklung.

Frankfurt a. M., die kaiserliche Wahlstadt,

hat für seine Messen eine größere Menge Privilegien aufzuweisen, als irgend ein anderer Meßort. Die Kaiser zeigten sich stets ihr grade besonders günstig. Schon in frühester Zeit mochte sie Marktstadt gewesen sein. Die älteste schriftliche Urkunde vom Jahre 1240 ist vom Kaiser Friedrich II., sie verspricht den Meßreisenden kaiserlichen Schutz. Eine spätere von 1280 verheißt den Straßburgern Zollfreiheit in Frankfurt, wie sie die Frankfurter schon in Straßburg genossen (— deutsches Weh! im deutschen Straßburg! —). Im Jahre 1330 gestattete Kaiser Ludwig der Baier die Einrichtung einer Messe zur Fastenzeit mit einem besondern Schutzprivilegium gegen Raub und gegen die geistliche Gerichtsbarkeit in Marktsachen, vielleicht damals synonyme Begriffe! Sechs Jahre später verordnete er weiter, daß fünf Meilen um Frankfurt kein neuer Zoll erhoben, noch in Mainz oder sonst einer näheren Stadt ein Markt abgehalten würde, welcher den Frankfurter Messen schaden könnte. (Jedenfalls war damals das Wort „Messe" schon im Volke gebräuchlich, in der beregten Urkunde von 1336 tritt es zum ersten Male schriftlich auf.) Bald sollte Frankfurt einen harten Schlag erleben. Karl IV. entzog der Stadt, da sie dem Gegenkaiser Günther von Schwarzburg die Thore geöffnet hatte, die Messen zu Gunsten von Mainz und anderen Städten. Erst im Jahre 1349 erhielt Frankfurt unter Erlegung von 20,000 Mark Silber dieselben zurück. Das Räuberwesen des Adels muß damals in besonderer Blüthe gestanden haben, denn der Gegenkaiser Ruprecht von der Pfalz bestellte im Jahre 1402 gegen dasselbe einen besonderen Schutzherrn. Trotzdem blühten Frankfurts Messen zu den berühmtesten in Deutschland auf. Begünstigt durch viele nahe Hofhaltungen, ging gleichzeitig damals der große Waarenzug aus Italien nach Deutschland und den nordwestlichen Ländern über Frankfurt, und die Messen erhielten hierdurch Zufuhr nicht nur aus Deutschland selbst, sondern auch aus England, den Niederlanden, Frankreich und Italien. Die Lage an dem Rheinstromgebiete konnte ihren Einfluß nicht verfehlen. Die Stadt hatte sich zu einer bedeutenden Wohlhabenheit aufgeschwungen, so daß Luther in seinem Buche „Vom Kaufhandel und Wucher" auch gegen den Luxus in ausländischen Stoffen auf den Frankfurter Messen eifert, indem er sagt, daß von da jährlich 300,000 Gulden in Silber in's Ausland gingen, von den Leipziger und andern Märkten gar nicht zu reden. Die Stadt erhob Eingangs- und Durchgangsabgaben, wovon nur die Reichsunmittelbaren und die Bürger derjenigen Städte befreit waren, mit denen Frankfurt gegenseitige Zollfreiheit stipulirt hatte. Indessen wußte man schon damals sich einigermaßen zu helfen. Wenigstens klagt eine Schrift von 1577, daß italienische Commanditen in Straßburg und Nürnberg ihre Waaren unter dem Namen der Firmen von daher frei einführten. Die meisten alten Abgaben der Meßgüter sind 1819 und 1820 so wie 1836 aufgehoben worden, in welchem Jahre sich die Stadt dem Zollverein anschloß. Eine Eigenthümlichkeit, welche aus antiquarischem Interesse erwähnt sein mag, war das „persönliche Geleit" und „Pfeifergericht." Die Meßreisenden, welche von Nürnberg aus Frankfurt und Leipzig besuchten, blieben lange der Gewohnheit treu, Begleiter auf den Hin- und Herwegen anzunehmen, was früher zur Sicherheit nothwendig war. An den Thoren Nürnbergs stand der brandenburgische Geleitsmann mit seinen Gehilfen, den Zug der Kaufleute erwartend, denn in seiner amtlichen Eigenschaft durfte er die freie Reichsstadt nicht betreten. Er geleitete denselben durch Anspach und Baireuth und übergab seine Schutzbefohlenen vielleicht einem Würzburgischen Beamten, und so weiter bis zur sächsischen Landesgrenze, wo die kurfürstlichen Beamten das Geleite nach Leipzig ausführten. So wurde in umgekehrter Folge auch der Rückweg gemacht, so auch die Messe in Frankfurt a. M. besucht. — Die Geleitsmänner waren theils angesehene fürstliche Beamte, wie Oberamtleute, Kastner, Richter, theils ansässige Bürger; für ihre Bemühungen wurden ihnen aus den öffentlichen Cassen ansehnliche Entschädigungen gegeben, die aber vorher von den Reisenden eingezogen waren. In Frankfurt angekommen, wurde der geleitete Zug von Seiten des Magistrats und der Kaufmannschaft feierlich empfangen, mußte sich aber vor das Pfeifergericht stellen, um durch symbolische Geschenke das Recht der Zollfreiheit zu erneuern. Mit Pfeifern und Musikanten an der Spitze ging der Zug durch die Stadt, den Nürnberger Kaufleuten schlossen sich zu gleichen Zwecken die Abgeordneten anderer Städte an, z. B. von Worms, und übergaben nach Herkommen dem Vorsitzenden

des Pfeifergerichts, einem Magistratualen, einen hölzernen Becher mit Pfeffer gefüllt, oder einen einzelnen Handschuh, einen Hut und dergleichen, als Zeichen des erneueten Zollbündnisses. Geleit und Pfeifergericht schildert Goethe in seiner „Dichtung und Wahrheit" in unübertroffener Weise.

Die Messen von Frankfurt a. d. O. treten ebenfalls sehr frühzeitig auf. Im Jahre 1243, wo Markgraf Johann von Brandenburg dem Orte Stadtrechte verlieh und den Bau eines Kaufhauses genehmigte, bestanden schon Märkte und Waarenniederlagen.

Wie früher erwähnt, entstand die Stadt aus einem befestigten Heerlager in den Kriegen gegen die Wenden, welche über die Oder zurückgeworfen wurden. Grade dieser vorgeschobenen Lage gegen die niedriger cultivirten östlichen Slavenvölker dankte Frankfurt seinen frühen Aufschwung. Große Waarenzüge gelangten aus dem Osten, meist rohe Naturproducte, nach dem Platze, um hier gegen Webestoffe und Luxusgegenstände der westlichen Völker so wie Italiens umgetauscht zu werden. Die Stadt war zu einer hohen Blüthe gelangt und besaß vor dem dreißigjährigen Kriege etwa 2000 Häuser mit 12- bis 15,000 Einwohnern. Das lange Unglück, welches ganz Deutschland um mindestens ein Jahrhundert in seiner Entwicklung zurückwarf, nahm auch Frankfurt hart mit. Im Jahre 1653 gab es nur noch 596 Häuser mit 2365 Einwohnern. Als es allmälig sich wieder zu heben begann, trat eine unselige Prohibitivzollpolitik dazwischen, welche, um die inländischen industriellen Anstalten zu heben, fremde Waaren entweder ganz ausschloß oder doch mit so hohen Abgaben belegte, daß der Meßhandel tief herabgedrückt und die Existenz der Stadt bedroht wurde. Wiederholt wandte sich der Magistrat in den Jahren 1782 bis 1799 an die Regierung um Aenderung jener Politik, aber vergeblich. Zur Schilderung der damaligen bedrängten Lage mag aus einer Eingabe des Magistrats angeführt werden, daß der Stadt nur noch ein reiner Gewinn von 270,000 Thalern (?) aan den Messen zufließe, woraus die Zinsen der jährlichen Anleihe und der Privathypothekenschulden bezahlt werden müßten, welche Letztere auf 153 Meßhäusern lasteten. Aus eben diesen Eingaben geht hervor, daß in jener Zeit in den drei Messen jährlich an inländischen seidenen und baumwollenen Waaren nach dem Auslande im Werthe von 146,595 Thaler verkauft wurden, fremde Waaren dieser Art aber an Inländer und Ausländer im Werthe von 945,841 Thalern. In diesen Zahlen fehlt der Werth der inländischen Waaren, welche Inländer kauften; indessen ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Verkaufswerth aller Waaren dieser Art den Betrag von ein und einer halben Million nicht überstiegen haben wird. Dabei wird aber angenommen, daß die Werthsabschätzung nach dem Meßtarif von 1788 erfolgte, wo der Centner baumwollener Waaren zu 150 Thalern und seidener Waaren zu 600 Thalern angenommen ist. Auch erhellt, daß etwa ein Viertel der Waaren aus seidenen und drei Viertel aus baumwollenen bestanden, mithin vielleicht 600 Centner seidene und 7500 Centner baumwollene zu den drei Messen gebracht sind. In Bezug auf den Fremdenverkehr findet sich die Angabe, daß nur noch 3600 bis 3900 Juden mit 250 bis 300 Wagen und 1000 Pferden, meist aus Polen, die Messen jährlich besuchten. Um so mehr gewann von der gedrückten Lage Frankfurts Leipzig, wohin sich mehr und mehr die polnischen Juden zu wenden begannen. Die Continentalsperre drückte den Frankfurter Meßhandel durch den Ausschluß englischer Waaren bedeutend. Nach den Freiheitskriegen begann wieder ein Aufschwung, namentlich seit Bildung des Zollvereins. Vom Jahre 1820 an, von wo an die Nachweise über die Waarenzufuhr aufbewahrt sind, läßt sich die erfreuliche Thatsache constatiren, daß die Zufuhr fremder Waaren immer mehr und mehr ab-, respective die einheimische Industrie zunimmt und den inländischen Markt versorgt.

Leipzigs Messen sind gegenwärtig die bedeutendsten. Wann der Stadt das Marktrecht zu Theil wurde, ist, wie von vielen andern Orten, nicht festgestellt. Markgraf Otto der Reiche verordnete um 1183, daß zwei Meilen um Leipzig kein Jahrmarkt abgehalten werden sollte, welcher der Stadt Nachtheil bringen könnte. Für Sachsen trat nun eine lange Zeit der Kriege und innern Zerwürfnisse ein, die keinen Blick auf den Handel Leipzigs verstatten. Kaiser Friedrich III. ertheilte 1466 der Stadt ein Marktprivilegium in der Weise: durch die Bitte des Herzogs Albrecht von Sachsen habe er sich bewogen gefunden, zu Gunsten des Kurfürsten Ernst zu Sachsen die Neujahrsmesse zu bestätigen. Demnach ist

das Privilegium der zuletzt eingerichteten Messe aufbewahrt, von dem ältern Oster- und Michaelismarkte ist aber erst durch die Urkunde von 1497 etwas bekannt. Kaiser Maximilian I. erklärte in diesem ausführlichen Privilegium, der Herzog Albrecht zu Sachsen habe ihm vorgetragen, daß in Leipzig drei Jahrmärkte abgehalten würden, der erste vom Sontage Jubilate bis Sontag Cantate, der zweite acht Tage lang nach dem Michaelissonntage und der dritte acht Tage lang nach Neujahr. Der Herzog habe für sich und seine Nachfolger, so wie auch für die Stadt Leipzig, um Bestätigung dieser Märkte gebeten, weil sie durch den Markt zu Halle a. d. S. gefährdet würden. Da nun, fährt der Kaiser fort, sein Vater Friedrich III. im Jahre 1466 die Leipziger Märkte besonders privilegirt habe, so bestätige auch er dieselben und untersage alle Märkte in den Bisthümern Magdeburg, Halberstadt, Meißen, Erfurt und Naumburg, welche denen in Leipzig nachtheilig wären. Dieser kaiserliche Erlaß rief unendliche Streitigkeiten mit andern Marktorten hervor, war aber auch die Ursache, daß von da ab die Leipziger Messen sehr stark besucht wurden, weil man die andern Märkte unterdrückte. Besonders lebhaft war der Streit mit Erfurt und mit Naumburg a. d. S., und welchen hohen Werth Leipzig der Sache beilegte, wie sehr man bemüht war, das vom Kaiser bewilligte Ausschließungsrecht zu bewahren, mag daran bemessen werden, daß sogar ein Papst das letzte Wort darin sprechen mußte. Nach langem Hin- und Herzanken sandten die Leipziger ihren Bürgermeister nach Rom. Am 8. December 1514 erließ Leo X., dieser prachtliebende und stets des Geldes bedürftige Herr, eine Bulle folgenden Inhalts, welche an die Bischöfe zu Meißen und Merseburg und an den Probst zu St. Thomas in Leipzig gerichtet war. Darin untersagte er jeden Markt und jede Niederlage in einem Umkreise von fünfzehn Meilen um Leipzig. Uebertreter werden mit dem geistlichen Bann bedroht. Der Meßhandel fand seinen Schwerpunkt in Leipzig und viele andere Märkte verloren unwiederbringlich ihre Bedeutung. Das kaiserliche Privilegium wurde auf das Strengste in Ausführung gebracht und es ist dieses Ausschließungsrecht etwa drei Jahrhunderte hindurch der Grundpfeiler des Blühens und Bestehens der Leipziger Messen gewesen, während mehr als dreißig Orte darunter litten, wie Halle a. d. S., Erfurt, Jena, Weißenfels, Langensalza, Meißen, Zeitz, Naumburg a. d. S. ꝛc. Fest geordnet wurden die Verhältnisse aber erst nach Abschluß des westphälischen Friedens, nachdem die innere Ruhe hergestellt und den Gesetzen die gehörige Achtung zu Theil geworden war. Auch wegen der Messen in Braunschweig, der jüngsten von Allen, hat Leipzig viele Streitigkeiten gehabt.

Verfolgt man den Meßhandel im Einzelnen, so ergeben die gleichzeitigen, wenn auch mangelhaften Nachrichten, daß der dreißigjährige Krieg den Messen sehr schadete, weil die Straßen so unsicher wurden, daß Keiner sie mit seinen Gütern zu betreten wagte, ungeachtet selbst die feindlichen Generale ein sicheres Geleit oft versprachen. Eben so verödete im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert der schwarze Tod oft die Messen; doch sobald die Bedrängniß entfernt war, blühten sie von Neuem auf, und dies um so leichter, als man schon früh in Sachsen den Grundsatz angenommen hatte, das Institut nicht zu verkünsteln, sondern der Bewegung die möglichste Freiheit zu gestatten. Als in Preußen den Fabriken der Vorzug vor dem Handel gegeben wurde, als dort die Einfuhr fremder Waaren verhindert oder doch sehr erschwert werden sollte, wandten sich die Polen und Galizier mehr von Frankfurt weg und suchten Leipzig auf, wo sie die lange gekannten Waaren fanden. — Leipzig zog daraus reichen Gewinn.

Als eine Besonderheit mag noch angeführt werden, daß im Hubertusburger Frieden (15. Febr. 1763) von Preußen und Sachsen ein erster Schritt verabredet wurde, gemeinsam den Handel zu heben und den Meßhandel zu begünstigen. In besondern Erlassen von 1766 wurde deshalb festgestellt, daß von Seiten des Kurfürsten von Sachsen die preußischen Unterthanen auf den Messen in Leipzig und Naumburg wie die sächsischen behandelt werden sollten, wogegen der König von Preußen den sächsischen Unterthanen Reciprocität für die Frankfurter Messen versprach. Die Oster- und Michaelismesse ist im ganzen Lande der Termin zur Regulirung der Geldgeschäfte; die Zahlungen aus Käufen, die Zinsen, Renten u. s. w. werden je danach bestimmt, ähnlich wie auf dem Kieler Umschlag und früher auf dem Danziger Dominikmarkte.

Die neue Handelsgerichtsordnung für die

„Stadt Leipzig“ vom 21. December 1682 trat mit der im folgenden Jahre vorgenommenen Eröffnung des Handelsgerichts in Wirksamkeit. Der bedeutendste Aufschwung der Messen datirt vom Abschluß des Zollvereins. Im Jahre 1834 wurden 131,182 Centner aus dem Vereine und freien Verkehr eingeführt (über die fremden Waaren gibt es keine zuverlässige Notiz), im Jahre 1840 bereits 237,348 Centner, also eine Zunahme von 106,000 Centnern in sieben Jahren oder durchschnittlich etwa 15,000 Centnern per Jahr. 1842 betrug die Zufuhr 270,000 Centner. Auf die spätern Jahre kommen wir weiter unten zurück.

Die Messen von Braunschweig sind ungleich geringerer Bedeutung. Das kaiserliche Privilegium Maximilian's ist von 1505. Erst nach dem dreißigjährigen Kriege fingen sie an, einigen Umfang zu gewinnen und so entstand eine lange Zänkerei mit Leipzig, welches Braunschweig das Meßrecht bestritt. Die Maximilianische Urkunde war wahrscheinlich verloren gegangen, denn sie konnte nicht aufgewiesen werden. Die Sache kam an's Reichskammergericht, wo sie natürlich mit tausend andern Processen für immer spurlos verschwand. Die Stadt machte von 1681 an ungemein rührige Anstrengungen, gewährte den zureisenden Kaufleuten alle mögliche Erleichterungen, setzte ein Handelsgericht ein, gab eine besondere Wechselordnung und bewilligte zur Hebung des Pferdehandels eine Prämie von 300 Thalern für die beste Kuppel Pferde. Die Zufuhren im Allgemeinen betrugen im Jahre 1818: 51,658 Centner, 1829: 61,737 Centner. Von 1826 an, bis wohin die meisten baumwollenen Waaren englischen Ursprungs waren, gewinnt die preußische und sächsische Fabrication auf diesem Gebiete das Uebergewicht. Dies entschied sich noch mehr, als Braunschweig sich mit Hannover und Oldenburg zu einem Steuerverein zusammenschloß.

Im Jahre 1836 betrugen die Zufuhren schon 68,790 Centner, im Jahre 1841 bereits 84,399 Centner. — Der Steuerverein hatte sich indessen den Grundsätzen des Zollvereins nahe angeschlossen. Man führte deshalb einen Meßrabatt ein, der für Gewebe aller Art und andere hochbesteuerte Waaren ein Drittheil der Steuer betrug. Diese Maßregel leistete dem Meßverkehr ganz bedeutenden Vorschub. Die Gemeinschaft der Zölle mit andern Staaten ist vom Jahre 1842 noch sehr bedeutend erweitert durch den Anschluß des Herzogthums an den Zollverein. In diesem fiel das große Privilegium des Rabatts weg, und unverkennbar traten darauf die Messen auf ihren ursprünglichen Standpunkt zurück. In den Jahren von 1818 bis 1829 kamen jährlich etwa 58,000 Centner Waaren zu den Messen, von 1836 bis 1841 stellten sich die Zufuhren auf 78,000 Centner und von 1842 bis 1854 auf 44,000 Centner, im letzten Jahre aber auf 54,000 Centner. Je größer der Länderverein geworden, in welchen die Braunschweigischen Messen aufgenommen sind, um so mehr verschwinden von dort die fremden Waaren, weil selbstredend der große Verein die gesuchten Waaren selbst darbietet. Im Jahre 1829 wurden mehr als 61,000 Centner fremde Waaren eingeführt und versteuert, von eigenen Waaren des Landes ist in den aufbewahrten Nachrichten nicht die Rede. Im Jahre 1841 werden 67,000 Centner fremde und 17,000 Centner vereinsländische Waaren nachgewiesen, immer noch ein sehr bedeutendes Uebergewicht für die fremden Waaren. Ganz anders stellte sich aber dieser Punkt, seitdem Braunschweig dem Zollvereine angehört, wo 1854 nur etwa 900 Ctr. fremde und 53,000 Ctr. vereinsländische Waaren nachgewiesen sind. —

Wir berührten bereits oben die seit Ausgang der zwanziger Jahre hervortretende erfreuliche Erscheinung des Aufschwunges der einheimischen Industrie und immer größern Zurückweichens der fremden Importen auf allen deutschen Messen. Im Jahre 1842 wurden durchschnittlich noch über 81,000 Centner fremde Waaren eingeführt, 1854 schon nur noch 21,000 Centner! Fast in allen Waarenbranchen hatte der deutsche Fleiß allmälig ein concurrenzfähiges Fabricat herzustellen vermocht, mit Ausnahme etwa der englischen Veloets und Bobinetts. Nur wo Mode und Luxus allein maßgebend sind, hat Frankreich einen Vorrang, der theilweise in dem nationalen Sinne der Franzosen für Geschmack, theilweise in der langen Gewöhnung Europa's und in unserer alten Thorheit beruht, das ausländische Fabricat dem inländischen, selbst wenn dieses vorzüglicher als jenes wäre, doch vorzuziehen. — Die mittlere Zahl der aus dem Zollverein zu den Messen gebrachten Waaren beträgt innerhalb der Jahre 1842 bis 1854: 680,000 Centner, in 1842 wurden 650,000 Centner, in 1854 aber 780,000 Centner zu

den Meſſen gebracht. Was die Waaren ſelbſt anlangt, ſo iſt England beſonders in baumwollenen und wollenen Geweben vertreten; unter den erſteren beſonders mit ſchwereren Stoffen, wie Velvets, Velveteens, Beaverteens, Shirtings und Satins, woneben indeſſen auch Tülle gehen. In wollenen und halbwollenen Zeugen ſind es Camelots, Laſtings und Popelins, ſo wie ähnliche Kleiderſtoffe und feine Stahl- und Eiſenwaaren. Frankreich ſendet namentlich Seidenwaaren, die durch ihre Leichtigkeit ſich auszeichnen, meiſt aus dem Elſaß (Mühlhauſen), baumwollene Zeuge mit ſehr ſchönem Farbendruck, von Paris, Rheims, Lille, Barege u. ſ. w., leichte wollene Gewebe wie Shawls, Barege, Merinos, Thibet, Cachemir u. ſ. w., und feine kurze Waaren. Die Schweiz liefert ſeidene Bänder, in Baumwolle, Muſſelin, Tüll, Gardinenſtoffe, Percal, Stickereien, ſchöne Druckwaaren und Uhren, Oeſterreich wollene Shawls, Glas, leinene Bänder, etwas ſeidene und wollene Waaren und ſchon von den älteſten Zeiten her Bettfedern. Der Zollverein producirt faſt alle Waarengattungen. Allen Staaten voran ſteht Sachſen durch ſeine bedeutenden Leiſtungen in baumwollenen, halbwollenen Waaren, Tuchen, Porcellan, Maſchinen. In Tuchen liefert Preußen gleichfalls Vorzügliches, eben ſo in ſeidenen und halbſeidenen, Baiern beſonders in baumwollenen Waaren, Baden in Bändern. Fragt man, wie hoch ſich der Werth der zu den Meſſen geführten Waaren belaufen möge, ſo kann natürlich immer nur eine annäherungsweiſe allgemeine Schätzung verſucht werden. Philippi, deſſen Fleiß die amtlichen ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellungen über die deutſchen Meſſen zu danken ſind, faßt die hauptſächlichen Waarengruppen zuſammen und ſtellt nach der jährlichen Durchſchnittszahl der zu den Meſſen geführten Waaren folgende Berechnung auf: (Siehe Tab. A.)

Der Werth der jährlich zu den Meſſen kommenden Waaren beläuft ſich alſo auf etwa 90 Millionen Thaler. Mag dieſe Schätzung nun zu hoch oder zu niedrig gegriffen ſein, und Letztes iſt wahrſcheinlich der Fall, ſo viel geht doch mit Gewißheit daraus hervor, daß der Meßverkehr für den Handel Deutſchlands bisher von hoher Bedeutung war. Rechnet man dazu, daß etwa 70 Procent der Waaren jährlich auf den Meſſen ſich verkaufen, ſo wurde in dieſer Weiſe ein Capital von ſechzig Millionen Thaler in den Umlauf geſetzt, ohne daß die Summen in Anſchlag kämen, welche der Waarentransport, die Reiſen, die Miethen der Meßlocale u. ſ. w. erfordern.

In den vierzehn Jahren 1841 bis 1854 ſind folgende Waarenmengen zu den Meſſen der vier Städte gebracht worden: (Siehe Tab. B.)

Nach dieſer Tabelle ergibt ſich eine intereſſante Vergleichung des Antheils, den die einzelnen Meßorte am Meßverkehr haben. In Leipzig werden über $^4/_{10}$ aller Meßwaaren feilgeboten, in Frankfurt a. d. O. etwas über $^3/_{10}$, in Frankfurt a. M. nur $^3/_{20}$, in Braunſchweig nur $^1/_{20}$. — Von den Meßwaaren ſind 6,67 Procent fremde, 93,33 Procent zollvereinsländiſche. Um dem Leſer eine Ueberſicht über die Weiterentwicklung der Meſſen in neuerer Zeit, über den raſchen Aufſchwung unſrer einheimiſchen Induſtrie, ihren ſiegreichen Kampf gegen die ausländiſche Waare und das hiermit ſchritthaltende Zurückweichen derſelben zu veranſchaulichen, mag folgende Tabelle hier ſtehen: (Siehe Tab. C.)

Die amtlichen Ausweiſe über die letzten Jahre fehlen uns, doch dürfte eine genauere eigene Beobachtung ſpeciell der Leipziger Meſſen uns hierfür einigen Erſatz bieten. Die Waarenzufuhren zu den einzelnen Meſſen ſind noch bis zum Jahre 1857 in ſteigender Zunahme begriffen geweſen. Mit dem Eintritt des furchtbaren commerciellen Erdbebens, welches die ſchwindelhafte Creditwirthſchaft bei ihrem Culminationspunkte antraf und zuſammenſtürzen ließ, beginnt auch der ſichtbarere Einfluß der ſchon länger wirkſamen Veränderung und Weiterentwicklung unſerer Verkehrsverhältniſſe, des Eiſenbahnnetzes, der Schifffahrtsverbindungen und mannigfachen andern Verkehrserleichterungen. Die Urſachen der Abnahme und des allmäligen ſichern Unterganges der Meſſen ſind alſo nicht etwa durch die große Handelskriſis oder die folgenden Jahre erſt geboren, ſondern ſeit lange ſchon an dem Inſtitut und ſeinem Verfall thätig. Sie wirken ſicher und unaufhaltſam und, wie alle ſolche natürliche Urſachen, mit beſchleunigter Schnelligkeit. Die Veränderung der Verkehrsverhältniſſe hat das eigentliche effective Waarengeſchäft der Meſſen ſchrittweiſe vermindert, wie ſich deſſen auch jeder Geſchäftsmann bewußt iſt. Die Leipziger Meſſe wird indeſſen doch die letzte Waarenmeſſe ſein, welche dieſen Mächten zum Opfer fällt und ſelbſt lange nachdem

das effective Waarengeschäft fast null geworden sein wird, kann sie noch einige Bedeutung in andern Beziehungen behalten. Leipzigs geographische Lage ist, außer der jahrhundertlangen Gewöhnung der Handelswelt nach dem Platze, hierbei gewiß von großer Bedeutung, die Lage im Mittelpunkte von Deutschland und sozusagen von Europa, aber bei Weitem mehr noch wirken die durch hundertjährige Gewohnheiten und Einrichtungen geschaffenen Begünstigungen jedmöglicher Erleichterung des Verkehrs. Namentlich sind es die ausgedehnten Steuercredite, welche den Verkäufern von ausländischen Waaren, dann nicht minder die Privatcredite, die den Einkäufern bis zum Jahre 1857 mit einer an's

Tabelle A.

Meßwaaren.	Gewicht der Waaren. Ctr.	Angenommener Werth für einen Centner. Thlr.	Danach abgeschätzter Werth. Thlr.
Baumwollene Waaren . .	202,466	60	12,150,000
Glas	11,300	30	339,000
Leder	96,233	60	5,773,000
Leinwand	40,849	75	3,063,000
Seidene Waaren	12,348	1500	18,522,000
Halbseidene Waaren . . .	6,629	700	4,640,000
Wollene Waaren	172,224	200	34,444,000
Kurze Waaren	51,354	85	4,368,000
Porcellan ꝛc.	15,650	40	626,000
Verschiedene Gegenstände .	120,475	45	5,421.000
Zusammen.	729,528	—	89,346,000

Tabelle B.

Meßorte.	Vereinsländische Waaren. Ctr.	Fremde Waaren. Ctr.	Zusammen. Ctr	Danach betheiligten sich an dem Verkehr mit: vereinsländ. Waaren. Procent.	fremden Waaren. Procent.	beiden Waarengattungen Procent.
Leipzig	4,222,853	304,177	4,527,030	44,4	44,7	44,3
Frankfurt a. d. O.	3,318,289	224,494	3,542,783	34,8	33	34,7
Frankfurt a. M. .	1,430,985	113,563	1,544,548	15	16,6	15,1
Braunschweig . . .	559.536	39,444	598,980	5,8	3,7	5,9
Zusammen .	9,531,683	681,678	10,213,341	100	100	100

Tabelle C.

Meßstädte.	1842. vereinsl. Waaren. Ctr.	1842. fremde Waaren. Ctr.	1845. vereinsl. Waaren. Ctr.	1845. fremde Waaren. Ctr.	1847. vereinsl. Waaren. Ctr.	1847. fremde Waaren. Ctr.	1850. vereinsl. Waaren. Ctr.	1850. fremde Waaren. Ctr.	1852. vereinsl. Waaren. Ctr.	1852. fremde Waaren. Ctr.	1854. vereinsl. Waaren. Ctr.	1854. fremde Waaren. Ctr.
Leipzig	270943	31921	287733	30219	300631	18009	311524	16097	344849	15194	389543	11746
Frankf. a. O.	224034	26964	224013	25288	235217	11242	223231	10346	261430	8190	296514	4958
Frankf. a. M.	106443	13494	114485	9518	114444	7400	94210	7042	92233	5008	79023	3806
Brnschwg.	49338	9369	39560	2909	39962	2556	43086	2556	42228	2559	53393	865
Zusammen	650758	81748	665791	67934	690254	39080	672051	36044	740740	30951	788473	21375
Total	632,276		733,725		729,434		708,092		771,691		809,848	

Märchenhafte ſtreifenden Leichtigkeit gewähret wurden und die Frequenz der Meſſen künſtlich länger lebhaft erhielten, als es ſonſt bei ganz geſunden, natürlichen Verhältniſſen der Fall geweſen wäre. Wenn auch in Bezug auf die erſtern, die Steuercredite, im Intereſſe der Zolleinnahme ſeit mehrern Jahren Beſchränkungen eingetreten ſind, ſo haben dieſe doch einen bemerkbaren Einfluß nicht geübt. Dagegen hat der Abſatz mit ausländiſchen, alſo unverſteuerten, auf Meß- oder laufende Conti bezogenen Manufactur- und Fabrikwaaren nach dem Auslande, hauptſächlich nach den Donauländern, der Levante, nach Polen und Rußland ſeit dem Jahre 1857 eben deshalb einen ganz bedeutenden Rückgang erlitten, weil derſelbe großentheils in dem Credite, welchen die Leipziger Großhändler bereitwillig Jedem gewährten, der nur einigermaßen gute Empfehlungen nachweiſen konnte, beruhte. Die Kriſis richtete deshalb um ſo größere Verwüſtungen an, als in der Moldau und Walachei, in Polen und Rußland die meiſten Firmen ſtürzten, oder von manchem Einkäufer die allgemeine Calamität dazu benutzt wurde, für immer von der Meſſe wegzubleiben und ſeiner Verbindlichkeiten ledig zu werden. Von einer Rechtsverfolgung der Anſprüche in den genannten Ländern muß aber gänzlich abgeſehen werden, da ſelbſt in dem ſeltenen Falle der Willigkeit der dortigen Behörden die Erfolgloſigkeit ſchon im Voraus gewiß iſt. Verſuche Leipziger Häuſer, zu ihren Forderungen zu gelangen, haben dieſe traurige Thatſache genügend herausgeſtellt. Schon zwei Stunden von Warſchau wird jeder Rechtsanſpruch thatſächlich illuſoriſch. Man darf ſich nicht der Hoffnung hingeben, daß die lebhaften Handelsbeziehungen zwiſchen Leipzig und jenen Ländern ſich je wieder herſtellen werden. Einerſeits ſind die Verheerungen zu groß geweſen, deshalb die Erſchütterung des Vertrauens zu nachhaltig, andererſeits haben die Verkehrsverhältniſſe im Allgemeinen und auch ſpeciell in jenen ſlaviſchen Ländern ſeitdem mehr und mehr eine veränderte Geſtalt gewonnen. Es kommt beſonders das mit der wachſenden Cultur auch der öſtlichen Völker und mit der Entwicklung unſerer Verkehrsmittel ſich ſteigernde Streben unſerer Zeit in Betracht, die Handelsgeſchäfte unter möglichſtem Ausſchluß der Mittelsperſonen, der Commiſſionäre und Commiſſionsplätze, direct mit der erſten Hand abzuſchließen. Seitdem in Leipzig das gewagte Creditgeben mit dem Strafgericht des Jahres 1857 ſeinen Abſchluß erhalten hat, wird jenes Streben nur deſto mehr angeregt. Der kaufmänniſche Blick und die kaufmänniſche Bildung überhaupt iſt in fortwährender Erweiterung begriffen, der Einkäufer, welchem baare Geldmittel zu Gebote ſtehen, vermeidet deshalb die Commiſſionsgebühren und wendet ſich mit Benutzung der allſeitig verzweigten Schienenwege und der Dampfſchifffahrtsgelegenheiten unmittelbar an die engliſchen, franzöſiſchen oder ſchweizeriſchen Productionsplätze. Hierzu kommt noch, daß engliſche, franzöſiſche, ſchweizeriſche und deutſche Häuſer nach den öſtlichen Ländern Commanditen gelegt haben und durch ſie ihren Kunden den koſtſpieligen Beſuch der Meſſen erſparen oder augenblicklichen Bedarf decken, der ſonſt bis zur Meſſe verſchoben werden mußte.

Mit der Entwicklung des überſeeiſchen Exports, der regelmäßigen Dampfſchifffahrt, mit der traurigen, trotz aller nach Deutſchland herüber erlaſſenen Warnungen fortgeſetzten Ueberſchwemmung des amerikaniſchen Marktes durch deutſche Fabricate, endlich mit dem wachſenden Aufſchwung der jenſeitigen Induſtrie, die man in Kurzem ſicher nicht mehr ſo unterſchätzen wird als bisher, hat die amerikaniſche Käuferſchaft numeriſch mehr und mehr abgenommen. Die größere Anzahl der Exportgeſchäfte hat jetzt eigene Commanditen drüben, welche den Markt je nach den Conjuncturen verſorgen, und wöchentlich, wenn nicht täglich, Gelegenheit haben, auf ſich herausſtellende Bedürfniſſe Beſtellungen nach Europa aufzugeben und innerhalb drei Wochen zu effectuiren. Die Waarenüberſchwemmungen haben noch anfangs dieſes Jahres in den Auctionen zu New-York ſich gezeigt und kamen in denſelben Importen bis mit 30 Procent Verluſt unter den Hammer. Grade ein Hauptexportartikel, deutſche Tuche, ſpielten traurigerweiſe eine Rolle dabei. Der Amerikaner wird kaum ſich veranlaßt ſehen, eine Reiſe nach Europa zu einer deutſchen Meſſe zu machen, wenn er die Artikel im eignen Lande wenige Gaſſen oder Meilen weit zu Preiſen zugeſchlagen erhält, die hier bei irgend normalen Marktverhältniſſen unmöglich ſind. Man glaubte

anfangs, die Verstandeslosigkeit des Exports sei mit der Krisis und den furchtbaren Verlusten geheilt. Dem ist aber nicht so. Nimmt man das Uebel selbst als dennoch nur vorübergehend, so ist doch an die Thatsache zu erinnern, daß einmal herabgedrückte Preise sich überaus schwer wieder emporbringen lassen. In welchem Grade aber die bisherige Schleuderwirthschaft den transatlantischen Markt verdorben hat, zeigt auch die Erscheinung, daß eine Menge unserer Exporteure, wenn wir uns eines Originalausdrucks eines Leipziger Exporteurs über den Gegenstand bedienen dürfen, das „Henkeramt" an den Meßwaaren verrichten, d. h. nur zu Preisen einkaufen, wie sie das gesunde Meßgeschäft nicht kennt. Viele Verkäufer, so die schweizer Cattunfabriken, die schon wegen des Eingangszolls nur auf die ausländische Käuferschaft angewiesen sind, bringen deshalb meist nur den sogenannten Rampsch mit, für den sich auch der Ausdruck „Meßwaare" gebildet hat, eine Bezeichnung, in der für den offenen Blick hinlänglich genug ausgesprochen liegt. Im Artikel Seide und Seidenwaaren scheint sich der Proceß am ersten und schnellsten zu vollziehen. Die letzte Ostermesse dieses Jahres war in diesem Artikel in Leipzig schon von keiner irgend erheblichen Bedeutung mehr und drei der ersten auswärtigen Firmen, welche bisher das ganze Jahr über ein Lager am Platze hielten, bezeichneten die Messe als die letzte von ihnen besuchte.

Wie sehr die amerikanische Industrie im Wachsen begriffen ist, zeigte sich schon im März dieses Jahres. Der Export betrug im Laufe von noch nicht ganz drei Monaten bereits 1½ Mill. Dollars. Nach den neuesten Berichten betrug in Producten und Waaren:

I. Die Ausfuhr

a) im Juli

1860:	1859:
7½ Mill. Dollars.	4,200,000 Dollars.

b) seit dem 1. Januar überhaupt:

1860	1859
50,800,000 Dollars,	erst 27 Mill. Dollars.

II. Die Einfuhr

a) im Juli

1860:	1859:
19 Mill. Dollars;	noch 25 Mill. Dollars.

b) seit dem 1. Januar überhaupt:

1860	1859
139 Mill. Dollars;	noch 151 Mill. Dollars.

Hierzu kommt noch, daß die directe Ausfuhr Englands fortwährend ansteigt.

In umgekehrter Beziehung wird der Meßhandel mit ausländischen Waaren mit jedem Jahre unbedeutender, je mehr die einheimische Industrie unter den langen Schutzzöllen erstarkt ist und einen fremden Artikel um den andern verdrängt. In gleichem Schritt hiermit vermindert sich natürlich der Commissionshandel der Meßplätze.

In wie weit die neuen Industriebörsen zu Stuttgart und Frankfurt am Main, welchen nach ihren bisherigen Anfängen eine nicht unbedeutende Entwicklungsfähigkeit inzuwohnen scheint, auf die Leipziger und übrigen Messen wirken werden, ist vorläufig noch nicht genügend zu ermessen. Wenn von kaufmännischer Seite die Möglichkeit eines derartigen Einflusses kurzweg geleugnet wird, so zeigt dies eben jene Kurzsichtigkeit, wie sie in diesem Stande so oft in Verbindung mit einem nur desto selbstbewußtern Gefühl der Infallibilität auftritt. Der Einfluß wird sich sehr bald zeigen und zwar zuerst in den Baumwollenwaaren, für welche die Industriebörsen eigentlich zunächst gegründet wurden, in Leder und Farbewaaren u. a. m. — Indessen greift man schon gegenwärtig über diese Branchen hinaus.

Gegen die Messen sind in neuerer Zeit die Bestrebungen von zwei Seiten aus- und nach zwei Zielen hingegangen. Die Einen wollen die Beseitigung der Meßprivilegien, wie dies namentlich von Süddeutschland aus mit Mißgunst und Geschäftsunkundigkeit agitirt wird, die Andern wollen die Verallgemeinerung derselben, wohin besonders Berlin strebt. Das erstere geschieht nicht, selbst bei Erneuerung des Zollvereins. Das letztere wird wenig nützen. Sollte der Zollverein im Jahre 1865 ganz aufgelöst werden, so könnte dies doch nur auf den Grund eines von Preußen adoptirten unbedingten Freihandelssystems geschehen und darin liegt keine Gefahr für Leipzig.

Von Berlin aus wies man mit einem consequent festgehaltenen Scheelblick auf die Meßconti, besonders auf die irrationelle Cumulirung der Arbeit hin. Der deutsche Fabrikant ist zugleich Großhändler und wo möglich auch Exporteur. Er hat für Rohmaterial und Halbfabricate zu sorgen, die Muster zu erdenken und die Fertigung der Fabricate zu leiten, auf den Vertrieb der-

selben sein Augenmerk zu richten und diesen entweder mittelst Reisender oder auf andere Weise zu bewirken. Diese Häufung der Arbeitszweige in einer Hand oder einem Geschäft ist eine ganz bedauernswürdige Erscheinung im deutschen Verkehr, welche die Kräfte zersplittert und in ihrer Wirkung schwächt. England mit seinen mächtigen Capitalien, welche zum größten Theile dem Handel und der Fabrication, nicht wie in Deutschland vorzugsweise dem Effectenhandel zugewendet werden, hat bei seiner Industrie die Arbeitstheilung längst in der ausgebildetsten Weise durchgeführt. Die „mit vereinter Anstrengung“ anzustrebende Aufhebung der Messen erscheint nun den Berliner Agitationen als das kürzeste Ziel zur Durchführung der nothwendigen Arbeitstheilung in der deutschen Industrie. Gewiß in vollständiger Verkennung der wirthschaftlichen Entwicklungsgesetze. Die Arbeitstheilung, auf der überhaupt alle Cultur der Menschen beruht, an deren Stande man sogar die letztere jederzeit ziemlich annähernd wie am Barometer ablesen können wird, läßt sich eben so wenig wie die allgemeine Entwicklung durch einen vergewaltigenden Eingriff in die bestehenden Verhältnisse plötzlich auf einen höhern Standpunkt emporheben. Wir nennen jenen Mangel an Arbeitstheilung selbst bedauernswerth. Es ist schlimm, daß z. B. der Leinwandfabrikant der sächsischen Lausitz sein Garn erst einzeln zusammenholen („sammeln“) läßt oder auf dem nächsten Markte kauft, dann zur Bleiche schickt, dann sortirt („zählt“) nach den Nummern („Gängen“), dann an seine Weber ausgibt, die fertige Waare später zur Bleiche und Appretur schickt und endlich selbst mit den Waaren zur Messe zieht. Welche Summe von geistiger Kraft und Zeit geht auf diese Weise verloren, oder volkswirthschaftlich übersetzt, welche Summen! Denn Zeit und Kraft ist Geld, ihre Vergeudung durch irrationelle Zersplitterung offenbarer Verlust!

Für diesen Zustand müssen wir die unselige politische Zersplitterung unsers Vaterlandes mit verantwortlich machen. Jedes kleine Ländchen betrachtete das nächste deutsche Nachbarländchen als Ausland, unterstützte im exclusiven Geist der alten Zeit mit allen Mitteln seine eigenen Industriezweige und strebte außerdem gewöhnlich noch nach Uebersiedlung nachbarlicher Fabricationsartikel, um sie ebenfalls zu haben, wobei die Eitelkeit der Regierungen nicht gering maßgebend war. Während in England z. B. tuchartige Stoffe nur in Yorkshire, denn die sogenannten West of England-Tuchfabriken sind eine specielle Fabrication, wollene und halbwollene Stoffe nur in und bei Bradford, wollene Fancies in und bei Huddersfield, dicke Stoffe bei Dewsburg, baumwollene Waaren in Manchester, Eisen in Birmingham producirt und gearbeitet werden, während auch Frankreich und die Schweiz ähnliche Fabricationsberinge haben, ist in unserm lieben deutschen Vaterlande Alles vereinzelt, und gleiche Industriezweige finden sich in allen Gegenden versprengt. Strumpfartige Stoffe werden in Schlesien, Sachsen, Weimar, Thüringen und im Süden fabricirt, baumwollene Waaren in Schlesien, Sachsen, im boirischen Voigtlande und am Rhein. So läßt sich die Verstreuung unserer Industrie fast bei allen Stapelartikeln nachweisen.

Aber grade hierin lag ein Anker für die Dauer der Messen. Sie würden vielleicht ohne diese Verhältnisse schon verschwunden sein. Die Engros-Geschäfte lassen allerdings in fortwährend ausgedehnterem Maße die Fabricationsorte bereisen. Früher, noch vor einem Menschenalter, wo die Communicationsmittel noch in einem ziemlich primitiven Zustande sich befanden, war dieses entweder gar nicht oder in einem nur äußerst beschränkten Maße möglich. Die Messen vereinigten zu regelmäßig wiederkehrenden Zeiten alle Artikel der zerstreuten Fabricationen, glichen also den Uebelstand so gut wie möglich aus und behielten daher über eine größere Zeit hinaus Stabilität, als man sonst nach den wirthschaftlichen Entwicklungsgesetzen hätte erwarten sollen. In neuerer Zeit hat das Schienennetz in Verbindung mit unserm Postwesen eine so bedeutende Erweiterung erlangt, daß das Reisegeschäft gleichbedeutend sich mit erweiterte, gegenwärtig bereits in so welt, daß die bedeutendsten Firmen ihre hauptsächlichsten Geschäfte auf diese Weise schon vor der Messe abgeschlossen haben. Jene Verstreuung unserer Fabricationszweige hat nicht nur den Uebelstand des Mangels an fortwährender Anstachlung in der Waarenvervollkommnung, wie sie aus der geographischen Nähe resultiren würde, lägen die verwandten Fabriken beisammen, wie in andern Ländern, sondern

auch den der großen Spesen des Reisegeschäfts, welche häufig die größere Hälfte des zu verhoffenden Gewinns vorwegnehmen. Indessen werden sich die Klagen der Großhändler in dem Maße mindern, als das Reisegeschäft selbst an den Messen unterminirend arbeitet. Der Großhändler sieht namentlich die immer noch ziemlich bedeutende Anzahl der Kleinverkäufer und Kleinkäufer auf den Messen ungern, weil in dem Maße ihrer Frequenz das Reisegeschäft leidet. Beides, der zeitraubende, spesentheure Meßbesuch, sowohl der Fabrikanten als der Kleinkäufer, wird sich immer mehr und mehr mindern, je mehr Beide von den Großgeschäften fortwährend besucht werden. Erst dann wird das Großgeschäft in weiteren Dimensionen sich entwickeln und sowohl für den Handel als für die Fabrication ein anderes Leben beginnen, das der *größern Arbeitstheilung*, deren Wirkungen überall sich in kurzer Zeit bemerkbar machen. Mit dem Steigen der Volkswirthschaft pflegt sich als Wirkung und Ursache eine immer größere Schnelligkeit des Umlaufes anzubahnen, jede Zeitersparniß für den Fabrikanten, jede Verbesserung der Production muß den Umlauf beschleunigen. So unter Andern jede Vervollkommnung der Transport- und Communicationsmittel, der Tauschwerkzeuge des Credits, eben so jede Ausbildung von Mittelspersonen, welche den Kauf zum Wiederverkauf als Gewerbe treiben. Und andererseits, je rascher der Umlauf wird, desto mehr kann er die Production fördern. Je schneller z. B. der Tuchfabrikant seine Zeuge mit Geld vertauscht, je schneller dieses Geld wieder zum Ankauf neuer Wolle, zur Löhnung neuer Arbeit u. s. w. verwendet wird, desto schneller kann er mit neuen Tuchen auf dem Markte, d. h. vor der Nachfrage erscheinen, desto rascher der Geschmacksrichtung und den Conjuncturen überhaupt folgen, desto Vorzüglicheres und Currenteres liefern. Grade so vermag der Landbau da productiver zu sein, wo jährlich mehrere Ernten möglich sind. Die Vollendung unserer Transportmittel rückt die zerstreuten Glieder des Arbeitsorganismus zusammen. Je näher diese einander sind, desto rascher der Umlauf, im Kleinhandel mehr als im Großhandel, in großen Städten mehr als auf dem Lande, bei dichter Bevölkerung mehr als bei dünner. Mit der allgemeinen Cultur wächst auch die *Regelmäßigkeit* des Umlaufs. Die Concentrirung desselben in jene wenigen großen Termine, in *Messen*, die hieraus folgende Unterbrechung des Verkehrs, gehören wesentlich den niedern Wirthschaftsstufen an. Der Meßbesuch ist nicht bloß lästig, sondern, wie schon ausgesprochen, zeitraubend und nach drei Seiten hin mit ansehnlichen Kosten verbunden. Einmal schmälert er den Gewerbeverdienst des Producenten, sodann des Großhändlers, endlich den des Kleinkäufers. Es ist deshalb eben so ein Zeichen höherer wirthschaftlicher Cultur, wo keine Messen bestehen, wie es nur freudig zu begrüßen ist, wo der Verfall derselben sichtbarer wird. Die Messen wuchsen aus der individuellen Gestaltung der frühern Zeiten heraus. Bei einstmals schwacher Bevölkerung und den Schwierigkeiten, mit denen das Reisen, die schriftlichen Mittheilungen und die Waarenversendungen verbunden waren, hatten die periodischen Märkte, die Messen, als Vereinigungspunkte eine Wichtigkeit, welche mit dem Fortschritt der Entwicklung sich schrittweise mindert. Die großen Handelsstädte mehren sich, die Gewerbserzeugnisse aller Länder stapeln sich auf zu sozusagen fortwährenden Meßlagern, das Reisegeschäft erlangt einen stetig wachsenden Umfang und drängt die noch bestehenden Messen zur Seite. Nirgends, wo dies bereits geschehen ist, hat der Handel im Ganzen darunter gelitten. Diese Erfahrung hat man bei den ehemaligen vier Messen in London und bei den berühmten Messen zu Novi bei Genua gemacht, auf denen hauptsächlich das Abrechnen und Ueberweisen in außerordentlichem Umfange geschah. Die Begünstigung einer Messe durch den Zollnachlaß für die auf sie gebrachten ausländischen Waaren ist nicht zu billigen. Vielfach bereits angefochten, wird sie sich als Privilegium für nur einzelne Plätze nicht mehr zu lange halten lassen, sondern verallgemeinert werden müssen. Die neusten Vorgänge in Berlin weisen darauf mehr als je hin.

Welche Maßregeln jede einzelne Stadt zu ergreifen habe, um noch am Abend der alten Messen die möglichsten Erleichterungen zu schaffen — mit welcher Frage man sich jetzt in Leipzig befaßt — greift zu sehr in die einzelnen städtischen und landesgesetzlichen Verhältnisse, als daß hier bei dem beschränktern Raume darauf eingegangen werden könnte. Die Wichtigkeit der Messen für

Leipzig als Handelsplatz wird von der Allgemeinheit viel zu hoch angeschlagen, vorzüglich aus dem Grunde, weil sie diese allerdings für die Stadt und Bürger in hohem Grade hat. Man sieht in Leipzig hierin nicht klar.

Nach den vorstehenden Bemerkungen, die immerhin nur unausgeführte Sätze und Andeutungen haben bleiben müssen, ist klar, daß die allmälige Auflösung der Messen, als eines Institutes einer schon hinter uns liegenden Zeit, unaufhaltsam ist, weil hier höhere volkswirthschaftliche Gesetze wirkend eingreifen. Die Geschichte der Messen fällt, wie des Handels überhaupt, mit der Geschichte der Communications- und Transportmittel zusammen. Die heutige Vollendung derselben Hand in Hand mit der höhern allgemeinen Cultur lassen keinen Grund übrig, diese Auflösung mit Rücksicht auf die allgemeine Volkswirthschaft nicht zu wünschen, welche durch jene vielseitig nur gewinnen kann. Indessen hat man diesen Proceß sich immerhin nur in allmäliger Entwicklung vorgehend zu denken. Wenn auch das Jahr 1857 bereits der Wendepunkt wurde, so werden noch Jahrzehnte hingehen, ehe man aufgehört haben wird, Messen abzuhalten. Vielleicht gewinnen sie in Zukunft eine neue Gestalt in Form von Waaren- oder Industriebörsen, während das effective Waarengeschäft schon binnen kürzerer Zeit fast ganz aufhören muß.

Agitationen gegen die Messen hervorzurufen, ist müßig, gewaltsame Beseitigung derselben zu fordern, Sache der Thorheit und ein Zeichen von gänzlichem Mangel an Verständniß für die wirthschaftliche Entwicklung des Volks- und Völkerverkehrs. Wie sie sich von selbst entwickelt haben, müssen sie auch von selbst wieder eingehen und gänzlich verschwinden, wenn die Bedingungen für ihre Existenz aus der Zeit und dem Culturstande des Volkes verschwunden sein werden.

Tripolis.

Türkische Städte pflegen ihre Physiognomie nur langsam zu wechseln, außer wenn eine Feuersbrunst große Theile derselben hinwegrafft, und da dies in Folge der Bauart der Häuser von Tripolis nicht leicht möglich, so ist kaum anzunehmen, daß der Charakter der Stadt innerhalb der letzten fünfzig Jahre einem großen Wechsel unterlegen hat. Das große von den Stadtmauern umschlossene Parallelogramm zerfällt durch viele sich kreuzende Straßen in eine große Anzahl Unterabtheilungen von ungleicher Größe; öffentliche Plätze gibt es kaum, wenn man nicht zwei oder drei Erweiterungen der etwa 6—8 Fuß breiten Straßen auf 15—20 Fuß, während einer Länge von 30—40 Fuß, so nennen will. Das undauerhafte Baumaterial aus kleinen verwitterten Steinen mit etwas Mörtel dazwischen gegossen, macht es nöthig, die Mauern in Entfernungen von 20—30 Fuß vermittels über die Straßen gespannter Bogen gegenseitig zu schützen, was jenen das Aussehen langer Bogengänge gibt. Pflaster, Straßenbeleuchtung und Schleusen kennt man nicht, und da die Straßenpolizei ein mildes Regiment zu führen scheint, so hängt die öffentliche Reinlichkeit vom guten Willen und der Ordnungsliebe der Einwohner ab; wie sich leicht vorstellen läßt, sind nur einige Stadttheile in einem erträglichen, der größte Theil aber in einem abscheulichen Zustande, unter welchem letztern sich besonders der südliche Theil auszeichnet.

Die Häuser, wie im Orient gebräuchlich, haben außer einem Thor und nur wenigen Fenstern keine Oeffnungen nach der Straße zu, enthalten aber stets ein oder mehrere geräumige, meist von Galerien umgebene Hofräume, die in den Wohnungen der wohlhabenden Classen mit buntem Steingetäfel gepflastert, in der Mitte mit einem großen von Zierpflanzen überragten Sitz versehen sind. Die Umgebung von Tripolis hat mit Ausnahme von Palmen und Fruchtbäumen keine Waldungen; deshalb findet man Mangel an Bauholz, und da die Palmenstämme, die man meist zu Ueberdachungen benutzt, nicht sehr fest sind, folglich keine große Spannweite erlauben, so sind die Räume entweder klein oder in Fällen, wo man dieselben vergrößern will, begnügt man sich der Länge zuzufügen, was der Breite abgeht. Einige Häuser, wie zum Beispiel das Castell des Pascha's, und einige der Wohnungen der fremden Consuln haben größere Zimmer, zu denen man das Bauholz aus Sicilien herbeigebracht hat. Die Moscheen aber sind mit einer großen Menge Säulen versehen, die je vier eine kleine Kuppel stützen; diese sind auf eine sehr primitive

Weise gewölbt, indem man aus Planken die Form des Gewölbes zuerst erbaut, diese mit einer Lage leichten Gerölls von Tuffstein überdeckt und das Ganze mit Mörtel übergießt. Erhärtet letzterer, so bäckt Alles in eine Masse zusammen, die bei trockenem Wetter ziemlich dauerhaft ist, während der anhaltenden Regenzeit der Wintermonate aber wieder aufweicht und oft umstürzt. Deshalb sieht man einen Theil der Häuser stets in Trümmern, denn die indolenten und meist auch armen Bewohner denken selten eher daran, ihre Wohnungen zu repariren, bis das Ganze über ihren Köpfen zusammenstürzt. Die Festungswerke, besonders nach der Seeseite hin, sind in etwas substantiellerer Weise erbaut, allein da man nicht die geringste Sorgfalt auf ihre Erhaltung verwendet, so bieten auch sie einen traurigen ruinenhaften Anblick dar. Neuerdings hatte der Pascha den Einfall gehabt, das Castell, das seine Wohnung enthält, zu repariren, und zu diesem Zweck waren eine Anzahl Arbeiter, auf Brettern stehend, die an Stricken über die Mauer herabhingen, beschäftigt, die durch herausgefallene Steine entstandenen Lücken mit Schmutz und Mörtel auszufüllen und das Ganze zu übertünchen.

Die Umgebung von Tripolis hat weder Bäche noch Flüsse, deshalb fehlt auch hier die sonst in den Städten des Orients häufige Wasserleitung, und Brunnen und Cisternen müssen die Einwohner mit diesem nothwendigen Lebensbedürfnisse versehen.

Seit den frühesten Zeiten bildete Tripolis den bedeutendsten Export- und Importhafen einer beträchtlichen Strecke der Nordküste Afrika's. Seit der Zeit aber, wo es verboten ward, Sclaven aus dem Innern der Regentschaft zu bringen, haben sich die Karawanen aus dem Innern entweder östlich nach Egypten oder westlich nach der Küste von Marokko gewandt, und da sich hierdurch die Transportmittel vermindern, so ist natürlich auch die Einfuhr bedeutend verringert worden. Einen andern Stoß erhielt der Handel durch die mehrere Jahre währende Hungersnoth und das dadurch hervorgerufene Ausfuhrverbot von Schlachtvieh und Cerealien, welche Artikel sonst viel nach Malta verschifft wurden, und die Langsamkeit, mit der sich der damals eingetretene Mangel wieder ersetzen läßt, bietet keine Aussicht dar, daß die alten Verhältnisse bald wieder eintreten werden.

Dennoch finden sich jeden Dienstag etwa 20,000 Araber auf dem öffentlichen Markte ein, der auf der sandigen Ebene am Seeufer, südöstlich von der Stadt, gehalten wird, um dort außer den Producten ihrer Felder und Gärten, Elephantenzähne, Farbestoffe, Häute, Talg, Schlachtvieh, Kameele, Pferde ꝛc. zum Kaufe auszubieten, und sich für den Erlös mit den nöthigen Haushaltungsmitteln zu versehen. In den Straßen der Stadt sind die Verkaufsläden meist in den Straßen nahe dem Seeufer und dem Castell gelegen, und zwar so, daß Schuhmacher, Waffenschmiede, Sattler, Tabackshändler ꝛc. immer eine Reihe bilden. Das Fleisch ist erträglich, der Frucht- und Gemüsemarkt aber reichlich versehen, und in den verschiedenen Jahreszeiten sind Orangen, Granatäpfel, Melonen verschiedener Art, viele Gattungen vortrefflicher Feigen, Datteln, Pfirsiche und ganz köstliche Trauben zu haben. Bäckereien befinden sich in verschiedenen Theilen der Stadt, und da wegen des Holzmangels man sich bemüht, das Feuerungsmaterial zu sparen, so wird gewöhnlich ein geräumiger Ofen von einem Unternehmer geheizt, und wer ihn zu benutzen wünscht, entrichtet je nach der Quantität seiner Brote ein bestimmtes Entgeld für den Gebrauch desselben. Man sieht deshalb während des Vormittags von allen Seiten halbnackte Männer herbeieilen, deren jeder auf dem Kopfe ein langes Brett trägt, mit Reihen der kleinen kuchenartigen Laibe von ungesäuerten ungesalzenen Weizenbroten bedeckt, dabei unausgesetzt „baleck, baleck“ rufend, um etwanige Collisionen mit dem Publicum zu vermeiden.

In Folge des Mangels an fließendem Wasser wird das nöthige Mehl in von Kameelen in Bewegung gesetzten Mühlen gemahlen. In verschiedenen Theilen der Stadt findet man solche einfache Apparate aufgestellt; vor der Thür der Häuser, in denen sich dieselben befinden, warten Frauen und Mädchen, die eine auf die andere, ihr Körbchen voll mit Weizen oder Gerste dem Müller reichend, der den Vorrath auf den Stein schüttet, welchen das Kameel, an eine in der Axe des Steines befestigte Stange gespannt, in Bewegung setzt. Ist das Thier nicht schon vor Alter blind, so bindet man ihm kleine Strohmatten über die Augen; ein Glöckchen, von den Zahnrädern der Mühle geläutet, bildet die Musik, die diese Thiere so lieben, oder der Müller

Digitized by Google

ſpielt auch wohl auf einer kleinen hölzernen Pfeife kurze wilde melancholiſche Weiſen. Das Mehl wird in dem unter dem Stein aufgeſtellten Körbchen der Eigenthümerin aufgefangen und nach gethaner Arbeit vom Müller zurückgegeben, der einen beſtimmten Antheil davon als Bezahlung für ſich zurückbehält.

Das Leben in einer ſo entlegenen und mit der civiliſirten Welt nur auf beſchränkte Weiſe in Berührung kommenden Stadt iſt nothwendiger Weiſe ziemlich einförmig. Da im Sommer die Tage ſehr heiß ſind, ſo ſteht man gewöhnlich vor Tagesanbruch auf, wenn der Ruf des Marabout zum Gebete von der Höhe der Minarets ertönt; eine Taſſe Kaffee dient als Vorbereitung zu einem Bade in der See oder einem Spazierritt in der Kühle des Morgens, auf den um 10 Uhr das Frühſtück folgt. Bis 4 Uhr Nachmittags iſt es rathſamer, ſich im Hauſe zu beſchäftigen oder, was bei der großen Hitze oft unwillkürlich geſchieht, eine Sieſta zu halten. Der ſpätere Nachmittag wird von den meiſten Europäern zur Vollendung ihrer Tagesgeſchäfte angewandt, und ein Spazierritt entlang dem Seeufer ſchließt gewöhnlich den Tag. Hat man ſich erſt an den etwas ſonderbaren Anblick gewöhnt, ſo findet man ein ſolches Langohr durchaus nicht unangenehm zu beſteigen; beſonders wenn man einen etwas langbeinigen Paßgänger erhalten kann.

Am Abend ſpielt gewöhnlich die Muſik der türkiſchen Garniſon vor dem Schloß des Paſcha's; da hierbei nicht Harmonie der Hauptzweck zu ſein ſcheint, ſondern vielmehr Geräuſch, und überdies ein Beſtreben jedes einzelnen Muſikers ſich bemerkbar macht, mit dem ihm zukommenden Theil ſchnell fertig zu werden, ſo bildet dieſes Concert keinen weſentlichen Anziehungspunkt.

Die Hauptmahlzeit findet gewöhnlich um 8 Uhr ſtatt, und die folgende Stunde, die man meiſt auf der Terraſſe des Hauſes zubringt, um die kühlende Seebriſe zu genießen, iſt eine der angenehmſten. Es iſt wiederum die Stimme des Marabouts, zum Gebet rufend, die den Tag beſchließt, und wenn ſie ſich in einer mondhellen Nacht melodiſch in das Rauſchen des Meeres miſcht, liegt ein eigenthümlicher poetiſcher Reiz in dieſen langgezogenen melancholiſchen Tönen; ſo daß man zu Zeiten vergeſſen kann, man befinde ſich inmitten eines armen unwiſſenden unterdrückten Volkes, für deſſen Erhebung zu einem höhern Standpunkt der Civiliſation wenig Hoffnung vorhanden iſt.

Notizen über das Volksleben in Tripolis müſſen natürlicher Weiſe mager ausfallen, denn das Ganze bietet ſeines monotonen Charakters wegen, wenig Abwechslung dar. Die verſchiedenen Beſuche beim Paſcha und beim Scheik Ali Gergaug Effendi (dem Bürgermeiſter der Stadt) und andern vornehmen Türken, die ein Europäer zu machen pflegt, weichen in nichts von der Art ab, wie andere aſiatiſche Feſtivitäten beſchrieben worden ſind, Pfeifen, Kaffee, Confect, Limonade, Früchte, gebratenes Fleiſch, Pillau, Scherbet ꝛc. nebſt einſilbiger Unterhaltung.

Der große Wochenmarkt der Araber bietet gleichfalls wenig Intereſſe, der Artikel ſind wenige und dieſe liegen in großen Maſſen aufgehäuft, worunter, ſollte es ein windiger Tag ſein, die gewaltigen Berge rothen Pfeffers ſich den Geruchsorganen durch einen bedeutenden Kitzel, ein häufiges Nieſen hervorrufend, bemerkbar machen. Die Kameele und Pferde, die die Araber mit ſich bringen, ſind meiſt geringer Gattung, denn man läßt die beſſern Hengſte und Stuten daheim, aus Furcht, daß ſie die Habſucht türkiſcher Beamten erregen möchten.

Weder Bach noch Fluß bewäſſert das Land, und die Felder oder beſſer Gärten müſſen auf künſtliche Weiſe mit dem nöthigen naſſen Element verſorgt werden. In einer Tiefe von 15 bis 20 Fuß findet man überall Waſſer, deshalb hat jeder Garten einen oder mehrere Brunnen, daneben große gemauerte Behälter, aus denen das Waſſer über die Felder je nach Bedürfniß vertheilt wird. Der Apparat, das Waſſer zu heben, iſt ziemlich primitiver Natur: Ueber dem Brunnen erheben ſich zwei Pfeiler, die die Axe eines etwa 2 bis 2½ Fuß im Durchmeſſer haltenden Rades tragen, über das ein Seil läuft, an deſſen einem Ende ſich ein lederner Eimer befindet, während das andere am Joch des Ochſen oder der Kuh befeſtigt iſt, die das Waſſer heraufzuziehen hat. Der Eimer ſelbſt endet in einem Schlauch, an den ein zweiter Strick gebunden über eine etwa 3 Fuß unterhalb des Rades in den Pfeilern befeſtigte Walze läuft, und gleichfalls am Joch des Zugthieres feſtgemacht iſt. Vor dem Brunnen hat man ein Loch in die Erde gegraben, um ſo eine in ſteilen Winkeln ſich ſenkende Ebene zu er-

zeugen, die das Thier hinabläuft, und einige an den Rand gepflanzte Bäume bieten demselben und dem Mann, der dasselbe treibt, den nöthigen Schatten. Durch das Anziehen des Thieres wird der Eimer gehoben, allein da der an dem Schlauch befestigte Strick kürzer ist, als der den Eimer hebende, so wird zuerst das Ende des Schlauches auf gleicher Höhe mit dem Rande des Eimers gehalten; folglich kann sich letzterer füllen, dann aber geht der Schlauch über die Walze, öffnet sich dadurch und läßt so das ganze Wasser aus dem Boden strömen, ohne daß ein Umstürzen des Eimers nöthig wird. Das so heraufgehobene Wasser fällt in einen vor den Pfeilern befindlichen Behälter, wird von diesem in andere größere und dann durch kleine Kanäle über die Felder geleitet.

Die Producte, die man in diesen Gärten erzeugt, sind Mais, Hirse, etwas Reis, ein wenig Weizen, einige Wurzelfrüchte und Gemüse, und trotz des trockenen sandigen Bodens ist die Fruchtbarkeit an allen Stellen, die fleißig bewässert werden, sehr groß. Die Mehrzahl der zwischen den Feldern und Gärten gepflanzten Bäume sind Dattelpalmen, und zwar in so großer Anzahl und von solcher Größe und Schönheit, daß man sie mit dem Ausdruck Hain bezeichnen kann. Der Maler Wilhelm Heine, dessen Beschreibung wir im Auszuge geben, war im Juli in Tripolis, und damals hingen bereits die Früchte in großen schweren Trauben aus der Krone herab; allein noch waren sie grün, später werden sie gelb und in einigen Wochen braun, wo die Zeit der Ernte und des Trocknens der Datteln eintritt. Bei einigen Bäumen waren die Blätter abgeschnitten, in der Krone aber eine Vertiefung angebracht, in der sich der Palmenwein (Lagby) sammelte, und durch eine kleine Röhre in ein am Stamm befestigtes Gefäß geleitet ward. Des Morgens, wenn frisch, ist dieser Saft ein angenehmes kühlendes Getränk, nicht unähnlich der Milch unreifer Cocosnüsse mit dem angenehmen Aroma der Dattel; wird er aber während einiger Zeit der Sonnenhitze ausgesetzt, so geht er in Gährung über, wird berauschend und schmeckt unangenehm säuerlich. Die Araber geben ihm in diesem letzteren Zustand den Vorzug, und dieser Wein nebst dem „Mastico," einen aus Mastixharz destillirten Branntwein, bilden ihre geistigen Getränke, deren Genuß der Koran nicht verbietet. Das Abzapfen des Weines schadet dem Baume sehr, während dreier Jahre trägt derselbe keine Frucht, für die barbarische Verwendung des Mastix aber werden diese Leute die Verachtung der Maler der gesammten Christenheit ernten, die so auf die illegitimste Weise des ohnedies sparsam vorhandenen Materials für guten Firniß beraubt werden.

Zwischen den Palmen sind an einigen Stellen Gebüsche von Olivenbäumen, Mandeln oder Feigenbäumen. Letztere liefern ganz herrliche Früchte, die im Juli reif werden, und es ist ein wahrer Genuß, am frühen Morgen, wenn der Thau in Perlen auf den mit einem bläulichen Reif überzogenen Früchten liegt, die aufplatzend ihre röthliche Kerne zeigen, sich sein Frühstück vom Baum zu pflücken, ohne aus dem Sattel zu kommen.

Die Umzäunungen der Gärten bestehen aus Erdwällen oder Hecken von Cactus, dessen Feigen im Juli gleichfalls reif, eine angenehme kühlende Frucht bilden. Die Häuser sind meist aus Lehm gebaut, und die heftigen Regengüsse des vergangenen Winters hatten das leichte Material so aufgeweicht, daß viele Gebäude ganz oder theilweise umgestürzt waren.

In vielen Häusern der Stadt bemerkt man zahme Gazellen. Sie gehören unstreitig zu den zierlichsten Thierchen und lassen sich so leicht zähmen, daß man sie oft in den Häusern durch alle Zimmer laufen, bei Tisch Stückchen Brot stehlen und im Winter vor dem Feuer des Kamins liegen sieht. Das glatte reinliche Fell, die zierlichen Füßchen, die schönen vollen schwarzen Augen und die possierlichen Sprünge verleihen diesen kleinen Wesen einen ganz besondern Reiz.

Natürlich werden die niedrigen Stände hier ebenso geschunden, wie im ganzen Orient, so daß der Feldbauer vielleicht kaum zehn Procent seiner Ernte für sich behält, sieht man aber die Leute an, so kann man sich kaum denken, daß Jemand das Herz haben kann, dies arme Volk noch mehr auszusaugen, denn außer einem zerlumpten Baratan oder Burnus, als einziges Kleidungsstück, etwas Gerste und Datteln, einigen Ziegen, einer Kuh oder einem Ochsen, das Land zu wässern, und vielleicht ein oder zwei alten Kameelen besitzen die Leute nichts.

Syrien

in seinen militärischen und politischen Verhältnissen.

Syrien, das so oft schon eine weltgeschichtliche Rolle gespielt hat, ist auf's Neue zum Gegenstand politischer Action geworden, und wie sich an den Boden dieses Landes von Alters her die größten Erinnerungen der Menschheit knüpfen, so scheint er jetzt wiederum zum Ausgange einer neuen großen welthistorischen Begebenheit, des Zerfalles des türkischen Reiches, werden zu sollen. Wie dies gekommen, soll hier nicht erörtert werden, vielmehr wollen wir unsern Lesern eine Charakteristik des Landes und seiner Bewohner, sowie der militärischen und politischen Beziehungen desselben vorlegen, wodurch ihnen die Abwicklung der bevorstehenden politischen Ereignisse hoffentlich verständlicher werden wird.

Syrien ist ein gebirgiges Küstenland, dessen Begrenzung gewöhnlich vom südöstlichsten Winkel des Mittelländischen Meeres bis zum Meerbusen von Iskenderum angenommen wird. Halten wir Iskenderum (das alte Alexandrette) als den nördlichen, Gasa (Ghaza) als den südlichen Endpunkt fest, so ergibt sich die Küstenentwicklung zu 85 geographischen Meilen Länge. Die Breite des Landes beträgt nur 15—18 geographische Meilen und ist streng genommen unbegrenzt, da sich hier gegen Osten die syrische Wüste anschließt. Ebenso wird die Südgrenze durch die arabische Wüste zu einer eingebildeten Linie gemacht. Erwägt man, daß Syrien im Norden durch das hohe und unwegsame Taurusgebirge vom eigentlichen Kerne Kleinasiens abgeschnitten ist, so ergibt sich, daß die Eigenthümlichkeit seiner festen Naturgrenzen dem Lande das Gepräge einer vollständig isolirten, inselartigen Lage gibt. Nur bei Biradschik (el Bir), am nördlichsten Ende der Ostgrenze stößt sein bewohnter Theil mit einem schmalen Strich Landes an den Euphrat, der sechs Stunden nördlich davon, bei Rum-Kale, sich in einer engen Spalte den Durchgang durch das Taurusgebirge erzwingt.

Die syrisch-arabische Wüste, welche die Süd- und Ostgrenze Syriens bildet, ist zwar häufig eine unabsehbare Ebene, doch wird sie auch von mehreren Gebirgszügen und Felsenriffen durchschnitten und zeigt nicht überall Sandboden. Ihr eigenthümlicher Charakter ist also weniger in der Gestalt einer von Flugsand bewegten Ebene zu suchen, als in ihrer sterilen Unfruchtbarkeit. Das Auge gewahrt nur einzeln stehende Gräser und Pflanzen, die ohne Saft und holzähnlich sind, und hier und da einen Strauch; wenige Gazellen, kleine Schlangen, Ratten und Heuschrecken, sind die einsamen Bewohner dieser öden, glühenden, wasserleeren Gegenden.

Die hohe Kette des Taurus, welche Syrien im Norden begrenzt, ist ein vielfältig verzweigtes und zerklüftetes Gebirge, dessen höchste Spitzen bis zur Schneelinie reichen. Von ihm löst sich der Berg Amanus ab, der sich vom Mittelmeer nach dem Euphrat als eine natürliche Barriere vorschiebt, die als starker Schutz des Landes angesehen werden kann, da sie die Hauptausgänge der Engpässe des Taurus vertheidigt. Ist dieser Schutzwall, zu welchem die syrische Stadt Aintab der Schlüssel ist, bezwungen, Antiochien und Haleb genommen, so ist eine von Kleinasien eindringende Armee Meisterin des ganzen Landes, weil von diesen beiden Städten die Straßenzüge ausgehen, welche alle andern Orte Syriens unter einander verbinden. Diese Orte flankiren zugleich die beiden Hauptgebirgszüge, die durch das ganze Land von Nord nach Süd parallel zur Küste ziehen, und sind daher die natürlichen Ausgangs- oder Endpunkte der Operationslinien zur Eroberung oder Vertheidigung desselben. Diese zwei Gebirgslinien, in sich zuweilen durch kleine Hochebenen unterbrochen, sind von einander durch eine schmale Erdspalte geschieden, welche Configuration sich bis nach Arabien hinein fortsetzt. Beide Gebirge Syriens sind Kalksteingebirge und haben ihre gemeinschaftliche Wurzel an dem Berge Amanus zwischen dem Meere und dem Euphrat. Betrachten wir zuerst die *westliche* längs der Küste ziehende Kette, so präsentirt sich dieselbe vom Meere aus als eine Linie sehr hoher Piks, in der Regel nahe an einander gereiht, je mehr nach Süden, um so öder und kahler werdend. Das Centrum dieser Kette bildet der *Libanon*, die bedeutendste Erhebung Syriens, deren höchste Kuppen ungefähr 9000 Fuß Höhe erreichen. (Nach Petermann ist der höchste Berg Fümm el Mezreb 9030 Pariser Fuß hoch.) Der Hauptrücken liegt zwei bis vier Meilen von der Küste entfernt, gegen welche er nur kurze Bergarme entsen-

bet. Noch steiler fällt er nach Osten nach der Gebirgsspalte zu, wo er sich als kahle, schroffe Gebirgswand darstellt. Diese Gestalt behält der Libanon nach Süden bis zum Breitengrad von Sſur (Tyrus) — 33 Grad nördlicher Breite. — Hier tritt ein plateauartiger Charakter des Gebirgs ein, über welches mehrere Querthäler bis zur Küste führen, deren letztes bei Nazareth mit der Ebene von Esdraëlon endigt. Daran schließt sich das Bergland Palästina's, etwa achtzehn Meilen lang und sechs Meilen breit, vom Meere an sanft, aber stetig ansteigend, das in langgestreckten Höhen austritt und bis in die arabische Wüste hineingeht, nur durch die großartige Furche des Wadi el Arabah, die bis unter die Meeresfläche herabgeht, unterbrochen. Wichtig ist noch ein drei Stunden südlich von Acre am Meere aufspringender Felsrücken, der drei Meilen lange Carmel, der sich quer durch das Küstenland mit dem palästinischen Hochlande in Verbindung setzt.

Die östliche Kette zerfällt in zwei Hauptabtheilungen. Die nördlichste wird der Antilibanon genannt, dessen südliches Ende mit dem des Libanon in gleicher Breite liegt. Es ist ein Kettengebirge, im Durchschnitt ein paar tausend Fuß niedriger als der Libanon. Sein höchster Punkt, Hermon oder Djebel esch Scheikh, 9500 Fuß hoch geschätzt, liegt am Südende, überragt den ganzen Rücken und zeigt sich von allen Seiten als ein imposanter Felskegel. Die zweite, südliche Abtheilung, beginnt östlich vom See Tabarieh (Tiberius) und ist ein Gebirgsland im Charakter des judäischen Gebirges, das sich wahrscheinlich ohne Unterbrechung bis Akaba in Arabien fortsetzt und die östliche Küste des Meerbusens gleichen Namens bildet. — Im Allgemeinen sind die Abstürze beider Bergketten gegen das Meer zu steiler, als gegen die Hochflächen der syrischen Wüste. Ueberraschend ist der Anblick vom Meer aus, wo sich das Detail der Formen wie in tausend seltsamen Pyramiden, Obelisken und vulcanischen Trümmern malt, dazwischen überhängende Schlösser auf steilen Felsen, unter denen sich grünende Terrassen ausbreiten.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist noch ein isolirtes aber bedeutendes Gebirge, der Hauran, das sich in dem Breitengrade von Acre östlich von dem letztgenannten Gebirgslande in der Wüste erhebt. Es ist eine Art Hochstufe, deren fruchtbare Ebenen schon in der Bibel Erwähnung finden, doch scheint der mittlere Theil auch einen ausgesprochenen Gebirgscharakter zu haben. Der Hauron ist gleichsam eine Art Landzunge, mit der Syrien tief in die Wüste hineingreift.

Unter den Ebenen und Thälern Syriens verdienen eine besondere Erwähnung:

1) Die große Ebene von Haleb im Norden, eigentlich ein Hügelland, welches die Anfänge des Antilibanon bildet und bei fünfzehn Meilen Breite ungefähr die doppelte Länge hat.

2) Die große Gebirgsspalte Bukaa zwischen Libanon und Antilibanon, gewöhnlich Cölesyrien genannt. Sie entspinnt sich aus der Ebene von Haleb und zeigt zuerst, und zwar bis zum Breitengrade von Sſaida, ein drei Stunden breites, ganz flaches und fruchtbares Thal. Hierauf nimmt der Boden, immer nach Süden verfolgt, zuerst Hügel- und bald darauf Gebirgsformen an, so daß sich die Thalgestalt der Spalte kaum noch erkennen läßt. Jenseits auf dem höchsten Punkte dieses Querjoches entspinnt sich 4000 Pariser Fuß hoch, ohnweit Baalbeck, der Leontes, der den Libanon durchbrechend, sich den Weg zum Meere bahnt. Etwas weiter hinunter in Cölesyrien erhebt sich neben dem Laufe des Orontes, bei Hasbeya, ein zweiter Sattel, eine Art Längenrippe, noch 2300 Fuß über dem Meere, neben welcher der merkwürdige Binnenfluß Jordan in 1200 Fuß Höhe seine Quelle hat. Das Thal desselben bietet ein großes Interesse, denn es ist eine der großartigsten Furchen der Erde. Begrenzt von mächtigen und ausgedehnten Plateauländern, erreicht sie mit ihrem tiefsten Punkte, dem Todten Meere, in welchem der Jordan endigt, eine Depression von 1235 Pariser Fuß unter dem Meere, so daß der Lauf des Jordans auf 25 geographischen Meilen Länge einen Fall von 2500—2600 Pariser Fuß hat. Die hypsometrischen Forschungen in Palästina, erst seit 25 Jahren, zuletzt von Professor Dr. Roth unternommen, haben die übereinstimmendsten Nachweise dafür gegeben. Allmälig erhebt sich vom Todten Meere aus die Depressionsfurche wieder bis zu 300 Fuß über dem Meere, wo sich im Wadi el Arabah, der südlichen Verlängerung des Jordanthales, die Wasserscheide zwischen dem Todten und Rothen Meere befindet.

Betrachten wir das Jordanthal näher, so tritt sein Rinnsal anfänglich mit steilen Ab-

stürzen hervor, so daß es nach fünf Meilen seines Laufes bereits ungefähr im Niveau des Meeres sich befindet. Hier durchströmt es den Sumpfsee el Huleh und nach weitern drei Meilen den See von Tiberias (Genezareth), der bereits 700 Fuß unter dem Meeresspiegel liegt. Mit sanfterem Falle fließt nach weitern achtzehn Meilen seines Laufes der Jordan in das zehn geographische Meilen lange und zwei Meilen breite Todte Meer und erreicht hier sein Ende. Das Todte Meer selbst trägt seinen Namen daher, weil in seinem Wasser, das wie faule Eier in der schärfsten Salzsoole schmeckt, keine Fische existiren können. — Der Jordan nimmt eine Menge kurzer und steiler Nebenflüßchen auf, die von den benachbarten, einige tausend Fuß hohen Plateaus herabkommen und deren wichtigster der aus der syrischen Wüste vom Hauran-gebirge kommende Scheriat (Zedi) ist, von dem weiter unten die Rede sein wird. Er mündet unfern des Austritts des Jordans aus dem See von Tiberias in den Jordan.

3) Eine dritte Ebene ist die zwischen dem Antilibanon und dem Haurangebirge in der Wüste. Einzelne vulcanische Kegel und lange flache Rücken erheben sich auf dieser Ebene, in welcher Damaskus liegt. Sie ist eigentlich fruchtbar, wenn die zahlreich darauf zerstreuten Steinblöcke dem Ackerbau nicht sehr hinderlich wären. Noch ist zu bemerken, daß diese Hochebene zwischen dem Hauran und See Tabarieh (Tiberias) gewissermaßen geborsten ist. Diese Berstung bildet ein tiefes und enges Thal, das nur an wenig Stellen und mit großer Beschwerlichkeit überschritten werden kann. In der Gegend, wo die große Pilgerstraße von Damaskus nach Mekka diese Spalte überschreitet, wird das darin fließende Wasser der Zedibach, an seiner Einmündung in den Jordan aber Scheriat genannt, der demnach ein höchst wichtiges Defilee in militärischer Beziehung abgibt.

Noch sind die kleinen Ebenen am Mittelländischen Meere an der Mündung der Flüsse, z. B. des Orontes, zu erwähnen. Eine eigentliche Küstenebene tritt erst südlich des 3000 Fuß hohen Cap Carmel hervor, die sich bis zur Landenge von Suez fortsetzt und in der Breite von einer Stunde den Charakter von Sanddünen trägt.

Die Gewässer Syriens sind der heißen und gebirgigen Lage wegen, nur unbedeutend und kurz. Der Euphrat kommt militärisch bei seiner kurzen Strecke als Grenzfluß nur wenig in Frage. Bei Biradschik, wo er aus dem Gebirge heraustritt, hat er 800 Schritt Breite, also wie der Rhein bei Mainz; bei niedrigem Wasserstande reducirt sich die Breite bis auf 150 Schritt, die Tiefe auf vier bis fünf Fuß.

Die drei Hauptflüsse Syriens sind der Orontes (Asy), Leontes und der Jordan. Der erstere hat sein Quellgebiet in Cölesyrien unweit der Ruinen von Balbeck (der alten Sonnenstadt Heliopolis), auf dem nördlichen Abfall des obenerwähnten Quersattels der Gebirgsspalte. Während der Orontes nach Norden abfließt und bei Antiochia sich in rechtem Winkel dem Meere zuwendet, laufen auf der entgegengesetzten Seite der Leontes und Jordan nach Süden ab. Alle diese Flüsse haben an vielen Stellen Fuhrten und bilden daher nur schwache Vertheidigungslinien; auch sind sie für alle Längenoperationen kein Hinderniß, da diese Linien mit der Richtung der genannten Flüsse zusammenfallen. Eine wirkliche Wasserbarriere bildet nur der obengenannte Zedibach oder Scheriat. Endlich haben noch einige kleine Bäche an der Meeresküste militärische Bedeutung, indem ihre steil eingeschnittenen und abstürzenden Rinnsale kurze und bedeutende Abschnitte abgeben, die selbst ohne Wasser große Bewegungshindernisse bilden. Auch bieten die wichtigeren derselben Eingänge in's Innere, so außer dem Orontes und dem Thal des Leontes bei Ssur (Tyrus) besonders das Thal des Kison am Berge Carmel in das Innere Palästina's.

In Hinsicht des Bodens und Klimas sind die einzelnen Theile des Landes sehr verschieden. Der bevölkertste und angebauteste Theil, der Libanon, ist ein mit Steingeröll überdecktes Gebirge, doch lagert unter dem Gestein eine Schicht fetter und fruchtbarer Erde, zu deren Cultur die Steine aufgelesen und in drei bis fünf Fuß hohen Mauern aufgebaut worden sind. Alle Gärten und Felder sind mit solchen Mauern eingefaßt und durchzogen. Da die Thäler sehr schroff und durch den Regen von Erde entblößt sind, so liegen die Dörfer an den Lehnen der Berge und auf ihren höchsten Kuppen, was in Verbindung mit der Terrassencultur einen höchst malerischen Anblick gewährt. Von ähnlichem Charakter ist der, nur etwas dünner bevölkerte, Antilibanon und das Judäische Gebirge. Die südliche Fortsetzung des Libanon dagegen, wie

die des Antilibanon, letztere unter dem Namen des Adschelluhner Gebirgs bekannt, zeigen kein Steingeröll auf, in ihren höhern Partien liegt vielmehr der Fels klar zu Tage; fruchtbare Thäler, oft nur schmal, winden sich zwischen ihnen umher. — Der Berg Carmel ist ein steiler, felsiger Wall, ohne Abzweigungen und unbewohnt; ihm gleichen der Cassius und Amanus.

In den Ebenen ist dagegen der Boden fett und ungemein fruchtbar. Ausgezeichnet sind hierin die breiten Thäler von Damaskus, die Ebenen von Acre, Esdraëlon, an der Mündung des Orontes, von Haleb, und stellenweise die des Jordanthals; nur in der Nähe des Todten Meeres ist letzteres stellenweise ganz von Salz incrustirt.

Die Naturerzeugnisse sind eben so verschieden als Boden und Klima. Während die Gipfel des Libanon mit Schnee bedeckt sind, wachsen die Ceder, die Feige, der Maulbeerbaum an seinen Abhängen und an seinem Fuße Orangen und Citronen. Wir haben hier ein Schauspiel, wie es etwa die Insel Madeira darbietet, nämlich alle Klimate nahe an einander gerückt. — Am meisten werden die Maulbeerbäume zur Seidenzucht und die Oliven gepflegt, die Haupterwerbsquellen der Bewohner des Libanon. Südlich von Acre tritt die Dattelpalme auf, außerdem sind an syrischen Naturproducten von Berühmtheit die Pistazien von Haleb, die reichen Obstsorten der Gärten von Damaskus, der Taback von Latakieh, Tarabolus u. s. w. Im Jordanthale baut man Indigo; auch die Baumwollenstaude kommt überall fort und alle Kornarten dürften nur gesäet werden, um reiche Ernten zu geben. — So ist Syrien im Ganzen ein gesegnetes Land, wenn das ganze System der türkischen Herrschaft es nicht eben mit sich brächte, daß der Wohlstand und die Cultur nicht recht zu voller Entfaltung gelangen können. Ein großer Theil der schönen Ebenen ist den nomadisirenden Horden der Beduinen, Kurden und Turkomannen verfallen, weil der fleißige Ackerbauer in ihnen zu wenig Schutz findet und den Erpressungen der Paschas zu sehr ausgesetzt ist. So bebaut der Bewohner lieber mit großer Anstrengung das unwegsame Gebirgsland oder die Nähe der Städte, wo ihm die Gegenwart der Europäer und deren Consuln doch einigen Schutz gegen seine Behörden gewährt.

Seiner politischen Eintheilung nach zerfällt Syrien in drei Provinzen (Ejalete): Haleb, Sfaida und Esch Scham (Damaskus), deren jede wieder in verschiedene Liwa (Kreise) eingetheilt ist. Nur das Bergland des Libanon hat eine Art selbständige Verfassung unter einem drusischen und maronitischen Kaimakam oder Emir. Die Paschas oder Gouverneure der Provinzen sind wie in der ganzen Türkei unumschränkte Herren in denselben; ihr ganzes Regierungssystem besteht im Erpressen von Geld, wenn sie selbst oder die Regierung Geld gebrauchen. So zeigt auch Syrien die Spuren tiefen Verfalls und bringt trotz seiner reichen Hilfsquellen dem Staate nicht nur Nichts ein, sondern kostet demselben noch ansehnliche Summen, welche an die räuberischen Beduinenstämme zum Schutze der nach Mekka pilgernden Wallfahrer gezahlt werden müssen.

Die Wohnplätze Syriens sind bei dem Ueberflusse an Steinen und bei dem Mangel an Bauholz durchgängig aus massiven Häusern gebaut, wenn auch von schlechtem Mauerwerk. In den Städten haben die Häuser in der Regel mehr als eine Etage und flache Dächer, in den Dörfern nur ein Stockwerk. Die Städte besitzen häufig eine Ringmauer und ein oder mehrere Forts. Außer den Festungen, von denen weiter unten die Rede sein wird, sind in Bezug auf Vertheidigungsfähigkeit die bedeutendsten Orte: Sfur, Sfaida, Beiruth und Ghaza. In diesen Städten sind die Ringmauern etwas besser erhalten, auch die Forts nicht ganz verfallen, doch sind sie nicht im Stande, einem ernsthaft geführten Angriffe auf längere Zeit zu widerstehen. Das gleiche gilt von Tarabulus. Die Forts bestehen zum Theil nur aus gemauerten, großen, viereckigen Thürmen, meist aus der Zeit der Saracenen stammend und bisweilen von so kolossalen Dimensionen, daß sie europäischer Artillerie bedeutenden Widerstand entgegensetzen könnten, wenn ihre Armirung und Anlage zweckmäßiger wäre. Auch an hervorragenden Punkten der Küstenstraße finden sich hier und da solche Fortificationen, so bei Dschebail ohnweit Beiruth und mehrere bei Tarabulus, denen man römischen Ursprung zuschreibt. Die mit den Städten Damaskus, Höms, Hamah, Haleb und Tintab in Verbindung stehenden Forts sind ebenfalls von untergeordneter Bedeutung, obgleich es namentlich Haleb und Höms verdienten, sorgfältig befestigt zu werden. Die Befestigung aller dieser Städte gleicht sich mehr oder weni-

ger und entſtammt einer primitiven Epoche der Befeſtigungskunſt. Eine ſchwache, oft eingeſtürzte, mitunter crenelirte Mauer umgibt den eigentlichen Wohnplatz. Die Citadellen und Forts haben meiſt eine ovale oder kreisförmige Grundform und haben längs ihrer Einſchließungsmauer vorſpringende runde oder eckige Thürme zur Flankirung. Einem regelmäßigen Artillerieangriffe würden ſie ſehr bald erliegen.

Als eigentlich feſte Plätze ſind nur Acre, Jaffa und Jeruſalem anzuſehen.

Acre iſt das alte Acho der Schrift, das ſpätere Ptolomais unter den egyptiſchen Herrſchern, in den Kreuzzügen mit dem franzöſiſchen Namen St. Jean d'Acre getauft, von den Türken der Neuzeit aber Akka oder Akko geheißen. Dieſe See- und Landfeſtung mit großen hiſtoriſchen Erinnerungen iſt auf einer kleinen Halbinſel erbaut und auf dieſe Weiſe auf zwei Seiten vom Meere begrenzt; die Oſt- und Nordſeite ſind vom Lande her zugänglich.

Nicht weit von Acre erhebt ſich im Süden das Vorgebirge Carmel und im Oſten der Berg Tabor; zugleich entſpinnen ſich von dieſer Stadt wichtige Straßen in's Innere des Landes. Acre iſt daher gewiſſermaßen immer als die Vorwacht zum heiligen Lande angeſehen worden. Die Stadt zählt etwa 7- bis 8000 Einwohner; ihr Hafen iſt klein, aber die Rhede an der Mündung des Belus ſehr lang und zum Anlegen der größten Schiffe geeignet. Der Platz beſitzt unſtreitig eine ſtrategiſche Bedeutung, zumal ſeine Befeſtigungen die einzigen der Küſte und des ganzen Landes ſind, die als regelmäßig gelten und einem regelmäßig geführten Angriff der neueren Kriegführung eine Zeit lang widerſtehen können. Die Befeſtigungen nach den Waſſerſeiten zu ſind eine kunſtloſe Combination von maſſiven Mauern und Thürmen in dem Stil des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Nach der Oſtſeite ſind einige Verſtärkungen im modernen Stil von Abdallah Paſcha 1832 angelegt worden, ſo insbeſondere ein abgerückter hoher Erdwall mit vorliegendem Graben. Als Marſchall Marmont 1834 den Platz beſuchte und militäriſch prüfte, ließ auf deſſen Kritik hin Ibrahim Paſcha bis 1840 noch einige fernerweite Verſtärkungen auf der Landſeite, namentlich einige Außenwerke, Lünetten, auf vorliegenden Punkten aufwerfen; doch iſt die Meinung der Sachverſtändigen über die Zweckmäßigkeit dieſer Anlagen ſehr getheilt. Außer der Südoſtſeite, welche dem Lande zugewendet iſt, ziehen ſich die Befeſtigungen auch nach der Nordſeite, woſelbſt die Landſeite ebenfalls durch eine Mauer und drei mächtige Thürme gedeckt iſt. Dieſer Punkt gilt als Citadelle und hat ebenfalls einige Außenwerke, doch iſt es zweifelhaft, ob er nicht bei einer Belagerung unter dem Feuer der nahen Höhen, der Ausläufer des Libanon, liegt. — Die Lage des ganzen Platzes iſt jedenfalls ſehr günſtig, gewinnt aber ihre eigentliche Vertheidigungskraft erſt durch Unterſtützung einer Flotte, welche die Ausſchiffung von feindlichen Landungstruppen zu verhindern und die Waſſerſeiten der Feſtung zu ſchirmen vermag. Der vergebliche Angriff Bonaparte's 1799, dem keine Flotte zur Seite ſtand, zeigt, daß die Landſeite an ſich ſehr ſtark iſt und das einzige engliſche Schiff unter Sidney Smith, welches die Türken zur Seite hatten, bereitete damals den Franzoſen große Nachtheile. — Ohne Flotte iſt dagegen der Platz nicht viel werth, denn Commandeur Napier (Sir Charles N.) nahm ihn 1840 von der Waſſerſeite mit 400 ausgeſchifften Marineſoldaten, nachdem er vorher mit ſeiner überlegenen Schiffsartillerie das Feuer dieſer Seite der Feſtung zum Schweigen gebracht hatte.

Jaffa, welches die Franzoſen 1799 mit ſtürmender Hand nahmen, hat eine viel geringere Stärke. Seine Feſtungswerke am Meere ſind ſehr unbedeutend und kaum zehn Fuß hoch; die Landſeite ſchließt ein ſchlechter Hauptwall mit gemauertem Graben. Uebrigens iſt die Stadt von den nahen Höhen dominirt und außerdem geſtatten ausgedehnte Orangen- und Citronenhaine eine gedeckte Annäherung des Angreifers bis an den Fuß der Werke.

Jeruſalem iſt zwar keine von Wall und Graben eingeſchloſſene Feſtung, beſitzt aber den Vortheil einer natürlichen feſten Lage. Es iſt mit einer etwa 25 Fuß hohen Mauer aus gehauenen Steinen umgeben, die meiſtentheils ſo breit iſt, daß zwei Menſchen auf derſelben neben einander gehen können. Eine aufgeſetzte mannshohe eine Elle dicke Bruſtwehr ſchützt die hinter den Schießluken aufgeſtellten Schützen, auch hat ſie vorſpringende Thürme zur Flankirung. An der Weſtſeite der Stadt befindet ſich eine kleine Citadelle. Die Mauer iſt zwar nicht mit einem Graben umgeben, doch vertreten deſſen Stelle auf drei

Seiten die tiefen und steilen Thäler des Kedron (Josaphat) und Gihon. Nur die Nordseite entbehrt dieses Schutzes, indem sie etwa 200 Ruthen vom Thale Josaphat zurückgerückt ist. Beträchtlich wird die Ostseite auf 1000 Schritt Entfernung von dem Oelberg überhöht, doch liegt derselbe jenseits des genannten, sich auch um diese Seite windenden Thales, und da es nicht leicht sein dürfte, Artillerie bis vor die Stadt zum Breschelegen zu schaffen, so bietet sie immer einen Punkt von großer Widerstandsfähigkeit dar, der sich leicht zu großer Bedeutung steigern ließe. Abgesehen von dieser militärischen Wichtigkeit liegt die Bedeutung Jerusalems nur in seiner politischen Geltung als Sitz der heiligen Stätten mit ihren großen Erinnerungen für die christliche Welt. Die Stadt zählt gegen 15,000 Einwohner, darunter 3000 Juden.

Von den übrigen Städten Syriens verdienen Erwähnung: Aintab, mit 10,000 Einwohnern, als der nördlichste Waffenplatz; — Antakijeh (Antiochien), die alte Residenz der Seleuciden, mit 25,000 Einwohnern, in sehr fruchtbarer Lage; — Latakijeh (das alte Laodicäa) mit 6000 Einwohnern, welches in der Geschichte der Kreuzzüge eine große Rolle spielt und neuerdings durch den Export seines Tabacks sehr bekannt geworden ist; — Beiruth (das alte Berithus) mit 12,000 Einwohnern. Auf einer Landzunge gelegen und von drei Seiten vom Meere bespült, besitzt es dennoch keine Widerstandsfähigkeit, da die Landseite unter dem nahen Feuer beherrschender Höhen liegt. Trotz seines schlechten Hafens ist es der Hauptstapelort für die Seide aus Iran und die Cocons aus dem Libanon und steht mit Marseille in lebhaften Handelsbeziehungen, daher hier auch der französische Einfluß sehr groß ist. Er wächst noch durch das Schutzrecht, das Frankreich den in der Nähe wohnenden zahlreichen katholischen Christen (den Maroniten) angedeihen läßt.

Sfaida mit 5000 Einw. — Sfur oder Tyr (das alte Tyrus) mit kaum 1000 Einw. — Acre, schon genannt, mit 7—8000 Einw., deren Handel sich vorzüglich auf Baumwolle erstreckt. — Nazareth, der Geburtsort Christi, mit 4000 Einw., meist Christen und Juden. — Jaffa und Ghaza und zwischen ihnen das jetzt ganz verfallene einst berühmte Askalon und das kleine Ramleh (das alte Arimathia).

Unter den Städten des Binnenlandes sind von Norden herunter zu nennen: Haleb, die zweite Stadt Syriens, in einem Umkreis von 1¼ Meile ausgebreitet und 50,000, nach Andern 100,000 Einw. zählend; ein sehr bedeutender Handelsplatz. — Hamah, mit 25,000, nach Andern mit nur 8000 Einw. bevölkert, welches den Absatz der Producte des Libanon nach dem Norden vermittelt. — Damaskus (Dimeschk esch Scham). Diese erste und heilige Stadt Syriens ist der Sammelpunkt der nach Mekka ziehenden Pilgerkarawanen. In angenehmer und fruchtbarer Lage bildet es, umgeben von Fruchtgärten und Wiesen, einen Haupthandels- und Verkehrsplatz in den ostjordanischen Ländern. Seine schwachen Befestigungen und eingesenkte Lage, die es von allen Seiten zu beschießen gestattet, geben ihm eine nur geringe militärische Bedeutung; auch wäre diese 70,000 (nach Andern sogar 100,000) Einw. zählende Stadt leicht auszuhungern. Drei Viertel ihrer Bewohner sind Muselmänner, die sich zu den orthodoxesten Formen des Islam bekennen.

In Betreff der Communicationen zwischen diesen Punkten sind einige Worte über die Zugänglichkeit Syriens von der Meeresküste her voranzuschicken. Die syrische Küste hat keinen Mangel an Küstenstädten, doch fehlt es denselben an Häfen. Die Schiffe müssen meist auf den Rheden ankern, die Kauffahrern dadurch gefährlich werden, daß sie Felsgrund haben, an welchem bei bewegtem Meere die Ankertaue zerreißen, in Folge dessen das Schiff gewöhnlich scheitert. Die in frühern Jahrhunderten berühmt gewesenen Häfen von Tyrus, Sidon u. s. w. sind großentheils versandet; der Hauptgrund für ihre gegenwärtig geringere Bedeutung liegt aber auch darin, daß die heutigen Schiffe wegen ihres Tiefgangs und ihrer Größe von diesen Häfen früherer Zeit nicht mehr Gebrauch machen können. Als der am besten gegen Winde geschützte Hafen gilt der von Alexandrette, obwohl er die große Unannehmlichkeit einer ungesunden Luft hat. Die vorzüglichsten Rheden besitzen Beiruth, Tarabolus (Tripolis) und Haifa bei Acre. Auf den Rheden von Sfur, Sfaida, Dschebail und Bathrun ist der Schiffsverkehr nur unbedeutend. Als besonderer Uebelstand ist noch die Küstenströmung des Meeres anzusehen. Diese ist eine Fortsetzung der von der Meerenge von Gibraltar längs der afrikanischen Küste einfließenden Strömung, die sich jenseits der Nilmündungen bricht und der syrischen Küste entlang

von Süden nach Norden weitergeht. Alle Segelschiffe müssen diese Strömung demgemäß oberhalb ihres Bestimmungsortes zu gewinnen suchen, um nach letzterem getrieben zu werden, und da es auf der ganzen Küste keinen Leuchtthurm gibt, so ist es erklärlich, daß Schiffbrüche nicht zu den seltensten Erscheinungen gehören.

Die Landescommunicationen bilden in Syrien ein äußerst einfaches Wegenetz. Wie überall im Orient erfolgt das Fortkommen der Personen und der Transport von Waaren mittelst Pferden oder Lastthieren, welche die Hindernisse des Wegs, wie Löcher, Felsblöcke ꝛc. leichter zu überwinden vermögen als Fuhrwerke. Selbst die großen Landstraßen dürften daher für die Fuhrwerke einer europäischen Armee nur streckenweise ohne Aufenthalt zu passiren sein und Artillerie kann nur tüchtig bespannte leichte Feldgeschütze mit sich führen. Am besten empfehlen sich der Natur des Landes nach Gebirgs- und Raketenbatterien.

Betrachten wir die Communicationen des Landes selbst vom Norden her, so erinnern wir uns, daß südlich des Taurus eine vorgeschobene Gebirgskette, der Amanus, von Nordost nach Südwest Syrien von Cilicien trennt. Wie Zinnen stehen die kahlen, zum Theil bis in den Sommer mit Schnee bedeckten Gipfel neben einander; der westliche über 5000 Fuß hoch, ragt aus der See gleich einem ungeheuren Thurme, der die Vertheidigung schließt. Im Norden dieser Bergwand nach dem Taurus zu liegen das Becken des Golfs von Iskenderum (Alexandrette) und die Ebene von Adana, im Süden die Ebene von Antakijeh mit den sumpfigen Mündungen des Orontes. Ueber diese Schutzmauer Syriens führen nur zwei Wege, 26 Stunden unter sich entfernt und zwischen diesen Pässen (Pylae Syriae) gibt es nur Pfade für einzelne Saumthiere und Fußgänger. Diese beiden Straßen sind die natürlichen Zugänge Syriens von Kleinasien und Constantinopel, indem die Hauptstraße von letzterm Orte über Koniah nach Ueberschreitung des Taurus in die Ebene von Adana niedersteigt, längs des Meeres fortgeht und bei dem Defilee von Bailan jenseits Alexandrette über das Gebirge nach Antakijeh führt. Die frühere Küstenstraße längs des Meeres bis Tripoli ist längst durch die Brandung zerstört. Die andere Passage über den Amanus nach Syrien geht von Adana am Nordfuße des Amanus entlang und überschreitet denselben zwischen Marasch und Aintab.

Verfolgen wir die Küstenstraße zunächst weiter, so gelangt man jenseits Antakieh (Antiochien) in die Ebene des Orontes, übersteigt dann, den Cassius rechts lassend, abermals ein Gebirge und erreicht bei Latakijeh (Laodicea) wieder das Meer. Diese ganze Strecke ist höchst beschwerlich. Von nun an bleibt die Straße in der Nähe des Strandes, meist an den Abhängen des Gebirgs gebaut. Der nächste wichtige Punkt ist Tarabolus (Tripoli). Weiterhin umgeht sie das Vorgebirge el Schakka („das Antlitz Gottes") in einem höchst schwierigen Defilee und verfolgt dann den Fuß der Berge, hart am Strande, bis Beiruth in gutem Zustande. Von Beiruth nach Sidon führt der Weg an der Residenz des Drusenfürsten vorbei und betritt erst kurz vor Ssur die Höhen, welche diesen Ort rings umgeben. Hier zweigt sich auch durch das Thal des Leontes der Hauptweg nach Cölesyrien, dem zwischen Libanon und Antilibanon gelegenen Lande ab, den die Reisenden gewöhnlich einschlagen, um nach den berühmten Ruinen von Balbeck zu gelangen. Die weitere Fortsetzung der Küstenstraße von Ssur nach Acre gehört zu den beschwerlichsten und gefahrvollsten Strecken derselben, denn sie windet sich an den Bergwänden steil und mühsam auf und nieder, oft gleichsam in den Felsen neben Abgründen eingeschnitten. Erst in der Nähe von Acre betritt sie dann eine mehrere Stunden lange Ebene. Den steilsten und gefährlichsten Punkt dieses Gebirgsweges, der für Artillerie unüberwindliche Hindernisse darbietet, vertheidigt noch ein altes Fort auf einem Vorsprung des Gebirgs. Von Acre aus verläßt die Straße die unmittelbare Nähe der Küste und führt immer einige Stunden landeinwärts, überschreitet den Rücken des Carmel, und tritt jenseits desselben in den Bereich der Meeressanddünen. Mittelst eines Bogens über den Gebirgskessel von Nazareth ist das schwierige Stück über den Carmel zu umgehen. Weiterhin berührt die Straße in der Sandebene noch die Orte Jaffa und Ghaza, den Schlüssel zum südlichen Palästina, bis sie bei Kalaat-el-Arisch die egyptische Grenze betritt.

Die Hauptentfernungen dieser Küstenstraße sind folgende:

Von Iskenderum (Alexandrette) bis Antakijeh (Antiochia) . . . . 6 geogr. M.

Von da bis Ladhikijeh (Laodicea)	11	geogr.	M.
" " " Tarabolus (Tripoli)	20	"	"
" " " Beiruth (Berithus)	10	"	"
" " " Sfaida (Sidon) .	5	"	"
" " " Sfur (Tyrus) .	5	"	"
" " " Akka (Acre) . .	6	"	"
" " " Jaffa (Joppe) .	18	"	"
" " " Ghaza	12	"	"
" " " Kalaat-el-Arisch .	10	"	"
Zusammen längs der Straße	103	geogr.	M.

Die zweite Hauptstraße Syriens führt ebenso der Ostgrenze entlang, wie die erste an der Westgrenze hinlief. Wie wir oben erwähnten, gelangt man zu ihr entweder über den Amanus auf dem Wege von Adana, Marasch nach Aintab, — die Route von Constantinopel, oder man gewinnt die Binnenstraße vom nordöstlichen Kleinasien (Erzerum, Diarbekr, Urfa in Mesopotamien) her bei Biradschil, wo sie den Euphrat überschreitet. Die großen Hauptstationen derselben in Syrien sind: Haleb, Hamah, Höms, Damaskus und Alaba am Rothen Meere, welches schon zu Arabien gehört.

Von Biradschik, wie von Aintab aus betritt die Straße sehr bald die weite Ebene von Haleb, und sodann diese zweite bedeutendste Stadt Syriens selbst. Von hier aus kann man zwar auf einer Straße in gradester Linie den nächsten Hauptpunkt Hamah gewinnen, doch wird gewöhnlich der Umweg über Schogher vorgezogen und dieses als die eigentliche Heeresstraße angesehen. Auf dieser überschreitet man von Haleb aus zuoörderst die sanften Höhen, welche die Ebene von Haleb vom Thale des Orontes trennen und gewinnt dieses zur weitern Fortsetzung bis Hamah. Bei Schogher führt eine steinerne Brücke über den Orontes, die hierdurch als Defilee eine große militärische Bedeutung gewinnt, zumal von Schogher eine Seitenstraße an die Küste nach Ladhikijeh führt. — Hamah, das alte Epiphania, ist eine zweite wichtige Position, da dieser Punkt als Straßenknoten zugleich die hier am Libanon entlang führende Straße beherrscht. — Immer dem Thale des Orontes aufwärts in südlicher Richtung folgend, gelangt man nach dem kleinen Städtchen Höms, in dessen Nähe Ibrahim Pascha 1833 seinen ersten Sieg über die großherrlichen Truppen erfocht. Ueber Höms hinaus verändert sich das Aussehen des Landes, die Berge rücken heran, das lachende Grün verschwindet. Man ersteigt in dem tiefen Thale des Orontes die Gebirgspartien, wo dieser Fluß von dem höchsten Sattel zwischen beiden Libanons herabstürzt. Doch erreicht der Weg nicht den Gipfel, sondern wendet sich nach Osten über den Antilibanon hinweg, wodurch man in die weite, freundliche Ebene von Damaskus gelangt. Diese Stadt ist ihrer Größe und ihres Handels wegen natürlich ein bedeutender Wegeknoten. Halten wir den Charakter der Grenzstraße fest, so läßt sich diese, meist nur von den Mekkapilgern benutzt, über das Gebirge des Hauran und den Zebdiebach immer am Rande der Wüste und streckenweise in ihr gehend, bis Alaba verfolgen. Sie ist menschen- und wasserleer und ohne militärischen Werth. Von Akaba kann man dann westlich über Suez nach Egypten oder am Rothen Meere entlang nach Mekka und Medinah gelangen. — Halten wir dagegen die militärische Bedeutung fest, so führt die Hauptstraße von Damaskus über den Jordan nach Naplus (Nabulus) und Jerusalem, von wo man bei Ghaza wieder auf die erstgenannte Küstenstraße und an das südliche Emgangsthor Syriens gelangt. Die sogenannte Jakobsbrücke, auf welcher diese Straße von Damaskus den Jordan überschreitet, ist ein höchst wichtiger militärischer Punkt, denn hier kreuzen sich alle Hauptstraßen, welche das nördliche und östliche Syrien mit Palästina und der Küste verbinden. Hierher zieht auch die von Akka (Acre) in's Innere des Landes führende Straße. Alle andern directeren Straßen von Damaskus (z. B. über Begsan nach Nauplus) sind ganz unpraktikabel. Selbst die zwischen beiden Gebirgen von Nauplus am rechten Ufer des Jordan nach Jerusalem ziehende Straße bietet nicht geringere Hindernisse für eine Armee dar, woraus sich Ibrahim Pascha's Rückzug 1840 von Damaskus auf Umwegen durch die Wüste nach Ghaza schon aus Ursachen der Terrainbeschaffenheit erklärt.

Die Entfernungen auf der östlichen Straße sind folgende:

Von Biradschik nach Haleb . .	15	g. M.
von da direct nach Hamah . .	15	" "
" " nach Höms	6	" "
" " " Damaskus . . .	20	" "
" " zum Zebdiebach . . .	8	" "
" " nach Akaba . .	45—50	" "
	109—114	g. M.

oder:

von Damaskus zur Jakobsbrücke 12 g. M.
„ dieſer nach Nablus . . . 14 „ „
„ da nach Jeruſalem . . . 7 „ „
„ „ „ Ghaza . . . . 11 „ „

Rückſichtlich der Verbindungswege zwiſchen den beiden genannten Hauptſtraßen iſt zuvörderſt als wichtigſter Punkt Aintab am Südfuß des Amanus zu nennen, da dieſer Ort in der Mitte zwiſchen Iskenderum einerſeits und Birabſchik andrerſeits liegt und ſowohl mit dieſen beiden Orten, als dem ſüdlich gelegenen Haleb durch Straßen verbunden iſt. Er beherrſcht ſomit beide Hauptübergänge aus Kleinaſien über den Taurus. Die zweite Quercommunication geht von Antakijeh am Meere, wie erwähnt, ſowahl nach Haleb als Hamah; die dritte von der Küſte bei Tarabulus über den Libanan nach Höms. Ueber das gleiche hohe Gebirge führen fernerhin von Beiruth wie von Sſaida beſchwerliche Straßen nach Damaskus und ſind dieſe letztgenannten drei Communicationen kaum für europäiſche Heere zu benutzen. Wichtiger iſt die von Sſur (Tyrus) ausgehende Straße, im Thale des Leontes aufwärts nach Cöleſyrien zwiſchen beide Gebirge hinein auf Balbek, van wa man in das Obere Thal des Orontes hinabſteigt, und nach Höms zur öſtlichen Straße gelangt. Weiterhin kommt eine andere, ſchon erwähnte Verbindung von Acre über den Jordan (Jakobsbrücke) nach Damaskus, der Hauptweg nach dieſer Stadt, aber den Kiſon aufwärts durch die Ebene Esdraëlon nach Jeruſalem. Endlich führen ſawahl von Jaffa wie Ghaza Straßen nach Jeruſalem, von wo man über Nabulus oder längs des Jordan, d. h. entweder über die Jakobsbrücke oder direct aber ſchlechter über Beyſan ebenfalls nach Damaskus gelangen kann. Beide Straßen führen durch ödes, gebirgiges Terrain. Die Schwierigkeit ſämmtlicher Querverbindungen zwiſchen der Küſte und der öſtlichen Binnenſtraße erklärt ſich leicht, wenn man erwägt, daß beide nur 12 geographiſche Meilen van einander entfernt ſind, und auf dieſer Strecke zuerſt die weſtjordaniſchen Plateauländer mit 2—3000 Fuß Höhe zu erſtelgen ſind, dann das tiefe nur etwa 2 Meilen breite Thal des Jordan (el Gohr) mit 1300 Fuß tiefſter Depreſſion unter dem Meeresſpiegel zu paſſiren iſt, und ſodann wieder die oſtjordaniſchen Plateaux mit 2—4000 Fuß Erhebung zu erſteigen ſind. Nach beſchwerlicher und nur für Saumthiere berechnet ſind die Querpaſſagen über den Libanon. —

Unterwirft man das Straßennetz Syriens einer militäriſchen Würdigung, ſa ſtellt ſich Folgendes heraus. Die große Küſtenſtraße van Antakijeh nach Ghaza iſt jedenfalls die wichtigſte militäriſche Linie des ganzen Landes, ſowohl für den Angreifer von der Seeſeite her, da ſie allein eine Menge Orte und Hilfsmittel beſitzt, auf welche man ſich baſiren kann (wie denn auch die Kreuzfahrer thaten), als auch für alle Operationen von Süden nach dem Norden des Landes oder umgekehrt, wazu uns die Beiſpiele Bonaparte's 1799, und Ibrahim Paſcha's in den drei ſyriſchen Kriegen vorliegen. Am wichtigſten iſt dieſe Straße für denjenigen, der die Herrſchaft des Meeres mittelſt einer Flatte inne hat, denn die Straße geht an den Vorgebirgen Carmel, Nakhara, Abiad und an ſehr vielen andern Punkten zwiſchen Beiruth und Dſchebail, endlich am Hafen von Alexandrette ſo nahe zwiſchen den hart herantretenden Gebirgswänden und dem Meere hin, daß ein einziges Kriegsſchiff im Stande iſt, dieſelbe zu ſperren. An ein Ausweichen iſt nicht zu denken. — Eine Vertheidigung dieſer Straße in ihrer Längenrichtung gegen einen van ſeinen Schiffen ſecundirten Feind iſt gradezu unmöglich, höchſtens beim Vorgebirge el Schacka ausführbar, wie wir oben erwähnten. Auch die zahlreichen, an dieſer Straße gelegenen, zum Theil befeſtigten Küſtenplätze, einſt der Gegenſtand harter Kämpfe ſeitens der Kreuzfahrer, wie Aſcalan, Acre (Ptalamais), Jaffa, Sſidon, Tyrus ꝛc., ſind den Wirkungen der heutigen Artillerie gegenüber, wabei wir die gezogenen Geſchütze noch gar nicht in Rechnung ziehen wollen, ganz unhaltbar geworden, aber dach ſehr herabgeſunken. Freilich würde ſich in den Händen einer europäiſchen Macht die Vertheidigungsfähigkeit dieſer Küſte zu einer ganz andern Bedeutung erheben, weil dann die Kunſt den graßen von der Natur gewährten Vortheilen zu Hilfe kommen würde. — Im Allgemeinen iſt mit dem Gewinne der Küſtenplätze allerdings der Vortheil einer ſichern Baſis erworben, für den Angriff auf das Innere aber immer nach wenig gewonnen, da die ſteilen Gebirgswände der weſtjardaniſchen Plateaux im Süden und des Libanan im Norden ein neues Hinderniß entgegenſetzen, welches nur auf wenigen und gefährlichen

Defileen zu überschreiten ist. Nach der gegenwärtigen Sachlage können für europäische Heere von der Küste her eigentlich nur drei der genannten Passagen in's Innere für Operationen in Frage kommen. Dies ist 1. die Straße von Tyrus auf Balbek durch das Thal des Orontes auf Höms und Haleb, welche zugleich die Durchziehung und Unterwerfung Cölesyriens und des Libanons in sich schließt. 2. Die Straße von Acre, bei der Jakobsbrücke den Jordan überschreitend auf Damaskus, und 3. die Straße von Acre über Nazareth, Nablus auf Jerusalem. — Haleb, Damaskus und Jerusalem sind ohnedies ihrer Größe und Bedeutung halber die natürlichen Operationsobjecte, welche mittelst der genannten Straßenfäden mit dem Meere zusammenhängen. Immerhin wird es aber auch auf diesen Linien an Defileen und Hindernissen aller Art nicht fehlen und sie können nur vergleichsweise mit den übrigen als praktikabel bezeichnet werden. — Ein gleiches gilt von der östlichen Längenstraße, deren strategischen Punkte wir schon gedachten. Im Allgemeinen ist zu ersehen, daß diese Straße, wie das ganze Land überhaupt von Osten oder der arabischen Wüste her, am zugänglichsten ist und von dorther einer Invasion das Vordringen in die Ebene von Damaskus gestattet. Auf diesem Wege kamen einst die arabischen und die turkomannischen Eroberer; für moderne Heere kommt diese Seite wegen ihrer Unwirthlichkeit und ihrer von Europa abgewendeten Lage aber nicht in Betracht. Nach Süden oder Egypten ist die Wüste ein ähnliches Hinderniß, wenn es auch von Bonaparte bewiesen wurde, daß es nicht unüberwindlich sei, und im Gegentheil durch diesen Landstrich die einzige Verbindung der Türkei mit Egypten hergestellt wird.

Nicht mit Unrecht sagt ein genauer Kenner des Orients und Syriens insbesondere, Freiherr von Prokesch-Osten, in seinen Schilderungen der Kämpfe Mehemed Ali's mit der Pforte, daß Syrien die eigentliche Vor- und Schutzmauer Egyptens gegen das osmanische Reich ist. Die dauernde Occupirung Syriens durch die Europäer würde noch heute für das Verhältniß Egyptens zu der Pforte von großer Wichtigkeit und ein schwerer Schnitt in's Fleisch der hohen Pforte sein, der ihre wichtigsten Ländereien von einander trennt. Einmal von Europa erobert, eignet sich Syrien vermöge seiner militärischen Haltbarkeit und abgeschlossenen Lage außerordentlich zu selbständiger Behauptung, wie keine andere Provinz der Pforte, und seine Mittelstellung zwischen den kleinasiatischen Besitzungen der Türkei einerseits, wie zu Arabien, Egypten und den Euphratländern andrerseits gibt ihm eine strategische und politische Einwirkung auf diese Nebenländer, welche die Wegnahme dieser Provinz als einen meisterhaften Anfang zur Zertrümmerung des osmanischen Reiches erscheinen ließe, wozu noch kommt, daß völkerrechtliche und religiöse Beziehungen, welche die Sympathien Europa's dorthin ziehen, eine gewaltsame Abreißung dieser Provinz von der Türkei zulässiger als die jeder andern erscheinen lassen.

Die wunderbar günstige Weltlage Syriens ist in der That immer anerkannt worden, und so ist es vom Anbeginn der Geschichte der Zankapfel in Vorderasien gewesen. Seit vierthalbtausend Jahren haben hier der Reihe nach die verschiedensten Nationen und Civilisationen geherrscht und von allen diesen sind bis auf den heutigen Tag Trümmer zurückgeblieben, die, in chaotischer Verwirrung unter einander lebend, die verschiedensten Sprachen, Religionen, Anschauungen und Vorurtheile bewahrt haben, wie sie wohl nirgends bei einer gleichen Bewohnerzahl von höchstens 3 Millionen vorkommen. Assyrer, Egypter, Juden, Meder, Perser, Macedonier, Griechen, Römer, arabische Khalifen, Kreuzfahrer, Mongolen und Türken haben hier geherrscht und sind in diesem Lande erschlafft.

Diese Andeutungen werden genügen, uns das Bild bunten Völkergewimmels zu erklären, das noch heute Syrien in Bruchstücken bewohnt. Ein Geschichtsforscher hat aufgeführt, daß man in Syrien seit 2600 Jahren 13 Einwanderungen oder Umwälzungen zählen kann, deren Ueberbleibsel sich gegenwärtig folgendermaßen classificiren lassen, wenn man der Lebensweise nach die Bewohner in ansässige und nomadisirende eintheilt.

Die ansässigen Bewohner theilen sich in die vier Hauptgruppen der Juden, Griechen, Araber und osmanischen Türken.

1. Die Juden, als Nachkommen der ältesten Bewohner, und durch ihre Religion von allen übrigen geschieden, leben fast nur in den vier heiligen Städten: Jerusalem, Hebron, Safet und Tabarieh. Außerdem findet man Juden in den Küstenstädten und in Da-

maskus und Haleb, wo sie als Handelsleute existiren. In den erstgenannten Städten verleugnen sie zwar auch nicht ihr Lieblingsgewerbe, doch findet man hier auch viele ältere eingewanderte Juden, die im Lande ihrer Väter zur ewigen Ruhe eingehen wollen. Eine besondere Secte lebt als kleine Gemeinde in Naublus, die von der Bibel nur die fünf Bücher Mosis als heilig und unverfälscht annimmt.

2. Die Griechen stammen aus der Zeit des oströmischen Kaiserthums. Sie zerfallen in schismatische und lateinische Griechen und in Maroniten. Die schismatischen Griechen sind über ganz Syrien zerstreut, treiben auf den Dörfern Ackerbau und bilden in den Städten die unterste Bevölkerungsschicht. Die lateinischen Griechen genießen in den Küstenstädten mehr oder weniger europäischen Schutz, und erfreuen sich daher einer bessern Lage als ihre schismatischen Brüder. Sie sind meist Handwerker und Kaufleute.

Die Maroniten sind Anhänger des Mönches Maruhn, der eine eigene christliche Secte bildete, die sich zwar später wieder mit der lateinischen Kirche vereinigte, jedoch noch einige Unterscheidungen beibehalten hat. So dürfen z. B. ihre Priester, mit Ausnahme der Bischöfe und Mönche, heirathen; die Messe wird in syrischer Sprache gelesen, obgleich diese der Bevölkerung ebenso unverständlich geworden ist, wie die lateinische, — das Abendmahl wird in beiderlei Gestalt empfangen ꝛc. Das Verhältniß zum Papste ist insofern ein eigenthümliches, als die Bischöfe unter sich einen Patriarchen wählen, der von dem im Libanon zu Antura wohnenden Legaten bestätigt wird. Man zählt unter den 300,000 Maroniten etwa 4000 Priester, sowie mehr als 200 Klöster. Noch immer übt die Geistlichkeit den Haupteinfluß auf die sehr fanatische Bevölkerung, daher die erstern sowohl von der französischen Politik als von Rom aus, wo sich ein eigenes Maronitencollegium befindet, für die Zwecke der ausländischen Politik und Kirche bearbeitet wird. Der Hauptkern der Maroniten, etwa 150,000, wohnt unvermischt am Westabhange des Libanon, zwischen dem großen und dem Hundefluß (Sfaida und Tripoli), der Rest vermischt mit den heidnischen Drusen, von denen weiter unten die Rede sein wird, in den übrigen Dörfern des Libanon. Trotz engster Nachbarschaft und theilweiser Vermischung in den Wohnsitzen hassen sich beide Stämme auf's Erbitterste und verachten sich gegenseitig aus religiösem Wahn, daher die unaufhörlichen Streitigkeiten. Die Maroniten sind ein tapferes, vor Allem aber fleißiges und betriebsames Völkchen, das vom Ertrage seiner Berge an Maulbeerbäumen, Oliven und Wein lebt. Sie haben sich immer eine nur lockere Abhängigkeit von den Osmanen bewahrt, regieren sich selbst und stehen unter einem selbst gewählten Schech, dem die Rechtspflege obliegt und der von der Pforte nur bestätigt wird.

3. Die Araber zerfallen in die wahren Nachkommen der Eroberer unter Mohamed, in Mutualis, Drusen und Ansarias.

Die wahren Nachkommen der Eroberer sind über ganz Syrien verbreitet, treiben Acker- und Gartenbau in den Dörfern, bilden in den Städten in Verein mit den schismatischen Griechen die untersten Volksclassen, aber auch einen Theil des Handelsstandes.

Die Mutualis (ein syrisches Wort, zu deutsch: Anhänger Ali's, des Schwiegersohnes und vierten Nachfolgers Mohamed's) sind die schismatischen Mohamedaner, auch Schiiten genannt, zu welcher Secte die Perser und Inder gehören, während die Türken, die Anhänger Omar's, des Zeitgenossen und Gegners Ali's, sich für die orthodoxen Mohamedaner halten und sich Sunniten nennen. Diese Mutualis sind im höchsten Grade bigott gegen Juden, Christen und ihre sunnitischen Glaubensbrüder. Sie bewohnen Cölesyrien, wo sie indessen vor etwa 90 Jahren von den Drusen überfallen und bald darauf vom Pascha von Acre fast ausgerottet wurden, so daß sich nur noch ein schwacher Stamm erhalten hat.

Die Ansarias bilden eine besondere religiöse Secte, die im neunten Jahrhundert entstanden ist. Es sind zum Theil Anbeter des Hundes, des Kalbes u. s. w. Sie wohnen 5 Meilen nördlich von Tripoli an den Vorbergen des Libanon bis zur Mündung des Orontes in hübschen Dörfern und sind fleißige Ackerbauer.

Die Drusen haben ihren Ursprung in Egypten, wo im 10. Jahrhundert ein fanatischer Prophet Mohamed ben Ismael, genannt el Dorsi, ihre Lehre gründete. Schon im 11. Jahrhundert beherrschten sie den Libanon, wo sich noch gegenwärtig ihre Wohnsitze vom Hundefluß südlich bis in die Gegend

von Sfur erſtrecken; doch gibt es auch deren im Antilibanon und im Hauran. Druſen und Maroniten waren als Nachbarn, trotz ihrer Feindſchaft, faſt immer verbündet, ſo gegen die Kreuzfahrer, die Mamelucken, die Osmanen. 1588 durch Amurat III. beſiegt, erhielten ſie von dieſem einen Chef und Herrn des ganzen Libanon aus ihrer Mitte, wodurch ſie den Türken bald gefährlich wurden. Im 17. Jahrhundert beſaßen ſie einmal die meiſten Küſtenſtädte, jetzt ſind ſie, etwa nach 130,000 Köpfe ſtark, auf den ſüdlichen Theil des Libanon beſchränkt, wo ſie nur 37 Dörfer und Flecken ausſchließlich, dagegen 211 gemiſcht mit Chriſten bewohnen, woraus ſich das grauenvolle Reſultat des letzten Chriſtengemetzels im Juni 1860 erklären läßt. Ihr letzter großer Schech, Emir Beſchir el Kaſim, der in den Händeln von 1840 eine ſo bedeutende Rolle ſpielte, iſt ſcheinbar zum Chriſtenthum übergegangen, das Volk bewahrt jedoch ſeinen heidniſchen Glauben, der eine höchſt abnorme religiöſe Erſcheinung darbietet. Sie faſten nicht, beten nicht, haben keine Beſchneidung und feiern keine Feſte. Sie verehren das Kalb, haben eine Menge geheimer Gebräuche und Zuſammenkünfte, erlauben die Ehe zwiſchen Bruder und Schweſter, halten viel auf Talismane, und haben geheime Erkennungszeichen für die Eingeweihten. Sie ſind ihrer Geheimlehre ſehr treu, was ſie nicht abhält, ſowohl in den Kirchen der Maroniten, wie in den Moſcheen der Türken zu beten. Gleichwohl haben ſie in ihrer Art ein feines Ehrgefühl, und, bei Einweiberei, eine ſtrenge Moral, welche den Ehebruch ſtreng beſtraft. Sie ſind fleißige Arbeiter, tapfer, gaſtfrei und ſehr unabhängigen Geiſtes, arbeiten auf dem Baumwollenfelde wie im Weinberge mit dem Gewehr über dem Rücken, und zeigen ſich ſtets ſehr verſchlagen, grauſam und gewiſſenlos. Ihrem Oberhaupte, dem Emir, liegt die Ausübung der bürgerlichen wie kriegeriſchen Gewalt ob. Er wird wie der Kaimakam der Maroniten von der Pforte beſtätigt und iſt wie dieſer bedacht, ſich die zugeſicherte Unabhängigkeit, die bloß mit einem Tribut belaſtet iſt, aufrecht zu erhalten.

4. Die osmaniſchen Türken, die heutigen Herrſcher des Landes, ſind verhältnißmäßig nur ſchwach vertreten und bekleiden meiſt nur die Regierungs- und militäriſchen Poſten. Das Militär iſt, wie bekannt, der Hauptſache nach ebenfalls aus ihnen zuſammengeſetzt, enthält aber auch viele fremdartige, doch nur mahamedaniſche Beimiſchungen. Unter den Handwerkern der Städte befindet ſich ebenfalls ein guter Theil Osmanlis.

Die namadiſirenden Völkerſchaften Syriens ſind Beduinen, Turkomannen und Kurden.

1. Die Beduinen ſind namadiſirende Araber, welche die Wüſten von den Grenzen Perſiens bis nach Marokko abweiden, und die von den anſäſſigen Bewohnern Yemens, den frühern Eraberern Syriens, wohl zu unterſcheiden ſind. Der Hauptaufenthalt der Beduinen iſt in Syrien das Paſchalik Damaskus; eben ſo findet man ſie in den oſtjordoniſchen Hochebenen, im Hauran, im Jordanthale und in den öden Gebirgen zu beiden Seiten des Todten Meeres. Zahlreich erblickt man ihre ſchwarzen Zelte auch in den ſüdlichen Gegenden von Ghaza und Jaffa bis zum Cap Carmel aufgeſchlagen. Sie halten ſich in Lagern von 50 — 100 Zelten oder Familien beiſammen; jedes Lager hat ein Oberhoupt, Schech, und weidet einen beſtimmten Bezirk ab, den es mit den Waffen in der Hand gegen andere Lager vertheidigt; manche Lager treiben auch Ackerbau, indem ſie den nathwendigen Bedarf an Körnern ſäen, und zur Erntezeit zurückkehrend einheimſen. Da ſie ſehr arm ſind, ſo ſind ſie den Erpreſſungen der Paſchas wenig ausgeſetzt, auch iſt es ſchwer, ihrer habhaft zu werden, da ſie bei ihrer leichten Lebensweiſe augenblicklich in die Gebirge fliehen und dort ſpurlos verſchwinden.

2. Die Turkamannen ſtommen aus der Tartarei und lagern im Paſchalik Haleb und nördlichen Theil des Paſchalik Damaskus. Ihre Sprache iſt türkiſch, ihr Glauben der Islam, doch kümmern ſie ſich wenig um die Dogmen deſſelben. Ihre Lebensweiſe und Verfaſſung gleicht ſehr derjenigen der Beduinen, denen gleich ſie kein gemeinſames Oberhaupt anerkennen.

3. Die Kurden, welche der Hauptmaſſe nach im Taurus anſäſſig ſind, haben in Folge innerer Zwiſtigkeiten einige abgeſprengte nomadiſirende Zweige, deren Lager in Syrien ſich über den nördlichen Theil der Ebene von Haleb erſtrecken, von wo einzelne Lager bis nach Damaskus hinunter vorkommen. Man zählt in Syrien 20,000 Zelte oder Familien. Die Kurden haben nur dem Nomen nach die

muhamedaniſche Religion, denn ſie kennen nicht einmal die weſentlichſten Ceremonien derſelben. Da ſie, im Beſitz einer eigenen Sprache, weder türliſch noch arabiſch verſtehen, die Gebräuche des Islâm nicht befolgen, und zu Raub und Diebſtahl ſehr geneigt ſind, ſo werden ſie von den Türken allgemein verachtet, woraus ſich eine bittere Feindſchaft entwickelt hat.

Außer dieſen genannten Völkerſchaften leben in Syrien noch einzelne Glieder und kleine Gruppen der benachbarten und anderer Völkerſchaften, welche das bunte Gewimmel der Nationalitäten noch erhöhen, als: Armenier, Perſer, Zigeuner, endlich in den Hafenſtädten Europäer, meiſt Griechen und Italiener. Als gemeinſames Band der Vereinigung iſt außer dem der Regierungsgewalt lediglich das der arabiſchen Sprache anzuſehen, denn obgleich die Türken, Juden und Kurden ihre eigene Sprache haben und ſprechen, ſo wird arabiſch doch allgemein verſtanden und dadurch iſt Syrien in eine viel nähere Verwandtſchaft zu Egypten als zum eigentlichen Reiche der Osmanen gekommen.

Dieſer Hang nach Egypten hin iſt übrigens, wie erwähnt, mit der Geſchichte beider Nachbarländer auf's Innigſte verknüpft und im Ganzen ſind die Epochen ihrer Trennung kürzer als die ihrer Vereinigung. In jedem Zeitraum der Blüthe Egyptens ſtrebten deſſen Herrſcher nach dem Beſitze Syriens, als des Eingangsthores nach Aſien. Schon die Züge der Israeliten nach und aus Egypten beweiſen das Vorhandenſein naher Beziehungen, und von der Zeit Salomo's abwärts war der egyptiſche Einfluß ſogar im ſüdlichen Syrien ſehr vorherrſchend. Die Herrſchaft der Perſer machte beide Länder zu Provinzen ein und deſſelben Reiches und obgleich die macedoniſche Eroberung dieſes Band löſte, ſo wurde deſſen Wiederbefeſtigung doch immer angeſtrebt und von dem Falle der römiſchen Herrſchaft bis zu dem heutigen Tage herab fand eine gänzliche Trennung gar nicht mehr ſtatt. In dieſen Zeitraum fällt die Bevölkerung beider durch ein und daſſelbe Volk, die Araber, deren Einfluß heute noch der vorherrſchende iſt, da die Türken nur in ſehr geringem Zahlenverhältniß zur ganzen Bevölkerung ſtehen. Araber und Türken, obgleich ſeit drei Jahrhunderten unter demſelben Scepter vereint, ſind durch Sprache, Sitten, Gebräuche und innere Natur bis jetzt getrennt von einander geblieben und das Band zwiſchen Conſtantinopel und den von Arabern bewohnten Provinzen iſt immer loſer und loſer geworden, hat ſogar oft zu blutigen Emancipationsverſuchen ſeitens der arabiſchen Häuptlinge geführt. Dies erklärt zur Genüge die ſchwache Macht, welche in unſern Tagen die Pforte in Syrien aufweiſt, und in Bagdad, Damaskus, Haleb und Sſaida müſſen die Statthalter der Pforte gleich Fremden hinter Mauern liegen oder fortwährend zu Pferde ſitzen. Daher auch die großen Erfolge des Mehemed Ali in Syrien von 1830—40, wo er nach der Beſitznahme mit eiſerner Hand die Ruhe aufrecht erhielt. Ein beſonderer Impuls zu dem Wunſche einer Einverleibung Syriens in Egypten war es ihm, daß er Akka's bedurfte, um für ſeine neubegründeten Fabriken den Schlüſſel der Abzugswege nach Armenien und Bagdad in die Hände zu bekommen. Seine drei Kriege mit der Pforte 1831, 33 und 40 legten zugleich die große Ueberlegenheit des arabiſchen Heerweſens über das osmaniſche an den Tag, ſo daß er Alles in Allem den Beweis lieferte, wie Syrien unter egyptiſcher Herrſchaft eine ganz andere politiſche Stellung einzunehmen im Stande ſei, als unter der ſinkenden osmaniſchen. Selbſt der als abenteuerlich verſchrieene Zug Bonaparte's 1799, mochte er nun zum Grunde die Einwirkung auf Mekka oder auf Indien haben, verliert an ſeiner Originalität, wenn man die naturgemäßen und nahe liegenden Beziehungen zwiſchen beiden Nachbarländern in Anſchlag bringt. — Sicher hätte Mehemed Ali das türkiſche Reich von Syrien aus zertrümmert oder ihm neues Leben eingehaucht, hätten die Großmächte einer Vergrößerung Egyptens ruhig zuſehen zu dürfen geglaubt. Sie lag aber weder im Plane Rußlands, Englands noch Oeſterreichs, und ſo mußte der alte ehrgeizige egyptiſche Herrſcher im Jahre 1840 die koſtbare Eroberung wieder fahren laſſen, indem dieſe Mächte der Türkei mit Truppen beiſtanden und ſich dabei der nationalen und religiöſen Streitigkeiten der verſchiedenen Stämme Syriens dazu bedienten, ihren Willen durchzuſetzen, wozu vor Allem die Stämme des Libanon, im Gegenſatz zur arabiſchen Bevölkerung, die Hand und Gelegenheit darboten. Seit jener Zeit ſind dieſe Stämme ein gefügiges und willfähriges Werkzeug der dort rivaliſirenden europäiſchen Mächte geworden, deren verdecktes Spiel bis auf den

heutigen Tag fort geht und die gegenwärtigen verwickelten Verhältnisse erklären hilft. Die politischen Vorgänge seit jener Zeit sind in Kürze folgende.

Abgesehen von den Kämpfen der Drusen und Maroniten unter sich, die sich immer erneuern, seit sie überhaupt zusammenwohnen, waren es die unbotmäßigen Drusen, welche schon 1835 in einem blutigen Aufstande die strenge Herrschaft Mehemed Ali's abzuschütteln suchten. Dies gelang ihnen zwar nicht, doch waren sie es, die von Lord Palmerston's Agenten aufgehetzt, 1840 vorzüglich dazu beitrugen, die Herrschaft der Egypter zu brechen, indem sie den Türken und intervenirenden Großmächten — wozu das damals isolirte Frankreich bekanntlich nicht gehörte — allen Vorschub leisteten. Nach wieder hergestelltem Frieden wurde zum Lohne den Völkerschaften des Libanon eine gewisse Selbständigkeit zugestanden, indem vertragsmäßig ihnen überlassen werden sollte, sich durch zwei selbstgewählte Kaimakams zu regieren. Der christliche sollte im Norden, der mohamedanische im Süden des Libanon herrschen, wodurch es gekommen ist, daß eine Menge christlicher Maroniten unter die Feudalherrschaft mohamedanischer Drusen gekommen ist. Dieser religiös-politische Mißgriff hat seit jener Zeit die Reibungen zwischen beiden Völkerschaften bleibend gemacht. Nebenbei nahm die alte Wirthschaft der Pascha's wieder überhand, als die Autorität der Pforte wieder hergestellt war, und man erlebte das Schauspiel, daß sich 1842 beide Völkerschaften gegen die Türken vereinigten und ihnen eine entscheidende Niederlage im freien Felde beibrachten. Durch die Großmächte genöthigt, mußte dem Libanon 1846 eine neue Verfassung gewährt werden, der zufolge jedem der beiden Kaimakams eine permanente Rathsversammlung, aus Mitgliedeen der verschiedensten Religionssecten bestehend, beigegeben ward; auch sollten die türkischen Truppen definitiv zurückgezogen werden. Seitdem ist der directe Einfluß der Türken im Abnehmen, doch noch stark genug, um die beiden Völkerschaften zu ihrem Zwecke immer von Neuem gegen einander zu hetzen, wobei sie indessen meistens auf Seiten der Drusen stehen. England bestärkt die Maßregeln der Türken, soweit dieselben gegen die unter französischem Einfluß stehenden Maroniten gerichtet sind, während diese letzteren aus religiösen, mercantilischen und politischen Gründen heimlich von den Franzosen unterstützt werden. — Keine Sophistik der englischen Blätter kann ableugnen, daß die Gewalt der Pforte ohnmächtig, durch und durch zerrüttet und im Abnehmen ist, aber ebenso wenig, daß mit dem Sinken dieser Macht die Agitationen und Bearbeitungen der einzelnen Völkerschaften durch die europäischen Mächte im Zunehmen und, je nachdem es ihr specielles Interesse mit sich bringt, mehr oder weniger hervortretend sind. So spielen auch im Libanon die Politiker Englands und Frankreichs verdecktes Spiel gegen einander, indem sie geschickt die natürlichen politischen und religiösen Antipathien der Drusen und Maroniten gegen einander zu ihrem Zwecke benutzen und ausbeuten. Es ist so gut wie erwiesen, daß es englischer Einfluß war, der nach Emir Beschir's Ableben gegen die gegebene Zusage dem Libanon eine türkische Besatzung von einigen tausend Mann zur Aufrechterhaltung der Ruhe aufnöthigte, wie es Frankreichs Einfluß 1859 herbeiführte, daß die türkischen Truppen abberufen und die Maroniten so französischen Agenten wieder zugänglich gemacht wurden. Gut unterrichtete englische Blätter versichern, daß den Maroniten durch diese Agenten seit vorigem Jahre 8000 Büchsen zugeführt wurden und daß dieselben, im Vertrauen auf diese Unterstützung und ihre numerische Ueberlegenheit, die heurigen Feindseligkeiten gegen die Drusen eröffneten. Schon im letzten Jahre begannen die Metzeleien, in denen vierzig Drusen erschlagen wurden, und von da an steigerten sich die einzelnen Mordthaten gegen dieselben. Da indessen die Drusen kriegstüchtiger sind, so wandte sich das Blatt und es fand in den jüngsten Ereignissen ein größeres Blutvergießen statt, als ursprünglich im Plane gelegen haben mochte. Es läßt sich jetzt ungefähr übersehen, daß mit dem Weitergreifen des Aufstandes über ganz Syrien einschließlich der Metzeleien in Damaskus, in der Zeit vom 20. Mai bis 30. Juni, 5000 Christen erschlagen, 154 Städte, Dörfer und Weiler zerstört, 14 Klöster und 200 Kirchen verbrannt, und 75,000 Menschen ihres Obdachs beraubt worden sind. Solche kolossale Zahlen hat noch kein derartiger Aufstand aufzuweisen gehabt und sie fanden mit Recht, im Interesse der Menschlichkeit, die Beachtung der christlichen Mächte, mögen die Ereignisse nun absichtlich oder unverschuldet von ihnen

herbeigeführt worden sein. Immerhin zeigt die Möglichkeit des Vorkommens solcher Ereignisse überhaupt, daß die Erbitterung der mohamedanischen Welt gegen das christliche Abendland mit dem politischen Verfalle des Osmanenthums Hand in Hand geht, und diese zeither sporadischen Erscheinungen bleibend zu werden drohen. Dieser anarchische Zustand ist offenbar im Wachsen und so dürfte jedem Unbefangenen immer mehr zur Ueberzeugung werden, daß wir durch die syrische Katastrophe vielleicht am Anbeginne einer neuen Phase jener leidigen orientalischen Wirren stehen, deren Lösung doch über kurz und lang mit dem Schwerte erfolgen muß. Die verschiedenen Gesichtspunkte, unter denen wir die Natur des Landes wie die gegenwärtigen Verhältnisse Syriens andeutungsweise beleuchteten, werden dargelegt haben, welche verschiedene einheimische und fremde, religiöse, politische und mercantilische Verhältnisse hier sich kreuzen, und wie schon allein die in Frage gestellten Verhältnisse Syriens im Stande sind, dem Blick in das verwirrte Chaos dieses Landes Anlaß zu dem nachdenklichsten Betrachten über das Wie? der Lösung zu geben.

Colonisationsversuche
an den Gestaden des Niger.

Von dem Räthseldreieck der Erde, dem Tropenwelttheil Afrika, war im Alterthum nur die Nordküste und ein Theil des Nordwestens bekannt. Erst Heinrich der Seefahrer, Don Enrique, wie er hieß, Herzog von Viseo, ein Sohn Johann's I. von Portugal, enthüllte den bis dahin noch unbekannt gebliebenen Westen. Sein Vater hatte die Festung der Mauren in Afrika, Ceuta, erobert (1415). Dort sah er die maurischen Karawanen, die auf dem langen, gefahrvollen Wege durch die Sandwüste tief aus dem Innern Afrika's Gold und Elfenbein holten. Ihn, den Großmeister des Christusordens, erfüllte der Wunsch, es möchte den Negervölkern das Wort vom Kreuze gepredigt werden. Er hoffte, man könne auf weniger beschwerlichem Wege, als durch den glühenden Sand, von der Westküste zu ihnen vordringen. Bis zum Cap Nam oder Nun (das heißt Nein), einem Vorgebirge des Atlas, war man bereits gekommen, nun fuhr man südlicher und entdeckte das Cap Bojador; weiter wagte man sich noch nicht. Aber Prinz Heinrich ermuthigte fort und fort zu fernern Reisen. Nachdem er sich in dem romantischen Hafenorte Sagres am Cap St. Vincent niedergelassen, errichtete er hier ein Observatorium, ein Arsenal und eine Schiffswerfte. Der Compaß, für den der Schiffsmeister Gioja zu Amalfi eine bequeme und brauchbare Behausung erfunden — bis dahin schwamm die Nadel, an einem Korkholz befestigt, hinter dem Schiff her — gewährte für jeden Fall die Sicherheit der Rückkehr. Auf ihn vertrauend segelten Juan Gonzales Zarco und Tristan Vaz Texeira nach dem Cap Bojador. Von dort aber trieb sie die furchtbare Brandung in's offene Meer; so fanden sie Porto Santo, ein Eiland der Madeiragruppe. Endlich gelang es dem Prinzen, ein neues Geschwader auszurüsten, unter Befehl von Gilianez. Dieser entdeckte die Azoren, Cap Verde, die Cap-Verde-Inseln, die Mündung des Gambiaflusses. Die Bahn war gebrochen, seitdem drang man kühnlich weiter.

Alsbald, nachdem man die Goldküste betreten, trat das Verlangen nach Erforschung des Nigerstroms in den Vordergrund. Ein seltsames Geheimniß hing von Alters her über diesem berühmten Fluß. Herodot gedenkt seiner schon vor etwa drittehalbtausend Jahren, und wie er berichten spätere Erdbeschreiber des Alterthums, der Strom fließe von Westen nach Osten. Arabische Schriftsteller des Mittelalters behaupten dagegen, er entspringe nahe den Nilquellen, ströme von Osten nach Westen und münde in den atlantischen Ocean. Ihnen glaubten die spätern Geographen in Europa, und Herodot's Bericht hielt man allgemein für ein Märchen. Die nähere Erforschung gewann ein steigendes Interesse. Im Jahre 1788 bildete sich in England die afrikanische Gesellschaft, welche sich die Aufgabe stellte, den Niger von seiner Quelle bis zur Mündung zu erkunden. Mehrere Versuche mißlangen. Der berühmte Reisende Mungo Park erreichte zuerst das Gestade des Flusses. Er sah ihn in seinem majestätischen Laufe, so breit wie die Themse bei Westminster, dahinfließen, langsam nach Osten. „Ich eilte," erzählt er, „an's Ufer, trank von dem Wasser und ließ

meinen heißen Dank zu dem großen Regierer aller Dinge emporsteigen, der meine Bemühungen so mit Erfolg gekrönt hatte." Herodot hatte Recht, die Richtung war außer allem Zweifel. Auf seiner zweiten Reise beabsichtigte Park dem ganzen Lauf des Stromes bis an's Meer zu folgen; allein er ward in Bussa ermordet. Zwei andere Expeditionen im Jahre 1811 blieben ohne Ergebniß. Später, 1825, überschritt Clapperton den Niger; 1827 starb er am Fieber in Sokoto. Denham ward durch das Klima zur Umkehr genöthigt, nachdem er in Bornu alle seine Pferde und Maulesel verloren. Der kühne Major Laing kam, von den Arabern in der Nähe von Timbuktu überfallen, um's Leben. Erst den Brüdern Richard und John Lander gelang es, bis zur Mündung vorzudringen (1830). Drei Jahre später büßte Richard sein zweites Unternehmen ebenfalls mit dem Leben.

Die Entdeckung der Westküste Afrika's, das weitere Vordringen der Europäer in das Innere des Landes hatten den Sclavenhandel und die Sclavenkriege in ihrem Gefolge. Afrika wurde zu einem „riesenhaften Kerker voll Verzweiflung, Jammer und Verbrechen." Von England erging der erste Ruf nach Abschaffung des abscheulichen Menschenhandels, dort that man die ersten Schritte, dem Rufe Folge zu leisten. An einem Punkt der Küste, den zum ersten Male der Venetianer Cadamosto näher untersucht hatte, gründete England die Colonie der freien Neger Sierra Leone. So hatte Cadamosto die kahle Bergkette am Küstensaume genannt, über welche dichte Wollenmassen lagerten, aus deren Dunkel fast beständiger Donner grollte: „Löwengebirge," denn sie erschien ihm wie ein Riesenlöwe. Aber nicht das schreckende Gebrüll des Löwen, sondern das sanfte Säuseln des Friedens ist von diesem Punkte ausgegangen, nachdem der edle Granville Sharp die Sierra Leone-Gesellschaft gründete, welche 1791 die Colonie ankaufte. Etwa 1100 Neger, die auf britischer Seite im Kriege gegen Amerika tapfer gefochten hatten, fanden hier eine Zuflucht. Außer ihnen siedelten sich noch circa 100 Europäer an. Die Niederlassung erblühte, sie versprach eine Schutzwehr zu werden gegen das Sclavenwesen in Afrika. Da kam die Flotte des französischen Nationalconvents, in welchem man die schönsten Reden über allgemeine Menschenrechte hielt, und verwandelte sie in einen Schutthaufen. Aber sie erstand auf's Neue aus der Asche (1796) mit 300 Häusern und 1200 Einwohnern. Endlich (1808) ging sie in den Besitz der britischen Krone über, und seitdem erfreute sie sich eines kräftigen Schutzes. Dem Beispiel Englands folgte Amerika nach; nach mehreren mißlungenen Versuchen gründete Afhmun 1822 die Colonie Liberia, die rasch und glücklich gedieh.

Die Nigerexpeditionen der neueren Zeit hängen auf's Engste mit den Zwecken der Colonisirung von Sierra Leone durch freie Neger zusammen. Allgemein erkannte man in England, daß, solle dem Sclavenhandel gründlich gesteuert werden, an der Quelle dem Uebel Einhalt gethan, die Stämme, welche den Händlern die Sclaven zuführten, von diesem schändlichen Beginnen abgebracht werden müßten. Die im Interesse der Wissenschaft angestellten Expeditionen den Niger aufwärts — und von denen berichten wir hier vorzugsweise — gewannen dadurch an Werth, daß sie auch jenes sittliche Ziel von Anfang an vor Augen hatten und im Auge behielten.

Es war im Jahre 1840, als in England die Regierung, getrieben und getragen von den Besten der Nation, den Entschluß faßte, eine Nigerexpedition als Nationalunternehmen auszurüsten und abzuordnen. Drei Dampfschiffe, „Albert," „Wilberforce" und „Sudan" wurden unter dem Befehl der Capitäne Trotter, William Allen und Bird Allen dazu ersehen, das kühne Wagniß auszuführen. An Officieren und Mannschaften, die von Muth und Selbstverleugnung, deren ganz besonders diese Fahrt bedurfte, erfüllt waren, fehlte es nicht. Im April 1841 verließen die Schiffe England, am 1. Juni gingen sie im Hafen von Sierra Leone vor Anker. Hier fand das Vorhaben die lebhafteste und ungetheilteste Theilnahme. Zwölf junge eingeborene Christen waren leicht gefunden, um als Dolmetscher mitzugehen, damit man mit den Braßnegern, den Iboes, den Egaras, Kalandas, Jorubas, Haussas, Fellatahs, Nufis und Bornus, überhaupt mit allen den eingeborenen Stämmen, denen man zu begegnen hoffte, sich verständigen könne. Thomas King, ein Jorubaner, schloß sich als Lehrer und Predigtgehilfe, der seit lange in Westafrika arbeitende Missionär J. F. Schön, ein geborener Badenser, als Geistlicher an; außer diesen Samuel Crowther,

seiner Abstammung nach ein Jorubaner, damals Lehrer an der christlichen Schule zu Funah-Bai, ein Mann, der sich um diese und die fernern Expeditionen die größten Verdienste erworben. Ihn hatte die göttliche Versehung wunderbare Wege geführt. Er war ein armer Sclavenknabe gewesen. Sir Henry Leeke, welcher 1822 den „Myrmidon" befehligte, hatte ihn, den dreizehnjährigen Adschai, wie er damals hieß, an Bord eines portugiesischen Sclavenschiffes, welches er im Golf von Guinea aufbrachte, angetroffen, ihn auf sein Schiff genommen und nach Sierra Leone gebracht. Dort nun war er erzogen, unterrichtet, getauft worden, hatte später in England sich für den geistlichen Stand ausgebildet und nach vollendeten Studien die Predigerweihe empfangen. Seinem Retter aus Sclavenfesseln war er nach 29 Jahren noch einmal wieder begegnet, aber nur, um mit wenigen Worten und herzlichem Händedruck dem wackern Admiral, der ihn sogleich wieder erkannte, seine tiefempfundene Dankbarkeit auszudrücken. Nun pochte ihm das Herz vor Freuden, daß es ihm vergönnt sein sollte, zu seinen Landsleuten und Verwandten zurückzukehren, um an seinem Theil zu ihrer Rettung aus den schmählichen Banden der Sclaverei beizutragen.

Am 2. Juli fuhren die Dampfer aus dem Hafen von Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone, ab, begleitet von den Segenswünschen von mehr als 1500 Negern, die an dem letzten Gottesdienste, mit dem die Expedition entlassen wurde, Theil genommen hatten. Es sollte Klima und Bodenbeschaffenheit des Nigergebietes erforscht, sowie Alles aufgeboten werden, die Zuneigung der Stämme der Eingeborenen zu gewinnen und sie über die freundlichen Absichten der britischen Regierung aufzuklären. Außerdem aber waren die Capitäne der Dampfschiffe beauftragt und ermächtigt, mit den Häuptlingen Verträge abzuschließen, in welchen diese Negerfürsten sich verpflichteten, in ihren eigenen Gebieten den Sclavenhandel aufzugeben und ihn in denen ihrer Nachbarn nach Kräften zu hindern. Sie sollten bewogen werden, die Menschenopfer einzustellen, mit den Engländern Handelsverbindungen anzuknüpfen und Ansiedlungen der Missionäre und Handelsleute bei sich zu gestatten. Man hoffte vornehmlich mit dem König von Iboe am westlichen Nigerufer, mit dem von Egarra am östlichen und dem von Rabbah, zweihundert Stunden vom Meere, dem äußersten Punkte des beabsichtigten Vordringens, abzuschließen. An einer geeigneten Stelle sollte Land angekauft und hier eine Musterwirthschaft eingerichtet werden.

Am 13. August fuhren die Schiffe in den Nun, die Mündung des Nigers, ein. Der hohe Wasserstand half glücklich über die vorliegende Sandbarre hinweg. Sie dampften rüstig weiter und kamen bald über die sumpfigen Niederungen des Deltas mit ihren feuchten Buschwäldern hinaus in den Hauptstrom, zu dessen beiden Seiten angebautes Land sich ausbreitete. Es war die Zeit der jährlichen Stromschwelle, für die Gesundheit der Europäer eine günstige, ungünstig für den Verkehr mit den Flußanwohnern, die sich auf das höher gelegene Land zurückgezogen hatten. Man sah sie in zahlreichen Booten hin- und herfahren und die fremdartigen Schiffe anstaunen. Indessen, an den Verkehr mit Fremden gewöhnt, näherten sie sich ohne Furcht und brachten Lebensmittel, die sie für fast werthlose Kleinigkeiten gern überließen. Hier und da gab es ein unverhofftes Wiedersehen. Einer der Dolmetscher an Bord des „Albert" hatte als Sclave eine Zeit lang in dem Dorfe Anja zugebracht. Als das Schiff hier anlangte, glaubte er in einem der heranrudernden Kähne einen Mann zu sehen, der seiner in schwerer Krankheit treulich gepflegt hatte. Viele Jahre waren seitdem vergangen, der Mann war ein Greis geworden, er hatte damals nur erfahren, daß sein junger Pflegling nach der Küste geführt und den Weißen verkauft worden, die ihn, wie er meinte, längst getödtet und aufgegessen hätten. Nun sah er ihn vor sich lebend, in europäischer Kleidung, europäisch gebildet und gesittet: er konnte es kaum fassen. „Hätte Gott selbst es mir gesagt," rief er aus, „ich glaubte es nicht, nun aber sehe ich es mit eigenen Augen!"

Nachdem die Schiffe vor Abo, der Residenz des Königs der Iboes, Obi, angekommen, begab sich der Dolmetscher für die Iboesprache mit mehreren Europäern an's Land, den König zur Eingehung eines Vertrages zu bewegen. Sie wurden freundlich empfangen und der König hörte aufmerksam auf des Dolmetschers Worte, in welchen er das Elend des Sclavenhandels, der Sclavenkriege, der zerrütteten Familien, die grausame Behandlung der Sclaven auf den Schiffen und dergleichen mehr lebhaft schilderte. Auf die

Aufforderung, den Sclavenhandel abzuschaffen, gab er zur Antwort: „Dies ist schwer zu thun;“ allen Fremden aber drückte er die Hand und versprach, am folgenden Tage an Bord des „Albert“ zu kommen. Er hielt Wort, und hier gelang es, ihn zur Unterzeichnung eines Vertrages mit Großbritannien zu bewegen. Es schien ihm voller Ernst mit der Uebernahme der neuen Verpflichtungen. Er war überhaupt für alles Gute empfänglich. Daß ein Weißer lesen und schreiben könne, schien ihm natürlich; als er aber sah, daß auch der Dolmetscher, ein Mann vom Stamme der Iboes, dies vermöge, da ergriff er voll rührender Bewunderung dessen Hand und bat ihn, bei ihm zu bleiben, um ihm und seinem Volke als Lehrer zu dienen. Seine Bitte ward erfüllt, bis zur Rückkehr der Expedition blieb der Dolmetscher in Abo.

Nach mehrtägigem Aufenthalte fuhren die Schiffe weiter den Niger hinauf; überall fruchtbare, angebaute Landstriche, herrliche Waldungen, blühende Dorfschaften an beiden Ufern. An den Hauptortschaften Adamagu und Mazakla vorüber wurde Ibdah oder Abdah erreicht, die Hauptstadt des Egarralandes, wo dessen König (Attah) wohnte. Dies Land erstreckt sich am Ostgestade des Stromes bis zum Tschaddafluß, der von Osten her in den Niger mündet. Der König des Egarrastammes hatte auch Ansprüche auf das am westlichen Nigerufer höher hinauf nach Norden gelegene Gebiet Kakanda erhoben, dessen Hauptstadt Kakanda oder Ibbodo unmittelbar am Niger liegt. Als die Engländer bei seiner Hauptstadt anlegten, bewies er sich nicht weniger freundlich als der König der Iboes, aber er besaß von sich und seiner Würde eine gar hohe Meinung. Einen Vertrag, wie man ihn wünschte, war er einzugehen geneigt, auch bat er um Lehrer für sein Volk; allein die Einladung, an Bord des „Albert“ zu kommen, um dort eine Botschaft der Königin von England entgegenzunehmen, wies er mit stolzer Entrüstung zurück. „Ein König,“ ließ er sagen, „folgt Niemandem, ihn machte Gott sich selber gleich, niemals setzt er seinen Fuß in ein Boot.“ Auch beklagte er sich über die Geringfügigkeit der ihm angebotenen Geschenke: da er Gott gleich sei, müßten auch diese seiner und Gottes würdig sein. Dennoch hatte er nichts, worauf er mit Recht hätte stolz sein können, im Gegentheil machte sein Erscheinen mit Glöckchen an den Beinen, einer Schnur von Glasperlen um den Hals, an den Füßen plumpe Pantoffeln und seine rothsammtne Jacke, das Geschenk eines frühern Reisenden, der ihn besucht, auf die Weißen einen höchst lächerlichen Eindruck. Capitän Trotter hielt es für's Beste, dem hochmüthigen Eigenwillen des Mannes nachzugeben; er ging mit seinen Officieren an's Land und schloß dort in der Hütte des Königs den Vertrag mit diesem ab. Hier war es auch, wo ein Stück Land von etwa vier deutschen Meilen angekauft wurde, um eine Musterwirthschaft einzurichten, worüber die Egarras sehr erfreut schienen. Als Herr Ring aus Sierra Leone mit einigen Europäern und mehreren Negern hier eintraf und die Urbarmachung begann, wurden sie von den Eingebornen mit unzweideutigem Wohlwollen begrüßt. An der Stelle, wo die Niederlassung angelegt wurde, fanden sich noch die Ruinen der ehemals bedeutenden Stadt Abdu Kuddu, welche die Fellatahs zerstört und deren Bewohner sie größtentheils als Sclaven gefangen fortgeführt hatten.

So weit lief Alles glücklich ab, nur noch das letzte Stück der Fahrt bis Rabbah war zurückzulegen. Der ungesundeste Theil des Flusses war passirt und von der Besatzung der Schiffe Niemand erkrankt. Noch stand das Wasser hoch genug — es war bereits im September — um die Fahrt fortsetzen zu können, die Niederungen nahmen ein Ende, eine felsige Landschaft begann. Wie am Rhein erhoben sich die Felsen am Gestade des Niger kühn gen Himmel, die Luft war kühl und frisch, das Wetter heiter: wer mochte an Ungesundheit denken! Aber mit einem Male ward es anders, schwarze Wolken zogen herauf und hemmten die Fernsicht, eine feuchte beengende Schwüle lagerte sich über die Gegend, die ohnehin bei näherer Betrachtung einen traurigen Anblick gewährte. Denn die Fellatahs hatten vor Kurzem auch hier übel gehaust, sie hatten Rabbah erobert und viele Dörfer der Nufineger, die hier wohnten, in Asche gelegt. Auf den Schiffen brach ein bösartiges Fieber aus, am 17. September waren 55 Personen, fast alle Europäer, davon befallen, sechs starben während der nächsten Tage. Auch die Capitäne Cook und William Allen wurden von der Krankheit ergriffen. Quarterdeck, Vorderdeck und Cajüte waren mit Kranken angefüllt, „ein Anblick,“ schrieb der Missionär Schön, „der hinreicht, ein

Steinherz zu zerschmelzen." Am 21. September erheiterte sich das Wetter, die Luft ward reiner, eine leise Hoffnung belebte die noch Gesunden. Man gelangte nach der Nufistadt Egga, einem großen, gutgebauten Orte mit 7000 fleißigen Einwohnern, die noch wenig von der Unterdrückung der Fellatahs gelitten hatten. Der Häuptling Rogang, der hier sich aufhielt, ein kluger, wohlgesinnter Mann, war geneigt, den ihm vorgelegten Vertrag zu unterzeichnen, wenn er nicht den Zorn des Fürsten zu Rabbah fürchten müsse, dem er Treue und Tribut schuldig. Capitän Trotter beabsichtigte jetzt, da die Krankheit fortdauerte, auch das Wasser des Flusses zu sinken begann und man 128 Stunden von der Meeresküste entfernt war, umzukehren, aber noch wartete er, ehe er diese Absicht ausführte. Da ergriff auch ihn und die übrigen noch gesund gebliebenen Officiere bis auf einen das Fieber. Nun mußte die Rückreise angetreten werden; es geschah jedoch nicht eher, als bis durch Rogang's Vermittlung dem König von Rabbah eine freundliche Botschaft und ein Geschenk zugesandt worden.

Am 4. October gab Capitän Trotter den Befehl zur Umkehr: „Zieht die Anker auf und kehrt schnell nach der See zurück!" Allein wie schwer ward es, ihn auszuführen! Sämmtliche Maschinisten waren krank. Nachdem man die Schiffe mit großer Anstrengung gewendet hatte, konnte zwei Tage und zwei Nächte lang kein Dampf erzeugt werden. Endlich brachte Dr. Stanger, der als Naturforscher die Expedition begleitete, mit Hilfe eines halbgenesenen Ingenieurs die Maschine in Gang. Langsam ging es den Niger hinunter. Mit jedem Tage ward die Gefahr des Strandens größer, weil der Wasserstand sich verringerte. Wären die Schiffe fest gerathen, es hätte an Kräften gefehlt, sie wieder flott zu machen. Der Tod fuhr fort, unter der Besatzung aufzuräumen. Auch der einzige der Officiere, der noch gesund gewesen, Namens Willie, wurde von der Krankheit befallen; für ihn war es die letzte. Der auf den Schiffen herrschende Zustand war unbeschreiblich traurig. Herr Schön schreibt in seinem Tagebuche, er habe nie etwas Aehnliches erlebt, obwohl er genug eigenen Kummer und Trübsale Anderer aus Erfahrung kenne. „Körperlicher Schmerz, Niedergeschlagenheit, Schwäche, Kummer, Seufzen und Weinen umgibt uns von allen Seiten. Die Gesunden, wenn man sie so nennen darf, gleichen eher wandelnden Schatten als unternehmenden Männern. Alle menschliche Geschicklichkeit wird beschämt, alle menschlichen Mittel sind umsonst!"

Allein diese „wandelnden Schatten" hatten Herzen voll britischen Muthes und männlicher Ausdauer. Dr. Mac William führte das Commando statt des erkrankten Officiers Willie, Dr. Stanger besorgte seine Kranken und leitete die Arbeit bei den Maschinen. Die Geistlichen Schön und Crowther wachten an den Betten der Kranken und Sterbenden. So gelangten die Schiffe, wenn auch langsam, doch ohne Unfall nach Abo. Der König Obi und sein Volk thaten Alles, was in ihren Kräften stand, die traurige Lage der Engländer zu erleichtern, sie brachten Holz, Ziegen, Hühner, Yams und Pisangfrüchte. „Obi," so schreibt Dr. William, „ist ein schöner Charakter, er machte die hohe Meinung, die wir von ihm hatten, nicht zu Schanden; er zerschmolz fast vor Mitleid, als er die beiden Capitäne krank in ihren Cajüten erblickte." Man fuhr weiter, die Noth nahm zu, die Krankheit wüthete unaufhaltsam fort, nur noch ein einziger weißer Seemann war im Stande, dem Dr. Mac William bei der Leitung des Schiffes Hilfe zu leisten. Dr. Stanger war in Folge der übermäßigen Anstrengungen sehr erschöpft; es schien unmöglich, die noch übrigen hundert Meilen bis zur Mündung des Niger zurückzulegen; und dann, wie sollte man über die gefährliche Sandbank hinausgelangen! Da erschien ganz unvermuthet Hilfe. Capitän Beecroft kam dem „Albert" mit seinem Dampfer „Aethiope" entgegen. Nun war Alles gut. Schon am 14. October ging es über die gefürchtete Sandbank glücklich in die See. Dann ward auf der Insel Fernando Po in der Biafrabai angelegt, wo mehrere der Kranken in der kühlen Bergluft ihre Gesundheit wiedererlangten, andere aber leider auch starben, wie der Capitän Bird Allen und mehrere Officiere. 41 von den 190 Europäern, welche sich eingeschifft hatten, erlagen dem Fieber; von den 108 an Bord befindlichen Afrikanern hatte keiner ernstlich gelitten.

Der Erfolg der Expedition, so unglücklich sie auch verlief, war keineswegs ein geringer. Man hatte die Fahrt auf dem Niger, seine

Ufer, sein Klima kennen gelernt, vor Allem aber war mit den Bewohnern eines Gebietes von mehr als dreihundert Meilen Ausdehnung ein freundschaftlicher Verkehr angeknüpft und ihre Häuptlinge waren für die Unterdrückung des Sclavenhandels gewonnen worden. Die heidnischen Fürsten und Völker hatten Zuneigung zu den Engländern gefaßt, eine fortgesetzte Freundschaft mit der britischen Nation und Regierung als wünschenswerth und vortheilhaft erkannt; man durfte hoffen, sie für die Cultur empfänglich gemacht zu haben. Wie sehr sie derselben bedurften, wird die nachfolgende kurze Schilderung der vornehmsten Stämme im Flußgebiete des Niger darthun.

Die vorher genannten Völkerschaften, die Iboes, die Egarras, die Nufineger, die Kalandas und andere, welche sämmtlich an den Gestaden des Niger wohnen, erwiesen sich den Engländern als gutmüthige, leicht zu gewinnende Leute, welche um so dringender eine Verbindung mit England und dadurch den Schutz der britischen Regierung wünschten, als sie den beständigen Raubzügen der kühnen und grausamen Fellatahs ausgesetzt waren. Diese, im Osten vom Niger angesessen, sind in fast derselben Ausdehnung wie vor fünfzig Jahren noch gegenwärtig die Herren im Nigerlande und finden nur an den im westlichen Stromgebiet wohnenden Dahomiern einen ebenbürtigen Gegner. Ursprünglich sollen die Fellatahs in einer der fruchtbaren Uferlandschaften am Mittelmeere gewohnt haben und zwar als Nomaden. Nachdem hier die Mauren in siegreichen Kämpfen vordrangen, scheinen sie sich vor diesen nach der großen Wüste zurückgezogen und im Süden derselben im Haußalande angesiedelt zu haben. Sie führten hier in den Wäldern und auf den weiten Grasebenen Jahrhunderte hindurch ihr friedliches Hirtenleben fort, breiteten sich immer weiter aus, wurden zahlreicher und nahmen nach und nach den größten Theil des Sudan (Mittelafrika) ein; kleine Abtheilungen fanden ihren Weg in das am Westufer des Niger gelegene Land, in die Gegend von Bussa und Borgu. An Farbe gleichen sie nicht den Negern, sie sind dunkel kupferroth, nicht schwarz, daher ihr Name, der von Pulo oder Fulo, das heißt braun, abgeleitet wird. Ihr Gesicht ist länglich, ihr Haar lang, ihr Wuchs stämmig; sie scheinen ein durchaus eigenthümliches Racegepräge zu haben. Ihrer Religion nach sind sie Mohamedaner. Als die Sarazenen sie in die Wüste zurückzuweichen nöthigten, mögen sie ihnen den Koran und dessen Grundsätze mit auf die Reise gegeben haben. Bekanntlich hat sich der Islam den heidnischen Völkern mit überraschender Schnelligkeit mitgetheilt. Die Fellatahs lebten anfangs, ungeachtet sie sich, wie erwähnt, rasch ausbreiteten und allmälig zu dem zahlreichsten Stamme in diesen Gegenden ihres neuen Wohnsitzes heranwuchsen, mit ihren Nachbarn in Frieden. Sie waren nicht streitsüchtig, vielmehr wohlgesinnt, genügsam und sanftmüthig, wie im Allgemeinen dieses die charakteristischen Grundzüge eines Hirtenvolkes sind, zumal eines in der Ebene nomadisirenden. Aber vor etwa hundert Jahren ging mit ihnen eine folgenreiche Veränderung vor. Einer ihrer Priesterhäuptlinge, der Scheik Othman oder, wie er noch öfter genannt wird, Domfodio (Danfodio oder Fodi) gewann unter ihnen ein solches Ansehen, daß bald der ganze Stamm ihm gehorchte. Er ward der Gründer eines festen Wohnsitzes unter seinem Volk, indem er in den Waldungen von Aber eine Stadt zu bauen anfing, die alsbald sehr ansehnlich wurde. Allein es war ihm dabei nicht um friedliche Cultivirung seines Volkes zu thun, im Gegentheil, er wollte nur für militärische Operationen, die er beabsichtigte, einen Stützpunkt und für eine militärische Organisation einen Mittelpunkt haben. Der kriegerische Geist, der ihn selbst erfüllte, das Verlangen nach Eroberungen, wußte er auch seinem Stamme einzuhauchen. Er gab vor, der Prophet sei ihm erschienen und habe ihm offenbart, es sei Allahs Wille, daß die Fullahs (Fellatahs) das ganze reichbevölkerte Land mit all seinen Städten und Dörfern der Kafris (Ungläubigen erobern) daß sie die blumigen Anger, die fruchtbaren Gefilde und lieblichen Thäler in Besitz nehmen, und wer ihnen Widerstand zu leisten wage, niedermetzeln sollten. Diese Botschaft ward mit Freuden begrüßt. Der Stamm ist seitdem unter allen Nationen von Mittelafrika der am meisten kriegliebende und grausame geworden.

Der Scheik theilte nun die Fellatahs unter mehrere Häuptlinge; jedem von diesen übergab er eine weiße Fahne. Dann befahl er ihnen, in Allahs Namen die ihnen benachbarten Gebiete anzugreifen, des Propheten Lehre auszubreiten, und wußte sie durch solche

Reden in dem Grade zu entflammen, daß sie in fanatischer Begeisterung und todesmuthig gegen die Ungläubigen aufbrachen. Seitdem war ihr Vordringen ein ununterbrochener Siegeslauf. Die meisten Landschaften des Sudan, auch das mächtige Königreich Bornu, wurden von den Fellatahs unterworfen und dieses seit jener Zeit so sehr zu seinem Nachtheil veränderte Volk — blutdürstig, grausam, ohne Erbarmen — ist bis heute noch die beständige Geißel des Festlandes von diesem Theil Central-Afrika's. Sie haben sich rasch mit dem Sclavenhandel befreundet, der Sclavenraub ist eine ihrer vornehmsten Beschäftigungen. Sie überziehen mit ihren Heeren das Gebiet anderer Stämme, fordern von deren Häuptlingen Tribut, zerstören und plündern Städte und Dörfer und führen die Einwohner, welche, wenn sie deren eine Anzahl getödtet haben, noch übrig geblieben sind, gefangen hinweg, um sie zu gelegener Zeit als Sclaven zu verkaufen. Gegenwärtig ist Solatu der Mittelpunkt ihrer Herrschaft, die Residenz ihres Großsultans, des „Emir el Mumenin," des Fürsten der Gläubigen, der die Statthalter der verschiedenen Provinzen des großen Fellahreiches ernennt. Diese Stadt liegt an einem der östlichen Zuflüsse des Niger, im Gebiet des Haußastammes, und zählt gegenwärtig ca. 80,000 Einwohner. Der jetzige Emir Ali, ein Sohn des Sultans Bello, den frühere Reisende besuchten, scheint durch den berühmten Reisenden der neuesten Zeit, Dr. Barth, für die Weißen günstig gestimmt worden zu sein, was ein großer Gewinn sein würde. Vor wenig Jahren sind die Fellatahs durch das Land der Iboes bis an die Biafrabai vorgedrungen; im Norden soll das Nufivolk am Niger sich tapfer ihrer erwehrt haben.

Im Westen ist die Grenze der Fellatahherrschaft bis an den Negerstaat Dahomey vorgeschoben worden. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Jorubaner, einer der größten und, wie es scheint, für die Cultur empfänglichsten Stämme im Flußgebiet des Niger, von ihnen unterworfen. Da diese, nach dem bisherigen Verlauf ihrer Geschichte, dazu berufen scheinen, der Mittelpunkt für die Civilisation der Völkerschaften im Sudan zu werden, so werfen wir auf sie noch einen flüchtigen Blick. Joruba, ein fast 60 deutsche Meilen in die Länge und in die Breite ausgedehntes Königreich, südlich vom Reiche Borgu, östlich vom Niger, dem Nufilande, den Gebieten Kakanda und Benin, im Westen von Dahomey, im Süden von einem schmalen Streifen Landes, der es von dem Meere trennt, begrenzt, fruchtbar, gesund, von einem ehrlichen, fleißigen Volk bewohnt, mit vielen ansehnlichen Städten und Dorfschaften, ward vor etwa 40 Jahren durch innere Zwistigkeiten zerrüttet. Namentlich machte ein Häuptling im Norden, Afonja, der zu Illorin wohnte, den einfältigen Streich, zwei Fellatah-Häuptlinge einzuladen, mit ihm die Herrschaft zu theilen. Diese, Alimi von Solatu und Ali von Haußa, erschienen mit einer großen Zahl Fellatahs, ließen sich in Joruba nieder, gewannen viele Jorubaner für den Islam und brachten so in dies friedfertige Volk einen Stamm grausamer Krieger hinein, der allmälig bis zu 20,000 Waffen tragenden Männern heranwuchs, deren Gewerbe Raub und Plünderung war. Eine Stadt nach der andern wurde überfallen, zerstört, niedergebrannt, die Bewohner gefangen. So fiel auch Oschogun, die Heimath von Adschai — später Samuel Crowther — der damals nebst Mutter und Schwestern in Ketten gelegt und als Sclave verkauft wurde.

Seitdem wurde Joruba ein rechtes Jagdrevier für die schändlichen Sclavenjäger aus dem Stamm der Fellatahs. Vor diesen Erbarmungslosen floh ein kleiner Haufe in eine bergige Gegend nahe am östlichen Rande des Flusses Ogun. Hier erhub sich ein Porphyrfelsen, Olumo, der, an einer Stelle zu einer Höhle gestaltet, den Flüchtigen ein vollkommenes Versteck gewährte. Nach und nach sammelten sich an dieser Stelle mehrere der geflohenen Jorubaner an. Sie begannen sich hier anzubauen, immer mehr kamen hinzu, lauter kleine Haufen, wie sie dem blutigen Schwert der Fellatahs entronnen waren. Jeder Haufe hatte seinen Anführer, der zugleich der Richter war. Um den Porphyrfelsen herum erwuchs rasch eine ansehnliche Stadt, die im Jahre 1853 mehr als 80,000 Einwohner zählte. Sie hieß Abbeokuta, d. h. Untergestein, wegen der Felsen, auf denen sie gebaut ist.

Und diese Stadt im Jorubalande, in einer malerischen Berggegend gelegen, ist durch ein Zusammentreffen merkwürdiger Umstände in den letzten Jahrzehnten seit 1825, wo sie zuerst gegründet wurde, mit den freien Negercolonien in Sierra Leone in enge Verbindung

getreten. Daher haben sich dort viele bereits civilisirte und getaufte Neger niedergelassen, die nun, als Träger und Förderer abendländischer Cultur, von Abbeokuta aus einen immer mehr ausgedehnten Einfluß auf ihre Landsleute gewinnen. „Abbeokuta ist ein Feuerherd geworden mitten im Walde, von welchem die Flammen aufsteigen und von Ast zu Ast springen." Die Umgebung der Stadt, die noch 1851 und 1852 Räubern zum Aufenthalt diente, ist jetzt im Umkreise von mehreren Meilen die sicherste im ganzen Jorubalande. Damals wagten sich bewaffnete Männer nicht gern allein über das Stadtgebiet hinaus, sie zogen es vor, in Haufen zu gehen, weil sie so den Ueberfällen der Räuber besser Widerstand leisten konnten. Gegenwärtig ziehen an den Markttagen Frauen und Mädchen ungehindert und unbelästigt zwischen Abbeokuta und dem drei Stunden entfernten Dorfe Oschielle hin und her. „Noch vor sechs Jahren," so schrieb der heidnische König von Abbeokuta im Jahre 1855 nach London, „waren die Wege nach Ibadan, Idschaje, Ketu und Dschebu sehr gefährlich. Karawanen von fünfzig Mann konnten sie nicht passiren. Menschenfänger lauerten auf dieselben und die Häuptlinge der Städte standen diesen Seelenverkäufern bei. Wie ganz anders ist es geworden! Ein Weib könnte drei Tagereisen ohne Furcht gehen. Denn wo keine Gefahr ist, da gibt es nichts zu fürchten. Kleine Knaben und Mädchen können acht und zehn Meilen über die Mauern von Abbeokuta hinausgehen und Niemand wird sie anrühren!"

Der zweite bedeutende Volksstamm im Gebiet des Nigerstroms, außer den Fellatahs, ist der der Dahomier, im Westen des Jorubalandes. Seine Beschäftigung ist der Krieg, seine Lust rauben und plündern. Der liebste Schmuck der Dahomier sind die Schädel der geschlachteten Feinde; sie bringen den Manen ihrer Vorfahren täglich ein Menschenopfer und begießen jährlich deren Gräber mit dem Blute von hunderten ihrer Mitmenschen. Der König Gezo ist ein eifriger Sclavenhändler, aus dem Verkauf der Sclaven bezieht er den größten Theil seines Einkommens, auch läßt er sich einen bedeutenden Zoll für jeden, von seinen Unterthanen ausgeführten Sclaven bezahlen. Selbst sendet er seine Heere auf Sclavenraub aus. Unter seiner Armee besitzt er einen Haufen von 5000 bewaffneten Weibern, welche sich durch Kühnheit und Verwegenheit, aber auch durch Blutdurst und Raubsucht auszeichnen. Als der britische Commandeur Forbes und der britische Consul Beecroft im Mai 1850 dem Könige in seiner Hauptstadt Abomey einen Besuch abstatteten, marschirten diese 5000 Amazonen in Parade vor ihrem Gebieter auf und aus ihren Reihen ließ sich der Ruf vernehmen: „Gib uns Abbeokuta! Attahpham ist zerstört! Gib uns Abbeokuta!" Im folgenden Jahr zogen sie vor diese Stadt, sie wurden aber zurückgeschlagen; die Umgegend haben sie indessen in weitem Umkreise verheert und geplündert.

Der niederschlagende Eindruck, welchen die erste mit so viel Hoffnung unternommene, aber unglücklich beendete Nigerexpedition in England hinterlassen hatte, ließ sich lange nicht verwischen. Man war auch hier wie gewöhnlich geneigt, die Schattenseiten vorzugsweise hervorzukehren und das ganze Unternehmen für ein solches auszugeben, dessen Gelingen, selbst unter den günstigsten Umständen, höchst problematisch sein würde. Dazu kam, daß inzwischen ein Theil der Nigerlandschaften durch die Reisenden Richardson, Overweg und Barth bekannt geworden. Dadurch war dem wissenschaftlichen Verlangen für einige Zeit wenigstens Genüge geleistet, selbst commercielle Verbindungen waren vorbereitet. Das Interesse für eine neue kostspielige, vielleicht abermals nicht den Erwartungen entsprechende Schiffsexpedition trat in den Hintergrund. Erst nach 14 Jahren (1854) machte es sich wieder in solchem Grade geltend, daß man eine abermalige Beschiffung des Niger zur Ausführung bringen konnte. Nun sollten die culturgeschichtlichen Zwecke vorzugsweise Berücksichtigung finden: Handelsverkehr, Niederlassungen, Abschaffung des Sclavenhandels, Ausbreitung christlicher Civilisation. Mit größter Vorsicht und Umsicht wurden die nöthigen Veranstaltungen getroffen. Man glaubte herausgebracht zu haben, daß im Jahre 1841 die Aufbewahrung von Holz in dem untersten Raum der Schiffe, wo dieses natürlich feucht geworden und stark ausgedünstet hatte, jenes furchtbare Fieber verursacht habe, dem damals so viele von der europäischen Besatzung erlagen. Diesmal ward das Holz in offnen Kähnen mitgenommen. Das eigens für diese Reise erbaute Dampfschiff, die „Plejade," von 60 Pferde-

kraft, führte die Schraube, es konnte auch mit Segeln gebraucht werden und hatte einen Tiefgang von fünf bis sechs Fuß. William Balfour Baikie führte das Commando, Mr. Hutchinson sollte die Handelsinteressen vertreten, Samuel Crowther machte die Fahrt als Dolmetscher und Geistlicher mit. Die ganze Besatzung bestand aus 13 Europäern und 66 Schwarzen vom Stamme der Kruneger. Alle blieben gesund, nur eine Zeit lang befanden sich die Neger leidend, weil sie übermäßig angestrengt worden waren und mit schlechter Nahrung sich hatten begnügen müssen. Sie erholten sich aber bald wieder. Die „Plejade" verlor nicht einen Mann durch den Tod, wiewohl sie 118 Tage von Fernando Po abwesend war. Am 8. Juli 1854 — nachdem die Anschwellung des Niger am 1. begonnen hatte — fuhr sie ab. Diesmal wollte man nicht bis Rabbah vordringen, sondern den von Osten her in den Niger einmündenden Tschaddafluß (oder Benue) untersuchen.

Die Einfahrt in den Niger geschah durch den einen seiner etwa zwanzig Mündungsarme, den Nun. Hier breitet sich eine üppige Tropenlandschaft aus: undurchdringliche Gebüsche, von Palmen überragt, zwischen denen der Strom seine trüben Fluthen hindurchrollt. Aus den zahlreichen Sümpfen aber, welche durch die jährlichen Ueberschwemmungen entstehen, steigen bösartige Miasmen auf; die großartige Natur gestattet kaum dem Menschen, hier sich niederzulassen. Dennoch ist es geschehen, weiter vom Flußufer entfernt in dieser Uru genannten Gegend liegen mehrere Dörfer von Negerstämmen bewohnt, die Arme und Brust tättowiren. Sie sind noch völlig uncultivirt, grausam und blutdürstig; überall trifft man auf verwittertes Menschengebein. Die „Plejade" dampfte durch diese Ufer hindurch, ohne sich bei deren genauerer Untersuchung aufzuhalten, und kam nach einigen Tagen nach dem Lande der Iboes. In der Hauptstadt dieses Stammes, in Aboh, war der alte König Obi gestorben. Sein Sohn Tschukama, der noch nicht allgemein anerkannt war — denn die Iboes wählen ihren König — ließ die britischen Officiere durch einen Gesandten Ali, der seiner Behendigkeit wegen den Beinamen „der Hase" führte, einladen, zu ihm zu kommen. Sie folgten der Einladung und wurden ehrenvoll empfangen. Tschukama äußerte u. A., daß zwar der Vertrag, den sein Vater Obi mit England abgeschlossen, durch dessen Tod aufgehoben sei, daß aber sein Vater ihm noch auf dem Sterbebette dringend empfohlen habe, mit England Freundschaft zu halten und er bereit sei, einen neuen Vertrag zu unterzeichnen. Auch sprach er seinen Wunsch aus, es möchten weiße Lehrer in Aboh sich niederlassen, um die Kinder zu unterrichten. Die Gestade des Niger waren mit blühenden Dörfern besetzt, zahlreiche Viehheerden weideten auf den Wiesen, alles zeugte von Wohlstand und friedlicher Lebensweise. Nachdem die „Plejade" Aboh verlassen hatte, kam sie nach Ossamare, dann nach Adamagu, darauf nach Iddah, der Residenz des Königs von Egarra. Die Hütten der Eingeborenen, welche bis nach Adamagu viereckig oder rechteckig gebaut waren, nahmen von dort ab eine runde Gestalt an. In Iddah empfing ein angesehener Beamter des Königs die Expedition. Die Stadt liegt auf einem etwa hundert Fuß hohen Felsen, welcher den Fluß beherrscht, von herrlicher Vegetation umgeben; sie hat ein gesundes Klima und lebhaften Verkehr. Ein Theil war indessen zerstört, an manchen Stellen, wo noch 1841 Wohnungen gestanden hatten, wuchs jetzt Gras. Innere Zwistigkeiten hatten das Land zerrüttet; sie schienen jetzt beigelegt und der König benahm sich wie früher freundlich und zuvorkommend gegen die Fremden. Oberhalb Iddah bis zur Mündung des Tschadda in den Niger, werden die Ufer des letzteren bergig. Herrliche Palmenwälder bedecken die Berge und hin und wieder erhebt sich im Schooß der Waldung der gigantische Baobab. An dem Abhange des Berges Patteh maß Baikie einen dieser Riesenbäume, dessen Stamm oberhalb der Wurzel 80 Fuß im Umfang betrug. Leider zeigten sich hier die Spuren der verheerenden Einfälle feindlicher Stämme. Die schändlichen Räuberbanden des Großsultans von Sokatu, die Fellatahs, hatten die Gegend verwüstet, die Dörfer verbrannt, die Einwohner als Sclaven weggeführt oder verjagt. Der Krieg war noch in vollem Gange. Fast in jeder Nacht vernahm man das Geschrei der Unglücklichen, die überfallen, gemißhandelt und weggeschleppt wurden. Auch der grausame König Dasaba von Lade hatte sich an den Raubzügen betheiligt, aber sein eigenes Volk hatte ihn vertrieben, er war nach Illorin im Jorubalande geflohen. Als die

„Plejade" in die Mündung des Tschadda einlief, sah sie mehrere Inseln des Flusses mit Flüchtlingen bedeckt, Reste des Pandastammes, die vor den grausamen Fellatahs hierher geflohen waren. Die Stadt Funda oder Panda am nördlichen Flußufer lag in Trümmern. Ikariku, die Hauptstadt der Bassaneger, und deren Umgegend waren verheert, die Bevölkerung zerstreut, zum Theil auch nach jenen Inseln geflüchtet. Nicht anders sah es im Lande der Igbiras aus. Die „Plejade" kam nach Dagbo, der Hauptstadt im Dornalande, dann nach Alpoko, deren Häuptling Ama-Aboko die Fremden begrüßen ließ. Nirgends gab es noch einen Sclavenmarkt — das war ein Fortschritt seit 1841 — die am Niger wohnenden Stämme hatten die Märkte abgeschafft, nur noch im Lande der Fellatahs wurden sie gehalten. Diese, allgemein gefürchtet, stellten sogar den Elephantenjägern nach, die deshalb nicht wagten, ihrem Gewerbe nachzugehen; Niemand war vor ihren Ueberfällen sicher.

Die Jahreszeit nöthigte, die Fahrt der „Plejade" zu beschleunigen. Die meisten der hier ansässigen Stämme hatten noch niemals Weiße gesehen, sie waren daher mißtrauisch, zumal sie von den Weißen nur wußten, daß sie Sclaven kauften. Bei Ojogo widersetzten sie sich der Landung der Fremden, was jedoch auf einem Mißverständniß beruhte. Die Bewohner von Ojogo befanden sich nämlich im Kriege mit den Mitschis; diese letzteren, ein rohes, wildes Volk, welches mit vergifteten Pfeilen schießt, glaubten, die Weißen seien die Bundesgenossen ihrer Feinde. So wenigstens erklärten die Bewohner von Ojogo den Widerstand, den jene, die Mitschis, den Fremden entgegengesetzt hatten. Die geodätischen Vermessungen der britischen Ingenieure hielten die Bewohner von Ojogo für Zaubereien, doch ließen sie sich darüber belehren. Alles Land in diesen Gegenden ist dem Großsultan zu Sokatu unterworfen. Die Eingeborenen sind sehr hoch gewachsen, haben eine fast ganz schwarze Haut, eine breite Stirn, aber eine gedrückte Schädelbildung. Ihre Waffen sind Lanze, Bogen und Pfeile; sie leben in Polygamie und großer Unwissenheit. Aber sie bewiesen sich im Allgemeinen sehr geneigt, mit den Engländern Handelsverbindungen anzuknüpfen und waren auch, als sie die friedlichen Absichten der Expedition bemerkten, durchaus wohlgesinnt und freundlich.

Weiter aufwärts warf die „Plejade" vor einer großen Stadt Anker. Herr Baikie ging an's Land, wo eine Schaar von Eingeborenen versammelt stand. Der erste, dem er die Hand reichte, stieß einen lauten Schrei aus; aber er beruhigte sich, als er wahrnahm, er habe sich nicht verbrannt. Er warf seine Lanze in die Luft, sprang freudig in die Höhe und erbot sich, die Fremden in die Stadt zu führen. Dies geschah; dabei schrie der Führer unaufhörlich: „Die Weißen, die Weißen! Sie sind da, sie sind reich, schön, alle sind Könige!" Die Leute kamen herbei, ihren Häuptling an der Spitze. Diesem flüsterte der Führer einige Worte zu; sogleich trat er zu Baikie und schüttelte ihm die Hand. Das war das Zeichen für die freundlichen Grüße der Uebrigen, welche nun die Europäer umarmten und liebkosten. Die Stadt war mit einem tiefen Graben und sehr starken Pallisaden umgeben. Herr Baikie machte dem Könige seine Aufwartung, der ihn unter einem schattigen Baum empfing. Diese Gegend gehörte zu dem Königreich Kororofa, dessen Hauptstädte Gankera und Ibi sind. Auch in Gandiko ward der König besucht, der die Engländer in der Wohnung seines ersten Ministers empfing. Hier war die Umgegend angebaut und die Bewohner schienen in ihren Hütten sehr beschäftigt. Schöne Pferde, von bester arabischer Zucht, wurden hier gehalten; die Fellatahs sind als gewandte und kühne Reiter allen Nachbarstämmen überlegen. In der großen Stadt Zibu verweigerte der König den Engländern, sich weiter landeinwärts zu begeben, wovon aber keine Notiz genommen wurde. Die Bewohner boten ihnen Sclaven zum Kauf an und wunderten sich sehr, als dies abgelehnt wurde.

Als die „Plejade" noch weiter den Tschadda hinauffuhr, kam sie nach der Provinz Hamaruwa, deren Hauptstadt gleiches Namens vom Ufer des Flusses entfernt landeinwärts liegt. Die Hafenstadt von Hamaruwa ist Tschomo. Crowther begab sich mit einem Officier nach Hamaruwa, wo der König sie sehr zuvorkommend aufnahm und ihnen ein freundliches Schreiben an den Commandeur Baikie mitgab. Dies bewog diesen und Hutchinson ebenfalls nach Hamaruwa zu reisen, obwohl die Wege dorthin vom Regen sehr erweicht waren. Sie kamen zuerst nach dem Dorfe Usu, wo die Gegend sich trefflich angebaut zeigte. Reis- und Weizenfelder wechselten

mit herrlichen Wiesen und Waldungen. Die Stadt Hamaruwa liegt auf einem Granitfelsen, auf den ein nur schmaler Pfad hinaufführt. Vor dem geschlossenen Thor feuerten die Fremden ihre Pistolen ab, wurden eingelassen und zum Dolmetscher des Königs geführt. Die Häuser schienen fester gebaut, wie sonst gewöhnlich; fast bei jedem dehnte sich ein Garten. Bereits war es Abend geworden, dennach stellten sich viele Beamte des Königs zum Besuch ein. Dieser selbst ließ sagen, er freue sich, die Fremden in seiner Stadt zu beherbergen. Am folgenden Tage empfing er sie in seinem Palaste, der mit Pallisaden und Bambusrohr umgeben war. Er hatte eine zahlreiche Umgebung bei sich, aber er war selbst nicht sichtbar, ein seidener Vorhang, der die Audienzhalle in zwei Hälften theilte, verbarg ihn. Hinter diesem ließ er sich übrigens in den wohlwollendsten Ausdrücken vernehmen.

Die Unbeständigkeit der Witterung, ihr nachtheiliger Einfluß auf die Besatzung nöthigte den Commandeur Bailie nunmehr, den Befehl zur Rückfahrt der „Plejade" zu geben. Er selbst fuhr in einem kleinen Fahrzeuge, mit nur wenigen Begleitern, den Tschadda noch weiter hinauf. Dulti war der äußerste Punkt, den er erreichte, eine Ortschaft unmittelbar am nördlichen Flußufer gelegen. Hier wurden die Engländer von den Eingeborenen verfolgt, zehn Canoes, in jedem neun Mann, nahten ihnen, wie es schien, in feindseliger Absicht. Aber sie ließen von der Verfolgung ab, als das Boat der „Plejade" in einen breiten Arm des Flusses einbog. Als Herr Bailie sein Dampfschiff wieder erreichte, fand er den Gesundheitszustand der Mannschaft besser, und ohne Unfall und bemerkenswerthe Erlebnisse kehrte er nach Fernando Po zurück.

Die Ergebnisse dieser Expedition waren der lohnendsten Art. Man hatte (nach Bailie's eignen Worten) einen schiffbaren Strom gefunden, dessen Zuflüsse ein sehr ausgedehntes Land bewässern; Gegenden, welche, von Natur reich ausgestattet, einen Boden besitzen, der sich vortrefflich zu jeglichem Anbau eignet. Mit zahlreichen Volksstämmen war ein Verkehr angebahnt worden und diese Stämme hatten es begriffen, wie vortheilhaft für sie der Handel mit den Weißen sich gestalten würde. Andererseits waren ihre Märkte geeignet, neue Absatzquellen für britische Manufacturen abzugeben. In wissenschaftlicher Hinsicht war ferner reiche Ausbeute gewonnen: die geographische Kunde berichtigt und erweitert, die älteren Karten rectificirt, zahlreiche Volksstämme entdeckt. Die Naturwissenschaften, die Ethnographie, die Sprachenkunde waren bereichert worden. Man hatte das Klima gründlich kennen gelernt und die einfachen, von der Natur gebotenen Mittel, um die schreckliche, „afrikanisches Fieber" genannte Krankheit, welche man bisher nicht zu behandeln vermocht, zu überwinden, aus Erfahrung kennen gelernt. Außerdem wie wohlthätig war die Expedition für das zukünftige Geschick jener menschlichen Wesen, die, gleich uns organisirt, dieselben Bedürfnisse, dieselben Verlangen, wie wir, besitzen, aber, weniger als die Bewohner unserer Zone begünstigt, seit Jahrhunderten eine Beute crasser Irrthümer und ungebändigter Begierden geworden sind. Diese von Natur sanftmüthigen, wohlgesinnten, lernbegierigen, guten wie schlechten Einflüssen gleich sehr zugänglichen Völker sind seit lange Sclaven eines unwürdigen Aberglaubens, der sich in unmenschlichen Handlungen kundgibt. Unsere Aufgabe ist es, sie diesem Aberglauben zu entreißen und die Expedition Baikie's darf mit Recht als eine Anbahnung der Civilisation unter jenen Stämmen angesehen werden. Die auf sie verwendete Mühe und Unkosten sind in keiner Beziehung vergeblich gewesen.

Diese Ansicht machte sich auch sehr bald schon nach der Rückkehr der „Plejade" geltend. Die Männer, welche die Expedition begleitet hatten, betraten am 3. Februar 1855 — also nach einer Abwesenheit von acht Monaten, wieder den britischen Boden. Die britische Regierung zeigte sich zur Unterstützung fernerer Fahrten und der Fortsetzung der angeknüpften Verbindungen mit den Negervölkern geneigt. Der Kaufmann Macgregor Laird schloß mit der Regierung einen Vertrag ab, demzufolge diese sich anheischig machte, jährlich während der nächsten fünf Jahre ein Dampfboot den Niger hinauf zu schicken, damit die Eingebornen sähen, daß es den Engländern Ernst sei, mit ihnen in freundschaftlichem Verkehr zu bleiben. Ein anderes Dampfbaot erbat sich Hr. Laird zu stellen, welches zwischen der Mündung des Tschadda in den Niger und der Insel Fernando Po hin und her fahren sollte. An jener Mündung wollte er eine Niederlage von

Brennmaterial für die Dampfschiffe errichten und damit den ersten Versuch zur Colonisation dieser Gegenden machen. Außerdem forderte Hr. Laird die kirchliche Missionsgesellschaft in London auf, nun auch ihrerseits sich diesem Unternehmen anzuschließen. Diese war dazu gern bereit und beauftragte Samuel Crowther, mit mehreren eingebornen Lehrern von Sierra Leone zu Aboh und an der Tschaddamündung Missionsstationen zu errichten. Die Ausführung dieses Planes vereitelte zunächst der unverhoffte Tod des englischen Bischofs zu Sierra Leone, sowie mehrerer Missionare. Nachdem aber Rev. Taylor zu Bathurst in Sierra Leone sich erboten, Crowther zu begleiten, eben so mehrere Negerchristen, war die nöthige Mannschaft beisammen. Crowther selbst erhielt den Auftrag, den Großsultan der Fellatahs in Sakotu zu besuchen, wohin ein Mohamedaner aus Joruba, Kosumo, ihn begleiten wollte.

So trat eine abermalige Nigerexpedition in's Leben, die nun schon die bestimmte Absicht hatte, feste Ansiedlungen zu gründen. Am 28. Juni 1857 verließ das Dampfboot „Dayspring" den Hafen von Fernando Po. Der „Sunbeam" ward ausgerüstet, noch vor Ende des Jahrs zu folgen. In Aboh ließ Crowther die zu einer Niederlassung ausersehene Stelle reinigen und das nöthige Baumaterial herbeischaffen. Den hier zu stationirenden Missionar sollte der „Sunbeam" herführen. Die Iboes, unter Anleitung eines ihrer Häuptlinge, gingen Crowther mit größter Bereitwilligkeit fleißig zur Hand. Weiter hinauf in dem ansehnlichen Marktflecken Onitscha, mit circa 13,000 Einwohnern, ward die Gründung einer englischen Handelsfactorei, neben einer Missionsstation, beschlossen. Rev. Taylor blieb hier zurück, den Bau der erforderlichen Wohnungen zu beschaffen. Der König Akazua, der hier residirte, empfing die Fremden wohlwollend, er war ihren Absichten nach Kräften behilflich. Der „Dayspring" fuhr dann weiter nach Idda; auch hier wurden die Vorbereitungen zur Gründung einer Niederlassung, im Einvernehmen mit den Eingebornen, getroffen. In eine sofort eröffnete Wochenschule sandte der König Ischukuma, der jetzt allgemein anerkannt regierte, selbst fünf Knaben. Die Stadt Egga im Nufilande fand man mit fast 12,000 Bewohnern bevölkert, die Population war seit 1841 erheblich angewachsen. Endlich kam der „Dayspring" nach Rabbah, der großen Stadt im Fellatahreiche. Der Stathalter Sumo Saki hatte mit seinem Bruder, dem schon obenerwähnten Dasaba in Labe einen blutigen Krieg geführt. Noch zeigten sich die Spuren, ein großer Theil von Rabbah lag in Trümmern. Der Großsultan Alin hatte beide Brüder zur Strafe verbannt, aber ihnen verziehen, nachdem sie sich ausgesöhnt hatten. Sie befanden sich gegenwärtig in einem Lager zu Bida am Lafun, einem bis dahin noch unbekannten Nebenflusse des Niger. Crowther suchte sie hier auf. Sie empfingen ihn freundlich, theilten ihm mit, daß sie Rabbah wieder aufbauen würden und versprachen, in ihren Landen den Handel mit den Europäern gestatten zu wollen, so wie in Rabbah ein Grundstück zur Anlage einer Missionsstation einzuräumen. Dies war von größter Wichtigkeit, denn von Rabbah geht die Karawanenstraße in östlicher Richtung nach Kano und Salotu, in westlicher nach Illorin in Joruba und auf dem Niger ist lebhafte Binnenschifffahrt.

Crowther wollte von hier nach Sakotu zum Großsultan Alin. Aber die angeschwollenen Flüsse machten die Reise in dieser Jahreszeit unmöglich. Der „Dayspring" fuhr daher den Niger weiter aufwärts über Rabbah hinaus. Allein bald sollte die Fahrt ein unverhofftes Ziel finden. Nicht weit oberhalb Rabbah, wo die Nufiberge von Osten, die Jorubaberge von Westen den Strom beengen und in der Mitte bis 50 Fuß hohe Felsen sich aus dem Wasser erheben, stieß das Dampfschiff auf einen Felsen und wurde so leck, daß die Besatzung es verlassen mußte. Man war genöthigt, am Lande unter Zelten zu wohnen und zwar um so länger, als es sich bei näherer Untersuchung ergab, daß es nicht möglich sei, das Schiff wieder in brauchbaren Stand zu setzen. Die beiden Fürsten Dasaba und Sumo Saki erleichterten übrigens den Aufenthalt der Engländer aufs Bereitwilligste und Crowther benutzte die unfreiwillige Muße zum Studium der Nufi- und der Haußasprache. Endlich traf der „Sunbeam" ein, seine Abreise von England war unvermuthet verzögert worden. Er brachte eine Anzahl getaufter Neger aus Sierra Leone mit, die hier manchen ihrer Verwandten wiederfanden. Der „Sunbeam" führte die Engländer wohlbehalten nach Fernando Po zurück.

Die Colonisationsversuche an den Gestaden

des Niger stehen gegenwärtig noch in ihren allerersten Anfängen. Von Erfolgen einer Veredelung der Sitten der Negerstämme kann noch nicht die Rede sein. Aber es ist gelungen, unter manchen von ihnen das Gefallen am Sclavenhandel auszurotten, so daß an nicht wenigen Orten, wo bisher Sclavenmärkte gehalten wurden, diese nicht mehr stattfinden. Damit haben auch die Kriege dieser Eingebornen unter einander, bei welchen es nur auf Sclavenraub abgesehen war, ein Ende genommen. Statt verheerende Raubzüge in die benachbarte Gegend zu machen, baut man jetzt fleißig den eigenen Acker, erzielt eine größere Ernte, als man selbst bedarf, und verkauft den Ueberfluß. Ein Handelsverkehr beginnt sich zu organisiren, der Gewerbfleiß der Neger — die Nufineger z. B. liefern ausgezeichnete Gewebe — fängt an, sich zu heben, da sich ihm neue Erwerbsquellen öffnen. Umgekehrt bilden die Nigerländer eine neue Absatzquelle für die Erzeugnisse der europäischen Industrie, die hier noch keine überfüllte Märkte vorfindet. Das Innere von Centralafrika ist erschlossen. Die lästige, fast unausführbare Wüstenreise kann vermieden werden. Wer in die Nigermündung einfährt, kann in einigen Wochen im Herzen von Afrika sein. Für die noch den Europäern feindselig widerstrebenden Stämme der Dahomier und Fellatahs wird auch ihre Stunde kommen. Die Dahomier haben schon einmal das Uebergewicht der britischen Waffen empfunden, den Fellatahs dürfte dieselbe Erfahrung kaum erspart bleiben. Inzwischen aber werden Europäer an den Nigerufern sich festsetzen, Niederlagen von Waaren, von Proviant, von Feurungsmaterial für Dampfschiffe anlegen und den Binnenhandel in ihre Hand nehmen. Wo England einmal festen Fuß gefaßt hat, weiß es sich zu behaupten; die Völkerschaften, denen es seinen Schutz zugesagt, werden von ihm geschützt werden. Sollten fernerhin die Fellatahs sich noch erkühnen, das Land der Nufineger, der Egarras und Iboes mit ihren verheerenden Einfällen heimzusuchen, England wird sie dafür zu strafen wissen. Seine Maßregeln zur gänzlichen Unterdrückung des Sclavenhandels sind ernstlich gemeint und entbehren nicht des erforderlichen Nachdrucks. Sie werden auch fernerhin in solchem Sinne fortgesetzt werden. Und diesen Maßregeln zur Seite, mit ihnen Hand in Hand geht der Einfluß, den die von den Angesehensten und Besten im englischen Volke geleitete evangelische Mission auf die heidnischen Stämme auszuüben fortwährend bemüht ist, ein Einfluß, der sich von innen nach außen wendet, der die verkehrten abergläubischen Anschauungen der Neger zu beseitigen und die Grundlagen eines vernünftigen Gottesbewußtseins unter ihnen auszubreiten versucht. Schon jetzt liegen uns in dieser Beziehung von Rev. Taylor die überraschendsten Nachrichten vor. Von fernen Orten kommen Neger nach Onitscha und bitten ihn, sie zu belehren. Wohin er sich begeben, nach Oko, mit 10,000 Einwohnern, nach Nsuba, dreißig englische Meilen von seinem Wohnorte, überall hat das Volk ihn mit Wohlwollen, die Häuptlinge mit Freundlichkeit aufgenommen; nirgends ist ihm ein Leid widerfahren. Möchten nur die gegenwärtigen Friedensaussichten in Europa sich erfüllen, dann werden auch in dem nun mehr und mehr aus seinem geheimnißvollen Dunkel hervortretenden Afrika jene Gegenden in der Mitte an den Nigergestaden die Wohnstätten abendländischer Cultur und Gesittung werden und die schwarze Race mit aufgenommen werden in den Bereich der Civilisation des Menschengeschlechtes.

Das Tabacksmonopol im Zollverein.

Es muß vom wirthschaftlichen Standpunkte aus als eine zunächst unerklärbare Anomalie im Entwicklungsgange unserer Zeit erscheinen, wenn eine mittelalterliche Institution, welche nach langem Kampfe mit der Wissenschaft und öffentlichen Moral endlich erlag und unter allgemeinem Jubel endlich zu Grabe getragen wurde, welche heut entweder nur noch in absolutistisch regierten Staaten aufrecht erhalten werden kann, oder, wie in England, ihr Fortbestehen zum großen Theil einer specifisch-nationalen Anschauungsweise sowie besondern weniger fühlbaren Besteuerungsmodalitäten verdankt, plötzlich wieder Apostel sich erstehen sieht, welche sie als neues Evangelium predigen, unbekümmert darum, daß ihre Botschaft zugleich die Todespost für einen ganzen, weitentwickelten Zweig eines deutschen Gewerbes und deutscher Arbeit ist.

Es ist Thatsache, daß unter dem Einfluß österreichischer Propaganda einzelne Regierungen bei den letzten Zollvereinsconferenzen bereits in bestimmt formulirten Anträgen sich für Einführung des Monopols auf den Tabak erklärt haben; es dürfte noch in frischer Erinnerung sein, daß derartige Erklärungen selbst von Mitgliedern der Ständeversammlungen abgegeben worden sind. —

Die preußische Regierung hat sich über diese gewichtige Frage ein eingehendes Urtheil durch einen, wenn auch in weitern Kreisen nicht bekannt gewordenen, competenten Finanzmann verschafft, dessen sachkundiges Votum nach einer allseitigen Erörterung des Gegenstandes dahin ging, daß sich das Monopol für den Zollverein nach dessen Verfassung nicht eigne.

Die Presse hat den Gegenstand in seiner Wichtigkeit nicht gehörig zu würdigen verstanden und trägt in dieser Beziehung eine Schuld, deren sie sich noch zu entledigen hat. —

Indem wir heute auf die Monopolfrage als eine Lebensfrage für ein ganzes großes Gewerbe, als eine Principienfrage über Freiheit der Production und Arbeit eingehen, gedenken wir eine Auflösung der Anomalie zu geben und im Resultat der Erörterungen zum Beweise der wirthschaftlichen und moralischen Verwerflichkeit dieses Besteuerungsmodus durch den Nachweis seiner zweifachen Nachtheile für das Verkehrs- und Volksleben zu gelangen.

Wie mit dem Wachsthum der Cultur und dem Steigen der Volkswirthschaft sich durch Verbesserung und Abkürzung der Production, durch Vervollkommnung der Communicationsmittel und Tauschwerkzeuge ebenso die Schnelligkeit wie die Regelmäßigkeit des Umlaufs, gleichzeitig Ursache und Wirkung, hebt, so gewinnt in eben dem Maße die Freiheit des Umlaufs an Ausdehnung.

Die Freiheit der wirthschaftlichen Bewegung, des Handels und der Gewerbe, der Concurrenz, fließt so unmittelbar aus dem Grundbegriff des Rechts, der persönlichen Freiheit und des Eigenthums, daß nicht nur die Deduction derselben überflüssig ist, sondern diejenige Autorität, welche dieselbe von ihrer arbiträren Gestaltung abhängig zu machen sich berechtigt glaubt, es als präjudicielle Obliegenheit anzusehen hat, den Beweis dieses ihr angeblich zustehenden Rechts zu führen, den Titel anzugeben, unter welchem sie dieses Recht anspricht, wonach es alsdann der rechtlichen Vernunft zukommt, die Beweisfähigkeit der vorgebrachten Rechtsgründe und der Fundirung des Rechtstitels zu würdigen.

Jene Freiheit kommt nur bei höher cultivirten Völkern zur Blüthe. Auf niederer Wirthschaftsstufe ist der Umlauf tausendfach gefesselt durch die allgemeine Rechtsunsicherheit. In der nächstfolgenden Periode, der mittelalterlichen eines Volkes, entstehen die Vorrechte unzähliger Familien, Corporationen, Gemeinden, Stände, welche, als eben in dem ausschließenden Geiste dieser Zeit wurzelnd, ihre relative Berechtigung haben. Darauf folgt eine Periode juristisch-allmächtiger Bevormundung, ja Erziehung von Seiten des Staats, bis endlich, indem jede folgende Periode die frühere aufhebt, die volle Freiheit der Bewegung heranreift und zur Herrschaft sich durchringt.

Die Verkehrsfreiheit, die ungefesselte Concurrenz, innerhalb der Achtung des gleichen Rechts Anderer, ist das Triebrad im großen Mechanismus des Völkerverkehrs; auf ihr basirt zum größten Theil die Entfaltung aller menschlichen Kräfte zur Aufsuchung und Nutzbarmachung der Naturkräfte; auf ihr ruht der Impuls zu immer höherer Entwicklung unserer Industrie in ihrer möglich besten Anwendung der Einzelkräfte, zu immer weiter ausgebildeter Theilung der Arbeit.

Für die Weiterentwicklung unserer Industrie war und ist hiernach die Freiheit der Concurrenz, die Entfesselung der wirthschaftlichen Bewegung Vorbedingung. Der conträre Gegensatz von freier Concurrenz ist das Monopol. Wirthschaftlich verdeutscht ist das Monopol die Berechtigung des Staates oder Einzelner, auf Kosten der Allgemeinheit der Consumenten sich zu bereichern, die künstliche Lähmung der natürlichen Handelsbewegung, das gesetzliche Interdict jeder Fortentwicklung eines Industriezweiges unter gleichzeitigem gewaltsamen Octroi der Preise, das Monopol ist, um mit J. J. Mill zu reden, die Besteuerung der Betriebsamkeit durch die Indolenz, wohl gar die Raubsucht, der gesetzliche Schutz gegen den Fleiß und die Betriebsamkeit Anderer.

Oesterreich hat in neuester Zeit auch vor der Oeffentlichkeit durch sein officielles Organ den Versuch unternommen, das Tabacksmonopol, dessen es bei der ferngetretenen

Reconvalescenz seines Finanzwesens noch lange nicht entbehren kann, dem Zollverein anzupreisen, eine Apologie, die natürlich in dem steten Refrain ausläuft: was für ein selbst die kühnsten Erwartungen übersteigendes glänzendes Ergebniß alljährlich das Monopol liefere! oder mit den eigenen Worten des Journals zu reden: welche „Ausgiebigkeit" diesem Besteuerungsmodus inwohne!

Das Ganze hat zunächst die politische Seite, daß man an der Donau recht wohl weiß, daß, selbst wenn über die zollhegemonistischen Interessen hinweg die Zolleinigungshoffnungen ihrer Erfüllung näher rücken sollten, das Monopol sofort als neue Schranke sich in den Weg stellen würde, die natürlicherweise nur durch dessen Fall, oder nach österreichischer Ansicht, durch dessen Einführung im Zollverein zu entfernen ist.

Jene Apologie hat aber auch noch ein inneres moralisches Moment. Man sieht deutlich, wie die österreichische Regierung bei dem Steuermodus fühlt, daß die Macht des Zeitgeistes eine Rechtfertigung verlangt. Deshalb hat sich das officielle Organ an diese gewagt und nachweisen zu können gewähnt, daß das Monopol nicht bloß golderzeugendes Arcanum der Finanzkunst, sondern auch überhaupt heilsame Maßregel für die Production sei und ohne Nachtheil für die Consumtion und den Volkswohlstand bleibe.

Wo der Versuch einer derartigen moralischen und volkswirthschaftlichen Rechtfertigung die Wissenschaft, Erfahrung und gesammte öffentliche Meinung gegen sich hat, ist der Erfolg des Bemühens im Voraus illusorisch.

Wie Frankreich seit dem Colbertismus, oder richtiger, Mercantilsystem, so war auch Deutschland bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit einer Menge Monopole auf zahlreiche Gegenstände gesegnet.

Von hier ab verloren sie aber bei uns in eben dem Umfange an Boden, in welchem die Wissenschaft an Macht auf die staatlichen Verhältnisse und den bisher absolutistischen Einzelwillen gewann.

Man wies es vor Allem als einen Mißbrauch des Besteuerungsrechtes nach, den Staatsangehörigen ein vollkommen erlaubtes, in den Verkehrsverhältnissen begründetes Gewerbe zu entreißen, um es für alleinige Rechnung des Staates auszubeuten; die Preise der Fabricate, welche durch eine kostspielige complicirte Verwaltung bei allen Staatsanstalten sich schon an sich bedeutend vertheuern, noch außerdem beliebig, ja ungemessen zu erhöhen und so, unter gewaltsamem Ausschluß des Nivellements durch freie Concurrenz, den Consumenten zu octroiren, unbekümmert darum, daß der von diesen gezahlte Mehrbetrag ein Reinverlust am Nationalvermögen ist und jene Vertheuerung durch die kostspielige Staatsverwaltung mit einem der ersten Besteuerungsgrundsätze in Widerspruch, tritt mit dem Grundsatze, daß jede Steuer der Gesammtheit der Steuerpflichtigen so wenig als möglich über die Summe hinaus entziehen soll, welche sie der Staatscasse einträgt.

Die tägliche Erfahrung lehrte, daß neben diesen wirthschaftlichen Nachtheilen bei Handhabung des Monopols auf die Production eine Controle gelegt wurde, welche nicht nur dem Betriebe äußerst lästig und nachtheilig war, sondern selbst bis zum Eingriff in die Eigenthumsrechte ging. So hielt das Alleinrecht des Staates die Production nieder, verbot dem Verkehr ganze Waarenclassen und legte den Verbrauchern den Consum theurer und zugleich schlechter Fabricate auf.

Die Wissenschaft wies aber als letzten Grund den Staat auf seine eigentliche höhere Aufgabe hin, welche die Ausbeutung eines Industriezweiges wahrlich nicht als ein Mittel ansehen kann, sich der Lösung jener Aufgabe, also seiner Bestimmung anzunähern.

Diese Aufgabe stellt an den Staat andere Forderungen als Gewerbe und Handel, oder, um österreichisch zu reden, „Verschleiß" zu treiben. Dieser gehört in die fleißige Hand des Gewerbetreibenden und rührigen Kaufmannsstandes. Die Freiheit der Arbeit ist ein ebenso unveräußerliches Recht wie das, die Früchte dieser Arbeit unverkümmert zu genießen.

So sanken unter den Angriffen der Wissenschaft und der wachsenden Macht der öffentlichen Meinung fast sämmtliche Monopole und bei Bildung des Zollvereins bestand nur noch Salz- und Spielkartenmonopol. Das letztere fiel schon nach wenig Jahren, das erstere erlitt auf dem Vereinigten Landtage Preußens von 1847 heftige Angriffe. Als man im Jahre 1848 in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt eine neue Handelspolitik mit dem Neubelebungsversuch unsers Verkehrs begann, verstand sich die Hinwegräumung des Salzmonopols wie von

selbst und wurde in dem betreffenden Entwurf an seine Stelle einfach das natürliche Surrogat einer Productionssteuer und des beziehendlichen Eingangszolles gesetzt.

Die deutsche Nationalversammlung ist über ein Jahrzehnt todt, das Salzmonopol lebt noch wie früher und Production wie Consum dieses unstreitig ersten Verbrauchsartikels harren noch ihrer freien und natürlichen Entwicklung, für welche wir wohl endlich einmal, wenn wir unsere deutsche Geduld nach chinesischem Muster fortbehalten, den Tag in einigen weiteren Jahrzehnten anbrechen sehen werden.

Die Monopole fielen unter dem allgemeinen Jubel des Volkes, das noch bestehende fristet sein Dasein nur mit Hilfe der Stagnation unserer deutschen Zoll- und Handelspolitik. — Da tritt seit 5 Jahren eine zunächst unerklärbare entgegengesetzte Erscheinung zu Tage, die Propaganda für Einführung des Tabacksmonopols im Zollverein von einigen Regierungen und Staatsangehörigen.

Es ist, wie erwähnt, Thatsache, daß einzelne Regierungen ihre diessalsige Erklärung bereits abgegeben haben. — In gleichem Sinne wurde bereits im December 1855 im preußischen Abgeordnetenhause ein Antrag eingebracht. Im Jahre 1857 sprach sich im preußischen Herrenhause bei Berathung des Budgets die Ansicht aus, daß eine angemessene Besteuerung des Tabacks sich wohl nur auf dem Wege des Monopols erreichen lasse, daß man sich aber vorläufig darauf beschränken müsse, der Regierung Einrichtungen zur Erwägung zu geben, welche ein höheres Einkommen vom Tabak herbeizuführen geeignet seien. In andern Landesvertretungen, in deren Schooß Erörterungen über die Besteuerung des Tabacks stattfanden, ist zwar die Einführung des Monopols noch nicht zur förmlichen Berathung gelangt, dieses hat jedoch selbst in legislatorischen Kreisen an Anhängern gewonnen.

Diese Anomalie im Entwicklungsgange unserer Zeit, wie wir sie nannten, bedarf der Auflösung.

Wenn specifische Finanzmänner in dem Monopol das gesuchte Heil unsers Finanzwesens finden, so gehört dies in die finanzielle Alchimie und nimmt uns nicht so Wunder als von Abgeordneten des Landes.

Diese Erscheinung dürfte einen zweifachen Grund haben, auf der einen Seite die fast durchgängige Unzulänglichkeit der Staatseinnahmen, auf der andern, die noch weitverbreitete Unwissenheit auf dem Gebiete der Volkwirthschaftslehre sowohl unter einem großen Theile der höhern Finanzbeamtenwelt als ganz allgemein im deutschen Volke und folgeweise seinen ständischen Vertretern.

Die Staatsbedürfnisse wachsen mit jedem Jahre in unheimlicher Weise und ungleich höherem Grade, als man hätte wagen können, die directen Steuern schon ihrer großen Unbeliebtheit wegen gleichmäßig zu erhöhen.

Wo also sind neue Einnahmequellen zu erschließen?

Die stehenden Heeresmassen im Frieden hat man zwar getadelt, ebenso die schwerfällige complicirte Staatsverwaltung durch eine Unzahl Beamte, entschieden formulirte Anträge aber sind nur wenige gehört, noch weniger aber in irgend einem Staate etwa ernste Schritte in dieser Richtung von der Regierung gethan worden.

Es scheint dieses Ziel noch in weiter Ferne zu liegen und deshalb für die Gegenwart beim Aufsuchen neuer Einnahmequellen gar nicht da zu sein. Da man nun nicht negativ verfährt und den Staat auf die Sparsamkeit als nächste Hilfsquelle verweist, fällt man, von Ausschreibung neuer oder Erhöhung alter directer Steuern absehend, wie von selbst auf die indirecten Steuern, weil hier, wenn auch nur für einen oberflächlichen Blick, eine scheinbare Freiheit besteht, die Steuer zu entrichten oder nicht, denn es muß Niemand Kaffee oder Thee trinken, es braucht Niemand zur Erhaltung seines Lebens zu rauchen. Der Tabak legt sich jedoch als ein ganz besonders willkommnes Steuerobject nahe, weil er, ebenfalls bloß scheinbar, nur den Mann, beziehendlich nur das Haupt der Familie trifft. Hiervon weiter unten.

Nebenher aber glänzen die enormen jährlichen Einnahmesummen aus dem Monopol Englands, Frankreichs und Oesterreichs so blendend zu uns herüber, daß man Alles über denselben vergißt, und für die auswegslose Lage plötzlich durch das Monopol jenes Geheimmittel gefunden meint, mit der die begehrten Millionen leicht hervorzuzaubern sind.

Die volkswirthschaftliche Unwissenheit in einem großen Theil selbst des höhern Zoll- und Steuerregierpersonals ist Thatsache und es liegt uns hierfür ein offnes Bekenntniß

eines Staatsmannes*) vor, daß nur wenige Persönlichkeiten zur Beschickung von Conferenzen sich eigneten, um in Controversen über Principienfragen ein competentes Urtheil abzugeben, wie wir einschlagende Erfahrungen auch beizubringen vermöchten. Welche Rückwirkung dies haben muß und auf die Zollpolitik geäußert hat, stellt sich in der Entwicklungslosigkeit des Zollvereins genügend dar.

Was die Anträge in den einzelnen Kammerverhandlungen anlangt, so haben wir einfach auf den traurigen Mangel an Capacitäten hinzuweisen, welcher in den ersten preußischen Blättern wie in frühern Jahren, so auch in jüngster Zeit offen eingeräumt und beklagt worden ist. Wenn bei den Wahlen die Ablehnung der Mandate von Seiten kaufmännischer Candidaten in größerer Anzahl vorkommen, so muß, so bedauernswerth es grade für die Entscheidung von volkswirthschaftlichen Fragen ist, dies doch ganz natürlich erscheinen, da eine häufig sechsmonatliche Abwesenheit des Abgeordneten von seinem Geschäft dessen Bestehen möglicherweise in Frage stellen kann. — Das Mitglied des Herrenhauses kennt vielleicht den ganzen Ackerbaukatechismus Thaer's auswendig, weiß auch recht wohl das Subtractionsexempel einer Erhöhung der directen Steuern für seine Grundrente zu berechnen und — weiß sich hiermit schon genug. Wie es mit seiner staatswissenschaftlichen Bildung beschaffen ist, zeigt am besten das Staatslexikon für das preußische Junkerthum von Wagner, welches, ungeachtet seiner Systemlosigkeit und des Mangels an den ersten staatsrechtlichen und volkswirthschaftlichen Begriffen jene Bildung ja erst zu schaffen die Mission übernimmt.

Hiernach wird uns die ganze Erscheinung der Bewegung zu Gunsten eines mittelalterlichen Instituts, welches auf Gewalt beruht, nicht mehr in dem anfänglichen Grade Wunder nehmen.

Durch die glänzenden Ergebnisse der Einnahmen aus dem Monopol ist also allerdings zunächst der unwiderlegliche Beweis in Zahlen geführt, daß der Tabak als Steuerobject sich zu einer hohen Belastung qualificirt und doch im Consum demungeachtet noch immer wächst, eine finanzielle Erfahrung, welche die österreichischen Monopolsapostel mit der kindlichsten Freude erfüllt. Wie erklärt sich die eigenthümliche Erscheinung, die sonst die Handelspolitik nicht kennt, da nach ihren Erfahrungen nur das Herabgehen in der Steuerbelastung bis zu einem gewissen Grade das Steigen des Consums und der Einnahme involvirt?

Die Antwort hierauf liegt im Wesen des Tabacks und seines Consums. Wir haben hier auf das preußische Officialgutachten einzugehen. Die Schrift*) sagt:

„In der That gehört der Tabak zu denjenigen Gegenständen, welche zur Belegung mit einer Verbrauchssteuer vorzugsweise geeignet sind.“ Er ist ein sehr beliebtes und dabei ein vollkommen entbehrliches Genußmittel. Als ein beliebtes Genußmittel kann er, bei angemessener Besteuerung, die Quelle einer sehr hohen Einnahme werden, als ein entbehrliches Genußmittel kann er, ohne nachtheiligen Einfluß auf den Volkswohlstand, eine sehr hohe Steuer tragen. Eine Verbrauchssteuer vom Tabak hat keinen Einfluß auf die Höhe des Arbeitslohnes, sie trifft nicht, wie andere Verbrauchssteuern, denjenigen Familienvater am stärksten, der die zahlreichste Familie, also verhältnißmäßig die geringste Fähigkeit hat, sie zu tragen. Die entschiedensten Gegner hoher Verbrauchssteuern haben gegen eine sehr hohe Besteuerung des Tabacks nichts einzuwenden.“

Es ist eigenthümlich, in dieser sonst sehr tüchtigen Schrift, die im Resultat zur Verwerfung des Monopols gelangt, diese Ansicht ausgesprochen zu finden, welche das wahre Wesen des Tabacks in unserer Zeit nicht trifft, während dagegen die österreichischen Apologien des Monopols, als des Arcanums aller Finanzkunst, die wahre Eigenschaft des Tabacks als eines heutzutage weit über den Begriff eines bloßen Luxus hinausgehenden Bedürfnisses sich nicht verhehlen, was bei ihnen jedoch selbstverständlich auf die finanzielle Logik keinen zweckwidrigen Einfluß üben darf. Die Wiener Zeitung sagte hierüber:

„Der Tabak ist im Grunde die merkwürdigste aller Pflanzen. Nicht durch Wuchs, Blüthe, klimatische Verhältnisse, nicht durch Ausdehnung des Anbaus, nicht durch die

*) Authentisch aus einer Unterredung mit einem frühern Handelsminister.

*) Der Zollverein und das Tabacksmonopol. Berlin 1857. Verlag der Königlich Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Masse der Production, denn in jedem dieser Punkte wird er von vielen andern Pflanzen übertroffen, sondern das Wunder bei dem Tabak ist, daß der Mensch ihn zu genießen gelernt hat, und ein fast noch größeres, wie er dies gelernt hat. Es gibt kein Product, mit Ausnahme der Baumwolle, das so rasch und so allgemein das menschliche Bedürfniß sich unterworfen hat. Umsonst kämpft der physische Widerwille mit diesem unglaublichen Genuß, der Tabak wird sein Herr. Umsonst predigt die Heilkunde gegen seinen Gebrauch, der Tabak spottet der Warnung, umsonst fordert die Armuth Verwendung des „(letzten)" Kreuzers für Brot und Kleidung. Der Tabak streckt Morgen für Morgen seine Hand auch nach dem dürftigsten Arbeitslohn aus und empfängt seinen Tribut. Der Tabak hat Alles zum Feinde, was ein Bedürfniß zum Feinde haben kann, aber Alles überwindet er. Nur ein Gegner ist in neuester Zeit aufgetreten, der schwerer zu besiegen ist, als alle zusammen. Das ist die Besteuerung des Tabacks. Sie ist groß, sie wird immer größer; dennoch sehen wir, daß auch gegen diese Macht der Tabak sein Gebiet zu behaupten, ja zu erweitern weiß. Was ist sie denn, diese wunderbare Pflanze, der wir nicht Alle entgehen?"

Der Tabak hat aber in früheren Jahrhunderten noch ganz andere Hindernisse überwunden, welche unserer Zeit fast sagenhaft erscheinen müssen. Ein türkisches Gesetz von 1610 ordnet an, daß jedem Raucher seine Pfeife durch die Nase gestoßen werden sollte; ein russisches von 1634 verbot das Rauchen bei Todesstrafe. Der Papst bedrohte 1690 alle Kirchenschnupfer mit Excommunication. Selbst in der Schweiz durfte während des 17. Jahrhunderts nicht offen ungestraft geraucht werden.

Die Luxuspolizeigesetze gehen allmälig in Finanzgesetze über, sobald die Zeit fühlt, daß ein anfänglich bloßer Luxus dieses zu sein aufgehört hat und in die Bedürfnisse des Volkes übergegangen ist. Dieser Entwicklungsgang spiegelt sich in den Gesetzen des Areopags zu Athen, in denen Cato's als Censor, Sulla's, aller neuern Staaten und speciell in der weitern Geschichte der oben erwähnten Gesetze wieder.

Der Tabak ist kein „entbehrlicher" Luxus mehr, wenn es sich um Feststellung des Begriffes Tabak als Steuerobject für die Finanzpolitik handelt. — Die Steuer ist höher und höher gestiegen und trotzdem erzwingt die Macht der Gewohnheit den Consum, selbst auf Kosten dringenderer Bedürfnisse des Mannes, ja selbst des Nothwendigsten für Weib und Kinder. Die Vermehrung des Consums entreißt dem Kornlande Morgen um Morgen, die Gewöhnung steigerte den anfänglichen Luxus zum unentbehrlichen allgemeinen Bedürfniß auch des Aermsten und entwindet ihm seinen letzten Groschen des Verdienstes.

Alles Moralisiren ist hier bei Seite zu lassen, denn die Finanzpolitik darf und will sich keine zunächst sittlichen Zwecke vindiciren, wohl aber hat sie umgekehrt ihre Maßregeln abzumessen nach den wirthschaftlichen und moralischen Folgen derselben für das Volksleben.

Wenn jene Anträge und Ansichten für das Monopol in den ständischen Verhandlungen mit unverkennbarer Schüchternheit auftreten, wenn selbst die angezogene Schrift gegenüber den enormen Einnahmesummen der Nachbarstaaten sich dennoch gegen dasselbe entschied, so steht jene moralische Seite im entferntern oder nähern Zusammenhange hiermit, sei dieser Einfluß bewußt oder unbewußt.

„Entbehrlich" kann für die Finanzpolitik und die Begriffsfeststellung ein Steuerobject nicht mehr sein, sobald dasselbe seinen Consum trotz der selbst übermäßigen Belastung auf Kosten des Nothwendigsten erzwingt, und am wirthschaftlichen Leben besonders der ärmeren Bevölkerungsclassen zu zehren beginnt.

In England kommt 1 Thaler 5 Silbergroschen, in Frankreich 27½ Silbergroschen, in Oesterreich 12 Silbergroschen, in Portugal und Spanien ungefähr 20 Silbergroschen, im Zollverein etwas über 2 Silbergroschen Tabakssteuer auf den Kopf.

Daß der Tabak im Zollverein nicht eine selbst mehrfache Erhöhung der Verbrauchssteuer ertrüge, soll im Voraus nicht geleugnet werden. Eine übermäßige Belastung der bisher freien Production oder wohl gar die Einführung des Monopols aber hätte sicher die tiefsten, verheerendsten Nachtheile für das wirthschaftliche und sittliche Leben unsers ganzen Volkes, beziehendlich den nothwendigen Ruin eines großen, blühenden Gewerbes- und Handelszweiges zur Folge.

Es mag zuerst das Monopol Englands, sodann das Frankreichs einer kurzen Bespre-

Digitized by Google

chung unterworfen werden, um uns von hier aus nach Oesterreich zu wenden und zuletzt zum Zollverein zurückzukehren. Wir werden auf dieser Wanderschaft wahrhaft glänzende Einnahmesummen vor uns erscheinen sehen, ohne unser Urtheil durch sie beeinflussen und bestechen zu lassen, ohne uns dadurch, daß wir das mittelalterliche Institut selbst in Großbritannien finden, blind dem Glauben anzuschließen, daß dasselbe einer Rechtfertigung um deswillen nicht weiter bedürfe, oder außerhalb der Möglichkeit einer wirthschaftlichen Verurtheilung stehe — wir stellen vorläufig den einfachen Satz voran, daß die „Ausgiebigkeit" einer Steuer durch ihre enormen Resultate schon in deren ungewöhnlichen Summen Verwunderung und Verdacht gegen sich erregen muß, den wir später bei der rechtlichen und wirthschaftlichen Prüfung und bei dem Nachweis der Verwerflichkeit des Monopols ausführlicher zu begründen haben werden.

Wie bei uns, so begann auch in England mit dem siebzehnten Jahrhundert der Tobacksbau, wurde aber bereits unter der Republik und wiederholt im ersten Jahre der Restauration für England und Irland aus Rücksichten für die Finanzen, vorzüglich aber die Colonien, durch die Acte 12. Karl's II. c. 34. verboten. —

Nachdem das Verbot im Jahre 1782 auch auf Schottland ausgedehnt worden wor, hat die Gesetzgebung zwar noch einige Mal Aenderungen erfahren, ist aber schließlich, und zwar seit dem Jahre 1832 zur vollständigen Durchführung des Anbauverbotes und der Grenzbewachung gegen die Schmuggeleinfuhr gelangt.

Es log demnach ganz in der Hand der Regierung, den Tarif nach Ermessen festzustellen, und wir finden die Abgabe deshalb unverhältnißmäßig hoch. Die Zollsätze betragen 3 Schilling und 5 Procent für das Pfund Tabacksblätter, 6 Schilling und 5 Procent für das Pfund Schnupftaback, und 9 Schilling und 5 Procent für das Pfund Cigarren und andere Tabacksblätter. Die Einfuhr von Stengeln und Tobacksmehl ist verboten. Rohtabock und Tabacksfobricate dürfen nur in Collis von gewisser, für die verschiedenen Sorten und Provinzen verschieden bestimmter Minimalgröße, auf Schiffen von mindestens 120 Tons Tragfähigkeit und über wenige besonders bezeichnete Häfen eingeführt werden. Trotz der übermäßigen Höhe der Steuer ist das Resultat der Einnahme ein enormes, der Verbrauch in fortwährendem Steigen. England hat die höchste Einnahme unter allen Staaten.

Im Jahre 1850 betrug das importirte Quantum im Ganzen ungefähr 16 Millionen Kilogramme (also gegen 320,000 Centner), wovon jedoch kaum 10 Millionen (oder gegen 200,000 Centner) in den eignen Verbrauch des Landes übergingen, während 7 Millionen wieder exportirt wurden. Dagegen wird der Durchschnittsverbrauch in den Jahren 1850 bis 1854 auf 261,316 Centner oder nicht ganz 1 Pfund auf den Kopf angegeben und hinzugefügt, daß der bedeutende Schmuggel diese Angabe durchous unzuverlöffig mache. Jedenfalls ist der Verbrauch größer, da bekannterweise sich der Schmuggel zwischen der französischen und englischen Küste bedeutend ausgebildet hat und der an sich gefährliche Canal in stürmischen Nächten eine Menge kleiner Paschfahrzeuge, fast nur Nußscholen, nach der letztern hinüber fahren sieht, mit jener kalten Verachtung der Gefohr und des Todes durch den Sturm und die Büchse der Küstenwächter, wie sie den Schmugglern überall eigen ist. —

Die Einnahme betrug in den obengenannten Jahren durchschnittlich 4,584,323 Pfund Sterling oder 3 Schilling $4^1/_7$ Pence per Kopf, also ungefähr 46 Millionen Gulden oder 95 Kreuzer Conventionsmünze per Kopf, somit das Doppelte der absoluten Einnahme Oesterreichs, oder beinahe 5 Millionen Thaler mehr als die sämmtlichen Zolleinnahmen des Zollvereins aus dessen Gesammtwaarenverkehr.

In Frankreich datirt das Monopol ebenfalls aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, zu welcher Zeit sich noch einzelne Provinzen frei erhielten, bis mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts unter den Wirkungen der Revolution Production und Verbrauch fast des ganzen Landes sich der Controle und Abgabe entzog. Während vor der Revolution die Pächter noch 32 Millionen Livres an die Staatscasse gezahlt hatten, sanken nach dem Bastillesturm die Einnahmen allmälig bis auf 1,200,000 Livres im Monat herab. Die Nationalversammlung beschäftigte sich vom September 1790 bis in den Februar 1791 mit der Monopolfroge und entschied sich endlich, gegen die Ansicht ihrer bedeutenden fi-

nanziellen Capacitäten, Mirabeau, Cazalès, Maury, Barnave für die Aufhebung. Zugleich fielen die mannigfachen Binnencontrolen nebst dem strengen Strafcodex. Jetzt blieb nur noch eine Consumtionssteuer von 25 Franken auf 100 Pfund Taback. Im Jahre IX der Republik betrug die ganze Einnahme nur noch 1,130,000 Franken. — Die Erhöhung der Steuer durch das Gesetz vom 30. Floridor an X hatte eine Steigerung derselben bis auf 4,300,000 Franken zur Folge, sie hob sich mit zunehmender Strenge der Controle auf 12 Millionen Franken, im Jahre 1806 auf 16 Millionen.

Es erforderte eine harte Arbeit von 20 Jahren, um die Freiheit des Anbaues, der Fabrication und des Handels wieder nach und nach durch Anhäufung der Controlmaßregeln und Steigerung der Steuer für den allesumklammernden Zwang des Monopols vorzubereiten. Napoleon sah einerseits, wie wichtig der einheimische Tabacksbau bereits geworden, andrerseits wie schwer die Einfuhr von Rohtaback aus Amerika für die Regie seit den Seekriegen mit England war, und entschied deshalb nicht nur gegen das Princip des Verbots der inländischen Cultur, sondern ermunterte sie noch mehr, und decretirte im Anfang des Jahres 1811 wiederum das Monopol. Der Ertrag stieg sofort auf 28 Millionen jährlich. Während der Restauration begannen die Angriffe, man wagte das Monopol nicht definitiv einzuführen, verlängerte es aber von 10 zu 10 Jahren und Consumtion und Reinertrag verhalten sich von hier ab folgendermaßen in Millionen Francs ausgedrückt:

	Jährliche Gesammteinnahme im Durchschnitt.	Reinertrag im jährlichen Durschnitt.
1811—1815	63,2	23,3
1816—1819	60,2	37,1
1820—1825	64,8	41,1
1826—1830	67,1	43,5
1831—1835	68,6	46,4
1836—1840	82,0	59,4
1841—1845	100,7	70,4
1846—1849	115,4	82,9

Heute ist es feste Finanzeinrichtung, und die neuesten Ergebnisse sind diese:

	Bruttoertrag.	Nettoertrag.	Absatz.
1852	131,2 Mill. Fr.;	98,7 Mill. Fr.	20,5 Mill Kil.
1853	139,3 „ „	105,2 „ „	21,5 „ „
1854	145,7 „ „	110,3 „ „	22,9 „ „
1855	152,5 „ „	113,8 „ „	25,4 „ „

Ohne eine wesentliche Aenderung in den Debitpreisen ist die Nettoeinnahme nach der Bevölkerungszahl von 1,34 Franken im Durchschnitt der fünf Jahre 1820—1824 auf 2,78 Franken pr. Kopf im Durchschnitt der Jahre 1850 bis 1854 gestiegen und kommt im Verhältniß der Bevölkerung so ziemlich den sämmtlichen Einnahmen des Zollvereins gleich.

In Oesterreich hat das Monopol fast zweier Jahrhunderte bedurft, ehe es gegen die freie Production und den Verbrauch mit Hilfe der Staatsmacht siegreich die sämmtlichen Provinzen sich unterwarf; seine Anfänge gehen bis in das Jahr 1670 zurück. Es galt erst bloß im Lande ob der Enns und wurde zunächst einem Privatunternehmer, später mit Erstreckung auf mehrere Provinzen den Ständen derselben verpachtet, im Jahre 1764 in Generalpacht gegeben, bis 1783 der Staat die Regie selbst in die Hand nahm, 1828 nur noch Ungarn freigelassen blieb, und im Jahre 1851 vom 1. März ab das Monopol auch auf Ungarn und seine Nebenländer Kroatien, Slavonien, Siebenbürgen, die Woiwodschaft Serbien, das Temescher Banat und die Militärgrenz- und Küstengebiete ausgedehnt ward. Bisher hatte eine vollständig besetzte Grenz-Zollinie Ungarn gegen die übrigen Kronländer abgeschlossen und den Uebergang des ungarischen Tabacks einer vollständigen Zollbehandlung unterworfen. — Der Staat wäre nun schon vollständig befriedigt gewesen, wenn nach Aufhebung der Binnencontrole die Einnahme die Ergebnisse aus jener Uebergangssteuer erreicht hätte. Bald aber wurden diese Erwartungen nicht nur befriedigt, sondern in einer Weise übertroffen, wie sie Niemand geahnt hatte.

Ungeachtet der den ungarischen Tabackspflanzern zugestandenen Freiquote für den eignen Bedarf, ungeachtet der gewiß mannigfachen Defrauden durch die Producenten sowohl als den Schmuggelhandel, betrug der Verbrauch von Monopolfabricaten in den ungarischen Kronländern im Jahre 1856 bereits 1,66 W. Pf. pr. Kopf, in den übrigen Kronländern 1,78 W. Pf. Im Durchschnitt der Jahre 1845—1847 brachte das Monopol bei einer Bevölkerung von 23,005,000 Einwohnern einen Reinertrag von 12,599,081 Gulden oder 32,86 Kreuzer pr. Kopf, im Durchschnitt von 1854—1856 bei etwas erhöhten Preisen, auf eine Bevölkerung von 39,360,000 Einwohnern einen Reinertrag

von 24,033,298 Gulden oder 36,64 Kreuzer vom Kopf, wobei zu bemerken ist, daß 14½ Millionen Einwohner dem Monopol erst neu unterworfen waren, weshalb sich das Resultat bei weiterer Vervollständigung der Centralmaßregeln und größerer Gewöhnung an die neue Erhebung seitdem noch weit höher herausgestellt hat. Die Gesammtsumme dieser Steuer beträgt demnach weit mehr als die Hälfte aller Einnahmen des Zollvereins; die Steuer selbst ist in Oesterreich nur ⅓ der englischen und nahe ½ der französischen. —

Wir kommen zum Schluß beim Zollverein an.

Die Tabackscultur ist fast über das gesammte Gebiet des Zollvereins verbreitet. Ihre umfangreichste Pflanzstätte aber hat die Pflanze in der 1 bis 3 Meilen breiten und etwa 27 Meilen langen, fruchtbaren Ebene zwischen dem Rheine und Schwarzwalde, und von Heidelberg bis Darmstadt längs des Odenwaldes und der Bergstraße, in welcher 190 Gemeinden den Anbau auf 25,946 Morgen betreiben. Sodann sind in der Baierischen Pfalz, zwischen Lauter, Rhein und dem Haardtgebirge 14,680 Morgen und am Niederrhein, der Niederländischen Grenze nahe, 1455 Morgen in 147 Gemeinden mit Tabak bestellt. Sonst findet sich der Anbau mehr oder minder zerstreut und genauere statistische Nachrichten fehlen bis jetzt dafür zum größten Theil. Zur Uebersicht mag folgende Tabelle hier Platz finden.

	Morgen Tabacksland.	Durchschnittsertrag vom Morgen.
Preußen	34,628	6,8 Ctr.
Baiern	23,007	5,6 „
Sachsen	226	10,9 „
Hannover	1,902	7,0 „
Würtemberg	431	7,1 „
Baden	22,513	6,8 „
Kurhessen	1,011	8,1 „
Großherzth. Hessen	4,277	6,9 „
Thüringen	1,086	8,6 „
Braunschweig	644	6,5 „
Nassau	18	10,9 „
Frankfurt	7	10 „
	89,750 Morgen.	

Die bisherige, nur approximative Abschätzung des im Zollverein erzielten Betrages gibt denselben auf etwa 600,000 Centner an, während er in Wirklichkeit jedenfalls nahe an 700,000 Centner heranreicht, wovon etwa 125,000 Centner ausgeführt wurden, so daß sich der Verbrauch von vereinsländischem Tabak auf 535,000 — 565,000 Centner berechnet. Dieser Verbrauch ist im Süden — in Baiern, Würtemberg, Baden, Großherzogthum Hessen, Nassau, Frankfurt — gar nicht, im Norden — in Preußen, Sachsen, Hannover, Kurhessen, Thüringen, Braunschweig — mit einer niedrigen Productionssteuer, die ⅔ Thaler pr. Centner getrockneter Blätter betragen soll, besteuert. Doch sind je nach dem Durchschnitts-Ernteertrage von 4½ Centner bis 6 Centner, bis 7½ Centner und bis 9 Centner vom Morgen vier Steuerclassen gebildet und zwar, indem der Normalertrag mit ⅔ Thaler multiplicirt wird, von 3, 4, 5 und 6 Thaler vom Morgen. Die nördlichen Staaten erheben deshalb eine Uebergangsabgabe von den südlichen Tabacken. — Zu dem Verbrauch der obenerwähnten Quantums von bis 565,000 Centner vereinsländischen Tabacks kommen noch 450,000 Centner ausländischen Products. Hiernach ist die Gesammtsumme etwa 1 Million Centner, oder 3 Pfund auf den Kopf der Bevölkerung, wofür der Raucher im Süden 1,85 Silbergroschen, im Norden bis 2,17 Silbergroschen Consumtionssteuer entrichtet.

Wir hätten hiermit die Runde beendet und geben zur Uebersicht noch folgende vergleichende Tabelle aus dem „Journal d. Ec." nach den v. Bloch'schen Angaben:

	Ertrag.		per Kopf.
Großbritannien	118,1	Mill. Fr.	4,40 Fr.
Frankreich	88,0	„ „	2,50 „
Spanien	23,6	„ „	1,65 „
Portugal	8,1	„ „	2,78 „
Kirchenstaat	8,0	„ „	2,38 „
Rußland	7,6	„ „	0,25 „
Polen	1,2	„ „	0,25 „
Sardinien	7,2	„ „	1,79 „
Neapel	4,7	„ „	0,58 „
Belgien	0,7	„ „	0,17 „
Oesterreich	22,9	„ „	0,60 „
Zollverein	7,7	„ „	0,27 „

Holland und die scandinavischen Reiche haben eine noch geringere Steuer als Belgien.

Wir haben zwei Staatengruppen: England, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Oesterreich mit hoher Besteuerung und unter diesen Portugal und Neapel mit Verpachtung des Monopols, während die

übrigen Staaten daſſelbe in eigener Verwaltung haben; endlich Belgien, Holland, die ſcandinaviſchen Länder, der Zollverein, Rußland und Polen mit niederer Beſteuerung. —

Billige Verwunderung mag es bei Vielen wohl erregt haben, das Monopol auch in England beſtehen zu ſehen. Wir ſind ſeit genauerer Kenntniß der engliſchen Inſtitutionen längſt gewöhnt, zu den Engländern aufzublicken aus der mannigfachen Miſère unſers eignen Vaterlandes und ſie für unſre politiſchen Hoffnungen zum Ausgangspunkt zu machen. Wenn aber im Allgemeinen nicht Alles, was engliſch iſt, auch unbedingt gut und erſtrebenswerth geheißen werden kann, ſo walten hier außerdem ganz beſondere klimatiſche und wirthſchaftliche Verhältniſſe, deren nähere Betrachtung jenen ſcheinbaren Widerſpruch zwiſchen dem abſolutiſtiſchen Monopol und der freien Verfaſſung löſen und das Urtheil berichtigen werden.

Wir haben bereits angeführt, daß von dem Import von 16 Millionen Kilogramm im Jahre 1850 7 Millionen wiederum exportirt wurden, ſomit faſt nur die Hälfte in den Verbrauch des eigenen Landes überging, während es die hochentwickelte Induſtrie durch Export trotz des hohen Eingangszolls von 3 Schilling und 5 Procent pro Pfund Tabacksblätter, 6 Schilling und 5 Procent pro Pfund Schnupftabak und 9 Schilling und 5 Procent pro Pfund Cigarren und andere Tabacksfabricate vermochte, von den ausländiſchen Conſumenten denſelben neben dem Nettogewinn zurückzuerlangen.

Es fällt ſomit die anfänglich unverhältnißmäßig hoch erſcheinende Abgabe von 1 Thaler 5 Silbergroſchen auf den Kopf der engliſchen Bevölkerung in gleichem Maße faſt um die Hälfte, und möchte hiernach vielleicht zwiſchen der franzöſiſche Quote von 27½ Silbergroſchen und der öſterreichiſchen von 12 Silbergroſchen auf den Kopf in der Mitte ſtehend erſcheinen. Sie würde demnach ſchon nur die zweithöchſte ſein. Sie iſt aber vom wirthſchaftlichen Standpunkt aus, nicht ſowohl alſo nach der Zahlenhöhe, ſondern nach dem Volksvermögen oder ſpeciell nach dem Einkommen weit geringer und geht mindeſtens noch unter die öſterreichiſche Tabackskopfſteuer hinab. Wir gehen auf die Arbeitslöhne zurück. Ihr Durchſchnittsbetrag iſt je nach perſönlicher Geſchicklichkeit 10—40 Schilling per Woche für einen Mann, 7—15 Schilling für eine Frau. Auf dieſe Weiſe hat manche Familie bis 100 Pfund Sterling per Jahr (alſo 680 Thaler — 1 Pfund-ſterling = 6,8 Thaler gerechnet), ja 150 bis 170 Pfund Sterling (1016—1156 Thaler), wenn der Fabrikarbeiter zugleich ein Aufſeher iſt, ſo daß es Vielen möglich wird, jährlich 10—15 Pfund Sterling in die Sparcaſſen zu legen. Wir ſind nicht im Beſitz einer verbürgten ſtatiſtiſchen Lohntabelle über franzöſiſche und öſterreichiſche Arbeit, vermögen aber in Betreff des letztern Staates aus eigener Beobachtung anzugeben, daß hier der Lohn und Durchſchnittsbetrag noch nicht die Hälfte des engliſchen ausmacht. Bekannt iſt die Thatſache, daß Deutſchland überhaupt nur vermöge ſeiner niedrigen, bis zum Minimum herabgedrückten Arbeitslöhne noch auf den überſeeiſchen Märkten mit dem Auslande zu concurriren vermag. Es bedarf deshalb hier kaum noch der Bemerkung, daß die Höhe einer Steuer ſich nach der verſchiedenen Steuerkraft des Landes verſchieden herausſtellt und nicht ſowohl mathematiſch nach den Zahlen zu bemeſſen iſt, als nach den wirthſchaftlichen Factoren, welche hier die Gleichung zu bilden haben. Wenn ſich nun auf Grund des Obigen auch kein beſtimmtes Verhältniß aufſtellen läßt, in welchem die einzelnen Länder zu einander im Beſteuerungsmaße ſtehen, ſo iſt doch wenigſtens ſo viel wahr, einerſeits, daß nur ein ganz einſeitiger Calcul die Zahlen durch deren Gegeneinanderſetzen zum Endurtheil gebrauchen wird, andrerſeits, daß die engliſche Beſteuerung des Tabacks im richtiggewürdigten Verhältniß zur Steuerkraft des Landes ſteht.

So macht ſich in Großbritannien die Abgabe vielleicht nur für Irland drückend, wo die durchſchnittliche Ueberzahl der Landbaubevölkerung der günſtigen Lohnverhältniſſe, wie ſie England und Schottland haben, nicht theilhaftig wird.

Es ſteht auch kaum zu erwarten, daß die Abgabe werde vermindert werden, da das nationale Urtheil gegen das Rauchen gerichtet iſt, und es noch heut für eine nichts weniger als feine Sitte gilt, während der Deutſche in dieſer Beziehung als nicht eben empfehlenswerthes Prototyp angeſehen wird und ſogar in der Literatur Englands als Charakterfigur im Genre auftritt.

Die gegründetſten Angriffe der Wiſſenſchaft gegen das Monopol treffen aber zum weil

größten Theil das englische nicht. England verbietet, wie wir sahen, den Tobacksbau durchaus, und seine klimatischen Verhältnisse würden, selbst wenn eine Rücksicht auf die Colonien und Schifffahrt nicht nothwendig gewesen wäre, dieses Verbot weit eher möglich gemacht haben, da dieselben im Ganzen der Tabackspflonze nicht besonders günstig sind. Die Besteurung des Tabacks hat sich dadurch auf die einfache Maßregel, Ueberwachung der Einfuhr, zurückführen lassen. Die Controle erleichtert sich noch durch die Festsetzung der Minimolgröße der Tabacks-Colli und Transportschiffe und durch die Bestimmung von wenigen Häfen für den Import. So ist das System höchst einfach, erzielt eine hohe Einnahme, beschwert weder den Innern Verkehr noch die Fabrication, erspart die Controle der Production, welche anderwärts nicht bloß lästig wird, sondern bis zu den Eingriffen in's Eigenthum führt, wie wir sie in ihrem ganzen Umfange später kennen lernen werden.

Unter diesen Umständen muß es ziemlich harmlos erscheinen, wenn die österreichische Propaganda auf England hinzeigt und damit den vollen Beweis zu Gunsten des Monopols geführt zu haben meint, entweder auf das allgemeine Vorurtheil für die englischen politischen Zustände, die mit Oesterreich am wenigsten und hier nur den zufälligen Namen gemein haben, oder auf die Beschränktheit rechnend, der eine nähere Prüfung der Institutionen und innern wirthschaftlichen Verhältnisse fern liegt.

Was nun Frankreich anbetrifft, so sind wir eigentlich seit zwei vollen Menschenaltern daran gewöhnt, alle staatlichen Formen und Einrichtungen für möglich zu halten, ohne uns von deren Auftreten und zeitweisem Bestehen sonderlich verwundern zu lassen. Das Volk, welches seit jener Zeit an der Spitze der europäischen Bewegung steht, welches im Namen der bürgerlichen Freiheit eine Reihe der schwersten Proben auf sich genommen und bestanden hatte, welches sich seit dem Sturze der napoleonischen Herrschaft in das parlamentorische Leben vollständig eingelebt zu haben schien, dasselbe Volk ist heut einem Absolutismus verfallen, der diesseits der russischen Grenze seines Gleichen wohl nirgends mehr findet. Wir können deshalb auch in der Betrachtung der absolutistischen Maßregel, welche der Napoleonismus natürlich am allerwenigsten sich fremd fühlt, sehr kurz sein und uns mit einem historischen Rückblick auf dessen verschiedene parlamentarische Schicksale begnügen, welche anstatt unser reden.

Zahlreiche Binnengrenzen schieden ursprünglich die Provinzen Frankreichs, deren mehrere freien Anbau und freie Fabricotion hotten, von einander. Das Monopol war für 32 Millionen Livres an Pächter gegeben. Die Revolution warf diese Verkehrsfessel ab und im Februar 1791 entschied die Nationalversammlung deren definitive Aufhebung, einmal in der principiellen Ueberzeugung der Unvereinborkeit derselben mit den Grundsätzen der Freiheit des Eigenthums, der Arbeit und des Handels, sodann in der thatsächlichen Gewißheit, doß die Durchführung des Monopols den Widerstand des ganzen Landes gegen sich aufrufen werde, der im Elsoß und in Flandern bereits im Ausbruche während der Debatten der Nationalversammlung war. Die folgenden zwonzig Jahre waren ein unausgesetzter Kampf gegen die gewonnene Freiheit des Anbaues und Handels. Erst Napoleon I. durfte das Monopol wieder definitiv einführen, die folgende Restauration wagte es aber, in Rücksicht auf den großen Widerwillen, den es bereits gegen sich erregt hatte und auf ihre geringere Gewalt, anfänglich nur auf zwei, sodonn auf fünf Jahre sanctioniren zu lassen. Schon bei dieser ersten Verlängerung woren die Angriffe heftig, sie steigerten sich aber bei den weitern in den Jahren 1819, 1824 und 1829 Seitens der Vertreter der Culturdistricte, der Seeplätze, und der staatswirthschaftlichen Schule. Es war aber indessen zu einer so ganz unentbehrlichen Einnahmequelle des Stoates geworden, doß derselbe Humann, welcher als Abgeordneter durch seinen Kampf gegen dasselbe sich einen porlamentarischen Ruf erworben hatte, als Finanzminister Louis Philipp's zwor seine früher geltend gemochten Gründe wiederholte, jedoch dessen Beibehaltung wegen der Ausgiebigkeit und „weniger lästigen Form" befürwortete. —

Das enorme Ergebniß des Monopols brachte also zuletzt allen Widerstand des Landes, der Abgeordneten und der Wissenschaft zum Schweigen, und mit dieser Thatsache, die eigentlich nichts Anders ist als ein Sieg des wirthschoftlichen Probabilismus und als solcher laut genug spricht, ist eigentlich Alles gesagt.

In Oesterreich fielen die Binnenzollgrenzen zwischen Ungarn mit seinen Nebenländern und den übrigen Kronländern erst am 1. März 1851 und hiermit wurde das Tabacksmonopol auf den ganzen Kaiserstaat ausgedehnt, welches früher nur mit Mühe und ganz allmälig Provinz um Provinz sich unterworfen hatte. — Ungarn war das eigentliche Tabacksculturland und bisher frei. Es wurde fast von jedem Ungarn der eigne Bedarf an Taback selbst erbaut und obwohl die größte Steuerlast auf der niedern Classe lag, so war doch das Volk bei seinem Glas Wein und Pfeife Tabak, wie die Wiener Zeitung sagt, glücklich. — Was man vorher nicht gewagt hatte, durfte man jetzt, nachdem die Revolution mit Hilfe russischer Truppen niedergeworfen war, versuchen, die Entziehung der Freiheit des Anbaus, der Fabrication und des Betriebes. Das war eine harte Arbeit, über die sich das österreichische Journal mit so naiver Offenheit äußert, daß wir dessen Darstellung hier wegen ihrer Authenticität folgen lassen:

„Die Regierung griff mit aller Bestimmtheit durch, nahm den Tabacksconsum aus den Händen der Privaten, und nöthigte die Einzelnen, entweder die Production aufzugeben oder nur noch für die Regie des Staates selbst zu arbeiten. Man kann sich denken, welche gewaltige Umgestaltung damit Platz griff, — — eine Umgestaltung, außerordentlich viel tiefgehender und umfassender, als sie jemals in Deutschland durch die Einführung des Monopols stattfinden könnte. Denn es genügte keineswegs, daß hier der Tabacksbau für den Eigenverbrauch verboten, die strengste Aufsicht über den bisher in dieser Beziehung gänzlich ungebundenen Tabackspflanzer eingeführt und die Lieferung an die kaiserliche Regie zur Pflicht gemacht wurde, wo immer ein Stück Landes mit Tabak bepflanzt war. Der Pflanzer, wie der Bauer mußten sich gleichfalls die Preise und Classification ihres Productes durch die Regie gefallen lassen und endlich, was keineswegs das Unwichtigste war, es mußte jetzt der an baares Geld so wenig gewöhnte Ungar jede Pfeife seines Tabacks mit Geld bezahlen."

Obwohl nunmehr die Steuer als eine dreifache sich darstellt, einmal als Consumtionsabgabe, sodann als Luxussteuer, endlich als Einkommensteuer, da diese Art Luxus bereits zu einem, von dem reinen Einkommen gedeckten Bedarf der Mehrzahl der Menschen geworden ist, obwohl Oesterreich unter den Monopolstaaten unbestritten die niedrigsten Arbeitslöhne hat und in seiner Steuerkraft eine demgemäße Stufe einnimmt, obwohl der Tabak nicht nur sich bedeutend vertheuert hat, sondern das Staatsfabricat auch seiner Qualität nach so gering ist, daß es allen Rauchern in lebhaftester Erinnerung bleibt, die einmal kosteten, trotzdem ist der Consum und mit ihm die Production in unerwarteten Progressionen gestiegen und die Einnahme eine enorme, in 1855 über 21 Millionen Gulden oder 36,64 Kreuzer per Kopf.

Die ganze Entwicklung des Monopols zeigt jenes Bewußtsein der innern Unberechtigung. Während es mit der einen Hand auf die zwingende Gewalt des Staates sich stützt und günstige Zeitlagen nützen muß, um „mit energischer Entschiedenheit durchzugreifen," zeigt es mit der andern auf die immer dringenderen Staatsbedürfnisse, die immer nur Einnahmequellen unweigerlich fordern, und meint mit diesem Hinweis auch schon den Beweis seines Zurechtbestehens zu geben, oder den Mißbrauch der Gewalt gesühnt zu haben. Hier wie in Frankreich war Alles gegen das Monopol, was Wissenschaft und Erfahrung, Freiheit des Eigenthums und der Arbeit und die Gerechtigkeit gegen dasselbe vorbrachten, und stets vorbringen werden, dem Gesetzgeber bewußt, aber Alles mußte verstummen vor den unabweislichen Staatsbedürfnissen. Das Patent vom 29. November 1850 (Reichsgesetzblatt S. 2011) sagt deshalb auch:

> daß es erfahrungsmäßig den erheblichsten Schwierigkeiten unterliege, an Stelle des Monopols eine andere directe oder indirecte Steuer zu setzen, die einen gleichhohen Ertrag ohne gleichwenig fühlbare Belastung des Verbrauchers und von einem zur indirecten Besteuerung mehr geeigneten Gegenstande einbringen würde, auch seien die jeweiligen Zustände offenbar nicht dazu geeignet, mit einer oder mehreren andern Abgaben, die das Tabacksmonopol zu ersetzen hätten, unsichere und gefährliche Versuche anzustellen.

Die Regie, indem sie jede Concurrenz und dadurch das naturgemäße Nivellement der Preise ausschloß, dictirte diese jetzt selbst sowohl für die Producenten, welche zum Verkauf ihrer Erzeugnisse an sie nunmehr gezwungen wurden, als auch für die Consumen-

ten. Sie konnte also in diesem Zwangssystem beim Einkauf der Rohtabacke immerhin angemessene Preise zahlen, da sie jederzeit gedeckt war, in Wirklichkeit aber sich eine Verzinsung ihres Betriebscapitals bis zu 118 Procent gewähren ließ! Sie konnte jedoch nicht nur, sondern mußte angemessen das Rohproduct bezahlen, denn einerseits würde sie es heut unter der Macht der öffentlichen Meinung kaum wagen, unter dem allgemeinen Preise der Tabacke außerhalb ihrer Landesgrenzen den Producenten die Erzeugnisse abzunöthigen, andererseits — und dies ist als eigentlich bewegendes Motiv anzusehen, — mußte sie es zur Ermunterung der Production, welche in Oesterreich noch lange nicht den Bedarf befriedigt, sowie um sich von dem wirklichen Erntebetrage möglichst wenig unterschlagen zu lassen und dem Schleichhandel den Gewinn auf ein nicht mehr lohnendes Minimum herabzudrücken.

Die Gewohnheit zu rauchen ist unabweisliches Bedürfniß geworden und gewinnt noch immer alljährlich an Ausbreitung, da mehrere der slavischen Provinzen bisher mehr Schnupftabak consumirten; sie erfordert alljährlich mit der Verbreitung der Cigarren einen höhern Tribut von der Einzelwirthschaft. Mit der Nachfrage wächst der Consum, mit dem Consum der Bedarf der Regie, mit ihm ihre wenn auch octroirten Rohproductenpreise, mit ihnen die Production, durch die gesteigerte hochbesteuerte Consumtion und Production selbstverständlich die Monopolseinnahme im gleichen Schritt.

So sind die ansteigenden Verhältnisse der Tabackspreise, der producirten und consumirten Quantitäten und der Einnahme einfaches Facit natürlicher Factoren. Oesterreich dagegen ist in naivster Weise verwundert, die Finanzmänner rufen in den Zollverein herüber, doch solcherlei Wunder bei ihnen anzuschauen. — Alles Ergebniß des Monopols!

In den ungarischen Ländern betrug die Anzahl der Pflanzer im Jahr 1851 nicht mehr als 40,113, im Jahre 1857 bereits 83,575. — Im ersteren Jahre waren 35,136 Joch Landes (nieder-österreichische Joche) mit Tabak bepflanzt, im letzteren bereits 88,821 Joch, demnach 25,105 Joch oder circa 74 Procent mehr. — Der Ernteertrag vor Einführung des Monopols, über den sich bestimmte Angaben nicht machen lassen, wird von Einigen auf 400,000 Centner, von Andern bis auf 850,000 Centner geschätzt.

Letztere Angabe dürfte zu hoch gegriffen sein, denn die Durchschnittssumme in den letzten sechs Jahren betrug 496,000 Centner, die Gesammtsumme 2,976,593 Centner. Die Ernte des vorigen Jahres nahezu an 900,000 Centner.

In allen Provinzen ist die Production theils beinahe, theils über die Hälfte Flächeninhalt des bebauten Landes gewachsen.

Die Preise standen vor 1851 in Ungarn von 1 Fl. 55 Kr. bis 13 Fl. — Die Einlösungspreise der Regie stehen von 2 Fl. 30 Kr. bis 30 Fl. — Diese Steigerung liegt, wie wir bemerkten, sowohl in der allgemeinen Erhöhung der Tabackspreise, sodann aber in der Monopolverwaltungspolitik. Sie wälzen sich natürlich auf die Consumenten über. Oesterreich hatte in den Jahren 1851—1856 eine Gesammteinnahme von 241,716,205 Fl. mit einem Reingewinn von 127,074,228 Fl. Die Gesammtausgaben, der Aufwand oder das Betriebscapital betrug 114,641,977 Fl. und verzinste sich mit 110,8 Procent.

Zum Schluß wollen wir sehen, welche Maßregeln die Einführung des Monopols im Zollverein nöthig machen würde. Lassen wir deshalb zunächst die hohen Einnahmesummen, die hohen Preise und niedere Qualität der Monopolfabricate vorläufig aus dem Auge, um die vielfachen, dem Publicum unbekannten Krümmungen, auf denen jene Resultate erreicht werden, zu verfolgen.

Der Staat bezweckt nicht nur den natürlich zu erzielenden Nettoertrag, wie er aus dem Tabak sich etwa mit freiem Geschäftsbetriebe der Privaten ergibt, sondern einen vervielfachten, über die natürlichen Verhältnisse hinaufgeschraubten, durch gewaltsamen Ausschluß jeder Concurrenz und strictes Dictiren der Preise mittelst Machtworts. — In dieser Absicht müssen die Maßregeln einmal darauf gehen, daß der Pflanzer den sämmtlichen erbauten Rohtabak an die Regie abliefere und zwar zu möglichst billigen Preisen, sodann aber, daß Niemand Tabak ankauft, selbst verarbeitet und verkauft, da hierauf der Staat das Alleinrecht anspricht. Je einfacher die Verfertigung von Rauchtabak und Cigarren ist, je theurer der Staat verkauft, desto mächtiger ist natürlich der Anreiz zur Defraude. Das Monopol hat deshalb seinen complicirten Apparat gegen Außen, gegen die Ein-

fuhr, durch eine Grenzbewachung, gegen Innen durch eine genaue Bewachung der Pflanzungen durch Controlbeamte nöthig. So ungemein lästig nun auch die hierbei angewandten Maßregeln erscheinen müssen, so durchaus nothwendig sind sie doch für das Monopol und seinen Endzweck. Die Einfuhr von Taback ist entweder ganz verboten, wie in Frankreich, oder nur in besonderen Ausnahmen gestattet, wie in Oesterreich. Im Innern aber ist es unerläßlich, die Ernte jedes einzelnen Pflanzers festzustellen, damit der sämmtliche Ertrag an die Regie gelange, und nicht etwa Taback durch Private verarbeitet und vertrieben werde; es ist unerläßlich, jene Feststellung durch Zählen der Pflanzen und Blätter vorzunehmen; es ist unerläßlich, die Stengel und unbrauchbaren Blätter zu vernichten, da sie möglicherweise doch noch von den Pflanzern verwendet werden könnten; es ist endlich unerläßlich, den Pflanzer für die volle Ablieferung der Blätter verantwortlich zu machen. Die Zählung der Stengel und Blätter ergibt das „Soll," welches der Pflanzer liefern muß, eventuell, dessen Ausfall und Verbleib er nachzuweisen hat. Bei Ausfällen durch Witterung oder sonstiges Unglück wird das Manco amtlich festgestellt und vom „Soll" des Pflanzers abgeschrieben. — Je größere Verschiedenheit in den Maßregeln die verschiedene Cultur, Bevölkerungsdichtigkeit, der Verkehr und die Nähe der Grenze bedingen, desto mehr muß dem Ermessen der Verwaltung überlassen bleiben. Mit dem größeren Spielraum wächst natürlich die Gefahr der Willkür. Das Controlpersonal muß um so zahlreicher vorhanden sein, je zerstreuter die einzelnen Pflanzungen liegen, denn die Ueberwachung derselben beginnt mit der Entwicklung der Pflanze und dauert bis zur Ablieferung der getrockneten Blätter. Hiernach berechnet sich ungefähr die Masse der nöthigen Aufsichtskräfte, wenn wir unsere frühere Angabe herbeiziehen, daß der Zollverein 76,813 Morgen in zusammenhängenden Bezirken, 12,937 Morgen aber vereinzeltes Tabackland hat. Die Regiekosten werden alsdann in manchen Landestheilen nicht nur den Gewinn aufzehren, sondern weit übersteigen, wenn nicht von Anfang der Tabacksbau nur noch in einzelnen zusammenhängenden Districten gestattet würde.

In Frankreich bestand vor dem Monopol der Tabacksbau in 52 Departements, mit dessen Einführung wurde er in 44 Departements unterdrückt, später in noch zwei andern, so daß heut nur noch 6 derselben die Cultur treiben dürfen. In Oesterreich ist sie im venetianischen Königreiche, in Tirol und Galizien concentrirt, in Ungarn steht die Concentration bei noch abzuwartender Erweiterung des Anbaues in Aussicht, da ein localfreier Anbau mit den Interessen der Staatseinnahme auf die Lage nicht vereinbar sein kann. Die Regie bedarf zur Ansammlung der von den Pflanzern zwangsmäßig abzuliefernden Blätter Magazine. Frankreich besaß deren im Jahre 1850, trotz der Concentration, zwanzig und zwar dreizehn eigene und sieben gemiethete, wovon für jedes der ersteren die Anlagekosten durchschnittlich 295,000 Francs, die laufenden Verwaltungskosten 40,800 Francs, für jedes der letzteren die Einrichtungskosten 7500 Francs, die laufenden 55,000 Francs betrugen.

Die Wege, welche bei Beschaffung des nöthigen Bedarfs an ausländischen Tabacken von der Staatsverwaltung eingeschlagen worden sind, bilden ein förmliches Labyrinth, aus dem sie doch nie ganz auf einen genügenden Ausweg kommen wird.

Sie kann entweder durch Agenten und Consuln auf ausländischen Märkten oder in den Productionsländern für ihre Rechnung kaufen lassen, oder mit Kaufleuten aus freier Hand Lieferungsverträge abschließen, sie kann eine Concurrenz auf die beste Qualität und den niedrigsten Preis, oder nur auf letzteren für bestimmte Qualitäten im Wege der Submission eröffnen. — Die französische Verwaltung ist nach mancherlei schlimmen Erfahrungen, auf Kosten ihrer Einnahme, endlich bei letzterem Auswege stehen geblieben. Die Lieferungen sind sämmtlich so groß, daß sie von dem großen Capital ausschließlich monopolisirt werden zur allgemeinen Klage des Handelsstandes in den Seeplätzen. Der Bedarf betrug 1850 nicht weniger als 5,395,776 Kilogramm.

Eine weit größere Verwicklung müssen ferner nothwendig die Einlösungspreise der Staatsverwaltung gegenüber den Pflanzern herbeiführen.

Alles natürliche Preisverhältniß ist durch das Monopol verrückt. Die natürlichen Factoren Angebot und Nachfrage wirken nicht, denn das Angebot ist ein erzwungenes, die Nachfrage nur die des Staates, der jede Concurrenz bestraft und die Preise schließlich selbst

macht, mittelst Machtworts. Wir haben hier nicht Raum, die verschiedenen Momente aufzuführen, welche im freien Verkehr der Waaren nach Zeit, Ort, Entfernung des Marktes, Klima, Bodenbeschaffenheit (Grundrente), Jahrgang, Stand des Disconts, Umfang des Angebots und der Nachfrage die Preise bestimmen. In den Preissätzen des freien Marktes stecken weder die Werthe der Tabacksabfälle, welche die freie Cultur noch mannigfach benutzt, der Staat dagegen den unfreien Pflanzern vernichtet; noch die Prämie für die Delationen der Pflanzer durch das stete Ueberwachungssystem. Frankreich hat auch hier eine lange Schule mit seinen Pflanzern durchgemacht und setzt jetzt, wie Oesterreich, die Preise selbst fest. Sie werden vor Beginn der Pflanzungen nach den Sorten der Blätter bekannt gemacht. Mit der Vornahme der Classification erwachsen aber wiederum neue Schwierigkeiten und die französische Gesetzgebung, von den fiscalischen Interessen einerseits, von den steten Klagen der Pflanzer andererseits, über Willkür und Parteilichkeit der Sortirungscommissionen hin- und hergezogen, hat über Jahrzehnte zahlreiche Experimente aufzuweisen. In Oesterreich sortirt ein technischer Einlösungsbeamter allein, gegen dessen Classification der Weg des Recurses frei steht.

Die ungeheure Einnahme aus dem Monopol wälzt sich zum weit größten Theil auf die unbemittelte Classe der Bevölkerung über, und der Ruhm des Instituts, soweit ihn die enormen Summen verkündigen, wird dadurch ein ziemlich trauriger. In Frankreich machen die importirten Havana- und Manillacigarren, nach dem Gewicht des Gesammtdebits, noch nicht ein Procent aus, die „tabacs étrangers“ (aus ausländischen Blättern verfertigte Fabricate), nur 4½ Procent, dagegen mehr als 94 Procent die „tabacs ordinaires“ und „de cantine.“ Zur Bruttoeinnahme tragen die importirten Cigarren nur 5,9 Procent, die „tabacs étrangers“ 9,3 Procent, die ordinäre Sorte 84,8 Procent bei! Der Monopolgewinn beträgt bei den importirten Cigarren 73½ Procent, bei der ersten Qualität der selbstverfertigten Cigarren etwa 100 Procent, bei den tabacs étrangers durchschnittlich 200 Procent, für die zweite Qualität 175 Procent, bei den tabacs ordinaires und de cantine 360 Procent der Selbstkosten!

Die Verwaltung hat außer der Grenzbewachung auch ein weiteres Mittel zur Bekämpfung des Schmuggels durch den billigeren Verkauf der geringen Sorten in den Grenzdistricten ergriffen, von denen aus sie, nach dem Innern zu, die Preise wieder bis zum Normaltarif ansteigen läßt. Durch diese Preisermäßigung erreichte Frankreich, daß während im Durchschnitt der Jahre 1832 und 33 44,884 Centner tabac de cantine verkauft wurden, der Consum im Durchschnitt der Jahre 1834 und 35 auf 64,803 Centner, also um 45 Procent stieg. Während ⁶/₇ der Binnenbevölkerung diesen Tabak mit 360 Procent des Selbstkostenbetrags kaufen muß, haben ihn die Grenzdistricte mit 133 Procent. Das Monopol opfert somit den obersten Grundsatz der Gleichheit der Besteuerung. Dieser ordinäre Tabak, der also meist von der unbemittelten Classe der Bevölkerung consumirt wird, ist aus den schlechtesten Blättern, den sogenannten: „tabacs non marchands“ gefertigt. Die ärmere Classe ist also einerseits mit dem höchsten Steuersatz belastet, andererseits mit der geringsten Qualität versorgt.

Jener tabac de cantine macht beinahe 30 Procent des Gesammtdebits aus. In den Grenzbezirken kommen zwei Pfund auf den Kopf, im Binnenlande ein Pfund.

In Oesterreich sind die früheren Preisunterschiede seit dem 1. November 1856 durch Festsetzung eines Normaltarifs ausgeglichen, und nur in der Militärgrenze, in den übrigen ungarischen Kronländern und Galizien ist obige Maßregel gehandhabt.

Das Interesse der Verwaltung gebietet natürlich ebenso die strenge Bewachung des innern Verkehrs nicht nur gegen den Vertrieb eingeschwärzter Waare oder nachgemachter Surrogate, sondern auch gegen unbefugten Handel mit Monopolfabricaten, entweder aus den Grenzdistricten mit den billigeren Sorten nach dem Innern, oder durch unbefugte andere Personen als die, welche der Staat dazu bestellt hat. Frankreich hat ein wahres Netz über das ganze Land gespannt und das Grenzpersonal, die Beamten der indirecten Steuern, die Forstmannschaft, die Polizeiorgane und Landgensdarmerie sind gleichzeitig angewiesen, alle Tabacktransporte unter einem gesetzlich festgestellten Quantum, ohne Begleitschein, Legitimationspapier oder Autorisation der Monopolverwaltung zu confisciren. Wie ausgebreitet aber trotz der Polypenarme der Regie der Schmuggelhandel noch stattfindet, erhellt aus der Angabe, daß jährlich im Durchschnitt

nahe an 3000 Centner geschwärzter Tabak vom Aufsichtspersonal weggenommen wird. Nun können wir aus verbürgter Erfahrung hier anführen, daß höchstens 10 Procent der Schmuggelwaare ergriffen werden, somit sicher an 30,000 Centner jährlich auf Paschwegen eingehen — ein Verkehr, der überall das kürzeste Mittel zur Demoralisation ist.

Es ist für die Regie gleichfalls unerläßlich, die Verkäufer der Fabrikate selbst zu wählen und sich entweder durch Cautionen oder persönliche Eigenschaften zu sichern, abgesehen von den Strafandrohungen und stündlich besugten Revisionen der Lager der einzelnen Verkäufer.

Frankreich verbietet den Bezug von Tabacken durch Privatpersonen unbedingt, in Oesterreich bedarf ein solcher der Einholung specieller Genehmigung und ist an ein persönliches Maximum geknüpft. Die ungarischen Pflanzer — und auch nur diese — haben ein Freiquantum. Hier mochte die Gerechtigkeit diese Vergünstigung zu laut gefordert haben, als man dem Anbauer auch diese Freiheit nahm.

Die Ausfuhr kann, abgesehen von deren Erschwerung durch Controlmaßregeln, schon nach dem allgemeinen Grundsatze nicht bedeutend sein, daß ein gefesselter Industriezweig den Preisen des freien Marktes von vornherein nur gelähmte Concurrenz machen kann.

Wir haben in der bisherigen Darstellung das Monopol in einigen Umrissen gezeichnet, zu denen wir nunmehr den Zollverein in eine offne Perspective treten lassen.

Wir haben uns unsere gegenwärtige Freiheit der Fabrication und des Debits noch einmal lebhaft vorzuführen, um den nothwendigen Umsturz so vieler Verhältnisse, wie ihn das Monopol bedingen würde, auch im ganzen Umfange zu ermessen. Vor Allem würde ein enormes Betriebscapital nöthig sein, welches einschließlich der Entschädigung an die bisherigen Tabacksfabrikanten, berechnungsweise auf 28 Millionen Thaler veranschlagt worden ist, und jährlich zu 5 Procent eine Zinsenlast von 1,400,000 Thaler involvirte. Es würde die Zollvereinsgrenzlinie von 223 Meilen zu verstärken und die Verbrauchssteuer mindestens bis zur Höhe der österreichischen, 12 Silbergroschen pro Kopf, zu steigern sein, somit ein Mehr von 8—8½ Silbergroschen auf den Kopf kommen, so daß die Einnahme auf 13,000,000 Thaler stiege, bei dem oben angeführten Gesammtconsum von gegen 1 Million Centner eine Abgabe von 13 Thaler pro Centner. — Der Staat kauft aber jederzeit theuer ein und fabricirt theuer. Es müßten sich nothwendig hiernach die Tabacke im Preise verdoppeln, wenn nicht mehr als verdoppeln. Es läßt sich mit zweifelloser Gewißheit voraussagen, daß das Monopol mit ganz allgemeinem Unwillen aufgenommen werden würde, der dem Consum mindestens anfangs nicht günstig wäre, und mit derselben Gewißheit, daß die Verwaltung erst eine Schule durchzumachen hätte, deren Lehrjahre natürlich theures Lehrgeld kosten würden. Unser Deutschland hat nicht die Steuerkraft Englands, die unbemittelte Classe also würde die Consumtion einschränken müssen und die Unpopularität des Monopols gleichzeitig jene obenberechnete Einnahmesumme wiederum in Frage stellen, oder die Steuer doppelt drückend fühlbar werden. — Nach der nothwendig werdenden Vereinfachung der Controle und Anzahl der Magazine müßte die Tabackscultur auf zusammenhängende Anbaustrecken verwiesen und der jetzige Anbau auf allen zerstreuten Arealen unterdrückt werden.

Neben der bedeutend zu vermehrenden Grenzbewachung der 323 Meilen langen Grenzlinie, welche namentlich die Steuerfreiheit des Tabacksimports in den Hansestädten, die Geringfügigkeit des Eingangszolls in Holstein, Lauenburg, der Schweiz, Belgien und den Niederlanden, sowie die Steuerfreiheit der Production in den Niederlanden und Belgien, die bedeutende Fabrication in diesen und den Hansestaaten nöthig machte, hätte einerseits der billigere Verkauf in allen Grenzdistricten, deren Flächeninhalt bei einer Annahme von 3 Meilen Breite 970 Quadratmeilen betrüge, andererseits das ausgedehnteste Controlnetz für den bisher fast ganz freien Binnenverkehr einzutreten, dessen Personal gleichfalls eine angemessene Vermehrung der Aufsichtskräfte erforderte. So würde auch hieraus ein bedeutender Mehraufwand neben der erschwerendsten Belästigung des innern Verkehrs erwachsen.

Das Monopol im Zollverein hätte aber nicht bloß die meisten der jetzigen Tabacksanbaustellen — nämlich alle unzusammenhängenden — zu unterdrücken, sondern in natürlicher, auch vor keiner Gewalt zurückschreckender Consequenz, dem Pflanzer die Sorte, die er bauen soll, nebst dem Verfahren der Cul-

tur, anzuordnen, die Pflanzenzahl und Entfernungsweite zu bestimmen, die Pflanzenstengel und Blätter zu zählen, über der Pflanze bis zur Ablieferung in getrockneten Blättern zu wachen und den Pflanzer über Ausfälle an seinem „Soll“ zur Rechenschaft zu ziehen. — Mögen diese Controlinquisitionen bis zu Eingriffen in das Eigenthum gehen, sie sind dem Monopol unerläßlich. — Die Regie setzt die Preise selbst fest und zwar müßte hier das administrative Ermessen vollständig freien Spielraum haben, d. h. die Willkür autorisirt werden. Nun herrscht aber unter den Zollvereinsregierungen vollständige Selbständigkeit der Verwaltung, welche nach den bisherigen Erfahrungen kein Staat fallen läßt. Die Tabacksverwaltungen werden dann entweder verschiedene Fabricate zu verschiedenen Preisen fertigen, die Gleichheit der Vereinsangehörigen ist somit aufgehoben oder, wenn dennoch zu gleichen Preisen verkauft würde, eine Gemeinschaftlichkeit der Einnahme unmöglich. Das Monopol höbe also die bisherige Grundlage des Zollvereins, die volle administrative Selbständigkeit jedes Vereinsstaates auf. Einer etwaigen Centralverwaltung müßte eine Macht im und über den Bereich des Einzelstaates eingeräumt werden, eine Macht, der auch der kleinste Quadratmeilenstaat bis heut in den gewiß wichtigeren Zollfragen noch keinen Quadratzoll eingeräumt hat, weil es ihm als bedenkliche Aufopferung der Souveränetät erschien. Die einheitliche Leitung, welche die gehofften Monopolserfolge bedingt, ist somit unmöglich.

Wie aber ist dann, wenn der Zollverein, was von gewissen Seiten nicht für unmöglich gehalten wird, sich auflöste, das ungeheure Betriebscapital zu theilen? Das Inventarium Frankreichs beträgt 5 Millionen Thaler; das Vorrathslager 2½ Mal des debitirten Quantums (was pro Centner 13 Thaler im Zollvereinsdebit von 650,000 Centnern = 21 Millionen ausmachte) und einen immerwährenden Vorrath von 1,625,000 Centner erheischte. — Das Monopol hätte nun selbstverständlich auch sämmtliche bis jetzt bestehende 2000 Tabacksfabriken zu unterdrücken und für die Vorräthe, die sie natürlich annehmen müßte, sowie für Materialien, eventuell für einen großen Theil des Gebäudewerths und den verlorenen Gewerbebetrieb zu entschädigen, was sich auch gegen 2 Millionen belaufen würde. Demnach wäre ein Betriebscapital von 28 Millionen aufzubringen, eventuell zu theilen, abgesehen von der Frage, ob zu dieser Zeit das Monopol bereits die Lehrjahre hinter sich und die volle Ausgiebigkeit entwickelt hätte.

Eine Gemeinschaftlichkeit der Einnahme ist nach dem Bisherigen unausführbar.

Wollte man das Tabacksmonopol in Form des Salzmonopols, also für privative Rechnung, einführen, so ist zu bedenken, daß der Taback keine der so ganz specifischen Eigenschaften des Salzes hat, nämlich wenige Qualitäten, bestimmtes Consumquantum, Unentbehrlichkeit, Ungeeigentheit zum Schmuggel. Es würden also durch feste, gleiche Preise, Gleichheit der Sorten, Gleichheit ihres Inhaltes, wenigstens dessen gleiche Güte für die Controle nöthig sein. Letztere ist bei der Verschiedenheit des Tabacks aus verschiedenen Districten, bei der Verschiedenheit der Bedarfsmenge an ausländischen Tabacken in den verschiedenen Staaten undenkbar. Diese mehrfach nothwendige Gleichheit und Uebereinstimmung läßt sich aber außerdem aus der Verschiedenheit der wirthschaftlichen Interessen der einzelnen Länder, die in Verbindung mit bisherigen speciellen Gewohnheiten gleich stark in die Wagschale fallen würden, nicht wohl annehmen. Die billigeren Preise in den Grenzdistricten würden in manchen Vereinsstaaten bei deren geographischen Kleinheit die Einführung des Monopols für privative Rechnung nicht erst lohnend erscheinen lassen, hierdurch aber die Grenzen der jedesmaligen Nachbarstaaten gegen das Schwärzerhandwerk entblößt und so auch für diese der alleinige Zweck des Instituts unerreichbar sein.

Noch haben wir innerhalb der Vereinsstaaten Binnengrenzen gegen Wein, Branntwein und Bier, welche geringe Uebergangsabgaben entrichten. Die Controle, welche auf den Verkehrsstraßen nur durch die Zoll- und Steuerstellen, sonst aber durch das geringe Steueraufsichtspersonal gehandhabt wird, ist im Ganzen, wegen der allgemeinen Form und Voluminosität der Waarentransporte, leicht. Der Taback aber ist in jeder Emballage, in jeder Quantität transportabel und entzieht sich leicht der Controle, die somit in angemessener Stärke wiederum an der Grenze jedes Vereinslandes zu organisiren wäre, ganz wie in den Zeiten vor der Gründung des Zollvereins und der selig entschlafenen Accise.

Die Apostel des Monopols, denen ihr Pfingst-

fest nicht ausbleiben würde, wenn ihre Bestrebungen das Ziel erreichten, hätten also eine doppelte Wahl je nach dem englischen oder französischen Vorbilde. Sie hätten entweder die gesammte inländische Cultur — wie wir gesehen haben auf 89,750 Morgen mit einem Gesammtertrage von 790,000 Centner — zu unterdrücken oder das Monopol in seiner ganzen Strenge gegen Außen und Innen ohne Scheu vor jeder Gewalt der Controle, vor der Willkür der Verwaltung, vor Eingriffen selbst in die sonst unantastbaren Eigenthumsrechte durchzuführen, jedes deutsche Land und Ländchen wieder mit einem Grenzcordon zu umziehen, den jetzt freien Verkehr im Innern jedes Staates einem polypenarmigen Ueberwachungssystem durch ein neu anzuwerbendes Heer zahlloser Aufsichtsbeamten zu unterwerfen, und den Pflanzer ebenso wie den kleinsten Haushalt unter die Aufsicht zu nehmen.

Wer mag es heut noch wagen, ein derartiges Spinnennetz über unserm blühenden Handel aufgezogen zu wünschen, für unsern fast freien und nach völliger Befreiung ringenden Verkehr ein unter dem Jubel des damaligen Geschlechts*) zu Grabe getragenes Inquisitionssystem heraufzubeschwören, welches verheerende Folgen für unser ganzes gewerbliches, wirthschaftliches, gesundheitliches und sittliches Leben, vornehmlich der untersten ärmsten Bevölkerungsclassen haben müßte; wer vermag gegen solche Folgen noch die Vortheile glänzender Jahreseinnahmesummen zu halten und zu vertheidigen, außer die Beschränkheit oder volkswirthschaftliche Unwissenheit?

Das Turnen

nach seiner gegenwärtigen Entwicklung und nach seinen wichtigsten Beziehungen zum Staats- und Volksleben.

„Gewiß würde auf die Ausübung der Gymnastik ein eben so großer Eifer verwandt werden, als die Gleichgiltigkeit und Geringschätzung gegen sie bisher den höchsten Grad erreicht hat, wenn die Völker nur im Allgemeinen eine leise Ahnung davon hätten, daß sie eine unerschöpfliche Quelle der edelsten Lebensgüter eröffnet," mit diesen Worten Dr. C. W. Ideler's, der in Berlin als Geheimer Medicinalrath und Professor vor Kurzem starb, wollen wir unsere Besprechung des Turnwesens einleiten.

Wenn die neuere Zeit der Entwicklung des „reinen Menschen" weniger günstig war und mehr die Einseitigkeit und Besonderheit förderte, so ist man von Seiten der Einsichtigen doch bald bemüht gewesen, den Uebelständen vorzubeugen, die von jener Zeitrichtung hergeleitet werden konnten. Die Pädagogik namentlich fand sehr bald Veranlassung, ihre Interessen inmitten der Zeitströmungen wahrzunehmen und die Erinnerung an jene hellenische Herrlichkeit wach zu erhalten, die so Großes und Schönes aus dem vollendeten Systeme einer harmonischen Menschenbildung hervorgehen sah.

Von dieser Erkenntniß ist denn auch bei uns die Beachtung und Ausbildung einer Leibeserziehung abhängig gewesen, die motivirt ist durch den einfachen unumstößlichen Satz, wonach bei der Erziehung der ganze Mensch nach Leib und Seele erfaßt und mitberechnet werden muß.

Diese Wahrheit schlug Wurzel in dem fruchtbaren Boden der deutschen Erziehung, die zuerst wieder in menschenfreundlicher Weise auch auf das leibliche Wohl ihrer Pflegebefohlenen bedacht war. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts tauchte dann auch in Deutschland die lange vergessene Gymnastik wieder auf und ist seit dieser Zeit immer in näherer oder entfernterer Beziehung zur Cultur- und Erziehungsidee des deutschen Volkes geblieben. Es trat die Gymnastik oder das Turnen als die Kunst einer systematischen Leibesübung mit dem Zwecke auf, die gesammte körperliche Erziehung auf die Ausbildung aller zur willkürlichen Bewegung des Körpers dienenden Kräfte und Anlagen zu beziehen, und so durch geregelte Leibesübungen die körperliche Kraft, Gewandtheit und Gesundheit des Individuums zu fördern. Nach Theorie und Praxis ist die Gymnastik seit etwa siebzig Jahren immer mehr auf die Bahn des Fortschrittes geleitet worden, und wenn sie auch öfters durch das Mißgeschick und das Zusammentreffen ungünstiger Zeitverhältnisse in

*) Das Tabacksmonopol bestand in Preußen unter Friedrich II. seit 1763 und wurde von seinem Nachfolger sofort aufgehoben; sodann unter Friedrich Wilhelm II. wieder drei Monate lang.

den Hintergrund gedrängt wurde, so hat der in ihr liegende Gedanke doch immer wieder seine unumstößliche Geltung behauptet.

Die Neuzeit namentlich scheint so Manches wieder gut machen zu wollen, was früher in Bezug auf das Turnen versäumt worden ist. Ueberall ertönt der Ruf zum Turnen, überall ist man bemüht, Turnvereine zu bilden und Turnanstalten zu eröffnen; auch die Turnfeste erhalten neuen Aufschwung.

Wir wollen uns nicht verhehlen, daß diese größere Aufmerksamkeit, welche sich gegenwärtig der Turnsache zuwendet, ihren ersten Impuls durch den Druck erhielt, welcher neuerdings von einer gewissen Seite her auf das deutsche Vaterland ausgeübt wurde. Man erinnert sich der Periode, wo das deutsche Turnen zuerst als ein naturwüchsiges Kind jener großen Zeit auftrat, welche den Heldensinn des deutschen Volkes zum Kampfe gegen den Druck der Fremdherrschaft entflammte. Solche Zeiten könnten wiederkehren, meint man, und da wäre es dringend nothwendig, daß unsere deutsche Jugend schon vorher tüchtig ausgeturnt und vorbereitet sei, allen Vorkommnissen der Vaterlandsvertheidigung gehörig begegnen zu können. Man ist zu diesem Zwecke mit mancherlei Vorschlägen vor die Oeffentlichkeit getreten, die alle auf eine allgemeine Einführung des Turnens bei den Schulen hinauslaufen, so daß es sich wohl der Mühe lohnt, auf die gegenwärtige Entwicklung des Turnens und auf sein Verhältniß zur Cultur- und Erziehungsgeschichte hinzuweisen.

Die wichtige Wahrheit, in welcher sich die tiefe Lebensweisheit der Alten nach dem bekannten Satze mens sana in corpore sano ausspricht, wonach also in einem gesunden Körper eine gesunde Seele wohne, sagt im Wesentlichen aus, daß die freie Entwicklung des Geistes und Gemüthes am sichersten, vollständigsten und schnellsten von Statten gehe, wenn ihre Thätigkeit sich in dem ganz naturgemäßen Elemente der körperlichen Gesundheit bewegt, und sich daher der physischen Kräfte im vollen Maße zur Erfüllung ihrer Zwecke bedienen kann, ohne durch ein Hinderniß körperlicher Schwäche aufgehalten zu sein.

Das wichtigste Culturvolk des Alterthums erkannte das bald und setzte absichtlich Leibesübungen ein, um den in geordneten Staatenverbänden lebenden Bürgern mehr Stärke und Gewandtheit zu verleihen, wenn diese etwa durch die schädlichen Einflüsse des Culturlebens beeinträchtigt würden. Die Griechen sind ja berühmt genug wegen ihrer Turnschulen, ihrer gymnastischen Spiele und Volksfeste. Es blieb ihnen der Gedanke durchaus fremd, daß der Mensch aus zwei ungleich berechtigten Hälften bestehe, und daß er nur mit seinen geistigen Anlagen die Verpflichtung habe, die anvertrauten Kräfte mit aller Sorgfalt zu stärken und zu veredeln. Die ausgezeichneten Leistungen der Hellenen auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens in Friedens- und Kriegszeiten, verdankten sie größtentheils der Gymnastik; aus ihr vornehmlich entsprang die Rüstigkeit und Frische des hellenischen Volksgeistes, der uns ewig geschichtliche Vorbilder des kriegerischen Muthes und der Vaterlandsliebe hinterlassen hat.

Nachdem die Griechen die Bedeutung der Gymnastik erkannt und erfahren hatten, machten sie dieselbe recht eigentlich zu einem Hauptbestandtheile ihrer Staatsverfassung und ihrer Lebensweise; sie trafen eine Menge wichtiger Veranstaltungen, unter denen sich ein förmliches System einer gebildeten Gymnastik entwickelte, das noch heute für uns lehrreich ist, wenn auch der darnach verfolgte Plan einer gymnastischen Jugenderziehung bei gänzlich veränderter Sitte und Lebensbestimmung sehr wesentliche Abänderungen erleiden muß.

Bei den Griechen trat die Gymnastik als Kern der Jugenderziehung, zugleich aber auch im Zusammenhange mit der höchsten Geistes- und Gemüthsbildung auf, indem sie sich mit dem Studium der edelsten Geisteswerke zum innigsten Bunde vereinigte. Sie stellten dadurch jenes Verhältniß einer bewundernswerthen Einheit zwischen Leib und Seele her, das wir unter der griechischen Harmonie begreifen.

In jenem innigeren Zusammenhange der Gymnastik mit einer edleren Cultur des Geistes lief diese auch weniger Gefahr, die Grenzen des Naturgemäßen zu überschreiten. Denn daß die Gymnastik als Selbstzweck betrieben ein Götzendienst sei und nur zu leicht in Rohheit und Verwilderung der Sitten umschlägt, auch als Diäteticum nicht zweckentsprechend sei, sahen die Griechen an ihren Athleten, die eine harmonische Ausbildung der Kräfte bei Seite stellten und nur mit Rücksicht auf das Gepränge und den Lohn des Kampfspieles eine einseitige Kraftsteigerung anstrebten. Bei aller ihrer ungeschlachten Leibesstärke entbehr-

ten dieſe altgriechiſchen Profeſſionsturner bekanntermaßen jeder Schwungkraft des Geiſtes, ſie konnten ihrem Berufe als Staatsbürger nicht nachleben und waren trotz ihrer Rieſenſtärke nicht einmal für den Kriegsdienſt brauchbar.

Nur eine gebildete Gymnaſtik wurde in Griechenland von Staatswegen angeordnet und gefördert. Oeffentliche, oft prachtvoll angelegte Gymnaſien, mit großen, ſonnigen Uebungsplätzen, mit Säulenhallen und Platanenreihen, waren faſt in jeder griechiſchen Stadt, meiſt auch mit Badeeinrichtungen verbunden, da Baden und Schwimmen bei den Griechen nothwendige Forderungen gymnaſtiſcher Bildung waren.

Neben der Sorgfalt, die man auf die äußeren Einrichtungen, auf Anſtellung gebildeter Gymnaſten oder Turnlehrer und dergleichen verwendete, war auch der wohlberechnete Betrieb der Turnübungen ſelbſt bemerkenswerth. Für Knaben und Jünglinge waren die Turnübungen eigens feſtgeſtellt, und wohlweislich berechnete man dabei Alter und körperliche Organiſation. In dem bekannten Pentathlon oder dem Fünfwettkampf der Griechen, hatte ſich zuletzt aus den gebräuchlichen Turnübungen ein eigentliches Syſtem einer edleren bildenden Gymnaſtik entwickelt, indem man durch die fünf Uebungen des Laufens, Springens und Ringens, ſowie des Discus- und Speerwerfens, eine gründliche und zugleich harmoniſche Turnbildung des Einzelnen erſtrebte. Wer nach Anſehen und Einfluß unter ſeinen Mitbürgern ſtrebte, mußte ſeine gymnaſtiſche Ausbildung bis zum Eintritt der männlichen Reife vollendet haben. Den Knaben und Jünglingen war in den Gymnaſien täglich Gelegenheit geboten, die wachſenden Kräfte an einander zu meſſen; der Wetteifer ſteigerte ſich, wenn bei feſtlichen Anläſſen das Volk ſich verſammelte, den Wettkämpfen zuzuſchauen. Es mag hier nur daran erinnert werden, wie durch die berühmten Feſtſpiele zu Olympia, auf dem Iſthmus, zu Python und Nemea, die männliche Tüchtigkeit der griechiſchen Bürger und die Jugendkraft ſeiner nachwachſenden Geſchlechter ſo weſentlich gefördert wurden.

So verſtanden ſich die alten Griechen meiſterhaft darauf, durch die umfänglichſte und eifrigſte Pflege ihrer Gymnaſtik jeden Bürger zu einem ganzen Menſchen zu machen. Sie ſuchten die Freuden des Lebens nie in träger Behaglichkeit, ſondern ſie fühlten lebendig, was auch Jeder unter uns aus eigener Erfahrung wiſſen kann und wiſſen ſollte, daß eine freie, anſpannende Bewegung des Körpers jeden geſunden Menſchen freudig belebt und mit innerer Heiterkeit erfüllt. Mehr als bei allen Völkern der Erde hat darum bei den Griechen die Verwirklichung jener ebenmäßigen Bildung ein ſo tüchtiges Volk im Ganzen und eine Reihe öffentlicher Charaktere im Beſonderen hervorgerufen, die noch heute von uns als große Männer in der Politik, in der Kriegskunſt, in Künſten und Wiſſenſchaften, angeſtaunt werden.

Lange Zeit lebte die Erinnerung an jene eigenthümliche gymnaſtiſche Erziehungs- und Bildungsweiſe der Griechen nur noch in der Geſchichte fort, bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts bei uns Verſuche auftraten, die griechiſche Gymnaſtik in die Pädagogik einzuführen. Es war dies das Verdienſt der Philanthropen, von denen zuerſt Baſedow in Deſſau, und ſodann Salzmann in Schnepfenthal einen guten Anfang machten. Ganz beſonders ſorgfältig wurde die Gymnaſtik durch einen Collegen Salzmann's, durch den verdienten Gutsmuths gepflegt, welcher durch theoretiſche und praktiſche Bearbeitung derſelben am nachdrücklichſten auch auf ihre Einverleibung in das deutſche Erziehungs- und Unterrichtsweſen wirkte. Mit großer verſtändiger Sorgfalt arbeitete Gutsmuths das Syſtem der gymnaſtiſchen Uebungen bis in's Einzelnſte aus; die Kinder ſpielten unter ſeiner Leitung nicht blos zur Erholung von geiſtiger Arbeit, ſondern hier traten die Leibesübungen als ein nothwendiges, die Geiſtesbildung ergänzendes Element auf, als ein der Schule unentbehrlicher Lehrgegenſtand.

In dieſem Sinne wurde die pädagogiſche Bedeutung der Leibesübungen principmäßig anerkannt und dieſelben von einſichtsvollen Schulmännern als Hilfsmittel einer zweckmäßig geleiteten Erziehung aufgenommen. Mit dieſem erſten Auftreten der Gymnaſtik war ein gänzlich neues Princip in die Ausübung derſelben gebracht worden. Es benutzte die pädagogiſche Gymnaſtik eine Reihe von Leibesübungen zur Unterweiſung der Schüler; z. B. das Springen, Klettern, Werfen u. ſ. w. zunächſt nicht, damit jene ſpringen, klettern, werfen ꝛc. könnten, ſondern, um ihren Körper zu kräftigen und gewandt zu machen und ihn ſo zum willigen und brauch-

baren Werkzeuge des ihm einwohnenden Geistes auszubilden. Vielleicht, daß man zunächst im Sinne hatte, den Zögling vor den nachtheiligen und hemmenden Einflüssen zu bewahren, welche die Schulstube und die sonstigen Lernbeschäftigungen etwa äußern könnten.

Es enstand so die pädagogische Gymnastik mit dem Bewußtsein, ein somatisches und zugleich physisches Diäteticum zu sein, dessen Bedeutung bald mehr prophylaktisch oder vorbauend, bald mehr therapeutisch oder heilend hervortreten mußte, indem sowohl drohendem Schaden vorgebeugt, als bereits entstandenem Schaden Abhilfe gegeben werden sollte. So entstand, praktisch und literarisch vertreten, die pädagogische Gymnastik mit ausgesprochen diätetischer Bedeutung; sie wurde eine mit Bewußtsein nach pädagogischen Grundsätzen durchgeführte, möglichst allseitige Uebung des ganzen Muskelapparates des Körpers; die Organisation ihrer Uebungen trägt deshalb auch von da ab die Gestalt eines wissenschaftlich geordneten, systematisch gerundeten Ganzen.

Wie so durch Gutsmuths die Gymnastik in ihrer ersten Periode als pädagogische Angelegenheit ihre Anbahnung, Bearbeitung und praktische Gestaltung erhalten hatte, so trat sie in ein neues Stadium unter der Leitung des wackeren Meisters Fr. Ludwig Jahn, dem das Elend des Vaterlandes tief in's Herz gedrungen war, so daß er mit Ernst und Begeisterung den Plan aufnahm, die Leiber der Jugend zu erziehen und zu stählen, damit daraus ein kräftiges Geschlecht erwüchse zur Befreiung des Vaterlandes. Jahn gab der Sache als deutsche Turnkunst ihre volksthümliche Begründung und Ausbildung, und alle Welt weiß, wie er vom Jahr 1810 ab von der Berliner Hasenhaide aus ein reges Turnleben unter der deutschen Jugend verbreitete und Schaaren von Jünglingen zum Freiheitskampfe begeisterte. Alles beeiferte sich, kräftig und gewandt zu werden, um mit männlicher Rüstigkeit dem Vaterlande zur Verfügung zu stehen.

Durch die damalige unmittelbare Richtung des Turnens auf Wehrtüchtigkeit, wie durch die Hast, mit der jene turnerische Vorbildung verfolgt wurde, mochte es gekommen sein, daß es in seiner ganzen Gestaltung etwas Gewaltsames mit spartanischem Zuschnitt erhalten hatte. Es schreibt sich von daher namentlich das Vorurtheil gegen das Turnen, als sei es eine heftige, gewaltsame und gliederverrenkende Leibesübung, die für die Jugend nichts tauge. Es mochte Einiges wahr daran sein. Erwägt man aber, daß die griechische Gymnastik eine Reihe von Jahrhunderten erforderte, um sich bis zu ihrer bewundernswürdigen Vollkommenheit auszubilden, und daß dies nur möglich war, weil sie im innigsten Bunde mit allen großen Angelegenheiten des Volkes durch die stete Wechselwirkung mit denselben ihre eigentliche Bedeutung erlangte, und weil ihre Pflege durch weise Gesetze geregelt, unter die stete Aufsicht der Besten und Edelsten gestellt, und daher einer fortschreitenden Verbesserung in allen ihren Einrichtungen theilhaftig wurde; so wird man es leicht begreiflich finden, wenn das neuerwachte Turnwesen, von sehr wenig Männern aus dem Nichts hervorgerufen, mit mancherlei Mängeln behaftet sein mußte, welche sich eben aus dem Drange der Zeit und aus der Eilfertigkeit des Improvisirens von selbst erklären.

Bei alle den Ausstellungen, welche man gegen das Turnen erhob, waren jedoch die Verdienste Jahn's um Deutschland und die Erziehung der deutschen Jugend gar hoch anzuschlagen; seine eigenthümlichen erzieherischen Ideen, wie er sie in dem Werke: „Die deutsche Turnkunst" niedergelegt, verdienen ihrer Gediegenheit und Frische halber auch heutzutage noch von der Pädagogik eine sorgfältige Beachtung, damit eine thatkräftige und patriotische Jugend herangezogen werde.

Vielen unserer Leser wird wohl das spätere klägliche Loos des Turnens erinnerlich sein, welches bald als die Schule der sittlichen Rohheit, ja des gesetzlosen Sinnes und der heimlichen Empörung geächtet wurde, so daß man auch über den Turnvater Jahn langjährige Festungshaft verhängte und alle Turnplätze schloß, bis später Jahn's Schuldlosigkeit dargethan wurde.

Aber die Naturnothwendigkeit der Gymnastik ist durch ihre heilbringenden Erfolge denn doch schon allzu vielen redlichen Männern zum deutlichen Bewußtsein gekommen, als daß diese sich durch das sinnlose Geschrei gegen das Turnen irre machen ließen, das nun zwar in seiner Entwicklung unter den bezeichneten Verhältnissen eine Verzögerung erleiden mußte, dabei aber doch unter fortschreitender Vervollkommnung tiefere Wurzeln im Volksleben schlug.

Schon in den dreißiger Jahren sehen wir

faſt in allen Ländern deutſcher Zunge von Seiten der Regierungen und Schulvorſtände den Turnunterricht zu einem integrirenden, d. h. untrennbaren Theile der Schulaufgabe erklären, um der Jugend gegen leibliche Erſchlaffung und Verweichlichung ein wirkſames Gegenmittel zu bieten. Wie dringend aber auch die Noth war, die körperliche Ausbildung der Jugend mit allen nur möglichen Mitteln anzugreifen und ihrer Löſung entgegenzuführen, das beſtätigten am meiſten die Aerzte, welche Gelegenheit hatten, den körperlichen Zuſtand oder vielmehr den körperlichen Verfall des männlichen und weiblichen Geſchlechtes einer genaueren Beobachtung zu unterwerfen. Dafür ſind gleichfalls recht ſchlagende Beweiſe die zahlreichen Anſtalten für Heilgymnaſtik und Orthopädie, welche in neueſter Zeit wie Pilze aller Orten aus der Erde ſchießen, und was das Schlimmſte iſt, vollauf mit dem traurigen Geſchäfte zu thun haben, verkrüppelte Leiber, Opfer einer verkehrten oder einſeitigen Lebensentwicklung, in einen halbwegs erträglichen Zuſtand hineinzuzwängen. Eben weil zu einem geſunden Leibe der beſte Grund in den Jahren der Entwicklung gelegt wird, iſt auch die Einführung eines geregelten Turnunterrichts für alle ſchulpflichtigen Kinder von größter Wichtigkeit.

Seitdem Preußens König durch eine Cabinetsordre vom Jahre 1842 das Turnen auf das Beſtimmteſte in den Schulplan aufnehmen ließ, iſt es in den meiſten deutſchen Staaten auf den Weg des Fortſchrittes und der allgemeinen Verbreitung gebracht worden.

Mit der äußeren Verbreitung des Turnens ging auch eine vernünftigere und naturgemäßere Geſtaltung des Turnunterrichtes Hand in Hand. Man fing an, das Turnen nicht als äußere Fertigkeitslehre einer ſelbſtändigen, bis auf die äußerſten Grenzen des phyſiſch Möglichen zu treibende Kunſt der Seiltänzer und Akrobaten zu betrachten, ſondern daſſelbe in ſeiner Beziehung zur Geſammtentwicklung der Jugend aufzufaſſen und zu behandeln. Dadurch erhielt der Turnunterricht in ſeiner techniſchen Geſtaltung einen vernünftigeren und edleren Charakter. Ordentlich vorgebildete Turnlehrer, welche ihren Unterricht mit Beziehung auf die körperliche Verfaſſung ihrer Zöglinge auffaſſen und behandeln konnten, waren dazu nöthig, weshalb auch mehrere deutſche Staaten eigens Turnlehrerſeminare errichteten. Ein Turnlehrer, welcher mit den Einrichtungen des menſchlichen Körpers, wie mit deſſen Entwicklung und Leben bekannt iſt, wird auch davor bewahrt werden, das rechte Maß jener Bewegungen zu überſchreiten. Er wird in der leiblichen Organiſation wie in der geiſtig ſittlichen Cultur ſeiner Turnſchüler den rechten Maßſtab für Auswahl und Verwendung der Turnübungen finden. Nicht akrobatiſche Leiſtungen excellenter Turner, denen man oft genug das Unnütze und Häßliche abmerkt, ſind die Zielpunkte eines pädagogiſchen Turnunterrichtes, bei welchem das Einfache, das wirklich Bildende und Schöne vorherrſchen muß. Darin, daß die Turnlehrer der älteren Schule ihren Unterricht meiſt nach der äußeren Leibesfertigkeit, und nicht nach den anatomiſch-phyſiologiſchen Verhältniſſen des menſchlichen Körpers ordneten, ſind auch die Urſachen der Abneigung zu ſuchen, welche von Seiten der Schüler und auch der Eltern gegen das Turnen oft genug bemerkt wurde. Indem man die Turnſchüler zu Seiltänzerkunſtſtücken antrieb und einem Turnen das Wort redete, bei welchem es dem Turner andern Tages in jedem Knochen wehe thue und der neue Schmerz den alten vertreiben müſſe, blieb man nur bei der einſeitigen Entwicklung einer rohen Kraft ſtehen. Zudem iſt jedes Turnen, welches trotz tüchtiger Körperübung nicht das Gefühl des Wohlbefindens, ſondern das der Erſchöpfung oder gar des Schmerzes hervorbringt, ein barbariſches und verkehrtes, namentlich bei der Jugend, bei welcher die bildende Natur unterſtützt, und nicht durch ungebührliche Körperanſtrengung eher gehemmt werden ſoll.

Die neuere mildere Turnſchule hat das auch recht wohl durch eine einfachere Geſtaltung ihrer Mittel zu berückſichtigen gewußt, indem ſie das kräftigende und geſchmeidigende Element der Turnübungen mit dem gefälligen und verſchönenden verband, und überhaupt eine heilſamere Ordnung ihres Unterrichtes traf.

Dieſe neuere und namentlich für das Jugendturnen zweckmäßigere Methode des Turnens, rührt von dem in Darmſtadt verſtorbenen Oberſtudienaſſeſſor A. Spieß her, welcher fand, daß das Jahn'ſche Syſtem, nach dem ſeither am häufigſten verfahren wurde, eine viel zu complicirte Aufſtellung von Uebungen an ungewöhnlichen und künſtlichen Geräthen vorgenommen hatte, während die einfachen und natürlichen Leibesübungen faſt ganz überſehen waren. Er brachte zuerſt die ſogenann-

ten „Frei- und Ordnungsübungen“ auf, mit deren Hilfe die Turnschüler zu einer allseitigen und schönen Leibesbildung geführt werden, indem sie ohne alle Hilfsmittel und Geräthe eine Reihe von Turnübungen von der einfachsten bis zur kunstvollsten hinauf in Gesellschaft durchzumachen haben. Nach diesem Spieß'schen System kommt es vor Allem darauf an, die Schüler in den gewöhnlichen Zuständen turnerisch durchzubilden, sie zu freier Beherrschung des Leibes und zu kunstvoller leiblicher Geberdung im Stehen, Gehen, Laufen, Hüpfen und Springen auf dem gewöhnlichen Boden des Turnplatzes oder des Turnsales zu erziehen.

Von einer systematischen Eintheilung des Körpers und von gewissen Grundstellungen ausgehend, stellte Spieß in reicher Ausführung und kunstvoller Combinirung ein ebenso einfaches wie sinnvolles System einer natürlichen Gymnastik auf, und fand mit Rücksicht auf den menschlichen Organismus die natürliche Folge und Ordnung der Turnübungen auch an den Geräthen.

Durch die systematische und methodische Umgestaltung der Turnkunst wurde es erst möglich, die Turnübungen den verschiedenen Altersstufen je nach ihren körperlichen oder geistigen Kräften richtig anzupassen. Dieses Turnen erst war ein wahrhaft erzieherisches, wie es die öffentlichen Schulen brauchen können, weil es sich dem Organismus und den Zwecken der Schule eng anschließt. Denn da die Ausbildung des Körpers ein nothwendiger Theil der menschlichen Erziehung überhaupt ist, so muß sie auch mit der geistigen Erziehung einen gemeinschaftlichen Zweck verfolgen, sie muß, soll ihr die wahre Weihe nicht fehlen, vom sittlichen Geiste getragen und zur sittlichen Bestimmung benutzt werden; sonst wird das Turnen leicht ausarten in rohe Körperlichkeit, in eitles Schaugepränge, unnütze Waghalsigkeit, dummstolze Einbildung und politische Schwärmerei; Auswüchse, welche der guten Sache im Laufe der Zeit viel geschadet haben. Bei dieser planmäßigen gymnastischen Durchbildung der Kräfte und Anlagen des Körpers schließt die neuere Turnschule Das nicht aus, worauf die ältere so viel Gewicht legte, die Entwicklung eines reinen Jugendlebens durch gesellschaftliche Turn- und Bewegungsspiele.

Die neuere Turnschule verlangt bei Ausführung ihrer Uebungen ein bestimmtes Zeitmaß und legt namentlich bei den Gesellschafts- oder Gemeinübungen besonderen Werth auf das rhythmische Element. Es haben diese Frei- und Ordnungsübungen viel Aehnliches mit den militärischen Evolutionen, doch fehlt ihnen das Steife und Exercirmäßige, so daß sie eine viel größere Abwechslung in schönen Bewegungsformen darbieten. Durch die taktischen Elemente, welche das Spieß'sche Turnen enthält, bereitet dasselbe trefflich vor für die Wehrfähigkeit. Handelt es sich um allgemeine Wehrpflichtigkeit, so kann ein großer Theil der eigentlichen Dienstzeit durch Vorbereitung mittelst solcher Uebungen in den jüngeren Jahren abgekürzt werden. Militärs, welche dieses Spieß'sche Turnen sahen, haben darin eine treffliche taktische Vorschule und Ergänzung der Wehrordnung erblickt.

Jene ästhetisch-pädagogische Umgestaltung des Turnunterrichtes hat denselben erst brauchbar gemacht auch für das weibliche Geschlecht; erst seit Spieß existirt bei uns eine weibliche Turnkunst, die mit Rücksicht auf weibliche Organisation und weibliches Wesen nach Auswahl und Umfang der turnerischen Bewegungsformen, ihre besondere Art und Weise verlangt.

Neben dieser Bessergestaltung des Turnens in Deutschland, hat die Sache ihre Förderung auch noch vom Auslande her erhalten. Es muß in dieser Beziehung namentlich auf die schwedische Gymnastik hingewiesen werden, deren Gründer Professor Ling in Stockholm war. Durch die Gutsmuths'schen Bestrebungen angeregt, kam Ling durch praktische Versuche und eigenes Nachdenken zu der Ueberzeugung, daß eine organisch-harmonische Ausbildung des menschlichen Leibes und seines Bewegungsvermögens im Zusammenhange mit allen organischen und geistigen Kräften des Menschen ein wesentlicher Bestandtheil der Jugenderziehung und Volksbildung sein müsse.

Er suchte dieser Idee in seinen Vaterlande Schweden praktische Gestaltung zu geben, und obgleich ihn der Unterrichtsminister zuerst mit dem Bescheide abwies: „Man habe in Schweden schon genug Seiltänzer und Jongleure, um ihretwegen die Staatscasse zu belasten,“ so gelang es ihm doch später, die Errichtung eines Centralinstituts für Gymnastik durchzusetzen, zu dessen Unterhaltung der Staat noch heute bedeutende Summen zuschießt. In der Zeit, als das Turnen in Deutschland verboten war, konnte sich dasselbe in Schweden

immer mehr ausbilden zu einem anatomisch-physiologisch begründeten, organisch gegliederten und methodisch vorschreitenden System der Leibesbildung durch schulgerechte Kraftübungen. Darnach wurde jede Turnübung verworfen, deren Wirkungsweise auf den menschlichen Organismus nicht nachgewiesen werden könne. Ganz besonders wichtig wurde dieses Ling'sche System für Heilgymnastik, indem es ganz neue Bewegungsformen aufstellte, mit deren Hilfe man speciell auf einzelne Muskelgruppen und Organe einwirken kann.

Während nämlich die Gymnastik aller Völker die willkürlichen Muskeln des menschlichen Körpers durch active Bewegungen erregt, wie sie beim Gehen, Laufen, Springen, bei Barren- und Reckübungen u. s. w. hervorgebracht werden, so gebraucht die schwedische Gymnastik noch sogenannte duplicirte oder Widerstandsbewegungen. Es werden hierbei auch die willkürlichen Muskeln bewegt, aber so, daß diese Bewegung durch die Kraft eines Zweiten oder Dritten angeregt oder gehemmt wird. Das betreffende kranke Individuum turnt nicht nach unseren Begriffen, sondern es wird geturnt.

Mittelst dieser Bewegungen vermag man auf bestimmte Muskelgruppen, auf Blutlauf u. s. w. einzuwirken, woraus sich ihre Brauchbarkeit für Heilzwecke ergibt, worin das Ling'sche System auch vorwiegend seine Bedeutung hat. Außer den duplicirten Bewegungen bedient sich die schwedische Gymnastik auch noch sogenannter passiver Manipulationen, bei denen der Körper oder einzelne Glieder mit Drückungen, Schlagungen, Klatschungen mit der flachen Hand, Punktirungen mit den Spitzen der gekrümmten Finger u. dergl. m. traktirt werden. Es ist mit dieser schwedischen Gymnastik viel marktschreierischer Humbug getrieben worden, indem man fabelhafte physiologische Wirkungen von jenen eigenthümlichen Uebungen herleitete; namentlich waren die deutschen Anhänger dieser Lehre hierin sehr stark. Durch vorurtheilsfreie und besonnene Physiologen und Aerzte wird auch das Ling'sche System in seiner Anwendung auf Heilgymnastik auf das rechte Maß seiner Leistungsfähigkeit gestellt werden. Jedenfalls wird aber der schwedischen Schule das Verdienst bleiben, die Wichtigkeit der Gymnastik für Therapie hervorgehoben und allseitig angeregt zu haben.

So sehen wir mit allen diesen Bestrebungen den Gedanken einer körperlichen Ertüchtigung des Menschengeschlechtes eifrigst verfolgt. Es drängt sich die Gymnastik uns überall als wichtige Frage der Pädagogik wie der Diätetik auf. Die Diätetik namentlich macht uns auf ein wichtiges Naturgesetz aufmerksam, das uns das einfachste Nachdenken und die alltäglichste Erfahrung an die Hand gibt, wonach also der Körper durch wohlgeregelte Bewegungen in allen seinen Gliedern so mächtig erstarkt, daß im gleichen Maße die Organe des Blutumlaufes, des Athemholens und der Verdauung, deren ungestörtes Vonstattengehen die eigentliche Grundlage der Gesundheit bildet, an ausdauernder Energie zunehmen, daß ein erfrischendes Gefühl von Kraft alle Nerven durchströmt und sie gegen unzählige Schädlichkeiten abhärtet, denen der in Trägheit erschlaffte Schwache unterliegt, daß auf die tüchtige Arbeit am Tage ein erquickender Schlaf folgt, aus welchem der Mensch wie neugeboren zum rüstigen Wirken erwacht, und daß unter allen diesen günstigen Bedingungen der Geist die höchste Schwungkraft erlangt, um größere Leistungen zu vollbringen. Man braucht alle diese unschätzbaren Vortheile gehöriger Leibesübung nur eines Blickes zu würdigen, um darin die genügende Erklärung für den unvermeidlichen Verfall der Gesundheit bei denen zu finden, welche aus irgend welchen Gründen sich eine hinreichende Leibesbewegung versagen müssen. Die Wissenschaft, wie die Erfahrung lassen uns darüber nicht im Zweifel, daß die kunstmäßigen gymnastischen Uebungen die Vervollkommnung der körperlichen Organisation am zuverlässigsten bewirken. Der Verbreitung der Gymnastik wurde deshalb auch von der sogenannten physiologischen Schule der Mediciner Vorschub geleistet, welche das Vorurtheil beseitigten als sei die Gesundheit keiner eigentlichen Vervollkommnung fähig, so daß man sich damit, begnügen müsse, sie in einem erträglichen Zustand nur zu erhalten. Von Huseland war dieser veraltete Standpunkt festgehalten, bis die Diätetiker der Neuzeit aus wissenschaftlichen Gründen die Forderung stellten, daß die Gesundheit auf den möglichen Grad der Vollkommenheit gebracht werden müsse, zu welchem Zwecke die Gymnastik als eine wesentliche Grundlage der Gesundheitspflege anzusehen sei. Die gymnastische Diätetik, wenn sie mit voller Besonnenheit betrieben wird, muß den größten Segen an Kraft, Gesundheit und Lebensdauer verheißen, und wenn

sie auch nicht alle Krankheiten aus der menschlichen Gesellschaft verbannen kann, wird sie doch gegen das weit verbreitete Elend der physischen Schwächezustände das geeignetste Präservativ bilden und den mancherlei Schädlichkeiten des Culturlebens gegenüber die Lebensenergie beträchtlich erhöhen.

Die Aufgaben der Völker erfordern in dem Maße, als sie großartiger und verwickelter werden, einen bedeutend erhöhten Kraftaufwand, welcher in zunehmendem Maße die wirklich vorhandenen Kräfte erschöpfen muß, wenn nicht das schreiende Mißverhältniß zwischen der Leistungsfähigkeit der Einzelnen und ihren vermehrten Obliegenheiten eine gründliche Abhilfe findet. Und diese Abhilfe bezeichnet der Grundbegriff der modernen Diätetik, welche verlangt, daß die Entwicklung des jugendlichen Körpers zur höchsten Energie durch die Gymnastik erstarken, und daß letztere zugleich das tiefgefühlte und bleibende Bedürfniß der späteren Jahre bleiben soll, damit auch der reifere Mann sich nicht nur durch sie gesund erhalte, sondern auch vorzugsweise zu ihr seine Zuflucht nehme in allen Schwächezuständen, welche ihren Gebrauch nicht gradezu verbieten. Durch die Gymnastik wird der Einzelne zugleich Herr seiner Kräfte, der Eigenthümer seiner Zeit, und grade durch dies freie Schalten über sein irdisches Dasein macht er dasselbe nicht nur in weit größerem Umfange seinen höheren Zwecken dienstbar, sondern verleiht ihm selbst eine ungleich blühendere Gesundheit und gesichertere Dauer.

So drängt sich uns die sittliche und intellectuelle Bedeutung des Turnens zunächst für den Einzelnen auf; es liegt aber auf der Hand, daß daraus zugleich die Bedeutung der Sache für die Gesammtheit eines ganzen Volkes hervorspringt. Der lucrative Erwerb eines Volkes hängt wesentlich von der physischen Kraft der Einzelnen ab, und die körperliche Leistungsfähigkeit und physische Gesundheit der arbeitenden Classen hilft namentlich die Sicherheit des Staates, Eigenthum und Leben seiner Angehörigen gewährleisten. Aus diesem Grunde wird das Turnen namentlich für das arme Kind eine wahre Wohlthat. Man sehe nur zu, wie die Kinder der ärmeren Bevölkerung grade in den Jahren ihrer Entwicklung körperlich verkümmern und in Hinsicht der Leibesbildung vernachlässigt, auch wohl schon zu ungebührlichen und schwächenden Arbeiten herangezogen werden, ehe die Körperentwicklung gehörig gefördert war. Wenn man bedenkt, daß das arme Kind an seinem Leibe eigentlich das einzige Capital besitzt, von dem es für sein ganzes Leben mit seiner Hände Arbeit zu zehren hat, so muß es in volkswirthschaftlicher Hinsicht als von Bedeutung erscheinen, wenn Sorge dafür getragen wird, daß grade diese Jugend zu einem gesunden, kräftigen und anstelligen Körper gelange.

Die physische Kraft und deren Ausbildung durch geregelte Uebungen erhält sodann ihre politische und vaterländische Bedeutung hinsichtlich der Wehrhaftigkeit der Staatsbürger. Wie es vom Einzelnen gilt

„Wer Kraft besitzt, der hat Alles:
Wer keine hat, dem fehlt Alles!“

so gilt das auch von einem ganzen Volke. Unter Mithilfe des Turnens können zunächst die meisten Uebelstände beseitigt werden, welche die Untüchtigkeit einer Bevölkerung für den Wehrdienst begründen. Es erhöht das neuere Turnen nicht nur die allgemeine physische Tüchtigkeit und Dauerhaftigkeit, sondern es ist zugleich eine specielle Vorschule für den heutigen Wehrdienst. Turnerisch vorgebildete Leute werden sich leichter in die eigentlichen militärischen Exercitien finden und leichter die Beschwerden ertragen, welche der Soldatendienst erheischt. Turnerisch ausgebildete Soldaten aber werden durch ihre Kraft, Behendigkeit und Ausdauer stets solchen Feinden überlegen sein, welche eine solche Ausbildung versäumten. In dem nächsten Kriege können unsere deutschen Truppen turnerisch gebildeten Soldaten gegenüber stehen; denn die französische Akademie hat bemerkt, daß die Turnkunst „Soldaten aus dem Stegreif“ machen könne, welche Lehre man durch energische Einführung des Turnens bei der französischen Armee beherzigte.

Was wir an unserer Jugend thun, thun wir an der Zukunft unseres Vaterlandes. Das gilt hier namentlich vom Turnen. Möchten die mancherlei Mahnungen, welche neuerdings zur Förderung des Turnens ergangen sind, überall an geeigneter Stätte williges Gehör finden, damit diese wichtige Angelegenheit in allen deutschen Landen neue Bahnen des Eingangs in Haus und Schule, in Volks- und Staatsleben finde, und ihrer Bestimmung für das geistige und leibliche Wohl der Menschheit näher geführt werde.

Canada.

Der Beſuch des Prinzen von Wales in den engliſchen Beſitzungen des nördlichen Amerika's lenkt die Augen der Welt auf ein Land, das bisher weit weniger beachtet worden iſt, als es verdiente. Man kann ſagen, daß von Canada immer nur gelegentlich und vorübergehend die Rede geweſen iſt. Erſchien einmal ein vortreffliches Buch über Canada, wie das Kohl'ſche, oder erregten die Erzeugniſſe der Provinz auf den Weltausſtellungen Aufſehen, oder wurde von den Canadiern ein Rieſenwerk, wie die Victoriabrücke, ausgeführt, ſo ließen ſich die Zeitungen allerdings herbei, einige Notizen und flüchtige Schilderungen zu geben, aber einen tiefern Einblick in einen Aufſchwung, der in manchen Beziehungen den der Vereinigten Staaten noch übertrifft, erhielt man nicht. Um ſo lieber benutzen wir die jetzt dargebotene Gelegenheit, die Verhältniſſe Canada's ausführlich zu beſprechen.*)

Canada erſtreckt ſich der Länge nach von der Küſte von Labrador bis zum Fluß Kaminiſtiquia, der am weſtlichen Endpunkt des Obern Sees ſtrömt. Dieſe Länge beträgt etwa 355 Meilen (deutſche, die in dieſem Artikel immer gemeint ſind), während die mittlere Breite des Landes zu 91 Meilen angenommen werden kann. Innerhalb dieſer Grenzen umfaßt Canada einen Flächenraum von 240 Millionen engliſcher Acker oder von 350,000 engliſchen Geviertmeilen. Ober- oder Weſtcanada liegt zwiſchen dem 40. und 90. Grade nördlicher Breite und dem 74. und 117. Grade weſtlicher Länge von Greenwich, Unter- oder Oſtcanada zwiſchen dem 45. und 50. Grade nördlicher Breite und dem 57. und 80. Grade weſtlicher Länge von Greenwich. Das Klima iſt indeſſen nicht ſo mild, als man nach dieſer Breite im Süden der Provinz, wo ſie jener Oberitaliens und des ſüdlichen Frankreichs entſpricht, erwarten ſollte. Canada's Lage an der Oſtküſte eines Feſtlandes, ſeine Nordwinde, die unmittelbar von einem Eismeer kommen, ſeine ungeheuren Seen und ſeine endloſen Wälder üben manchen Einfluß. Die Winter ſind kalt und lang, die Sommer kurz und heiß. In der unmittelbaren Nähe der Seen mildert die Waſſermaſſe die Temperatur im Winter wie im Sommer. An den Ufern der Seen Erie und Ontario gedeihen Trauben und Pfirſiche bis zur völligſten Reife, aber weiter gegen Süden erfrieren ſie.

Im Sommer und zu Anfang des Herbſtes fällt der meiſte Regen. Die Winde ſind höchſt veränderlich und wehen ſelten zwei oder drei Tage lang in derſelben Richtung. Der Südoſt iſt am häufigſten und bringt immer eine helle Luft mit. Bei Nordoſt und Oſt regnet es faſt beſtändig, bei Nordweſt iſt die Luft trocken, elaſtiſch und geſund. Seit 1818 hat ſich das Klima übrigens geändert; wie man vermuthet, in Folge der bedeutenden Ausrodungen, die ſeit jener Zeit ſtattgefunden haben. Während des kurzen Frühlings entwickelt ſich die Pflanzenwelt mit wunderbarer Geſchwindigkeit, und die Hitze des Sommers zeitigt die Früchte ſo, daß Mais noch in der Nähe von Quebec mit Erfolg angebaut werden kann. Der Herbſt iſt die ſchönſte Jahreszeit, und ſein, durch mildes Wetter, heitern Himmel und die ſchönſten Sonnenuntergänge ausgezeichneter Schluß, der ſogenannte Indianerſommer, verlängert ſich nicht ſelten bis in den December hinein. Unter einem canadiſchen Winter pflegt man in Europa eine Zeit der Vereinzelung, der Langenweile und der Leiden zu verſtehen. Im Lande ſelbſt freut ſich Jedermann auf dieſe Zeit. Der Himmel iſt hell, die Luft geſund, die Seen ſind mit Eis, die Wege mit feſtem Schnee bedeckt, und ſo ſind die Verbindungen grade in der ſtrengen Jahreszeit am lebhafteſten. Das Verhältniß der Todesfälle zu der Bevölkerung iſt nach einer Tabelle, die Profeſſor Guy aufgeſtellt hat, im Vergleich zu dem in den europäiſchen Hauptländern und in der Union beobachteten folgendes:

Preußen	1	zu	39
Oeſterreich. . . .	1	=	40
Frankreich. . . .	1	=	42
Europ. Rußland. .	1	=	44
England	1	=	46

*) Die neueſten und beſten Werke über Canada ſind die folgenden: Kohl, Reiſen in Canada; Directory of Canada for 1857—1858 (ein topographiſches Lexikon); Canada, a brief outline, published by antority; Esquisse sur Canada, considerée sous le point de vue économiste; La Canada, essai par J. Sheridan Hogan; Canada's raſches Aufblühen, von Heinrich Meidinger; Canada, 1849 to 1859. Der Verfaſſer der letztgenannten Flugſchrift iſt der canadiſche Finanzminiſter Galt.

Vereinigte Saaten .	1 zu	74
Unter-Canada . .	1 =	92
Ober-Canada . .	1 =	102

Das weit günstigere Verhältniß Canada's findet übrigens nicht bloß in der gesunden Luft, sondern auch in der gesunden Beschäftigung der Einwohner seine Erklärung.

Die vorherrschende Steinart ist Granit, neben dem ein weicher Kalkstein in wagerechten Schichten vorkommt. Das Kalkgebiet erstreckt sich in einer nordwestlichen Linie bis zu den Quellen des Mississippi und läuft von da bis zu den Felsengebirgen weiter. Die großen Seen liegen alle in dem Berührungspunkte der Kalk- und Granitbecken. An der engsten Stelle des Winipegsees, wo derselbe kaum die Breite einer halben Meile hat, erheben sich auf seinem westlichen Ufer Kalkfelsen, während das jenseitige Ufer graue Granitklippen trägt. In Untercanada bemerkt man bei dem Wasserfall des Montmorenci im Kalkstein tiefe Spalten, welche die Erzählungen von einem Erdbeben, das 1663 stattgefunden haben soll, zu rechtfertigen scheinen. Steinkohlen besitzt Canada nicht, und nach dem Urtheil der bewährtesten Geologen, eines Sir Charles Lyell und Logan, würde es vergeblich sein, nach ihnen zu suchen. Ein erheblicher Nachtheil liegt darin nicht, da man zwei ungeheure Steinkohlenbecken in der Nähe hat. Im Nordwesten liegt das Becken des Staats Michigan, das sich über 12,000 englische Geviertmeilen ausdehnt, im Südosten das noch größere Becken der Apalachen von 60,000 englischen Geviertmeilen Umfang. Der Reichthum an Kupfer ist nicht so groß wie der an Eisen. Bei Marmora in der Grafschaft Hastings gibt es ein Eisenbergwerk, dessen Erz bis zu neunzig Procent reines Eisen liefert. Der Schiefer Canada's kann sich mit dem besten von Wales messen, der Marmor nimmt die schönste Glätte an. Ein Gebiet von 10,000 englischen Geviertmeilen Umfang, das von Richmond bis zum Lachsfluss reicht, ist goldhaltig, doch würde die Ausbeutung desselben durch gewöhnliche Arbeiten der Mühe nicht lohnen. Ob ein kunstgerechter Bergbau sich bezahlt machte, steht noch dahin.

Der Boden ist im Allgemeinen außerordentlich reich und besteht oben aus einer dicken Schicht Fruchterde. Seit Jahrtausenden haben zerfaulende Pflanzenstoffe zur Bildung derselben beigetragen und die Asche der häufigen Waldbrände hat sie befruchtet. In diesem Boden wachsen die ungeheuren Wälder, die den natürlichen Reichthum Canada's ausmachen. Die weiße und die rothe Fichte, die Ulme und die Eiche sind die häufigsten Bäume des Waldes. Das canadische Holz steht jedoch dem der Ostseeländer bedeutend nach; es ist weicher, weniger dauerhaft und der Trockensäule in hohem Grade unterworfen. Die englischen Seeofficiere wissen aus Erfahrung, daß Schiffe, zu denen man canadische Eichen und Fichten verwendet, nicht halb so lange seetüchtig bleiben, als solche, zu denen man Material aus der Ostsee benutzt. Einer der größten englischen Zimmermeister hat einem Ausschuß des Parlaments erklärt, lege man zwei canadische Bretter auf einander, so würden beide innerhalb eines Jahres von der Trockensäule mehr oder weniger angegriffen. Um so besser ist das Holz des canadischen schwarzen Wallnußbaums, das von Kennern selbst dem Mahagoni- und dem Rosenholz vorgezogen wird.

Die Verbindungsmittel Canada's machen seine natürlichen Reichthümer leicht verwerthbar. Dieses Land besitzt das beste System natürlicher und künstlicher Wasserstraßen, das vielleicht irgendwo gefunden wird. Der St. Lorenz, sein Hauptstrom, gewährt den Seeschiffen Zugang bis zu den Grasebenen des fernen Westens. Unter verschiedenen Namen, als Niagara, Detroit, St. Claire, Sault, St. Marie und St. Lorenz, durchströmt dieser prächtige Strom den Obern See, den Ontario, Erie, St. Claire und Huron und führt alle Abflüsse dieser ungeheuren Becken dem Meer zu. Man hat berechnet, daß sich durch ihn alljährlich 4,300,000 Millionen Tonnen Süßwasser in den Ocean ergießen. Mac Taggart hat gefunden, daß seine Mündung in 240 Tagen des Jahres täglich 4512 Millionen Tonnen und während der übrigen 125 Tage in je vierundzwanzig Stunden 25,560 Tonnen abgebe. 1855 kam das erste Schiff, Reindeer, aus dem Huronsee nach London, im folgenden Jahre machte der Dean Richmond die erste Reise von Chicago nach Liverpool, und seitdem hat sich während der guten Jahreszeit eine ununterbrochene directe Verbindung zwischen den nordamerikanischen Binnenseen und den englischen Häfen eingerichtet.

Vor der Mündung des St. Lorenz liegt die Insel Anticosti. Sie ist ein wüstes, 29

Meilen langes und etwa 7 Meilen breites Eiland und trägt zwei Leuchtthürme, die mit Allem versehen sind, was Schiffbrüchige brauchen. Zwischen ihr und dem festen Lande fließt ein Canal von neun Meilen Breite, aber weiterhin wird der St. Lorenz 20 Meilen breit. An der Insel Bic, etwa 32 Meilen unterhalb Quebeks, findet der Schiffer eine gute Rhede, die zum Zufluchtshafen eingerichtet wird. Quebek ist 91 Meilen vom Meer entfernt und der eigentliche Hafen von Canada. Von der Landschaft, die der Riesenfluß durchströmt, sagt Mac Gregor: „Der St. Lorenz und seine Ufer bieten Scenen von einer Großartigkeit und einer entzückenden Schönheit dar, die man in Amerika, vielleicht in der ganzen Welt, nicht wieder findet. Sowohl zu Wasser als zu Lande kann man den Fluß häufig in einer Länge von zehn Meilen und einer Breite von zwei bis vier Meilen überblicken. Die wirkungsvollen Züge dieser majestätischen Landschaften bestehen in hohen Gebirgen, breiten Thälern, steilen Vorgebirgen, üppigen Wäldern und reizenden Inseln, die mit grünen Wiesen bedeckt sind oder zwischen Felsen schöne Baumgruppen tragen. Auch die Zuflüsse sind schön, namentlich der Saguenay, der den Charakter eines von Bergen umgebenen Sees hat und in einem jähen Sturze über Granitfelsen in den St. Lorenz fällt. Wendet sich der Blick zu dem Flusse selbst zurück, so wird er durch stattliche Seeschiffe, große Brigantinen, Goeletten und zahllose kleinere Fahrzeuge erheitert.“ Ein wahrhaft romantischer Punkt ist der Archipel des St. Lorenz, der den Namen der tausend Inseln hat. Die Zahl dieser Eilande ist sogar noch größer, als der Name sagt, denn sie beträgt 1600, einschließlich aller Felsen. Cedern, riesige Tannen und schöne Gebüsche verleihen dem Archipel einen solchen Reiz, daß er von Gesellschaften aus Kingston und Brockville häufig besucht wird.

Der Ottawa und der Saguenay, welche beide von Norden her münden, sind die bedeutendsten Zuflüsse des St. Lorenz. Der Saguenay nimmt seinerseits dreißig Flüsse in sich auf und soll an manchen Stellen so tief sein, daß man mit dem Senkblei keinen Grund findet. Seine Ufer steigen bis zu 2000 Fuß, häufig mit senkrechten Wänden, auf. Der Ottawa entspringt 20 Meilen jenseits des Sees Temiscaming und durcheilt bis zum St. Lorenz eine Strecke von 100 Meilen. Dieses Gebiet eignet sich zum Ackerbau und zu jedem andern menschlichen Gewerbe vortrefflich, und könnte eine Bevölkerung von acht Millionen Menschen ernähren. Man findet hier eine ungemeine Menge Eisen, ferner das beste Bauholz in Ueberfluß, Kupfer, Blei, Marmor und einen jungfräulichen Boden von unerschöpflicher Kraft.

Der St. Lorenz hat den ersten Europäern den Weg in's Innere von Canada gezeigt. Als der eigentliche Entdecker kann der Franzose Jakob Cartier gelten. Nachdem er ein Jahr früher den St. Lorenzbusen, fand er 1535 die Insel Anticosti, lief in den St. Lorenz ein und fuhr in ihm bis Montreal aufwärts, wo damals ein Indianerdorf Hochelaga stand. Nichts war Cartier merkwürdiger, als daß die Indianer „aus langen Röhren so lange Rauch sogen, bis er ihnen, wie der Qualm aus einem Schornstein, aus Mund und Nase drang.“ Er hatte Tabackraucher gesehen. Sein Bericht über Canada ließ die Franzosen sehr kalt, da er kein Wort über Gold und Silber enthielt. Es wurde daher einem abenteuerlichen Picarden Roque, Sieur de Roberval, sehr leicht, vom Hofe die Ernennung zum Vicekönig von Canada zu erhalten. Cartier führte ihn in sein Lehnsreich, aber beide überwarfen sich, und der Seemann segelte nach Europa zurück, ohne sich um das Schicksal des Vicekönigs zu kümmern. Das ist das Letzte, was man von Roberval gehört hat; vielleicht ist er tief im Urwald vor Hunger und Kälte umgekommen, oder die Indianer haben ihn erschlagen.

Die französischen Kaufleute begriffen nach und nach, welchen Werth Canada, von ihnen Neufrankreich genannt, für den Pelzhandel habe. Die Jagd wurde fast ausschließlich betrieben, die eigentliche Besiedlung als Nebensache, als Hilfsquelle für den Jäger, betrachtet. Der Pelzhandel war in den Händen der Kaufleute von St. Malo, Dieppe, Rouen und La Rochelle und ergab bedeutenden Ertrag. Als Champlain, der sich auch als Entdecker Verdienste erwarb, in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Statthalter wurde und sein Augenmerk auf den Ackerbau richtete, kam die Besiedlung in einen lebhafteren Gang. Ein bedeutender Aufschwung trat jedoch nicht ein, theils durch Champlain's, theils und mehr noch durch der Regierung Schuld. Champlain fehlte darin, daß er sich in die Kämpfe der algonkinischen

Stämme gegen die Irokesen mischte. Man kam in Folge dessen aus den Unruhen und Kämpfen nicht heraus und mußte für militärische Zwecke eine Menge Geld ausgeben, das die friedlichen Ansiedler besser hätten brauchen können. Als er nicht mehr Statthalter war, kam eine Zeit, in der die Irokesen, denen die Holländer Schießwaffen und Kriegsbedarf geliefert hatten, das ganze Land bis auf drei Forts in Besitz nahmen. Die Regierung schadete der Colonie durch Monopole, welche sie an Kaufleute austheilte, und durch Einführung des Lehnswesens. Eine Menge von Officieren, Höflingen und nachgeborenen Söhnen des Adels erhielt große Strecken Land angewiesen. Der Seigneur rodete den Wald nicht selbst aus, sondern vertheilte sein Lehn in kleinen Stücken an Bauern oder Soldaten. Seine Pflicht war, für Straßen, Mühlen und Backöfen zu sorgen, der Habitant, wie der französische Ansiedler sich nannte, hatte einen Erbenzins, den Fischzehnten und gewisse andere Abgaben an Hühnern, Weizen u. s. w. zu entrichten, sein Korn an die herrschaftliche Mühle abzuliefern (Mühlenbann) und bei Eigenthumsübertragungen seines Grundstückes den fünften Theil des Kaufschillings zu bezahlen. Dieses Lehnsgeld war die drückendste von allen und auch die schädlichste Abgabe, da sie den Landbesitz stabil machte und dadurch von Verbesserungen abhielt.

1753 hatte Canada 90,000 weiße Bewohner und der Werth seiner Ausfuhren belief sich einschließlich der Pelzwaaren auf drittehalb Millionen Livres. Diese Wirkungen hatte eine etwa hundertjährige Besiedlung des Landes durch Franzosen gehabt. Jetzt ist Canada etwa ebenso lange in englischem Besitz und seine Einwohner sind auf 2,571,437, seine Ausfuhren auf 5,950,000 Pfund Sterling gestiegen. Man kann es den Engländern nicht verargen, wenn sie diesen Unterschied zwischen den Ergebnissen englischer und französischer Besiedlung mit einem gewissen Stolz hervorheben, obgleich diese Ergebnisse weit weniger ihr Verdienst als die natürliche Folge der veränderten Zeiten sind.

Im Jahre 1753 begannen die Streitigkeiten, welche den Verlust Canada's für Frankreich herbeiführten. In Europa war zwischen England und Frankreich noch tiefer Frieden, als die Truppen beider Staaten in Amerika bereits mit einander kämpften. Frankreich trug die ganze Schuld dieses Streites, der für seine Marine, seinen Handel und seine Colonien so verderblich werden sollte. Seine canadischen Statthalter hatten den Auftrag erhalten, Canada und Louisiana durch eine Kette von Forts mit einander zu verbinden. Diese Forts sollten vom Ontario bis zum Ohio und längs dieses Flusses bis zum Mississippi laufen. Ließen die Engländer den Bau geschehen, so waren sie auf das Land im Osten der Alleghanies beschränkt und vom Innern des Continents ausgeschlossen. Das Anrecht der Franzosen auf die Länder, durch die sie ihre Festungskette ziehen wollten, beschränkte sich auf die sehr weite Ausdehnung, welche sie dem geographischen Begriff Louisiana gaben. Englischerseits wurde die französische Auslegung nicht anerkannt und der Versuch einer Niederlassung am Ohio gemacht, auf den die Franzosen mit der Gefangennahme der englischen Ansiedler antworteten. Die ersten Kämpfe fielen für die Engländer unglücklich aus. Sie haben für uns weiter kein Interesse, als daß der Name Washington bei ihnen zum ersten Male auftaucht. 1759 erst wendete sich das Blatt. In jenem Jahre wurde ein gleichzeitiger Angriff auf die drei canadischen Hauptfestungen Niagara, Ticonderoga, und Quebek unternommen. Niagara und Ticonderoga fielen, der Ausgang des Angriffs auf Quebek war um so zweifelhafter, als an diesem Platze, für den wegen seiner starken Festungswerke der Name des Gibraltars der neuen Welt aufgekommen war, Malcolm, ein ausgezeichneter General, befehligte. Der englische General Wolfe war aber seinem Gegner mindestens ebenbürtig. Am 13. September ließ er seine Truppen von Seeleuten, unter denen der spätere Weltumsegler Cook sich hervorthat, über den St. Lorenz setzen und umging auf diese Weise die französischen Linien. Malcolm stellte sich noch an demselben Tage auf den Abrahamshöhen zur Schlacht und verlor sie und sein Leben. Auch sein siegreicher Gegner Wolfe fand auf den Abrahamshöhen den Tod. Diese Schlacht machte der französischen Herrschaft über Canada ein Ende. Der französische Hof glaubte nicht viel zu opfern, als er die Provinz im Frieden an die Engländer abtrat. „Jetzt freilich" sagt Graf Jaubert in seinem Bericht über die Botanik auf der Weltausstellung von 1855, „können wir uns ein Urtheil über den Werth der wenigen Acker Schnee bilden, die wir

unter Ludwig XV. mit so frevelhaftem Leichtsinn an die Engländer dahingaben.“

Die Engländer behandelten ihr neues Besitzthum in der ersten Zeit mit wenig Klugheit. Weil man die französischen Habitants für unzuverlässig hielt, unterdrückte man sie. Ihre Geistlichkeit wurde hinter die der anglikanischen Kirche zurückgesetzt, ihr bürgerliches wie ihr peinliches Recht abgeschafft. Die Lehnsverfassung ließ man bestehen, weil die Bauern, obgleich sie ihnen manche Lasten auflegte, mit treuer Anhänglichkeit an ihr hingen. In dieser Zeit bereitete sich die nationale Spaltung in der Bevölkerung vor, die noch heute besteht. Da die englischen Ansiedler, welche in's Land zogen, Untercanada, namentlich die Ufer des St. Lorenz, von Franzosen besetzt fanden und bei dem Anbau der vielen wüsten Stellen dieser Gegenden nie sicher waren, ob gegen ihre Acker nicht Lehnsansprüche geltend gemacht werden würden, so wendeten sie sich nach Obercanada. So wurde die westliche Provinz englisch, während die östliche französisch blieb.

Während des Aufstandes der Vereinigten Staaten war England für Canada mit Recht besorgt. Die Nordamerikaner konnten dort auf Sympathien rechnen und machten mehrere Angriffe, die aber alle unglücklich ausfielen. Die Unwegsamkeit des Landes war es, welche die Provinz schützte. Um sich ihrer Bewohner zu versichern, erließ das Parlament die Quebeckacte von 1774, durch die den Franzosen ihr bürgerliches Recht zurückgegeben wurde, während die englischen Geschworenengerichte in Kraft blieben. Auch die drückenden Steuern wurden abgeschafft und den Canadiern alle ihre Einkünfte zu eigner Verwendung überlassen. Im weitern Verlauf des Kriegs wurde von Canada aus ein Angriff auf die Vereinigten Staaten gemacht, der aber noch kläglicher ausfiel, als die amerikanischen Unternehmungen Montgomery's und Arnold's gegen Canada. In Sümpfe und Urwälder verstrickt, wurde Bourgoyne bei Saratoga gezwungen, die Waffen zu strecken.

In diesem Kriege und nach dem Frieden wanderten die Loyalen der jetzigen Union in Menge nach Canada aus. So kam ein drittes Element in die Bevölkerung und neben die Franzosen des östlichen Theils, neben die Dissenter, die im westlichen Theil überwogen, stellten sich nun Hochtories, die in einem für sie unglücklichen Bürgerkriege zu Fanatikern geworden waren und eine Entschädigung für ihre Opfer verlangen durften. Die Ländereien, die man ihnen gegen einen geringen Erbenzins anwies, waren ihnen nicht genug; sie wollten Canada regieren, um es, wie sie sagten, auf diese Weise für das Mutterland zu erhalten. Die Verfassung von 1791 verschaffte ihnen die Mittel, zu Macht zu gelangen. Dieses Staatsgrundgesetz theilte das Land in zwei Hälften, die obere und die untere Provinz, und gab jeder einen besondern Statthalter, einen Vollziehungsrath, ein Oberhaus (council) und ein Unterhaus (assembly). Die Stellung des Vollziehungsraths war die anomalste, die sich denken läßt. Vom Statthalter unabhängig und ausschließlich den Ministern in England verantwortlich, besetzte dieser Rath aus seiner Mitte außer den ersten Richterstellen auch das Oberhaus jeder Provinz. Er kam dadurch in den Besitz der vollziehenden, richterlichen und gesetzgebenden Gewalt. Als Vollziehungsrath konnte er jeden ihm unbequemen Beschluß des Statthalters verhindern, wogegen es kein anderes Mittel gab, als eine zeitraubende und in ihrem Erfolge mehr als unsichere Berufung an das Ministerium in England; durch das von ihm besetzte Oberhaus ließ er jeden Beschluß des vom Volk gewählten Unterhauses umwerfen, und kam es einmal zu gerichtlichen Klagen gegen seine Mitglieder, so sicherte ihn die Ernennung der Oberrichter durch ihn gegen eine wirkungsvolle Verfolgung.

Das Ergebniß dieser schlechten Verfassung war eine Oligarchie. Fünf Familien, die M'Nab's, Sewell's, Bulton's, Robinson's und Fenton's, theilten die Macht und die Einkünfte unter sich. Sie rissen alle Aemter in Staat und Kirche an sich und gelangten durch ihren mächtigen Einfluß selbst im Unterhaus der oberen Provinz zu einer Mehrheit. Schon 1810 wurden Klagen gegen diese Familien laut und setzten sich durch fast ein Menschenalter ununterbrochen fort. Obgleich die Sache mehrmals im Parlament zur Sprache kam, erfolgte doch nie eine Abhilfe. Die Oligarchen imponirten der Regierung des Mutterlandes durch ihre Berufung auf die Dienste, welche sie zuerst im Revolutionskriege und dann im Kriege von 1812 bis 1815 geleistet hatten. Sie stellten den Grundsatz auf, daß eine Mehrheitsregierung für ein Land wie Canada nicht passe; wolle

ſich England die Colonie erhalten, ſo müſſe es ſeine Stütze in der Energie einer treuen Minderheit ſuchen.

Auf welche Weiſe die Oligarchie ihre Macht mißbrauche, kam unter der Statthalterſchaft Lord Dalhouſie's (1820—1828) durch einen ſchreienden Fall zu Tage. Bei einer Rechnungsablage über die öffentlichen Gelder, die lange hintertrieben, aber endlich durchgeſetzt worden war, zeigte es ſich, daß 100,000 Pfund Sterling fehlten. Der Thatbeſtand lag offen vor, der Beamte, der ſich zu Gunſten ſeiner eigenen Caſſe und jener der Oligarchen die Veruntreuung erlaubt hatte, war allgemein bekannt, und eine gerichtliche Unterſuchung konnte nicht umgangen werden. Zum Actenſchluß und zur Beſtrafung kam es indeſſen nie. Man verſchleppte die Unterſuchung und hörte auf keine Mahnung, dem Recht ſeinen Lauf zu laſſen.

Durch dieſe und viele ähnliche Vorgänge wurde die Oppoſition gegen die Regierung verſtärkt. Ihr Führer in Untercanada war Papineau, Abgeordneter von Montreal, in Obercanada Mackenzie, ein geborener Schotte. Beide machten 1834 einen Verſuch, das Parlament für ihre Sache zu intereſſiren und erreichten wenigſtens ſo viel, daß engliſche Bevollmächtigte nach Canada geſchickt wurden. Dieſen legten die Unterhäuſer der obern und der untern Provinz, in denen die Liberalen die Mehrheit erlangt hatten, ihre Forderungen vor. Es waren die folgenden: Aenderung der Verfaſſung in dem Sinne, daß auch das Oberhaus künftig vom Volk gewählt werde, Verantwortlichkeit des Vollziehungsraths gegen das Parlament der Provinz, eine wirkliche Rechnungsablage über die Verausgabung der öffentlichen Gelder, endlich Abſchaffung der hohen Gnadengehalte, der Bevorzugung der Mitglieder der engliſchen Kirche und der zum Syſtem gewordenen Berückſichtigung weniger Familien bei der Beſetzung der Aemter. Die königlichen Bevollmächtigten verwarfen alle dieſe Forderungen und boten bloß das eine Zugeſtändniß, daß die Krone auf alle canadiſchen Einkünfte mit Ausnahme der aus dem Verkauf der Staatsländereien fließenden verzichte. Dagegen ſollten die Canadier alle Rückſtände übernehmen, die durch ihre theilweiſe Verweigerung der Steuern entſtanden ſeien. Bei ſo weit aus einander gehenden Anſichten war eine Verſtändigung nicht zu erzielen.

Der rebelliſche Geiſt, der ſich im franzöſiſchen Untercanada nach dieſer fehlgeſchlagenen Vermittlung äußerte, rief im engliſchen Obercanada einen Rückſchlag hervor. Die nächſten Wahlen für das Unterhaus gaben den Loyalen eine ſtarke Mehrheit. In Untercanada ging die Bewegung raſcheren Ganges weiter und nahm ſich den Anſchluß an die Vereinigten Staaten zum offen ausgeſprochenen Ziel. Papineau ſtiftete einen Verein der Söhne der Freiheit, der ſeine Mitglieder bewaffnete und mit den Obercanadiern in Verbindung trat. Als Gegenbund gründeten die Loyalen einen doriſchen Club. Auf beiden Seiten war man zu leidenſchaftlich, als daß ein blutiger Zuſammenſtoß lange hätte ausbleiben können. Am 6. November 1837 fand in Montreal der erſte Kampf ſtatt, bei dem die Dorier ſiegten. Unentſchiedener blieben die Gefechte bei St. Denis am Richelieu und bei St. Charles; ja die Söhne der Freiheit konnten ſich in beiden den Sieg mit mehr Recht zuſchreiben, als ihre Gegner. Daß ſie dennoch den Kampf aufgaben und durch die Wälder nach den Vereinigten Staaten flohen, erklärt ſich theils durch die feindliche Haltung der Geiſtlichkeit gegen ſie, theils durch den Abfall Papineau's. Der Anſtifter und Führer der Bewegung, ſo lange ſie mit keiner Gefahr für Leben und Geſundheit verbunden war, wurde er beim Beginn des Kampfes zur Achtung gegen das Geſetz bekehrt und ſagte ſich von ſeinen Freunden los. In Obercanada erhoben ſich die Liberalen, wurden am 4. December in der Nähe von Toronto geſchlagen und flüchteten ebenfalls auf das Gebiet der benachbarten Republik.

Dieſe Kämpfe erhielten ein Nachſpiel, das gefährlicher war als ſie ſelbſt. Der Grenzfluß Niagara iſt zwiſchen den Engländern und Amerikanern behufs gemeinſchaftlicher Benutzung getheilt. Gegen die amerikaniſche Seite hin, eine halbe Stunde oberhalb der berühmten Fälle, liegt die wüſte und mit Wald bedeckte Inſel St. Mary. Die Seite, welche ſie Canada zukehrt, iſt felſig und ſchroff, auf ihrem entgegengeſetzten Ufer kann man ohne Mühe landen. Auf dieſer Inſel hatten obercanadiſche Flüchtlinge unter Mackenzie und dem Nordamerikaner Reſſelaer ſich feſtgeſetzt. Sie befanden ſich hier, da St. Mary zu Canada gehört, auf engliſchem Gebiete und konnten doch von den Canadiern,

welche 4000 Mann ſtark unter Macnab am canadiſchen Ufer ſtanden, wegen der Bodenbeſchaffenheit der Inſel nicht angegriffen werden. Sie zogen Nordamerikaner, ſogenannte Sympathyzers, in ziemlicher Zahl an ſich und wurden durch ein nordamerikaniſches Dampfſchiff, die Caroline, mit Lebensmitteln, Waffen und Schießbedarf verſehen. Macnab wollte dieſes Fahrzeug um jeden Preis vernichten. In der Nacht vom 29. zum 30. December 1837 ließ er es von bewaffneten Boten angreifen, in Brand ſtecken und in Flammen über die Fälle herabſtürzen. Zehn Perſonen der Mannſchaft hatten ſich nicht retten können und wurden zu Atomen zerſchmettert. Die Sympathyzers ſchrieen nach Krieg und fanden in der öffentlichen Meinung einen ſtarken Wiederhall, da die Caroline ein nordamerikaniſches Schiff war und unter dem Fort Schloſſer auf amerikaniſchem Gebiet gelegen hatte. Die Unionsregierung ſagte ſich jedoch, daß auch von Nordamerikanern Neutralitätsverletzungen vorgekommen ſeien, und trat mit Hilfe der ruhigen Bürger der Kriegspartei erfolgreich entgegen. Drei Jahre ſpäter drohte abermals ein Conflict, als Macleod, ein canadiſcher Beamter, dem man eine beſondere Thätigkeit bei der Zerſtörung der Caroline vorwarf, auf nordamerikaniſchem Gebiet betroffen und verhaftet wurde. Die engliſche Regierung forderte ſeine Auslieferung, der Congreß verweigerte ſie. Macleod wurde in Newyork wirklich als Verbrecher behandelt und vor Gericht geſtellt, aber die Geſchworenen ſprachen ihn frei, und England entſagte nun einer beſondern Genugthuung.

Der Aufſtand von 1837 iſt für Canada zu einem glücklichen Wendepunkte geworden. Das Mutterland durfte eine Unzufriedenheit, die ſich zu einer Erhebung mit den Waffen in der Hand geſteigert hatte, nicht länger ignoriren, und wurde durch die fortdauernde nordamerikaniſch-canadiſche Bewegung für eine Vereinigung der beiden Länder gemahnt, in ſeiner Sorge für Canada nicht nachzulaſſen. Lord Durham, der als engliſcher Bevollmächtigter nach der Colonie ging, ließ es ſeine erſte Sorge ſein, die rachedürſtenden Loyalen im Zaum zu halten. Die meiſten der politiſchen Gefangenen, von denen alle Kerker überfüllt waren, entließ er ohne Weiteres, die ſchuldigſten, unter ihnen Papineau, verbannte er nach den Bermuden „auf ſo lange, bis ſpätere Umſtände erlaubten, ihnen die Rückkehr nach Canada zu geſtatten.“ Auf die Anſchauungen, die er bei ſeiner Anweſenheit in Canada gewann, ſtützte er Verbeſſerungsvorſchläge, welche in London angenommen wurden.

Die eingetretenen Veränderungen laſſen ſich in Folgendem zuſammenfaſſen: Die beiden Provinzen Ober- und Untercanada ſind vereinigt. Der Statthalter des Landes iſt zugleich Generalſtatthalter des ganzen engliſchen Nordamerika's und blos der Krone verantwortlich. Er ernennt ſeine Miniſter, die aber nach dem allgemeinen conſtitutionellen Syſtem nicht blos der Krone, ſondern auch dem Lande verantwortlich ſind. Das Parlament von Canada beſteht aus einem Oberhauſe (legislative council) und einem Unterhauſe (house of assembly). Beide werden vom Volk gewählt. Wählbar iſt Jedermann, der engliſcher Unterthan iſt und ein beſtimmtes Grundeigenthum beſitzt. Wähler iſt Jedermann, der entweder Grundeigenthümer iſt, oder in den Städten dreißig, auf dem Lande zwanzig Pfund Hausmiethe bezahlt. Alle öffentlichen Aemter ſind für jeden Staatsbürger zugänglich. Mit dieſer Staatsverfaſſung verbindet ſich eine vortreffliche Gemeindeordnung, durch die der Grundſatz der Selbſtverwaltung ſtreng durchgeführt wird. Das franzöſiſche Lehnsweſen iſt völlig abgeſchafft worden.

Dem Schulweſen hat man in neueſter Zeit eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet. Die Statiſtik des Unterrichts für Obercanada war im Jahre 1855 folgende:

Hochſchulen	4
Collegien	6
Höhere Schulen (grammar shools)	65
Privatacademien	29
Privatſchulen	278
Gemeindeſchulen	3325
Zuſammen:	3707

Beſucht wurden dieſe Schulen von 240,817 Schülern. 1842 betrug die Zahl der Gemeindeſchulen blos 1721, welche 65,978 Schüler hatten. In einigen Theilen Obercanada's hat das Syſtem der Freiſchulen Boden gewonnen. In dieſen Gegenden wird kein Schulgeld erhoben und die Schule durch die Beſteuerung aller Einwohner erhalten. Für Schulzwecke gibt Obercanada jährlich 230,000 Pfund Sterling aus, und die Zahl der an die Schulbibliotheken vertheilten Bü-

cher beträgt bereits 120,000. In Unter-canada sind die Verhältnisse ähnlich.

Wie das politische System, so hat auch das volkswirthschaftliche Englands Eingang gefunden. 1848 wurden die canadischen Differentialzölle, die zu Gunsten des englischen Handels bestanden, aufgehoben, 1849 die Schifffahrtsgesetze beseitigt, 1854 das Freihandelssystem durch Vermehrung der Waaren zur freien Einfuhr noch mehr zum Durchbruch gebracht. Der neue Tarif von 1859 hat durchweg Werthzölle an die Stelle der Gewichtszölle gesetzt. Einige Zölle sind dabei erhöht worden, aber nicht, um das System der Schutzzölle wieder aufzunehmen, sondern aus finanziellen Rücksichten. Die Aufhebung der Differentialzölle ist besonders den Nordamerikanern zu gut gekommen. In den Vereinigten Staaten erkennt man jetzt an, daß Canada's Eisenbahn- und Wasserverbindungen den kürzesten Weg nach Europa gewähren, und der St. Lorenz wird immer mehr zur großen Straße aus dem Innern in's Meer. Wie der Uebergang vom Schutzsystem zum Freihandel gewirkt hat, ergibt sich aus der folgenden Tabelle über die durchschnittliche Jahreseinfuhr von 1841 — 1858, in die wir auch den Ertrag der Zölle in Procenten des Werthes der Einfuhr und das Verhältniß der zollfreien Güter zur Gesammteinfuhr aufnehmen:

	Jahreseinfuhr Pfund Sterling	Zölle in %	Zollfreie Güter in %
1841 — 1848	2,829,793	10¼	2¼
1849 — 1854	4,904,988	13¼	7
1855 — 1858	7,611,970	10¼	29

In den ersten neun Monaten des Jahres 1859 — die letzte Zeit, über die amtliche Angaben vorliegen — hat abermals eine Vermehrung der Einfuhr stattgefunden. Von Januar bis Ende Septembers 1858 wurden in Canada für 4,520,993 Pfund Sterling Waaren eingebracht, und im Jahre 1859 hatte die Einfuhr während derselben Zeit einen Werth von 5,403,393 Pfund.

Die Einwirkung dieser Veränderungen auf die Stimmung der Bevölkerung ist die günstigste gewesen. Noch 1851 schrieb Karl Andree, einer der besten Kenner der amerikanischen Verhältnisse: „Der ganze Zug der Dinge geht in den britisch-amerikanischen Colonien am St. Lorenz auf endliche Unabhängigkeit vom Mutterlande. Der natürliche Verlauf wird eine Trennung mehr und mehr anbahnen und das Beispiel der Vereinigten Staaten lockt in verführerischer Weise. Schon jetzt sind allem Anscheine nach diejenigen, welche einen Anschluß an die Nachbarrepublik wünschen, in der Mehrheit. Die freundschaftlichen Besuche in Masse, welche man in den Grenzgegenden herüber und hinüber macht, knüpfen die durch den Handelsverkehr geschlungenen Bande immer enger und machen den Wunsch nach staatlicher Vereinigung um so lebhafter." (Nordamerika in geschichtlichen und geographischen Umrissen, S. 352.) Und 1855 schloß ein deutscher Colonist am Ottawa, mit dem Kohl sprach, einen Vergleich zwischen Canada und den Vereinigten Staaten mit den Worten: „Die Deutschen wissen nicht, daß das Königthum blos ein Name ist und daß wir in der That so frei sind, so uns selbstregierend leben, wie die Amerikaner, und daß wir vielleicht noch weniger Steuern bezahlen, als sie. Wenn Sie nach Hause kommen, sagen Sie unsern Landsleuten, daß sie nirgends in der Welt freier existiren könnten, als in Ottawa." (Reisen in Canada S. 207.)

Der Fortschritt, den Canada gemacht hat, übertrifft sogar den der Vereinigten Staaten, den wir als beispiellos anzustaunen pflegen. Im Jahre 1800 lebten in der Union 5,305,925 Menschen, im Jahre 1851 waren es 20,250,000. Obercanada zählte 1811 blos 77,000 Bewohner, 1851 aber 952,000. Mithin hat sich die Bevölkerung der Union in fünfzig Jahren nicht ganz vervierfacht, die Obercanada's dagegen in vierzig Jahren mehr als verzehnfacht. Diese außerordentliche Vermehrung fällt hauptsächlich in die Jahre nach 1829. In jenem Jahre lebten in Obercanada 196,000 Menschen, deren steuerbares Eigenthum auf 2,500,000 Pfund Sterling geschätzt wurde. 1854 wurde die Provinz von 1,237,600 Menschen mit einem steuerbaren Eigenthum von 50 Millionen Pfund Sterling bewohnt. 1854 besaß jede Familie von fünf Köpfen durchschnittlich einen besteuerten Werth von 2000 österreichischen Gulden, und auf jeden Menschen, Mann, Frau oder Kind, kamen 400 Gulden. Mit Ausnahme von Australien und Californien kennt die Geschichte eine solche Steigerung der Bevölkerung und des Wohlstandes nicht. In diesen beiden Ländern macht die Entdeckung der Goldfelder den Aufschwung sehr erklärlich, während in Canada der ruhige Verlauf der

Dinge, die Entwicklung des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und der Verkehrsmittel diese Fülle von Segen hervorgerufen hat. Die Bevölkerung von Untercanada hat sich nicht so rasch vermehrt, aber doch in einem Zeitraume von fünfundzwanzig Jahren ihre Zahl verdoppelt, indem man in Untercanada 1829 nicht mehr als 500,000, im Jahre 1854 dagegen 1,048,000 Seelen zählte. Daß das ganze Land gegenwärtig über 2½ Millionen Menschen zählt, haben wir bereits gesagt.

Die neue Hauptstadt Canada's ist Ottawa. Sie erhielt vor den volkreicheren Städten Montreal, Quebek, Toronto und Kingston den Vorzug, weil sie im Mittelpunkte des Landes liegt und andere natürliche Vortheile besitzt. Ihre Entfernung von Montreal beträgt 28, von Quebek 74, von Kingston 21, von Toronto 52, von Newyork 100 Meilen. Sie liegt in der Mitte der reichen Bauholzbezirke und verfügt über die großen Wasserkräfte der Chandierefälle, die an Großartigkeit blos dem Niagarafalle nachstehen. Ueber diese Fälle spannt sich eine Kettenbrücke als Verbindungsglied zwischen Ober- und Untercanada. Eine kleine Zweigbahn verbindet die Stadt mit der Hauptbahn des Landes, und der Rideaucanal führt von ihr zum Ontariosee. Die Umgebungen zählen zu den herrlichsten Canada's. Diese Stadt, in der gegenwärtig 10,000 Menschen leben, bestand 1830 aus 140 Gebäuden, die gewöhnlichsten Schuppen und Hütten eingerechnet, und der Boden, auf dem sie steht, wurde vor nicht langer Zeit für 80 Pfund Sterling verkauft.

In Toronto, Hamilton und verschiedenen andern canadischen Städten leben Leute genug, die sich noch erinnern können, daß ein Grundstück, welches jetzt Tausende, in einzelnen Fällen Zehntausende von Pfunden werth ist, vor zwanzig Jahren für eine Kuh, ein Pferd oder einige Pfund Colonialwaaren aus dem nächsten Laden weggegeben wurde. In Toronto, Hamilton, Brantford und London kostete der ganze Acker vor wenig mehr als zwanzig Jahren ein Pfund Sterling, und jetzt wird die Quadratruthe mit 25 Pfund bezahlt. Boston hat in seiner Bevölkerung in den zehn Jahren von 1840 bis 1850 um 45 Procent zugenommen, Newyork in derselben Zeit um 66 Procent, aber Toronto um 95 Procent. Dieselbe canadische Stadt hat in ihrer Entwicklung auch St. Louis und Cincinnati übertroffen. Von 1830 bis 1850 hat sich die Bevölkerung von St. Louis um das Fünfzehnfache, die von Cincinnati um das Zwölffache und die von Toronto um das Achtzehnfache vermehrt. In Hamilton, einer ganz jungen canadischen Stadt am Ontariosee, lebten im Jahre 1834 erst 2846 Menschen, 1854 aber 20,000. London in Obercanada wurde vor fünfundzwanzig Jahren gegründet und hat jetzt mehr als 10,000 Einwohner. Wie London hat sich auch Brantford, wo 6000 Menschen leben, in derselben Zeit aus einer Einöde erhoben. Belleville, Coburg, Woodstock, Goderich, Sainte Catherine, Paris, Strabford, Port Hoche und Dundas sind in ähnlicher Weise aufgeblüht. Obgleich Untercanada im allgemeinen zurückgeblieben ist, gibt es doch auch dort Gegenden und Städte, die mit den obercanadischen in rascher Entwicklung wetteifern. Von 1844 bis 1851 ist die Bevölkerung der schönen Grafschaft Megantic, die auf dem südlichen Ufer des St. Lorenz liegt und von der Quebek-Richmondeisenbahn durchschnitten wird, um 116 Procent gewachsen, die Grafschaft Ottawa um 85 Procent, die Grafschaf Drummond um 78 Procent, die Grafschaft Sherbrook um 50 Procent. Montreal, vielleicht die bestgebaute Stadt in Nordamerika und jedenfalls eine der schönsten, hat seine Bevölkerung in vierunddreißig Jahren verdreifacht, Quebek in derselben Zeit die seinige verdoppelt, Sorel sie vervierfacht.

Wir sagten schon, daß es hauptsächlich die Fortschritte des Ackerbaues sind, welche diese Ergebnisse herbeigeführt haben. Fährt auch der Holzhandel fort, Reichthum zu erzeugen, und sind Fischerei und Bergbau, seit die Capitalien sich ihnen zugewendet haben, in bedeutender Zunahme begriffen, so ist es doch in erster Linie der Pflug, dem man die fast fabelhaften Erfolge verdankt. Im Jahre 1851 wurde der Ertrag aller Pflanzenerzeugnisse Canada's auf 9,200,000 Pfund Sterling geschätzt. 5,630,000 Pfund kamen auf das Korn, 3,570,000 auf Rüben, Kartoffeln u. a. m. In Obercanada wurden in jenem Jahre 12,682,550 Minots*) Weizen geerntet,

*) Der Minot ist ein altes Pariser Maß, das zwar nicht mehr gesetzlich ist, da die englischen Maße gebraucht werden sollen, aber im Handel, namentlich Untercanada's, noch sehr gebräuchlich ist. 90 Minots sind = 100 Winchester Buschels oder = 64½ preußischen Scheffeln und = 57¼ Wiener Metzen.

oder faſt 13½ Minots auf jeden Kopf, während in den Vereinigten Staaten nur 4½ Minots auf den Kopf kommen. Auch in der Erzeugung dieſer wichtigſten Getreideart hat Canada die Vereinigten Staaten weit überholt. In den letzteren hat die gewonnene Weizenmenge innerhalb der letzten zehn Jahre um 48 Procent zugenommen, in Canada dagegen um 400 Procent. In derſelben Zeit, in der ſich der Maisbau der Union um 56 Procent vermehrte, hat der Canada's um 163 Procent zugenommen.

Der Stand der Viehzucht wird mit Recht als einer der ſicherſten Beweiſe betrachtet, ob ein Land Fortſchritte oder Rückſchritte macht. 1851 beſaß Canada 592,622 Milchkühe, oder eine auf 6½ Menſchen und 46,939 mehr als der Staat Ohio, der in jenem Jahre etwa dieſelbe Einwohnerzahl hatte. Schafe kamen in Obercanada 10, in Untercanada 8 auf je hundert Menſchen, in den Vereinigten Staaten nur 7¼. Die canadiſche Wolle iſt von ſo vortrefflicher Beſchaffenheit, daß ſie auf der Londoner Weltausſtellung den nächſten Platz nach der deutſchen erhielt. Auf je fünf Einwohner kommt ein Pferd, und die Zahl dieſer Thiere hat ſich in den letzten zehn Jahren um 50 Procent vermehrt. Zieht man zwiſchen Canada und Ohio, dem an Erzeugniſſen des Ackerbaues reichſten Staat der Union, einen allgemeinen Vergleich, ſo gelangt man zu dem Ergebniſſe, daß Canada mehr Weizen, Roggen, Gerſte, Hafer, Mais, Erbſen, Buchweizen, Heu, Flachs, Hanf, Hopfen, Ahornzucker und Kartoffeln gewinnt, aber von Ohio in Butter, Käſe, Wolle, Tabak und Fleiſchwaaren bedeutend übertroffen wird. Hopfen und Flachs ſind neue Erzeugniſſe. Der Hopfen wird dem beſten engliſchen gleich geachtet, für den Flachsbau eignen ſich Boden und Klima vortrefflich und auch der Hanf gedeiht ſo gut, daß er jenem der Oſtſeeländer nicht merklich nachſteht. Wie die Getreideausfuhren zugenommen haben, zeigt ein Vergleich zwiſchen den Jahren 1838 und 1852:

1838 . . . 296,020 Minots Weizen
1852 . . . 5,496,718 „ „

Die Beſiedlung der wüſten Ländereien erfolgt in Canada auf dieſelbe Weiſe, wie in den Vereinigten Staaten, aber der Pionier arbeitet ſich raſcher vorwärts, wozu hauptſächlich zwei Gründe beitragen, das Nichtvorkommen von Fiebern und die beſſern Verbindungsmittel. Eine neue Anſiedlung auf geklärtem Lande bietet einen traurigen Anblick dar. Mitten in einem dichten Walde erhebt ſich ein Blockhaus, umgeben von einem Stückchen gerodeten Landes, das kaum groß genug iſt, um den Sonnenſtrahlen den Zutritt zu verſchaffen, und auf dem Mais und Kartoffeln mit Mühe zwiſchen Wurzeln und Geſtrüpp ſich erhalten. Aus dem kleinen Felde erheben ſich Bäume, der Rinde beraubt oder vom Feuer geſchwärzt, damit ſie langſam abſterben, während rings umher der dichte Urwald gleich einer Mauer das Ganze einſchließt. Der Anſiedler ſieht Wochen lang keinen Fremden, aber das Gefühl, ſein Daſein ganz auf die eigene Kraft geſtellt zu haben, und der Gedanke an die vielen Tauſende, die vor ihm nach denſelben ſchweren Anfängen ihr Glück gemacht haben, halten ihn in ſeiner Einſamkeit aufrecht. Neun oder zehn Jahre ſpäter dient das Blockhaus zur Küche und liegt mit den Scheunen und Ställen, die einen ſtark bevölkerten Viehhof umſchließen, hinter einem zweiſtöckigen Wohnhauſe. Der Wald iſt bedeutend zurückgedrängt worden, das Feld wogt von ſchweren Maisähren, hinter dem Hauſe liegt ein Obſtgarten mit lauter jungen Bäumen, vor ihm ein Blumen- und Gemüſegarten. Der Anſiedler hat jetzt einen hübſchen, mit kräftigen Pferden beſpannten „Waggon," in dem er Sonntags mit Frau und Kindern zur Kirche fährt.

In den obercanadiſchen Gebieten, die länger als ein Jahrzehnt beſiedelt ſind, nimmt man nicht bloß einen ſoliden Wohlſtand, ſondern ſelbſt einen gewiſſen Luxus wahr. Die Männer kleiden ſich wie wohlhabende Handwerker, aber ihre Frauen tragen dieſelben ſeidenen Kleider, Shawls und Modehüte, die man bei den Damen in der Stadt ſieht. Sheridan Hogan beſuchte einſt einen Bezirk, der vor zwanzig Jahren noch eine Waldeinſamkeit geweſen war, und zählte vor der Kirche nicht weniger als dreiundzwanzig Luxuswagen, welche Anſiedlern aus der Nachbarſchaft gehörten. An den äußerſten Grenzen des Landes werden Pferde vom beſten engliſchen und ſchottiſchen Blut benutzt und ebenſo ſind Ochſen von Durham und Schweine von Berkſhire überall anzutreffen. Die landwirthſchaftlichen Geſellſchaften, die in Canada vielleicht zahlreicher ſind als in irgend einem andern Theile der Welt, tragen zu dieſen Fortſchritten viel bei, aber weit mehr noch

verdankt das Land den Einwanderern. Das fortwährende Einströmen von Fremden läßt nie eine Stockung der Gesellschaft eintreten. Beide, sowohl die alten als die neuen Elemente, können von einander lernen und helfen sich auf diese Weise gegenseitig vorwärts. In Obercanada, wohin die meisten Einwanderer sich wenden, war die Mischung der Bevölkerung im Jahre 1851 folgende:

Englische Canadier . . .	526,093
Französische Canadier . .	26,417
Nordamerikanische Canadier .	43,732
Engländer aus andern nordamerikanischen Besitzungen	6498
Deutsche	9957
Schweizer	209
Belgier	1007
Russen und Polen. . . .	188
Engländer von den Canalinseln	155
Engländer aus dem Mutterlande	82,699
Schotten	75,811
Irländer	176,267
Westindier	345
Ostindier	106
Ungarn	11
Schweden	29
Spanier	57
Italiener	15
Leute aus andern Ländern .	1351
Leute von unbekannter Herkunft	889

Deutsche leben seit mehr als einem halben Jahrhundert in Canada. Sie leben meistens in dem sogenannten Huron-Tract und zwischen den Seen Erie und Ontario. Der erste Deutsche, Erhardt, kam 1801 aus Sachsen und brachte mehrere andere Familien mit. Die später Einwandernden waren größtentheils nordamerikanische Deutsche aus Pennsylvanien. Alle Lutheraner des Landes sind Deutsche. Man hat sie sehr gern und rühmt ihnen allgemein dasselbe nach, was ein eingewanderter Nordamerikaner zu Kohl sagte: „Die deutschen Ansiedler sind fleißig und ausdauernd, sparsam und pünktlich. Sie lieben es, einen Zehrpfennig oder ein kleines Capital baar im Koffer zu haben. Sie hassen vor allen Dingen Schulden und tragen daher ihre Zinsen, Renten oder Kaufpreisraten äußerst pünktlich ab, so eifrig, daß man wohl sieht, wie bei jedem bezahlten Thaler ihnen ein Stein vom Gewissen fällt. Der Yankee empfindet minder zart und kann eine ziemliche Menge Schulden ertragen."

Die Regierung begünstigt die Einwanderung dadurch, daß sie den Fremden Land zu den billigsten Bedingungen überläßt. Wer sich dazu versteht, zwölf englische Acker binnen vier Jahren zu klären, erhält Land umsonst, muß aber sein Versprechen halten. Der theuerste Preis für den Acker solchen Landes, welches sogleich in freies Eigenthum übergehen soll, ist 1 Thaler 10 Silbergroschen unseres Geldes. Da der Boden außerordentlich fruchtbar ist, Arbeiter fehlen und die Löhne daher hoch stehen, so kann Jemand, der von der Arbeit seiner Hände leben will und fleißig ist, rasch vorwärts kommen. 1847 war die Einwanderung am stärksten; seitdem hat sie ziemlich nachgelassen, da der Strom mehr nach den Goldländern Australien und Californien geht.

Zu den Fremden müssen wir die Indianer rechnen, obgleich sie die Ureinwohner des Landes sind. Sie stehen allen Interessen des heutigen Canada's so fern und betheiligen sich an seiner geistigen und leiblichen Bewegung so äußerst schwach, daß sie ein ganz isolirtes und bei keiner Berechnung in Betracht kommendes Element bilden. Es leben ihrer in Canada etwa noch 16,000, die zerstreut in Dörfern wohnen. Sie gehören zu den Stämmen der Huronen, Algonkiner, Abenakis, Missisaguas, Mohawks und Tschippewäs. Die außerordentlichen Anstrengungen der katholischen und methodistischen Glaubensboten haben die äußerliche Bekehrung der Indianer zu Wege gebracht, aber mit der wirklichen Gesittung will es bei ihnen nicht vorwärts.

Seit die Sclavenstaaten der Union es durchgesetzt haben, daß der Norden ihnen ihre flüchtigen Sclaven ausliefern muß, erhält Canada diese Leute zugeführt. Auf diese Weise waren bis 1852 bereits 2100 Neger auf der „unterirdischen Eisenbahn" in's Land gekommen. Man ist in Canada von diesem Zuwachs der Bevölkerung nicht sonderlich erbaut. Der Neger arbeitet bekanntlich nicht gern, am wenigsten derjenige, welchem die Abolitionisten in den Kopf gesetzt haben, daß er ein Märtyrer sei und für seine Flucht besondere Bewunderung verdiene.

Der Habitant von Untercanada steht zu dem Pionier von Obercanada im stärksten Gegensatze. Der letztere ist unternehmend, abenteuerlich und verkauft sein geklärtes Land auf der Stelle, sobald er seinen Vortheil dabei zu finden glaubt. Der Habitont liebt nichts so sehr, als sein Gut, sei es auch noch so klein und gewähre ihm kaum den dürftigsten Unterhalt. So wenig er von Ehrgeiz weiß, ebenso wenig kennt er die Habsucht. Er schließt sich gegen die Fortschritte Obercanada's ab und führt keine der vielen Verbesserungen ein, von denen er hört. Seine Kühe, seine Schweine benutzt er für sich, ohne sie so zu verwehrten, daß er ein Einkommen von ihnen ziehen könnte. Er lebt gut und schlecht, wie es der

Tag gibt, ohne sich zu fragen, ob er es vielleicht so einrichten könnte, daß es ihm immer gut ginge. Sein Haus ist immer reinlich, sein Zimmer mit Blumen geschmückt, und im Umgange gibt es keinen höflicheren und zuvorkommenderen Mann als ihn. So haben ihn der Nationalcharakter und das Lehnswesen gemacht. Die Abhängigkeit, die das letztere ihm auferlegte, raubte ihm die Unternehmungslust und den Trieb zu Verbesserungen. Nun es aufgehört hat, wird die landwirthschaftliche Revolution der Zeit auch in seine Abgeschlossenheit dringen. Einige Anfänge zeigen sich bereits. Die landwirthschaftlichen Vereine sind auch nach Untercanada vorgedrungen und in Folge dessen bequemt sich der Habitant mehr und mehr zur Anschaffung besserer Hausthiere.

Die französischen Canadier sind überwiegend Katholiken. Ihre Hierarchie ist ziemlich glänzend ausgestattet, denn sie besitzt einen Erzbischof und neun Bischöfe. Die französischen Protestanten haben nicht mehr als zehn Kirchen, von denen drei in Montreal bestehen. Die englisch-bischöfliche Kirche zählt vier Bischöfe; unter den Dissentern sind die Presbyterianer und die Methodisten am zahlreichsten. Die Juden leben an drei Orten (Montreal, Quebek und Toronto) in solcher Menge, daß sie eine Synagoge unterhalten können. Auch Mormonen haben sich eingefunden, jedoch nur etwa 200 und ohne Aussicht auf Gewinnung von Proselyten. Von den Bewohnern Canada's sind etwa die Hälfte Katholiken, 1/7 Anglicaner, 1/8 Methodisten, 1/10 Presbyterianer.

Seit der Fortschritt an die Tagesordnung gekommen ist, betheiligt sich das englische Capital in Canada mit bedeutenden Summen, und dadurch ist die Ausführung von Arbeiten möglich geworden, an die das Land, wenn es auf seine eigenen Mittel beschränkt geblieben wäre, niemals hätte denken können. Man begann mit der Schiffbarmachung des Lorenz für Seeschiffe. Durch Ausbaggerungen und Canäle (Welland, St. Lorenz, Beauharnais und La Chine) schuf man ein Fahrwasser, das von Schiffen mit 18½ Fuß Tiefgang ganz bis in die See hinein benutzt werden kann. Von der Zeit an, wo der Lorenz mit Eis trieb, bis zum Aufgehen des Flusses im Frühling konnte diese Straße nicht benutzt werden. Für diese Zeit rechnete man auf den Schnee, der allerdings glatte Flächen herstellt, über welche die Schlitten umstandslos hinwegglitten, aber doch eine solche Schnelligkeit der Beförderung, wie unsere Zeit sie verlangt, nicht gestattet. Im Winter war die Reise von Montreal nach Toronto, also auf der für den Handel wichtigsten Strecke, nicht blos beschwerlich, sondern unter Umständen sogar mit Gefahren verbunden und nahm in der Regel sechs Tage in Anspruch. So wurde der Bau von Eisenbahnen zur Nothwendigkeit.

1848 gab es in ganz Canada deren blos zwei, die eine blos örtliche Bedeutung hatten und für den Handel wenig in Betracht kamen. Die eine führte von Montreal nach Laprairie, die andere, blos anderthalb Meilen lange von Montreal nach La Chine. Die erste war länger, wurde aber im Winter nicht benutzt, weil man dann den Schnee hatte. Ein Kaufmann von Montreal, John Young, hat sich das Verdienst erworben, so lange auf die Ausführung eines großen Schienennetzes gedrungen zu haben, bis das Parlament endlich nachgab. Gegenwärtig besitzt Canada Eisenbahnen von 440 Meilen Länge und der elektrische Draht spannt sich über 800 Meilen. So wie europäische Dampfer ankommen oder andere wichtige Ereignisse eintreten, fliegt die Nachricht in wenigen Stunden über das ganze Land.

Die große canadische Hauptbahn beginnt bei dem Hafenorte St. Thomas am Lorenz, 10½ Meilen unterhalb Quebeks, und zieht über Quebek, Montreal, Prescott, Kingston und Toronto zum Huronsee, wo sie durch nordamerikanische Bahnen und durch Dampfschiffe ihre Fortsetzung findet. Die wichtigsten Zweigbahnen am nördlichen Ufer des St. Lorenz sind die, welche nach Ottawa und zum See Simcon führen. Größere Bedeutung haben die Zweigbahnen auf dem südlichen Ufer des Lorenz, denn sie verbinden Canada mit den nordamerikanischen Häfen Portland, Boston und Newyork. Daraus entsteht der große Vortheil, daß Canada, wenn die regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Montreal und Liverpool durch das Eis des St. Lorenz unterbrochen wird, über Portland mit Europa in Verbindung bleibt.

Um mit diesen nordamerikanischen Häfen einen steten Verkehr unterhalten zu können, hat man bei Montreal eine Brücke über den St. Lorenz geführt. Diese Victoriabrücke ist die längste Röhrenbrücke der Welt und einer der merkwürdigsten Baue, den es gibt. Sie ruht, flach wie ein hölzerner Steg, der von Pfählen gestützt wird, auf fünfundzwanzig Pfeilern, von denen jeder mit einem Strebepfeiler und einem Eisbrecher versehen ist. Sie liegt 36 Fuß über dem Spiegel des Sommerwassers, so daß sie beim höchsten Wasserstande über Wasser ist. In der Mitte beträgt ihre Höhe 60 Fuß, so daß von beiden Seiten eine Steigung stattfindet. Sie ist mit Hinzurechnung der Brückenlager auf beiden Seiten 10,284 Fuß lang.

Die Menaibrücke ist höher, aber bei weitem nicht so lang. Einige Zahlen werden einen Begriff von der Großartigkeit des Werkes geben. Sobald der Bau mit voller Kraft in Angriff genommen wurde, verwendete man täglich sechs Dampfschiffe, 72 Prahmen und eine Menge kleinerer Fahrzeuge, vier stehende Dampfmaschinen, 142 Pferde, 500 Schiffe, 450 Steinbrecher und 2090 Bauhandwerker und Tagelöhner. Die täglichen Kosten für diese Arbeiter, Pferde und Maschinen beliefen sich auf 6250 Thaler, der ganze Bau erforderte 8,397,550 Thaler. In den Pfeilern der Brücke stecken drei Millionen Cubikfuß Steine, in den Röhren 200,000 Centner Schmiedeeisen und zwei Millionen Bolzen, der Oelanstrich breitet sich über eine Fläche von 302 Morgen aus. Die schwierigste Arbeit war, die Pfeiler zu gründen und bis über den Wasserspiegel hinauf zu führen. Da ein Strom wie der St. Lorenz nicht abgedämmt werden kann, so mußte man wasserdichte eiserne Kasten versenken und in diesen arbeiten. Die Eröffnung der Brücke erfolgte am 20. December 1859, nachdem man zuvor einen Frachtzug mit fünffacher Belastung hatte hindurchgehen lassen. In den folgenden fünf Nächten wurden über die Brücke 11,723 Faß Mehl, 1552 Faß Fleisch, 140 Ballen Baumwolle, 170 Tonnen Eisen, 644 Tonnen gemischter Güter und 39,000 Fuß Balken befördert. Das ist eine Benutzung, welche mit den aufgewendeten Kosten im Verhältnisse steht und kaum bezweifeln läßt, daß die canadischen Bahnen, obgleich ihr Anlagecapital 63,300,000 Thaler beträgt, gute Zinsen geben werden.

Nach allen diesen Arbeiten und Fortschritten ist Canada einer schönen Zukunft sicher. Das englische Nordamerika ist ein ungeheures, in vielen seiner Theile der gedeihlichsten Ausbildung fähiges Reich. Neufundland, Neubraunschweig, Neuschottland und ungeheure Strecken der Länder der Hudsonsbaigesellschaft besitzen natürliche Reichthümer, die größtentheils noch zu heben sind. Neufundland spielt mit seinen großen Fischereien bereits eine wichtige Rolle und ist eine Colonie, um die England von den Franzosen und Nordamerikanern nicht wenig beneidet wird. Neubraunschweig und Neuschottland, das alte Acadien, leben bis jetzt hauptsächlich von ihren Holzfällereien und Fischereien. Neubraunschweig hat dasselbe Klima wie Untercanada, in Neuschottland ist die Luft bedeutend milder, und es gedeihen die feinsten Obstarten. Die Länder der Hudsonsbaigesellschaft werden noch ziemlich ausschließlich für den Pelzhandel ausgebeutet. Diesen ungeheuren Gebieten liefert das französische Canada die sogenannten Reisenden und Waldläufer. Diese Leute sind der größten Anstrengungen und Entbehrungen fähig und finden an dem Leben, das sie in der Wildniß unter Indianern und Bären führen, einen solchen Geschmack, daß sie zu keinem andern Geschäfte greifen wollen.

Der Mittelpunkt und das Hauptland aller dieser Länder wird Canada werden. Das große englisch-amerikanische Reich, das aus ihnen entstehen wird, ist bereits in voller Bildung begriffen. Höchstens noch ein halbes Jahrhundert, und neben der Union stehen Vereinigte Staaten des englischen Amerika's. Schon beginnen die Besitzungen der Hudsonsbaigesellschaft besiedelt zu werden, wozu die Entdeckung der Goldlager am Fraserflusse einen mächtigen Impuls gegeben hat. Auch auf der östlichen Seite der Felsengebirge, am Red River, ist eine blühende Colonie entstanden, die man jetzt durch eine Kunststraße mit Canada verbinden und zum weitern Vordringen in die Wildniß benutzen will. *)

Das Privilegium der Hudsonsbaigesellschaft läuft im Jahre 1863 ab, und es ist nicht daran zu denken, daß man es verlängern wird. Von den rechtlichen Zweifeln abgesehen, die sich gegen die Giltigkeit ihres Freibriefes erheben, richtet die öffentliche Meinung gegen die Gesellschaft Vorwürfe, welche vielleicht nicht ganz unverdient sind. Man sagt ihr nach, daß sie für die Indianer ihres Gebiets nie etwas gethan und ihr Recht überhaupt auf die eigennützigste Weise ausgebeutet habe. Die Vertheidiger der Gesellschaft werden dem englischen Volke nicht einreden, daß man die vielen fruchtbaren und klimatisch günstigen Strecken des amerikanischen Nordens in dem Zustande der Wildniß lassen müsse, damit die Jagd auf die Pelzthiere keine Beeinträchtigung erfahre. Die Lostrennung des ganzen Landes im Westen der Felsengebirge vom Gebiet der Gesellschaft ist ein Vorspiel dessen, was 1863 bevorsteht. Erfolgt die ausgedehntere Besiedlung, zu der die Verhältnisse einladen, so wird Canada, der natürliche Ausgangspunkt aller Erzeugnisse des Binnenlandes, abermals zu einer höhern Stufe emporsteigen. Verlieren wird durch diese neue Aera Niemand, nicht einmal die Hudsonsbaigesellschaft, deren Jagden kaum einen Ertrag mehr abwerfen, da die Pelzthiere an Zahl abnehmen und sich immer tiefer in die Einöden zurückziehen.

*) Nähere Angaben über diese interessante Niederlassung findet man in dem Artikel: Der Red River des Nordens, Bd. 1. S. 446.

Hannover.

Land, Leute, Lebensweise und Lebensverhältnisse, besonders in Beziehung auf ländliche Bevölkerung.

Das Königreich Hannover ist neuesten Ursprungs, ist gleichsam ein Werk des Grafen Münster, durch das Gewicht, welches die englische Stimme bei der Constituirung deutscher Verhältnisse 1814 hatte, geschaffen. Es gibt kein hannoversches Volk, wohl gibt es Ostfriesen, Bremenser, Lüneburger, Calenberger, Göttinger, Harzer u. s. w. und der Glaube an ein mit den alt welfischen Besitzungen harmonirendes einheitliches Volk ist Illusion. Die einstige Macht Heinrich's des Löwen beruhte erst wesentlich auf seinem Herzogsamt in Sachsen, vereinigt mit altem Erbgut, Reichslehn, Kirchenlehn, Kirchenvogteien und Grafschaften; daran heute anzuknüpfen ist gegen die Geschichte. Auch das Kurfürstenthum Hannover bildete nach der Vereinigung aller Provinzen und Einführung der Primogenitur durch Ernst August (gest. 23. Januar 1698) nur schwache Anfänge zu einer staatlichen Einheit. Der Ankauf oder vielmehr die Einlösung der Herzogthümer Bremen und Verden von Schweden, durch den ersten englischen Georg (den hannoverschen Georg Ludwig), schuf eine geographische Abrundung, eine Concentration der Regierung konnte in dem Regierungsreglement vom 29. August 1714, über die vier Collegien des Geheimen Raths, der Justizcanzleien, die Cammer und das Consistorium nicht einmal gefunden werden, und die Schaffung eines Oberappellationsgerichts für alle Landestheile war das einzig einheitliche Band, das die Provinzen der Kurfürsten zusammenhielt. So blieb es, bis nach der französischen Occupation durch 300,000 Einwohner vergrößert, 1814 das Königreich Hannover entstand, und nun Versuche gemacht wurden und gelangen, eine politische Einheit darzustellen.

Auch geographisch bildet das hannoversche Land keine Einheit, denn wie es selbst oldenburg'sche, bremische, hamburg'sche, braunschweig'sche Landestheile ganz umschließt, so wird es von Preußen und Braunschweig durchschnitten und gänzlich von einander getrennt, in drei Haupttheile geschieden. Man gewinnt den klarsten Blick, wenn man diese drei Hauptmassen von einander scheidet.

1) Die Hauptmasse des niedersächsischen Nordens, im Süden durch das Braunschweig'sche ganz vom übrigen Lande getrennt, umfaßt 470 Quadratmeilen, mit 1,128,000 Einwohnern. Sie besteht bis auf 45 Quadratmeilen Hügelland, das sich südlich von der Grenze bis etwa zur Residenzstadt, und westlich von dieser noch etwas weiter nördlich erstreckt, aus tertiärem und diluvialem Gebiete zwischen Weser und Elbe, vorherrschend aus Sand und Moor und nur an den Flußufern und Seeküsten aus fruchtbarer Marsch bestehend, welche 34 Quadratmeilen umfaßt. Doch ist diese Fläche nicht ganz als Niederung aufzufassen, sondern der größte Theil des Herzogthums Lüneburg bildet eine flachhüglige Hochfläche, deren höchster Punkt sich über 300 Fuß erhebt. Ebenso nimmt in der Grafschaft Hoya, einige Meilen unterhalb der Porta Westfalica, das linke Weserufer noch einmal Anlauf zu einer zum Theil bewaldeten Hügelbildung, dem Oberwald und Niederwald, Heiligenberg, die sich nach Westen zu in einer Hochebene verliert.

2) Die zweite Masse, der niedersächsische Süden: Grubenhagen, Göttingen, der Harz und die Grafschaft Hohnstein, umfaßt 243,000 Einwohner auf 60½ Quadratmeilen, ist Hügel- und Gebirgsland mit einer Höhe von 3000 Fuß, im Solling 1700 Fuß, während die tiefsten Punkte nicht unter 400 Fuß kommen.

3) Die dritte Masse, die friesisch-westfälische, zieht sich in einem langen schmalen Raume zwischen Ems und Weser bis zum Meere. Auch hier ist im Süden Hügelland, das etwa 1000 Fuß ansteigt und etwa 17 Quadratmeilen beträgt, mit einer geringen fruchtbaren Ebene, dem westfälischen Becken angehörig. Diese Masse ist 168 Quadratmeilen groß und zählt 447,000 Einwohner; fast 150 Quadratmeilen, namentlich der Norden des Fürstenthums Osnabrück, die Grafschaften Meppen, Lingen, Bentheim, welche letztere man mit dem Spottnamen Mufrika bezeichnet,*) umfaßt ein der Lüneburger Heide ähnliches tertiäres Gebiet, an das sich 22½ Quadratmeilen Marschboden in Ostfriesland, von Mooren und Sand durchzogen, anschließen.

*) Der Name soll daher stammen, weil die Holländer alle Deutsche, insbesondere ihre Nachbaren Muffen nennen, während man gewöhnlich glaubt, der Name stamme von dem Moorabbrennen.

Die Bergreihe des Osning, der Kalk- und Sandsteinbildung angehörig, endet ihren Lauf erst im äußersten Westen, in den festen Sandfelsen von Bentheim und Gilderhaus, aus denen die Holländer ihre Prachtbauten zu Amsterdam und Rotterdam aufführten. Mit Ausnahme der Oder strömen alle Gewässer des mittleren Deutschlands, vom äußersten Böhmenlande her, wie von den Grenzen Baierns, Hannover zu und ergießt die Elbe, die Weser, die Ems innerhalb desselben ihre Fluthen in's Meer, nachdem sie eine sehr große Anzahl Nebenflüsse in sich aufgenommen haben. Die See'n sind unbedeutend, der Dummersee, das Steinhuder Meer und am Anfang des Eichsfeldes die Seeburgersee, sind mit den großen See'n im Havellande und Mecklenburg kaum zu vergleichen. Die Bewohner Hannovers gehören zum größten Theile dem sächsischen Stamme an, von beiden Seiten der Wesermündung, längs den Küsten der Nordsee und an der Ems wohnten die Friesen, deren östliches Reich nur von Karl dem Großen unterworfen wurde, während der durch Moore geschützte Westen seine freie Verfassung behielt. Der Harz verdankt seine Bevölkerung den Franken. Der östliche Winkel von Lüneburg wird von Wenden bewohnt und führt daher den Namen Wendland.

Schon diese kurze Beschreibung des Landes mag andeuten, daß die Lebensverhältnisse in Hannover sich ganz anders gestalten, als in den Mittelstaaten gleichen Ranges, Sachsen, Würtemberg oder überhaupt jedem Binnenstaate. In Hannover herrscht überall größere Mannigfaltigkeit und treten die Gegensätze schärfer hervor. Hier eine Bevölkerung von 4428 Einwohner auf die Quadratmeile, wie im Hildesheim'schen, dort über 100 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von kaum 1000 Einwohner auf eine solche; hier Rhederei und Schifferei, dort Bergbau nach Silber und Eisen oder Kohlen; hier Grundeigenthum, das nicht trennbar ist, einem Anerben zufällt, dort freie Theilbarkeit des Grundeigenthums; hier frühere Eigenbehörige und Meyerbauern von einem Gutsherrn abhängig, auch nach der Ablösung in vielen Punkten den Einwirkungen der Verwaltungsbehörden ausgesetzt, dort freie Marschbauern mit mancherlei alten freiheitlichen Institutionen; in vielen Theilen des Landes Gewerbefreiheit, in andern Zunftzwang, hier Anfänge von Fabriken und industriellen Unternehmungen, dort kaum eine Spur solcher Dinge; — hier Geest, dort Marsch; hier unabsehbare Ebene, dort Hügel und Gebirgsland, hier der Grundbesitz vorzugsweise in den Händen des Domaniums, des Klosterfonds oder der Adligen, dort keine Domäne und geringer adliger Besitz, hier die Städte überwiegend, dort gänzlich in den Hintergrund gedrängt.

Ueber ein Land von solcher Verschiedenheit läßt sich kein Urtheil im Allgemeinen angeben, wir müssen daher einen andern Weg einschlagen und die einzelnen Provinzen und ihre Bewohner näher betrachten. Vorher aber wollen wir noch einige statistische Notizen vorausſenden, die uns später als Stütz- und Vergleichspunkte dienen können.

Von 698$^{6}/_{10}$ Quadratmeilen Landes entbehren $^{2}/_{3}$ als Moor, Heide, Gemeindeweide u. s. w. aller Cultur — Waldungen nehmen $^{1}/_{10}$ des Landes ein, das Ackerland $^{2}/_{7}$, Wiesen und Privatweiden $^{1}/_{10}$. Das Alles ist aber nach Provinzen wieder sehr verschieden: auf dem Harze beträgt der Waldboden fast $^{6}/_{7}$, in Göttingen und Grubenhagen $^{1}/_{3}$, in Hildesheim $^{1}/_{5}$, im Osnabrück'schen $^{1}/_{7}$, in Lüneburg $^{1}/_{9}$, in Hoya, Diepholz $^{1}/_{13}$, im Bremischen, Meppen, Lingen, Bentheim kaum $^{1}/_{40}$ in Ostfriesland nur $^{1}/_{140}$. Ebenso verhält es sich mit dem cultivirten und uncultivirten Boden, letztern gibt es im Hildesheim'schen gar nicht, in Calenberg wenig u. s. w. Das Verhältniß des Graswuchses zu den Ackerländereien stellt sich im Hildesheim'schen, Göttingen und Grubenhagen wie 1 : 6, in Calenberg wie 3: 10, in Hoya und Lüneburg wie 2: 3 (die Aller- und Elbmarschen, wie das wahrscheinliche alte Elbbett, der s. g. Wiezenbruch, geben im Lüneburg'schen diesen Ausschlag), im Bremischen wie 3: 4, in Osnabrück wie 4: 5, in Ostfriesland ist das Grasland überwiegend. Damit sind die Bedingungen einer mehr oder mindern Viehzucht gegeben.

Das Domanium besitzt nach Stüve von diesem Areal mehr als die Hälfte der Forsten, aber nur etwa 4 Procent des Culturlandes, nämlich nachdem der Forstgrund in Folge von Theilungen ganz bedeutend verkleinert ist: 750,000 Morgen culturbaren Forstgrund, 140,000 Morgen Garten- und Ackerland, 70,000 Morgen Wiesen, 100,000 Morgen Weiden, 150,000 Morgen Torfmoor, mit einem Bruttoertrage von jährlich 3,350,000 Thalern. Neben diesen Domänen besteht ein

Domanialablösungsfond, in welchen seit 1831 über 15 Millionen Thaler geflossen sind.

Die Rittergüter besitzen 7 Procent der Forsten und 6 Procent des Culturlandes, und sind incl. der Majoratsherren dafür im Besitze der ersten Kammer der allgemeinen Ständeversammlung, während die Gemeinden und die früher pflichtigen Privateigenthümer 90 Procent des Culturlandes, 35 Procent der Forsten und 96 Procent der Moore und Gemeinheitsweiden besitzen. Die Zahl der Grundeigenthümer ist nach einer ältern Arbeit von 1822, die indeß bis jetzt die einzige statistische Grundlage bildet, zu 265,629 angenommen, von denen man 166,372 als Hofbesitzer betrachtete; 76,767 dieser Höfe hatten jedoch unter 10 Morgen, 28,098 von 10 bis 20 Morgen, 13,569 von 20 bis 30 Morgen, 40,838 Höfe von 30 bis 120 Morgen, 13,100 über 120 M. In diesen Grundbesitzern stecken die 700 bis 800 Rittergutsbesitzer.

Die städtische Bevölkerung, die meist ackerbautreibenden Flecken mitgerechnet, beträgt $^1/_5$ über das ganze Land, ohne die Flecken $^1/_7$ und vertheilt sich auf die Provinzen wie folgt. Auf dem Harze haben die Städte mit $^2/_5$ das Land und $^1/_3$ Einwohner, in den Landdrosteien Hannover und Hildesheim bilden die städtischen Einwohner $^1/_3$, in Lüneburg $^1/_4$, in Osnabrück $^1/_5$, in Stade $^1/_7$ der Bevölkerung.

Was die Confessionen anbetrifft, so herrscht die lutherische Lehre entschieden vor, nur $^1/_9$ der Bevölkerung besteht aus Katholiken, $^1/_{20}$ aus Reformirten, $^1/_{180}$ aus Juden, die indeß in raschem Zunehmen sind. Nur in Meppen und Lingen überwiegen die Katholiken, im Osnabrück'schen kommen 87,000 Lutheraner auf 62,000 Katholiken, in Bentheim 25,000 Reformirte auf 4350 Katholiken und 300 Lutheraner. In Ostfriesland bestehen außerdem einige menonitische Gemeinden.

Die Volkssprache ist mit Ausnahme des Oberharzes plattdeutsch in verschieden nüancirten Dialekten, dem harten Plattdeutsch in der Landdrostei Hildesheim und im Calenberg'schen, den Uebergängen zu der weicheren Bremischen Sprache in Hoya, dem bremischen Platt, dem hamburger-mecklenburgischen Platt der Elbmarschen, dem westfälischen Platt, dem weichen ostfriesischen Platt. In Bentheim und den westlichen Theilen Ostfrieslands wird viel holländisch gesprochen. Der harte Harzdialekt stammt aus Franken, im Hohnstein'schen hört man thüring'sche Laute.

Der Volkscharakter der Hannoveraner ist im ganzen kalt, ruhig, nüchtern, besonnen, in den Städten gutmüthiger als auf dem Lande, zähe und nachhaltig. Stüve meint, der Göttinger sei leichter beweglich, der Wende arbeitsam, aber sinnlich und rachdürstig, der Friese mehr zusammengenommen und strenger als der Sachse, der Westfale habe mehr gemüthliche Tiefe und Sicherheit, der Sachse mehr Lebendigkeit und Schärfe des Verstandes. Der Bauer ist mit Ausnahme der Marschbauern, der beständig mit den Hochfluthen zu kämpfen hat, mehr gleichgiltig und gedankenträge, an dem Hergebrachten mit vorurtheilsvoller Anhänglichkeit hastend, ohne Gemeinsinn, eigennützig, mißtrauisch, oft habgierig (ein Bauer, der einige Ruthen nutzlosen Landes umsonst zur Verschönerung des Dorfes hergäbe, ist selten zu treffen). Das Zusammenhalten des Seinigen ist ein charakteristischer Zug, mindestens des friesischen Charakters, woher es auch kommt, daß man in Ostfriesland wie in den freien bremischen Marschen zu einer Bodenzersplitterung nicht gekommen ist, daß z. B. im Altenlande die Besitzungen zum bei weitem größten Theil noch denselben Umfang haben, den sie im zwölften Jahrhundert bei der Eintheilung und Vertheilung erhielten. In der Regel kann jeder Bauer, nicht nur der Hofbesitzer, schreiben und lesen, aber selten trifft man das Bedürfniß zu lesen. Im Jahre 1848 vertheilten Volksvereine in mehreren Gegenden umsonst demokratische Zeitschriften, allein sie machten die Erfahrung, daß die Bauern so gleichgiltig gegen dies Geschenk waren, daß sie dieselben nicht einmal von dem Postorte abholen ließen. Das war nicht etwa bloß Mißachtung der demokratischen Tendenzen (denn der grundbesitzende Bauer, wenn er dem Stande der Hausleute, Vollmeier, Baumänner, Stellhöfner angehört, ist ein geborener Aristokrat), sondern Mißachtung der Lectüre von Zeitungen überhaupt.

Seit 1848 hat sich das Bildungsbedürfniß aber unendlich gesteigert, durch Heranziehung der großen Grundbesitzer zu den Schwurgerichten und bis 1855 sogar zur ersten Kammer, durch die Amtsberathungen und die Schöffengerichte. In einem Jahrzehnt ist das Doppelte, ja das Dreifache an Bildung im Bauernstande verbreitet als in den vorangegangenen fünfzig Jahren, und die Hoffnungen jener Dunkelmänner, welche wie Pastor

Funke (die heillosen Folgen der Bodenzersplitterung) predigen: des Bauern Blick solle nicht über den Gemeindeverband hinausgehen, in welchem er geboren sei und lebe, werden sich wahrscheinlich nicht erfüllen.

Dennoch hält es unendlich schwer, die Gemeinden zu bewegen, für Volksschullehrer selbst etwas Ordentliches zu thun, und von den 3600 Volksschulen im Lande sind trotz einer Unterstützung des Staates von etwa 34,000 Thalern, noch immer über 1300 mit der Mindesteinnahme von 80 Thalern dotirt. Ob die streng orthodoxe Bildung, welche die Volksschullehrer seit neuerer Zeit auf den Seminarien erlangen, vortheilhaft für die Zukunft wirken wird, steht sehr dahin, uns scheint es kein großer Gewinn, wenn der Dorfjugend noch mehr Liederverse und Bibelstellen eingeprägt werden. Welche Wirksamkeit die so genannten Fortbildungsschulen haben werden, muß erst die Zukunft lehren, in neuerer Zeit hat man angefangen, in Göttingen und Ebstorf Ackerbauakademien gleichsam zu errichten, an anderen Orten, z. B. Nienburg, Ackerbauschulen, allein erstere scheinen nur von den gebildeteren Ständen, letztere sehr sparsam frequentirt zu werden.

Es mag hier gleich erwähnt werden, wie für die Bildung der Gesammtbevölkerung im Uebrigen gesorgt ist. Es existiren 13 Progymnasien und höhere Bürgerschulen, 16 Gymnasien, eine polytechnische Schule zu Hannover, eine Baugewerkschule zu Nienburg mit einem Wintercursus nach dem Vorbilde der Baugewerkschule zu Holzminden, eine auf städtische Kosten gegründete ähnliche Schule in Hildesheim, etwa 32 Real- und Gewerbschulen in verschiedenen Städten, fünf Schullehrerseminare, darunter ein jüdisches, zwei Predigerseminare, eine Berg- und Forstschule, vier Navigationsschulen zu Emden, Papenburg, Wimmel und Grünendeich, eine chirurgische Schule, zwei Thierarzneischulen, eine Militärakademie, zwei Blindenanstalten und zwei Taubstummenanstalten. Dazu kommt dann die Georgia Augusta, die Göttinger Hochschule. Betrachten wir die wirthschaftlichen Verhältnisse im Allgemeinen, so steht der Ackerbau unzweifelhaft als die Haupterwerbsquelle des Landes da.

Nach den Grundsteueraufnahmen von 1849 ist das Grundsteuercapital erstens von 4,131,816 Morgen Garten und Ackerland zu 8,184,805 Thaler; zweitens von 2,443,541 Morgen Wiesen und Privatweiden zu 2,607,195 Thaler; drittens von 2,036,379 Morgen Forsten zu 574,192 Thaler; viertens von 321,557 Fuder Torfertrag, à 2000 Soden, zu 53,942 Thaler; fünftens von 641,596 Gemeinde- und Koppelkuhweiden zu 1,053,619 Thaler, zusammen zu 12,473,735 Thaler geschätzt, wovon indeß an Wasserbaukosten 418,845 Thaler abgesetzt werden müssen, so daß ein Steuercapital von 12,054,908 Thalern bleibt, welches den Reinertrag von Grund und Boden repräsentiren soll. Allein schon Lehzen bemerkt, wie irrthümlich diese Annahme ist, welche, was Acker- und Gartenland anbetrifft, auf der Voraussetzung basirt, daß der Bruttoertrag durchschnittlich nur 4,6 Korn oder 9,2 Himpten vom Morgen betrage, während doch durchschnittlich vom Morgen 11 Himpten gewonnen werden. Dies würde — den Himpten zu dem niedrigsten Preise, den wir seit länger als zehn Jahren nicht mehr kennen, zu zwanzig Neugroschen veranschlagt — einen Bruttoertrag von 30 Millionen Thaler für Garten- und Ackerland allein geben. Noch ungleich höher möchte sich der Ertrag des Grünlandes und der Forsten seit der Steuerveranlagung gehoben haben. Wenn man die Productionsvermehrung durch Theilungen hinzurechnet (die neu cultivirten Ländereien genießen bis jetzt zwanzig Freijahre, die Weiden zehn Freijahre, eine ganz unverhältnißmäßige Begünstigung, an deren Stelle künftig acht Freijahre treten werden), so gelangt man zu dem Resultate, daß sich der steuerbare Acker- und Wiesenboden seit der Grundsteuerveranlagung um ⅓ vermehrt hat, so daß Lehzen's Annahme, das Grundsteuercapital sei mindestens auf 25 Millionen Thaler anzuschlagen, viel zu niedrig gerechnet ist. Die Grundsteuer soll 1,300,000 Thaler aufbringen, und ursprünglich 10¼ Procent des als Reinertrag von den Grundstücken ermittelten Grundsteuercapitals sein. 1830 wurde die Grundsteuer vom Ackerbaulande indeß um 10 Procent ermäßigt. Die für die vormaligen Grundsteuerexemtionen nach dem Gesetz vom 3. Juni 1826 festgestellte Entschädigung belief sich für das Domanium auf 20,200 Thaler, für die übrigen Exemten auf 35,000 Thaler, wofür der fünfundzwanzigfache Betrag als Capitalentschädigung mit circa 900,000 Thaler bezahlt ist.

Die Vertheilung des Bodens und die im Ganzen nicht zu dichte Bevölkerung begünstigen den Ackerbau, von dem ⅔ der 300,000

Familien des Landes leben. Die natürlichen Hinderniſſe der Landwirthſchaft liegen in der Bodenbeſchaffenheit (Sand und Moor), im Ueberfluſſe und im Mangel an Waſſer. Die Gemeinſchaftlichkeit der Benutzung eines großen Theils der Bodenfläche (Gemeinheiten, Marken und dergleichen), ein ſtarkes Hinderniß einer volkswirthſchaftlichen Landwirthſchaft, ſchwindet immer raſcher, nach Bening*) waren ſchon 1852 ausgeführt Gemeinheitstheilungen in 2184 Feldmarken, Verkopplungen in 1356 Feldmarken, Zehntablöſungen in 2551 Feldmarken, vorbereitet von erſteren 521, von letzteren 391 und 61, welche gegenwärtig wahrſcheinlich längſt vollendet ſein und neuen Vorbereitungen Platz gemacht haben werden, denn Theilungen und Verkopplungen gehen in Folge der neueren Geſetzgebung von 1842, 1847, 1853, 1856 mit Eiſenbahneile gegen den früheren Schneckengang. Die frühere Furcht der Landesökonomiebeamten, daß eines ſchönen Tags es mit ihrer Arbeit am Ende ſein würde, und daß man ſein langſam arbeiten müſſe, um der nachwachſenden Generation der Geometer ꝛc. auch Arbeit überzulaſſen, iſt verſchwunden.

Auch ein ferneres noch größeres Hinderniß der Landwirthſchaft iſt im raſchen Abnehmen, das gutsherrliche und Eigengehörigkeitsverhältniß, ſowie die Belaſtung des Grundes und Bodens mit Zehnten, Dienſten, Grund- und gutsherrlichen Leiſtungen, Weideberechtigungen u. ſ. w. — Stüve berechnet das Capital dieſer Leiſtungen auf 72 Millionen Thaler, von dem etwa ½ dem Domanio, ½ Privaten zuſtanden, und verſichert, daß davon über 40 Procent abgelöſt ſeien.

Durch die Ermöglichung der Allodification der Lehne, auch der größeren (ſeit 1848), iſt ein ferneres Hinderniß einer rationellen Landwirthſchaft gefallen, wie durch das Geſetz über Ent- und Bewäſſerung von 1847, trotz aller Ausnahmen, Unterſcheidungen und Vorbehalte, welche daſſelbe verdunkeln, ein ſehr großer Schritt zum Beſſern gethan iſt, welchen die Müller aller Landestheile, welche ſich bis dahin beinah allein als Herrn aller Bäche wähnten, ſchon ſchwer empfinden.

Die Aufhebung des Jagdrechts iſt für die Entwicklung des Ackerbaues gar nicht ſo gering anzuſchlagen, als es die früheren Jagdberechtigten wohl thun, namentlich in den Gegenden, aus denen früher die häufigſten und gerechteſten Klagen über Wildſchaden kamen. Die Vortheile, welche der Ackerbau aus den Eiſenbahnen zieht, ſind bis jetzt ſtatiſtiſch nicht nachweisbar, aber gewiß ſehr bedeutend. Schreiber dieſes hat in einer Gegend gelebt, aus der, obgleich ſie an zwei Waſſerſtraßen lag, von denen die eine ſelbſt mit Dampfſchiffen befahren wurde, kaum je Kartoffeln ausgeführt wurden, während gegenwärtig Jahr ein Jahr aus nach den Rheinlanden, Holland und der Reſidenz Hunderte von Wagenladungen auf der Eiſenbahn befördert werden. Wie vielen Bauern hat außerdem die Eiſenbahn zu ihren Glück den Frachtwagen, der ſie der Landwirthſchaft gänzlich entzog, lahm gelegt.

Wäre der Bauernſtand in allen Landestheilen, wo Untheilbarkeit herrſcht, nicht durch das jedem Menſchen innewohnende Gefühl der Billigkeit gleichſam gezwungen, Capitalien zu ſammeln, ſtatt die nöthigen Ausgaben, welche die neuere Bewirthſchaftungsart, der Zuwachs an Ländereien aus den Gemeinheitstheilungen u. ſ. w. erfordert, in der That zu machen, ſo würde das Wort, daß die jetzigen Nachkommen der Höfner (Vollmeier) Junker würden, allerdings Wahrheit werden, denn wir halten den hannoverſchen Bauernſtand *für den glücklichſituirteſten in ganz Deutſchland*, wenn er gleich 25 Procent der Jahresleiſtung als Ablöſungscapital bezahlen muß, während das preußiſche Ablöſungsgeſetz nach 1848 nur die achtzehnfache, und wenn ſie in Schuldbriefen der Rentbank erfolgt, das zwanzigfache der Jahresleiſtung fordert, abgeſehen von der unentgeltlichen Aufhebung vieler Rechte.

Nach Stüve hat ſich ferner der Preis des leichten Bodens, namentlich durch Einführung der Schlagwirthſchaft, in zwanzig Jahren *verzehnfacht*. Das Verdienſt der Einführung dieſer von Alters her, mindeſtens im Lauenburgiſchen, beſtehenden Koppelwirthſchaft, welche freilich in altgermaniſcher Zeit ſchon verbreitet geweſen ſcheint (Tacitus Germania, Cap. 26), iſt beſonders durch den Uelzner landwirthſchaftlichen Provinzialverein, durch deſſen Vermittlung bis 1857 allein gegen 700 Hofwirthſchaften in dieſer Weiſe geregelt ſind, zuerſt im Lüneburgiſchen eingeführt, dann auf das Bremiſche übergegangen. Die anderen Provinzen ſind noch zurück.

*) Die Umbildung der ländlichen Zuſtände in Folge der Gemeinheitstheilungen und Verkopplungen, vom Geh. Regierungsrath Bening. Hannover 1858.

Eine bedeutende Hilfe für den Bauernstand, namentlich zu einer raschen und leichteren Durchführung der Ablösungen, gewährt die Landescreditanstalt, deren Entstehung, Verfassung und Wirksamkeit Bening vortrefflich geschildert.*) Dieselbe hat für etwa 11⅔ Millionen Thaler Darlehne gegeben, für Ablösungen selbst etwa 9 Millionen. Wie sehr die seit 1848 erst vervollständigte Erweiterung der Landescreditanstalt grade Gemeinden und ähnlichen Verbänden, die sich zu plötzlichen größeren Ausgaben (Schul- und Kirchenbauten, Landstraßenbauten u. s. w.) genöthigt sehen, zu Hilfe gekommen, sieht man daraus, daß sich am Schluß des Jahres 1859 unter den Schuldnern derselben befanden: 22 Städte, 74 Flecken, 117 Landgemeinden, 114 Kirchen- und Schulgemeinden, 8 sonstige Verbände. Die Anstalt hatte am Schluß des Jahres 1859 an 3½procentigen Obligationen ausgegeben für 11,765,247 Thaler und an 3procentigen Depositen 188,125 Thaler.

Daneben bestehen drei ritterschaftliche Creditanstalten, in Lüneburg seit 1790, in Calenberg, Grubenhagen, Göttingen, Hildesheim seit 1825, in Bremen, Verden seit 1827, welche für etwa 4 Millionen Thaler Darlehne gegeben, die sich nach und nach abarbeiten.

Zur Verbreitung rationeller Landwirthschaftslehren dient hauptsächlich die schon 1764 durch Georg III. gegründete Gesellschaft zur Beförderung der Landwirthschaft in Celle, welche 1849 eine zeitgemäße Umgestaltung in einen landwirthschaftlichen Centralverein für das Königreich erfahren hat, neben dem resp. unter dem eine große Menge Provinzialvereine sich gebildet haben, deren heilsamer Einfluß im Wachsen ist.

Die Viehzucht ist in Hannover durch das schon oben angegebene Verhältniß der Grasländerei zur Ackerländerei erst wesentlich bedingt, im Ganzen aber, außer der Pferdezucht, nicht in dem Maße entwickelt, als sie es sein könnte. Nach der Zählung von 1853 betrug der Viehbestand im Lande 205,001 Pferde, 820,011 Stück Rindvieh, 1,905,983 Schafe, 90,017 Zuchtschweine, 117,023 Ziegen. Der Bestand hat seitdem zugenommen, mit Ausnahme der Schafe. Die hannoversche Pferdezucht hat schon seit Jahrhunderten einen Ruf und ist durch das schon 1735 in Celle eingerichtete Landgestüt, mit den Nebengestüten zu Neuhaus im Sollinge und Herrenhausen, in denen mehr als 210 Beschäler gehalten werden, sehr gehoben. Es werden jährlich über 18,000 Stuten bedeckt. — Die Kosten des Landgestüts betragen jährlich 65,000 Thaler, wovon etwa 23,000 Thaler durch Bedeckungsgebühren gedeckt werden. Ausgeführt werden jährlich über 12,000 Stück Pferde. Die Pferdezucht ist am bedeutendsten in Ostfriesland, dann im Bremischen, dann in Hoya und der unteren Allermarsch zwischen Verden und Rethem. Die neuesten statistischen Mittheilungen, welche für 1859 eine Zahl von 19,951 lebendigen Füllen, gegen das Vorjahr (der Trockniß wegen) eine Abnahme von 1649 Stück, ergeben, lassen das eigentliche Verhältniß nicht genau erkennen, da sie die politischen Abtheilungen der Landdrosteien zu Grunde legen. Es sind danach gezüchtet in der Landdrostei Hannover 2801 Füllen, in Hildesheim 1474, in Osnabrück 1608, in Lüneburg 3929, in Stade 6539, in Aurich 3600, auf dem Oberharz nichts. Beschäler waren 259 geführte Privatbeschäler und 212 aus den Gestüten. Es fallen danach auf das Bremische 32 Procent, auf Lüneburg 19, auf Ostfriesland 18, auf Hannover 14, auf Osnabrück 8, auf Hildesheim 7 Procent der Gesammtproduction. Die Ausfuhr von Schlachtvieh aus den Küstengegenden ist sehr bedeutend, Ostfriesland bringt jährlich 2000 Stück fette Kühe und Ochsen und 2500 Stück mageres Rindvieh in den Handel, wie dasselbe gegen 5½ Millionen Pfund Butter und gegen 8 Millionen Pfund Käse gewinnt, wovon über die Hälfte ausgeführt wird. Man widmet der Rindviehzucht durch Veredlung der Racen und verbesserte Fütterung und Wartung, indeß in den meisten Landestheilen erst seit etwa zehn Jahren, größere Sorgfalt. Schafzucht wird besonders in den Landdrosteien Lüneburg, Hannover, Hildesheim getrieben, letzteres hat ⅘ aller veredelten Schafe im Lande. Die gesammte Wollproduction beträgt etwa 45,000 Centner, von denen 25,000 Centner ausgeführt wurden, während die Einfuhr nur 5000 Centner beträgt. Osnabrück excellirt in westfälischer Schweinezucht, die fettesten Schweine werden indeß in Ostfriesland wie in den Weser- und Elbmarschen gezüchtet. Diepholz führt jährlich etwa 10,000 Stück Gänse aus. Die Bienenzucht ist nicht nur in der Lüneburger Heide,

*) Rau und Hanssen, Archiv für pol. Oekonomie, neue Folge, 14. S. 273.

ſondern auch in Bentheim, Oſtfriesland, dem Hoyaiſchen verbreitet und wird ſeit den letzten Jahren rationeller durch Kaſtenwirthſchaft ſtatt der Körbe betrieben. Nach den im September 1860 in der Verſammlung der Bienenwirthe zu Hannover mitgetheilten Verzeichniſſe gab es in Hannover 200,000 Leibbienen, denen im Sommer 600,000 Bienenſtöcke entſprechen, welche bei einem Ertrage von nur 3 Thalern durchſchnittlich 1,800,000 Thaler aufbringen.

Fiſcherei iſt nur an den Küſtengegenden von Bedeutung, die Weſer iſt im Ganzen fiſcharm und Dampfſchiffe haben das ihrige dazu beigetragen, die Fiſcherei noch mehr zu verwüſten. Doch werden in Hameln nicht nur Lachſe gefangen, ſondern auch ſeit den letzten Jahren gezüchtet. Die Aller iſt fiſchreich, in der unteren Ems fängt man auch Sardellen, mit der oſtfrieſiſchen Häringsfängerei will es jedoch nicht recht vorwärts. — Schiffsholz iſt noch immer ein Ausfuhrartikel, obgleich die ſchönen Eichen im Hoyaiſchen ſchon ſtark gelichtet ſind und mancher Eichenwald der einträglicheren Wieſen- und Ackerbaucultur hat weichen müſſen. Die Holzhändler holen ſchon aus dem Calenbergiſchen und der Grafſchaft Schaumburg, dem Lüneburgiſchen das, was ſie ſonſt näher hatten. Indeß ſind die Landgemeindeforſten im Calenbergiſchen ſeit 1859 nach Art und Weiſe der Hildesheimiſchen der Staatsaufſicht unterworfen, nicht ohne großen Widerſpruch der Landgemeinden, welche dieſelben Rechte behaupten möchten, die man den Städten und adligen Gutsbeſitzern nicht ſtreitig macht. Der Harz bringt verhältnißmäßig ſehr wenig Waldproducte in den Handel, da der Bergbau und die Berechtigungen der Einwohner zu viel conſumiren. Vor der Krondotationsausſcheidung beliefen ſich die Bruttoeinnahmen der Generalforſtcaſſe auf etwa 200,000 Thaler jährlich, die Ausgaben auf 140,000 Thaler, wovon die Koſten der Bereitung 14 Procent, die Culturkoſten 10 Procent, die Ausgaben zur Vertilgung ſchädlicher Waldinſecten 2 Procent, die Beſoldungen und Löhne 25 Procent, ſonſtige Löhne 4 Procent betrugen. Ueber den Bergbau ſprechen wir bei Gelegenheit des Harzes. Der Steinkohlenbergbau am Deiſter, Süntel, Oſterwalde im Osnabrück'ſchen, namentlich im Priesberge iſt nicht unbedeutend, hat aber ſeit der Tarifermäßigung für weſtfäliſche Kohlen die Concurrenz mit der Ruhrkohle zu beſtehen.

Das ganze niederſächſiſche und weſtfäliſche Hügelland enthält eine große Menge von Salzquellen, namentlich iſt die Saline von Lüneburg unerſchöpflich, allein das Salz ſelbſt wegen der Steuerverhältniſſe und der Concurrenz des überſeeiſchen Salzes faſt werthlos. Die Einnahme des Staats von den Salinen beträgt etwa 50,000 Thaler jährlich, der Preis des Centners Salz ſtellt ſich im Hannoverſchen etwa zu 1 Thaler 5 Neugroſchen durchſchnittlich.

Die etwa 60 Quadratmorgen Torf ſind bisher nur zur Feuerung im Lande und der nächſten Nachbarſchaft verwerthet, nur nach Bremen und Hamburg ausgeführt. Das Neeſe'ſche Unternehmen zu Neuſtadt a. R., Hochöfen mit gepreßtem Torf zu heizen, hat ſich praktiſch nicht durchführen laſſen. Ob die Torfpreßgeſellſchaft deſſelben, an der ſich wiederum Graf von Kielmannsegge betheiligt, beſſeren Erfolg habe, ſteht dahin. Die Verſuche, Parafin aus Torf zu bereiten, welche man in Oſtfriesland gemacht hat, haben bis jetzt keinen Beſtand gehabt. Daß der Torf noch eine beſſere Zukunft habe, ſcheint nicht zweifelhaft.

Von gewerblichen Productionen hat Leinenſpinnerei und Weberei, als eine Nebenbeſchäftigung der Landleute, von Alters her ſich erhalten, und trotz der Concurrenz der Maſchinenſpinnerei beträgt die jährliche Ausfuhr an Leinewand, Garn und Flachs 2,700,000 Thaler. — Die auf Actien in mehreren Landestheilen gegründeten Flachsbereitungsanſtalten wollen nicht recht fortkommen, vorzüglich wohl, weil der Bauer ſich von ſeinen althergebrachten Gewohnheiten nicht losreißen kann. Die früher erhebliche Wollweberei hat ſich nur an einzelnen Orten erhalten: Oſterode, Göttingen, Einbeck, Hameln, Scharnbeck, Diepholz, Branſche, Osnabrück. Sehr bedeutend, namentlich nach dem Zollanſchluß, iſt die Fabrication von Tabacken und Cigarren, von welchen letzteren große Mengen nach Amerika exportirt werden (Andree in Osnabrück). Mechaniſche Spinnerei und Weberei wird von einer großen Actiengeſellſchaft in Hannover betrieben, außerdem exiſtirt noch eine mechaniſche Weberei in Hannover, jetzt gleichfalls von einer Actiengeſellſchaft betrieben. Großartig iſt die Maſchinenbauanſtalt von Eggestorf in Linden, bis zum Jahre 1860 hatte

derſelbe 184 Locomotiven erbaut. In Holzwaaren zeichnen ſich nicht nur die Schwefelholzfabriken zu Clausthal, Andreasberg, Lauterberg aus, ſondern auch die Möbelfabrik zu Scharzfeld und die Parquetbodenfabrik zu Ilefeld. In Twiſtringen flicht man Strohhüte und Strohwaaren, ebenſo in dem durch Wilddieberei früher berüchtigten Orte Sievershauſen am Sollinge. In Andreasberg, wie Liebenau und Twiſtringen im Hoyaiſchen werden Spitzen geklöppelt. Von Nienburg aus fängt Seidenbau ſich über das Land zu verbreiten an, in Nienburg hat man eine Haspelanſtalt und ſoll auch ſchon an die Einrichtung einer Zwirnerei denken, vorzugsweiſe beſchäftigt ſich der Nienburger Seidenbauverein aber mit Verkauf von Grains, die nach Tyrol, Italien und Frankreich verſendet werden, da die Raupen in Norddeutſchland länger von der gefährlichen, noch unbekannten Raupenkrankheit verſchont ſind, als in wärmeren Ländern. Daß es an Branntweinbrennereien nicht fehlt, iſt ſelbſtverſtändlich, doch vermehren ſich auch die Bierbrauereien. Gerbereien ſind in einzelnen Theilen des Landes nicht unbedeutend. In Harburg blühen ſeit den letzten Jahren bedeutende Fabriken in Gummi- und Kautſchukwaaren. Runkelrübenzuckerfabriken gibt es nur zwei in Einbeck und Hannover. Obwohl Hannover zum Handel ſo günſtig ſituirt iſt wie nur ein deutſcher Staat, ſo herrſchte doch lange das Vorurtheil, Hannover ſei von Natur nur zu einem ackerbautreibenden Staate beſtimmt und höchſtens zum Zwiſchenhandel und Tranſit geweiht. Die alten Handelsſtädte an den Grenzen, Bremen, Hamburg und Braunſchweig, ſcheinen zu mächtig, um mit ihnen Concurrenz zu machen; Emden hatte kein Hinterland und dazu das ſchlechteſte Fahrwaſſer. Die hannoverſche Regierung verkaufte ſchon im vorigen Jahrhundert Vegeſak, in dieſem das Bremerhafner Territorium an Bremen, und glaubte genug gethan zu haben, wenn ſie namentlich durch Chauſſeebauten von Norden nach Süden und Oſten den Tranſit Hannover erhielt. Spediteure und Frachtfuhrleute waren es auch, die ſich von 1835 bis 1840 den Eiſenbahnbauten am meiſten widerſetzten. Die letzteren haben erſt einen Umſchwung der Anſichten zu Wege gebracht; man fing an, den Hafen von Harburg zu bauen, in Brunshauſen einen Liegeplatz zu errichten, unterſtützte Emden bei Einrichtung eines neuen Fahrwaſſers und der Schleuſe, und baut jetzt ſeit drei Jahren an dem großen Hafen zu Geeſtemünde, in der Hoffnung, aus dieſem Orte ein hannover'ſches Bremerhafen zu erziehen. Der Bau der Geeſtemünder Eiſenbahn hat ſich durch Sonderbeſtrebungen des Herrn von Borries länger als wünſchenswerth hinausgezögert. Die hannoverſche Seefahrt, die ſich bisher nur auf Frachtverkehr beſchränkte, macht ſeit dem Anſchluſſe an den Zollverein den Anfang zu einem Seehandel, die Rhederei hat ſich bedeutend gehoben und die Actien der Papenburger Rhedereigeſellſchaften, wie auch der erſten Harburger Geſellſchaft, rentiren ſich ſehr gut, wenngleich die Direction der Harburg-engliſchen Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft es verſtanden hat, dies an und für ſich gewiß gute und Nutzen verheißende Unternehmen in kurzer Zeit zu ruiniren. Die Zahl der hannover'ſchen Seeſchiffe beträgt etwa 720, mit einer Bemannung von 4310 Mann. — Man hat geglaubt, dem Handel durch die Errichtung einer hannover'ſchen Bank einen großen Dienſt zu leiſten, allein die Geſchäftsthätigkeit derſelben hat an Umfang nicht zugenommen und ſich bei der Handelskriſis kaum bewährt. Der Gewinn ſcheint für die erſten Unternehmer der größte geweſen zu ſein und iſt Hannover von hier aus zuerſt mit Banknoten beglückt, während es ſich des Papiergeldes bisher erwehrte.

Doch es iſt Zeit, daß wir mit dieſen allgemeinen Betrachtungen abbrechen und zu den einzelnen Landestheilen übergehen, bei deren Betrachtung wir noch manches in Beziehung auf Handel, Manufactur und Gewerbeverhältniſſe nachzutragen haben. Fangen wir im Süden an.

Der Süden Hannovers beſteht aus dem Fürſtenthum Göttingen, dem Fürſtenthum Grubenhagen, dem Eichsfelde, dem Harz und der Grafſchaft Hohnſtein.

Städte: Münden, Göttingen, Nordheim, Einbeck, Oſterode, Duderſtadt, Goslar, nebſt einer Menge fleckenartiger Städte, welche die Landgemeindeordnung angenommen, d. h. ihre Selbſtändigkeit aufgegeben haben und immer mehr zu Landgemeinden werden.

In Göttingen und Grubenhagen treten uns die Beſitzverhältniſſe gänzlich anders entgegen als in den übrigen niederſächſiſchen Landestheilen. Ein eigentliches Meierrecht iſt nur ausnahmsweiſe zur Ausbildung gekommen, und wenn auch die Calenberg'ſchen Ver-

ordnungen von 1593 und 1691, auf welchen im Calenberg'schen die Untheilbarkeit der Höfe hauptsächlich basirt, auch dort Geltung haben, so sind dieselben doch so gut wie nie zur Anwendung gekommen, da einentheils die Gutsherrschaft fehlte, anderntheils die Höfe selbst fehlten, indem Höfe oder Kothstellen von den Hufen getrennt sind, endlich kein Anerbenrecht stattfindet, sondern Naturaltheilung. Großer Grundbesitz unter den Bauern ist eine Seltenheit. Es zahlen in Göttingen und Grubenhagen Grundsteuer:

57,951	Grundbesitzer	unter	20	Thlr.
314	„	von 20—	30	„
171	„	„ 30—	50	„
71	„	„ 50—100		„
28	„	„ 100—200		„
15	„	„	200	„

und darüber, diese letzteren sind sämmtlich adlige Güter, von der vorletzten Classe sind ½ adlige Güter.

In der Grafschaft Hohnstein und dem früheren Amte Scharzfels haben sich ganz thüringische Verhältnisse fortgebildet. Es bestehen in ersterer 233 Ackerhöfe, mit einem Besitz von 15—100 Morgen, 80 Hintersassen mit sehr geringem Besitz, die Mehrzahl der Gemeindemitglieder bilden die nicht stimmberechtigten Häuslinge. In Scharzfels überwiegen die größeren Höfe von 60 und mehreren Morgen, und ist die Zahl der Häuslinge größer als die der Besitzenden.

In den Aemtern Duderstadt, Gieboldehausen, Lindau, dem früheren hessischen Boweden finden sich gar keine Hufeclassen, sondern thüringische und hessische Eigenthumsverfassung. In diesen Aemtern, sowie in Herzberg, Osterode, Radelfshausen, Münden, Nienover, sind Besitzungen unter 30, ja unter 15 Morgen überwiegend, während in Erichsburg, Friedland, Adelepsen, Jühnde und Einbeck die Höfe von 60 und mehr Morgen überwiegen, in Oldershausen, Nordheim, Scharzfels bilden die Höfe von 60—120 Morgen die Mehrzahl.

Mit dieser Verkleinerung des Grundeigenthums geht die Armuth Hand in Hand und ist auf dem Eichsfelde in Gieboldehausen, Duderstadt am größten, denn ein Grundbesitz von 15—20 Morgen ist zu groß zur Bebauung mit der Hand, zu klein zu einer Spannwirthschaft. Dagegen vermindert sich mit der Parcellirung in kleinere Theile die Zahl der Besitzlosen. In Göttingen zählt man 10,212 Familien mit Grundbesitz und Stimmrecht in der Gemeinde, 1671 Anbauer und 6578 Häuslingsfamilien, in Grubenhagen fallen gleichfalls 1591 Anbauer und 3580 Häuslingsfamilien auf 6743 Grundbesitzer, ein Verhältniß, das sich im ganzen Lande nur in Hoya, Bentheim und Meppen wiederholt, da in allen übrigen Provinzen die Zahl der Anbauer und Häuslingsfamilien überwiegt. In Göttingen und Grubenhagen existiren 57 adlige Güter, von denen 18 weniger als 50 Thaler Grundsteuer zahlen, über 100 Thaler zahlen 19 Procent, unter diesen 3 über 500 Thaler, 2 über 1000 Thaler Grundsteuer. Der Nahrungsstand der unberechtigten Einwohner scheint in Göttingen günstiger als in Grubenhagen, in ersterem kommen auf ⅓ der Familien eine Kuh, und auf mehr als ⅞ derselben eine Ziege, während dort bei einer etwa gleichen Anzahl von Kühen nur auf ¾ der Familien eine Ziege fällt.

Wie man auf dem Eichsfelde Hilfe schaffe, das hat in neuester Zeit die Regierung vielfältig beschäftigt, indeß wird man diese Zersplitterung durch ein verbietendes Gesetz nicht hemmen können, noch weniger möchte ein Erbfolgegesetz Schutz gewähren, am meisten Hilfe vielleicht Verkopplung, allein diese hat bisher dort gar keinen Eingang gefunden, während man sonst in Göttingen und Grubenhagen zu verkoppeln anfängt, leider ohne zugleich die kleinen Gemeinheiten, die zwischen den Feldmarken liegen, zu theilen.

Auf diesen Grundlagen baut sich in Göttingen und Grubenhagen das Leben der Landgemeinden.

Unter den Städten ist Göttingen durch seine Universität hinreichend bekannt, in gewerblicher Beziehung nur durch Tuch- und Coatingfabriken hervorragend; Münden war einst eine Handelsstadt mit bedeutender Spedition in die Oberländer der Fulda und Werra. Das hat seit lange aufgehört und ist weder durch Weserdampfschifffahrt noch durch Eisenbahn ersetzt. Doch scheint es unnöthig, über die Städte etwas Besonderes zu sagen, da sich das Wissenswerthe darüber eben in jedem Handbuche und Conversationslexikon findet. — Gehen wir zu der Berghauptmannschaft Clausthal über, deren Anschluß an die Landdrostei Hildesheim lange ventilirt wird. Der Oberharz würde eine eigene Monographie erfordern. Die Stadtbevölkerung desselben: Clausthal, Zellerfeld, Andreasberg,

Altenau, Lautenthal, Wildemann, Grund, jetzt auch Elbingerode, hat überall sich der Landgemeindeordnung untergeordnet. Der Harzer lebt noch heute des Glaubens, daß ihm von der Landesherrschaft, vom „Kuning," wie er sagt, d. h. eigentlich von Staatswegen Arbeit, und wenn es daran fehlt, auch ohne dieselbe das Nothwendige zur Erhaltung des Lebens verschafft werden müsse. So ist es mindestens seit Jahrhunderten geschehen, der Harz ist bis in die neuesten Zeiten eine kleine abgesonderte Welt für sich geblieben, die man erst in den dreißiger Jahren zu den Landessteuern heranzog, und über deren Verhältnisse von den Harzbehörden selbst der dichteste Schleier gezogen wurde, um dem Grundsatze: daß der Harz, um sich selbst zu erhalten, auch seine Mittel und das Erzeugniß seiner Arbeit ungeschmälert behalten müsse, selbst wider Willen der Regierung möglichste Geltung zu verschaffen. Die meisten Einrichtungen des Harzes, so das Abgeben von Brotkorn zu einem ermäßigten Preise, — es erhält jeder Harzarbeiter, nicht nur der Bergmann, sondern auch der Waldarbeiter, der unverheirathete monatlich einen, der verheirathete zwei Himpten Roggen zu dem Preise von 23 Neugroschen — beruhen auf der Maxime, möglichst jeden Harzbewohner zu beschäftigen, jeden Arbeiter auf eine seinen Kräften und Fähigkeiten entsprechende Art zu verwenden, ihn so viel er zu seinem standesmäßigen Unterhalt bedarf, aber auch nicht mehr, verdienen zu lassen. Von diesem Systeme kommt man jetzt, da man die Unmöglichkeit eingesehen hat, es durchzuführen, nach und nach mit großer Vorsicht ab, und sucht den Harzer daran zu gewöhnen, daß er sich selbst Arbeit suchen müsse, wenn ihm die Harzverwaltung solche nicht geben könne. Zu diesem Zwecke hat man aber bis jetzt hauptsächlich das gewiß nicht sehr zweckmäßige Mittel, Auswanderungen auf Kosten der Landescasse zu befördern, angewendet, während man die Privatindustrie mehr hemmte als förderte. Bis zu dem Finanzministerium Lehzen's lagen die Verhältnisse der Harzer fast gänzlich im dunkeln, und gestattet auch erst Lehzen's Staatshaushalt Hannovers I. S. 98—174 einen Einblick in diese Verhältnisse.

Daß vom Ackerbau auf dem Harze nicht die Rede sein könne, geht schon daraus hervor, daß von den 11½ Quadratmeilen desselben 14/15 aus Forstgrund besteht. Auf dem Oberharze hat man Fabriken niemals hervorzurufen, vielmehr abzuhalten gesucht, weil sie nothwendig holzverbrauchende sein würden, und Brennholz und Kohlen schon jetzt oft für die enormen Bedürfnisse der Hütten- und Bergwerksverwaltung nicht ausreichen, und bei Stockungen der Arbeit die erwerblosen Arbeiter auf dem Harze sehr schwer eine andere Beschäftigung fänden. Mit den Zündhölzerfabriken, namentlich von Deig, die wöchentlich über 50 Millionen Zündhölzer verfertigen und über 550 Klafter Fichtenholz verbrauchen, hat man eine Ausnahme gemacht, die den Beweis liefert, daß Tausende von Arbeitern bei Privatindustrie auch ohne Unterstützung aus dem Staatssäckel ihr Brot finden könnten. Aber Fabrikanlagen steht auch der Umstand entgegen, daß die ganze Wasserkraft des Harzes ausschließlich der Bergwerks- und Hüttenverwaltung zusteht, welche dieselbe nach einem großartigen Systeme seit Jahrhunderten geregelt hat. Wer hätte z. B. nicht die Abdeichung des Oberteichs und den Rehburgergraben gesehen und bewundert?

Am Fuße des Harzes haben sich in Goslar, Osterode, Herzberg, Lauterberg, Scharzfels, Ilefeld erhebliche Fabrikindustrieunternehmungen, Hagelgießereien, Bleiweiß-, Gewehr-, Holzwaarenfabriken, Baumwollwebereien entwickelt, die sich theils auf die Producte, theils auf die Wasserkräfte des Harzes stützen.

Im Fürstenthum Hildesheim finden sich zum Theil ähnliche Verhältnisse wie im Götting'schen, kleinere Kothsassenhöfe und größere Districte, in denen das Grundeigenthum frei und veräußerlich ist, theils Gebundenheit des Besitzes mit größeren Höfen von 60 bis 250 Morgen.

Man gibt das Verhältniß des frei veräußerlichen Erblandes zu dem gebundenen wie 10 zu 28 an, also ist mehr als ¼ frei. Es zahlen an Grundsteuer:

26,401	Grundbesitzer	unter		20	Thlr.
545	„	von	20—	30	„
550	„	„	30—	50	„
239	„	„	50—	100	„
21	Güter	„	100—	200	„
16	„	„	200—	500	„
6	„	„	500—	1000	„

In den Aemtern Liebenburg, Wöllingerode, Wohldenberg und Alfeld überwiegt die Zahl der Vollhöfe mit 265, die der Halbhöfe mit 170. In den übrigen Aemtern finden sich 320 Vollhöfe, 622 Halbhöfe und 3614 Kothhöfe.

In Liebenburg ist das Minimum des Bestandes eines Vollhofes 125 Morgen, das Maximum 254 Morgen, während in Peine, Ruthe, Alfeld, Gronau, Bilderlah und Wohldenberg das Maximum nur 120, in Hildesheim 150, in Steinbrück 180, in Wöllingerode 200, Steuerwald, Marienburg 250 Morgen hält. Es ist natürlich, daß in derselben Weise, wie die Höfe größer werden, die Zahl der Häuslinge und Anbauer wächst. Nur in Peine haben diese die Minderzahl — 425 Anbauer und 1437 Häuslinge stehen 2081 Köthern und Voll- und Halbhöfnern gegenüber, in den übrigen Aemtern findet man 4047 Anbauer und 9704 Häuslingsfamilien auf 7166 Stellbesitzer. In Wöllingerode, Liebenburg überwiegen die Häuslinge über Anbauer und andere Grundbesitzer und, was noch schlimmer, auf 15,614 Anbauer und Häuslingsfamilien kommen nur 1057 Kühe und 10,019 Ziegen. Die Situation der Letzteren ist also hier viel ungünstiger als im Götting'schen und Grubenhagen. Die Anbauerstellen sind meistens äußerst dürftig ausgestattet und gewähren nicht genug zum Leben, aber zu viel zum Sterben. Hildesheim ist die Fruchtkammer Hannovers, und nirgends steht sich der Voll- und Halbhöfner besser als dort. Der Köthner hat seine Last, namentlich seitdem sein Grundbesitz durch Theilungen vermehrt ist, denn es gibt dort beinah keine Feldmark, in welcher die Theilung und Verkopplung nicht schon durchgeführt wäre.

Die Stadt Hildesheim muß stark arbeiten, wenn sie die Concurrenz Hannovers und Braunschweigs in Beziehung auf Industrie und Handel überwinden will, macht aber auch bedeutende Anstrengungen. Die kleinen Hildesheim'schen Städte Bockenem, Alfeld, Saestadt, Peine, Elze leben meistens von Ackerbau, doch sind auch Baumwollenfabriken im Schwunge.

Das Fürstenthum Calenberg, das sich durch eine geschriebene Meierordnung aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts vor anderen Landestheilen auszeichnet, ist in Beziehung auf die Gütervertheilung, was seinen südlichen, an Hildesheim sich anschließenden Theil anbetrifft, diesem ähnlich, nur daß das Maß der Höfe durchschnittlich etwas kleiner ist, die Zahl der Kothhöfe etwas geringer.

Es zahlen Grundsteuer:

23,086	Grundbesitzer	unter	20	Thlr.
679	„	von 20—	30	„
389	„	von 30—	50	„
123	„	„ 50—	100	„
25	„	„ 100—	200	„
20	„	über	200	„
		nicht über	1000	„

Die letzte Classe besteht fast ausschließlich aus adligen Gütern, auch bilden diese in der vorletzten Classe $^6/_7$.

In den Aemtern Calenberg, Grohnde und Hannover erreichen die Vollhöfe 120 Morgen, in Lauenstein überwiegen die kleineren Höfe von 30—60 Morgen, in allen übrigen Aemtern haben die Höfe von 60—120 Morgen das Uebergewicht. Im Allgemeinen überwiegen aber die Kothhöfe, nur in Coppenbrügge sind mehr Voll- und Halb- als Kothhöfe. Letztere machen in Hannover $^4/_7$, in Springe $^5/_8$, in Blumenau, Calenberg, Lauenstein, Hameln, Wennigsen $^2/_3$, in Grohnde $^3/_4$, in Polle $^5/_6$ aus, in den Sandämtern Langenhagen, Neustadt, Ricklingen und Wilpe sind die Köthnerstellen geringer, etwa $^1/_2$. Anbauer gibt es viel weniger als im Hildesheim'schen, auf 9871 Reihestellen nur 1162 Anbauer, die Gesammtzahl der Häuslinge kommt der der Reihestellen fast gleich, sie stehen wie 8384 : 9871 — in den Aemtern Polle, Grohnde, Hameln, Lauenstein, Coppenbrügge haben aber die Reiheleute das Uebergewicht, während in Calenberg, Springe, Wennigsen, Lauenau, Hannover und Blumenau die Häuslinge überwiegen. Der Nahrungsstand der Häuslinge und Anbauer stellt sich günstiger als im Hildesheim'schen, besonders in den Sandämtern, wo 570 Anbauer 884 Kühe und 2522 Häuslinge 1547 Kühe besitzen. Bei den Erwerbsquellen, welche Hannover, wie die Bergwerke und Steinbrüche des Deisters dem Häuslingsstande bieten, kann das Ueberwiegen des letzteren in mehreren Aemtern keine Besorgniß erregen. Auch im Calenberg'schen werden bald sämmtliche Feldmarken getheilt, resp. verkoppelt sein.

Was das Fürstenthum Lüneburg anbetrifft, so sind die Verhältnisse in demselben bei seiner Größe sehr verschieden.

Es zahlen Grundsteuer:

35,937	Grundbesitzer	unter	20	Thlr.
1477	„	von 20—	30	„
678	„	„ 30—	50	„
142	„	„ 50—	100	„
45	„	„ 100—	200	„
16	„	über	200	„

und zwar ein Gutsbesitzer, Graf von Bernstorf, 2017 Thaler.

Im Ganzen überwiegen die größeren Höfe, besonders in der Heidegegend. In den Grenzämtern gegen Calenberg und Hildesheim überwiegen die Halbhöfe vor den Vollhöfen, und vor beiden die Kothhöfe, in den wendischen Aemtern Bodenteich, Oldenstadt, Medingen, Bleckede, Hitzacker haben Halb- und Viertelhöfe das Uebergewicht, während es Köthner beinah gar nicht gibt. In Wustrow, Grabow, Wilhelmsburg, Dannenberg herrschen die kleineren Besitzungen vor, Vollhöfe von 30—60 Morgen, dann solche von 60—120. Dem stehen am nächsten Fallersleben, Ilten, Lüchow, in denen neben den kleinen schon Vollhöfe von 60—120 Morgen prävaliren. Die Größe der Morgenzahl ist aber namentlich in Folge der Theilungen sehr hoch gestiegen: uns ist mehr als ein Bauer bekannt, welcher Besitzungen von ein bis drei Quadratmeilen im Umfang hat. Das Verhältniß der Anbauer zu den übrigen Stellbesitzern ist sehr verschieden: der südöstliche Theil hat sich von Anbauern ziemlich frei gehalten, in Odenstedt betragen dieselben $^1/_{12}$ der Reihestellen, in Medingen und Bebenbostel $^1/_8$, in Gifhorn, Isenhagen, Danneberg $^1/_6$, dagegen in Winnsen an der Luhe, Harburg, Bleckede, Neuhaus, Eicklingen, Bergen $^1/_3$, in Rethem, Follingbostel, Wiensen an der Aller, Hermannsburg, Meisburg, Lüne, Artlenburg, Scharnebeck und Hitzacker $^1/_2$. Der Nahrungsstand dieser Häuslinge zeigt sich viel günstiger als in den südlichen Provinzen, es kommt auf jede Familie mindestens eine Kuh und mehr. Nur in den Aemtern Ilten, in Schnackenburg und Wilhelmsburg ist dies nicht der Fall. Dagegen kommen in Celle, Gifhorn, Dannenberg drei Kühe, Eicklingen, Leiderburg, Scharnebeck zwei Kühe auf die Anbauerfamilie, dann besitzen in mehreren Aemtern $^2/_3$ der Familien zwei Kühe, in andern mindestens die Hälfte derselben. Ohne Zusammenhang damit hat sich das Häuslingswesen entwickelt, denn es gibt in Aemtern mit wenig Anbauern auch wenig Häuslinge und in Aemtern mit vielen Anbauern auch noch mehr Häuslinge. In Ebstorf bilden letztere $^2/_3$, in Rethem $^1/_2$ der Familien, in Bissendorf, Follingbostel, Eicklingen, Gifhorn, Fallersleben, Bodenteich, Wüstow, Hitzacker, Scharnbeck und Wilhelmsburg übersteigt die Zahl der Häuslinge die der Reihestellenfamilien um die Hälfte, in Ahlden, Celle, Bodenbostel, Lüchow, Dannenberg, Bleckede, Winnsen an der Luhe, Harburg und Moisburg stehen sie sich gleich, in den übrigen Aemtern bleiben sie unter der Zahl der grundbesitzenden Familien. Die südlichen Aemter, dann die östlicheren haben sich freier von Häuslingen gehalten als die nördlichen und westlichen. Der Nahrungsstand dieser Häuslinge ist aber sehr günstig, reichlicher Tagelohn, Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse, Gelegenheit zu wohlfeiler Pacht von Ländereien, häufig besitzt jede Familie eine Kuh, auch tritt Besitz von Ziegen und Schafen an die Stelle der Kühe.

Auch im Lüneburg'schen hat die Verkoppelung und Theilung bald ihr Ziel erreicht. — In keinem Landestheile sind die Verschiedenheiten so groß wie im Bremischen. Marsch und Geest mit Sand, Heide und Moor, die großen Handelsplätze und Hafenplätze haben hier eingewirkt.

Es zahlen Grundsteuer

43,534	Grundbesitzer	unter	20 Thlr.
971	„	von 20—30	„
678	„	„ 30—50	„
451	„	„ 50—100	„
98	„	„ 100—200	„
24	„	„ 200 und darüber bis zu 1000	„

Die Vertheidigung gegen Seefluthen wie gegen Seeräuber, welche in den Marschen, an der Elbe bis Hitzacker keinen Reichsdienst aufkommen ließ, wehrte den Unterschied zwischen Reiter- und Fußdienst ab, erhielt die Gleichheit wie die Freiheit in den Marschen.

Es gibt in den Marschen die Höfeclassen, die wir sonst im ganzen Lande finden, nicht mehr, Jeder, der ein gewisses, ziemlich geringes Landmaß, drei bis vier Marschmorgen (der Morgen aber etwa dreimal so groß als der gewöhnliche Morgen) besitzt, heißt Hausmann, hat Stimmberechtigung in Landes- und Gemeindesachen, wer weniger besitzt, ist Köthner, Eigenwohner, hat nur Stimmrecht in Gemeindesachen. Die Bedeichung des alten Landes, das sich von dem Harburg'schen und Hamburg'schen Gebiet Moorburg etwa vier Meilen bis zur Schwinge bei Stade der Elbe entlang hinabzieht, scheint in der Mitte des 12. Jahrhunderts stattgefunden zu haben, bei welcher Gelegenheit unter den friesischen Anbauern eine Vertheilung des Landes stattgefunden zu haben scheint, die sich in ihren Grundzügen noch bis heute erhalten hat, ob-

gleich die Kirche, welche bei dieser Vertheilung gehörig bedacht war, die Klöster zu Stade und Harseseld schon im 14. Jahrhundert ihre Besitzungen zu veräußern anfingen, so daß bei dem westfälischen Frieden für die Schweden nicht Viel überblieb. Das alte Land wurde 1712 von den Dänen erobert, kam 1715 durch Kauf an das Land Hannover, der in dem Frieden von Stockholm 1719 von Schweden bestätigt wurde. Das Land wird gartenmäßig bebaut, in drei Meilen eingetheilt, von denen die erste und zweite Meile sich vorzüglich mit Obstzucht beschäftigen. Die Ufer der Luhe und Este, die Deiche an der Elbe, die Außerdeichsländereien, die öffentlichen Wege, Alles ist mit Obst-, meist Kirschbäumen besetzt, selbst die Fruchtselder erinnern an die Bergstraße und die Pfalz. Das Obst wird nicht nur nach Hamburg und in's Binnenland, sondern hauptsächlich nach England und Rußland verfahren. Daneben blühen Ackerbau und Viehzucht und ist auch die Schifffahrt nicht unbedeutend. Alles alte Land hat etwa 40 Seeschiffe und über 500 Fluß- und Watschiffe, mit einer Tragfähigkeit von etwa 5000 Last. — Die kleinen Leute machen etwa das Dreifache der Hausleute und Köthner aus, und ist der Besitz derselben an Rindvieh unbedeutend, Ziegen und Schafe gibt es gar nicht, doch finden diese Bauern anderweitige genügende Beschäftigung.

Die Stadt Stade an der Schwinge, Sitz einer Landdrostei, des Obergerichts für die bremischen Provinzen, eines Gymnasiums, eines Schullehrerseminars, einer Strafanstalt, Bataillonsort, ist zugleich Sitz- und Pflanzstätte des bremischen Liberalismus, der dort immer Vertretung gefunden. Die Schwinge ist bis Stade schiffbar, und Stade selbst, bürgerlich emsig und betriebsam, hat eine nicht ganz unbedeutende Rhederei und Seeschifffahrt. Außer Stade hat die Provinz nur noch eine Stadt, Buxtehude an der Este, und den Flecken Bremervörde inmitten der Provinz. Zu Altkloster bei Buxtehude befindet sich die bedeutendste Papierfabrik des Landes von A. Winter.

Von der Schwinge bis zu der Oste zieht sich vier Meilen lang, ½ bis 1 Meile breit eine fruchtbare Marsch, das Land Kehdingen genannt, im 14. Jahrhundert eingedeicht. Getreide und Rübsaatbau, Pferde- und Rindviehzucht zeichnen es aus. Auch hier ist alles Eigenthum frei und theilbar, wird aber, wie im alten Lande, selten oder gar nicht getheilt. Die Höfe haben durchschnittlich eine Größe von 60 Morgen und darüber. Die Zahl der Häuslinge im Verhältniß zu den grundbesitzenden Familien ist nicht genau bekannt, doch zeigt sich der Besitz der Häuslinge an Rindvieh äußerst gering, es kommt etwa eine Kuh auf vier Familien. Auch im Kehding'schen treibt man noch Obstzucht.

An das Land Kehdingen schließt sich westlich das Land Hadeln, welches sich an der Elbe bis zu dem Amte Ritzebüttel erstreckt, mit der Stadt Otterndorf. Das Land Hadeln kann es noch immer nicht verschmerzen, 1731 mit Hannover vereint zu sein, nachdem es über 1000 Jahre einen selbständigen Staat gebildet hat, sich rühmt, die älteste Repräsentativverfassung in Deutschland zu haben, schon im 12. Jahrhundert Verträge mit dem Herzoge Bernhard, mit Hamburg, Lübeck ꝛc. geschlossen zu haben. Volksversammlungen waren dort von jeher der Mittelpunkt, von dem alle öffentlichen Geschäfte ausgingen, auf welche selbst der schon von Karl dem Großen dem Lande vorgesetzte Vicegraf oder Grave keinen Einfluß übte. Nach der Vereinigung mit Hannover ist Manches von der alten Verfassung untergegangen und in neuester Zeit scheint man auch die freiwillige Gerichtsbarkeit, welche sich bisher bei den Kirchspielgerichten erhalten hatte, diesen nehmen zu wollen. Schultheiß, Landschöffen und Gevollmächtigte bilden das Collegium der Kirchspielrepräsentanten. Das Hochland besteht aus sieben, das Sietland aus fünf Kirchspielen, dazu kommt die Stadt Otterndorf. Das Kirchspielcollegium, dem ein Kirchspielschreiber beigeordnet, führt unter Aufsicht der Landdrostei (früher des Landesgrafen) die Communalverwaltung, besorgt alle Deich-, Schleusen-, Wege- und Brückensachen, repartirt die Kirchspielsabgaben, führt die Gemeinderechnungen. Entwässerung, Siele und Deiche spielen eine große Rolle in Hadeln. In Hadeln leben Grundbesitzer überhaupt 3646, die 77,625 Morgen Ackerland und Wiesen, 407 Morgen Forst, 61,104 Morgen Gemeindeweiden besitzen. Vollhöfe von 120 Morgen bis 440 Morgen Calenberger (ein Hadler Morgen = 4 Calenberger) machen 20 Procent, Höfe von 60 bis 120 Morgen 14 Procent, von 30 bis 60 Morgen 11 Procent, von 15 bis 30 Morgen 9 Procent, von weniger als 15 Morgen bis 13

rocent des gesammten Grundbesitzes aus. öfebesitzer zählte man nach neuern Angaben 575, Anbauer 1638, Häuslinge 752, letztere waren im Besitz von 120 Kühen, 132 Schweinen, 160 Schafen. Höfe über 120 Morgen erfordern wegen des schweren Bodens eine Bespannung von 20 bis 24 Pferden. In keinem Landesstriche lebte und lebt noch gegenwärtig der wohlhabende Bauer so üppig, ist so bedürfnißreich als im Lande Hadeln. Schöne Möbeln, Fortepiano's, Wein, ja Champagner im Keller, Luxuswagen findet man bei jedem größern Hofbesitzer. Spiel, Whist, der Point um einen Himpten Weizen, hohes L'Hombre und Glücksspiele, Kegeln mit hohen Wetten, viel Renomage bei Auftreten in der Stadt Otterndorf oder in Hamburg sind charakteristische Merkmale der großen Hadelnschen Grundbesitzer. Ist der Raps gut gerathen, so kommt es denselben auf eine Handvoll Thaler nie an. Das Sietland Hadelns ist durch einen in der neuern Zeit gegrabenen Canal von etwa vier Meilen Länge entwässert und der Gefahr, durch die Gewässer der Geesthöhen, des höhern Marschlandes und der Moore ertränkt zu werden, entzogen. Der Canal geht aus der Aue, welche aus dem Baderkesaersee kommt, ab, und tritt in der Nähe der Otterndorfer Schleusen durch den Elbdeich und in die Außenmadern. Die massive Schleuse ist 120 Fuß lang, 21 Zoll breit, 4 Zoll unter Ebbe tief. Dieselbe hat eine Sohlbreite von 28 bis 84 Fuß, eine Spiegelbreite von 40 bis 100 Fuß, und bei mittlerm Wasserstande und Ebbe eine Tiefe von 4 bis 5 Fuß. Die Schifffahrt ist bis jetzt unbedeutend, wird sich aber entwickeln, wenn der jetzt begonnene Bau eines Kanals vom Baderkesaersee nach der Geeste vollendet ist, da dann Weser und Elbe durch den Canal verbunden sein werden. Diese Verbindung der Weser mit der Elbe ist im September 1860 eröffnet.

An Hadeln und das Amt Ritzebüttel grenzt nördlich das Land Wursten, welches sich fünf Stunden an der Meeresküste und dem Ausflusse der Weser hinzieht. Die Wohnungen auf Wurthen, denen das Land seinen Namen verdankt, haben aufgehört, seitdem es wohl eingedeicht ist. Die Deiche sind am Fuße 160 Fuß breit und etwa 30 Fuß hoch. Die Landesangelegenheiten werden ähnlich wie in Hadeln durch Bevollmächtigte verwaltet, die den Namen Landesvollmacht führen. Viehzucht, Weizen- und Rapssaatbau macht den freien und edlen Wurstfriesen reich, er lebt wie der Hadelnser üppig, sieht mit Stolz und Verachtung auf den Geestbauer, führt seinen guten Franzwein im Keller, trinkt des schlechten Wassers wegen Kaffee, wie der Holländer und Ostfriese Thee, liebt wie alle Marschländer neben einer derben Fleischspeise seine Klüchen (Mehlklöße), die bei ihm beinah die Stelle der Kartoffeln vertreten. Neben Viehzucht und Ackerbau wird auch Schifffahrt und Fischerei betrieben. Der Grundbesitz im Lande Wursten ist sehr ungleich vertheilt, auf 311 Hofbesitzer mit etwa 25,000 Morgen Acker- und Wiesenland kommen 978 Anbauer mit 5323 Morgen, auf welche regelmäßig eine Kuh, ein Schwein und mehrere Schafe fallen. Die Zahl der Häuslinge ist gering, 365 Familien, ihre Lage ist befriedigend. Das Stotel Viehland (mit dem Amte und der Stadt Lehe in der Nähe Bremerhafens), das Land Wührden, die Osterstader Marsch (Amt Hagen) ziehen sich dann bis an das Bremische Stadtgebiet die Weser hinauf. Im Amte Lehe gibt es 287 Hofbesitzer mit 15,113 Morgen Ackerland und Weiden, 4058 Morgen Heide, Forsten, Moor, 822 Anbauer mit etwa 5300 Morgen Ackerland und Wiesen und 2600 Morgen Heiden, Forsten, Moor. Auf jeden Anbauer kommen mehr als eine Kuh. Häuslingsfamilien nur 258. In keinem Landestheile sind die Erwerbsverhältnisse der Anbauer und Häuslinge so günstig wie in dieser Gegend, wegen der vielen Arbeiten, die, abgesehen vom jetzigen Hafen- und Eisenbahnbau, die Seehäfen Bremerhafen und Geestemünde bieten. Tagelohn 15 Silbergroschen bis 1 Thaler. — Höfe von 120 Morgen und darüber bilden 14 Procent, die Höfe von 60 bis 120 Morgen prävaliren mit 31 Procent. Höfe unter 14 Morgen nur 4 Procent. Auch im Amte Hagen sind die Höfe von 120 Morgen und darüber und die Höfe von 60 bis 120 Morgen bei Weitem prävalirend. Auf 603 Hofbesitzer und 617 Anbauer kommen nur 330 Häuslinge, von denen ein Drittel eine Kuh, zwei Drittel aber zwei Schafe besitzen. Die Häuslinge finden genügende und reichliche Beschäftigung. Die Pacht des Ackerlandes beträgt in der Marsch 3 bis 16 Thaler, in der Geest 1 bis 3 Thaler, Wiesenland $2^1/_4$ bis 7 Thaler und resp. $1^1/_2$ bis 4 Thaler.

In diesem Halbkreise der schönsten Marsch-

ländereien liegt nun der größte Theil des Herzogthums Bremen, im Süden von der freien Stadt Bremen, dem Verden'schen und Lüneburg'schen begrenzt, Geest, mit ungeheuren Mooren, unter denen das sogenannte Teufelsmoor allein 90,000 Morgen einnimmt. Man unterscheidet daher Geest- und Moorämter, zu welchen letztern man vor der neuesten Reorganisation und Durcheinanderwerfung Lilienthal, Osterholz, Bremervörde und Ottersberg rechnete. In diesen Geest- und Moorgegenden ist das Eigenthum zum größten Theile gebunden — es herrscht eine Art Meierrecht mit den größten Controversen, in den meisten Gegenden weiß man z. B. nicht, ob man den ältesten oder den jüngsten Sohn als Anerben betrachten soll. Die im Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Kosten der Rentenkammer gegründeten Moorcolonien, 88, mit 2182 Wohnhäusern und 15,325 Einwohnern, haben eine ganz bestimmte Größe von nicht über 60, nicht unter 25 Morgen, sind zu Meierrecht gegen Entrichtung eines Geldzinses vergeben, scheinen indeß ohne Beihilfe noch immer nicht recht fortkommen zu wollen. Die Colonisten besaßen 1854, 667 Pferde, 7535 Stück Hornvieh, 4749 Schafe, 141 Schweine, 300 Ziegen, 3237 Bienenstöcke, 19,186 Obstbäume; der Bruttoertrag ihres Torfabsatzes betrug 64,933½ Tagewerk zu 115,637⅔ Thaler. — Die Verhältnisse der Colonisten stellen sich um so günstiger, je weniger sie zu ihrer Unterhaltung auf Torfstich und Brandcultur angewiesen sind, und je mehr der Untergrund nach Abgrabung des Moors zu Ackergrund und Grünland umgeschaffen werden kann.

Die Größe der Vollhöfe ist im Bremischen eben so verschieden wie die übrigen Verhältnisse. In dem Kranze der Marschländer von Wursten bis zum alten Lande überwiegen Hofbesitzer von 60 Morgen und darüber, zwischen Wümme und Geeste überwiegen kleine Besitzungen von 30 bis höchstens 120 Morgen. Eben so auf der Geest bei Baderkesae und Beverstadt.

In Bremervörde herrschen kleine Besitzungen von 30 bis 60 Morgen vor, und sind Beiehnungen von 60 bis 120 Morgen Ausnahmen, während sie in Himmelspforten wieder die Regel biiden. Im Innern der Provinz herrschen die Höfe von 60 Morgen und 120 Morgen und darüber vor. In Rotenburg besassen die Höfe von 60 bis 120 Morgen 54 Procent, die von 30 bis 60 17 Procent. — In Achim und Ottersberg kennt man nur Bauleute und Kothstellen, in Verden fehlen die Vollhöfe ganz. Die Classe der tagelöhnenden Grundbesitzer (Anbauer) ist eben so verschieden, im Innern der Geest etwa drei Viertel, steigt sie in den Moorgegenden und Marschen und den gewerbreichen Districten von Lesum-Schönbeck, Osterholz auf das Doppelte, in Lehe, dem Hochlande Hadlen sogar auf das Dreifache; im Amte Neuhaus und im Kehding'schen sogar auf das Vierfache. Der Viehbestand dieser Familien ist aber mit wenig Ausnahmen ein günstiger, er steigt von einer Kuh auf zwei Familiien, bis zu zwei Kühen, wie soiche regelmäßig in Verden, Stotenburg, Zwen, Harseseld, Stade, Himmelpforten vorkommen. Außerdem werden auch Schafe gehaiten. Die Classe der Häusiinge ist in der ganzen Landdrostei Stade geringe, jedenfalls nicht größer ais die der ackerbautreibenden Grundbesitzer. Der Tagelohn ist im Ganzen ein guter. Auch diese Häuslinge sind sehr häufig im Besitz von Vieh, in Verden und Rotenburg kommen sogar zwei Kühe, in Zewen und Ottersberg drei Kühe auf die Häusiingsfamiiien. — Verkoppiungen und Theiiungen kommen in den Marschen gar nicht vor, in den Geestdistricten haben die meisten Gemeinden getheiit, wenige verkoppelt.

Das Verden'sche ist dem Bremischen ganz verbunden, nicht nur die Provinziallandschaften sind vereinigt, sondern auch die Landdrostei Stade ist die Regierungsbehörde. Dem Obergerichte zu Verden ist ein Theii der früher zu dem Obergerichte Lehe gehörenden Amtsgerichte untergeordnet. —

Die Grafschaft Hoya wird im Norden begrenzt von Oldenburg, Stadtbremischem Gebiet, dem braunschweigischen Thedinghausen, im Osten von Verden und dem Lüneburg'schen wie dem Calenberg'schen (Amt Wölye), im Süden von dem Caienberg'schen und Preußen und im Westen von der Grafschaft Diepholz und Oldenburg. Diepholz seibst ist von Preußen, Oldenburg und der Grafschaft Hoya umgeben.

Die Größe und Vertheilung des Grundbesitzes im Hoya'schen ist durchaus ungleich. Im Ganzen gibt es 21,918 Grundbesitzer, die unter 20 Thaler Grundsteuer zahlen, 401 von 20 bis 30 Thaler, 217 von 30

bis 50 Thaler, 70 von 50 bis 100 Thaler, 17 von 100 bis 200 Thaler, 6 über 200 Thaler, jedoch nicht über 700 Thaler. In den alten Aemtern Hoya und Bruchhausen überwiegen die Vollhöfe von 60 Morgen und darüber, in dem vormaligen Amte Westen Thedinghausen (jetzt theilweise zu Verden, theilweise zu Bruchhausen gelegt, namentlich in der Aller- und Wesermarsch desselben), Höfe von 120 Morgen und darüber. In allen übrigen Aemtern sind die Höfe von 30 bis 120 Morgen überwiegend, nur in Diepenau (jetzt mit Uechte vereinigt) gibt es viel kleine Höfe und keinen Hof über 120 Morgen. Dagegen kommen Höfe von 200 Morgen bis 325 Morgen vor, ganz abgesehen von den sogenannten Siebenmeierhöfen, frühere Bestandtheile der Decane zu Bücken. In Diepholz sind die Höfe von 35 bis 40 Morgen die vorherrschenden, nur kommen auch in Lemförde sehr große Höfe vor. — Etwa $^{11}/_{12}$ alles Eigenthums ist gebunden, $^1/_{12}$ freies Erbgut, meist aus dismembrirten adeligen Höfen angekauft, wie denn in keiner Provinz diese so sehr zerstückelt und auf ein Minimum herabgebracht sind, als in Hoya. In Hoya stoßen wir beinah regelmäßig auf eine dritte, respective fünfte Hofesclasse und Vollmeier, Halbmeier, Köthner und Halbköthner und Brinksitzer, und hiernach kommen erst die tagelöhnenden An- und Abbauer. Mit Ausnahme des Amtes Nienburg und Syke haben die grundbesitzenden Einwohner überall das Uebergewicht vor den Häuslingen. Das Verhältniß der Anbauer ist verschieden, in Westen und Stolzenau überschreiten sie $^1/_4$ der Reihestellen, in Diepenau sogar $^1/_3$, bleiben in Siebenburg (jetzt ein Theil von Ehrenburg), Hoya, Syke, Nienburg auf $^1/_{10}$, in Uechte (früher Diepenau) auf $^1/_6$, in Freudenberg und Bruchhausen auf $^1/_8$. Die Zahl der Häuslinge bleibt in Diepenau, wo das Eigenthum klein getheilt ist, unter der Hälfte, erreicht solche in Stolzenau und Harpstedt, überschreitet sie in den übrigen Aemtern, aber höchstens bis zu $^3/_4$. Bei den Anbauern kommt auf die Familie mindestens eine Kuh, etwa zur Hälfte sogar zwei Kühe. Auch die Häuslingsfamilien haben in den Geestgegenden eine Kuh, während in Hoya und Nienburg etwa die Hälfte, in Westen, Bruchhausen, Syke $^2/_3$ dieser Familien eine Kuh halten. In einigen Dörfern sind den Häuslingen sogar bestimmte Flächen der Gemeinheit zur Kuhweide ausgewiesen. Ob dies im ganzen gute Verhältniß sich bei fortschreitenden Theilungen und Verkopplungen erhält, ist leider zu bezweifeln. Grade in den Theilen, in welchen Theilungen und Verkopplungen stattgefunden haben, in den östlichen, finden wir für den Häusling die ungünstigsten Verhältnisse. Ein großer Theil der Häuslinge wie Anbauer im Hoya'schen ernähren sich vom sogenannten Hollandsgehen, d. h. die Männer gehen auf sechs bis acht Wochen namentlich zum Mähen des Grases nach Holland, wohin sie einen Theil ihrer Lebensmittel, mindestens ausgelassenen Speck mitnehmen, und pflegen mit einer Ersparniß von 40 bis 70 Gulden zurückzukehren, während die Frauen daheim die eigene Arbeit auf dem gepachteten Lande verrichten.

Die Stadt Nienburg lebt hauptsächlich von Ackerbau, ihre Cichorienfabriken haben einen guten Namen; sie ist die Pflanzstätte der Seidenbauvereine im Königreich, hat in neuerer Zeit auch eine chemische Fabrik, ein Filial der Fabrik in Rehme erhalten, macht in künstlichem Champagner und ist Sitz eines Obergerichts für die Grafschaft Hoya. Außerdem existiren etwa siebzehn Flecken, sämmtlich von Ackerbau lebend, mit freiem Erbeigenthum, ohne Anerbenrecht, dagegen mit einer Art Kührecht des ältesten Sohnes. Diepholz, der Flecken, hat Wollmanufactur, Lemförde Lederfabrication. In Hoya wie Diepholz herrscht bis jetzt das zünftige Gewerbe.

Am Dümersee hängt das nördliche Niedersachsen durch einen schmalen Strich Landes und commerciell durch die von Preußen abgetretene Chaussee bei Rüningen mit dem westfälisch-friesischen Landestheile zusammen. Im Osnabrück'schen herrscht Gebundenheit des Eigenthums als Regel, eben so in Bentheim, im Meppen'schen Freiheit. Im Osnabrück'schen selbst theilen sich die Höfe in vier Classen, Voll- und Halberbe, Erb- und Markkötter. Die Größe der Höfe ist verschieden. Im Allgemeinen wiegen die Höfe von 30 bis 60 Morgen vor, in Börden und Osnabrück kommen zuerst Höfe von 30 bis 60 Morgen, dann Höfe über 120 Morgen. —

Es zahlen an Grundsteuer

17,106	Grundbesitzer	unter		20 Thlr.
695	„	von	20— 30	„
272	„	„	30— 50	„

46	Grundbesitzer	von	50—100	Thlr.
10	„	„	100—200	„
2	„	über	200	„
	aber nicht	„	500	„

Im Meppen'schen, namentlich in Hümmeting, haben Höfe von 30 bis 60 Morgen und unter 15 Morgen das Uebergewicht. Markkötter überwiegen, mit alleiniger Ausnahme von Osnabrück, die Zahl der Vollerben in Wittlage beinah um das Vierfache, in Fürstenau und Iburg um das Doppelte. Die Neubauer, wie die Brinksitzer sind von den Berechtigungen an den Gemeinden ausgeschlossen. Das Verhältniß derselben zu den gemeindeberechtigten Höfen ist äußerst ungleich, in manchen Aemtern wie $^1/_{10}$, in andern wie $^1/_7$, in Osnabrück wie $^1/_4$, in Verden und Wittlage wie $^1/_3$, in Grüneberg gar wie $^1/_2$. Doch kommt überall mehr als eine Kuh auf die Familie. Die Zahl der Häuslinge ist im Osnabrück'schen im Allgemeinen groß, aber sehr verschieden, sie steigt von $^1/_2$ in einzelnen Aemtern bis auf das Doppelte der Colonen, in Gröneberg gar auf $2^9/_{10}$, ohne daß der Wohlstand grade mit diesen Dingen in Verhältniß steht. Im Allgemeinen kommt auf die Häuslingsfamilie eine Kuh, mindestens eine oder mehrere Ziegen, und diese Anbauer leben meistens im Heuerverhältniß, d. h. der Heuermann pachtet von den Colonen ein kleines Wohnwesen mit so viel Ackerland, um darauf eigene Wirthschaft betreiben zu können, und leistet diesem ungemessene oder gemessene Arbeitshilfe. Auch im Osnabrück'schen ist das Hollandsgehen Sitte. Die Besitzverhältnisse in der Grafschaft Bentheim sind wenig aufgeklärt, doch fallen auf die Heuerleute zwei Kühe auf die Familie, während auf die Neubauer nur eine kommt.

Auch über Lingen und Aremberg-Meppen fehlt es an genauern Nachrichten. Da wo das Meppen'sche an Ostfriesland grenzt, ist am Ende des 17. Jahrhunderts auf den Besitzungen eines Privatmannes, des Freiherrn von Landsberg-Velen, eine Moorcolonie gegründet, welche namentlich in unserm Jahrhundert große Ausdehnung gewonnen und zu einer städtischen Corporation mit 6000 Einwohnern sich emporgeschwungen hat — Papenburg. Papenburg, das sich an dem drei Stunden im Halbkreise ausgegrabenen schiffbaren Emscanale hinzieht, treibt nicht allein bedeutende Torfgräberei, Ackerbau und Viehzucht, sondern auch ausgedehnte See- und Flußschifffahrt. Es besitzt gegen 20 Schiffswerften, Tauschlägereien, Segelfabriken, Block- und Mastenmachereien, Ankerschmieden und Holzschneidemühlen. Ist Papenburg die jüngste Stadt der Landdrostei Osnabrück, so sind noch zu erwähnen das alte von Karl dem Großen gegründete Osnabrück, Quakenbrück, Fürstenberg, Lingen, Meppen. Die Bevölkerung der Städte und Flecken in der Landdrostei Osnabrück verhält sich zu der ländlichen Bevölkerung wie $^1/_3$ zu $^2/_3$. Es gilt die Gewerbefreiheit als Regel, in den Städten nur an gewisse Ordnungen gebunden. Osnabrück hat bedeutende Wollmanufacturen und Tabacks- und Cigarrenfabriken und besitzt in seinem Piesberge einen unerschöpflichen Schatz der besten Aconitkohlen. Es ist die Vaterstadt Justus Möser's und Stüve's mit att freireichsstädtischem Selbstbewußtsein, Stolz und Freiheitssinn. Die Provinz Osnabrück ist eine der reichsten und von mannigfaltigster Naturbeschaffenheit — hier Hügelland mit üppigen Wäldern, Marmor- und Sandsteinbrüchen, Kalk, Gips, Kohlen, Eisen, dort reiche Salzquellen (Salinen und Bäder zu Rothenfelde), dort Heide und Moorstrecken, namentlich an den Grenzen von Oldenburg und wo es sich nach Freeren und Meppen abschließt.

Der Osnabrück'schen Leinwandmanufactur ist schon oben gedacht. Auch im Herzogthum Aremberg-Meppen findet sich ähnlich wie im Osnabrück'schen das Heuerverhältniß ausgebildet, während dort die Heuerleute durchschnittlich $5^1/_2$ Morgen Land zu eigener Bewirthschaftung haben, steigt hier dasselbe auf 6 bis 7 Morgen. Dagegen ist Gelegenheit zum Tagelohn seltener und die Häuslinge müssen in Holland mit Torfmachen und Grasmähen ihren Unterhalt suchen.

Wenden wir uns schließlich zu Ostfriesland, der nach Hildesheim am dichtesten bevölkerten Provinz, mit 3419 Einwohnern auf die Quadratmeile. Das Verhältniß der städtischen Bevölkerung zu der auf dem Lande spricht sich in folgenden Zahlen aus: 154,245 Einwohner auf dem Lande, 34,823 in den Städten.

Während das Innere der Landdrostei Aurich aus Hochmoor und Sandboden besteht, umzieht ein zwei bis vier Stunden breiter Saum Marschland von der Ems und Nordsee das Land bis zur oldenburger Grenze.

Das Marschland zerfällt in altes durch die Deiche geschütztes Land, und sich jährlich mehrenden neuen Anwuchs, Polder, Graden, Eschерland genannt. Der Domanialbesitz ist sehr bedeutend, 17,946 Morgen Ackerland, 11,294 Morgen Wiesen, 58,498 Morgen Weiden, 119,908 Morgen Torfmoor. Adlige Güter gibt es nur wenige, nämlich 28; es zahlen von ihnen vier unter 50 Thaler Grundsteuer neben 27,814 Bauern, von denen 1100 über 20 Thaler, die Andern unter 20 Thaler Grundsteuer zahlen; 8 adlige Güter zahlen von 50 bis 100 Thaler neben 66 Bauern, 8 Güter von 100 bis 200 Tholer neben 66 Bauern, 8 Güter über 200 Thaler neben 22 Bauern. Graf von Wedel zahlt 3371 Thaler, Graf von In und zu Knyphausen 1746 Thaler Grundsteuer. Im Ganzen sind bäuerliche Besitzungen von 30 bis 200 Morgen überwiegend. Wenn es 13,145 Grundbesitzer gibt, welche weniger als 15 Morgen besitzen, wobei indeß der städtische Grundbesitz eingeschlossen ist, so kommt dies von einem Ostfriesland eigenthümlichen Verhältnisse, daß es dort beinah einen Häuslingsstand nicht gibt, sondern daß Werfleute und Colonisten dessen Stelle einnehmen. Die bäuerlichen Besitzungen zerfallen in Plätze oder Heide (Bauerhöfe), theilen sich in ganze, halbe und viertel Plätze. In der Marsch ist jeder Hof für sich umgeben von seinen gesammten Ländereien, weshalb es eigentliche Dörfer gar nicht gibt. In der Geeste hat sich der Begriff Herde, welcher mit der alten Huseneintheilung zusammenhängt, erhalten, nur der Eigenthümer der Herde ist in der Amtsversammlung stimmberechtigt. Außerdem aber ist auf vielem Stücklande, das von kleinen Leuten erworben, ein Haus gebaut und nennt man solche Stellen Werfstellen. Die Besitzer können vom eigenen Ackerbau nicht leben, sondern ernähren sich vom Tagelohn oder Zeitpacht, welche, wie die hohe von Ostfriesland gezahlte Gewerbesteuer beweist, dort überall vorherrscht. Das Eigenthum ist frei, doch wird es durch Sitte und Gewohnheit selten zerstückelt. Ostfriesland hat eine bedeutende Zahl Moorcolonien, Fehne genannt, namentlich in den Aemtern Aurich, Stickhausen, Berum. Es gibt 19 Fehne mit einem Flächengehalt von 34,673 Morgen, von denen schon 18,423 Morgen vom Obergrunde (Torf) befreit und in Acker- und Grünland umgewandelt sind, gute Ernten bringen und ansehnliche Viehheerden nähren. Torfgräberei bildet aber lange nicht mehr den Haupterwerbszweig der 12,111 Einwohner dieser Fehne, sondern mancherlei Gewerbe, Schiffsbauerei und Handel werden betrieben. Die Fehne besitzen 167 See- und 528 Torfschiffe mit 1567 Bemannung. Die Fehncanäle haben im Ganzen eine Länge von 8,4 Meilen.

Emden ist eine alte Handelsstadt, die jedoch gegen Bremen und Hamburg stark zurückblieb, durch die französische Occupation unendlich litt, zur Erhaltung eines Fahrwassers enorme Anstrengungen aus eigenen Mitteln machen mußte, da eine verkehrte Anschauung der Dinge das für eine Stadtsache hielt, was Landessache war. Um das Hinterland auszunutzen, das Emden durch die Westbahn zugeführt ist, und sich vom Frachtverkehr zu einem bedeutenden Eigenhandel aufzuschwingen, fehlt Emden noch sehr die Rührigkeit und das Capital, doch hat sich die Zahl der Seeschiffe von 109, die man 1853 zählte, auf 134 mit einer Bemannung von beinah 10,000 Personen gehoben, und die Concurrenz mit dem rasch emporblühenden Leer, das jetzt schon 70 Seeschiffe zählt, wird die Emdener wach halten.

In Ostfriesland wie auf dem Eichsfelde gilt als materielles Recht das preußische Landrecht. Der Ostfriese hat friesischen Freiheitssinn beibehalten, er betrachtet die Hannoveraner noch immer als Fremde und hegt die größte Vorliebe für Preußen. Wir haben damit die Rundreise durch das Land Hannover beendet, über die Städte haben wir uns dem Plane gemäß wenig ausgelassen.

Betrachten wir die Lebensweise des Hauptstammes der hannover'schen Bevölkerung, der Bauern in ihrem eigentlichen Kern, d. h. der 50 bis 200 Morgen landbesitzenden Voll- und Halbmeier oder Volllöthner in den größern Theilen des Landes mit gebundenem Grundbesitz, also in Calenberg, Lüneburg, der bremischen Geest, Hoya, Diepholz, Osnabrück, Bentheim, so ist sie überall ungefähr die gleiche. Die Kinder der Bauern gehen in die Schule, lernen Lesen, Schreiben, Rechnen, je nach den eigenen Anlagen und der Tüchtigkeit des Lehrers in mehr oder minder vollkommenem Maße. Neben dem Schulunterricht werden dieselben schon mehr oder minder zu ländlichen Beschäftigungen angehalten, die Mädchen zum Spinnen oder Weben, die Jungen zum Viehhüten, zur Hilfeleistung der Pferdeknechte.

Digitized by Google

In jeder größern Wirthschaft von mindestens zwei Pferden pflegen die Kinder auf dem Hofe zu bleiben und diesem ihre ganze Thätigkeit zu widmen, die Söhne, Anerbe, wie jüngere Geschwister als Knechte, die Töchter Magddienste verrichtend. Die Söhne und Töchter der kleinen Leute suchen Dienste auf andern Höfen oder in den Städten. Die zweiten und dritten Söhne der wohlhabenden Bauern lieben den Reiterstand und bisher hat Hannover seine Cavallerie meistens durch freiwillige Werbungen completiren können. Bleiben dieselben aber länger als die Capitulationszeit es erfordert, im Dienst, so sind sie meistens für den Bauerstand verloren, nach achtjährigem Dienst sind sie in der Regel noch sehr brauchbar, weil sie die längste Zeit dieses Dienstes mit ihren Pferden auf dem elterlichen Hofe zubringen, und der ländlichen Arbeit nicht entfremdet werden. Nur bei reichern Bauern pflegt, wenn die Söhne durch Conscription zum Soldaten berufen werden, wenigstens bei den Anerben, eine Stellvertretung einzutreten. Der Anerbe, im Lüneburg'schen und Hoyaischen unbedingt der älteste, im Bremischen hier der älteste, dort der jüngste, im Osnabrück'schen der jüngste, im Calenberg'schen der, welchen der Vater dazu bestimmt, pflegt im 25. bis 30. Jahre zu heirathen, dann ist sein Vater in der Regel 55 bis 60 Jahre alt, und bei dem mühevollen Leben, was der Bauer in der Regel führt, abgenutzt und der Ruhe bedürftig, geneigt, sich auf den Altentheil zu setzen, auf Leibzucht zu gehen, oder wie man im Calenberg'schen sich auszudrücken pflegt, sich eine Morgengabe geben zu lassen. Ist der Vater aber von etwas mehr energischem oder herrschsüchtigem Charakter, so behält er sich die „Regierung" vor und läßt die jungen Leute nur auf seinen Hof ziehen, ihnen bei seinem Tode oder wenn er sich sonst geneigt dazu fühlte, die Rechtsnachfolge in den Hof zusichernd. Bis zu seiner Verheirathung genießt der Anerbe wie seine Geschwister andere Vergnügungen nicht als Tanz, bei dem früher weit mehr als jetzt (wo das öffentliche Gerichtsverfahren mit seiner Verurtheilung nach Ueberzeugung der Richter auch bei Prügeleien mit ausgelöschten Lichtern den Schuldigen zu treffen weiß) eine ordentliche Schlägerei, wobei nicht selten mit scharfen Instrumenten geschlagen wurde, nicht fehlen durfte. In den nördlichen Landestheilen wird die Tanzerei hauptsächlich auf den Jahrmärkten, in den Flecken und kleinen Städten gesucht, in den südlichen mehr auf Kirmessen und sogenannten Schützenhöfen. Dorfwirthe pflegen indeß von Zeit zu Zeit Privattanzereien, die in vielen Gegenden schon den Namen Bälle führen, zu veranstalten. Das geschlechtliche Verhältniß ist ein ziemlich freies, und ein uneheliches Kind zu haben, hindert selten die Verheirathung, wenn nur sonst Geld vorhanden ist. In Ostfriesland kommen die wenigsten unehelichen Geburten vor (12,7 auf 10,000 Einwohner), in der Landdrostei Hildesheim und dort wieder am Harz die meisten (41 und 42 auf 10,000) im Durchschnitt 28,7 auf 10,000 Einwohner.

Wenn der Vater den Hof abgibt, wird nicht nur die Leibzucht regulirt, sondern auch die Abfindungen der Kinder bestimmt. Die Obrigkeit hat dabei auch bei gutsherrenfreien Höfen an der Stelle des Gutsherrn ein Wort mitzureden, oder ihre Einwirkung auszuüben, im Sinne der Erhaltung der Höfe, obgleich ältere polizeiliche Verordnungen meistens schon bestimmen, daß diese Abfindungen (Erbtheile) nicht aus dem Hofe, sondern nur aus dem Allodialvermögen erfolgen, wofür man außer Geld, Inventar ½ der außer Lande ausstehenden, sonst der ganzen Früchte, auch ½ der Hofsgebäude zu rechnen pflegt, wenn diese nicht etwa schon vor drei Generationen erbaut sind, niemals aber Hofesland. Diese obrigkeitlichen Einwirkungen können aber sehr leicht umgangen werden und werden dies sehr häufig. Auch da, wo Gesetz den jüngsten oder ältesten Sohn zum Anerben bestimmt, ist Umgehung leicht, da Verkauf der abgelösten Höfe gestattet ist und damit das Anerbenrecht von selbst aufhört. Stirbt der Bauer, ohne selbst die Abfindungen der Kinder bestimmt zu haben, so wird ein Inventarium über das Vermögen aufgenommen, Allodial- und Meiergut geschieden und die Kinder vom erstern abgefunden, wenn der Anerbe bei seiner Volljährigkeit den Hof antritt. Die Ungleichheit der Erbtheilung wird selten recht gefühlt, die zweiten Söhne haben sehr häufig Gelegenheit, einen Hof zu erheirathen, namentlich, wenn sie reiche Abfindungen bekommen. Umgekehrt heirathen Mädchen mit reichen Abfindungen vorzugsweise gern Anerben.

Stirbt der Hofeswirth jung und ist seine Frau vielleicht erst fünfundzwanzig bis vierzig Jahre alt, so pflegt sie wieder zu heirathen;

sie bringt, wenn keine Kinder da sind, als Erbin ihres Mannes einen neuen Wirth, bei Vorhandensein von Kindern einen Interimswirth auf die Stelle, der dadurch das Recht auf eine Leibzucht und dessen Kinder das Recht auf eine Abfindung erwerben, ja ein eventuelles Erbrecht. Dies Verhältniß paßt, wie es scheint, für die Neuzeit nicht mehr und führt zu häufigen Conflicten und Processen.

Der neue Hofeswirth machte nun bisher alle Phrasen der Entwicklung durch, die der abgehende Hofesbesitzer durchgemacht hat, ohne sich im Ganzen auf eine höhere Stufe geistiger Entwicklung zu schwingen, auch er muß erst wieder durch Erfahrung klug werden. Ein Bedürfniß, sich durch Lesen nützlicher Bücher weiter zu entwicken, ist selten vorhanden, obgleich die langen Winterabende dazu hinreichend Gelegenheit gestatteten. Schreiber dieses hat länger als zwanzig Jahr hindurch Zeit und Gelegenheit gehabt, an verschiedenen Orten des Königreichs die Inventarien behufs der Vormundschaften und der Auseinandersetzungen einzusehen, aber vor 1848 kaum ein Procent, nach 1850 etwa zwei Procent Hofhaushaltungen gefunden, in denen außer Bibel und Gesangbuch überhaupt noch Bücher gefunden wurden. Es sind bei diesen Angaben jedoch alle bäuerlichen Grundbesitzer gemeint, Anbauer eingerechnet, nimmt man lediglich die Classen der Vollhusner, Halbhusner und der mindestens zwei Pferde haltenden Köthner, so möchte sich das Verhältniß von zehn Procent herausstellen. Verfasser dieses hat sehr häufig bei einer Nachlassenschaft von 10,000 Thaler und mehr Capitalvermögen und einem Hofesinventar von derselben Größe kein Buch außer Bibel und Gesangbuch gefunden. Daß es Ausnahmen gibt, daß es eine Menge durch und durch gebildeter Bauern gibt, die Alles wissen, was sie eben wissen müssen, daß aber die oben erwähnten zehn Procent der eigentlichen Höfner hierher zu rechnen, ist gewiß schon ein Großes, wenn man die mühevollen Bildungswege erwägt, die der durch besondere Glücksumstände nicht etwa Begünstigte zu gehen hat. Der Bauer verschaffte sich seine Bildung durch Processe mit seinen Nachbarn oder Gemeindeprocesse, durch die Vertretung seines eigenen Interesses bei Theilungen und Verlopplungen, durch Kämpfe mit den Amtsvögten und den Beamten in Betreff der Gemeinde-, Kirchen- und Schulangelegenheiten. Dieser Bildungsweg war kostbar und langsam. Seit 1848 ist es, wie schon oben erwähnt, anders geworden. Die Vogtwirthschaft, welche die Bauern früher niederhielt, hat aufgehört, der Bauer sieht nicht mehr in dem Beamten einen bloßen Befehlenden, er würdigt das Recht, in den Amtsversammlungen mitsprechen, als Schöffe in Polizeisachen ein Urtheil fällen zu können. Er ist genöthigt, sich um die bestehenden Gesetze mehr als sonst zu bekümmern. Sein Ehrgeiz ist geweckt; er sieht die Nothwendigkeit ein, sich fortzubilden, er liest Zeitungen, liest landwirthschaftliche Blätter, nimmt Theil an landwirthschaftlichen Vereinen, sieht mehr, hört mehr, bekommt mehr Bedürfnisse. Er sendet seine Söhne wo möglich auf einige Jahre in eine Stadt- oder Fleckenschule, oder nimmt Privatlehrer in's Haus, ist er reich, schickt er sie wohl gar in ein landwirthschaftliches Institut oder eine sonstige Bildungsanstalt für Landwirthe, obgleich die Nachtheile solcher Bildung häufig stärker hervortreten als die Vortheile. Der Bauer ist, wie oben erwähnt, durchschnittlich nüchtern. Liederliche und dem Trunke ergebene Landleute kommen auch in unglaublich kurzer Zeit herunter, fallen in die Hände von Wucherern und Juden und ruiniren den schönsten Hof. Während noch 1830 die bitterste Noth und Armuth unter den Bauern Hannovers vorherrschte, und in großen Aemtern zwanzig bis dreißig Concurse über Hofesstellen anhängig waren, findet sich jetzt Wohlhabenheit, ja nicht selten Reichthum, und statt zwanzig bis dreißig Concurse gibt es einen bis zwei. In einem Bauernhofe des südlichen Hildesheim, wie auch der Marschen, findet man von allem Comfort des Lebens, schöne Mahagonimöbeln, nicht selten ein Fortepiano, Kupferstiche u. s. w. Ein derartiges Bedürfniß ist in den Bauern der Geest noch nicht wach geworden, doch findet man jetzt beinahe in jeder Wohnung ein oder mehrere Sophas, Secretäre, Putzschränke, Dinge, die man vor zwanzig Jahren noch nicht kannte, wo ein „Schap," eine Lade, ein Koffer, eine Richtebank nebst Stühlen und Tischen, den Brautwagen vollmachten. Bauern, die neben ihren Höfen ein Vermögen von 80- bis 100,000 Thalern besitzen, finden sich in den meisten Aemtern, oft viel reichere. Daß indeß mit dem größeren Reichthume auch die größere Bildung verbunden wäre, ist nicht immer der

Fall. Die Bedürfnißlosigkeit des Bauern im Allgemeinen, nicht nur in Beziehungen auf den Körper, sondern auf den Geist, scheint Vielen als ein großes Uebel und ist es auch, indeß wird keine Regierungskunst da Hilfe schaffen können, aber die Zeit selbst wird es thun. Steigt das allgemeine Bedürfniß nach geistiger Ausbildung auch nur langsam, es steigt, und sehr merklich seit 1848. Bleibt Krieg und anhaltender Mißwachs fern, so bildet sich in Hannover ein Bauernstand heran, dessen großen Grundbesitzern binnen nicht zu langer Zeit diejenigen Rechte in Beziehung auf ständische Vertretung wieder zufallen müssen, welche ihm die Gesetzgebung von 1848 gewährt hatte.*)

Die alten Denkmale

der Vereinigten Staaten.

Unser Jahrhundert ist an Forschungen, die sich auf die Urgeschichte der Menschen beziehen, besonders reich. Indem unsre Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner sich räumlich ausdehnt, vertieft sie sich zugleich und greift zu Zeiten zurück, über die ein ewiges Dunkel gebreitet zu sein schien. Die Sprachforschung und die Alterthumskunde gehen dabei Hand in Hand. Während die eine die Ursprachen aufspürt und durch Wörterbücher und Sprachlehren die ersten Wanderungen und verwandtschaftlichen Verzweigungen der Völker aufhellt, sucht die andere die ältesten Denkmale auf, entziffert ihre Inschriften und ermittelt die Kunsttypen, die von Land zu Land sich überliefert haben. Die ungeheuren Ergebnisse der wetteifernden Arbeiten, der vergleichenden Sprachkunde und der vergleichenden Alterthumskunde aufzuführen, ist hier nicht der Ort. Genug, daß wir die Gegenwart wie die Vergangenheit der Völker Hinterasiens und Indiens, der Steppenvölker Centralasiens, der Perser, Assyrer und Egypter jetzt ungleich besser kennen als am Schlusse des vorigen Jahrhunderts.

Unmöglich konnte der Forschungsgeist der Jahrhunderte die Urzeit Amerika's unbeachtet lassen. Auch die neue Welt besitzt Denkmale und Alterthümer, um die ein noch größerer Reiz des Geheimnisses schwebt, als um jene der drei alten Welttheile. Besonders ist dies im nördlichen Amerika der Fall, denn keine Handschrift, keine in Stein gehauene Bildersprache, keine mündliche Ueberlieferung erzählt von ihren Urhebern. Sie stehen da als stumme Zeugen einer spurlos verschollenen Vergangenheit. Eben dieser Reiz des Geheimnisses hat viele Unberufene zu sogenannten Forschungen gereizt und eine Menge abenteuerlicher Erklärungen hervorgerufen. Man hat die Denkmale auf Mongolen, Juden, Phönizier, Hindu und Egypter zurückgeführt, man hat in rohen indianischen Nachahmungen von Vögeln und Vierfüßern Runen oder Keilschrift entdecken wollen, und damit auch der Schwindel und der Betrug nicht fehle, hat der Mormonenstifter, Joe Smith, Tafeln mit einer ganzen Vorgeschichte Nordamerika's aus der Erde gegraben. Inzwischen sind die Denkmale selbst durch diesen blinden Eifer bekannt geworden, und verschiedene Männer der Wissenschaft, unter denen besonders Squier zu nennen ist, haben sich systematisch mit ihnen beschäftigt. Was sich durch diese neueren und gründlicheren Arbeiten ergeben hat, wollen wir unsern Lesern in den folgenden Zeilen mittheilen.

Alle Denkmale der Vereinigten Staaten gehören zu einer der folgenden drei großen Classen:

1. Vertheidigungswerke.
2. Bauten zu religiösen Zwecken.
3. Gräber.

Daß die in diese einzelnen Classen eingetheilten Werke unter einander nicht völlig übereinstimmen können, läßt sich von vorn herein annehmen. Sie sind über einen unermeßlichen Raum vertheilt, haben die verschiedensten Stämme zu Erbauern und fallen nicht in dieselbe Zeit. Indessen lassen sich doch gemeinschaftliche Züge erkennen, die uns zwei Gruppen von Denkmalen unterscheiden lassen. Die eine Gruppe umfaßt die Alterthümer des Mississippithales, die andere jene des Atlantischen Abhanges im Osten der Alleghanies. Die Werke der ersten Gruppe sind nicht blos zahlreicher und größer, sondern

*) Die statistischen Angaben in dem vorliegenden Aufsatze sind größtentheils geschöpft aus den fünf Heften: „Zur Statistik des Königreichs Hannover," welche das officielle statistische Bureau bis jetzt geliefert, wie aus: „Stüve, Wesen und Verfassung der Landgemeinden in Niedersachsen und Westfalen. Jena, 1851."

weisen auch manche Typen auf, die man in den Atlantischen Staaten, wo die einfachsten Zwecke der Vertheidigung und des Begräbnisses ausschließlich in's Auge gefaßt wurden, nicht findet. So fehlen in dem letzten Gebiete sowohl die Bauten des Mississippithales, welche die Elemente der mexikanischen Teocalli und der abgestuften Pyramiden Centralamerika's mit einander verbinden, als die merkwürdigen Erdreliefs jenes Thales, welche keine andere als eine symbolische Bedeutung haben können. Wir müssen wegen dieser Verschiedenheiten jede dieser Gruppen besonders betrachten.

1) Denkmale der Atlantischen Staaten.

Die Alterthümer, die man in diesem Theile der Union entdeckt hat, sind in beträchtlichen Zwischenräumen über das ganze Land von Maine bis Florida vertheilt. Am häufigsten findet man sie im westlichen Newyork und im mittleren Pennsylvanien. Sie bestehen in Grabhügeln und in Vertheidigungswerken.

Die Gräber sind gewöhnlich nicht höher als 5 Fuß und haben an ihrer Grundlage einen Durchmesser von 25 bis 60 Fuß. Sie sind nicht sehr zahlreich und kommen nördlich von Neuhampshire nicht mehr vor. In einzelnen Fällen erheben sie sich zu 10 ja zu 15 Fuß. Ein Hügel von der letzteren Höhe stand früher auf der Regisinsel im Lorenzflusse und wurde 1818 von Oberst Hawkins geöffnet. Er enthielt eine große Anzahl Gerippe, Töpferwaaren und ähnliche Gegenstände. Die Gerippe stammten von Männern und Frauen, Kindern und Greisen und waren augenscheinlich erst nach dem Verschwinden aller weicheren Körpertheile hier aufgehäuft worden. Unmittelbar unter der Oberfläche waren Steine, an denen sich die Spuren von Feuer wahrnehmen ließen, in einem Kreise von zehn Fuß Durchmesser geordnet. Jefferson erwähnt in seinen „Bemerkungen über Virginien" eines Grabes am Rivannaflusse, in dem tausend Gerippe lagen.

Diese Gräber, in denen viele Leichen vereinigt sind, haben die Vorfahren der gegenwärtigen Indianer zu Erbauern. Wie Brabeuf, Charlevoix, Creuxius und Bartram erzählen, hatten die Huronen, Irokesen und andere Indianerstämme die Gewohnheit, ihre Todten nach längerer Zeit, nach acht oder zehn Jahren wieder auszugraben und in einem gemeinschaftlichen Grabe zu bestatten. Dieses zweite Begräbniß hieß das Fest der Todten und war mit verschiedenen Ceremonien verbunden. Dieser Gebrauch des zweiten Begräbnisses muß nach der Entdeckung Amerika's noch eine Zeit lang fortgesetzt sein, denn man hat in verschiedenen Gräbern kupferne Kessel, eiserne Aexte, Flintenläufe und ähnliche europäische Artikel gefunden.

Von größerem Interesse als die Grabhügel sind die alten Befestigungen, welche im Lande unter dem Namen der Indianerforts bekannt sind. Fast unabänderlich liegen sie in solchen Bezirken, welche einen fruchtbaren Boden, viel Fische und Wild haben, also für die Errichtung von dauernden Wohnsitzen besonders geeignet sind. Hinsichtlich des Platzes, den man für sie gewählt hat, besteht eine große Einförmigkeit. Die meisten nehmen hohe Bergspitzen oder Vorgebirge ein, die an einer oder zwei Seiten schroff abfallen und dadurch die Vertheidigung erleichtern. Wenn man sie in der Ebene findet, so erheben sie sich entweder auf einer hohen, trockenen Stelle mitten in einem Sumpfe, oder in der Krümmung eines Stromes, der ihre Seiten deckt. In fast allen Fällen ist eine hinreichende Wassermenge, entweder eine Quelle oder ein Fluß in unmittelbarer Nähe. Thore, die in die Befestigungen führen, sind fast immer sichtbar und werden häufig durch besondere Werke vertheidigt. Die Wälle sind selten höher als vier Fuß und der vor ihnen liegende Graben hat etwa dieselbe Tiefe. Der Raum dieser Werke ist verschieden und wechselt zwischen einem und sechzehn Ackern.

Die regelmäßigste dieser Befestigungen wurde 1822 an einem Flusse in der Nähe der kleinen Bai in Neuhampshire entdeckt. Die östliche Seite wird vom Flusse, die südliche von der Bai gedeckt. Die Wälle sind vier Fuß hoch, drei Fuß dick und mit Steinen belegt, zwischen denen Erde, Kies und Muscheln aufgeschüttet sind. Keiner der Steine ist so groß, daß er nicht von einem einzigen Manne ohne Schwierigkeit gehaben werden könnte. Diese Mauern liegen dreifach und vierfach hinter einander und jeder Eingang wird durch ein besonderes Werk geschützt. Als diese Anlage entdeckt wurde, standen Eichen von bedeutender Größe innerhalb der Wälle, wo man auch eine große Anzahl von steinernen und thönernen Pfeifen, Fragmente von Töpferarbeit, Pfeilspitzen und steinerne Aexte fand. Auf einer kleinen Insel der Bai, die nicht weit entfernt ist, wurden durch den Pflug

Digitized by Google

viele Gebeine und andere Ueberreste zu Tage gefördert, so daß hier ein Begräbnißplatz gelegen zu haben scheint. Offenbar diente dieses Werk dazu, den Besitz der Bai zu behaupten, in der es von Fischen wimmelt. Die Erbauer waren muthmaßlich die Penacaoks, die vor ihrer Vernichtung durch die Mohawks zuweilen Kriegszüge mit dreihundert Kähnen machten; die ganze Anlage zeugt von großem Geschick, und waren die Wälle mit Pfahlwerk versehen, so mußten sie für feindliche Indianer fast uneinnehmbar sein.

Am rechten Ufer des Otstungo liegt der sogenannte Indianerhügel. Er ist von Natur stark und trägt eine alte Befestigung. Der Fluß hat auf der einen Seite die Schieferschichten des Berges weggespült und eine Mauer von hundert Fuß Höhe gebildet. Sie zieht sich mit einer Krümmung bis zu einem Punkte, wo ein kleiner Fluß eine Schlucht durcheilt, und in den größern Strom fällt. Hier ist der Abhang des Berges grade nicht senkrecht, aber doch sehr steil, und man brauchte oben blos eine Reihe von Pfählen in den Boden zu schlagen, um ihn unersteiglich zu machen. Gegen Norden, Westen und Süden bildet der Berg eine natürliche Festung. Wo er gegen Westen mit dem übrigen Lande zusammenhängt, hat man einen Wall mit Graben gezogen, der 240 Fuß lang ist und von dem Abgrunde im Norden bis zu der Schlucht im Süden reicht. Der abgeschlassene Raum enthält ziemlich sechs Acker. Er ist dicht mit Riesentannen bewachsen, die ihn in eine ewige Dämmerung hüllen und in Verbindung mit dem Murmeln des Flusses am Fuße des Berges ein Gefühl der Melancholie erwecken. Man hat hier echte Indianerarbeiten, aber auch kupferne Kessel und andere europäische Artikel gefunden. Vor der Verschanzung scheint ein Begräbnißplatz gelegen zu haben.

Ein Beispiel einer Verschanzung in der Ebene findet sich in der Grafschaft Erie des Staates Newyork. Sie liegt auf einer sandigen etwas erhabenen Halbinsel, die in einen tiefen, mit Gestrüpp bewachsenen und fast ungangbaren Sumpf vorspringt. Ein schmaler Streifen trockenen Landes verbindet sie mit der Gegend im Süden des Sumpfes. Das Ganze ist klein und umfaßt weniger als einen Acker. Die Verschanzung zieht sich in regelmäßiger Eiform ringsum und ist von wechselnder Höhe. Eine englische Meile weiter gegen Osten hat man einen Begräbnißplatz mit vierhundert Leichen ausgegraben. In geringer Entfernung davon fanden Kalkbrenner in einer Felsspalte ein einzelnes Gerippe, das von einer Menge roher Schmucksachen umgeben war. Die Felsspalte bildete ein natürliches Grabgewölbe, dessen Mündung mit einem schweren Steine verschlossen worden war.

Diese Beschreibungen werden genügen, einen Begriff von dem Charakter der alten Befestigungen zu geben. Wohl in jeder gab es Verstecke, sogenannte Caches, wie sie der Jäger des fernsten Westens noch heute anlegt. Es waren die Vorrathskammern der Indianer, in denen sie ihren Mais und andere Gegenstände aufbewahrten. Daß die Verschanzungen mit Pfählen besetzt waren, geht theils aus den Erzählungen der ersten europäischen Besucher, theils aus aufgefundenen Resten hervor. Die Gräber, die man innerhalb der Befestigungen gefunden hat, sind ganz von derselben Art, wie die einzeln über das Land zerstreuten. Es läßt sich daher mit völliger Gewißheit sagen, daß beide Arten von Denkmalen von denselben Stämmen herrühren. Daß die einzelnen Gräber und Werke sehr verschiedenen Zeiten angehören können, wird dadurch nicht ausgeschlossen.

Man hat vielfach behaupten wollen, daß diese Alterthümer an eine frühere Bevölkerung erinnern. Man beruft sich, um dies wahrscheinlich zu machen, zunächst darauf, daß die heutigen Indianer von diesen Denkmalen nicht das Mindeste wissen. Wir können auf diesen Umstand keine Wichtigkeit legen. Die Rothhäute sind viel zu gedankenlos und gleichgiltig, um an Monumenten, die vor dreihundert Jahren entstanden sind, irgend einen Antheil zu nehmen. Man hat ferner hervorgehoben, daß die ersten Europäer, die mit den Indianern in Kampf geriethen, wohl von Pfahlwerken, aber nicht von Verschanzungen sprechen. Folglich, hat man gesagt, mußten jene alten Werke von den damaligen Indianern bereits verlassen sein. Wir schließen aus dem Erwähnen der Pfahlwerke und dem Schweigen über die Verschanzungen weiter nichts, als daß es die ersten und nicht die letzten waren, welche den europäischen Angreifern zu schaffen machten. Wie könnte es auch auffallen, daß Männer, die an europäische Festungskriege gewöhnt waren, Wälle von drei Fuß Höhe und Gräben von der-

ſelben Tiefe nicht der Erwähnung werth fanden? Daraus, daß man innerhalb der Verſchanzungen ſehr alte Bäume gefunden hat, darf man ebenfalls keine voreiligen Schlüſſe auf eine graue Vorzeit ziehen. Wer ſagt uns, ob dieſe Bäume nicht bereits lange ſtanden, als die Verſchanzungen aufgeworfen wurden. Die Erbauer der letztern hatten keinen denkbaren Grund, ſie zu fällen. Mit den Bäumen, die man in den Gräben gefunden hat, ſteht es allerdings anders, aber grade dieſe ſind nicht alt. Man hat die Ringe eines der ſtärkſten Stämme der letzten Art gezählt und dadurch ermittelt, daß die Entſtehung des Baumes nicht weiter als bis 1565 zurückreicht.

Squier und andere gründliche Forſcher ſind darin einig, alle die beſchriebenen Denkmale den Vorfahren der jetzigen Indianer zuzuſchreiben. Die meiſten wurden von den Irokeſen und ihren weſtlichen Nachbarn erbaut. Sie laufen mit den großen Seen parallel und ſind nicht weit von denſelben entfernt. Sie wurden mithin von Grenzſtämmen errichtet, und dieſe Annahme findet auch durch die Geſchichte der Indianer ihre Beſtätigung. In dieſer Gegend war jeder Fuß breit Boden zwiſchen den Irokeſen, den Gahkwas und andern weſtlichen Stämmen ſtreitig. Wo die Angriffe ſo häufig waren, machten ſich auch Vertheidigungswerke am nöthigſten. Erſt nachdem der Bund der fünf Nationen entſtanden war, bildeten ſich in dieſen ſchönen und fruchtbaren Gegenden friedlichere Verhältniſſe. Man hatte nun jene Werke nicht mehr nöthig und bei den ſorgloſen Indianern verſchwand ſogar jede Erinnerung an ſie.

Haben wir gar keinen Anhalt, um das Alter jener Werke zu beurtheilen, ſo läßt ſich aus ihnen ſelbſt doch auf die Lebensweiſe der alten Indianer ſchließen. Dieſe als bloß wandernde Jägervölker darzuſtellen, erweiſt ſich als unrichtig. Jene Werke waren befeſtigte Städte oder Dörfer und wurden fortwährend bewohnt. Blos einige der kleinſten ſcheinen Citadellen geweſen zu ſein, die man auf kurze Zeit errichtete, um den Greiſen, Weibern und Kindern einen Zufluchtsort zu bereiten. Daß die größern zu fortwährenden Wohnſitzen dienten, beweiſen die Maſſen der in ihnen gefundenen Ueberreſte und ihre ausgedehnten Begräbnißplätze. Ein weiterer Beweis liegt darin, daß man ſie genau an den Stellen gefunden hat, wo unſere erſten Berichte von Städten und Dörfern der Indianer ſprechen. Noch müſſen wir hervorheben, daß die aufgefundenen Töpferwaaren, Pfeifen u. ſ. w. in allen Beziehungen einander gleichen. Alle dieſe Werke rühren von Stämmen her, die genau auf derſelben Culturſtufe ſtanden.

Zur Unterſtützung der Vermuthungen, die man über die amerikaniſche Vorgeſchichte aufgeſtellt hat, können dieſe Denkmale nicht benutzt werden. Es iſt gradezu lächerlich, aus gewiſſen Aehnlichkeiten, die zwiſchen ihnen und den alten Werken der aſiatiſchen Steppen und der engliſchen Inſeln beſtehen, die gleiche Abſtammung der Erbauer aller dieſer Denkmale ableiten zu wollen. Rohe Völker haben gleiche Bedürfniſſe und befriedigen dieſelben auf die einfachſte und leichteſte Weiſe. Pfeil, Lanze und Axt ſind überall die älteſten Waffen, und überall benutzt man zu ihnen ſo lange Steine, bis man den Gebrauch der Metalle kennen gelernt hat. Sich bei einem Angriffe durch einen künſtlichen Erdaufwurf zu ſchützen und die Erſteigung deſſelben durch eingerammte Pfähle zu erſchweren, liegt ſo nahe, daß kein Volk dieſe Kunſt von einem andern zu erlernen braucht. Man wird andere Beweiſe als die Aehnlichkeit der alten Erdwerke aufſtellen müſſen, wenn man die Abſtammung der Indianer von Kelten oder Scythen auch nur wahrſcheinlich machen will.

2) Denkmale im Miſſiſſippithale.

Die rohen Alterthümer, die wir bis jetzt beſchrieben haben, weichen im Miſſiſſippithal und in den beiden ſüdlichen Staaten Florida und Südcarolina Werken einer höhern Art, die nicht bloß zu Vertheidigungszwecken und zur Aufnahme der Todten beſtimmt waren, ſondern zugleich mit den Religionsanſichten ihrer Erbauer in Verbindung ſtanden. Es ſind ungeheure offene Tempel, Hochplätze oder Altäre, begleitet von Grabhügeln, welche die Aſche der Häuptlinge und Prieſter enthalten, Darſtellungen von Menſchen und Thieren in Erdrelieſs auf der Oberfläche des Bodens, die eine ſymboliſche Bedeutung zu haben ſcheinen, aber doch räthſelhaft ſind, und in Verbindung mit dieſen Werken manche kleinere Reliquien von Stein und Metall, die oft ein gewiſſes Kunſtſtreben verrathen, wie Werkzeuge und Schmuckſachen aus Stoffen, die von fernen oder unbekannten Oertlichkeiten herſtammen.

Digitized by Google

Diese verschiedenen Classen von Alterthümern sind über einen weiten Raum verbreitet. Man begegnet ihnen in großer Anzahl in Ohio, Indiana, Illinois, Wisconsin, Missouri, Arkansas, Kentucky, Louisiana, Mississippi, Alabama, Georgien und Florida. In geringerer Anzahl kommen sie vor in Michigan, dem westlichen Virginien, Minnesota, Texas und Südcarolina. Nördlich von den großen Seen hat man keine gefunden, aber im Mississippithal hat Carver Werken dieser Art bis zum See Pepin folgen können, und Lewis und Clark haben am Missouri, tausend englische Meilen oberhalb der Mündung desselben, ein Denkmal von beträchtlichem Umfang entdeckt. An eine gleichmäßige Vertheilung dieser Arbeiten über die unermeßliche Fläche ihres Gebiets darf man nicht denken. Sie beschränken sich in der Regel auf die Thäler der Flüsse und der großen Ströme und kommen selten in dem hügeligen Hinterlande vor. Am häufigsten treten sie in Gegenden mit reichem Boden, mit viel Wild und Fischen auf. Der Geograph Flint hat daher ganz richtig bemerkt: „Die dichteste Bevölkerung des Alterthums lebte genau an denselben Stellen, welche in Zukunft die größten Städte tragen werden. Wo man eine Reihe von Denkmalen sieht, da kann man mit Sicherheit auf ausgedehnte fruchtbare Ländereien, viele wilde Thiere, leichte Verbindungen und sonstige günstige Verhältnisse rechnen." Bereits jetzt hat man sich bei der Wahl von Oertlichkeiten für neue Städte häufig durch Indianerforts und Grabhügel leiten lassen. Mariette, Stewart, Portsmouth, Chillicothe, Circleville und Cincinnati in Ohio, Frankfort in Kentucky und St. Louis in Missouri stehen auf Plätzen, die früher von ausgedehnten alten Anlagen eingenommen wurden.

In der räumlichen Vertheilung der einzelnen Arten von Werken findet ein bemerkenswerther Unterschied statt. Die Festungswerke sind in Kentucky und Ohio am häufigsten, in den mehr südlichen und westlichen Staaten dagegen selten. Dasselbe gilt von den Einfriedigungen, deren Inneres zu religiösen Zwecken gedient zu haben scheint. Auf der andern Seite werden die künstlichen Hügel, die abgestumpften oder abgestuften Pyramiden und die Bauwerke, welche den Charakter der mexicanischen Teocallis tragen, immer größer und häufiger, je tiefer man im Mississippithal kommt und je mehr man sich dem Golf von Mexico nähert.

Was die Anzahl dieser Denkmale betrifft, so läßt sich bloß so viel sagen, daß sie eine sehr große ist. Im Staat Ohio allein hat man mehr denn 10,000 Gräber und Erdhügel und 1000—1500 Einfriedigungen aller Art gezählt. Am Scioto, einem Flusse dieses Staates, findet man auf einem Raume, dessen Durchschnitt bloß zwölf englische Meilen beträgt, 140 verschiedene Denkmale. Einige derselben haben einen Umfang von zwei bis drei englischen Meilen.

Wie schon gesagt, ist die Größe dieser Alterthümer eben so merkwürdig, wie ihre Zahl. Unter den Erdhügeln sind einige, die, wie der Gravecreelhügel in Virginien, siebzig Fuß hoch sind und an ihrer Grundlage einen Umfang von tausend Fuß haben. Ein legelförmiger Hügel in der Nähe von Miamisburgh in Ohio, hat bei 852 Fuß Umfang 86 Fuß senkrechter Höhe und enthält 311,353 Cubikfuß Erde. Von noch größern Dimensionen ist der rechtwinklige abgestumpfte Hügel von Cahokia in Illinois, der St. Louis gegenüber und fast in Sicht dieser Stadt liegt. Er mißt bei 2000 Fuß Umfang 90 Fuß in der Höhe und enthält zwanzig Millionen Cubikfuß Erde. Bei der Mehrzahl dieser Hügel wechselt die Höhe indessen zwischen sechs und dreißig Fuß. Die Einfriedigungen haben in einzelnen Fällen eine Länge von zwei bis drei englischen Meilen. Ein solches Festungswerk am kleinen Miami in Ohio erstreckt sich über vier englische Meilen, ja ein System von Befestigungen in der Nähe der Stelle, wo der Ohio und der Scioto zusammenfließen, hat Verschanzungen von mindestens zwanzig englischen Meilen Umfang.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Alterthümer des Mississippithals wenden wir uns zu den einzelnen Arten derselben. Die Befestigungen ziehen zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Hinsichtlich ihrer Lage unterscheiden sie sich von denen der Atlantischen Staaten nicht. Man hat für sie Berge mit steilen Abhängen, vorspringende Höhen oder Halbinseln in den Biegungen der Flüsse gewählt. Die ausgedehnteste aller Befestigungen der Vereinigten Staaten liegt zwölf englische Meilen westlich von der Stadt Chillicothe in Ohio auf einem Berge, der 400 Fuß hoch als vorgeschobenster Punkt

einer Hügelkette in die Ebene vorſpringt und ſehr ſteil iſt. Ihr Wall beſteht aus Steinen von den verſchiedenſten Größen, die loſe auf einander gelegt worden ſind. Die urſprüngliche Höhe dieſes Walles kann nicht unter acht Fuß betragen haben. Wo der Berg mit der Hügelreihe zuſammenhängt, ſind die meiſten Steine auf einander gethürmt. Bei den drei Thoren, die man hier wahrnimmt, zieht ſich der Wall auf beiden Seiten eine Strecke einwärts, und es entſtehen dadurch ſchmale Gänge, die von den Seitenmauern aus leicht vertheidigt werden konnten. An dieſen Thoren iſt die Menge der Steine viermal ſo groß als anderswo, und ſie bilden große hügelförmige Haufen. Die ſtarke Einwirkung von Feuer iſt an ihnen deutlich wahrzunehmen. Ihre Oberfläche iſt verglaſt, viele Steine ſind wie an einander geſchmolzen, und im Innern der Haufen findet man ſchlackenartige Maſſen. Wurden auf dieſen Steinhügeln vielleicht Lärmfeuer angezündet, um vom Einfall eines Feindes Nachricht zu geben? Im Innern findet man künſtliche Vertiefungen, die noch jetzt mit Waſſer gefüllt ſind. Man benutzte ſie in dem undurchläſſigen Boden als offene Ciſternen. Der Raum, den die Verſchanzung umſchließt, beſteht aus 140 Ackern, und der Wall hat eine Länge von 2¼ engliſchen Meilen.

Künſtlicher iſt eine Befeſtigung am Großen Miami in der Grafſchaft Butler in Ohio. Da alle Seiten bis auf eine geſchützt waren, ſo wurde die ganze Sorgfalt auf die Befeſtigung der letztern verwendet. Die Erbauer ſind dabei mit großer Umſicht zu Werke gegangen. Eine Strecke vor den eigentlichen Werken liegt ein Erdhügel, aus dem verglaſte Steine ausgegraben worden ſind. Danach zu ſchließen, war ſeine Beſtimmung, Lärmzeichen zu geben. Auf dieſen Hügel folgt ein Halbmond, der vor dem einzigen Thore liegt. Hatte der Feind dieſen Halbmond und die Thorwälle eingenommen, ſo war er noch lange nicht im Innern des Werkes. Er ſah ſich nun vor einem zweiten Halbmond, hinter dem ſich drei Wälle hinter einander erhoben, deren Plan ein ſo verwickelter iſt, daß ein eindringender Gegner den rechten Weg ſchwer finden konnte. Auch hier gab es im Innern künſtliche Vertiefungen, um das Regenwaſſer aufzufangen.

Wir könnten dieſe beiden Beiſpiele mit vielen andern vermehren, doch ſie genügen, um zu zeigen, daß die Befeſtigungen des Miſſiſſippithales anderer Art, großartiger und künſtlicher als jene der Atlantiſchen Staaten ſind. Ein Theil derſelben umſchloß Dörfer oder Städte, ein anderer diente zu Citadellen, in welche die umwohnende Bevölkerung, wenn ihr eine Gefahr drohte, ſich einſchloß. Beide Arten laſſen ſich ohne Mühe von einander unterſcheiden. Die Citadellen enthalten im Innern nichts als Waſſerbehälter und unterirdiſche Vorrathskammern. In den befeſtigten Dörfern liegen Opferhügel und andere heilige Stätten, und gräbt man den Boden auf, ſo ſtößt man auf eine Menge von Geſchirren, menſchlichen Gebeinen und andern Beweiſen eines längern Aufenthalts von Indianern. Ein beſonders großes befeſtigtes Dorf liegt an der Eiſenbahn von Chillicothe nach Cincinnati. Der einzige Eingang wird durch ein viereckiges Vorwerk beſchützt, im Innern findet man zwei der heiligen Gehege, die wir ſpäter kennen lernen werden, und nicht weniger als dreiundzwanzig Opferhügel. Ein hübſches Muſter einer Citadelle iſt das alte Fort am Kleinen Miami, fünfundzwanzig engliſche Meilen oberhalb Cincinnati's. In weitem Umkreiſe befindet ſich bloß dieſe eine ſehr ausgedehnte Befeſtigung, dagegen wimmelt es in dem Thale, auf das ſie von ihrem Berge niederblickt, von andern alten Denkmalen. Sie war ohne Frage der Stützpunkt der zahlreichen Bevölkerung, auf welche dieſe Werke hindeuten.

Dieſe ſo planmäßig angelegten Befeſtigungen bilden ein förmliches Syſtem von Werken. Die größten und feſteſten laufen in einer Linie von den Quellen des Alleghany in Newyork quer durch das Land zum Wabaſch. Hier war jedenfalls die Grenze des Volks oder der Stämme, welche ſie errichteten. Zugleich war die Bevölkerung hier am dichteſten, wie aus unzweideutigen Spuren hervorgeht, und dieſe Linie wurde durch eine lange Zeit bewohnt. Woher kam aber die Gefahr, gegen die man ſich zu ſchützen ſuchte? Kam ſie von Nordoſten, von den dortigen wildern Stämmen, oder war jene Linie ein Damm, an dem die Fluthen einer von Süden heranwogenden Völkerwanderung ſich brachen? Wir möchten uns für die erſtere Annahme entſcheiden.

Die heiligen Gehege (sacred inclosures) beſtehen aus eingefriedigten Plätzen, welche augenſcheinlich keinem kriegeriſchen Zwecke

dienten. Außerordentlich regelmäßig, häufig mit geometrischer Genauigkeit angelegt, dehnen sie sich in der Regel an breiten und ebenen Flußufern aus, seltener auf Hochebenen oder in durchbrochenem Lande. Die gewöhnliche Form ist die eines Vierecks, oder eines Kreises, welche letztere vorherrscht. Zuweilen liegt ein solches Werk allein, meistentheils ist es mit mehrern andern zu einer Gruppe vereinigt. Die Mehrzahl der Kreise ist von geringem Umfang und hat entweder 250 oder 300 Fuß Durchmesser. In diesen kleinen Kreisen befindet sich immer bloß ein Thor, das nach Osten zu führen pflegt. In der Nachbarschaft der größern Werke bemerkt man zahlreiche kleine Kreise von 30 bis 50 Fuß Durchmesser. Ihre Wälle sind leichte Erdaufwürfe und ein Eingang fehlt gänzlich.

Ein charakteristischer Zug aller dieser Werke ist der, daß entweder kein Graben vorhanden ist, oder daß er auf der innern Seite des Walles liegt. Im Pike County von Ohio liegt ein heiliges Gehege, dessen Wall einen reinen Kreis bildet, während der Binnengraben, der sich mit dem Wall an vier Punkten berührt, ein reines Viereck darstellt. Daß der Graben fehlt, oder an der innern Seite angebracht ist, genügt allein schon zu dem Beweise, daß diese Werke keine Festungen waren. Dafür sprechen auch die fernern Umstände, daß sie in offenen Ebenen liegen und häufig von ganz nahen Anhöhen beherrscht werden. Wie man an der Umgegend sieht, haben ihre Erbauer sich viele Mühe gegeben, den um sie liegenden Boden möglichst glatt zu machen. Sie haben die Erde, deren sie zu den Wällen bedurften, deshalb von der Oberfläche gleichmäßig abgenommen, oder sie in einiger Entfernung ausgegraben, wodurch brunnenartige Löcher entstanden sind. Einige der Wälle sind zwar so hoch, — bis zu dreißig Fuß — daß sie sich vertheidigen ließen, aber grade bei den größten Werken gibt es der Oeffnungen oder Thore so viele, daß man an eine Festung um so weniger denken kann, als ja auch der Graben fehlt. Auch Cisternen und unterirdische Vorrathskammern vermißt man. Ihre Stelle wird durch Altarhügel ersetzt, auf denen, wie die vorhandenen Spuren bezeugen, blutige Opfer gebracht worden sind.

Die Länge und Breite der heiligen Gehege ist eine so übereinstimmende, daß hier kein Zufall gewaltet haben kann. Squier maß sechs weit von einander entfernte Werke, deren jedes ein gleichseitiges Viereck darstellte, und immer war jede der vier Seiten 1080 Fuß lang. Kommen neben den Hauptwerken, wie dies zuweilen der Fall ist, mehrere von gleichlaufenden Wällen eingeschlossene lange und schmale Flächen vor, so ist ihre Länge und Breite genau dieselbe. Sollte diese bestimmte Größe eine religiöse Idee ausdrücken, oder stammt sie daher, daß man nach einem ursprünglichen Muster baute und dessen Verhältnisse sclavisch nachahmte? Die geometrische Genauigkeit der Figuren, welche die Wälle beschreiben, und das fast ausschließliche Vorherrschen der beiden Formen des Vierecks und des Kreises haben unbedingt eine religiöse Bedeutung. Nicht selten treten Kreis und Viereck neben einander auf und sind entweder unmittelbar oder durch Gänge zwischen gleichlaufenden Wällen verbunden. An der Straße von Chillicothe nach Richmondale sieht man ein Werk, das aus einem großen, zwei kleinern Kreisen und einem großen Viereck besteht. Zuweilen sind in diesen heiligen Gehegen erhöhte, sanft aufsteigende Wege angelegt. Sollten diese zu weiter nichts dienen, als das Ersteigen des höhern Landes zu erleichtern, so hat man sich mit ihnen eine unermeßliche Mühe gegeben. Squier beschreibt einen solchen Weg, der einen Abhang von 17 Fuß Höhe hinanführt und bei einer Breite von 215 Fuß eine Länge von 1080 Fuß hat. Diese Länge verdient Beachtung, denn in ihr drückt sich wieder jenes Maß von 1080 Fuß aus, das ein heiliges zu sein scheint. Dieser Weg wird noch heute als Landstraße benutzt.

Das größte dieser heiligen Gehege nimmt einen Flächenraum von vier englischen Geviertmeilen ein. Man hat diese Ausdehnung dazu benutzen wollen, die religiösen Zwecke der fraglichen Anlagen zu bestreiten. Man findet jedoch in andern Ländern Aehnliches. Die Tempel von Abury und Stonehenge in England und von Carnac in der Bretagne haben ebenfalls einen bedeutenden Umfang. Es ist anzunehmen, daß ein ganzer Stamm oder ein Volk sich hier zu Zeiten versammelte, um gemeinschaftliche Religionsgebräuche auszuüben, die zu der Verehrung der Sonne oder dem Sternendienste in Beziehung standen. Die erhöhten und sanft aufsteigenden Wege konnten zu einem feierlichen, für Jeder-

mann ſichtbaren Zuge der Prieſter und ihres Gefolges dienen.

Wir gelangen nun zu den Grabhügeln. Man begegnet ihnen in Amerika überall, in Peru, wo ſie Huacas heißen und oft bedeutende Schätze bergen, in Centralamerika, Mexiko u. ſ. w. Nirgends ſind ſie zahlreicher und impoſanter als im Miſſiſſippithal. Es gibt welche, die bis zu 90 Fuß hoch ſind und mit ihrer Grundlage einen umfangreichen Raum bedecken. Während die Gräber der Atlantiſchen Staaten, wie wir geſehen haben, als gemeinſchaftliche Begräbnißplätze dienten, enthalten dieſe Grabhügel nur ein Gerippe, in ſehr ſeltenen Fällen mehrere. Sie liegen unabänderlich von den heiligen Gehegen und den Feſtungen entfernt und ſtehen in der Regel einzeln, ſeltener in Gruppen vereinigt. Der Todte wurde in Baumrinde oder in Matten eingehüllt oder man legte ihn in einen rohen Sarg von Holz. Nicht ſelten wurde er verbrannt und die Aſche in ein töpfernes Gefäß geſammelt. Man gab ihm verſchiedene Gegenſtände mit, Schmuckſachen, Werkzeuge und Waffen.

Im Sciotothal liegt ein ſolcher Hügel, der 22 Fuß hoch iſt und an ſeiner Grundlage 90 Fuß mißt. Als man ihn öffnete, ſtieß man zehn Fuß unter der Oberfläche auf eine Lage Holzkohlen von zehn Geviertfuß im Umfang und von zwei bis ſechs Zoll Dicke. Man muß das Holz, während es noch brannte, mit Erde beſchüttet haben, denn ſeine Scheitern und Zweige hatten, obgleich ſie vollſtändig verkohlt waren, ihre Form behalten. Unter den Kohlen lag wieder Erde von beſonderer Feſtigkeit, ſo daß ſie ſich ſchwer ausgraben ließ. In der Tiefe von 22 Fuß hatte urſprünglich ein hölzerner Sarg, 9 Fuß lang, 7 Fuß breit und 20 Zoll hoch, geſtanden. Man erkannte ihn bloß an den Eindrücken, die er in der harten Erde gemacht hatte, denn das Holz des Sarges war verfallen und beſtand in Staub. Eben ſo in Staub zergangen war das Gerippe ſelbſt. An der Stelle, wo einſt der Nacken geruht hatte, fand man eine dreifache Reihe von kleinen Kugeln, mehrere hundert an Zahl, die aus Elfenbein oder den Zähnen eines im Lande lebenden Thieres gemacht zu ſein ſchienen. Nach ihrer regelmäßigen Geſtalt zu urtheilen, waren ſie nicht mit der Hand geſchnitzt, ſondern gedrechſelt worden.

Das ziemlich regelmäßige Vorkommen von Kohlen über der Leiche deutet auf Opfer hin, die bei den Beſtattungen gebracht wurden. Das Feuer kann nicht lange gebrannt haben, denn ſeine Einwirkung auf die darunter liegende Erde iſt eine ſehr geringe, und man bemerkt keine Aſche. Daß es plötzlich zugeſchüttet wurde, beweiſt die Verkohlung der Scheitern und Zweige in ihrer urſprünglichen Form. Mit den Steinkohlen ſind zuweilen menſchliche Gebeine, Thierknochen und Trümmer von Geräthen gemiſcht.

Die Menſchenknochen, die man in den Grabhügeln findet, ſind faſt immer ſo verfallen, daß ſie ſich bei der geringſten Berührung in Staub verwandeln. Durch alle ſeine Nachgrabungen hat Squier nicht mehr als einen einzigen vollſtändigen Schädel erlangt. In den alten Gräbern Englands findet man noch ganze und wohlerhaltene Gerippe, die nachweislich aus der Zeit vor der römiſchen Eroberung herſtammen. Nun iſt der Boden in England naß, die Luft feucht, und im obern Miſſiſſippithale herrſcht eine verhältnißmäßige Trockenheit. Was läßt ſich daraus für ein Schluß ziehen, als daß die amerikaniſchen Gräber die engliſchen an Alter übertreffen?

Eine andere Claſſe von Hügeln begreift die Altar- und Tempelhügel, zu denen auch die abgeſtumpften, oder in Stufen anſteigenden und oft mit erhöhten Wegen verſehenen, den mexikaniſchen Teocallis ähnlichen Hügel zu rechnen ſind. Die eigentlichen Altarhügel, die wir zunächſt beſprechen werden, kommen ſtets in heiligen Gehegen oder in geringer Entfernung von ihnen vor. Sie beſtehen in allen Fällen aus abwechſelnden Erdſchichten und enthalten in ihrem Innern regelmäßig gebaute Altäre von Stein oder gebranntem Thon, auf denen man verſchiedene Geräthe mit deutlichen Spuren der Einwirkung von Feuer findet. Wenn dieſe Hügel Gerippe in ſich bergen, ſo ſind ſie von Indianern, welche auf die urſprünglichen Erbauer folgten, dort hingebracht worden. Man erkennt dies leicht daran, daß die Regelmäßigkeit der abwechſelnden Erdſchichten geſtört worden iſt.

Die Beſchreibung eines einzigen dieſer Hügel wird die charakteriſtiſchen Züge dieſer Art von Denkmalen hinreichend hervortreten laſſen. Der Hügel, den wir als Beiſpiel wählen, liegt in demſelben Sciotothal, deſſen wir bereits mehrere Male als einer Fundgrube für Alterthümer erwähnten. Er iſt

7 Fuß hoch und mißt bei seiner Basis 55 Fuß. Oben auf liegt eine Schicht von grobem Kies und kleinen Steinen, die man theils nahen Gruben, theils dem Ufer des Flusses entnommen hat. Auf diese einen Fuß dicke Schicht, die man wahrscheinlich deshalb oben auf legte, um der Erhöhung ihre ursprüngliche Gestalt zu bewahren, folgt eine zwei Fuß dicke Lage verschiedener Erden, wie Lehm, Thon u. s. w. Man hat diese Erden von hier und dort herbeigeholt und sie so vorsichtig neben einander geschüttet, daß jede einzelne Erdart scharf von der andern abgrenzt. Noch tiefer liegt eine bloß einen Zoll dicke und glatte Schicht Sand, und dann folgen abwechselnd Sand und Erde, bis man ganz unten auf den Altar von gebranntem Thon stößt. Die Oberfläche desselben bildet einen reinen Kreis und die Seiten senken sich in einem regelmäßigen Winkel gegen den Boden. In der Mitte ist eine Vertiefung, wo der Thon so hart gebrannt ist, daß er, wenn man mit der Axt darauf schlägt, wie Stein klingt. Man hat hier Bruchstücke von Thon vorgefunden, die sich zu einer sechs Zoll hohen und an ihrer breitesten Stelle acht Zoll messenden Vase von einer wahrhaft geschmackvollen Arbeit zusammensetzen ließen. Die besten peruanischen Vasen stehen sowohl im Stoff als im Muster nicht höher. Ueberhaupt sind diese Altarhügel als die ergiebigsten Fundorte der merkwürdigsten Alterthümer erkannt worden.

Eine andere Classe von künstlichen Erhöhungen bezeichnet Squier als Tempelhügel. Dieser Name soll andeuten, daß ihre Oberfläche zu heiligen Gebräuchen diente und vielleicht wirkliche Tempel trug. Obgleich auch diese Hügel der Regel nach im Innern heiliger Gehege stehen, trifft man sie gelegentlich vereinzelt. Ihre gewöhnliche Form ist die einer abgestumpften Pyramide, zu deren Gipfel sanft ansteigende Wege in grader oder gewundener Linie führen. Ihre Form ist eine regelmäßige, ihre Größe fast immer eine bedeutende. Sie sind rund, eiförmig, viereckig oder achteckig, und ihre Spitze bildet stets eine ganz glatte Fläche. In den südlichen Staaten sind sie häufig bloß drei Fuß hoch und werden deshalb als Plattformen bezeichnet, im Thal des Ohio und an den obern Zuflüssen des Mississippi tritt diese Form seltener auf.

Einem merkwürdigen System von solchen Werken begegnet man in Washington County des Staates Mississippi. Die Gruppe besteht aus einer Reihe rechtwinkliger Hügel von verschiedener Größe, die alle oben abgestumpft sind und ziemlich alle durch ansteigende Wege mit der Ebene in Verbindung gebracht werden. Zwischen mehrern bilden erhöhte Wege Brücken. Der Haupthügel mißt unten an der einen Seite 420, an der andern 390 Fuß, ist 55 Fuß hoch und hat oben eine glatte Fläche von 120 Fuß Länge und 100 Fuß Breite. Man sieht oben eine Vertiefung, die 30 Fuß lang, 25 breit und 6 tief ist. Von Osten führt ein 30 Fuß breiter Weg allmälig zur Spitze. Gegen Nordosten ist er mit einer 10 Fuß langen und 75 Fuß breiten Plattform verbunden. Erhöhte Wege führen vom Haupthügel zu mehrern kleinern, die alle mit besondern Aufgängen versehen sind. Diese Hügel und andere mehr schließen einen rechtwinkligen Raum ein, in dem einige kegelförmige Erhöhungen aufragen. Irgend welche Ueberreste haben sich in diesen Tempelhügeln nicht gefunden.

Wendet man sich vom Süden des Mississippithals gegen Nordwesten, so gelangt man zu Denkmalen, welche eine so abweichende Form annehmen, daß man fast vermuthen muß, sie stammen von einem Volke, welches mit den Erbauern der Altarhügel und der heiligen Gehege nichts gemein hatte. Es sind Erdreliefs von geringer Höhe, aber von bedeutender Länge, welche die Formen von Menschen und Thieren nachahmen. Auf den ersten Blick scheinen es die Grundlagen alter Gebäude zu sein, und erst wenn man von einem günstigen Standpunkte ihre Umrisse überblickt, tritt ihr Charakter als Bilder unverkennbar hervor. Abgesehen von der menschlichen Figur sind es besonders Bären, Büffel, Vögel, Krokodile oder Eidechsen und Schildkröten, welche durch diese Erdaufwürfe nachgeahmt werden. Die Höhe derselben beträgt höchstens 6 Fuß, die Länge dagegen 100 bis 150, die Breite 30 und mehr. Was die Zeichnung betrifft, so ist sie eine so rohe, daß bloß die menschliche und die Eidechsenform gut zu erkennen ist, wogegen man bei den Thierfiguren rathen muß, ob sie Büffel oder Bären sein sollen. Die Vögel sind wieder etwas besser, wenigstens unterscheidet man den Schnabel und die Flügel von dem übrigen Körper, der nichts als eine länglich runde Masse ist.

Ob ein Werk, welches im Staat Ohio in der Nähe der sogenannten Drei Gabeln auf dem Gipfel eines halbmondförmigen Hügels liegt, zu dieser Classe von Alterthümern gerechnet werden darf, lassen wir dahin gestellt sein. Es stellt eine Schlange dar, die in anmuthigen Windungen auf dem Boden liegt und deren Schweif dreifach gekrümmt ist. Die ganze Länge dieser Figur beträgt 1000 Fuß, die Höhe mehr als fünf und die Breite in der Mitte des Körpers 30 Fuß. Der Nacken der Schlange streckt sich grade aus, ihr Rachen ist weit geöffnet, als ob er eine ovale Figur, die zum Theil von den ausgedehnten Kinnbacken der Schlange eingeschlossen wird, verschlingen oder ausspeien wolle. Diese ovale Figur wird von einem Erdaufwurf ohne eine wahrnehmbare Oeffnung gebildet, der 4 Fuß hoch ist, die regelmäßigste Eiform darstellt und dessen innerer Raum in der Länge 160, in der Breite 80 Fuß Durchmesser hat. Rings um die Figur ist der Boden sorgfältig geebnet und etwas niedriger liegt eine Plattform, wie wir sie bereits beschrieben haben, auf die weiterhin ein großer Tempelhügel folgt. Andere Werke befinden sich nicht in der Nähe. Eine so große und künstliche Anlage kann nicht das Ergebniß einer bloßen Laune gewesen sein. Diese Schlange, die ein Ei verschlingt, muß eine symbolische Bedeutung gehabt haben. Dürfen wir nach andern Ländern schließen, so bezog sie sich auf den Cultus der Sonne, deren Symbol die Schlange ist.

Welche Bedeutung den Erdreliefs überhaupt beizulegen ist, wissen wir nicht zu sagen. Sie sind räthselhafter Natur und stehen einzig in ihrer Art da. Besonders häufig begegnet man ihnen an dem großen Kriegspfade der Indianer, der vom Missisippi zum See Michigan läuft. Im Staate Wisconsin finden sich wahrscheinlich mehrere Tausende dieser Reliefs.

Die letzte Classe von alten Werken, deren wir zu erwähnen haben, sind Erdwarten oder Hügel, die zur Beobachtung des Landes bestimmt waren. Fast jedes Indianerfort hat einen solchen Hügel innerhalb seines Umkreises oder ganz in der Nähe. Daß man mit den Werken dieser Art auch Vertheidigungswerke verbunden hat, läßt sich in manchen Fällen annehmen. Sie wurden dann wie Thürme benutzt, um den Kampf gegen den angreifenden Feind zu erleichtern. Im oft erwähnten Sciotothale ziehen sie sich in einer Linie von mehr denn vierzig englischen Meilen hin und liegen so, daß Feuerzeichen in wenigen Minuten auf der ganzen Reihe wiederholt werden können. Eine regelmäßige Form haben sie nicht, wie sie auch weder Altäre noch menschliche Ueberreste enthalten.

In welchem Zustande die gewöhnlichen Künste des Lebens bei den Erbauern aller dieser Werke gewesen sind, ist eine wichtige und interessante Frage. Aus den Werkzeugen, Waffen und Schmucksachen, die man in den alten Denkmalen gefunden hat, läßt sich darauf etwa schließen. Die benutzten Stoffe sind Metall, Thon, Knochen, Muscheln und Steine gewesen. Von hölzernen Geräthen haben sich der Natur der Sache nach nur ganz schwache Spuren gefunden. Unter den Metallen ist das Kupfer das einzige, welches in größerer Menge auftritt. Die Erbauer der Werke haben daraus Beile, Meißel und Grabstichel geformt. Bleierz ist häufig, wirkliches Blei sehr selten. Auch Silber kommt hier und da vor, aber immer in dünnen Blechen, die zum Belegen dienten; daß Gold gefunden worden sei, ist behauptet, jedoch nicht bewiesen worden. Eisen fehlt gänzlich. Das Silber und Kupfer kam jedenfalls vom Obern See, wo in sehr alten Zeiten Bergbau betrieben wurde. Die gefundenen Waffen sind Pfeil- und Lanzenspitzen, die aus Steinen, vorzüglich aus Quarz, geformt worden.

In Töpferarbeiten hatten die Erbauer der Denkmale große Fortschritte gemacht. Viele der ausgegrabenen Vasen übertreffen Alles, was die jetzigen Indianer zu leisten vermögen, und lassen sich den schönsten peruanischen Geräthen an die Seite stellen. Sie haben geschmackvolle Verzierungen von Arabesken, Vogelfiguren u. s. w., die in die Oberfläche eingegraben sind. Die Linien müssen mit einem scharfen Hohlmeißel eingeschnitten worden sein, der den ganzen Thon mit fortnahm, ohne unreine Ränder zu hinterlassen. Die schönsten Gefäße bestehen aus reinem Thon, die geringern haben eine Mischung von gepulvertem Quarz. Alle diese Gefäße sind klein — keines erreicht in der Höhe oder Breite einen Fuß — haben eine glatte Oberfläche und lassen sich wie öllg anfühlen.

Neben diesen Vasen findet man Köpfe von Tabackspfeifen in großer Anzahl. Sie sind aus Steinen geschnitten und stellen mensch-

liche Köpfe oder Thiergestalten vor. Die erstern haben den Typus, den man wohl den aztekischen genannt hat. Charakteristisch ist die große Nase, die über einem Munde mit runden vollen Lippen und zwischen hervortretenden Augen liegt. Unter den Vögelgestalten sind manche vortrefflich gearbeitet, namentlich ein Raubvogel, der seine Beute zwischen den Klauen hält. Daß zuweilen Vögel dargestellt werden, wie Tukane, die in den Vereinigten Staaten gar nicht heimisch sind, wollen wir bloß anführen, ohne einen Schluß daraus zu ziehen.

Die Schmucksachen bestehen hauptsächlich in Perlen, echten und nachgemachten, Kügelchen, Ringen, Platten und Scheiben. Die Perlen sind von einer Süßwassermuschel genommen, die in den westlichen Flüssen vorkommt, und manche würden jetzt, wenn sie nicht vom Feuer beschädigt wären, wegen ihrer Größe einen bedeutenden Werth haben. Sie wurden zu Halsbändern verwendet, zu denen auch die durchbohrten Zähne der wilden Katzen, des Wolfs und des Haifisches, die Klauen von Thieren, bearbeitete Vogelknochen und Muscheln dienten. Die aufgefundenen kupfernen Armringe bestehen aus gut gehämmertem Draht, dessen Enden sich bald einander nähern, bald über einander greifen. In einem Hügel traf man auf zwei Platten mit zwei Löchern am obern Rande, die vielleicht gleich unsern Ringkragen auf der Brust getragen wurden. Häufiger sind runde Scheiben von dünnem Kupfer und bis zu zehn Zoll Durchmesser.

So weit haben die Entdeckungen bis jetzt gereicht. Daß sie uns nicht in den Stand setzen, die amerikanische Urgeschichte in dem Grade aufzuhellen, den ein Alterthumsfreund wünschen muß, wird aus unserer Darstellung hervorgegangen sein. Wer die Erbauer waren, wann sie lebten und auf welche Weise sie verschwanden, alle diese Fragen werden uns nicht beantwortet. Wir wissen bloß, daß diese alten Indianer ein zahlreiches und in festen Wohnsitzen dem Ackerbau ergebenes Volk waren. Ein herumziehendes Volk würde so ausgedehnte, systematische und augenscheinlich zu dauernden Zwecken bestimmte Werke nicht errichtet haben. Ein Jägervolk, das auf die dürftigen und unsichern Ergebnisse der Jagd angewiesen war, hätte die nöthigen Arbeitskräfte nicht besessen. Der Ackerbau ruft mit Nothwendigkeit feste Gebräuche, Gesetze und Glaubensansichten hervor. Diese haben im Mississippithale nicht gefehlt, aber auch ein ausgedehnter Verkehr mit andern Stämmen hat stattgefunden, wie die in den Denkmalen gefundenen Gegenstände, das Kupfer und Silber von den großen Seen, die Perlen und Muscheln vom Golf von Mexiko, der Glimmer aus den Alleghanies und der Obsidian aus den vulcanischen Ketten von Mexiko beweisen. Es gab regelmäßige Maße, wie aus den übereinstimmenden Größenverhältnissen der Werke hervorgeht. Daß die Erbauer die geometrischen Regeln kannten, unterliegt bei der großen Anzahl reingeometrischer Figuren, welche sie auf den Boden hinzeichneten, keinem Zweifel. Sie waren ferner sorgfältige Beobachter der Natur, denn sonst hätten sie Naturgegenstände nicht mit solcher Treue nachahmen können. Ihr Geschmack wird durch die anmuthigen Formen und die Verzierungen ihrer Geschirre belegt. In allen Beziehungen standen sie hoch über den Stämmen, welche zur Zeit der Entdeckung in den Atlantischen Staaten lebten. Dagegen können wir nicht behaupten, daß sie sich der Cultur, der man in Centralamerika, Peru und Mexiko begegnet ist, mehr als annäherten. Namentlich fehlten ihnen die Hieroglyphen, welche dort vorkommen.

Was das Alter dieser Werke betrifft, so läßt sich dasselbe nicht mit Genauigkeit bestimmen. Auf ihrer Oberfläche stehen Wälder, deren Bäume zum Theil achthundert Jahre alt sind und unter denen noch ältere Wälder begraben sind. Hier und da sind ihre Seiten von Flüssen weggespült worden, die jetzt eine halbe englische Meile entfernt fließen und zwischen sich und den Werken Anschwemmungen zurückgelassen haben, auf denen Riesenbäume wachsen. Rechnet man dazu den äußersten Verfall der Gerippe und die Tiefe der Fruchterde, die sich in den Aushöhlungen angesammelt hat, so gelangt man zu dem Schlusse, daß das Alter dieser Anlagen nach vielen Jahrhunderten zu berechnen ist.

Ob die Erbauer dieser Denkmale durch einen plötzlichen Einfall von Feinden, oder durch eine verheerende Seuche vertilgt wurden, ob sie unter dem Druck mächtiger Nachbarn oder durch die Reize eines südlichern Klimas verleitet, freiwillig auswanderten, das sind Punkte von hohem Interesse, die aber durch die Denkmale nicht entschieden werden können.

Friederike Goßmann.

„Viel Gemüth, viel natürlicher Verstand, viel Streben, sich deutlich zu machen, und gar keine Heuchelei wohnt in diesem Mädchen, das in seinem Flügellleide vor die Lampen tritt, wie eine Pflanze zum ersten Male aus dem Treibhaus in's Freie gestellt wird." So lautete das Urtheil eines Kritikers über eine kaum sechzehnjährige Kunstjüngerin, die als „Leonie" in Scribe's „Damenkrieg" auf dem Münchener Hoftheater den ersten Versuch gewagt hatte. Sie heißt Friederike Goßmann. Am 23. März 1838 zu Würzburg geboren, wurde sie von ihrem Vater, dem als hochverdienter Schulmann, Fachschriftsteller und Dichter bekannten Professor Dr. J. B. Goßmann mit vorzüglicher Sorgfalt unterrichtet und erzogen. In früher Jugend schon mit entschiedener Vorliebe der schönen Literatur zugewandt, erfaßte sie bald eine unwiderstehliche, leidenschaftliche Neigung zur dramatischen Kunst. Den hartnäckigen Widerstand, welchen ihr anfänglich die strengbürgerlichen Anschauungen des elterlichen Hauses entgegensetzten, besiegte sie endlich durch die Festigkeit ihres Charakters und ihren entschiedenen Beruf, welchem sich die Augen des einsichtsvollen Vaters auf die Dauer nicht verschließen konnten.

Sie ward der Münchener Hofschauspielerin Constanze Dahn zur Ausbildung übergeben und sah ihr erstes Auftreten mit so günstigem Erfolge gekrönt, daß sie für die Hofbühne gewonnen werden sollte. Sie widerstand jedoch dieser Verlockung und zog mit richtigem Verständniß vor, in kleineren Verhältnissen erst größer sich zu entfalten. Ein anderweiter Ruf nach ihrer Heimath Würzburg entsprach gleichfalls nicht ihren nächsten Wünschen, und so ging sie nach Königsberg in Preußen, wo sie, reichlich mit väterlichen und sonstigen Empfehlungen versehen, im Hause des Theaterdirectors, Commissionsrath Woltersdorf, Aufnahme fand. Obgleich sie sehr schnell der Liebling des Publicums wurde, und vielleicht grade deshalb, empfand sie doppelt das mancherlei Drückende ihrer äußerlichen Stellung, dazu gesellte sich das Heimweh des süddeutschen Kindes im hohen Norden, und endlich wurde sie noch durch die Nachricht von dem plötzlichen Tode ihres heißgeliebten Vaters gänzlich daniedergebeugt. Der armen Waise Schmerz fand keine Rücksicht; Trauer im Herzen ward sie unabläßig in Lustspielen beschäftigt.

Schon des Wechsels der Umgebung wegen war es unter diesen Umständen ihr hochwillkommen, daß sie von der Direction ausersehen wurde, mit einem Theile der Gesellschaft unter dem Regisseur Hassel für den Winter 1854 nach Elbing zu gehen. Nachdem sie zweimal gespielt, äußerte sich der dortige Referent in einer Besprechung der Gesammtleistungen folgendermaßen über sie: „Wenn wir mit Fräulein Goßmann anfangen, sind wir mit dem Hervorzuhebenden ziemlich am Ende. Diese junge Künstlerin ist eine so köstliche Perle, daß sie allein fast im Stande sein möchte, einer Gesellschaft Licht und Wärme zu verleihen — ein Theaterunternehmen allein zu halten." Zum ersten Male während ihrer kurzen Laufbahn sah sie jetzt sich einzig auf sich selber angewiesen, ohne jeden äußeren Anhalt, da ihr Scharfblick das Getriebe des Theaterlebens bereits hinlänglich durchschaut hatte, um von den Genossen thunlichst fern sich zu halten. Schnell genug jedoch eroberte sie sich auf, wie unter den Brettern eine so sichere als angenehme Stellung. Die angesehensten und achtungswerthesten Familien wetteiferten, die eigene ihr zu ersetzen, sie ward der Mittel- und Glanzpunkt aller geselligen Vereinigung und bezauberte selbst die ernstesten und gelehrtesten Männer nicht weniger durch ihren kindlichen Frohsinn, als durch die Gediegenheit ihrer Bildung und das aufrichtige Streben, diese auch nach den entlegensten Richtungen hin zu vervollständigen. Der durch seine Vorlesungen über Shakspeare später berühmt gewordene Director Kreyßig ward nicht müde, ihren Vortrag der hervorragendsten Charaktere seines Dichters zu bewundern und sich in ihre Ansichten darüber zu vertiefen. Dabei durfte sie in dem Album keines Mitgliedes der höheren Töchterschule fehlen, eröffnete sie auf der Straße mit Jung und Alt ein Schneeballgefecht und ließ sich von befreundeten Knaben auf Handschlitten nach dem Theater bringen. Hier riß sie wiederum alle Welt widerstandslos mit sich fort.

Dem mit jeder neuen Leistung stets höher aufglühenden Eifer für ihre Kunst hatte sich ein neuer Sporn hinzugesellt in dem Verlangen, der äußeren Lage der Ihrigen schnell-

möglichst die geraubte Stütze wiederzugeben. Staunenswerth beschleunigte sich ihre Entwicklung, und damals schon entzückte die Anfängerin in Rollen, die noch heute zu den vorzüglichsten der vollendeten Künstlerin gehören, wie „die Waise von Lowood," Holtei's „Lenore," das „Lorle" in „Dorf und Stadt," „Charlotte Ackermann," der „Pariser Taugenichts," der junge „Goethe" in Gutzkow's „Königslieutenant."

Dieses Stück hatte sie am 26. Januar 1855 zu ihrem Benefice gewählt. Dabei begegnete ihr zuerst, was seitdem so unzählig oft sich wiederholt hat. Des ungeheuern Andranges wegen hatte das Orchester geräumt werden müssen. Standespersonen und Honoratioren verschmähten es nicht, herablassend bis auf die äußerste Gallerie sich zu versteigen, eine in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit nur dem Bewohner kleinerer Städte begreifliche Selbstverleugnung, Hunderte fanden keinen Eintritt und mußten trostlos an der Schwelle des Genusses umkehren. Mit donnerndem Applaus wurde der allseitige Liebling empfangen und bei jedem Worte fast begleitet, am Schlusse jubelnd hervorgerufen, ergoß sich eine Fluth von Blumen, Gedichten und Lorbeerkränzen auf die Gefeierte, die noch überdies von Tauben umflattert wurde, Huldigungen von derselben Natürlichkeit wie der Gegenstand, dem sie galten.

Die sechzehnjährige Künstlerin, die sich hier nach jeder Seite hin so glücklich und befriedigt fühlte, verlor dennoch in diesem Wonnerausche die Besinnung nicht und segelte der gefährlichen Klippe vorbei, an der Zahllose schon gescheitert. Trotz aller Anerkennung sich wohl bewußt, daß ihr noch viel zu lernen übrig, und daß ihr in den bisherigen Verhältnissen dazu keine Gelegenheit mehr, kündigte sie, um nach Berlin zu gehen. In Danzig, wo sie vorher gastiren sollte, hatte sie am ersten April einzutreffen versprochen. Die Unfreundlichkeit der Direction ließ ihr nicht einen einzigen Tag des Contractes nach, und so wagte sie, um ihr Wort zu halten, den durch Sturm, Ueberschwemmung und Eisgang lebensgefährlichen Uebergang über die zwei Meilen breite Wasserfläche der Weichsel auf dem einzigen, die Briefpost zwischen Marienburg und Dirschau befördernden Kahne. Glücklich und rechtzeitig traf die Pflichtgetreue in Danzig ein, versuchte dort jedoch in vielleicht allzugroßer Bescheidenheit nicht, mit Marie Seebach in die Schranken zu treten, deren gleichzeitiges Gastspiel das Publicum in Anspruch nahm, und begab sich nach kurzem Aufenthalte nach Berlin. Hier fand sie an Frau Birch-Pfeiffer eine liebevolle Beschützerin, trat in Verkehr mit den bedeutendsten Kunstnotabilitäten und hatte namentlich auch Gelegenheit, Dawison in seinen hervorragendsten Schöpfungen zu bewundern.

Im Hause ihrer mütterlichen Freundin lernte sie Maurice kennen, den Director des Thaliatheaters in Hamburg, der durch eine Probe ihres Talentes bis zu Thränen gerührt ward. Er gewann sie sofort, und sie folgte ihm, einen anderen ehrenvollen Ruf ablehnend, im September nach. Ihr erstes Erscheinen als „Marianne" in Goethe's „Geschwister" und als „Gänschen von Buchenau" erwarb ihr augenblicklich eine Schaar von Verehrern, die mit jedem Tage bis in's Unabsehbare sich vermehrte. Auf einen günstigeren Boden hätte sie grade in diesem letzten Abschnitt ihrer Entwicklung nicht verpflanzt werden können. Das Thaliatheater unter seinem ehrenhaften und einsichtsvollen Leiter, der sich die schließliche Ausbildung seines Schützlings ganz besonders angelegen sein ließ, leistete damals im feineren Lustspiel so Vollendetes, wie man es in Deutschland zu sehen nicht gewohnt ist. Hier wurde nun auch die Friederike Goßmann fertig, wie wir sie jetzt Alle kennen. Ihr Name begann den Kreis ihrer Wirksamkeit zu überschreiten, und bald hallte aller Enden die taumelnde Begeisterung wieder, in welche sie die sonst so ruhige Bevölkerung der nordischen Handelskönigin versetzte. Ihr erster Gastspielausflug war von dem entschiedensten Erfolge begleitet, und als sie den Sommer darauf in Wien sich zeigte, erregte sie dort ein so ungeheures Aufsehen, daß Laube gezwungen war, sie dem Hofburgtheater, Deutschlands erster Bühne, zu sichern. Bis zum Mai 1857 war sie noch gefesselt und kehrte daher zurück, um zunächst ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Wie die Wiener mit fieberhafter Ungeduld ihrem Kommen entgegenharrten, so wurde ihr Gehen in ganz Hamburg höchst ungern gesehn. Kaum zwei Jahre war sie dort gewesen, und von Tag zu Tage hatte sich der Enthusiasmus für sie in einer Weise gesteigert, daß die Zeit der durch sie so glücklich in's Leben zurückgerufenen Charlotte Ackermann auch in dieser Beziehung wiedergekehrt schien.

Ihre Wirksamkeit in Wien trat sie an, eine in sich fertige und feststehende Künstlerin, die mit jeder neuen Gestaltung eine neue Seite ihrer fast wunderbaren Begabung zur Geltung brachte. Hier hat sie auch ihre in Hamburg schon studirte und ausgearbeitete „Grille“ zum ersten Male gespielt, eine Leistung, in der all ihre angeborenen und angeeigneten Mittel zur höchsten Gesammtwirkung sich gipfeln. Sie hat diese Rolle „geschaffen,“ im eigentlichen wie in dem Begriffe, den dieses Wort für das französische Theater hat, welches sich in dem einen Paris centralisirt. Was man außer ihr Gutes findet, stammt von ihr, und alles Sonstige ist nicht zu ertragen, wenn man sie darin gesehen hat, weil alsdann jede andere Auffassung und Wiedergabe gradezu unmöglich erscheint. In der Umgangs- und Schriftsprache, wie namentlich in dem Jargon der Feuilletons sind ja auch die Namen Friederike Goßmann und „Grille“ vollkommen gleichbedeutend geworden. Wenn nun schon die Hamburger mit ihrer Verzückung das Unglaubliche geleistet zu haben schienen, so wurden die Wiener von einem förmlichen Goßmann-Fieber ergriffen und bis zu einem Glühgrade entflammt, der in der Geschichte des deutschen Theaters vergeblich seines Gleichen suchen dürfte. Abgesehen von den Huldigungen, die ihrer Meisterschaft auf den Brettern entsprachen, wurde sie ein Moment in dem öffentlichen und Privatleben der großen Kaiserstadt, die sie auch außerhalb der Bühne nicht einen Schritt thun ließ, ohne ihr die Verehrung förmlich unter die Füße zu breiten. Man konnte sich keinen Augenblick von ihr trennen, und mußte sie daher selbst den fernliegendsten Gegenständen jeder Art von Industrie ihren in Aller Munde lebenden Namen verleihen. Ein derartiger Rausch, wenn er vorübergehend, hat einen mindestens zweifelhaften Werth, liefert aber im vorliegenden Falle das schlagendste Zeugniß für die fast Vergötterte, weil die Wiener sich grade noch in demselben Zustande befinden, wie vor drei Jahren. Mit dem Mai 1860 lief ihr Contract ab, und Laube sah sich abermals genöthigt, der allgemeinen Stimmung dadurch Rechnung zu tragen, daß er sie zur Erneuerung desselben bewog unter Bedingungen, die beinahe unglaublich sind. Auch das übrige Deutschland, welches bisweilen zu den Hamburger und Wiener Ausschreitungen spöttisch lächelte, hat unterdessen reichlich dazu beigesteuert, Friederike Goßmann hat es im Triumph durchzogen und überall unauslöschliche Eindrücke zurückgelassen. Im Jahre 1859 spielte sie zum ersten Male in Leipzig und Berlin, 1860 in Dresden und Frankfurt am Main, und an all diesen urtheilsgewichtigen Orten wetteiferten alle Stimmen, den ihr vorausgegangenen Ruf zu bestätigen und zu sichern.

„Derjenige Kritiker, welchen Fräulein Goßmann nicht auf einen Augenblick zum Poeten umgestaltet, soll die Feder niederlegen; denn für eine gewöhnliche Tageskritik ist hier kein Feld.“ So leitete vor wenig Wochen ein Frankfurter Referent seine Besprechungen über das Gastspiel der Künstlerin ein, und selten ist durch einen unrichtigen Gedanken ein richtiges Gefühl treffender ausgedrückt worden. Ein Urtheil kann und darf niemals gedichtet werden, aber den tosenden Ausbrüchen der Menge wie dem eigenen bis in's Tiefste erregten Gefühle gegenüber scheint zur Darlegung von Ursache und Wirkung das ruhig geschriebene Wort ganz unzulänglich, abgesehen von der Scheu überhaupt, Derartiges zergliedernd zu erläutern und durch blasse Auseinandersetzungen Farbenglanz und Duft zu zerstören.

Friederike Goßmann ist eine große Schauspielerin, das ist sehr viel gesagt, und erscheint doch für sie zu wenig, deren Kunstleistungen so vollendet, daß man im ersten Eindruck die Kunst daraus hinwegzuleugnen versucht ist. Unähnlich jedem andern Künstler findet der Darsteller die Form in sich und empfängt, was sonst überall für den Kern des Schaffens gilt, Gedanken und Inhalt von außen her. Seine Künstlerschaft besteht nicht in der unbedingten Wiedergabe der fremden Schöpfung, sondern in der Vermittlung, die er zwischen dieser und dem eignen Ich findet, die Meisterschaft erreicht er durch die untrennbare Verschmelzung beider. Waltet das fremde Element vor, so kann daneben höchstens eine gewisse Fertigkeit bestehen, Ueberwiegen des eigenen erzeugt die Manier. Wie jede andere Kunst hat auch die des Schauspielers ihre Hilfsmittel, die selbstverständlich nur dienen dürfen und sich unterordnen, und deren Verschwindenlassen für die Vollendung unerläßlich ist. Wird der Schwerpunkt auf sie gelegt und ihre ungewöhnliche Ausbildung absichtlich in den Vordergrund gedrängt, so entsteht daraus die Virtuosität, die nur Kunst-

ſtücke zu Wege bringt, niemals aber Kunſtwerke, und ſie grade iſt es, die heutzutage leider auch die Bretter faſt ausſchließlich beherrſcht. Friederike Goßmann aber, eine ſeltene und rühmliche Ausnahme unter unſeren Bühnengrößen, iſt keine Virtuoſin, ſondern eine Meiſterin in der vollen Schwere dieſes vielwiegenden Wortes. Niemals wird bei ihr die Geſtaltung bemerkbar, jeden Augenblick vielmehr ſehen wir die fertige, abgeſchloſſene Geſtalt, ſie arbeitet nicht mehr, indem ſie ſpielt, nein ſpielend reicht ſie uns die reife Frucht einer langen und gewiſſenhaften Arbeit. Dadurch wird der Genuß für den Zuſchauer unmittelbarer und vollſtändiger, er wird ihm aber auch zugleich erleichtert, und für manchen Kurzſichtigen und an die ſchweißtriefenden Kraftſtücke unſerer Couliſſenathleten Gewöhnten verliert wegen dieſes ſcheinbaren Mangels an allem Aufwande die Leiſtung an Werth und Bedeutung. Die Figuren der Goßmann ſpringen aus dem Scheinleben unſerer Lampenwelt, die ſich in unſeliger Verblendung von dem Gewöhnlichen bis auf die geringſten Kleinigkeiten, bis auf Sprache und Bewegung, noch immer zu unterſcheiden trachtet, mit ihrer auf dieſem Boden faſt keck erſcheinenden Natürlichkeit grell heraus, allen Ueberlieferungen der Bühne Hohn ſprechend glaubt man ſie unmittelbar von der Straße oder aus dem Zimmer auf dieſelbe verirrt. Aeußerlich und innerlich iſt auch nicht das geringſte Fremdartige an ihnen, mit gleicher Entſchiedenheit wie ihre Umgebung verleugnen ſie auch ihren Urſprung, und daraus erklärt es ſich, daß jede Rolle, welche Friederike Goßmann wiedergibt, ausſchließlich für ſie geſchrieben, oder daß ſie in jeder ſich ſelbſt zu ſpielen ſcheint.

Man hat dieſes höchſte Lob ihr dadurch zu verkümmern geſucht, daß hie und da Stimmen laut geworden, welche das eigentliche Gebiet ihrer Wirkſamkeit für ein außerordentlich beſchränktes, von natürlichen Grenzen ſcharf umſchloſſenes erklären. Es hängt dies mit der unglückſeligen Facheintheilung bei unſeren Bühnen zuſammen, die allerdings durch die Verwaltungsverhältniſſe geboten und für die überwiegende Mehrzahl handwerksmäßig nach Vorſchrift und Beſtellung arbeitender Schauſpieler nützlich, ja nothwendig ſein mag, die aber von wahrhaft künſtleriſcher Begabung und Beſtrebung niemals anerkannt und innegehalten worden iſt. Darſtellung des Menſchen heißt die Aufgabe, und wer ſie ſo vollſtändig zu löſen bemüht und befähigt, gleich Friederike Goßmann, der fällt nicht mit willkürlichen und unnatürlichen Einſeitigkeiten zuſammen, wie das ausſchließlich Komiſche oder Tragiſche zuletzt doch immer ſind, ſondern deſſen Feld iſt ſo vielſeitig als die menſchliche Natur ſelbſt, deren Möglichkeiten jedes Einzelweſen, im Keime wenigſtens, ſämmtlich in ſich trägt. Friederike Goßmann iſt daher keine komiſche oder naive Schauſpielerin, ſie iſt eine Schauſpielerin überhaupt, die Alles zu verſinnlichen vermag, was natürlich, menſchlich und möglich, dies die einzigen Markſteine nicht ihrer perſönlichen Leiſtungsfähigkeit, nein ihrer Kunſt im Allgemeinen. Daß ſie, um dies zu beweiſen, nicht ſämmtliche Rollen der deutſchen Schaubühne zu ſpielen nöthig hat, wird auch der wenigſt Erleuchtete begreifen, man braucht ſie aber auch nur ein einziges Mal geſehen zu haben, um unbedingt davon überzeugt zu ſein. Auch die flachſte, willkürlichſte Figur, und es findet ſich, Dank der an unſeren Bühnen und bei unſeren Parterres in Aufnahme befindlichen Literatur, eine ganz hübſche Anzahl auf ihrer Liſte, legt ſie auf einer tieferen Grundlage an, und das Unbedeutendſte verſteht ſie in einer Weiſe zu erfaſſen, daß ihre eigene Bedeutung daran klar wird. Umriſſen wie „Julie“ in „Sie ſchreibt an ſich ſelbſt,“ „Polyxena“ in „Kunſt und Natur,“ „Karoline“ in „Ich bleibe ledig,“ die in ihrer kaum nothdürftigen Zeichnung wie drollige Einfälle ohne Fleiſch und Blut ausſehen, verleiht ſie eine ganz ſelbſtändige markige Lebensfähigkeit, und die flüchtigen, abgeriſſenen Momente auf den Brettern erſcheinen als die ſich von ſelbſt verſtehenden Ergebniſſe ganz vollſtändiger Charaktere, die freilich aus den Couliſſen nicht herauskommen, aber trotz deſſen noch über das Fallen des Vorhanges hinaus intereſſiren.

Die Glanzpunkte ihrer Gaſtſpiele, aus denen ſie am meiſten in Deutſchland bekannt, die aber begreiflicher Weiſe nicht all ihre Leiſtungen umfaſſen, ſind die „Grille“ und das „Lorle“ in „Dorf und Stadt,“ jene ihre eigenthümlichſte und frappanteſte, dieſes ihre tiefſte und ergreifendſte Rolle. Hier handelt es ſich um bei Weitem ausgearbeitetere und umfaſſendere Vorlagen, unter völlig verſchiedenen Bedingungen iſt die Tragweite der Aufgabe beide Male ganz dieſelbe und er-

greift die Entwicklung des weiblichen Seelenlebens aus dem Zustande traumhafter Unbewußtheit bis auf die höchste Stufe sich selbst bemessender Duld- und Thatkraft. Hierbei entfaltet die Künstlerin nach jeder Seite hin ihre Meisterschaft, und die Zuschauer fühlen in ihren eigenen Augen den Beweis, daß man über einen und denselben Darsteller zu gleicher Zeit lachen und weinen kann, und daß es eben so wenig abgesondert geschaffene Komiker und Tragiker gibt, als wir für die Thränen des Schmerzes und der Freude verschiedene Organe haben.

Friederike Goßmann hat auch in Wien sowohl als anderwärts das „Käthchen von Heilbronn," eine ihrem „Fache" im technischen Sinne entschieden fern liegende Rolle, mit durchgreifendster Wirkung gespielt, sie würde ebenso vorzüglich sein als „Gretchen" und „Clärchen" in „Faust" und „Egmont" oder als „Luise" in „Cabale und Liebe," warum sie sich aber davon fernhält, wird Jeder begreifen, der mit unseren Theaterzuständen und ihren Anhängseln ebenso genau bekannt ist wie mit den Verhältnissen unserer Zünfte und Gewerbe. Daß ihre Gestaltungskraft des rein Menschlichen selbst die Hindernisse der Landkarte nicht kennt, beweist ihre „Pikarde," an der Alles bis auf die Mimik der fremden Nationalität angehört, sie hat einmal in Hamburg mit Levassor die „Carlotta" in „La nuit aux soufflets" in der Sprache des berühmten Gastes gespielt, und das Thaliatheater schien in die Räume der Variétés verwandelt, ja Friederike Goßmann würde in Frankreich selbst ganz dieselbe Aufnahme und Würdigung finden wie in der Heimath. Sie geht in jeder Leistung so vollständig auf, daß von ihr selbst nichts mehr übrig bleibt, sie spielt nicht, sondern sie ist, lediglich ihre Figuren treten in Wechselwirkung zu dem Publicum, mit dem sie als Friederike Goßmann in gar keiner Verbindung steht; dies der Schlüssel für die Weiblichkeit und Keuschheit ihrer Gebilde, wie für die Begeisterung, in welcher die Frauen die Männer fast noch übertreffen. Sie kennt keine Nebenzwecke bei ihrer Darstellung und in derselben, niemals verliert sie ihre Aufgabe aus dem Auge, und diese ist für sie das Ganze; das Kleinste wie das Größte in ihren Leistungen sind nur nothwendige, aber unselbständige Theile dieses Ganzen. Da sie Alles bis auf das Geringfügigste mit Sorgfalt und Sauberkeit ausarbeitet, ist ihr Spiel überreich an sogenannten Nüancen und Effecten, aber niemals läßt sie dieselben mit Absichtlichkeit hervortreten, sie legt gar keinen Werth und nicht das geringste Gewicht darauf, sie läßt nie etwas fallen, um Anderes hervorzuheben und dabei berücksichtigt sie Alles, ohne bei ihrem unaufhaltsamen Fortschreiten zum Ziele dem Zuschauer Zeit zu gönnen, Einzelnes festzuhalten, oft nur zu bemerken. Sie schafft von innen nach außen, und ihre Schöpfung verkörpert und vergeistigt sich so überwältigend in ihrem Aeußeren, daß sie einzig darauf zu beruhen scheint. Nicht die Mittel machen den Künstler, sondern die Verwendung und Beherrschung derselben.

Fast klein, bewahrheitet sie das Wort des französischen Schauspielers Lecain: „Wir sind nicht groß durch unseren Körper, sondern durch unsere Seele," es gibt Augenblicke, in denen man sie sichtlich gewachsen glaubt. Ihr Gesicht gehört auf der Bühne nicht ihr, sondern der Rolle, welche sie darstellt; so viel Abstufungen zwischen Schönheit und Häßlichkeit denkbar, so vielen Veränderungen durch nothwendige und zufällige Einflüsse die menschliche Oberfläche unterliegt, so wechselbar sind auch ihre Züge. Einer von den vielverbreiteten Leuten, die nichts ohne eine Ausstellung anzuerkennen im Stande, hat einmal herauszufinden geglaubt, daß ihr Organ zu schwach und nicht schön genug, und diese Meinung ist auch zum öfteren gläubig nachgebetet worden. Die Lampen des Souffleurkastens wird Friederike Goßmann allerdings niemals zersprengen, auch wird schwerlich das Haus unter ihrer Stimme erzittern, wohl aber das Herz bis in's tiefste Mark. Sie legt die ganze Gewalt des Geistes wie der Seele in den Laut, so daß die Macht der Wirkung von der Dehnbarkeit der Lungen sich unabhängig erhält, ihre Töne schwellen nach innen an, nicht nach außen. Dabei greift sie mit unfehlbarer Sicherheit jedes Register, von der unreifen Stimmfärbung des halberwachsenen Mädchens an bis zum glühenden Hauche des leidenschaftlichen Weibes. So hat sie jetzt den Höhepunkt erreicht, ihrer Meisterschaft bleibt nichts mehr hinzuzufügen übrig, sie hat dieselbe nur immer auf's Neue wieder zu bethätigen. Einer angeborenen außerordentlichen Begabung allein wird es möglich, bis zu solcher Vollendung zu gelangen, aber es gehört auch eine so unmittelbare, von jedem

Nebengedanken reine Begeisterung und ein so unerschrockener Eifer dazu, wie sie Friederike Goßmann eigen, abgesehen von ihrer beim Theater leider ganz ungewöhnlichen Bildung. Noch heute läßt sie sich nicht einfacher und schlagender charakterisiren, als mit jenen Worten ihres ersten Münchener Kritikers, der für einen Propheten gelten könnte, wenn nicht anzunehmen wäre, daß sie vom ersten Schritte ihrer Laufbahn an des Zieles sich bewußt und sicher gewesen.

Das Mädchen steht mit der Künstlerin auf gleicher Höhe und feiert im Leben nicht geringere Erfolge, als diese auf den Brettern. Dieselbe Ursprünglichkeit, Unbefangenheit und Sicherheit des Auftretens zeichnen Friederike Goßmann gleicher Weise im Umgang und in der Gesellschaft aus, und wenn auch ihre Art sich zu geben mit dem, was nun einmal ihr berufliches Fach sein soll, zusammenzustimmen scheint, so vereinigt sie doch mit der Harmlosigkeit eines Kindes den Tact und die Feinheit der entschiedensten Weltdame. Die Tiefe des Gemüthes, die Herzenswärme, welche in all ihren Schöpfungen pulsirt, drückt sich auch in jedem ihrer Worte, jeder ihrer Handlungen aus, und diese schönste Seite ihres Charakters verdiente eine andere Würdigung, als zu Anekdoten für die Feuilletons ausgebeutet zu werden.

Costarica.

In der Landenge, welche das verbindende Glied zwischen den beiden Hälften des amerikanischen Festlandes ist, bezeichnet das Flußthal des Rio San Juan de Nicaragua die Stelle, die sich zu einem Wege von Meer zu Meer am natürlichsten darbietet. Nur hier ist die Cordillere gänzlich durchbrochen, und fast die ganze Strecke von Ufer zu Ufer wird durch zwei große Wasserbecken, die Seen von Nicaragua und Managua, durch den San Juan und durch Tiefebenen ausgefüllt. Südlich vom Nicaraguasee und vom San Juanfluß liegt Costacica. Zwar wurde das jenseitige Ufer von der Republik Nicaragua als ihr Eigenthum in Anspruch genommen, aber Costarica war immer im factischen Besitz und kann mithin an den Vortheilen jener natürlichen Straße Antheil nehmen. Sein Gebiet hat dieselbe Bodenbildung, der man auf der Landenge ziemlich allgemein begegnet. Die Cordilleren weichen in Mittelamerika von ihrer süd-nördlichen Richtung ab und streichen namentlich in Costarica von Osten gegen Westen. Dieser gekrümmte Gebirgszug besteht aus einer einzigen Kette, die allerdings durch Längenthäler getrennt, durch Querjöcher verbunden und durch Querthäler gespalten wird, aber weder große Thalsenkungen noch breite Tafelländer bildet. Dieses Gebirge steigt immer in Stufen auf und hat im Staate Costarica seine höchste Erhebung ziemlich genau in der Mitte der Landenge. Durch die Stufen- und Hochebenenform entsteht in den Höhenverhältnissen eine ungemeine Abwechslung, durch die dann wieder eine große Verschiedenheit in der Luftwärme und den Erzeugnissen des Bodens bedingt wird.

Die vulcanische Thätigkeit hat bei der Entstehung der Landenge Alles gethan. Süd- und Nordamerika waren so lange zwei getrennte Inseln, bis aus der ungeheuren Erdspalte, der die Cordillere entstiegen ist, zuerst granitische Gebirgsmassen, dann trachytische Porphyre emporgehoben wurden. „Für die Gebirge Centralamerika's," sagt Moritz Wagner, der an Ort und Stelle lange beobachtete, „ist das ungeheure Ueberwiegen der krystallinischen Massengesteine, der plutonischen und rein vulcanischen Bildungen über die geschichteten Formationen durchaus charakteristisch. Wie noch heute keine Gegend der Welt eine mächtigere Reaction des glühenden Herdes der Erdtiefe gegen die äußere Rinde durch Vermittlung der zahlreichen vulcanischen Schornsteine nachweist, als der Boden Centralamerika's, so waren auch in jener ungleich großartigern Zeit der Geschichte unserer Erdrinde, wo statt isolirter Vulcankegel ganze Gebirgssysteme den geöffneten Spalten entstiegen, die plutonischen Kräfte hier sichtbar von einer mächtigen und weitwirkenden Thätigkeit. Vielleicht in keinem Hochgebirge der Welt überwiegen die erstarrten Gebilde des Feuers mehr wie in den Cordilleren. Die alten Meeresniederschläge wurden zersprengt oder gehoben, die geschichteten Formationen bei Seite gedrängt oder in chaotischen Massen aufgethürmt, meist alle Spuren der Schichtung vernichtet und das Gestein selbst in seinem Gefüge mannigfach verändert. Diese plutonische Thätigkeit war zweifelsohne eine successive, fortdauernde und lange Zeit unter-

meerische. Die Conglomeratschichten, die man am häufigsten dem plutonischen Massengestein aufgelagert findet, haben sich aus dessen Trümmern gebildet. Wahrscheinlich ist der größte Theil der nordöstlichen plutonischen Parallelketten erst mit dem großen Durchbruch der vulcanischen Porphyrkette an der Südwestseite über den Ocean erhoben worden. Dieser Durchbruch des Trachytporphyrs und Andesyts, mit dem sie begleitenden verwandten Gesteinarten, fand, wie die von ihnen gehobenen Schichten aus der Kreide und der Molasseperiode andeuten, in einer der jüngsten geologischen Epochen statt. Ihre kolossalen Bauten beweisen, wie ein berühmter Naturforscher sagt, daß wenigstens zur Zeit dieser jüngsten Erdrevolution keine Abnahme der Energie jener unterirdischen Kräfte im Vergleich zu den älteren Revolutionen unserer Erdrinde wahrnehmbar sei."

Länder wie Centralamerika, sind an besonders begünstigten Stellen zur Vermittlung eines großartigen Verkehrs zwischen fernen Ländern geeignet, aber eine eigene reiche Entwicklung ist ihnen versagt. Die Tafelländer sind klein, die Tiefebenen, die einen größern Raum einnehmen, ungesund, die Flüsse mit wenigen Ausnahmen reine Gebirgsströme. Aus diesen natürlichen Verhältnissen erklärt es sich, daß Reiche, wie jene der Azteken im Norden und der Inka's im Süden, in Centralamerika nicht entstanden sind. Wie man trotz einzelner widersprechender Nachrichten annehmen muß, stand Costarica unter mexikanischer Oberhoheit. Etwa dieselbe Cultur, die in dem Hauptlande herrschte, war auch in der Provinz verbreitet. Große Bauwerke hat man in Costarica nicht entdeckt, dagegen Bilderschrift auf Geräthen und Schmucksachen. Zur Zeit der spanischen Entdeckung standen die Indianer ohne Frage auf einer höhern Stufe als gegenwärtig. Die Kunst des Baumwollwebens war bei ihnen verbreitet, sie bauten Mais und Taback, kannten den Gebrauch des Cacao's und die Wirkungen der Sarsaparille. Da sie Ackerbau trieben, so hatten sie auch feste Wohnsitze, unter denen einige umfangreiche Dörfer waren.

Christoph Columbus war es selbst, der Costarica entdeckte. Im October 1502 lief er in die Boca del Toro ein und landete an einer Stelle, die seinen Nachfolgern zum Vordringen in's Innere diente. Da diesen die Küste zu warm und ungesund war, so erbauten sie die erste Stadt Esparza, die dem heiligen Geiste gewidmet wurde, weiter landeinwärts. In demselben Jahre 1514, in dem die Gründung dieses ältesten Orts von Costarica erfolgte, befuhren Espinosa, Ponce und Hustado die Küste des Stillen Meers. Die Unterwerfung des Landes ließ nun nicht lange mehr auf sich warten. Besonders thätig dabei waren Solano, Acunna und Alvarado. Cartago's, der früheren Hauptstadt von Costarica, geschieht bereits im Jahre 1522 Erwähnung. Daß die Indianer den Fremden einen erheblichen Widerstand geleistet hätten, geht aus den Erzählungen der Spanier nicht hervor. Schwach an Zahl, schlecht bewaffnet und ungebildet, konnten sie den nach Gold, Ruhm und Bekehrungen dürstenden Conquistadoren nur wenig zu schaffen machen. Theils vermischten sie sich mit den Spaniern, theils zogen sie sich in die unzugänglichsten Theile des Südens zurück. Mit ihrer Bekehrung beschäftigte sich der Orden des heiligen Franciscus auf eine rohe und ungestüme Weise, unter vielfachen Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten.

Wann der Name Costarica, reiche Küste, entstanden sei, läßt sich nicht mehr ermitteln. Nicht einmal über die Motive der Benennung sind die spanischen Schriftsteller einig. Während einige den Namen von dem Goldreichthum, andere von dem prächtigen Pflanzenwuchs der Küste herleiten, fehlt es auch nicht an Stimmen, die mit Juarros, dem Geschichtschreiber von Guatemala, meinen, daß Costarica eine ironische Bezeichnung sei, da das Land den elendesten (la mas miserable) und menschenleersten Bezirk von Centralamerika umfasse. Wir zweifeln nicht, daß es der Goldreichthum war, der über die Wahl des Namens entschied. Die ganze Atlantische Küste, die sich zwischen den Flüssen Matina und Estrella erstreckt, besitzt Gold- und Silbererze. Dieser Bezirk war dem großen Columbus unter dem Namen des Herzogthums Veragua als Eigenthum zugewiesen worden. Kraft eines Vertrages mit seinem ältesten Sohn Don Luis Colon ging er in das Eigenthum der Krone über und wurde für dieselbe in Besitz genommen. Die reichsten der dortigen Minen waren Estrella, Tisingal und San Mateo. Alljährlich schafften zwei Galionen den Goldstaub und die Erze aus der Mündung des Flusses Estrella nach Cadiz. Wie immer, wenn Spanier auf Gold und Silber gruben, wurden Indianer verwendet

und mit Arbeiten überbürdet. Durch ihre Sclaverei zur Verzweiflung gebracht, erhoben sich die Unglücklichen 1610, brannten die Stadt San Jago de Talamancas nieder und verschütteten die sämmtlichen Bergwerke. Alle Spanier, deren sie habhaft wurden, Männer, Frauen und Kinder, vor allen die Priester, wurden ermordet. Den Letztern und überhaupt Allen, welche sich besonders verhaßt gemacht hatten, goß man geschmolzenes Gold in die Kehle. Ein Rachezug, den Don Rodrigo Maldonado 1660 unternahm, hatte einen vollständigen Erfolg. San Jago wurde wieder aufgebaut und auch eine Festung San Ildefonso errichtet. Auf diesen Schutz ihrer Herrschaft pochend, machten sich die Spanier wieder derselben Bedrückungen schuldig und riefen dadurch 1707 einen neuen Ausbruch der Verzweiflung hervor. Dieses Mal wurden sie für immer vertrieben. Ihre Städte und Ortschaften sind von der Oberfläche verschwunden, der Wald hat Alles wieder überwuchert, was sie geschaffen hatten, und man weiß nicht einmal mehr, wo die alten berühmten Bergwerke gelegen haben. Die Costaricaner wollen wissen, daß in den Archiven der Havana eine genaue Beschreibung der Gold- und Silbergegend aufbewahrt werde, und der frühere Präsident Mora hat sich viele Mühe gegeben, in den Besitz des wichtigen Documents zu gelangen, jedoch ohne Erfolg.

Diese Indianeraufstände und Angriffe der Flibustier und andern Raubgesindels sind die einzigen Ereignisse der Geschichte Costarica's unter der spanischen Herrschaft. Um den Seeräubern zu entgehen, zog sich die Bevölkerung mehr in's Innere zurück, wo sie Jahrhunderte lang dasselbe träge und dumpfe Leben führte, das in allen spanischen Niederlassungen herrschte. Da die Besiedlung hauptsächlich durch Gallegas erfolgte, so nahm die creolische Bevölkerung den friedlichen, arbeitsamen und den Ackerbau bevorzugenden Charakter dieses spanischen Volksstammes an. Der Generalstatthalter von Guatemala, dem Costarica untergeben war, bekümmerte sich um diese unwegsame und unwichtige Provinz wenig.

Die Befreiung von der spanischen Herrschaft machte sich in Costarica von selbst. Von den blutigen Kämpfen gegen Spanien, die in Buenos Ayres, Venezuela, Mexiko, Peru und Chile die Erhebung begleiteten, war in Costarica keine Rede. Die Behörden des Mutterlandes entfernten sich entweder, oder schlossen sich der Bewegung an. In den Wirren, welche die übrigen Staaten Centralamerika's in eine förderalistische und centralistische, eine kaiserlich constitutionelle und republikanische Partei spalteten, blieb Costarica neutral. Wenn es nicht von außen in diese Streitigkeiten hineingezogen wurde, so beschäftigte es sich mit einem innern Hader, bei dem allerdings politische Parteibezeichnungen genannt wurden, der aber im Grunde kleinstädtische Eifersüchteleien trug. Die beiden Städte San Jose und Cartago waren die Brennpunkte dieses Streites. Der erstgenannte Ort war im kräftigsten Emporblühen begriffen und hoffte die Hauptstadt des Staates zu werden. Da Cartago ganz unter dem Einflusse der Priester stand, so versteckte San Jose sein ehrgeiziges Streben unter republikanischen Feldzeichen. Es kam zu einem Bürgerkriege, in dem die jüngere Stadt, nachdem einundzwanzig Menschen den Tod gefunden hatten, den Sieg davon trug. Der Sitz der Regierung wurde nun nach San Jose verlegt und hier 1824 der erste Congreß abgehalten. Die damals vereinbarte Verfassung besteht mit den 1848 und 1859 beliebten Veränderungen in ihren hauptsächlichsten Zügen noch heute. Die Unverletzlichkeit des Eigenthums, die Freiheit der Presse, die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz sind gewährleistet. Die höchste Gewalt theilt sich in die drei getrennten Zweige der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt. Die Sclaverei, die Verletzung des Briefgeheimnisses, das Recht der Erstgeburt und alle Privilegien sind aufgehoben. Die gesetzgebende Gewalt ruht in einem Congreß, dessen einzige Kammer zwölf Mitglieder zählt. Wähler ist jeder Bürger von fünfundzwanzig Jahren, der unabhängig ist und Grundeigenthum im Werth von 1000 Piastern hat. Um wählbar zu sein, muß man dieselben Eigenschaften haben und dazu entweder Grundbesitz von 3000 Piastern Werth oder eine Professur fügen. Der Präsident und der Vicepräsident werden von den Wahlkörperschaften der Bezirke auf sechs Jahre gewählt. Wer zu einer dieser Würden gelangen will, muß dreißig Jahre zählen, mit einem Grundbesitz von wenigstens 10,000 Piastern angesessen und verheirathet oder Wittwer sein. Die richterliche Gewalt wird von einem Obergericht und mehrern

Untergerichten ausgeübt. Kein Richter darf ohne Urtheilsspruch abgesetzt werden. Die Republik theilt sich in fünf Provinzen, die wieder in Kreise und Bezirke zerfallen.

Im Jahre 1826 machte ein Spanier Zamora einen unglücklichen Versuch, die spanische Herrschaft wieder aufzurichten. Er griff die Caserne der kleinen Stadt Alaquela an, wurde geschlagen und büßte mit dem Tode. Die mehr oder weniger blutigen Kämpfe, welche in den nächsten Jahren unter den Parteien Centralamerika's wütheten, dehnten sich auf Costarica nicht aus. Durch Don Braulio Carillo, der im Mai 1838 von den Truppen als Dictator ausgerufen wurde, erhielt die Isolirung den Stempel eines politischen Systems. Dieser merkwürdige Mann kannte die Einwohner als träg und unwissend und wollte sie wider ihren Willen auf der Bahn des Fortschritts mit sich fortreißen. Um bei seinen Maßregeln keinen Widerspruch zu erfahren, berief er nie einen Congreß. Die Fortschritte, die er mehr in die Gesetze als in die Sitten einführte, erstreckten sich auf Alles. Er bezahlte die Schulden des Staates, brachte in die Finanzen eine musterhafte Ordnung, veröffentlichte neue Gesetzbücher, verhalf dem Handel zu einem ungeahnten Aufschwunge und arbeitete an einem System von Straßen, das besonders der Atlantischen Seite zu gute gekommen sein würde. Die Costaricaner würden ihn, dessen Energie sie fürchteten, lange Jahre haben gewähren lassen, wenn nicht von außen ein Anstoß gekommen wäre, dem Carillo augenblicklich unterlag. Morazan, der Führer der centralamerikanischen Liberalen und Förderalisten, landete im Mai 1840 an der dem Stillen Meer zugewendeten Küste von Costarica mit wenigen Begleitern und rief seine Gesinnungsgenossen zu sich. Die Milizen, welche gegen ihn ausgeschickt wurden, gingen zu ihm über und Carillo mußte in Folge dessen die Flucht ergreifen. Er ist bald darauf im Nachbarstaat Nicaragua von einem persönlichen Feinde ermordet worden. Auch Morazan behauptete sich nicht lange. Unter lautem Jubel zum Präsidenten ausgerufen, forderte er vom Volke die Opfer an Geld und Menschen, deren er für den Sieg seiner Sache in Centralamerika bedurfte, und wurde nun eben so verhaßt, als er noch eben beliebt gewesen war. Die Milizen empörten sich gegen ihn und nahmen ihn in Cartago, wo er eine Zuflucht gesucht hatte, gefangen. Vor irgend ein Gericht scheint er nie gestellt worden zu sein; man hat ihn erschossen, weil das Volk es so wollte.

Es kam nun wieder eine ruhige Zeit. Dr. Castro war der erste Präsident, der abermals größere Pläne verfolgte. Er wollte Landstraßen bauen, dem Handel durch eine Nationalbank aufhelfen und zu diesen Zwecken im Auslande Anleihen machen. Die Unzufriedenheit, die er dadurch erregte, wurde durch das Erscheinen eines Flüchtlings aus Ecuador, des ehemaligen Präsidenten Flores, bedeutend vermehrt. Die Costaricaner spürten in ihm den energischen Mann und fürchteten, daß der Einfluß, den er auf die Verwaltung gewonnen hatte, ihnen mit der Zeit Unbequemlichkeiten und Opfer auferlegen werde. Ein Militäraufstand, der sich gegen ihn und seine Beschützer richtete, scheiterte zwar, aber die Stimmung der Bevölkerung hatte sich bei dieser Gelegenheit so unzweideutig geäußert, daß Castro seine Stelle niederlegte und Flores das Land verließ.

Der neue Präsident, Don Juan Rafael Mora, trat seine Würde 1852 an. Der Besitzer einer der größten Kaffeepflanzungen des Landes und zugleich Kaufmann, paßte er mit seinem Charakter, seinen Ansichten und Gewohnheiten zu der Bevölkerung des Landes vortrefflich. Von diesem gutmüthigen und schlaffen Manne brauchte Niemand zu befürchten, daß er ihn aus seiner gewöhnten Ruhe aufrütteln werde. Von gleichem Schlage, wie Mora, waren seine Minister Carazo, der den Krieg und die Finanzen leitete, und Calvo, dem das Innere, der Cultus und die auswärtigen Angelegenheiten zugleich anvertraut waren. Calvo hatte bereits mehreren früheren Verwaltungen angehört und unter allen Präsidenten stets dieselbe Rolle des Sündenbocks gespielt, der jeden Vorwurf geduldig auf sich abladen läßt. Carazo hatte mehrere Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt, ohne daß sein spanischer Charakter dadurch im mindesten verändert worden wäre. Wie der Präsident Mora hatte er seinen Kramladen beibehalten, woraus die Nothwendigkeit hervorging, an allen Markttagen das Regierungsgebäude zu schließen, weil der Präsident und sein erster Minister dann mit dem Abwiegen von Kaffee und dem Abschneiden von Band und Kattun zu thun hatten. Daran nahmen die Costaricaner keinen Anstoß, aber mit der Zeit

machten sie doch die Wahrnehmung, daß die Staatsgeschäfte durch die Verbindung mit kaufmännischen Interessen litten. Alles was dem Staate nützlich gewesen sein würde, unterblieb, sobald die Geldaristokratie von San José, deren Vortheil durch Mora und Carazo bestens wahrgenommen wurde, davon einen Nachtheil befürchtete. Zu den Fortschritten, welche aus diesem Grunde scheiterten, gehörten unter Anderem bessere Verbindungen mit dem Atlantischen Ocean, durch Straßen nach dem Hafen Liman und nach dem Sarapiqui, der Bau einer Straße nach Punta Arenas am Stillen Meere, die Schiffbarmachung des Rio Grande, der auf der pacifischen Seite in den Golf von Nicoya mündet, die Herbeiziehung fremder Capitalien, um den Zinsfuß herabzudrücken, u. A. m.

Auf das Heerwesen verwendete Präsident Mora einige Mühe. Ein Deutscher, v. Salisch, der früher in russischen Diensten gestanden hatte, wurde von ihm als Drillmeister angestellt. Die Zahl der Miliz wurde auf 5000 Mann erhöht, von denen 3200 auf San José, 1000 auf Cartago und 800 auf Guanacasse kamen. San José erhielt eine ständige Besatzung von 116 Veteranen, die theils Unterofficiere theils Musiker waren. Die sämmtlichen Milizen wurden jeden Monat einmal zu Waffenübungen einberufen, ein Theil mußte jeden Sonntag Bewegungen und Schwenkungen ausführen. Moritz Wagner, der diese Soldaten 1854 sah, vergleicht sie mit den Fallstaff'schen Recruten. „Vielleicht," sagt er, „hätte sich aber Fallstaff selber dieser Vogelscheuchen geschämt, denn sein „Schatte" und sein „Schwächlich" hatten doch wenigstens eine weiße Hautfarbe. Wenn man hier mehr als anderthalb Hemden auf den Mann zählt, so haben die Recruten außer dem Hemde wenig Sonstiges auf dem Leibe. Die Milizsoldaten sind in Masse barfuß ohne Uniform und tragen ein Paar Hosen von Zwillich oder Baumwollestoff, wobei die Farbe ganz ihrer Wahl überlassen ist, über dem Oberhemde aber nichts als das Gewehr und die Patrontasche. Im Felde haben sie sich nie bewährt. Es ist kein Atom von dem kriegerischen Sinne und der persönlichen Tapferkeit in ihnen, welche jenen spanischen Abenteurern, die unter Cortez und Pizarro einen großen Theil Amerika's eroberten, nicht abgesprochen werden kann. Ein ehemaliger preußischer Militair, der diese Milizen lange beobachtete, äußerte als genauer Kenner: „Die einzige Kampfweise, in welcher die Costaricaner bei der waldigen Beschaffenheit der Grenzen viel leisten könnten, sei die der Plänkler; aber ein hiesiger General würde sich wohl hüten, seine Milizen als Plänkler zu zerstreuen, weil Jeder, statt zu schießen, ruhig nach seiner Heimath zurückkehren würde." Dieses Urtheil Wagner's und seines Gewährsmannes haben bald darauf eintretende Ereignisse widerlegt.

Im Juni 1855 landete der nordamerikanische Flibustier Walker in dem zu Nicaragua gehörenden Hafen Realejo. Jene Nachbarrepublik wurde von ihm bald unterworfen und er traf nun offene Vorbereitungen, auch das übrige Centralamerika zu erobern. In dieser Gefahr ermannten sich die hadernden Republiken und schlossen zur Vertreibung Walker's einen Bund. Kräftige Hilfe erhielt Nicaragua indessen blos von einem dieser Staaten, und zwar von demselben Costarica, das wegen der Thatenlosigkeit und Weichlichkeit seiner Bevölkerung im übelsten Rufe stand. Seine Truppen wurden von Don José Joaquin Mora, einem Bruder des Präsidenten befehligt und enthielten viel fremde Elemente, namentlich eine Anzahl Deutscher, die theils als Officiere, theils als Büchsenschützen den Feldzug gegen Walker mitmachten. Costaricaner waren es, welche dem Flibustier bei dem Landhause Santa Rosa die erste Niederlage beibrachten und ihm durch die Wegnahme der drei Forts am San Juan und seiner dortigen Dampfer eine unheilvolle Wunde schlugen. In dem Fahnensaale der Milizcaserne zu San José werden die Trophäen dieser Feldzüge aufbewahrt, und ruhmredige Inschriften verkünden die Heldenthaten der Costaricaner gegen Walker.

In diesem Kriege erlangte Costarica durch Vertrag von Nicaragua das streitige Grenzgebiet längs des Sees von Nicaragua und des San Juanflusses. Der bezügliche Vertrag wurde am 8. December 1857 zu Rivas unterzeichnet und von den Präsidenten der beiden Republiken bestätigt. Indessen tauchte bald ein neuer Streitpunkt auf. In Nicaragua hatte Irisarri einer Transitgesellschaft Rechte eingeräumt, deren Mißbrauch die Nordamerikaner leicht zu unumschränkten Herren der Durchgangsstelle machen konnten. Costarica wollte diese Verabredung nicht anerkennen und sein Präsident Mora benutzte

eine französische Transitgesellschaft, deren Vertreter ein Abenteurer, Felix Belly, war, als Gegengewicht. Es war bereits ein Vertrag zu Stande gekommen, der den Franzosen den Bau einer Straße von Meer zu Meer gestattete. In Centralamerika entstand darüber eine Unzufriedenheit, die selbst in dem ruhigen Costarica Wurzel schlug, weil man allgemein voraussetzte, daß Belly ein Agent des Kaisers der Franzosen sei und hauptsächlich politische Zwecke im Auge habe. Die Aufregung war noch im Steigen, als in der Person Sir William Gore Ouseley's ein englischer Gesandter für Centralamerika ankam. Diese gegen einander kämpfenden nordamerikanischen, französischen und englischen Interessen eröffneten der Vorliebe der Creolen für Intriguenspiele ein vielversprechendes Feld.

Der englische Gesandte hatte in Costarica Verständnisse angeknüpft, durch die gegen Mora gewirkt wurde. Auch von einer andern Seite bemühte man sich, diesen Mann unbeliebt zu machen. Alle bisherigen Regierungen hatten die Politik befolgt, der Geistlichkeit, die im Durchschnitt eben so arm als unwissend ist, keinen Einfluß einzuräumen. Es gibt nur fünfundvierzig Kirchen, bei denen einundsechzig Priester, darunter siebenundzwanzig höhere Geistliche, angestellt sind, und das Kircheneigenthum beträgt nicht mehr als 60,000 Piaster. Klöster und religiöse Orden sind nicht vorhanden. Die wenigen Franciscaner, welche als Vermächtniß der spanischen Zeit im Lande lebten, wurden von Morazan ausgewiesen, die aus Ecuador verbannten Jesuiten, die mit Flores landen wollten, nahm man nicht auf. Die Zulassung aller Culte war Landesgesetz, und die Bevölkerung nahm an der Niederlassung von Protestanten keinen Anstoß. Es kamen wohl Reibungen zwischen der Geistlichkeit und den weltlichen Behörden vor, doch nahm keiner dieser Zwiste jemals einen beunruhigenden Charakter an. Sie endeten regelmäßig im Wege des Vergleichs. Auf diese Weise wurde auch ein Streit geschlichtet, der wegen des Zehntens vom Kaffee entstand. Der Bischof gab seine vermeintlichen Ansprüche auf diesen Zehnten auf und wurde dafür mit einer um 3000 Piaster höhern Besoldung bedacht.

Am 7. October 1852 schloß Präsident Mora mit dem heiligen Stuhl ein Concordat. Dieser Vertrag räumte der Geistlichkeit wesentliche Rechte ein, welche zum Theil gegen die Verfassung liefen. Nicht genug, daß der katholische Glaube zur Staatsreligion erklärt und ihm alle die Rechte zuerkannt wurden, deren er nach dem göttlichen Rechte und den canonischen Bestimmungen genießen sollte, wurden dem Bischof, obgleich die Verfassung unbeschränkte Preßfreiheit gewährleistete, ein Censurrecht gegen solche Schriften und Bücher gestattet, welche Gegenstände des Glaubens und der Sittenlehre berührten. Nach dem Inhalte des Concordats ist der Geistlichkeit der freieste Verkehr mit dem heiligen Stuhle gestattet und dem Papst die Ernennung des Bischofs und des Professors der Theologie überlassen. Wird ein Priester vor Gericht gestellt, so sind zwei geistliche Beisitzer zuzuziehen. Den öffentlichen Lasten sind die geistlichen Güter eben so wie die weltlichen unterworfen.

Diese letzte Bestimmung führte zu einem Streite. Der Präsident Mora benutzte sie, um die Geistlichkeit zu Gunsten der Krankenhäuser zu besteuern. Dagegen protestirte Llorente, Bischof von San Jose, mit Heftigkeit. Mora glaubte gegen einen Würdenträger der Kirche, der lange in untergeordneten Verhältnissen gelebt hatte, nicht gebildeter als die Mehrzahl der Geistlichen war und überdies in seinen Zügen unverkennbare Spuren indianischer Blutmischung trug, keine Rücksichten beobachten zu dürfen. Er verbannte Llorente und ließ ihn mit Gewalt in Punta Arenas auf ein Schiff bringen. Der Verbannte hatte aber eine Partei, die sich mit denen verband, welche wegen der Begünstigung der französischen Transitgesellschaft murrten, und eine Revolution fast komischer Art machte.

Am 14. August 1859 erschienen bei Mora mehrere Leute, unter denen zwei Officiere waren und meldeten ihm, daß in der Caserne eine Meuterei ausgebrochen sei und seine Gegenwart zur Wiederherstellung der Ordnung augenblicklich erfordert werde. Mora war in der frühen Morgenstunde noch nicht aufgestanden und forderte Zeit zum Ankleiden. Man schleppte ihn aber, wie er war, zur Caserne, erklärte ihn zum Gefangenen und zwang ihn, einen Befehl an sämmtliche Behörden, der diesen jeden Widerstand gegen die Bewegung verbot, zu unterschreiben. Wenige Stunden später war er mit seinem Bruder Jose Joaquin, dem General Canas und dem Richter Arguela unter bewaffnetem

Geleite auf dem Wege nach Punta Arenas. Man begnügte sich damit, ihn und diese drei Anhänger zu verbannen; ihr Vermögen wurde ihnen gelassen. Mora schrieb am Bord des Guatemala einen Protest nieder und erklärte im Angesichte der gebildeten Völker Europa's und Amerika's das wider ihn Geschehene für ungesetzlich. In diesem Proteste bestand der ganze Widerstand, dem die Revolution begegnete. Nachdem er ihn erlassen, ging Mora nach San Salvador und von da später über Panama nach Newyork. An seine Stelle wurde ein Arzt, Jose Maria Montealegre gehoben und der Bischof Llorente aus der Verbannung zurückgerufen. Die englischen Interessen gingen leer aus, obgleich zwei Engländer, Joy und Allpreß, an der Revolution den lebhaftesten Antheil genommen hatten.

In unserer geschichtlichen Skizze nahmen wir bereits mehrmals auf den Charakter der Bevölkerung Bezug. Energie ist die seltenste Erscheinung. Obgleich reichlich zwei Drittheile vom Ackerbau leben, ist doch erst ein Zwanzigstel des Landes angebaut. Das Thal des Orosi, das unter günstigen klimatischen Verhältnissen mit seinem fruchtbaren Boden 200,000 Familien ernähren könnte, ist verhältnißmäßig menschenleer. Aus dem Vorwiegen des Ackerbaues erklären sich die guten und die bösen Eigenschaften der Costaricaner. Sie sind ehrlich und genügsam, aber auch ungebildet und dem Fortschritt abgeneigt. Ein einzelner Reisender kann mit dem werthvollsten Eigenthume und ohne Waffen von Meer zu Meer reisen, ohne daß er die geringste Gefahr zu befürchten hat. Abseits von den großen Verkehrslinien wird er in jedem Hause die gastfreieste Aufnahme finden. Sieht er sich bei seinen Wirthen näher um, so wird er freilich bemerken, daß ihre Einrichtung die einfachste von der Welt ist, und daß sie ihre Arbeiten mit Werkzeugen der rohesten Art verrichten. Von einer regen Theilnahme an den Angelegenheiten der Welt oder auch nur des eigenen Landes wird ihm nichts bemerkbar werden.

In den Städten ist die Bildung wenig höher als auf dem Lande. Durch einen bessern Unterricht zu helfen, ist noch keinem der bisherigen Machthaber in den Sinn gekommen. Für die 215,000 Einwohner bestehen 71 Schulen, von denen nicht mehr als fünf dem weiblichen Geschlecht gewidmet sind. Besucht werden diese Schulen von 3500 Knaben und Mädchen, die hier so viel Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, als ihnen beliebt. Man läßt nämlich den Kindern eben so viel und mehr Freiheit als in den Vereinigten Staaten, aber in Costarica geht diese Freiheit in Verwahrlosung über. Die Kinder laufen barfuß, halbnackt und schmutzig in den Straßen umher. Nach einem zweijährigen Besuche der Schule pflegen sie ihre Erziehung für vollendet zu halten und vergessen das Wenige, das sie gelernt haben, sehr bald. In San Jose besteht die einzige Bürgerschule des Landes, die in dieser Stadt mit 16,000 Einwohnern von 120 Schülern besucht wird. Das Lehrsystem beschränkt sich darauf, dem Gedächtnisse möglichst viele Thatsachen und Zahlen einzuprägen. Der Schüler muß z. B. die Namen der päpstlichen Minister auswendig lernen und genau anzugeben wissen, wie viele Eisenbahnen in Paris zusammenlaufen und wie oft sie täglich von Dampfwagen befahren werden. Die Hochschule von San Jose ist die einzige des Staats und unterrichtet etwa hundert Studenten, die sich hauptsächlich dem geistlichen Stande oder der Advocatur widmen. Ihre Bibliothek besteht aus 800 Bänden und erfreut sich keiner besonders starken Benutzung. Lehrer sind im Ganzen sechs angestellt und jeder genießt einer jährlichen Besoldung von vierhundert Piastern. Die Lehrvorträge erstrecken sich über Rechtswissenschaft, Mathematik und lateinische Sprache.

Diese Angaben zeigen, daß der Ehrgeiz, ein Gelehrter zu werden, in Costarica ungewöhnlich ist. Wer nicht Landwirth ist, beschäftigt sich mit dem Handel. Darunter ist jedoch kein Großhandel zu verstehen, sondern die gewöhnlichste Krämerei, bei der man keine Gefahr läuft und sich nicht übermäßig anzustrengen braucht. Der Stand der Handwerker wird als unedel verachtet. Die Folge davon ist, daß Costarica gezwungen ist, eine Menge Artikel des täglichen Verbrauchs von außen einzuführen. Deutschland liefert Pianos, Kutschwagen und Eisengeschirr, Frankreich Stiefel und Handschuhe, Nordamerika Kessel und Maschinen, England Laternen und andere Sachen. Auch bei den großen Arbeiten kann man der Beihilfe der Fremden nicht entbehren. Ein Deutscher hat Bergwerke angelegt, ein Deutscher die besten Wege gebaut, ein Deutscher in San Jose die erste Fabrik errichtet — eine Lagerbierbrauerei.

Digitized by Google

Die wichtigste der Waaren, die von Costarica erzeugt wird, ist der Kaffee. Seine Pflege ist eine neue, denn erst im Jahre 1819 pflanzte der Padre Valverde den ersten Kaffeebaum, und seine Bohne wurde nicht früher als 1832 durch einen Deutschen in den Handel eingeführt. Im Jahre 1833 verschickte man nicht mehr als 200 Centner, und jetzt beträgt die durchschnittliche Ausfuhr zwölf Millionen Pfund. Der Kaffee von Costarica ist ausgezeichnet und hat mehr Duft und Wohlgeschmack als die Javasorten. Man pflanzt ihn auf Hochebenen von 3000 bis 4500 Fuß über dem Meer, wo er bei einer mittleren Temperatur von + 15 Grad Reaumur am besten gedeiht. Auf einem Acker stehen tausend Bäumchen, die nach drei Jahren zu tragen beginnen. Haben sie eine Höhe von fünf bis sechs Fuß erreicht, so beschneidet man sie oben, und die reichbelaubten Aeste dehnen sich dann mehr in die Breite aus. Nach einer Berechnung, die Moritz Wagner mittheilt, verzinst sich das auf eine Kaffeepflanzung verwendete Capital mit 24 Procent.

Cacao von vorzüglicher Qualität wird an der Ostküste bei Matina gewonnen. Der Cacaobaum gelangt im achten Jahre zur vollen Entwicklung und liefert nun etwa zwanzig Jahre hindurch Früchte, die Ende Juni und im December gesammelt werden. Auch diese Cultur ist eine sehr einträgliche, aber zugleich eine gefährliche. Der Cacaobaum gedeiht blos in Tiefebenen, die an sich ungesund sind, und in Costarica kommt noch hinzu, daß das Flußthal, in dem die Pflanzungen liegen, alljährlich neun Fuß hoch überschwemmt wird, wodurch wahrhaft tödtliche Wirkungen entstehen. Die Cacaobohne dient überall im Lande als Scheidemünze.

Die übrigen Erzeugnisse des Bodens, mit denen man sich beschäftigt, haben für den Handel wenig Werth. Mais und Bohnen spielen bei der Ernährung der Bevölkerung eine Rolle, die dem Fleisch besser zukäme. Der Weizen hat in Costarica bisher nur wenig Pflege gefunden, obgleich die Temperaturverhältnisse der Hochebenen und Hochthäler dieser ersten aller Getreidepflanzen vollkommen zusagen. Kartoffeln baut man in drei Arten, die bei uns gewöhnliche erst seit 1836. Die peruvianische Art ist der Ausartung unterworfen, die dritte Art, mit kleinen runden Knollen, scheint im Lande einheimisch zu sein. Neben Mais und Bohnen dienen die Früchte des Pisangs als hauptsächlichstes Nahrungsmittel. Man ißt sie roh, gekocht und gebraten und empfiehlt sie jedem Fremden, weil nach ihrem Genuß niemals Fieber entsteht. Mit dem Anbau des Zuckerrohrs beschäftigen sich bis jetzt wenige Grundbesitzer. Grade dieser Artikel hat eine große Zukunft, wenn man bei der Bereitung des Rohzuckers mit mehr Sorgfalt zu Werke gehen lernte. Der natürliche Reichthum der Wälder an Mahagonibäumen, verschiedenen Farbehölzern, Sarsaparille und Vanille findet wenig Beachtung. Der Taback würde sehr lohnen, kann aber nicht angebaut werden, weil die Regierung ein Tabacksmonopol ausübt.

Wie Alles, so wird auch die Viehzucht vernachlässigt. Die Rinder, deren das Land höchstens 140,000 Stück besitzt, sind schlechte verkümmerte Thiere und befriedigen den Bedarf so wenig, daß man aus dem benachbarten Nicaragua jährlich 12,000 Stück einführt. Die Pferde sind klein, dürr, unansehnlich und besitzen keine Ausdauer. Zum Transport von Waaren benutzt man Maulthiere, die mit 250 Pfund Gepäck die gefährlichsten Pfade sicher betreten. Die Schweinezucht ist überall verbreitet, Schafe gibt es in sehr geringer Anzahl, Ziegen gar nicht.

Trotz des außerordentlichen Naturreichthums des Landes erreicht die Ausfuhr wie die Einfuhr noch nicht eine Million Piaster. Im Jahre 1856 war die Handelsbewegung im Hafen von Punta Arenas nach den Flaggen:

	Einfuhr.	Ausfuhr.	
England	355,000	352,150	Piaster.
Hamburg	136,520	72,615	"
Nordamerika	134,930	28,225	"
Chile	103,270	32,340	"
Frankreich	31,760	224,580	"
Dänemark	84,435	21,240	"
Sardinien	14,010	50,655	"
Andere Länder	54,910	62,690	"
	914,835	844,495	Piaster.

Welchen Antheil die einzelnen Erzeugnisse des Landes an der Ausfuhr haben, läßt eine ältere Tabelle Moritz Wagner's ungefähr erkennen. Danach ist das Verhältniß folgendes:

Kaffee	450,000	Piaster.
Rohzucker	20,000	"
Mais und Bohnen	10,000	"
Häute	6,200	"
Sarsaparille	3,200	"
Schildkrot	3,200	"

Die Regierung von Costarica sieht ein, daß die jetzige Entwicklung den vorhandenen günstigen Bedingungen nicht entspricht, und sucht zur Einwanderung zu ermuntern. Die Staatsländereien werden in öffentlichen Versteigerungen verkauft. Der Preis ist nach der Entfernung von den Mittelpunkten der Bevölkerung ein verschiedener. In der nächsten Nähe von San Jose werden zwei Acker mit 100 bis 150 Piastern bezahlt, in den fernen Wäldern des Südens und des Nordens kann man 120 Acker für 64 Piaster haben. Die Kosten für das Abholzen eines Ackers Waldland betragen 10 Piaster. Als Anzahlung wird blos eine Kleinigkeit verlangt und der Rest des Kaufgeldes dem Staate mit 4 Procent verzinst. Vor mehreren Jahren wollte die Republik eine Anleihe von drei Millionen Piaster machen, um eine Einwanderung im Großen zu organisiren. Ein Hamburger Haus hatte die Anleihe übernommen, aber da kam die Handelskrisis von 1857, in der jenes Haus zusammenbrach, und der Plan wurde zu Wasser.

Daß Costarica sich Auswanderern aus Deutschland und den Vereinigten Staaten empfehlen läßt, steht außer Frage. Das Klima der Hochebenen ist so gesund, daß in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig bleibt, und die Hitze ist keineswegs lästig. Der mittlere Thermometerstand schwankt zwischen +14 und +19 Grad Reaumur, die höchsten Wärmegrade der Mittagsstunde übersteigen nicht +22 Grad und die tiefste Temperatur sinkt nicht unter 11 Grad. In den Tiefebenen gegen das Stille Meer beträgt die mittlere Temperatur dagegen +18 bis +24 Grad Reaumur. Die Ostseite oder die Atlantische Küste leidet an zu großer Feuchtigkeit und besitzt keine eigentliche trockene Jahreszeit. Mit geringen Unterbrechungen regnet es dort fast jeden Tag. In der Mitte der Landenge und auf der Westseite oder der Küste des Stillen Meeres regnet es von Anfang December bis Mitte April sehr wenig. Der Boden ist dann sehr trocken, und wo die niedern Pflanzen nicht durch Bäume Schutz haben, da versengen sie. Im Mai beginnen die Regen reichlich zu fallen und im August werden die Wege abscheulich. In dieser nassen Jahreszeit sind die Morgen regelmäßig schön und der Gewitterregen beginnt gewöhnlich erst nach zwei Uhr Nachmittags.

Auch Wagner hat Costarica warm zur Einwanderung empfohlen. „Ein gesundes Klima von ewiger Frühlingsmilde," sind seine Worte, „beglückt diese herrlichen Hochebenen, auf denen die Gewächse der Tropen noch neben den nordischen Pflanzenformen fortkommen. Palmen, Mangos, Pisangs und Anonen stehen neben Tannen, Weiden und Eichenarten; die köstlichsten Früchte der Aequatorialzone gedeihen hier neben den aus Europa eingeführten Cerealien, Obstbäumen und Gemüsegattungen. Während so viele fremdartige Gestalten einer immergrünen tropischen Flora hier das Auge des nordischen Reisenden überraschen, erinnert ihn der Anblick einer großen Zahl von Gewächsen mit Laubfall an die kühlere Temperatur und den einfacheren Vegetationscharakter seiner Heimath. Diese Erscheinungen modificiren sich in dem Maße, als man zu den tiefern und wärmern Stufen heruntersteigt."

So lockend solche Verhältnisse sind, hat doch bis jetzt keine der Unternehmungen, durch die Costarica viele Einwanderer auf einmal erhalten sollte, gelingen wollen. Eine französische Compagnie du Golfe dulce, deren Gründer der Generalconsul Lafond war, vermochte die ihr gestellten Bedingungen, in einem gewissen Zeitraume eine bestimmte Landstrecke zu besiedeln, nicht zu erfüllen. Englische Speculanten bildeten nun eine Costa Rica Atlantic-Pacific-Junction- and Colonisations-Company und sahen sich eben so wenig im Stande, ihren Verpflichtungen nachzukommen, so daß sie die bereits eingezahlten Gelder verloren. Nun kam an Deutschland die Reihe, einen verfehlten Versuch zu machen. Eine Berliner Colonisationsgesellschaft, deren Statuten vom 16. Februar 1850 datiren, gewann unter sehr günstigen Bedingungen einen Flächenraum von neun Quadratleguas oder 80,000 Acker Landes, der binnen achtundvierzig Jahren besiedelt werden sollte. Die Ländereien der Gesellschaft erstreckten sich von den Hochebenen Turrialva's bis zur Atlantischen Küste und boten alle wünschenswerthen Vortheile dar, mit Ausnahme leidlicher Wege. Indem v. Bülow, der Agent der Gesellschaft, damit begann, Wege anzulegen, that er zwar das zunächst Nöthige, schwächte aber die vorhandenen Geldmittel und legte damit die ersten Keime der Auflösung. Von den herbeigezogenen Colonisten sind die meisten im Lande

geblieben, so daß die Deutschen, vierhundert an Zahl, gegenwärtig das zahlreichste fremde Element im Lande bilden. Daß sie die Einfuhr deutscher Waaren stetig vermehren, ist der bleibende Vortheil, den die Berliner Colonisationsgesellschaft gestiftet hat. Später sind noch Pläne aufgetaucht, Chinesen und Kulies aus Ostindien einzuführen, doch ist es bei der Planmacherei geblieben. Der Krämergeist der Costaricaner äußert sich auch darin, daß weder die Regierung noch Privatmänner die größern Summen wagen wollen, welche zur Ausführung solcher Entwürfe durchaus erforderlich sind.

Man hat die Häufigkeit der Erdbeben als einen Umstand angeführt, der von der Einwanderung abmahnen müsse. Diesen Einwurf hat Moritz Wagner durch die Thatsache entkräftet, daß in Costarica in einem halben Jahrhundert durch Vulcane und Erdbeben siebzehn Menschen ihr Leben verloren haben. Alle diese starben bei dem Erdbeben, das am 2. September 1841 in der sechsten Morgenstunde Cartago verwüstete. Es war ein gewöhnlicher milder Morgen, der Himmel war völlig klar und der Vulcan Irazu bis zu seinem Gipfel hinauf unumwölkt. Da geschahen plötzlich zwei oder drei senkrechte Erdstöße, welche alle Häuser bis auf eines in Trümmer warfen und die ebenen Straßen in Hügel und Thäler verwandelten. Die Bewohner flüchteten halbnackt auf den großen Marktplatz, aber etwa der dritte Theil wurde unter den Häusern begraben. Daß diese mehr als 5000 Menschen bis auf siebzehn gerettet wurden, erklärt sich durch die leichte Bauart, zu deren allgemeiner Annahme die Nähe des verdächtigen Irazu's Veranlassung gegeben hat. Alle Gebäude haben nicht mehr als ein Stockwerk und werden von Adobes oder Lufttziegeln gebaut. Das einzige, welches verschont wurde, ist noch dadurch merkwürdig, daß in seinem Hofe der älteste Kaffeebaum des Landes steht.

Cartago ist schon dreimal früher von Erdbeben heimgesucht worden. Diese ältern Erschütterungen trafen die Stadt in den Jahren 1723, 1756 und 1822. Das Erdbeben von 1723 war mit dem heftigsten Ausbruche des Irazu's verbunden. Vom 14. Februar bis zum 14. März hörte man fortwährend ein unterirdisches Geräusch, als ob wüthende Bergströme in der Tiefe brausten. Plötzlich öffnete sich die Spitze des Berges und stieß ungeheure Flammen und Rauchwolken hervor. Die ganze Luft roch nach Schwefel, und es wurde auf Meilen in der Runde heller, als es in dieser Jahreszeit um Mittag zu sein pflegt. Der Vulcan donnerte lauter und lauter, bis man zehntausend Schmiede zu hören glaubte, welche alle zu gleicher Zeit hämmern. Der Aschenfall war jetzt so stark, daß alle Flüsse und Bäche der Umgegend zu einem flüssigen Schlamm wurden. Am 14. März erfolgten endlich Erdstöße, durch welche alle Häuser Cartago's über einander geworfen wurden.

Der Irazu hat vier Krater, von denen zwei noch thätig sind. In dem dritten wachsen Eichen, welche vielleicht zweitausend Jahre alt sind, in dem vierten hat sich ein See gebildet, in dem der Fluß Reventazon entspringt. Die übrigen Vulcane sind ungefährlicher und dienen eigentlich als Sicherheitsventile. Sie ziehen in einer gekrümmten Linie, deren Richtung vorherrschend von Westen gegen Osten läuft, von Grenze zu Grenze. Am See von Nicaragua eröffnet der Orosi die Reihe, nahe an der Grenze von Neugranada schließt sie der Chiriqui. Für die Höhe der Vulcane, die bei einzelnen noch gar nicht gemessen ist, hat Moritz Wagner folgende Angaben:

Rovalo	7021	Fuß.
Miravalles . . .	8000 — 9000	„
Rimon dela Vinja		
Orosi		
Irazu	11,100	„
Chiriqui	11,265	„
Blanco	11,740	„
Turrialva	12,500	„

„Die meisten Vulcane des Landes," sagt dieser ausgezeichnete Berichterstatter, „scheinen wie die von Peru und Quito aus ungeheuren auf einander gethürmten Massen von Trachytblöcken zu bestehen und zeigen nur ausnahmsweise Lavaströme. Sie haben sowohl die ältern Sedimente, als die ungeschichteten Gesteine durchbrochen und sich über den Spalten aufgethürmt. Lange nach der Entstehung der Anden als Kettengebirge brachte die fortdauernde vulcanische Thätigkeit jene verschiedenen krystallinischen Gesteinarten auf die Oberfläche. Die trachytischen Porphyre und die hellgrauen, erdigen Trachyte sind die ältern Gesteine der Gebirge von Costarica; die dunkler gefärbten augitreichen, dem Dolerit oder dem Melaphyr ähnlichen Gesteinarten, die weit vereinzelter vorkommen,

sind die jüngsten vulcanischen Bildungen. Zwischen beiden kommen Uebergänge von Gesteinen vor, welche je nach dem Vorwalten des Feldspaths oder des Augits, sich mehr zum Trachyt als zum Augitporphyr neigen. Es ist diese Erscheinung mit ähnlichen Beobachtungen an den Gesteinarten des vulcanischen Gebiets von Neapel zu vergleichen." Alle Vulcane sind wegen der dichten Urwälder, die sich an ihren Seiten hinaufziehen, äußerst schwer zu ersteigen.

Ein weit ernstlicheres Hinderniß für die Besiedlung des Landes als die Vulcane, ist der Mangel an Wegen. Ein so schmales Land kann natürlich keine großen Ströme haben. Nur einige wenige, der Carlos und der Sarapiqui, die sich mit dem San Juan vereinigen, der Rio Grande und der Rio Dulce, die im Stillen Meere münden, und der Rio Reventazon, Matina und Parasmina, die ihre Gewässer dem Atlantischen Ocean zuführen, sind schiffbar, und auch sie nur bis auf geringe Strecken oberhalb der Mündung. Auf dem Sarapiqui sollte schon 1854 Dampfschifffahrt eingeführt werden, allein es ist mit diesem Plane wie mit so vielen andern in Costarica gegangen: Niemand hat Geld daran wagen wollen. Bei diesem Mangel an schiffbaren Flüssen sollte die Regierung um so mehr für gute Landstraßen sorgen. Abgesehen von Projectenmacherei geschieht in dieser Beziehung wenig. Von San Jose nach Cartago führt eine Straße, der man einen modernen Wagen anvertrauen kann, und auf ihr fährt eine nach französischem Muster gebaute Diligence. Gut nach Landesbegriffen ist die Straße, welche die Verbindung zwischen San Jose und dem Hafen Punta Arenas am Stillen Meer vermittelt. Indessen ist dieser Weg nur von plumpen Ochsenkarren zu benutzen und wird in der nassen Jahreszeit abscheulich. Die übrigen Wege sind meistens Maulthierpfade und nicht blos beschwerlich, sondern auch gefährlich.

Von den Häfen kommt bis jetzt blos einer, der von Punta Arenas, ernstlich in Betracht. Er besteht aus einer Rhede und einem Binnenhafen, welcher letztere blos von Pirogen, Küstenfahrern und Seeschiffen der allerkleinsten Art besucht werden kann. Auf der Rhede müssen Schiffe, welche mehr als sieben Fuß Tiefgang haben, dem Lande eine volle Stunde fern bleiben. Die Waaren werden von Lichtern an's Ufer geschafft, woraus viele Kosten und Unbequemlichkeiten entstehen. Auch dies kann nur bei Fluth geschehen, da das Meer ganz in der Nähe des Landes so seicht ist, daß Reisende, welche bei Ebbe mit dem Dampfschiffe ankommen, die letzten fünfzig Schritte auf dem Rücken von Indianern zurücklegen müssen. Punta Arenas ist Freihafen, spätere Verordnungen der Regierung haben indeß, wie das preußische Handelsarchiv in einem beachtenswerthen Aufsatze über den Handel von Costarica mittheilt, um den fremden Handelsstand zu den Staatskosten heranzuziehen und baares Geld einzunehmen, in den letzten Jahren verschiedene erschwerende Abgaben eingeführt, so daß ein großer Theil der Vortheile, die der Freihafen dem Lande bringen könnte, verloren geht. Früher fand die Einfuhr in den Hafen von Punta Arenas ausschließlich um das Cap Horn statt, und auch jetzt noch macht ein großer Theil der Waaren diesen weiten Weg. Seit etwa drei Jahren aber hat die Panamaeisenbahn eine regelmäßige Dampfschifffahrtslinie an der centralamerikanischen Westküste eröffnet, welche Punta Arenas zweimal monatlich berührt. Diese Linie hat außer der Personen- und Briefbeförderung nach und nach auch einen Theil des Waarentransports, namentlich von einem Hafen zum andern und nach Panama an sich gezogen, und 1859 sind auch zum ersten Male größere Sendungen von und nach Europa und den Vereinigten Staaten auf diesem Wege ausgeführt worden. Bis jetzt sind die Frachtpreise der Eisenbahn noch sehr bedeutend, aber der raschere Capitalumsatz ist ein großer Vortheil.

Am Atlantischen Meere liegt die Rhede von Moin, die einem unbedeutenden Küstenhandel dient. Der Hafen von Greytown (San Juan de Nicaragua) wird ebenfalls wenig benutzt, weil der Gütertransport zum Sarapiqui und auf diesem Flusse zu beschwerlich und blos für sehr werthvolle Güter von geringem Umfange ausführbar ist.

In der neusten Zeit ist abermals ein Project aufgetaucht, einen großen Weltweg durch Costarica von Meer zu Meer zu führen. Ein Nordamerikaner, Thompson, hat für eine Gesellschaft seiner Landsleute unter sehr vortheilhaften Bedingungen das Recht erlangt, von der Boca del Toro (Chiriquilagune) zum Golfo Dulce am Stillen Meere eine Eisenbahn zu bauen. Die Häfen auf beiden Seiten sind vortrefflich, und die Beschaffenheit des

Innern wird so geschildert, daß sie dem Unternehmen keine übermäßigen Hindernisse bereite. Die in dieser Beziehung angestellten Untersuchungen sollen jetzt durch eine nordamerikanische Expedition vervollständigt werden, welche unter dem Befehl des Capitäns Engel ausgelaufen ist. An beiden Seiten der Landenge findet man Steinkohlen. Von denen an der Boca del Toro hörte Moritz Wagner, daß ihre Brennkraft zu jener der Steinkohlen von Newcastle wie 13 : 18 sich verhalte. Am Golfo Dulce soll die Anthracitkohle massenhaft auftreten. An der Boca del Toro wohnen gegenwärtig nicht mehr als 300 Menschen, die aber jährlich einen Geldwerth von 200,000 Piastern umsetzen. Sie verkaufen Cacao, Sarsaparille, Farbehölzer und Schildkrot.

Sollte diese Eisenbahn zu Stande kommen, so würde der nordamerikanische Einfluß in kurzer Zeit der vorherrschende werden. Ganz Centralamerika wird ihm früher oder später erliegen, und es ist eine vergebliche Mühe, wenn England diesem unabwendbaren Schicksal entgegenarbeitet. Im Interesse der Humanität kann man nicht einmal wünschen, daß die schlaffen Creolen von Costarica ihre Unabhängigkeit bewahren. Sie werden nie über Pläne und schallende Reden hinauskommen, während die kräftigen Nordamerikaner dem Lande bald eine glänzende Zukunft schaffen würden.

Der erste deutsche Juristentag.

Im März 1860 hatte der Privatdocent Dr. v. Holtzendorff dem Vorstande der juristischen Gesellschaft zu Berlin den Vorschlag gemacht, einen deutschen Juristentag zu berufen. Der Vorstand eignete sich diesen Antrag an, und stellte ihn in der Sitzung der gedachten Gesellschaft vom 10 März dieses Jahres, zur Debatte. Der Referent begründete denselben durch den Hinweis auf die ähnlichen Vereinigungen, welche auf anderen Gebieten des Staatslebens sich als zweckmäßig bewiesen hätten. „Eine allgemeine periodisch wiederkehrende Juristenversammlung — so meinte er — würde befähigt sein, neben den positiven Leistungen und Vorarbeiten für gewisse Zweige des Rechts, das Gefühl der Rechtsgemeinsamkeit zu beleben, eine Wechselwirkung zwischen Theorie und Praxis herbeizuführen, einem einseitigen mikroskopischen Rechtsdogmatismus entgegenzutreten, und fern von allem blinden Centralisationseifer denjenigen Besonderheiten in den Landesrechten Geltung zu verschaffen, welche in den Eigenthümlichkeiten und den Verhältnissen ihre objective Grundlage fänden."

Die Gegner des Antrages machten geltend, daß die juristische Gesellschaft, welche bisher durch ihre Leistungen noch kein besonderes Anerkenntniß in der juristischen Welt sich erworben habe, nicht für berechtigt erachtet werden könne, sich an die Spitze eines solchen Unternehmens zu stellen und die berühmten Männer aus allen deutschen Ländern zu einer Vereinigung einzuladen. Es fehle auch an der gehörigen Vorbereitung, da weder die Gegenstände der künftigen Besprechung bestimmt, noch auch die Grundlagen für die Berathungen gefertigt seien.

Trotz dieser Gründe beschloß die Gesellschaft auf wiederholten Antrag ihres Vorstandes, ein Comité zu bilden und dasselbe mit der Ausführung des Planes zu betrauen. Zum Vorsitzenden dieses Comités wurde der Stadtgerichtsrath Graf v. Wartensleben, zum Schriftführer der Stadtrichter Hiersemenzel gewählt. Das Comite ließ sich angelegen sein, ein Statut und eine Geschäftsordnung für den Juristentag zu entwerfen und mit den bedeutendsten Rechtsgelehrten in Verbindung zu treten. Von vielen Seiten gingen Zuschriften ein, welche den in Ausführung begriffenen Plan, als einen glücklichen, für das gemeinsame Deutschland nutzenbringenden erklärten, und Unterstützung zusagten. Von dem wesentlichsten Nutzen für das Zustandekommen des Juristentages war es, daß verschiedene Regierungen in officieller Weise ihr Einverständniß erklärten, und theils das Erscheinen der Justizminister theils die Anwesenheit von Beoollmächtigten versprachen. Dieser Umstand, so wie das Programm, in welchem die vorläufigen Gegenstände der Berathung bezeichnet und die an das öffentliche Recht streifenden Fragen absichtlich vermieden waren, gewannen dem Unternehmen viele Anhänger. Es wurde klar, daß eine Versammlung von Juristen zur Berathung über Rechtsfragen, nicht aber eine Vereinigung zu politischen Zwecken unter einem Deckmantel beabsichtigt war. In einer Zeit,

wie der unsrigen, in welcher überall die politischen Gesichtspunkte sich in den Vordergrund stellen, war es wesentlich, nur den einen politischen Grundgedanken, die möglichste Vereinigung Deutschlands auf dem Gebiete des Rechts, festzuhalten, alle übrigen politischen Fragen dagegen zurückzudrängen. Dies Bestreben hat zu dem glücklichen Erfolge geführt, daß nicht nur in keinem deutschen Lande die Betheiligung an dem Juristentage den richterlichen Beamten verboten, sondern in vielen und bedeutenden Ländern (wir erwähnen nur Oesterreich und Würtemberg) jene Betheiligung begünstigt wurde. Fast alle Justizminister Deutschlands haben dem Comité ihre Bereitwilligkeit, das Unternehmen zu befördern, zugesagt. Die Betheiligung wuchs mit dem Herannahen der letzten Tage des August, in welchen die Vereinigung zum ersten Male stattfinden sollte, weit über alle Grenzen der Erwartung. Ein geistreicher Mann erinnerte an das Sprichwort: rien ne réussit que le succès. Sieben- bis achthundert Juristen aus allen Gauen Deutschlands traten am 28. August dieses Jahres zur Bildung des ersten Juristentages in Berlin zusammen. Am Abend vorher fand in dem Odeum zu gegenseitiger freundschaftlicher Begrüßung sowie zu vertraulicher Besprechung eine Zusammenkunft Statt.

Schon diese erste gesellige Vereinigung gewährte eine günstige Vorbedeutung für den Erfolg des Juristentages. Es herrschte ein zwangloser Verkehr unter den Erschienenen und es wurden Bekanntschaften mit Männern aus allen Ländern angeknüpft. Diese rein persönlichen Beziehungen sind in ihrer Wirkung für die Allgemeinheit durchaus nicht gering zu schätzen. Nicht nur schwinden Vorurtheile, welche die Bewohner dieses oder jenes Landes gegen einander haben, sondern es finden sich auch Geistesverwandte, welche zu gemeinsamen Zwecken sich verbinden. Es ist hier nicht am Platze, die bedeutendsten Männer, welche Theil genommen haben, einzeln namhaft zu machen. Es sind Viele darunter, deren Namen sowohl auf dem Gebiete der Politik als besonders auch auf dem der Rechtswissenschaft guten Klang haben. Die hohe Stellung, welche Viele der Erschienenen in der Staatsverwaltung oder in den Landtagen ihrer Länder einnehmen, läßt erwarten, daß die Früchte der Zusammenkunft sich bald werden fühlbar machen. Ein particularistischer Sinn machte sich nirgends geltend; sehr richtig bemerkte die Preußische Gerichtszeitung (das spätere Organ des deutschen Juristentages), das bloße Zustandekommen jenes Unternehmens beweise den Wunsch Aller, trotz der urwüchsigen Verschiedenheit der einzelnen deutschen Stämme ein gemeinsames Rechtsleben soweit irgend möglich zu fördern.

Die erste Plenarberathung fand am 28. August dieses Jahres in dem Saale der Singakademie statt. Nach einigen einleitenden Worten des Grafen von Wartensleben wurde der Geheimrath Professor Dr. von Wächter durch Acclamation zum Vorsitzenden gewählt. Derselbe nahm die Wahl dankend an, ernannte die Mitglieder des Büreaus, und vertheilte die eingegangenen Anträge in die vier Abtheilungen, welche nach dem vorläufigen Statute gebildet werden sollten. Mit einer Ansprache des Oberappellationsgerichtspräsidenten Molitor aus München, welcher den Freundesgruß der baierischen Juristen überbrachte und eine kurze Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der baierischen Gesetzgebung vortrug, endete die erste Sitzung. Wenige Stunden darauf versammelten sich die durch freiwillige Einschreibung gebildeten vier Abtheilungen. Die Gegenstände der Berathung waren nach dem vorläufigen Statute wie folgt unter dieselben vertheilt:

Erste Abtheilung für Privatrecht, insbesondere Obligationen und Pfandrecht (Statuten und Geschäftsordnung des Juristentags).

Zweite Abtheilung für Handels-, Wechsel-, See- und internationales Recht.

Dritte Abtheilung für Strafrecht, Strafproceß und Gefängnißwesen.

Vierte Abtheilung für Gerichtsverfassung, Civilproceß und juristisches Studium.

Zu Vorsitzenden dieser Sectionen wurden gewählt: Der Professor Bluntschli aus München (1), der Geheime Ober-Justizrath, Präsident Dr. Heimsöth aus Cöln (2), der Oberstaatsanwalt des Königreichs Sachsen Dr. Schwarze aus Dresden (3), der Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Berger aus Wien (4).

Der Schwerpunkt der Debatten fiel in die Sitzung dieser Abtheilungen. Ohne sich mit den äußeren Organisationsfragen lange aufzuhalten, gingen dieselben auf die gestellten Anträge ein, und es zeigte sich hierbei recht deutlich, welche Fortschritte die Kenntniß des parlamentarischen Wesens in Deutsch-

land bereits gemacht hat. Nicht nur verstanden die Leiter der Verhandlungen es vortrefflich, die Debatten auf Erörterung der Fragen zu beschränken, welche eben verhandelt wurden, sondern es zeigte sich fast ohne Ausnahme auch in den einzelnen Mitgliedern die Kenntniß der Erfordernisse für eine ersprießliche Erörterung von Rechtsfragen innerhalb einer großen Versammlung. Diesem Umstande allein ist es zu verdanken, daß trotz der kurz bemessenen Zeit alle vorliegenden Anträge erledigt und angemessene Beschlüsse gefaßt werden konnten. Von großem Werthe für die Beschlußfassung war es, daß fast in jeder Abtheilung sich Mitglieder befanden, welche durch ihre amtliche Stellung oder sonst im Stande waren, den Uebrigen ganz genaue Aufschlüsse über die Lage zu geben, in welcher sich die Behandlung einzelner Fragen zur Zeit befindet. So wurde z. B. von dem Herrn Präsidenten Heimsöth, welcher selbst Mitglied der Nürnberger Commission für den Entwurf eines Handelsgesetzbuchs ist, eine höchst interessante Darstellung über die Lage jener wichtigen Arbeit gegeben. Die Grundlage für die Berathungen bildeten wesentlich diejenigen Anträge, welche bereits vorher von dem Comité gedruckt und vertheilt worden waren; andere Anträge kamen erst so spät ein, daß ihr Druck nicht mehr bewirkt werden konnte; eine gründliche Vorbereitung war für diese Anträge unmöglich gemacht.

Dennoch würde man sich täuschen, wenn man den über solche Anträge gefaßten Beschlüssen keinen erheblichen Werth beilegen wollte. Der Werth der Beschlüsse, welche auf dem Juristentage in den Abtheilungen oder in der Hauptverhandlung gefaßt worden sind, beruht wesentlich darauf, daß eine bedeutende Zahl von Fachmännern gewisse Grundsätze als solche hinstellte, welche bereits in der öffentlichen Meinung so sehr zur Geltung gekommen, daß ihre Berechtigung nicht mehr in Zweifel gezogen werden könne. Mag in einem Parlamente die Mehrheit einiger Stimmen für das entscheiden, was geschehen soll, in einer Versammlung wie der Juristentag haben Beschlüsse nur dann Gewicht, wenn sie mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität gefaßt werden. Sie gelten dann mit gutem Grunde als die gemeinsame Ueberzeugung der Fachmänner (communis doctorum opinio) von dem, was Recht ist, oder Recht sein soll. Es ist deshalb ganz verkehrt, wenn man von einer solchen Versammlung *neue* Wahrheiten verlangt; ihr Nutzen besteht grade darin, daß sie *alte* Wahrheiten ausspricht und dadurch einerseits zur Beseitigung solcher Institutionen beiträgt, welche sich mit diesen nicht vertragen, und andererseits zur Schaffung solcher Einrichtungen anfeuert, durch welche dem als gut Erkannten ein freier Spielraum gewährt wird. Neue Wahrheiten sind der Regel nach bestritten, und die Wahrheit wird durch Majoritätsbeschlüsse nicht gefunden.

Die zweite und letzte Plenarsitzung begann am 30. August dieses Jahres um 9 Uhr und endete gegen 4 Uhr. Aus den vielen Gegenständen, welche zur Berathung und Beschlußfassung kamen, sollen hier nur die wichtigsten erwähnt werden. Nach dem schon oben Bemerkten konnte es nicht Zweck der Debatten sein, die Mitglieder zu der einen oder andern Ansicht durch gründliche Erörterungen hinüberzuziehen. Es wurde vielmehr mit gutem Grunde angenommen, daß die Erschienenen bereits eine festgestellte Ansicht mitbrächten. Die Debatten konnten daher nur bezwecken, die Gesichtspunkte klarzulegen, von welchen die Majorität oder die Minorität ausging. Sowohl die Versammlung selbst als das Präsidium duldeten daher keine Erörterung, welche über diesen Bereich hinausschweifte. Als Berichterstatter der ersten Abtheilung fungirte der Professor Ihering. Derselbe referirte zunächst über das Statut des Juristentages. Dasselbe wurde im Wesentlichen nach dem Entwurfe angenommen, jedoch machte sich bei den Bestimmungen über die ständige Deputation eine rege Opposition geltend. Da nämlich die Continuität der einzelnen Juristentage durch diese Deputation vermittelt wird, so war die Frage nach der Bildung derselben als eine Lebensfrage für das ganze Unternehmen zu betrachten. Man entschied sich dahin, daß dieselbe entweder auf Vorschlag des Präsidenten durch Acclamation oder in einem einzigen Scrutinium durch Stimmzettel gewählt werden solle (§. 10 des Statuts). Für das laufende Jahr wurden die nachbenannten vom Vorsitzenden vorgeschlagenen Herren durch Zuruf gewählt: 1) Obertribunal-Vicepräsident Dr. Bornemann, 2) Justizrath Dorn, 3) Geheimer Oberjustizrath Dr. Friedberg, 4) Prof. Heydemann, 5) Stadtrichter Hiersemenzel, 6) Justizrath Volkmar, 7) Stadtgerichtsrath Graf von War-

tensleben, sämmtlich zu Berlin, 8) Prof. Dr. Bluntschli zu München, 9) Obertribunalsrath Faber zu Stuttgart, 10) Prof. Dr. Glaser zu Wien, 11) Prof. Dr. Ihering zu Gießen, 12) Oberstaatsanwalt Dr. Keller zu Wien, 13) Oberstaatsanwalt Dr. Schwarze zu Dresden, 14) Hofgerichtsrath von Stoesser zu Bruchsal.

In der Zusammensetzung dieser Liste erkennt man deutlich das Bestreben, eine Vertretung der verschiedenen deutschen Länder und der verschiedenen Zweige juristischer Thätigkeit zu bewirken.

Die Thätigkeit dieser Deputation hat sich statutenmäßig auf folgende Punkte zu richten: auf die Ausführung und Veröffentlichung der gefaßten Beschlüsse, auf die Vorbereitung des nächsten Juristentages unter Bestimmung der Zeit und des Ortes seines Zusammentritts, so wie auf die ökonomische Leitung des Unternehmens.

Der Antrag des Obergerichtsraths Bähr zu Cassel, der ständigen Deputation die Pflicht aufzuerlegen, die Auskunftsertheilung über das in den einzelnen deutschen Ländern geltende besondere Recht zu vermitteln, wurde von der Versammlung als verfrüht abgelehnt, weil der Juristentag noch eben erst in seiner Organisation begriffen sei. Ein gleiches Schicksal hatte der Antrag des Geheimraths Prof. Dr. Mittermaier, welcher die Ausarbeitung von Gesetzentwürfen für das gesammte Deutschland betraf. Es wurde — und wohl mit Recht — geltend gemacht, daß es nicht Sache der Versammlung und nicht ausführbar sei, Gesetze in allen Details zu berathen, daß es vielmehr nur auf Feststellung von Principien ankomme.

Dagegen nahm die Versammlung auf den Vorschlag des Berichterstatters den Antrag des Obertribunalraths von Sternfels aus Stuttgart an, die Preußische Gerichtszeitung (Red: E. E. E. Hiersemenzel) als gemeinschaftliches Organ für Besprechung der Zwecke und näheren Ausbildung des deutschen Juristentages zu erklären.

Der Prof. Dr. Unger hatte einen von dem Prof. Dr. von Wächter amendirten Antrag eingebracht: die deutschen Regierungen zu ersuchen, im Anschluß an das deutsche Handels- und Wechselrecht und zur Anbahnung eines gemeinsamen deutschen Civilgesetzbuches sofort die Abfassung eines allgemeinen deutschen Gesetzes über Obligationenrecht zu unternehmen. Dieser Antrag wurde seinem Wesen nach in etwas veränderter Gestalt von der Versammlung angenommen, jedoch hierbei gleichzeitig als Princip aufgestellt, daß der Juristentag keinerlei Petitionen an die Regierungen oder Kammern richten solle. Hierdurch ist nicht ausgeschlossen, daß die Beschlüsse des Juristentages denselben zur Kenntnißnahme mitgetheilt werden. Der Berichterstatter der zweiten Abtheilung, Gerichtsassessor Makower, referirte über drei Anträge. Der erste war von dem Stadtrichter Primker zu Breslau dahin gerichtet:

Der deutsche Juristentag möge anerkennen, daß das dringende Bedürfniß vorhanden, eine Reform der Gesetzgebung über die stille Gesellschaft in Deutschland noch vor dem Zustandekommen eines deutschen Handelsgesetzbuches vorzunehmen.

Dieser Antrag wurde abgelehnt, dagegen folgende Resolution angenommen:

In Erwägung, daß die gesetzliche Regulirung der Verhältnisse der stillen Gesellschaft vor Publication eines deutschen Handelsgesetzbuches die Vollendung dieses nationalen Werkes nur von Neuem verzögern würde, geht der Juristentag über den Primker'schen Antrag zur Tagesordnung über. — Der deutsche Juristentag spricht hierbei die Erwartung aus, daß die deutschen Regierungen Alles aufbieten werden, damit die Bearbeitung des deutschen Handelsgesetzbuchs so rasch als möglich zum Abschluß gebracht werde und das Gesetz selbst in's Leben trete.

Es ist erfreulich, daß der Juristentag durch Annahme dieses Beschlusses dem Wunsche der Nation auf endlichen Abschluß des Handelsgesetzbuchs Ausdruck gegeben hat. Es ist implicite, und nicht ohne Absicht, zugleich hierin eine Anerkennung der Thätigkeit der Nürnberger Commission enthalten.

Ein Antrag des Oberstaatsanwalts Dr. Klauhold, schon jetzt einen obersten Gerichtshof zur Entscheidung von Handelsrechtsfragen für nothwendig und das Oberappellationsgericht zu Lübeck als hierfür geeignet zu erklären, wurde als nicht zeitgemäß abgelehnt. Der dritte Antrag betraf eine Tagesfrage. Er handelte von den Interessen der Eisenbahnen gegenüber denen des Handelsstandes. Angeregt von dem Advocaten Judeich in Dresden wurde er in der vom Advocaten Kunzsch in Chemnitz vorgeschlagenen Fassung dahin angenommen:

Der Juristentag wolle den Wunsch aussprechen, daß die deutschen Regierungen den Interessen des Handelsstandes bei der Bestimmung über die Haftung der Eisenbahnverwaltungen in Betreff des Frachtverkehrs thunlichst Rechnung tragen möchten.

Für die dritte Abtheilung berichtete zunächst der Oberstaatsanwalt Dr. Freiherr von Groß. Veranlaßt durch einen Antrag des Appellationsgerichtsraths von Kraewel, zu welchem zahlreiche Abänderungsvorschläge eingegangen waren, trat die Versammlung dem Beschlusse der Abtheilung bei:

Der Juristentag erkennt an, daß die Einführung eines allgemeinen deutschen Strafgesetzbuches ein dringendes Bedürfniß ist.

Zu erheblichen Debatten in der Plenarversammlung gab der Antrag des Rechtsanwalts Lewald Veranlassung. Derselbe lautet, wie folgt:

Der Juristentag wolle als seine Rechtsüberzeugung aussprechen:

1. jedem Privatbetheiligten ist die Erhebung der Anklage in solchen Fällen zu gestatten, wo sich die Staatsanwaltschaft dessen weigert;
2. in allen Fällen sind neben der Staatsanwaltschaft den Privatbetheiligten die vollen Rechte einer Partei, welche nicht bloß die Zuerkennung einer Entschädigungssumme, sondern die Verurtheilung des Angeklagten erstreben darf, einzuräumen.
3. Die Parteistellung des Anklägers bedingt es, daß dem Angeklagten gleiche Parteirechte eingeräumt werden, also namentlich:
   a. daß er nicht erst nach geschlossener Voruntersuchung, sondern von Anfang an sich eines rechtsverständigen Beistandes als Vertheidigers bedienen darf,
   b. daß dem Vertheidiger gleiche Rechte mit dem Ankläger eingeräumt werden.

In den Motiven dieses Antrages wird auf die Abhandlung des Dr. Julius Glaser „das Princip der Strafverfolgung" (abgedruckt in der allgemeinen österreichischen Gerichts-Zeitung Nro. 87 ff.) verwiesen. In jener Abhandlung wird davon ausgegangen, daß, während früher das Recht der Strafverfolgung fast ausschließlich dem Beschädigten zustand, gegenwärtig dieses Recht fast ebenso ausschließlich der Staatsgewalt zustehe. Dieses letztere Extrem sei wie das erstere verwerflich. Dem Verletzten müsse es freistehen, bei der Strafverfolgung zu concurriren und sein Recht auf Bestrafung des Schuldigen unabhängig von dem Willen und der Fähigkeit der Staatsanwaltschaft auszuüben. In dieser Weise sei im französischen, schottischen und zürich'schen Strafprocesse die Sache geregelt. Bei dieser Aenderung sei für die Beunruhigung der Staatsbürger durch frivole Anklagen Nichts zu fürchten, denn die Ausübung des Rechts zur Erhebung der Privatanklage sei mit weit größeren Gefahren, Kosten und Mühen verbunden, als das jetzt gewöhnliche Mittel der Denunciation. Mit der Zulassung der Privatanklage könnten eine große Zahl von Vergehen ausscheiden, bei denen eine Verfolgung im öffentlichen Interesse von Amtswegen nicht geboten sei. Dadurch würden die Criminalprocesse sich erheblich vermindern; es könnte darauf Rücksicht genommen werden, ob im einzelnen Falle die Verfolgung im Staatsinteresse zweckmäßig sei. Es sollte ein Strafverfahren nur stattfinden, wenn und so lange der öffentliche oder Privatankläger seinen Antrag stellt und aufrecht erhält.

Eine Reihe von Zusatzanträgen war eingegangen, von denen die einen weiter als der Lewald'sche Antrag gingen, die anderen beschränkender waren. Der Obertribunalsrath von Seckendorff wollte die Befugniß, die Strafgerichte mit der Einleitung einer Untersuchung zu befassen, Jedem eingeräumt wissen, der durch eine strafbare Handlung verletzt sei. Dem schloß sich ein Antrag des Oberstaatsanwalts von Tippelskirch an, welcher außerdem die Zahl der Vergehen, welche nur auf Antrag des Verletzten zu verfolgen seien, erweitert wissen wollte. Dagegen zielte ein Antrag des Staatsanwalts von Grävenitz darauf hin, die Privatanklage nur zuzulassen, wenn die Staatsanwaltschaft das Einschreiten verweigere. Auch dies wollte ein Amendement des Privatdocenten Dr. von Holtzendorff auf die Fälle der Ehr- und Körperverletzung, so wie der rechtswidrigen Freiheitsentziehung beschränken.

Der Berichterstatter Oberstaatsanwalt Schwarck hatte sich in der Abtheilung für die Lewald'schen Anträge, so weit sie die Rechte des Privatanklägers betreffen, erklärt, dagegen die Zweckmäßigkeit der Zulassung eines Vertheidigers vom ersten Beginne der Untersuchung an, bestritten. Ueber die Gleichstellung des Vertheidigers mit dem Ankläger wurde — vermuthlich wegen der Unbestimmtheit des Antrages — auch eine bestimmte Erklärung nicht abgegeben.

Digitized by Google

Die oben skizzirten Anträge fanden in der Plenarberathung ihre Befürwortung. Bei dem Widerstreite der Ansichten, nicht sowohl über die Zweckmäßigkeit der Zulassung und Ausdehnung des Rechts zur Privatanklage, als vielmehr über die einzuhaltenden Grenzen, beschloß die Versammlung auf Vorschlag des Rechtsanwalts Calm, den Antrag des Rechtsanwalts Lewald sowie die dazu gestellten übrigen Anträge der ständigen Deputation zur Prüfung und zum Vortrage beim nächsten Juristentage zu überweisen.

Erwägt man, daß die Feststellung streitiger Fragen nicht Sache des Juristentages ist, so wird man den Beschluß, welcher den Mitgliedern Zeit gewährt, ihre Ansichten zu klären und zu präcisiren, billigen müssen.

Angenommen wurde ferner ein Antrag des Privatdocenten Dr. von Holtzendorff, den Wunsch auszusprechen, daß die Regierungen in Verbindung oder im Zusammenhange mit den strafstatistischen Tabellen in regelmäßig wiederkehrenden Zeitfristen Berichte über den Zustand der Gefängnisse und die Resultate der Strafvollstreckung veröffentlichen möchten.

Die vierte Abtheilung berichtete durch den Justizrath Volkmar zunächst über den Antrag des Obertribunalsraths Dr. Waldeck. Derselbe lautet wie folgt:

Bei vorausgesetzter Justizorganisation und einer Procedur, welche auf mündliches Verfahren vor collegialisch formirten Gerichten gegründet ist, für das ordentliche Proceßverfahren folgende Grundsätze als die richtigen anzuerkennen:

1. Die Angabe der Beweismittel für die Behauptungen der Parteien erster Instanz in Klage, Klagebeantwortung, Replik ꝛc. braucht erst nach ergangenem Beweisinterlocute zu geschehen, mit Ausnahme der Urkunden, welche zur Begründung der Behauptungen dienen und deren Beibringung oder Nachweisung mit den Behauptungen verbunden werden muß.
2. Beweisinterlocute sind nicht appellabel.
3. Streitführende Parteien müssen sich beim Gerichte durch Rechtsanwalte vertreten lassen. (Anwaltszwang.)
4. Eine Zurückweisung der Klage per decretum wegen offenbarer Nichtbegründung ist unzulässig.
5. Das Rechtsmittel letzter Instanz bringt nicht die Sache in ihrer Totalität, sondern neben Competenzüberschreitungen und gewissen Procedurfehlern nur die behauptete fehlerhafte Anwendung und Auslegung des Gesetzes mit Ausschluß der thatsächlichen Würdigungen des zweiten Richters zur Entscheidung des für ein größeres Gebiet bestimmten höchsten Gerichtshofes.

Der Referent befürwortete die Annahme dieser Anträge und der Antragsteller begründete dieselben in einer ausführlichen Rede, welche namentlich bestimmt war, die verschiedenen Einwürfe, welche in der Sitzung der Abtheilung vorgebracht worden waren, zu widerlegen. Die Anträge Nro. 2 und 5 fanden lebhaften Widerstand in der Versammlung, namentlich widersprachen die Mitglieder aus Hannover dem Grundsatze, daß Beweisinterlocute nicht sollten appellabel sein. — Nach längerer Debatte, in welcher der Zwiespalt der Ansichten immer lebhafter hervortrat, einigte sich die Versammlung zur Annahme des Antrages:

Der deutsche Juristentag spricht seine Ueberzeugung dahin aus, daß der Erlaß einer allgemeinen deutschen Civilproceßordnung, gebaut auf das Princip der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, ein dringendes Bedürfniß sei.

Dagegen wurde die Beschlußfassung über die einzelnen Waldeck'schen Anträge bis zum nächsten Juristentage ausgesetzt.

Bei der Wichtigkeit dieser Anträge, welche eine wiederholte Erörterung hiernach finden werden, mag eine Bemerkung gestattet sein.

Mit dem Beschlusse, daß die Einführung einer allgemeinen Civilproceßordnung wünschenswerth sei, ist gar Nichts gewonnen, und auch der allein substantielle Zusatz, daß jene Ordnung auf dem Principe der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit zu erbauen sei, ist unzureichend. Einem preußischen Mitgliede, welches in der Unterhaltung geäußert hatte, daß es für die Preußen, welche über den Grundsatz der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit abstimmen sollten, grade so sei, als ob sie zur Zeit noch über Tortur und Hexenproceſſe sich erklären sollten, erwiederte ein hannöver'sches Mitglied, dem sei nicht so, denn die Preußen hätten gar kein mündliches Verfahren; so lange der Richter referire, sei das Pourparler der Advocaten gleichgiltig. Man sieht hieraus, daß die Ansichten über das, was unter mündlichem Verfahren zu verstehen sei, noch weit auseinander gehen. Die Waldeck'schen Anträge traten näher an die Sache heran; da sie jedoch in sich widersprechende Wege

zur Herbeiführung eines allgemeinen Gesetzes verfolgten, so mußten sie zur Zeit abgelehnt werden, und werden auch künftig schwerlich in ihrer Gesammtheit zur Annahme gelangen. Es gibt nämlich zwei Wege, auf denen allgemeine Gesetze für Deutschland entstehen können; entweder den Weg, auf welchem das Wechselrecht entstanden ist und das Handelsrecht entstehen soll, der Zusammentritt von Commissarien der verschiedenen Länder, welche nach theoretischen Grundsätzen, wenngleich mit möglichster Berücksichtigung der Praxis, ein Gesetz entwerfen; oder aber einen andern Weg, indem nämlich die Gesetzgebungen der einzelnen Länder dasjenige aus ihren Gesetzen ausscheiden, was dem sonstigen gemeinen Rechte widerspricht und willkürlich particulär ist. — Da an die Ausarbeitung einer gemeinsamen Civilproceßordnung zur Zeit nicht zu denken ist, so erscheint es höchst zweckmäßig, inzwischen in den einzelnen Ländern dasjenige auszuscheiden, was ohne Noth verschieden von demjenigen ist, was in den meisten anderen Ländern gilt. Wenn die größten deutschen Staaten in dieser Richtung fortschreiten, so wird eine dereinstige Verschmelzung der so genäherten Proceßordnungen jedenfalls nicht so viele Schwierigkeiten machen, als dies gegenwärtig der Fall ist. Es ist dies ein langsamer aber praktischer Weg. Der Antragsteller hat, von richtigem Tact geleitet, denselben unbewußt eingeschlagen, denn wenngleich er sich gegen die Meinung sträubte, als habe er seine Anträge mit specieller Rücksicht auf das preußische Recht gestellt, so ist dies doch nicht fortzuleugnen. Charakteristisch hierfür ist die Aeußerung einiger außerpreußischen Mitglieder der Versammlung, daß sie einzelne der Anträge gar nicht verständen. Insoweit nun die Waldeck'schen Anträge die Beseitigung derjenigen Bestimmungen im preußischen Processe bezwecken, welche ohne Noth particularistisch von dem gemeinen Processe abweichen, insoweit dürften die Anträge begründet sein. Insoweit dagegen von oben herab gemeinsame Grundsätze (Inapellabilität der Interlocute, Princip der Revision oder Cassation) festgestellt werden sollen, scheinen jene Anträge von keiner Berechtigung, denn es kommt, wie nicht näher ausgeführt zu werden braucht, auf den Zusammenhang der Gesetze an, ob dieses oder jenes Princip im processualischen Verfahren für das beste und zweckmäßigste anzusehen ist. Die wirklich praktische Richtung der Waldeck'schen Anträge ist so sehr verkannt worden, daß, obschon sie (wenigstens zum Theil) bezwecken, den preußischen Proceß zu reformiren und den übrigen Ordnungen näher zu bringen, viele Mitglieder aus andern Ländern von der grundlosen Befürchtung ausgingen, es sei darauf abgesehen, ihre Proceßordnungen nach preußischem Muster zu reformiren.

Nach der Aussetzung der Beschlußfassung über die mehrgedachten Anträge referirte der Dr. Waldeck über die aus Veranlassung eines Schreibens des Präsidenten Dr. Bornemann von der Abtheilung gefaßte Resolution, welche dahin geht:

Zu einer Einheit in der Rechtsanwendung kann nur ein höchster Gerichtshof führen, dessen Zusammenhang, dauerndes oder zeitweises Zusammentreten und Wirkungskreis näher zu erwägen sein wird, und dessen *sofortige* Einführung bezüglich des bereits bestehenden gemeinschaftlichen Rechts (Wechselordnung) sowie des zu schaffenden (Handelsrechts) wünschenswerth erscheint.

Die Versammlung trat dieser Resolution bei.

Ein Amendement des Obergerichtsraths Bähr, welches die Einführung eines Provisorii bis zu dem Zeitpunkt bezweckte, in welchem ein höchster Gerichtshof bestellt würde, war schon in der Abtheilung abgelehnt worden, und kam im Pleno nicht zur Berathung. Es ist jedoch interessant genug, und betrifft die wichtige Frage, wie die Einheit auf denjenigen Gebieten zu erhalten, welchen der Segen eines allgemeinen Gesetzes zu Theil geworden, so daß dessen Angabe wohl gerechtfertigt sein möchte. Es lautet wie folgt:

Der deutsche Juristentag erklärt es für wünschenswerth,

1. daß zur Erhaltung einheitlichen Rechts auf dem Gebiete der bereits bestehenden oder noch zu schaffenden einheitlichen deutschen Gesetzgebung ein Organ bestehe, welches die Uebereinstimmung deutscher Rechtsprechung auf diesem Gebiet vermittele;
2. daß vorerst, bis zur Einsetzung eines diesem Zwecke dienenden wirklichen Gerichtshofes, ein solches Organ in folgender Weise geschaffen werde:

   Alljährlich treten Deputirte sämmtlicher deutschen höchsten Gerichtshöfe zur bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte zu einer collegialisch berathenden Conferenz zusammen.

Es wird ihnen das gesammte Material deutscher höchstinstanzlicher Rechtsprechung aus der letztvorhergegangenen Zeit, so weit es sich auf jenem einheitlichen Gebiet bewegt, zur Revision unterbreitet. — Sie vergleichen und prüfen die Entscheidungen der höchsten Landesgerichte bezüglich der in ihnen zur Anwendung gebrachten Rechtssätze und sprechen hinsichtlich derselben, so weit sie solche dem Inhalt des Gesetzes oder einer in dessen Geiste zu bewirkenden Rechtsfortbildung nicht entsprechend finden, eine motivirte Berichtigung aus. Diese Aussprüche werden veröffentlicht. Die Landesgerichte sind im Allgemeinen durch ihre Regierungen veranlaßt, da, wo bei ihren Entscheidungen die nämlichen Rechtssätze abermals in Frage stehen, dieselben mit Rücksicht auf jene Aussprüche einer wiederholten Prüfung zu unterwerfen.

Das Mittel, welches der Antragsteller angibt, um die so wichtige Frage zu lösen, wie die bereits erreichte Einheit zu erhalten sei, dürfte nicht praktisch sein. Die Beschlüsse einer solchen Conferenz sollen vota consultativa sein; dergleichen Vota werden mindestens eben so gut, wenn nicht besser von einem einzelnen Gelehrten in kritisch vergleichenden Abhandlungen gegeben. Dasjenige, was der Antragsteller der Conferenz überlassen will, ist Sache der Wissenschaft und beziehungsweise der Gerichtshöfe: aus gegebenen Gesetzen die Principien zu entwickeln oder fortzubilden, und die richtigen Folgen für den einzelnen Fall zu ziehen. Unpraktisch ist der Antrag, weil, wenn die höchsten Gerichtshöfe bei nochmaliger Erwägung der einschlagenden Fragen in ihrer Divergenz beharren, — was vermuthlich sehr häufig eintreten würde — die ganze Thätigkeit der Conferenz illusorisch wird. Die Einheit in der Rechtsprechung ist nur zu erhalten durch eine gemeinsame gesetzgebende Gewalt, oder doch auf den Gebieten, auf welchen allgemein geltende Gesetze bereits vorhanden sind, durch einen obersten Gerichtshof. Alle andern Mittel, so gut sie gemeint sein mögen, werden wenig fruchten und möglicherweise sogar der Unabhängigkeit der Gerichtshöfe Eintrag thun.

Durch die Beschlußfassung über die Waldeck'schen Anträge hatte die Abtheilung einen Antrag des Kammergerichtsraths Budde, welcher mit besonderer Rücksicht auf das preußische Proceßverfahren gestellt war, als erledigt angesehen. Die hierbei durch Amendements angeregten Fragen über Anwaltszwang und freie Advocatur blieben deshalb auf sich beruhen. Es läßt sich erwarten, daß diese für die Justizorganisation erheblichen Punkte bei dem nächsten Juristentage wieder in Anregung kommen werden.

Einige fernere Detailfragen aus dem Gebiete des Civilverfahrens wurden von der Versammlung als zu specieller Natur abgelehnt. Nur der Curiosität halber soll erwähnt werden, daß ein Antrag eingegangen war, die Reise- und Atzungsgelder der Zeugen ohne Unterschied der Person auf einen gewissen Betrag festzusetzen. Eine erhebliche Debatte entspann sich über den folgenden Antrag des Gerichtsassessors Sutro:

Der deutsche Juristentag wolle erklären, daß eine in ganz Deutschland geltende allgemeine Eidesnorm, mit den Eingangsworten: „Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden" und mit den Schlußworten „So wahr mir Gott helfe! Amen!" wünschenswerth sei.

Mehrere Mitglieder der ehemaligen deutschen Nationalversammlung wiesen darauf hin, daß die Feststellung einer allgemeinen Eidesnorm bereits in Franlfurt beschlossen worden sei. Andere meinten, daß wenn auch im Principe eine gemeinsame Norm empfehlenswerth sei, dennoch die Feststellung der bestimmten Form für dieselbe kaum angemessen scheine. Diese Meinung überwog, und die Versammlung beschloß, daß eine allgemeine Eidesnorm wünschenswerth sei.

So sehr in der Sache selbst dieser Beschluß auch gerechtfertigt scheint, so wäre es doch vielleicht angemessener gewesen, wenn die Versammlung jeden Beschluß hierüber abgelehnt hätte. Die Frage nach der zweckmäßigsten Eidesnorm ist, wenn sie isolirt hingestellt wird, eine vorzüglich politische; nur wenn sie im Zusammenhange mit der ganzen Lehre von der Verwendung des Eides als eines processualischen Beweismittels zur Erörterung kommt, also z. B. bei der Redaction einer Civilproceßordnung, ist sie eine überwiegend juristische. Darum ist es ganz charakteristisch, daß eben die Nationalversammlung (also eine politische Körperschaft) sich mit jener Frage als einer selbständigen beschäftigt hat. Der Juristentag hat, als er den gedachten Beschluß faßte, wenn nicht seine Competenz und seine Bestimmung überschritten, doch

mindeſtens die äußerſten Grenzen, welche er ſich ſelbſt ſtellen muß, erreicht.

Der letzte Antrag, welcher zur Annahme gelangte, iſt der von dem Advocaten Dr. Mayerſohn geſtellte, und von der Abtheilung wie folgt modificirte:

> Der Juriſtentag erklärt, daß der baldige Erloß eines für alle deutſchen Staaten geltenden Geſetzes über die gegenſeitige Vollſtreckung der rechtskräftigen Civilerkenntniſſe für ein dringendes Bedürfniß zu erachten ſei.

Es iſt ſehr zu wünſchen, daß die Regierungen mit Ernſt daran gehen, dieſem Bedürfniſſe abzuhelfen, denn es iſt notoriſch, daß ſolche deutſche Staaten, in welchen bereits die Erkenntniſſe aller deutſchen Gerichtshöfe grundſätzlich zur Vollſtreckung kamen, ſich mit der Zeit genöthigt ſahen, die Reciprocität wiedereinzuführen, weil ſonſt die Inländer ſchlechter als die Ausländer geſtellt waren. Das Uebel verſchlimmert ſich, wenn nicht Abhilfe geſchafft wird.

Ueberblickt man die oben ſkizzirten Reſultate des erſten Juriſtentages, ſo kann man wohl dem beitreten, was der Miniſter von Dalwigk über die Ausſichten auf eine gemeinſame Civil- und Criminalgeſetzgebung in Beantwortung einer Interpellation ſagte. Er bemerkte:

Bei der Willfährigkeit der beiden deutſchen Großmächte, ſich den desfalſigen Beſtrebungen anzuſchließen, einer Willfährigkeit, die preußiſcherſeits in der kürzlich zu Berlin abgehaltenen Juriſtenverſammlung einen befriedigenden Ausdruck gefunden hat, wird das große Ziel ſicher erreicht werden, wenn auch die Schwierigkeiten der Materie, die Verſchiedenheit der Geſetzgebungen der Einzelſtaaten, und namentlich die Gegenſätze in den juriſtiſchen Anſichten eine raſche Erledigung nicht erwarten laſſen.

Den künftigen Verſammlungen des Juriſtentages wird es vorbehalten ſein, auf den allgemeinen Grundlogen, welche bei der erſten Vereinigung gelegt worden ſind, fortzubauen, und in die Specialitäten einzugehen. Hier erſt werden ſich die Schwierigkeiten zeigen, welche der Einführung eines gemeinſamen Rechts entgegenſtehen. Hoffen wir, daß der vaterländiſche Sinn der Mitglieder, welche daſſelbe Endziel verfolgen, auch jene Hinderniſſe mit Glück beſeitigen wird. Der gute Geiſt der Einträchtigkeit, welcher in dem erſten Juriſtentage lebte, ſond Unterſtützung in dem herzlichen Empfange, welchen die preußiſchen Mitglieder ihren Gäſten gewährten. Durch die Munificenz Seiner königlichen Hoheit des Prinzregenten von Preußen in den Stand geſetzt, hatte das Comite der juriſtiſchen Geſellſchaft mehrfach Gelegenheit genommen, die Mitglieder des Juriſtentages zu bewirthen und ihnen die Sehenswürdigkeiten der beiden Reſidenzen Berlin und Potsdam zu zeigen. Bei einer Extrafahrt nach letzterem Orte wurden die Mitglieder von Seiner königlichen Hoheit, dem Prinzen Friedrich Wilhelm empfangen, und waren in den Stand geſetzt, ſich ſelbſt zu überzeugen, welch lebhaften Antheil die preußiſche Herrſcherfamilie an den Beſtrebungen des Juriſtentages nehme. Auch der Chef der preußiſchen Juſtizverwaltung empfing die Mitglieder des Juriſtentages in ſeinen Salons, und wies die ihm untergeordneten Behörden an, den Zwecken dieſer Verſammlung möglichſt förderlich zu ſein.

Die glücklichen Erfolge des erſten deutſchen Juriſtentages haben in der Preſſe ungetheilten Beifall und Anerkennung gefunden. Eine vereinzelte Stimme in einem jungen politiſchen Blatte: „Die deutſche Zeitung“ hat ſich mißfällig über den Verlauf dieſer Verſammlung ausgeſprochen. Darin wird dem Juriſtentage eine bureaukratiſch reactionäre Tendenz, und dem Leiter der Verhandlungen eine ungerechtfertigte Beherrſchung der Debatten vorgeworfen. Der erſte Angriff iſt um deshalb verfehlt, weil er den ganzen Verlauf des Juriſtentages, der mit der Politik ſich grundſätzlich nicht befaſſen ſollte, grade vom Standpunkte einer beſtimmten politiſchen Partei beurtheilt. Der zweite Angriff ſcheitert an der einfachen Thatſache, daß unter allen Mitgliedern der Verſammlung nur eine Stimme darüber herrſchte, eine glücklichere Wahl als die des Herrn von Wächter hätte nicht getroffen werden können. Hätte die Verſammlung ſich über Vergewaltigung durch ihren Vorſitzenden zu beklagen gehabt, ſo würde dieſe aus ſelbſtändigen Männern aller Länder zuſammengeſetzte Körperſchaft dieſem Gefühle zweifellos Ausdruck gegeben haben. Es geſchah jedoch grade das Gegentheil, und es wurde allgemein anerkannt, daß der Erfolg des erſten Juriſtentages zum großen Theile der umſichtigen, kraftvollen und hingebenden Leitung des Vorſitzenden zu verdanken ſei.

Es mag zum Schlusse noch gestattet sein, einige Worte über die sofort nach Beendigung des ersten Juristentages zusammengetretene ständige Deputation hinzuzufügen. Die obengedachten Mitglieder derselben wählten zum „geschäftsführenden Vorsitzenden" den Vicepräsidenten des Obertribunals, Dr. Bornemann, und dieser nahm die Wahl an. Zum Vertreter desselben wurde der Stadtgerichtsrath Graf von Wartensleben und zum Schriftführer der Stadtrichter Hiersemenzel gewählt, welcher letztere auf Veranlassung der Deputation sich bereit erklärte, die von ihm redigirte preußische Gerichtszeitung als Organ des Juristentages für alle Veröffentlichungen, welche sich auf diesen beziehen, zur Verfügung zu stellen. Ueber die Zeit und den Ort der künftigen Zusammenkunft faßte die Deputation noch keinen Beschluß. In den Händen derselben liegt es, gründliche Vorarbeiten für den zweiten Juristentag fertigen zu lassen, und das Werk fortzusetzen, welches, mit Glück begonnen, dem Vaterlande die Herbeiführung eines gemeinschaftlichen Rechtes verspricht.

Die Fidschiinseln.

Seit dem Bestehen der französisch-englischen Allianz hat bekanntlich die Eifersucht zwischen Frankreich und England in einem überraschenden Grade zugenommen. Mit Uebergehung dessen, was in diesen Beziehungen unter unseren Augen in Europa während der letztverflossenen Jahre geschehen, wollen wir hier nur auf die Inselwelt des fernen Südmeers hinweisen. Frankreich hat, nachdem es sich auf Tahiti festgesetzt und 1842 von den Marquesasinseln Besitz genommen, im September 1853 auch Neucaledonien sich angeeignet; und England, seit lange auf jene französischen Besitzungen scheel sehend, ungeachtet es sich schon im Besitz von Südaustralien, Vandiemensland, Neuseeland u. s. w. befindet, steht gegenwärtig im Begriff, die Fidschiinseln seinem dortigen Territorialbesitz anzuschließen. Bereits im Juni dieses Jahres gelangte die Nachricht aus Sidney nach Europa, daß die angesehensten Häuptlinge der Fidschiinseln sich, auf Anlaß des britischen Consuls Pritchard, für die Unterwerfung unter britische Oberhoheit erklärt hätten. Die großbritannische Regierung hat nicht ermangelt, den Oberst Smythe als Commissär zur Prüfung der Verhältnisse nach der Fidschigruppe abzusenden, und es steht nicht zu bezweifeln, zumal jene Erklärung der Fidschihäuptlinge von dem britischen Consul veranlaßt worden ist, daß das Ergebniß der Prüfung die Besitzergreifung der Inseln sein wird. Unter diesen Umständen gewinnt es an Interesse, Näheres über die Fidschiinseln und deren Bewohner zu erfahren, welche seit länger schon an der Schwelle des Eintritts in den allgemeinen Weltverkehr gestanden haben.

Reichlich 220 Jahre sind verstrichen, seitdem der Holländer Abel Jansen Tasman, der Entdecker von Neuseeland, auch die Fidschiinseln auffand, von denen die dem Winde zugekehrten den Namen Fiji (spr. Fidschi), die unter dem Winde liegenden den Namen Viti tragen. Sie nehmen innerhalb der südlichen Hälfte der Tropenzone, zwischen 15½ und 20½ Grad südlicher Breite und von 177 Grad östlicher Länge bis zu 178 Grad westlicher Länge, einen Raum von 40,000 englischen Quadratmeilen ein. Nächst Tasman besuchte sie Cook; die Insel, an welche er anlief, nannte er Schildröteninsel. Um 1789 landete Capitän Bligh, drei Jahre später zum zweiten Male; 1796 kam Capitän Wilson dahin an Bord des „Duff," sein Schiff wäre beinahe an einem der Riffe gescheitert. Seit 1800 wurde die Inselgruppe von Kauffahrern besucht, welche hier Sandelholz kauften und nach China führten, wo es zum Verbrennen vor den Götzenbildern gebraucht wird. Dennoch wurden die Inseln nur wenig bekannt, bis die nordamerikanische Expedition unter Wilkes' Commando in den Jahren 1838 bis 1842 auch diese Gruppe der Südsee genauer erforschte. Später, besonders nachdem die Missionäre dort festen Fuß gefaßt haben, sind uns umständlichere Nachrichten zugekommen.

Die frühere Geschichte der Fidschianer liegt völlig im Dunkeln, wahrscheinlich haben sie in älteren Zeiten mit den Bewohnern der Freundschaftsinseln verkehrt und, wie es heißt, unter einander in Frieden gelebt. Im Jahre 1804 entflohen mehrere Sträflinge von Neusüdwales in Australien und ließen sich auf den Fidschiinseln nieder. Ihre Feuerwaffen hielten die Insulaner in Furcht. Da sie aber auf nichts anderes bedacht waren, als so

Digitized by Google

gut als möglich zu leben, ſo ſind ſie nach und nach umgekommen, ohne irgend eine Spur ihrer Anweſenheit hinterlaſſen zu haben. Ein Schwede, Namens Savage, ward 1813 von den Fidſchianern aufgefreſſen. Zwei ſeiner Genoſſen lebten noch 1824, der eine von dieſen, ein Irländer, Namens Connor, noch 1840. Dieſer genoß eines hohen Anſehens bei den Inſulanern, welches er aber zu der größten Grauſamkeit mißbrauchte. Er wohnte auf der Inſel Rewa und wurde von den civiliſirten Weißen, die ſich dort ſpäter anſiedelten, vertrieben.

Die Geſammtzahl der Bewohner der 225 Inſeln, welche die Fidſchigruppe bilden, beläuft ſich auf 150,000. Die Inſeln ſind vulcaniſch und gewähren aus der Ferne einen überraſchend ſchönen Anblick. Commodore Willes konnte, als er ſie zum erſten Male ſah, ſich gar nicht an den Gedanken gewöhnen, daß dieſe herrlichen Eilande von wilden Cannibalen bewohnt würden. Ihrer Structur nach gehören ſie zu den Coralleninſeln, ihrer Lage nach bilden ſie einen nach Süden offenen Halbkreis. Unter den weſtlich gelegenen Inſeln ſind Viti Levu und Vanua Levu die größten unter allen. Außer dieſen ſind die bekannteſten Lakemba, Rewa, Samoſomo, Ono, Viwa, Mbau, Mbua, Nandi, Rotuma, Kandavu, Tariuni, Matuku, Mothe, Vulanga u. ſ. w. Die kleine im Oſten von Viti Levu oder Großfidſchi gelegene Inſel Mbau iſt ſeit länger und gegenwärtig noch der Mittelpunkt der Herrſchaft über die geſammte Inſelgruppe. Um 1800 regierte zu Mbau der König Na Ulivu, ein energiſcher, kriegeriſcher Mann, der alle ſeine Feinde beſiegte und den Ehrennamen „Kriegswurzel“ führte. Er begünſtigte die wenigen Weißen, welche während ſeiner Regierung die Inſeln beſuchten, und bediente ſich ihrer Feuerwaffen, ſeine Widerſacher zu unterwerfen. Im Jahr 1829 ſtarb er, und ſein Bruder Tanoa folgte ihm. Dieſer blieb bis an ſein Ende 1852, als er hochbejahrt ſtarb, ein roher Cannibale und hatte während ſeiner dreiundzwanzigjährigen Regierung wiederholt mit aufſtändiſchen Unterthanen zu kämpfen, die ſein hartes Joch abzuſchütteln verſuchten. Selbſt ſeine Söhne empörten ſich wider ihn, einer von ihnen mit ſolchem Erfolg, daß der Vater jahrelang ſeine Reſidenz verlaſſen mußte. Durch Stolz und Grauſamkeit machte er ſich ſeine nächſten Angehörigen zu Feinden. Als einſt einer ſeiner Neffen, Mothelotu, ihn beleidigt hatte, verzieh er ihm ſcheinbar; allein, ſobald er ihm den Verſöhnungskuß gegeben, hieb er ihm den Arm am Ellenbogen ab und trank mit ſcheußlichem Behagen das warme Blut, das aus der Wunde floß. Dann briet er den abgehauenen Arm und verzehrte ihn in Gegenwart des unglücklichen Mothelotu, dem er darnach ein Glied nach dem andern abhauen ließ. Sein letztes Wort, als er ſein Ende nahen fühlte, war die Frage: „Wie viele werden mir folgen?“ — womit er meinte, wie viele Frauen bei ſeiner Beſtattung erdroſſelt werden würden. Als man ihm ſagte: fünf, ſchien er zufrieden, und gab bald hernach ſeinen Geiſt auf.

Die Regierungsform auf den Fidſchiinſeln iſt deſpotiſch, der Wille des Königs iſt Geſetz, das Volk hat keine Stimme. Daneben aber gelten alte Gebräuche und altes Herkommen, welche heilig gehalten werden. Ein Staatsrath umgibt den König, mit dieſem überlegt er, ehe er in wichtigen Angelegenheiten handelt. Das Eigenthum und die Freiheit der Unterthanen werden von dem König wenig geachtet. Die einzelnen Inſeln werden von Statthaltern (Tui) regiert. Dem verſtorbenen König folgt zunächſt deſſen nächſtälteſter Bruder; iſt kein Bruder da, der älteſte Sohn. Auf manchen Inſeln hat der König ſeine Geſandten (Matas), welche ſeine Befehle vermitteln. Verbrechen werden geſtraft, häufig mit dem Tode, aber in vielen Fällen kann ſich der Verbrecher durch ein Geſchenk (Soro) an den König — einen Walfiſchzahn, eine Keule, eine Matte, einen Speer u. dgl. m. — loskaufen. Bisweilen nimmt ſich auch ein Häuptling des Verurtheilten an, was dann leicht eine Urſache zum Kriege wird.

Der Standesunterſchied nach Art der Kaſten wird ſtreng aufrecht erhalten. Den erſten Stand bilden die Könige und ihre Gemahlinnen; den zweiten die Häuptlinge der großen Inſeln und Diſtricte; den dritten die Häuptlinge der Städte, die Prieſter und die Matas; den vierten ausgezeichnete Krieger, Bauleute und Schildkrötenfänger; den fünften das übrige Volk; den ſechsten die Kriegsgefangenen, welche als Sclaven dienen. Ganz eigenthümlich iſt der Rang, den der Neffe (Vaſu) des Königs einnimmt. Hat der König einen Vaſu, ſo ſteht dieſer über ihm. Es liegt daher im Intereſſe des Königs, ſei-

nen Vaſu ſich zum Freund zu machen und dies freundſchaftliche Verhältniß zu pflegen. Ueberall, wo der Vaſu öffentlich erſcheint, werden ihm die größten Ehren erwieſen. Die Matas empfangen ihn, breiten die Matte aus, auf die er ſich niederläßt, und nahen ſich ihm auf dem Boden kriechend. Sie beugen ſich vor ihm zur Erde und das Volk begrüßt ihn mit Händeklatſchen und jubelndem Zuruf. Was der Vaſu berührt iſt ſein. Hat der König ein Schiff für ſich bauen laſſen und gelingt es dem Vaſu, es vor dem König zu betreten, ſo gehört es ihm.

In ähnlicher Weiſe wird jeder Häuptling von dem ihm untergebenen Volke geehrt, das ihm, wenn es ihm begegnet, das Tama, einen ehrenden Gruß, zuruft. Ein Bewaffneter legt ſeine Waffen ab und ſtreckt ſich auf den Boden nieder, wenn der Häuptling vorübergeht. Wer mit dieſem redet, legt die Hand an ſeinen Bart und blickt zur Erde. Hat der Häuptling ſich geſetzt, ſo darf Niemand hinter ihm vorbeigehen; iſt er in ſeinem Hauſe, ſo muß jeder Vorübergehende an der Thür vorbeikriechen. Begegnet es dem Häuptling, daß er ausgleitet und fällt, ſo müſſen alle ſeine Begleiter auch ſich niederwerfen. Dem König erzeigen die Häuptlinge ähnliche Ehren, am meiſten, wenn ſie ihm den jährlichen Tribut, die Steuern des Landes, überbringen. Das iſt ein großes Freudenfeſt, an welchem jeder auf's beſte geſchmückt erſcheint, ſorgfältig friſirt an Haar und Bart, den Leib mit Oel eingerieben, den Turban mit Federn verziert, Arme und Hals mit Perlenſchnüren umwunden. Eine Menge Zuſchauer umringen den König, der mit Lächeln die Gaben empfängt, die von mannigfaltigſter Art ſind: gewebte Stoffe, Matten, Netze, Körbe, Speere, Schildpatt, Perlen, auch Schweine, Yams, Sandelholz, Taback ꝛc. Eins der werthvollſten Geſchenke iſt ein Canoe, es wird mit beſonderer Feierlichkeit vom König entgegengenommen. Der Häuptling, der es überbringt, kniet nieder, überreicht dem König einen Walfiſchzahn und hält eine Anrede. Bei einer ſolchen Gelegenheit ſagte unter anderm ein Häuptling, Tui Nayau von Lakemba, zum König Thakombau: „Ehe wir Mbau unterworfen waren, war unſer Land öde, keine Cocospalme wuchs an ſeinen Ufern; aber ſeitdem Du unſer Herrſcher biſt, iſt das Land bevölkert und hat Ueberfluß an Cocosnüſſen und anderen Nahrungsmitteln. Unſere Väter waren Unterthanen von Mbau und wünſchten es zu bleiben, mein und meiner Freunde Wunſch iſt derſelbe, wir begehren nichts Anderes. Daher laß uns leben, damit wir Dir Schiffe bauen und Dir Walfiſchzähne als unſer Soro (Geſchenk) verehren können! Die verſammelte Menge klatſchte zum Zeichen des Beifalls in die Hände und rief: „Tui Nayau und ſein Volk ſoll leben!“

Der Fidſchianer iſt durchweg eine ſtattliche, athletiſche Geſtalt, meiſtens ſechs Fuß hoch, wohlgebaut, muskulös, von dunkler Farbe. Das ſchwarze dichte Haar, der ſchwarze Bart verleihen ſeinem Ausſehen etwas Wildes, Abſchreckendes; aber ſeine wohlgeſtaltete Naſe und ſein ruhig blickendes ſchwarzes Auge mildern bei näherem Anſchauen den erſten zurückſtoßenden Eindruck. Von dem König Thakombau ſagt Capitän Erskine, nachdem er ſeine hohe Geſtalt, ſein imponirendes Weſen, ſein ſtolzes Auftreten, den überaus mächtigen Haarwuchs, der ſein Haupt umgab, beſchrieben: „Man ſah es ihm an, jeder Zoll ein König!“ Und ihm glichen viele andere Häuptlinge, auch die Meiſten aus dem Volke. Der Charakter und die geiſtigen Anlagen des Fidſchianers ſind keineswegs untergeordneter Art. Er iſt durchaus nicht einfältig, vielmehr intelligent, ſein Gefühl iſt leicht erregt, aber die Erregung geht bald vorüber; er liebt wahrhaft und haßt tief, er iſt treu und beharrlich, aber ſein Rachedurſt endet nie. Seine Sinne ſind ſcharf, er weiß ſich mit Allem zu behelfen, er iſt erfinderiſch und verſteht Alles zu ſeinem Nutzen zu verwenden. Im Verkehr zeigt er ſich vorſichtig und klug berechnend. Seine Stimme klingt angenehm, er ſagt was dem Hörer gefällt, was ihm mißfällt, verſchweigt er. Aufmerkſam betrachtet er den, mit dem er redet, in ſeinen Mienen lieſt er deſſen Wünſche; verlangt er etwas, ſo weiß er es ſo geſchickt vorzutragen, daß man ihm es nicht abſchlagen kann. Dabei verſteht er es, ſich zu beherrſchen, ſeine innere Erregtheit zu verbergen, nicht leicht bringt ihn etwas außer Faſſung. In der Unterhaltung zeigt er Beredtſamkeit und Verſtand. Dr. Pritchard rühmt von ihm, er ſei der einzige „Wilde,“ mit dem man ein längeres zuſammenhängendes Geſpräch führen könne.

Aber die Grauſamkeit iſt die Schattenſeite ſeines Charakters. Blutvergießen erſcheint ihm kein Verbrechen, er rühmt ſich deſſen. Welches das Opfer ſeines Blutdurſtes ſei, ob

Mann oder Weib, Greis oder Kind, einerlei, ob er es im Kriege oder meuchelmörderiſch getödtet, es gilt ihm gleich: ſein Ehrgeiz beſteht darin, gemordet zu haben. An eigentlichem Muth gebricht es ihm, er iſt nicht kühn, vielmehr feige und hinterliſtig. Gern beraubt und plündert er ſeinen Nachbar, aber ungern ſetzt er ſich Lebensgefahren aus, und nie iſt es die Ruhmſucht, die ihn in den Kampf führt, ſtets die Sucht, ſich zu bereichern oder angethane Beleidigungen zu rächen. Ebenſo eitel wie auf ſich ſelbſt, denn viel Sorgfalt verwendet er auf ſeine äußere Erſcheinung, iſt er auf ſein Land, welches er für das größte und beſte auf Erden hält. Dem Globus, auf welchem Aſien und Amerika, Europa und Afrika einen ſo großen Raum einnehmen, während die Fidſchiinſeln nur wie Punkte ausſehen, wendet er verächtlich den Rücken, indem er ſagt: „Es iſt eine Lügenkugel!“ Was der Fremde ihm von der Herrlichkeit anderer Länder erzählt, hört er gelaſſen an, aber er hält's für lauter Unwahrheit. Er liebt es zu prahlen, den geringſten Umſtand ſtellt er als wichtig, als überaus bedeutungsvoll dar, eine getreue, nicht übertriebene Schilderung von einem Ereigniß vermag er nicht zu geben. Daher iſt ihm auch das Lügen geläufig, er lügt oft aus Klugheit, meiſt aber aus Angewöhnung; er lügt in ſolchem Maße, daß er ſelbſt nicht das Wahre vom Unwahren zu unterſcheiden vermag.

Diebſtahl, beſonders an Fremden ausgeübt, halten die Fidſchianer für kein Verbrechen; Neid und Mißgunſt treiben ſie dazu. „Wann werdet Ihr einmal aufhören, neidiſch zu ſein?“ fragte ein Miſſionär einen Häuptling. „Ich weiß es nicht,“ antwortete dieſer, „der Neid läßt uns keine Ruhe. Wir ſehen unſer Bild in den Wogen des Meeres, es ebbt und fluthet und ruht niemals. So auch wir, Ruhe kennen wir nicht!“ Undankbar beweiſen ſie ſich im höchſten Grade. Wem man eine Hilfe gewährt, der hört nicht auf, in unverſchämteſter Weiſe noch vieles Andere mehr zu begehren. Der Capitän eines fremden Schiffes hatte einen Eingebornen, der ſich die Hand verletzt, zwei Monate lang am Bord verpflegt und geheilt. Als er entlaſſen wurde, verlangte er zum Geſchenk eine Flinte, und da der Capitän ihm dies abſchlug, zündete er deſſen Trockenhaus an, worin ſich ein Vorrath von Fiſchen zum Werth von 300 Dollars befand. Ebenſo tief gewurzelt iſt bei ihnen der Haß. „Mein Haß,“ ſagen ſie, „beginnt in den Ferſen meiner Füße und endigt in den Haaren meines Hauptes!“ Dem Feinde, der endlich ihrer Verfolgung erlegen, reißen ſie Zunge, Herz und Leber aus und verzehren dieſe. Argwohn und Furcht erfüllen ihre Seele; im Dunkeln gehen ſie nicht gern allein, das geringſte zufällige Geräuſch ſetzt ſie in Schrecken; nähert ſich ein Fahrzeug ihrem Ufer, deſſen Abſicht ſie nicht gleich erkennen, ſo werden ſie von der gräßlichſten Unruhe ergriffen.

Nur in einem Punkte zeigen ſie menſchliche Gefühle, in der Liebe zwiſchen Eltern und Kindern. Eine Frau ermorden, damit ſie bei der Beſtattung ihres Gatten ihm in den Hades folge, eine Mutter umbringen, damit ihr Sohn, der geſtorben, nicht allein begraben werde: das können ſie mit kaltem Blute. Eine Mutter, deren Kind mit ihrer Zuſtimmung anfangs nach Tonga gebracht werden ſollte, um dort von den Miſſionären erzogen zu werden, ſchwamm dem Fahrzeug nach, in welchem es davonfuhr, und als ſie entkräftet unterſank, aber von der Beſatzung gerettet wurde, war ſie erzürnt darüber, daß man ſie nicht habe ertrinken laſſen. „Ich ſah,“ berichtet ein Reiſender, „wie ſich die breite Bruſt eines als äußerſt wild und grauſam bekannten Mannes in tiefer Bewegung hob, als er nur für eine Zeitlang Abſchied nahm von ſeinem greiſen Vater. Ich habe mit Theilnahme einem milder geſinnten Manne zugehört, als er mir von ſeinem älteſten Sohne, von deſſen Antlitz und Mienen erzählte und ſagte: „Alle, die ihn kennen, bewundern ihn.“ Dennoch hatt dieſer Vater nachher ſeinen Sohn erwürgen, und jener erſtgenannte Sohn begrub ſeinen alten Vater lebendig.

Das häusliche Leben der Fidſchianer iſt durch allerlei religiöſe Vorſchriften beengt. Brüder und Schweſtern, Eltern und Schwiegerlinder, letztere unter einander, dürfen nicht mit einander ſprechen, nicht aus derſelben Schüſſel eſſen. Selbſt Mann und Frau eſſen nicht zuſammen. Zwar ſieht man oft erwachſene Männer wie Kinder Hand in Hand mit einander umhergehen, aber ſie gerathen auch oft in Streit, der ſelten ohne Blutvergießen endigt. Ihre Häuſer ſind im Innern unreinlich, ihr Hausgeräthe einfach; zweimal am Tage nehmen ſie warme Speiſen zu ſich.

Sie lieben feſtliche Bankette, die häufig ſtattfinden, aber nur ſelten berauſchen ſie ſich. Ihre gegenſeitige Begrüßung iſt höflich, mitunter herzlich, die Wörter „Herr“ und „Frau“ kommen in ihrer Sprache vor. „Komm in Frieden!“ ſo grüßt man den, der zum Beſuch erſcheint. „Du gehſt!“ heißt es beim Abſchiede und der Scheidende erwiedert: „Ich gehe und Du bleibſt!“ Nicht ſelten ſchmeicheln ſie einander mit ehrenden Beinamen, beſonders ihre Häuptlinge, ſie nennen ſie „das Auge der Sonne.“ Bringen ſie Geſchenke, ſo entſchuldigen ſie ſich wegen deren Geringfügigkeit: „Ich habe Dir nichts, was Deiner würdig iſt, zu bieten,“ ſagen ſie, „aber dieſe Hühner ſind ein Beweis meiner Liebe zu Dir und Deinen Kindern.“ Schlafen und Tabackrauchen lieben ſie außerordentlich, ungern laſſen ſie ſich im Schlafe ſtören und eine mit einem Bananenblatt umwickelte Cigarre pflegen vier bis fünf Perſonen gemeinſchaftlich zu rauchen. Außer mit Tanz ergötzen ſie ſich mit allerlei harmloſen Spielen: Verſteck, Blindekuh u. dgl. m. Mitunter ringen auch die Weiber mit den Männern, wobei dieſe eine große Sanftmuth an den Tag legen, jene dagegen alle ihre Kräfte aufbieten. Ihre Geſichter pflegen ſie bunt zu bemalen, auf ihren Haarputz verwenden ſie große Sorgfalt. Die Muſchelſchale, eine Art Trommel und die Naſenflöte ſind ihre beliebteſten muſikaliſchen Inſtrumente. Schon im zarten Alter verloben ſie ihre Töchter, bisweilen wählt jedoch der Jüngling ſich ſelbſt eine Braut, in welchem Fall er den Eltern ein Geſchenk macht. Die Hochzeit iſt ein Freudentag, die Hauptceremonie beſteht darin, daß die Braut dem Bräutigam eine Fiſchſuppe, dieſer ihr ein Stück Yamswurzel gibt und beide dies gemeinſchaftlich, aber ohne mit einander zu ſprechen, verzehren. Die Heirathen der Häuptlinge werden meiſtens durch politiſche Rückſichten beſtimmt, in dieſer Beziehung verfahren ſie ſehr klug. Scheidungen finden ſelten Statt, Weiberraub iſt jedoch nicht ungewöhnlich. Wird ein Kind geboren, ſo veranſtaltet der Vater ein Feſt, ein zweites folgt, wenn dem Kinde ein Name gegeben wird, was meiſtens ſchon wenige Tage nach der Geburt geſchieht. Die Häuptlinge haben mehrere Frauen, das gehört zu ihrem Reichthum und luxuriöſen Leben. Aber auch bei Anderen aus dem Volke iſt die Polygamie nicht ſelten. Viele Kinder laufen verwahrloſt umher, Niemand kümmert ſich um ſie, ſie wachſen auf ohne alle Erziehung. Dennoch kommt es vor, daß Einer ſich verlaſſener Waiſen annimmt und ſie mit mehr Liebe behandelt als ſeine eigenen Kinder. Sonſt zeigen ſie wenig Nächſtenliebe. Die Kranken vernachläſſigen ſie; mitunter werden ſie umbarmherzig, noch ehe ſie geſtorben ſind, begraben. Das Begräbniß eines Häuptlings geht mit vielem Aufwand vor ſich, es beginnt bisweilen ſchon, wenn der Sterbende noch lebt. Er wird in ſeine beſten Gewänder gekleidet und in Parade ausgeſtellt. Iſt er dann wirklich todt, legt man neben ihn ſeine Keule und ſteckt ihm einen Walfiſchzahn in die Hand. Darnach werden ihm zu Ehren mehrere ſeiner Weiber erwürgt; hat er einen Günſtling gehabt, auch dieſer. Die Leichen werden in die Erde eingegraben, und ein Denkzeichen auf dem Grabe errichtet.

Eine Sitte von weitgreifendem Einfluß iſt das Tabu (oder Tapu, auch Tambu geſchrieben), welches überhaupt in Polyneſien gang und gäbe iſt, auf den Fidſchiinſeln aber wohl in ausgedehnteſter Weiſe zur Anwendung kommt. Was „Tabu“ iſt, darf nicht angerührt werden oder darf ſich ſelbſt nicht rühren, es iſt verwünſcht, verzaubert gleichſam, mit einem Fluch belegt; wer ſolchen Bann mißachtet oder bricht, verfällt der härteſten Strafe. Dieſe Einrichtung iſt das Geheimniß der Macht, auf ihr beruht die Kraft einer deſpotiſchen Regierung. Das Tabu kann das Wichtigſte und das Unbedeutendſte treffen; in einem Falle erſtreckt es ſich auf einen Haufen Küchlein, in einem andern auf die Machtvollkommenheit eines Inſelreiches. In der mannigfaltigſten Weiſe kommt es zur Anwendung. Länder, Küſtenſtriche, Flüſſe und Landſeen; Thiere, Früchte, Gemüſe; Häuſer, Gärten, Betten, Hausgeräthe; Fahrzeuge mit Allem, was zu dieſen gehört; Kleider, Waffen, Schmuckſachen; Speiſen und Getränke, Sitten und Gewohnheiten, ſogar die einzelnen Gliedmaßen des Menſchen, die Sprache, die Namen, die Tempel, ſelbſt die Götter, Alles ſteht unter der Einwirkung des Tabu. Es wird aus Gründen der Politik, der Religion, des perſönlichen Vortheils je nach Umſtänden verhängt, ſelbſt die Liebe zur Trägheit verſteckt ſich unter dem Bann des Tabu. Mancher darf Monate lang ſeine Hand nicht ausſtrecken, jede Beſchäftigung iſt ihm verboten.

In dem einen District ist es Tabu, Fahrzeuge zu bauen, in einem andern, Häuser aufzuführen. Die Häuptlinge verhängen es vorzugsweise oft, ihre Macht zu bethätigen, ihr Ansehen zu mehren. Durch das Tabu verschaffen sie sich ihre Bedürfnisse und behaupten ihre Herrschaft über ihre Untergebenen. Eine Cocosnußpalme wird für Tabu erklärt, wenn der Häuptling allein ihre Früchte pflücken will, alle mit nur einem Ohr geborenen Schweine sind Tabu für die Priester, denen sie aus diesem Grunde gehören. Und so tief ist dieser Wahnglaube gewurzelt, daß in der That nur selten das Tabu verletzt wird, dagegen Alles, was einmal mit diesem Banne belegt worden, von den Fidschianern gemieden wird, so lange nicht das Tabu hinweggenommen ist. Man kann sich kein besseres Mittel denken, um über die Gemüther eine Macht auszuüben und alle Leidenschaften Anderer im Zaum zu halten.

Der Cannibalismus ist unter den Fidschianern zur Sitte geworden, die Zeugnisse dafür sind zahlreich und glaubwürdig. Manche haben es mit ihren Augen gesehen, mit welchem Behagen die in Backöfen zubereiteten Glieder der unglücklichen Opfer verspeist werden. Einige Häuptlinge und deren Unterthanen machen sich freilich dieses scheußlichen Verbrechens nicht schuldig, sie hassen die Menschenfresserei. Aber das sind nur seltene Ausnahmen, die Mehrzahl ist derselben leidenschaftlich ergeben; sie thun es, weil sie solche Mahlzeiten lieben, den Genuß derselben nicht entbehren zu können glauben. Sie machen sogar einen Unterschied zwischen einzelnen Theilen des menschlichen Körpers; Herz, Zehe und das Fleisch des Oberarms gelten bei ihnen als Leckerbissen; der Kopf wird am wenigsten geschätzt; die Frau eines Häuptlings pflegte zu sagen: „Diese Portion ist für die Priester.“ Bei solchen Mahlzeiten bedient man sich besonderer Gabeln, die den unsern sehr ähnlich sind. Na Undre-Undre von Rakiraki war berühmt oder berüchtigt wegen seines Cannibalismus. Man schätzte die von ihm verzehrten Personen auf neunhundert; er fraß sie, nach der Aussage seines Sohnes, allein, Niemandem gab er etwas davon ab. Seine Gabel, die der Sohn dem Missionär Lyth 1849 schenkte, führte einen Namen, welcher einen kleinen Gegenstand bedeutet, der eine große Last trägt.

Stehen sonach die Fidschianer in sittlicher Hinsicht auf einer niedrigen Stufe, so sind sie dagegen in Anfertigung von allerlei Arbeiten erfinderisch und geschickt. Aus Thon verfertigen sie viele geschmackvoll gestaltete Gefäße zu jeglichem Gebrauche, in dieser Kunst zeichnen sie sich vor allen Südseeinsulanern vortheilhaft aus. Ihre Kochgeschirre, ihre Oelkrüge, ihre Tassen und Schalen sind eben so dauerhaft als zweckmäßig. Vorzugsweise sind sie im Schiffsbau erfahren. Sie bauen große und kleine Fahrzeuge. Von erstern hatte eins ein Verdeck von 50 Fuß Länge und 24 Fuß Breite, der Mast war 68 Fuß hoch. Ihre Canoes können zum Theil hundert Personen aufnehmen, dazu den nöthigen Proviant und Wasservorrath, und Entfernungen von tausend englischen Seemeilen über den Ocean ohne Gefahr zurücklegen. Mit gleicher Geschicklichkeit verfertigen sie ihre Waffen, deren äußere Form sehr mannigfaltig ist. Man kennt allein einundzwanzig verschieden gestaltete Keulen, außerdem viele verschiedenartige Lanzenspitzen. Ihre Bogen sind sieben Fuß lang. Auch ihre Häuser sind ansehnlich und zweckmäßig gebaut, sie haben ein hohes giebelförmiges Dach und dichte Wände. Sehr eifrig betreiben sie den Schildkrötenfang, der nicht ohne Gefahr ist, besonders wenn es gilt, die im Netz gefangene Schildkröte an Bord zu bringen. Ist sie groß, so müssen vier bis fünf Mann untertauchen, um sich des gefangenen Thieres zu bemächtigen.

Der Boden der Inseln ist im Allgemeinen fruchtbar zu nennen, das Klima dem Anbau günstig. Der Brotbaum wächst in neun verschiedenen Arten, ferner die Banane, der Cacaobaum, die Kastanie u. s. w.; Yams, Zuckerrohr und Taback werden angebaut, eben so Gurken, Kürbisse, Wassermelonen, Ananas, Stachelbeeren, die ohnehin auch wild wachsen. Das Sandelholz, an welchem früher Ueberfluß war, ist fast ganz verschwunden. Die Fruchtbarkeit des Bodens, verbunden mit dem herrlichen Klima, beschleunigt das Wachsthum der Pflanzen und das Reifen der Früchte. Eigenthümlich ist die Cultur des Papiermaulbeerbaumes (Broussonetia), dessen Rinde die Insulaner vorzugsweise mit dem zu ihrer Kleidung nöthigen Stoff versorgt. Piper methisticum wird seiner Wurzel wegen gezogen, welche mitunter außerordentlich stark und schwer wird. Die landwirthschaftlichen Geräthe sind von einfachster Art. Statt des Pfluges bedient man sich eines

Steckens, mit dem der Boden aufgeriſſen und gelockert wird. Scharfe Werkzeuge ſind aus Schildpatt gemacht, bis vor wenig Jahren noch war Eiſen den Fidſchianern unbekannt. Die Männer bearbeiten das Land, die Frauen beſchäftigen ſich in den Häuſern mit Flechten, Weben und dergleichen mehr; die meiſten Manufacturen ſind Erzeugniſſe ihrer Hand.

Die Religion der Fidſchianer iſt nur in gewiſſer Beſchränkung ein Götzendienſt. Sie haben die Vorſtellung von der Unſichtbarkeit des höchſten Weſens, weshalb ſie auch keine Götzenbilder beſitzen und nicht Himmelskörper noch Elemente verehren. Ndengei nennen ſie ihren Gott, die Perſonification der Idee eines ewig dauernden Lebens. Er iſt keiner Erregung unterworfen, ausgenommen dem Hunger. Er lebt in einer entlegenen Höhle mit ſeinem Genoſſen Uto, ißt und trinkt und gibt den Prieſtern, die ihn fragen, Antwort. In mancher Hinſicht erinnert er an den Kronos der Griechen. Außer ihm gibt es noch eine Reihe anderer, aber untergeordneter Götter, welche durchweg als Männer von hervorragender Begabung beſchrieben werden. Jeder Häuptling hat einen Gott, dem er vorzugsweiſe vertraut. Auch iſt es Gebrauch, Vögel, Fiſche, Pflanzen als in naher Verbindung mit Göttern oder mit deren äußerer Hülle anzuſehen: ſo den Habicht, den Haifiſch, den Aal u. ſ. w. Ueberdies werden gewiſſe Steine als heilig betrachtet. Faſt jede Stadt, jedes Dorf hat ſeinen Tempel (Bure), ſorgfältig aufgeführte und unterhaltene Gebäude, die man zugleich benutzt, um ſich dort zur Berathung der öffentlichen Angelegenheiten zu verſammeln. Dieſe Tempel pflegen im Innern mit Keulen, Lanzen, Turbanen, Halsbändern und dergleichen mehr geſchmückt zu ſein. Prieſter, auf einigen Inſeln auch Prieſterinnen, warten der Heiligthümer. Die erſtern werden oft in Bezug auf die Zukunft gefragt. Unter ſeltſamen Feierlichkeiten, während deren ſie in einen Zuſtand der Verzückung gerathen, ertheilen ſie ihre Antworten. Dieſe, welche man als Ausſprüche der Götter anſieht, werden meiſtens mit einem Selbſtlobe des einen oder andern Gottes eingeleitet. So ſagte ein Prieſter des Gottes Ndengei, von dem man ein Orakel zu hören wünſchte, im Namen dieſes Gottes. „Großfidſchi iſt meine kleine Keule, Muaimbila deren Spitze, Kamba der Handgriff. Wenn ich auf Muaimbila trete, ſo ſinkt die Inſel in's Meer, während Kamba zum Himmel emporſteigt. Umgekehrt, trete ich auf Kamba, ſo ſinkt dieſe und Muaimbila erhebt ſich. Ja, Viti Levu (Großfidſchi) iſt meine kleine Keule, ich ſchwinge ſie nach Belieben, nach unten oder nach oben!“ Mitunter dient die Antwort dazu, dem Häuptlinge die Meinungen und Wünſche ſeiner Untergebenen auszudrücken, zum Beiſpiel: „Uns verzehrt der Hunger, weil Du das Canoe nach Tonga ſtatt nach Mbua gegeben!“ oder „Dieſer Sturm entſteht daher, weil Du dem Häuptlinge von Rewa die Prinzeſſin verweigert haſt. Deshalb zürnen die Götter und ſtrafen uns!“ In ſolchen Fällen pflegen die Orakel ihre Wirkung nicht zu verfehlen.

Die Prieſter ſind auch Wahrſager; erhalten ſie ein Geſchenk, ſo deuten ſie dem Geber die Zukunft, legen ihm ſeine Träume aus oder ſagen ihm, was er in einem beſtimmten Falle zu thun habe. Meiſtens werden den Göttern Früchte und Lebensmittel aller Art geopfert, denn man hält dafür, daß die Götter ſehr viel zu eſſen vermögen. Auch lieben ſie, wie man glaubt, Menſchenfleiſch, daher Menſchenopfer nicht ſelten. Höhlen, Wälder, einſam gelegene Felſen hält man für die Wohnungen unſichtbarer Geiſter, mit denen Jeder, der nicht von ihnen Leid erfahren will, Frieden halten muß. Nach dem Tode lebt die Seele fort: „Der Tod iſt leicht,“ ſagen die Fidſchianer, „wozu nützt das Leben, iſt doch der Tod das Ende!“ Die jenſeitige Welt gleicht der dieſſeitigen. Mbula iſt der Hades, wo Gute und Böſe bei einander leben, der Weg dahin iſt lang und mühſam. Wo er endigt, befindet ſich ein tiefer Abgrund, der mit Waſſer gefüllt iſt. Hier liegt ein Schiff, deſſen Steuermann die abgeſchiedene Seele fragt, wer ſie ſei und wie ſie gelebt habe. Hat ſie dieſe Frage beantwortet, ſo beſteigt ſie das Fahrzeug; dieſes ſtößt vom Lande und der Steuermann ſtürzt die Seele kopfüber in's Waſſer. So gelangt ſie nach Murimuria, dem Aufenthaltsort der weniger Guten in Mbula, oder nach Mburotu, dem Wohnort der Seligen, dem Eliſium.

Seit 1835 ſind evangeliſche Miſſionsſtationen auf mehreren Inſeln der Fidſchigruppe gegründet worden. Unter den anfänglichen Verfolgungen der Inſulaner haben die Miſſionäre dort die Probe beſtanden, ihre Arbeiten im Intereſſe chriſtlicher Civiliſation ſind nicht vergeblich geweſen. „Die Verände-

Digitized by Google

rung," so schreibt Einer von ihnen, „welche während der letzten fünfundzwanzig Jahre auf den Fidschiinseln vorgegangen, ist für den denkenden Freund der Geschichte eine Erscheinung, welche nicht allein aus rein natürlichen Ursachen erklärt werden kann: sie ist eine Wirkung der Vorsehung Gottes. Das zeigt sich, wenn wir sie näher in's Auge fassen. Auf vielen der Inseln ist der Cannibalismus vollständig ausgerottet. Die Polygamie hat in den bedeutendsten Districten fast aufgehört und der Kindermord ist im Abnehmen begriffen. Willkür oder despotische Gewalt von Seiten der Häuptlinge haben der Gerechtigkeit und Billigkeit Platz gemacht. Das Leben eines Menschen wird nicht ferner mehr nichts geachtet, und Derjenige, welcher Blut vergießt, wird als Mörder nach dem Gesetz bestraft. Die Civilisation hat Fortschritte gemacht, vielleicht nicht in dem Maße, wie ferner Stehende, denen heidnische Verhältnisse unbekannt sind, erwartet haben, aber doch in Wahrheit; nicht allzu lange wird es währen und es wird sich zeigen. Es ist absurd zu glauben, die Civilisation könne auf kürzestem Wege einem rohen Heidenvolk eingepfropft werden. Der Versuch, diesen Stämmen dasjenige auf einmal anzueignen, was nur das Ergebniß einer langsamen culturgeschichtlichen Entwicklung ist, gleicht dem Beginnen, einen abgestorbenen Baum mit gemachten Blättern und Blüthen zu schmücken. Die kleinen Verzierungen, der Schmuck und alle übrigen Decorationen können nicht eher an einem Gebäude angebracht werden, als bis der Bau selbst vollendet ist; zuerst und vor allen Dingen muß der Grund fest und tief gelegt werden und dazu ist viel Arbeit, die man nicht gewohr wird, viel Mauerwerk, das unter der Oberfläche verborgen bleibt, erforderlich." Diesem Urtheil eines an Ort und Stelle viele Jahre thätigen und selbst für die Ausbreitung der Civilisation wirksamen Mannes müssen wir beistimmen. Doch können wir nicht umhin, auf einen Unterschied aufmerksam zu machen. Unter uns in Europa hat die Civilisation sich langsam entwickelt. Jahrhunderte sind erforderlich gewesen, um die abendländischen Nationen auf jene hohe Bildungsstufe hinaufzuführen, die sie jetzt einnehmen. Auf den Inseln der Südsee, auch unter den Fidschiinsulanern, wird die Civilisation einen rascheren Verlauf nehmen. Die Völker des Abendlandes verdanken, was sie geworden sind, ihrer eigenen Kraftanstrengung, die unter ihnen herrschende Cultur ist das Ergebniß ihres unablässig fortstrebenden Geistes; von außen her ist ihnen nichts zugetragen worden, was sie besitzen, haben sie sich selbst geschaffen. Anders bei jenen, durch sie in den Culturverband hineingezogenen Völkern. Diesen und namentlich den auf den Inseln im Weltmeer wohnenden wird die Civilisation als ein fremdes Gut gebracht, jedes Schiff, das an ihren Küsten landet, ist beladen mit den Früchten der Cultur, mit den Früchten einer allgemeinen, allen Völkern anpassenden Bildung. Die Südseeinsulaner, die nicht gesäet haben, brauchen nur zu ernten und die Ernte verbleibt ihnen.

Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, erhält die nahe bevorstehende Besitzergreifung der Fidschiinseln durch Großbritannien ihre Bedeutung, ihren Werth. Es ist von mehr untergeordnetem Interesse, daß England durch Einnahme dieser Inseln seinen Kriegsschiffen einen oder mehrere Häfen in der Südsee ausschließt, daß seine Handelsschiffe in denselben Häfen britischen Gesetzen begegnen — wiewohl auch dies, den zu Anfang erwähnten Positionen Frankreichs in denselben Meeren gegenüber, keineswegs ganz gleichgiltig ist. Aber daß auf jenen Inseln, in Anschluß an „das Großbritannien der südlichen Halbkugel," Neuseeland, britisches Recht eingeführt, britische Unterthanen wohnen werden, daß dort die protestantische Kirche Englands sich festsetzt und damit unter den Eingebornen jener Eilande England einen politischen und sittlichen Halt gewinnt, das ist das Wichtigste, was jene Besitzergreifung anzubahnen nicht unterlassen wird. Der Zukunft bleibt es vorbehalten, vielleicht einer noch sehr fernen, den Kampf verschiedenortiger Culturinteressen auf der gesammten Inselwelt der Südsee auszufechten. Je mehr hier England sich festsetzt, je mehr es hier sein Inselterritorium erweitert und arrondirt, um so sicherer wird es siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen. Daran aber hat die deutsche Nation auf's Innigste Theil zu nehmen, da sie überall auf den Stationen in fernen Meeren unter dem Schatten der englischen Flagge und Hand in Hand mit den Culturzwecken der Briten die Früchte ihrer gemeinsamen Civilisation ausbreitet.

Zur deutschen Einheitsbewegung.

Bücher und Aufsätze über die staatliche Einheit seiner Nation zu schreiben, kann heutzutage nur noch einem Deutschen einfallen. Jedem anderen Volk gilt diese Nationaleinheit nicht blaß als Thatsache, sondern auch als Dogma, als ein sich von selbst verstehendes Ding, welches nicht weiter untersucht und erörtert zu werden braucht, gar nicht angezweifelt werden darf und gegen jeden Angriff von außen oder innen als wesentliches Lebensmoment vertheidigt werden muß.

Aber, so hören wir hier fragen, war es denn bei den anderen Völkern immer so? Sind sie nicht alle erst allmälig und zum Theil erst sehr neuen Datums zur Einheit gelangt? Selbst bei dem Volke, wo die Nationaleinheit gegenwärtig bis zum Exceß vorhanden ist, selbst bei den Franzosen gab es Zeiten, wo man eher das Umgekehrte hätte behaupten können.

Die Schweiz bildete noch vor wenig Jahren einen lockeren Bund souveräner kleiner Vaterländer, wo es mit der Nationaleinheit weder als Dogma noch als Thatsache viel auf sich hatte. Italien endlich ist erst in diesem Augenblick im Begriff, theoretisch und praktisch eine Nationaleinheit zu schaffen, welche ihm bis dahin fast gänzlich fehlte, während sich doch Deutschland einer solchen, wenn auch sehr mangelhaften, noch immer rühmen konnte.

Diese Bemerkungen sind ganz richtig und mögen als Einleitung dieses Aufsatzes dazu dienen, die Berechtigung desselben nachzuweisen. Suchen wir uns zunächst über den Begriff des Wortes zu verständigen, so dürfte sich folgende Formulirung als die einfachste empfehlen: die Nationaleinheit ist das die Nation zu einer Gesammtheit vereinigende Band, durch welches sie in den Stand gesetzt wird, ihre Aufgaben zu erfüllen. Für dieses Band, wie es beschaffen sein muß, gibt es keine absolute Regel, es war so wenig wie der Staat von Anfang an vorhanden, sondern hat sich unter den verschiedenen Völkern auf die verschiedenartigste Weise im Laufe ihrer Geschichte gebildet und wieder verändert oder ganz aufgelöst. Und da unter der Sonne Nichts vollkommen und Alles in steter Veränderung begriffen ist, so ist auch die Nationaleinheit bei keinem Volke je eine vollkommene, ihren Bedürfnissen für immer genügende gewesen.

Wir müssen, um unsere Definition zu vervollständigen, erst noch den Begriff Nation untersuchen. Was ist eine Nation? offenbar keine bloße Stadt- oder Dorfgemeinde, sondern eine größere Gruppe von Individuen, welche sich als zusammengehörend betrachten. Es ist durchaus nicht nöthig, daß dieselben ein bestimmtes Land bewohnen, wie das Beispiel der Juden zeigt, welche über die ganze Erde zerstreut sind und bis auf die neueste Zeit eine Nation bilden; eben so wenig kann die gemeinsame Abstammung und Sprache oder die sogenannte Nationalität als Merkmal gelten; die Schweizer bestehen aus vier ganz verschiedenen Nationalitäten und bilden doch unbestreitbar eine Nation; umgekehrt weisen die Belgier und die französischen Schweizer jeden Gedanken, als gehörten sie zur stammverwandten französischen Nation, mit Entrüstung zurück. Es wird überhaupt unmöglich sein, allgemein giltige äußerliche Merkmale aufzufinden und man kann eben nur sagen: eine Nation wird aus allen denjenigen gebildet, welche zufolge ihrer Geschichte, ihrer Bedürfnisse und Neigungen sich als eine Nation, d. h. als ein zusammengehörendes Volk, betrachten.

Also im Grunde ist es doch erst ein sittliches Verhältniß, ein Willensact der Bevölkerung, welcher die Nation bestimmt. Dieses sittliche Verhältniß kann sich geschichtlich auf die verschiedenste Weise gebildet haben und nur in den wenigsten Fällen ist es auf dem Wege freier Vereinbarung, durch Vertrag oder Einung entstanden, wie etwa bei den Schweizern durch die Eidgenossenschaft, bei den Belgiern und jetzt bei den Italienern durch Revolution und Volkswahl. Grade die großen Nationen von Europa, die Engländer, die Franzosen, die Russen, die Spanier, sind ursprünglich auf die gewaltthätigste Weise, durch Eroberung gebildet worden; da unterdrückte zuerst eine Race die andere, die Briten wurden von den Sachsen, diese von den Normannen unterworfen; aber mit der Zeit bildete sich zwischen den Eroberern und Eroberten eine sittliche Gemeinschaft und damit ein nationales Band; sie verschmolzen, selbst mit Beibehaltung ihrer verschiedenen Sprache (wie in England die Walliser, in Frankreich die Bretonen und die Elsässer), zu einer englischen,

französischen Nation. Ganz anders ist es in Oesterreich. Die Länder der österreichischen Monarchie sind größtentheils auf viel sittlicherem Wege, durch Erbschaften, Hausverträge, Ständewahlen zusammengebracht worden; aber ein starkes sittliches Band, das sie vereinigt hätte, hat sich nicht gebildet und deshalb kann man auch heute noch von einem österreichischen Staate, einer österreichischen Monarchie, aber nicht von einer österreichischen Nation reden.

Gehen wir in das Alterthum zurück, so finden wir zuerst im Orient eine Reihe großer Monarchien, die einander in der Herrschaft ablösen, von denen aber keine im Stande ist, dauerhafte Nationen zu schaffen, eben weil es diesen unterjochten Völkern und ihren Despoten an der tieferen sittlichen Gemeinschaft fehlte. Nur bei räumlich starr abgeschlossenen Völkern, den Egyptern, Juden, Chinesen bildet sich durch den Zwang langer Gewöhnung und Zucht ein nationales Band, das aber zerfiel, sobald der äußere Zwang zerstört war; die Juden, das Volk Gottes, stehen mit ihrer wundervollen Geschichte auch als Nation einzig unter den Völkern da. Erst unter den Hellenen wächst mit der Freiheit zugleich das nationale Bewußtsein und findet in der Freiheit, im bewußten geistigen Gegensatze gegen die Knechtschaft des Orients ein starkes nationales Band. Man hat Griechenland oft mit Deutschland verglichen und die Hellenen die Deutschen des Alterthums genannt. Dieser Vergleich hinkt natürlich wie alle Vergleiche. Aber leugnen läßt sich nicht, daß zwischen beiden Völkern große Analogien stattfinden, namentlich in der geistigen Begabung und Arbeit, die ihnen, den befreienden Culturvölkern der Menschheit, zugefallen. Besonders denkt man bei jenem Vergleiche an die eigenthümliche Mischung von Sondergeist und Gesammtheit, der sich bei den Hellenen wie bei den Deutschen fand und daß sie es nie dahin brachten, einer in festen Verfassungsformen ausgeprägten Nationaleinheit ihre Kleinstaaten unterzuordnen. Nur vorübergehend, in Tagen höchster Gefahr und Noth, ersetzte der gemeinsame Aufschwung den äußeren Staatsverband und kräftigte durch seine Thaten und Erfolge den Gemeingeist; in so fern sind namentlich die Perserkriege mit Recht unsern letzten Freiheitskriegen verglichen worden. Aber sobald die äußere Nöthigung entfernt, der nationale Aufschwung erlahmt war, trat der Sondergeist wieder in sein Recht. Das Höchste, wozu man es für gewöhnlich brachte, waren einzelne Bünde und Vereinigungen, Amphiktyonien, Symmachien u. dgl., etwa wie bei uns in früheren Zeiten die Landfriedensbündnisse, Städtebündnisse, Fürstenbünde, oder jetzt die Zollvereine, Militärconventionen, Post- und Telegraphenverbände. Aber diese Sonderbünde, weit entfernt, die Nationaleinheit herbeizuführen, dienten nur dazu, die Zwietracht und Eifersucht der mächtigsten Einzelstaaten, welche einander die Führung streitig machten, zu steigern. Hatte diese Rivalität in einer früheren Periode dazu gedient, die Kräfte in edlem Wetteifer zu spornen, zu entfalten und zu stärken, so führten sie später in leidenschaftlicher Erbitterung, nach langen brudermörderischen Bürgerkriegen, nur zu gegenseitiger Zerstörung; in der Parteienwuth verschwanden die letzten Reste des gesammthellenischen Patriotismus aus dem Leben der Gegenwart und existirten nur noch in den Büchern der Vergangenheit; bis das ermattete, entsittlichte, zerrissene Hellas endlich wie eine überreife, faulende Frucht ausländischen Eroberern in den Schoß fiel.

Und dieses Schicksal der Hellenen wird auch in unseren Tagen von manchem geistreichen Manne den Deutschen prophezeiht. Aber ein wichtiger Unterschied ist dabei übersehen worden. Wie dem gesammten Alterthum, so fehlte auch den Hellenen der tiefere sittliche Inhalt, welcher dem Volksleben unverwüstliche Kraft und Wärme gibt, der Boden des Christenthums, die Menschenliebe. Es fehlte ihnen die Idee der *Menschheit* und deshalb konnten sie es auch nicht zu einer Nation bringen; denn die Nation ist eben nur ein großes Stück Menschheit.

Nur die Bürger einer Gemeinde achteten sich — durch unmittelbare Nothwendigkeit gezwungen — einander gleich und ebenbürtig; deshalb blieb der *Staat* immer nur auf die *Gemeinde* beschränkt und das Verhältniß zu anderen Gemeinden blieb rein *völkerrechtlich*, und alle jene obenerwähnten Ansätze zu einer größeren, die Nation umfassenden staatsrechtlichen Verbindung liefen regelmäßig auf rohe Unterdrückung der schwächeren Gemeinden durch die stärkere hinaus. Wohl finden sich in einzelnen Köpfen großartige, ganze Völker umfassende Humanitätsideen; aber sie drangen nicht in's praktische

Leben der Masse ein. Bekannt sind die Ideale, welche des Aristoteles' großer Zögling Alexander mit jugendlicher Begeisterung und nicht ohne tiefgreifende Erfolge zu erfüllen suchte. Aber ebenso bekannt ist auch, wie unvollkommen sie von seinen Nachfolgern ausgeführt wurden, und wie in den Diadochenreichen es nur bei despotischen Dynastenherrschaften oerblieb. Von diesen Herrschaften wurde die hellenische Welt zwar durch die Waffen Roms befreit, aber nur, um dafür das Joch dieser weltbeherrschenden Stadt zu tragen. Nun wurde aus der Stadt ein Reich; es war ein ungeheurer Fortschritt, daß der Staatsbegriff über die Stadtgemarkung hinauswuchs und endlich alle Provinzen des Reiches umfaßte, alle Unterthanen zu Bürgern des Reiches machte, ein gemeinsames Recht für alle schuf und hierdurch dem Christenthum, der allgemeinen Menschheitsidee die Wege bereitete. Aber dieser Fortschritt wurde erkauft durch die Vernichtung alles individuellen Völkerlebens; Sprache, Religion, Recht und Sitte, die Wurzeln des Lebens und der Kraft, wurden in dem großen Mörser der Imperatorenherrschaft eingestampft zu einem Brei, aus welchem sich keine Nationen bilden konnten. Nicht bloß durch die äußere Gewalt des Reichsmechanismus, sondern mehr noch durch seine innere Unfähigkeit zu organischer Gestaltung wurde das römische Weltreich zusammengehalten, wie hätte es sonst solche Krisen, wo es buchstäblich aus einander fiel, z. B. die Zeit der sogenannten dreißig Tyrannen, überdauern können? Gleichwohl läßt sich nicht leugnen, daß in den Provinzen des römischen Reiches, am meisten in Gallien, eben durch den mechanischen Druck eine Gleichartigkeit der Volksmasse herbeigeführt wurde, welche die spätere Bildung der Nationaleinheiten sehr erleichtert hat, und dies ist der vornehmste Grund, weshalb die romanischen Staaten, namentlich Frankreich, mit ihrer Nationaleinheit am frühesten und am leichtesten fertig wurden.

Werfen wir einen Blick auf die gegenwärtigen europäischen Nationen, so findet sich, wie gesagt, eine Nationaleinheit zuerst und am vollständigsten unter den romanischen, durch germanische Eroberung entstandenen Staaten. In Italien bildeten die Longobarden, in Spanien die Westgothen, in Gallien die Franken mit ihrer frischen Kraft aus dem vorhandenen Volksmateriale Nationen; jedoch die beiden ersteren gewährten ihren Herren keine dauerhafte Stütze; die Spanier fielen zu den Arabern, die Italiener zu den Franken ab; aber auch diese Fremdherrschaften waren nicht von Dauer; in vielhundertjährigem Glaubenskriege hat sich Spanien der Moslim wieder entledigt und in diesen Kämpfen, unter den Einflüssen der Kirche und des Ritterthums bildete sich eine spanische Nation, welche im 15. Jahrhundert zwar äußerlich noch in verschiedene Königreiche und Stände zersplittert, doch im Grunde gleichartig genug war, um durch ein einziges Königspaar zu einer Nationaleinheit gebracht zu werden, welche anderthalb Jahrhunderte die reichste, stolzeste und mächtigste der Welt war.

Bei Weitem nicht so einfach als sich hier zufolge des großen, groben Gegensatzes zwischen Christen und Mohamedanern die Entwicklung in ihren Grundzügen zeigt, war sie in Italien. Dieses Land blieb bis auf die neueren Zeiten wegen der weltbeherrschenden römischen Kirche und wegen seiner Lage im Mittelmeer das wichtigste Land der Welt, um dessen Besitz alle abendländischen Culturvölker nach der Reihe gerungen haben, im Mittelalter Gothen und Byzantiner, Longobarden, Franken, Normannen, Sachsen, Schwaben und Baiern; in der neueren Zeit Spanier, Franzosen, Deutsche und Engländer. Alle diese Eroberer haben mehr oder weniger tiefe Spuren zurückgelassen und dem Volksgeiste starke Impulse einer Kraft und Frische und Lebendigkeit gegeben, welche unter den römischen Kaisern ganz erloschen war, aber Alle blieben Fremdlinge im Lande und wurden wieder vertrieben, oder genöthigt, Italiener zu werden. Der italienische Adel stammt gleich dem englischen und dem alten französischen von den naturalisirten Eroberern ab, er ist meist longobardischen, fränkischen, normannischen Ursprungs; gleich dem englischen befindet er sich noch heute im Besitze des meisten von seinen Vorfahren einst erbeuteten Grund und Bodens, welchen das Landvolk nur in freier Pacht bebaut. Auf diesem grundbesitzenden Adel ruhten großen Theils die Geschicke Italiens. Er stellte längere Zeit ganz allein die Nation nach Außen dar (wie der normännische Adel in England), war aber grade deshalb genöthigt, sich zu nationalisiren. Er hat dann im Laufe der Zeit sehr verschiedenartige Stand-

punkte eingenommen. Im früheren Mittelalter gingen zahlreiche Revolutionen von ihm aus; er erhob und stürzte die Könige Italiens und rief dabei fremde Hilfe an, wobei er mit der Hierarchie ebenso oft verbündet als zerfallen war. Auf diese Weise wurden erst die Franken, dann die Sachsen, dann die Salier, dann die Schwaben nach Italien gezogen. In der salischen und hohenstaufischen Kaiserzeit ging in der Parteistellung des italienischen Adels eine große Umgestaltung vor. Wir erblicken ihn gegen die aufstrebende Macht des Bürgerthums auf's Engste mit den Kaisern verbündet. Den salischen Kaisern verdankte der Adel sein Lehenrecht, den schwäbischen half er die Städtebünde bekämpfen. Er ist ghibellinisch, d. h. er tritt aus Standesinteresse gegen die Demokratie der Städte, welche im Bunde mit dem Papste nach freien Föderationen strebte, als Vertheidiger der monarchischen Einheit unter dem Kaiserscepter auf und nur der normännische Adel in Neapel und Sicilien sucht sich derselben zu entziehen und nimmt eine abweichende Stellung im Bunde mit dem Papste ein. Die vereinigte Macht der Kirche und der Demokratie ging als Siegerin über das Kaiserthum und den Adel aus dem langen gewaltigen Kampfe hervor. Italien löste sich in verschiedene Gruppen auf, Neapel, den Kirchenstaat und eine Anzahl von Republiken, zwischen denen nur wenige Dynasten sich behaupten konnten. Aber mit der Zeit drehte sich das Verhältniß um; während die Republiken an denselben Fehlern zu Grunde gingen, wie die Republiken des Alterthums, und in blutigem Parteienkampfe, in gegenseitigen Unterdrückungskriegen endlich eine Beute der Tyrannis wurden, traten an ihre Stelle fürstliche Gewalten und es blieben zuletzt nur noch die Handelsrepubliken Venedig und Genua bestehen. Jene fürstlichen Gewalten, durch Usurpation und Unterdrückung gegründet, konnten aber ihren Ursprung nicht verleugnen, sie wurden als Tyrannen betrachtet, und vermochten sich nur durch die Mittel der Tyrannis zu behaupten. Bei dem ersten Anstoß von außen fielen sie wieder über den Haufen. Ebenso schnell wie nach dem letzten italienischen Kriege verloren schon am Ende des 15. Jahrhunderts gleich beim ersten Ausbruche der italienischen Kriege zwischen Frankreich und dem Kaiser die Tyrannen von Mailand und Neapel ihre Kronen. Jene Kriege wurden bekanntlich nicht für die Freiheit geführt; es waren reine Eroberungskriege der um die Weltherrschaft ringenden Großmächte Spanien und Frankreich. Solcher Uebermacht hätten die Italiener, auch wenn sie dazu politisch reif gewesen wären, schon aus physischem Unvermögen sich nicht erwehren können. Höchstens vermochten sie durch ein kluges Schaukelsystem die eine Macht gegen die andere zu benutzen, um keine vollkommen triumphiren zu lassen. In dieser Politik sehen wir während jener Kriege, abgesehen von einigen kleineren Fürsten, die Päpste, die fürstlichen Häuser Medici und Savoyen und die Republiken Venedig und Genua beflissen. Sie haben Italien vor der gänzlichen Unterjochung gerettet. Da endlich Spanien als herrschende Großmacht aus dem Kampfe hervorging, mußte es sich mit Mailand und Neapel und dem „Einfluß" in Italien begnügen; es gelangte wohl zu einer Stellung, wie in unserem Jahrhundert Oesterreich; aber die Herrschaftspläne Karl's V. und Philipp's II. gingen nicht in Erfüllung; wie im Mittelalter die beiden Kirchenhäupter, der Papst und der Kaiser, sich wegen des italienischen Besitzes niemals vertragen konnten, so geriethen in der katholischen Restaurationsepoche die beiden katholischen Häupter, nämlich der Papst und der König von Spanien, und grade die zelotischsten, ein Paul V. und Philipp II. am ingrimmigsten, wegen Italiens in unlösbaren Conflict, welcher der protestantischen Welt, aber auch den Italienern, sehr zu Statten kam. Sobald Frankreich nach langer Zerrüttung unter Heinrich IV. und Richelieu wieder zu Kräften kam, fand es an den Italienern treffliche Bundesgenossen, um die spanische Suprematie zu brechen. Und so blieb Italien bis auf unsere Zeit das Schlachtfeld, auf welchem die Kämpfe um die europäische Suprematie, um den „Einfluß" zwischen den Großmächten entschieden worden. In Italien begann des ersten Napoleon Siegesbahn und der tiefe Fall Oesterreichs; der Sturz des Gewaltherrschers, aber auch der Sieg des Metternich'schen Reactionssystems zeigte sich nirgends deutlicher als in Italien. Das war sehr traurig für die Italiener, aber es brachte ihnen den Vortheil, daß sie ihre politischen Zustände nur als factische und ihnen von außen aufgedrungene, betrachten lernten, gleichsam als ein Provisorium fortdauernder Fremdherrschaft, welches

in dem Gemüth der Potrioten niemals eine sittliche Berechtigung erlongt hat. Trotz des durch die Restourotion herbeigeführten Druckes, ja grade wegen dieses Druckes, wegen der schroffen, cynischen Verläugnung aller nationalen Bestrebungen; grade deshalb, weil mon den Italienern fortwährend in's Gesicht sogte, sie seien keine Nation, und jede Erinnerung an ihr nationales Dasein mit brutolem Uebermuth ols Verbrechen verfolgte, grade desholb nohmen die seit der französischen Revolution erwochten Ideen einen um so mächtigeren Fortgang. Die Reaction hat es nicht der Mühe werth gefunden, die Italiener zu versöhnen und zu gewinnen; dieselben blieben daher zu den österreichischen und bourbonischen Dynastien ungefähr in demselben Verhältniß wie einst zu den Gothen und Franken und worteten nur ouf die gute Gelegenheit, sie wieder los zu werden und eine eigene Notion zu bilden. Diese Gelegenheit wurde ihnen endlich durch Nopoleon III. zu Theil und sie haben dieselbe mit ebenso großer Klugheit als Krost und Gewondtheit benutzt. Der jähe Fall der seit dem vorigen Jahre verjagten Dynostien übertrifft durch seine Geschwindigkeit und Ruhe alle früheren ähnlichen Begebnisse der itolienischen Geschichte. Die Frage ist nur, ob es den Italienern diesmal wirklich gelingen wird, das zu schaffen, was seit mehr als tausend Jahren schon moncher Italiener vergebens ersehnt hat, nämlich ein einiges, starkes und freies Itolien? Viele glauben, diese Frage Angesichts der früheren Geschichte Itoliens verneinen zu müssen. Aber es ist immer gewogt, ous der Vergangenheit ouf die Zukunft zu schließen; denn die Verhältnisse und die Menschen sind niemals die gleichen. Der menschliche Geist hot namentlich im 19. Jahrhundert schon die erstounlichsten Wunder verrichtet und zu diesen Wundern rechnen wir die außerordentlichen Fortschritte, welche dos italienische Volk unter dem härtesten Drucke während der letzten Decennien in seiner Bildung gemocht und seit einem Jahre so glänzend bewiesen hat. Die Bewegung geht weder von einzelnen Parteien, noch von einzelnen Ständen, noch von einzelnen Provinzen aus, sondern Alle sind in gleichem Moße dovon ergriffen, ein Umstond, welcher sie von allen früheren Revolutionen Itoliens wesentlich unterscheidet und zur Hoffnung des Gelingens berechtigt.

Die größte Hoffnung des heutigen Italiens beruht auf dem glücklichen, früher nie dagewesenen, Vorhondensein eines rein itolienischen Königreichs (Sordinien), dessen König die Mocht, den Willen und die Fähigkeit hat, die Bewegung zu leiten, und hierbei von einer Anzahl ousgezeichneter und patriotischer Staatsmäuner und einem Volkshelden wie Guriboldi mit treuer Liebe unterstützt wird. Unsere Geschichtsphilosophen hoben freilich gemeint, die Bedeutung der Persönlichkeit nehme in der Geschichte ob, je mehr die Völker sich selbständig entwickeln. Aber grade unsere Zeit liefert uns allenthalben den Gegenbeweis. Je reicher und entwickelter die Verhältnisse, desto mehr hängt ost von einzelnen Personen ob, mon denke nur an Friedrich Wilhelm von Preußen, Victor Emonuel von Sordinien. Auf das Vorhondensein mächtiger Häupter in einer kritischen Zeit kommt zuletzt Alles on, sie sind ein Gnodengeschenk des Himmels, welches durch nichts ersetzt werden konn. Dogegen dos größte Hinderniß der Einheit Italiens ist nach wie vor dos Popstthum. Dos Popstthum in seinem Streben noch weltlicher Selbständigkeit, weltlicher Herrschoft und weltlichem Einfluß war von jeher der Todfeind jeder andern Einheit Itoliens, als der päpstlichen. Wohl hoben einige krostvolle Päpste früherer Zeiten für die Einheit Italiens gekämpst, ober nur um ganz Italien zum Kirchenstoat zu schlogen. In unserem Jahrhundert touchte diese Idee in patriotischen Köpfen (Gioberti) wieder ouf und floß mit den Hoffnungen ouf Pio nono zusommen. Aber diese unklore Schwärmerei wurde durch die Erfohrungen des letzten Johrzehends gründlich zerstört — und mon kann ohne Uebertreibung behaupten, daß die Itoliener lieber jeden Andern, ols den sogenannten Stattholter Christi an der Spitze ihres Reiches erblicken würden. Do die Curie dies sehr wohl weiß, hält sie sich lediglich an das Bestehende und wiederstrebt jeder Reform. Die bornirle Zähigkeit, womit sie allen Forderungen selbst der eignen Anhänger, nomentlich des Kaisers der Franzosen, widerstrebte, ist ihren Gegnern bis jetzt sehr zu Stotten gekommen. Napoleon III. hat bekanntlich in dem Loguerroniére'schen Progromme die Gioberti'sche Idee wieder hervorgeholt, um der itolienischen Umgestaltung eine dem Bonapartismus zusogende Wendung zu geben. Dieser Plon scheint noch

immer nicht aufgegeben; ſeine Ausführung würde die Einheit Italiens wieder vereiteln und wahrſcheinlich einen italieniſchen Bundestag unter franzöſiſchem Einfluß zur Folge haben.

Wir haben bei dieſen Betrachtungen über die italieniſche Geſchichte etwas verweilt, weil die italieniſche Einheitsbewegung und überhaupt die ganze neuere Geſchichte Italiens ſo manche Analogien mit der deutſchen darbietet, daß die großen und weſentlichen Unterſchiede, welche ſowohl in den hiſtoriſchen Verhältniſſen, als in der Natur des Volkes ſtattfinden, darüber häufig außer Acht gelaſſen werden. Wir werden darauf weiter unten zurückkommen.

Viel einfacher als die italieniſche und deutſche Geſchichte ſtellt ſich die franzöſiſche dar. Sie iſt eigentlich die einfachſte von der Welt. Sie beſteht darin, daß von Anfang an, ſeit dem erſten Keimen eines franzöſiſchen Staates, eine nationale Staatsgewalt vorhanden war, welche ſich im ganzen Laufe der Geſchichte mit keiner anderen weſentlichen Aufgabe beſchäftigt hat, als ſich allmächtig zu machen, und alle Provinzen, Stände und Individuen ſich zu unterwerfen, was ihr auf's Vollkommenſte gelungen iſt. Dieſe Aufgabe ſteckte von Anfang an ſo tief in der Natur und Art des Volkes, daß es die Erfüllung derſelben nicht etwa wie andere Völker als Tyrannei empfand, ſondern jeder Zeit als eine große Wohlthat dankbar anerkannte. Die gewaltthätigſten Könige wurden von der Nation grade deshalb vergöttert, weil ſie dem Einheits- und Gleichheitsdrange fröhnten, und was die Könige begonnen hatten, ſetzte die Revolution nach viel gewaltiger fort und der Bonapartismus hat es vollendet. Wie im römiſchen Reiche ſind alle beſonderen Exiſtenzen in einen großen Brei eingeſtampft, welchen man franzöſiſche Nation nennt und aus welchem jeder Gewalthaber, der die Kunſt verſteht, ihn zu kneten, machen kann was er will. Fehlt es freilich an einem ſolchen, dann löſt die Maſſe ſich auf einige Zeit in ein wüſtes Durcheinander von Atomen auf, die ſich jedoch ebenſo geſchwind wieder zuſammenballen. Daher dieſe häufigen und raſchen Uebergänge von der größten nationalen Zerfahrenheit bis zu der größten nationalen Geſchloſſenheit. Wie oft war im Mittelalter die franzöſiſche Monarchie bis auf den Namen verſchwunden, nur ein Schattenbild im Vergleich mit dem deutſchen Kaiſerthum ſelbſt unſerer ohnmächtigſten Kaiſer, und wie oft wurde ſie nicht durch irgend einen großen König plötzlich zu ſolcher Kraft und Macht erhoben, daß ſelbſt unſere ſtärkſten Kaiſer dagegen ſchwach erſchienen! Welche kolaſſalen Umſchwünge von Chlodwig zu den rois fainéants, von dieſen zu Karl dem Großen, von dieſem wieder zu dem König von Laon; von den letzten Karlingen zu den Kapetingern, zu Philipp Auguſt, dem heiligen Ludwig, Philipp dem Schönen; im 14. Jahrhundert ſehen wir binnen einem Jahrzehend Frankreich in der tiefſten Zerrüttung, eine Beute des Adels, der Bürger und der Bauern, welche Alle nach ſchrankenloſer Freiheit ſtreben, indeß das Land den Engländern zur Beute wird, in einem Zuſtande, noch viel ärger als Deutſchland unter Wenzel, und dann noch in demſelben Decennium unter Karl dem Weiſen wieder ſtark und einig. Daſſelbe Schauſpiel wiederholt ſich im folgenden Jahrhundert unter Karl dem Siebenten. Daſſelbe Frankreich, welches im fünfzehnten Jahrhundert eine engliſche Provinz geworden war, erſcheint am Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts als die ſtärkſte und unumſchränkteſte Monarchie der Welt. Franz I. wird von ſeinen Zeitgenoſſen der einzige König genannt, welcher dieſen Namen verdiene, weil man ihm gehorche. Aber ſchon ein Menſchenalter ſpäter, welch' ein kläglicher Wechſel der Dinge. Frankreich in ſeine Beſtandtheile aufgelöſt, in Provinzen und Parteien zerfallen, eine Beute Philipp's von Spanien; bis plötzlich binnen wenig Jahren Heinrich IV. die Nation wieder zuſammenpackt und Schiedsrichter der Welt wird. Und ſo geht es weiter fort; von Heinrich IV. zur Fronde, zu Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. Zur Zeit der Revolution rand- und bandlos und in voller Auflöſung begriffen, erobert es zehn Jahre ſpäter die Welt, um wiederum zehn Jahre ſpäter von der Gnade der Alliirten ſein Schickſal zu erwarten. Endlich in der neueſten Zeit, welch' ein Unterſchied in der Nationalkraft und Nationaleinheit zwiſchen 1848 und 1858! Und wer mag ſagen, wie es im Jahre 1868 damit ausſehen wird!

Die franzöſiſchen Staatsmänner waren von jeher ſogenannte Organiſationsgenies, d. h. ſie verſtanden die Kunſt, binnen Kurzem die ganze Nation ſtets von Neuem zu „organi-

siren." Eine solche Organisirung ist aber nur da möglich, wo das selbständige organische Leben nur schwach entwickelt und eine leicht bestimmbare, gleichartige Masse vorhanden ist, welche erst aus der Hand ihres Schöpfers Form und Gestalt empfängt. Diese gleichartige Masse war in Frankreich im römischceltischen Volke von Anfang an vorhanden und indem sich kräftige Könige zum Organ derselben machten, mit ihrem Geiste durchdrangen, ihre Bedürfnisse erfüllten, wurde es ihnen möglich, den noch Selbständigkeit strebenden Adel, in welchem das trotzige germanische Blut floß, und den Municipalgeist, wo er zu selbständig zu werden drohte, immer wieder zu unterdrücken. Wohl schien die Reformation auch in Frankreich Wunder zu verrichten und die Nation mit dem germanischen Geiste der protestantischen, individuellen Freiheit zu erfüllen; aber es war nur ein kurzer Traum; als ob sie von einer unleidlichen Krankheit befallen sei, empörte sich die Volksnatur mit fanatischer Wuth gegen das ketzerische Gift und ruhte nicht, bis es wieder ausgeschieden war. Es war kein bloßer äußerlicher Zufall, der die Hugenotten und die Fronde zusammenführte, und es war kein leeres Vorurtheil, sondern ein tiefer Instinct, der die Nation antrieb, diese beiden Mächte als gleich gefährliche, solidarische Gegner zu betrachten.

Und so hat sich denn die französische Nation nach ihrer ursprünglichen Begabung zu einer Gesammtheit herangebildet, welche weiter nichts als Gesammtheit ist und das ganze gesellschaftliche Leben des Volkes so sehr umfaßt, daß jede politische Umwälzung auch eine sociale ist. Dieser Geist war so mächtig und bot dem Volke, verglichen mit unserem verknöcherten Particularismus, so viele Vortheile dar, daß er selbst die eroberten, freilich in der Zeit der größten deutschen Verkommenheit eroberten deutschen Provinzen sich assimilirt hat. Die Nationaleinheit ist hier so sehr von selbst gegeben, daß sie in der Hand eines geschickten Organisators, wie Napoleon III., auch äußerlich mit leichter Mühe auf den höchsten Grad der Vollendung gebracht werden konnte. Würde sie durch äußere oder innere Stürme gestört, so wird es nur irgend eines neuen wohlgelungenen Staatsstreiches von oben oder unten bedürfen, um sie wieder herzustellen. Und in solchen Staatsstreichen bewegt sich die ganze französische Geschichte.

Die größte Aehnlichkeit mit den Franzosen in Bezug auf Gleichartigkeit haben die Russen. Auch bei ihnen ist die äußere straffe Einheit das unmittelbare Product der Natur und Geschichte des Volkes. Auch diese Masse ist zuweilen in Atome aus einander gefallen, aber in kurzer Zeit von kräftiger Faust wieder zusammengefaßt und seit Peter dem Großen mit einer europäischen Staatsmaschinerie versehen worden; nur daß die Russen als Individuen viel schwächer begabt sind und nur wegen ihrer großen Zahl gefährlich sein werden, sobald es gelungen sein wird, sie auch räumlich zusammenzufassen. Die russische Geschichte verläuft wie die französische in Revolutionen, Staatsstreichen und Palastumwälzungen; hier wie dort lieferte der leichte und sichere Erfolg solcher Unternehmungen stets den schlagenden Beweis von der Gleichartigkeit des Volkes, das von einem herrschenden Mittelpunkte aus sein Schicksal erwartet und empfängt.

Den entschiedensten Gegensatz zu den romanischen und slavischen Nationen bilden in jeder Hinsicht, besonders aber in ihrer Nationalgestaltung, die Engländer. Die ursprüngliche celtische Bevölkerung wurde hier von den zahlreich eindringenden Sachsen, dem kräftigsten germanischen Volke, theils vertilgt, theils zurückgedrängt, um erst viel später sich mit den Eroberern wieder zu verschmelzen. Also ging nicht wie in Gallien die Minderzahl der Eroberer in der großen Mehrzahl der Eroberten auf, um endlich auch politisch von ihr wieder vernichtet zu werden, sondern die Eroberer behaupteten sich als das alleinige Volk auf dem fremden, abgeschlossenen Boden und behaupteten ihren angeborenen germanischen Individualismus vor jeder römisch-celtischen Verderbniß. Dieser Individualismus war freilich so groß, daß es die Angelsachsen gleich ihren in Deutschland zurückgebliebenen Vettern zu keiner dauerhaften Staatsbildung brachten und diese erst von neuen Eroberern, den französirten Normannen empfingen. Diese bemächtigten sich nun zwar der politischen Herrschaft, sogar des meisten Grundbesitzes, sie gaben dem Lande seine Könige, Lords und Bischöfe. Aber das sächsische Volk war viel zu kräftig und zähe, um von seiner Art zu lassen, es dauerte, auch nachdem der Waffenkampf entschieden, ein Jahrhunderte langer, stiller Kampf fort, in welchem allmälig beide Nationen zu einer einzigen

verschmolzen, ohne daß die eine von der anderen hätte unterdrückt werden können. Wie die alten Römer sind die Engländer ein Mischvolk, aus den kräftigsten Elementen gebildet. Normannischer Unternehmungsgeist und angelsächsische Zähigkeit, der staatenbildende Sinn der Franken und die urkräftige Freiheitsliebe, der Individualismus der Sachsen haben sich hier im Laufe der Geschichte so glücklich vereinigt, daß das große Problem der Versöhnung von Staat und Freiheit der englischen Nation wie keiner andern gelungen ist. Entscheidend hierbei ist gewesen, daß die drei Potenzen, welche in aller Geschichte wirksam sind, und deren Verhältniß zu einander die Form des Staates bestimmt, nämlich Monarchie, Aristokratie, Demokratie, oder deutsch ausgedrückt, Königthum, Adel, Volk, ebenfalls eine glückliche Mischung erfuhren und im Staate aufgingen, ohne von ihm vernichtet zu werden oder die anderen zu vernichten. Sie waren alle drei so kräftig, daß keines vom anderen unterdrückt werden konnte. Das von Wilhelm dem Eroberer begründete Königthum war zu kräftig, um vom Feudaladel gesprengt zu werden, aber doch nicht mächtig genug, um den Adel unterdrücken oder den Freiheitsgeist des Volkes brechen zu können. Aehnlich verhielt es sich mit dem Adel. Beides, Königthum und Adel, mußten mit dem Volke rechnen und suchten es für sich zu gewinnen, sich auf dasselbe zu stützen. Alle dem Königthum abgerungenen aber von ihm freiwillig dargebotenen Concessionen kamen somit der Gesammtheit der Nation zu Gute. Andererseits war auch der Adel genöthigt, die Gemeinen zu befriedigen, so oft er gegen tyrannische Könige sich erhob. So wurde in allen den wechselvollen Kämpfen der englischen Geschichte, selbst in Zeiten scheinbarer Zerrüttung, doch die Einheit der Nation und die Freiheit des Volkes bewahrt. Zwar hat im späteren Mittelalter, unter schlechten oder unfähigen Königen, der Adel zuweilen die Macht im Staate an sich gerissen und im Parlamente geübt; aber nie gelangte er dazu, Staaten im Staate, d. h. eigene Herrschaften zu gründen, wie in Frankreich und in Deutschland, oder eine bloße Adelsrepublik zu stiften, wie in Polen; immer blieb das Volk kräftig genug, die Einheit der Nation aufrecht zu erhalten; als der Adel sich in den Kämpfen des fünfzehnten Jahrhunderts verblutet hatte und zum größten Theile unterging, erhoben die kräftigen Tudors das Königthum zu neuer Macht, die Parlamente versanken in Ohnmacht und Fügsamkeit, aber niemals kam es zu einer absoluten Willkürherrschaft, wie in Frankreich seit Franz I. Die Rechte des Volkes, die Autonomie der Gemeinden, die Unabhängigkeit der Justiz wurde wohl im Einzelnen oft verletzt, aber im Ganzen blieb sie bestehen. Ein glücklicher Umstand und der entscheidendste von Allen war es, daß Heinrich VIII. und Elisabeth in ihren Welt- und Familienhändeln den Protestantismus, und mit demselben die tiefsten Kräfte des Volksgeistes zu Hilfe riefen, mit anderen Worten, daß die Reformation von der Monarchie ausging, was in Deutschland leider nicht der Fall war. Hierdurch wurden die nationale Einheit und zugleich die protestantische Freiheit des englischen Volkes auf's Engste verbunden und auf eine unzerstörbare Grundlage gestellt. Der Versuch der Stuarts, Beides, Protestantismus und politische Freiheit, zu vernichten und an deren Stelle den Absolutismus und die römische Kirchenherrschaft zu setzen, hatte den Untergang dieser Dynastie zur Folge. In der ersten Revolution wurden mit der Dynastie auch Adel und Königthum umgestürzt. Aber diese Mächte wurzelten zu tief in der Nation, um vertilgt werden zu können; durch eine naturgemäße Reaction gelangten sie zu neuer und größerer Macht; die zweite Revolution gelang besser, denn sie ging vom Adel und vom Volke aus und begnügte sich mit einem Wechsel der Dynastie; sie schaffte das Königthum nicht ab, sondern gab ihm eine zeitgemäßere Grundlage und schuf damit ein neues lebendiges Band, welches die verschiedenen Parteien und Stände ebenso zusammenhielt, wie es gegenwärtig in Italien durch das Königthum Victor Emanuel's geschehen muß. Dieses nicht von Gottes Gnaden, sondern durch den Volkswillen eingesetzte Königthum konnte und durfte seinen Ursprung nicht vergessen; unter seinem Schutze hat der Adel zwar noch lange die leitende Rolle gespielt, ja er nimmt noch jetzt eine wichtige Stelle ein; aber zugleich wuchs auch der dritte Stand heran; er übt jetzt bekanntlich im Hause der Gemeinen den mächtigsten Einfluß auf die Staatsleitung, ohne jedoch die anderen berechtigten Factoren zu verdrängen.

So bildet der englische Staat einen leben-

digen Organismus verschiedenartiger, aber in einem Punkte mit Freiheit und Nothwendigkeit zusammenwirkender Kräfte; ein Aergerniß zwar für die radicalen Philosophen, welche den Staat und das Leben nach einer einzigen Formel construiren wollen, oder für die borniрten Standesmenschen, welche den ganzen Staat nur nach dem engen Gesichtskreise ihrer Standesvarurtheile betrachten. Aber alle Kritik dieser Absolutisten, Feudalisten und Demokraten des Continents wird durch die einfache Thatsache niedergeschlagen, daß der englische Staat lebt, gewaltig lebt und der Nation in fortwährend steigendem Maße eine Einheit, Macht und Freiheit gewährt, welche in der Geschichte aller Völker vergebens ihres Gleichen sucht.

Da man sich der Eigenthümlichkeiten eines Dinges nur im Vergleiche mit anderen bewußt wird, so haben wir einige Betrachtungen über die Bildungsgeschichte anderer Nationen, namentlich in ihren Unterschieden gegen die deutsche, vorausgeschickt. Die Deutschen sind kein erobertes und kein mechanisch zusammengefügtes Volk wie die romanischen und slavischen Nationen, und ebenso wenig ist bei ihnen eine so glückliche Racen- und Ständemischung eingetreten als bei den Engländern. Die Ursachen und Kräfte, die bei den andern Nationen zur Nationaleinheit führten, *fehlen* bei der deutschen. Zu diesem negativen Verhältnisse kommen aber nach positive Unterschiede, durch welche die deutiche Entwicklung von derjenigen der andern Nationen sich unterscheidet. Suchen wir uns Beides durch nähere Betrachtung klar zu machen.

Die Deutschen sind kein zusammenerobertes Volk, wie die Spanier, Italiener, Franzasen, Russen. Sie bestehen nicht aus ursprünglich verschiedenen Völkern, von denen ein herrschendes den Adel bildete und die Einheit herbeiführte, indem es gleichsam das Gerüst und den Rahmen der Nation bildete. Die deutschen Völker konnten von den Römern niemals dauernd unterworfen werden, und bis auf den heutigen Tag hat sich keine Fremdherrschaft in Deutschland behauptet. Und ebensowenig als die Fremden konnten einzelne Stämme zur dauernden Herrschaft über die andern Stämme gelangen. Die Vereinigung der deutschen Stämme im fränkischen Reiche war eine von den Franken erzwungene Conföderation, aber keine Unterwerfung unter die Frankenherrschaft. Die einzelnen Stämme behielten ihre eigenen Fürsten und Obrigkeiten, ihren eignen Adel, ihr eigenes Kriegswesen, ihre eigenen Gesetze, ihre eigenen Rechte, Sitten und Gebräuche, ihre eigene Sprache. Als das Frankenreich aus einander fiel und der Sachsenherzog Heinrich zum Königthum über die deutschen Stämme gelangte, mußte er sich zuvor mit den andern Stämmen auf dem Wege des Vertrages verständigen. Auf diesem Wege dann durch die gemeinsamen Kämpfe gegen die Normannen und Ungarn, sowie durch gemeinsame Züge gegen Dänen und Wenden, Franzosen und Italiener, durch die Eroberung von Italien und die Wiederherstellung des römischen Kaiserthums gelangte unter der langen fast ununterbrochenen Reihe großer Herrscher das deutsche Königthum zwar zu einer Macht und Herrlichkeit, wie kein anderes Königreich zu ihren Zeiten. Aber diese Macht hatte keinen dauernden Bestand, sie beruhte nur auf der vorübergehenden Eintracht der Hauptstämme, so lange dieselben durch reale und ideale Interessen verbunden waren. Kein Stamm gelangte zu dauernder Herrschaft, keiner lieferte der Natian den Adel, wie bei den anderen Nationen; jeder behielt nach wie vor seine eignen Fürsten, seinen eignen Adel, seine eignen Volksrechte. Nicht einmal das Königthum blieb bei einem und demselben Stamme, sondern einer nach dem andern kam zur Hegemanie, ahne sich bei derselben zu behaupten. Mit einem Worte, die deutschen Stämme waren nicht ungleichartig genug, um einander wie fremde Nationen zu betrachten und zu unterweisen, aber auch nicht so gleichartig, um eine einzige Nation zu bilden, es blieb im Grunde eine blaße Conföderation unter der monarchischen Form des römischen Kaiserthums.

Dieses römische Kaiserthum germanischer Nation, wie es Karl der Große, dann in bescheidenerm Umfange Otto der Große schufen, verlieh zwar seinen Trägern ein erhabenes Ansehen und ge'egentlich auch eine große Macht. Aber diese Macht war doch wesentlich *idealer* Natur; es fehlten ihr die *realen* Grundlagen des Lebens; einerseits ruhte sie auf der *römischen Kirche*, andererseits auf den *deutschen Stämmen*; um sie zu befestigen, kam es darauf an, so-

wohl die Stellung zur Kirche, als zu den deutschen Stämmen zu einer wirklichen Herrschaft zu machen; also wie die Könige von Frankreich und von Spanien und seit der Reformation auch die von England durch das Recht, die Bischöfe zu ernennen, die Kirche von sich abhängig zu machen; und zugleich durch Ernennung der Kronbeamten, durch Verleihung der großen und kleinen Lehen, durch Förderung, aber zugleich strenge Abhängigkeit des Bürgerthums die politische Gewalt über das Volk innerhalb der einzelnen Stämme an das Königthum zu fesseln. Unleugbar hat dieses Ziel den früheren Kaisern vorgeschwebt. Die sächsischen herrschten über die Kirche, die salischen schufen das Lehenrecht und die Stadtrechte, sie suchten in der Ritterschaft und dem Bürgerthum mächtige Stützen. Aber es erging ihrem Werke wie den hohen Domen der deutschen Baukunst, es war so groß angelegt, daß es zur Ausführung einer langen, ununterbrochenen und consequenten Arbeit bedurfte, in der sie so häufig durch anderweite Unternehmungen gestört wurden, daß der Bau nicht fertig werden konnte und die einzelnen Theile nicht mehr zu einander paßten. Die sächsischen Kaiser hatten, um der Nation besser beizukommen und die Macht der Stammesgewalten zu brechen, das Bisthum, welches von ihnen abhing, unmäßig bereichert, ihm weltliche Rechte, Grafen- und Herzogthümer verliehen. Auf diese Weise erlangten sie freilich große Macht und noch größeren Einfluß und schon wagten die salischen Kaiser den Versuch, vermittelst dieses Einflusses selbst dem zähen Sachsenvolke seine angestammten Häupter zu nehmen und durch fränkische zu ersetzen. Aber dieser Versuch verwickelte sie in einen Kampf, dessen sich das römische Papstthum bediente, um durch den Investiturstreit die Kirche von der kaiserlichen Allmacht freizumachen. Nun wurde dieselbe Schöpfung, welche dem Reiche eine Festigkeit hatte verleihen sollen, nämlich das mit weltlichen Rechten und Besitzthümern ausgestattete Bisthum, umgekehrt die Ursache seines Verderbens. Indem das Kaiserthum seine reale Herrschaft über die Kirche verlor, wurde es gleichsam an die Luft gesetzt, die wirkliche Macht im Bisthum ging theils an die einheimischen Geschlechter, den Stiftsadel und die aus ihm hervorgegangenen geistlichen Fürsten, theils an den Papst über und beide sorgten dafür, daß keine kräftige Monarchie aufkommen konnte. Wie in Italien das Papstthum im Bunde mit der Demokratie über Königthum und Adel, so siegte es in Deutschland im Bunde mit dem Adel und dem adligen Stammesgeist über das Kaiserthum, welches sich jetzt mit der Ritterschaft und dem Bürgerthume verband. Vielleicht hätten auf diesem Wege die gewaltigen Helden des salischen und schwäbischen Hauses den Sieg erringen können; welch' eine herrliche Ritterschaft stand dem Rothbart zu Gebote; ja es gelang ihm sogar, des Sachsenherzogs mächtig zu werden und das endlich auszuführen, was Keinem vor ihm gelungen war, nämlich das alte Sachsenland in Scherben zu zerschlagen und anders zu vertheilen. Aber statt nun einen Neubau vorzunehmen, wie nach ihm der kluge König Philipp August in Frankreich, und seine Kraft im Inlande zu verwenden, trieb ihn und seine Ritter die religiöse Begeisterung in das Morgenland. Dort in der Ferne verblutete des Reiches beste Kraft und was übrig blieb, ging in den italienischen Kriegen der Nachfolger zu Grunde. Während der kleine Adel durch diese Kriege verarmte, wurde der Hochadel, d. h. der geistliche und weltliche Fürstenstand, und zugleich der päpstliche Einfluß desto mächtiger und riß schon nach dem Tode Heinrich's IV. die Herrschaft im Reiche an sich, erhob Gegenkönige und trotzte ihnen fast alle Hoheitsrechte ab. Die Folge war, daß Kaiser Friedrich II. das Reich den Fürsten ganz Preis gab und alle ihre Bedingungen gewährte, um sich dafür in seinen italienischen Erblanden zu befestigen und dem Papste Italien zu entreißen. Das Reich erhielt schon unter ihm die Gestalt, die es im späteren Mittelalter hatte, es war eine Beute großer und kleiner, geistlicher und weltlicher Fürsten, welche in ihren Territorien fast alle Gewalt besitzen, auf ihren Reichstagen das Reich beherrschen und mit denen die übrigen Stände suchen müssen, fertig zu werden, wie sie können. Nachdem Friedrich die ganze Unzuverlässigkeit und Feilheit dieser Herren erfahren hatte, suchte er, allzuspät, auch das Volk für sich zu interessiren. Mit vollen Händen streut er Freiheitsbriefe aus, macht Bürger und Bauern reichsunmittelbar, cassirt die früheren Einungsverbote, Schweizer, Schwaben, Baiern, Franken, Sachsen ergreifen für ihn die Waffen, aber nur um die eigene bürgerliche Freiheit zu erkämpfen; denn

der geniale Kaiser und sein ganzer Heldenstamm war inzwischen in Italien gestorben und verdorben.

Seit dem Zerfalle der alten Kaisermacht trat im Reiche ein mehrhundertjähriger Zustand ein, den man wohl als ein großes Interregnum bezeichnen könnte; eine Zeit fast ununterbrochener Wirren und Bürgerkriege; eine gährende Uebergangsperiode. Das alte Reich ist nicht mehr vorhanden; aber es ist schwer zu sagen, was an seine Stelle getreten sei; ein Zwitterding zwischen Monarchie, Oligarchie, Panarchie und Anarchie, ein chaotisches Durcheinander, viel bunter, verworrener und anarchischer, als das berüchtigte polnische Wahlreich. Während die Kurfürsten das Wahlkaiserthum ganz von sich abhängig zu machen suchen und nach ihrer Convenienz Kaiser ein- und absetzen, die Wahlbedingungen vorschreiben, sich die Reichsregierung anmaßen und hierdurch die Wiedererstarkung einer monarchischen Gewalt verhindern, bleiben die übrigen Stände hinter diesem Beispiel nicht zurück, scheeren sich weder um den Kaiser noch um die Kurfürsten und suchen sich unabhängig zu machen. Jeder denkt nur an sich, auch die Kaiser betrachten ihre Würde nur als eine gute Gelegenheit, sich eine Hausmacht zu verschaffen; was man von Karl IV. sagte, daß er „der Vater seines Landes, aber des heiligen Reiches Stiefvater" gewesen, das gilt im Grunde von allen Kaisern dieser Epoche. Je länger dieser Zustand dauert, desto schwächer und elender wird das Reich und dient dem In- und Auslande zum Gespötte. In seinem äußeren und inneren Bestande erleidet es die ungeheuersten Verluste. Es verliert im Süden Italien und Arelat, im Osten werden endlich Böhmen, Schlesien und die Ostseeländer den Polen, Mähren und eine Zeit lang sogar Oesterreich den Ungarn zur Beute, im Westen gehen die Niederlande nebst Friesland und vorübergehend sogar Elsaß, Breisgau, Lothringen in die Hände der französischen Herzöge von Burgund über. Nur der Hansa hat man es zu danken, daß der Norden nicht unter Dänenherrschaft geräth. Im Innern ist das Reich nicht im Stande, auch nur den geringsten Schutz zu gewähren, oder das kleinste Anliegen zu erfüllen, Niemand hält sich dem Reiche anders als durch specielle Leistungsübernahme verpflichtet. Den größten Nutzen aus diesem Zustande zieht das römische Papstthum, dessen Rechte und Einkünfte in demselben Maße wachsen, als die des Reiches schwinden und welches sich daran gewöhnt, Deutschland als eine römische Domäne zu betrachten. Das Reich wird immer mehr zu einem Pfaffenreich. Auf den Reichstagen geben die römischen Legaten den Ton an; durch die von ihnen abhängigen geistlichen Kurfürsten und Fürsten, welche auf der Fürstenbank die Majorität bilden, üben die Päpste einen solchen „Einfluß," daß die klügsten und scharfblickendsten Kaiser, wie Rudolf I. und Karl IV., ihr Heil im engen Anschluß an das Papstthum suchen und das Kaiserthum zu einem Trabanten des Papstthums herabsinkt.

In dieser mehrhundertjährigen Reichsmisere ging das Nationalgefühl, so weit es sich in der frühern Zeit hatte bilden können, das lebendige, alle Glieder durchströmende Bewußtsein der Reichseinheit, mit dem Reiche selbst in Trümmer und es blieb mit dem leeren Kaiserprunk nur eine Reminiscenz übrig, eine bloße Idee, welche aber höchst selten zur Erscheinung kam und den realen Interessen, dem praktischen Leben des Volkes fern und fremd, ja feindselig gegenüberstand. Nirgends konnte sich noch ein wahrer Patriotismus an das Reich anknüpfen; keine große That, kein befriedigtes Interesse gab ihm Nahrung. Aber deshalb ging dem deutschen Gemüthe die Vaterlandsliebe und die Liebe zur Nation nicht verloren; dazu ist es zu tief und reich; dazu blieben, trotz aller Reichsverderbniß, seine innern Rechtsverhältnisse, welche auf dem alten germanischen Grunde der Genossenschaft beruhten, zu kräftig und gesund. Andere Nationen sind durch ähnliche Verhältnisse entsittlicht und zu Grunde gegangen. Die deutsche Nation blieb in unverwüstlicher Zähigkeit am Leben. Aber dieses Leben zog sich auf immer engere Kreise zurück. In dieser Periode bildete sich der deutsche Particularismus aus und durch denselben wurde das deutsche Volk für spätere Zeiten gerettet. An die Stelle des Reiches traten die Territorialgewalten der Fürsten und der Städte. Diese nahmen sich aller der Aufgaben an, welche das Reich nicht mehr erfüllte; sie schufen Ordnung und Sicherheit, Freiheit und Gedeihen für ihre Angehörigen: sie schützten den Landfrieden, wehrten der römischen Priesterherrschaft, schufen gemeinnützige Anstalten, nahmen die Bildung des Volkes in die Hand, von ihnen

gingen alle Fortschritte des Lebens aus. Es ist kein bloßer Zufall, daß grade in der Zeit des größten Reichselends, unter der langen Regierung des trägen Kaisers Friedrich III., Deutschland eine Reihe ausgezeichneter Fürsten hatte, welche als wahre Landesväter von ihrem Volke fast vergöttert wurden und in ihren Ländern eine ähnliche Stellung einnahmen, wie die Könige, welche zu jener Zeit in Frankreich, England, Dänemark und Spanien dem mittelalterlichen Faustrecht ein Ende machten und ein neues nationales Staatsleben begründeten. Je mehr nun aber das Reich, Kaiser und Papst mit dieser Entwicklung in Widerspruch geriethen, desto tiefer wurde die Kluft zwischen dem lebendigen Localpatriotismus und dem todten Reichspatriotismus, den man wie ein unbequemes Prachtkleid wohl zuweilen bei den sogenannten Haupt- und Staatsactionen anlegte, aber nur, um ihn dann ja schnell als möglich wieder in den Kasten zu legen. Es erging dem Kaiser und Reich und der hochansehnlichen Reichsversammlung wie heutzutage der hohen Bundesversammlung; es bedurfte großer Selbstüberwindung und eines bedeutenden Abstractionsvermögens, um sich dafür zu begeistern. Wer sich heutzutage die Mühe gibt, die langen und langweiligen Reden der Reichstagsgesandten zu lesen, der bemerkt bald eine große Aehnlichkeit mit den heutigen Bundestagsprotocollen; auch hatten sie dasselbe Schicksal; sie wurden kaum angehört und nach weniger gelesen. Der große Unterschied besteht aber darin, daß, während heutzutage trotz des Bundestages und seiner dynastischen Eifersüchteleien das Nationalgefühl so erstarkt ist, daß es den Particularismus überwindet und wenigstens den Landfrieden im Reiche aufrecht hält, umgekehrt auf den Reichstagen der Particularismus immer auf's Neue sich entzündete und in gegenseitiger Eifersucht zu fortwährenden Reibungen und innern Kriegen führte. Die Fürsten eifern gegen den Adel oder gegen die Städte oder unter sich, ein fortwährendes Bestreben, einander zu „majorisiren," wobei Kaiser und Päpste sich bald der Einen, bald der Andern für ihre Zwecke zu bedienen suchen. In diesen Händeln nahm der Particularismus eine immer schroffere und herbere Gestalt an; nicht bloß zwischen verschiedenen Stämmen, sondern innerhalb desselben Stammes zwischen den einzelnen Ständen, den einzelnen Territorien, ja oft den nächsten Burgen und Städten bildete sich ein Localhaß aus, an dessen Nachwehen wir noch heute leiden. So diente das Reich auch nach dieser Richtung hin dazu, die Nationaleinheit unmöglich zu machen. Nicht bloß das Nationalgefühl, auch das Stammesgefühl ging in diesem Fehdegetümmel zu Grunde; grade die furchtbarsten Kriege des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts wurden von den Stammesgenossen, ja von den Stammes- und Bundesgenossen unter einander geführt. Doch war das Stammesgefühl so unmittelbar von der Natur gegeben und durch tausend Bänder, Art, Sprache, Recht und Sitte des Volkes befestigt, daß es immer viel lebendiger blieb als das deutsche Nationalgefühl.

So traurig und verderblich nun auch diese Gegensätze und Kämpfe des Particularismus in vieler Hinsicht waren und so sehr sie die Nation gegen außen schwächten, so hatten sie doch den Vortheil, daß sie in stetem Wetteifer die Spannkraft des Volkes erhielten, es zur Entwicklung seiner Kräfte zwangen und eine Fülle und Mannigfaltigkeit von Lebensformen hervorriefen, welche oft die Bewunderung des Auslandes erregten. Sie gaben dem germanischen Individualismus Gelegenheit, sich zu entfalten, und weckten jene Selbständigkeit und Freiheit der Gesinnung, durch welche die geistigen Fesseln des Papstthums endlich zerbrochen wurden. Dieser Geist trutziger Selbständigkeit spricht sich in dem republikanischen Grundsatze aus: „Wo wir nicht mitrathen, wir auch nicht mitthaten," und dieser Grundsatz gelangte nicht bloß in den städtischen Republiken, sondern auch in den fürstlichen Territorien zur Geltung. Ueberall bildeten sich durch freien Vertrag zwischen Fürsten, Adel und Volk landständische Verfassungen, welche den Ständen oft größere Rechte einräumten, als das englische Parlament jemals besessen hat. Aber diese Freiheit diente nicht wie in England zur Stärkung der Reichseinheit, sondern sie beförderte den Particularismus, weil Kaiser und Reich ihr, gleich dem heutigen Bundestag, entgegenzuwirken suchten. Dennoch fehlte es nicht an zahlreichen Versuchen, auf dem Wege freier Einung größere Nationalverbände in's Leben zu rufen und es hätte vielleicht auf diesem Wege ein deutsches Reich von innen heraus neu constituirt werden können. Einen großartigen Anlauf machte zur Zeit des Interregnums

der rheinische Städtebund; er erhob sich zu dem Gedanken eines Nationalparlamentes von Fürsten, Adel und Städten; er beschloß, nur einen einstimmig gewählten König anzuerkennen; aber in der allgemeinen Verwirrung nach dem Tode Wilhelm's von Holland gelangten diese Beschlüsse nicht zur Ausführung; ohne Oberhaupt, von Fürsten und Adel bekämpft, waren die Städte nur noch auf ihre eigene Sicherheit bedacht. Diesem Zwecke, der gemeinsamen Vertheidigung ihrer Freiheit und ihres Eigenthums, ihres Handels und Wandels, waren alle spätern ähnlichen Bünde, in Norddeutschland die Hansa, in Süddeutschland der schwäbische Städtebund und die schweizer Eidgenossenschaft bestimmt. Die Hansa und der schwäbische Städtebund gelangten auch zu großer Blüthe und wurden die mächtigsten Bollwerke des Reiches; sie gaben sich Bundesverfassungen, hatten ihre Vororte, Bundestruppen, Bundesregierung, Bundesgesetze; aber der Particularismus war schon zu weit vorgeschritten, als daß eine staatliche Einheit aus diesen Conföderationen hätte hervorgehen können; die Hansa blieb auf norddeutsche, der schwäbische Städtebund auf süddeutsche Städte beschränkt, beide Bünde wurden im Laufe der Zeit durch die benachbarten fürstlichen Gewalten überwunden, welche den größten Theil der Nation, nämlich den Bauernstand, der in Deutschland zahlreich und kräftig ist, repräsentirten. Zu diesem Schicksal trugen die Städte selbst durch ihren eigenen Particularismus am meisten bei, indem sie sich gegen andere Stände hochmüthig abschlossen, ihre bäurischen Unterthanen schlecht behandelten, und unter sich selbst so eifersüchtig waren, daß sie einander in den verschiedensten Momenten im Stiche ließen. Der schwäbische Städtebund wurde schon im 14. Jahrhundert genöthigt, sich aufzulösen, die Hansa behauptete sich länger, fiel aber später von selbst aus einander. Nur die schweizer Eidgenossenschaft behauptete sich durch die Gunst der geographischen Verhältnisse und indem sie in heißen Kämpfen die benachbarten Fürsten und Herren überwand. Bürger und Bauern hielten hier zusammen, auch der benachbarte Adel trat in das Bürgerrecht einer Stadt oder in das Landrecht eines der Länder ein, und so erlangte der Bund ein räumlich abgeschlossenes, abgerundetes Gebiet, auf welchem sich allmälig eine staatliche Einheit bildete. Mit andern Worten, der im Reiche bis zum Uebermaß gesteigerte Particularismus der Städte wurde in der Schweiz durch den Drang der Noth überwunden und hierdurch erst ein politisches Gesammtleben ermöglicht. Die Schweiz galt im 15. Jahrhundert den Bürgern und Bauern in Süddeutschland als das Musterland, dem man nachzustreben habe, es ging eine Sage, die Eidgenossenschaft werde einst bis zum Schwanberge in Franken reichen; aber diese unfruchtbaren Sympathien brachten der Schweiz keinen Vortheil, denn nur um so erbitterter ward sie vom Herrenstande, der im Reiche dominirte, bekämpft und in ein feindseliges Verhältniß gedrängt, das sie auf Jahrhunderte dem großen deutschen Vaterlande entfremdete.

Durch die Auflösung des großen schwäbischen Städtebundes hatten die Fürsten der Gefahr vorgebeugt, das Schicksal ihrer Standesgenossen in der Schweiz zu erleiden und bloße Bundesgenossen oder gar Mitbürger gemeiner Bürger- und Bauernschaften zu werden. Der Zusammenhang so vieler Städte mit einander und mit der Reichsgewalt, der unter Wenzel zur Zeit des großen Städtekrieges den Fürsten so gefährlich schien, war zerstört und mit demselben gingen auch die nationalen Einheitshoffnungen, die sich hier und da bei dieser Gelegenheit gezeigt zu haben scheinen, die Träume von einem demokratischen Reiche, einer großen deutschen Eidgenossenschaft mit einem Kaiser on der Spitze, wieder auf lange Zeit zu Grabe. Die Schwäche des Kaisers, die Engherzigkeit der Städter, der Hochmuth der Fürsten, die Rohheit des Adels, die Elendigkeit des ganzen Reiches ließen solche Gedanken nicht mehr aufkommen. Die Städtebünde des 15. Jahrhunderts nehmen einen immer engern, rein localen Charakter an. In dem letzten großen Städtekriege gegen die Fürsten 1451 und 1452 sehen wir zwar nochmals fränkische und schwäbische Städte vereint, aber zu einem bloßen Vertheidigungsbündniß, welches schlecht genug ausgeführt wurde. Während Fürsten und Adel eifrig zusammenwirkten (auch „die Ritterschaft übte diesen Krieg mit großem Fleiß nit anders als wäre es eines Jeden eigene Sache"), liegt andererseits die ganze Kriegslast auf den Schultern weniger Städte, der Nürnberger, Ulmer, Eßlinger. Die Wehrkraft und der heroische Gemeinsinn früherer

Zeiten war in kleinlicher Selbstbeschränkung und Eifersüchtelei schon sehr heruntergekommen. Die kleinern Städte fürchteten sich vor dem Uebergewicht der größern u. s. w. Kurz, „ihr Verband bestünde Saeculo XV. nur noch in consiliis“ (Wormser Chronik). Die Städte fanden es jetzt in der Regel für ihre Sicherheit vortheilhafter, sich mit benachbarten Fürsten zu verbünden, von einem großen Städtebunde ist keine Rede mehr. Diejenigen Städte, welche es nicht zur Reichsunmittelbarkeit hatten bringen oder sie nicht hatten behaupten können, unterwarfen sich endlich ihren Landesfürsten und nahmen ihren Platz unter den Landständen ein; die Reichsstädte errangen als Ersatz für ihre Bünde Theilnahme an den Reichstagen. Sie waren immer noch zu mächtig, um ganz unterdrückt werden zu können. Man hatte sie zwar nicht zu einer leitenden Macht im Reiche gelangen lassen, aber mit ihrem Gewerbfleiß, ihrem Reichthum, ihrer Bildung waren sie dem Reiche unentbehrlich. So wurde wie in England und in Frankreich der dritte Stand, weil er am meisten zahlen konnte, zwar nicht das vornehmste und herrschende, aber das wichtigste Glied der neuen Staatenbildung. In der That gewann das Reich von der Zeit an, wo die Reichsstädte an den Reichstagen Theil nahmen, wieder an Macht und Zusammenhang; sie dienten ihm als Kitt und deshalb wurden sie von Allen, die ein Interesse am Reiche hatten, von Kaisern, Päpsten und Kurfürsten oft gegen Fürsten und Adel in Schutz genommen. Da aber die größere Anzahl der Städte bloße Landstädte blieben, welche im landschaftlichen Verbande aufgingen, so beförderte die Heranziehung des dritten Standes, welche in Franlreich und England der Reichseinheit zu Gute lam, umgekehrt in Deutschland zum großen Theil den landschaftlichen Particularismus.

Das Beispiel, welches die Städte durch ihre Einungen gaben, wurde auch von den übrigen Ständen nachgeahmt. Die Kurfürsten schlossen ihre Kurvereine und hielten ihre Kurfürstentage, wie die Städte ihre Städtetage. Sie verfolgten im Grunde denselben Zweck wie jene, nämlich sich in ihren Rechten, sowohl in Bezug auf Reichsregierung als auf ihre Landeshoheit, zu schützen gegen die Angriffe des Kaisers, des Papstes, der übrigen Fürsten und des Volkes. Da die Kurfürsten bei der Erhaltung des Reiches, in welchem sie die einflußreichste und vornehmste Stellung einnahmen, am meisten interessirt waren, so verfolgten ihre Kurvereine häufig einen großen nationalen Zweck. So wurde gegen die päpstliche Anmaßung, den deutschen Thron zu besetzen, der berühmte Kurverein zu Rense geschlossen, um welchen sich die ganze Nation schaarte, und welcher einen großen Aufschwung des deutschen Nationalgeistes zur Folge hatte. Einen ähnlichen Charakter hatten die Kurvereine, welche gelegentlich gegen die Anmaßung des Papstes, mißliebige Kurfürsten abzusetzen, geschlossen wurden. Große Hoffnungen erregte anfangs der zur Zeit des Baseler Concils geschlossene Kurverein, welcher eine selbständige Haltung in der Kirchenfrage bezweckte und an welchen sich weitgreifende Reformaussichten knüpften. Ja im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts sind es die Kurfürsten, welche die Reformbewegung im Reiche in die Hand nehmen, und das Reich „auf einen bessern Fuß zu bringen,“ namentlich die Reichsjustiz, doch auch das Reichsregiment, das Reichsheer und Finanzwesen und die Reichsdiplomatie zu verbessern suchen. Einer der edelsten Patrioten, Berthold von Henneberg, strebte zu Maximilian's Zeit als Kurfürst von Mainz unabläßig nach diesen Zielen und suchte namentlich auch die Reichsstädte und die öffentliche Meinung der gebildeten Patrioten dafür zu gewinnen. Natürlich war in seinen Reformprojecten wie in allen, welche von den Kurfürsten ausgingen, diesen selbst die einflußreichste und leitende Stellung zugedacht, doch wollte er auch den übrigen Ständen, Fürsten, Adel und Städten einen bedeutenden Antheil zugestehen. So groß war sein Einfluß auf den Reichstagen, daß seine Reformpläne wirklich angenommen wurden und auch der Kaiser sich genöthigt sah, sie zu genehmigen. Aber die neue Verfassung hatte keinen Bestand, Maximilian benutzte die erste Gelegenheit, um sich des Reichsregimentes zu entledigen, weil es seinen dynastischen Herrschaftsplanen im Wege stand und seiner österreichischen Hauspolitik gegen Franlreich nicht genug entsprach. Er hatte nämlich gehofft, vermittelst des Reichsregimentes Deutschland in seine italienischen und burgundischen Eroberungskriege zu verwickeln. Als diese Hoffnung, mit oder ohne Schuld des Reichsregimentes, nicht in Erfüllung ging, eiferte er gewaltig dagegen und fand es viel vor-

theilhafter, durch Herstellung des frühern Zustandes, vermittelst des „Einflusses“ auf einzelne Reichsstände wenigstens einen Theil der deutschen Kräfte für sich nutzbar zu machen. Indessen würde ihm sein Widerstand nichts geholfen haben, wenn das neue Reichsregiment in der Nation Wurzel gefaßt hätte. Aber eben dies war schon deshalb nicht der Fall, weil die meisten Fürsten und der Adel, die sich in ihrer Sonderexistenz bedroht und in der Zumessung ihres Antheils am Regiment verkürzt hielten, demselben keine Unterstützung gewährten, während die große Masse des Volkes allen Reichshändeln so gründlich entfremdet und im Localpatriotismus so sehr eingelebt war, daß sie kein Verständniß für die neue Reichsverfassung hatte. So fiel dieselbe in sich zusammen; doch ging die Reformbewegung nicht spurlos vorüber; sie gab dem erwachten deutschen Patriotismus einen mächtigen Anstoß und hinterließ als bleibendes Denkmal das Reichskammergericht, den ewigen Landfrieden, die Einrichtung der Reichskreise.

Endlich sind noch eine ganze Menge von Fürstenbünden und Adelsbünden zu erwähnen, welche der Reichsanarchie und dem Bedürfniß nach Vereinigung ihre Entstehung verdankten. Von diesen kann man freilich am wenigsten behaupten, daß sie größern nationalen Zwecken gehuldigt hätten. Namentlich die Rittergesellschaften und Adelsbünde dienten bloßen Standesinteressen, der Vertheidigung gegen Fürsten und Städte, aber auch (wie das Verhalten der Ritter bei Verkündigung des ewigen Landfriedens zeigte) gegen Kaiser und Reich, sobald dieses den vermeintlichen Standesvorrechten, d. h. dem Fehdeunfug und der Wegelagerei, oder der sogenannten „teutschen Freiheit“ zu nahe trat. In diesem rohen Standesgeiste, in dieser abstracten ritterlichen „Freiheit,“ der es an allem sittlichen Inhalte fehlte, da der große Hause der Ritter in seiner Rohheit und Armuth weder nationale noch landesväterliche Interessen verfolgte, artete der deutsche Adel jämmerlich aus, und stand durch ganz Europa in dem Rufe einer großen Räuberbande. Was die Fürstenbünde betrifft, so verfolgten diese in der Regel bloß dynastische Interessen und waren bald gegen den Kaiser, bald gegen den Adel und die Städte, bald gegen andere Reichsfürsten gerichtet; von einem Fürstenbunde, der dem gesammten Reichsinteresse gegolten hätte, ist uns aus der frühern deutschen Geschichte kein Beispiel bekannt. Doch haben manche Fürstenbünde, z. B. die Erbvereine und Erbverbrüderungen, welche im 14. und 15. Jahrhundert zwischen den Häusern Sachsen, Hessen und Brandenburg geschlossen wurden, der ganzen Nation sehr bedeutend genützt, indem sie nicht bloß innerhalb jener Fürstenhäuser den Frieden aufrecht hielten und damit das Volkswohl wesentlich förderten, sondern auch inmitten der allgemeinen Zersplitterung ein gewisses Gemeingefühl zwischen den Unterthanen der erbverbrüderten Häuser schufen, die sich als zusammengehörig betrachten lernten. Diesem glücklichen Umstande war es vornehmlich zuzuschreiben, daß im Zeitalter der Reformation, eben damals als Maximilian's und Karl's V. ländergierige Politik sich eines großen Theiles von Süddeutschland bemächtigt hatte, der Schwerpunkt der deutschen Geschichte in Norddeutschland lag. Ohne dieses wuchtige Hinderniß würden bei dem damaligen anarchischen und hilflosen Zustande von Süddeutschland das Haus Habsburg und der Papst wahrscheinlich triumphirt haben und der Himmel mag wissen, was dann aus der deutschen Nation geworden wäre.

Fassen wir nun in einem Ueberblicke diesen ganzen Zustand zusammen, wie er sich am Ende des Mittelalters, in der Zeit, wo unser heutiges Staatensystem entstand, gebildet hatte, so finden wir in Deutschland zwar eine Fülle und Mannigfaltigkeit von politischen Kräften und Richtungen, von denen aber keine einzige stark genug ist, um die andern sich unterzuordnen, sondern jedes in seiner Besonderheit verharrt und seine besondern Ziele verfolgt, so daß sich nichts Allgemeines bilden kann, in welchem die Besonderheiten aufgehen. Ein Kaiser, der neben der Kräftigung des Reiches zugleich seine Hauspolitik treibt, welche den Interessen des Reiches im Wege steht und dem sich daher die Stände mit vollem Rechte widersetzen; ein Fürstenstand, der neben der landesväterlichen Fürsorge und Entwicklung der Volkskraft zugleich seine dynastischen Interessen verfolgt und sie allem Andern voransetzt, so daß die übrigen Stände genöthigt sind, ihn zu bekämpfen und er selbst unter sich es weder zu einer wahren nationalen Einheit noch Einigkeit bringen kann; ein Adel, der nur auf seine Standesinteressen bedacht, in

der allgemeinen Zerfahrenheit allen Zusammenhang mit der Nation verliert; ein Bürgerthum, welches in der Sorge für seine bürgerliche Existenz zu spießbürgerlicher Beschränktheit herabsinkt; endlich ein zahlreicher Bauernstand, vielleicht neun Zehntheile der Nation, für welche das Reich, in welchem sie niemals eine andere Vertretung gefunden hatten, als durch ihre Fürsten, eigentlich gar nie existirt hatte und bei denen daher das landschaftliche Interesse der Landesfürsten die Stelle eines im Reiche zu befriedigenden Nationalinteresses vertritt.

In diesen Zustand der Dinge trat nun die Reformationsepoche ein. Wir sind weit entfernt, die Reformation für die eigentliche Ursache des deutschen Particularismus zu halten. Die katholischen Parteischriftsteller thun grade, als ob vor der Reformation die schönste nationale Einheit bestanden und erst durch dieselbe das Reich zerrissen und entkräftet worden sei. Aber jeder Kenner der deutschen Geschichte muß das Gegentheil bezeugen. Die Reformation stellte sich von Anfang an als ein Drang nach Wiedergeburt nicht bloß der deutschen Kirche, sondern auch des deutschen Reiches dar. Die reichen und mannigfaltigen Geistesgaben, welche damals so wunderbar zusammenwirkten, waren nicht auflösender, sondern verbindender und aufbauender Art und in der That gehörte die Herstellung der Nationaleinheit zu den Lieblingsidealen aller strebenden Geister jener Zeit. Die Reformationsepoche hatte überhaupt so viele Aehnlichkeiten mit unserer Zeit, dazu gehörte namentlich die nationale Richtung auf allen Gebieten des deutschen Geisteslebens. Es schien, als ob aus den Flammen der nationalen Begeisterung, welche die Gebildeten ergriffen hatte, aus den Bestrebungen eines Hutten, Luther und so vieler Andern mit Nothwendigkeit ein neues deutsches Reich hervorgehen müsse.

Daß dieses nicht der Fall war, sondern daß es im Wesentlichen beim Alten blieb, daran waren Luther und Hutten sehr unschuldig. Jene Zeit lieferte aber den Beweis, daß selbst die größte Begeisterung und die herelichsten Ideale wenig helfen können, so lange sie zu abstract bleiben und in den wirklichen Verhältnissen des Lebens keine Unterstützungen finden. Die Verhältnisse waren mächtiger als die Menschen. Diese Verhältnisse, wie wir sie oben charakterisirt hatten, stellten sich jeder Nationaleinheit mit solcher Gewalt entgegen, daß es nicht einmal zu einer bestimmten Formulirung dieser Einheit, nicht einmal zu einem nationalen Programme kam. Solange es sich bloß darum handelte, die deutsche Einheit, Freiheit, Macht und Herrlichkeit im Allgemeinen in den Versen der Poeten zu besingen, war alle Welt einig, Kaiser und Fürsten, Adel, Bürger und Bauern. Sobald aber die Frage concret wurde, dachte sich Jeder die Sache anders.

Zu den eifrigsten Anhängern der deutschen Einheit gehörte ohne Zweifel der Kaiser Karl V. selbst, nichts wäre ihm lieber gewesen, als wenn in Deutschland eine starke monarchische Einheit wie in Spanien sich gebildet hätte. Und alle die Mittel, deren sich die Kaiser des frühern Mittelalters bedient hatten, um jene Macht zu befestigen, deren Wiederherstellung die deutschen Patrioten von dem jungen Kaiser Karl V. auf dem Reichstage zu Worms hofften und erflehten, wurden von ihm aus der Rüstkammer der Vergangenheit wieder hervorgeholt und mit großer Schlauheit, Kraft und Ausdauer in Anwendung gebracht. Er sucht sich der Herrschaft über die Kirche wieder zu bemächtigen und zu diesem Zwecke die Reformation zu verwerthen, welche daher von ihm eben so sehr begünstigt als verfolgt wird. Seine zahlreichen Agenten unterhalten allenthalben Verbindungen mit der Ritterschaft, den Bürgern und Bauern, mit den Patrioten und Oppositionsmännern, den Hutten und Sickingen, auch mit den Anführern im Bauernkriege, um dieselben gegen das Fürstenthum zu benutzen. Auch vor Ländereinziehungen schreckte Karl nicht zurück, sobald sich eine Gelegenheit dazu ergab, wie das Beispiel Würtembergs zeigte, wo Karl mit seiner kaiserlichen Gewalt zu Gunsten der Habsburgischen Ländergier den ärgsten Mißbrauch trieb. Bei Weitem das dringendste Anliegen des Kaisers war bei zunehmendem Alter, wie bei den frühern Kaisern, auf Erblichkeit seiner Würde gerichtet. Er wollte trotz der früher geschlossenen Hausverträge die Krone durchaus seinem Sohne Philipp von Spanien zuwenden und gerieth darüber mit Bruder und Neffen in eine verhängnißvolle Feindschaft.

Trotz seines Genies und seiner Charakterstärke scheiterten aber auch die Bestrebun-

gen Karl's V. Auch ihm erging es wie den großen Kaisern sächsischen, salischen und schwäbischen Stammes. Er hatte sich zu Vieles vorgenommen. Nur einen Theil seiner Kraft konnte er auf Deutschland wenden, die größere Hälfte ward von den Spaniern und Italienern absorbirt und obwohl es ihm anfangs durch betrügerische Vorspiegelungen gelang, die nationale Begeisterung des deutschen Volkes zu seinen Eroberungskriegen in Frankreich und Italien auszubeuten, so entfremdete er sich die Deutschen, sobald dieselben den Betrug bemerkten, nur um so tiefer und verwandelte die Begeisterung und Theilnahme in bittern Haß; an die Stelle des anfänglichen Franzosenhasses trat zuerst Gleichgiltigkeit, dann Hinneigung zu Frankreich. Gleich den frühern Kaisern machte er sich natürlich auch den Papst und die deutschen Fürsten, überhaupt alle diejenigen zu Feinden, welche ein natürliches Interesse daran hatten, die Wiederherstellung der Kaisermacht zu verhindern. Vielleicht hätte er mit allen diesen Gegnern fertig werden und die Hoffnungen der Patrioten erfüllen können, wenn er der Aufforderung Luther's und Hutten's zu Worms gefolgt und die deutsche Kirchenreformation in die Hand genommen, das geistliche Fürstenthum säcularisirt, eine deutsche Nationalkirche, einen evangelischen Gottesdienst gestiftet hätte. Es hätte dazu freilich eines ungeheuren Kampfes gegen die ganze Welt, gegen den Papst, Kurfürsten und Fürsten und gegen alle Potentaten bedurft; es wäre die großartigste Revolution gewesen; aber die tiefsten Kräfte der Nation wären ihm dabei zur Seite gestanden. Karl's nüchterner, berechnender Verstand schreckte vor dieser Aufgabe zurück; die bloße Zumuthung erschien ihm lächerlich; der deutschen Sprache und des deutschen Wesens unkundig, hatte er für Luther's Worte kein Verständniß, kein Verständniß für die tiefe geistige Revolution, die im Gemüthe des deutschen Volkes vorgegangen war, und doch hätte er selbst von dieser dämonischen Kraft ergriffen sein müssen, um sich zu ihrem Vorkämpfer zu machen. Auch hätte er dann dem Gedanken, das römische Kaiserthum herzustellen, so wie seiner Herrschaft über Spanien, seinen Plänen auf Italien, seiner ganzen auf Weltherrschaft gerichteten Hauspolitik entsagen, ja er hätte, um eines immerhin ungewissen Resultates willen, Alles, was er hatte und noch zu erlangen hoffen durfte, auf's Spiel setzen müssen. Wenn man billig sein will, so wird man zugestehen müssen, daß er als römischer Kaiser und König von Spanien gar nicht in der Lage war, die Hoffnungen der deutschen Patrioten zu erfüllen.

Und so geschah es, daß die Reformation, welche in der Hand des Reichsoberhauptes ein gewaltiges Werkzeug der Einheit hätte werden können, jetzt umgekehrt, weil sie den territorialen Gewalten anheimfiel, dem Particularismus zu Statten kam und ihm eine religiöse Weihe und Berechtigung gab. Daß die auf Karl V. am Reichstage zu Worms gesetzten Hoffnungen so bitter enttäuscht wurden, hatte eine ähnliche Folge, wie in unsern Tagen die Ablehnung der Kaiserkrone durch den König von Preußen. Die patriotische Einheitspartei machte Bankerott. Der Versuch Hutten's und Sickingen's, die Säcularisirung der geistlichen Herrschaften und die Reichs- und Kirchenreform ohne den Kaiser und die Fürsten durch Revolution durchzusetzen, scheiterte kläglich, weil er bloß vom kleinen Reichsadel ausging, der in der Nation keinen Boden hatte und, abgesehen von einigen wenigen Führern, nur seine Raublust befriedigen wollte. Kein besseres Loos hatte die Empörung der süddeutschen Bauern, der sogenannte große Bauernkrieg. Auch hier sind es nur wenige Köpfe, welche bei der ganzen Bewegung größere nationale Zielpunkte verfolgten; die große Masse wollte nur ihre Gelüste befriedigen; es fehlte daher an Plan und Zusammenhang und die ganze Bewegung brach in sich zusammen, als ihr eine geordnete Macht entgegentrat. Durch diese mißlungenen Revolutionen und die damit verbundenen Greuel wurde in der Nation selbst eine Reaction hervorgerufen, an deren Spitze sich bekanntlich Luther stellte; ja die ganze Reformation wurde dadurch in Frage gestellt; der Katholicismus erhob wieder triumphirend sein Haupt, und es gehörte großer Muth dazu, sich ihm entgegenzustellen, und zwischen der Revolution und Reaction die Mitte zu behaupten. Hier waren es nun jene vorhin erwähnten erbverbündeten Fürsten von Sachsen und Hessen, welche dem deutschen Protestantismus ein Asyl und Bollwerk schufen, an welches sich namentlich die süddeutschen Reichsstädte, die schon den Muth zur Reformation verloren hatten, und dann noch andere Fürsten anschließen konnten.

Unleugbar hat das deutsche Fürstenthum in jenen Tagen der Verwirrung, Entmuthigung und Reaction den Protestantismus gerettet, und sich damit ein welthistorisches Verdienst erworben. Schon hatte Karl V., nachdem er Jahre lang die Protestanten geschont und mit ihrer Hilfe den Papst besiegt hatte, sich wieder zum Werkzeug der siegreichen Reaction gemacht; da traten ihm auf dem Reichstage zu Augsburg die Fürsten mit ihrem glaubensfreudigen evangelischen Bekenntniß entgegen und der Schmalkaldische Bund nöthigte ihn, zum zweiten Male sich den Protestanten zu nähern, um Deutschlands Hilfe für seine ausländischen Händel zu gewinnen. Dieser Schmallaldische Bund verwirklichte wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Hoffnungen der Patrioten; er verschaffte nicht bloß dem deutschen Protestantismus Geltung und Achtung in Europa und eine fünfzehnjährige ungestörte Entwicklung und Ausbreitung in Deutschland, er gewann nicht bloß Würtemberg dem angestammten Fürstenhause zurück, sondern er schuf auch ein äußeres Band, welches als ein Surrogat für das Reich gelten konnte. Philipp von Hessen übte Jahre lang die Hegemonie im Reiche im Sinne einer wahrhaft nationalen Politik. Es war ein Fürstenbund, zu dem auch Adel und Städte gehörten und der größere nationale Tendenzen verfolgte. Aber immerhin war es nur ein Fürstenbund und schon deshalb nicht geeignet, die Nation dauernd zu vereinigen, und dem Reiche eine andere Verfassung zu geben. Das Mißtrauen der Städte gegen die Fürsten und die Eifersucht der letztern unter einander und gegen die Bundeshäupter lähmten die innere Kraft des Bundes von Anfang an und bewirkten, daß der Bundeszweck statutenmäßig nur auf die engsten Zwecke der Vertheidigung beschränkt blieb und alle bedeutenden Unternehmungen eigentlich nur von einzelnen Mitgliedern des Bundes, namentlich dem Landgrafen von Hessen, außerhalb des Bundes, ja unter heftigem Widerspruch vieler Bundesmitglieder geschahen, so daß der Bund eigentlich schon wieder zerfallen und seine Verlängerung fraglich geworden war, als Karl V. endlich diese günstige Gelegenheit ersah, über die Bundeshäupter als Rebellen herzufallen. Es war seine Absicht, mit Hilfe des Papstes die deutschen Protestanten zu unterdrücken, um dann mit Hilfe der letztern das Papstthum im spanischen Sinne zu reformiren. Obgleich er nun im Schmalkaldischen Kriege die ganze Nation gegen sich hatte, so besiegte er doch seine Gegner nach kurzem Kampfe und zwar mehr noch zufolge ihrer eigenen Zwietracht und Schwäche, als seiner eigenen kriegerischen Ueberlegenheit Die oben beschriebenen Mängel des Bundes traten jetzt in der Stunde der Prüfung grell zu Tage; es zeigte sich, daß derselbe nicht einmal im Stande sei, selbst nur zur Erfüllung seines nächsten Bundeszweckes eine ernste Probe zu bestehen.

Durch die Gefangennahme der beiden protestantischen Bundeshäupter, als seine Truppen Süd- und Norddeutschland siegreich durchzogen, die schwäbischen, hessischen, sächsischen Festungen inne hatten und ihm auf dem Reichstage zu Augsburg das Reich zu Füßen lag, schien Karl V. es in seiner Hand zu haben, dem Reiche eine kräftigere monarchische Verfassung zu geben. Aber es *schien* auch nur so und nichts ist lächerlicher, als wenn ihm die Unterlassung dieser Pflicht von den katholischen Parteischriftstellern unserer Tage als hohe Mäßigung und Gerechtigkeit gedeutet wird. Karl beutete im Gegentheil seinen Sieg auch bei dieser Gelegenheit nur zu sehr aus; aber er mußte mit Vorsicht verfahren; die Nation war noch lange nicht bezwungen; überall gährte es gewoltig; die Bauern in Thüringen schlugen jeden Spanier todt, der sich von der Armee entfernte; die Reichsstädte waren nur durch trügerische Verträge, der Landgraf von Hessen durch eine grobe Betrügerei zur Unterwerfung gebracht; Norddeutschland hatte am ganzen Kampfe nur wenig Theil genommen und sah dem ganzen Treiben mit tiefem Grolle zu; nur mit Hilfe evangelischer Fürsten, namentlich des Moritz von Sachsen, hatte Karl gesiegt. Dieser letztere war aber durchaus nicht der Mann, um eine Verfassungsänderung auf Kosten des deutschen Fürstenthums zuzugeben; im Gegentheil, er und Andere wollten eben nur an die Stelle der von ihnen gestürzten protestantischen Häupter treten. Wie hätte Karl V. daran denken können, Deutschland im Sinne der Volksmänner revolutionär umzugestalten; er würde dann Alle, die Nation und die Fürsten, auch seine bisherigen Verbündeten gegen sich gehabt haben. Die ganze Zumuthung hat viel Aehnlichkeit mit dem nach den Tagen von Bronzell und Olmütz von einigen literarischen Eckenstehern im Solde

Oesterreichs gemachten freisinnigen Vorschlag, die Frankfurter Reichsverfassung anzunehmen, aber den siegreichen Franz Joseph zum deutschen Kaiser zu machen.

Was aber für Karl's Herrschaftspläne nur irgend „gemacht werden konnte, das wurde gemacht." Noch nicht die unmittelbare Herrschaft des Kaisers, aber die mittelbare durch Mittel aller Art wurde so befestigt, daß der kaiserlichen Macht nichts mehr widerstehen konnte. Die gefährlichsten Gegner wurden unschädlich gemacht, die beiden Bundeshäupter in engster Haft gehalten, Andere, ein Schärtlin, Vogelsberger, Heideck ꝛc. geächtet und im Betretungsfalle hingerichtet, wieder Andere, wie der Herzog von Würtemberg und die jungen Landgrafen von Hessen, wegen ihrer Länder der Willkür, d. h. den Processen des Kaisers preisgegeben, die bisherigen Anhänger durch große Gunst und noch größere Versprechungen gefesselt; die protestantische Bevölkerung der Reichsstädte durch Umsturz der Stadtverfassungen und Einsetzung kaiserlich gesinnter Magistrate gefesselt, der protestantische Geist des Volkes durch scharfe Preßgesetze und Dragonaden gezügelt u. s. w. Auch die Ansprüche auf Würtemberg wurden wieder hervorgeholt; durch Wiederherstellung des schwäbischen Bundes sollte Oesterreichs Herrschaft in Süddeutschland noch mehr befestigt, durch die Aufnahme des burgundischen Reichskreises das Reich in die wälschen Händel verwickelt werden (wie in unseren Tagen durch die mehrfach vorgeschlagene Aufnahme Lombardo-Venetiens in den deutschen Bund: ein wahres Danaergeschenk!). Jedoch die Hauptursache war, nunmehr unter Mitwirkung von ganz Deutschland die Kirchenreformation im Sinne des Kaisers durchzusetzen und die Nachfolge im Reiche seinem Sohne Philipp zu verschaffen. Schon war es in der That gelungen, das berüchtigte Interim zum Reichsgesetz zu machen, schon hatte die gewaltsame Durchführung desselben mittelst Vertreibung der widerspenstigen Prediger und Bequartierung der protestantischen Reichsstädte in Süddeutschland begonnen, schon waren die evangelischen Fürsten genöthigt worden, ihre Theologen zum Tridentiner Concil zu senden; schon war auch Ferdinand genöthigt worden, in einen neuen Hausvertrag zu willigen, der seinen Sohn Maximilian zu Gunsten Philipp's von Spanien der Krone berauben sollte.

Und so hätte denn die spanische Schlauheit auf Nebenwegen fast erreicht, was auf gradem Wege unmöglich war. Aber so nahe am Ziele, scheiterten Karl's Entwürfe am Widerstande der Nation, er wurde von seinem bisherigen Werkzeuge, Moritz von Sachsen, der Meister von seinem Schüler, überlistet. Dieser machte sich zum Organ des beleidigten Nationalgefühls und rettete den von ihm selbst früher verrathenen Protestantismus. Man sagte, er habe sich zum deutKaiser machen wollen; aber zu solchen Erfolgen waren die Verhältnisse viel zu verfahren; seine verschlossene Klugheit, seine grobe Selbstsucht, seine zweideutigen Verbindungen waren nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken; bald mußte er die Waffen gegen die eigenen Verbündeten erheben; schon faßte der Kaiser neue Hoffnungen; da machten die Unfälle des letzteren im Kampfe gegen Frankreich, der Tod des ersteren bei Sievershausen dem Ehrgeiz beider ein Ziel. Müde der Welt, überließ der alte Kaiser die Erbschaft seines Ehrgeizes dem Sohne und zog sich aus der Welt zurück. In Deutschland waren zwar die Pläne Karl's gescheitert, Ferdinand empfing die Krone, das Interim hörte auf, die katholische Reformation wurde vertagt; aber keine Partei hatte vollkommen gesiegt und so setzte denn der Augsburger Religionsfriede im Wesentlichen nur fest, daß Alles so bleibe wie es grade war.

Wir sind bei der Betrachtung der deutschen Reformationsepoche, ihrer nationalen Einheitsbestrebungen und der Ursachen, weshalb dieselben scheiterten, etwas länger verweilt, weil sie unter allen Zeiträumen der früheren deutschen Geschichte für die Gegenwart am lehrreichsten ist. Welch' eine Fülle von Analogien, welche tiefgreifenden Unterschiede! Um die gegenwärtigen Bestrebungen und Bedürfnisse unserer Nation zu verstehen, ist es nicht bloß nöthig, sie mit anderen Nationen zu vergleichen, sondern vor Allem auch mit sich selbst, d. h. mit ihrer eigenen Vergangenheit. Denn hier haben wir es nicht mit der bloßen Vergleichung von Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten, sondern mit Erscheinungen zu thun, die zum Theil noch heute fortbestehen oder doch noch immer nachwirken. Den bis zur Gegenwart reichenden Schluß dieser Betrachtungen werden wir in einem folgenden Artikel bringen.

Die Sandwichinseln.

Es war vor reichlich achtzig Jahren, als zwei Schiffe in einer bis dahin unbekannten Inselbucht im Stillen Ocean vor Anker gingen. Als der Morgen anbrach und die aufgehende Sonne die fremden Fahrzeuge (Resolution und Discovery) beleuchtete, liefen die Bewohner der Insel an den Strand und riefen beim Anblick der Schiffe verwundert aus: „Moku! Moku!“ das heißt bewegliche Insel. (So nennen noch heutzutage die Eingebornen auf Hawaii ein Schiff.) Ihr Erstaunen wuchs, als sie die ragenden Masten, das Takelwerk und die Segel näher betrachteten. „Es ist ein Wald,“ sagten sie, „der sich auf die See begeben hat!“ Ein Häuptling bestieg mit mehreren Andern ein Canoe und fuhr hinaus, die seltsame Erscheinung genauer zu betrachten. Nicht ohne Furcht näherten sie sich den Schiffen, die Matrosen lehnten über die Relling und aßen etwas Rothes; es waren Wassermelonen, aber die Indianer hielten es für Menschenfleisch. Einige von der Besatzung rauchten; „das sind Feuergötter,“ sagten Jene. Sie staunten über die weiße Haut, die glänzenden Augen, die wunderliche Kleidung und die unverständliche Sprache der Fremden. „An ihrer Seite,“ sagten sie, „haben sie Thüren, die in ihren Körper führen, dahinein stecken sie ihre Hände, ihre Messer, ihr Eisen, kurz ihre ganze Habe tragen sie im Leibe!“ „Ich will hin,“ rief einer der Muthigsten, Kapupu, „und mir ihr Eisen holen, denn Raub ist mein Geschäft.“ Und er ging, er wagte sich an eins der Schiffe, er drohte mit seiner Waffe — ein Schuß krachte, tödtlich getroffen sank er auf den Boden seines Canoe nieder.

Die Fremden kamen an's Land: Capitän Cook und seine Mannschaft. „Lono kommt!“ riefen die Insulaner, denn von einem ihrer Götter, Lono, ging die Sage, er sei in ein fremdes Land gezogen, nun meinten sie, er kehre zurück. Allmälig legte sich das Erstaunen der Insulaner, sie merkten, wie die Fremden dieselben Bedürfnisse hatten gleich ihnen; sie aßen und sie tranken, sie schliefen und tummelten sich, ja sie brachen sogar die Einfriedigung eines Götzenhauses nieder und schleppten das Holz auf ihre Schiffe. Der Haß der Insulaner erwachte, sie stahlen, wo sie konnten, sie warfen mit Speeren nach den Fremden, nur Lono fürchteten sie. Erschien Cook am Strande, so warfen sich die Priester vor ihm voll Ehrfurcht nieder, sie brachten ihm Schweine und andere Gaben zum Opfer, sie feierten ihn mit Sprüchen und Gebeten. Capitän Cook traute ihnen. Als ihm ein Schiffsbot gestohlen und einer der Häuptlinge erschossen worden war, begab er sich an's Land und zog sein Schwert gegen Kalaimano Kahuwaha. Dieser ergriff den Capitän, nicht um ihn zu tödten, denn er war überzeugt, ein Gott könne nicht sterben. Als aber Cook, indem er sich losmachen wollte, strauchelte und im Hinfallen stöhnte, rief Jener: „Er stöhnt, er ist kein Gott!“ und schlug ihn mit seiner Waffe zu Boden. So fand der berühmte Länderentdecker am 14. Februar 1779 auf Hawaii seinen Tod. Sein Leichnam ward von den Eingebornen theilweise verbrannt.

Schon zwei Jahrhunderte früher war die Gruppe der Sandwichinseln von den Spaniern besucht worden; auf einer alten spanischen Karte finden sich die Inseln La Mesa, Los Majos und La Desgraciada auf dem Breitengrade der Sandwichinseln verzeichnet. Traditionen auf Hawaii berichten von der Ankunft fremder Schiffe in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Ein spanischer Seefahrer fand 1542 die von ihm sogenannten Korallen-, Garten- und Schifferinseln zwischen dem 9. und 20. Grade nördlicher Breite. La Perouse hält die Koralleninseln für die Sandwichgruppe, welche zwischen 18 Grad 50 Minuten und 22 Grad 20 Minuten nördlicher Breite, zwischen 154 Grad 53 Minuten und 160 Grad 15 Minuten westlicher Länge von Greenwich liegt. Cook fand die Eingebornen der Insel Kauai in Besitz von zwei eisernen Kanonen; Kotzebue sah auf Hawaii zwei Anker. Etwa um 1620, so erzählen die Insulaner, strandete an der Südseite der Kealakeakuabai auf Hawaii ein Schiff, später zwei andere an der Nordostküste der Insel. Aber Cook bleibt der eigentliche Entdecker, denn durch ihn erst wurde die Inselgruppe bekannt. Im Mai 1786 besuchten die Capitäne Portlock und Dixon Hawaii, im Juni die Inseln Oahu und Kauai, später Maui und noch einmal Kauai. 1787 kam Capitän Meares dahin, 1789 Capitän Douglas. La Perouse war auf Hawaii im Mai 1786 gelandet, mehrere englische und amerikanische Kauffahrer fingen

um diese Zeit an, eine Handelsverbindung mit den Inseln zu eröffnen. Im Herbst 1789 ging eine amerikanische Schnaue, „Eleanor," welche ein gewisser Metcalf führte, auf Hawaii vor Anker; im Februar 1790 segelte diese nach Maui, wo Metcalf, nachdem ihm ein Bot gestohlen war, mit seinen Schiffskanonen unter den Eingebornen ein furchtbares Blutbad anrichtete. Diese rächten sich dadurch, daß sie die Besatzung des die „Eleanor" begleitenden Schooners bis auf Einen, Isaak Davis, umbrachten und einen Matrosen von der „Eleanor," Namens Young, bei sich behielten. Beide gelangten nach und nach zu hohen Ehren und Wohlstand auf Hawaii.

Vancouver's erster Besuch der Inseln im März 1792 traf mit einem in deren Geschichte Epoche machenden Ereigniß zusammen. Als Cook zum ersten Male auf der Sandwichgruppe landete, bestanden dort drei Reiche: Hawaii, Kauai und Maui, ein südliches, ein nördliches und ein mittleres, jedes unter einem besondern Häuptling. Diese befehdeten sich gegenseitig, ohne daß es bis dahin einem von ihnen gelungen wäre, die andern zu unterwerfen. Kurz vorher, ehe Vancouver eintraf, war dies aber geschehen: Kamehameha, der hervorragendste unter den Häuptlingen, hatte die beiden Reiche Hawaii und Maui zu einem einzigen unter seiner Herrschaft vereinigt und trachtete danach, auch das dritte, Kauai, zu bezwingen. Er war ein Mann von hochherziger Gesinnung, sein durchdringender Blick machte selbst den Muthigsten zittern, sein Benehmen war frei, edel und einnehmend. An Gestalt ein Herkules, hatte seine ganze Erscheinung, seine würdevolle Haltung, sein blitzendes Auge, seine sorgfältige Kleidung etwas außerordentlich Imponirendes. Die Fremden empfing er zuvorkommend, machte in pomphaftem Zuge seine Aufwartung an Bord von Vancouver's Schiff und versprach jedem Einzelnen seinen Schutz. Sein gegebenes Wort hielt er treulich, was etliche der Eingeborenen gestohlen, schaffte er wieder herbei und bemühte sich, zwischen den Fremden und seinen Untergebenen ein gutes Einvernehmen zu unterhalten. Vancouver erkannte sogleich die geistige Ueberlegenheit dieses ungewöhnlichen Mannes und bemühte sich daher um seine Gunst. Als er im Februar 1793 zum zweiten Male nach Hawaii kam, unterstützte er Kamehameha in seinem Kriege gegen Kauai und gab sich alle Mühe, des Häuptlings Freundschaft für England zu gewinnen. Als er im Januar 1794 zum letzten Male bei der Insel vor Anker ging, kam, wonach er von Anfang an gestrebt hatte, zur Ausführung. Am 21. Februar fand eine große Versammlung der Häuptlinge an Bord der „Discovery" Statt. Kamehameha und die übrigen Häuptlinge forderten die Hilfe Englands zur Unterwerfung ihrer Feinde, für sich selbst das Recht der Souveränität in Bezug auf die innern Angelegenheiten ihres Landes, der englische Bevollmächtigte dagegen die Anerkennung des Königs von Großbritannien als Oberherrn der Insel Hawaii. Man verständigte sich gegenseitig und Lieutenant Puget begab sich an's Land, hißte die englische Flagge auf und nahm Besitz von der Insel im Namen Seiner Majestät des Königs Georg III.

Kamehameha gelang es endlich, auch den Häuptling von Kauai zu besiegen und damit sämmtliche Inseln der Sandwichgruppe zu einem Reiche unter seinem Scepter zu vereinigen. Seine Pläne waren übrigens noch umfassender: er wollte auch Tahiti unterwerfen und seine Herrschaft bis zum Aequator ausdehnen. Der Plan war eines Alexander's würdig, aber die Ausführung unterblieb. Kamehameha fand Muße, die innern Angelegenheiten seines Reiches zu ordnen. Er that dies mit großer Umsicht und politischem Scharfblick. An dem Grundsatz, daß er souveräner Fürst sei, hielt er unwandelbar fest. Jede Insel erhielt einen Statthalter, dieser ernannte, unter Genehmigung des Königs, die Häuptlinge der verschiedenen Districte, den Voigt jedes Dorfes, die Steuereinnehmer und die übrigen Beamten. Aller Grund und Boden gehörte dem König, die Einwohner wurden als Pächter angesehen, mehrere Landestheile waren königliche Domänen, mit denen Kamehameha bisweilen seine Günstlinge beschenkte. Die Statthalter waren dem König verantwortlich. Mehrere von ihnen, nebst einigen Kriegern, die der König besonders schätzte, bildeten seinen Staatsrath. Außerdem umgab ihn eine Anzahl weiser Männer, die er bei minder wichtigen Angelegenheiten um Rath fragte. Mit kräftiger Hand hielt er den Frieden im Innern aufrecht, strafte das Verbrechen, behandelte die wohlgesinnten Unterthanen milde und edelmüthig.

Digitized by Google

Den Fremden gegenüber benahm er sich gastfrei und wohlwollend. Er begünstigte den Handel mit ihnen, machte sich mit den fremden Münzen, deren Werth, fremdem Gewicht und fremdem Maß bekannt und traf geeignete Maßregeln, um die Productionskraft der Inseln zu steigern. Kein Hafen im Stillen Meere war bekannter als Honolulu auf der Insel Oahu. Hier ließ er Schiffe bauen und ausrüsten, Forts errichten und mit Geschützen besetzen, Arsenale anlegen, Soldaten einkleiden und einüben. Fremde Künstler, Aerzte und Seeleute nahm er in seinen Dienst, um nützliche Kenntnisse jeglicher Art unter seinen Unterthanen zu verbreiten. Durch seinen Handel mit Sandelholz und Perlen erwarb er sich großen Reichthum, aber er selbst blieb einfach in seiner Lebensweise. Er besaß mehrere nach europäischem Muster gebaute Häuser, zog diesen aber die Strohhütten seiner Heimath vor. Seinen Sohn Liholiho erhob er schon während seiner Lebzeiten zu seinem Nachfolger und ließ ihm königliche Ehren erweisen. Am 8. Mai 1819 starb er, 66 Jahre alt, von den Eingeborenen und Fremden gleich sehr betrauert und ihres dankbaren Andenkens in hohem Grade würdig.

Das geordnete Regierungssystem Kamehameha's hatte außerordentlich viel dazu beigetragen, den Verkehr der fremden Nationen mit den Sandwichinseln zu befördern. Amerikanische und englische Schiffe fuhren ab und zu, brachten Waaren und nahmen die Erzeugnisse der Inseln mit zurück. Selbst russische Fahrzeuge fanden sich ein, doch machten sich die Russen verhaßt, weil der sie begleitende Arzt, Dr. Scheffer, sich auf Kauai eine Festung baute und nicht undeutlich nach dem Besitz der ganzen Insel trachtete. Kamehameha selbst befrachtete ein Schiff mit Sandelholz nach China, aber der Capitän betrog ihn beim Verkauf der Ladung. Doch währte es noch lange, ehe die Insulaner alles Mißtrauen gegen die Fremden aufgaben und sich für abendländische Cultur empfänglich zeigten. Im März 1820 kamen die ersten christlichen Missionäre aus Nordamerika nach Hawaii. Sie stießen anfangs auf große Hindernisse, aber ihre Ausdauer trug den Sieg davon. Schon nach einem Jahre wurde eine Capelle in Honolulu erbaut. Der König Liholiho lernte selbst lesen und schreiben, viele seiner Unterthanen desgleichen.

Das Bewußtsein, der Schutzherrschaft von England untergeben zu sein, hatte sich im Verlauf der Zeit immer mehr bei den Häuptlingen der verschiedenen Inseln geltend gemacht, wiewohl der lebhafteste Verkehr mit Nordamerika stattfand. Der König schien am meisten geneigt für die Fortdauer eines freundschaftlichen Verhältnisses mit England, während die Amerikaner immer mehr Boden unter dem Volke gewannen. Im April 1822 schrieb er einen verbindlichen Brief an Georg IV. Darin meldete er diesem, daß sein Vater gestorben und er die Herrschaft angetreten habe. Dann fuhr er fort: „Ich versichere Eure Majestät, daß es mein aufrichtiger Wunsch ist, Ihrer Achtung eben so werth gehalten zu werden, als mein Vater während des Besuchs von Capitän Vancouver das Glück hatte. Alle diese Inseln hat mein Vater erobert, ich bin ihm in der Regierung nachgefolgt und bitte, sie alle unter den Schutz Eurer erhabenen Majestät stellen zu dürfen, indem ich mit allen Nationen in Frieden zu leben und des Vertrauens würdig zu bleiben wünsche, welches ich zu Eurer Majestät Weisheit und Einsicht habe." Der Brief war unterzeichnet: „Kamehameha II., König der Sandwichinseln." Reichlich ein Jahr später faßte er den Entschluß, sich selbst nach England zu begeben. Mit seiner Gemahlin Kamamalu, einem seiner Statthalter, Boki, und einigen andern Begleitern schiffte er sich an Bord des englischen Schiffes „L'Aigle," Capitän Starbuck, ein. Das Schiff fuhr zuerst nach Rio Janeiro, wo der britische Generalconsul und der Kaiser Don Pedro ihn mit großer Zuvorkommenheit empfingen. Am 22. Mai 1824 landete er in Portsmouth. Der vornehme Adel bemühte sich, die fremden Anlömmlinge auf's Beste zu unterhalten, man bereitete ihnen eine Festlichkeit nach der andern. Ihre an ein wärmeres Klima gewöhnte Constitution war aber einer solchen Lebensweise nicht gewachsen. Der König und seine Gemahlin sammt ihrem ganzen Gefolge erkrankten an den Masern, die Königin lebensgefährlich. Boki und mehrere Andere genasen bald wieder, auch der König besserte sich, aber Kamamalu nicht. Sie ward von Tag zu Tag kränker und starb. Der Schmerz über diesen Verlust übermannte den König; auch er starb am 14. Juli. Vor seinem Tode hatte er den Wunsch ausgesprochen, in seinem Heimath-

lande bestattet zu werden. Georg IV. befahl, die Leichen an Bord der Fregatte „Blonde," die Lord Byron commandirte, überzuführen. Es geschah. Am 6. Mai 1825 ging die „Blonde" bei Honolulu vor Anker, am 11. fand das Begräbniß Statt. Am 6. Juni ward der junge Prinz Kauikeaouli zum König ausgerufen.

Bis zu dieser Zeit war das Ansehen der Briten bei den Insulanern gewachsen. Die Häuptlinge hatten erkannt, wie sehr die Anerkennung der britischen Oberhoheit ihre eigene Macht befestige. Leider machte nun die britische Regierung in der Person des Consuls Rives einen bedauernswerthen Mißgriff. Dieser Mann besaß einen in jeder Hinsicht unberechenbaren Charakter, seine Lügenhaftigkeit ward zum Sprichwort und um ihn her sammelten sich Alle, die ein ausgelassenes, verwerfliches Leben führten. Er war ein geschworner Feind der Missionäre, und indem er kein auch noch so schändliches Mittel scheute, die Interessen Englands zu fördern, brachte er grade die Nation, welche er vertrat, in Mißcredit. Den Einfluß der Amerikaner suchte er auf jede Weise zu schwächen, er stachelte die Eingebornen gegen sie auf, aber nur mit Erfolg bei denen, die den verworfensten Theil der Nation ausmachten. Um das Ansehen der amerikanischen Missionäre zu vermindern, rief er römische Priester in's Land. Damit beginnt in der Geschichte der Sandwichinseln eine neue Periode. Im Juli 1827 brachte der „Komet," Capitän Plassard von Bordeaux, die ersten römischen Missionäre. Es ward ihnen verboten, zu landen, dennoch geschah es. Mit dem ihnen elgenthümlichen Eifer begannen sie ihre Arbeit, unbekümmert um den Widerstand, den sie fanden. Am 14. Juli hielten sie die erste Messe, im Januar 1828 weihten sie die erste Capelle ein.

Ihren Bemühungen gelang es, den klugen und einflußreichen Boki, der anfangs ihr entschiedenster Gegner gewesen, für sich zu gewinnen. Er, bis dahin der treueste Freund der Regierung, ward nun ihr Feind und trachtete selbst nach der Herrschaft. Er wiegelte einen Theil der Insulaner auf, sammelte ein Heer und bedrohte Honolulu. Doch kam es nicht zum Kampfe, Boki ließ sich versöhnen und kehrte zum Gehorsam gegen den König zurück, der, nachdem er mündig geworden, im Jahre 1829 selbst die Regierung übernahm. Er erließ ein neues Gesetzbuch, dessen Einführung zwar auf mancherlei Schwierigkeiten stieß, aber doch durchgesetzt wurde. Die Civilisation der Sandwichinsulaner war bereits so weit fortgeschritten, daß nicht bloß das Gesetz, welches Diebstahl, Mord und ähnliche Verbrechen als strafbar verurtheilte, allgemeine Anerkennung fand, sondern auch die Insulaner es sich gefallen ließen, daß ihr geselliges und häusliches Leben, ihre commercielle und industrielle Thätigkeit gesetzlich geregelt wurden. Ehemals hatten sie auf derselben Stufe der Barbarei gestanden wie die übrigen Inselbewohner der Südsee.

Ueberhaupt läßt sich bei aller individuellen Verschiedenheit der die Inseln des Stillen Oceans bewohnenden Stämme doch ein gewisser nationaler Zusammenhang sämmtlicher Insulaner nachweisen. Darauf deutet die Verwandtschaft ihrer Sprachen, die Aehnlichkeit ihrer Körperbildung, die entweder übereinstimmenden oder doch in manchen Punkten zusammenklingenden Traditionen, viele verwandte Sitten und religiöse Vorstellungen und Anderes mehr. Namentlich aber sind es die wohlbegründeten Ueberlieferungen eines frühzeitigen Verkehrs der Insulaner, selbst der von einander fern wohnenden, welche, was sonst noch Uebereinstimmendes bei ihnen wahrgenommen wird, bestätigen. So zum Beispiel ist der Verkehr der Insulaner von Hawaii mit den Neuseeländern, obwohl Neuseeland und Hawaii mehr als viertausend englische Seemeilen von einander entfernt liegen, außer Zweifel und der Austausch ihrer Ideen schon in frühester Zeit eine nicht zu leugnende Thatsache. Man war schon früh in der Schiffsbaukunst erfahren und baute sehr große Fahrzeuge, mit denen ohne Gefahr weitere Seereisen unternommen werden konnten. Die meisten Ueberlieferungen der Bewohner von Hawaii deuten auf einen lebhaften Verkehr mit Tahiti; von dort sollen ein Schwein, ein Hund und zwei Hühner nach Hawaii gebracht worden sein. Ein kühner Priester reiste mehrere Male nach Tahiti. Dort fand er, so geht die Sage, die Quelle der ewigen Jugend; wer in diesem Wasser badete, brauchte den Tod nicht zu fürchten. Viele schlossen sich daher seinen spätern Reisen an. Eine andere Sage weiß von einer furchtbaren Fluth, welche die ganze Insel Hawaii, ausgenommen die höchste

Bergspitze des Maunakea, bedeckte. Wenige Insulaner retteten sich in ein Canoe, das auf dem erwähnten Berge sitzen blieb. Die Tradition der Sandwichinsulaner über die Schöpfung der Welt berichtet von einer anfänglichen Periode der Finsterniß, der die gegenwärtige, die des Lichtes, folgte. Die Insel Howaii entstand aus dem Ei eines ungeheuren Vogels, welches dieser auf dem Ocean niederlegte und das danach aus einander barst. Kahiko war der erste Mann und Kapulanakahau die erste Frau. Ihr Sohn hieß Wakea; dieser heirathete die Tochter des ersten fremden Ansiedlerpaares und ward der Stammvater der Hawaiianer. Anfangs war es ein Riesengeschlecht, welches die Insel bewohnte. Dieses führte Krieg mit Tahiti, weil dort Kahoali, der Herr der Sonne, wiederholt den Glanz derselben zurückhielt, so daß auf Hawaii Finsterniß herrschte. Die ersten Fürsten richteten eine Art Lehensherrschaft ein, man verehrte sie als höhere Wesen und fügte sich ihren Anordnungen. So kam es, daß die einzelnen Inseln der Sandwichgruppe nach und nach von einander unabhängige Landschaften bildeten, in denen ein Häuptling oder König unumschränkt die Regierung führte. Diesen Königen gehörte der Boden, sie vertheilten und verkauften ihn und zogen eine Steuer von demselben. Außerdem erließen sie Gesetze, denen zufolge grobe Verbrechen mit Strafe belegt wurden. Gastfreiheit ward allgemein geübt, selbst gegen Feinde; es bestanden sogar öffentliche Fonds zur Unterstützung von Bedürftigen. Darum wurde auch Diebstahl hart bestraft; man band den Dieb an Händen und Füßen, warf ihn in ein Canoe und überließ dies den Wogen des Oceans. Auf diese Weise ward das Eigenthum und die Person in gewissem Grade gesichert und geschützt, und in diesen Anordnungen gab sich bereits der Sinn für ein geordnetes bürgerliches Leben zu erkennen. Nur der König besaß unumschränkte Gewalt über das Leben, die Freiheit und das Eigenthum seiner Unterthanen; aber seine Interessen waren so sehr mit denen des Volkes verwebt und verschmolzen, daß er sich schon um seiner selbst willen vor Mißbrauch seiner Macht hüten mußte. Nur wenige, wie der grausame Huakau von Hawaii und der schwelgerische Kumalai von Maui, mißbrauchten ihre Gewalt; der erstere ward das Opfer einer Verschwörung. Rang und Ansehen waren erblich, auch in weiblicher Linie. Dem Könige zunächst standen seine Rathgeber, sie, mitsammt seiner Familie, bildeten den ersten Stand. Dem zweiten gehörten die Statthalter der größern Districte an, dem dritten die Priester, die Häuptlinge der Dörfer und die größern Grundbesitzer. Das Volk, meist besitzlos und im Dienste der Besitzenden, mochte den vierten Stand aus. Dieses hatte bei öffentlichen Angelegenheiten keine Stimme, wohl aber der zweite und der dritte Stand, die der König zur Theilnahme an den Berathungen über das gemeine Beste berief. So kam es, daß sich eine Art von Aristokratie bildete, welche sogar unter sich einen besondern, Andern unverständlichen Dialekt sprach und das Volk bedrückte. Niemand aus dem Volk durfte einen Vornehmen anrühren, schon wenn sein Schatten auf den eines Vornehmen fiel, war dies ein Verbrechen. Die Priester trugen das Ihre dazu bei, dies System einer Herrschaft der Aristokratie aufrecht zu erhalten. Sie hatten überhaupt einen großen Einfluß, zumal sie auch Wahrsagerei trieben und in kritischen Fällen durch eine Art von Gottesurtheilen geschehene Verbrechen an den Tag brachten. Das von den Priestern gesprochene „Gebet zum Tode" konnte, wenn der Dieb sich dabei einstellte, die Strafe desselben vermindern, er wurde, statt getödtet, eingekerkert.

Die älteste Religion der Sandwichinsulaner kannte nichts von Liebe und Wohlwollen. Sie bedrohte den Lebenden mit harten Strafen und den Gestorbenen mit einer leidenvollen Zukunft. Man glaubte an eine Menge von Göttern, die einander an Blutdurst übertrafen. Es schien Alles dazu erdacht zu sein, um der Priesterschaft eine unumschränkte Gewalt über die Gewissen zu sichern. Eine Menge Ceremonien waren vorgeschrieben, das Volk wurde in Aberglauben und Dummheit erhalten, die Priester forderten strengen Gehorsam gegen ihre Vorschriften. Die Götzenbilder waren ihrer äußern Gestalt nach dazu angethan, Furcht einzuflößen. Dem gefräßigen Hai, dem „göttlichen Maalii," wurden Menschen geopfert: die Priester griffen Jeden auf, der ihnen begegnete, und schlachteten ihn dem Hai zum Fraße. Ihre Tempel standen auf Anhöhen oder am Meeresstrande. Hierher pilgerte man, sich Raths zu erholen oder sein Opfer darzubringen. Die Einweihung eines Tempels geschah mit vielem Ceremo-

niell, die Priester beteten mit den Häuptlingen mehrere Tage lang, sie sangen Lobgesänge auf die Götter, endlich opferten sie. Menschenopfer wurden auch dargebracht, ehe man in den Krieg zog oder wenn der König einen Sieg erfochten hatte. Zu diesem Zwecke hielt man die Verbrecher und die, welche religiöse Vorschriften übertreten hatten, so lange gefangen, bis die Opferzeit nahte; es ward stets dafür Sorge getragen, einen hinreichenden Vorrath solcher zum Opfertode Verurtheilten zu besitzen.

Der dem König am nächsten stehende Priester, der Diener des Kriegsgottes, war der Oberpriester. Ihn ehrte man mit fast königlichen Ehren; er folgte dem König in die Schlacht, trug seinen Kriegsgötzen und beaufsichtigte seinen ganzen Haushalt, so weit darin religiöse Gebräuche zu beobachten waren. Seine Person ward für heilig gehalten und, so weit möglich, suchte er auch die Personen der übrigen Priester heilig darzustellen. In ihm concentrirte sich die gesammte priesterliche Macht, die, wenn nicht größer, doch eben so groß war als die des Königs. Selbst über die Häuptlinge im Kriege dehnten die Priester ihre Herrschaft aus, sie hielten sie abhängig von sich durch Furcht und machten sie ihren Zwecken dienstbar. Gern brachte man ihnen werthvolle Geschenke, nur damit sie über den Feind ihre vernichtenden Zauberformeln aussprechen möchten. Auch das Tabu, der Bann, war in ihrer Hand ein Mittel, ihr Ansehen zu befestigen. Ursprünglich bedeutet das Wort, welches auf Hawaii „Kapu“ geschrieben wird, heilig oder geweiht. Das Geweihte aber pflegt ausgesondert zu werden von dem übrigen; so kommt es, daß damit dasjenige, was gebannt ist, bezeichnet wird. Auf den Sandwichinseln kann gegenwärtig Jedermann über das, was ihm gehört, das Tabu verhängen, es wird von Allen respectirt. Ehemals konnten es die Priester allein, es war eine furchtbare Macht in ihrer Hand und diente dazu, die Despotie der Religion auf's Höchste anzuspannen, das Tabu lastete auf dem Volk, wie in Europa Inquisition und Interdict, und fast noch ärger. Die Priester erklärten zum Beispiel eine Jahreszeit für Tabu. Dann durfte Niemand baden, Niemand ein Feuer anzünden, einen Kahn besteigen. Man band den Hunden das Maul zu, steckte die Hühner in ausgehöhlte Kürbisse, damit sie keinen Laut von sich gäben. Niemand durfte sein Haus verlassen. Ein Interdict der härtesten Art ward damit auf Land und Volk gelegt; wer dagegen sich verging, ward grausam gestraft.

Nur Eins enthielt das religiöse System der Sandwichinsulaner, was einen Schimmer der Milde durchblicken läßt: es waren die Zufluchtsstädte. Auf Hawaii gab es deren zwei, Waipio und Honaunau. Der Verbrecher, der hierher floh, war vor Verfolgung gesichert, eben so, wer in der Leidenschaft sich zu einer strafbaren Handlung hatte hinreißen lassen. Beim Ausbruch innerer Kriege flohen alle Frauen und Kinder in diese Städte. Die Besiegten fanden hier Schutz und Alle, die hierher sich geflüchtet, durften nach kurzer Zeit unbelästigt wieder in ihre Heimath zurückkehren. Die beiden Städte waren eigens zu dem genannten Zwecke angelegt, die Häuser nach Art der Tempel gebaut, sehr geräumig und mit festen Mauern umgeben; ihre Anlage mußte viel Arbeit erfordert haben.

Der Charakter und die Sitten der Sandwichinsulaner sind von den ersten Europäern, welche mit ihnen in Berührung kamen, in einem zu günstigen Lichte dargestellt worden. Die äußere Erscheinung der Jüngern machte einen vortheilhaften Eindruck: schlanke, wohlproportionirte Gestalten in allen Schattirungen von hellbrauner Farbe bis zum tiefsten Schwarz, einnehmende Gesichtszüge und lebhafte Augen. Aber in späterm Alter werden namentlich die Frauen unnatürlich fett und verlieren allen Reiz; die Männer beginnen ebenfalls früh zu altern. Und was ihren Charakter betrifft, so waren die Insulaner anfangs nichts weniger als gesittet, sie waren rohe Barbaren. Kindermord herrschte unter ihnen in großem Umfange; die Aermern tödteten ihre Kinder, um ihrer Pflege überhoben zu sein, die Reichen aus Neid, weil die Kinder hübscher sind als sie. Selbst daß im Zorn ein Vater sein Kind umbringt, ist nicht ungewöhnlich. Kranke, Alte, Gebrechliche werden hinausgestoßen, auf die Straße geworfen und ihrem Schicksal überlassen; ihre Leichname von Hunden aufgefressen. Schweine und Hunde werden sorgfältiger gepflegt als Kinder und Großeltern. Die Häuser und die Kleider sind unreinlich, man wohnt eng zusammen und sorgt in keiner Weise für Entfernung des Ungeziefers.

Niemand liebt die Wahrheit, die Lüge ist allgemein verbreitet. Auf der ganzen Nation lastete, ehe sie mit den civilisirten Völkern in Verkehr trat, der Druck einer über alle Maßen despotischen Priesterherrschaft. Niemand lehrte sie Liebe zu Eltern, Kindern und Verwandten, Niemand warnte sie vor Diebstahl, Unmäßigkeit, Mord und Raub. Der vollendetste Eigennutz war der allgemeine Charakter, die Sucht nach Vergnügen allgemein verbreitet, nirgends ein Trieb zu ernster, anstrengender Beschäftigung.

Es ist ein wesentliches Verdienst der Missionäre, insbesondere der amerikanischen, welche sich zuerst auf den Sandwichinseln niedergelassen haben, christliche Gesittung unter deren Bewohnern ausgebreitet zu haben. Ihre Bemühungen in dieser Beziehung sind mit den glänzendsten Erfolgen gekrönt worden. Der schon erwähnte König Kamehameha I. förderte aus allen Kräften die Bestrebungen der Fremden. Als diese auf den Sandwichinseln eintrafen, stand das Volk an der Schwelle der Revolution oder völligen Unterganges: so furchtbar lastete auf demselben der Druck der selbstsüchtigen Priesterherrschaft. Kamehameha vereinigte die verschiedenen Herrschern untergebenen Inseln, hielt die Priester im Zaum, übte Gerechtigkeit und Wohlwollen überall, erleichterte den Verkehr und den Handel und verstattete den Fremden den Unterricht der Eingebornen. Die Civilisation begann Fortschritte zu machen, die rohen Sitten wichen, mildere Anschauungen brachen sich Bahn. Die Insulaner wurden gewandte Kaufleute, fleißige Arbeiter, ihre nicht gewöhnlichen geistigen Anlagen gelangten zur Entfaltung. Allmälig schwand der Aberglaube; Viele entsagten dem Götzendienst und bekannten sich in großer Menge zur christlichen Religion. Die veredelnden Grundsätze dieser fingen an, ihr bürgerliches, ihr geselliges und häusliches Leben zu durchdringen. Sie zeigten sich wißbegierig, gelehrig, empfänglich für abendländische Cultur. Alle Handwerke haben bei ihnen Eingang gefunden, in einigen zeichnen sie sich aus, so als Kupferstecher. Bei jeder Arbeit bezeigen sie große Ausdauer, sie sind zuverlässige Seeleute, kräftige Lastträger. Im Verhältniß zu ihrer geringen Erkenntniß bewähren sie sich als treue Diener. Ackerbau und Industrie werden fleißig betrieben, von Jahr zu Jahr machen beide Fortschritte. Die unter ihnen angesiedelten Fremden werden, wenn sie je sich Uebergriffe wollten zu Schulden kommen lassen, daran durch die wohlgeordnete Gesetzgebung gehindert. Der Umschwung, der in wenigen Jahrzehnten auf diesen Inseln stattgefunden hat, ist ebenso überraschend, als nachhaltig.

Dennoch sind die Sandwichinseln von inneren Parteikämpfen nicht verschont geblieben. Wo wir zweien, mit einander rivalisirenden Nationen auf demselben Schauplatze und demselben Ziele nachstrebend begegnen, kann uns ein Ringen derselben mit einander, ein nicht immer edler Wetteifer, nicht Wunder nehmen. Die Amerikaner und die Engländer bemühten sich in gleichem Grade um das Uebergewicht auf den Sandwichinseln. Die ersteren hatten durch ihren früheren Verkehr mit den Insulanern, sowie durch die unverdrossene Thätigkeit ihrer Missionäre vor den Engländern etwas voraus. Schon im Jahre 1826 gelang es, einen Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und der damaligen Regentschaft zu Honolulu auf der Insel Oahu abzuschließen. Dieser Vertrag, der aus sieben Artikeln bestand, war wesentlich ein Handelsvertrag, aber die demselben zu Grunde liegenden Principien der Parität der Amerikaner und Sandwichinsulaner, welche die volle Anerkennung der letzteren fanden, verleihen demselben culturgeschichtliche Bedeutung. Beide Nationen, welche diese Uebereinkunft mit einander abgeschlossen hatten, erkannten dadurch an, daß sie sich einander nicht entbehren zu können glaubten. Bereits standen auch damals schon die Amerikaner in hohem Ansehn bei den Insulanern. Erst zehn Jahre später brachte England eine ähnliche Vereinbarung zu Stande und sicherte sich damit eine Stellung auf den Inseln für die Zukunft, was um so nothwendiger schien, als es noch nie in die Lage gekommen war, seine früher bereits anerkannte Oberhoheit über die Inseln geltend zu machen. Indessen hatten britische Ansiedler schon manche Beeinträchtigung erfahren. Ihr Wohlstand war im Zunehmen, ihr Grundbesitz im Wachsen, viele Ländereien als Geschenke von befreundeten Häuptlingen in ihre Hände gekommen. Nach dem Tode des Besitzers hatten die Häuptlinge das Land zurückgefordert; waren sie dabei auf Widerstand gestoßen, so hatten sie nicht selten Gewalt gebraucht. Der britische Bevollmächtigte, Lord Russell, wollte der Wiederholung derar-

tiger Vorfälle durch Abschließung eines Vertrags vorbeugen. Allein der König Kamehameha III. war bereits im Verkehr mit den Fremden so erfahren, daß er sich sehr abgeneigt zeigte, den Briten ein dauerndes Anrecht auf Grundbesitz einzuräumen. Er begriff, daß die unbeschränkte Verfügung über den Boden die Hauptstütze seiner Macht nach innen und außen sei, und ungeachtet man ihn mit Anwendung von Gewalt bedrohte, gab er doch nur soweit nach, daß er den britischen Ansiedlern so lange auf den Inseln zu wohnen verstattete, als sie die bestehenden Gesetze achteten.

Obwohl so in Bezug auf Colonisation und Handel die Amerikaner und Engländer mit einander rivalisirten, fanden sie sich auf einem andern Gebiete, einem dritten Gegner gegenüber, zusammen. Die römischen Missionäre unter dem Schutz der französischen Flagge hatten, ungeachtet die Regierung der Sandwichinseln nicht aufhörte, gegen ihre Niederlassung zu protestiren, nach und nach Boden gewonnen. Im Jahre 1837 lief die „Clementine“ unter englischer Flagge, aber Eigenthum eines Franzosen, Jules Dudoit, in den Hafen von Honolulu ein. Sie landete mehrere katholische Priester. Der Statthalter von Oahu verweigerte in Abwesenheit des Königs, der sich auf Maui befand, deren Aufnahme. Er benachrichtigte den König und dieser erließ eine Proclamation, in welcher es unter Anderm hieß: „Ihr Männer aus Frankreich, bereits von Kahumanu verbannt, steht gegenwärtig noch unter demselben Gesetze. Die Ausweisung dieser Männer gilt für alle Zukunft und wird von mir hierdurch bestätigt. Ich gebe meine Zustimmung nicht dazu, daß sie in meinen Besitzungen verbleiben ... Ich hege nicht den Wunsch, daß der Gottesdienst der Missionäre, welche Anhänger des Papstes sind, in meinem Reiche geübt werde, weshalb ich alle, welche die päpstlichen Missionäre ermuthigen, als meine Feinde und als Feinde meiner Rathgeber, meiner Häuptlinge, meines Volkes und meines Reiches ansehe.“ Diese königliche Ordre mußte vollzogen werden. Die Beamten forderten die Priester auf, sich an Bord der „Clementine“ zu begeben. Als sie nicht Folge leisten wollten, wurden sie, obwohl in schonendster Weise, unter militärischer Escorte an's Schiff gebracht. Ein solches Verfahren war den Franzosen willkommen. Dudoit constatirte, daß die „Clementine“ von dem Gouvernement angegriffen worden, die französische Flagge beleidigt worden sei und forderte 50,000 Dollars Schadenersatz. Bald hernach erschien ein britisches Kriegsschiff „Sulphur,“ welches Capitän Belcher befehligte, und kurz darauf die französische Fregatte „Venus,“ welche Du-Petit-Thouars commandirte. Beide Commandeure verlangten, daß die Priester ungehindert an's Land gelassen würden, und als dies abgeschlagen ward, führten sie selbst sie in ihre früheren Wohnungen zurück. Wenige Tage nach diesem Vorfall langte der König in Honolulu an. Sein Günstling Bingham berieth acht Stunden lang mit Capitän Belcher und Du-Petit-Thouars. Das Ergebniß war, daß der König sich schriftlich verpflichtete, dem britischen Gouvernement hinreichende Aufklärung über das von ihm angeordnete Verfahren zu geben, und zugleich einen Vertrag unterzeichnete, durch welchen fortan den Franzosen gestattet wurde, überall in seinem Reiche ungehindert an's Land zu gehen und dieselben Vortheile zu genießen, welche den am meisten begünstigten Nationen eingeräumt worden seien.

Aehnliche Vorfälle, wie mit der „Clementine,“ wiederholten sich im folgenden Jahre. Nachdem die Kriegsschiffe sich entfernt hatten, erließ der König eine neue, den Gottesdienst der katholischen Priester untersagende Proclamation. Bald aber sollte er dies bereuen. Im Juli 1839 traf Capitän Laplace, welcher die Fregatte „Artemise“ mit sechzig Kanonen befehligte, im Hafen von Honolulu ein. Sofort ward er von Dudoit über das Vorgefallene in Kenntniß gesetzt, worauf er ein drohendes Schreiben bei dem Gouvernement der Sandwichinseln abgeben ließ, in welchem er das Benehmen der Regierung gegen die römischen Priester für eine Beleidigung Frankreichs erklärte, deren Duldung im weitesten Umfange verlangte und als Pfand eine Summe von 20,000 Dollars forderte. Wolle die Regierung sich zu diesen Zugeständnissen nicht verstehen, so beginne sofort der Krieg. Von dieser Drohung setzte Laplace den britischen und amerikanischen Consul in Kenntniß, dann blockirte er den Hafen von Honolulu, ließ ein Schiff des Königs, welches für diesen Depeschen an Bord hatte, aufbringen und traf alle Anstalten, die Feindseligkeiten zu beginnen. Dies Verfahren brachte eine ungeheure Aufregung unter den Insulanern hervor. Der König schien anfangs geneigt, nicht nachzugeben, aber

seine furchtsamen Rathgeber bewogen ihn dennoch, die Forderungen des französischen Fregattencapitäns zu bewilligen. Die 20,000 Dollars wurden mit großer Mühe zusammengebracht und an Bord der „Artemise“ geschafft. Eine solenne militärische Messe ward am Lande gefeiert und zwar in einer dem König zugehörenden Wohnung und unter seinen Augen. Die französische Flagge wurde mit dem Ehrensalut begrüßt, welches die Geschütze der „Artemise“ erwiederten. Frankreich hatte seine Absicht erreicht, für die katholische Religion auf den Sandwichinseln freie, ungehinderte Uebung erlangt.

Laplace ging noch weiter. Auf Anrathen der amerikanischen Missionäre hatte der König bereits seit mehreren Jahren die Einfuhr von Branntwein und Wein verboten. Es war dies im Interesse der Insulaner geschehen und hatte sich in sittlicher Hinsicht als sehr angemessen erwiesen. Nun forderte Laplace die Gestattung der Einfuhr jener Getränke gegen Erlegung einer unbedeutenden Steuer und wußte auch diese Forderung durchzusetzen. Er erlaubte dem König nicht einmal, hierüber mit seinen Beamten zu berathen, der Monarch mußte den ihm vorgelegten, darauf bezüglichen Vertrag auf der Stelle unterzeichnen. Von jetzt an nahmen die Forderungen der Franzosen kein Ende. Nachdem die „Artemise“ abgesegelt war, verlangten die katholischen Missionäre die Errichtung eines Seminars und eine Abänderung des die Heirathen betreffenden Gesetzes, so daß ihnen allein die Controle über die Heirathen ihrer Convertiten zukomme. Die Regierung der Inseln sträubte sich, dies zu bewilligen; als aber wieder ein französisches Kriegsschiff, die „Embuscade“ erschien, gab sie nach. Nun ward auch alles von den französischen Missionären bebaute Land für ihr Eigenthum erklärt, und jeder fernere Ankauf von Grundbesitz für sie und ihre Erben im Voraus bestätigt.

Natürlich mißbilligten England und Amerika diese gewaltthätigen Schritte Frankreichs auf den Sandwichinseln, aber sie wogten es nicht, mit ihrer Mißbilligung offen hervorzutreten. Die britische Regierung, welche fortwährend die Inseln als ihrem Schutz untergeben ansah, wiewohl sie nichts dazu that, sie gegen die Gewaltthaten Fronkreichs sicherzustellen, bewog den König, seinen Unterthanen eine Constitution zu geben. Sie befand sich in dieser Beziehung in Uebereinstimmung mit den Amerikanern. Diese hatten unter den Insulanern dos Verlangen nach Umwandlung der monarchischen Verfassung in eine constitutionelle angeregt. Der mit jedem Jahre zunehmende Verkehr mit den Fremden hatte dies Verlongen bestärkt. Der König selbst, der aufrichtig das Wohl seiner Unterthanen wollte, war nicht abgeneigt, es zu erfüllen. England hoffte von einer Constitution eine Kräftigung der Regierung der Inseln. So kam der Plan zur Ausführung: im October 1840 word die neue Verfassung proclamirt. Der König ist zufolge derselben der Souverän des Volkes und aller Häuptlinge, er ist der oberste Befehlshaber des Heers und der oberste Richter. Zur Führung der Regierungsgeschäfte ernennt er einen Premierminister. Vier Statthalter bilden die Regierungsorgane in den einzelnen Inseldistricten. Das Volk wählt seine Vertreter, welche sich jährlich versammeln und die von der Regierung vorgelegten Gesetze berathen, die, wenn sie darnach die Zustimmung des Königs erlangen, in Kraft treten. Die Gerichtshöfe in den einzelnen Statthalterschaften werden von den Statthaltern eingesetzt. Den obersten Gerichtshof ernennt der König; er selbst, sein Minister und ein Beisitzer bilden denselben. Die Constitution kann abgeändert oder ergänzt werden, wenn der gesetzgebende Körper die vorgeschlagenen Abänderungen oder Zusätze berathen und denselben, im Einvernehmen mit dem König, seine Zustimmung ertheilt hat. Außerdem ward ein Strafgesetzbuch erlassen, dos Steuerwesen geregelt, das Unterrichtswesen gesetzlich geordnet, die Finanzen einer strengen Controle unterworfen und die Landwirthschaft in aller Weise befördert. Das ganze neue Regierungssystem zeugte von politischer Einsicht und von einem das wahre Beste des Volkes begünstigenden Wohlwollen. Es hatte aber auch einen entscheidenden Einfluß auf die politische Stellung der Sondwichinseln.

Denn dem immer weiteren Umsichgreifen der Macht Frankreichs in den Gewässern des Stillen Meeres gegenüber — die Besitznahme der Markesasinseln im Mai 1842, die Uebernahme der Schutzherrschaft über Tahiti im November 1843 — erschien es sehr bald dem König der Sandwichinseln ein Bedürfniß, seine selbständige Herrschaft in förmlicher Weise von den civilisirten Mächten der Erde anerkannt zu sehen. Seine hierauf gerichteten Bestrebungen blieben nicht ohne Erfolg. Die

Vereinigten Staaten von Nordamerika, Großbritannien, Spanien, Frankreich, Preußen, China erkannten die Unabhängigkeit des constitutionellen Königreiches der Sandwichinseln an und gewährleisteten dadurch dessen Fortbestand und Entwicklung. Die Häfen der Inseln standen allen Nationen zu Handelszwecken offen, und dem König blieb es unbenommen, fernere Verträge mit andern Völkern und deren Regierungen abzuschließen.

Seitdem hat die Colonisation auf den Inseln rasche Fortschritte gemacht, obwohl die Häuptlinge in ihrer Eifersucht gegen die Fremden, in so fern diese darauf ausgehen, Grundbesitz zu erwerben, nicht nachgelassen haben. Die namhaftesten Inseln sind Hawaii, groß 4000 engl. Quadratmeilen, Maui 600, Oahu 520, Kauai 520, Molokai 170, Lanai 100, Niihau 80 und Kahulawe 60 Quadratmeilen. Der Boden dieser Inseln ist im höchsten Grade mannigfaltig, außerordentlich fruchtbar an einigen Stellen, wüste und öde an anderen. Ebenso verschieden und abwechselnd ist das Klima. Darnach richtet sich auch die Vegetation und die Anbaufähigkeit der einzelnen Districte. Einfuhr und Ausfuhr ist bedeutend. Im Jahre 1853 betrug die Einfuhr fremder Erzeugnisse einen Werth von 1,281,000 Dollars; diejenigen Waaren, welche davon einen Einfuhrzoll zu erlegen hatten, beliefen sich an Werth auf 1,160,000 Dollars. An Zöllen wurden eingenommen 155,640 Dollars. Dagegen wurden ausgeführt: 634,955 Pfund Zucker; 18,244 Fässer Syrup, 50,506 Pfund Kaffee, 15,464 Säcke Kartoffeln, 3724 Stück Schweine, 733 Schafe, 5600 Ziegenhäute, 16,452 Pfund Talg, 38,000 Pfund frisches Fleisch, 13,260 Pfund gesalzenes Fleisch, 10,824 Pfund Wolle, 2000 Stück Cocosnüsse, 2500 Melonen ꝛc. Insbesondere war die Ausfuhr von Walfischthran erheblich, sie betrug 3,787,348 Faß. Es besuchten in dem angegebenen Jahr 211 Kauffahrteischiffe die Inseln, darunter allein 137 amerikanische mit einem Gehalt von 45,234 Tonnen, überdies 535 Walfischfahrer, unter welchen 500 aus Amerika. In derselben Zeit siedelten sich 119 Fremde auf den Inseln an, von denen 53 Amerikaner. Die Inseln besitzen 423 öffentliche Schulen, darunter 344 protestantische und 79 römisch-katholische. Die Zahl der Schüler betrug 12,205. 517 Schüler besuchten überdies die 9 Seminarien, auf welchen die Lehrer ausgebildet werden. Die gesammte Bevölkerung der Inseln belief sich 1853 auf 73,137, darunter 2118 Fremde, 1849 betrug sie 80,641, was in 4 Jahren eine Abnahme von 7504 Seelen ergibt, 1832 hatte sie 130,313 und 1836 108,579 Seelen betragen. Im Jahre 1852 waren 1650 Morgen Landes mit Zuckerrohr angebaut, im folgenden Jahre bereits 2750.

Die in aller Beziehung günstigen Verhältnisse der Sandwichinseln erklären vollständig die Rivalität von Amerika und England um dieselben. Um so befremdlicher ist es, daß England die Gelegenheit ungenutzt ließ, in förmlichen Besitz der Gruppe zu gelangen. Der Gesandte des Königs Kamehameha III., welcher zunächst die Unabhängigkeitsanerkennung der Inseln in Washington auswirken sollte, ward dort kühl oder vielmehr gar nicht empfangen, indem der Präsident der Vereinigten Staaten seine Beglaubigungsschreiben anzunehmen sich weigerte, darnach die förmliche Anerkennung eines bereits factischen Zustandes für unnöthig erklärte. Der Gesandte begab sich darauf nach England, dessen Regierung die gewünschte Anerkennung leistete und einen Generalconsul ernannte. Bald hernach lief die Fregatte „Carysfort," unter Befehl von Lord George Paulet, in den Hafen von Honolulu ein und begehrte die Zurückgabe des dem Consul Charlton genommenen Eigenthums, die Einsetzung eines Geschwornengerichts aus zur Hälfte britischen Unterthanen, wenn Streitigkeiten zwischen Engländern und Insulanern zu entscheiden seien ꝛc. Der König gab eine ausweichende Antwort; er habe zwei Gesandte ernannt, welche den Auftrag hätten, die Angelegenheit zu ordnen, es liege nicht im Entferntesten in seiner Absicht, England zu verletzen. Sehr bald aber besann er sich eines Andern. Er erklärte dem Lord Paulet, es stehe nicht in seiner Macht, die an ihn gelangten Forderungen zu befriedigen, aber er wolle sein ganzes Inselreich, ihm, dem Lord, als Bevollmächtigten der Königin von Großbritannien, abtreten, nur mit dem Vorbehalt, daß dies ohne Einfluß bleibe auf spätere Verträge zwischen ihm und der britischen Regierung. Diesen Entschluß theilte er in einer Proclamation seinen Unterthanen mit, worin er sagte: „Ich habe das Leben des Landes fortgegeben, aber meine Herrschaft über Euch, mein Volk, und Eure Privilegien werden fortdauern; denn ich hoffe.

daß das Leben des Landes wiederhergestellt wird, wenn mein Benehmen gerechtfertigt ist." An demselben Tage nahm Lord Paulet Namens der Königin Victoria Besitz von den Inseln und ließ die britische Flagge auf ihrem Grund und Boden aufziehen. Diese in aller Form Rechtens, und, wie man sieht, nicht durch Gewalt erzwungene Besitzergreifung lehnte aber die englische Regierung ab. Damit ward ihr Einfluß bedeutend geschwächt: in demselben Maße wuchs der der Amerikaner.

Bereits hat die amerikanische Presse die Annexion der Sandwichinseln als eine Aufgabe der Zukunft mehrseitig besprochen. Als eine Vergrößerung des territorialen Besitzes der Vereinigten Staaten wäre die Annexion fast ohne Werth. Aber der Handelsverkehr der Amerikaner im Stillen Ocean ist in raschem Zunehmen: ein Ankerplatz für die Handelsschiffe, der Amerika zugehörte, wäre von Wichtigkeit, der Besitz eines so zu sagen tropischen Gartens, ähnlich dem, welchen die Vereinigten Staaten an den Ufern des westlichen Oceans besitzen. Auch als Stapelplatz scheinen die Sandwichinseln außerordentlich geeignet. Sie würden selbst einen großen Nutzen daraus ziehen können, wären sie ein Theil der nordamerikanischen Union: der Anbau würde zunehmen, die Häfen durch Anlegung von Docks verbessert, Landstraßen auf den Inseln gebaut werden und der Verkehr bedeutend wachsen. Andererseits wäre es ein Gewinn für die Union, wenn derjenige Zweig der polynesischen Race, der sich durch geistige Begabung vortheilhaft auszeichnet, mit der amerikanischen vereinigt würde. Denn die gesammte Bildung der Sandwichinsulaner, ihr bürgerliches und politisches Leben ist amerikanisch. Ihre Religion, ihre Gesetze, ihre politischen Ideen verdanken sie vorzugsweise den Amerikanern. Die Insulaner sind durchschnittlich gebildeter, civilisirter, als die Einwanderer, welche alljährlich sich in den Vereinigten Staaten niederlassen. Fast jeder von ihnen kann lesen und besitzt in Folge der freien Verfassung seiner Heimath ein gesundes politisches Urtheil, die Mehrzahl der Beamten, der Pflanzer, der Kaufleute, der fremden Colonisten auf den Sandwichinseln sind Amerikaner, sie nehmen den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal der Union. Fast die ganze Presse ist amerikanisch und vertritt die in den Vereinigten Staaten herrschenden politischen und sittlichen Grundsätze. Die Annexion, wenn sie jemals zum Vollzug käme, müßte eine durchaus freiwillige sein.

So lange sie übrigens noch eine Frage der Zukunft bleibt, hat kein Staat ein größeres Interesse für die Aufrechthaltung der Unabhängigkeit der Sandwichinseln als Amerika. Der Handelsweg von San Francisco nach China, nach Australien und Ostindien führt an dieser Inselgruppe vorüber; ungeachtet ihrer isolirten Lage bildet sie doch den Schlüssel zum nördlichen Stillen Ocean. Innerhalb eines Umkreises von tausend Meilen im Norden des Aequators gibt es keine Gruppe, keine Insel, welche in dieser Beziehung vortheilhafter gelegen ist. Denkt man sich die Inseln befestigt, sie würden allen Angriffen einen fast unüberwindlichen Widerstand entgegensetzen können. Wie man die Verhältnisse auch beurtheilen mag, die Interessen der nordamerikanischen Union sind auf's Innigste mit denen der Sandwichinseln verbunden. Je weniger England auf den Besitz der letzteren Werth zu legen scheint — vielleicht darum, weil es unter der Bevölkerung wenig Boden gewonnen hat — um so mehr wird die Union dahin gedrängt, die Frage der Annexion nicht aus den Augen zu verlieren. Frankreich wird nicht ablassen, auch nach der Erwerbung dieser Inseln zu trachten. Die katholischen Missionäre sind ganz und gar dazu angethan, eine Besitzergreifung vorzubereiten. Ohne Gewalt könnte sie freilich nicht durchgeführt werden, aber die erzählten Begebenheiten auf den Inseln und das, was auf Tahiti, auf der Marquesasgruppe, auf Neucaledonien neuerdings geschehen, beweist, daß Frankreich, wenn der geeignete Zeitpunkt gekommen ist, keineswegs vor Anwendung von Gewalt zurückschreckt. Die gegenwärtige Unabhängigkeit der Inseln trägt die Gewähr der Dauer nicht in sich, die geltende Constitution beruht auf culturgeschichtlichen Voraussetzungen, welche nicht vorhanden, vielmehr erst in der Bildung begriffen sind. Ueber kurz oder lang werden Ereignisse eintreten, welche die Selbständigkeit des Inselreiches in Frage stellen. Dann aber ist der Augenblick da, wo man wünschen muß, daß die Inseln den für sie naturgemäßen Stützpunkt finden mögen, welcher kein anderer ist, als eben das protestantische, zugleich demokratisch organisirte Nordamerika.

Die freien Gemeinden.

Denkt man ſich den Kyffhäuſer, die Helme und die Unſtrut in der Art als die von Naumburg bis nach Nordhauſen gelegte Baſis eines Dreieckes, daß die zweite Seite durch eine Linie von Magdeburg über Oſchersleben, Aſchersleben, Halberſtadt und Quedlinburg nach Nordhauſen gebildet wird, und die dritte, gleich der zweiten von Magdeburg ausgehende Seite, nachdem ſie Köthen und Halle berührt hat, in Naumburg mit dem öſtlichſten Punkte der Grundſeite des Dreieckes zuſammentrifft, ſo ſchneidet dieſes Dreieck aus dem nördlichen Deutſchland ein Gebiet heraus, welches, von der Elbe, Saale, Bode, Holtemme und Zorge gut bewäſſert und ſehr fruchtbar an ſeinen Rändern, weniger in der gebirgigen Mitte, bei einem nicht unbedeutenden Wohlſtande in Bezug auf ſeine Bewohner nicht allein durch das Streben nach Denkfreiheit, ſondern ſelbſt nach freiern religiöſen Formen charakteriſirt wird, während das politiſche Intereſſe neben dem religiöſen mehr zurücktritt. Hiervon läßt ſich nicht allein die Thatſache, ſondern auch der Grund in der Geſchichte aufweiſen. Das Vorwalten des religiöſen Intereſſes erklärt ſich bei einer ſehr bedeutenden Anzahl von Bewohnern dieſer Gegenden ſchon dadurch, daß die Hauptſtädte ihrer Gegenden früher die Metropolen von Bisthümern waren. An dem katholiſchen Beſitzthum entzündete ſich auch das proteſtantiſche Intereſſe am lebhafteſten. Von Naumburg abgeſehen, fiel, durch Moritz von Sachſen verſchont, Magdeburg doch Tilly zum Opfer wegen ſeines Widerſtandes gegen das Reſtitutionsedict. Wenigſtens im Bisthum Halberſtadt aber hatte ſchon ſeit dem Epiſkopate des Dichterherzogs Heinrich Julius von Braunſchweig eine freiere, literariſche Richtung die Oberhand über die religiöſe Richtung gewonnen, bis endlich zu Gleim's Zeit in den Kreiſen der Domherren und des Domdechanten von Spiegel eine völlige äſthetiſche Verweltlichung der Stiftsverhältniſſe ſtattfand. In dieſen Bisthümern kam die weltliche Herrſchaft erſt ſpät zur unbedingten Anerkennung. In Quedlinburg war es nicht anders, und in keiner der in das bezeichnete Länderdreieck fallenden preußiſchen Städte und Landſchaften hatte das politiſche Intereſſe ſeit Jahrhunderten durch die Gewöhnung an ein beſtimmtes Regentenhaus erſtarken können, wie dies in der Mark, in Braunſchweig, in Anhalt und in den ſtolbergiſchen Grafſchaften der Fall war, welche letztern zwar in unſer Länderdreieck hineinfallen, aber trotz ihrer Abhängigkeit von Preußen doch wegen ihrer Regierungsweiſe von den preußiſchen Städten innerhalb deſſelben ziemlich verſchieden ſind. Dieſes preußiſche Länderdreieck bildete den öſtlichſten Theil des Königreichs Weſtfalen, und zu dieſer Zeit übte der Jude Jakobſon unverkennbaren Einfluß auf die kirchlichen Verhältniſſe deſſelben. Nachmals bildete der Rationalismus fortwährend das Band der Einigung, das die urſprünglich ſo verſchieden regierten Theile der Provinz Sachſen zuſammenhielt. Anhalt, deſſen Theologen auf der Univerſität Halle-Wittenberg ſtudiren, hat auch die theologiſche Richtung der Provinz Sachſen. Aehnlich verhält es ſich mit dem Herzogthum Braunſchweig, welches lange Zeit in der Kirche nur dem Rationalismus huldigte, aber ſich Uhlich immer fernzuhalten verſtand, ſo daß ſchon eine Verſammlung proteſtantiſcher Freunde auf der Aſſe nur ohne ihn abgehalten werden durfte und neuerdings Uhlich von Schöppenſtedt, wohin er geladen war, augenblicklich zurückreiſen mußte.

Was hier von dem Mittelpunkte der preußiſchen Provinz Sachſen geſagt iſt, gilt jedoch nur für die Gebildeten und Halbgebildeten unter ſeinen Bewohnern. Das Landvolk beſonders war bis auf die neueſte Zeit einer ziemlich ſtrengen lutheriſchen Zucht ergeben und hält, ſo viel an ihm iſt, auch noch nach Einführung der Union an den ſpecifiſch lutheriſchen Gebräuchen feſt. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war nur die Privatbeichte üblich. An den Abendmahlstagen war es ſelbſt unter den Proteſtanten im Volke noch vor Kurzem üblich, zu faſten, und Vorhaltetücher am Altare verhindern noch jetzt, daß von dem Abendmahlsweine etwas verſchüttet werden kann. Die Adventszeit wurde als Buß- und Faſtenzeit betrachtet und in der Woche werden Adventspredigten gehalten. Selbſt Apoſtelfeſte waren üblich. Stille Begräbniſſe gehörten zu den Seltenheiten; das feſtliche Leichenеſſen wurde nicht geſpart und die Trauerzeit ſtreng gehalten. Noch beten und ſingen die Armen

vor den Thüren und in der Woche werden Montags und Freitags kirchliche Betstunden gehalten. An allgemeinen Buß- und Bettagen sind Altar, Canzel und Taufstein schwarz umhangen und die Gemeinde erscheint in Trauerkleidern; an manchen Orten eröffnet und beschließt der Geistliche den Gottesdienst mit einem knieenden Gebete am Altar. Auch am Charfreitage sind Altar, Canzel und Taufstein schwarz behangen, und unter dem Vaterunser wird die Betglocke angeschlagen. Der Confirmationstag gehört auch für diejenigen Familien, welche keine Kinder unter den Confirmanden haben, zu den größten Festtagen. Das Epiphaniasfest wurde durch den volksthümlichen Umzug der heiligen drei Könige verherrlicht. Ein eigenes Ernteweihfest eröffnet an manchen Orten die Ernte und an andern Orten zogen die Schnitter an jedem Morgen im Dunkeln nach der Kirche und von da erst auf's Feld. Erntedankfest, Ernteopfer, Erntekränze auf dem Altare und an manchen Orten Feldgottesdienste verknüpfen sehr eng die Kirche mit den ländlichen Verrichtungen. In der Fastenzeit werden Fastenpredigten gehalten und Fastenexamina, Salve genannt. In den Kirchen fanden sich dramatische Darstellungen der Leidensgeschichte. Die Bergleute beginnen mit Gebet in den Zechenhäusern und haben eigene Grubengottesdienste. Die kirchliche Feier des grünen Donnerstages wurde zwar 1773 durch landesherrlichen Befehl abgeschafft; allein die Sitte des Hauses hielt den Tag in Ehren durch grüne, frühlingsmäßige Speisen und erleichterte den eifrigen Geistlichen die Wiedereinführung seiner kirchlichen Verherrlichung. Die Hagelfeier wurde früher im Halberstädtischen alljährlich dreimal, dann zweimal gehalten und ist trotz einer Verordnung des Consistoriums in Magdeburg von 1817 nicht überall abgeschafft. Bei schweren Gewittern werden Hausandachten gehalten. Hochzeiten finden nur an bestimmten Wochentagen Statt, welche für gesegnet gelten. Die hohen Kirchenfeste wurden bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch eine dreitägige Feier begangen. An den ersten hohen Festtagen werden die Kirchen von den ältern Personen und an den zweiten hohen Festtagen von den jüngern mit besonderm Eifer besucht. Häuser, Teller, Schüsseln, Töpfe und Eimer sind mit Sprüchen geziert. Das Johannisfest wurde bis 1704 kirchlich gefeiert und gibt im Volksleben noch jetzt zu Bekränzungen mit Blumen, besonders mit Rosen, Veranlassung. Sonntägliche Katechisationen finden abwechselnd für Kinder, Jünglinge und Jungfrauen Statt. Die Sechswöchnerinnen halten ihren Kirchgang. Kränze und Kronen zum Andenken der Verstorbenen wurden in den Kirchen aufbewahrt. Das Martinsfest ist an vielen Orten ein Volksfest. Morgens, Mittags und Abends läutet täglich eine kleine Glocke. Dem Weihnachtsfeste geht die Christmette und das Läuten der Glocken in der Christnacht vorher. Vor Neujahr ist das Umsingen der Kinder und Armen und der Lehrer mit ihren Schülern noch an vielen Orten üblich. Zu Ostern werden Osterfeuer angezündet, Ostereier gesucht und das Osterwasser wird geholt. Acht Tage vorher, am Palmensonntage, sind viele Kirchen mit Blumen und Zweigen geschmückt. Am Pfingstfeste werden Kirche, Thurm und Häuser mit Maien geziert. Am zehnten Sonntage nach Trinitatis wird die Geschichte der Zerstörung von Jerusalem vorgelesen. Am Tage der allgemeinen Todtenfeier werden Canzel, Altar und Taufstein schwarz bekleidet und die Gemeinde erscheint in schwarzer Tracht.

Diese kirchlichen Zustände hatten sich während der ganzen Aufklärungsperiode gewissermaßen trotz der Geistlichkeit erhalten. Sie dauerten auch in neuerer Zeit fort, obgleich dem Volksleben grade in diesen lutherischen Ländern die Fähigkeit mangelte, auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in einer ihm selbst entsprechenden Weise einzuwirken und dieselben auf die ihm gemäße Art zu gestalten oder vielmehr zu bewahren. So stellte sich nun immer mehr und mehr der auffallende Widerspruch heraus, daß die Kirche nach Außen hin in diesen lutherischen Landen, wo das Glaubensbekenntniß und die kirchlichen Gebräuche an und für sich strenger waren, eine geringere Lebensfähigkeit entwickelte als in den ursprünglich reformirten Gegenden Preußens, wo die Presbyterial- und Synodalverfassung selbst den Bürger und Landmann zur Vorsorge und Mithilfe an den kirchlichen Dingen bestimmt. Während in den ursprünglich lutherischen Gegenden, an der Elbe und an der Saale, nur noch einzelne doctrinäre Kreise in den Ruf des Pietismus kamen, galten daher bald die bedeutendsten Städte der Rheinprovinz, wenn

nur in ihnen überhaupt die Protestanten den Katholiken überlegen waren, für durchaus pietistisch, und während in Halle dem kirchlichen Eifer sogleich eine numerisch überlegene unkirchliche Partei entgegentrat, ruhte die Frömmigkeit der Kaufleute von Elberfeld und Barmen auf festerm Grunde und blieb in der Rheinprovinz fast unangefochten. Wie nun an diesen Orten durch die Kirchenverfassung die Menge zu den kirchlichen Dingen herangezogen wurde, so brachte sie auch die größten Opfer. Die Missionsfeste wurden in allen mehr protestantischen Städten der Rheinprovinz zu wahren Volksfesten. Man verwendet einen ganzen Tag auf dieselben und läßt auf die kirchliche Feier eine Feier im Gasthause bei Speise und Trank folgen, an der ganze Gemeinden theilnehmen und bei welcher ein buntes Gemisch von anregenden religiösen Vorträgen durch Missionäre, durch fremde Prediger und durch erweckte Laien aus dem Orte geboten wird. Die Prediger einer Gemeinde werden nur von ihr selbst gewählt und nicht häufig wird dabei auf etwas Anderes Rücksicht genommen als auf ihr kirchliches Bedürfniß. So wissen die Gemeinden sich zunächst mit ihren Geistlichen vollkommen einverstanden, und wenn diese später erkalten, so können sie bei der Wahl eines neuen Predigers fast nie verhindern, daß dieselbe auf einen desto eifrigern Mann fällt, von dem nun allein schon das kirchliche Bedürfniß seine volle Befriedigung erwartet. In den größern Städten der Rheinprovinz werden daher auch fortwährend noch neue Predigerstellen creirt, denen dann aber nicht etwa eine bestimmte kleine Einwohnerzahl übergeben wird, sondern die als dritte und vierte Prediger in die große Hauptgemeinde der Stadt, welche in der Regel viele Tausende umfaßt und selbst meilenweit in der Runde die einzelnen Bauerngehöfte einschließt, also in einen sehr bedeutenden Wirkungskreis, eintreten, wobei vorausgesetzt wird, daß sie mit der Seelsorge Ernst machen werden. Die städtischen Predigerstellen, welche leicht hinter den ländlichen an Einkommen zurückbleiben können, weil sie auf Geld angewiesen sind, das fortwährend im Werthe sinkt, während das Einkommen bei diesen in Ländereien besteht, sind durch die Freigebigkeit der Städte in den rheinisch-westfälischen Landen durchaus gut dotirt. Hierfür verlangt der Rheinländer von dem protestantischen Prediger eine sehr ernste Lebensweise. Je lieber er in den Häusern seiner Gemeindeglieder bewirthet wird, um so weniger ist ihm der Besuch irgendwelcher öffentlichen Orte gestattet. Nicht einmal dem Casino der Stadt darf er angehören und bei keinem öffentlichen Concerte zugegen sein. Mit besonderer Sorgfalt achtet die ganze Gemeinde auf die Reinheit der Lehre, das heißt darauf, daß niemals eine Ansicht von dem Prediger ausgesprochen wird, welche mit der reformirten Kirchenlehre und der Bibel nach ihrer Auffassung zu streiten scheint. Geistliche in der Gegend von Elberfeld versichern, daß ihnen fortwährend bis zur Ermüdung von Damen und von Männern aus dem Volke Fragen, individuelle Auffassungen und Scrupel über die untergeordnetsten und dunkelsten Punkte der christlichen Lehre vorgelegt werden, über welche sie oft sich eine bestimmte Meinung noch gar nicht gebildet haben und vor denen sie nicht selten als vor unnützen und gefährlichen Grübeleien warnen müssen. Auf diese Weise wird in jenen Landen vom Volke selbst über die Geistlichkeit eine Aufsicht geübt, welche in allen einigermaßen klaren Punkten eine Abweichung von der Schrift gar nicht dulden würde. Wenn man daher jene Gegenden als pietistisch bezeichnet, so ist dies in so fern richtig, als der Rationalismus unter den Geistlichen oder doch das offene Bekenntniß desselben dort schlechterdings unmöglich gemacht wird.

Dies Alles verhält sich in der Provinz Sachsen grade entgegengesetzt. Hier fehlt in dem kirchlichen Leben das moderne rheinische Element, und die alten kirchlichen Volksgebräuche standen, wie schon bemerkt, unvermittelt neben der neuern Theologie. Ohne Presbyterial- und Synodalverfassung der Gemeinde waren die Prediger fast unabhängig von dem Geiste derselben. Die besten und gesuchtesten Pfarrstellen befinden sich auf dem Lande und ihre Einnahmen haben durch die Ackerseparationen, durch die hohen Pachtzinse in Folge des Zuckerrübenbaues und durch ähnliche Umstände oft eine erstaunliche Höhe erreicht. Grade diese begünstigten Landgeistlichen hatten jedoch oft ganz kleine Gemeinden und in der Regel einen unbedeutenden Wirkungskreis. Die bedeutendern städtischen Predigerstellen dagegen sind zum großen Theile in den Händen solcher Prediger, deren Thätigkeit vorzugsweise von

Verwaltungsgeschäften, zum Beispiel von Superintendenturleitung, in Anspruch genommen wird. Der wichtigste Theil der pfarramtlichen Thätigkeit würde daher den städtischen Diakonen zufallen. Nun aber hat die Provinz Sachsen 22 niedere städtische Pfarrstellen, welche unter 400, außerdem 45, welche unter 500 und noch außerdem 40, welche unter 600 Thaler Gehalt eintragen. Für diese Stellen, welche von den Gemeinden bis jetzt nicht verbessert sind, können keine bedeutenden Kräfte gewonnen werden, und diesem Umstande schreibt man zum großen Theil die Abwendung der städtischen Bevölkerung vom kirchlichen Leben zu. Um die Lehre der Geistlichen kümmert sich außer ihren Vorgesetzten Niemand und die Gemeindeglieder würden es sich niemals einfallen lassen, in rheinischer Weise die Schriftmäßigkeit ihrer Predigten zu überwachen. So sah sich der Predigerstand hier theils verlassen, theils in einer fast unabhängigen Lage und trat zu den Versammlungen der protestantischen Freunde zusammen, als das Kirchenregiment die bei ihm vorherrschende rationalistische Auffassung des Christenthums zu verfolgen anfing.

Die besondere Veranlassung zu diesem Zusammentreten gab der Sintenis'sche Bilderstreit. Auf der Magdeburger Kunstausstellung befand sich ein Bild, die betende Bauernfamilie. Der Steuereinnehmer Ribbeck ließ ein Gedicht in der Magdeburger Zeitung drucken, worin er den Gegenstand des Gedichtes in der Art darlegte, daß er erzählte, wie die betende Bauernfamilie vor einem Crucifix im Walde für die Genesung des Hausvaters danke. In Folge dieses Gedichtes veröffentlichte der Prediger Sintenis zu Magdeburg, der schon früher als offener Vertreter des Rationalismus unter den Geistlichen Anstoß erregt hatte, einen von ihm unterzeichneten Artikel in der Magdeburgischen Zeitung, worin er Bild und Gedicht für katholisirendes Unwesen erklärte.*) Diese Auffassung war vom ästhetischen Standpunkte aus nicht zu rechtfertigen, da das anbetende Subject bis jetzt noch in jeder Lehre der Aesthetik, möge sie ausgehen von welchen Principien sie wolle, seine Stelle gefunden hat und da dem Künstler und Dichter der Gegenwart doch mindestens eben so gut das Recht der Darstellung der christlichen Gottesverehrung als das der Darstellung von Gegenständen aus der heidnischen Religion verbleiben müßte. Wichtiger war es indessen, daß Sintenis das Gebet zu Christus in seiner Recension überhaupt für katholisirendes Unwesen erklärte. Der Bischof Dräseke*) sah darin eine Herabsetzung der kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit. Sintenis wurde daher vom Consistorio wegen Abweichung von der Lehre der protestantischen Kirche zur Rechenschaft gezogen und mit Entlassung bedroht. Bis zu dieser kam es allerdings nicht, dahingegen nahm Dräseke wegen der durch diesen Bilderstreit hervorgerufenen Aufregung seine Entlassung. Während dieser Aufregung trat Uhlich als Begründer der Verhandlungen der protestantischen Freunde oder Lichtfreunde, wie das Volk sie nannte, auf (1841).**) Die Hauptversammlungen fanden zu Köthen Statt. Außerdem wurden aber auch Verhandlungen gehalten in Halle, Leipzig, Oschersleben, Halberstadt, Hoym, Aschersleben, Naumburg, auf der Asse im Braunschweigischen, in Dessau, Königsberg in Preußen, Berlin und Breslau. Die Lichtfreunde gaben als ihren Zweck an, daß sie sich durch ihre Gemeinschaft im Glauben stärken und weiter bilden wollten. Für ihren Glauben erklärten sie das reine evangelische Christenthum. Die Grundzüge dieses einfachen Christenthums seien ausgesprochen in den Worten Jesu: „Das ist das ewige Leben, daß sie Dich, der Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen." Die Lichtfreunde erkannten es demnach als ihr Recht und ihre Pflicht, Alles, was sich als Religion darbiete, mit ihrer Vernunft zu prüfen, aufzu-

*) Wilhelm Franz Sintenis (der Sohn von Johann Christian Sigismund Sintenis und der Neffe von Johann Christian Sintenis, welche beide durch moralisch-religiöse Romane bekannt wurden) war geboren am 26. April 1774 zu Dornburg in Anhalt, studirte in Wittenberg, wurde Inspector der Armenschule und des Schullehrerseminars in Köthen, 1824 zweiter Prediger, 1831 erster Prediger an der Heiligen-Geistkirche in Magdeburg und ist vor einigen Jahren verstorben.

*) Johann Heinrich Bernhard Dräseke war geboren zu Braunschweig 1774, war zuerst Landprediger, dann Pastor in Bremen, wurde 1832 als Generalsuperintendent mit dem Bischofstitel nach Magdeburg berufen und starb 1848 in Potsdam.

**) Uhlich, wie Sintenis in Anhalt und zwar zu Köthen am 27. Februar 1799 geboren, wurde Prediger zu Diebzig in Anhalt, dann zu Pömmelte in Preußen, von wo er nach Magdeburg ging.

nehmen und zu verarbeiten. Von den Aposteln an habe eine stets verschiedene Auffassung des Christenthums stattgefunden und dies könne nicht anders sein, sei also Gottes Wille. Die Lichtfreunde wollten Niemand seiner Richtung wegen verletzen. Daß das Christenthum bestehe, dazu erachteten sie für völlig ausreichend seine Göttlichkeit, die ewigen Bedürfnisse und die geistige Freiheit des Menschen. Sonstige Stützen gebrauche und wolle das Christenthum nicht, einen Leib, eine Kirche werde es schon bilden nach dem jedesmaligen Bedürfnisse. Als ihre erste und wichtigste Aufgabe erkannten die Lichtfreunde, welche anfangs fast nur Geistliche waren, es an, sich in Amt und Leben rein und treu zu erweisen. Dabei wollten sie einander treue Handreichung thun, damit sie in Amt und Leben das Rechte träfen. Auch um sich her wollten sie, so viel ihnen vergönnt war, wirken für das Reich Jesu durch Wort und Schrift. Weil sie mit ihrem Glauben und Streben zu stehen meinten auf dem Grunde der protestantischen Kirche, welcher ihnen nach Innen war Christus, nach Außen Verwahrung gegen jede geistige Bevormundung, so nannten sie sich protestantische Freunde.

Am 29. Mai 1844 trat in der Pfingstversammlung zu Köthen der Pfarrer Gustav Adolf Wislicenus aus Halle auf mit einem Vortrage über die Frage: Ob Schrift? ob Geist? *) Diese von ihm selbst aufgeworfene Frage beantworte er dahin, daß nicht die Schrift, sondern der Geist die Norm des Glaubens sein müßte. Daß die menschliche Vernunft in der Kirche über die Schrift gestellt werden solle, war bis dahin in den Versammlungen der Freunde wenigstens nicht ausgesprochen, und die theologische Meinung der Mehrzahl von ihnen war wohl damals noch, daß der Gesammtinhalt der Bibel nach einer ihm selbst gemäßen Auslegung die Norm der evangelischen Kirche sein müsse. Der Professor Guericke aus Halle wohnte im kirchenhistorischen Interesse grade dieser Versammlung als Gast bei. **) Er veröffentlichte einen Bericht über den Vortrag von Wislicenus in Hengstenberg's evangelischer Kirchenzeitung, und da in Folge dessen einerseits Wislicenus wegen dieses Vortrages zur Rechenschaft gezogen wurde, andererseits die Sympathien des Bürgerstandes gewaltig für ihn erwachten, so erklärten sich mit den nun in den Verhandlungen der protestantischen Freunde immer zahlreicher werdenden Laien auch die Geistlichen im Wesentlichen mit Wislicenus einverstanden. So wurde denn auf der Pfingstversammlung zu Köthen während des nächsten Jahres von 34 Predigern und 400 Nichtgeistlichen erklärt, daß sie festhielten an dem reformatorischen Principe der protestantischen Kirche, worin eine fortgehende Entwicklung derselben nothwendig gesetzt sei. Das Christenthum sei ihnen die vollkommene Religion und die Bibel die Urkunde derselben. Aber die Bibel sei ihnen nicht ein Buch von absoluter Autorität, weil diese nur da sein könne, wo jede Einzelheit absolute Wahrheit habe. Die Bibel sei ihnen also nicht unbedingte Norm des christlichen Erkennens, weil sie selbst über ihre Worte und Entwicklungen auf den heiligen Geist hinweise. Weil sie in dieser Absicht zugleich den Kern der Ansichten des Pfarrers Wislicenus anerkannten, so erklärten sie, daß sie im Princip mit ihm übereinstimmten.

Obgleich nun Anschlußerklärungen an diese Köthener Erklärung in verschiedenen Formen von allen Seiten erfolgten, so wurde doch Wislicenus unterm 23. April 1846 durch das Consistorium zu Magdeburg wegen grober Verletzung der für Liturgie und Lehre bestehenden Ordnung seines Amtes entsetzt. Nachdem schon früher die freie Gemeinde zu Königsberg durch Rupp gegründet war, stiftete Wislicenus im September 1846 die freie Gemeinde in Halle.

Ehe indessen die Amtsentsetzung von Wislicenus erfolgte und die Verhandlungen der protestantischen Freunde wo nicht verboten, doch sehr beschränkt wurden, hatte die preußische Regierung sich sehr angelegentlich mit der religiösen Frage der protestantischen Kirche beschäftigt. Den Verwaltungsbeamten war es nicht entgangen, daß die Unruhe im

*) Gustav Adolf Wislicenus, geboren am 20. November 1803 zu Battaune bei Eilenburg, gehörte auf der Universität der Burschenschaft an, war zuerst Landprediger, dann bis zu seiner Amtsentsetzung Prediger an der Neumarktskirche zu Halle.

**) H. E. F. Guericke, geboren am 23. Februar 1803 zu Wettin bei Halle, habilitirte sich in der theologischen Facultät zu Halle, wurde 1829 außerordentlicher Professor, 1835 als Altlutheraner seiner Professur enthoben, 1838 auch in der Verrichtung geistlicher Amtshandlungen bei der altlutherischen Gemeinde verhindert, trat aber 1840 in seine akademische Stellung wieder ein.

Volke, welche nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. eine politische gewesen war, sich größtentheils in die religiösen Bewegungen geflüchtet hatte. Hierüber erfreut und zugleich überzeugt, daß die Meinungen Uhlich's die Ansichten der großen Mehrzahl der politischen Liberalen seien, wünschte der Minister des Innern, den religiösen Bewegungen kein Hinderniß bereitet zu sehen, um so weniger als polizeiliche Hindernisse in Religionssachen sogar Unzufriedene auf dem politischen Gebiete da hervorrufen konnten, wo sie bisher am wenigsten vorhanden gewesen waren, namentlich in den mittlern Provinzen. Der Rath dieser Staatsmänner war, daß die Gemeinden auf eine mehr juristische Weise vom Staate sollten behandelt werden und daß vorläufig jede Gemeinde gleichsam allein über die Zulässigkeit der Lehre ihres Geistlichen urtheilen solle. Sie stimmten dadurch mit den Lichtfreunden selbst überein, welche die Berechtigung zu ihren Abweichungen von der Kirchenlehre hauptsächlich daraus ableiteten, daß eine Landeskirche ein Unding und deshalb keine evangelische Kirche, sondern nur evangelische Gemeinden vorhanden seien. Allein im Cabinet wurde dies Alles mit andern Augen angesehen, und der Cultusminister Eichhorn trat der Auffassung des Cabinets bei, welche ursprünglich wohl von ihm nicht ausgegangen war. Diese Meinung ging dahin, daß zwar jedem Preußen vollkommene Religionsfreiheit zugestanden werden müsse; die Abweichungen der Geistlichen von den Bekenntnissen der evangelischen Kirche aber wurden von dem König als Meineid angesehen. Allerdings sei die reine Consistorialkirche mit dem Könige als summus episcopus an der Spitze nur ein Ausnahmezustand. Aber grade durch strenges Festhalten an den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche glaubte der König die Kirche so zu bewahren, wie er sie einst wohlbehalten in die „rechten Hände" zu legen wünschte. Die lichtfreundlichen Geistlichen sollten daher mit ihren entschiedenen Anhängern erst aus der Kirche austreten, um vollkommen sicher vor jeder Anfechtung sein zu können. Die Rechte dieser neuen Dissidenten sollten dann nach ihrer größern oder geringern Uebereinstimmung mit den Lehren der Landeskirche bemessen werden und man zweifelte kaum daran, daß die Stellung Uhlich's nach seinen bisherigen Lehren im Falle seines Austrittes aus der Landeskirche doch nicht viel schlechter werden würde, als diejenige älterer Dissidenten im preußischen Staate, zum Beispiel der Mennoniten, ja, selbst der Altlutheraner. Allen diesen Erwägungen, ganz besonders aber den königlichen Entschlüssen, welche zu dem Religionspatent vom 30. März 1847, die Bildung neuer Religionsgesellschaften betreffend, führten, lag die sorgfältigste Rücksicht auf das allgemeine preußische Landrecht zu Grunde, welches dem preußischen Unterthan zwar Religionsfreiheit sichern wollte, aber streng darüber wachte, daß bestimmte Rechte an das Bekenntniß zu einer der beiden Hauptkirchen des Landes geknüpft würden. Nach dem allgemeinen Landrechte soll Niemand wegen seiner Religionsmeinungen beunruhigt, zur Rechenschaft gezogen, verspottet oder verfolgt werden. In so weit jedoch ein Einzelner durch seine eigenthümlichen Religionsansichten verhindert wird, diejenigen Rechtshandlungen vorzunehmen, deren Form nach den Gesetzen durch bestimmte religiöse Ueberzeugung bedingt ist, muß er sich die daraus folgende Verminderung seiner bürgerlichen Rechtsfähigkeit gefallen lassen. Besondere Religionsübungen stehen zwar frei: die Betheiligten bilden aber zunächst keine rechtlich bestehende, besondere Religionspartei, sondern eine bloße Privatgesellschaft. Nur die im Staate öffentlich aufgenommenen Kirchengesellschaften haben die Rechte privilegirter Corporationen, nur ihre Gebäude werden „Kirchen" genannt und genießen die Vorrechte der öffentlichen Gebäude des Staates. So war denn Friedrich Wilhelm IV. entschlossen, theils den geschichtlich und nach Staatsverträgen bevorrechteten Kirchen den kräftigsten landesherrlichen Schutz angedeihen zu lassen und sie in dem Genusse ihrer besonderen Gerechtsame zu erhalten, theils auch die im allgemeinen Landrechte ausgesprochene Glaubens- und Gewissensfreiheit unverkümmert aufrecht zu erhalten, auch nach Maßgabe der allgemeinen Landesgesetze die Freiheit der Vereinigung zu einem gemeinsamen Bekenntnisse und Gottesdienste zu gestatten. Diejenigen, welche in ihrem Gewissen mit dem Glauben und Bekenntniß ihrer Kirche nicht in Uebereinstimmung zu bleiben vermögen und sich demzufolge zu einer besondern Religionsgesellschaft vereinigen oder einer solchen

sich anschließen, genießen hiernach nicht nur volle Freiheit des Austritts, sondern bleiben auch, in so weit ihre Vereinigung vom Staate genehmigt ist, im Genuß ihrer bürgerlichen Rechte und Ehren. Dagegen können sie einen Antheil an den verfassungsmäßigen Rechten der Kirche, aus welcher sie ausgetreten sind, nicht mehr in Anspruch nehmen. Befindet sich eine neue Religionsgesellschaft in Hinsicht auf Lehre und Bekenntniß mit einer der durch den westfälischen Friedensschluß in Deutschland anerkannten christlichen Religionsparteien in wesentlicher Uebereinstimmung und ist in derselben ein Kirchenministerium eingerichtet, so würde diesem bei Genehmigung der Gesellschaft zugleich das Recht zugestanden, in den Landestheilen, wo das allgemeine Landrecht oder das gemeine deutsche Recht gilt, solche die Begründung oder Feststellung bürgerlicher Rechtsverhältnisse betreffende Amtshandlungen, welche nach den Gesetzen zu dem Amte des Pfarrers gehören, mit voller rechtlicher Wirkung vorzunehmen. In allen andern Fällen bleiben bei neuen, nach den Grundsätzen des allgemeinen Landrechtes zur Genehmigung von Seiten des Staates geeignet befundenen Religionsgesellschaften die zur Feier ihrer Religionshandlungen bestellten Personen von der Befugniß ausgeschlossen, auf bürgerliche Rechtsverhältnisse sich beziehende Amtshandlungen der oben bezeichneten Art mit civilrechtlicher Wirkung vorzunehmen. Diese soll bei den Gegenständen jener Amtshandlungen durch eine von der Gerichtsbehörde erfolgende Verlautbarung sichergestellt werden, den Betheiligten jedoch gestattet sein, die gedachten Amtshandlungen auch mit voller Wirkung durch einen Geistlichen einer der öffentlich aufgenommenen christlichen Kirchen verrichten zu lassen, wenn ein solcher sich dazu bereitwillig findet. Wenn nun in dem Patent vom 30. März 1847 denjenigen, welche ihre Kirche verlassen und zu einer besondern Religionsgesellschaft sich vereinigen oder einer solchen sich anschließen, nur in so weit der fortdauernde Genuß ihrer bürgerlichen Rechte und Ehren ausdrücklich zugesichert ist, so eröffnete doch der König dem Staatsministerio ausdrücklich zur Vermeidung möglicher Mißverständnisse, daß dieser Bestimmung nicht die Ausdehnung gegeben werden dürfe, als ob der Beitritt zu einer vom Staate noch nicht genehmigten Religionsgesellschaft ohne Weiteres den Verlust jener Rechte und Ehren zur Folge habe. Insbesondere machte der König darauf aufmerksam, daß kein Militär- oder Civilbeamter bloß deshalb, weil er sich von seiner Kirche getrennt und einer noch nicht genehmigten Religionsgesellschaft angeschlossen habe, in den mit seinem Amte verbundenen Rechten, sofern nicht das Amt selbst, wie zum Beispiel bei den Schullehrern, durch eine bestimmte Confession bedingt sei, eine Schmälerung erleiden dürfe. Eine Verordnung, betreffend die Geburten, Heirathen und Sterbefälle, deren bürgerliche Beglaubigung durch die Ortsgerichte erfolgen muß, ist dem Patent vom 30. März 1847 beigegeben.

Das Religionspatent war wohl hauptsächlich mit Rücksicht auf Uhlich erlassen. Dieser war im October 1845 Prediger in Magdeburg geworden und am 20. September 1847 vom Consistorio suspendirt. Noch im Jahre 1847 bildete sich unter Uhlich's Leitung die große christliche Gemeinde zu Magdeburg, welche erklärte, daß sie nur deshalb aus der Landeskirche austrete, weil sie den Druck des damaligen Kirchenregiments nicht mehr ertragen könne, und daß ihre Mitglieder evangelische Christen bleiben wollten. Wie bisher würden dieselben die Bibel für die Urkunde des Christenthums erkennen. Ihr Bekenntniß lautete: „Ich glaube an Gott und sein ewiges Reich, welches Jesus Christus in die Welt eingeführt hat.“ Ihre Gottesverehrung solle bei Freiheit und Mannigfaltigkeit der Form die bisherige bleiben. Ihre Verfassung aber ruhe auf den evangelischen Grundsätzen der Freiheit und der Liebe.

Durch ein solches Bekenntniß schien eine ganz andere Entwicklung zunächst der freien Gemeinde in Magdeburg angebahnt, als diejenige war, welche sich geschichtlich herausstellte, hauptsächlich unter dem Einflusse des Jahres 1848. Während Uhlich in seiner Blüthezeit sogar an einem der frühern Oberpräsidenten zu Magdeburg einen Verehrer und, da er als Abgeordneter in der constituirenden Versammlung zu Berlin war, im Jahre 1848 eine Zeit lang selbst an dem Cultusminister einen Freund gefunden hatte, wurden die freien Gemeinden endlich unter das Vereinsgesetz vom 11. März 1850 und weil sie nicht als religiöse, sondern nur als Privatgesellschaften gelten sollten, eben hierdurch gewissermaßen unter specielle polizei-

liche Aufsicht gestellt. Ein Proceß, welcher vom 4. Januar 1855 bis zum 29. Mai 1856 dauerte, endigte mit der Schließung der freien Gemeinde zu Magdeburg als eines politischen Vereines. In Bezug auf einzelne der andern Gemeinden, welche sich wohl mindestens in demselben Grade wie die Magdeburger der Politik zugewandt, aber allerdings an den kleinern Orten weniger Veranlassung zum öffentlichen Hervortreten hatten, erklärten zwar die Gerichte, daß sie nicht als politische Vereine von der Polizei angegriffen werden könnten; allein alle diese Gemeinden führten bis zum Sturze des Ministeriums Manteuffel-Raumer-Westphalen nur ein äußerst kümmerliches Dasein.

In diese Zeit fielen auch die großen Kirchenvisitationen, welche, anstatt die Union zu stälen, wie ihnen obgelegen hätte, vielmehr gegen dieselbe zu Felde zogen. Sie vollendeten innerhalb der Kirche, was das Vereinsgesetz in seiner Anwendung auf die freien Gemeinden bewirkte. Den amtlichen Personen, welche dabei beschäftigt waren, wurden Geistliche aus entfernten Provinzen beigesellt. Diese an sich vortreffliche Einrichtung wurde doch sehr nachtheilig für das kirchliche Leben wegen der Personen, auf welche die Wahl hier und da gefallen war, denn während hier und da Landprediger ohne allen Ruf zu den Visitatoren gehörten, welche die Visitationen nur benutzten, um Verbindungen anzuknüpfen und ihren Familien eine Stellung zu bereiten, griffen die fremden Geistlichen an andern Orten ohne alle Sachkenntniß ein. Sah sich doch einer der frömmsten und eifrigsten Geistlichen in der Prooinz Sachsen dem Gespötte seiner rationalistischen Amtsbrüder preisgegeben, weil während der Kirchenvisitation zu Magdeburg von den fremden Visitatoren das Verbot eines von ihm zu einer Zeit, wo man mit der Union noch Ernst machen wollte, herausgegebenen Katechismus verfügt wurde!

Als Herr von Bethmann-Hollweg preußischer Cultusminister wurde, trat alsbald auch das Religionspatent wieder in seine vollere Kraft. Die freien Gemeinden werden als Prioatgesellschaften geduldet und die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten in Preußen findet in vielen Stücken oon dem juristischen Standpunkte aus Statt, welcher schon zur Zeit der religiösen Bewegungen angerathen wurde. Die freien Gemeinden haben nun gleichsam die frühere Concession zurückempfangen. So lange sie sich der politischen Angelegenheiten enthalten, sind sie unter den allgemeinen, mildern Vorschriften des Vereinsgesetzes begriffen, in so fern aber Religionsübungen, Andachtsübungen in ihren Versammlungen vorkommen, fallen sie unter den Begriff des Artikel 12 der preußischen Verfassung, der nicht bloß gewissen Gesellschaften freie Religionsübung gewährt, sondern überhaupt die Freiheit der Religionsübungen, seien sie häuslich, seien sie öffentlich, gewährleistet. Diese Bestimmungen haben fast allgemeinen Beifall gefunden. Dahingegen ist die den Mitgliedern der freien Gemeinden ertheilte Befugniß, ihre Kinder dem gewöhnlichen Religionsunterricht zu entziehen und von den Predigern der freien Gemeinden in der Religion unterrichten zu lassen, heftig angegriffen worden.

Im Hause der Abgeordneten am 28. Februar 1859 erklärte Herr von Bethmann-Hollweg, daß einschränkende Maßregeln selbst gegen solche religiöse Versammlungen wie die der Dissidenten weder der Verfassung, noch den preußischen Traditionen, noch der Würde des Staates gemäß seien. Wenn nur erst den dissidentischen Gemeinden die freieste Entwicklung gewährt sei, so werde es an ihnen sein, den Beweis des Geistes und der Kraft zu liefern, den die Fundamentalwahrheiten des Christenthums im zweiten Jahrtausend ihres Bestehens täglich führten, sich zu consolidiren, namentlich mehr zu bestimmen und dadurch die Bürgschaft ihrer Dauer zu gewähren. Dann erst werde der Zeitpunkt eingetreten sein nach Ansicht der Staatsregierung, die durchgreifende gesetzliche Regulirung ihrer Verhältnisse vielleicht durch Ertheilung von Corporationsrechten in Erwägung zu ziehen. In Bezug auf den Religionsunterricht sei das Ministerium zu der Ueberzeugung gekommen, daß irgend welcher Zwang zur Theilnahme an demselben nicht stattfinden dürfe. Das allgemeine Landrecht verordne, daß die Kinder solcher Eltern, die einer andern Religionspartei angehören, nicht zur Theilnahme an dem öffentlichen Religionsunterricht genöthigt werden sollen. Man habe früher geglaubt, die Anwendung dieser gesetzlichen Bestimmung auf den vorliegenden Fall ablehnen zu können. Er sei überzeugt, daß auch hier diese „altpreußische" Bestimmung Anwendung finden müsse, vor-

ausgesetzt — wie das Landrecht ausdrücklich sage — daß ein anderweitiger Religionsunterricht nachgewiesen werde. Für einen solchen müsse der Religionsunterricht der Dissidenten gelten. Allerdings sei der Erfolg im Interesse des Staates bedenklich. Während der Staat dafür sorge, daß die gesammte Jugend Lesen, Schreiben und Rechnen erlerne, ignorire der Staat den Religionsunterricht und die damit so nahe verknüpfte Sittenlehre und könne nicht dafür einstehen, daß gewisse Kinder von dem Dasein Gottes unterrichtet würden und daß sie die zehn Gebote lernten. Das Alles falle aber nur auf den Kopf Derer, welche von Gottes und Rechts wegen die Erziehung dieser Kinder zu leiten hätten und die selbst urtheilen möchten, ob sie den jedenfalls auf mehr als tausendjährigen Grundlagen beruhenden Religionsunterricht der öffentlichen Schulen oder den wahrscheinlich nur sehr dürftigen ihrer Religionslehrer ihren Kindern ertheilen lassen wollen. Im Zusammenhang mit dieser Rede erklärte das Cultusministerium unterm 6. April 1859 erläuternd, daß es selbstverständlich sei, wie der den Dissidentenkindern ertheilte Religionsunterricht nichts den Staatsgesetzen Widersprechendes, Verbrechen oder Vergehen Begünstigendes, die Treue gegen den Staat und die Sittlichkeit Gefährdendes enthalten dürfe, widrigenfalls die königliche Regierung gegen denselben wie gegen andere ungesetzliche Formen und Aeußerungen der Religionsübungen repressiv einzuschreiten haben würde. Hinsichtlich solcher Kinder, welche auf das nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen als ungerechtfertigt nicht abzuweisende Verlangen ihrer Eltern dem Religionsunterricht, welcher in den Schulen zur Begründung wahrhaft christlichen Glaubens und Lebens nach der bewährten Weise der Kirche ordnungsmäßig ertheilt werde, entzogen werden, habe die Schule in Betreff ihrer Sittlichkeit und ihres Verhaltens ein besonderes Augenmerk zu richten. Jedes Aergerniß und Hinderniß, welches sie der Aufgabe der Schule auf dem Gebiete christlicher Erziehung entgegenstellen möchten, sei vom Stande der Schuldisciplin aus zu beseitigen. Am 9. April 1859 kam die Dissidentenfrage auch im Herrenhause zur Sprache und wiederum handelte es sich hauptsächlich um den Religionsunterricht derselben. Allerdings, sagte Herr von Bethmann-Hollweg, komme hier nicht nur der Artikel 12 der Verfassung in Betracht, sondern auch die ältern Gesetze und vorzugsweise das Patent vom Jahre 1847. Friedrich Wilhelm IV. gebühre das Verdienst, daß er mit diesem Patente zuerst den Weg der Toleranz praktisch gemacht habe. Das Patent nehme für sich gar keine Gesetzeskraft in Anspruch und besitze dieselbe nur so weit, als es den Paragraphen des Landrechtes vollkommen entspreche und nichts darüber Hinausgehendes enthalte. Dennoch enthalte es mehr, nämlich den Satz, daß die Glieder solcher nicht anerkannten Religionsgesellschaften noch Glieder der Landeskirche oder der katholischen Kirche oder sonst derjenigen Religionsgesellschaft seien, aus welcher sie austreten. Inwieweit die Dissidenten noch der Landeskirche angehörten, sei Gegenstand einer Controverse, und das Obertribunal als der höchste Gerichtshof der Monarchie habe entschieden, daß in Beziehung auf Kirchenlasten, Geldzahlung und andere Leistungen sie allerdings noch als Mitglieder der Landeskirche oder der katholischen Kirche angesehen werden müßten. Wie es auch mit der Richtigkeit dieser Entscheidung beschaffen sei, so können sie doch nach Artikel 12 der Verfassung quoad interna, das heißt in Beziehung auf die Religionsübung selbst, nicht mehr ohne innern Widerspruch als Glieder der Landeskirche angesehen werden. In einem Schreiben des Cultusministers an den Oberkirchenrath vom 19. April 1859 erklärte derselbe, es nur ehren zu können, wenn viele christlich erwärmte Männer es schmerzlich beklagt hätten, daß einem Theile der Jugend der Nation keine reichere und bessere Nahrung geboten werden solle als der Religionsunterricht der freien Gemeinden. Den rechten Schutz gegen die Folgen der den Dissidenten gewährten verfassungsmäßigen Freiheit werde die Kirche vielmehr in ihren eigenen Waffen finden. Je eifriger die Predigt des Evangeliums walte, je mehr die Kirche in ihrer Verfassung einem evangelischen Leben Raum zu schaffen bemüht sei, je mehr sie sich endlich erinnere, daß auch Diejenigen, welche sich von ihr abgeschieden hätten, ihrer Liebe empfohlen blieben, um so weniger werde sie und werde der Staat von den Folgen der jetzt anerkannten Nothwendigkeit zu befürchten haben.

Am 16. und 17. Juni 1859 hielten die aus dem Schooße der katholischen Kirche aus-

getretenen Deutschkatholiken und die aus der evangelischen Kirche ausgetretenen freien Gemeinden, welche seit dieser Zeit an vielen Orten als vereinigt zu betrachten sind, ein gemeinschaftliches Concil zu Gotha. Es wurde verhandelt über die Fragen: Wie läßt sich ein Lehrstuhl für religiöse Bewegung gründen? Wie stehen die Glieder der religiösen Bewegungen zum Christenthume? Ist es zweckmäßig, Frauenvereine in den freien Gemeinden zu gründen? Für zweckmäßig wurde es erkannt, daß die freien Gemeinden einen Fortbildungsunterricht für ihre Mitglieder in dem Alter von vierzehn bis zwanzig Jahren erhielten, und daß die Existenz von Reisepredigern durch Gründung einer Centralcasse möglich gemacht würde. Vor Allem aber wurde das Bundesstatut angenommen und den Gemeinden diejenige Organisation gegeben, deren Grundzüge weiter unten noch vorgeführt werden sollen.

Inzwischen war auch innerhalb der protestantischen Kirche an dem Herde der religiösen Bewegungen, in der Provinz Sachsen, eine wesentliche Veränderung vorgegangen, indem der bisherige Generalsuperintendent seines hohen Alters wegen emeritirt und der treffliche Generalsuperintendent Lehnerdt, welcher mit dem Ministerium Bethmann-Hollweg in den wichtigsten Fragen und auch in Bezug auf die Angelegenheit der Dissidenten übereinstimmt, sein Nachfolger geworden war.*)

Im Jahre 1859 hatten die freien Gemeinden Hoffnungen gesetzt auf die Petition von Jonas und Genossen, welche aus dem Schooße der evangelischen Kirche selbst an den Prinz-Regenten von Preußen wegen einer Kirchenverfassung abging. Als indessen nach dem Tode von Jonas eine Antwort des Prinz-Regenten erfolgte, welche zuerst von der „Neuen Evangelischen Kirchenzeitung" veröffentlicht wurde, gewann auch Uhlich die Ueberzeugung, daß die ihm befreundete Richtung innerhalb der Kirche selbst in Preußen keine Aussicht habe, zur Herrschaft zu gelangen. Jene Zeitschrift wird herausgegeben vom Professor H. Meßner, Inspector des Domcandidatenstiftes, auf Veranstaltung des deutschen Zweiges des evangelischen Bundes. Man schreibt an ihr dem trefflichen Generalsuperintendenten und Hofprediger Hoffmann zu Berlin, einem vielseitigen Gelehrten und ausgezeichneten Canzelredner, welcher jetzt zugleich im Oberkirchenrathe sehr thätig ist, vorzüglichen Antheil zu. Derselbe vertritt auch die seitdem in's Leben getretene kirchliche Gemeindeordnung mit vielem Eifer.

Es bestehen zur Zeit in ganz Deutschland 104 freireligiöse Gemeinden. Von diesen befinden sich 69 in Preußen und zwar 31 in Schlesien, 17 in Sachsen, 8 in Preußen, 5 in Brandenburg, 3 in Posen, je 2 in Westfalen und der Rheinprovinz. Die Zahl der freireligiösen Gemeinden des preußischen Staates nimmt also von Osten nach Westen zu in unregelmäßiger Weise ab. Nur 36 Prediger oder Sprecher stehen an der Spitze der 104 deutschen freireligiösen Gemeinden und besuchen die einzelnen Gemeinden auf regelmäßigen Rundreisen. Eine Bundesversammlung tritt alle drei Jahre zusammen und wählt einen Bundesvorstand aus fünf Personen. Die preußischen Gemeinden haben ihren besondern Bundesvorstand, welcher sie besonders vor den Staatsbehörden vertreten soll. Dieser Bund wird weiter eingetheilt in die Provinzialvereine: den norddeutschen Verein, der seinen Mittelpunkt in Nordhausen und Magdeburg hat, den schlesischen Provinzialverein und den ostdeutschen Provinzialverband, welchem die Provinzen Preußen und Posen angehören. Jeder dieser Prooinzialverbände hat in der Regel eine jährliche Versammlung. Der norddeutsche Bund wurde am 28. und 29. September 1859 durch eine nicht unwichtige Versammlung zu Magdeburg gestiftet, in der außer einigen Personen aus der Prooinz Brandenburg, aus Dessau, Dortmund, Harburg entweder Sprecher der freien Gemeinden oder Abgeordnete aus dem Bauern- und Handwerkerstande von Aschersleben (wo der frühere Prediger der freien Gemeinde zu Magdeburg, Sachse, Mühlenbesitzer geworden ist), aus Bukau, Burg, Delitzsch, Calbe, Gerbstedt, Gutenswegen, Halberstadt, Halle, Magdeburg, Nordhausen, Oschersleben und Quedlinburg zugegen waren. Der norddeutsche Bund umfaßt also ganz Preußen außer den Provinzen Schlesien,

*) Johannes Karl Lehnerdt, geboren den 11. April 1803 zu Wilsnak, wurde Alumnus auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium, nach seiner Universitätszeit Hauslehrer bei Herrn von Jagow, später außerordentlicher, dann ordentlicher Professor in Königsberg, dann zugleich Prediger an der neuen altstädtischen Kirche, dann auch Consistorialrath; 1851 kam er nach Berlin in Neander's Stelle, 1858 als Generalsuperintendent nach Magdeburg.

Preußen und Posen, und von Magdeburg (Nordhausen) aus werden selbst die Gemeinden in Brandenburg, der Rheinprovinz, in Westfalen und sogar in Anhalt geleitet. Unter andern Gemeinden hatte auch die deutschkatholische in Magdeburg dies Concil ganz unberücksichtigt gelassen. Auf diesem Concil machte Herr Schünemann aus Magdeburg (früher Cantor in Neuwegersleben zwischen Oschersleben und Braunschweig) den Vorschlag, daß die Sprecher der freireligiösen Gemeinden abgegangene Secundaner zu sich nehmen und zu Predigern für freie Gemeinden ausbilden sollten. Bei dem besonders in Schlesien bemerkten Mangel an Sprecherkräften sprach sich die Mehrzahl der Redner für diesen lächerlichen Vorschlag aus.

Von den 104 freireligiösen Gemeinden Deutschlands waren jedoch im Anfange des Jahres 1860 erst 71 dem Bunde beigetreten. Die meisten von diesen 71 hatten kein Lebenszeichen gegeben. Einige der Gemeinden bestehen nur aus einem oder zwei Handwerkern mit ihrer Familie, sind aber gleichwohl in den Concilen und im Bundesorgane, dem Dissidenten, vertreten. Die zahlreichsten Gemeinden sind die christkatholische Gemeinde in Berlin mit 2385 Seelen und die Gemeinde zu Rothenburg mit etwas über 2000 Seelen, welche aber von dem bei den übrigen Sprechern freireligiöser Gemeinden für orthodox geltenden Prediger Bock geleitet wird. In Magdeburg waren am 6. November 1859 1001 Personen über vierzehn Jahre in die Gemeindelisten eingeschrieben. Die Gemeinde in Breslau zählt 659 aus der Landeskirche ausgeschiedene Mitglieder. Die christlich freie Gemeinde in Berlin hat nur 129 Mitglieder und wurde lange nur alle vierzehn Tage von einem Grüneberger Prediger besucht. Die freireligiöse Gemeinde in London, der Johannes Ronge, der Vater der Deutschkatholiken, vorsteht, erklärte sich im September 1859 für den Anschluß an den Bund der deutschen Gemeinden. Vier Gemeinden in Nordamerika haben zu Philadelphia in Pennsylvanien im April 1859 einen „Bund der freien deutschen Gemeinden von Nordamerika" geschlossen. Dieser ist mit dem deutschen Bunde der freireligiösen Gemeinden bereits in schriftlichen Verkehr getreten und der Präsident dieses Bundes zu Philadelphia, Schünemann-Pott (früher Prediger in der freien Gemeinde zu Quedlinburg) hofft, daß bald der „schöne Bund freier Menschen und für-Humanität erglühter Gemeinden, der freie Gedanke, gleich einer neuen Isodyname, seinen lebendigen Gürtel um die ganze Welt schlingt und den Strom des Geistes leitend über beide Hemisphären führt."

Was die Glaubenslehre der freireligiösen Gemeinden betrifft, so ist derselben neben der Freiheit mehr Klarheit gewünscht worden. Ihre Hauptsätze, so entwickelt die neue evangelische Kirchenzeitung, sollten die sein, über welche die verschiedenen Vertreter des Christenthums einig seien und welche sich am meisten eigneten, ihre Anhänger zu guten Menschen zu machen. Ursprünglich wollten sie daher von vornherein nicht alles Christenthum abschaffen, sondern nur es auf ein bescheidenes Maß zurückführen. Die Wissenschaft sollte als nie dem Christenthum widerstreitend gelten und dabei sollte doch noch möglichst das Alte, weil es einmal für heilig gegolten hatte, in Anwendung kommen. Das alte Kirchenthum war dadurch vereinfacht, aber es wurde nicht ausgemacht, wer unter die verschiedenen Vertreter des Christenthums zu rechnen sei, und eben so wenig, ob Sätze, die zwischen Protestanten und Katholiken oder die zwischen Pantheisten und Theisten oder die zwischen Materialisten und Spiritualisten (Dualisten) streitig seien, mit in den Inhalt des „reducirten Christenthums" fallen. Was „Wissenschaft" sei, war nicht bestimmt, nur sollte der Glaube unbedingt mit ihr sich einigen. Dennoch wurde anfangs der Monotheismus und die göttliche Sendung Jesu als Hauptinbegriff der freireligiösen Lehre bezeichnet, „obgleich doch wohl weder der Materialismus noch auch nur die Hegel'sche Wissenschaft dergleichen im einfachen Wortsinne zugeben konnte." Auf der andern Seite ergab sich ein Widerspruch zwischen der freireligiösen verstandesmäßigen Auffassung des Christenthums und zwischen ihrer Forderung einer Unterordnung des Christenthums unter eine gründliche und weniger einseitige wissenschaftliche Forschung. Sogar eine neue freireligiöse Kirche sollte das Christenthum wieder schaffen, obgleich die Dissidenten durch ihre Sätze „nicht eine neueste Auffassung, sondern tausend mögliche zugelassen hatten." Ganz dogmatisch sprach Uhlich vom Reiche Christi, von Sündenvergebung, Heiligung, vom heiligen Geiste als

göttlicher Kraft, von einer göttlichen jenſeitigen Vergeltung. Dies Alles ſollte dann wieder nur als Ausdruck „flüſſiger Ideen“ betrachtet werden, weil das Glaubensbekenntniß ſo unbeſtimmt als möglich ſein müſſe. Das Kirchenthum machte alſo bei den freien Gemeinden urſprünglich nicht ſowohl der weltlichen Bildung Platz, als daß ein rationaliſtiſches Kirchenthum angeſtrebt wurde, gegen welches dieſe Bildung nach Umſtänden auch proteſtiren müßte und zum Beiſpiel in Goethe, Schiller, Hegel, Schelling mit Spott und Hohn proteſtirt hat. Dieſer freireligiöſe Standpunkt entwickelte ſich indeſſen nach dem Jahre 1848 unter allerlei Einflüſſen aus Politik und Wiſſenſchaft doch zum bloßen „Menſchenthume“ fort. „Die offenen und graden Atheiſten, die da wußten, was ſie wollen, traten in den Schatten und auf dem hellen Vordergrunde ſtand Uhlich mit ſeiner ungeheuren Sehnſucht — ein Menſch zu ſein. Er erklärte dieſes Menſchenthum als eine behagliche eudämoniſtiſche, den Vortheil zum Hauptmotiv machende Frömmigkeit.“ Die Unbeſtimmtheit in der Lehre der freien Gemeinden geht ſogar nach einer feinen und eingreifenden Bemerkung ſo weit, daß nicht einmal beſtimmt iſt, was ein guter Menſch iſt, und daß nicht einmal ein Maßſtab gegeben iſt für das, was dazu machen könne. Selbſt wo die unſchuldigen Vergnügungen, von denen in den freien Gemeinden ſo viel die Rede iſt, aufhören, unſchuldige zu ſein, wird nicht geſagt.

Noch auf einem andern Punkte zeigte es ſich in charakteriſtiſcher Weiſe, wie fern die freien Gemeinden noch davon ſind, zu wiſſen, was ſie eigentlich wollen und wie das Gewollte zu erreichen ſei. Die Gemeinden hatten ſich ſeit 1858 vielfach „freireligiöſe Gemeinden“ genannt. So wurde im Mai 1858 zu Offenbach die „freireligiöſe Stiftung“ gegründet und auch in Gotha nannten die Gemeinden, wie ſchon bemerkt, ſich freireligiöſe, was die Gegner in religionsfreie umkehrten. Nun vereinigten ſich in Königsberg am 27. October 1859 die chriſtkatholiſche und die freie Gemeinde und nahmen gleichzeitig den Namen „freie evangeliſch-katholiſche Gemeinde“ an. Dieſer Name ſollte ausdrücken, daß Angehörige zweier Kirchen, welche ſich bisher gehaßt, ſich in freundſchaftlichem Geiſte zu einem Werke verbunden hätten, ohne daß die Einzelnen ſich vorher von ihren frühern Confeſſionen loszuſagen genöthigt ſeien. Und ſo gab am 17. November 1859 die vereinigte Königsberger Gemeinde die Erklärung ab: „Wir wollen nicht eine neue Kirche oder Religionspartei gründen, ſondern in den beſtehenden Religionen durch Reinigung derſelben von allem Sectenweſen für ihre Union wirken.“ Die Stellung der einzelnen freien Gemeinden zu dieſer Königsberger Auffaſſung iſt für das Weſen derſelben bezeichnend. Nur die Tilſiter waren mit den Königsbergern in den Grundbegriffen einig und wollten innerhalb der beſtehenden Kirchen verbleiben, wenn auch nur deswegen, weil dieſe Auffaſſung die urſprüngliche geweſen ſei. Eine andere Partei erklärte, die diſſidentiſche Religionsgeſellſchaft habe ſich freilich Formen bilden müſſen, da das Weſen der Religion, das heißt die Beziehung des Menſchen zum Ewigen, ohne Form überhaupt nicht exiſtiren könne. Aber ſie unterſcheide ſich dadurch von den alten Religionen, daß ſie, wie alle, ſo auch ihre Formen als veränderlich betrachte. Die alten Religionsgeſellſchaften könnten nur nach völliger Umwandlung, die zur Zeit nicht in Ausſicht ſtehe, zu einer wahren Union gelangen. Eine dritte Partei erklärte, es liege ihnen nichts daran, ob das urſprüngliche Chriſtenthum die reinen Vorſtellungen enthalte, an die ſie anknüpfen könnten; ſie ſuchten die Wahrheit vielmehr in dem großen Reiche der Erkenntniß. Auch hätten ſie weder den Zweck, die alten Kirchen zu reinigen, noch eine neue zu gründen, ſondern einfach, ihrem religiöſen Bedürfniſſe zu genügen, und dazu ſei allerdings eine völlige Trennung von den alten Kirchen erforderlich. Die zweite Anſicht wurde von Nordhauſen, die ihr ſehr ähnliche dritte von Magdeburg vertreten. Mit den Magdeburgern ſtimmen die Breslauer überein, indem ſie ſagen: „Wollten die alten Kirchen ihren ſectenhaften Charakter aufgeben, ſo würde das zu ihrer Selbſtvernichtung, aber nicht zu ihrer Union führen. Wer zur Beſeitigung des Sectenweſens wirken will, muß ſich zunächſt ſelbſt von der Secte frei machen und eine Religionsgeſellſchaft begründen helfen, welche das Weſentliche in der Religion zur Anerkennung bringt.“ Die Frage: Was iſt dies Weſentlichſte? bleibt wieder ungelöſt. So war auch in der Verſammlung zu Magdeburg am 28. und

29. September 1859, in welcher die Bekenntnißfrage auf der Tagesordnung vorangestellt war, nur erklärt worden, daß die Versammlung es für eine ihrer Aufgaben halte, diejenigen religiösen Gedanken, auf deren Grunde man stehe, zu erörtern und diese Erörterung auf die Tagesordnung der nächsten Provinzialversammlung zu setzen.

Daß weder der Bund freireligiöser Gemeinden noch ein Provinzialverein bisher ein gemeinsames Bekenntniß vorgelegt und daß die Uhlich'sche Gemeinde zu Magdeburg an ihrem ursprünglichen rationalistischen Glaubensbekenntnisse nicht festgehalten hat, ist der Hauptgrund, weswegen weder die freireligiösen Gemeinden insgesammt noch eine einzelne derselben Corporationsrechte in Preußen erhalten hat. Seit sie überhaupt in Preußen wieder Duldung erlangten, war ihr Streben auf die Erringung solcher Rechte gerichtet. Der Mangel derselben wurde ihnen sehr fühlbar, da die Gemeinden als solche ohne Corporationsrechte kein Eigenthum haben können und da in den kleinern Gemeinden auffallende Fälle vorgekommen sein sollen, in denen von den Gemeinden für ihre Versammlungen erworbene Grundstücke auf den Namen für zuverlässig gehaltener Mitglieder in die Hypothekenbücher eingetragen, von diesen aber betrüglich innebehalten worden sind. Von der freien Gemeinde zu Magdeburg wurde dem Hause der Abgeordneten in Berlin eine Petition um Verleihung von Corporationsrechten überreicht. Wären sie ihr ertheilt worden, so würden sie den übrigen freireligiösen Gemeinden nicht zu versagen gewesen sein, da die bei der Begründung der freien Gemeinde zu Magdeburg vorwaltende Erwartung, daß diese Gemeinde bald eine von der Stellung älterer christlicher Secten im preußischen Staate nicht verschiedene Stellung einehmen könne, sich nicht erfüllt hatte. Die Commission des Abgeordnetenhauses wünschte die Magdeburger Petition, „so weit dieselbe die Verleihung der Rechte einer juristischen Person betrifft," der Regierung zur Berücksichtigung überwiesen zu sehen. Allein gegen diesen Commissionsantrag stimmte am 1. März 1860 eine bedeutende Majorität der zweiten Kammer. Der Cultusminister von Bethmann-Hollweg erklärte in der dem Kammerbeschluß vorhergehenden Debatte, weil den freien Gemeinden die Lebensfähigkeit fehle, könne ihnen auch die Regierung keine Rechte gewähren: diese würden ihnen erst einen Inhalt geben, den sie an und für sich nicht hätten. Einen Blick werfend auf ihre bisherige Thätigkeit, fragte er: „Was haben die freien Gemeinden zur Förderung der Sittlichkeit gethan?" Er glaube den Beschuldigungen, die man in dieser Hinsicht gegen diese Vereine erhoben habe, nicht. Aber er frage, ob Jemand dadurch getröstet sei, wenn sie den persönlichen Gott in Frage stellten, und ob einem Sterbenden der Uebergang in jene Welt dadurch erleichtert worden, daß man ein ewiges Leben in Frage stelle. Selbst Graf Schwerin vermißte als Minister des Innern an den freien Gemeinden die dauernden gemeinnützigen Zwecke, welche von Vereinen schon das Landrecht bei Verleihung von Corporationsrechten fordere. Noch einmal kam das Haus der Abgeordneten in den Fall, eine Bittschrift von Uhlich berathen zu müssen. Es war eine Petition aus Magdeburg eingegangen wegen eines Verbotes des commandirenden Generals vom vierten Armeecorps, die freireligiösen Versammlungen zu besuchen. Der Prinz-Regent und der Kriegsminister von Roon hatten die Aufhebung des Verbotes für die Soldaten bereits verweigert. Die Debatte über diese Petition in der Sitzung der zweiten Kammer vom 16. März war durch zweimaligen Ordnungsruf merkwürdig und zeigte, wie tiefgreifende Verlegenheiten die freireligiösen Gemeinden den preußischen Staatsmännern bereiten. Offenbar werden von militärischer Seite Bedenken getragen, zumal in Festungen, einem Prediger von demokratischer Richtung irgend einen Einfluß auf die Soldaten zu gestatten. Die durch die Verfassung verbürgten Rechte sollen daher keine unbedingte Anwendung finden, zumal da für den besondern Fall die militärische Disciplin und sogar der Wille des obersten Kriegsherrn anders entschieden hat. Der Uhlich'schen Petition, so weit sie eine Beschwerde war, fehlte die Spitze, weil nicht nachgewiesen war, daß auch nur ein einziger Soldat der freien Gemeinde zu Magdeburg als Mitglied angehörte. Selbst die zahlreichen politischen Gegner, welche grade der Kriegsminister damals in der zweiten Kammer hatte, wollten in dem Falle das Verbot als eine Verfassungsverletzung nicht betrachten und die Disciplin walten lassen, wenn aus-

gesprochen würde, daß die Soldaten nur wirkliche Mitglieder der freien Gemeinde zu sein brauchten, um deren Versammlungen besuchen zu dürfen. Obgleich nun diese Erklärung nicht gegeben wurde, weil die Militärverhältnisse zur Entscheidung dieser Frage keine Nöthigung enthielten, so wurde dennoch auch diese zweite Petition Uhlich's dem Ministerio nicht zur Berücksichtigung überwiesen.

Das letzte, was von den freireligiösen Gemeinden in weitern Kreisen bekannt geworden, ist leider eine Privatangelegenheit Uhlich's, von der wir nur mit Zurückhaltung reden wollen und von der wir ganz schweigen würden, wenn sie nicht, so weit sie überhaupt die Oeffentlichkeit berührt, zugleich einen Beweis für die innern Spaltungen des freireligiösen Gemeindewesens lieferte. Auf der Versammlung in Gotha war es als selbstverständlich betrachtet werden, daß Reformjuden Mitglieder der freien Gemeinde sein könnten. Ein junger Gelehrter mosaischen Bekenntnisses hatte schon an der Begründung der Halliſchen freien Gemeinde Antheil genommen und war später aus dem preußischen Staate ausgewiesen worden. Graf Schwerin als Minister des Innern hatte ihm den Zutritt zu den preußischen Ländern auf seinen Wunsch wieder freigestellt, und im Sommer 1860 begab er sich nach Magdeburg, um Uhlich, den er vor Jahren oft wegen seiner Unentschiedenheit angegriffen hatte, während einer Reise als Sprecher der freien Gemeinde in Magdeburg zu vertreten. Hier bewirkte sein Auftreten, daß bereits vorhandene Gegensätze einander schroff gegenübertraten. Von der Uhlich'schen Partei wurde ihm der Religionsunterricht untersagt, und da rein persönliche Verhältnisse dazu kamen, so fand Uhlich die Gemeinde bei seiner Rückkehr in der größten Verwirrung. Seine Einmischung bewirkte, daß die Verwirrung in einen offenen Scandal ausartete. Diese Erschütterung einer der größten freireligiösen Gemeinden scheint bereits bewirkt zu haben, daß Uhlich noch weniger als bisher seine Thätigkeit auf die innere Entwicklung der von ihm gegründeten Gemeinde richtet, wie er denn seit dieser Zeit in Berlin wiederholt gepredigt hat. In noch weitere Ferne gerückt scheint daher die Erfüllung der Wünsche der freireligiösen Gemeinden wegen der Corporationsrechte, welche von Anfang an nur an eine kräftige innere Entwicklung der von Uhlich selbst geleiteten Gemeinde zu Magdeburg geknüpft schienen.

Um nun wenigstens nicht mit dieser Calamität zu schließen und zum Schluß eine freigemeindliche Persönlichkeit von ungebrochenem Anschein vorzuführen, wenn wir auch keineswegs meinen, daß bei dem allgemeinen Mangel an Lebenskraft der freien Gemeinden sich die von dieser Persönlichkeit ausgesprochenen Hoffnungen erfüllen werden, und wenn wir auch glauben, daß in der bei den Gebildeten ganz allgemeinen Abneigung gegen den in der That mehr als bedenklichen Einfluß der Dissidenten auf Erziehung und Unterricht keineswegs mehr jeder vorurtheilsfreie Mann wie ein auswärtiges oder Ehrenmitglied der freien Gemeinden betrachtet werden kann, wenden wir uns noch einmal zu Gustav Adolf Wislicenus und der von ihm gegründeten Gemeinde. Im Jahre 1851 wurde Wislicenus wegen seiner Schrift: „Die Bibel im Lichte unserer Zeit" zu zwei Jahren Festungsstrafe verurtheilt. Er entzog sich derselben durch die Flucht und lebt seitdem in der Schweiz. Die freie Gemeinde zu Halle litt seit dieser Zeit bis jetzt an dem Mangel eines Sprechers; 1857 bis 1859 half ihr in dieser Beziehung ein Sohn von Gustav Adolf Wislicenus aus. Die Zahl ihrer Mitglieder beträgt jetzt achtzig nebst Familien. Im September 1859 feierte die Gemeinde bereits ihr dreizehntes Stiftungsfest; in einem Briefe ihres Stifters, Gustav Adolf Wislicenus, aus dem Exil hieß es bei dieser Gelegenheit: „Die Offenbarung der Zeit ist die Wissenschaft, der Christus der Zeit das Menschenideal, ihre Heiligen die großen und edeln Menschen der Geschichte, ihr Himmel das hohe, edle Menschenleben, ihre Hölle der nagende Wurm des schlechten Bewußtseins. Die Macht der fortgeschrittenen Zeit ist unsere Macht. Die geistigen Errungenschaften der Geschichte sind unsere Schätze. Die Erkenntnisse, welche die Helden des Geistes geschaffen, sind unser Licht. Das Wort der Wahrheit ist unser Schwert. Seid getrost, es kann Euch nicht fehlen, wenn wir das Alles recht gebrauchen und wirklich recht in diesem Leben stehen. Mit unserer Macht, als dieser wenigen geringen Menschen, wär' es freilich nicht gethan, wir wären gar bald verloren; es streitet aber für uns der lebendige Geist — das Reich wird er behalten."

Das ſächſiſche Erzgebirge.

Ein Gebirge, das im „maleriſchen und romantiſchen“ Deutſchland keine Stelle gefunden, dem Bädeker, der kundige Regiſtrator alles Sehenswerthen, nur einige Seiten ſeines „rothen Buches“ widmet, auf denen er obendrein blos einige an Eiſenbahnen und Heerſtraßen liegende Städte erwähnt, ohne eine Specialkarte und Reiſeroute für Fußwanderungen beizufügen, ein Gebirge, von dem faſt nie Partien und Motive auf den Kunſtausſtellungen erſcheinen — das muß wohl ein reizloſes, für Luſtreiſen untaugliches Stück der deutſchen Erde ſein. Dieſes Vorurtheil hört man nicht ſelten ausſprechen, wenn die deutſchen Gebirge nach ihrem äſthetiſchen Werthe abgeſchätzt werden. Zuweilen wird daſſelbe bekräftigt und beſiegelt durch das Augenzeugniß eines Anweſenden, der das Erzgebirge beſucht oder eigentlich nur die kahlen unfreundlichen Umgebungen Freibergs überblickt und auf einer Badereiſe nach Böhmen den Gebirgskamm, vielleicht grade bei trübem Wetter im Poſtwagen überſchritten hat. Noch häufiger machen ſich bei ſolchen Beurtheilungen empfindſame Stimmen geltend, welche ein Gebirge, von deſſen Armuth und Nothſtänden man ſo oft geleſen, für ein zu trauriges und trübe ſtimmendes erklären, als daß man es auf einer Erholungsreiſe betreten möge.

Mit ſolchen abſprechenden Urtheilen geſchieht dem Erzgebirge entſchieden Unrecht.

Zuerſt iſt es von der Natur keineswegs ſo ſtiefmütterlich bedacht, wie man meint. Es iſt wahr, ſein nördlicher Abhang ſteigt ſo allmälig und faſt zaghaft empor, daß man an deſſen Fuße kaum glaubt, an der Böſchung eines der höchſten mitteldeutſchen Gebirge zu ſtehn; ſeine weitbauſchigen und bergarmen Gneishochflächen, auf denen man faſt nur an den Thalrändern kräftige Modellirung gewahrt, haben nicht das Schwunghafte und Kühne, wie die ſchroffen Giebel und ſchönlinigen Rücken mancher weniger hohen Gebirge; ſelbſt ſein höchſter Wall auf der ſächſiſch-böhmiſchen Waſſerſcheide, der von einigen den Brocken überragenden Zinnen bekrönt iſt, trägt keine originellen, trotzigen Formen, deren frappante Profile ſich dem Gedächtniſſe ſogleich für immer einprägen; auch entbehrt das Erzgebirge der ſchaurigen Höhlen, der lachenden Seenſpiegel, der toſenden Waſſerfälle, der traumhaft phantaſtiſchen Felsgebilde, kurz vieler Raritäten, welche die ſchauluſtige Menge zu bewundernden Ausrufen und Taſchenbuchnotizen anregen.

Aber trotzdem iſt eine Fußwanderung auch in dieſem Gebirge lohnend. Es beſitzt ſtattliche Berghäupter, impoſante Felsmaſſen, tiefeinſame Schluchten, jugendfriſche Gewäſſer, die in ſaftigen Wieſengründen zwiſchen ſchroffen Abſtürzen oder ſanften Waldhängen dahinrauſchen, es trägt kräftige Forſten mit einzelnen herrlichen Buchenhainen und eine Anzahl maleriſcher Schlöſſer und Burgen, kurz es birgt gar Manches, was einen nicht zu anſpruchsvollen Wanderer, der ſich ſtatt der Alpenreiſe mit dem Ausfluge in ein nahes Mittelgebirge begnügen muß, anmuthet und erquickt.

Landſchaftliche Schönheiten, wie ſie der Vedutenmaler gern conterfeit und der freiſchaffende Künſtler als Studien verwerthet, finden ſich beſonders in den Thälern des Erzgebirges in anſehnlicher Menge. Die Thäler der Müglitz, Weißeritz und Zſchopau ſind wie geſchaffen, um dem vom Getöſe der nahen Großſtädte Ermüdeten einige glückliche Wandertage zu gewähren. Der Dampfwagen fährt bis dicht an die Stellen, wo jeder Naturfreund gern auf eignen Füßen dahinſchlendert, ja am weſtlichen Gebirgsrande ſteigt die Eiſenbahn von Zwickau aus im ſanftſchönen Muldethale empor bis auf die Mittelſtufe des Gebirges, zu dem maleriſch gelegenen Schwarzenberg. Und wie viele liebliche Landſchaften umſchließt das anmuthige Thal der Flöha mit ſeinen lichtgrünen Hainen, wie viel wildſchöne Gebirgsſcenerie iſt in den oberen Gebieten der Pockau und Pöhl, des Schwarzwaſſers und der weſtlichen Mulde zu finden! Selbſt der heikeligſte Beſchauer würde an vielen Orten nur die einzige Ausſtellung machen können, daß ſich hier und da Hütten angeniſtet oder gar — wie namentlich im Weißeritz- und Zſchopauthal — caſernenähnliche Fabrikgebäude eingedrängt haben, die man hinwegdenken müſſe, um ein reines Stimmungsbild, um die volle Naturpoeſie zu genießen. Gegenden, wo die Architektur ſo vollſtändig und fein zum Landſchaftscharakter paßt, wie im Rheinthale, finden ſich ja überall und beſonders in dicht bevölkerten Induſtrieländern gar ſelten. Doch fehlt es dem Erzgebirge keineswegs an ur-

wüchsigen einsamen Waldthälern, wo der Mensch nicht hinzog „mit seiner Qual," wo einsame Sägemühlen oder Hammerwerke wie von der Natur hingedichtet liegen und beerensammelnde Kinder als willkommene Staffage einherziehen.

In mehreren Mittelgebirgen sind in neuster Zeit kleine Badeorte in Ruf gekommen und erfreuen sich zahlreicher Besucher aus den norddeutschen Ebenen, welche daselbst Sommerfrische halten. Das Erzgebirge genießt bis jetzt dieser Gunst nicht. In seinen Badeorten trifft man fast nur Gäste aus der Nachbarschaft oder dem sächsischen Flachlande. Freilich können sich die Mineralquellen des sächsischen Erzgebirges weder an Kraft mit denen Böhmens oder des jungen voigtländer*) Bades Elster messen, noch ist ihre landschaftliche Umgebung eine so reiche und glänzende, daß sie mit Baden-Baden oder Carlsbad wetteifern könnte. Aber alle erzgebirger Heilquellen (die alkalisch-erdigen des Warmbades bei Wolkenstein und des Wiesenbades bei Annaberg sowohl, als die Schwefelquelle von Grünthal und die Eisenwässer von Raschau und Hohenstein) sprudeln in milden, gefälligen Gegenden, ja die Curörtchen Grünthal und Wolkenstein liegen so reizend, daß man sich zu einem Badeaufenthalte, bei dem der Hauptnachdruck auf sorgenfreiem Leben in schöner Natur liegt, kaum freundlichere Winkelchen eines Gebirges wünschen kann.

Für den Wanderlustigen, der gern ein Luginsland erklettert, ist außer manchen kleineren Höhen einer der drei Basaltkegel (Pöhlberg, Bärenstein und Scheibenberg) zu empfehlen, welche wie Landmarken aus dem Hochplateau ragen und eine belehrende Vogelschau über dieses und einen Rundblick auf die Kammhöhen ermöglichen. Die bedeutendsten Gipfel des sächsischen Gebirgsantheiles, der Fichtelberg und Auersberg, werden als Aussichtspunkte von dem hart an der Landesgrenze aufstrebenden böhmischen Keilberg übertroffen, der eine ausgedehnte Fernsicht über beide Abhänge des Gebirges bietet und in seiner nächsten Umgebung mehr als alle andere Oertlichkeiten des Erzgebirges Züge von großer, wilder Gebirgsnatur trägt.

Auch der imposanten Felsengebilde entbehrt das sächsische Gebirge, so flach modellirt sonst viele Züge seines Rückens sind, keineswegs, obschon sie an grotesker Laune und titanenhafter Unbändigkeit die des Elbsandsteingebirges und des Harzes nicht erreichen. Viele schroffe Klippen und Zinnen ragen an den Thalborden, namentlich des Zschopauthales, empor und die Ritter und Herren des Mittelalters haben durch Gründung von Burgen und Schlössern, die meist den Gattungsnamen „Stein" tragen, dafür gesorgt, daß diese Felsen vom Epheu der Sage umrankt wurden. Das wildeste Felsenthal ist der Pöhlgrund bei Schwarzenberg. Wunderliche Felswände sind an den obengenannten Basaltbergen entblößt, deren Kern aus massigen, vom Volke mit Butterfässern verglichenen Säulen besteht. Im höchsten Rufe bei den Einheimischen steht der Greifenstein unweit Annaberg, eine Gruppe von gewaltigen Mauern aus Granitblöcken, welche scheinbar den Gesetzen des Schwerpunktes zuwider wie durch magischen Mörtel zusammengehalten werden. Interessante, gesprengten Riesenfestungen vergleichbare Felsruinen sind die großen Pingen von Altenberg und Geyer, wilde Krater voller Klippen und Trümmerblöcken, welche durch den Einsturz umfänglicher Grubenbauten entstanden sind.

Neben diesen Sehenswürdigkeiten der Natur, die gar wohl ein Bändchen im „romantischen Deutschland" hätten füllen können, bietet das Erzgebirge dem schaulustigen Wandrer einige interessante Werke der bildenden Kunst. Zunächst in seinen Burgen und Schlössern. Die Burgruine von Frauenstein bei Freiberg darf in mancher Hinsicht der weit bekannteren von Tharand an die Seite gesetzt werden, die meisten „Steine" des Zschopau- und Muldethales blicken so ritterlichkeck herab in das moderne Treiben im Thale, daß man sich ihre Physiognomien gern und leicht einprägt. Auch einige Städte des Gebirges bewahren anziehende Reste alter Baukunst und treten dadurch unter dem Chore der übrigen, welche durch Feuersbrünste viel gelitten und durch Neubau ein modernes Gewand bekommen haben, bedeutsam hervor. Freiberg ist noch mit den alten Mauern und Basteien umgürtet, welche einige harte Stürme von Feindesheeren zu bestehen hatten; hier und in Zwickau sind manche öffentliche und private Gebäude aus der Spätgothik und Renaissance erhalten, welche dem Photographen hübsche Architekturbildchen liefern würden. In Rücksicht auf

*) Wir sondern in unsrer Skizze nach landesüblicher Art das Voigtland vom Erzgebirge ab, obgleich es im Sinne der physischen Geographie als dessen Westflügel gelten kann.

die Bildhauerkunst ist am bedeutendsten der Freiberger Dom durch die kostbare Reliquie einer älteren Kirche, die er umschließt. Die „goldene Pforte," ein Portal mit reichem Schmucke an Bildwerken, welche eine für das dreizehnte Jahrhundert bewundernswerthe Höhe der ästhetischen Bildung bezeugen, ist sicher eins der werthvollsten kunstgeschichtlichen Denkmäler aller deutschen Gauen. Romanischen Stiles ist die Nikolaikirche zu Dippoldiswalde; sonst sind noch sehenswerth die Marien- und Katharinenkirche in Zwickau und die jüngeren Hauptkirchen von Annaberg und Schneeberg. Viele dieser Kirchen enthalten — gleich der Kirche zu Buchholz — werthvolle Bildschnitzereien oder treffliche Bilder von der Hand oder aus der Zeit Wohlgemuth's und Cranach's.

Aber alle diese Sehenswürdigkeiten, welche durch Eisenbahnen und gute Straßen leicht erreichbar sind, haben nicht vermocht, das Erzgebirge zu einem besuchten Ziele fremder Lustreisenden zu machen; sie werden ihm wohl auch in Zukunft das zweifelhafte Glück eines großen Fremdenzulaufes kaum verschaffen. Denn ein echtes Touristenland, wo man wie in einer Bildergalerie oder in einem grünen Gewölbe beständig zwischen reizenden Gemälden und seltsamen Curiositäten dahinwandelt, deren Schönheit und Seltenheit auch dem blödesten Auge sogleich einleuchtet, ein solches Seitenstück der sächsischen Schweiz ist das Erzgebirge nicht. Seine Glanzpunkte sind nicht so außerordentlicher und blendender Art, daß selbst abgestumpfte Weitgereiste ihr „Einzig" und „Zu schön!" ausrufen, es fehlen ihm die schmetternden Effecte, welche jede Mitbewerbung grell übertönen, und (was in den Augen der zeitgeizigen Reisenden unsrer Tage für eine besondere Schattenseite gilt) seine „romantischen Stellen" drängen sich nicht auf so engem Raume zusammen, daß man, etwa wie auf dem Harz und dem Riesengebirge, „die ganze Tour in acht Tagen machen und doch Alles bequem sehen kann." Wer das Erzgebirge zu Fuß durchwandern und seine malerischen Schönheiten ohne Ueberhastung sehen will, bedarf wenigstens drei Wochen, und das ist ja mehr, als man sich jetzt zu einer Schweizerreise vergönnt. Darum ist dieses Gebirge kein für touristische Genießlinge geeigneter Boden, wie begeistert auch naive Söhne dieser Landschaften ihr „Arzgebirl" preisen und seine schönen Aussichten hervorheben, wo man die Sonne so herrlich aufgehen sieht und mehr als fünfzig Ortschaften überblickt und wo man so „kemiethliche" Wirthsleute findet.

Dagegen ist das Erzgebirge einem Naturfreund zu empfehlen, dem die Erholungsreise nicht grade gleichbedeutend ist mit dem Durchrennen einer Bildergalerie, dem es nicht behagt, in einem dichten Strome eleganter Touristen fortgeschoben zu werden, um an jedem „schönen Punkte" auf beflaggte Pavillons, auf großstädtische Hotels und auf allerlei lästige Aussichtsindustrie zu prallen; es ist ein Gebirge für die fast verschollene Art Wanderer, die nach Seume's Art gern schlicht leben, auf ihren Fahrten die stille Beschaulichkeit lieben, sich ohne die Zwangsrouten gedruckter oder lebendiger Fremdenführer ihre eigenen Wege bahnen und auf selbständige Entdeckungen ausgehen. Hier gibt es ja noch genug versteckte und übersehene Schönheiten, an die noch kein Kiselak sein Visum mit großen Lettern angepinselt hat.

Welche Fülle von Sehenswürdigkeiten bieten einem solchen Wandrer die riesigen Bauwerke, die unser Gebirge in seinem Felsenschooße dem Sonnenlichte verbirgt! In der Gegend von Freiberg wird die Tiefe seit dem zwölften Jahrhundert nach Silbererzen durchwühlt. So zahlreich und ansehnlich die Schutthügel der Halden auch sind, so lassen sie doch kaum ahnen, daß diese Flur von weit großartigern Katakomben unterhöhlt ist, als der Untergrund von Rom und Paris; die Länge aller Freiberger Stollen beträgt in der That über vierzig Meilen. Jährlich werden 3000 Centner Sprengpulver zur Fällung von zwei Millionen Bohrlöchern verbraucht. Bei dem Besuche solcher Grubenbauten, der an einigen Orten so gefahrlos ist, daß nicht wenige Frauen ihre Einfahrt in den Fremdenbüchern bezeugen und ihrer begeisterten Stimmung in Körner'schen Versen Luft machen, bei dem Umherwandeln in der schaurigen Tiefe, wo der Mensch herrliche Beweise seiner Kühnheit, Ausdauer und Kunstfertigkeit gegeben, bei der Betrachtung der gewaltigen Pumpwerke, welche die feindlichen Wässer bewältigen, und der riesigen Hebeapparate, welche die losgesprengten Massen zu Tage fördern, bei dem Beschauen der sinnreichen Maschinen, welche die Erze zerkleinern, reinigen und scheiden, und der großartigen Hüttenwerke, welche die Erze läutern — wie

viele Reiſeeindrücke drängen ſich da nicht auf, die an Größe und Nachhaltigkeit dem Bedeutendſten gleichkommen, was irgend eine Gebirgsfahrt bieten kann! Aber nicht bloß der weltberühmte Freiberger Silberbergbau erregt das lebhafte Intereſſe auch des Laien. Jedes einzelne Bergrevier hat ſeine eigenen Sehenswürdigkeiten. Die Gegend vor Altenberg zeigt die Gewinnung der Zinnerze, die von Schneeberg und Schwarzenberg die Förderung der Kobalterze und Eiſenſteine; um Zwickau grünt der jüngſte, aber die ältern im Wachsthum überholende Zweig des Bergbaues, der Abbau der Steinkohlenlager, deſſen reiche Ausbeute den Betrieb des Erzbergbaues mächtig gefördert hat. Wie viel gibt es da zu ſehen! Wer ſich nur ein Stündchen an das Mundloch eines Schachtes ſetzt und die rieſige Arbeit der Förder- und Pumpwerke und das rege Treiben der Knappen beobachtet, wer ſich von einem der gefälligen Steiger die Sagen und Geſchichten erzählen läßt, die unten in der ſchwarzen Teufe ſpielen, der genießt ein Schauſpiel, deſſen Romantik auch eine von der trockenſten Geſchäftlichkeit ernüchterte Phantaſie mächtig erregt und den Erwachſenen lebhafter in die ſüße Märchenſtimmung der Knabenzeit verſetzt, als der Beſuch der Gebiete Rübezahl's und des Herrn Urian. Selbſt dem ernſten Manne imponiren die unterirdiſchen Wunder des Erzgebirges wenigſtens eben ſo ſehr, als die verwegenſten Alpenſtraßen mit ihren Teufelsbrücken und Felsgalerien, als die mächtigſten Marſchendeiche und Hafenmolen.

Für den Wanderer, dem ein Hauptreiz des Ferienausfluges darin liegt, daß er in die Lebensformen einfacher Menſchen verſetzt und dadurch den Gewinn bringt, den Karl der Fünfte dem Sprachenlernen nachrühmt, nämlich ſein eignes Ich durch Aufnahme fremden Lebens zu vervielfachen, für einen ſolchen bietet das Erzgebirge in ſeinen Knappen eine ſo dankbare Gelegenheit, wie ſie nur die Alpenwelt in ihren Hirten, Wildhäuern und Gemſenjägern bieten kann. Ihre alterthümliche Tracht, ihre kernige Berufsſprache, ihr von aller Renommiſterei freier Muth, mit dem ſie den Schauern und Gefahren der ſchrecklichen Tiefe trotzen, die heitere Zufriedenheit, mit der ſie die Armuth ertragen, ihr glücklicher Frohſinn, mit dem ſie jedes beſcheidene Freudenblümchen am Wege pflücken, machen die Bergleute zu den anziehendſten Figuren, denen man in einem Gebirge begegnen kann. Der erzgebirger „Barkmah“ iſt in der That, faſt ohne Ausnahme, ein ſo liebenswürdiger, zutraulicher, geſprächiger Kamerad, daß er, bald nach ſeinem Glückauf-Gruße die Zuneigung der Fremden gewinnen muß, mögen ſie ihn nun in ſeiner armen, aber ſaubern Schindelhütte im Kreiſe der klöppelnden Frauen und Kinder, oder in der Kaue beim Morgengebet oder „vor Ort“ den Fäuſtel ſchwingend treffen. Müßte man nicht befürchten, daß manche der kleinen Heißſporne, welche für das Matroſenleben ſchwärmen, durch den Beſuch der Bergwerke dem ihnen zugedachten abenteuerloſen Berufe noch abholder würden und dem Vater die Erlaubniß abzuringen trachteten, den Schachthut und das Grubenleder zu tragen, ſo würde man allen Vätern und Erziehern rathen, das junge Volk, das ſeine erſten Ausflüge aus der Heimath machen ſoll, in die montaniſtiſchen Bezirke des Erzgebirges zu führen, denn eine ſchönere Gelegenheit, Nützliches zu lernen, Wunderbares anzuſtaunen und die tapfere Thatkraft anregen zu laſſen, bietet kein anderes Wanderziel. Das Erzgebirge iſt ſo recht ein Ziel für eine Turnfahrt, wo die jungen Kletterer ihre Kunſt erproben und Meiſter in ihren Fertigkeiten bewundern können.

Außer dem Bergbau beſitzt das Erzgebirge noch einen großen Reiz für junge Wanderer und für lernbegierige Erwachſene, die nicht, um ſich aus dem ſorgenvollen Leben der „Civiliſation“ einmal „herauszureißen,“ zu ihren Ausflügen lieber die Gebirge wählen, wo man nur Heerdenglocken läuten und die Axt der Holzknechte ſchallen hört. Das Erzgebirge iſt nämlich zugleich ein Induſtriegebirge. Waldarbeit und Feldbau ſpielen hier nicht, wie es noch in manchen deutſchen Gebirgen der Fall iſt, die Hauptrolle, ſie treten vielmehr gegen den Gewerbsbetrieb entſchieden in den Hintergrund. Eigentliche Bauerndörfer trifft man faſt nur am Fuße des Gebirges; ſtille Landſtädtchen, wo der Bürger den Feldbau faſt ſtärker betreibt, als ſein nur die Kunden der Nachbarſchaft verſorgendes Handwerk, finden ſich hier nicht (wie auf andern Mittelgebirgen) in größerer Zahl, ſondern es gibt, ſoviel mir bekannt wurde, hier nur ein einziges der Art, das ſchmucke Sayda. Sonſt herrſcht überall die Manufactur und Fabrication, welche ihre Erzeugniſſe für die Ausfuhr in die Ferne maſſenweiſe herſtellen;

überall wimmelt es von bienenfleißigen Menschen, die in den Stübchen ihrer Hütten und in den Sälen von Fabrikgebäuden für den Graßbetrieb schaffen. Am Gebirgsfuß ist die Industrie seit alter Zeit herrschend, Chemnitz und Zwickau waren schon im Mittelalter Weber- und Wirkerstädte; auf den Höhen ist die industrielle Thätigkeit hauptsächlich da aufgekommen, wa sich um Erzgruben, deren Ertrag nicht hinlänglich lohnte aber ganz ausblied, eine dichte Bevölkerung angehäuft hatte.

Diese Gebirgsindustrie ist keineswegs eine sa einförmige, bloß den Fachmann interessirende, wie sie es in manchen Webergebirgen sein mag. Natürlich herrscht um gewisse Mittelpunkte ein Gewerbe sa var, daß man ihm fast Haus für Haus begegnet. In und um Eibenstock wird sehr viel gestickt; in den sauberen Häusern der Städtchen und dicht gedrängten graßen Dörfer um Chemnitz, denen der Reichthum an Blitzableitern zum Wahrzeichen geworden ist, schnarrt fast ahne Ausnahme der Strumpfwirkerstuhl; in und um Annaberg ist die Pasamentenweberei das Hauptgeschäft; in den Dörfern um Schwarzenberg hämmern überall Nagelschmiede, Klempner und Löffelschmiede; das Klöppeln findet sich in allen Hütten und in vielen Häusern der Dörfer und Städtchen des oberen Gebirges vertreten. Aber diese Bannmeilen eines bestimmten Gewerbes sind theils so wenig umfänglich, theils von so vielen Enclaven durchwebt, daß fast jede Tagereise in ein neues Industriegebiet führt.

Im Osten (um Dippaldiswalde) liegen die Gebiete der Strohflechterei, im Flöhathal ist der Schnitzer- und Drechslerbezirk, wa in Hunderten von kleinen, wie aus einer Spielschachtel verzettelten Häuschen Hunderttausende van Noahsarchen, van Casernenschachteln voll allerlei Saldaten, von Ton- und Lärmwerkzeugen, kurz von all den Herrlichkeiten, welche die Kinderwelt an Geburtstagen, Jahrmärkten und Weihnachten beglücken, gefertigt werden. Für jugendliche Reisende ist gewiß dieses erzgebirgische Sanneberg die lackendste und lahnendste aller sächsischen Industrieprovinzen. Auf der Höhe des Gebirges gibt es außer dem Klöppeln, dem man gern wiederholt zusieht, und den Forstarbeiten manches Sehenswürdige. Da sind die Uhren- und Harmanicafabrilanten in Karlsfeld, die Nadler des armen Städtleins Wiesenthal, die Kunsttischler van Jahanngeargenstadt und Jöhstadt, deren zierliche Schreibzeuge und Toilettelästchen in alle Welt gehen, die Schwammmacher van Bernsdorf, die Korbflechter van Lauter, die Serpentindrechsler von Zöblitz, deren Reibschalen in allen Apotheken zu finden sind und manche andere Gewerbe, denen man gern einen Blick schenkt.

Dazwischen schieben sich mannichfaltige Hüttenwerke ein, welche die Erze zu Metallen umwandeln und diese verarbeiten. Im Osten rauchen mehrere Hütten, die das blanke Zinn ausschmelzen; in Grünthal wird Kupfer und Blech ausgewalzt und zu Kesseln geschmiedet; bei Freiberg qualmen die einer brennenden Stadt gleichenden, zahlreichen Schmelzwerke, welche Silber, Blei, Kupfer und Zink darstellen; um Schneeberg sind die Farbenwerke zu beschauen, welche „das blaue Wunder“ der Smalte erzeugen, dabei Wismuth und Nickel ausscheiden und den gistigen Arsenikrauch in langen Kammern auffangen; im Thale der Mulde und des Schwarzwassers liegen eine größere Anzahl von Hüttenwerken, welche den Eisensteinen das nützlichste aller Metalle abgewinnen, das Roheisen in Farmen gießen aber das Stabeisen zu Stäben, Schienen und Drähten recken. In Freiberg stellt eine Fabrik „Leanische“ Waaren aller Art dar, indem sie vergoldete und versilderte Kupferdrähte zu zarten Fäden ausspinnt und dieselben zu prunkenden Litzen und Tressen flicht und webt. In Chemnitz verarbeiten eine größere Anzahl von Fabriken, unter denen die Hartmann'sche hervorragt, das Eisen zu all den kunstreichen Apparaten und Maschinen, durch welche die erfindungsreiche Zeit nicht nur die rohe Kraft der Elemente und Zugthiere, sondern auch die zarte Menschenhand beim Spinnen, Weben und Flechten ersetzt. Wer eine solche Werkstätte besucht, gewinnt nicht bloß eine Fülle interessanter Anschauungen van der Kunstfertigkeit der Arbeiter und dem Organisationstalent der Leiter, er schüttelt auch, wenn er nicht völlig unheilbar ist, die Vaurtheile ab, welche ihm etwa gegen die Maschinen und die Freiheit der Gewerbe anhaften.

Sehr zahlreich sind auf dem Erzgebirge die Hände, welche im Dienste des Spinnens, Flechtens, Webens und Wirkens arbeiten. Im Sommer sind gewiß 50,000 Menschen, meist Frauen und Kinder, am Klöppelkissen und Stickrahmen beschäftigt; im Winter er-

höht sich die Zahl der Klöppler und Sticker beträchtlich durch die „selrigen“ Männer, die, um doch Etwas zu verdienen, mit ihren derben Händen zarte Spitzenmuster flechten oder Battisttücher sticken. Die Verarbeitung des Flachses, den der Boden des Gebirges in vorzüglicher Güte erzeugt, beschäftigt eine junge Industrie, welche in fünf Flachsbereitungsanstalten und in zwei Maschinenspinnereien betrieben wird. Unendlich bedeutender ist die Baumwoll- und Wollindustrie, die ihre Höhenpunkte im Zschopauthale und besonders im „sächsischen Manchester,“ in Chemnitz hat und eine stattliche Reihe großer, betriebsamer Anstalten aufzählt. Hier herrscht eine so schwunghafte Großindustrie, daß sie sich mit den bedeutendsten Rivalen Deutschlands messen kann.

Somit stellt das Erzgebirge eine Art technologisches Museum dar, dessen Beschauung dem Laien an solchen Stellen, wo die Gebirgsnatur nicht eben ganz in Anspruch nimmt, angelegentlich empfohlen werden muß. Ist doch die Besichtigung der Werkstätten, in denen so vielerlei schöne Erzeugnisse entstehn, ein gar anziehendes Gegenbild zu der Gewerbausstellung, in welcher nur die fertigen Producte zu Gesicht kommen; hat doch ein Stückchen Spitzenkante, deren Entstehn man beaugenscheinigte, fast ein ähnliches höheres Interesse, wie das Bild, das man auf der Staffelei heranwachsen sah.

Aber ist nicht — so wird manches zartfühlende Herz einwenden, welches vor dem Anblicke Leidender, denen man nicht helfen kann, zurückbebt — ist nicht das Reisen in einem übervölkerten Gebirge, von dessen kläglichen Nothständen die Zeitungen wiederholt die traurigsten Schilderungen gaben, so peinlich und trübestimmend, daß man es lieber meidet und menschenärmere Berglandschaften besucht, welche von den Leiden der Civilisation noch nicht heimgesucht sind?

Es ist dies ein Grund, der gewiß wesentlich mitgewirkt hat, um das Erzgebirge zu einer von den wenigst besuchten Gebirgsgegenden zu machen. Und dies zum großen Schaden der Bewohner, welche unter den nicht durch unparteiische Augenzeugen berichtigten Vorurtheilen zu leiden haben.

Daß zu Zeiten, wo Mißernten mit Geschäftsstockungen zusammenfallen, in Landschaften, deren Bodenertrag selbst in guten Jahren kaum ein Viertheil der Bewohner zu ernähren vermag, drückende Nothstände eintreten, welche viele brave Leute zwingen, die Gaben der öffentlichen Mildthätigkeit anzunehmen, hat das Erzgebirge, gleich dem Riesengebirge, leider wiederholt erfahren müssen. Indessen wird jeder gerechte Beobachter, der die Betroffenen außer jenen Mißjahren in ihrer Heimath gesehn, bezeugen, daß sie jene harten Prüfungen mit so wenig sittlicher Schädigung überstanden haben, wie er es kaum vorausgesetzt, und daß selbst die Aermsten dieses armen Gebirges (und an manchen Orten, z. B. in den wie verschollenen Hütten, welche im Walde des Auersberges liegen, herrscht eine wahrhaft märchenhafte Armuth), durchaus nicht an den traurigen Schwächen leiden, welche die Bewohner anderer, nicht grade wegen ihrer Armuth berufenen Gebirge dem Touristen gegenüber beweisen.

Die Armuth, deren Dasein nicht hinwegzuleugnen ist, trifft übrigens glücklicherweise lange nicht das ganze Gebirge. Die Gegenden desselben, wo die moderne Industrie mit ihrem Großbetriebe herrscht, der die Kräfte vereinigt und die Maschine zum Bundesgenossen hat, stehn im Ganzen durchaus nicht auf einer ungünstigeren wirthschaftlichen Stufe, als die Fabrikgegenden anderer deutschen Länder. „Wenn es geht,“ d. h. wenn nicht Arbeitsstockungen eintreten, haben bei regem Fleiß und großer Genügsamkeit die Spinner, Weber und Wirker ihr behagliches Auskommen und dürfen sich auch zuweilen einen guten Tag machen, ja bei flottem Gange des Geschäftes steht es um sie weit besser, als um die Ackerbauer vieler Berglandschaften.

Dagegen müssen sich viele Bergleute und fast alle zur „Hausindustrie“ Gehörigen des oberen Gebirges auch in gewöhnlichen Zeiten wirklich so einschränken, daß ein Chemiker, der alle Nahrung auf Stickstoffprocente berechnet, kaum ihre Ernährung und ihren Stoffwechsel begreifen mag. „Treige Ardäppel un ka Schminkle Butter,“ mit mehreren Tassen eines Surrogatkaffees, von dem man spaßend sagt: „fünfzehn Bohnen, sechzehn Tassen“ — das ist der Speisezettel der „Klöppelmadel“ nicht nur, sondern auch vieler den schweren Fäustel schwingenden Knappen und mancher Gewerbsthätigen (namentlich der Posamentirer, welche Vorhangsfransen weben), zu den meisten Mahlzeiten der Werkeltage. Brot ist zu manchen Zeiten in nicht wenigen Hütten nur leckere Zukost, ein Pfund-

chen Fleisch der Sonntagsschmaus für eine starke Familie, von denen nicht selten drei, ja vier in einem Häuschen wirthschaften, und zwar — was die größte Bewunderung des Fremden erregt — meist einträchtig beisammen wohnen.

Und diese Armuth ist bei den Allermeisten unverschuldet, ist die bloße Folge der Verhältnisse, welche vor Jahrhunderten, als das Erzgebirge, wie jetzt Californien und Australien, den Ruf eines Dorado erwarb, die Keime zu einer äußerst dichten Bevölkerung legten, später die großen Erträge der Minen sehr herabsinken ließen und den Verdienst der Hausindustrie durch die überwältigende Zahl von Mitbewerbern und den Krieg der Maschine auf „Hungerlöhne" herabdrückten.

Im Anfang unsres Jahrhunderts spannen auf dem Erzgebirge an 50,000 Menschen Baumwolle auf Handrädern; da kam die Spinnmaschine auf und entzog ihnen bald ihre Arbeit. Die vorwärts drängende Industrie hat kein Erbarmen, sie entschädigt nicht, sie löst nicht ab — wie der Staat thut, wenn durch eine neue Einrichtung Bevorrechtete verlieren — sie setzt ihre zweckmäßigere Erfindung rücksichtslos in die Welt, mag sie auch die Bewohner eines Gebirges mehr schädigen, als ein Guerillaskrieg. Die durch Arkwright's weltgeschichtliche Erfindung herbeigeführten Störungen sind nunmehr ausgeglichen; auch die Wunden, welche spätere, den Consumenten zum großen Vortheil gereichende Neuerungen geschlagen haben, sind leidlich vernarbt. Aber noch lastet das „Wehe den Besiegten!" auf manchem Gewerkszweige des Erzgebirges, noch gibt es einzelne Beschäftigungen, denen kaum wieder ein Glückauf! ertönen wird. „Das Klippeln is itz ganz schlacht," dies hört man als einstimmiges Urtheil in jeder Hütte.

Fast kein deutsches Mittelgebirge kann man jetzt bereisen, ohne solchen in Folge der neuen Zeitströmung kränkelnden Gewerben zu begegnen, welche ein tiefes und leider fruchtloses Mitleid erregen. Wie kläglich steht es gegenwärtig um das Eisengewerbe, das man doch für das gesichertste halten sollte, wie viele Hammerwerke, die sonst im tiefen Waldthal ihre blauen Feuergarben aus den Schlöten steigen ließen, sind zum Stehn gekommen! Aber vielleicht leidet kein Gebirge, nur etwa mit Ausnahme der Weberbezirke des Riesengebirges, so schwer und in so großer Ausdehnung an den Folgen des Kampfes, den die Civilisation im Gefolg hat.

Sentimentale Gemüther, die sich über die Noth Anderer nur dann beruhigen, wenn sie dieselbe nicht vor Augen bekommen, meiden gern solche Schlachtfelder, wo die Weltgeschichte unblutige, aber thränenreiche Kämpfe durchfechten läßt. Ein männlicher Sinn dagegen, der dem Ernst des Lebens muthig entgegentritt, versäumt auf einer Reise, die durch schöne Landschaften führt, auch nicht, einen Blick in die Hütten der Armuth zu werfen, selbst da, wo nicht einmal der beste Wille der Staatenlenker, viel weniger der Einzelne gründlich helfen kann.

Wer nun die Industriebezirke des Erzgebirges besucht, wird daselbst zwei erquickliche Trostgründe finden, die einen beruhigenden Blick in die Zukunft gestatten.

Der erste Trostgrund liegt darin, daß diese industrielle Bevölkerung nicht nach der leidigen Art mancher kleinstädtischen Handwerker bequem und trotzig am altväterlichen Betriebe festhält und von allerlei Schutz- und Heilmitteln durch den Staat träumt. Man läßt vielmehr, so rasch es geht, die gewohnten, den feindlichen Waffen nicht mehr gewachsenen Werkzeuge fallen und lernt dem Briten seine Vortheile ab; man führt statt der im Kleinen und mit Verlusten arbeitenden Hausindustrie mehr und mehr den Großbetrieb ein; man ist mit Eifer und Glück thätig, den Erzbergbau durch die mit Zwickauer und Tharander Kohlen geheizten Maschinen und Schmelzöfen und durch alle Fördernisse der Wissenschaft emporzubringen und dadurch den Bergleuten höhere Löhne zu verschaffen. Und an nicht wenigen, wesentlichen Punkten zeigen diese klugen und tapferen Bestrebungen schon glückliche Erfolge.

Der zweite und nicht der kleinste Trostgrund liegt in dem Charakter der Erzgebirger. In fast allen Hütten findet man saubere Stuben und reinlich gekleidete Menschen; in fast allen Herzen trifft man nicht Haß gegen die, welche es besser haben, sondern heitere Genügsamkeit und stoische Ergebung, die sich damit tröstet: „Es is amal mit dar Menschheit asu!" Fast überall begegnet man rückhaltloser Offenheit, freundlicher Gefälligkeit ohne Hintergedanken, nirgends aber bettelsüchtiger Zudringlichkeit. Wer sich bemüht, näher mit dem innern Leben der armen Fa-

milien vertraut zu werden, gewahrt neben manchen Schwächen, die zumeiſt Extreme der ſprichwörtlichen „Kemiethlichkeit“ darſtellen, erfreuliche Lichtſeiten, und verläßt das Erzgebirge in der Stimmung, die Goethe nach ſeiner Incognitoharzreiſe ſo ſchön ausſprach: „Da ſind edle Tugenden beiſammen: Beſchränktheit, Genügſamkeit, grader Sinn, Treue, Freude am leiblichſten Gut, Harmloſigkeit, Dulden und Ausharren.“

Und außer dieſen Troſtgründen nimmt der Reiſende vom Erzgebirge eine Moral mit, die nicht eben auf vielen Touriſtenfahrten eingeſchärft wird. Wer eines ermunternden Beiſpieles bedarf, um ſich zum ruhigen Genügen am beſcheidenen Looſe und zum kindlichen Genuſſe der vergönnten kleinen Freuden zu ermuntern, der findet auf dem Erzgebirge Vorbilder genug, welche nicht nur die Armuth tapfer und mit Anſtand zu ertragen wiſſen, ſondern auch, noch beſſer als der vielbewunderte Schulmeiſter Wuz, die heitere Lebenskunſt verſtehn, im beſchränkten Looſe ſich glücklich zu fühlen. Wahrſcheinlich gibt es nirgends in der Welt auf demſelben Raume ſo viele Beneidenswerthe, die nach den Regeln des ſchönen Goethe'ſchen Spruches ſich ein „hübſch Leben zu zimmern“ vermögen, und man darf ohne Uebertreibung dem Wanderer, den es erquickt, die in unſerer anſpruchsvollen Zeit ſo ſeltene Erſcheinung zufriedener und darum glücklicher Menſchen zu gewahren, das Erzgebirge als eine claſſiſche Stelle empfehlen.

Perſien.

Mit der ſtets wachſenden Ausdehnung des Welthandels wird ein orientaliſcher Staat nach dem anderen aus ſeiner Abgeſchloſſenheit herausgedrängt; die Grenze des Orients rückt immer weiter nach Oſten zurück, und wenn der lebenden Generation ihre „orientaliſche Frage“ ſchon viele Sorgen macht, ſo wird es den kommenden Geſchlechtern eben ſo wenig an einer gleich beunruhigenden orientaliſchen Frage fehlen. Denn heute ſchon ſind die Keime zu einer Ausdehnung derſelben vorhanden. Sollten wir, was ſehr zweifelhaft iſt, es noch erleben, daß die collidirenden Intereſſen Englands, Rußlands, Frankreichs und Deutſchlands hinſichtlich des Beſitzſtandes der Türkei eine Vereinigung fänden, ſo würde der Antagonismus der Mächte an einem anderen Punkte des Orients um ſo heftiger beginnen. Perſien, das Mittelland zwiſchen der Türkei und Indien, und wenn man will, zwiſchen Rußland und England, wird ſeiner Lage nach, je mehr der Kampf ruſſiſcher und engliſcher Intereſſen ſich ſeiner Entſcheidung nähert, von um ſo größerer Wichtigkeit werden. Schon während des Krimkrieges hatte der Kaiſer Nikolaus die einleitenden Schritte gethan, um von Perſien aus den Engländern in Indien eine Diverſion zu machen; der Chef dieſer Expedition war in der Perſon des mit aſiatiſchen Verhältniſſen durchaus vertrauten Generals Perowski ernannt, die Route von Ghilan aus nach Herat beſtimmt, die Afghanen gewonnen — da ſiegte noch in den letzten Stunden die Furcht vor den Engländern bei dem Schah, und das Unternehmen ſtockte. Seit Tippo Sahib, der „Bürgerſultan,“ mit der franzöſiſchen Republik wegen Beiſtandes gegen die Engländer unterhandelte, und dann durch Napoleon's Landung in Egypten die Gefahr näher rückte, wurde Perſien der Schauplatz der Minen und Contreminen Englands und ſeiner Rivalen. Im Anfang unſers Jahrhunderts waren es die Franzoſen, die den auf reiche Goldſpenden gegründeten engliſchen Einfluß zu verdrängen ſuchten; Napoleon, der ja nach glücklicher Ueberwindung Rußlands ſeine Reſidenz auf einige Zeit nach Conſtantinopel oder Iſſahan zu verlegen gedacht hatte, ſandte ſchon im Jahre 1805 eine Geſandtſchaft unter dem Grafen Gardanne an den Hof von Teheran, der es auch gelang, den Schah den franzöſiſchen Intereſſen günſtig zu ſtimmen. Der weitere Verlauf der europäiſchen Ereigniſſe beſeitigte natürlich den ephemeren franzöſiſchen Einfluß vollſtändig; an ſeine Stelle trat der ruſſiſche und zwar muß Rußland die Erbſchaft Napoleon's in Perſien ziemlich vollſtändig angetreten haben, wenn es wahr iſt, was erzählt wird, daß ruſſiſche Officiere nach dem Einmarſch der Verbündeten in Paris ſich eifrig dem Copiren der von Napoleon hinterlaſſenen auf Perſien und die indiſchen Grenzländer bezüglichen Karten und Pläne hingegeben hätten. Die ganze neuere Geſchichte Perſiens iſt, wenn man die gleißende und ſchnell vorübergehende Erſcheinung des Abbas Mirza

abrechnet, eine Reihe von Intriguenſtücken, die auf Koſten Perſiens von Rußland und England in Scene geſetzt wurden. England hat das größte Intereſſe daran, daß die Perſien und Indien trennenden Landſchaften und namentlich Stadt und Gebiet von Herat (von deſſen Wichtigkeit wir noch ſpäter reden werden) unabhängig und ſchwach bleiben. Deshalb iſt es, ſeitdem der Einfluß Rußlands in Perſien immer größere und unabwendbare Fortſchritte gemacht hat, einer Vereinigung Herats mit Perſien immer mit der größten Energie entgegengetreten. Rußland dagegen ſucht die Gelüſte ſeines Halbvaſallen, des Schah, nach dem fruchtbaren Herat, „der Perle der Welt," möglichſt zu fördern und ſo entſtanden die engliſch-perſiſchen Verwicklungen, die gewöhnlich mit der Demüthigung Perſiens endigten, indem die Ruſſen ihren Verbündeten im Stich ließen und die Engländer jedesmal von Bombay aus an der perſiſchen Südküſte landeten und ſo die reichſten Provinzen des Schah bedrohten.

Wie nun vor einigen Jahren der „Beherrſcher der Gläubigen" in Stambul einen außerordentlichen Eifer zeigte, ſich mit dem Haupte der Ungläubigen, dem Papſte, in directe Verbindung zu ſetzen, weil er ſich dadurch der Bevormundung der Mächte am beſten entziehen zu können glaubte, ſo dachte auch der Schah in Teheran, der König der Könige, daß er ſich vielleicht ſeinen beiden mächtigen Drängern einigermaßen zu entziehen vermöge, wenn er ſich an andere Staaten des Weſtens anlehnte. Mit Frankreich war man von Napoleon her bekannt, und eine perſiſche Geſandtſchaft, die unter Ludwig Philipp dorthin gegangen war, um Inſtructoren für die Armee zu erbitten, hatte bei den Franzoſen, die bei dem Mangel jedes reellen Intereſſes an den perſiſchen Verhältniſſen die Sache mehr vom theatraliſchen Standpunkt auffaßten, ſehr gute Aufnahme gefunden. So wandte ſich denn Ferruk Khan, von ſeiner Regierung mit der Schließung von Freundſchafts- und Handelsverträgen mit den Staaten Europa's beauftragt, zuerſt an Frankreich und dann an die übrigen europäiſchen Regierungen. Im Jahre 1857 wurden von den meiſten Staaten Handels- und Freundſchaftsverträge mit Perſien abgeſchloſſen, namentlich auch von Oeſterreich und von Preußen in ſeinem eigenen und des Zollvereins Namen. Oeſterreich ſchickte ſchon im Jahre 1856 eine Miſſion nach Perſien, der insbeſondere die Erforſchung der commerciellen Verhältniſſe des Landes zur Aufgabe geſtellt war; zum ſelben Zwecke wurde im Jahre 1857 von der preußiſchen Regierung ein Beamter dorthin geſandt und ſpäter ein Conſulat in Trapezunt, dem Ausgangspunkte des perſiſchen Handels, errichtet. Nachdem nun auch in dieſem Sommer der zum preußiſchen Miniſterreſidenten bei dem Hofe von Teheran ernannte Freiherr von Minutoli dort eingetroffen iſt, haben die deutſchen Intereſſen den in jenen Gegenden doppelt nöthigen Schutz gefunden, und es knüpfen ſich daran die beſten Hoffnungen für eine bedeutendere Entwicklung des perſiſch-deutſchen Handels. Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Zuſtände des Landes.

Perſien theilte bis in die neueſte Zeit hinein die vortheilhafte Meinung, die allgemein von dem Oriente gehegt wurde. Man war ja bisher, und iſt auch noch jetzt geneigt, trotzdem, daß ſorgfältige Unterſuchungen und Berichte gewiſſenhafter Reiſenden das Gegentheil bewieſen haben, ſich das Morgenland als den Sitz unerſchöpflicher Reichthümer und unerhörten Luxus vorzuſtellen. Koſtbare Zeuge, Seiden und Schals, die ausgeſuchteſten Wohlgerüche, Roſenöl und Weihrauch, die koſtbarſten Edelſteine, Türkiſe, Diamanten und Perlen denkt ſich die Phantaſie des Occidentalen auf den prachtvollen Bazars reichbevölkerter Städte ausgelegt; Roſenhaine bilden eine gewöhnliche Zier der üppig blühenden Landſchaft, in die man das Paradies verlegen zu müſſen glaubte. Wie viel zur Hervorbringung einer ſolchen, der heutigen Wirklichkeit ſo wenig entſprechenden Vorſtellung occidentaliſche und orientaliſche Dichter beigetragen haben mögen, brauchen wir hier nicht zu unterſuchen; zum Theil aber beruht jene Vorſtellung auf einer durch die Reihe der Jahrhunderte fortgepflanzten Erinnerung an den alten jetzt erloſchenen Glanz der vorderaſiatiſchen Länder. Indien und der indiſche Archipel waren, ſo weit die hiſtoriſche Erinnerung reicht, das Land, woher Europa und Vorderaſien das meiſte von dem bezog, was ihm als koſtbar galt. Das Mittelalter hatte für den Bezug indiſcher Waaren drei Linien; die eine ging über das Rothe Meer nach Alexandrien, von wo aus die Venetianer die Waaren nach dem übrigen Europa verführten; die zweite zog ſich von dem damals ſo mächtigen Ormus am perſiſchen

Meerbuſen den Euphrat hinauf nach Bagdad, Aleppo, Damaskus und den Häfen des Mittelmeers; die dritte endlich ging den Indus hinauf, dann zu Lande durch Perſien und lief am Caſpiſchen und Schwarzen Meere aus. Dieſe Handelswege waren es, welche in den Ländern, die ſie durchzogen, Reichthum und Wohlſtand weckten, wie das Beiſpiel Perſiens zeigt. Perſien ſtand mit dem mittelalterlichen Europa auf zweien jener Wege im lebhafteſten Verkehr; namentlich die letztgenannte Straße war von beſonderer Bedeutung. Die Venetianer und Genueſen, deren Andenken noch heutigen Tages im Schwarzen Meere und an den nördlichen Küſtenländern bis nach Aſerbeidſchan hin erhalten iſt, brachten perſiſche und durch Perſien tranſitirende indiſche Waaren nach Europa; Täbris war, wie uns Marco Polo erzählt, ſchon im dreizehnten Jahrhundert ein reicher und für den europäiſch-perſiſch-indiſchen Verkehr wichtiger Platz, der von Kaufleuten aus allen Theilen der damaligen Welt beſucht wurde. Natürlich wirkte ein ſo lebhafter Verkehr fördernd auf die perſiſche Production und Induſtrie; perſiſche Zeuge und Waffen waren, zumal bei dem noch niederen Standpunkt der europäiſchen Induſtie, auf den Märkten Europa's geſucht und fanden reichlichen Abſatz, und man mochte um ſo eher geneigt ſein, Perſien für ein Wunderland an Reichthum zu halten, als man gewiß vielen urſprünglich indiſchen Waaren ihres Durchwegs durch Perſien wegen perſiſche Herkunft zuſchrieb. Die Entdeckung des oſtindiſchen Seeweges verſetzte daher dem Lande einen um ſo härteren Schlag, als es nun als Binnenland von Europa ganz abgeſchloſſen war. Der Verfall des indiſchen Tranſithandels zog den der Induſtrie nach ſich, nur Perſien empfand wie die andern vorderaſiatiſchen Länder den vernichtenden Einfluß der neu entdeckten Handelsſtraßen, den ſo ſchlagend jene Geſandtſchaft kennzeichnet, die der Sultan von Kairo im Jahre 1504, alſo kaum ſechs Jahre nach der Entdeckung Vasco de Gama's, an den Papſt ſchickte mit der Bitte, er möge den chriſtlichen Nationen den Weg um's Cap der guten Hoffnung unterſagen! — Die früher volkreichen und betriebſamen Städte ſanken raſch in ihrem Wohlſtand und während Perſien früher die europäiſchen Märkte mit ſeinen Artikeln verſorgt hatte, trat bald, beſonders bei der raſchen Entwicklung der europäiſchen Induſtrie, das umgekehrte Verhältniß ein, daß Perſien Europa's Erzeugniſſe bedurfte.

Rußland wäre ſeiner geographiſchen Lage nach am erſten dazu berufen geweſen, dieſen Bedürfniſſen entgegenzukommen, und die Erkenntniß des unendlichen Nutzens, der dem Kaiſerſtaat aus dem directen Verkehr mit ſeinen aſiatiſchen Nachbaren erwachſen könne, hatte man dort wohl; der erſte der Romanows hatte ſchon Handelsverbindungen mit Perſien geſucht, und bis auf den heutigen Tag iſt das Streben der ruſſiſchen Regierung darauf gerichtet, den perſiſchen Handel wo möglich ganz an ſich zu ziehen. Daß dies bis jetzt nicht gelungen iſt, liegt zum Theil in der ſehr mäßigen Entwicklung der ruſſiſchen Induſtrie, zum Theil an dem bekannten Grundübel, das aller ruſſiſchen Adminiſtration anklebt. Schon im vorigen Jahrhundert beſuchten perſiſche Händler Wien, Leipzig, Frankfurt und Hamburg, um ſich hier aus erſter Hand mit ihren Bedürfniſſen zu verſehen. Außerdem kam ein großer Theil europäiſcher Waaren aus den Häfen des Archipels auf dem Karawanenwege durch Kleinaſien nach Perſien. Dies änderte ſich aber, ſobald die Dampfſchifffahrtsverbindung zwiſchen Conſtantinopel und Trapezunt hergeſtellt wurde; ſie gab dem perſiſch-europäiſchen Handel einen gewaltigen Aufſchwung, innerhalb kurzer Zeit concentrirte ſich der auf verſchiedene Routen vertheilte Verkehr auf die Straße von Trapezunt über Erſerum nach Täbris, und wie ſehr ſich der Import in kurzer Zeit hob, mag die Thatſache beweiſen, daß, während im Jahre 1831 in Trapezunt die Zahl der importirten Colli 4000 betrug, ſie 1856 ſchon die Höhe von 62,000 erreicht hatte.

Wir gehen nun zur Betrachtung der politiſchen und Culturzuſtände des Landes über. Perſien zählt bei einem Flächeninhalt doppelt ſo groß als Deutſchland nur zehn Millionen Einwohner. Von dieſen lebt etwa ein Drittel in nomadiſchem Zuſtande, etwas mehr als ein Drittel treibt Ackerbau und das andere Drittel bildet die Bevölkerung der Städte, von denen die vier bedeutendſten Iſſahan, Täbris, Teheran und Meſched zwiſchen 100- bis 200,000 Einwohner haben. Die Bewohner des Landes ſind mit Ausnahme einer halben Million (Chriſten, Juden u. ſ. w.) Mohamedaner und zwar meiſt ſchiitiſchen Be-

kenntniſſes. Die regierende Dynaſtie der Kadſcharen entſtammt einer der zahlreichen in Perſien herumſtreifenden turkomaniſchen Nomadenhorden, ſie unterwarf ſich gegen Ende vorigen Jahrhunderts einen Stamm und eine Provinz nach der anderen und verlegte, nachdem ſie den morſchen Thron von Iſſahan geſtürzt hatte, ihre Reſidenz nach Teheran. Begreiflicherweiſe konnte ſie ſchon ihrer türkiſchen Abſtammung wegen bei den Perſern wenig Anhänglichkeit finden, durch ihre Regierungsweiſe aber leiſtete ſie das ſelbſt nach orientaliſchem Maßſtabe Unglaubliche, um ſich verhaßt zu machen. Sie kannte keinen andern Zweck als den, das Land auszuſaugen und ſich den Thron zu ſichern, und es wurde daher ein Regierungsgrundſatz der Schahs, nur ihre eigenen Söhne oder Prinzen von Geblüt zu Statthaltern der Provinzen und Gouverneuren der größern Städte zu ernennen. Der Prinzgouverneur fühlt natürlich wenig Luſt, ſich mit Sorgen um die Verwaltung oder gar Verbeſſerung des ihm anvertrauten Diſtrictes zu quälen, dafür hat er ſeinen Stellvertreter (Kaim-makam) und dieſer kennt außer ſeiner eigenen Bereicherung keinen andern Zweck, als ſich ſeines prinzlichen Gönners Gunſt zu erhalten, indem er ihm die Mittel zu einer glänzenden Hofhaltung möglichſt reichlich zu verſchaffen ſucht. Dieſe hat alſo das betreffende Verwaltungsgebiet noch außer den ſonſtigen regulären und irregulären Steuern aufzubringen. Der größte Theil des Staatseinkommens wird durch Domänen und Kronlehen aufgebracht, denn nach moslemiſchem Staatsrecht iſt ein Fünftel alles bebauten Landes Eigenthum der Krone. Durch Gütereinziehungen und Gewaltmaßregeln iſt dieſe aber nach und nach in den Beſitz von einem Drittel des geſammten cultivirten Bodens gekommen. Nimmt man nun noch hinzu, daß geſetzlich ein anderes Fünftel des Bodens der Kirche, d. h. den Moſcheen gehört, ſo bleibt für das Privateigenthun nur wenig übrig. Die grenzenloſe Willkür und Habgier der Beamten aber und die daraus folgende Unſicherheit des Beſitzes veranlaßte hier wie in anderen mohamedaniſchen Ländern, wo die gleichen Verhältniſſe vorwalteten, eine große Anzahl von Privaten, ihr Eigenthumsrecht den Moſcheen zu übertragen und ſich nur die Nutznießung vorzubehalten.

Die regelmäßigen Einnahmen des Schah betragen nach den neueſten Schätzungen 7,000,000 Tomen (perſiſche Ducaten zu 3 Thlr. 3¾ Sgr.) oder 21,875,000 Thlr.; von dieſen Revenüen wird die Hälfte von dem bebauten Lande beigebracht; man ſieht daraus, was für ein Druck auf den armen Landbauern laſten muß. Schlimmer aber noch als dieſe regelmäßige Erpreſſung iſt ihrer Natur nach die außergewöhnliche. Staatsſchatz und Chatulle des Schah ſind identiſch; erfordert daher ein beſonderes Gelüſte ſeiner Majeſtät, oder ein Zug gegen die Nomaden, oder, wie bei den Verwicklungen mit England und Rußland, eine außerordentliche Rüſtung oder die Abzahlung von Kriegsſteuer außergewöhnliche Summen, ſo müſſen dieſe auch auf außergewöhnlichem Wege durch willkürliche Auflagen und Erpreſſungen zuſammengebracht werden. In Erpreſſung und Beſtechlichkeit leiſten nach dem einſtimmigen Bericht aller Reiſenden die perſiſchen Beamten das Unerhörte; die unglücklichen Bewohner bleiben natürlich in allen Künſten der Lüge, Heuchelei und Speichelleckerei hinter ihren Quälern nicht zurück, und der Wetteifer, womit Dränger und Bedrängte einander zu überliſten ſuchen, hat ſogar zuweilen etwas Komiſches, wie unter der Menge von Aneldoten, die aus dieſem Felde die Reiſenden mittheilen, die Geſchichte von dem reichen Kaufmann zeigt, der, als er hörte, der Prinzgouverneur habe ſich nach ſeinem Vermögen erkundigt, ſich jeden Tag von befreundeter Hand eine Tracht Prügel appliciren ließ und ſie mit dem obligaten „Gnade! Gnade! Ich habe Nichts, der Himmel iſt mein Zeuge," begleitete, um ſich dieſe Situation einzuüben, damit er, wenn es zur thätlichen Erpreſſung käme, davon Gebrauch machen könne. Außer den regelmäßigen Abgaben, den Koſten für den Hofhalt des Gouverneurs, den außerordentlichen Auflagen, den Geſchenken, die am Neujahrstage aus allen Theilen des Reichs an den Schah geſandt werden müſſen, laſten noch beſonders hart auf den Provinzen die Requiſitionen an Naturalien, die bei den Reiſen des Schah, der Prinzen, der fremden Geſandten mit außerordentlicher Härte eingetrieben werden. Die Geſandten werden nach perſiſcher Sitte als Gäſte des Landes betrachtet und auf ihren Reiſen von einem eigenen Beamten begleitet, der für ihre Verpflegung zu ſorgen hat; die Berichte faſt aller Geſandtſchaftsreiſen erwähnen der ſcho-

nungsloſen Härte dieſes Beamten, der meiſt nach auf ſeine eigene Bereicherung bedacht iſt. Bei ſolchen Verwaltungszuſtänden iſt es denn nicht zu verwundern, wenn der äußere Anblick des Landes Verödung und Vernachläſſigung verräth.

Wir wieſen aben auf das Uebertriebene in den europäiſchen Vorſtellungen über perſiſchen Reichthum, Luxus und Pracht hin; eine gleiche Täuſchung findet gewiß bei den Meiſten hinſichtlich der landſchaftlichen Schönheit und des Klima's von Perſien Statt. Wie viel die zur poetiſchen Formel gewordenen „Roſen von Schiras“ hierzu beigetragen haben mögen, bleibe dahingeſtellt. Der engliſche Reiſende Fraſer, vielleicht der gründlichſte Kenner des perſiſchen Landes, ſchildert, nachdem er ſich ebenfalls gegen die übertriebene Vorſtellung, die man ſich im Weſten davan zu machen pflege, ausgeſprochen hat, die phyſiſche Natur des Landes folgendermaßen: „Die äußere Erſcheinung und die Natur des Bodens iſt, wie man ſich denken kann, in einem ſo ausgedehnten Landſtrich verſchieden, aber mit alleiniger Ausnahme der Provinzen Ghilan und Maſenderan und vielleicht einiger weniger anderer Gegenden, iſt der gewöhnliche Eindruck, den man empfängt, der der Unfruchtbarkeit und Oede. Man pflegt Perſien ein Bergland zu nennen und ein großer Theil ſeiner Oberfläche iſt auch in der That gebirgig, aber das Verhältniß der Berge zu der Ebene iſt außerordentlich verſchieden, je nach den Gegenden. Den größten Theil des Landes ſtellt man ſich am beſten als ein Tafelland vor, welches ſich über einer niederen Region erhebt. Die Berge ſehen faſt überall unfruchtbar, verdarrt und abſchreckend aus, ſie zeigen dem Auge meiſt nichts, als gewaltige Maſſen von grauem Fels, die ſtufenförmig über einander liegen aber ſich plötzlich aus der Ebene zu zackigen Spitzen erheben. An einzelnen Stellen mögen dieſe Felſen weniger nackt als gewöhnlich ſein, aber da der ſie bekleidende Baden hauptſächlich aus verwittertem Fels beſteht, ſo gibt er ihnen kein ſchöneres Anſehen; kein Wald und kein Gebüſch belebt ſie. Nur während ungefähr zweier Monate im Frühling bedeckt ein ſpärliches Grün ihre braunen Seiten, aber die Hitze des Sommers dörrt es bald aus, die urſprüngliche Farbe kehrt zurück und es bleibt keine Spur mehr van der Vegetatian, die ebenſo ſchnell vergeht als ſie entſtanden iſt. Die Ebenen bieten meiſt keinen einladenden Anblick; ohne natürliche aber künſtliche Bewäſſerung bleiben ſie wüſt und unfruchtbar. Das ganze Land iſt mit beſtändigem Braun oder Grau bedeckt, die Monate April und Mai ausgenommen. Das Waſſer macht die Ebene hier und dort fruchtbar, aber leider gehört Waſſer zu den Gütern, mit denen die Natur das Land am wenigſten geſegnet hat; die Flüſſe ſind klein und gering an Zahl und können nur zur Bewäſſerung eines kleinen Diſtricts verwandt werden. In den fruchtbarſten Gegenden gleicht der kleine Theil des bebauten Landes einer Oaſe in der Wüſte und macht grade durch dieſen Contraſt Alles umher noch trauriger. Ebene und Berge ſind gleichmäßig von Wäldern entblößt; Bäumen begegnet man nur in Dörfern oder an den Ufern der Flüſſe, wo ſie gepflanzt ſind, um das wenige Bauholz, deſſen man bedarf, zu liefern; man ſieht meiſt nur Obſtbäume, Pappeln und Cypreſſen. Der Eindruck, den ein Garten von ſolchen Bäumen macht, wirkt durch den Gegenſatz ihres dunklen Grüns zu der grauen ſtaubigen Ebene eher melancholiſch als erfreulich. Will man ſich daher in der Phantaſie eine perſiſche Landſchaft vorſtellen, ſo verſuche man ſich zuerſt aller Gedanken an die Bilder zu entſchlagen, die einer europäiſchen Scene Schönheit und Intereſſe verleihen: dort gibt es keine majeſtätiſchen Wälder, keine grünen Ebenen oder grasbedeckten Berge, keine windungsreichen Flüſſe und plätſchernden Bäche, keine Gärten und Parks, keine Schlöſſer und Landſitze, keine Hütten, die in anmuthiger Einſamkeit gelegen mit ihren weißen Mauern durch das Laubwerk ſchimmern, kurz Nichts, was von Frieden, van Sicherheit und Behaglichkeit ſpricht; Alles im Gegentheil zeigt, daß ein Menſch den andern fürchtet, daß er nur für ſich und für den Tag lebt und für die Zukunft weder ſorgt noch ſchafft. Wenn der Wanderer mit Mühe die felſigen Berge paſſirt hat, welche die Ebenen trennen, und van der mit Mühe und Anſtrengung erreichten Höhe herabſieht auf das Land, ſo findet ſein Auge keinen Ruhepunkt auf der einförmigen braunen Maſſe, die ſich unter ihm ausdehnt und ſich entweder in der Ferne verliert oder von blauen Bergen begrenzt iſt, die grade ſo ausſehen, wie die, welche er eben paſſirt hat; wenn ſich ja ein cultivirtes Stück Baden im Geſichtskreis befindet, ſo kann man es van der

Ebene, in der es liegt, kaum unterſcheiden, es ſei denn im Frühling; liegt ein Dorf oder eine Stadt in der Ebene, ſo erſcheint ſie nur als ein Flecken oder eine Linie, die hauptſächlich an den Gärten, die ſie umgeben, kenntlich iſt und ſich dadurch von den Ruinen unterſcheidet, die im Allgemeinen weit häufiger ſind, als menſchliche Behauſungen. Das iſt die Scene, die ſich Tag auf Tag, Marſch auf Marſch dem Reiſenden in Perſien darbietet. Die ausgedehnten Wüſten, welche verſchiedene Theile des Landes bedecken, ziehen natürlich die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich, aber ſo traurig iſt der Totaleindruck des Landes, daß der Fremde nur dann den Unterſchied von Wüſte und Land bemerkt, wenn er dicht an der Wüſte vorbeikommt oder ſie paſſirt. Dann allerdings macht die Salzmaſſe, die in ungeheurer Ausdehnung unter den glühenden Strahlen der Sonne glitzert und dorrt und nur ab und zu von ſchwarzen Felsmaſſen unterbrochen wird, die durch den in der Wüſte wirkenden Lichtreflex tauſend wilde und phantaſtiſche Geſtalten annehmen, den Eindruck der größten Verödung. Findet der europäiſche Reiſende ſich durch den Anblick des Landes vollkommen in ſeiner Erwartung getäuſcht, ſo werden die Städte eben ſo wenig dazu beitragen, dieſelbe zu rechtfertigen. Wir ſind an die Namen Iſſahan, Bagdad, Schiras, aus der Geſchichte und den orientaliſchen Erzählungen her gewöhnt und bilden uns unſere Vorſtellungen davon entweder ganz nach dem Maßſtab europäiſcher Städte, oder leihen ihnen nur in unſerer Phantaſie die orientaliſche Decoration von Säulen, Minareten und Kuppeln; wie groß muß alſo unſere Enttäuſchung bei dem Anblick des maſſenhaften Elends, Schmutzes und Ruinenſchuttes ſein, den auch die ſchönſten jener Städte dem Auge bieten?“

Dieſe Schilderung ſtammt von einem Manne, der Perſien von einem Ende bis zum andern durchzogen und zu verſchiedenen Zeiten durch wiederholten und jahrelangen Aufenthalt beſſer kennen gelernt hat, als die meiſten andern Reiſenden. Unter den Urſachen einer ſo wenig einladenden phyſiſchen Beſchaffenheit iſt in erſter Linie die Entwaldung zu nennen, unter der Perſien ebenſo wie Südeuropa und Kleinaſien gelitten hat. Die verderblichen Folgen der übermäßigen Waldrodungen, namentlich in gebirgigen Ländern, ſind in der neueſten Zeit ſo häufig aus einander geſetzt worden (vgl. den Artikel im 3. Heſte dieſer Zeitſchrift), daß ſie hier keiner ausführlichen Beſprechung mehr bedürfen. Die Berge werden durch die Wegwaſchung des Humus kahl und unfruchtbar, die Bewäſſerung des Landes wird unregelmäßig, gewaltige Regenfluthen wechſeln mit Alles verdörrender Trockenheit, die Flüſſe verlieren ihr Waſſer und dies in Perſien um ſo eher, als ihnen durch Canäle das wenige zur Bewäſſerung des Landes entzogen werden muß. Alles bebaute Land iſt von Rieſelſyſtemen durchſchnitten, die ihrerſeits wieder das Mögliche zur Verſchlechterung der Wege beitragen. Am empfindlichſten iſt der Mangel an Holz, und da die Kohlenreichthümer, Dank der Indolenz der Behörden und Bewohner, unbenutzt liegen bleiben, ſo muß das nöthige Brennmaterial durch Trocknung von Viehmiſt gewonnen werden, und die Fabrication dieſes unentbehrlichen Stoffes aus ſo ekelhaften Subſtanzen beſchäftigt die Leute einen geraumen Theil des Jahres hindurch. Und dies geſchieht in Provinzen, die nachweislich früher einen Waldreichthum beſeſſen haben. In Aſerbeidſchan, wo alte Ortsnamen, Aſchenhügel und directe Berichte von früheren Wäldern erzählen, kann man heute Tage lang reiſen, ohne einen Baum zu ſehen. Eine Ausnahme, wie überhaupt durch ihre üppige Vegetation, ſo auch durch ihren Waldreichthum, bilden die Provinzen Ghilan und Maſenderan am Südrande des Caſpiſchen Meeres. Bei der mangelnden Communication können aber ferner liegende Provinzen an dem Ueberfluß dieſer Bezirke nicht Antheil nehmen.

Wollen wir die Summe ziehen aus den Nachrichten über die Natur und Cultur Perſiens, ſo ſcheinen uns dieſe am beſten auszudrücken die Worte des neuſten Beobachters jenes Landes: „Perſien iſt von Natur ein mannigfach geſegnetes Land geweſen, aber weil der Menſch nichts gethan hat, um der Natur zu Hilfe zu kommen, ſondern vielmehr Jahrhunderte der Verödung und Barbarei über das Land dahingegangen ſind, ſo hat es von ſeinem natürlichen Reichthum ſo viel verloren, daß jetzt die Bewohner nur durch den angeſtrengteſten Fleiß dem Boden das abzugewinnen vermögen, was er ihren Vorfahren willig abgab.“ Daß der Perſer emſig bemüht iſt, aus dem Boden ſo viel zu gewinnen, wie möglich, und ſich durch emſigen

Ackerbau, namentlich von ſeinem türkiſchen Nachbar, vortheilhaft unterſcheidet, iſt eine von allen Reiſenden anerkannte Thatſache. Dieſem Fleiße und der Betriebſamkeit ſeiner Bewohner iſt es denn auch hauptſächlich zuzuſchreiben, daß das Land in der That nicht ſo arm iſt, als man nach der aben gegebenen Beſchreibung erwarten ſollte. Sa wird in den nördlichen Provinzen fleißig Weizen gebaut und in beträchtlichen Maſſen nach Rußland ausgeführt und zwar meiſt geſchmuggelt. Von andern Producten des perſiſchen Pflanzenreichs iſt vor Allem der Taback zu nennen; die Ernte beläuft ſich auf ungefähr 50 Millionen Pfund; wie ungeheuer der Verbrauch dieſes Krautes im Lande ſelbſt, mag man daraus abnehmen, daß nur 20 Millianen zur Ausfuhr kommen! In den meiſten Pravinzen wird auch Baumwolle gebaut, die in frühern Jahrhunderten einen wichtigen Artikel des Exportes bildete und auch in der neuern Zeit wieder nach Rußland ausgeführt wird. Den wichtigſten Gegenſtand der perſiſchen Ausfuhr bildet die Rahſeide; außerdem gelangen Obſt, Farb- und Gewürzſtoffe zur Ausfuhr nach den Nachbarländern und letztere namentlich nach Europa. An Mineralien mag Perſien noch manche nicht gehobenen Schätze beſitzen; am wichtigſten iſt für die Zukunft des Landes das Vorhandenſein gewaltiger Kohlenlager in den nördlichen Prooinzen; an einzelnen Stellen, wie bei Tübas, liegen die Kahlen offen zu Tage und doch werden dieſe Schätze, trotz des empfindlichen Mangels an Feuerungsmaterial nicht benutzt. Die in Perſien nomadiſirenden Stämme treiben eben ſo wie die Perſer ſelbſt viel Viehzucht, außer Pferden bilden Schafe den Hauptgegenſtand derſelben, ſowahl ihres Fleiſches wegen (die Perſer eſſen wie die Türken kein Rindfleiſch), als auch der Felle wegen, welche zum Theil zur Fabrication der eigenthümlichen perſiſchen Kopfbedeckung verwandt, zum Theil auch ihrer varzüglichen Feinheit wegen nach Europa ausgeführt werden.

Die perſiſche Induſtrie, zu der wir uns nun wenden, ſteht, wie oben ſchon bemerkt wurde, nicht mehr auf der hahen Stufe, die ſie im Mittelalter einnahm. Die Veränderung des Handelsweges, die ihren Erzeugniſſen den frühern Abſatz raubte, die raſche Entwicklung des europäiſchen Gewerbfleißes, der ſie von den Märkten verdrängte, der Mangel eines feſten und geordneten Regiments brachte ſie herunter. Dazu kommt, daß von Seiten der Regierung bis jetzt noch nichts zu ihrer Hebung gethan warden iſt und auch ſchwerlich bald etwas gethan werden wird, da der Grundſatz der meiſten halbbarbariſchen Staaten, das auf die Amelioration des Landes verwandte Capital als weggeworfen und unrentabel zu betrachten, ſehr ſchwer auszurotten iſt. Dies iſt um ſo trauriger, als die Bewohner ſelbſt es nicht an Regſamkeit fehlen laſſen, und die Lage Perſiens im Mittelpunkte großer mahamedaniſcher Länder, die viele gleiche Bedürfniſſe haben, ſeinen Erzeugniſſen einen reichen Abſatz ſichern könnte. Dieſer iſt denn auch jetzt ſowohl nach jenen Ländern, als für einige Artikel ſelbſt nach Europa hin nicht unbedeutend.

Den vorzüglichſten Induſtriezweig bildet die Wollenweberei; die Teppiche, die beſonders in den Provinzen Irak, Chorafan und Kurdiſtan gewebt werden, finden einen reichlichen Abſatz nach den Nachbarländern, den Südprovinzen Rußlands, nach Chiwa, Bochara und Indien, wa der Teppichverbrauch ziemlich allgemein iſt. In der Türkei fangen die Fabricate engliſcher, niederländiſcher und belgiſcher Induſtrie die perſiſchen zu verdrängen an, ſo daß, während im Jahre 1850 noch für 500,000 Piaſter Teppiche über Trapezunt exportirt wurden, die Ausfuhr im Jahre 1856 ſchon auf die Hälfte dieſer Summe geſunken war. Nach dem eigentlichen Europa kommt nur eine ſehr geringe Anzahl perſiſcher Teppiche, da ſie ſich durch ihre Facon nicht empfehlen und deren Preis durch Transport und Zölle ſehr erhöht wird. Einen viel bedeutendern Abſatz nach Europa hin haben die Schals. Im Jahre 1855 wurden in Conſtantinopel für 32 Millionen Piaſter Schals importirt, von denen zwei Fünftel perſiſches Fabricat waren. Die Seidenwirkerei ſteht auf einer niedern Stufe, eben ſo wie die Baumwallweberei; ſie hat im Inland und in den benachbarten Ländern einigen Abſatz, der ihr jedoch von Jahr zu Jahr durch die Concurrenz der europäiſchen Seiden- und beſonders Baumwollenwaaren ſehr geſchmälert wird. Der größte Theil der perſiſchen Seide wird in rohem Zuſtande nach Europa exportirt und dort verarbeitet; ſo werden von der Seidenernte der Provinz Ghilan, der bedeutendſten

Digitized by Google

des Reichs, 80 Procent nach Europa und 15 Procent nach Rußland ausgeführt und nur 5 Procent im Inlande verarbeitet.

Aus dieſer ganz kurzen Skizze der perſiſchen Induſtrie erklärt es ſich, daß europäiſche Fabricate den innern Markt beherrſchen. Der Geſchmack an europäiſchen Waaren hat mit der Gewöhnung daran zugenommen, ſie ſind nun unentbehrlich, die Eitelkeit und der Luxus der höhern Claſſen iſt im Steigen begriffen und die Zahl der Bedürfniſſe wird immer größer, je mehr Mittel man zu deren Befriedigung kennen lernt. Wie im Orient überhaupt, ſo bildet auch in Perſien Baumwollenzeug den Hauptbekleidungsſtoff, ſomit auch den Haupteinfuhrartikel, und zwar ſo, daß 70 Procent des geſammten Trapezunter Imports auf Baumwollenwaaren kommen. Nächſt dem Baumwollenzeuge finden bei den vornehmen Claſſen auch ſchon Tuche und Seidenſtoffe, welche letztern ſelbſt nach dem Urtheil der Perſer ihr inländiſches Fabricat übertreffen, einen reichlichen und von Jahr zu Jahr wachſenden Abſatz. Aus der Reihe der übrigen europäiſchen Artikel heben wir als ſehr gangbar hervor: Eiſen-, Meſſing- und Stahlwaaren, ferner Galanteriewaaren aller Art, dann von Colonialproducten namentlich Zucker. Der Geſammtwerth der Einfuhr beträgt nach den Schätzungen Blau's, der ſehr genaue Beobachtungen während mehrerer Jahre in Conſtantinopel und ſpäter in Perſien ſelbſt anſtellte, 20,950,000 Thaler. Dieſe vertheilen ſich nach den Unterſuchungen deſſelben Beobachters auf die einzelnen Artikel folgendermaßen:

1) Manufacturen:		
Baumwollene	8,600,000	Thaler
Wollene	2,877,000	„
Seidene	1,775,000	„
circa	13,252,000	Thaler
2) Colonialwaaren:		
Zucker	500,000	Thaler
Thee	1,800,000	„
Droguen, Farben	2,740,000	„
circa	5,040,000	Thaler
3) Metalle und Metallwaaren:		
Rohe Metalle	195,000	Thaler
Verarbeitete	300,000	„
circa	495,000	Thaler
4) Porcellan-, Glaswaaren, Quincaillerien	2,163,000	Thaler
Summa:	20,950,000	Thaler.

Wir haben ſchon oben darauf hingewieſen, wie Perſien trotz ſeiner geſunkenen Induſtrie und der vielen Hemmniſſe, die eine träge Regierung einem commerciellen Aufſchwunge entgegenſetze, es der Emſigkeit ſeiner Bewohner und dann ſeiner günſtigen Lage im Centrum der mohamedaniſchen Länder verdanke, daß ſein Export ſich dem Import gegenüber noch immer günſtig ſtelle. Seine Ausfuhr nach dem Oſten, nach der Tartarei, Bucharei und Oſtindien ſchlägt Blau zu 7,800,000 Thalern an, den nächſtbedeutenden Abſatz finden ſeine Artikel in Rußland, wohin es für ungefähr 7,000,000 Thaler importirt; nimmt man die Ausfuhr über die türkiſche Grenze in Kleinaſien zu 2,500,000 Thaler an und rechnet dazu den Trapezunter Export von 3,700,000 Thaler, ſo ergibt ſich eine Totalſumme von 21,000,000 Thalern für den Werth des Exports, der alſo den Werth des Imports immer noch um ein Geringes überſteigt; ein für das Land immer noch günſtiges Reſultat.

Was nun die Betheiligung der verſchiedenen Handelsmächte Europa's an dem Export nach Perſien betrifft, ſo nimmt, da der Hauptartikel deſſelben Baumwollenwaaren ſind, ſelbſtverſtändlich England die erſte Stelle ein; ihm fallen 80 Procent des geſammten Trapezunter Baumwollenimports zu; außerdem führt es noch Metalle, Eiſenwaaren und Waffen in unbedeutendern Quantitäten ein. Der geographiſchen Lage nach iſt vor Allem Deutſchland und insbeſondere Oeſterreich berufen, aus dem Handel mit Perſien Nutzen zu ziehen. Die Donau bildet die natürliche Verkehrsſtraße mitten aus dem Innern unſeres Vaterlandes heraus bis nach Trapezunt hin, dem Stapelplatz des perſiſchen Handels. Es iſt aber beſchämend, namentlich für Oeſterreich, daß dieſe ſo überaus günſtige Lage bisher noch ſo wenig benutzt worden iſt, und daß die kleine, rings umſchloſſene Schweiz beinah zehnmal mehr nach Perſien abſetzt. Die Ausfuhr Oeſterreichs nach Perſien repräſentirt einen Werth von 250,000 Thalern, etwas mehr kommt auf den Zollverein.

Nach dem Urtheil von Sachverſtändigen wäre es indeß für die deutſche Induſtrie ein Leichtes, dem Handel mit Perſien eine ganz andere Bedeutung zu geben und mit Erfolg den Engländern in manchen Artikeln Concurrenz zu machen. Eine Hauptbedingung dafür wäre die Anknüpfung directer Handels-

verbindungen. Dieſe beſtehen bis jetzt nur in ſehr geringer Zahl und ein ſehr großer Theil deutſcher Artikel wird erſt von den Märkten Conſtantinopels, mit denen man in Deutſchland durch alten Verkehr vertrauter iſt, nach Perſien verführt, ſo daß factiſch eine noch größere Maſſe deutſcher Erzeugniſſe dorthin gelangt, als ſich durch Beobachtung feſtſtellen läßt, beſonders wenn man hinzunimmt, daß viele deutſche Fabrikanten ihre Artikel mit franzöſiſchen und engliſchen Etiketten verſenden. Unter den Fabricaten Deutſchlands, die ſich ſchon ſeit längerer Zeit auf perſiſchen Märkten behaupten, ſind Tuche und Seidenſtoffe, Eiſen-, Stahl- und Galanteriewaaren zu nennen; in allen dieſen Artikeln aber ließe ſich mit der Zeit und bei lebhafterer Betheiligung der Fabrikanten ein viel bedeutenderer Abſatz erzielen. Der Antheil der verſchiedenen Handelsmächte an dem Import nach Perſien drückt ſich nach Blau in folgenden Zahlen aus:

Großbritannien ſ. ungefähr	7,930,000	Thlr.
Schweiz	2,800,000	„
Preußen und der Zollverein	350,000	„
Oeſterreich	250,000	„
Türkei und Donaufürſtenth.	180,000	„
Frankreich	170,000	„
Italieniſche Staaten	150,000	„
Belgien und Niederlande	170,000	„
Amerika	100,000	„
Unbeſtimmt	250,000	„

Wir haben im Eingange dieſer Skizze, von der politiſchen Bedeutung Perſiens ſprechend, dieſelbe in ſeiner geographiſchen Lage gefunden, die es als ein Mittelland zwiſchen den Ländern des Weſtens und den engliſchen Beſitzungen in Indien erſcheinen läßt; wir haben erwähnt, wie in Folge deſſen die Feinde Englands, die ſich bis zu dem Plane eines Angriffs auf ſeine bedeutendſten Colonien erhoben, Perſien als einen wichtigen Durchgangspunkt für ihre Armeen betrachteten. Es ſei uns deshalb zum Schluſſe vergönnt, einen Blick auf die Straßen zu werfen, welche Perſien mit Indien und Europa verbinden.

Der letzte perſiſch-engliſche Krieg knüpft ſich eben ſo wie die erſt kurz vorhergegangenen perſiſch-engliſchen Verwicklungen an den Namen Herat. Die Perſer, die dieſe Stadt während zweier Jahrhunderte in Beſitz und im Anfang des vorigen Jahrhunderts verloren hatten, konnten deren Verluſt nie verſchmerzen; Rußland ſuchte die Abſichten perſiſcher Könige auf dieſen wichtigſten Poſten an der Straße nach Indien offen und im Geheimen zu unterſtützen. Herat liegt in einem überaus fruchtbaren von dem Heriud durchſtrömten Thale; die Perſer nennen die Stadt in ihrer hyperboliſchen Manier „die Perle der Welt,“ „die Stadt mit hunderttauſend Gärten,“ und letzteres Epitheton nicht auf die Stadt ſelbſt, ſondern auf das ſie umgebende Land angewendet, iſt nach allen Berichten der Reiſenden allerdings gerechtfertigt. Sie ſchildern das Klima als frühlingsartig und durchaus nicht heiß und trocken; es gedeihen daher dort nicht Palmen und Orangen, aber prachtvolle Buchen und die beſten Obſtarten der gemäßigten Zonen. Dieſes Gebiet nun, deſſen üppige Fruchtbarkeit in unmittelbarer Nachbarſchaft öder Wüſten und unwirthbarer Gebirge um ſo mehr hervortritt, liegt grade auf dem halben Wege der Route, die vom Caſpiſchen Meere nach Indien führt. Von Herat aus gehen zwei Wege nach Kabul, dem Thore Indiens, der eine direct durch die Päſſe des Paropamiſus, der andere erſt nach Kandahar im Süden und dann wieder nördlich über Gaſna laufend. Der erſte iſt überaus mühſam und gefährlich und nur einzelnen Schaaren zugänglich; der zweite aber über Kandahar iſt der, den alle Eroberer Indiens von Alexander dem Großen bis auf Nadir-Schah eingeſchlagen haben. Von Herat aus erreichen Karawanen Kabul auf dieſem Wege in dreißig Tagen; ein Reiter legt dieſelbe Strecke in etwas mehr als einer Woche zurück. Indien iſt von Norden her ſchwer zugänglich; die Ruſſen haben dort wenigſtens ſchon bittere Erfahrungen gemacht; denke man ſich aber das große ruſſiſche Eiſenbahnnetz vollendet und in Aſtrachan auslaufend, ſo iſt dem Czaren, der ja das Caſpiſche Meer allein beherrſcht, der Weg nach Hindoſtan bedeutend abgekürzt. Herat, das, wie erwähnt, auf der Mitte dieſes Weges liegt, würde einer vom Caſpiſchen Meere kommenden Armee einen vortrefflichen Ruhepunkt bieten; es hat ſchon einmal die, wenn wir nicht irren, 40,000 Mann ſtarke Armee des Schah ſieben Monate lang ernährt! So erſcheint alſo das Intereſſe, das England von jeher an der Unabhängigkeit Herats genommen hat, vollkommen gerechtfertigt.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Straße, die Perſien mit Europa

verbindet und die vorzugsweiſe friedlichen Intereſſen dient. Sie führt von Trapezunt in einem großen Umwege über Erſerum nach Täbris. Der Weg durch die pontiſchen Alpen iſt eben ſo unerfreulich als gefahrvoll, ſowohl der ſchwierigen Päſſe als der kurdiſchen Räuber wegen, die namentlich in den Diſtricten, wo ſich türkiſche, ruſſiſche und perſiſche Grenzen nähern, Gelegenheit finden, ihre Beute ſchnell in Sicherheit zu bringen. Die Karawanen, die den Handelsverkehr zwiſchen der Küſte des Pontus und Täbris vermitteln, ſind deshalb ſehr ſtark, zwiſchen 200 bis 900 Pferden; die Karawanenpferde zeichnen ſich durch eine außerordentliche Klugheit und Ausdauer aus; ſie ſind von Jugend auf an die ſchwierigen Paſſagen gewöhnt und nur ihrem wunderbaren Inſtinct iſt es zuzuſchreiben, daß die Reiſe meiſt ohne beſondere Unglücksfälle abläuft. Die Karawane braucht von Trapezunt bis Täbris mehr als einen Monat und die Entfernung beträgt doch nur 120 Poſtmeilen! Sieht man die Karte an, ſo erſcheint auf den erſten Blick der Weg durch die ruſſiſchen transkaukaſiſchen Provinzen etwas kürzer und weniger beſchwerlich, als der über die unwirthbaren Höhen des pontiſchen Hochlandes. Auch der Schutz, den die geordnetere Regierungsweiſe Rußlands bieten könnte, ſcheint etwas Verlockendes zu haben der Unſicherheit gegenüber, die in den türkiſch-perſiſchen Grenzländern herrſcht. Die ruſſiſche Regierung hat denn auch mehrfach den Plan in's Auge gefaßt, durch Anlegung einer fahrbaren Straße den ganzen perſiſch-europäiſchen Tranſit auf ihr Gebiet herüberzuziehen, dem dadurch ein ſehr beträchtlicher Gewinn erwüchſe. Sie iſt mit franzöſiſchen Capitaliſten in Verbindung, denen die Herſtellung einer fahrbaren Straße von Poti an der Mündung des Rion nach Tiflis übertragen werden ſollte, und man hat ſelbſt an die Herſtellung einer Eiſenbahn gedacht, der die Terraingeſtaltung nicht ungünſtig ſein ſoll. Noch in dieſen Tagen ſprachen die Zeitungen wieder von ähnlichen Eiſenbahnprojecten. Fraglich bleibt es jedoch, ob die andern Hinderniſſe, die ſich bis jetzt der Benutzung jener Verkehrslinie entgegenſtellten, ſich werden beſeitigen laſſen. Dahin gehört vor Allem der Mangel geeigneter Häfen an der Oſtküſte des Schwarzen Meeres und dann die vielfachen Beläſtigungen, welche die ruſſiſchen Verwaltungsbehörden ihrer eigenthümlichen Natur nach auf den Verkehr auszuüben gewohnt ſind. Bis jetzt wurde wenigſtens bei den Verſuchen, die mit dem Transport durch Transkaukaſien gemacht wurden, von den Betheiligten immer darüber geklagt, ſo daß ſie die Indolenz der türkiſchen Behörden den Plackereien der ruſſiſchen vorzogen. So oft von ruſſiſcher Seite die Anlage fahrbarer Straßen nach Perſien hin in's Auge gefaßt wurde, rafften ſich auch die türkiſchen Behörden wieder aus ihrer Trägheit auf und es wurden wiederholt Verbeſſerungen der Trapezunter und Täbriſer Linie vorgeſchlagen und einmal ſogar in Angriff genommen. Allein das flackernde Feuer erloſch bald, die Dinge blieben wieder, wie ſie waren und werden, wie die türkiſchen Verhältniſſe nun einmal ſind, auch noch lange ſo bleiben. Einen durchaus umgeſtaltenden Einfluß auf den perſiſch-europäiſchen Verkehr mag wohl dereinſt, wenn ſie ausgeführt wird, die Euphrateiſenbahn ausüben. Sie wird die Verkehrslinien des Mittelalters wieder beleben und wenn dann Perſien wieder in engere Verbindung mit Europa tritt, dann wird auch wohl die Barbarei, die nun ſeit Jahrhunderten auf jenen früher reichen und mächtigen Ländern laſtet, der Geſittung weichen.

Albrecht Roſcher.

Im Laufe weniger Jahre ſind fünf deutſche Reiſende in Afrika ihrem Forſchungstrieb zum Opfer geworden. Am 27. September 1852 verſchied in Kuka, von den vergiftenden Dünſten der Regenzeit im Innerſten getroffen, Dr. Overweg, Barth's kühner Reiſegefährte. Am 11. Januar 1856 ſtarb Schönlein, dem klimatiſchen Fieber unterliegend, am Cap Palmas auf der Küſte von Guinea. Etwa um dieſelbe Zeit, im December 1855, ſchrieb Dr. Vogel ſeinen letzten Brief nach Europa, worauf er in Wara, der Hauptſtadt von Wadai, ermordet wurde. Mit Plänen beſchäftigt, Gewißheit über das Schickſal des Verſchollenen zu erhalten, erlag Freiherr von Neimans ſelbſt am 15. März 1858 in Kairo den Einflüſſen des mörderiſchen Klimas, denen er im Innern Jahre lang ausgeſetzt geweſen war. Jetzt erhalten wir die tief betrübende Nachricht, daß auch Albrecht

Roſcher unſern des Nyaſſoſees dem gewöhnlichen Schickſal der afrikaniſchen Reiſenden zum Opfer geworden ſei.

Albrecht Roſcher wurde am 27. Auguſt 1836 zu Ottenſen bei Altona geboren und war der Sohn eines Homburger Kaufmanns und der Neffe des berühmten Nationalökonomen in Leipzig. Schon den Knaben beſeelte der Gedanke, ſein Leben dereinſt der Erforſchung der unbekannten Theile des großen afrikaniſchen Feſtlandes zu weihen. Nachdem er das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt beſucht hatte, gab er ſeinen Studien die zu dieſem Zweck erforderliche Richtung. In Hamburg trieb er unter Redslob's Leitung das Arabiſche und machte ſich dann in Leipzig von 1856 bis 1858 mit der Heilkunde vertraut, um den Anforderungen entſprechen zu können, welche alle rohen Völker an reiſende Europäer zu richten pflegen. Die glänzenden Erfolge ſeines Landsmanns Barth ermunterten ihn in ſeinem Vorhaben immer mehr. Wie lebhaft die vorbereitenden Studien ihn beſchäftigten, ergibt ſich aus einem Werk, das er in Leipzig herausgab. Die Arbeit eines einundzwanzigjährigen Studenten, erregte dieſes Werk: „Claudius Ptolemäus und die Handelsſtraßen in Centralafrika“ die Aufmerkſamkeit von Männern wie Humboldt, Ritter, Kiepert und Spruner. Auf ihre Empfehlung erhielt er zunächſt vom König Max von Baiern und dann auch von andern deutſchen Freunden der Erdkunde die Mittel zu ſeinen Reiſen.

Zum Ausgangspunkte ſeines Unternehmens hatte Roſcher Zanzibar an der afrikaniſchen Oſtküſte gewählt. Er entſchied ſich für jenen Ort, weil dort mehrere Kaufleute aus Hamburg leben, die einen ausgebreiteten Handel treiben und daher lebhafte Verbindungen mit dem Innern unterhalten. Auch von dem Beherrſcher der Hafenſtadt, dem Imam von Maskat, konnte er eine Förderung ſeiner Pläne erwarten, da dieſer arabiſche Fürſt ein Freund der Engländer iſt und Verträge mit ihnen geſchloſſen hat. Das Klima hielt er für günſtiger, als es iſt, und glaubte, das gebirgige Innere erreichen zu können, ehe die in den Tiefebenen am Meer vorherrſchenden Fieber ſeine Kräfte geſchwächt hätten.

Im Juni 1858 verließ Roſcher auf einem Segelſchiffe Hamburg, im Spätſommer war er in Zanzibar. Im Hauſe des hamburgiſchen Conſuls Oswald fand er die gaſtfreundlichſte Aufnahme und ging ſo gleich an die Erlernung der Sprachen. Auch verlor er keine Zeit, dem deutſchen Glaubensboten Rebmann einen Beſuch zu machen und ihn über ſeine Reiſepläne zu Rathe zu ziehen. Dieſe Zuſammenkunft führte zu dem Beſchluſſe, daß Roſcher zu den Bergen Kilimandſcharo und Kenia vordringen ſolle, die man noch den Erzählungen der Eingeborenen für Gletſcher halten muß. Inzwiſchen traten aber die ungünſtigſten Verhältniſſe ein. In Zanzibar brachen die Blattern aus, die dort ſeit elf Jahren nicht geherrſcht hatten, und rafften die Schwarzen zu Hunderten hinweg. Dann kam die ſogenannte kleine Regenzeit, welche dieſes Mal zwei Monate anhielt und von ſo unaufhörlichen und heftigen Niederſchlägen begleitet war, daß man kaum von einem Hauſe zum andern kommen konnte. Mit dem Nordoſtmonſun hörten dieſe ſündfluthartigen Regen auf, aber mit dem Umſchlag des Wetters zugleich ſtellte ſich die Cholera ein und hauſte noch ſchauerlicher, als früher die Blattern. Der Schrecken der Eingeborenen war ſo groß, daß es dem engliſchen Conſul Rigby nicht möglich war, eine Bootsmannſchaft von ſieben Schwarzen, die er den Reiſenden Burton und Speke mit einem Fahrzeuge an die Küſte entgegenſchicken wollte, auch nur einige Tage zuſammenzuhalten. In dieſer Verwirrung verbreitete ſich die Nachricht, daß Seyd Saweni, der rebelliſche Bruder des Sultans, Zanzibar mit einem Heer abtrünniger Sipahis überfallen wolle. Er hatte die Abſicht wirklich, wurde aber auf dem Meere von den Engländern angegriffen und gefangen genommen. Ehe dies bekannt wurde, herrſchte in Zanzibar, wo Seyd viele Anhänger zählte, eine völlige Anarchie, und kein Menſch traute dem andern.

In's Innere zu kommen, zeigte ſich für Roſcher keine Ausſicht. Die beſte Art zu reiſen, nämlich allein, bloß von bewaffneten Dienern begleitet, zu gehen, konnte er wegen Geldmangel nicht wählen. Er hätte in dieſem Fall eine eigene Karawane ausrüſten und bezahlen müſſen. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als mit dem Führer einer Karawane das Abkommen zu treffen, daß dieſer ihn gegen eine Entſchädigung mitnehme und beſchütze. Dieſe Führer ſind immer Händler, welche von den Banianen oder indiſchen Kaufleuten in Zanzibar Vorſchüſſe empfangen, um dafür Waaren aus dem Innern zu holen.

Es meldeten ſich ſolche Leute genug, allein alle ſtellten unverſchämte Forderungen und wurden überdies als unzuverläſſig geſchildert.

Im Februar 1859 hatte Roſcher mit Burton und Speke eine Zuſammenkunft, in der die beiderſeitigen Reiſepläne beſprochen wurden. Die Engländer hätten es gern geſehen, wenn er ſich ihnen angeſchloſſen hätte, doch achteten ſie die Gründe, mit denen er ſeine abweichende Anſicht unterſtützte. Sie mußten ihm zugeſtehen, daß es beſſer ſei, wenn er zu den angeblichen Gletſchern vorzudringen ſuche, während ſie auf einem mehr ſüdlichen Wege zu den großen Seen gingen. Man trennte ſich mit den beſten Hoffnungen. „Ihr Freund Roſcher," ſchrieb Speke an Petermann, „ſcheint den richtigen Punkt in's Auge gefaßt zu haben, nämlich Kitui,*) denn wenn er auf dieſem Wege vordringt, wird er jedenfalls Gelegenheit haben, viele intereſſante Grundzüge des afrikaniſchen Continents zu entſchleiern, und wenn ihm Geldmittel zu Gebote ſtehen, ſo wird er höchſt wahrſcheinlich im Stande ſein, den Nil zu erreichen." Geldmittel fehlten aber, und darin dürfte der Hauptgrund liegen, daß Roſcher ſich ſtatt nach Norden gegen Süden wandte.

Am 6. Februar 1859 verließ er Zanzibar und ging der Küſte entlang zu Fuß bis Kiloa. Unterwegs machte er aſtronomiſche Ortsbeſtimmungen und erforſchte die Handelsverhältniſſe, namentlich die Verbindung der Küſte mit dem Innern, um für ſpätere Reiſen eine Baſis zu gewinnen. Am eingehendſten beſchäftigte ihn der Luſidſchi, ein bis dahin faſt unbekannter Fluß, den er aufwärts bis zu dem Punkte verfolgte, wo er ſich in zwei Arme theilt, die in öſtlicher und ſüdöſtlicher Richtung dem Meere zueilen. An dieſem Punkte ermittelte er durch Meſſungen die geographiſche Breite und unterſuchte die Waſſermenge, die von beiden Armen dem Meere zugeſandt wird. Bei dieſen Arbeiten ſuchten die Einwohner ihn durch Drohungen einzuſchüchtern. Sie verſammelten ſich zwei Tage lang und kamen in ſeiner Gegenwart immer zu dem Beſchluſſe, ihn zu tödten und ſeine Sachen wegzunehmen. Da er ſich den Muth nicht rauben ließ, ſo entfernte man ſeine Laſtträger von ihm und verkaufte ihm keine Lebensmittel mehr. Ein Vorrath von Schiffszwieback ſchützte ihn vor dem Verhungern und in der zweiten Nacht rettete er ſich mit ſeinen Trägern durch die Flucht. Am Tage hielt er ſich möglichſt verborgen, Nachts legte er in Eilmärſchen große Strecken zurück, und ſo kam er glücklich durch die feindlich geſinnten Gegenden und erreichte acht Tage ſpäter Somanga. Uebrigens wurde er auch in dieſem Orte angefeindet. Die Einwohner liefen bewaffnet zuſammen und würden ihn vielleicht getödtet haben, wenn er ihnen nicht in feſter Haltung erklärt hätte, er ſei ein Soldat des Sultans von Zanzibar und tödte man ihn, ſo würden ſeine Waffengefährten von Kiloa, das nur eine Tagreiſe entfernt ſei, herkommen und ihn rächen. Man ließ ihn nun unangetaſtet nach Kiloa weiterziehen.

Als er nach Zanzibar zurückkehrte, war die Ueberraſchung groß. Zwei Engländer, deren Abſicht es geweſen war, in derſelben Richtung vorzudringen, hatten ihren Verſuch aufgegeben und in Zanzibar ſo übertriebene Erzählungen von der Unſicherheit jener Gegenden in Umlauf geſetzt, daß man annehmen mußte, Roſcher ſei todtgeſchlagen worden. Sein glücklicher Erfolg verſchaffte ihm auch unmittelbare Vortheile. Die europäiſchen Kaufleute verſorgten ihn mit neuen Reiſemitteln und die einheimiſchen Händler wetteiferten, ihn auf ihrer nächſten Reiſe in's Innere zum Begleiter zu haben, damit er ihnen durch ſeinen Muth und ſeine Erfahrungen nütze. Roſcher hatte die Wahl und entſchied ſich für Salem ben Abdallah, den größten Mann an der ganzen Küſte. Unglücklicherweiſe hatte er von Luſidſchi das Fieber zurückgebracht, das ihn ſechs Monate hindurch ſchüttelte. Noch in der Mitte Auguſts ſchrieb er nach Deutſchland: „Augenblicklich ſchreibe ich gewiſſermaßen im Bett und mein Befinden wechſelt noch immer von erträglich zu ſchlecht und zu ſehr ſchlecht. Im letzteren Falle bin ich immer für ein paar Tage im Kopfe verkramt und weiß nicht, was ich ſpreche. Die Leute ſehen mich an und ſagen: Nawesi sana (er iſt ſehr krank) und gehen ihrer Wege. Uebrigens arbeite ich ſeit längerer Zeit an einer Abhandlung über aſtronomiſche Beobachtungen auf Reiſen, zu welcher ich jetzt auf der Reiſe ſelbſt die Verſuche anſtelle."

Das Fieber hatte aufgehört, als er im Juni 1859 Zanzibar zum zweiten Male verließ und in einem arabiſchen Schiff nach Ki-

*) Kitui iſt der fernſte Punkt, den Krapf 1849 in der Richtung des ſogenannten Gletſchers Kenia erreichte.

loa ſegelte. Dort verſchlimmerte ſich ſein Uebel eher, als daß es ſich beſſerte, aber das hinderte ihn nicht, an einem fieberfreien Tage den Führer ſeiner Karawane, der eine Strecke weit im Innern lagerte, aufzuſuchen und mit ihm abzureiſen. Er war in dieſer Zeit ſo mager und ſah ſo kränklich aus, daß man für ſein Leben fürchtete. Der deutſche Küper des hamburgiſchen Generalconſuls begleitete ihn als Diener, kam aber ſchon in zwanzig Tagen wieder in Zanzibar an, und zwar in einem gänzlich abgemagerten Zuſtande. Roſcher's Reiſeziel war der wenigbekannte Nyaſſa und er wollte von dort durch Cazembe nach Moſambik gehen. Die Karawane hatte beinahe tauſend Bewaffnete bei ſich, unter denen ſechshundert Sclaven Salem's waren. Er durfte hoffen, daß ſein Fieber ihn in den Bergen des Innern verlaſſen werde und rechnete in ſechs Monaten auf eine glückliche Rückkehr. „Ich habe jetzt," ſchrieb er, „vorzügliche aſtronomiſche Inſtrumente, desgleichen für Meteorologie, Hypſometrie u. ſ. w. Ich kann mir nicht denken, daß mein altes Glück, auf welches ich ſo ſtolz geweſen bin, mich jetzt im Stich laſſen ſollte. Wenn ich aber bei meiner Rückkehr in fünf bis ſechs Monaten in Zanzibar keine Ausſicht auf fernere Unterſtützung finde, ſo muß ich am Ende doch nach Europa zurück."

Die erſte Nachricht, die man durch einen Araber über den Reiſenden erhielt, lautete wenig tröſtlich. Danach war Roſcher durch das Fieber ſo ſchwach geworden, daß er ſich auf einer Kitanda (Bettſtelle) tragen laſſen mußte. Später hörte man, daß die Araber ſeine Krankheit auf eine ſchändliche Weiſe benutzt und ihm viele ſeiner Sachen geraubt hatten. Man hatte ihn, wenn er am Fieber litt, unbedeckt in der Sonne liegen laſſen und ihm bloß Sahogowurzeln, zu Mehl geſtoßen und mit Waſſer gekocht, als Nahrung gereicht. Im October erreichte er den Nyaſſa und am 20. dieſes Monats gab er ſelbſt von ſich Nachricht. Sein Brief iſt von Nuſſewa datirt und die intereſſanteſten Stellen lauten: „Da morgen früh eine Karawane nach Kiloa geht, ſo theile ich Ihnen (dem Vorſteher des Oswald'ſchen Handelshauſes) in aller Eile mit, daß ich wohlbehalten am Nyaſſa angekommen bin und daß ich hier mindeſtens ſechs Monate bleiben werde, um die Regenzeit, welche ſoeben beginnt, abzuwarten. Meine Geſundheit hat ſich zwar beſtändig verbeſſert, doch bin ich noch ſo kraftlos, daß ich nicht allein aufſtehen kann, ſondern beſtändiger Hilfe bedarf. Freilich war der letzte Theil unſerer Reiſe nicht zur Wiederherſtellung der Kräfte geeignet; im Lande der Wahiao herrſchte ſchreckliche Hungersnoth und dabei mußten wir täglich wohl acht bis zwölf Stunden vorwärts. Hier am Nyaſſa iſt es beſſer, doch herrſcht verhältnißmäßig Mangel, da ganze Strecken durch die Sclavenkriege verwüſtet ſind. Eine Kuh koſtet jetzt fünf Dollars, aber ein Sclave einen halben bis einen Dollar. Der Nyaſſa iſt in der That ein unüberſehbares Meer, wie man denſelben in Zanzibar und Kiloa ſchildert. Nach dem gegenüberliegenden Orte Malimba fährt man anderthalb Tage in großen Kähnen. Doch iſt der See ſehr flach und daher rühren zum Theil die hohen Wellen, welche außerdem noch durch die heftigen Winde hervorgerufen werden, welche wenigſtens jetzt hier herrſchen."

Am 1. Januar 1860 ſchrieb er wieder, um ſich Waaren als Tauſchartikel für die Eingeborenen zu erbitten. Alles Land bis zum Cazembe und bis Moſambik ſei für ihn offen, fügte er bei, und er habe den beſten Muth. Wenige Tage ſpäter traf Salem in Kiloa ein und erzählte, daß Roſcher, der am Nyaſſa zurückgeblieben ſei, der beſten Geſundheit genieße. Er mache täglich kleine Spaziergänge, unterſuche den See und ſammle Steine und Gewächſe. Am 1. März traf der Brief, in dem Roſcher um Waaren bat, in Zanzibar ein, und ſchon am 13. März gingen die Sachen zum Nyaſſa ab. Er ſollte ſie nicht erhalten. Am 17. März ging er zum Fluſſe Ruvuma zurück, um ſeine dort zurückgelaſſenen Waaren abzuholen. Während er am 19. deſſelben Monats im Dorfe Hiſonguny in ſeinem Zelte Mittagsruhe hielt, überfielen ihn die Eingeborenen und ſchoſſen ihm einen Pfeil durch die Bruſt. Auch einer ſeiner beiden Diener wurde ermordet.

Die Erzählung beruht auf der Ausſage, die der andere Diener in Zanzibar machte. Wir fürchten, daß ſie ſich bewahrheiten wird, und dann ſind wir abermals um eine Hoffnung auf große Entdeckungen ärmer. Roſcher war nun fieberfeſt, hatte die Sprachen erlernt und konnte die Eingeborenen, ſo daß er wohl noch Moſambik gelangt ſein würde. Eine zuverläſſige Nachricht iſt bald zu erwarten, da der Freiherr v. d. Decken, der ſich an Roſcher anſchließen wollte, nach Zanzibar unterwegs iſt.

Digitized by Google

Die deutschen Eisenbahnen.

Von

M. M. Freiherrn von Weber,
königl. sächsischem Eisenbahndirector.

Was für das Individuum seine natürliche Begabung ist, das ist für ein Volk seine geographische Lage, und wie ein gutes Porträt das Wesen eines Menschen in seiner ganzen Innerlichkeit und Aeußerlichkeit dem Freunde zur Erscheinung bringt, so liest der Eingeweihte aus der Karte eines Landes dessen Können und Wollen, die Richtung und Form seiner Bestrebungen. Zu den leserlichsten Zügen der Physiognomie eines Landes gehören aber die Linien, welche seine Verkehrsmittel ihm in das Antlitz gezeichnet haben.

Nur ein rastloses Volk, ein Volk des unermüdlichen, äußerlichsten Strebens zeichnet sich eine Landkarte, wie die der Vereinigten Staaten von Amerika, die ein Gewirr von großen und kleinen Wasser-, Land- und Eisenbahnstraßen in augenbetäubendem Kreuz und Quer überspinnt, so daß durch dies dichte Netz die Andeutung von Berg, Thal, See und Feld kaum mehr erkennbar durchschimmern kann. In ähnlicher Weise schildert sich die Ebene des reichen England, während seine schottischen Hochlande, das Gebirge von Wales in beschaulicher Ruhe, wie Inseln über das Meer des unendlichen Lebens zu ihrem Fuße, hinausragen. Einsam, wie die Wege nicht dahin gehörender Geister, ziehen sich wenige Verkehrsstraßen durch die Länder der verhältnißmäßig stagnirenden Existenzen wie Rußland, die Türkei und Spanien, ein Blick auf die Karte Frankreichs zeigt das hastige Zusammenströmen aller Thätigkeiten dieses mächtigen Landes in seiner Hauptstadt, ein treues Bild des Systems der Centralisation, nach welchem es seit Jahrhunderten verwaltet wird. Nicht weniger beredt aber spricht Deutschlands Straßenkarte eben so von seinen alten Uebeln, wie von seiner ewig jungen Schöpfungskraft, die es, trotz aller Ungunst äußerer Verhältnisse, immer da wieder in die erste Reihe drängt, wo es zu denken und zu leisten gilt.

Deutschlands Eisenbahnen bedecken das Land gleichförmiger als dies sonst irgendwo der Fall ist; kein spinnenförmiges Zusammenrinnen der Straßen wendet das Auge unmittelbar nach einem Mittelpunkte, wie dies in Frankreich und England geschieht. Um die Anzahl der einmündenden Eisenbahnen wetteifern Städte zweiten Ranges, wie Leipzig, Frankfurt, Breslau mit den Residenzen, ja die größten Verkehrsmassen bewegen sich nicht auf Routen, die in diese unmittelbar einmünden. Das deutsche Eisenbahnnetz hat sich, wie durch einen heilsamen, organischen Proceß, in allen Gliedern Deutschlands gleichförmig ausgebildet, und selbst die gewaltigen Gebirgsstöcke, die das Land durchziehen, haben der entsprechenden Bedeckung mit Maschen desselben nicht entgehen können.

Weniger dicht als das Netz, welches das Littoral Nordamerikas, das Niederland Großbrittaniens bedeckt, entspricht es nach Gleichförmigkeit und Richtung den Bedürfnissen der Verkehrsbewegung der Nation, welche es schuf. Weder militärische noch financielle Interessen großer Erwerbsgesellschaften haben seine naturgemäße Entwickelung gehemmt, mild und weise haben die Regierungen in dieser Beziehung den Nationalgeist gewähren lassen, so daß er in seinem eigensten Sinne zu wirken vermochte; ja sie haben in den wenigsten Fällen ihre Macht anders in Bezug auf die Eisenbahnen verwandt, als daß sie, durch Uebernahme von Garantieen ꝛc. das Gesammtgewicht des Staatscredits für das Gelingen von Unternehmungen in die Wagschale fallen ließen, die der Gesammtheit zum Wohle gereichen mußten, obwohl ihre Physiognomie zu wenig Verlockendes für die Gewinnlust der Privatspeculation hatte.

Dies sind die Tugenden der Projection des deutschen Eisenbahnnetzes. Den Schatten in das Bild hat die alte Erbfeindin jedes deutschen Handelns im großen Sinne, die Zerstückelung, hinein gemalt. Zur Zeit, als die ersten Skizzen zu dem großen Bilde der deutschen Eisenbahnverkehrsstraßen durch Bau der Hauptlinien gezeichnet wurden, war die Tendenz auf einheitliche Bestrebungen, mit Ignorirung der Grenzen der engern Vaterländer, noch viel schwächer als heut zu Tage; die Tragweite des Einflusses der Eisenbahnanlagen wurde weit unterschätzt, die Länder bauten Eisenbahnen nach Ortsbedürfniß und gaben ihren Stationen, Betriebsmitteln, hier und da sogar den Spuren, Constructionen, als sei jedes von ihnen eine Insel, die nie mit dem Nachbarstaate in directe Beziehung zu treten haben werde. Die Mahnungen

klarschauender Männer, wie List ꝛc., bei den ersten Anlagen gleich auf den Zusammenschluß eines großen deutschen Eisenbahnnetzes, auf Instradirung der Hauptverkehre, directeste Vermittelung von Soll und Haben der verschiedenen Provinzen Deutschlands, Uebereinstimmung der technischen und Verwaltungsformen Rücksicht zu nehmen, wurden als Utopien verlacht und jede, auch die kleinste, isolirte Bahn war emsig beschäftigt, ihr ganzes Wesen so eigenthümlich, so local wie möglich durchzubilden, während die Bahnen, ohne Princip, ohne Hinblick auf die internationalen Bedürfnisse, die Ansprüche der Provinzen, die außer dem nächsten Rayon der eben ausgeführten, kleinern Linien lagen, und ohne Rücksicht auf diejenigen Richtungen der großen Verkehrsbewegung entstanden, die durch allgemeine, nationalökonomische Rücksichten geboten waren. Es sind auf diese Weise, statt leicht und einheitlich zu verwaltender, großer Hauptlinien mit Neben- und Zweiglinien, eine Menge selbständiger, zum Theil höchst unwichtiger, das freie Gebahren der wahren Haupt- und Verkehrsstraßen sogar behindernder Hauptlinien entstanden, deren Beistimmung zu allgemeinen Maßnahmen von sehr geringem Gewichte ist, deren Veto aber nichts desto weniger die zweckmäßigste gemeinsame Maßregel unausführbar machen kann. So entstanden (abgesehen von zweiundzwanzig Staatsbahnverwaltungen) 56 Privatbahnen in Deutschland, die meist selbständige Verwaltung haben, von denen aber 16, also fast ein Drittheil, unter 5 Meilen, 26, also fast die Hälfte, unter 10 Meilen, 42 unter 20 Meilen lang sind, aber doch bei Beschlüssen das volle Recht der Negatioe besitzen.

Ein Hauptnachtheil der Systemlosigkeit und der Zerstückelung bei der Anlage bestand auch darin, daß die Erfahrungen, welche die Mitglieder einer Verwaltung beim Bau und bei der Administration ihrer Bahnstrecke gemacht hatten, bei später ausgeführten Bauten durchaus nicht nutzbar gemacht werden konnten, weil jede neue Unternehmung sich ihre neue Verwaltung schuf, die wieder von vorn anfangen mußte zu lernen und all das Lehrgeld zum zweiten und hundertsten Male bezahlte, welches die erste gegeben hatte. Daher rührt es auch, daß die allermeisten Fehler sich bei allen Bahnlinien wiederholen und jede neu erfundene Verwaltungsform, mit der allen Autodidakten eigenen Unzugänglichkeit der Ueberzeugung, als die beste gepriesen und festgehalten wurde. Und wer weiß nicht, daß das in reiferen Jahren, im Drange der Geschäfte, ohne Basis von Fachstudium, Gelernte, immer nur Stückwerk bleibt? Die Summen, welche diese neuen Studien jeder neu eingesetzten Verwaltung den deutschen Eisenbahngesellschaften gekostet haben, sind nirgends ersichtlich in den Büchern derselben aufgeführt, wer aber die Entstehung der Bahnen von Anfang an aufmerksam und mit Sachtenntniß verfolgt hat, wird uns Recht geben, wenn wir sie auf 15 bis 20 Procent der ganzen Anlagecapitalien veranschlagen. Leider sind auch die Regierungen, welche die Mittel in Händen hatten, erfahrene Organe zu verwenden, dem Beispiele der Privatbahnen hie und da gefolgt und haben für jede neue Verwaltung neue Kräfte, oft aus Kreisen entnommen, die dem Eisenbahnwesen die fremdesten waren.

Es ist eigenthümlich, daß der Deutsche, der sonst so gern das Gute der Fremde anerkennt, und es bereitwillig benutzt, grade in der Verwerthung der Erfahrung bei Eisenbahnbau und Verwaltung sich so wenig die Einrichtungen unserer praktischen Nachbarvölker zum Muster genommen hat. Wir kommen auf den Gegenstand bei Besprechung der Verkehrsformen zurück.

Das Amt des Eisenbahnwesens ist ein verschiedenes nach Erfordernissen der Orts- und der Landescharaktere. In stark bevölkerten Ländern, mit hoch entwickelter Industrie und mit schon vorhandenen, großen Personen- und Güterverkehren, werden die Bahnen gebaut, um diese Verkehre zu erleichtern, zu beschleunigen, zu verstärken; so in England, Belgien, Frankreich und einigen Gegenden Deutschlands. Hier erschienen die Eisenbahnen als rettendes Werkzeug, da auf der gewöhnlichen Straße die Verkehre sich störten, gegenseitig hinderten und stopften. In zweiter Gestalt erscheint das Eisenbahnwesen als Schlüssel zu schwer zugänglichen Landstrecken, die entweder durch ihre Pfadlosigkeit den Verkehr der angrenzenden, begünstigteren Provinzen verhindern, oder zu jenen, deren Producte aus Mangel an wohlfeilen Transportmitteln unbenutzt und werthlos bleiben müssen. Dies ist das Amt der Eisenbahnen in Ländern, die große uncultivirte, oder uncultivirbare Landstrecken ent-

halten, wie Schweden, Nordamerika, Rußland. Es bezeichnet für den Denker mit gewaltigen Zügen und beredter Zunge den unermeßlichen Vorsprung, den der Geist der Civilisation den Völkern des neuen Continents beim Aufbaue ihrer Cultur gewährte, daß er ihnen das Communicationsmittel, welches, als eines der stolzesten und letzten Producte der europäischen Bildung, uns in den letzten Tagen erst gegeben wurde, als erstes und primitivstes Civilisationsmittel unter die Füße legte. Wie kann es da ausbleiben, daß die Spannkraft dieser Völker, ihre Thatkraft, ihr Fortschritt sich zu dem der alten Welt verhalten müsse, wie der Lauf der Locomotiven zu der Bewegung des Lastwagens auf der Landstraße? Sie beginnen mit den Mitteln, mit denen wir aufhörten!

Gleich mächtig dient der Geist des Eisenbahnwesens der Leitung und Ordnung der Ueberfülle, wie zur Belebung der Oede. Es bezeichnen sich damit auch die inneren Nothwendigkeiten für die Verwaltungsformen der Eisenbahnen. In den Ländern der Ueberfülle kann sich jeder Verkehrsstrom seine Bahn selbst schaffen und bezahlen, sie werden daher durch Association der betheiligten Kräfte, d. h. durch Privatgesellschaften, zu bauen und zu betreiben sein und werden das Wagniß lohnen, d. h. rentiren. Da, wo die Eisenbahnen aber öde Strecken überschreiten oder erschließen sollen, mehr einer nationalen als örtlichen Nothwendigkeit wegen gebaut werden müssen, sollte die Gesammtheit des Volkes für ihr Entstehen, als für das Gemeinwohl erforderlich, sorgen, d. h. der Staat sollte sie bauen und betreiben. Der Nordwesten Europa's ist im ersten, der Osten im zweiten Falle; in Deutschland schwankt die Klarheit des Berufs der Bahnen, und die fast gleichtheilige Vertretung beider Hauptverwaltungsformen, durch Staat und Privatgesellschaft, ist daher naturgemäß.

Die ersten deutschen Bahnen, auf denen Personen befördert wurden, entstanden durch Privatunternehmungen. Am frühesten von Allen wurde die, blos für den Betrieb mit Pferden eingerichtete, durch ein schwieriges Terrain sich hinziehende Bahn von Budweis nach Linz, im Herbst 1828, eröffnet. Es bedurfte dann der Erwägung von vollen sechs Jahren, ehe man die, im October 1829 in England in das Leben geführte Locomotive, auf deutschen Boden verpflanzte. Der Ingenieur Denis eröffnete mit ihr im December 1835 die von ihm gebaute Nürnberg-Fürther Bahn. Eine sächsische Gesellschaft besitzt das Verdienst, die erste größere Eisenbahn Deutschlands, die Leipzig-Dresdener, erschaffen zu haben. Sie war es auch, die den Muth hatte, sich ihre technischen Intelligenzen selbst zu schaffen und, gleichviel mit welchen Opfern, ihre Arbeiten von deutschen Technikern ausführen zu lassen. Es wird selten in Erwägung gezogen, welchen großen Dienst diese geistvoll geleitete Gesellschaft hierdurch dem deutschen Eisenbahnwesen geleistet hat, das, ohne diese kühne Handlung, ebenso wie das vieler andern Länder, noch lange in Bezug auf seine Technik, England tributär geblieben sein würde. Zum Gelingen des großen Versuchs trugen nicht wenig die eminenten Eigenschaften des damaligen Chef-Technikers der Bahn, K. Th. Kunz, bei. Der Name dieses Nestors der deutschen Eisenbahntechniker müßte, wenn es zur Zeit überhaupt Ruhm für den Techniker in Deutschland gäbe, wenn man nicht sorgsam darüber wachte, daß, bei Erwähnung jeder bedeutenden öffentlichen That, wo möglich kein lebendiger Menschenname, sondern immer die todte Bezeichnung einer Behörde als Schöpferin und Leiterin genannt werde, im Munde des ganzen Volkes sein.

In Oesterreich erklang der Ton der Locomotive zuerst im Januar 1838 bei Eröffnung der Strecke Wien-Wagram; in Preußen im October desselben Jahres auf der Berlin-Potsdamer Bahn; in Braunschweig am 1. December 1838 zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel; in Hessen und Nassau im März 1840 auf der Taunusbahn; in Baden im September desselben Jahres auf der Strecke zwischen Mannheim und Heidelberg. Hannover eröffnete seine erste Bahnstrecke, Hannover-Lehrte, im October 1843, Holstein die Altona-Kieler Bahn im September 1844. Würtemberg begann seinen Betrieb im November 1845 zwischen Canstatt und Eßlingen. Wie schnell dann das Gezweig von deutschen Eisenbahnen verwuchs, davon geben die nachstehenden Zahlen ein Bild, welche die Längen der befahrenen Bahnstrecken in verschiedenen Zeiträumen bezeichnen. Es gab in Deutschland:

im Jahre	Meilen.	
1826	7,02	Kohlenbahn mit Pferdebetrieb.
1832	38,52	Bahn für Producten- und Personentransport.

im Jahre	Meilen.	
1837	49,61	Locomotiv- und Pferdebahn.
1841	179,81	„ „ „
1846	466,28	„ „ „
1851	910,62	„ „ „
1856	141612	„ „ „
1859	1755,00	„ „ „

Es ergibt sich hieraus, daß, während 33 Jahren, jährlich über 50 Meilen Bahn eröffnet worden sind. Von den sämmtlichen Linien sind 955 Meilen Privatbahnen und ca. 800 Meilen Staatsbahnen.

Was nun die Dichtheit des deutschen Eisenbahnnetzes im Verhältniß zu dem anderer hochcultivirter Länder anlangt, so kann es nicht anders sein, als daß das große Land mit seinen mächtigen, den Bahnbau ungemein vertheuernden Gebirgsstöcken, bei der Mäßigkeit seiner pecuniären Mittel, nicht so eng übersponnen sein kann, als das reiche England, oder das so straff concentrirte Belgien. Ehre genug für den zerstückelten Staatenbund, daß er, in Bezug auf Dichtheit seines Eisenbahnnetzes, in Europa nur von zwei Ländern übertroffen wird. Es kommen in Deutschland auf die geographische Quadratmeile fast $^1/_6$ Meile Bahn. Dabei sind einzelne Theile weit dichter bedeckt, z. B. Sachsen, wo über $^1/_3$ Meile, Westphalen, wo $^1/_4$ Meile, Oberschlesien, wo fast $^1/_3$ Meile, Braunschweig, wo $^2/_5$ Meilen auf die Quadratmeile kommen. In Frankreich liegen durchschnittlich $^1/_6$ Meile, in Belgien $^2/_5$ Meilen, in England $^3/_4$ Meilen, im Staate New-York in Amerika $1^1/_4$ Meile Bahn auf der geographischen Quadratmeile Landfläche. Der Staat New-York hat allein, bei circa $^2/_5$ der Fläche von Preußen, mehr Eisenbahnen, als dieses Königreich. Die Bauschwierigkeiten der ersten Bahnen in Deutschland, die sich durch verhältnißmäßig flaches Terrain hinzogen, waren ebenfalls verhältnißmäßig nur gering. An diesen Ausführungen erstarkten aber sowohl der Muth zur Bewältigung von Terrainschwierigkeiten beim Baue, als das Vertrauen zu der Leistungsfähigkeit der Dampfbetriebsmittel, so daß man sich in immer tiefer coupirte Defileen mit den Bahnlinien hinein, und an die Construction immer mächtigerer Locomotionsmittel wagte. Die ersten Locomotiven, welche sich auf deutschen Eisenbahnen bewegten, hatten Cylinder von 8 bis 9 Zoll Durchmesser, wogen 120 bis 180 Centner und waren höchstens im Stande, auf horizontaler Bahn Lasten von 1000 bis 1200 Centner Brutto zu bewegen, während die starken, jetzt im Gebrauche befindlichen Remorqueure, bei einer Kraftäußerung von 200 bis 300 Pferdekraft, 10- bis 12000 Centner mit Leichtigkeit transportiren und selbst über 1000 Centner wiegen. Man war daher auch im Stande, das, als Maximum der Steigung, bei den frühsten Bahnen angenommene Verhältniß von 1 : 200 sehr bald zu verlassen und mit Steigungen von 1 : 50 und 1 : 40, ja auf der Turin-Genuaer Bahn mit 1 : 28 Alpen und Apenninen zu erklettern.

Man hatte bei dem Bau der Bahnen die Wahl zwischen zwei Principien der Tracirung derselben. Man konnte, entweder, nach englischem System, die Bahn tief in das Terrain legen, tiefe Einschnitte und große Tunnels bauen, oder sie, nach den in Deutschland zur Anwendung gekommenen Grundsätzen, an den Anhöhen hinführen, hohe Dämme schütten, gewaltige Brücken construiren. Beide Systeme haben ihre großen Vorzüge, so daß es noch nicht entschieden ist, welches das beste sein dürfte.*) Die erste Bahn, die sehr große Schwierigkeiten des Terrains überwand, war die rheinische (belgische Grenze — Cöln), die nach englischem Systeme ausgeführt wurde. Sie enthält daher den längsten Tunnel in Deutschland, (bei Königsdorf, fast eine Viertelmeile lang) im Ganzen aber fast eine halbe Meile Tunnellänge, eine 631 Ruthen lange, geneigte Ebene mit 1 : 38 Steigung, die indeß, bis auf die neueste Zeit, mit stehenden Maschinen und Seil betrieben wurde, fast 100 Fuß tiefe Einschnitte und sehr hohe Brücken und Viaducte (Geulviaduct, 112 Fuß hoch). Sie kostet daher auch über 800,000 Thaler per Meile. Wie die Schwierigkeiten im Durchstechen der Berge sich auf der rheinischen Bahn auf dem Gipfel befinden, so ist auf einer sächsischen Bahn, zwischen Hof und Leipzig, das Bedeutsamste im Ueberbrücken tiefer Thäler geschehen. Die Brücken über die Göltzsch und Elster auf dieser Bahn sind die höchsten

*) In Frankreich beträgt die Länge der Tunnels, auf 1400 Meilen Bahn, fast 14 deutsche Meilen, während sie in Deutschland, auf 1700 Meilen Bahn, nur 5 Meilen beträgt. Dagegen sind die deutschen Viaducte und Brücken circa 16 Meilen, die französischen nur 9 Meilen lang. Hieraus schon läßt sich ein Schluß auf die Vertheilung der Bauten nach dem verschiedenen System der Tracirung bilden.

massiven Eisenbahnbrücken der Welt, beziehendlich 247 und 216 sächsische Fuß hoch. Auch die nächsthöchste Brücke, von 157 Fuß Höhe, enthält eine sächsische Bahn, die Chemnitz-Riesaer. Die größten Schwierigkeiten beim Ueberschreiten von breiten Gewässern mit Eisenbahnen wurden durch den Bau der Weichsel- und Nogatbrücken bei Dierschau und Marienburg und durch die Rheinbrücke bei Cöln bewältigt, welche Brücken an Weite der Fluthöffnungen Stephenson's berühmter Brittanniabrücke wenig nachgeben.

Die bedeutendsten Schwierigkeiten bekämpfte der Bau der Eisenbahnlinie, welche die Alpen im Semmeringpasse überschreitet. Der Bau hat sie überwunden, dem Betriebe sind die Schwierigkeiten geblieben. In Serpentinen von der mehrfachen Länge der wirklichen Entfernung, mit Steigungen von 1:40, Krümmungen vom kleinsten zulässigen Radius, auf Brücken bis zu 156 Fuß Höhe, durch Tunnellängen von 10,280 Fuß, an den schroffsten Abhängen in Felsen gesprengt, windet sich diese Bahn zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag 1475 Fuß hoch (3120 Fuß über dem Meer) auf den Alpenpaß empor, als kühnste Gebirgsbahn der Welt. Diese Strecke von 5⅔ Meilen Länge kostet über 15 Millionen Gulden, oder fast 3 Millionen per Meile. Es ist dies die theuerste deutsche Bahn. Nächstdem enthalten sehr starke Steigungen die baierische Süd-Nordbahn bei Markt-Schorgast 1:40, die würtembergische Bahn beim Uebergange über die Schwäbische Alp 1:45, die sächsische obererzgebirgische Bahn beim Ersteigen des Hochplateaus bei Schneeberg 1:40, die Düsseldorf-Elberfelder Bahn 1:33, die zum Theil sehr bedeutende Ausdehnungen haben. Eine der am schwierigsten zu betreibenden Bahnen mit starken Steigungen wird in diesem Augenblicke zwischen Tharand und Freiberg in Sachsen gebaut, deren geneigte Strecke, mit Steigungen von 1:40, fast 2 Meilen lang, sich in kurzen Krümmungen, durch das Mulden- und Weißeritzthal, nach den hauptsächlichen Silbergrubendistricten Sachsens emporschlängelt.

Die nächst der Semmeringbahn kostspieligste deutsche Bahn ist, eigenthümlicher Weise, eine norddeutsche Flachlandsbahn: die Hamburg-Bergedorfer, durch deren hohe Baukosten, von mehr als 1 Million Thaler per Meile, die Schwierigkeit des Baues durch moorartige Landstriche veranschaulicht wird. Bei einer der nächst diesen theuersten Bahnen, der sächsisch-böhmischen Staatsbahn, ist der hohe Preis von 750,000 Thaler pro Meile durch Erwerbung des Grundeigenthums in gewerbfleißiger Gegend, am Ufer eines schiffbaren Stromes, durch Wasserbauten an und in diesem und gewaltige Constructionen erzeugt, welche die Bahn gegen den Druck des Gebirges, dessen Fuß sie durchschneidet, schützen.

Wie verschieden sich indeß die Baukosten der Bahnen, je nach den Terrain-, Arbeitslohn-, Material- und Zeitverhältnissen, dem Maße der Eile, mit dem die Bauten betrieben wurden ꝛc., stellen, davon geben die nachstehenden Zahlen ein anschauliches Bild. Es kosten per Meile ihrer Länge:

Die Semmering Bahn	1,800,000	Thlr.
Die Hamburg-Bergedorfer Bahn	1,050,000	"
Die Chemnitz-Risaer Bahn	823,000	"
Die sächsischen Staatsbahnen im Durchschnitt (sämmtlich Gebirgsbahnen)	652,000	"
Die Cöln-Mindener Bahn	644,000	"
Die Thüringische Bahn	557,000	"
Die Badensche Staatsbahn	522,000	"
Die Leipzig-Dresdener Bahn	500,000	"
Die Würtembergsche Staatsbahn	454,000	"
Die Baiersche Staatsbahn	440,000	"
Die Oesterreichische östliche Staatsbahn	423,000	"
Die Berlin-Hamburger Bahn	366,000	"
Die Hannoversche Staatsbahn	357,000	"
Die Braunschweigsche Staatsbahn	311,000	"
Die Berlin-Anhaltische Bahn	271,000	"
Die Altona-Kieler Bahn	231,000	"
Die Oberschlesische Hüttenbahn	194,000	"
Die Nürnberg-Fürther Bahn	162,400	"
Die Rendsburg-Neumünster Bahn	118,000	"
Die Cottbus-Schwielochsee Bahn	39,000	"

So verschieden nun auch diese Preise durch die erwähnten Verhältnisse gestaltet sind, so kann sich doch kein denkender Eisenbahntechniker verhehlen, daß man in Deutschland dem Umfange des auf einer Bahn zu erwartenden Hauptverkehrs und seinem Verhältniß zu den Bauformen und daher auch dem Herstellungspreis bei Weitem zu wenig Einfluß gönnt. Durch gewisse vom Staate wohlgemeinte und zum Schutze der öffentlichen Sicherheit, fast bis über das erforderliche Maß hinaus, wirksame Vorschriften für

Herstellung von Brücken, Gebäuden, Oberbau, Betriebsmitteln ꝛc. ist ein Schematismus in die Construction der Bahnen gekommen, der weder dem Zwecke der Bahnen, noch dem Interesse der Actionäre, oder des verkehrenden und versendenden Publicums gehörig Rechnung zu tragen gestattet. Zwangsweise müssen auf deutschen Bahnen überall fast genau dieselben kostspieligen Formen der Bahn- und Zugbewachung, der Telegraphie und Signalisirung, der innern und äußern Administration, der Herstellung des Körpers der Bahn und ihrer Betriebsmittel zur Anwendung kommen, gleichviel ob auf der einen 30 bis 40 Züge täglich mit 5 bis 6 Meilen Geschwindigkeit und großen Güter- und Passagiermassen zwischen den Hauptstädten des Landes und den Herden der Industrie und des Landbaues hin- und hersliegen, oder ob auf der andern langsam einige wenige Productenzüge, mit spärlicher Personenfrequenz und ohne Bezug zum Weltverkehr, in abgelegenen, dünn bevölkerten Provinzen sich bewegen.

Da nun die Gefahren des Eisenbahnverkehrs, seien sie nun durch Schadhaftigkeiten des Materials, oder auch durch Betriebsunregelmäßigkeiten herbeigeführt, erfahrungsgemäß, fast proportional mit der Masse und der Geschwindigkeit des Verkehrs wachsen, so dürfte es gerechtfertigt sein, wenn man die Entwickelung der Bahnen mit untergeordnetem Verkehr durch Herstellung einer freiern, ihren Verhältnissen angemessenen Anordnung ihres ganzen Wesens begünstigte, statt so manches Unternehmen dieser Art von großem gemeinnützigen Interesse a priori, durch das Einzwängen in das Prokustesbett jener Vorschriften zu verkrüppeln, die für Bahnen für Weltverkehr gegeben und für sie zweckmäßig, aber der Ruin schwächerer Verkehrsanstalten sind.

Der Preis der Bahnen, in seinem Verhältnisse zum Verkehr, bestimmt die Rentobilität derselben, unter Concurrenz eines dritten, sehr mächtigen, vom Publicum bei Weitem nicht gehörig gewürdigten Factors, nämlich der Verwaltungsform. Die Directionen der Eisenbahnen können verhältnißmäßig wenig zur Vermehrung des Verkehrs, der sich auf einer Linie bewegt, thun, die Masse des Verkehrs ist kein Verdienst für sie, aber ihr Ruhm hängt an dem Verhältnisse, in welchem die Ausgaben zu den Einnahmen stehen. Danach allein sollte man, unter Rücksicht auf die Güte der Erhaltung des Eigenthums und des Dienstes und der Sicherheit, Schnelligkeit und Pünktlichkeit der Beförderung, die Leistungen der Verwaltungen bemessen.

Die deutschen Eisenbahnen haben in ihrer Gesammtheit nahezu 1400 Millionen Thaler gekostet.

Von den Privatbahnen haben einige ganz ungemein große Capitalien aufgewendet. So zum Beispiel:

	ca. Mill. Thaler.
Die südösterreichisch-italienische Eisenbahngesellschaft	150
„ österreichische Staatseisenbahngesellschaft	130
„ Cöln-Mindener Eisenbahngesellschaft	50
„ Kaiser Ferdinand-Nordbahn Gesellschaft	47
„ Baiersche Ostbahngesellschaft	34
„ Rheinische Bahngesellschaft	31
„ Berlin-Hamburger Gesellschaft	15
„ Reichenberg-Pardubitzer Gesellschaft	14
„ Leipzig-Dresdener Gesellschaft	8½

u. s. w.

Die hauptsächlichsten Staatsbahnen kosten:

	Mill. Thaler.
Die badische Bahn	26
„ baiersche Bahn	60
„ braunschweigsche Bahn	8
„ hannoversche Bahn	50
„ preußische niederschlesisch-märkische Bahn	23
„ preußische Ostbahn	28
„ „ westphälische Bahn	13
„ würtembergische Bahn	21
„ sächsischen Bahnen	40

Ausgerüstet sind die deutschen Bahnen mit einem, im Verhältnisse zu ihrer Längenausdehnung, ziemlich beträchtlichen Betriebsparke, der auch zur Bewältigung der Verkehre in den allermeisten Fällen ausreichen würde, wenn nicht die Zerstückelung des Netzes und die Schwierigkeiten, die sich einer gegenseitigen Aushilfe mit Betriebsmitteln, in Gestalt der Sonderinteressen jeder einzelnen Verwaltung, Mangel an einheitlicher Dispasition über gemeinschaftliche, je nach dem fast immer local auftretenden, außergewöhnlichen Bedarfe zu verwendende Betriebsparke, entgegenstellen, die genügende Aus-

nutzung der Betriebsmittel außerordentlich schwierig machte. Bei großem Ueberfluß von Fuhrwerken an einer Stelle wird dadurch häufig Geschäftsbankerott auf anderen Linien herbeigeführt, auf denen sich grade durch Messen, Verproviantirung von Provinzen ꝛc. momentan schwer zu bewältigende Transportmassen ansammeln.

In neuester Zeit hat die Bildung von Eisenbahnverbänden, auf die wir später zurückkommen, mildernd auf die Schroffheit dieser Verhältnisse hingewirkt und segensreiche Früchte auch in Bezug auf einheitlichere Gestaltung des Technischen des Eisenbahnwesens, behufs der Benutzung der Betriebsmittel in immer weiteren Kreisen, durch gemeinschaftliche Erörterungen und Vereinbarungen getragen, obwohl wir noch weit in dieser Beziehung gegen England und Frankreich zurückstehen, die in ihren großen, fusionirten Bahnnetzen, gemeinschaftlichen Abrechnungshäusern ꝛc. die richtigen Mittel zur Handhabung des großen Werkzeugs des Zeitgeistes gefunden zu haben scheinen.

Auf dem deutschen Bahnnetze circulirten im Jahre 1858 folgende Betriebsmittel:

3300 Locomotiven, von denen
768 Borsig in Berlin,
436 die Wien-Raaber Maschinenfabril,
250 Maffei in München,
198 Keßler in Karlsruhe,
194 Günther in Wien,
165 Egestorff in Hannover,
162 Stephenson in England,
131 Hartmann in Chemnitz,

geliefert hatten.

Die anderen rührten aus 51 andern Werkstätten her.

Diese Maschinen mit ihren Tendern würden, hinter einander gestellt, eine Wegstrecke von über 5 deutschen Meilen Länge bedecken. Sie haben im Jahre 1858 eine Distanz von 7,700,000 Meilen zurückgelegt und würden daher ungefähr vom Mercur bis zur Sonne gelangt sein, wenn sie im Weltenraume gewandert wären. An Brennmaterial haben diese Maschinen dabei über 1000 Millionen Pfund verbraucht. Personenwagen waren 6355 Stück vorhanden, in denen ca. 180,000 Personen gleichzeitig Platz haben würden. Die Achsen dieser Wagen haben eine Wegstrecke von circa 60 Millionen Meilen durchlaufen (das ist beinahe halb so viel Weg, als die Erde auf ihrer Bahn in dieser Zeit gemacht hat) und dabei 51,462,184 Passagiere getragen, von denen jeder durchschnittlich 5 Meilen weit gereist ist. An Last-, Vieh-, Güter- und Packwagen waren 57,402 Stück vorhanden, die im Stande wären, gleichzeitig 5¾ Millionen Centner Güter zu transportiren. Die Achsen dieser Wagen haben die ungeheure Strecke von 236,321,000 Meilen zurückgelegt und dabei 502,733,000 Centner Güter befördert. Das Gesammtgewicht, welches die deutschen Transportmittel im Jahre 1858 bewegt haben, bleibt daher wenig unter 600 Millionen Centnern und der Weg, den ihre Achsen und Räder zurückgelegt haben, beträgt über 300 Millionen Meilen, eine Strecke, die, von der Sonne ausgehend, weit über die Bahn des Saturn hinausreicht. Hinter einander gestellt, würden diese Betriebsmittel die Strecke von Magdeburg bis Cöln bedecken.

Je größer nun der Eindruck ist, den der Hinblick auf dies gewaltige Bewegungsmaterial macht, um so niederschlagender wirkt auf den denkenden Eisenbahntechniker die Erörterung der Verhältnisse, unter denen es zur Zeit noch nutzbar gemacht wird. Nichts zeigt den Zustand der Kindheit, in dem sich das Eisenbahnwesen in der That noch befindet, schlagender, als die Verhältnißzahlen zwischen transportirten todtem und nutzbarem Gewichte, zwischen der Leistungsfähigkeit und der Leistung, die sich bei einer derartigen Prüfung herausstellen.

Im Jahre 1858 betrug zum Beispiel das auf den preußischen Eisenbahnen beförderte Gewicht, wenn man dessen durchschnittlichen Weg auf 1 Meile reducirt:

Personen 151 Millionen Centner,
Güter 2390 „ „

in Summa daher 2541 Millionen Centner.

Das Gewicht der Locomotiven und Tender, welche diese Last bewegten, betrug aber, ebenfalls auf 1 durchlaufene Meile reducirt, schon 2445 Millionen Centner, das der Wagen 6048 Millionen Centner, so daß also, zur Bewegung von 2541 Millionen Centner nutzbarer Ladung, eine Wagen- und Locomotivmasse, die volle 8493 Millionen Centner wog, erforderlich war. Es ergibt sich hieraus das deprimirende Resultat, daß, zur Zeit noch im Mittel, auf gutverwalteten Eisenbahnen, die Beförderung des Materials, durch welches und auf welchem transportirt wird, fast drei und ein halb

mal mehr kostet, als der nutzbare Transport selbst. Am ungünstigsten stellen sich diese Verhältnisse beim Personenverkehr heraus, wo das Gewicht der Personen kaum 1/20 der um ihretwillen beförderten Bruttolast beträgt.

Die allerprimitivste Transportmethode, das Saumthier des Mittelalters, das Dromedar der Wüste, selbst der Hausirer mit seinem Pack auf dem Rücken, befördert, in Bezug auf Verhältniß von Brutto- und Nettolast, vortheilhafter, als die Transportinstitute es thun, die gleichsam als Verkörperungen des mechanischen und technischen Geistes unserer auf ihren hohen Standpunkt in dieser Beziehung stolzen Zeit angesehen werden können.

Es deutet sich durch diese so laut sprechenden, unwiderleglichen Zahlen auf das Bestimmteste der Weg an, auf dem die Technik und Administration des Eisenbahnbetriebs zu streben hat, um das hochbegabte Kind der Zeit zum reifen Manne zu erziehen, der das leistet, was das Kind jetzt verspricht. *)

Jeden, der Verhältnisse mit Klarheit zu combiniren versteht, kann es daher nicht Wunder nehmen, daß die Frage über Rentabilität der Eisenbahnen sich nur auf Grundlage von Erörterungen beantworten läßt, für welche das Steigen der Betriebseinnahmen und ein anscheinend constanter Betriebsorganismus durchaus nicht die einzigen oder auch nur hauptsächlichsten Ausgangspunkte sein dürfen.

Man sollte meinen, daß ein gewisses Wachsen der Transportmassen auf einer Bahn fast gleichbedeutend mit einer entsprechenden Mehreinnahme sein müsse, so lange nicht durch den Mehrtransport eine Verstärkung des Administrations- und Betriebspersonals, eine Vergrößerung der Anlagen, eine Verstärkung des Betriebsparkes, des Weges und der Werke nothwendig wird. Dies ist eine Täuschung, mit der sich viele Verwaltungen selbst betrügen, indem sie glauben, „gewisse Transporte ließen sich auf Eisenbahnen ganz nebenbei“ mit besorgen.

Sie vergessen dabei, daß der wirkliche Aufwand für den Betriebsapparat und dessen animalische und mechanische Theile stets proportional mit dessen Anstrengung wächst, gleichviel, ob der Betrag, wie bei Heiz- und Schmiermaterial, Reparaturen ꝛc. *gleich*, oder wie bei Unterhaltung von Weg und Werken, Ausdehnung der Anlagen, Gratificationen, Vermehrung des Personals ꝛc. nur *nach* und *nach* zu zahlen ist, und daß ferner nicht zu allen Zeiten gleiche Einnahmen durch gleiche Transportmassen zu erzielen sind, indem die Transport*preise* herabgesetzt werden müssen, um Transport*massen* zu gewinnen.

Die Betriebsausgaben wachsen fast genau den Betriebseinnahmen proportional. Ein Blick auf die Proportionalzahlen zwischen Brutto- und Nettoeinnahme lehrt, die Erfahrung bekräftigt dies. Einige Beispiele werden es deutlich machen.

Die Einnahme der preußischen Staatseisenbahnen stieg vom Jahre 1850 bis 1858 von 13 Millionen auf 35 Millionen Thaler, die Ausgabe von 6¼ Millionen auf 18 Millionen, so daß die Proportion der Hälfte fast genau innegehalten ist, auch schwankt dies Verhältniß in den Zwischenjahren wenig.

Auf den badischen Staatsbahnen stieg die Einnahme von 1,9 Millionen auf 3,8 Millionen Gulden, von 1850 bis 1857, die Ausgabe von 870,000 Gulden auf 1,600,000 Gulden, woraus sich wieder ein nahezu constantes Verhältniß von ungefähr 1 : 0,4 ergibt.

Bei den braunschweigischen Staatsbahnen schwebt die Proportion in den genannten Jahren zwischen 1 : 0,54 und 1 : 0,48, während auf den hannoverschen, bei einem Steigen der Einnahme von 1,6 Millionen auf 4,4 Millionen, die Proportionalzahlen stiegen und zwar von 1 : 0,46 auf 1 : 0,56. Wenn der Zweifel rege werden sollte, ob nicht dies Fortwachsen der Betriebsausgaben in so überraschendem Gleichschritte mit den Einnahmen zum Theil auf vermehrte Ausdehnung der Linien der Bahnnetze zu schieben sei, so widerlegt sich dies durch Erörterung der einschlagenden Verhältnisse bei Bahnen, deren Ausdehnung sich nicht geändert hat.

Auf der königlich sächsisch-baierschen Bahn stieg die Einnahme von 700,000 Thaler auf 2 Millionen. Das Verhältniß zwischen Ausgabe und Einnahme blieb annähernd 1 : 0,4.

Bei der Magdeburg-Leipziger Bahn stieg die Einnahme von 1 Million auf fast 2 Millionen von 1850 bis 1857. Die Betriebsausgaben betrugen fast stets beziehendlich 42 und 43 Procent dieser Einnahme.

*) Als volkswirthschaftlich interessant finde hier noch die Notiz Raum: daß auf deutschen Eisenbahnen, deren Schienen von circa 25 Millionen Stück Holzschwellen gestützt werden, *täglich* ungefähr 10,000 Centner Holz durch Fäulniß zu Grunde gehen.

Bei der Leipzig-Dresdener Bahn wuchs im gleichen Zeitraume die Einnahme von 900,000 Thaler auf 2,2 Millionen. Die Ausgaben betrugen 48 und 43 Procent hieroon.

Die Cöln-Mindener Bahn sah ihre Einnahme von 2 Millionen auf fast 5 Millionen (von 1850 bis 1857) wachsen, in beiden Jahren betrugen die Betriebsausgaben fast genau 40 Procent der Einnahme.

Die Kaiser Ferdinand Nordbahn weist mit die stärkste Abminderung der Betriebsausgaben unter allen deutschen Bahnen nach. Ihre Einnahme stieg von 4½ Millionen auf 11 Millionen, ihre Ausgaben fielen fast constant von circa 53 auf 37 Procent.

Es darf bei Beobachtung der Verhältnisse des Eisenbahnverkehres als Axiom gelten, daß, wo das Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe dauernd ein ungünstiges wird, die Form der Verwaltung eine unangemessene sei. Man darf nicht dagegen einwenden, daß äußere Verhältnisse, Staatseinrichtungen, Gesetze, Formen des Verkehrs ꝛc. oft so zwingend auf die Administration einwirken, daß ihr eben keine andere Gestalt als die vorhandene zu geben sei, denn einmal saurer Wein, den ein Winzer in schlechter Lage zieht, wird nicht dadurch süß, daß er die Schuld auf den Mangel an Sonnenwärme schiebt, und sodann gilt es beim Eisenbahnbetriebe mehr als irgendwo, sich nach seiner Decke zu strecken und nicht in fremder Administration, Uniformirung, Ueberwachung, äußerm Glanz der Fuhrwerke und Anlagen, den reichen Mann zu spielen, wenn der eigene Verkehr arm ist.

Freilich läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Ruf der Bahnen im großen Publicum zumeist von den äußerlichsten Aeußerlichkeiten abhängt, die weit leichter herzustellen sind, als z. B. ein prompter, sicherer Güterverkehr, oder allgemeine Oekonomie nach Zeit, Raum und Arbeitskraft. Wir sprechen nämlich von der Einrichtung und Sauberkeit der Vestibüle und Wartesäle, dem Polster der Wagensitze, dem Lack der Fuhrwerke, dem Schnitt der Uniformen und dem Benehmen der Conducteure. Selbst Personen, die in bedeutsamen Stellungen eng mit dem Eisenbahnwesen liirt sind, zeigen auf Instructionsreisen häufig Neigung zu Beurtheilung der Eisenbahnanlagen von solchem Standpunkte aus. Wie oft z. B. werden die Einrichtungen englischer Bahnen, die, dem wahren Wesen nach, zum guten Theile, besonders in so weit sie den Güterverkehr betreffen, dem Geiste des Verkehrsmittels angemessener als die deutschen sind, um der niedrigern Personenwagen, der engern Sitze, der kleinern Wartesäle und des schwächern Personals wegen, zuweilen auch bloß, weil die Einrichtungen nicht so wie zu Hause sind, selbst von reisenden Eisenbahnadministratoren und Beamten, verunglimpft.

Die Rentabilität der deutschen Eisenbahnen ist noch eine gute, obgleich ihre Administration und Unterhaltung meist ziemlich complicirt und minutiös ist. Es liegt dies in den verhältnißmäßig hohen Frachtsätzen, die sie jetzt noch erheben, der noch nicht ausgebildeten Concurrenz, der Wohlfeilheit der Arbeitskraft, den sehr herabgedrückten Kosten des technischen Betriebes und der ihnen noch gebotenen Füglichkeit, den Verkehr noch mehr den Zwecken der Oekonomie des Betriebes anzupassen, als dies in Ländern möglich sein dürfte, wo die öffentliche und rücksichtslose Besprechung der einschlagenden Verhältnisse mehr Sitte als in Deutschland ist.

Die Rentabilität der meisten Bahnen ist bis zu den letzten Jahren, wo Concurrenz, Verlangen nach niedrigern Transportpreisen ꝛc. sich etwas gebieterischer zu regen begannen, immer im Steigen gewesen. Die Renten einiger älterer Bahnen betrugen:

Bahnen:	Jahre.			
	1845	1850	1855	1857
Sämmtl. preußische Staatsbahnen	4⅗	4⅔	6⅖	7⅛
Sächsische Staatsbahnen		2⅛	3⅝	6⅔
Würtemberg. Staatsbahnen		3 1/10	4⅛	4½
Badische Staatsbahnen	5¼	3⅖	4⅘	5¾
Braunschw. Staatsbahnen			12⅔	11⅔
Magdeburg-Leipziger Bahn	10	15	21	24
Leipzig-Dresdener Bahn	5	7	13	21
Cöln-Mindener Bahn	4	5⅛	8⅕	9
Kaiser Ferdinand Nordbahn	5½	7	16	12
Berlin-Hamburger Bahn		4½	5	6
Rheinische Bahnen	3	2½	6¼	6
Kurfürst Wilhelm Nordbahn			1⅞	2⅔
Taunus-Bahn	6	5	6⅕	10

Beim Blicke auf die Zahlen, welche die Verzinsung der Staatsbahnen darstellen, drängt sich unwillkürlich die Frage auf: ob diese hohe Rentabilität, deren Ziffer die des in den meisten Ländern üblichen Zinsfußes fast allenthalben überstelgt, durchaus mit den Zwecken der Staatsverwaltung in Einklang zu bringen sei, oder ob nicht darin eine

Begünstigung des Einzelnen zum Nachtheile des Ganzen liegen könne? Doch ist eine nähere Erörterung dieser Frage hier nicht am Platze.

Was nun die Aus- und Durchführung der eigentlichen Bewegung des Personen- und Güterverkehrs in Deutschland anlangt, so finden wir, bei tieferm Eindringen in die einschlagenden Verhältnisse, daß Form und Wesen dieser beiden Verkehrsarten auf ganz außerordentlich verschiedenem Standpunkte der Ausbildung und Vollkommenheit stehen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß der deutsche Personenverkehrdienst in vielen Beziehungen der vollkommenste der Welt sei.

Hier wirken Nationalcharakter, Gewohnheit und Institutionen fast in jeder Beziehung förderlich. Die deutsche Sorgsamkeit und Bedächtigkeit, das Festhalten an der geschriebenen Regel, der durch den Militärdienst in den untern Volksclassen erzeugte Sinn für Ordnung, Pünktlichkeit und strengen Gehorsam, die in der trefflichen Volkserziehung wurzelnde Humanität und Redlichkeit, verbunden mit genügenden Schulkenntnissen, und die dem Deutschen angeborene Treue und Opferfreudigkeit haben für die Besorgung des Personendienstes theils Personale bilden lassen, deren Leistungen nicht genug zu loben sind, theils aber auch den Verkehr zwischen Beamten und Publicum so leicht und eingehead gemacht, daß, seitdem für Vermehrung der Fahrgeschwindigkeit Manches geschehen ist. kaum Wesentliches zu wünschen bleibt.

Letztere anlangend, rühmen sich die Ausländer noch mit Recht eines Vorsprunges gegen uns. Nur einige wenige der Schnellzüge in Deutschland (sämmtlich von Berlin ausgehend), können sich an Geschwindigkeit mit den ausländischen Expreßtrains einigermaßen messen. Ueberdies ist die Zahl der schnellern Züge in Frankreich und Englaad weit bedeutender, als in Deutschland. Einige aus officiellen Fahrplänen gezogene Beispiele werden das Verhältniß der Geschwindigleit darlegen:

Zwischen Berlin und Cöln, 85 Meilen, bewegen sich die Courierzüge in 13 Stunden = 6,5 Meile pro Stunde. Zwischen Berlin und Magdeburg, 20 Meilen, brauchen die Schnellzüge 2½ Stunden = fast 7 Meilen pro Stunde. Zwischen Berlin und Breslau, 48 Meilen, fährt der Zug 8 Stunden = 6 Meilen pro Stunde.

Dagegen fahren in Frankreich zwischen Paris und Lyon, 74 Meilen, die Züge I. Classe 11 Stunden = 6,6 Meilen pro Stunde, zwischen Paris und Calais (London) 8,5 Meilen, pro Stunde, zwischen Paris und Straßburg 6,5 Meilen pro Stunde ꝛc., so daß zwar nur Paris-Calais die deutsche Geschwindigkeit in etwas übertrifft, dagegen aber die Zahl der so schnellen Züge ziemlich groß ist.

In England braucht der Schnellzug zwischen London und Dover, 18 Meilen, 2 Stunden = 9 Meilen pro Stunde. Zwischen London und Edinburg, 80 Meilen, brauchen die Expreßzüge 11 Stunden = 7¼ Meilen pro Stunde; zwischen London und Hull, 40 Meilen, 6 Stunden = 6,7 Meilen, zwischen London und Manchester, 50 Meilen, 6 Stunden = 8,3 Meilen pro Stunde; zwischen London und Southampton, 16 Meilen, 2 Stunden 20 Minuten = 7¼ Meilen. Die größte Schnelligkeit wird zwischen London und Brighton auf breiter Spur erreicht, wo 12 Meilen in 1 Stunde 12 Minuten zurückgelegt werden.

Wenn nun der straffe, fast militärische Charakter des deutschen Eisenbahndienstes, demselben in vielen Beziehungen große Vorzüge verliehen hat, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß er mit mancherlei nicht zu unterschätzenden Inconvenienzen verknüpft ist. Die durchgeführte Uniformirung der Beamten trägt gewiß dazu bei, den Sinn für Ordnung, Subordination und Corpsgeist aufrecht zu erhaltea, begrenzt aber auch die Thätigleit jedes Einzelnen durchaus auf die in Instruction und Regulativ vorgeschriebenen Kreise. Ein Beamter, der für einen gewissen Dienst bekleidet und instruirt ist, wird sich nicht so fügsam in Mußestunden zu anderer Wirksamkeit verwenden lassen, als der nicht uniformirte. Das Trachten nach und die Geltendmachung von Rang und Charge wird durch die Uniformirung wach gerufen, während die verhältnißmäßig kostbare und für kräftige Handarbeit wenig geeignete Kleidung, für die noch dazu gewisse Dauerzeiten vorgeschrieben sind, die Leute am rüstigen Zugreifen hindert. Eine wesentliche Vermehrung des Personals durch nicht uniformirte Handarbeiter ist die Folge davon. Der strenge, militärische Schematismus trägt auch Schuld an der immer mehr überhand nehmenden Sonderung der Fächer- und Dienstbranchen und des Bestrebens, nicht mehr das

Nothwendige, sondern nur das Vorgeschriebene zu thun.

Vortrefflich sind die Einrichtungen der Gepäckbeförderung bei dem deutschen Personendienst. Die Bahnverwaltung übernimmt eine stillschweigende Garantie für richtige Ueberkunft der Gepäckstücke, indem die Kosten für Versicherung desselben, bis zu einer gewissen Höhe, mit im Personenfahrpreise enthalten sind. Eben so dürfte das deutsche Billet- und Controlewesen, so wie die Ueberwachung und Sicherung der Züge durch ein auserlesenes Fahrpersonal und sorgsam angelernte Locomotivführer und Feuerleute etwas zu wünschen nicht übrig lassen. In der That ist die Sicherheit, mit der sich Reisende auf deutschen Eisenbahnen bewegen, ganz unglaublich groß.

Es sind auf deutschen Eisenbahnen in den Jahren 1840 bis 1857 incl. nur

49 Reisende getödtet und
221 „ verletzt worden.

Da nun in dieser Zeit circa 500 Millionen Passagiere in Deutschland gefahren sind, so kommt circa auf 10 Millionen Passagiere ein Getödteter und auf 4,2 Millionen ein Verletzter. Es durchfährt aber durchschnittlich jeder Passagier ungefähr 5 Meilen und es kommt demnach auf eine Reisestrecke von über 10 Millionen Meilen nur eine Beschädigung oder Tödtung eines Passagiers. Die Gefahr, vom Blitz erschlagen zu werden, ist circa hundertmal so groß, als die, auf der Eisenbahn umzukommen. In Sachsen, das über 2 Millionen Einwohner hat, werden jährlich 10 bis 12 Menschen vom Blitze getödtet, das ist dreimal so viel, als jährlich in ganz Deutschland Passagiere auf Eisenbahnen umkommen.

Die Sicherheit der Reisenden ist zur Zeit noch in Deutschland größer als irgendwo. Der gerechte Stolz, den wir in dieser Beziehung hegen dürfen, mindert sich indeß in etwas ab, wenn wir den Gesammtverlust an Leib und Leben (nämlich die Tödtungen und Verletzungen der Arbeiter und Beamten mit inbegriffen) auf den deutschen Bahnen mit den Ziffern, die sich in dieser Beziehung auf fremden Bahnen ergeben, vergleichen.

Es sind nämlich von 1840 bis 1858 incl. auf deutschen Bahnen

1500 Personen (Passagiere und Beamten zusammen) verletzt,
1086 „ getödtet worden,

woraus sich eine Beschädigung oder Tödtung auf circa 200,000 Passagiere ergibt. Unter dieser großen Zahl befinden sich aber demnach 2316 Beamte und Arbeiter und es leuchtet hieraus ein, wie viel mehr in Deutschland diese Leute, im Vergleich zu den Passagieren, von Unfällen betroffen werden. Es ist dies nun wohl insofern ganz in der Ordnung, als der Verkehr mit dem gefahrbringenden Werkzeuge Amt und Pflicht dieser Personen ist, indeß motivirt sich die große Zahl der Unfälle doch hierdurch nicht ganz. Die Construction der deutschen Bahnhöfe, auf denen aller Verkehr, wegen ihrer großen Ausdehnung, mit Locomotiven und Pferden rasch vermittelt werden muß, die starke Besetzung der Züge mit Begleitpersonal, die zahlreiche Bahnpolizei, die Wegübergänge im Niveau sind eben so viel Veranlassungen, die Zahl der Schäden am Bahnpersonal zu vermehren.

In England wurden in den Jahren 1852 bis 1857 volle 700 Millionen Passagiere befördert, davon 230 getödtet und 2300 verletzt, woraus sich eine Tödtung auf 3 Millionen und ein Unfall auf 280,000 Passagiere ergibt. Die Gesammtzahl der Unfälle, die, welche Beamte ꝛc. betrafen, mit eingerechnet, weist in jenen sechs Jahren 1507 Tödtungen und 2964 Verletzungen aus, so daß auf je 160,000 Passagiere ein Unfall kam, eine Ziffer, die nicht allzusehr von der deutschen abweicht, besonders wenn man das Massenhafte des Verkehrs in England in Betracht zieht, wo in sechs Jahren mehr Passagiere als in Deutschland in sechzehn befördert wurden. Mit der Stärke des Verkehrs, der Anzahl der Züge, deren Schnelligkeit ꝛc. steigt die Gefahr ganz außerordentlich.

Sehr charakteristisch für die deutschen Eisenbahnverhältnisse sind die Zahlen, welche die Menge der in den verschiedenen Wagenclassen fahrenden Personen ausdrücken.

Es bewegten sich nämlich im Jahre 1857 auf sämmtlichen preußischen Bahnen

in I. Classe 1,8 Proc. aller Passagiere,
„ II. „ 18,7 „ „ „
„ III. „ 50,9 „ „ „
„ IV. „ 28,6 „ „ „

dagegen in Frankreich

in I. Classe 12,2 Proc. aller Passagiere,
„ II. „ 36,5 „ „ „
„ III. „ 51,3 „ „ „

und in England

in I. Classe 13,38 Proc. aller Passagiere,

in II. Classe 30,38 Proc. aller Passagiere
„ III. „ 56,21 „ „ „
mit Extrazügen 0,03 „ „ „

Dieses Zusammendrängen der Passagiermassen in den niedern Classen in Deutschland hat seinen Grund in der Beschaffenheit der Wagen, die auch in III. und IV. Classe noch für den nöthigsten Bedarf ausreichenden Comfort bieten und darin, daß die bei Weitem meisten Züge Wagen aller Classen führen, so daß auch der Vorzug schnellster Beförderung (einige Courierzüge ausgenommen) sich nicht auf die obern Classen beschränkt. Vielleicht ist man in Begünstignng niederer Classen etwas zu weit gegangen, jedenfalls vermehrt sich durch die geringe Benutzung der obern Classen, die theurer in der Herstellung sind und die Züge sehr belasten, das Mißverhältniß zwischen dem auf deutschen Eisenbahnen beförderten Brutto- und Nettogewicht sehr wesentlich, während andererseits dem Bedürfnisse aller Besitzclassen in summarischer Weise genug gethan wird.

Dürfen wir nun aber auch einestheils mit Stolz auf das Ganze des deutschen Personenverkehrs hinblicken, so kann anderntheils Niemand, der nicht grade einen Parteistandpunkt zu vertreten hat, leugnen, daß es noch vielen guten Willens, vieles Einheitssinnes, vieler Nachgiebigkeit, Sachkenntniß und Thatkraft bedürfen wird, um den Güterverkehr auf einen gleichen Standpunkt der Vollkommenheit zu heben. Jeder deutsche Eisenbahnverwaltungsmann, der redlich in sein Herz greift und offen spricht, wird gestehen müssen, daß dies die schwache Seite des deutschen Eisenbahnwesens ist.

Der Güterverkehr, im Anfange von den Bahnverwaltungen in seiner Bedeutung weit unterschätzt, hat sich aus Verhältnissen entwickelt, die jetzt alle und jede Giltigkeit verloren haben. Die Bahnverwaltungen begannen zu jenen Zeiten, wo meist zwischen den einzelnen Orten, welche die Eisenbahn verband, ein ausgedehnter Güterverkehr auf den Landstraßen bestand, Regulative für ihre Gütertransporte zu bearbeiten, kraft welcher den Bahnen nur Güter solcher Versender zugeführt werden konnten, die sich den Bedingungen fügten, welche die Bahnen in ihrem Vortheil und nach ihrer Bequemlichkeit stellten. Wer auf diese nicht eingehen wollte, konnte sein Gut auf der Landstraße versenden. Durch das Eingehen auf das Regulativ wurde stillschweigend zwischen Verfrachtern und Frachtführern ein Vertrag geschlossen, der damals seine volle moralische Berechtigung hatte, da die ganze Macht nicht auf einer Seite war. Als aber der Frachtverkehr auf den Landstraßen durch die Concurrenz der Bahnen verschwand, oder die Bahnen sich in Gegenden erstreckten, wohin keine andere Straße führte, wurde dieser Vertrag zu einem Löwenvertrag, in dem nur der eine Theil die Macht besaß und dictirte, der andere dagegen nur die Wahl hatte, sich den gestellten Bedingungen zu fügen, oder sein Gut gar nicht transportirt zu sehen.

Dies Verhältniß verschlimmerte sich noch, als viele Eisenbahnverwaltungen den Charakter vornehmer Behörden annahmen, deren Mitglieder mit dem Geschäftsleben nicht mehr anders verkehrten, als von der hohen Warte ihrer Stellung aus, als die Beschwerde zum unliebsamen Zweifel an der Vollkommenheit der Verkehrseinrichtung, die Vorstellung des verkehrenden Publicums zum unpassenden Belehrungsversuche, der zahlende Verfrachter zum Bittenden, der bezahlte Frachtführer zum geneigt Hörenden und huldvoll Entscheidenden wurde. Es ging damit Hand in Hand, daß sich, durch diese Lebensstellung der Eisenbahnverwaltungen, auch das Betreten des Jedem offenstehenden Rechtsweges gegen sie in streitigen Fällen fast ganz abschnitt, denn welcher Verfrachter wollte sich, wegen der Erlangung seines Rechts in einem Falle, dem Uebelwollen und der Strenge von Corporationen (oder auch nur den Beamten derselben) aussetzen, die in tausend andern Fällen, ohne den Boden des strengsten Rechts zu verlassen, ihn fühlen lassen konnten, wie wenig ihnen sein Verfahren zusage.

Ueber die größte Anzahl Unordnungen, Unregelmäßigkeiten wurde daher gar keine Beschwerde oder Klage versucht und Alles hatte für diejenigen Behörden, die vom Verkehrsleben nur durch ihre Acten Kunde erhielten, den Anschein, als ob nichts zu wünschen übrig bleibe.

In neuester Zeit, nachdem dem Handels- und Gewerbestande der von der Machtstellung der Eisenbahnen ausgeübte Druck unerträglich geworden war, gewann die Unzufriedenheit, bei Gelegenheit der Bearbeitung eines deutschen Handelsgesetzbuchs, Ausdruck. Selbst der Unzufriedenste konnte indeß nicht in Abrede stellen, daß in den letzten Jahren von

den Eisenbahnverwaltungen energische Anstrengungen gemacht worden waren, um dem Güterverkehr entsprechende Formen zu geben.

Acht große Gesellschaften von Eisenbahnverwaltungen: der norddeutsche, der mitteldeutsche, der norddeutsch-rheinisch-belgische, der ostfriesisch-thüringische, der ostfriesisch-rheinische, der rheinisch-thüringische, der rheinisch-thüringisch-belgische, der rheinisch-bergische Verband hatten sich zur Förderung der durchgehenden allgemeinen Verkehre gebildet, auch hatten die Verwaltungen viele Opfer zur Erreichung dieses Zweckes nicht gescheut und manches Resultat in Bezug auf schnelle Beförderung, größere Sicherheit der Ueberkunft und Wohlfeilheit des Transports erzielt, nirgends indeß sich entschlossen, zum allgemeinen Besten einen wesentlichen Theil ihrer Souverainität zu opfern, um sich feste, bestimmende und entscheidende Mittelpunkte zu geben, wie dies z. B. im größten Maßstabe im General Railway Clearing-house zu London verlebendigt ist.

Es blieben demzufolge die Hauptklagepunkte, nach Ansicht des Handels- und Gewerbestandes, in der Hauptsache unerledigt. Vier Hauptpunkte aber sind es, durch deren Erfüllung, nach eben diesen Ansichten, ein genügender Eisenbahnverkehr erzielt werden kann.

1) Ein Frachtvertrag, der die Interessen des Verfrachters eben so sorgsam wahrt, als die des Frachtführers.

Der deutsche Handels- und Gewerbestand behauptet, wie oben erwähnt, daß der jetzige, durch die von den Eisenbahnen allein emanirten Regulative, vermittelte Vertrag kein solcher mit genügender sittlicher Basis sei, der allein da geschlossen werden kann, wo beide Theile gleich frei in Bezug auf ihr Thun und Lassen sind. „Weg" ruft er daher mit diesen Regulativen und „her" mit einem Handelsgesetze, das die Verhältnisse dem Zustande dieser beiderseitigen Freiheit näher führt.

2) Bekannte Frachtsätze. Bevor noch die Concurrenzen in Deutschland ihren Einfluß gewichtig zu äußern begannen, transportirten die Bahnen mit wenig Ausnahmen zu offen bekannt gegebenen, ziemlich hohen Frachtsätzen. Die Concurrenz ließ nun ein gegenseitiges Herabdrücken der Frachtsätze bei den concurrirenden Linien erscheinen, was so lange fortgesetzt wurde, bis die eine Linie, des Streites überdrüssig, der andern den betreffenden Frachtartikel überließ. Hierbei wurde nicht immer und überall mit offener Karte und publicirten Frachtsätzen operirt. Bald sah man aber, daß man sich selbst hiermit am meisten schadete, die Frachtsätze im Allgemeinen drückte und fand es daher sehr erwünscht, als die Speculation sich der mißlichen Angelegenheit bemächtigte. Große Transportgeschäfte übernahmen ausgedehnte Transporte für ihre Rechnung und zu den publicirten Frachtsätzen, mit der Bedingung, daß ihnen, wenn sie gewisse, nicht schwer zu erreichende Massen der betreffenden Frachtartikel auf die Bahnen bringen würden, gewisse Procentsätze des Frachtbetrags zurückvergütet werden sollten. Das System der Rückvergütung, das dem großen Geschäfte das kleine und den Privatmann, der wohlfeil transportiren will, dienstbar und es unmöglich macht, den Preis der Transporte zwischen zwei Orten aus öffentlich officiellen Documenten zu ermitteln, kam in Aufnahme.

Hiermit entschwand in den Augen des Publicums alle Klarheit aus dem Gütertransportwesen der Eisenbahnen. Zugegeben nun auch, daß diese Begünstigung des großen Verfrachters, zum Nachtheil der Gesammtheit der Verkehrenden, unter obwaltenden Verhältnissen nothwendig war, so fordern doch die letztern und mit ihnen das ganze darunter leidende Publicum, daß diesem Zustande der Dinge, der z. B. in England ein sogar ungesetzlicher sein würde, durch sittliche, unbestreitbar begründete Mittel zur Erreichung des Zwecks, z. B. Coalition, Verschmelzung der Interessen, wobei freilich die Dorfschulzenpolitik mancher deutschen Eisenbahnverwaltung etwas bei Seite gesetzt werden müßte, ein Ende gemacht werde.

3) Den Kräften der Verkehrsanstalten angemessene Lieferzeiten und Haftung für Einhaltung derselben.

Es ist den Eisenbahnen in glänzender Weise gelungen, ungemein große Massen zu bewegen, aber mit Erfüllung der sehr bescheidenen Zusagen in Betreff der Ueberkunft der Güter sind sie, nach Ansicht der Verkehrenden, noch sehr im Rückstande geblieben.

Die nach dem Vereinsregulative zugesicherte, aus den Lieferzeiten abgeleitete Güterbewegungsgeschwindigkeit von höchstens 15 bis 20 Meilen pro Tag wird, obwohl höchst

mäßig, doch, nach Ansicht der Verkehrenden, sehr häufig nicht, am wenigsten aber da eingehalten, wo Zollgrenzen, Festtage ꝛc. in's Spiel kommen, wo dann die Lieferzeiten oft sehr weit überschritten werden. Bei Späterlieferung steht dann dem Verfrachter höchstens die Nichtzahlung der Fracht zu.

Es scheint nicht zweifelhaft, daß es dringend nothwendig ist, hier manche Abhilfe zu schaffen. Die Einrichtung zusammenschließender Güterzüge, vereinfachte Form der Uebernahme und Uebergabe der Güter von Bahn zu Bahn, Verallgemeinerung der Verantwortlichkeit unter allen Verwaltungen einer Verkehrsstrecke und etwas Selbstverleugnung zum Besten des Ganzen würden Wunder wirken, einmüthige Benutzung der vorhandenen Betriebsparke in ein und demselben Complexe aber leicht dem jetzt so oft als Ursache von Verzögerungen auftretenden Mangel an Betriebsmitteln begegnen.

4) Die Eisenbahnen müssen, nach Ansicht des verkehrenden Publicums, in weit ausgedehnterm Maße als bisher für sichere und unbeschädigte Ueberkunft versicherter und unversicherter Waaren verantwortlich gemacht werden können.

Zur Zeit entscheidet nach den Regulationen meist bei Ueberkunft der Güter der äußere Anschein, volles Gewicht (unter Rücksicht auf gewisse zulässige Differenzen) und richtige Stückzahl, bei innern Beschädigungen ist der Beweis der unpfleglichen Behandlung vom Empfänger oder Aufgeber zu führen (was in sehr vielen Fällen äußerst schwierig, oft unmöglich ist), ehe selbst von den niedrigen, durch die Regulative bestimmten Entschädigungen die Rede sein kann. Bahnverwaltungen, von denen die betreffenden Bestimmungen frei und im Sinne hoher Billigkeit gehandhabt werden, bilden zwar eine bedeutende, aber noch nicht die Mehrzahl. Auf Vergütung an Zeit und Handelsverlust haben die Bahnen nie einzugehen. Der Rechtsweg in dieser Beziehung ist lang, unsicher und wird aus den oben angeführten Gründen vom verkehrenden Publicum sehr selten betreten.

Die Handelswelt verlangt kategorisch Abänderung der einschlagenden Verkehrsbestimmungen, die indeß schwer zu beseitigen sein werden, wenn nicht permanente, letztinstanzlich entscheidende, stets leicht zugängliche Schiedsgerichte, hierzu die Mittel bieten sollten. Das Auseinanderlaufen der Interessen, die Zerstückelung der Eisenbahnlinien und des deutschen Vaterlandes, die Zollgrenzen, die Concurrenzen, die Complication der Verhältnisse durch Verschiedenheit der Tendenzen und Verwaltungsformen der Staats- und Privateisenbahnen ꝛc. machen die Durchbildung des deutschen Güterverkehrs zu einer der schwersten Aufgaben der Kunst der Verkehrsvermittlung; weit schwerer als sie jemals in einem andern Lande gewesen ist. Bleibt nun auch in dieser Beziehung Manches zu wünschen übrig, sind wir auch in der und jener Hinsicht weit vom Ziele, so können wir doch als gute Deutsche im Ganzen mit Stolz und Freude auf die große Erscheinung der Verkehrswelt unseres theuren Vaterlandes schauen, welches sich immer dichter in ein eisernes Netz einspinnt, dessen Maschen aber nicht die Nationen, sondern Leben, Freiheit, Wohlfahrt und Intelligenz an das Volk fesseln.

Gemahnen doch die gewaltigen Zahlen und Massen, welche der Blick auf das neue große Werkzeug des göttlichen Wallens in der Zeit an uns vorüberführt, unmittelbar an die Größen, mit denen die Astronomie unsern Geist beschäftigt, und der Gedanke liegt nahe, daß die Kräfte, welche diese großen Massenbewegungen hervorbringen und in Wahrheit Aehnlichkeit mit den kosmischen Motoren haben, dem Menschen in die Hand gegeben seien, damit er die siderischen Einflüsse des Klima's und die physikalischen der Bodenproduction mit Mächten, die denen der Gestirne fast ebenbürtig sind, den Zwecken der Cultur dienstbar machen könne. Durch diese Kräfte wird gleichsam Zeit und Raum auf einen kleinen Theil des Maßes zurückgeführt, unter dem unsere Vorfahren die Welt kannten und das Menschenleben gewinnt somit an Intensität und relativer Dauer. Die Transportkraft der Dampfmaschine aber tritt als ganz neue Ziffer unter die großen Factoren der Weltgeschichte. Der Mensch hat von nun an seinen Blick auf einen größern Raum zu richten, wenn er die Bedingungen seiner Existenz erwägen will.

Massenhaft strömen die Völker durch die verkleinerten Entfernungen in und durch einander, sie lernen sich kennen, nicht durch subjective Anschauung Einzelner, nicht durch todte Schrift und flüchtiges Wort, sondern durch die lebendige Begegnung Tausender, die im fernen und nahen Nachbarlande die Menschen

sich verwandt und freundlich geneigt finden. Die nicht Einzelnen, sondern ganzen Völkerstämmen gebotene Gastfreundschaft nähert die Herzen der Nationen, lehrt sie Vorurtheile gegen Nachbarn verlieren und die Tendenz zu Kriegen wird, durch Milderung der Nationalabneigungen und durch Ebnung entgegenstehender Schroffheiten, vor Allem aber durch inniges Verwachsen der nationalen und geistigen Interessen, gemindert.

Der Schädigende schädigt sich selbst, da sein Gut allenthalben gedeiht, die Lenker der Völkergeschicke verständigen sich leichter durch lebendiges Wort, und wo einmal eine friedliche Verständigung nicht thunlich ist, da wird das Schlagen kurz werden, da die Truppenbewegungen schnell geschehen und groß und mächtig sein können, so daß die Entscheidung, durch Vordringen bis in's Herz des Feindes, rasch herbeigeführt werden muß. Die Arbeitskraft jedes einzelnen Menschen wächst durch Ersparniß an Zeit und die schnelle Verwerthung des Products, welche die rasche Bewegung mit sich führt. Mit sonst ungeahnter Schnelle verbreitet sich die Idee durch Schrift und lebendiges Wort, die öffentliche Meinung gewinnt an Gewicht; Ehre und Schande lohnen und strafen nachdrücklicher, da sie weiterhin tönen und ungehinderter dringt der Ton der Beschwerde von unten nach oben; schnell und unabgeschwächt durch die Zeit und den Raum kommt der leitende und lösende Befehl, die heilsame Anordnung an ihren Ort.

So sind die Eisenbahnen von der Vorsehung als eines ihrer mächtigsten Rüstzeuge berufen, den Geist der Humanität und der Förderung des Gemeinwohls durch Ausgleichung der scheidenden Höhen und Tiefen, Entfernungen und Zeiten, zu fördern, Gegensätze zu mildern, Schatten aufzuhellen, Scheidewände zu fällen und bei dem heiligen Werke der gleichmäßigen Vertheilung von Licht und Wohlfahrt starke Hand anzulegen.

Der deutsche Zollverein.

Es kann wunderbar erscheinen, wenn wir uns gegenwärtig, wo die ganze Zeitströmung und mit ihr das öffentliche Interesse eine so fest bestimmte, rein politische Richtung hat, mit einer innern Frage des friedlichen Verkehrs, mit der gegenwärtigen Gestalt oder nothwendigen Neugestaltung des Zollvereins, beschäftigen. Allein je drohender der politische Horizont geworden ist, mit je größerer, wenn auch trauriger Gewißheit Deutschland einem Kriege mit Frankreich entgegensieht, eine desto größere Höhe haben bereits in allen deutschen Staaten die Militärbudgets und Lasten erreicht, desto stärker ist die Steuerkraft der Staatsangehörigen angespannt worden, desto dringender tritt die Frage nach Beschaffung der nöthigen Mittel an die Finanzpolitik der Staatsmänner und die Nation selbst heran. Es ist klar, daß die verminderten productiven Kräfte des Volkes die vermehrten Steuerlasten nur dann aufzubringen vermögen, ohne eine sich ausbreitende Verarmung nach sich zu ziehen, daß eine Schmälerung des Volkscapitals und des Volkswohlstandes, dieser letzten materiellen Grundlage aller Staatsmacht, nur dann vermieden wird, wenn die wirthschaftlichen Kräfte des Volks entfesselt werden. Der gegenwärtige Zollvereinstarif läßt aber diese wirthschaftlichen Kräfte des Volks gebunden, und die unheimlich anwachsenden Staatsbedürfnisse werden in den einzelnen Staaten durch die indirecten Steuern, durch die Zolleinnahmen, keine genügende Deckung finden; somit die Einzelstaaten immer und immer wieder auf die directen Steuern recurriren müssen. Der im erhöhten Maße angespannten Steuerkraft wird zwar die sich jetzt überall Bahn brechende Befreiung der Arbeit zu Hilfe kommen. Indessen so sehr die Productionskraft hierdurch sich steigern wird, so sehr bleibt die Gewerbefreiheit ohne eine größere Freiheit des Verkehrs, des Haupthebels der Volksproductionskraft, immer nur eine halbe Maßregel. Hieraus ergibt sich die Reform des Zollvereinstarifs, so lange vernachlässigt, als eine zwingende Nothwendigkeit. Das allgemeine Bewußtsein des losen politischen Zusammenhanges unseres gemeinsamen Vaterlandes, das Bewußtsein der Schutzlosigkeit ist bei der allgemeinen politischen Unsicherheit mehr als je bloß gelegt worden. Man will Vermehrung des Activbestandes der Heere, Verstärkung der Festungen, Befestigungen der Küsten und Schutz des See- und innern Handels durch eine Flotte. Alles dieses bringt größere Anforderungen an die Arbeitskraft des Volkes mit sich. Zunächst haben diese Zustände erst kurze Zeit angedauert,

sie müssen aber drückend werden, sobald die Nation gezwungen sein soll, über längere Jahre hinaus sie zu tragen und auszuhalten. Noch zehren viele Specialbudgets von Anleihen aus dem Jahre 1859. Diese Quellen werden aufhören und alsdann das Gewicht der eisernen Periode unseres bewaffneten Friedens in noch ganz anderm Maße fühlbar werden. Unser gegenwärtiges Bezollungssystem liefert nicht nur unzureichende Erträge, sondern hindert in Wechselwirkung hiermit die innern Steuerreformen der Einzelstaaten.

Die Leblosigkeit unserer Zollpolitik scheint eine fast chronische geworden zu sein, und wenn wir auf frühere Zeiten zurückblicken, so haben wir nicht eben große Ermuthigung von der Zukunft zu hoffen. Schon im Artikel 19 der deutschen Bundesacte war eine Uebereinkunft über ein gemeinsames Zoll- und Handelssystem für alle Bundesstaaten versprochen, indessen diese Uebereinkunft kam nicht zu Stande und es war also wenigstens in dieser Beziehung Consequenz im ganzen Systeme der Versprechungen der Bundesacte — nämlich keine derselben zu erfüllen. Im Jahre 1818 errichtete Preußen unter Beseitigung der innern Zölle eine geschlossene Zolllinie um seine Grenzen. Die kleinern Staaten wurden hierdurch isolirt und sich sehr bald klar, daß sie sich entweder unter einander selbst einigen oder Preußen anschließen müßten. Auf diese Weise kam allmälig der deutsche Zollverein als zunächst durch ein materielles Band geeinigter Körper zu Stande, von dem man aber, was anfangs wohl weniger vorausgesehen worden war, sich bald überzeugte, daß er auch ein politisches Ganze zu bilden begann. Nur Preußen mag, die bedeutenden Opfer für seine Zollcassen bei der Einigung deuten darauf hin, die politische Tragweite vorausgesehen haben. Preußen wurde der Führer des Zollvereins und behielt, so sehr auch die kleinern Staaten hier und da bis zum Eigensinn Schwierigkeiten erregten und die Förderung der materiellen Interessen hinderten, fortan die Spitze. Die Segnungen des Vereins erkannte das deutsche Volk sehr bald und je mehr diese hervortraten, je weniger die politische Seite gefühlt wurde, desto einmüthiger war das anfängliche Zusammengehen. Bald aber trat Eifersucht, Gewerbsneid und Kirchthurmspolitik dazwischen, und die Zollconferenzen wurden der Tummelplatz selbst der kleinlichsten Eifersüchteleien. Preußen machte daneben grobe Fehler. Dahin gehört: der Zuckereinfuhrvertrag mit Holland im Jahre 1839, der Schifffahrtsvertrag mit England im Jahre 1841, ferner die unbegreifliche Aufkündigung des für die ganze Zollvereinsindustrie unzweifelhaft günstigen Vertrages mit Belgien, den dieses glücklicherweise wieder erneuerte, endlich die Ueberlassung des Freistaates Krakau an Oesterreich. Krakau war damals, nachdem Rußland vertragswidrig das Königreich Polen mit Zollschranken eingeschlossen, der Stapelplatz der zum Export nach Polen und Rußland kommenden deutschen Waaren; mit dem Falle Krakau's fiel auch die schwungreiche Ausfuhr nach den genannten östlichen Märkten.

Eine vollständige Principlosigkeit beherrschte jetzt die Zollpolitik, man brachte den unbegründetsten Ansprüchen einzelner Fabricationszweige und einzelner Staaten von Seiten Preußens die weitesten Concessionen. Das Verhalten der Einzelstaaten gewann immer mehr und mehr eine politische Färbung. Aus dem ängstlichen Abwägen der Souverainetätsrechte Preußen gegenüber ging nicht bloß ein Widerstand gegen die rationellsten Reformanträge Preußens hervor, sondern die Opposition übertrug sich selbst auf die Verhandlungen des deutschen Bundes, sobald Preußen mit irgend einem Vorschlage hervortrat. Die Märzrevolution machte die alte Kluft nur noch weiter, indem auch Sachsen, welches bisher immer offen und aufrichtig mit Preußen zusammengegangen war, so wie Kurhessen, sich den süddeutschen Staaten gegen Preußen anschlossen; so daß dieses erklärte, die mit dem Jahre 1853 zu Ende gehenden Zollverträge nur unter andern Bedingungen oder gar nicht erneuern zu wollen. Die Zerwürfnisse glichen sich glücklicherweise noch einmal aus. Wie die Sachen 1866 stehen werden, hängt zumeist von der politischen Constellation ab. Man hat oft gesagt, der Zollverein habe Preußens Macht geschwächt. Mit Unrecht. Wo Preußen der Uebermacht der gegen sich coalirten Mittel- und Kleinstaaten wich, da lag die äußere Schwäche in der bedauerlichen innern Schwäche und Principlosigkeit seiner Politik, die heut noch nicht ganz überwunden ist. Alle Staaten, so auch Preußen, sind in rapidem Schritte seit Abschluß des Zollvereins zu wachsendem Wohlstande vorwärtsgegangen. Preußen aber hat

grade im Zollvereine zuerst seine trotz der Intriguen Oesterreichs fortwährend größere Emancipation von diesem Staate errungen, die sich heut von den materiellen Interessen auf das politische Gebiet überträgt. Noch mehr. Preußen hat im Zollverein zuerst seine nationale Mission gefühlt und begriffen, und grade jetzt, wo Oesterreich seine eigene Zukunft überhaupt in Frage gestellt sieht, tritt diese Mission klarer denn je als eine geschichtliche Nothwendigkeit auf.

Schon die nächste Entwicklung der Zukunft läßt sich kaum bestimmen. Wenden wir uns deshalb von der Perspective zum Vordergrund, zur Gegenwart zurück.

Die Schwierigkeit der gegenwärtig von den Gebildeten unseres Volkes begriffenen und dringend gewünschten Reformen des Zollvereins scheint eine zwiefache zu sein. Einmal wegen der ganz eigenthümlichen Verfassung des Zollvereins, welche bei einer jeden, auch der kleinsten Tarifänderung die Zustimmung aller Staaten, also Einstimmigkeit erfordert; andererseits wegen der ausgebreiteten Coterien der Schutzzöllner, welche bei jedem Reformenversuche ein furchtbares Geschrei erheben, wie wir in den letzten Jahren wiederum gehört haben, als sich die Presse für Tarifänderung des Einfuhrzolls auf Eisen, Baumwollengarn, Zucker und Oel aussprach. Jene Verfassung des Zollvereins hat gegenwärtig wohl nirgend ein Analogon; sie ist die einzige, bei welcher das polnische Veto in seinem vollsten Umfange und vollsten Nachtheil noch ausgeübt werden kann. Wir sahen dies letzthin wiederum bei dem, bis auf eine einzige Stimme, nämlich Badens, einmüthig aufgenommenen Antrag auf Aufhebung der berüchtigt gewordenen Durchfuhrzölle. Hier wurde der Gebrauch dieses Vetos außerdem noch colorirt durch den Mangel an jeder stichhaltigen Begründung, da Baden seine Zustimmung von der Aufhebung der Rheinzölle abhängig machte, welche von den Zollvereinsstaaten gar nicht allein beschlossen werden kann, sondern die Einwilligung Frankreichs, Belgiens und Hollands erfordert. Die Frage der Verfassungsänderung fordert also von den einzelnen Regierungen die Aufopferung eines Theils ihrer bisher mit einer Zähigkeit und Eifersucht festgehaltenen Souveränetät, daß so manche Stimmen für das Auseinanderfallen des Vereins selbst bereits gefürchtet haben. Diese anomale Verfassung hat im Uebrigen freilich auch so manches Gute mit sich geführt. Sie verhinderte, daß ein einzelner Staat, und wir denken hierbei namentlich an Preußen, in seiner Isolirung gegen die süd- und mitteldeutschen Staaten, durch die Ligue der von der politischen Eifersucht zusammengehaltenen Mittel- und Kleinstaaten, majorisirt wurde. Die Verfassung behütete außerdem den Zolltarif vor zu raschen Abänderungen durch etwa augenblicklich in der Majorität befindliche einseitige Interessen. Plötzliche und öftere Zollabänderungen schlagen dem Verkehr tiefe Wunden, um so tiefere, je unerwarteter dieselben auftreten. Wäre die Entwicklung unserer Zollpolitik nur einigermaßen mehr der wirthschaftlichen Entwicklung überhaupt gefolgt, so hätten wir gegen einige Stabilität des Tarifs aus Grund jener Verfassung weniger einzuwenden. Die Jahrzehnte des Bestehens hätten dem Zollverein dann Zeit genug gegeben, um heut ihn und den Tarif an einem zufriedenstellenderen Ziel angelangt sehen zu können. Daß die Zollvereinsverträge allemal auf eine zwölfjährige Periode abgeschlossen werden, ist sicher eine Vereinbarung, die mit Rücksicht auf die Nachtheile des Verkehrs aus plötzlichen Tarifwechseln festgesetzt worden ist.

Wie sich die Verfassungsreform ermöglichen, wie sie sich gestalten wird, ist vorläufig noch nicht abzusehen; daß sie sich schnell und leicht vermitteln lassen dürfte, ist von der bisherigen Haltung der Cabinette in den Einzelstaaten kaum zu erwarten. Indessen braucht man nicht allzugroße Besorgnisse um das Auseinanderfallen des Vereins zu hegen. Der Zollverein hat die Entwicklung der Industrie in den einzelnen Staaten geleitet und beherrscht. Die gegenwärtige Form desselben, die zu einem festen Verkehrsterrain verwachsene Ländergruppirung und Grenzlinie ist für eine Menge Industriezweige grade zu Lebensfrage. Möglich, daß einzelne südliche Staaten bei ihrer geographischen Angrenzung an Oesterreich mit dem Abfalle vom Zollvereine und dem Anschlusse an diesen Staat, wenn die Geschichte nicht bis dahin bereits große Umwälzungen mit ihm vorgenommen hat, drohen können. Ob sie diesen Anschluß aber in Rücksicht auf ihre Industrie wirklich wagen dürfen, ist eine andere Frage, die Bejahung derselben mindestens sehr zweifelhaft. Für viele Regierungen ist die Reni-

tenz gegen ein liberales Reformprogramm ſie umgebender Staaten nur dann eine Möglichkeit, wenn ſie vor dem ſichern Ruin ihrer eigenen Induſtrie nicht zurückſchrecken.

Ein weit größerer Anker für das Zuſammenhalten des Zollvereins iſt die ſchon oben angedeutete innere politiſche Bedeutung deſſelben. Niemand wird heute mehr beſtreiten, daß der Zollverein zu dem, was er eigentlich nicht war und urſprünglich auch nicht ſein ſollte, dennoch geworden iſt, zu einem politiſchen Ganzen, ſo ungern dies namentlich die Mittel- und Kleinſtaaten eingeſtehen mögen. Die Bevölkerungen der einzelnen Zollvereinsſtaaten haben ſich längſt mehr und mehr und immer feſter durch die fortwährenden innigen Beziehungen und materiellen Bande als ein auch politiſches Ganze fühlen gelernt.

Wenden wir uns von der Verfaſſungsreform zur Tarifreform zurück. Sie wird und muß ſicher über kurz oder lang unter dem Einfluſſe der öffentlichen Meinung, welche heute zu einem ſo bedeutenden Factor der Regierungsentſcheidungen geworden iſt, zu Stande kommen, mag ſie auch im Wege gegenſeitiger Conceſſionen geſchehen. Die beiden Syſteme des Freihandels und Schutzzolls werden ſich wieder gegenüberſtehen. Die Freihandelspartei wird Forderungen ſtellen, die Schutzzollpartei Gegenleiſtungen, mindeſtens angemeſſene Berückſichtigung verlangen. Auf dieſem Wege läßt ſich, wenn anders nur die politiſche Eiferſüchtelei auf wenigſtens kurze Zeit zurücktritt, immerhin eine Reform hoffen.

Nach ſeiner innern Seite würde dieſe alsdann folgenden Weg zu gehen haben: Alle den Verkehr beläſtigenden Zölle, die Durchfuhrzölle, die finanziell ihrem Erträgniß nach unerheblichen Eingangszölle würden vorerſt zu beſeitigen ſein, und ſich leicht beſeitigen laſſen, ſobald nur überhaupt die bisherigen Zolleinnahmen nicht vermindert werden. Dieſe Rückſicht iſt für die gegenwärtigen Strebungen ſchon deswegen geboten, weil die Steuerbelaſtung der Staatsangehörigen, wie wir oben geſehen haben, gegenwärtig eine ſolche iſt, daß man ſich kaum zu ihrer weiteren Erhöhung behufs der Deckung eines Ausfalls in den Zolleinnahmen entſchließen darf. Es würden alſo die reinen Finanzzölle nach einem rationellen Syſteme ſo zu erniedrigen ſein, daß der Conſum der von ihnen betroffenen Waaren, neu erregt und erweitert, der alten Erfahrung gemäß eine erhöhte Einnahme involvirte. Auf dem Gebiete der Schutzzölle wird der Reformkampf ungleich ſchwieriger ſein. Indeſſen hat die Neuzeit durch Belehrung in der deutſchen Preſſe grade hier die öffentliche Meinung gegen die egoiſtiſchen Intereſſen der Fabrikanten und Privilegirten mit Erfolg in's Feld geführt. Fortwährend einleuchtender iſt in den Kreiſen der Gebildeten die Ueberzeugung geworden, daß ganz ähnlich, wie in den Fragen der Gewerbefreiheit, auch auf dem Gebiete des Waarenaustauſches ein Recht der Fabrikanten auf die Conſumenten, ein Recht auf das Privilegium der Feſſelung der productiven Kräfte des Volkes nicht exiſtirt. Jeder höhere Schutzzoll ſchließt die Concurrenz des Auslandes ganz oder zum Theil aus und zwingt dem Conſumenten die Waare faſt durchgängig theuer und ſchlecht zugleich auf, während der geſchützte Induſtriezweig in der Regel ſtagnirt. Jene Ueberzeugung hat auch bereits zu Conceſſionen der Schutzzöllner geführt, und es iſt ein Compromiß zwiſchen der Freihandelspartei und ihnen um ſo zuverſichtlicher zu erwarten. Die Reformen werden immerhin langſamen Schrittes gehen; indeſſen iſt dieſe Langſamkeit nur der Natur der Verkehrsentwicklung angemeſſen. Jeder unvermittelte Sprung würde ein offener Nachtheil ſein. Die Aufgaben der Reformen ſind alſo einerſeits die Aufhebung der finanziell unerheblichen Zollſätze, andererſeits eine, wenn auch allmälige Herabſetzung der Schutzzölle bis auf einen angemeſſenen Satz, bei welchem ſie nur als reine Finanzzölle erſcheinen, ſoweit ſpäter ihre Beibehaltung überhaupt gerechtfertigt bleibt.

Was den erſten Punkt, die Aufhebung der finanziell unerheblichen Zollſätze anlangt, ſo will der preußiſche Tarif von 1818 „durch eine angemeſſene Beſteuerung des äußeren Handels und des Verbrauchs fremder Waaren die inländiſche Gewerbſamkeit ſchützen und dem Staate ein Einkommen ſichern, welches Handel und Luxus ohne Erſchwerung des Verkehrs gewähren können.“ Der Tarif ordnet deshalb an:

1) Bei der Einfuhr wird von fremden Waaren ein Zoll erhoben, der in der Regel einen halben Thaler für den preußiſchen Centner beträgt.

2) Außer dem Einfuhrzolle (von 15 Sgr pro Ctr.) ſoll von mehreren fremden Waaren

bei deren Verbleiben im Lande eine Verbrauchssteuer erhoben werden. Diese Steuer soll bei Fabrik- und Manufacturwaaren des Auslandes zehn vom Hundert des Werthes nach Durchschnittspreisen in der Regel nicht übersteigen, sie soll aber geringer sein, wo es unbeschadet der inländischen Gewerbsamkeit geschehen kann.

Der Tarif besteuerte also einmal die Consumtion, zum Zweck der finanziellen Einnahme und des Schutzes für die inländische Gewerbsamkeit, andererseits auch die bloß durchgehenden Güter. Unser Tarif, welcher auf jene Grundsätze basirt ist, zerfällt gegenwärtig in drei Abtheilungen: Die erste Abtheilung enthält die Gegenstände, welche gar keiner Abgabe unterworfen sind, weder bei der Ein-, Aus- noch Durchfuhr. Es sind heutzutage zweiunddreißig Positionen, ausschließlich des Verkehrs mit Oesterreich. Die zweite Abtheilung führt die Gegenstände auf, welche bei der Einfuhr oder Ausfuhr einer Abgabe unterworfen sind, im finanziellen Interesse oder im Interesse des Schutzes, mit der Bestimmung: daß ½ Thaler preußisch oder 15 Silbergroschen (oder 52½ Kreuzer im 22½-Guldenfuße) vom Bruttocentner in der Regel beim Eingang erhoben wird, Ausnahmen aber hiervon bei allen den Gegenständen eintreten, welche entweder nach der ersten Abtheilung ganz frei, oder a) eine geringere oder höhere Eingangsabgabe, oder b) Ausfuhrabgabe in den namentlich aufgeführten Positionen entrichten müssen. Solcher Positionen zählt der Zolltarif vom 1. Januar 1860 ab dreiundvierzig mit zahlreichen Unterabtheilungen. Die dritte Abtheilung enthält die Durchgangsabgaben, welche gegenwärtig sich sehr verschieden gestalten, indem der ursprüngliche Satz von 15 Silbergroschen pro Centner auf 10 Silbergroschen (oder 35 Kreuzer) zurückgeführt ist, hiervon aber wieder zahlreiche Ausnahmen vorkommen: 5 Silbergroschen oder 17½ Kreuzer, 2½ Silbergroschen oder 8¾ Kreuzer, 1¼ Silbergroschen oder 4⅜ Kreuzer, ⅝ Silbergroschen oder 3 Kreuzer ⅛ Silbergroschen oder 1 Kreuzer, bei Zucht- und Schlachtvieh von 1½ Thaler oder 2 Gulden 20 Kreuzer vom Stück, bis herab zu ⅙ Thaler oder 17½ Kreuzer, bei Häringen 3 Silbergroschen 9 Pfennige oder 13 Kreuzer. —

Jede Besteuerung des Verkehrs an sich muß grundsätzlich verworfen werden und nur diejenigen Zölle bleiben gerechtfertigt, welche reine Finanz- oder mäßige zur allmäligen Herabsetzung bestimmte Schutzzölle sind. Alle irrationellen Eingangs- so wie Durchgangszölle sind eine bloße Besteuerung des freien Verkehrs ohne jede wirthschaftliche und rechtliche Begründung. Die Durchfuhrzölle bedürfen hinsichtlich ihrer Verwerflichkeit keiner ausführlichen Auseinandersetzung. Sie sind von der Allgemeinheit mit allen Waffen einer rationellen Handelspolitik des Rechts und den moralischen Gründen der Gerechtigkeit soweit bekämpft worden, daß sie gegenwärtig in der Oeffentlichkeit wie gebrandmarkt dastehen. Sie sind eine Abgabe, welche unmittelbar an die seligen Zeiten des Faustrechts, an die Manipulation der Wegelagerer erinnert. Sie sind zugleich das Mittel gewesen, Millionen Centner Frachtgüter von ihren natürlichen Bahnen, von deutschen Flüssen und Schienenwegen auf ausländische Bahnen zu drängen, und der deutschen Handelsflotte zu entziehen. Die Eingangsabgaben, welche sich, wie erwähnt, theils als Finanzabgaben, Verbrauchsabgaben, theils als Schutzzölle darstellen, treffen nun aber zum größten Theile, weil unser Zolltarif irgend ein bestimmtes Princip nicht aufgestellt hat, grundsatz- und unterschiedslos eine Menge noch so verschiedener Waaren. Der Ertrag ist ein sehr geringer und erreicht noch nicht einmal ein Procent des Gesammtertrages der Eingangsabgaben! Je mehr aber die Zollfreiheit die Regel bilden soll, je mehr jeder Zoll entweder durch seine finanzielle Einträglichkeit oder durch seine zeitweilige Nothwendigkeit als Schutzzoll (in bestimmten Grenzen) sich rechtfertigen muß, um so mehr muß der Eingangszoll auf jede Waare, bei welcher weder das eine, noch das andere Motiv zur Begründung hinzukommt, in Wegfall gebracht werden. Die Handhabung dieses Principes, gegen welches nur wirthschaftliche Ignoranz ankämpfen kann, wird einmal die größte Anzahl der unter die allgemeine Eingangsabgabe unterschiedslos gestellten Waaren, sodann auch eine Menge der besonders tarifirten Waaren beseitigen. Wenn man die Zolleinnahmen der einzelnen Jahre durchgeht, so ergibt sich, daß, die Positionen und Unterabtheilungen des Zolltarifs summirt, etwa nur die Hälfte einen nennenswerthen Zollertrag liefert und zwar in der Regel über neunzig Procent der Gesammteinnahme; während die ganze übrige

Hälfte das geringe übrige Procent, häufig kaum zwei Procent der Gesammteinnahmen als Ertrag stellt. Könnte man also diese letzte in ihrem Resultat finanziell unerhebliche Hälfte der Positionen und Abtheilungen des Tarifs beseitigen, so würde man eine bedeutende Verkehrserleichterung und durch dieselbe, nach Befreiung einer Menge von Waaren von der lästigen Zollcontrole, eine bedeutende Belebung des Verkehrs, so wie folgeweiser, Erhöhung der Zolleinnahme herbeiführen. Wir haben noch eine Menge Zollsätze, welche ursprünglich nicht vom finanziellen Standpunkte, sondern im Interesse des Schutzes gegeben worden sind, ohne daß ein irgend wie wirklich begründetes Schutzinteresse vorhanden wäre. Dahin gehören Bücher, Landkarten und Kupferstiche, Bettfedern und Federspulen, Schwämme, Mühlensteine, Brennholz, Bau- und Nutzholz, Krapp, dieser für die Baumwollenindustrie so wichtige Farbestoff, Mennige, Schmalte, natürliches Mineralwasser, Oelkuchen ꝛc. Der Ertrag aus allen diesen Waarenartikeln ist finanziell außerordentlich gering, gewisse Artikel unter ihnen aber sind für den allgemeinen Verkehr so überaus wichtig, daß für ihre Zollbefreiung die dringendsten volkswirthschaftlichen Gründe, gegen dieselbe weder finanzielle noch schutzzöllnerische sprechen. Auch sind Getreide und Hülsenfrüchte, Kraftmehl und Mühlenfabricate, Fleisch, Schmalz, Talg und Stearin noch nicht frei beim Eingange, obwohl sie die ersten Nahrungsmittel des Volkes ausmachen und beschweren. Der Ertrag aus denselben ist einerseits nicht sehr groß, die Suspension der Zollsätze auf Getreide und Mehl fast nach jedem Ernteausfall gefolgt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß mit Befreiung dieser nothwendigsten Bedürfnisse des Volkes die erhöhte Consumtion anderer Waaren den Zollausfall mehr als genügend decken würde. Oesterreich gegenüber sind ähnliche Grundsätze wenn auch noch in weit ausgedehnterem Maße gehandhabt worden und zwar zum Vortheile beider Contrahenten. Wenn auch in einzelnen Grenzdörfern der früher schwunghaft betriebene Schmuggel gänzlich aufgehört hat, wie wir uns hiervon als Zollbeamter selbst überzeugt haben, und wenn auch ein ganz enger Standpunkt es bedauern mag, daß mancher Kaufmann, namentlich der Colonialwaarenhändler der Grenzdistricte, heute kaum vierzig Centner nach Oesterreich ausführt, während er früher vor dem Vertrage von 1853 bis vierhundert Centner über die Grenze schmuggelte, so muß die Blüthe eines solchen Schmuggelhandels immerhin vom Standpunkt der Moral als ein Auswuchs des Verkehrs betrachtet und dessen Beseitigung mit Freude begrüßt werden. Es liegt für den Zollverein kein Grund vor, die Oesterreich gegenüber beobachteten Grundsätze nicht auch auf die ganze Zollgrenze des Vereins auszudehnen.

Sieht man sich unsern Zolltarif etwas näher an, so zerfällt derselbe in einzelne Positionen mit Abtheilungen und Unterabtheilungen und wiederum Unterunterabtheilungen, so daß man nöthig gehabt hat, außer den Ziffern auch noch zu den Alphabeten zweier Sprachen seine Zuflucht zu nehmen. Soll wirklich ein Zollbeamter die Zollbehandlung von zur Ein- oder Ausfuhr gelangten Waaren so vornehmen, wie unser Tarif bei der Masse der Waarenbezeichnungen voraussetzt, so muß er eine Waarenkenntniß besitzen, die selbst dann, wenn die Industrie nicht jene ungeheuere Beweglichkeit und stete Veränderlichkeit besäße, die sie besitzt, äußerst schwierig für ihn zu erlangen sein würde. Nun ist aber zu bemerken, daß die Zollbehandlung in der Regel den weniger gebildeten Unterbeamten zufällt, nicht selten Leuten, die eben von den Grenzwachposten oder der Steuercontrole in Brennereien und Brauereien, bei Fleischern und andern Dienstverrichtungen, wie der Controle der Chausseegeldeinnahme ꝛc. einbezogen werden. Wer nur einmal unsere Industrie und ihren ewigen Wechsel der Formen und innern Fabricationsweisen in einiger Nähe geschaut und erkannt hat, dessen muß sich sehr bald die klare Ueberzeugung bemächtigen, daß ein mit minutiöser Kleinlichkeit in ein wahres Labyrinth von Unterabtheilungen hinabsteigender, außerdem längere Zeit stehender Zolltarif einmal für die Beamten selbst zu einer nicht zu besiegenden Schwierigkeit, andererseits für den Verkehr zu einer doppelt großen Belästigung wird. Diese Umstände erheben denn die Vereinfachung des Zolltarifs zu einer dringenden Nothwendigkeit, als einer Frage der Zeit. Also hinweg mit allen Positionen, deren Ertrag im Verhältniß zur Gesammteinnahme ein unerheblicher. Jeder Verlust von Zeit, jeder Aufwand von Arbeit durch die Belästigungen der Zollcontrole ist für den Handel eine Erhöhung des Zolles, für den Kaufmann ein Abzug

am Gewinn, für den Consumenten eine Vertheuerung der Waare, für die Allgemeinheit eine Verminderung des Verkehrs. Je geringer die Einnahmen von fast der Hälfte unserer Positionsabtheilungen sind, desto mehr tritt das ganze alte Bezollungssystem, dessen Controlkosten auch bei den finanziell ganz unerheblichen Artikeln ziemlich gleich hoch sich berechnen, wie bei den finanziell ergiebigsten Waaren, dem ersten von Adam Smith aufgestellten Besteuerungsgrundsatze entgegen, daß keine Steuer dem Staatsangehörigen viel mehr kosten soll, als sie dem Staate einbringt.

Die freie Beweglichkeit des Waarenverkehrs ist eine Lebensbedingung für seine Blüthe. Je complicirter unser Tarif ist, desto mehr hindert er die Speculation, die rasche, den augenblicklichen Conjuncturen folgende Disposition über die Güter. Wird der größere Theil der finanziell unerheblichen Zölle ganz beseitigt und mit ihnen die lästige zeitraubende Controle sammt den zugleich wegfallenden Begleitpapieren, so wächst diese Dispositionsfreiheit, welche jetzt von der Bezollung in mannigfachster Weise gekreuzt wird. Bezieht ein Haus eine bedeutende Partie Getreide und ist diese vielleicht augenblicklich schwer zu placiren, während von französischen Häusern Aufträge an dasselbe Haus eingehen, so ist eine Wiederausfuhr trotz der günstigen Conjunctur wegen des schon erlegten, nicht wiederzuerlangenden Eingangszolls unmöglich. Das gleiche Verhältniß trifft ein bei den Ausgangszöllen. Eine Partie roher Häute für das Ausland geht zur Verschiffung nach Hamburg und zahlt beim Austritt aus dem Zollverein den (leider noch immer bestehenden) Ausgangszoll. Indessen zeigt sich schnell ein bedeutender Begehr in der Waare im Zollverein selbst. Der Kaufmann kann die Häute nicht retourniren, da ihm der Ausgangszoll nicht restituirt wird. Wie gewaltig diese Fessel für Import, Export und Zwischenhandel ist, läßt sich leicht ermessen, läßt sich namentlich auch zeigen, sobald auf den enormen Handel Hamburgs verwiesen wird, wo diese Beschränkungen des Verkehrs nicht bestehen.

Das den drei Meßplätzen Leipzig, Frankfurt a. O. und Braunschweig verliehene Contirungsrecht und die zollfreien Niederlagenanstalten kommen immer nur einzelnen, deshalb genug angefeindeten Plätzen, oder einzelnen Personen zu gut, die Controle bleibt immerhin eine lästige, die öffentlichen Anstalten erfordern außerdem bedeutende Opfer zu ihrer Herstellung und Unterhaltung. Die Reform des Tarifs würde gewissermaßen den ganzen Zollverein zu einer freien Niederlage machen, ein bedeutendes Leben namentlich in den Zwischenhandel bringen und die gegenwärtigen Niederlagsanstalten ungemein für die Zollregie und den Verkehr vereinfachen und verbilligern. Deutschland, durch seine geographische Lage im Centrum des europäischen Festlandes, durch sein zumeist von Süden nach Norden gerichtetes Stromgebiet, zu dem wie zur besonderen Ergänzung die westöstlich fließende Donau, außerdem ein weitverzweigtes Eisenbahnnetz tritt, hat die fast geschichtlich bestimmt erscheinende Mission der natürlichen Vermittlung des transatlantischen, nordischen und östlichen Waarenverkehrs mit dem Süden und dem Orient. Und diese Mission hatte es bereits be- und ergriffen. Deutschland war es, welches ehedem selbst England, die ganze Welt mit Webwaaren und zum Theil Garnen versorgte, bis der dreißigjährige Krieg es auf ein Jahrhundert in der Entwicklung zurückwarf, im gegenwärtigen Jahrhundert die Verkehrtheit unserer Zollpolitik die wiederaufgenommene schwungreiche Entwicklung hemmte, zum Theil selbst erstickte.

Dies leitet uns auf die Schutzzölle über, bei deren Betrachtung eine ruhige Besprechung gegenüber den verstandeslosen Irrungen in den Tarifirungen eine schwere Aufgabe ist, der Schutzzölle, welche neben den finanziell uneinträglichen Zöllen auf das Reformprogramm gestellt werden müssen, vor allen andern die Eisen- und Garnzölle. Noch lastet auf dem nothwendigsten aller Metalle, auf dem Eisen und den Eisenwaaren ein Zoll von 10 Silbergroschen bis zu 10 Reichsthaler per Centner beim Eingange über die Grenze (von Oesterreich abgesehen). Und doch gibt es ohne Eisen keinen Ackerbau, kein Gewerbe, ohne Eisen keine Maschine, keine Großindustrie. Man kann ohne Paradoxie sagen, ohne Eisen wird sich kein Volk zu einer höhern Cultur emporringen. Eisen begleitet den Menschen von seinen ersten Tagen bis zum Ende, Eisennägel halten Wiege und Sarg zusammen. Unsere Fabrication von Eisenwaaren versorgte einstmals alle Märkte der Welt, sie erhielt eine besondere Befähigung hierzu durch die

billige Zufuhr aus den reichen Eisendistricten von Schottland und Wales. Die hohe Politik des Zollvereins beschloß indessen ein Anderes. Im Jahre 1844 wurden die Grenzen gegen das wohlfeile nordische Steinkohleneisen gesperrt, ein Zoll aufgelegt, der Rohstoff künstlich vertheuert und die blühende Fabrication immer mehr zurückgebracht. Der Reform des Eisenzolles drängen sich aber noch besondere Hindernisse entgegen. Grade unsere Eisen- (und Kohlen-) Production ist durch innere Besteuerung und staatliche, polizeiliche Einmischung in den Bau und Betrieb der Bergwerke sehr beschwert. Bei jedem Bestreben nach Beseitigung dieses Druckes wird der Staat den Schutzzoll entgegenhalten. Wann soll also bei diesem ewigen Hin- und Herziehen endlich ein Resultat oder nur ein Anfang zur Reform zu erblicken sein, da die Zollbegünstigung die Belästigung der Producenten durch verkehrte Besteuerung und Reglementirung bei Weitem übersteigt? Mißstände halten sich hier durch Mißstände aufrecht. Die Montanindustrie will zu keinem Gedeihen gelangen, die Börsenblätter sind seit Jahren bis auf die jüngsten Tage voll Jeremiaden, registrirten selbst Auflösungen von Gesellschaften und Concurse, indessen auf der andern Seite durch die künstliche Vertheuerung der Metalle und Metallwaaren die gesammte Industrie, alle Gewerbe, die Land- und Hauswirthschaft leiden. Wie eine Regeneration des verkehrten Zollsystems, die Beseitigung der in der Einnahme uneinträglichen Zölle einen allgemeinen Impuls auf dem ganzen industriellen Gebiete geben und die Reform der Schutzzölle dringender als je gebieten wird, um so leichter werden sich, wenn auch diese Reform ihren Anfang gemacht hat, die Belästigungen des Bergwerksbetriebes von Seiten des Staates zur Aufhebung bringen lassen, wofür vorher kaum eine Aussicht vorhanden scheint.

Von den Zöllen der Halbfabricate sind, wie schon erwähnt, auch die auf Garne diejenigen, welche den allseitigsten Angriff gegen sich erfahren haben. Alle Zölle auf Halbfabricate drücken die Fabrication, weil sie das ganze Fabricat vertheuern und in Folge davon den Consum einschränken. Ein bedeutender Zwischenhandel wird sich so nie entwickeln können, da die freie Beweglichkeit des Verkehrs erschwert, die Anschaffung großer Lager, die Wiederausfuhr bereits verzollter Partieen so gut wie unmöglich ist. Eine unter höherem Zoll liegende Waare kann selten Gegenstand großer Speculationen werden, da sie immer mehr auf den jeweiligen Begehr rechnen muß, um auch Nehmer zu finden und so den Zoll zurückzuerhalten. So lange das Halbfabricat für den Consum im Inlande zur Verarbeitung kommt, mag sich das Ungerechte eines hohen Schutzzolls noch mildern, da die Consumenten den Zoll erstatten, die Waare also höher bezahlen müssen. Ganz anders aber, wenn die Waaren nach den Märkten des Auslandes gehen und hier mit den gleichen Erzeugnissen von Ländern concurriren sollen, welche nicht nur, man denke beispielsweise an England, durch äußere weit günstigere Bedingungen unterstützt werden, durch eine kolossale Flotte zur Herbeiholung des Rohstoffs, sondern auch durch eine ungeheure Capital- und Maschinenmacht, welche der Fabrication der Halbfabricate dienen. Ungebleichtes, ein- und zweidrähtiges Baumwollengarn zahlt einen Zoll von 3 Reichsthalern per Centner. Der deutsche Weber bezieht es aus England, erlegt den Zoll, wirkt die Waare und soll jetzt, nachdem er noch die Transportkosten bis auf die transatlantischen Märkte getragen, mit der englischen Maschinenwaare aus eignen Garnen, auf denen kein Pence Zoll gelegen hat, Concurrenz halten! Und wenn nun diese Concurrenz doch gehalten wird, wie z. B. bei unsern lausitzer und schlesischen Leinen in Mexico und Cuba, bei einer Menge Branchen Baumwollwaaren auf den Märkten Nordamerika's, wer trägt den Zoll? Traurigerweise der arme Weber, dessen Lohn allmälig auf das Minimum zur Lebensfristung unter diesem Schutzsystem herabgedrückt ist. Die Spinnereien sind trotzdem gering an Zahl geblieben, aber dafür war auch ihre Dividende um so besser; im Jahre 1858 durchschnittlich 10 Procent! Dies die Kehrseite der Weberlöhne! So wurde denn unsere Jahrhunderte alte Weberei nach und nach von fast allen ausländischen Märkten verdrängt.

Man hat in der Erkenntniß der Härten, welche die hohe Schutzbezollung der Halbfabricate mit sich führt, die zur Appretur, Färberei und Druckerei eingehenden, zur Wiederausfuhr bestimmten Halbfabricate für einzelne Orte, wohl auch für Schiffs-, Maschinen- und Eisenbahnbauten eingeführten eisernen Materialien befreit, allein einerseits sind diese Ver-

günstigungen nur vereinzelt, andererseits an die lästigsten Controlmaßregeln geknüpft, die den Verkehr schon deshalb nicht recht emporkommen lassen. Wir erinnern nur an den Bleichverkehr mit Böhmen.

Man hat ferner für wieder zum Export gelangende Waaren aus eingeführten geschützten Halbfabricaten die Vergütung des Eingangszolls vorgeschlagen. Bei Artikeln, bei welchen ein solcher Zoll lediglich als Productionssteuer zu alleinigem Vortheil der Staatscasse entrichtet wird, mag ein solcher Vorschlag ausführbar erscheinen. So beim Export von Raffinade. Anders beim wirklichen Schutzzoll. Einmal ist die Controle und der Nachweis, daß die betreffende Waare aus eingeführten, also nichtinländischen Halbfabricaten gefertigt ist, sehr schwer, ja, wie wir uns im Zolldienst bei der Controle des oberwähnten Bleichverkehrs praktisch überzeugt haben, unmöglich. Es treten aber noch wichtigere Gründe gegen das System der Zollvergütungen auf. Die Schutzzölle fließen in ihrer Wirkung zum größten Theil nicht sowohl in die Staatscassen als in die Taschen der Fabrikanten, welche die geschützten Rohstoffe oder Halbfabricate produciren. Die natürlichen Preise aller geschützten Artikel schrauben sich künstlich zu Gunsten der betreffenden Fabrikanten in die Höhe. Während die Consumenten so, durch die ungerechte und verkehrte Zollpolitik gezwungen, schon ihren Verbrauch höher zu bezahlen haben, würde der Staat mit Einführung der Steuervergütung meist nur eine Exportprämie zahlen, indem eine Controle der Identität, d. h. ausländischen Qualität der verarbeiteten Stoffe unmöglich ist. Der Consument hätte also einmal in den höher zu bezahlenden Waaren des eigenen Consums den Schutzzoll, anderseits auch noch zu Gunsten der ausländischen Consumenten denselben Schutzzoll noch einmal, also doppelt zu bezahlen, denn jeder Ausfall an den Zolleinnahmen muß in irgend einer Weise von den Steuerpflichtigen gedeckt werden, also auch der aus den Steuervergütungen oder Exportprämien.

Die Eingangszölle sollten nach der Intention des Zollgesetzes von 1818 Verbrauchssteuern sein. Durch die principlose Heranziehung von Rohstoffen und sämmtlicher Halbfabricate hat sich die Steuer überall da, wo die Ganzfabricate nach dem Ausland gehen, auf die Production übergewälzt und es tritt hierin das anomale widersinnige Verhältniß zu Tage, daß die deutsche Zollpolitik zu Gunsten einer geringen Anzahl geschützter ganze Industriezweige mit Tausenden und Abertausenden Arbeitern niederhält; bei den Baumwollen- und Leinengarnen die gesammte deutsche Weberei, insoweit sie nicht in ganz geringer Zahl zugleich eigene Spinnerei zur Seite hat. Trotz unsers Bezollungssystems haben sich doch mehrere, ausländische Rohstoffe und Halbfabricate verarbeitende Industriezweige exportfähig erhalten oder exportfähig gemacht, ein Zeugniß des deutschen Fleißes, der Anstelligkeit und Genügsamkeit unserer Arbeiter, deren Lage freilich meist traurig genug ist. Gegen die hohen Schutzzölle sprechen die angeführten Gründe laut genug, Gründe der Sittlichkeit, des Rechts und der Volkswirthschaft, der Sittlichkeit — in Anbetracht der Thatsachen, daß die Zölle vom Lohne des Arbeiters sich abziehen und den geschützten wenigen Fabrikanten zufallen, des Rechts — insofern Schutzzölle als Monopole wirken, deren Verwerflichkeit keiner Ausführung bedarf, der Volkswirthschaft — da hochgeschützte Industriezweige des belebenden Stimulus der Concurrenz entbehren und meist stagniren.

Welche Neubelebung, welchen Aufschwung würde unser erleichterter, freierer Verkehr, unsere gesammte gewerbliche und industrielle Thätigkeit in allen ihren einzelnen Zweigen gewinnen durch eine in der dargelegten Weise vorgenommene Tarifreform, eine Neubelebung, welche auch die Consumtion in ungeahnter Weise erweitern, und nicht nur den etwaigen Zollausfall in kurzer Zeit mehr als genügend decken, sondern den Gesammtertrag der Einnahmen sicher bedeutend erhöhen würde.

Seit lange ist die Tarifreform Frage der Zeit, jedes Jahr gelangt sie neu auf die Tagesordnung — bisher ohne Erfolg. Der erste und besonders zweite volkswirthschaftliche Congreß nahm sie ebenfalls in's Programm auf und beschloß die Versammlung des zweiten Congresses mit großer Majorität folgende Resolution:

Der Congreß deutscher Volkswirthe schlägt für eine bevorstehende Reform der Eingangszölle des Zollvereinstarifs, abgesehen von den sich sonst als nothwendig ergebenden Veränderungen und im Anschluß an die im vorigen Jahre gefaßten Beschlüsse als maßgebende Gesichtspunkte vor:

1) Aufhebung der allgemeinen Eingangsabgabe, d. h. principielle Zollbefreiung aller im Zolltarif nicht besonders aufgeführten Artikel;

2) Aufhebung der Zölle auf die nothwendigsten Lebensmittel und die sonstigen landwirthschaftlichen Producte;

3) Aufhebung der Zölle auf die Roh- und Hilfsstoffe der Handwerke und Fabriken.

Wir haben in vorstehenden Notizen nur die allgemeinen Grundsätze dargelegt, nach welchen die Reform anzubahnen sei. Wir sind weit entfernt, sanguinische Hoffnungen zu hegen oder erregen zu wollen, als ob das Reformprogramm in seinem ganzen Umfange oder in kurzer Zeit zur Ausführung kommen würde. Die bisherige Stagnation unserer Zollpolitik würde wenig zu solchen Hoffnungen berechtigen. Manche Artikel der allgemeinen Eingangsabgabe werden unter Abtheilung II. des Tarifs, unter die besonders aufgeführten Artikel kommen, die hohen Schutzzölle nur allmälig herabgesetzt werden, da z. B. grade Süddeutschland wegen seiner zahlreichen Spinnereien auf der Aufrechterhaltung der Garnzölle mit Zähigkeit bestehen dürfte.

Auf die Zolleinigung mit Oestreich, sowie auf einzelne in neuerer Zeit viel discutirte Zollfragen, die der Eisen-, Garn- und Zuckerzölle ꝛc. kommen wir vielleicht besonders und wird es alsdann an seinem Platze sein, was in gegenwärtigem allgemeingehaltenen Artikel grundsätzlich vermieden worden ist, auf die statistischen Verhältnisse näher einzugehen.

Indessen sind neuerdings einige Aenderungen in den Zolleinrichtungen des Zollvereins eingetreten, die wir der Vollständigkeit halber zum Schluß noch geben wollen. Einige neuere Tarifirungen mögen später Besprechung finden.

Nach den Beschlüssen der im Jahre 1859 abgehaltenen Generalconferenz der Zollvereinsstaaten, berühren die vereinbarten Aenderungen zumeist das Zollabfertigungsverfahren in verschiedenen Beziehungen. Sie betreffen folgende Puncte:

1) In Bezug auf den Postverkehr.

Den obersten Finanzbehörden, oder mit deren Ermächtigung den Directivbehörden, ist die Befugniß beigelegt worden, da, wo die Verkehrsverhältnisse eine beschleunigte Abfertigung erfordern, an die Stelle des Einzelverschlusses der vom Auslande zum Zwecke der Einfuhr oder Durchfuhr mit den Staatsposten eingehenden, sowie der durch vereinsländische Staatspostanstalten vom Inlande durch das Ausland nach dem Inlande beförderten Poststücke den Gesammtverschluß der zur Weiterbeförderung derselben dienenden Wagenabtheilungen, Körbe, Felleisen, Beutel, oder sonstigen Behälter durch Kunstschlösser oder Plomben treten zu lassen.

Sodann ist verabredet worden, daß bei vorkommenden unvollständigen Declarationen anstatt des seither vorgeschriebenen relativ oder absolut höchsten Zollsatzes der einfache tarifmäßige Zollsatz angewendet werden könne, wenn am Bestimmungsorte vor dem Beginne der Revision die mit dem Poststücke eingegangene Inhaltserklärung vom Waarenempfänger oder von der denselben vertretenden Postbehörde auf unverdächtige Weise berichtigt und der zollamtliche Verschluß unverletzt befunden wird. Ingleichem ist die Competenz der Zollämter in Bezug auf die Verzollung der unvollständig declarirten Poststücke wesentlich erleichtert worden.

2) In Bezug auf den Eisenbahnverkehr.

Es können künftig Waaren, welche unter Anwendung des Schiffs- oder Eisenbahnverschlusses statt des Colliverschlusses, mit Begleitschein I. abgefertigt sind, wenn sie während des Transports nach dem Bestimmungsorte von der Eisenbahn auf die Wasserstraße oder umgekehrt übergehen, von der Abfertigungsstelle, bei welcher der Uebergang stattfindet, ohne zollamtliche Revision u. s. w. ebenfalls unter Schiffs- oder Eisenbahnverschluß weiter abgelassen werden.

Sodann hat eine Verständigung darüber stattgefunden, daß Güter, welche zur unmittelbaren Durchfuhr auf der Eisenbahn angemeldet werden, und in dem nämlichen Transportwagen unverändert nach dem Auslande wieder ausgehen, auf Ladungsverzeichniß und unter Wagenverschluß direct nach dem Auslande abgefertigt werden können, dergestalt, daß bei dem Grenzausgangsamte nur die Prüfung und Lösung des Verschlusses, sowie die Bescheinigung des Ausgangs über die Grenze erfolgt, mithin von der zollordnungsmäßigen Declaration und Revision solcher Güter als Regel Abstand genommen wird.

Ferner wurde die Zusammenladung ausgangszollpflichtiger Güter des freien Verkehrs mit eingangszollpflichtigen Durchgangsgütern unter gemeinschaftlichem Wagenverschluß für zulässig erklärt.

3) In Bezug auf die Begleitscheinertheilung.

Seither mußte in Fällen, wo von dem Wagenführer oder Empfänger der mit einem Begleitschein I. angekommenen Waaren auf deren Weitersendung unter Begleitscheincontrole bei dem Erledigungsamte angetragen wurde, jedesmal ein neuer Begleitschein ertheilt werden. Diese Bestimmung ist dahin abgeändert worden, daß Begleitschein I. vom Empfangsamte künftig ohne Ausfertigung eines neuen Begleitscheins auf ein anderes zur Begleitscheinerledigung befugtes Amt auf den Antrag des Waarendisponenten unter Erfüllung einiger bestimmter Formalitäten überwiesen werden dürfen.

Sodann können die unter der Declaration „Glas, Glaswaaren, Porcellan, Steingut, Töpferwaaren," sowie „Maschinentheile" eingehenden Gegenstände, obgleich diese Declaration eine unvollständige ist, ohne vorgängige specielle Revision oder Uebernahme der Verpflichtung zur Entrichtung des höchsten Zollsatzes der betreffenden Tarifposition mit Begleitschein I. oder zur unmittelbaren Ausfuhr auf Declaration u. s. w. abgefertigt werden, wenn die Beschaffenheit der Emballage einen sichern Verschluß gestattet und nicht etwa der Verdacht eines beabsichtigten Unterschleifs vorliegt, auch, soweit es sich um Maschinentheile handelt, anzunehmen ist, daß die specielle Revision mit besonderen Schwierigkeiten verbunden sein werde.

4) In Bezug auf die zollfreie Wiedereinfuhr von Retourwaaren.

Inländische Fabricate, die außer dem Meß- und Marktverkehr (für welchen besondere Erleichterungen bestehen) auf Bestellung oder zum Commissionsverkauf in das Ausland gegangen sind und unverkauft in das Inland zurückgebracht werden, dürfen bei unzweifelhafter Identität zollfrei wieder eingelassen werden, auch wenn die Versendung nicht von den Fabrikanten selbst, sondern durch Commissionäre oder Zwischenverkäufer bewirkt worden ist.

Die Wichtigkeit der vorstehend bezeichneten Bestimmungen für den Verkehr des Zollvereins mit fremden Waaren ist nicht zu verkennen. Insbesondere werden die vereinbarten Erleichterungen in Bezug auf die Waarendeclarationen wohlthätig empfunden werden. Die ursprüngliche Gesetzgebung des Zollvereins verlegte den Schwerpunkt des Zollverfahrens fast ausschließlich an die Zollgrenze und gestattete nur insoweit Verzollungen bei Aemtern im Innern, als das zollpflichtige Object durch eine Verabfertigung an der Grenze festgestellt worden war. Dieses System ist durch die Entwicklung des Schifffahrts- und Eisenbahnverkehrs vielfach durchlöchert worden, wie denn auch die neuesten Vereinbarungen darauf zielen, die Zollmanipulationen an der Grenze auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken und die Strenge der Vorschriften wegen Abgabe tarifmäßiger Grenzdeclarationen zu mildern. Das dem Waarenempfänger in Bezug auf den Postverkehr zugestandene Recht, unvollständige Declarationen vor der Verzollung zu berichtigen, ist insofern von großer Bedeutung, als eine ähnliche Einwirkung des Waarenempfängers bei dem Begleitschein- und Eisenbahnverkehr zur Zeit noch ausgeschlossen ist, obgleich kein Zweifel darüber bestehen kann, daß der Empfänger in der Regel eher in der Lage sein wird, eine richtige Declaration abzugeben, als der Spediteur an dem Grenzeingangsamt oder die Eisenbahnverwaltung, welchen meistentheils nur unvollständige Frachtbriefe zur Verfügung stehen. Da der Handelsstand ein Interesse daran hat, die Bestimmungen wegen der Abgabe von Zolldeclarationen aufrecht erhalten zu sehen, weil dieselben den obern Zollbehörden die Möglichkeit gewähren, die richtige Anwendung des Zolltarifs Seitens der Zollerheber zu controliren und ohnehin wegen der Verkehrsstatistik nicht entbehrt werden können, so handelt es sich vorzugsweise darum, die gegenwärtig bestehenden Schwierigkeiten in Bezug auf die Abgabe richtiger Zolldeclarationen, die oft bei dem besten Willen nicht zu überwinden sind, zu beseitigen. Es kann dies theils durch Vereinfachung des Vereinszolltarifs, vorzugsweise aber dadurch erreicht werden, daß man den Waarenempfängern auch bei dem Begleitschein-, Eisenbahn- und Schifffahrtsverkehr das Recht zugesteht, die ursprüngliche Declaration des Versenders unter eigener Verantwortlichkeit vor der zollamtlichen Revision zu berichtigen und damit alle Weitläufigkeiten abzuschneiden, welche die aus Unkenntniß der betreffenden Vorschriften hervorgegangenen mangelhaften Angaben in den Frachtbriefen häufig mit sich bringen. Die vermehrte Zollsicherheit, welche die Anwendung des Schiffs- und Waggonverschlusses anstatt des Colliverschlusses gewährt, hat die Bedeutung, welche die Verpflichtung des Wagen-

führers zur Abgabe von Grenzdeclarationen ehedem für das Zollabfertigungsverfahren hatte, wesentlich vermindert. Wir können daher nur wünschen, daß das ursprüngliche, zur Zeit schon vielfältig verlassene System, wonach sich die ganze Verantwortlichkeit bezüglich der Grenzdeclarationen auf die Spediteure am Sitze der Grenzzollämter concentrirte, recht bald eine den jetzigen Verkehrsverhältnissen angepaßte Aenderung in dem angedeuteten Sinne erfahren möchte.

Der wichtigste Punkt ist die zollfreie Wiedereinfuhr von Retourwaaren, wenn auch dieselbe nach unseren obigen Auseinandersetzungen nur erst ein halber Schritt ist, da er die Wiederausfuhr eingeführter, verzollter und unzweifelhaft identischer Waaren für die Allgemeinheit noch nicht berührt und einführt.

Indessen, wir Deutsche sind gutgeschult zur Geduld und dankbaren Bescheidenheit in unsern Wünschen und deren wenn auch beschränkten Gewährung. Hoffen wir das Beste, besonders vom Ablauf der Zolloereinsverträge, bei welchem ein Systemwechsel zuversichtlich zu erwarten steht.

Das heutige Buchdruckereiwesen.

Ueber vier Jahrhunderte sind vergangen, seit Guttenberg das erste Buch den erstaunten Zeitgenossen vorlegte. Die Geschichte hat ihr Urtheil gesprochen über eine Erfindung, wie keine größere je die Welt überraschte. 1444 erschien das erste Buch in Deutschland und mit dem Schlusse des Jahrhunderts war die Buchdruckerkunst nicht nur über alle civilisirten Länder verbreitet, sondern in einzelnen sogar zu einer socialen Stellung und Kunstblüthe gelangt, die nicht mehr übertroffen ward. Die Presse war die Trägerin alles geistigen Lebens geworden; ihre Macht wuchs durch Hinzufügung des politischen und religiösen Elementes.

Als nun im Anfange dieses Jahrhunderts ein freier strebender Geist alle Völker Europa's bewegte, die Wissenschaft rastlos ihre Bahnen verfolgend, immer neue Gebiete eroberte, da erhob auch die Presse in den Befreiungskriegen ihr Haupt mit den Völkern; es trat die sechste Großmacht, die wichtigste von Allen, als neues Element in's europäische Staatsleben. Identificirt mit den Kämpfen unserer Zeit um Freiheit und Gesetz, die sicherste Waffe und der letzte Hort aller Parteien, erlangte die Presse eine Stellung im Leben des Einzelnen und im Organismus des Staates, wie die Geschichte nichts Aehnliches aufweist. Gab es je eine schönere Mission und glänzendere Resultate für die Bestrebungen des Humanismus, wie sie die moderne Presse aufzuweisen hat? Es geht der Wissenschaft heute wie den Vereinen auf dem Felde der Praxis. Die Gelehrten bilden eine stillschweigende Association, die mit Hilfe der Presse den kaum ausgesprochenen Gedanken zum Gemeingut Aller macht. Nur eine solche Zeit konnte einen Arago, einen Humboldt als höchste Blüthen der Wissenschaft hervorbringen, wie einst Raphael, auf den Schultern Michel Angelo's und Da Vinci's getragen, alle Kunst in sich vereinte. Aufklärung, Kunst, Wissenschaft, Humanität, wurden die Devise der modernen Presse.

Wenn wir in den folgenden Zeilen eine Charakteristik des heutigen Buchdruckereiwesens zu zeichnen versuchen, so müssen wir von vornherein auf Vollständigkeit verzichten. Ein ausgeführtes Bild zu liefern, würde eine den Forschungen des Culturhistorikers würdige Aufgabe sein; wir können hier nur in wenigen charakteristischen Zügen die mannigfachen Beziehungen der Presse im Leben der Völker hervorheben, öfter nur Andeutungen oder Zahlen bringen, dem Leser die Folgerungen überlassend.

Es ist charakteristisch für die Buchdruckerkunst, daß sie zur praktischen Ausübung mehr wie jedes andere Geschäft die Unterstützung einer Menge anderer Künste und Gewerke bedarf. Sie ist keine Erfindung, die auf einer tiefern Culturstufe oder durch Zufall gemacht werden konnte, ihre Idee ist die geistige Frucht von Jahrhunderten und ihre Ausführung bedingt einen hohen technischen Standpunkt anderer Künste. Zwei bedeutende Industrien, die Papierfabrication und die Schriftgießerei, verdanken ihre Existenz fast ganz der Buchdruckerkunst; ihre selbständigen Fortschritte und ihr neuester großartiger Aufschwung sind wiederum die Grundbedingung des Fortschrittes der letzteren. Buchhandel, Buchbinderei, Farbefabrication, Maschinenkunde, der Holzschnitt, viele neue Erfindungen im Gebiete der graphischen Künste und viele Handwerke bilden integrirende Theile der Buchdruckerkunst, oder stehen wenigstens theilweise mit ihr in

fruchtbarer Verbindung. Billig geben wir zuvörderst ein Bild von dem technischen Betriebe einer größeren Buchdruckerei; der Leser besuche unter unserer Führung eine Anstalt, die in ihren Einrichtungen den Anforderungen der Neuzeit entspricht.

Wir betreten den Setzersaal der Druckerei. Mit Achtung betrachten wir die unscheinbare Werkstätte, wo die Ideen der Menschen in die nothwendige Form gegossen, gleichsam erst geboren werden, um ihre Bestimmung im Leben erfüllen zu können. In langer Reihe stehen die Regale mit den vielfächerigen Setzkasten, die die Buchstaben enthalten. Mehrere Hundert verschiedene Schriften befinden sich in der Druckerei, lateinische, deutsche, griechische und wohl auch die bekanntesten orientalischen Charaktere, eine Menge verzierter Schriften und solche von besonderer fetter, schlanker oder phantastischer Gestalt; die ersteren wieder von den kleinsten bis zu den größten Graden in demselben Charakter; es sind die sogenannten Brotschriften, zum Bücherdruck bestimmt, und viele Centner von ihnen sind wohlverpackt und geordnet in den Vorrathsschränken aufbewahrt. Jede Schrift liegt in einem besonderen Kasten und jeder Buchstabe in einem besonderen Fache. Da stehen die Setzer, die Gelehrten unter den Handwerkern und die Paria's der Wissenschaft, emsig greifen sie Buchstaben auf Buchstaben, sie im Winkelhaken in Linie aufstellend, Silben, Worte, Sätze bildend. Zur Rechten hält ein Instrument das Manuscript; dieser hier setzt Platonische Philosophie und sein Nebenmann über die beste Düngerbereitung, jener dort eine Kammerrede und dieser eine Einladung zum Ballfeste. Andere sind beschäftigt, die ausgedruckten Druckformen aus einander zu nehmen und die Buchstaben mit unglaublicher Schnelligkeit in ihre Fächer zurückzulegen. Nach etwa drei bis vier Tagen hat ein fleißiger Setzer so viele Seiten gewöhnlichen Bücherformates fertig, um einen Bogen bilden zu können; die Seiten, Columnen, werden nach bestimmter Ordnung auf eine Platte gestellt, der Zwischenraum, d. h. die weißen Ränder des Buches, durch niedrige Ausfüllungen hergestellt, ein eiserner Rahmen um das Ganze gelegt, mit Keilen fest zusammengeschlossen, und in der Correcturpresse ein Abzug genommen. Vergebens bemühte sich der menschliche Scharfsinn, diese Arbeit durch Maschinen verrichten zu lassen. Mancherlei Maschinen wurden gebaut, im Aeußern wie ein Clavier, der Setzer sitzt vor den Tasten und ein Druck des Fingers schnellt hinten einen Buchstaben heraus, der sich zum vorhergehenden in die Reihe ordnet. Ein anderer Arbeiter übernimmt diese Reihe, bricht sie in Zeilen ab und formirt Seiten und Bogen. Aber vielerlei technische Schwierigkeiten stellen sich dem Gebrauche dieser Maschinen entgegen, so daß ihre Leistungen zuletzt denselben Aufwand an Zeit und Geld erfordern, wie die Arbeit durch Menschenhände. Ebenso geht es den Ablegemaschinen. Wer möchte in solchem Falle den denkenden Menschen mit der todten Maschine vertauschen!

Der erste Abzug des Bogens kommt zum Corrector; er muß die nachlässigen Fehler des Setzers verbessern, die Orthographie durch's ganze Werk in Uebereinstimmung bringen, das schlechte Manuscript des Autors entziffern; eine undankbare Aufgabe. Von ihm geht die Correctur zum Setzer zurück, der die Fehler berichtigt und einen Abzug für den Autor besorgt. Nach zwei- bis dreimaliger und öfterer Correctur ist der Bogen erst so weit, um vor den Augen des kritischen Publicums erscheinen zu können.

Der Setzer gibt nun seine Form dem Drucker ab, nimmt sie nach dem Druck wieder in Empfang, legt sie ab oder sorgt für die richtige Aufbewahrung der Lettern, die er nicht mehr braucht. Je nach dem Charakter der Arbeit steht der Setzer in gewissem Gelde oder berechnet seine Arbeit nach bestimmten Ansätzen.

So ist der Gang der Arbeit, wie er sich nach der Erfindung bald bildete und allenthalben in Deutschland noch befolgt wird. In Frankreich ist hier schon Theilung der Arbeit eingetreten. Ein geschickter Setzer, der metteur en pages, hat die Manuscripte, die er an mehrere ihm Untergebene, die Packetsetzer, vertheilt. Diese setzen nur Zeilen und geben sie, in willkürlich langen Stücken zusammengebunden, dem Metteur, der sie abzieht, corrigiren läßt, dem Setzer zur Correctur zurückgibt, erst dann Seiten und Bogen selbst formirt und die Correctur des Autors besorgt. Der Metteur steht in gewissem Gelde und die andern Setzer berechnen.*) In England dagegen übernimmt ein

*) In Deutschland hat dasselbe Verfahren in allen größern Druckereien bereits seit lange Platz gegriffen A. d. R.

geschickter Setzer die Ausführung eines Werkes, läßt mehrere Andere nur Zeilen setzen und besorgt selbst alle anderen Manipulationen. Alle zusammen berechnen und theilen den Verdienst zu gleichen Theilen.

Das deutsche Verfahren erfordert die geschicktesten Arbeiter, da jeder alles das wissen muß, was sich in Frankreich oder England auf mehrere vertheilt, das französische System ermöglicht eine straffe Centralisation, da nur wenige Leute, die Metteurs, für die Arbeiten verantwortlich sind, und das englische ist deshalb das vortheilhafteste, weil eine gewisse Centralisation dem Principale gegenüber stattfindet, weil keine Leute in gewissem Gelde stehen, die Theilung der Arbeit die größtmöglichste Ausbeutung der indioiduellen Anlagen des Einzelnen gestattet, und weil sich viribus unitis am meisten leisten läßt. Auch hat der Erfolg dieses System bewährt. Die Schnelligkeit, mit der eine englische Riesenzeitung in kleinster Schrift zusammengesetzt wird, ist in Deutschland und Frankreich unerreichbar. So sehen wir auch in der Art der Arbeitseintheilung und der Benutzung der menschlichen Kräfte den Charakter der drei Nationen sich wiederspiegeln.

Wir treten in die Abtheilung der Druckerei. In einem besonderen Locale wird die Form, ehe sie in die Presse gelegt wird, durch Waschen mit einer ätzenden Lauge aller Farbe und sonstigen Schmutzes entledigt. Ein anderes Local ist die Feuchtkammer. Das Papier wird hier vor dem Drucke so mit Wasser behandelt, daß jeder Bogen der ganzen Auflage gleichmäßig durchfeuchtet ist, die harten Pflanzenfasern werden dadurch erweicht und zur gleichmäßigen Aufnahme der Farbe tauglicher gemacht. Für bessere Werke wird das Papier dann noch zwischen polirte Zinkplatten gelegt und durch die stählernen Walzen der Satinirpresse getrieben, um die durch die Feuchtigkeit aufgequollenen Fasern und den Leim wieder fest zusammenzudrücken, und dadurch dem Papiere den verlorenen Glanz wiederzugeben. Einzelne Papiere, die einen ausgezeichnet schönen Glanz besitzen, werden auch gar nicht angefeuchtet.

Nachdem der Drucker den ersten Abzug zur nochmaligen Revision an den Corrector oder Factor abgegeben hat, kann zum ununterbrochenen Weiterdruck der ganzen Auflage geschritten werden. Dort jene zierliche Maschine ist die Presse; ihr Name ist in der Politik und Gesetzgebung zur Bezeichnung des ganzen Buchdruckereiwesens in Aufnahme gekommen, weil sie die Arbeiten erst wirklich zur Welt befördert. Ihr Princip ist das des Tiegel- oder Flächendrucks, d. h. eine Platte, der Tiegel, senkt sich mit ihrer ebenen Fläche von oben auf die abzudruckende Form, wird durch einen Mechanismus fest aufgedrückt und theilt so dem unter ihr auf der Form liegenden Bogen das Bild der letzteren mit.

Ueber drei Jahrhunderte blieb die Form der Presse fast unverändert, wie sie Guttenberg erfand, erst im Anfange dieses Jahrhunderts traten an Stelle der ächzenden Holzpressen die soliden eisernen. Da sehen wir die Stanhopepresse, von Lord Stanhope in England erfunden und 1800 zuerst in einer Londoner Druckerei benutzt. Von genialer Einfachheit, durch Schraube und einfache Hebelverbindung große Kraft entwickelnd, auf's Dauerhafteste gebaut, ist sie in England und Frankreich sehr verbreitet, auch vielfach in Deutschland eingeführt. Ihr folgt im Alter der Erfindung die Columbiapresse, von George Clymer in Philadelphia 1818 erbaut. Sie ist complicirter und massenhafter im Bau wie alle andern Pressen, aber ihre Leistung in Bezug auf Kraftentwickelung sehr groß, die Presse daher überall verbreitet und zu Arbeiten benutzt, die einen starken Druck erfordern. Es folgt die vorzügliche Cogger'sche Presse; durch eine Hebelbewegung drehen sich zwei Stücke Stahl mit convexen Enden auf einer schiefen Fläche, wodurch eine sich stets steigernde Kraft entwickelt wird. Vor allen aber bewundern wir die Hagarpresse; in stumpfem Winkel knieartig auf einander stehende Bolzen stellen sich beim Anziehen der Hebelverbindung grade und bringen dadurch den Druck hervor. Ihre außerordentliche Kraftentwicklung bei geringster menschlicher Anstrengung, ihre große Einfachheit und zierliche Bauart sichern ihr die Verbreitung und dauernden Bestand über die ganze Erde. Eine Menge anderer Preßconstructionen erwähnen wir nicht, sie stehen alle den oben genannten an Güte und Verbreitung nach.

Die Hauptbeschäftigung dieser Pressen besteht in Arbeiten für Handel und Industrie, und Werken von kleiner Auflage, manche werden prächtig in Farben und Gold gedruckt, andere im simpeln schwarzen Kleide. Marmorplatten dienen als Farbtische; mit langen elastischen Walzen zerreibt ein zweiter

Drucker die Farbe und trägt ſie gleichmäßig auf die Form. Die Walzen ſind engliſche Erfindung und haben allenthalben die ledernen Ballen verdrängt, die der Greif des Buchdruckerwappens in den Klauen hält. 1500 bis 2000 Abdrücke, je nach guter oder mittlerer Arbeit, liefern täglich zwei Arbeiter an dieſen Preſſen. Die Bezahlung der Drucker geſchieht nach der Zahl der Bogen oder ſie ſtehen im gewiſſen Gelde.

Noch intereſſanter für den Beſucher iſt der Maſchinenſaal. In langer Reihe ſtehen die Schnellpreſſen, eine der ſinnreichſten Maſchinen, die je menſchlicher Scharfſinn erdachte; hinten im Glasverſchlage die bewegende Dampfmaſchine. Seit der Einführung dieſer Maſchinen datirt eine neue Epoche der Buchdruckerkunſt; der patriarchaliſche Kunſtcharakter verſchwand und die Buchdruckerei wurde zum modernen Etabliſſement, zur Fabrik. König, ein Deutſcher, erfand die Schnellpreſſe; auch ihre Erfindung war nicht Zufall, ſondern die Frucht langer Studien, hervorgerufen durch das Streben nach Erleichterung der zum Drucken erforderlichen Körperkraft und durch das Bedürfniß der Zeit nach ſchneller Lieferung. Entgegengeſetzt dem Tiegeldruck der Handpreſſe iſt es hier ein Cylinder, der über die Form rollt und dadurch auf dem zwiſchenliegenden Bogen den Abdruck veranlaßt. Ein Knabe legt den weißen Bogen auf den Cylinder der Maſchine, Greifer faſſen ihn, der Cylinder rollt über die Form und faſt in demſelben Augenblicke führen Schnüre den gedruckten Bogen hinten heraus. Einſchwärzen der Form und Zählen der Bogen durch eine Uhr beſorgt die Maſchine ſelbſt durch ihren Mechanismus. Ein Maſchinenmeiſter überwacht gewöhnlich zwei ſolcher Maſchinen, er richtet die Form in der Maſchine zu und ſorgt durch Stellen der einzelnen Theile für gleichmäßigen Druck und Schwärze. 500 bis 1000 Exemplare in der Stunde, je nach der Güte der Arbeit, druckt eine ſolche Schnellpreſſe. Wir ſehen auch ſogenannte doppelte hier ſtehen, mit zwei Cylindern oder ſo groß, daß ſie zwei Bogen auf einmal faſſen können, meiſt zu Zeitſchriften benutzt, ſie drucken bis 2000 Exemplare in der Stunde; dort ſteht eine Congrevemaſchine, die mehrere Farben auf einmal druckt, ſie liefert ſchwer nachahmliche Etiquetten u. dgl. Mancherlei Conſtructionen dieſer Maſchinen ſtreiten um den Vorrang, ſie bieten aber für den Nichttechniker kein beſonderes Intereſſe zur Beſprechung, einzelne beſonders merkwürdige werden wir an ihrem Orte noch näher beſchreiben.

Nach dem Drucke kommt das Papier in die durch den abziehenden Dampf der Maſchine geheizte Trockenſtube und wird ſchließlich wieder gepreßt. Wir ſehen eine einfache Glättpreſſe, mit Spindel, ähnlich einer Wein- oder Buchbinderpreſſe, die durch Menſchenhand zugedreht wird; oder das Waſſer erſetzt die Kraft des Menſchen und auf der hydrauliſchen Preſſe werden die gedruckten Bogen unter einem Gewicht von Tauſenden von Pfunden geglättet. Nun erſt kommen die ſo vollendeten Druckarbeiten auf's Lager oder werden zum Buchbinder gebracht.

Bevor wir die Druckerei verlaſſen, betrachten wir noch den Geſchäftsgang bei der großen Zeitung, die hier erſcheint. Es iſt noch ziemlich früh am Morgen. In dem Redactionsbureau herrſcht rege Thätigkeit. Die Briefe der auswärtigen Correſpondenten, die fremden Zeitungen ſind eben von der Poſt geholt worden: Briefe aus der Stadt, zahlreiche Anzeigen, Bekanntmachungen der Behörden, der Gerichte, laufen fortwährend ein; Correſpondenten aus der Stadt kommen an, Neuigkeiten zu berichten, ein Handelshaus ſchickt die Börſenberichte, Handels- und Schifffahrtsnachrichten. Organiſche Gliederung des Ganzen und Theilung der Arbeit bringen Ordnung und Schnelligkeit in die vielſeitige Thätigkeit. Jeder Theil der Zeitung hat ſein beſonderes Bureau mit Vorſteher, Mit- und Unterarbeiter. In dieſem Bureau werden die Anzeigen aufgenommen, numerirt und in die Bücher eingetragen, in jenem wird der politiſche Theil redigirt, Originalartikel geſchrieben, die Ueberſetzungen geliefert und die ſtenographiſchen Kammerberichte abgeſchrieben; wieder in einer andern Abtheilung die Localgeſchichte, die Wind- und Wetterbeobachtungen, die vermiſchten Nachrichten und ſonſtiges Ausfüllſel zuſammengeſtellt, aus andern Zeitungen ausgeſchnitten und geordnet. Im Bureau des Chefredacteurs laufen alle Fäden zuſammen, er herrſcht als Feldherr auf dieſem Schlachtfelde der Ideen- und Principienkämpfe. Bald folgt lautloſe Stille, nur das Kritzeln der Federn und das Schnappen der ausſchneidenden Scheere ſind noch hörbar. Nach und nach vollenden ſich die einzelnen Theile, das Chaos tritt in die erſte Bildungsperiode.

Um 9 Uhr kommen die Setzer an. Der Factor hat schon die verschiedenen Manuscripte in der Hand und vertheilt sie an die Metteurs. Einer übernimmt die Anzeigen, einer die Politik und vertheilt das Manuscript in kleinen Stücken an die einzelnen Setzer. Nach und nach kommen die letzten Artikel aus den Bureaus und die noch einlaufenden Anzeigen. Mit Schnelligkeit und Correctheit rückt die Arbeit vorwärts. Stücke auf Stücke werden zum Metteur gebracht, abgezogen, gelesen und corrigirt; Spalte auf Spalte ordnet sich, immer mehr, immer länger. Die Metteurs bringen ihre Spalten zusammen, vom Ende, von der Mitte, hier Frankreich, hier der Deutsche Bund, friedlich vereint, einer ordnet die Theile nach der eingeführten Reihenfolge, vier Uhr rückt heran. Alles drängt zum Schlusse, noch ein Augenblick und die Zeitung ist fertig — nein! — Stoff zu viel! schnell die Redaction benachrichtigt, ein Stück vermischte Nachrichten von der Seeschlange oder etwas chinesische Politik hinausgeworfen, noch ein paar Augenblicke, und vollendet steht das Werk in der Form.

In der Druckerei ist schon Alles vorbereitet, die Drucker stehen bereit, schleppen die Form weg, in einer halben Stunde rauscht die Riesenmaschine, massenweise verschlingt das Ungeheuer die Papierbogen und 5000, ja 10,000 Exemplare speit es in der Stunde aus. Die gedruckten Haufen werden in ein anderes Local getragen, eine Schaar Mädchen empfängt sie; — schnell gefalzt, gezählt, in Packete gebunden, die Adressen herumgeklebt, nach Ländern und Städten geordnet. Draußen wartet schon der Wagen, der sie in eilendem Laufe zur Post bringt. Kurz vor Abfahrt langen sie an, werden aufgegeben, die Locomotive pfeift — und wiederum wird ein Stück menschlicher Kenntnisse und Bildung über den Erdball verbreitet. Mittlerweile haben die Setzer ihre Kästen wieder gefüllt, alle Utensilien in Ordnung gebracht und sind nach Hause gegangen. Nur auf dem Redactionsbureau wird noch emsig gearbeitet; noch ist das Tagewerk nicht vollendet. Endlich auch hier Stille, die Zeitung arbeitet nun selbst draußen unter den Menschen! Die Nacht bricht herein und Alle ruhen von der Arbeit. Alle? Welche Gestalten verschwinden dort in der kleinen Pforte? Gilt es der nächtlichen Zusammenkunft einer geheimen Gesellschaft? Wir treten mit ein und stehen in der Druckerei. Flamme auf Flamme entzündet sich, lautlos eilen die Arbeiter durch die erhellten Räume, die Setzer greifen wieder Buchstaben auf Buchstaben, Zeile auf Zeile formirt sich, noch einmal wiederholt sich alle Thätigkeit des Tages; wieder bewegt sich die Dampfmaschine; die Druckmaschine rasselt und verschlingt die weißen Bogen, noch kurze Zeit den Schlaf überwunden, die Kräfte angespannt, — dann Ruhe, Alles wird wieder finster, der nächtige Spuk ist vorbei, — die Morgenausgabe der Zeitung vollendet. Denkt wohl der Leser daran, wenn er Morgens die Zeitung zur Hand nimmt, wie viele geistige und materielle Kräfte zusammenwirken mußten, um ihm *eine* Stunde der Unterhaltung zu verschaffen?

So großartig auch die heutige Buchdruckerkunst als Industrie dasteht, ihre größere Bedeutung ruht in dem Bewußtsein ihrer lautlos im Laufe der Zeiten eroberten Macht und ihres sittlichen Einflusses. Bis zum Anfange dieses Jahrhunderts nur geduldet oder als Werkzeug selbstischer Zwecke mißbraucht, fordert sie nun Rechte, fordert als erstes und unveräußerliches ihre gänzliche Unabhängigkeit, unantastbare Freiheit. Liegt es aber andererseits in der Idee des Staates, keine gewaltige, ungezügelte Macht in seinen Grenzen zu dulden, ihr Beschränkungen aufzulegen, wo das öffentliche Wohl durch jene Freiheit Schaden leiden könnte, so entstanden die Kämpfe um Preßfreiheit und Preßzwang, ein Zeichen der Zeit. Die Erbitterung, mit der häufig von beiden Seiten gekämpft wird, Mißverständnisse und das hartnäckige Festhalten extremer Forderungen scheinen die Entscheidung noch längere Zeit hinausrücken zu wollen. So sehen wir in den einzelnen Staaten in Uebereinstimmung mit den übrigen Regierungsmaximen die Presse in der verschiedensten Lage: theils eine unbeschränkte Freiheit genießend, theils durch Erfüllung besonderer Bedingungen beschränkt, oder gänzlich von den Verwaltungsbehörden abhängig. Die Stellung der Presse ist aber der Maßstab für die geistige Höhe der Nation, ihre äußere und innere Fortbildung lehnt sich enge an den Charakter und die Geschichte des Volkes an, das treue Bild seiner innern Zustände abspiegelnd.

Allen Staaten ein Vorbild ist die legislative Stellung der englischen Presse. Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts, als die

Stürme der Revolution England zerrissen, schrieb Milton seine berühmte Areopagitica für die Preßfreiheit, im Parlamente alle Beredtsamkeit erschöpfend, ein von beiden Häusern angenommenes Censurgesetz zu verdrängen (1644). Erst Wilhelm III. gewährte 1694 die Preßfreiheit der Nation als positives Recht, das sich, noch einmal unter der Königin Anna hart bedrängt, und 1709 durch den Zeitungsstempel belastet, bis heute zum Segen Englands erhielt. Besondere Gesetze über die Presse existiren somit in England nicht. Nur zur Herausgabe einer Zeitung bedarf es einer besondern Caution. Die Regierung verlangt in der Zeitungscaution die persönliche Bürgschaft, daß im Falle eines Verstoßes gegen das Libellgesetz (das einzig mögliche Preßvergehen), eine bestimmte Summe als Strafe gezahlt werde. Die Caution wird vom Herausgeber, vom Drucker und von einem dritten, dem Caventen für die beiden ersten, verlangt. Nach der üblichen Anmeldung und den von der Regierung im Kurzen eingezogenen Erkundigungen über die Antragsteller, begeben sich letztere zu einem Richter, dem sie schwören, sich im Falle einer Strafe für Preßvergehen als Schuldner für 400 Pfund Sterling gegenüber dem regierenden Staatsoberhaupte zu bekennen. Hierauf werden Wechsel zahlbar an den König ausgestellt, noch ein paar Förmlichkeiten erfüllt und die Zeitung kann ungehindert erscheinen, wann und wo sie will. So hat diese Caution weder den Zweck, die Herausgabe einer Zeitung zu erschweren oder unmöglich zu machen, noch wird dem Geschäfte dadurch ein Betriebsfond entzogen.

Anders in Frankreich. Hier hat das Verhältniß der Presse zur Staatsregierung in diesem Jahrhunderte mehrfache meist ganz entgegengesetzte Aenderungen erfahren. Die erste Revolution schaffte die bis dahin ununterbrochen bestandene Censur ab, und nachdem unter Napoleon I. die Presse unter strengster Ueberwachung gestanden, erkannte auch die charte constitutionelle von 1814 die Preßfreiheit als Grundgesetz an. Seitdem mehrmals wieder beschränkt und wieder hergestellt, ist die Stellung der gesammten Presse unter dem zweiten Kaiserreiche eine abnorme geworden. Die gesetzlichen Bestimmungen über die Presse sind im Allgemeinen folgende. Zum Betriebe einer Druckerei ist die persönliche Concession erforderlich, jedes Druckerzeugniß muß den Namen des Autors, Verlegers und Druckers tragen, zur Herausgabe einer Zeitung ist noch die Stellung einer Caution erforderlich und das Journal wird mit der Stempelsteuer belastet. Preßvergehen gehören vor die ordentlichen Gerichte, dagegen kann ein Journal im Verwaltungswege verwarnt und nach dreimaliger Verwarnung zeitweise oder für immer suspendirt werden.

In Deutschland nahm das legislative Verhältniß der Presse erst nach Abschaffung der Censur 1848 eine bestimmte Gestalt an. Fast alle einzelnen Staaten erließen besondere Preßgesetze, die dem Bundespreßgesetze vom 4. Juli 1854 weichen, oder wenigstens mit ihm in wesentliche Uebereinstimmung gebracht werden sollen. In Preußen trat nach den octroyirten Preßverordnungen von 1849 und 1850 unterm 12. Mai 1851 mit Zustimmung beider Kammern das jetzige Preßgesetz in's Leben. Seine wesentlichen Bestimmungen sind: Persönliche nicht zu versagende Concession zum Betriebe einer Buchhandlung oder Buchdruckerei nach abgelegter Prüfung; die Concession kann in Folge richterlichen Erkenntnisses nach mehrmaligen Verurtheilungen zurückgezogen werden; Einreichung eines Exemplars der Bücher und Zeitschriften vor ihrer Ausgabe; Nennung des Druckers und Verlegers auf dem Druckerzeugniß; Cautionsleistung bei Zeitschriften, die politische, religiöse oder sociale Fragen behandeln, und Stellung eines verantwortlichen Redacteurs. Die Verwaltungsbehörden können Beschlagnahmen verfügen, aber die Aburtheilung der Preßvergehen gehört vor die ordentlichen Gerichte, die nach den Bestimmungen der Preßstrafgesetze urtheilen. Außerdem sind alle politischen und Anzeigeblätter mit einer Stempelsteuer belastet. Das nächst dem preußischen wichtigste deutsche Preßgesetz, das sächsische, und die der größeren deutschen Staaten haben im Wesentlichen dieselben Bestimmungen, die auch das Bundespreßgesetz alle aufgenommen hat.

Hieran reiht sich ein weiterer Punkt, der die Presse in ihrer Allgemeinheit als Weltinstitut berührt, der Nachdruck und Schutz des literarischen Eigenthums. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst wurde über Recht- oder Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks heftig gestritten, ohne, der Natur der Frage nach, sie endgiltig entscheiden zu können. Die positive Gesetzgebung nahm daher auch in den verschiedenen Staaten einen abweichenden Gang.

England zuerst erklärte 1708 den Nachdruck für ungesetzlich und sicherte dem Autor sein Eigenthumsrecht. In Deutschland erkennt der Artikel 18 der Bundesacte das Autorrecht an; Preußen ging zuerst mit positiver Gesetzgebung vor, die andern Staaten folgten, bis die Bundesversammlung auf Grund der preußischen Bestimmungen 1832, 1837, 1841 und schließlich am 19. Juni 1845 allgemeingiltige Beschlüsse faßte, nach denen der Schutz des literarischen Eigenthums auf Lebzeiten des Autors und dreißig Jahre nach seinem Tode ausgedehnt wird. In den verschiedenen Staaten ist die Dauer des Schutzes eine abweichende. In England sichert das Gesetz dem Autor ein vierzehnjähriges Eigenthumsrecht und wenn er nach Ablauf dieser Frist noch am Leben, weitere vierzehn Jahre. In folgenden Staaten gilt der Schutz für Lebzeiten des Autors und nach dem Tode, in Nordamerika vierzehn Jahre, mit vorbehaltener Verlängerung weiterer vierzehn Jahre; Neapel, Portugal dreißig, Frankreich für Wittwe oder Kinder des Autors dreißig, für andere Erben zehn Jahre, Dänemark dreißig, wenn in fünfjährigen Zwischenräumen neue Auflagen erfolgen, Spanien fünfzig, Rußland fünfundzwanzig, wenn zwanzig Jahre nach dem Tode eine neue Auflage nöthig ist, noch zehn Jahre, Belgien, Schweden zwanzig, Griechenland, Sardinien fünfzehn Jahre. In der neuesten Zeit sucht man dem Autorrecht allgemeine Geltung für alle civilisirten Staaten zu verschaffen, wie denn Frankreich durch Verbot gegen jeden Nachdruck fremder Geistesproducte vorangegangen ist.

Betrachten wir nun die Presse in culturhistorischer Beziehung, sehen wir, welchen Einfluß sie im Leben des Volkes entwickelt, welche Stütze in ihr die gesammte Wissenschaft findet, welche Stellung sie als Industrie einnimmt, um aus dem Bilde der Presse eines Landes einen Schluß auf die geistige Höhe des Volkes uns erlauben zu können. Wir werden vorzugsweise die drei Hauptculturvölker der Neuzeit in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, in ihnen ist ja die Presse das mächtigste Element im innern Staatsleben.

Vor allen tritt uns hier England entgegen; wie alle Institute dieses Landes bietet seine Presse ein großartiges Bild. Auf die gesammte Literatur war der Einfluß der freien Presse ein unverkennbarer. Sie ist die sicherste Grundlage der welthistorischen Bedeutung und Ausbreitung des englischen Buchhandels, sie bedingte die sittliche Haltung, durch welche die schöne Literatur Englands sich die Achtung der Welt erwarb. Wir begegnen in England dem in andern Staaten fast nicht gekannten Institute der Privatdruckereien: Privatleute und Clubs legen Druckereien an, um bedeutende oder seltene Werke durch Wiederabdruck zu erhalten, aber den Meisterwerken der Wissenschaft durch die prächtigste Ausstattung die Fortschritte der Kunst zu verbinden. Aus den fanatischen Pamphleten der religiösen Kämpfe des 17. Jahrhunderts entwickelte sich das heutige englische Traetat- und Bibelwesen. Die Londoner Industrieausstellung von 1851 zeigte Bibeln in hundertundfünfzig verschiedenen Sprachen; Millionen Tractate werden auf den englischen Handelswegen verbreitet.

Was aber das englische Buchdruckwesen, was England selbst groß macht, ist seine politische Presse. Vom Ende des vorigen Jahrhunderts an, etwa mit dem Ausbruche der französischen Revolution, identificirt sich die Geschichte der Journalistik mit der Geschichte der englischen Politik nach innen und außen. Zwei Ursachen sind es, die diese Verschmelzung und damit die großartige Entfaltung und das Ansehen der englischen Presse im gesammten Auslande begründeten. Zuerst die unbedingte Preßfreiheit, die gänzliche Unabhängigkeit von allen Formen, durch welche die Regierung oder eine herrschende Partei einen maßregelnden Einfluß auf sie ausüben könnte, und dann die daraus hervorgehende Selbständigkeit des Urtheils, die Gewißheit, daß dieses Urtheil die Meinung des englischen Volkes vertritt. Knight Hunt nannte die englische Presse den vierten Stand im Staate, gegenüber den seit Jahrhunderten gebildeten Ständen: König, Lords und Gemeine. Aber die Macht der Presse ist keine vierte den alten Ständen zugesellt, noch ruht sie in der Gewalt einer dieser Parteien, sondern sie spricht nur die öffentliche Meinung der Nation aus, und welche Partei diese grade vertritt, diese herrscht durch die Presse. Die englische Journalistik besitzt die größte Geschicklichkeit, der grade herrschenden öffentlichen Meinung sich schnell anzupassen und ihr einen übereinstimmenden kräftigen Ausdruck zu geben, der eben so wohl auf die Sichtung und das Selbstbewußtsein des oft

unklaren Volksgefühles zurückwirkt, wie sie dem Auslande durch das geschlossene Auftreten aller Organe mächtig imponirt. „Die erste englische Zeitung," sagt d'Israeli, „wird der Weisheit der Königin Elisabeth und der Klugheit Burleigh's zugeschrieben." Als die spanische Armada das Reich bedrohte, erschien am 23. Juli 1588 zuerst der English Mercury, „um während einer Zeit allgemeiner Besorgniß die Gefahr falscher Nachrichten dadurch zu verhüten, daß authentische Nachrichten gegeben würden." Dieser Grundsatz ist heute noch in der englischen Presse lebendig. Der freien Presse nur war es möglich, die besten literarischen und politischen Kräfte des Landes in ehrenvollen Dienst zu ziehen, ihre Stimme dringt weiter als einst die Reden auf dem Forum. Kein Zwang kann angewandt werden, den Verfasser eines Journalartikels zu erfahren, und da die gesammte Presse das Autorgeheimniß ihrer Mitarbeiter auf's Strengste bewahrt, so ist die oft benutzte Möglichkeit gegeben, auch wunde Stellen im eigenen oder fremden Staatsorganismus mit einem Freimuthe zu besprechen, der häufig verletzte, immer aber zur Heilung ausschlagen mußte. Die Berichte der englischen Zeitungen tragen daher nicht selten den Stempel der Genialität, durchgängig der tiefen und ausgebreitetsten Sachkenntniß, sie bringen schnellere und genauere Nachrichten über Zustände, die grade die öffentliche Aufmerksamkeit erregen, als die Regierung es durch besondere Untersuchungen vermag; ihre Mannigfaltigkeit umfaßt alle Gebiete des Lebens von der hohen Politik bis zur Boxervorstellung herab. — Kein Blatt ist wohl nach seinem politischen Standpunkte so viel angefochten worden, wie die Times; Engherzigkeit, Inconsequenz in allen Fragen der innern und äußern Politik, Schmeichelei für die bestehenden Gewalten, selbst Bestechlichkeit und Dienst in fremdem Solde wurden ihr häufig vorgeworfen. Der Erfolg aber hat die große Vortrefflichkeit ihrer Redaction bewiesen. Ihre Correspondenzen aus allen Theilen der Erde sind die schnellsten und sichersten, ihre Redacteure die ersten literarischen Kräfte Englands. Grade das ist ihr Weltcharakter, daß sie niemals Organ einer Partei ist, niemals mit doctrinärer Halsstarrigkeit als Verfechter eines Glaubens und einer politischen Schule auftritt, sondern sie hat die Gewandtheit, schnell und sicher die öffentliche Meinung zu erkennen, sie vorzufühlen und mit Sicherheit auf diesem breiten Strome zu schwimmen. So findet die Times ihre Leser nicht allein in der beschränkten Zahl einer Partei, denn alle Parteien müssen sie lesen, wollen sie überhaupt die Volksstimmung erkennen, auch die große Zahl der Neutralen und Unsichern, in allen wichtigen Fragen sich an die Times anlehnend, fühlt sich sicher unter dem Schutze ihrer Riesenblätter. Die Times repräsentirt den modernen Kosmopolitismus und übt Einfluß in allen Welttheilen.

Wiederum ist es England, wo zuerst jene Journale erschienen, die uns in ihren Spalten durch Wort und Illustration ein übersichtliches Gemälde aller menschlichen Thätigkeit auf materiellem und geistigem Gebiete geben. Jede einzelne Nummer liefert ein bedeutendes Stück menschlicher Culturgeschichte, gut redigirt und durch zahlreiche Illustrationen unterstützt, üben sie einen tiefgreifenden Einfluß auf die Bildung und Erziehung des Volkes. Das bedeutendste englische Journal dieser Art, vielleicht das bedeutendste der Welt, ist die London Illustrated News. Jede Nummer mit ihren sechzehn großen, eng gedruckten Seiten, mit im Durchschnitt dreißig Holzschnitten, könnte ein Buch repräsentiren, eine Uebersicht des Culturzustandes aller Länder. Die Vortrefflichkeit des Journals zeigt sich in dem bedeutenden Absatze, der zwischen 100,000 bis 150,000 Exemplaren wöchentlich schwankt, ja in besonderen Fällen bis zu 200,000 steigt. Am Tage der Ausgabe der Illustrated News ist die Druckerei von Menschenmassen belagert, das panis et circenses der Römer hat sich in edelster Weise verwandelt. Rege Vaterlandsliebe, Englands Welthandel, seine immensen Communicationsmittel leisten der englischen Journalistik kräftige moralische und materielle Stützen. Wie viel mag die Größe Englands seiner Presse verdanken, man nehme ihr die Freiheit und eine Zinke aus dem Dreizack Neptuns ist gebrochen.

Die Zahl der Druckereien in England ist eine sehr große und London übersteigt bei 2,800,000 Einwohnern mit seinen 700 Officinen im Verhältniß alle Städte der Erde. Es erscheinen jetzt in Großbritannien bei 28 Millionen Einwohnern über 600 Zeitungen, von denen 150 auf London, 250 auf England, 15 auf Wales, 90 auf Schottland, 100 auf Irland und etwa 20 auf die kleineren Inseln kommen. In London erscheinen

12 große Morgen- und eben so viel Abendblätter, gegen 40 Journale werden Sonnabends und eine Menge an gewissen Wochentagen publicirt. Die größten politischen Zeitungen Londons sind: 1) Tägliche Morgenblätter: Die Times, gegründet 1787, conservativ, schwankt zwischen 50- bis 60,000 Auflage täglich, Morning Advertiser, liberal, 7700, Daily News 5000, Morning Herald (1780), conservativ, 4000, Morning Chronicle (1769), Whigpartei, 3000, Morning Post (1772), conservativ, Hofnachrichten, 3000. 2) Tägliche Abendblätter: Globe, unter Direction des Staatsschatzes, 3000, Sun, Whigpartei, Börsen- und Handelsnachrichten, 3000, Standard, conservativ, 1500. Von Wochenblättern erwähnen wir nur News of the World 110,000 Exemplare wöchentlich, Illustrated London News 110,000, Guide, belletristisches Wochenblatt, 100,000, Weekly Times 80,000, Punch 8000. Große Verbreitung und Einfluß haben die Pennyblätter, Zeitungen, die für nur einen Penny auf den Straßen Londons ausgeboten und von den Arbeitern, Omnibusfahrern und Fremden als Gelegenheitslectüre gekauft werden. Unter ihnen erwähnen wir nur den Star, der als Morning und Evening Star erscheint und jedesmal 50- bis 60,000 Exemplare verkauft; Daily-Telegraph einmal täglich zu 65,000 Exemplaren. Die Ausgaben für solche großen Journale sind sehr bedeutend. Ueber hundert Personen sind allein in der Druckerei und Expedition angestellt; die wöchentlichen Ausgaben für sechs Tage (Sonntags erscheint keine Zeitung in England) sind etwa im Durchschnitt für Redaction und Honorar für die Berichterstatter im Parlamente 220 Pfund Sterling, für Correspondenten 100 Pfund Sterling, Satz, Druck, Papier und Expedition 200 Pfund, Summa 520 Pfund Sterling, die sich häufig, wenn wichtige politische Bewegungen eine Vermehrung und Beschleunigung der Correspondenzen nöthig machen, auf 600 Pfund Sterling wöchentliche Ausgaben steigern; mehr wie 600 Thaler täglich, 180- bis 200,000 Thaler jährlich. Die größte und bekannteste dieser Zeitungen, die Times, erschien bei ihrer Gründung 1787 unter dem Titel „Universal Register," in der Größe einer kleinen deutschen Provinzialzeitung. Ihr allmäliges Anwachsen zeigt das Wachsen des Völkerverkehrs. Eine damalige Nachricht, am 16. August von Brandenburg abgegangen, erschien am 30. desselben Monats, Berliner und Warschauer Correspondenzen brachten vier Wochen unterwegs zu, Nachrichten aus Constantinopel gar sechs Wochen; heute brachte die Times die Krimnachrichten in vier bis fünf Tagen. Im Anfange dieses Jahrhunderts erschien sie in 1800 Exemplaren, zu 5000 gestiegen, mußte sie zweimal gesetzt und auf mehreren Pressen gedruckt werden; 1814 eröffnete sie, der gesammten Buchdruckerei vorangehend, einen neuen Abschnitt im technischen Betriebe, ihre am 18. November 1814 erschienene Nummer ist das erste auf Maschinen und mit Dampf gedruckte Buchdruckerzeugniß. Seitdem ist ihr Absatz in stetem Steigen begriffen; 1845 bestand die Auflage in 23,000 Exemplaren; 1848 begann mit 29,000 und stieg in der Revolutionszeit bis zu 43,000. 1852 war durch die ruhigern politischen Verhältnisse die Auflage wieder auf 36,000 gesunken, stieg 1853 bis 40,000, und schwankt heute zwischen 50- bis 60,000 Exemplaren. Am 1. März 1848, als die ersten Nachrichten der Revolution aus Paris kamen, wurden 60,000 Exemplare verkauft, wozu über 140 Centner Papier gehörten. 40,000 Exemplare als Durchschnitt angenommen, nimmt die Times in der Woche zu sechs Tagen an Abonnentengeldern, à 6 Pence die Nummer, 6000 Pfund Sterling ein. Die Annoncen, billiger wie in allen andern Londoner Zeitungen, werden im Durchschnitt pro Stück mit 6 Schilling bezahlt; 8000 Annoncen pro Woche gibt eine Einnahme von 1600 Pfund Sterling. Es gab aber Zeiten, wo die Times 3500 Pfund Sterling (September 1845), ja 6500 Pfund Sterling (October 1845), also 78,000 Gulden, über 41,000 Thaler in einer einzigen Woche für Annoncen einnahm. Für die letzten Jahre seit 1848 kann man annehmen, daß die Times wöchentlich 7- bis 8000 Pfund Sterling oder jährlich 360- bis 400,000 Pfund Sterling, 4 bis 5 Millionen Gulden, 2½ Millionen Thaler, Gesammteinnahme hatte, mehr wie mancher souveräne Staat. Die Times beschäftigt für ihren Bedarf allein zwei Papiermühlen, ihre Dampfmaschinen verzehren täglich 20 Centner Kohlen, mit 120 Centnern neuer Typen ergänzt sie jährlich ihren Schriftbedarf, 110 Setzer sind unausgesetzt in Thätigkeit, über 1000 beträgt die Zahl aller in der Times beschäftigten Personen. Papier- und Stempel-

steuer an den Staat betragen jährlich 95,000 Pfund Sterling. Keine Ausgabe, keine Arbeit wird gescheut, um diese Riesenzeitung auf ihrer Höhe zu halten. Die angestellten Reporters beziehen ein Gehalt von 500 Pfund Sterling und nach zehnjähriger Dienstzeit volle Pension. Hierzu kommen die sogenannten Zuwarter, die ein Gehalt von 150 Pfund Sterling beziehen mit der Aussicht auf das Avancement nach der Anciennität in der Reihe der angestellten Mitarbeiter. Für ihr Gehalt haben sie keine andere Verpflichtung, als sich täglich auf dem Bureau zu melden und stündlich der Redaction zur Verfügung zu stehen. Sie werden an alle Orte geschickt, wo die Redaction einen zeitweiligen Berichterstatter nöthig glaubt und erhalten dann noch besonders Gehalt.

Für continentale Anschauungen ist es fast unbegreiflich, welche Stütze Industrie und Handel in England, bis zu den kleinsten Detailkrämern herab, an der Buchdruckpresse finden. Ankündigung und Lob der Fabricate ist die Seele der Industrie. Man geht keine halbe Stunde in den Straßen Londons, ohne ein Dutzend gedruckter Zettel empfangen zu haben, die die besten Firmen für alle Waaren anzeigen; ja, es kommt einem Londoner Kleidermagazin nicht darauf an, einen musterhaften Katalog seiner Artikel herauszugeben. Die Annoncen in englischen Zeitungen werden scheinbar sehr hoch bezahlt; so kostet eine Annonce in die London Illustrated News, von der gewöhnlichen Breite einer Zeitungsspalte und 1 englischen Zoll hoch 1 Pfund Sterling 8 Schilling, 9 Thaler 10 Silbergroschen, 17 Gulden (freilich der höchste Satz von allen Londoner Zeitungen), und doch ist dieser Preis bei der ungeheuren Verbreitung, die die Annonce durch das Blatt findet, ein sehr niedriger. Zur Charakteristik führen wir nur einige interessante Daten an. Für Professor Holloway's Pillen wurden jährlich 30,000 Pfund Sterling, von Moses and Son (Kleidermagazin) 10,000 Pfund Sterling, Rowland and Comp. (Macassaröl) 10,000 Pfund Sterling, Dr. de Jough (Stockfischleberöl) 10,000 Pfund Sterling, Heal and Sons (Bettstellen und Bettzeug), 6000 Pfund Sterling, und vom Schneider Nicholls 4500 Pfund Sterling allein für Zeitungsannoncen bezahlt.

Der Leser entschuldige, wenn wir bei der Betrachtung der englischen Presse länger verweilten, als wir es bei den andern zu thun gedenken. Es hat einen eigenthümlichen Reiz, dieses Bild ureigener, innerster Kraft eines Volkes, die sich in seiner Presse offenbart, und nur ein germanischer Stamm konnte die schwierige Aufgabe lösen, die entfesselte Gewalt zu bändigen und in sichere Bahn zum Heile des Staates zu lenken.

Sollen wir hiernach noch die französische Presse charakterisiren? Sie charakterisirt sich selbst, es fehlt ihr das eine Nothwendige zum Gedeihen, die Freiheit. Im letzten Jahrzehnt ist die französische Presse in eine von dem Belieben der Verwaltungsbehörden so abhängige Stellung gerathen, daß sie weder den geistigen noch materiellen Aufschwung genommen hat, den sie als die Presse Frankreichs beanspruchen kann. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir die französische Presse corrumpirt und ihren Einfluß einen negativen nennen.

Zwei Momente bestimmen seit lange den Charakter der politischen Tagespresse; die Centralisation in Paris und der häufige Regierungswechsel. Erstere drückt ihr den Stempel der Einseitigkeit auf, letzterer hat mit seinen Uebergängen von zügelloser Freiheit zu sclavischer Tyrannei der Presse den sittlichen Halt geraubt, der die Achtung der Welt erzwingt. Nach der Unterwerfung der Debats existiren nur noch wenige kleine unabhängige Journale in Paris oder in Frankreich überhaupt. Wir sahen in unsern Tagen Pariser Journale als Mittel zu Börsenmanövern herabgewürdigt und im Besitze eines Finanzmannes Journale der verschiedensten Tendenzen als Gegenstände kaufmännischer Speculation vereinigt. Mirès und Solar besitzen den Constitutionel, Pays, Journal des Chemins de Fer, Entr'act und Presse. Welchen Einfluß der Gang der Politik auf die periodische Literatur ausübt, möge nur die Geschichte des Journals „la Presse" zeigen. 1836 gegründet, fing sie mit 9931 Exemplaren ihre Laufbahn an, und verhielt sich dann folgendermaßen:

1837 : 13,200	1847 : 32,300
1838 : 9,300	1848 : 63,869
1839 : 9,555	1849 : 34,779
1840 : 13,485	1850 : 21,479
1841 : 13,485	1851 : 21,236
1842 : 15,170	1852 : 18,857
1843 : 16,920	1853 : 22,782
1844 : 16,895	1854 : 34,775
1845 : 22,971	1855 : 42,646
1846 : 25,770	

„Die Abnahme der Auflage in den Jahren 1838 und 1839 fällt in die Zeit des Kampfes gegen die Coalition Thiers, Guizot, Berryer, Ledru-Rollin. Die bedeutende Zunahme im Jahre 1845 war ſicherlich Folge davon, daß die Zeitung im Formate ohne Preisaufſchlag weſentlich vergrößert wurde. Der weitere Zuwachs von Abonnenten im Jahre 1847 iſt erklärlich durch die dem Miniſterium Guizot bereitete Oppoſition. Die hohe Zahl der Abnehmer im Jahre 1848 erhielt die Zeitung durch die Februarrevolution und ihre Folgen. Die Verminderung der Abonnenten in der die Jahre 1850 bis 1853 bezeichnenden Durchgangsperiode fällt begreiflich mit den miniſteriellen Maßnahmen gegen die Preſſe zuſammen.“

Eine Folge der gedrückten Preßverhältniſſe iſt das übertriebene politiſche Broſchürenweſen. Wenn die Zeitungen nicht mehr die ſchwebenden Tagesfragen frei beſprechen können, ſo wachſen die Broſchüren wie Pilze aus der Erde, die höchſtens confiſicirt werden können, ohne die Exiſtenz eines ganzen Journals zu gefährden. Nach dem Vorbilde Englands haben ſich die gemeinnützigen illuſtrirten Journale ſehr vermehrt und Einfluß unter dem Volke gewonnen. — Frankreich hat bei 36,000,000 Einwohnern circa 1100 Druckereien mit 14,000 Angeſtellten und 1200 Journalen, ſo daß im Durchſchnitte auf jedes Departement 13 Druckereien und 14 Journale kommen. Davon fallen aber 100 Druckereien und 503 Journale (42 politiſche und 460 nichtpolitiſche) auf Paris. Im Jahre 1853 lieferten alle Druckereien Frankreichs zuſammen an 8000 Werke, über 7 auf jede Druckerei. Paris allein producirte davon 734 mehr als alle Departements zuſammen, nämlich 4366 (unter ihnen 380 in fremden Sprachen), die Provinzen nur 3632. Paris beſchäftigt bei 1½ Millionen Einwohner in ſeinen 100 Druckereien gegen 4000 Perſonen, 580 Preſſen und 280 Maſchinen. Die bedeutendſten Pariſer Journale ſind: La Preſſe, republikaniſch (wenn überhaupt noch von einer andern als der bonapartiſtiſchen Richtung geſprochen werden kann), mit 21,000 Exemplaren, Siecle, republikaniſch, 36000, Conſtitutionnel, miniſteriell, 26,000, Patrie (Journal de l'Empire), 25,000, Moniteur, officiell, 15,000, Debats, orleaniſtiſch, 9000, Pays, miniſteriell, 8000, Union, legitimiſtiſch, 5200, Gazette de France, legitimiſtiſch, 3200, Gazette des Tribunaux, 2000, Courier de Paris 4000. Das nun unterdrückte ultramontane Univers hatte 9000, die gleichfalls kürzlich unterdrückte fuſioniſtiſche Aſſemblée nationale 5000 Auflage. Von illuſtrirten und artiſtiſchen Blättern nennen wir das Univers illuſtrée mit 45,000, Monde illuſtrée mit 29,000 und Illuſtration mit 24,000 Abonennten, die Revue des deux Mondes hat 10,500, Figaro 9000, Journal amuſant 8000, Revue contemporaine 2500 Auflage. Das nichtpolitiſche Journal des Savans iſt die älteſte Pariſer Zeitſchrift, 1665 gegründet. Bedeutend iſt die Ausfuhr franzöſiſcher Bücher, meiſt Romanliteratur. So repräſentirt die jährliche Ausfuhr nach der Schweiz den Werth von 600,000 Franken, nach Deutſchland und Oeſterreich 940,000, nach Spanien 500,000, nach Rußland 270,000, nach den Vereinigten Staaten 480,000, nach Mexiko 600,000 und nach Peru 330,000 Franken.

Die bedeutendſte franzöſiſche Officin iſt die Staatsdruckerei, 1640 von Ludwig XIII. gegründet und im Louvre aufgeſtellt. Ihr Zweck war, die Wiſſenſchaft zu fördern, für die franzöſiſche Typographie eine Muſteranſtalt zu ſein und die Ausführung großartiger Arbeiten, beſonders in fremden Sprachen, zu ermöglichen. Dieſen Zweck hat die Druckerei zu ihrer Ehre erfüllt, alle Regierungen wandten ihr gleichmäßig ihre Gunſt zu, es war manchmal, als wollten ſie die Strenge gegen die Preſſe des Landes an ihr ſühnen. Eine Ordonnanz vom 23. Juli 1823 regelte zuletzt ihre Zuſtändigkeiten. Ihr Geſchäftskreis umfaßt jetzt den Druck der Geſetzbulletins, die Arbeiten für das Cabinet, die Canzleien, die Miniſterien und die davon abhängigen Adminiſtrativbehörden, und die Ausführung von Werken, deren koſtenfreie Herſtellung vom Staatsoberhaupte befohlen wird. Das Budget der Staatsdruckerei für 1860 iſt auf 3,820,000 Franken Ausgaben und 3,853,000 Franken Einnahme feſtgeſtellt. Unter den Ausgaben figuriren für Papier 1,900,000 Franken, Farbe und Acceſſorien 69,000, Buchbinderkoſten 140,000, und zum Guſſe chineſiſcher Typen 10,000 Franken. Es zeugt von der guten Verwaltung der Anſtalt, daß ſie einen jährlichen bedeutenden Ueberſchuß an die Regierung abgeben kann, der die Druck-

kosten der Regierung vermindert. 40,000 Franken aus dem Ueberschusse werden jährlich für den unentgeltlichen Druck wissenschaftlicher Werke angewandt, die unter der großen Menge concurrirender Werke von einer Commission von Institutsmitgliedern ausgewählt werden. Die Druckerei beschäftigt über 800 Arbeiter, 130 Handpressen, 11 Schnellpressen und eine Menge anderer Maschinen in den Nebenzweigen der Buchdruckerei. Außer dem Moniteur erscheint in ihr das Bulletin des Lois in 50,000 Exemplaren. Jährlich werden außer den Zeitungen 120,000 bis 130,000 Ries Papier zu Werken verdruckt, also circa 60 Millionen Bogen, den Octavband zu 30 Bogen gerechnet 2 Millionen Bände. Die Sammlung orientalischer Schriftcharaktere gehört zu den vollständigsten, sie enthält über 70 verschiedene Alphabete. Nach der Staatsdruckerei die berühmteste ist die alte Druckerei von Didot. Der Gründer der Druckerei, Francois Didot, wurde 1754 in die Buchdruckerinnung aufgenommen. Die Talente dieser Familie für Buchdruckerkunst und alle verwandten Fächer, wie ihre gleichzeitigen wissenschaftlichen Leistungen, erhoben die Druckerei zur berühmtesten Privatdruckerei Frankreichs. Als schönsten Lohn ließ die Regierung die Pressen Pierre Didot's (geb. 1760, gest. 1853) im Louvre aufstellen, wo sie vom Consulat bis zum Kaiserreiche blieben. Ambroise Firmin und Hyacinthe Didot, classische Gelehrte und Buchdrucker, leiten augenblicklich die Druckerei. Ihre wissenschaftlichen Hauptwerke sind ein Thesaurus graecae linguae und die Bibliothèque des auteurs grecs. Bedeutende Werke, die sich durch ihre Billigkeit und große Verbreitung unter den arbeitenden Classen auszeichnen, sind das Univers pittoresque, Walter Scott, Encyclopédie moderne, und die Biographie générale. Von Journalen erscheinen bei Didot die Illustration, das Maison rustique und d'Agriculture und das Pariser Adreßbuch, Almanach de 500,000 adresses, ein bedeutendes für den Geschäftsverkehr unentbehrliches Werk. An 300 Bücher gehen jährlich aus dieser Officin hervor, nächst der Staatsdruckerei am meisten von allen Pariser Druckereien. Gegen 200 Arbeiter sind in Beschäftigung. Die nächst der Staatsdruckerei an Zahl der Arbeiter größte Druckerei ist die von Abbé Migne, sie beschäftigt über 600 Personen in kirchenhistorischen und theologischen Schriften, für deren Druck und Verbreitung sie speciell gegründet wurde. Ihre bedeutendsten Verlagswerke sind eine Bibliothèque universelle, 2000 zweispaltige Actenbände, und ein Cours de Patrologie (Sammlung der Werke der Kirchenväter), griechisch und lateinisch in 300 zweispaltigen Octavbänden. Wir erwähnen noch Charles Lahure, mit circa 200 Arbeitern, liefert Werke in den verschiedensten Sprachen mit großer Schnelligkeit und Accurateſſe, 5 Wochenschriften; Jules Clay. ausgezeichnete Arbeiten; über 100 Angestellte, 9 Journale. In der Provinz besitzt Alfred Mame in Tours die größte Druckerei mit 18 Schnellpressen, die täglich 300 Ries Papier verdrucken. So weit die französische Presse.

Mit Stolz können wir auf die deutschen Preßverhältnisse blicken. Genießt die Presse auch nicht die unbeschränkte Freiheit der englischen, so schützt sie wiederum die Gesetzgebung vor der Unterdrückung, unter der unsere Nachbarpresse leidet. Es ist vorzugsweise die nichtpolitische Presse, die in Deutschland einen Aufschwung gewonnen hat, wie in keinem andern Lande. Das Volk der Denker hat seinen Ruhm bewahrt, der Träger der Wissenschaft zu sein. Die streng wissenschaftliche und die populär-wissenschaftliche Tagesliteratur, illustrirte Zeitschriften, Encyklopädieen und die periodische Fachliteratur übertreffen in Verbreitung und innerm Gehalt alles ähnliche in England und Frankreich. Schwer würde es fallen, ein allgemeines Urtheil über den Charakter der deutschen politischen Journalistik zu fällen. Staatliche Zerrissenheit, particuläre Preßgesetzgebung und die selbst von der Presse gehegten Stammesunterschiede, schwächen auch heute noch ihre Rechte durch Zersplitterung und hindern ihr kräftiges Aufblühen. Kann sich auch die politische Tagesliteratur numerisch dem Auslande an die Seite stellen, so scheint ihr doch noch der praktische Blick und die freie Anschauungsweise zu fehlen, die der englischen Presse so tiefgreifenden Einfluß verschaffte. Noch dünkt es deutschen Gelehrten ehrenvoller, die Frucht ihrer Studien in Büchern niederzulegen, die nur einem kleinen Kreise zugänglich sind, noch fehlen die deutschen Staatsmänner, die wie Pitt und Macaulay, vor der weitesten Oeffentlichkeit zu verhandeln wagten. Um so großartiger war der Eindruck, als in unsern Tagen Momente sich darboten, wo die ge-

Digitized by Google

sammte Presse sich auf Augenblicke zu der idealen Höhe erhob, die Stimme eines einigen großen Volkes zu sein, dienend der Begeisterung der Nation und herrschend zugleich durch die Macht der Idee. Solche Augenblicke mögen der Presse das erreichbare Ziel zeigen.

Es ist auffallend, wie deutlich sich die Charaktere der deutschen Stämme auch im Buchdruckerwesen in industrieller und culturhistorischer Beziehung abspiegeln. So wird im Allgemeinen in Berlin und Leipzig am meisten geschrieben und am meisten verkauft, wie denn in Norddeutschland und Sachsen überhaupt am meisten gelesen wird. Oesterreich gilt als gutes Absatzgebiet für die norddeutsche Production, Baiern als der schlechteste Büchermarkt, beide produciren selbst wenig geistige Fabricate. — Deutschland insgesammt besitzt circa 1800 Buchdruckereien mit gegen 4000 Pressen, 1000 Schnellpressen und 50 Dampfmaschinen; gegen 2000 Buchhandlungen vertreiben im Durchschnitt jährlich über 10,000 Novitäten, in Deutschland gedruckt. Zur Zeit erscheinen über 450 politische und 1700 nichtpolitische Zeitschriften. Davon entfallen auf Oesterreich 98 politische und 251 nichtpolitische, auf Baiern, Würtemberg, Baden 100 politische und 230 nichtpolitische; auf Preußen, Hannover, Braunschweig 160 politische, 800 nichtpolitische, auf die übrigen deutschen Staaten 125 politische und 400 nichtpolitische Zeitschriften. Sachsen ist der Hauptsitz des deutschen Buchhandels und damit auch des Buchdruckereiwesens. Es besitzt bei 2,125,000 Einwohnern über 100 Druckereien, mehr wie 80 politische und 200 nichtpolitische Zeitschriften, und producirt jährlich im Durchschnitte an 3000 Bücher. Leipzig übertrifft mit 74,000 Einwohnern im Verhältnisse mit 180 Buchhandlungen, 35 Druckereien und 130 Zeitschriften alle andern deutschen Städte. Die Leipziger Zeitung, 1660 gegründet, ist die älteste in Deutschland. Die illustrirte Leipziger Zeitung kann nach Inhalt mit den besten englischen und französischen Blättern dieser Richtung concurriren, übertrifft sie aber meistens durch die treffliche Ausführung ihrer Illustrationen. Dresden hat bei 118,000 Einwohnern nur 11 Druckereien. Berlin, 500,000 Einwohner, besitzt 62 Druckereien. Die bedeutendsten Berliner Zeitungen sind Volkszeitung, demokratisch, mit 20,100 Abonnenten, Vossische Zeitung, constitutionell, 15,000, Nationalzeitung, liberal, 8500, Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung 7100, Publicist 7500, Spener'sche Zeitung, constitutionell, 5800, Gerichtszeitung 5500, Preußisches Volksblatt 4000, Preußische Zeitung, ministeriell, 2000, Börsenzeitung 2600, Bank- und Handelszeitung 1400. Kladderadatsch 25,000 bis 30,000, schwankt nach den politischen Verhältnissen. Die bedeutendsten Berliner Druckereien sind die Decker'sche geheime Oberhofbuchdruckerei, mit 200 Arbeitern, und die neu errichtete Staatsdruckerei. Decker erwarb sich vielfache Verdienste um die Buchdruckerkunst, 1815 stellte er die erste Schnellpresse auf dem Continente auf, und 1817 die erste eiserne (Stanhope-) Presse in Deutschland. — Nach Berlin nennen wir Wien. Bei 500,000 Einwohnern besitzt Wien 25 Druckereien, in denen 70 Zeitschriften erscheinen, 26 politische und 44 nichtpolitische. Die bedeutendsten sind: Die Presse, hatte 1859 während des italienischen Krieges 30,000 Morgen- und 30,000 Abendausgaben, Morgenpost, Fremdenblatt, österreichische Zeitung, Wanderer, Humorist, Ostdeutsche Post, Vaterland.

Wien besitzt in der kaiserlichen Staatsdruckerei die größte und besteingerichtete typographische Anstalt der Welt. 1841 sollte die Druckerei ihres vernachlässigten Zustandes wegen aufgelöst werden, als der gegenwärtige Director, Regierungsrath Alois Auer, die Verwaltung übernahm und die Anstalt bald zu ihrer jetzigen Blüthe erhob. Ihr Geschäftskreis umfaßt wie der der französischen Staatsdruckerei alle Arbeiten für die Ministerien, den Druck der Werthpapiere und aller Arbeiten, die von irgend einer Behörde gefordert werden. Ihr weiterer Zweck ist Unterstützung der Wissenschaft und Kunst, in solchen Fällen, wo die Mittel von Privatdruckereien nicht mehr ausreichen, also besonders Drucke in fremden Sprachen, und schließlich die Vervollkommnung aller typographischen Kunstzweige. Das gesammte Personal der Druckerei beläuft sich auf 1000 Angestellte; die Auslagen betragen jährlich über eine Million Gulden, werden aber von den Einnahmen bedeutend überstiegen, so daß große Summen auf Experimente in graphischen Fächern verwandt werden können, die schon glänzende Resultate, wie die Erfindung des Naturselbstdrucks, geliefert haben. Ueberhaupt besitzt die Druckerei die neuesten Maschinen,

Digitized by Google

unter ihnen 46 Schnellpreſſen, 55 Handpreſſen, 2 Setzmaſchinen, lithographiſche Preſſen 40, Kupferdruckerpreſſen 24, und eine Menge anderer Maſchinen. Eine unterirdiſche Eiſenbahn mit Kohlenwagen verſorgt die Dampfmaſchine jährlich mit 12,000 Centner Kohlen und 180 Klafter Holz; über 700 Gasflammen erhellen die weiten Räume. Der Letternvorrath beträgt circa 300,000 Pfund, etwa 150,000,000 Stück; über 200,000 Ries Papier werden jährlich verdruckt. Nur Schade, daß der politiſchen Verhältniſſe wegen der Einfluß der Wiener Staasdruckerei auf die Hebung des ſo ſehr daniederliegenden öſterreichiſchen Buchdruckereiweſens von keiner Bedeutung iſt; ungeheuere Summen werden verwandt auf Alphabete barbariſcher Volksſtämme, die nie eine Literatur hatten, noch haben werden, ja mit neun Zehntel dieſer 122 Alphabete iſt nie etwas gedruckt worden, während in der Buchdruckerei ſelbſt und in andern mit ihr verbündeten Zweigen, z. B. dem Holzſchnitte, die Kräfte in Oeſterreich ſo mangelhaft ſind, daß Wiener Verleger auswärts in Deutſchland drucken laſſen.

Betrachten wir das heutige Buchdruckereiweſen vom techniſchen Standpunkte, ſo wird es ſchwer ſein, *einem* Lande den unbeſtrittenen Vorrang einzuräumen. Im Anfange dieſes Jahrhunderts hatte ſich die Buchdruckerkunſt nach langer Vernachläſſigung in Frankreich, dann in England durch das Streben tüchtiger Männer, wie Didot in Paris, Clawes und Walter in London, in die Reihe der erſten Induſtrien gehoben; nachdem ſpäter in Deutſchland die Papier- und Farbefabriken, ſowie die Schriftgießerei vom Auslande ſich gebührend emancipirt hatten, konnte auch die Buchdruckerkunſt mit den fremden Erzeugniſſen in jeder Beziehung in die Schranken treten. Heute iſt Frankreich von dieſen drei Staaten wohl am meiſten zurückgeblieben. Die deutſchen und engliſchen Papier-, Farbe-, Maſchinenfabriken und Schriftgießereien und damit auch die Erzeugniſſe der Buchdruckerpreſſe übertreffen bei faſt gleicher Güte unter einander die franzöſiſchen Leiſtungen auf dieſem Felde; die Holzſchneidekunſt, die ſich zuletzt vom Auslande unabhängig machte, ſteht nun in ſehr ſelbſtändiger Blüthe. In der Papierfabrication war es Flinſch in Frankfurt, der zuerſt mit dem Auslande concurrirte, in der Schriftgießerei erwarben und erwerben ſich Hänel, Decker, Lehmann und Mohr in Berlin, Bauer, Dreßler, Krebs in Frankfurt a. M., Breitkopf und Härtel, Schelter und Gieſecke, Otto und Krabs in Leipzig, Haaſe in Prag, die Staatsdruckerei in Wien hohe Verdienſte; im Maſchinenweſen concurriren Reichenbach in Augsburg, und vor allen König und Bauer in Würzburg für Schnellpreſſen, Dingler in Zweibrücken für Handpreſſen mit den beſten engliſchen Druckmaſchinen. Ja, wir müſſen es mit gerechtem Stolze hervorheben, daß die deutſche Erfindung der Schnellpreſſe durch *König*, überhaupt der mächtigſte Hebel des Fortſchrittes des geſammten Druckereiweſens der Neuzeit geworden iſt. Speciell für die Buchdruckerei nennen wir nur Decker in Berlin, Breitkopf und Härtel, Gieſecke und Devrient, Tauchnitz sen., Teubner in Leipzig, Vieweg in Braunſchweig, Cotta in Stuttgart als Männer, die in der deutſchen Buchdruckergeſchichte unſterblich ſein werden. Kretzſchmar, Vogel, Unzelmann und viele Andere ſind als Holzſchneider und geniale Künſtler weit über Deutſchlands Grenzen bekannt. — Hierzu kommt auf dem Felde der Technik in allerneuſter Zeit die Einführung der caloriſchen Maſchine aus Amerika, zum Erſatze der Dampfmaſchine für den kleinern Buchdruckerbetrieb, die ganz beſondere Vortheile verſpricht und womit Deutſchland jedenfalls außer Schweden, wo die Maſchinen ſeit einem halben Jahre in Thätigkeit, dem geſammten Auslande vorangeeilt iſt.

Nach einer Seite hin bekundet jedoch England wieder ſeine praktiſche Ueberlegenheit und zähe Ausdauer zur Erreichung großartiger Reſultate. Es ſind die Zeitungsdruckmaſchinen, die alle andern Leiſtungen übertreffen. Die Hauptmechaniker in dieſem Fache ſind Cowper, Applegath und D. Napier und Sohn. Auch hier wieder können wir in der Timesdruckerei die Geſchichte der engliſchen Buchdruckmaſchine ſtudiren. Bis 1827 druckte die Times auf den erſten von König conſtruirten Maſchinen, als dann die große Auflage ſchneller druckende Maſchinen erforderte, bauten Applegath und Cowper eine Maſchine, die anſtatt eines, vier Druckcylinder hatte, der Mechanismus einer einfachen Maſchine war vervierfacht an einer Maſchine verbunden worden. Dieſe Maſchinen erforderten 8 Perſonen zur Bedienung und lieſern ſtündlich 4—5000 Exemplare; 1848 genügten auch dieſe Maſchinen nicht mehr zur Bewältigung der ſteigenden Auflage. Wieder war es Applegath,

der Rath ſchaffte. Die Praxis hatte gezeigt, daß nach dem bisherigen Syſtem des horizontalen Cylinderdrucks und der Vervielfachung der einfachen Druckmaſchine keine größere Schnelligkeit zu erreichen war. Applegath conſtruirte daher eine Maſchine nach ganz neuen Principien. In der Mitte auf einer Anhöhe ſteht ein großer vertikaler Cylinder, die Trommel, auf deſſen Umkreiſe die abzudruckende Form feſtgeſchraubt iſt. Um dieſen Cylinder herum ſtehen 8 kleinere Cylinder für die Druckbogen, bei jedem ſolchen Druckcylinder noch zwei Farbewalzen. Auf einer um die Maſchine laufenden Galerie ſteht bei jedem der Druckcylinder ein Arbeiter, der die weißen Bogen vorſchiebt, die von einem Mechanismus gefaßt und auf den Druckcylinder geführt werden. Der große mittlere Formcylinder befindet ſich nun in ſchneller Umdrehung, ſeine Zahnräder faſſen die um ihn ſtehenden Farbewalzen und Druckcylinder, ſo daß alle in beſtändiger Rotation ſind. Jeder Druckcylinder führt nun zwiſchen ſich und dem mittlen Formcylinder den weißen Bogen durch, auf dem die Form abgedruckt wird. Der gedruckte Bogen wird von Schienen und Greifern wieder weggeführt und von andern untenſtehenden 8 Arbeitern in Empfang genommen. Der Formcylinder macht 1000 Umdrehungen in der Stunde, liefert alſo an den 8 um ihn ſtehenden Druckcylindern vorbeiſtreichend 8000 Abdrücke; die Schnelligkeit kann jedoch bis zu 12,000 Exemplaren in der Stunde geſteigert werden, während die vierfachen horizontalen Maſchinen nur bis zu 6000 per Stunde geſteigert werden konnten. Nachmittags gegen 5 Uhr kommt die Form der Times zur Preſſe und gegen Mitternacht iſt die Auflage von 40,000 vollendet. Nur die London Illustrated News beſitzt noch eine ſolche Maſchine mit 4 Druckcylindern, ſonſt exiſtirt in Europa keine mehr. — Ferner erwähnen wir der England eigenthümlichen Scandinaviapreſſe, von Holm in Stockholm erfunden, aber faſt nur in England verbreitet. Sie ſteht zwiſchen einer Schnellpreſſe und Handpreſſe, hat wie letztere Flächendruck, ſchwärzt aber die Form ſelbſt ein und druckt 600—700 per Stunde. Sie liefert vorzügliche Arbeiten. — Im Handpreſſenbau liefert England Vorzügliches, übertrifft jedoch nicht die deutſchen Fabricate. Die zahlreichen Conſtructionen dieſer Preſſen näher zu beſchreiben, würde nur Intereſſe für den Fachmann haben.

Auf dem Continente hat in der letzten Zeit „La Presse“ in Paris nach engliſchem Muſter eine Maſchine mit vertikalen Cylindern aufgeſtellt, die 10—12,000 per Stunde druckt. In Deutſchland haben die Cölniſche Zeitung und das Dresdner Journal die größten Maſchinen, vierfache, wie die früheren Timesmaſchinen, zu 6000 per Stunde.

Entſprechend dem Charakter der Völker und der Stellung der Preſſe iſt auch die ſociale Stellung der Buchdrucker, d. h. der Arbeiter. In England geht die Achtung der freien Preſſe auf ſie über, die Verhältniſſe der Arbeiter in Beziehung auf Löhne, Kranken- und Invalidencaſſen, u. ſ. w. ſind praktiſch und trefflich geordnet. Die Jahresfeſte der Printers Penſion Society in London verſammeln zu den gewöhnlichen Arbeitern und Invaliden die erſten Männer des Staates und die angeſehenſten Namen der Literatur, die durch bedeutende Beiträge zu den Buchdruckerunterſtützungscaſſen ihre Theilnahme und Achtung vor der Buchdruckerkunſt bezeugen. In Frankreich haben Victor Hugo und Lamartine ihre ſchönſten Phraſen verſchwendet, um die ideale Stellung des Buchdruckers am Throne der Wiſſenſchaft zu verewigen. Aber ihre materielle Stellung iſt eine ſehr ſchwankende und ungeordnete, der „vorzugsweiſe civiliſirte und brüderlich geſinnte“ franzöſiſche Buchdrucker hat weder Kranken- noch ſonſtige Unterſtützungscaſſen, wenn nicht ausnahmsweiſe die größten Pariſer Häuſer, wie die Staatsdruckerei, Didot u. ſ. w. eine Hauscaſſe gründeten. Es iſt ein Zeichen der corrumpirten ſocialen Verhältniſſe, wenn in Frankreich Officinen theilweiſe oder ausſchließlich weibliches Perſonal beſchäftigen.

Der Deutſche geht auch hier den Mittelweg; der Buchdrucker iſt als intelligenter Arbeiter geachtet und ſeine materielle Stellung durch Kranken-, Invaliden- und Reiſeunterſtützungscaſſen für den Nothfall geſchützt.

Wir eilen zum Schluſſe, indem wir noch einen kurzen Blick auf die hier nicht beſprochenen Staaten und die außereuropäiſchen Verhältniſſe werfen.

In Belgien hat die völlige Preßfreiheit, abgeſehen von der Politik, nicht die ſchönen Früchte gebracht wie in England. So lange noch der zügelloſe Nachdruck in Belgien ſein Weſen treibt, iſt keine Nationalliteratur möglich, und ohne dieſe keine wahre Blüthe der Preſſe. Brüſſel beſitzt 60 Druckereien, in

ganz Belgien, 5,000,000 Einwohner, erscheinen circa 270 Zeitungen, Originalwerke sehr wenige. Holland hat circa 290 Druckereien, die durchschnittlich 2000 Originalwerke produciren. Bei 3½ Millionen Einwohnern erscheinen 210 Zeitschriften, in der Schweiz bei 2½ Millionen Einwohnern die hohe Zahl von 260 Journalen.

In Rußland liegt das Buchdruckereiwesen natürlich noch sehr danieder. Nur in den deutschen Provinzen Ehst-, Liv- und Kurland, wie in Petersburg, Moskau, Warschau und Odessa existiren noch Privatdruckereien, in den übrigen Orten verdrängen die Regierungsdruckereien, unter specieller Aufsicht des Gouvernementspräsidenten, alle andern. Diese drucken denn nur die Regierungsarbeiten, von Büchern ist keine Rede. Eine strenge Censur hindert jedes Emporblühen der Literatur. Politische Zeitungen dürfen in Rußland nur in Petersburg, Moskau, Warschau, Odessa, Tiflis und in Riga eine deutsche politische erscheinen, alle andern Städte sind ausgeschlossen. Außer Polen erscheinen in Rußland circa 200 Journale, 1858 wurden 1425 Originalwerke und 201 Uebersetzungen gedruckt. Eingeführt wurden von Frankreich und Deutschland 1,613,000 Bände. Petersburg hat 82 Journale, meist nichtpolitische, Moskau 15. Reger ist das literarische Leben in Polen. Warschau allein hat 16 Journale, politischen und literatischen Charakters.

In der Walachei erscheinen bei 8—10 Druckereien 6 Journale. In Griechenland, 1,050,000 Einwohner, erscheinen 22 Zeitschriften in Athen, 4 in Syra, 2 in Patras und 7 in andern Theilen des Reiches. In der Türkei ist die Stellung der Presse verhältnißmäßig eine außerordentlich günstige. Nach dem Wortlaut des Gesetzes kann Jeder drucken wann, wo und was er will, und der Staat garantirt das literarische Eigenthum bei Lebzeiten des Autors. In Constantinopel finden wir 13 Journale, in Smyrna 6, Kahwa 2, und in Alexandrien 1. In Schweden hat das Buchdruckereiwesen unter der Preßfreiheit bemerkenswerthe Fortschritte gemacht, mit circa 60 Druckereien, von denen 10 auf Stockholm kommen, haben fast alle, auch die kleinsten Städte von 3000 Einwohnern, ihre Officin, und fast immer auch eine Zeitung.

Ueber die übrigen europäischen Staaten fehlen uns alle nähern Notizen. Aber schon ist die Buchdruckerkunst in die äußersten Enden Europa's vorgedrungen, in Tromsö in Norwegen, nordöstliche Küste, unter dem 70. Grade nördlicher Breite erscheint die „Tromsö Tidende," in Thorshavn auf Strömöe, zur Faröer Gruppe gehörig, erscheint eine dänische Zeitung, in Reykjavik auf Island zwei Zeitungen in scandinavischer Sprache. Selbst in Grönland erwacht das Bewußtsein einer civilisatorischen Mission. In Goodhaab in Süd-Grönland, erschien kürzlich das erste Buch einer Druckerei, Kaladlit Okalluktualliait, eine von Eingebornen in grönländischer Sprache und dänischer Uebersetzung geschriebene und gedruckte Legendensammlung, mit 12 von Grönländern geschnittenen Holzschnitten illustrirt. Im Süden gibt Gibraltar das Gibraltar Chronicle, und Valette auf Malta mehrere englische und italienische Zeitungen heraus.

Wir haben die außereuropäische Presse außer Betracht gelassen. Einerseits verharrt sie wie die asiatische (selbst Indien nicht ausgenommen) in lethargischer Ruhe, anderseits sind die Verhältnisse der jungen, unter englischer Preßfreiheit kräftig aufblühenden australischen Presse sowie der nordamerikanischen noch zu verworren und unbekannt, um ein sicheres Urtheil fällen zu können. Zeigt letztere auch den gigantischen Charakter und rapiden Fortschritt, der alle amerikanischen Institutionen auszeichnet so liegt sie dennoch in den Fesseln einer fanatischen Parteiwirthschaft, die ihr den sittlichen Boden entzieht, auf dem allein die Presse zum Wohle des Staates gedeihen kann.

Die Klingenfabriken in Solingen.

Die mittelalterliche Geschichte des Rheinlandes ist eine ununterbrochene Reihe von Fehden und Kämpfen des Adels wie der Bürger. Eine Menge Burgen dräute von den steilen Höhen nieder in's Thal und jedes noch so unbedeutende Städtchen hatte sich mit Wällen, Mauern und Thoren zu Schutz und Trutz versehen. Nur selten ruhten Schwert, Streitaxt und Lanze in der Waffenhalle des Ritters. Der Bürger verstand es wohl, die Waffen zu führen, und neben dem Webstuhl oder dem Ambos hingen Schwert und Morgenstern, die in der Hand ihres Besitzers

Tod und Verderben in die Reihe der Feinde brachten, wenn die Sturmglocken alle Zunftgenoſſen zu den Waffen riefen. In den Zeughäuſern, zu denen in der Regel Kirchthürme oder ſtädtiſche Warten benutzt wurden, hielt man große Vorräthe von Harniſchen, Schwertern, Pfeilen, Lanzen und anderes Kriegsgewehr aufbewahrt. Bürgerkrieg oder Aufſtand gegen den Landesherrn gehörten zu den Vorkommniſſen des täglichen Lebens und recht bezeichnend führte eine Glocke zu Cleve die Inſchrift:

Ick heit boose gramme Griet,
Als ick slaa, slaa ick met verdriet;
Slaa ick an enen kant,
So is er moordt of brant,
Slaa ick an beyden zyden,
So wil der Onderdaen tegens den
Landesheer stryden.

Es lag in der Natur der Sache, daß bei dieſem reichbewegten kriegeriſchen Leben die Fabrication und der Verkauf von Rüſtzeug und Waffen die Quelle lohnenden Gewinnes werden mußte. Wo jeder Bürger ſich im Beſitze von Helm, Panzer und Schwert befand, hatten die Lieferanten in jedem Städtchen einen guten Markt für ihre Waaren gefunden. Die Römer beſaßen ſchon Waffenfabriken am Rhein. Es geht dieſes aus einer Stelle des Ammian hervor, wo erzählt wird, Valentinian habe einen Fabrikvorſteher zu Trier eines zu leicht befundenen Panzers wegen tödten laſſen. Je mehr Cöln ſich aufſchwang, deſto mehr war hier Grund und Boden für die Waffenfabrication gewonnen. Die cölniſchen Schwerter genoſſen des weiteſten Rufes und werden häufig in altfranzöſiſchen Heldenſagen geprieſen. Im Werin von Lothringen heißt es V. 5393:

Froberge pent à la sele d'or fin,
çainte une autre qui de Coloigne vint.

Und an einer andern Stelle wird geſagt:

Mais Alemant et Bsivier sunt prodrome,
portent l'espées de l'acier de Cologne.

Im engliſchen Alexander wird Vers 3649 ein „sword of Cologne“ ſehr gerühmt. Cölner Stahl wurde aus Siegen bezogen, deſſen Stahlberg ſchon ſeit Jahrhunderten in Betrieb ſteht. Dort wohnten die kriegeriſchen Sigambrer, der Grundſtamm des Frankenbundes, welcher die Heldenſagen von Siegfried dem Drachentödter und von Wieland, dem Schwerter ſchmiedenden Zwerge, beſaß. In der Sage vom Schmiede von Bielefeld oder Buhleſels hat ſich die Erinnerung an ihn erhalten. Und Erke, die Schwertgöttin der Franken, die der Stadt Erkelenz, dem Dorfe Erkrath, Hercher und dem Herchenberge den Namen gab, wird in der Chronik von Erkelenz als männliche ſtreitbare Jungfrau, das Schwert in der Hand, abgebildet. In Weſtfalen bildete ſich ſchon ſehr frühe, auf Grund der dort vorhandenen Erzlager, eine rege Metallfabrication heran. Iſerlohns Panzerſchmieden ſind uralt; auch in Ratlingen bei Düſſeldorf beſtand eine Zunft, die ſich mit Waffenfabrication abgab. Cöln vermittelte den Abſatz, ſuchte aber auch ſelbſt Artikel herzuſtellen, die bei der ſtarken Nachfrage reichen Verdienſt in Ausſicht ſtellten. Unter dem Namen „Sarworter“ oder „Saarwerter“ kommen Harniſchmacher und Klingenfabriken in den cölniſchen Chroniken vor. Einer Notiz in ihrem Zunftbuche zufolge ſollen ſie aus der Grafſchaft Saarwerder an der Saar zuerſt nach Cöln gekommen und darnach benannt worden ſein. Leſen wir die Beſchreibungen von der Pracht der Waffen und Rüſtungen bei mittelalterlichen Feſten und Aufzügen und erwägen wir die oben dargelegten Verhältniſſe, ſo begreift es ſich, daß dieſe Zunft zu großem Reichthum gelangen mußte. Sie fand bei den Patriciern ihrer Stadt, ſowie bei dem bergiſchen, jülich'ſchen und geldern'ſchen Adel gut zahlende Kunden, während die ausgedehnten Handelsverbindungen Cölns mit den Niederlanden, England, Frankreich, Dänemark und Rußland ihren Fabricaten den Weg in den damaligen Weltverkehr öffneten.

Alle dieſe Waffenfabriken ſind in Folge der veränderten Kriegführung eingegangen. Nur Solingen hat mit großer Energie und Zähigkeit es verſtanden, den ſeinigen eine den Anforderungen der Gegenwart entſprechende Ausdehnung zu geben. Seine blanken Waffen ſind von ſo großer Güte, daß ſelbſt England in neuerer Zeit dort großartige Beſtellungen für ſeine Cavallerie hat machen laſſen. Wie Steiermark und Kärnthen ihres trefflichen Stahls halber obenan ſtehen in der Fabrication von Meſſern, Gabeln, Senſen und Sicheln, ſo hat ſich Solingen zu einem Centralpunkte für Meſſer, Degen und Säbel und dergleichen erhoben. Sheffield und Birmingham in England concurriren ſchon in manchen Artikeln vergebens mit ihm auf den Weltmärkten.

Auf allen Ausſtellungen haben die So-

linger Waaren ungetheilte Bewunderung und Anerkennung gefunden und Solinger Klingen sind ebenso berühmt in den Schluchten des Kaukasus, als in den Wäldern Amerika's. Ueberall, wo Waffen getragen werden, kann man die Zeichen Solinger Fabricanten erkennen, die unermüdlich bestrebt sind, ihren Artikeln den altberühmten Ruf zu bewahren, und durch Vervollkommnung in der Herstellungsweise jeder Concurrenz die Spitze zu bieten. Die Güte der Solinger Fabricate beruht vornehmlich auf der Trefflichkeit des Siegener Stahls, der von einer Actiengesellschaft unter der Firma „Cöln-Müsener-Bergwerksverein" hergestellt wird. Der schon erwähnte Stahlberg liefert das berühmte Müsener Spiegeleisen, Müsener Edelstahl, deren unübertreffliche Qualität für alle Zweige der Stahlbereitung seit Jahrhunderten unbestritten ist. Dem Müsener Spiegeleisen steht auf dem Festlande nur noch das steyerische Rohstahleisen zur Seite. Ist die Ruhr-Sieger-Eisenbahn vollendet, so tritt das erzreiche Siegener Land mit den Kohlendistricten der Ruhr und mittelst der bergisch-märkischen Eisenbahn mit dem Wupperthale in Verbindung. Die Anfuhr des Spiegeleisens nach Solingen und Remscheid wird dann leichter und billiger bewerkstelligt werden können. In letzterm Orte hat sich kürzlich eine Commanditgesellschaft zum Zwecke der Stahlbereitung gebildet. Bei dem starken Verbrauche des Stahls in den Industriebezirken des bergischen Landes kann man diesem Unternehmen nur das günstigste Prognosticon stellen. Solingens Klingenfabrication wird daraus wesentliche Vortheile ziehen.

Ehe wir zu ihr im Speciellen übergehen, mögen einige Worte über Land und Leute hier Platz finden. Die Stadt Solingen, Hauptort des gleichnamigen Kreises, liegt 51 Grad 10 Minuten 21 Secunden der Breite und 24 Grad 44 Minuten 56 Secunden der Länge, 615 Fuß über der Meeresfläche und hat 8598 Einwohner. Sie ist sehr alten Ursprungs, erhielt vom Grafen Wilhelm II. von Berg Graben und Wälle und 1374 Stadtfreiheiten, welche 1695 vom Herzog Johann Wilhelm erneuert wurden. Im Jahre 1630 ward Solingen von kaiserlichen Kriegsvölkern, ungeachtet der tapfern Gegenwehr der Oranischen Besatzung, erstürmt und geplündert. Im Jahre 1633 eroberten die Hessen und 1642 die Kaiserlichen die Stadt. Im dreißigjährigen Kriege hatte sie schwer zu leiden, seit dem Westfälischen Frieden stieg aber in Folge der Betriebsamkeit ihrer Bewohner deren Wohlstand. Im achtzehnten Jahrhundert wurde Solingen für die reichste Stadt des Herzogthums gehalten. Dieses ging an Pfalzbaiern und dann an die Franzosen über, von denen es nach dem Wiener Congresse an Preußen gelangte. Die Mauern und Thore sind beseitigt und eine große Zahl moderner Häuser verleiht der Stadt einen freundlichen, gefälligen Charakter. Obgleich der Kreis Solingen zu Ripuarien gehörte und nur im Duisburger und Ruhrgau Franken und Sachsen an einander grenzten, so tritt doch im Wupperthale wie in den Kreisen Solingen und Lennep entschieden das den Sachsen eigene Streben zu Tage, isolirt zu wohnen. Aus Mangel an brauchbaren Bausteinen hat sich allgemein der Fachwerkbau eingebürgert. Die Wände sind mit Lehm oder Ziegeln ausgefüllt und mit Schiefer bekleidet, deren dunkler Ton durch den weißen Anstrich der Fenster und Thüren, sowie die grüne Farbe der Läden gemildert wird. Die Gegend ist wohl angebaut und lachende Wiesen in den Flußthälern, Mühlen, Reckhämmer und Schleifkotten in dunkler Gruppirung verleihen ihr einen malerischen Charakter. Das Klima ist milder, wie das im benachbarten Kreise Lennep, der höher gelegen ist und rauhe West- und Nordwestwinde hat, deren Wirkungen auf die Gesundheit die entwaldeten Höhen nicht abschwächen können.

Die Sprache der Bewohner ist ein Plattdeutsch, das sich dem märkischen und niederrheinischen Dialekte nähert. Die eigenthümliche Volkstracht ist im Laufe der Jahre verschwunden. Bei der männlichen Bevölkerung herrscht der aus Belgien eingeführte blaue Kittel, an phrygische Tracht erinnernd, vor. Das Wamms von seinem blauen Tuche mit silbernen Knöpfen und die weiße baumwollene Kappe, deren Herr von Daniels in seinem 1802 erschienenen Werkchen gedenkt, sind nicht mehr üblich. Die größern Städte haben auch hier ihren Einfluß geltend gemacht und Pariser Moden zur Geltung erhoben. Heftigkeit des Charakters, Hang zum Spiel, zum Streit und zur Verschwendung sind Eigenschaften, die der genannte Autor den Solingern zuerkennt. Ob mit Recht oder Unrecht, möge auf sich beruhen, da keine statistischen Angaben aus jener Zeit vorliegen.

Herr von Hauer versicherte 1832, seit vielen Jahren seien bedeutende Störungen der öffentlichen Sicherheit nur in geringem Verhältnisse vorgekommen. Während einer zehnjährigen Periode ergaben sich: 4 Mordthaten, 220 Diebstähle, 74 Einbrüche, 9 räuberische Anfälle und 2 Brandstiftungen. „Häufiger sind persönliche Mißhandlungen, Raufereien und Verwundungen, wozu allerdings die vielen Schenkwirthschaften und der Mangel geordneter Volksfeste, der ein unaufhörliches Uebermaß von willkürlichen Vergnügungen und dadurch Ausschweifungen herbeiführt, die nächste Veranlassung geben."

Die früheren politischen Verhältnisse des Kreises haben dort ein freies, kräftiges Volksthum geschaffen, und den Grund zu Erscheinungen gelegt, die den Ethnographen, der vom Rheine kommt, wahrhaft überraschen müssen. Die Grafen und Herzöge vom Berg suchten durch die liberalsten administrativen Anordnungen die Ansiedlungen zu fördern und den Wohlstand ihrer Unterthanen zu mehren. Merkmale persönlicher Unfreiheit sind ebenso selten, als gutsherrlicher Druck. Grunderwerb und Verkehr waren uneingeschränkt, des Schutzes der Landesherrn sicher. Graf Adolph VI. (1244 bis 1256) befehdete schon den Burggrafen von Stromberg, weil er bei Kreuznach bergische Handelsreisende ausgeplündert hatte. Hofs- und Latengerichte schlichteten durch gewählte Richter aus der Mitte der Grundbesitzer alle Rechtsangelegenheiten ihrer Genossenschaft mit völliger Freiheit und patriarchalischer Gewalt. Herrenhöfe kamen vor, aber ohne wesentliche Vorrechte, namentlich ohne Frohndienste. „Jeder hatte freien, uneingeschränkten Gebrauch seiner Kräfte und seines Vermögens zum eigenen Vortheil; Niemand war des andern Bürgers, sondern nur des Gesetzes Unterthan. Es herrschte eine allgemeine Erwerbsfreiheit, und sie ward mit großer Regsamkeit benutzt. Daher entstanden schnell vervielfachte Ansiedlungen in diesem Lande, ungeachtet seiner eigenthümlichen Wildheit, die ihm vielmehr durch die früheren Jahrhunderte manche natürliche Hilfsmittel für schnelles gewerbliches Emporkommen erhalten hatte, namentlich einen mächtigen, jetzt freilich verschwundenen Holzbestand."*)

*) Vergleiche von Hauer, Statistische Darstellung des Kreises Solingen. Cöln 1832. S. 13. ff.

Aus diesen Verhältnissen erklärt es sich, wenn die Bevölkerung des Kreises Solingen ein größeres Selbstvertrauen und eine stärkere Anhänglichkeit an das Alte und Hergebrachte bekundet, als solche bei andern Rheinländern gefunden werden. Die Solinger Klingenfabrikanten wurden von den Landesherren noch mit besonderen Privilegien begabt und so rühmt Herr Daniels auch an ihnen besondere Lebhaftigkeit, außerordentliche Vorliebe für die Verfassung der Voreltern und einen damit gepaarten Stolz. Die Abkömmlinge der nicht privilegirten Handwerker wurden wilde genannt und wagte es Einer von ihnen, mit einem Privilegirten einen Rechtshandel anzufangen, so glaubten sie mit der Aeußerung „wir sind geschworene Handwerksbrüder" den Streit ebenso gut schlichten zu können, als ein Junker, der dem klagenden Bauer seinen Stammbaum entgegenhielt. Der Gemeinheitsgeist ging so weit, daß Processe mit Unprivilegirten auf Kosten der ganzen Brüderschaft geführt wurden. Leider ist das Volksthum Solingens auch um diesen Zug ärmer geworden. Wo „das Reich" selbst zersplittert ist, kann von einem festen Zusammenhalten einzelner Corporationen keine Rede sein! Die Unterdrückung der alten Volksfeste hat übrigens mehr zur Ertödtung des mittelalterlichen Gemeinheitsgeistes beigetragen, als sich unsere Staatsmänner träumen lassen.

Ueber die erste Entstehung der Solinger Klingenfabriken sind verschiedene Angaben verbreitet. Die Einen lassen die ältesten Fabrikanten durch die Kreuzzüge aus Damascus, die Andern aus Steyermark kommen. Graf Adolph VII. von Berg bezog Bergleute vom Harz, die das Eisenerz in seinem Lande zu Tage förderten und es den Hüttenwerken zum Schmelzen und Verarbeiten überließen. Damit war schon die erste Veranlassung zur Einführung der Metallwaarenfabrication gegeben. Durch die Verbindung des Grafen mit König Eduard III. von England, den er gegen Philipp von Frankreich unterstützte, mochte ihm die Gewinnung der im Schwerterschmieden erfahrenen Briten gelungen sein. Etwas Genaueres ist darüber nicht bekannt; indessen schließt man aus der Uebereinstimmung der Verfassung für die Eisenfabrilen Solingens mit jener zu Sheffield auf einen Zusammenhang. Wenn dem so ist, so hat die Tochter der Mutter alle

Ehre gemacht. Die Heranziehung englischer Arbeiter schließt keineswegs die Glaubwürdigkeit der Sage aus, Adolph IV. habe von seinem Kreuzzuge mit Kaiser Friedrich I. (1147) Damascener Waffenschmiede nach Solingen verpflanzt; selbst die Abstammung des Namens Solingen von einem Orte Soli auf Cypern kann auf Wahrheit beruhen, da Graf Adolph VII. ganz gut das Werk seiner Vorfahren neu gefördert und weiter ausgedehnt haben mochte. Im Volksmunde hat sich der Glaube an den Ursprung der Wupperthaler Schmiede von den Zwergen erhalten, und so zeigt man noch heute Höhlen, in welchen die ersten Schmieden und Schleifkotten betrieben worden sein sollen. Die Nachwirkung der Sage vom Schmied Wieland ist unverkennbar. In ihr sind echt asiatische Anschauungen niedergelegt, denn wenn sein Schwert einen in's Wasser geworfenen Flocken Wolle durchschneidet, so gilt es in Persien noch heute als Zeichen der Trefflichkeit einer Klinge, wenn sie ein seidenes in die Luft geworfenes Tuch trennt.

Im Dunkel, das die älteste Geschichte der Solinger Klingenfabriken umgibt, wird es schon helle durch das von Herzog Wilhelm II. im Jahre 1401 ertheilte landesherrliche Privilegium mit einer zunftmäßigen Verfassung. Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts muß die Fabrication schon bedeutend gewesen sein; allein sie bediente sich hansischer Zwischenhändler zum Vertrieb ihrer Producte, ohne daß Solinger Kaufleute die Märkte bezogen. Von der ohne Zweifel gegründeten Befürchtung geleitet, daß die Hansa Alles aufbieten werde, Fabrikarbeiter aus Solingen zu gewinnen, ertheilte der Herzog den Härtern und Schleifern, ohne welche die Fabrik nicht auswandern konnte, das erwähnte Privilegium, welches von Wilhelm III. im Jahre 1472 auch auf die Schwertfeger und Schwertschmiede ausgedehnt wurde. Die Messerfabriken erhielten im Jahre 1571 von Wilhelm IV. ihre Statuten. Diese Aufmunterung Seitens der Landesherren konnte nicht verfehlen, dem wichtigen Gewerbe erhöhten Schwung zu verleihen. Die Solinger Meister Faber, Servo oder Servus, Lupo oder Lupus, die schon im fünfzehnten Jahrhunderte genannt werden, kommen später mit dem deutschen Namen Schmit, Knecht und Wolf wieder vor. Klingen mit den Zeichen des Wolfes finden sich häufig in Waffensammlungen. Das historische Museum zu Dresden bewahrt Klingen von Clemens Horn, Menes Beres und Johann Wunds aus Solingen. Die Schwerter mit dem Namen Johann Kirschbaum werden gleichfalls aus Solingen herrühren. Meister Wolf verkaufte die von ihm geschmiedeten Schwerter an genuesische Kaufleute in Amsterdam, die sie größtentheils nach Feodosia am Schwarzen Meere sandten. Unter dem Namen „Tschopke" kommen sie noch heute unter den tapfern Bewohnern des Kaukasus vor. Wie mancher Russenschädel mag von diesen rheinischen Wolfsklingen gespalten worden sein? Der Orient bezieht noch immer sogenannte Wolfhauer, die das alte Zeichen tragen und mit einem maurischen Gefäße versehen, in die Ferne wandern. Die Familie Lupus scheint von Toledo nach Solingen eingewandert zu sein. Letztere Stadt war der Sitz der berühmtesten Klingenschmiede Spaniens. Eines Petro Lopez wird im Register der Waffenschmiede Toledo's, das Achille Jubinal mittheilt, erwähnt. Auch die Familie Perez lieferte berühmte Klingenschmiede. Julian del Rey, der auch in Saragossa arbeitete, überstrahlte alle durch seine meisterhaften Arbeiten. Er erwarb das Wolfszeichen, das neben dem Halbmond seine Klingen schmückte, und noch heute ist in der Zeichenrolle des Ayuntiamento der Wolf unter Nummer 59 zu finden. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts traten Solinger Handelsleute mit dem Auslande in Verkehr. Es waren besonders holländische Märkte, auf denen die rheinischen Messer und Schwerter Abnehmer fanden, welche sie dann nach England, Frankreich, Scandinavien und dem Oriente versandten. Dieser Zwischenhandel hörte in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf. Um diese Zeit begannen die Solinger Fabrikanten directe Verbindungen mit Spanien, Portugal, Italien, der Türkei und den nordischen Ländern Europa's anzuknüpfen, womit eine neue Epoche für den in Rede stehenden Industriezweig beginnt, der in den vielen langdauernden und blutigen Kriegen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts das Mittel zu gedeihlicher Fortentwicklung fand. Daß die ihnen folgenden Friedensschlüsse eine Verminderung des Absatzes herbeiführten, ist ebenso natürlich, als daß die wechselnde Mode auch die Schwerter berührte und dadurch eine mannigfache Aenderung in Formen und Geschmack bedingte.

Das Mittelalter bedurfte ſchwerer Schlachtſchwerter, entſprechend den rieſigen Panzern und Helmen in unſern Waffenſammlungen, die den ſchwächern Epigonen Staunen und Bewunderung erregen. Griff und Klinge waren dabei vielfach verziert, oft mit edlen Steinen und Goldſchmuck verſehen. Im hiſtoriſchen Muſeum zu Dresden befinden ſich ſieben Fuß lange Schwerter, deren Klingen häufig mit dem Wolfszeichen verſehen ſind. Griffe und Parierſtangen ſind höchſt einfach und den Zwecken völlig entſprechend. Als im ſiebzehnten Jahrhundert das zweiſchneidige Schwert von Degen und Säbeln verdrängt wurde, kamen an Stelle der früheren Griffe und Bügel von Holz oder Eiſen deren aus Meſſing oder mit Leder überzogenem Holz in Gebrauch. Die deutſchen Wolfsklingen oder die ſpaniſchen Espado's de Toledo, die noch im dreißigjährigen Kriege Wunder der Tapferkeit verrichtet hatten, erſetzten leichte Säbel, die den heutigen „Käſemeſſern" der Infanterie ziemlich ähnlich ſahen. Unter Ludwig XIV. verbreitete ſich franzöſiſche Leichtfertigkeit und Leichtigkeit über einen großen Theil Europa's. An den Höfen der kleinſten Souveräne bemühte man ſich, dem Hofe von Verſailles nachzuahmen, und ihn wo möglich in der Raffinirtheit des Luxus und der Zierbengelei zu überbieten. Die mächtigen Schlachtſchwerter des Adels machten eleganten leichten Degen Platz, die zum ſilbergeſtickten Hofkleide und der wohlgepuderten Perrücke paßten. Friedrich der Große wußte den Werth einer guten deutſchen Reiterklinge wohl zu ſchätzen, und Ziethen's Reiterſäbel lieferte das Muſter für die Bewaffnung der Cavallerie ſpäterer Zeit, bis 1811 der franzöſiſche Chaſſeurſäbel auftauchte, der im engliſchen ſchweren Reiterſäbel einen Nebenbuhler fand.

Dieſe wechſelnden Formen übten nicht geringen Einfluß auf den Gang des Solinger Klingenhandels, der ſich indeſſen durch den ſtabil bleibenden Geſchmack des Orients und nicht europäiſcher Länder entſchädigt ſah. Die Türkei, Serbien, die Donaufürſtenthümer und andere bezogen flache glatte Klingen oder ſolche, die mit kleinen Hohlkehlen verſehen waren. Für Ungarn wurden dünne Klingen mit Senſenrücken angefertigt. Die Meſſerfabriken, deren erſtes Privilegium vom 14. Januar 1571 datirt, fanden reichlichen Abſatz in Amerika. Die Zahl der Meſſerhandwerksbrüder, welche Steuern zahlen, beſtand in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus 400 Köpfen; die der Schwertſchmiede aus 500, der Schleifer aus 500, der Schwertfeger aus 60, der Kreuz- und Knopfſchmiede aus 21 und der Scherenmacher aus 200 Köpfen. Im Ganzen ernährten die Metallfabriken 4000 und der Eiſenhandel 18,127 Menſchen. Man hat berechnet, daß die Solinger Fabriken damals dem Lande jährlich 600,000 Thaler fremdes Geld zuführten und daß im Durchſchnitte 1,300,000 Pfund Stahl und Eiſen zu 3000 Klingen verarbeitet wurden.

Es wurde vorhin bemerkt, daß neben den Schwertfabriken in Solingen auch Meſſerfabriken entſtanden ſeien. Zur richtigen Würdigung aller gewerblichen Verhältniſſe muß auf die Privilegien der einzelnen Handwerker zurückgegangen werden. Das Schwerterſchmiedehandwerk erhielt ſeine Statuten am 25. November 1472, beſtätigt im Jahre 1689. Das Härter- und Schleiferhandwerk erhielt 1401 ſein Privilegium, das 1519 und 1689 Beſtätigung empfing, und das Schwertfegerhandwerk am 18. Mai 1592 eine dritte Beſtätigung des Privilegiums vom 9. März 1412. Ein gemeinſchaftliches Privilegium dieſer drei geſchloſſenen Handwerke ertheilte Kurprinz Johann Wilhelm im Jahre 1687. Des Privilegiums des Meſſerhandwerks wurde ſchon gedacht. Am 10. October 1620 erhielt das Kreuz- und Knopfſchmiedehandwerk von Herzog Wolfgang Wilhelm anſtatt des alten verloren gegangenen ein neues Privilegium. Die fünf privilegirten Handwerker beſaßen eigene Vögte und Rathleute, die alle Jahre neu gewählt wurden. Die Lohnſätze waren von den Landesherren feſtgeſetzt; nichts deſto weniger entſtanden häufig Streitigkeiten, die ſogar zu Aufſtänden der Arbeiter führten. Im ſiebzehnten Jahrhundert ſonderte ſich die handelnde Claſſe von der arbeitenden ab, in Folge deſſen viele Theile der älteren Privilegien aufgehoben wurden. Johann Wilhelm erließ neue, den veränderten Umſtänden entſprechende Satzungen. Die Löhne wurden abermals regulirt und das Verbot eingeſchärft, den Arbeitern keine Detailwaaren in Zahlung zu geben. Nur die Handwerksmaterialien waren davon ausgenommen, jedoch ſtanden die Preiſe feſt, ſo daß die Intereſſen der Arbeiter hinlänglich geſchützt wurden. Den Handwerkern wurde ferner das Recht ertheilt, Wohnungen, Werkſtätten, Schleifkotten oder

dazu erforderliche leere Plätze zur eigenen Nothdurft gegen einen Nichtprivilegirten, welcher ein Pacht- oder Erbrecht in den Fabriken erworben hatte, mittelst Anerbieten der gleichen Bedingnisse durch Näherkauf an sich zu bringen.

Die Fabrikkaufmannschaft schied sich in Klingen- und Messerkaufleute. Letztere bestanden aus Privilegirten und Eingeborenen, Unprivilegirten und Beigeschworenen. Die Kaufleute hatten eidlich gelobt, weder mit fremden Klingen zu handeln noch im Auslande Klingen unter dem für fertige Waaren bestimmten Preis zu verkaufen. Ferner durften sie die Handwerksmaterialien, als Stahl, Eisen und so weiter, nicht über dem festgesetzten Preis aufdringen und sich bei ihren Verkaufsgeschäften keiner in- noch ausländischen Unterhändler bedienen, um jederzeit selbst haftbar sein zu können.*)

Wir ersehen aus diesen Satzungen, über deren Beachtung ein Untersuchungsgericht Recht zu sprechen hatte, wie angelegentlich sich die Herzöge von Berg einer Entwicklung der Klingenfabriken annahmen. Der Minister von Himpesch nannte sie ein Kleinod des bergischen Landes, das mit aller Sorgfalt gehegt und gepflegt werden müsse. Es war natürlich, daß andere Staaten das Verlangen hegten, ähnliche Fabriken zu besitzen. Schon 1661 waren Solinger Schmiede nach Eilspe bei Hagen und nach Gevelsberg ausgewandert. Von dort kamen die Schmiede und Schleifer Engels, Moll und Kirschbaum unter Friedrich I. nach Spandau. Andere zogen mit Gottschalk nach Kopenhagen. Im Jahre 1773 siedelten Solinger Klingenschmiede nach Tula in Rußland über und unter Gustav III. von Schweden führte ein Emissär mit Namen Waldstroem andere nach Eskilstuna, wo jetzt ausgezeichnete blanke Waffen geliefert werden. Rußland ließ sich an seiner Fabrik in Tula nicht genügen. Im Jahre 1811 warb der Regierungsrath Eversmann viele der besten und geschicktesten Arbeiter Solingens, die zu Slatrust, Gouvernement Orenburg, die dort bestehende Waffenfabrik gründeten. Es war damals eine trübe Zeit für die Solinger Fabriken. Die Continentalsperre lähmte den Absatz nach außen und so wurde die Thätigkeit eine höchst beschränkte. Napoleon I. hob die Privilegien der Handwerker auf und zog viele Arbeiter nach Frankreich. Um das eigene Fabricat zu schützen, wurden die Solinger Klingen mit einem Zoll von 2 Franken 40 Centimes belegt, überdies eine Waffenfabrik in der Nähe von Düren angelegt. Mit der Besitzergreifung des bergischen Landes durch Preußen nahm die Fabrication von Klingen, Messern, Scheren und so weiter einen neuen Aufschwung. Herr von Hauer gab 1832 nach amtlichen Ermittlungen die Waarenmasse der Eisen- und Stahlfabrication in Solingen von den kleinen Artikeln zu 12- bis 15,000 Stück an, wozu 4000 Stück Klingenwaaren und montirte Waffen gerechnet werden müssen, deren Gesammtwerth er zu 750,000 Thalern berechnete. Ihm zufolge betrugen die inländischen Urstoffe 184,405 Thaler, die ausländischen 19,200 Thaler, so daß 203,605 Thaler für sämmtliche Urstoffe verausgabt wurden. Hierzu kommen noch 400,000 Thaler für Arbeitslohn, so daß letztlich die Fabrication eine Gesammtsumme von 603,605 Thalern erfordert.

Genaue Zahlen über den Stand des heutigen Absatzes, sowie über die Fabrication sind nicht zu erlangen, da selbst die Handelskammer in Solingen in dieser Hinsicht sehr schweigsam ist. Aus der 1853 gedruckten Denkschrift über den Bau einer Benrath-Solinger-Eisenbahn ersehen wir, daß im Fabrikdistricte Solingen, wozu noch die Gemeinden Dörp, Hohscheid, Wald, Merscheid und ein Theil der Gemeinde Gräfrath gehört, vorhanden waren:

11 Dampfmoschinen zum Betriebe metallischer Fabrication;
93 Schleifkotten mit 1178 Arbeitern;
18 größere Fabriketablissements zur Fabrication von Eisen- und Stahlwaaren;
665 Schmieden zum Schmieden der Schwerter, Messer u. s. w.;
382 Scherenschmieden;
60 Gürtlerwerkstätten und Gelbgießereien;
27 Schmieden für die Scheidenfabrication;
4 Härterwerkstätten;
3 Hammerwerke.

Die An- und Abfuhr der Rohmaterialien, Eisen- und Stahlwaaren wurde auf 251,000 Centner angegeben. Im Jahre 1856 wurden fabricirt: circa 4- bis 500,000 Schwertklingen aller Art, wovon 150,000 als fertige Waffen versandt wurden, circa 1½ bis 2 Millionen

*) Vergleiche Knopp, Geschichte und Statistik von Elberfeld, Seite 308.

Dutzend Messer aller Art, 800,000 bis 1 Million Dutzend Scheren, circa 1 Million Dutzend Stahlrahmen zu Geld-, Cigarren- und Reisetaschen. Der Gesammtwerth dieser Fabricate betrug ungefähr 5 Millionen Thaler. Nach der ungeheuren Thätigkeit zu schließen, die seit dem Kriege in Italien in den Solinger Schwertfabriken herrscht, dürfen wir eine beträchtliche Steigerung dieser Werthe annehmen, die dann in einem größern Consum von Rohmaterialien ein Aequivalent findet.

Die Schwertfegerei, oder das Montiren der Klingen hat in Solingen eine Ausbildung erlangt, die seinen Fabricaten unstreitig den ersten Rang in Deutschland, wenn nicht in Europa sichert. Es waren Pariser Armuriers, die im Jahre 1572 nach Cöln und 1618 von da nach Solingen auswanderten und die eigentliche Schwertfegerei begründeten. Sie lieferten Schwertgefäße von Eisen und Stahl, zuweilen mit Gold und Silber ausgelegt und in höchster Vollkommenheit gearbeitet. Die Continentalsperre äußerte ihre nachtheiligen Einwirkungen ganz besonders auf diesen Zweig der Fabrication, und so bezogen die Solinger Häuser längere Zeit ihre Schwertgefäße von Nürnberg und Paris. Erst der unermüdeten Thätigkeit des Herrn Peter Knecht gelang es 1819, die Herstellung von Schwertgriffen aller Art in Solingen neu zu beleben, so daß sie heute vielen Menschen Arbeit gibt und sich auf den verschiedenen Weltausstellungen der letzten Jahre allgemeine Anerkennung ihrer schönen Arbeiten erwarb. Die Griffe in Horn, Elfenbein und Metall steigen vom gewöhnlichen Hirschfänger bis zum kostbarsten Galladegen alle Stufen der Schnitzerei und Gießerei durch und zeigen bei den reichen Stücken Werke hoher Kunstvollendung, wie sie kaum Frankreich in dieser Vollkommenheit liefert. Die Gelbgießereien, welche die gewöhnlichen Gefäße, und nebenbei Glocken, Klingeln u. s. w. verfertigen, beziehen ihren Bedarf an Messing größtentheils von Stolberg bei Aachen.

Auf der Berliner Ausstellung im Jahre 1844 waren die Herren P. W. Knecht Söhne durch 515 Nummern vertreten. Darunter zeichneten sich die damascirten Klingen vor allen übrigen aus, und zwar waren so kostbare Waffen vorhanden, daß einzelne zu 150 bis 200 Friedrichsd'or taxirt wurden. Die Damascener Klingen entstehen durch das Zusammenschweißen zweier oder mehrerer Stahlsorten. Sie zeichnen sich durch eine außerordentliche Dichtigkeit aus, so daß mit ihnen Eisen ohne Scharten durchhauen werden kann, und tragen auf der Fläche der Klinge flammige Figuren, die in neuerer Zeit durch die sogenannte falsche Damascirung nachgeahmt worden sind. Wenn die Nachricht begründet ist, daß Graf Adolph IV. von Berg Klingenschmiede aus Damascus nach Solingen gebracht hat, so muß die Damascirung dort schon alt sein. Allein man findet in den verschiedenen Waffensammlungen keine Solinger Damastklinge, die älter ist, als 1633. Einer der berühmtesten Klingenschmiedemeister, Abraham Krebs, erfand den sogenannten „Krebs" oder Solinger Damast am zweiten Weihnachtstage 1632, und von ihm erbte sich das Geheimniß der Bereitung durch Generationen fort. Einer uns vorliegenden handschriftlichen Mittheilung des Herrn Peter Knecht zufolge hat dieser umsichtige, strebsame Fabrikant im Jahre 1821 die ersten seinen Damaste erfunden und nach und noch den Solinger Damast verbessert, der jetzt von mehreren Häusern in großer Vollendung geliefert wird. Die von dem Herrn P. D. Lünenschloß in Berlin ausgestellten Klingen bekundeten durch die ungemeine Elasticität und Härte die Güte des verwendeten Stahls wie die Kunst der Bearbeitung. Auch die damascirten Degenklingen des Herrn J. A. Henkels wurden allgemein bewundert. Die in London und Paris ausgestellten Klingen fanden bei gewiegten Kennern dieser Artikel, den Orientalen, ungetheilte Anerkennung. Dauerhaftigkeit und Elasticität sind Hauptbedingungen einer guten Klinge. Die vielberühmten persischen und indischen Säbel, die oft als unbezahlbare Seltenheiten betrachtet werden, vermögen wohl ein seidenes Tuch in der Luft zu zerschneiden, nicht aber einem Stahlpanzer Widerstand zu leisten. Und doch ist diese Eigenschaft bei Cavalleriesäbeln nöthig, obgleich es schwer, wenn nicht ganz unmöglich ist, auch die aus dem trefflichsten Stahl gearbeitete und wohl gehärtete Klinge vor dem Zerspringen zu behüten. Die Fortschritte der Chemie und unausgesetzte Versuche, die mit dem Stahl angestellt werden, dürften auch hier wesentliche Fortschritte erzielen. Bei der Thätigkeit der Solinger Fabrikanten steht zu erwarten, daß sie sich keinen Moment entgehen lassen, der zur Vervoll-

kommnung ihres äußerst wichtigen Industriezweiges dienen kann.

Außer Messern aller Art, Dolchen, Gabeln und Scheren werden Bajonette, Ladestöcke, Lanzen, Pfropfenzieher u. s. w. verfertigt. Die Messer- und Gabelfabrication ist neben der Darstellung der Schwerter die wichtigste. Sie findet ihren Absatz in allen europäischen Staaten und liefert das Dutzend zu 12 Silbergroschen bis 30 und 36 Thaler. Die Bereitung der Hefte aus Holz, Horn, Elfenbein und Metall gibt Hunderten von Arbeitern lohnende Beschäftigung. Bei allen Artikeln waltet das Princip der Arbeitstheilung vor. Herr von Hauer schildert uns diese bei der Klingenfabrication in folgender Weise:

1) Der Stahl kommt in Stücken, auf die Länge der verschiedenen Klingen gekürzt, aus den Reckhämmern;

2) Die erste Gestaltung erhält die Klinge dann beim Schwertschmiede mit Hilfe des Vorschlägers, der den schweren Hammer auf den Ambos führt. Diese Arbeit heißt das „Stempeln." Der Vorschläger ist ebenfalls behilflich, den Griff von Eisen an die Klinge von Stahl zu schweißen. Er ist nur bei der ersten Bearbeitung nöthig; später genügt dem Schwertschmiede sein eigener rechter Arm.

3) Die ausgeschmiedete Klinge kommt zum Härter, durch dessen Arbeit sie ihre Federkraft erhält.

4) Dann bekommt sie der Schleifer, der sie blank macht und höhlt.

5) Aus der Schleifmühle, wo theilweise die Federkraft verloren geht, nimmt der Härter die Klingen zurück, um ihr eine neue, die sogenannte „blaue Härtung" zu geben. Sie geht dann:

6) wieder zur Schleifmühle, wird mit Schmirgel und Oel auf einer Holzscheibe abgeschliffen, und nun ist die gewöhnliche Klinge fertig. Soll sie aber verziert werden, so wird sie

7) vom Schleifer noch erst auf einer mit Feuerstein und Holzkohle beriebenen Scheibe abgeschliffen, kommt dann

8) zum Aetzer, der auf dem Aetzgrunde mit der Nadel feine Figuren einzeichnet und fertig macht.

9) Hiernach gibt ihr der Schleifer die letzte Politur, und nun kommt sie

10) in die Hände des Vergolders, der sie mittelst der bekannten Solutionen im Feuer vollends verziert.

Wird die Klinge montirt, so gehört dazu:

11) der Scheidemacher in Eisen, Messing und Leder. Für erste Gattung arbeitet der Ortbänderschmied. Zu den ledernen Scheiden wird der Haken und die Ortspitze von den Gelbgießern und den Arbeitern für die Metallscheiden geliefert, an welche sich

12) die Griffmacher anschließen, welche eiserne Griffe feilen und aus der Hand poliren. Messinggriffe machen die Gelbgießer. Die Griffmacher besorgen auch die Arbeiten von Holz, Horn und Leder, die Drahtgewinde und dergleichen. Zu den Gefäßen dagegen werden

13) die feineren derartigen Gegenstände aus Perlmutter und edeln Metallen von den Vergoldern, Ciseleurs und ähnlichen Handwerkern fertig gestellt.

Die Schleifmühlen, auch Schleifkotten genannt, liegen an der Wupper und ihren Nebenbächen und haben fast die seit Alters übliche Einrichtung bewahrt. Die Schleifsteine werden meistens von der Mosel bezogen. Die Kunstschleiferei, welche mit Steinen von allen Größen Figuren in die Klingen höhlte, ist eingegangen. Die Politur der Messer, welche Daniel Peres zu Solingen 1802 einführte, gibt der englischen nichts nach. Zu den Messerheften verarbeiten die Fabriken Eben- und Olivenholz, Weißbuchen-, Aepfel- und Pflaumbaumholz, Ziegen- und Ochsenhorn, Elfenbein, echtes und unechtes Hirschhorn. Jeder Arbeiter ist in seiner Werkstatt selbständig beschäftigt und wendet dort die ihm von den Voreltern überkommenen Geheimnisse oder die selbsterfundenen Kunstgriffe an. Das Material liefern die Handelshäuser, die den Debit nach Außen besorgen, und mit den Hauptmärkten der Welt, mit Kriegsministerien und Zeughäusern der einzelnen Staaten in Verbindung stehen.

Es wäre für die Fabrication Solingens von größter Wichtigkeit, wenn das Project einer Eisenbahn von Elberfeld nach Solingen zu Stande käme, obgleich die vielen Steigungen diese Linie sehr schwierig und kostbar machen. Ein anderes Project, eine Bahn von Station Benrath der Cöln-Mindener-Eisenbahn nach Solingen zu führen, hat größere Aussicht, realisirt zu werden, wenn auch in diesem Momente die Verhältnisse des Geldmarktes nicht günstig sind. Die Baukosten sind auf 816,470 Thaler, die muthmaßlichen jährlichen Einnahmen auf

127,866 Thaler veranſchlagt worden. Die billige Anfuhr von Steinkohlen, Eiſen, Stahl, Meſſing u. ſ. w. würde weſentlich auf die Preiſe der Solinger Fabricate influiren und ſomit eine größere Concurrenzfähigkeit mit England ermöglichen, das in vielen Artikeln nur durch ſeine Billigkeit, weniger durch ſeine Güte, dominirt. Sind erſt die Steinkohlen gegen einen Frachtſatz von 1 Pfenning pro Centner und Meile zu beziehen, ſo wird die Dampfkraft bald die Waſſerkraft erſetzen, ſo daß ein Stilliegen der Schleifmühlen in heißen, waſſerarmen Sommern nicht mehr möglich iſt. Bei manchen Fabricationszweigen wird die Waſſerkraft nöthig ſein, allein im Großen und Ganzen muß ſich auch hier die Macht des Dampfes als Reformator der modernen Gewerbthätigkeit erweiſen. Kohlen und Eiſen ſind ihre Hauptgrundlagen. Wenn Rheinland-Weſtfalen durch den Beſitz dieſer Naturgaben einen heroorragenden Rang unter den induſtriellen Gegenden Deutſchlands einnimmt, ſo muß es Pflicht der Staatsregierung ſein, durch Vermehrung der Communicationsmittel alle Elemente der materiellen Production zu größtmöglichſter Ausnutzung zu bringen. Solingens Induſtrie iſt heute erſt recht die Perle des bergiſchen Landes, und ihre Stellung im Gewerbsweſen der Gegenwart ſo bedeutend, daß ſich eine umfaſſende Darlegung wohl rechtfertigen ließe.

Mineralöle und Paraffin.

„Man würde es ſicher als eine der größten Entdeckungen unſeres Jahrhunderts betrachten," ſagt Liebig in ſeinen bekannten chemiſchen Briefen, „wenn es Jemandem gelungen wäre, das Steinkohlengas in einen weißen, feſten, trockenen, geruchloſen Körper zu verdichten, den man auf Leuchter ſtecken, von einem Platz zum andern tragen, oder in ein flüſſiges, farb- und geruchloſes Oel, das man in Lampen brennen könnte." Als Liebig dieſen Ausſpruch veröffentlichte, war die wichtige Entdeckung allerdings ſchon gemacht, aber ſie hatte noch nicht ihren Weg aus dem chemiſchen Laboratorium in das praktiſche Leben gefunden.

Schon 1830 hatte Reichenbach aus dem ſchwarzen, übelriechenden Theer einen blendendweißen, durchſcheinenden, geruchloſen, feſten, fettähnlichen Stoff gewonnen, dem er, wegen ſeiner auffallend großen Indifferenz gegen chemiſche Mittel, den Namen Paraffin (von parum affinis, wenig verwandt) beigelegt hatte. Als Mann der Praxis — als Dirigent eines über ein Gebiet von fünf Stunden Länge ausgedehnten Fabrikſyſtems von Bergwerken, Eiſenhütten, mechaniſchen Werkſtätten, chemiſchen Fabriken u. ſ. w. auf den Beſitzungen des Grafen Solms in der Nähe von Brünn — überſah Reichenbach ſeine wiſſenſchaftlichen Forſchungen mit prüfendem Blick und dabei entgingen ihm die für die Beleuchtung ſo wichtigen Eigenſchaften des Paraffins nicht.

„Ein gut Ding will Weile haben," verkündet uns ein altes Sprichwort, das auch hier ſeine Beſtätigung findet. Lange zierte das Paraffin, als eine große Merkwürdigkeit, nur die Präparatenſammlungen der Chemiker. Bevor es auf dem Markt des Lebens erſcheinen konnte, mußte noch manche wiſſenſchaftliche Arbeit ausgeführt werden. Zunächſt fand man, daß das Paraffin ein allgemeines Product der trockenen Deſtillation, das heißt der Zerſetzung thieriſcher und pflanzlicher Stoffe durch die Hitze bei Abſchluß der Luft, beſonders der harzigen und fettigen Subſtanzen, des Wachſes u. ſ. w. ſei. Man ſchied es ab aus dem Theer verſchiedener Holzarten, der Steinkohlen (jedoch nicht immer) und der Braunkohlen (1835). Man fand das Paraffin ferner im Ruß der Schornſteine und in dem Tabacksrauch, denn das Tabackrauchen iſt ebenfalls eine chemiſche Operation, eine trockene Deſtillation. Ferner enthält jeder Branntwein, der behufs der Entfuſelung mit Kohle behandelt worden iſt, Paraffin. Auch in dem Steinöl von verſchiedenen Fundorten (ſo zum Beiſpiel von Rangun in Ava und von Tegernſee in Baiern) wurde Paraffin nachgewieſen. Hieraus geht hervor, daß das Steinöl gleichfalls als ein Product der trockenen Deſtillation, die durch die Natur ſelbſt bewerkſtelligt worden iſt, angeſehen werden muß. Es ſtammt dieſe aus Stein- oder Braunkohlenablagerungen her, die im Schooße der Erde einer bedeutenden Hitze unterliegen.

Alle dieſe intereſſanten Ergebniſſe hatten freilich zunächſt für die Induſtrie keine weiteren Folgen, aber ſie gaben doch Veran-

lassung, daß man mit den merkwürdigen Eigenschaften dieser Substanz näher bekannt wurde. So fand denn auch Gay-Lussac, daß das Paraffin dieselbe chemische Zusammensetzung besitze wie das reine Leuchtgas, — also man hatte in diesem Stoffe genau das, was Liebig verlangt: Leuchtgas zu einem festen Stoffe verdichtet.

Wichtiger war die Auffindung von mächtigen Ablagerungen eines durch einen großen Reichthum an fossilen Fischen ausgezeichneten bituminösen Schiefers, die in Frankreich zwischen dem Canal du Centre und Autun, im Departement Saône und Loire, über dem Steinkohlengebirge zu Tage treten, außerdem noch in der Vendée und an andern Orten vorkommen. In den Destillationsproducten desselben wies Laurent gleichfalls Paraffin nach. Außerdem aber lieferte dieser Schiefer eine bedeutende Menge von flüssigen Kohlenwasserstoffen, die sich durch ihre Leuchtkraft auszeichneten. Selligue benutzte diesen Schiefer, oder vielmehr die daraus gewonnenen Oele, zuerst zur Darstellung von Leuchtgas, indem er Wasserdampf über glühende Kohlen leitete und das aus der hierbei stattfindenden Zersetzung des Wassers resultirende, sehr wenig leuchtende Wasserstoffgas mit den Dämpfen des Schieferöles zusammenbrachte. Das so mit flüchtigen Kohlenwasserstoffen gesättigte Gas brannte ganz vortrefflich, so daß diese Darstellungsmethode in verschiedenen Leuchtgasfabriken angenommen wurde. Leider waren aber die Darstellungskosten dieses Gases doch zu beträchtlich, und so ist denn die so sehr gerühmte Methode schon längst wieder den Weg alles Fleisches gegangen.

Seitdem verarbeitete man diesen Schiefer zu Leuchtstoffen. Bereits auf der französischen Industrieausstellung von 1839 hatte Selligue neben dem Rohmaterial, dem bituminösen Schiefer, auch die Fabricate, als Mineralfett, roh und gereinigt, eben die Oele, von denen das rohe einen Preis von 6⅔ Thaler pro Centner hatte, und Mineralwachs (Paraffin), wovon das rahe mit 16⅔ Thaler, das gereinigte mit 24 Thaler pro Centner bezahlt wurde. Auch Kerzen wurden ausgestellt, aber diese hatten ein schmutziges Aussehen. Die Ausstellung von 1839 bekundete, daß man in dieser Weise auch bereits das Erdharz, von dem man bedeutende Ablagerungen in den Departements Ober- und Niederrhein, Vogesen u. s. w. findet, benutzte. Aber dessen ungeachtet machte das, was die große Industrieausstellung von 1855 vorführte, grade keinen günstigen Eindruck. Man suchte zwar diese Leuchtstoffe auch aus Torf und Braunkohlen zu gewinnen, aber es hatte doch ganz den Anschein, daß dieser ganze Industriezweig, der damals schon länger als fünfzehn Jahre in Frankreich existirte, noch nicht zu einer gedeihlichen Entwicklung gelangt wäre.

Die außerordentliche Verbreitung der Leuchtgasfabriken in England führte wieder zu einer fabrikmäßigen Verarbeitung des hier in so großen Mengen gewonnenen Theeres. Diesem neuen Industriezweige kamen die wissenschaftlichen Untersuchungen eines deutschen Chemikers, des jetzigen Professors Hofmann in London, damals noch ein Schüler Liebig's in Gießen, über den Steinkohlentheer, die zehn Jahre nach Reichenbach ausgeführt wurden, sehr zu Statten. Von diesem wurden eine Menge sehr nützlicher Stoffe aus dem übelriechenden Theer abgeschieden. In England benutzte man indessen meistens nur die leichteren, flüchtigeren Oele zur Auflösung des Kautschuk und zur Bereitung von Firnissen, dann die schwereren als Schmiermittel und den festen Rückstand bei der Destillation des Theeres als Asphalt.

Dieser Industriezweig fand hier binnen Kurzem eine solche Ausdehnung, daß man auch Steinkohlen direct auf Theer verarbeitete. Die erste Fabrik dieser Art war die von James Young in Manchester, und hier gewann man aus 100 Theilen der sehr fetten Boghead-Cannellohle 40 Theile Oel und 10 Theile Paraffin. Diese Kohle, die bei Torbanehill, nahe bei Bathgate in Schottland (in der Grafschaft Linlithgow), vorkommt, wird auch wegen ihrer großen Ausgiebigkeit vielfach auf Leuchtgas verarbeitet und hat deshalb, wegen der verschiedenen Privilegien der Gesellschaften, sowohl in England wie auch in Deutschland (Frankfurt a. M.), zu Processen Veranlassung gegeben, weil die Einen sie als Steinkohle ansehen, Andere aber wieder nicht. Die Sachverständigen, die zur Entscheidung des Streites aufgerufen wurden und die sich hierbei auf mineralogische und mikroskopische Untersuchungen stützten, gelangten nicht zu übereinstimmenden Resultaten. Die chemische Untersuchung der Destillationsproducte hat aber ergeben, daß dieses Mineral nicht als Steinkohle, son-

dern als ein bituminöser Schiefer anzusehen ist. Auch wird vielfach bestritten, daß darin mit dem Mikroskop Pflanzenzellen zu erkennen seien.

Der ungemeine Reichthum dieser Substanz, der man neuerdings, um ihre Verschiedenheit von der Steinkohle zu bezeichnen, den Namen „Torbanehillmineral" beigelegt hat, — an Bitumen, gibt sich schon daraus zu erkennen, daß sie sich sehr leicht an einem Lichte entzünden läßt und dann sehr ruhig mit helleuchtender und stark rußender Flamme brennt. Außerdem besitzt dieses Mineral die für seine Verarbeitung günstige Eigenschaft, daß es nur äußerst wenig Wasser (½ Procent) enthält.

Später legte Young eine neue Fabrik in der Nähe des Fundortes dieses Minerales an. Eine weitere Grundlage sollte dieser neue Industriezweig in den ausgedehnten Torfmooren Irlands erhalten, die nicht weniger als den siebenten Theil der ganzen Insel (2,830,000 Morgen) einnehmen und wegen des Reichthums an vortrefflichen Steinkohlen im nahen England völlig werthlos sind. Durch die fabrikmäßige Verarbeitung des Torfes hoffte man der Verarmung dieses Landes einen wirksamen Damm entgegenzusetzen, indem man den unglücklichen Einwohnern nicht allein einen für den Lebensunterhalt genügenden Verdienst verschaffte, sondern auch nach der Forträumung des Torfes eine nicht unbedeutende Fläche für die fernere Cultur gewann.

Die fabrikmäßige Verarbeitung des Theeres erlangte zwar in England binnen kurzer Zeit eine bedeutende Ausdehnung, aber die Producte wurden mehr zu industriellen Zwecken verwendet als zur Beleuchtung, da das Leuchtgas hier selbst in den Wohnungen ungemein verbreiteter ist als bei uns. So war zum Beispiel 1855 in London keine Paraffinkerze aufzutreiben. Bei unserer Nachfrage zeigte man uns nur winzige Stücke von Paraffin und sprach davon als einer sehr seltenen Substanz. Dagegen aber sahen wir bald darauf in den Fabriken wahrhaft ungeheure Vorräthe von Schmiere, wozu dieser edelste Leuchtstoff verarbeitet wurde. Wo wir in den Eisenbahncoupées erzählten, daß man aus der schwarzen Kohle blendend weiße Kerzen gewinnen könnte, erregte diese Behauptung unter den Engländern stets so große Verwunderung, daß man ungläubig den Kopf schüttelte. Auch jetzt noch gehen bedeutende Mengen von Paraffin aus Deutschland nach England.

Von dem Fortgange der großen Unternehmungen in Irland, über die wir in den deutschen technischen Journalen glänzende Berichte gelesen hatten, hörten wir von genau unterrichteten Personen wenig Erfreuliches. Es scheint, daß man hier dieselben traurigen Erfahrungen gemacht hat, wie später bei uns zur Zeit des Actienschwindels. Neuerdings sollen jedoch die Fabriken in der Grafschaft Kildare einen guten Fortgang genommen haben. Man verarbeitet täglich 100 Tonnen oder 2000 Centner Torf, also jährlich 730,000 Centner und gewinnt daraus 2,72 Pfund Paraffin, 7,85 Quart eines flüchtigen, zur Beleuchtung geeigneten Oeles und 3,96 Quart eines schwereren Oeles, welches als Maschinenschmiere zu verwenden ist. Die Fabrication beläuft sich also jährlich auf 99,280 Pfund Paraffin, 286,525 Quart leichtes und 144,540 Quart schweres Oel. Außerdem gewinnt man aus der bei der Destillation des Torfes übergehenden wässrigen Flüssigkeit noch pro Tonne 24 Pfund schwefelsaures Ammoniak, 4½ Pfund Holzessig und 7,3 Pfund Holzgeist, der bei verschiedenen Verwendungen den Weingeist vertreten kann; also jährlich 876,000 Pfund schwefelsaures Ammoniak, ein sehr werthvolles Product für die künstliche Düngerfabrication, die in England in einem sehr großartigen Maßstabe betrieben wird, 164,000 Pfund Holzessig, aus dem man selbst einen sehr guten Tafelessig oder werthvolle Producte für die Färberei bereiten kann, und 266,450 Pfund Holzgeist. Als Rückstand bei der Destillation des Torfes gewinnt man noch 25 Procent Kohle, die, da sie frei von Schwefel sind, ein ausgezeichnetes Brennmaterial für metallurgische Operationen abgeben.

Wie bei so vielen andern industriellen Entdeckungen, die von Deutschen ausgegangen, kehrte auch die fabrikmäßige Verarbeitung des Theeres, um welche sich deutsche Chemiker so wesentliche Verdienste erworben hatten, nach fast zwanzig Jahren und nach langen Irrfahrten in ihre Heimath zurück. Nicht genug, daß das Ausland unsern Industriellen die Lebensfähigkeit deutscher Gedanken beweisen mußte, sondern Franzosen mußten noch dazu den Anstoß geben, daß die Ergebnisse der deutschen

Wissenschaft bei uns fruchtbringend in das Leben eingeführt wurden. Die ersten Versuche wurden 1849 am Rhein angestellt. Hier hatte man in der Nähe des Siebengebirges eine sogenannte Blätter- oder Papierkohle, die reich an Fischabdrücken ist, entdeckt. Zur Verarbeitung dieses bituminösen Schiefers bildete sich eine Société des Schistes bitumineux du Rhin, die ihren Sitz in Cöln hatte. Bald aber ging das Geschäft an die Firma A. Wiesmann u. Comp. in Bonn über und so entstand die Augustenhütte bei Beul, Bonn gegenüber. Von hier aus kamen die Paraffinkerzen zuerst in den Handel, die schon wegen ihrer Abkunft große Sensation erregten und mehr noch wegen ihres zarten, durchscheinenden und alabasterartigen Ansehens, so daß sie alles andere, mit dem Namen „Kerzen" Belegte, weit hinter sich zurückließen. Während das Neue stets mit großen Hindernissen zu kämpfen hat, fand dieses merkwürdige Product der neueren Chemie sehr bald Eingang, zumal es mit dem glänzenden äußern Gewande, in dem es auftrat, auch innere Vorzüge vereinigte, denn diese Kerzen verbreiteten ein vortreffliches Licht, wie es auch nicht anders, seiner chemischen Natur nach, zu erwarten war. Trotz ihres hohen Preises, den die Paraffinkerzen als Erstlinge beanspruchten, war die Nachfrage so groß, daß sie zeitweise ganz im Handel fehlten.

Eine zweite Fabrik entstand bei Hamburg. Sie wurde ebenfalls durch eine französische Gesellschaft gegründet und von einem Franzosen geleitet. Sie verarbeitete jedoch nicht deutsches Material, sondern das schon erwähnte Torbanehillmineral aus Schottland.

Beide Fabriken erhielten auf der deutschen Gewerbeausstellung in München 1853 die große Denkmünze, also die erste Auszeichnung; die neue Beleuchtungsgesellschaft in Hamburg wegen nützlicher und vielseitiger Verwendung der Destillationsproducte der Steinkohlen und A. Wiesmann u. Comp. in Bonn, wegen Erzeugung von nützlichen Leuchtstoffen aus Blätterkohle, einem sonst werthlosen Stoffe (weil er wegen seines großen Gehaltes an mineralischen Stoffen nicht als Brennmaterial zu benutzen ist); vorzüglich wegen Einführung der fabrikmäßigen Darstellung von Paraffin und Hydrocarbur (Mineralöl) zum Brennen in Lampen. Weiter sagt der über alle Maßen kurz gefaßte Bericht der dritten Gruppe, die Chemie als Gewerbe betrieben, über diesen überaus wichtigen Industriezweig nichts. In dem Bericht über die erste Abtheilung der vierten Gruppe findet sich jedoch noch folgendes Urtheil über das Paraffin. „Das Paraffin," heißt es hier, „besitzt alle Vorzüge des Wachses, übertrifft aber durch seine Weiße und sein alabasterähnliches Ansehen alle bekannten Leuchtmaterialien an äußerer Schönheit; es wird darum sicherlich bald das Wachs aus den Salons verdrängen. Da es überdies die chemische Zusammensetzung des Leuchtgases besitzt, so läßt es auch in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig. Der Preis desselben ist in größeren Quantitäten in der Fabrik, die täglich 150 Pfund erzeugt, 15 Silbergroschen pro Pfund, im Einzelverkauf wird dafür eben so viel oder nahezu dasselbe bezahlt, wie für das Wachs und dieses verzögert vielleicht die allgemeinere Einführung. Seine Leuchtkraft übertrifft die des Wachses, sie kommt aber nicht zur vollen Entwicklung, weil man, um das Rauchen der Flamme zu verhindern, genöthigt ist, die Dochte im Verhältniß zum Durchmesser der Kerzen sehr dünn zu nehmen. Diesem Uebelstand ließe sich vielleicht durch Argandische Dochte (rund und hohl wie bei den Lampen) abhelfen, wenn diese sich bei Kerzen überhaupt als anwendbar erweisen."*)

Wer weiß, wie lange noch die beiden genannten Fabriken in Deutschland die einzigen geblieben wären, wenn nicht kurz nach der deutschen Gewerbeausstellung in München der Actienschwindel über unser Vaterland hereingebrochen wäre. Wenige Jahre reichten nun aus, um der Sache ein ganz anderes Aussehen zu geben und um das lange Versäumte fast in überstürzender Eile nachzuholen.

Zunächst wollte die Augustenhütte die günstigen Zeitläufte zu einer bedeutenden Erweiterung benutzen. Man suchte eine Actiengesellschaft mit einem Capital von 700,000 Thlrn. zu bilden und versprach nicht weniger, denn 22¼ Procent Dividende für das Jahr. In dem Programm, das dieserhalb ausgegeben wurde, stellte man die ökonomischen Vor-

*) Zur Entscheidung dieser wichtigen Frage sind aber bis heute von unsern Industriellen noch keine Versuche angestellt worden. Die Stearinkerzenfabrik von Hertl in Wien hatte zur Münchener Industrieausstellung zwar „Argandkerzen" mit hohlem Dochte angekündigt, aber diese konnten von der Beurtheilungscommission nicht aufgefunden werden.

theile der neuen Beleuchtungsmittel gehörig in's Licht und machte besonders darauf aufmerksam, wie sehr hier Verbrauch und Erzeugung im Mißverhältniß ständen, ja man ging so weit zu erklären, daß dieser bedauernswerthe Uebelstand nie zu beseitigen wäre. „Der wachsende Begehr des Publicums nach diesen Fabricaten," lesen wir hier, „wird auf die Dauer nicht zu befriedigen sein, weil deren Fabrication durch die relative Seltenheit des Rohmaterials im Vergleich zum Bedürfniß immer nur eine beschränkte sein kann."

Das Material zu diesen neuen Beleuchtungsmitteln ist aber in der That gar nicht so selten. Bereits 1849 machte Professor Quenstedt in Tübingen in einer Einladungsschrift zur akademischen Feier des Geburtstages des Königs von Württemberg aufmerksam auf das mächtige Schieferlager, das sich in dem Stufenlande des Gebirgsrandes der schwäbischen und fränkischen Alp vom Rhein bis zum Main in einer Ausdehnung von mehr als 60 Meilen in die Länge erstreckt. Dieser Schiefer gehört zur Liasformation und liegt in sehr geringer Tiefe, zum Theil sogar ganz oberflächlich. Dieser Thon ist die Begräbnißstätte einer vorweltlichen Schöpfung; er umschließt Millionen einer ausgestorbenen Muschelgattung, Posidonia Bronii, und dem Vorkommen dieser fossilen Molluskenart verdankt dieser Schiefer auch seinen Namen (Posidonienschiefer). Außerdem kommen in diesem Gestein auch noch Ichthyosauren, Fische, Krebse, Ammoniten und Bivalven, so wie Fucoiden und Landpflanzen in großer Menge vor. Der Reichthum an diesen fossilen Ueberresten vornämlich des Thierreiches bedingt eben den hohen Bitumengehalt dieses Schiefers. Hierüber sagte Quenstedt später: „Es ist wirklich erstaunlich, wie die Natur durch scheinbar Kleines so Großes zu Stande gebracht hat. In den Posidonienschiefern des Lias in Schwaben liegen auf einer Quadratmeile gering gerechnet über 200 Millionen Centner des feinsten Oeles."

Diese mächtige Ablagerung wäre demnach wohl allein im Stande, ganz Deutschland mit Beleuchtungsmaterial zu versehen. Und doch lag dieser unermeßliche Schatz todt da. Nur in der Heimath der Hohenstaufen benutzt man den obenaufliegenden festen schwarzen Schiefer an einigen Orten zum Bauen.

Selbst Quenstedt's Worte fanden keinen günstigen Boden, wiewohl hier Fabrikeinrichtungen so leicht gewesen wären. Von hier ist denn auch die Bewegung nicht ausgegangen. Auf der deutschen Gewerbeausstellung zu München waren 1854 allerdings einige Proben von den Destillationsproducten dieses Schiefers vorhanden, aber es schienen eben nur Proben zu sein und nicht von einem Fabrikbetriebe herzurühren.

Der preußischen Provinz Sachsen gebührt die Ehre, diesen neuen Industriezweig in Deutschland rasch zur Entwicklung gebracht zu haben. Wir haben bereits gesehen, daß das Paraffin ein ganz allgemeines Product der trockenen Destillation der pflanzlichen Stoffe ist. Deshalb wurde die Aufmerksamkeit der Speculanten auf die mächtigen Braunkohlenablagerungen der Provinz Sachsen gelenkt, zumal ja schon 1835 nachgewiesen war, daß daraus flüchtige Oele und Paraffin gewonnen werden konnten. Da der Actienschwindel 1855 in so hoher Blüthe stand, so war das Beschaffen großer Geldsummen sehr leicht. Es entstanden hier verschiedene Fabriken, von denen freilich manche wieder verschwunden ist. Von hier verbreitete sich der neue Industriezweig sehr bald nach Anhalt, Sachsen und Böhmen; auch in Westphalen und am Rhein entstanden derartige Fabriken. Eben so fing man an, sich in Württemberg und Hohenzollern zu regen und neuerdings hat man auch in Baiern die Aufmerksamkeit auf die Schieferlager gerichtet.

Außer dem künstlich bereiteten Paraffin gibt es auch ein natürliches, „mineralisches," wenigstens hat man mit diesem Namen neuerdings verschiedene Mineralien (Harze), die ähnliche Eigenschaften besitzen, wie das Paraffin, belegt. Meistens kommen diese Erdharze nur in geringer Menge vor, indessen finden sich auch bedeutende Ablagerungen derselben, so z. B. am Rande der Karpathen in der Nähe der Salzformation. Hier treten mächtige mit Bergtheer geschwängerte Thonmassen auf, die jetzt gleichfalls auf Beleuchtungsstoffe verarbeitet werden. Die berühmten ewigen Feuer von Baku verdanken ähnlichen Verhältnissen ihr Dasein. Die ganze Gegend ist mit Steinöl und Erdharz durchdrungen und zwar dermaßen, daß man, um die flüssigen Kohlenwasserstoffe zu sammeln, nur nöthig hat, an einem beliebigen Orte ein Loch in die Erde zu graben, in dem sich das Bergöl dann ansammelt. Hier, an dem Gestade des Caspischen Meeres, ist jetzt auch eine Mineralöl- und Paraffinfabrik errichtet worden.

Ein anderes merkwürdiges Vorkommen ist

der große Erdpechsee auf der Insel Trinidad in der Nähe des Dorfes de la Braye, das selbst auf Erdpech gebaut ist. Unzählige Kanäle schlängeln sich hier durch die Pechlager, die einen Umfang von 3 bis 100 Fuß haben. Beleuchtungsstoffe werden hier aber nicht fabricirt, sondern man vermischt das Erdpech mit Holzspänen und stellt so ein Brennmaterial dar für die Dampfbote der westindischen Linie. Man fabricirt jährlich 100,000 Centner. Die bituminösen Kohlenlager im nordwestlichen Pennsylvanien werden bis jetzt bloß zur Darstellung von Kohlenöl benutzt.

Die Gewinnung der Mineralöle und des Paraffin aus dem bituminösen Schiefer und den Braunkohlen hat im Anfange, wo es sich um die Darstellung von Theer handelt, große Aehnlichkeit mit der Fabrication des Leuchtgases, bei der ja auch Theer in großer Menge abfällt. Der Unterschied ist nur der, daß man dort bei der trockenen Destillation, der Zersetzung der Schiefer und Braunkohlen die Hitze nicht so sehr steigern darf, wie bei der Fabrication des Leuchtgases, denn sonst erleidet der Theer wiederum eine Zersetzung und verwandelt sich in Gas. Wie man aber bei der Leuchtgasfabrication die Theerbildung nicht vermeiden kann, so auch bei der Theerbereitung in den Mineralöl- und Paraffinfabriken nicht die Gasbildung, so mäßige Hitze man auch geben mag. Dieser Uebelstand ist also nicht zu umgehen, nur wäre zu wünschen, daß man die brennbaren Gase nicht, wie es jetzt noch ganz allgemein geschieht, unbenutzt in die Luft entweichen ließe, sondern sie zur Feuerung verwendete, wozu Gelegenheit genug geboten wird. Zur Beleuchtung dagegen lassen sich diese Gase, da sie nur eine geringe Leuchtkraft besitzen, nicht verwenden.

Zumeist wird die Zersetzung des Schiefers und der Braunkohlen in eisernen Retorten vorgenommen und ist die Einrichtung derselben eine ganz ähnliche wie in den Leuchtgasfabriken. Für ein Material, das eine reiche Ausbeute gibt, ist diese Einrichtung wohl zweckmäßig, aber für die gewöhnlichen Braunkohlen, die einen weit geringeren Ertrag an Theer liefern, sind die eisernen Retorten viel zu theuer, zumal sie sehr bald schadhaft werden und dann ausgewechselt werden müssen. Ein weiterer Mangel, der den Gewinn bedeutend schmälert, ist der, daß der Rauminhalt dieser Retorten zu klein ist. Die größten fassen ungefähr 6 preußische Scheffel (10,36 Kubikfuß). Es ist daher unumgänglich nothwendig, daß hier andere Einrichtungen getroffen werden. Man muß Oefen einführen, wie sie bereits bei der Theergewinnung aus Holz in Schweden, Rußland und auch bei uns benutzt werden. Zwar sind bereits eine große Zahl von solchen Oefen in Vorschlag gebracht worden, aber bis jetzt scheint sich noch keiner derselben bewährt zu haben, — allerdings grade auch kein Wunder, denn den meisten dieser Erfinder geht jede wissenschaftliche Einsicht ab.

Die Zersetzung beginnt bereits unter der Rothglühhitze, doch ist eine allmälig steigende Temperatur nicht zu vermeiden. Die Regulirung der Temperotur ist von der größten Wichtigkeit, denn von ihr hängt nicht allein überhaupt die Ausbeute an Theer ab, sondern auch die Zusammensetzung des Theeres, die Resultate an leichtem und schwerem Oel, so wie an Paraffin, die später daraus gewonnen werden; denn je nach der Temperatur treten die Bestandtheile des Materiales bei der Zersetzung, hauptsächlich der Kohlenstoff und der Wasserstoff zu neuen Verbindungen, die in ihrer Gesammtheit den Theer bilden, zusammen. Eine Hauptsache ist noch, daß die gebildeten Theerdämpfe den erhitzten Raum, also die Retorten, sehr schnell verlassen, denn sonst erleiden sie eine weitere Zersetzung und werden hauptsächlich in Gase verwandelt, die verloren gehen.

Diese wichtige Frage wegen der geeignetsten Temperatur ist durchaus noch nicht zur Entscheidung gebracht und eben so wenig eine andere Frage von großer Bedeutung, welchen Einfluß die Gegenwart des Wassers, woran namentlich die erdigen Braunkohlen so überaus reich sind, auf die Theerausbeute ausübt. Allerdings haben uns die technischen Zeitschriften in den letzten Jahren eine Unmasse von Abhandlungen über diesen neuen Industriezweig gebracht, aber geht man daran, die Spreu von dem Korne zu sondern, so findet man nur höchst selten ein Körnlein, das einigen Werth besitzt.

Die Ausbeute an Theer ist eine sehr verschiedene; einmal nach dem Material, das man verarbeitet, und dann, wie bereits erwähnt, nach der Temperatur, bei der die Zersetzung erfolgt. Es liegt eine Menge von Bestimmungen vor, denn die hohen Dividenden, die man in den Programmen der

Actiengesellschaften versprach, erweckten in weiten Kreisen die Hoffnung, daß bei diesem neuen Industriezweige goldene Berge zu verdienen seien und deshalb ist fast Alles, was nur irgend wie Schiefer oder Braunkohle aussah, aus allen Gegenden Deutschlands und weit darüber hinaus der Untersuchung unterworfen worden. Aber auch diese Bestimmungen, so zahlreich sie sind, besitzen einen sehr geringen Werth, da man hierbei meistens auf den Wassergehalt des Materiales gar keine Rücksicht genommen hat. Und deshalb fehlen alle Anhaltepunkte zu einem Vergleich.

In manchen Braunkohlenlagern der Provinz Sachsen hat man eine ganz eigenthümliche helle Kohle gefunden, die so reich an Erdharzen ist, daß sie am Lichte sich sehr leicht entzündet, mit heller Flamme brennt und dabei schmilzt wie Wachs. Diese Kohle liefert eine Ausbeute bis zu 20 Procent und mehr an Theer, doch ist die Verbreitung derselben grade nicht eine überaus große. Die gewöhnliche Braunkohle, die freilich häufig, so wie sie aus der Grube kommt, 50 Procent Wasser und mehr enthält, liefert eine weit geringere Ausbeute; über 6 Procent kann man hier schon als eine gute Ausbeute ansehen. Der Posidonienschiefer aus Württemberg soll nur 9²/₃ Procent Theer geben; das wäre keine besondere Ausbeute, doch schwankt diese sicher hier eben so sehr wie bei den verschiedenen Braunkohlen. Mit dem Theer zugleich geht bei der Zersetzung des Schiefers und der Braunkohle auch eine bedeutende Menge Wasser mit über; zum Theil war es in dem Material bereits enthalten, zum Theil wird es aber bei der Zersetzung gebildet. Wegen des verschiedenen specifischen Gewichtes sondert sich bereits ein großer Theil des Wassers in den Behältern, die zum Auffangen der Destillationsproducte dienen, ab; der letzte Rest scheidet sich bei Anwendung von Wärme in der Ruhe aus und zwar um so leichter, je größer der Unterschied in den specifischen Gewichten, je leichter also der Theer ist. Der vom Wasser befreite Theer wird dann in großen Blasen der Destillation unterworfen, und dadurch in verschiedene Substanzen zerlegt. Zuerst gehen die Oele von einem leichteren specifischen Gewicht und einem geringeren Siedepunkt über; mit dem Steigen des letzteren wird auch das specifische Gewicht ein größeres. Man hat daher die übergehenden Destillationsproducte von Zeit zu Zeit auf das specifische Gewicht zu untersuchen und darnach zu trennen, d. h. gesondert aufzufangen.

Bis zu welchem specifischen Gewicht man die zuerst übergehenden Oele auffangen kann, richtet sich ganz nach dem Material und nach der Temperatur, bei der es zersetzt worden ist. Sind in dem Theer sehr leichte Oele vorhanden, so kann man wohl bis 0,860 hinaufgehen, so daß man beim Zusammenmischen aller Oele bis zu diesem Gewicht ein solches von 0,820 bis 0,825 erhält. Dieses Oel nennt man Hydrocarbur oder Photogen. Dann sammelt man wieder die Oele bis zu einem Gewichte von 0,920, so daß man eine Mischung von 0,885 bis 0,895 erhält, die unter dem Namen Solaröl in den Handel kommt. Ein drittes Product ist das sogenannte Maschinenschmieröl, in England lubricating oil genannt, wozu man die schwereren Oele benutzt, die bereits Paraffin enthalten, aber nicht soviel, daß sie bei gewöhnlicher Temperatur erstarren. Das zuletzt Uebergehende ist ein Gemisch von Paraffin mit Oelen, das gesondert aufgefangen wird, sobald eine Probe auf einem Ziegelstein bei gewöhnlicher Temperatur erstarrt.

Die Oele sind alle noch nicht für den Verkauf geeignet; sie besitzen eine mehr oder weniger dunlle Farbe und einen abscheulichen Geruch, herrührend von verschiedenen Substanzen, die sich gleichzeitig bei der Zersetzung des Rohmateriales bilden. Die einen sind saurer Natur, wie das Kreosot, und die andern sind stickstoffhaltig und dem Ammoniak ähnlich, also alkalischer Natur. Durch abwechselndes Schütteln mit Aetzlauge und concentrirten Säuren werden diese Verunreinigungen entfernt; je sorgfältiger man hierbei verfährt, um so weniger gefärbt erscheint das Oel und um so weniger unangenehm riecht dasselbe. Man kann das Oel ganz wasserhell herstellen und ist das Kreosot gänzlich entfernt, so ist der Geruch auch nicht unangenehm.

Mehr Schwierigkeiten macht die Reinigung des Paraffins. Man bringt die bei der Destillation des Theeres gewonnene Masse in einen kühlen Keller, wo dann das Paraffin mit der Zeit in Krystallen anschießt. Diese Krystalle kommen, nachdem das Oel genügend abgetropft ist, in Centrifugalmaschinen, die circa 2000 Umdrehungen in der Minute machen. Hierdurch wird ein Theil des noch

in dem Paraffin enthaltenen Oeles herausgeschleudert und ein anderer Theil wird durch starke hydraulische Pressen, die einen Druck von 300,000 Pfd. und mehr ausüben, entfernt. Dann folgt die Reinigung mit Aetzlauge und Schwefelsäure, um die letzten Antheile der färbenden Substanzen zu entfernen und dem Paraffin eine blendend weiße Farbe zu ertheilen. Dies gelingt freilich nicht immer so leicht; oft sind noch verschiedene andere Processe erforderlich, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Das hierbei abfallende Oel kann wiederum durch Destillation in die bereits besprochenen Producte zerlegt werden.

Bei der Verarbeitung der Erdharze oder mit Naphta getränkten Materialien fällt natürlich die erste Procedur, die trockene Destillation fort; man kann hier gleich die verschiedenen Substanzen durch Destillation aus Blasen trennen. Auch ist hier die Reinigung der Producte weniger umständlich oder ganz unnöthig. Meistens enthalten diese Oele kein Kreosot und daher ist ihr Geruch ein angenehmerer als der aller aus Schiefer und Braunkohlen gewonnenen Oele. Mitunter enthalten diese Materialien so wenig Paraffin, daß dasselbe nicht besonders gewonnen wird. Man verwendet dann das paraffinhaltige Oel als Schmieröl.

Ein treffliches Material für die Bereitung der neuen Beleuchtungsstoffe gibt auch der Steinkohlentheer ab. Bei der großen Verbreitung, welche das Leuchtgas in den letzten zehn Jahren bei uns gefunden hat, ist die Erzeugung des Steinkohlentheeres, der als Nebenproduct abfällt, eine so bedeutende geworden, daß dieses Product kaum zu verwerthen ist. Vergebens wird der Centner zu ½ bis ⅔ Thaler ausgeboten, aber Käufer finden sich nicht, und deshalb ist man gezwungen, diesen Theer am Erzeugungsorte selbst als Feuermaterial zu benutzen. Daß man bei der mißlichen Lage mancher Photogenfabrik die äußerst billigen Theerpreise nicht benutzt hat, zeugt von dem Geiste, durch welchen jene Fabrilen geleitet werden.

Dagegen hat die Destillation des Harzes bereits eine ziemliche Bedeutung erlangt. Man benutzt die hierbei gewonnenen Oele theils zur Anfertigung von Schmiere, theils als Beleuchtungsmaterial. Eben so bringt man auch das bei der Bereitung des Peches abfallende Oel unter dem Namen Pinolin als Beleuchtungsmaterial in den Handel. —

Die verschiedenen Mineralöle erfordern wegen ihres reicheren Kohlenstoffgehaltes besonders construirte Lampen, da sie, um vollständig zu verbrennen, ohne zu rußen, einen weit stärkeren Luftzug in Anspruch nehmen. Das Muster dieser Lampen waren die von Delignous in Paris, die mit einigen nicht wesentlichen Veränderungen bei uns eingeführt wurden. Der Oelbehälter liegt hier unterhalb des bandförmigen Dochtes; letzterer dient vornehmlich dazu, um das Oel aufzusaugen. Zündet man die Lampe an, so ist die Flamme starl gelb und roth gefärbt und stößt einen gewaltigen Qualm aus, so daß der Ruß in Flocken herumfliegt. Um eine vollständige Verbrennung herbeizuführen, setzt man über den Docht eine hohle Metallkappe, die ½ bis ¾ Zoll uber den Docht hervorragt und hier mit einer Oeffnung, die mit dem Dochte parallel läuft, versehen ist. Die Flamme brennt nun bedeutend heller, da eine bedeutende Luftmenge unten in die Kappe eintritt und durch die obere viel kleinere Oeffnung sich hindurchdrängen muß. Wird nun der Luftzug durch einen hohen Cylinder, der von der Seite her keine Luft eintreten läßt, noch mehr beschleunigt, so verbrennt das Oel mit einer blendend weißen, sehr hell leuchtenden Flamme. Neuerdings ist diese Blechkapsel in Wegfall gekommen; man erzielt eine vollständige Verbrennung durch Anwendung eines eingeschnürten Hohlglases. Hierbei macht man zugleich den Antheil des Lichtes nutzbar, der sich sonst unterhalb der Blechkapsel entwickelte.

Die Lampen mit einem breiten Dochte sind weniger zu empfehlen als die mit einem runden und hohlen. Um hier eine vollständige Verbrennung zu erzielen, bringt man über dem Dochte eine Metallscheibe an, wodurch die Flamme sich verbreitet und der Luftzug nach der Flamme hingeleitet wird.

In der ersteren Zeit wurden nur die leichteren Oele zur Beleuchtung benutzt; die schwereren Oele, die in so großer Menge gewonnen wurden, verursachten den Fabrikanten große Noth, da noch keine Lampen dafür da waren. Einige Lampenfabrikanten erklärten sogar vor fünf Jahren, daß es unmöglich sei, für dieses Oel Lampen zu construiren. Jedoch das Bedürfniß war vorhanden, und dem mußte genügt werden. Heute ist dem Uebelstande bereits abgeholfen und das schwerere Oel (Solaröl) besitzt sogar eine größere

Gunst als das leichte, das Photogen. Die Lampen, deren Herstellung man sich so überaus schwierig dachte, sind sehr einfach und weichen im Allgemeinen wenig von den bisherigen, gewöhnlichen Oellampen ab. Das Wesentliche bei ihnen ist der eingeschnürte Cylinder, der aber auch bei den gewöhnlichen Oellampen mit Vortheil anzuwenden ist, und dann, daß man die Flamme nicht dadurch regulirt, daß man den Docht höher oder tiefer schraubt, sondern daß man den Cylinder auf- oder niederbewegt.

Seitdem man mit der Construction der Lampen in's Reine gekommen ist, haben sich die Mineralöle einer weiten Verbreitung zu erfreuen. Sie verdienen mit Recht die Gunst, in der sie beim Publicum stehen, da sie die Leuchtkraft des gewöhnlichen Oeles bei Weitem übertreffen und dabei die Kosten bei Weitem geringer sind. Bei genauen Versuchen über die Leuchtkraft des leichten Oeles haben sich folgende Resultate ergeben:

Oelconsum pro Stunde		Leuchtkraft
6 Pfennige	=	16 Kerzen
4 „	=	10 „
2½ „	=	6 „
1½ „	=	3 „

Nach andern Bestimmungen ersetzt eine Lampe mit leichtem Mineralöl vier Oellampen. Bei einem Dochtdurchmesser von 9 Linien verbrauchte eine Lampe in der Stunde für 1,86 Pfennige Mineralöl, während eine solche Oellompe für 2,77 Pfennige Rüböl consumirte und doch jener an Helligkeit bedeutend nachstand.

Noch günstiger stellen sich die Verhältnisse bei dem Soloröl. Es ist deshalb nicht daran zu zweifeln, daß dem Mineralöl überhaupt eine große Zukunft bevorsteht. Freilich in der Gegenwart haben die neuen Beleuchtungsstoffe noch mit mancherlei Vorurtheilen zu kämpfen. Doch diese werden mit der Zeit verschwinden, denn schon jetzt sind sie bedeutend im Abnehmen begriffen. Namentlich war das leichte Mineralöl nahe daran, vollständig in die Acht erklärt zu werden. In der ersten Zeit ließen sich mancherlei Uebelstände dieser neuen Beleuchtungsart nicht verkennen. Der wegen der schlechten Reinigung unangenehme Geruch, die sorgfältige Behandlung, welche die Lampe in Anspruch nahm, schreckten Manchen zurück, aber mehr noch die vermeintliche Feuergefährlichkeit. Die öffentlichen Blätter brachten sehr häufig Nachrichten von entsetzlichen Unglücksfällen, welche das leichte Mineralöl verursacht haben sollte. Höchst wahrscheinlich aber war hierbei eine gewaltige Uebertreibung, die in kleinlichen Interessen ihren Ursprung hatte, mit im Spiele, denn so gefährlich, leicht entzündlich ist das Photogen lange nicht, wie man geflissentlich zu verbreiten suchte. Es hält zum Beispiel sehr schwer, das Photogen ohne Hilfe eines Dochtes durch einen brennenden Fidibus zu entzünden. Einige wenige Fabricate mögen hiervon eine Ausnahme machen, die so leichte Oele enthalten, daß ihr Siedepunkt unter dem Kochpunkte des Wassers liegt. In dem Hamburger Photogen, das mit zu den leichtesten gehört, besitzt das flüchtigste Oel einen Siedepunkt von 130 Grad. Daß wir mit unserer Behauptung in Betreff der Gefährlichkeit des neuen Beleuchtungsmateriales Recht haben, wird auch dadurch bewiesen, daß trotz der großen Verbreitung, die das leichte Mineralöl neuerdings gefunden, dennoch die Unglücksbotschaften ganz verstummt sind. Bei dem Solaröl ist übrigens keinerlei Gefahr zu befürchten; es ist nicht feuergefährlicher als das gewöhnliche Brennöl.

Ganz besonders eignet sich das Mineralöl überall da, wo keine Leuchtgasfabriken vorhanden sind, zur Beleuchtung der Straßen und Eisenbahnhöfe, so wie zur Erhellung größerer Räume, wie öffentlicher Locale jeder Art, Werkstätten u. s. w. Die ersten Kosten der Einrichtung werden hier sehr bald durch die Gelderspariß, die man im Vergleich zum Rüböl erzielt, wieder eingebracht. Ebenso ist auch das Mineralöl, besonders das Solaröl, zum Gebrauch in den Wohnzimmern zu empfehlen. Dieses Oel liefert das schönste und billigste Licht und wer irgend nur einen Versuch damit gemacht hat, wird sicher nicht wieder davon abstehen.

Dieselbe Stelle, wie das Mineralöl unter den Oelen, nimmt das Paraffin unter den Kerzen ein. Wie es an Schönheit und Aussehen alle übrigen Materialien übertrifft, so auch an Leuchtkraft. Ja in der ersten Zeit, wo die Paraffinkerzen einen hohen Preis (20 Sgr. pro Pfund und mehr), beanspruchten, wurde festgestellt, daß sie ein billigeres und besseres Beleuchtungsmaterial abgeben als die Stearinkerzen; die Lichtmenge verhielt sich wie 1,896:1, der Preis dagegen war wie 1,69:1. Nach Karsten ist eine gleiche Lichtmenge bei Kerzen aus Wallrath um 84,85 Procent,

aus Wachs um 109,30 Procent (also mehr als das Doppelte), und aus Stearin um 3,11 Procent theurer als bei Paraffinkerzen. Nach Karmarsch dagegen ist eine Beleuchtung mit Wachskerzen, ein gleiches Licht vorausgesetzt, nur um 34,67 Procent theurer, Stearinkerzen dagegen um 11,21 Procent billiger. Doch seit dieser Zeit sind die Preise der Paraffinkerzen bedeutend heruntergegangen und damit haben sie aufgehört, Luxuskerzen zu sein. Sie eignen sich jetzt für den gewöhnlichen Gebrauch; aber freilich fällt die Menge, die jetzt davon fabricirt wird, wohl nicht sehr in's Gewicht.

Bei manchen Paraffinkerzen macht sich der Uebelstand geltend, daß sie sich im Sommer krümmen. Dies rührt von einer unvollkommenen Reinigung her; man hat das Oel nicht sorgfältig genug daraus entfernt. Solche Kerzen, deren Schmelzpunkt zwischen 44½ und 47½ Grad schwankt, geben an das Papier, in dem sie aufbewahrt werden, Oel ab. Diese Nachlässigkeit der Fabrikanten ist ganz dazu geeignet, das Paraffin beim Publicum in Mißcredit zu bringen, während es sonst doch als Kerzenmaterial unübertrefflich dasteht. Bei sorgfältiger Pressung und sonstiger Reinigung kann man den Schmelzpunkt des Paraffins auf 50 bis 53 Grad erhöhen und nur ein solches Paraffin sollte zu Kerzen benutzt werden.

Uebrigens wird das Paraffin, das an sich sehr spröde ist, nicht rein zu Kerzen verarbeitet, sondern erhält stets einen Zusatz von fetten, festen Säuren, wie Stearin- und Palmitinsäure. Manche Fabrikanten benutzen indessen diesen Umstand, um diesen Zusatz ungebührlich zu erhöhen. So sind zum Beispiel in Paraffinkerzen, die aus Hamburg bezogen worden waren, 20 bis 21 Procent von diesen Säuren aufgefunden worden.

Uebrigens kommen auch Kerzen im Handel vor, die nur zum Theil aus Paraffin bestehen. Diese führen dann aber besondere Namen, wie zum Beispiel die Belmontinkerzen in England und die Wagenmantinkerzen in Deutschland. Das Material der erstern wird durch Destillation des Paraffin mit Palmöl und der letzteren durch Destillation des Paraffin mit Talg gewonnen. Das Paraffin der Belmontinkerzen erhält man aus der Birmanaphta, die in der Nähe des Flusses Irrawaddy in Birma gewonnen wird. Dieses Naturproduct wird in Schiffen, die eigens mit eisernen Bassins ausgerüstet sind, in großer Menge nach England gebracht und von Belmont in Vauxhall verarbeitet. Der Centner dieser Naphta kostet bis London 13⅓ Thaler.

Bis jetzt allerdings liegt dieser wichtige Industriezweig noch sehr in der Kindheit, indessen ist seine Lebensfähigkeit nicht zu bezweifeln. Es steht sogar fest, daß er bei weiterer Erstarkung berufen ist, eine förmliche Revolution in unserm bisherigen Beleuchtungswesen hervorzurufen, denn was heute die fossilen Brennstoffe, Stein- und Braunkohlen für die Heizung sind, das werden dermaleinst das Mineralöl und Paraffin für die Beleuchtung werden. Chevreul's glänzende Entdeckungen auf diesem Gebiete haben bis jetzt noch nicht durch das elektrische Licht, vor dessen Helle sie vor einigen Jahren zu erbleichen drohten, gelitten, aber durch die weitere Verbreitung der flüssigen und festen Kohlenwasserstoffe dürften sie dermaleinst doch verdunkelt werden. Freilich werden bis dahin noch manche Jahre vergehen, denn noch sind manche Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, aber eintreten wird dieser Zeitpunkt sicher, denn an einer allgemeinen Einführung des elektrischen Lichtes für den Gebrauch in unseren Zimmern ist schwerlich zu denken.

Die Grundlage dieses Industriezweiges ist die naturwüchsigste, die man sich denken kann; an Material fehlt es nicht und der Absatz ist ein unbegrenzter. Sobald man nur erst geeignete Apparate für die trockene Destillation der Materialien aufgefunden hat, so werden die gewöhnliche Braunkohle und der Torf, von denen so bedeutende Ablagerungen vorkommen, daß sie als Brennmaterial wenig Werth besitzen, sehr nutzbar werden. Deutschland ist reich an solchen Braunkohlen, welche als Heizmaterial an Ort und Stelle wenig Absatz finden und ebenso liegen im norddeutschen Flachlande große Strecken von Torfmooren, welche in Folge ihrer isolirten Lage bisher völlig unbenutzt blieben. Einen Absatz in die Ferne können beide Materialien nicht suchen, da ihre natürliche Beschaffenheit einen Transport nicht zuläßt. Aber dafür geben sie unter den angeführten Bedingungen ein sehr werthvolles und fast unerschöpfliches Material für die Fabrication von Leuchtstoffen ab. Ueberdies wird hierdurch das Brennmaterial nicht zerstört, sondern veredelt, denn der kohlige Rück-

ſtand bei der trockenen Deſtillation ſteht in einem ähnlichen Verhältniß zu dem urſprünglichen Material, wie die Holzkohlen und Coaks zu dem Holz und den Steinkohlen. Auf dieſen Umſtand hat man bis jetzt wenig Rückſicht genommen; in manchen Fabriken verbrennt man wohl dieſen Rückſtand, in andern aber läßt man ihn unbeachtet liegen. Ueber den Heizwerth deſſelben ſind faſt gar keine Angaben vorhanden. Wagenmann gibt an, daß 1 Pfund Torf von der Inſel Lewis (Hebriden), 4 bis 5 Pfund Waſſer verdampft, 1 Pfund Torfkohle dagegen, d. h. von dem Rückſtande bei der trockenen Deſtillation dieſes Torfes, 9 bis 10 Pfund, alſo doppelt ſoviel. Die Ausbeute an Torfkohle belief ſich auf 31 Procent.

Der höhere Heizwerth dieſes Rückſtandes läßt ſchon die Verwendung einiger Koſten zu, um denſelben in einen Zuſtand zu verſetzen, daß er des Transportes fähig iſt und ſich einen entfernteren Markt aufſuchen kann. Uebrigens läßt dieſer Rückſtand auch noch andere Verwerthungen zu, die mehr einbringen als das Brennmaterial, ſo z. B. ſtatt der gebrannten Knochen zur Fabrication von Wichſe und einer geringen ſchwarzen Farbe.

Uebrigens wird man in Zukunft den zahlreichen Abfällen, die man jetzt achtlos umkommen läßt, größere Aufmerkſamkeit zuwenden und bedeutende Vortheile daraus ziehen. Bis jetzt hat man wenig Zeit oder richtiger Luſt gehabt, dieſen Verhältniſſen einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſo ſehr man auch mitunter dieſer Hilfsquellen benöthigt war. Da iſt zum Beiſpiel das brennbare Gas, das bei der Zerſetzung des Rohmaterials entweicht, ſehr gut ſpäter bei der Deſtillation des Theeres als Brennmaterial zu verwerthen; das amoniakaliſche Waſſer iſt mit der Aſche und dem kohligen Rückſtande bei der Fabrication von künſtlichem Dünger zu benutzen; der Rückſtand bei der Deſtillation des Theeres iſt als Aſphalt zu gebrauchen oder er kann dazu dienen, um dem kohligen Rückſtande eine feſte Form zu geben, damit derſelbe als Brennmaterial benutzt werden kann. Die Unmaſſen der ſchwefligen Säure, die beim Reinigen der Oele und des Paraffin entweichen, können zur Darſtellung von ſchwefelig- und unterſchwefligſauren Alkalien benutzt und hierbei zugleich die bei der Reinigung benutzten Alkalien verwendet werden. Die durch die Säure aus den Deſtillationsproducten entfernten Unreinigkeiten geben Kreoſot, das dermaleinſt bei der Conſervation des Holzes eine große Rolle ſpielen wird.

Mehr Beachtung verdienen die durch die Alkalien aus den Deſtillationsproducten entfernten Unreinigkeiten, denn daraus fertigt man jetzt die ſchönſten Farbſtoffe, ſicher eine ebenſo wunderbare Thatſache als die Darſtellung des blendendweißen, wachsartigen Paraffins aus dem ſchwarzen Theer oder der ſchmutzigen Kohle. Es ſind dies die ſogenannten Anilinfarben (Violett, Purpur, Roth in den verſchiedenſten Nuancen), die ſich in kurzer Zeit wegen ihrer Echtheit und ihres Feuers eine ſo ausgedehnte Verwendung in der Färberei und eine ſo große Gunſt beim Publicum erworben haben.

Freilich iſt die Benutzung aller dieſer Nebenproducte bis jetzt mehr oder weniger nur ein frommer Wunſch, deſſen Erfüllung wohl noch in weiter Ferne ſteht, aber grade dieſes iſt die Hauptaufgabe der neuern Induſtrie, wenn ſie den Namen einer rationellen Wirthſchaft verdienen will. In einer ſolchen darf Nichts umkommen; die Mittel dazu ſind von der Wiſſenſchaft gegeben. Aber freilich bedarf die Erörterung aller dieſer Fragen noch einer genauern Unterſuchung, der Verſuche zu ihrem Gelingen. Damit aber iſt man nicht leicht bei der Hand. Handelt es ſich aber um Betrug, ſo entwickelt man ein Raffinement, das zum Erſtaunen iſt. So z. B. wird eine bedeutende Menge Harzöl, das ſich ebenſo gut zur Beleuchtung verwenden läßt, wie das Mineralöl, zur Verfälſchung des Thranes benutzt, wodurch dieſer zu verſchiedenen Zwecken vollſtändig verdorben wird.

Auch das Mineralöl kann außer zum Beleuchten noch zu verſchiedenen andern Zwecken benutzt werden, beſonders die leichteren Oele, z. B. zur Reinigung der Kleidungsſtücke von jeder Art von Fettflecken, als kräftiges Löſungsmittel der Harze bei der Firnißbereitung, als Auflöſungsmittel für Kautſchuk, als Erſatz für das Terpentinöl beim Anreiben von Oelfarben u. ſ. w. An Abſatz alſo fehlt es hier nicht, aber deſſen ungeachtet iſt kaum zu erwarten, daß ſich auf dieſem Gebiete in der nächſten Zeit eine größere Thätigkeit entwickeln wird, denn hier iſt zur Zeit des Actienſchwindels zu viel geſündigt worden; Millionen ſind verloren gegangen und Mil-

lionen stehen noch auf dem Spiele, denn manche Fabrik balancirt durch künstliche Manöver noch für einige Zeit, aber der Fall ist doch so sicher, wie 2 mal 2 gleich 4 sind. Solche Vorgänge haben das Capital kopfscheu gemacht und dieser Schrecken wird sich so leicht nicht überwinden lassen.

Fürst Alex. Iwanowitsch Barjatinsky.

Fürst Barjatinsky, k. russischer Feldmarschall und Generalstatthalter von Transkaukasien, ist im Jahre 1818 zu St. Petersburg geboren, und entstammt einer sehr vornehmen und einflußreichen Familie, durch deren Beziehungen zum Kaiserhofe er als Freund, Liebling und Jugendgespiele des jetzt regierenden Kaisers Alexander II. aufwuchs. Ungeachtet, oder vielleicht wegen dieser freundschaftlichen Verhältnisse des Fürsten zu dem damaligen Großfürst-Thronfolger und dessen Schwestern zog er sich später als junger Officier der Garde die Ungnade des Kaisers Nikolaus zu, der ihn nach dem Kaukasus schickte. Bald machte Barjatinsky hier von sich reden; mit nur 100 Kosaken führte er einige glückliche Unternehmungen aus, ward in Folge dessen bald Stabsofficier und im Jahre 1846 Oberst und Commandant des Tschernitscheff'schen oder sogenannten Kabardischen Jägerregiments. In seinem ganzen Auftreten den vornehmen Mann verrathend, aber dabei freundlich und leutselig, geistreich und redegewandt, errang er sich den Beifall nicht nur der Soldaten durch eine glänzende Tapferkeit und Energie, sondern auch der höchsten Behörden durch die Stärke und Feinheit seines Charakters. Die Tataren fürchteten ebenso sehr seine Unerschrockenheit, als sie durch sein prächtiges Auftreten und seinen in ihren Augen fabelhaften Reichthum geblendet wurden. Bald ward Barjatinsky Generalmajor und 1852 Generallieutenant, womit er zugleich an die Spitze der 20. Infanteriedivision (der sogenannten Tschetschnacolonne) trat, welche die sogenannte linke Flanke der russischen Armee am Caspischen Meere bildete. Während des Krimkrieges fungirte Barjatinsky als Generalstabschef an der Seite des Generalgouverneurs Fürsten Murawieff, bis er nach dessen Berufung in den Reichsrath bei der Thronbesteigung Alexander's II. 1856 selbst als Generalgouverneur an die Spitze der Kaukasischen Armee gestellt und dabei zugleich zum wirklichen General der Infanterie ernannt wurde.

Auf diesem wichtigen Posten ward es das Hauptverdienst Barjatinsky's, daß er die jahrelangen Kämpfe Rußlands um den Besitz des Kaukasus endlich zu Ende brachte, obwohl nicht geleugnet werden kann, daß er nur das Werk vollendete, welches seine Vorgänger Yermoloff, Grabbe, Saß und Woronzoff angebahnt hatten. Indessen hat Fürst Barjatinsky durch seine längere Mitwirkung in hervorragender Stellung und durch die Art und Weise, wie er den letzten Act des großen Völkerdrama's vollzog, seinen vollgewichtigen Antheil daran. Als er sein Commando antrat, hatte sich Rußland durch die vieljährigen Operationen Woronzoff's von 1845 bis 1855 bereits in den gesicherten Besitz jener großen Militärstraße gesetzt, welche quer über die Alpenländer des Kaukasus von der nördlichen Abdachung bei Stawropol bis zum Südfuße bei Tiflis führt. Hierdurch war das ganze Kriegstheater in zwei Hälften getheilt, die eine östlich, die andere westlich von dieser Heerstraße gelegen. Auf der östlichen Seite kämpften die lesghischen Völkerschaften unter Schamyl's persönlicher Führung, auf der westlichen die eigentlichen Tscherkessenstämme. Bereits 1851 waren die Lesghier auf ihrer Hälfte am Nordfuße des Kaukasus zusammengedrängt, nur noch durch die enge Bergkette von Daghestan, ihr letztes Bollwerk, geschützt. Die Russen, welche diese Hälfte, die Barjatinski von 1852 bis 1854 befehligte, die linke kaukasische Flanke nennen, hatten während des orientalischen Krieges ihre Offensivoperationen eingestellt, aber deutlich zeigte sich, daß bereits eine Zerbröckelung der dortigen Stämme eingetreten und der Kern des Widerstandes im Innern gebrochen war, denn Schamyl war nicht mehr im Stande oder versuchte es nicht, während des Krimkrieges die Verbindung mit dem Schwarzen Meere herzustellen, welches zu dieser Zeit die Rußland feindlichen Flotten der Westmächte beherrschten. Als Rußland 1855 freie Hand bekommen hatte, schritt Barjatinsky, mit außerordentlichen Vollmachten versehen, voller

Energie zur weitern Vollendung der Unterwerfung der öſtlichen Hälfte. Gleich ſeinen Vorgängern drang er in ungeheuren Waldlichtungen, die er ſtraßenartig in die Gebirge hauen ließ und durch Befeſtigungen ſicherte, Schritt für Schritt in's feindliche Gebiet vorwärts und ſetzte ſich 1857 in der Nordoſtecke des Daghеſtan, in der ſogenannten Salatavia, feſt. Im ſelben Jahre erfolgte die Unterwerfung der großen Tſchetſchna. 1858 drang er über den Argun und eroberte die kleine Tſchetſchna wie Schubug, vereitelte endlich einen Offenſivſtoß, den Schamyl in die vorliegende Ebene unternahm, mit großem Verluſte für denſelben. Schon in dieſem Jahre fielen eine Menge Stämme von Schamyl ab und unterwarfen ſich den Ruſſen. Im Jahre 1859 übernahm Barjatinsky perſönlich den Oberbefehl in dem Feldzuge, der der letzte für Schamyl werden ſollte. Dieſer hatte ſich nach der Bergfeſtung Weden an der Tſchetſchna zurückgezogen, wohin nun Fürſt Barjatinsky ſeine Operationen unmittelbar richtete. Schon am 13. (25.) April fiel dieſer wichtige Punkt, ohne daß die Belagerten, bis auf ein kleines Häufchen Fanatiker, den Ruſſen beſonderen Widerſtand leiſteten. Schamyl zog ſich nach der Bergfeſte Gunib zurück, die auf einem faſt unzugänglichen Felsplateaux liegend, für uneinnehmbar galt, aber dennoch von den Ruſſen, nachdem ſie dieſelbe rings umſchloſſen hatten, am 8. September erſtiegen ward, wobei Schamyl, nachdem ſeine Müriden niedergemetzelt worden, ſich perſönlich dem Fürſten Barjatinsky ergab. Der moraliſche Eindruck dieſer That war ſo groß, daß die Lesghier und Tſchetſchenſen ihre volle Unterwerfung erklärten. — Nachdem auf dieſe Weiſe die linke Flanke unterworfen war, kam die Reihe an die rechte, weſtlich der gruſiniſchen Militärſtraße. Bevor noch das Jahr endete und der Winter die Operationen unterbrach, ward auch hier ein großer Erfolg errungen, indem Mohamed Amin, der auf dieſer Seite der mächtigſte Feind Rußlands war, ſich an der Spitze der transkubaniſchen Abadſechen unterwarf, ſo daß nur relativ wenige Stämme noch ununterworfen ſind, welche die höchſten Gipfelhöhen bewohnen und auf die Länge der Zeit ſich nicht mehr halten können, wie deren maſſenhafte Auswanderung in die Türkei beweiſt. So hat Barjatinsky ſeinem Vaterlande eine Gabe zu Füßen legen können, deren Werth unſchätzbar für deſſen Weltſtellung iſt, obwohl der Kaukaſus häufig als eine fruchtloſe Eroberung bezeichnet wird. In der That iſt er aber für Rußland eine gradezu unangreifbare Stellung im Rücken des osmaniſchen Reiches, aus dem es ſein kaukaſiſches Heer ebenſo gut gegen das goldene Horn, als gegen Südaſien vorzuſchieben vermag.

Fürſt Barjatinsky ward von ſeinem Kriegsherrn mit den höchſten Ehrenbezeigungen überhäuft. Nach Schamyl's Gefangennehmung, welcher die Internirung deſſelben in Kaluga folgte, ward der Statthalter des Kaukaſus zum Generalfeldmarſchall, der höchſten militäriſchen Würde in Rußland, erhoben und als er im Winter von 1859 zu 1860 Petersburg beſuchte, erwies ihm der Kaiſer perſönlich die höchſten Auszeichnungen. Im Januar 1860 ward er zum Mitglied des Reichsraths ernannt und es ging die Rede, daß er an die Stelle des verſtorbenen General Roſtoffzoff die obere Leitung des ſogenannten Redactionscomitees (die Vermittelung der Bauernemancipation zwiſchen Adel und Krone) übernehmen ſolle, da er im Kaukaſus ſo ſchlagende Beweiſe ſeines Verſtandes und hervorragenden Geſchickes für Vermittelung an den Tag gelegt hatte. Fürſt Barjatinsky hat dieſe kitzliche Stellung aber nicht angenommen, ſondern iſt vielmehr im Frühjahr 1860 auf ſeinen Poſten nach Tiflis, obwohl mit leidender Geſundheit, zurückgekehrt, wo er jedenfalls ſehr an ſeinem Platze iſt, die errungene Poſition der Ruſſen zu befeſtigen. In dieſem Sinne führte er bereits im April 1857 den mit diplomatiſchem Erfolge gekrönten Beſuch am Hofe von Teheran aus, um die Beziehungen zwiſchen dem perſiſchen und ruſſiſchen Hofe feſter zu knüpfen. Nächſt ſeinen militäriſchen Leiſtungen dürfte das Geheimniß ſeiner Erfolge vorzüglich darin zu ſuchen ſein: daß er im Gegenſatz zu ſeinen Vorgängern die kaukaſiſchen Fürſten wie wirkliche Fürſten behandelte, wo es ging, ihnen den Vortritt ließ und ihnen Rechte zugeſtand, die im Grunde für die Hauptſache unweſentlich waren und ihm doch deren Anhänglichkeit und ſchließliche Unterwerfung zuführten.

Sir Henry George Ward.

Der jüngst verstorbene Statthalter von Madras war ein Sohn des als politischen und schöngeistigen Schriftstellers belannten Robert Plumner Ward in Hertfordshire. Geboren im Jahre 1796, widmete er sich der politischen Laufbahn und wurde mehrfach zu diplomatischen Aufträgen verwendet. Er war es, welcher der mexikanischen Republik 1826 die Anerlennung der englischen Regierung überbrachte. 1832, in der Zeit der großen Kämpfe um die Reform, von St. Albans in's Parlament gewählt, schloß er sich dem linken Flügel der Whigs an und zeichnete sich als Vorkämpfer ihrer Ideen vielfach aus. Nachdem die Reform durchgesetzt worden war, vertrat er noch einmal St. Albans, stellte sich dann aber (1837) den Wählern des volkreichen und industriellen Sheffield vor und trug über alle seine Mitbewerber aus den Parteien der Conservativen und der gemäßigten Liberalen den Sieg davon. Was ihn empfahl, waren seine Forderungen dreijähriger Parlamente, geheimer Abstimmung bei den Wahlen u. s. w. und seine Feindschaft gegen die Staatskirche, welche er besonders in der Sitzung von 1834 bethätigte. Damals beantragte er im Unterhause die Erläuterung, „daß die Einlünfte der protestantischen Kirche in Irland ihr Bedürfniß bei weitem überstiegen, und daß dieselben demgemäß zu vermindern und zu andern Zwecken zu verwenden wären." Sein Antrag hatte übrigens zunächst nur die Folge, daß das Ministerium sich spaltete, wodurch ein Ministerwechsel herbeigeführt wurde. Um seinen radicalen Gesinnungen mehr Verbreitung zu verschaffen, gründete er das Weekly Chronicle, das eine ungemeine Verbreitung gewann und ihm bis 1849, in welchem Jahre er es verkaufte, ein bedeutendes Einlommen verschaffte.

Mit den Jahren kühlte sich sein hitziger Liberalismus ab. Er betheiligte sich sehr lebhaft bei den Eisenbahnunternehmungen und trat 1846 als Secretair der Admiralität in das Ministerium Lord John Russell's. Als er diese Stelle 1849 verließ, erllärte er seinen Wählern, daß seine parlamentarische Laufbahn geschlossen sei.

Während der letzten Periode seines Lebens, von 1849 bis zu seinem Tode, war er Statthalter in englischen Colonien. Als Generalcommissar der ionischen Inseln, zu welchem Posten er durch Lord Palmerston erhoben wurde, legte er seine Proben ab. Die alte Erfahrung, daß mancher Whig mit seinen freisinnigen Grundsätzen ein despotisches Verfahren gegen Widersacher und Gegner recht wohl zu vereinigen weiß, bewährte sich auch bei ihm. Die Jonier waren mit Recht erbittert, weil ihre gemäßigten Forderungen, Preßfreiheit, ungehinderte Ausübung des Wahlrechts und ein ionisches Heer nach den Bestimmungen der Pariser Verträge von 1815, bei der englischen Regierung keine Beachtung fanden. Die Unruhen, die daraus entstanden, schlug Ward mit eiserner Strenge nieder. In Person leitete er eine allgemeine Treibjagd gegen die Unruhstifter, die sich in's Schwarze Gebirge geworfen hatten. Da er den Bauern für jeden Rebellen, den sie ihm einlieferten, eine erlleckliche Summe auszahlen ließ, so war sein Unternehmen vom vollständigsten Erfolge gekrönt. Den Verhaftungen folgten die Bestrafungen, die nach der in England bei Hochverrathsfällen üblichen Praxis bemessen wurden. Siebzehn Rebellen wurden mit dem Strang hingerichtet, zweiundvierzig, darunter zwei Priester, mit Peitschenstrafen belegt. Neue Unruhen wurden auf ähnliche Weise unterdrückt, und Willlürmaßregeln hörten nicht auf, so lange Ward die ionischen Inseln als Generalcommissar regierte.

Von diesem Posten wurde er auf einen andern versetzt, wo er sich in entgegengesetzter Weise bewährte. Er ging als Statthalter nach Ceylon, um den allgemein verhaßten Lord Torrington abzulösen. Seine Verwaltung der Zimmtinsel umfaßte die Jahre 1855 bis 1860 und hat dort Alles umgestaltet. Als er anlam, überstiegen die Ausgaben die Einnahmen beträchtlich und die natürlichen Hilfsquellen des Landes waren ganz ungenügend entwickelt. Mit einer Energie, die in einem tropischen Klima doppelt anerkennenswerth ist, ging er an's Werl, diese Verhältnisse zum Bessern zu ändern. Um bessere Kräfte zu gewinnen, als er bei den schwächlichen und trägen Eingeborenen vorfand, zog er Malabaren und Inder des gegenüberliegenden südlichen Festlandes herbei, die er später durch Kulis aus den nördlichen Gegenden der Präsidentschaft Madras zu ersetzen suchte. Nachdem er die Insel persönlich nach allen Richtungen durchstreift hatte, um die

Bedürfnisse jedes Bezirks kennen zu lernen, führte er ein System öffentlicher Arbeiten aus. Auf der einen Seite hob er den innern Verkehr durch den Bau von Straßen und die Eröffnung neuer Canäle, auf der andern Seite förderte er die Feldwirthschaft durch die Anlegung oder Wiederherstellung großer Wasserwerke in solcher Weise, daß der Preis der Ländereien bedeutend stieg. Viele dieser Wasserbehälter, deren Dämme durchaus zerfallen waren, dehnten sich in der Regenzeit zu Sümpfen aus und machten die Luft großer Bezirke ungesund, unter Umständen selbst tödtlich. So verbesserte Sir Henry Ward durch seine Arbeiten auch das Klima. Eine besondere Sorgfalt widmete er den Kaffeebezirken und den dortigen Verkehrsmitteln. Der Kaffee ist gegenwärtig das erste Erzeugniß Ceylons und hat sogar den Zimmt von seiner Stelle verdrängt. In dem ersten Jahre der Verwaltung Ward's wurden 45,183 Centner Zimmt und 851,000 Centner Kaffee ausgeführt. Auch die Güte des Kaffees hat so zugenommen, daß man ihn mehr als doppelt so hoch denn früher bezahlt. Trotzdem hatte man die Wege in den Kaffeebezirken vernachlässigt und es sogar an Brücken fehlen lassen. Hier trat nun Ward in's Mittel. Seine letzte Arbeit war der Bau einer Brücke bei Kattegastolle in der Nähe von Candy über einen Fluß, bei dem der Uebergang früher mittelst einer Fähre erfolgte. Die Reisenden liefen an diesem Punkte immer Gefahr und mußten häufig warten, bis die von plötzlichen Regengüssen hervorgerufene Anschwellung des Flusses aufgehört hatte.

In der fünfjährigen Amtsführung Sir Henry Ward's hat sich das Einkommen Ceylons von 408,000 auf 747,000 Pfund Sterling gehoben, also beinahe verdoppelt. Dabei gibt es keine Staatsschuld, dagegen aber ein Einnahmemehr, das im Jahre 1859 mehr als 100,000 Pfund Sterling betrug. Mehrere Maßregeln Ward's, unter denen seine Fürsorge für die altberühmte Perlenfischerei Ceylons nicht die letzte Stelle einnimmt, werden die Einnahmen bald auf eine Million Pfund bringen. Die Perlenbänke, die an der Westküste der Insel unfern der Adamsbrücke liegen, waren so sehr erschöpft worden, daß sie der Regierung, auf deren Rechnung die Fischerei betrieben wird, zuletzt bloß noch einen Reinertrag von 8000 Pfund lieferten. Unter Ward's Verwaltung hat man sie sich erholen lassen und wird in der Folge eben so zahlreiche und schöne Perlen wie früher erhalten.

Ceylon mit Eisenbahnen zu beschenken war dem thätigen Statthalter nicht beschieden. Allerdings gründete er 1856 eine Eisenbahngesellschaft, deren Actien, ehe noch ein Spatenstich geschehen war, in London mit Aufgeld verkauft wurden, aber der Beginn des Baues konnte wegen Streitigkeiten zwischen den Ingenieuren nicht erfolgen. Man wollte mit einer Bahn zwischen Colombo und Candy beginnen, die jedenfalls Ertrag geliefert haben würde, da der Verkehr zwischen beiden Plätzen ein ungeheurer ist. Hauptmann Moorsom, der die Linie zuerst aufnahm, berechnete ihre Kosten auf 856,000 Pfund Sterling, wogegen der Ingenieur Duyon erklärte, daß sie unter 2,214,000 Pfund Sterling nicht ausgeführt werden könnte. Dieser allerdings beträchtliche Unterschied zwischen den beiden Kostenanschlägen machte einen solchen Lärm, daß das ganze Unternehmen in's Stocken gerieth. Dagegen ist Ceylon unter Ward's Verwaltung und seiner Mitwirkung wieder zu einem Stelldicheinspunkte für die große Schifffahrt geworden. Wie in den alten Tagen römische und griechische, arabische, indische und chinesische Kaufleute in Ceylon sich trafen, so erwarten hier jetzt die Dampfer aus Calcutta, Madras, Karadschi, Bombay und Rangun die Dampfer, welche von Mauritius, Australien, Hongkong, Labuan und Singapur kommen.

Sir Henry Ward war in Ceylon so beliebt geworden, daß die englischen Bewohner der Insel, als der fünfjährige Termin seiner Statthalterschaft ablief, die Regierung baten, ihn auf seinem Posten zu lassen, indem sie sich zugleich erboten, seinem Gehalt von 7434 Pfund Sterling aus eigenen Mitteln jährlich 2000 Pfund zuzulegen. Man hatte in London anders über ihn beschlossen. Die ostindischen Finanzen ergeben Jahr aus Jahr ein einen bedenklichen Ausfall, der im Zunehmen begriffen ist. Einer der dortigen Statthalter, Sir Charles Trevelyan, hatte in Uebereinstimmung mit seinem Rath es für unmöglich erklärt, die bisherigen Einnahmen höher zu schrauben, wenn man nicht das ohnehin gedrückte Volk zur Verzweiflung bringen wolle. Sir Henry Ward war es gelungen, in Ceylon die Einnahmen fast zu verdoppeln und dabei noch den Dank der Eingeborenen zu ernten. Dadurch empfahl er sich für den Statthalterposten in Madras, von dem Trevelyan abberufen wurde. Er sollte der für seinen Ruf als Finanzmann vielleicht gefährlichen Probe entzogen werden. Kaum in Madras angekommen, erlag er am 2. August 1860 der Cholera, welche in Indien endemisch geworden ist, obgleich der Süden in der Regel mehr von ihr verschont wird, als das Gangesland.

Die Symphonie.

Die Musik unserer Gegenwart ist wesentlich Instrumentalmusik, das Verhältniß zwischen Chor und Orchester ist ein den früheren Jahrhunderten direct entgegengesetztes geworden. Als der Chorgesang bereits in höchster Blüthe stand und seine eigenthümlichen Formen schon frei und kräftig entfaltet hatte, war von einer selbständigen Instrumentalmusik, im heutigen Sinne des Wortes, noch keine Rede, kaum daß die ersten Keime einer solchen hier und dort spärlich auftauchten. Aus diesen haben sich, anfänglich mühevoll und langsam, und nach und nach, als die Musik überwiegend weltlichen Gebieten sich zugewandt hatte, und der Sinn für den Glanz und die Bedeutung des großen Orchesters erweckt worden, mannigfache Instrumentalformen entwickelt, deren Höhepunkt in der Beethoven'schen Symphonie zu erblicken ist. Es fehlt bis jetzt noch an einer ausführlicheren Darstellung der Instrumentalmusik; ein Versuch, den Weg darzulegen, auf welchem die Kunst von jenen primitiven Erscheinungen bis zu unserer heutigen Symphonie emporstieg, wäre eine Aufgabe, welche den besten Lohn in sich trüge. Daß der vorliegende Aufsatz im Geschichtlichen nur das ganz Allgemeine im Auge haben, und nur auf die Producte der unmittelbaren Gegenwart und der jüngst verflossenen Periode näher eingehen kann, erscheint sowohl durch den Mangel nothwendigen Materiales wie auch durch die Bestimmung dieser Zeitschrift bedingt.

Im gegenwärtigen Augenblick hat die Instrumentalmusik einen Punkt erreicht, von dem weder zu wünschen noch zu erwarten ist, daß sie ihn lange Zeit behaupten möge, indem an materielle Aeußerlichkeit gebundene, formlose Phantasmagorien bereits die Stelle eines innern Gemüthsprocesses mit Gewalt einnehmen wollen, und das fein gefärbte und gegliederte Seelenbild einer dem bedeutenden Inhalt entsprechenden Instrumentation vor einem übermüthigen Spiel mit der rein materiellen Technik in aller ihrer Selbstgenügsamkeit, mehr und mehr zurückweicht.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Instrumentalmusik vom Vocaltonsatz sich ablösen mußte, um zu einer eigenen freien Selbständigkeit gelangen zu können; nichtsdestoweniger wird der Gesang doch jederzeit ihre Grundlage bleiben müssen, wenn sie im Gebrauch der technischen Mittel nicht ausarten, und ihr Inhalt nicht in Dunst und Nebel sich verflüchtigen soll. Die Wiederbelebung des Chorgesanges ist das einzige Mittel, die gegenwärtige Instrumentalunzucht in ihre richtigen Grenzen zurückzuweisen, und eine an sich über alles herrliche Kunst vor der Herabsetzung zu einem Gegenstand des Spottes denkender Köpfe zu bewahren. Bei aller unserer massenhaften productiven oder besser reproductiven Thätigkeit in der Composition und in öffentlichen Aufführungen steht der Chorgesang sehr vereinsamt da, und noch wenigstens zwei Drittheile der größten Vocalwerke sind selbst in ihrem eigenen Vaterland Fremdlinge.

Kürzere oder ausführlichere Nachrichten über die Instrumentalmusik und einzelne ihrer Formen sind zu finden in Sebast. Wirdung (Straßburg 1511); Martin Agricola, Musica instrumentalis (Wittemberg 1519); Prätorius, Syntagma musicum (Tom. II. u. III., Wolfenbüttel 1619); Mattheson, Vollkommene Capellmeister, neueröffnete Orchester ꝛc.; Nägeli, Vorlesungen über Musik (Stuttgart 1826); in den Lexiken von Brossard (Paris 1703), Walther und Gerber (Tonkünstlerlexikon); bei Sulzer und Schubart in deren ästhetischen Abhandlungen; in Vischer's Aesthetik; Becker, Hausmusik; Winterfeld, Gabrieli und sein Zeitalter; Burney, Reisen; in der Cäcilia (Band 25 und 26) ein vortrefflicher und fleißiger Aufsatz über die Sonate von J. Faißt; ebenda im 22. Band ein ähnlich werthvoller über die Instrumente und Instrumentalmusik von Kiesewetter; die Allgemeine Musikzeitung enthält im Einzelnen manche Nachrichten, einen ausführlicheren Aufsatz im 37. Band von G. W. Fink; die Neue Zeitschrift für Musik einen von Gottschalk Wedel, „Zur Geschichte der Tonbühne des Mittelalters" (1843); le Haydine von Carpani, und unter den übrigen Biographien Haydn's die von Griesinger; Mozart's Leben von Otto Jahn (Band I.) u. A.

Ueber den Zustand der Instrumentalmusik bis zum 16. Jahrhundert wissen wir sehr wenig; die einzigen Beweismittel für das Bestehen einer solchen sind alte Denkmale, auf denen Personen, auch ganze Chöre mit Instrumenten vorkommen (Kiesewetter führt sie in oben erwähntem Aufsatz an), die ältesten

Inſtrumentalwerke, welche wir beſitzen, reichen nach Winterfeld nicht höher hinauf, wie bis in die erſten dreißig Jahre des 16. Jahrhunderts. Es ſind franzöſiſche Tänze, 1529 in Paris gedruckt. Die einzelnen Inſtrumente ſind nicht angegeben, und vom rhythmiſchen Bau der Tanzformen abgeſehen, ſind Tonſatz und Behandlung der einzelnen Stimmen ganz nach der Weiſe der damaligen Geſangſtücke. Die Inſtrumente und deren Behandlung hatten um dieſe Zeit ſchon einen gewiſſen Grad der Vollkommenheit erreicht; da es aber an jeder fertigen Inſtrumentalform gebrach, kann man annehmen, daß die Spielleute aus vorhandenen geiſtlichen Geſängen ſolche wählten, welche für den Vortrag durch Blasinſtrumente beſonders geeignet waren. Bei den meiſten geiſtlichen und weltlichen Tonwerken bis Ende des Jahrhunderts findet ſich die Bemerkung, ſie ſeien für Stimmen und Inſtrumente gleich dienlich, auch wohl theilweiſe für Geſang und Inſtrumente auszuführen. Auch bei kirchlichen Geſängen wandte man Inſtrumentalbegleitung an, doch finden ſich bei den damals gedruckten geiſtlichen Tonwerken beſondere Stimmen für Inſtrumente nicht; wahrſcheinlich verdoppelte man jede Singſtimme durch ein Inſtrument, oder theilte das ganze Stück unter Sänger und Spieler. Die Begleitung des Einzelgeſanges mit der Laute, Zither oder dem Clavier beſchränkte ſich entweder auf die Erfindung einer zweiten Stimme zum Geſang, oder hielt ſich zu dieſem, mit einzelnen wohlklingenden Griffen untermiſcht, im Einklang. Von mehrſtimmig geſetzten Geſängen wurde auch wohl eine Stimme geſungen, und die andere auf einem der Polyphonie zugänglichen Inſtrument geſpielt. Dieſe Andeutungen genügen, um zu zeigen, daß das Inſtrumentenſpiel um dieſe Zeit wie im ganzen 16. Jahrhundert nur ein Nachklang des Geſanges war.

Von bedeutendem Einfluß auf die Ausbildung zuerſt der begleitenden, dann auch der wenigſtens in Ritornellen und Zwiſchenſpielen ſchon ſelbſtändiger hintretenden Inſtrumentalmuſik wurde die Oper. Indem das muſikaliſche Drama, auf Fülle und Mannigfaltigkeit hingehend, die Leidenſchaften in Bewegung ſetzte, die Schilderung von Charakteren ſich zur Aufgabe ſtellte und zur Verdeutlichung der Situation localer Färbungen bedurfte, wurde die Mithilfe der Inſtrumente unentbehrlich. Der muſikaliſch-declamatoriſche Einzelgeſang (das Recitatio) entſtand, und wenngleich noch für lange ſteif und unbeholfen, wirkte er doch mit an der Befreiung des Inſtrumentalſatzes aus der unbedingten Stimmenmehrheit eines von Inſtrumenten ausgeführten Madrigal- oder Motettenſatzes. Der Begleitung wurde die Aufgabe die Stimme zu tragen, einzelne ihrer declamatoriſchen Wendungen hervorheben zu helfen, und der Schritt zum Verſuch einer wirklichen Charakteriſtik der Perſonen und Scenen war, wenn auch immerhin noch weit, ſo doch nicht mehr unvorbereitet.

Ebenſo bildete die Inſtrumentation ſich auch in der Kammermuſik fort; Giacomo Cariſſimi, römiſcher Capellmeiſter an der Apollinarikirche, ſeit 1635 in Ehren gehalten, hatte es ſich, wie Winterfeld ſagt, „zur Hauptaufgabe gemacht, den neuen vom Contrapunktiſchen und Strengen abgehenden, nach Wort- und Situationsausdruck ſich richtenden, jedoch ſteifen und unbeholfenen Stil der weltlichen Muſik fließender, ſangbarer und dem Geiſt der Dichtung angemeſſener zu machen.“ Dieſer Setzart bediente er ſich in ſeinen, ſchon ſehr auf das Concertirende hingehenden Kammercantaten; die Inſtrumentation blieb in Zwiſchen- und Nachſpielen nicht zurück, um ſo mehr, da ſie ſchon von Johannes Gabrieli (ſeit 1584 Organiſt an der Marcuskirche zu Venedig) mit Erfolg verwendet war. Gabrieli's Verdienſte um die Inſtrumentalmuſik ſind von Wichtigkeit; er hat nicht allein ſchon in früherer Zeit Geſang mit Inſtrumentenſpiel verbunden, ſondern auch für letzteres allein geſetzt. Seine ſchon um 1597 zu Venedig erſchienenen Symphoniae sacrae bringen ſechzehn Stücke dieſer Art; ebenſo die Canzone e Sonate; auch im zweiten Theil jenes Werkes ſind Stücke von ihm enthalten, in welchen Geſang und Inſtrumente beſtimmt aus einander gehalten ſind.

Auch die Orgel übte ihren bedeutenden Einfluß auf die Formbildung. Die Toccata („iſt als ein Praeambulum oder Praeludium, welches ein Organiſt, wenn er erſtlich off die Orgel, oder Clavicymbalum greifft, ehe er ein Mutet oder Fugen anfehet, aus ſeinem Kopff vorher fantaſirt, mit ſchlechten entzeln griffen, vnd Coloraturen ꝛc.,“ erklärt Prätorius) wurde beſonders von Claudio Merulo gepflegt, und iſt eine dem Clavier und der Orgel eigenthümliche Spielform geblieben, in

der bekanntlich Seb. Bach Ausgezeichnetes geleiſtet hat. Die Benennungen Capricio und Ricercar ſind (neben den Tanzformen) bei Tonſtücken jener Zeit häufig zu finden, und ſchwer zu erklären; im Allgemeinen wurde die erſtere mehr Tonſtücken, in denen der augenblickliche Einfall waltete, beigelegt, wie auch heute noch, während die zweite Sätzen im ſtrengen Fugen- oder doch wenigſtens im fugirten Stil zukam. Die Namen Sonata und Canzone kommen beſonders, wie ſchon erwähnt, bei Gabrieli vor. Doch haben wir uns unter Sonate noch keineswegs ein Tonſtück im heutigen Sinne des Wortes zu denken; Prätorius gibt folgende Erklärung: „Sonata a sonando, wird alſo genennet, daß es nicht mit Menſchenſtimmen, ſondern allein mit Inſtrumenten, wie die Canzonen, muſicirt wird; derer Art gar ſchön in Joh. Gabrieli's vnd andrer Autoren Canzonibus vnd Symphoniis zu finden ſein. Es iſt aber meines Erachtens dieſes der Unterſcheid; daß die Sonaten gar gravitätiſch vnd prächtig vff Moteten Art geſetzt ſeynd; die Canzonen aber mit vielen ſchwartzen Notten friſch, frölich vnd geſchwinde hindurchpaſſiren.“ Anfänglich deutete die Bezeichnung „Sonate“ nur ganz im Allgemeinen an, daß das betreffende Stück für Inſtrumente, nicht für Singſtimmen ſei; demnächſt ſchloß ſich die Sonate den Harmonie- und klangreichen Geſangſtücken ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts an, während bei der Canzone mehr die melodiſche Entfaltung der Grundcharakterzug wurde. Sowohl Sonaten wie Canzonen waren an Stimmenzahl ſehr verſchieden (bei Gabrieli kommen ſie von drei bis zweiundzwanzig Stimmen vor) und bei großer Stimmenvielheit auch in mehrere wechſelſeitig und vereint wirkende Chöre getheilt.

Es wurde bereits erwähnt, daß um dieſe Zeit bei Gabrieli und ſeinem Schüler Heinrich Schütz (1672 als Capellmeiſter zu Dresden geſtorben) die Benennung Symphonie für mehrſtimmige Tonſtücke entweder für Geſang oder Inſtrumente auftritt. Im letztern Fall ſind es Einleitungen oder Zwiſchenſpiele. Urſprünglich bedeutet das Wort Symphonie bekanntermaßen „Zuſammenklang,“ und bezeichnete bei den Griechen einfach das Zuſammenſingen im Einklang oder der Octave, ſo daß auch der Uniſonus und die Octave (ſpäter bei Boethius und im 10. Jahrhundert bei Hucbald die Conſonanzen überhaupt) Symphonie genannt wurden; außerdem war es ſchlechthin jede Melodie bei den Griechen, ebenſo bei Guido von Arezzo im 11. Jahrhundert. Unter Symphoniurgie begriff man auch „die Harmonie im breiten Verſtande,“ ſie wird ſonſt „mit einem barbariſchen Namen der Contrapunkt“ genannt, wie Mattheſon ſagt. Kircher in ſeiner Muſurgia nennt die Toccaten, Sonaten, Ricercaten für Clavier, ebenſo die Orgelphantaſie Symphonien. Neben der Mittheilung, daß mit dem Wort Sonata oder Sonada „der Trommeter zu Tiſch- und Tantzbiaſen“ benennt werde, ſagt Prätorius auch, daß „vor vnſerer Zeit, welchs aber nunmehr ablommen, das Wort Symphonia oder Symphoney gebraucht worden: Wenn man den Hauptmann oder Stadtpfeiffer mit ſeiner ganzen Symphoney, das iſt mit allerhand Inſtrumenten, als: Zincken, Poſaunen, Trommeten, Geygen, Floiten, Krumbhörnern, Dolcianen etct. hat ſordern laſſen.“ Auch ein dem Spinett oder Virginal ähnliches Taſteninſtrument führte den Namen Symphonie, desgleichen ein Blasinſtrument bei den alten Hebräern.

Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden, bei fortgeſchrittener Ausbildung der Inſtrumente, vorzugsweiſe Inſtrumentalſätze Symphonien genannt, ohne daß man darum an eine beſtimmte Form in unſerm heutigen Sinne denken dürfte, die Benennung war ein Allgemeinausdruck für jeden noch nicht genau zu bezeichnenden Inſtrumentalſatz, der meiſt eine Einleitung oder Intrade zu einem größeren Werke bildete. Seine abgeſchloſſene Bedeutung bekam der Name eigentlich erſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, während die Praxis an der Erweiterung des Begriffs bis Beethoven unabläſſig thätig war. Mehrere Formen, welche theils der Symphonie (im engern Sinne) vorangingen, theils in ihrem gleichzeitigen Bildungsgange auf ſie unbeſtreitbaren Einfluß übten, dürfen wir jedoch nicht außer Acht laſſen. Es ſind die Suite, die Sonate und die Ouvertüre; das Concert (Conzerto Groſſo) ſei nur vorübergehend hier erwähnt; als eine der Inſtrumentalvirtuoſität dienende Form, iſt es von geringerem Einfluß direct auf die Symphonie, wenn auch von größerem auf die Ausbildung der Inſtrumentalmuſik überhaupt geweſen.

Die Suite (Folge), franzöſiſchen Urſprungs, beſteht aus einer größern oder geringern An-

zahl (drei bis ſieben) Tänze verſchiedener, früher gebräuchlicher Gattungen, als Allemande, Courante, Gavotte, Bourrée, Paſſacaglia, Sarabande, Paſſepied, Minuetto, Gigue ꝛc. Alle pflegen in derſelben Tonart zu ſtehen, ſind kurz und meiſt zweitheilig, zuweilen mit einer Variation (double). Im 17. Jahrhundert, in deſſen erſte Hälfte wahrſcheinlich die Entſtehung der Suite fällt, wurde eine gewiſſe Folge der Tänze genau beobachtet; ſpäterhin, beſonders gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts, traten auch andere Sätze hinzu, ein Präludium, eine Ouvertüre oder Symphonie eröffnete die Reihe, öfter folgte vor den Tänzen eine Fuge oder Fughette, dann und wann tritt auch ein Adagio oder eine Arie unter die Tänze. In dieſer neuen Form führte ſie den Namen Partie oder Partita. „Eigentlich werden ſolche Suiten für das Clavier geſetzt," ſagt Mattheſon, „und dann pflegen ſie anſtatt der Ouvertüre auch erſt eine Toccata zu haben; am meiſten jedoch für allerhand gebräuchliche Inſtrumente, jedoch mit einem vom Clavier ganz differirenden Stile ꝛc." Broſſard (Lexicon, Paris 1703) nennt die Suite Sonata da camera oder dei baletti von der Kirchen- oder eigentlichen Sonate (Sonata da chiesa) getrennt, und ſetzt den Unterſchied darein, daß bei der Kirchenſonate die Sätze, als Adagio und Largo ꝛc., mit Fugen gemiſcht ſeien, welche das Allegro bilden; während bei der Kammerſonate die Stücke nach dem Präludium aus Sätzen in beſtimmter Folge beſtehen, z. B. aus einer Allemande, Courante, Sarabande und Gigue, oder auch nach dem Vorſpiel aus einer Allemande, Gavotte, Bourrée und Menuett.

Wenngleich die Suite bereits aus mehreren ſelbſtändigen Sätzen, ähnlich unſerer heutigen Symphonie oder Sonate, beſtand, ſo beruht doch ein weſentlicher Unterſchied in dem Vorherrſchen der Tanzformen. Schon dadurch, daß dieſe Tanzformen urſprünglich andern Zwecken dienen (wenn auch die Tonſtücke der Suiten meiſt mehr charakteriſtiſche Tanzlieder wie Tänze im gewöhnlichen Sinne ſind), wird die Ausbildung der einzelnen Sätze unfrei, und ihr Zuſammenhang im Ganzen, beſonders wenn eine beſtimmte Reihenfolge gegeben war, mehr eine äußerliche Aneinanderreihung wie eine nothwendig durch den beſtimmten Ideeninhalt bedingte Entwicklung.

Die Suite oder Partie iſt lange Zeit hindurch eine ſehr beliebte Form geblieben, faſt alle Componiſten haben viel darin geſchaffen, namentlich von Bach und Händel wurde ſie gern behandelt und beide haben Vortreffliches auch in dieſer Kunſtgattung hinterlaſſen. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde ſie jedoch durch die aufblühende, bei Weitem entwicklungsfähigere Sonate und Symphonie verdrängt, und iſt gegenwärtig gänzlich verſchwunden.

Die Sonate bietet nun bei Weitem reicheren Stoff für die Betrachtung der Formentwicklung. Einſätzige Sonaten für verſchiedene Inſtrumente kommen, wie erſt erwähnt, ſchon zu Anfang des 17. Jahrhunderts vor, in mehrere Sätze getheilte finden ſich erſt um die Mitte von 1600 oder etwas ſpäter. Sie ſind meiſt für Streichinſtrumente, das Clavier iſt nicht concertirend, ſondern nur begleitend. Den Kern dieſer Sonaten bilden überall Arien, kurze melodiöſe Sätze, mit vielen Variationen; die übrigen Sätze haben als Adagio, Allegro, Preſto ꝛc. eine freie ungebundene Form; wenn auch zuweilen eine feſtere, ſatzartige Geſtalt auftritt, ſo mangelt dieſer doch noch jede beſtimmte Ausprägung. Mitunter treten auch noch Tänze an Stelle anderer Sätze auf. Corelli's Sonaten (1683) zeigen bereits eine beſtimmtere Geſtalt, auch in der Folge der vier oder fünf Sätze häufig eine gewiſſe Regelmäßigkeit. Johann Kuhnau, Cantor an der Thomasſchule zu Leipzig, war der erſte, welcher die Sonatenform für das Clavier anwandte, und zugleich ſo weit in ihren noch herrſchenden Grundzügen feſtſtellte, daß man ihn als den eigentlichen Schöpfer der Clavierſonate betrachten kann. Ein äſthetiſcher Zuſammenhang der Sätze unter ſich iſt allerdings noch nicht zu erkennen, die Form im Einzelnen läßt nur die Keime zu unſerer heutigen, durch vieljährige Praxis entwickelten, erblicken, die Melodie iſt noch durchweg von der Polyphonie gefeſſelt. Die Anordnung der Sätze beruht meiſt auf dem Gegenſatz von ſchneller und langſamer Bewegung und entſprechendem Inhalt. (Ausführliches darüber im obengenannten Aufſatz von Faißt.)

Wenngleich Kuhnau's Sonaten allgemeinen Beifall fanden, ſo war die Suite doch noch zu ſehr herrſchende Form, ebenſo einzelne Tänze und Charakterſtücke (beſonders in Frankreich, Couperin, Rameau), Toccaten, Präludien mit Fugen ꝛc. Von Mattheſon gibt

es eine Sonate (1713 zu Hamburg), zwar nur aus einem Satze bestehend, aber in diesem der Form nach einen bestimmten Fortschritt bekundend. Daß er selbst von der damaligen Sonate noch keine besonders hohe Meinung hatte, geht aus seiner, im vollkommenen Capellmeister (S. 233) aufgestellten Erklärung hervor; er sagt, daß deren Absicht hauptsächlich auf eine Willfährigkeit und Gefälligkeit gerichtet sei, „weil in den Sonaten eine gewisse Complaisance herrschen muß, die sich zu allen bequemet, und womit einem jeden Zuhörer gedient ist. Ein Trauriger wird was klägliches und Mitleidiges, ein Wollüstiger was niedliches, ein Zorniger was heftiges u. s. w. in verschiedenen Abwechslungen der Sonaten antreffen. Solchen Zweck muß sich auch der Componist bei seinem Adagio, andante, presto u. s. w. vor Augen setzen: so wird ihm die Arbeit gerathen. Seit einigen Jahren hat man angefangen, Sonaten für's Clavier mit gutem Beifall zu setzen. Bisher haben sie noch die rechte Gestalt nicht, und wollen mehr gerührt werden, als rühren, d. i. sie zielen mehr auf die Bewegung der Finger, als der Herzen. Doch ist die Verwunderung über eine ungewöhnliche Fertigkeit auch eine Art der Gemüthsbewegung, die nicht selten den Neid gebiehret; ob man gleich saget: ihre eigene Mutter sei die Unwissenheit. Die Frantzosen werden nun auch in diesem Sonatenhandel, so wie in ihren neuern Cantaten zu lauter Italienern; es läuft aber meist auf ein Flickwerk, auf lauter zusammengestoppelte Cläusulgen hinaus, und ist nicht natürlich."

Domenico Scarlatti (1683 bis 1760), als Clavierspieler sehr bedeutend, kehrte in seinen Sonaten wieder zur einsätzigen Form zurück, förderte diese jedoch erheblich; seine Schreibart ist bereits von der Polyphonie frei, ganz claviermäßig, und über den innern Gehalt der Sonaten spricht er selbst in der Vorrede dahin sich aus, daß man nicht tiefe Intentionen, sondern den sinnreichen Scherz der Kunst in ihnen finden werde. Darum bleibt sein heiteres und frisches Tonspiel durchaus nicht unberührt von manchen Zügen sanfter und warmer Empfindung. Seb. Bach vereinigte in zwei Sonaten (welche Faißt beschreibt), wiederum den Kuhnau'schen ähnlich, mehrere Sätze zu einem Ganzen, dessen geistiger Zusammenhang schon viel bestimmter erkennbar ist; sein „italienisches Concert" ist eine Sonate in bereits hoch entwickelter Form. Von seinen Söhnen zeichneten sich Friedemann, besonders aber Philipp Emanuel in der Sonate aus; letzterer ist in einer großen Anzahl von Werken als der eigentliche Schöpfer der modernen Sonate zu betrachten, Haydn erkannte ihn selbst als sein Vorbild an. P. E. Bach hatte auf die poetische Durchgeistigung der zu seiner Zeit dem Gehalte nach im Allgemeinen noch ziemlich werthlosen Sonate den bedeutendsten Einfluß. Auch manche Sonaten anderer damaliger Componisten dürfen neben den seinigen stehen: von Friedemann Bach, Goldberg, Leopold Mozart, Joh. Christian Bach; die der beiden letzteren nähern sich dem Stile nach schon bedeutend der folgenden Periode, und am höchsten stellt Faißt die Sonaten von Joh. Christian Bach — Feuer, Laune, frische Anmuth waltet hier wie in keinem der andern Werke, sie stehen in allem, auch in der Schreibart, den Sonaten von Haydn und Mozart fast gleich.

Unser etwas langes Verweilen bei der Sonate wird durch das Interesse an der Entwicklung einer mehrsätzigen Form, welche auch für die Symphonie nach und nach die feststehende wurde, entschuldigt; die Ouvertüre wird uns weniger beschäftigen, wenngleich auch ihre Einwirkung unverkennbar ist.

Die Ouvertüre oder Symphonie in der Oper hatte sich schon ziemlich frühzeitig ihre feste, bestimmte Form gebildet. Die durch Lully festgestellte französische Ouvertüre beginnt mit einem Grave, auf welches ein rascher, meist fugirter Satz folgt, der zuletzt wieder in's Grave übergeht und damit schließt. Bei weiterer Ausbildung dieser Form fiel das Hauptgewicht auf das Allegro, es wurde mitunter in zwei Theile zerlegt, welche man repetirte; endlich wechselten auch Grave und Allegro in mehrfacher Wiederholung mit einander ab, wie auch an manchen Ouvertüren Händel's anschaulich wird. Die französische Ouvertüre wurde auch in Italien angenommen und längere Zeit beibehalten; durch Scarlatti's Schule bildete sich jedoch eine andere aus, welche gleichfalls aus drei Theilen besteht, jedoch in umgekehrter Ordnung, so daß einem einleitenden Allegro ein langsamer, auch durch Tactart, schwächere Instrumentation und verschiedenen Charakter sich absondernder Satz folgte, der wiederum in ein rasch hinfließendes, heiteres und meist

rauſchendes Allegro übergeht. Dieſe Ouvertüre ſtand zur Oper in einem nur ziemlich äußerlichen Zuſammenhang, deshalb löſte man ſie häufig davon ab, und führte ſie allein als ſelbſtändiges Inſtrumentalwerk auf. Bei den zahlreichen Privatmuſikunterhaltungen damaliger Zeit mußte das Bedürfniß nach neuen Concertſymphonien ſehr rege ſein, und es geht ganz natürlich zu, daß die außerordentliche Thätigkeit der Componiſten auf dieſem Gebiete zu bedeutenden Reſultaten für die Ausbildung und Erweiterung der Form führen mußte. In Italien war es Sammartini, in Deutſchland die Componiſten (Stamitz, Cannabich) der damals allgemein für die beſte erklärten Mannheimer Capelle unter Karl Theodor, welche der Concertſymphonie zur ſchnellen und ſelbſtändigen Entwicklung verhalfen.

Daß alle ihre Producte, ja ſelbſt P. E. Bach's Erzeugniſſe auf dieſem Gebiet durch Joſeph Haydn weit übertroffen worden und der Vergeſſenheit anheim gefallen ſind, findet ſeinen Grund nicht allein in der unverſiegbaren Schöpferkraft und der durch außerordentliche Kunſtfertigkeit getragenen, ſtets friſchen Originalität dieſes Meiſters; die Form der Symphonie war auch bereits in ein Stadium der Entwicklung getreten, welches über den eigentlichen Gährungsproceß hinaus, dem Tonſetzer in bereits feſten und deutlichen Contouren vorlag. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß Haydn ſeine Symphonie bereits fertig vorgebildet fand — wie er grade es war, der ſie dem nachherigen Standpunkt bei Beethoven entgegenführte, iſt allgemein bekannt; ihre äußern Umriſſe und Grundbedingungen waren aber bereits ſoweit feſtgeſtellt und geklärt, daß Haydn ſeine weitere Entwicklung von innen heraus, beginnen konnte. Der Ausſpruch, daß Haydn der eigentliche Schöpfer der modernen Symphonie ſei, kann deshalb ſtets wiederholt werden, ohne daß die mitwirkenden Einflüſſe ſeiner Vorgänger und auch noch Zeitgenoſſen — namentlich P. E. Bach's — dadurch geſchmälert würden.

Haydn fand ſchon ein bis zu hohem Grade ausgebildetes Orcheſter vor. Bereits Scarlatti, Bach und Händel beſitzen eine jedes Ausdrucks, jeder Färbung mächtige Inſtrumentation. Schon Joſeph Agrell, ein Deutſcher, ſchrieb 1725 in Caſſel ſechs, ſpäter zu Nürnberg 1746 gedruckte Symphonien für zwei Violinen, Viola, Flöten, Oboen, Hörner, Trompeten und Cembalo; manche im Bach'ſchen und überhaupt damaligen Orcheſter gebräuchliche Inſtrumente, Laute, Oboe' d'amore, Oboe da caccia (jetzt engliſches Horn), Viola d'amore, Cello piccolo ꝛc. ſind ſeitdem verſchwunden. Die Verwendung der Clarinetten als Orcheſterinſtrumente lernte Mozart erſt 1778 in Mannheim kennen; bei Militär- und Harmoniemuſiken wurde ſie zwar ſchon früher gebraucht, wenngleich in eigenthümlicher Geſellung zu den Blech-, ſtatt zu den Holzblasinſtrumenten (Clarinette von Clarino, Trompete), in der ſie auch in ältern Mozart'ſchen Partituren auftritt. Die Virtuoſität auf einzelnen Inſtrumenten, namentlich auf der Geige, blühete ſchon lange; für den ausdrucksvollen Orcheſtervortrag wirkte die Mannheimer Capelle ſehr thätig.

Einem Darſtellungsverſuch deſſen, was unſere neuere Zeit ſeit Haydn in der Symphonie geſchaffen hat, kann ganz wohl eine in den allgemeinſten Umriſſen ſich haltende Erklärung ihrer Form und äſthetiſchen Bedeutung vorangehen.

Die Symphonie ihrem heutigen Begriff nach iſt ein Tonſtück für volles Orcheſter, gewöhnlich aus vier verſchiedenen, der Zeitbewegung, Tonart und Form nach in ſich geſchloſſenen Sätzen beſtehend, von denen ein jeder jedoch nicht als ein Ganzes für ſich allein, ſondern als Theil einer äſthetiſchen Idee gelten, und mit dem ganzen Werke in einem ähnlichen Zuſammenhang von Urſache und Folge ſtehen ſoll, wie die einzelne Phaſe eines innern Erlebniſſes zu deſſen Veranlaſſung und ganzem Verlauf.

Die Muſik kann auf verſchiedene Weiſe Empfindungen in uns erregen; entweder rein durch ſich ſelbſt, oder durch die Ahnung einer ihr zu Grunde liegenden poetiſchen Idee. Im erſten Fall iſt das Werk eine reine Dichtung in Tönen, welche allein durch die lebendige Schönheit und logiſche Entwicklung ihrer abſolut muſikaliſchen Gedanken und eigenthümlichen Formen Geiſt und Gemüth anregt und erfreut, und als Erzeugniß einer noch nicht zu einer feſten poetiſchen Idee concentrirten Stimmung, wiederum eine ähnliche Stimmung im Hörer erweckt, ohne daß er in den Stand geſetzt wird, beſtimmte Rechenſchaft über den Ausgangs- und Endpunkt dieſer Gemüthsbewegung ſich geben zu können. Im zweiten kann das Tonwerk ein beſtimmt abgeſchloſſenes, mit pſychologi-

ſcher Folgerichtigkeit planmäßig geordnetes, inneres Erlebniß zum Inhalt haben; die Muſik geht hier, ohne darum von ihrem rein tonlichen Weſen etwas zu opfern, mit einer beſtimmten poetiſchen Idee eine Vermählung ein, und wird ſomit ihr Ausdrucksmittel, aber ſelbſtverſtändlich in den ihr eigenthümlichen Grenzen und Formen. Hier wird ſchon die Abſicht vorwalten, im Hörer eine beſtimmte Vorſtellung zu erwecken, und ihn zum Miterleben eines beſtimmten Gefühlsereigniſſes zu veranlaſſen. Doch wird auch hier der Gang der Idee nur mehr gefühlt und geahnt, wie verſtandesmäßig nachgewieſen werden können; aber ſchon dieſes, wenn auch nur ahnende Miterleben, wird, da die Selbſtthätigkeit der Phantaſie des Hörers keineswegs beſchränkt, ſondern noch mehr angeregt wird, einem derartigen Tonwerke eine höhere Bedeutung verleihen, wie einem rein muſikaliſchen, deſſen Eigenthümlichkeit und Vorzüge es nicht nur ebenfalls beſitzt, ſondern durch die bewußt gewordene Abſicht des dichteriſchen Ausdrucks noch zu einer weit reicheren Mannigfaltigkeit entwickelt.

Wie jene reine Muſik als eine natürliche Vorſtufe zu dieſer dichteriſchen angeſehen werden kann, erſcheint nun drittens die ſogenannte Programmmuſik als ein Niedergang zum Unnatürlichen, folglich Unwahren; ſie fordert ein dem Tonſatz Schritt für Schritt nachrechnendes Verſtändniß, da aber eine ſolche Zumuthung ſchon durch das Weſen der Muſik ſelbſt abgelehnt wird, gibt der Programmcomponiſt eine Erklärung ſeines Tonſtückes durch ein Gedicht oder ſonſt eine hinweiſende Auseinanderſetzung. Aber die Muſik wird eines ſo ſpecialiſirten Inhaltes ſich nicht bedienen können, ohne von ihrer eigenen Freiheit mindeſtens einen großen Theil zu opfern, ihre ſonſt freie und ſelbſtändige Kunſtform wird von jenem ſchrittweiſe zu verfolgenden Texte abhängig gemacht, zu deſſen bloßer Illuſtration ſie nun herabſinkt. Statt jener eigenen mitſchöpferiſchen Phantaſiethätigkeit wird dem Zuhörer nur das einſeitige Verſtandesvergnügen, zu vergleichen, wie der Componiſt Dieſes oder Jenes ausgedrückt habe. Zu wie großer Herrſchaft die an äußere Gegenſtände anknüpfende Tonmalerei hier gelangt, beweiſen manche Werke der neueſten Zeit, in denen die Muſik ſtatt innerer Zuſtände, Beſchreibungen von der ſinnlichen Außenwelt angehörenden Dingen uns bietet. Die häufig verſuchte Rechtfertigung, daß wir in dieſer oder jener Programmcompoſition nicht die Beſchreibung der Gegenſtände ſelbſt, ſondern die durch ſie erweckten Gemüthszuſtände empfingen, kann einfach dadurch widerlegt werden, daß ein äußeres Ereigniß — etwa ein Naturſchauſpiel von höchſter Großartigkeit — oft eine von ſeiner Erſcheinungsform ganz abweichende Empfindung veranlaßt.

Die Tonkunſt hat wie die Poeſie ihre ganz eigenthümlichen, von der äußern Natur durchaus unabhängigen Formen; eben ſo wenig wie der äußern Natur kann ſie ihre Stoffe der reinen Wiſſenſchaft entnehmen; nur die Zuſtände und Erſcheinungen des Gemüths und Seelenlebens bieten ihr einen ihrem Weſen entſprechenden Inhalt dar. Das Mittel, wodurch die Tonkunſt den Zuhörer zum Miterleben eines innern Ereigniſſes anregt, iſt das Gleichniß. (Compoſitionslehre von J. C. Lobe). So wie jede Bewegung im Menſchen ihren mehr oder weniger deutlichen Anfang und Ausgang hat, und während ihres Verlaufs einen Kreis von mannigfaltigen Hebungen und Senkungen durchmacht, durch verſchiedene möglicherweiſe hinzutretende Nebenſtimmungen modificirt wird, oder gar in ihren Contraſt umſchlägt und entweder zu ihrem urſprünglichen Inhalt zurückkehrt, oder dieſen in längern oder kürzern Uebergängen wechſelt — ſo iſt es auch im Tonſtück. Jedes Gemüthsereigniß geht von einem ſeinen ganzen Verlauf mehr oder weniger feſt bedingenden Motiv aus, trägt eine Bewegung und Gliederung, ſowie eine Begrenzung in ſich, tritt alſo in einer beſtimmten Form auf: das Muſikwerk wird als deſſen Gleichniß ebenfalls in einer durch den Inhalt auch äußerlich gegliederten Form erſcheinen. Da ſämmtliche Gefühle in ihrem Verlauf viel Aehnliches mit einander haben, werden auch die großen Umriſſe der ſymphoniſchen Tonformen ſich ziemlich gleichen; ebenſo individuell mannigfaltig aber, wie dieſelben Grundempfindungen in verſchiedenen Menſchen, oder durch verſchiedene Veranlaſſungen hervorgerufen und durch Nebenumſtände modificirt erſcheinen, ebenſo unerſchöpflich reich an verſchiedenen Nüancen werden auch jene allgemeinen Tonformen auftreten.

Ein umfaſſendes Tonwerk verlangt ſchon aus Gründen der Zweckmäßigkeit eine Theilung und Zuſammenfaſſung in beſtimmte

Hauptabſchnitte. Die Symphanie (auch die Sonate und das Streichquartett, deren Formen dieſelben ſind) weiſet deren, wie ſchon erwähnt, meiſt vier auf. Drei dieſer Sätze — einer unter ihnen in tanzartiger Farm (Menuett, Scherzo) — ſind gewöhnlich von ſchnellerer Bewegung, einer von langſamer; der langſame Satz (Largo, Adagio, Andante u. ſ. w.) pflegt ſeine Stelle gewöhnlich nach dem erſten ſchnellen einzunehmen, und auf ihn das Scherzo zu folgen, es kammt jedoch auch vor, daß beide ihre Plätze wechſeln. Dem erſten Satz geht nicht ſelten eine kurze Einleitung varaus. Die urſprüngliche Form der Symphanie oder Sanate iſt die dreiſätzige, ſo daß zwiſchen zwei ſchnellen ein langſamer Satz zu ſtehen kam, wie wir erſt bei der Scarlatti'ſchen Ouvertüre ſahen, nur daß dart die Sätze nach nicht von einander abgelöſt waren. Die Dreitheiligkeit iſt auch der Hauptgrundzug der einzelnen Sätze; der erſte zeigt faſt immer die ſogenannte dreitheilige Sanatenform im engern Sinne, deren erſter Theil das Hauptthema mit ſeinem melodiſchen Gegenſatz (dem zweiten Thema) hinſtellt, worauf im zweiten die Ausführung der gegebenen Gedanken erfolgt und ihren verſchiedenſt möglichen Beziehungen zu elnander Raum gegeben wird, und im dritten eine zuſammenfaſſende Recapitulation der Hauptgedanken, gewiſſermaßen als Reſultat des ganzen Satzes erſcheint. Die langſamen Sätze zeigen verſchiedenartige Bildungen; entweder iſt die Form liedartig, oder jener dreitheiligen ähnlich, mit freiem oder auch thematiſchem Mittelſatz, häufig tritt ein Thema mit Variationen auf u. ſ. w. Der dritte Satz, das Scherzo, oder in früheren Haydn- und Mozart'ſchen Symphonien der Menuett, iſt eine zweitheilige, aus Thema und Verarbeitung beſtehende Tanzform, ſtets ein ähnlich geformtes Trio als Mittelſatz bei ſich habend. Das Finale iſt entweder dem erſten Satze gleichgebildet, oder es iſt ein Rondo, eine Form, welche nur aus einem Hauptgedanken entwickelt, ſehr wahl geeignet iſt, einem Tonwerk einen beſtimmten Abſchluß zu geben; doch treten auch noch andere Bildungen als Schlußſatz auf, z. B. in Beethoven's Symphonia eroica die graßartigen Variationen.

Beim Aufbau eines Symphonieſatzes ſpielt die thematiſche Arbeit eine wichtige Rolle; ſie iſt die Kunſt aus Mativen oder Motivgliedern eines muſikaliſchen Gedankens Perioden und Gruppen zu entwickeln, welche in einem einheitlichen Verhältniß zu jenem Hauptmotiv ſtehen müſſen, da ſie ja aus demſelben Material gebildet ſind, andererſeits aber als neue Geſtalten erſcheinen, indem nur das Material von jenem Grundthema hergenammen, die neue Bildung ſelbſt aber völlig frei iſt, in ihrem Gefühlsausdruck dem Grundthema ſogar entgegengeſetzt ſein kann. Welch einer Mannigfaltigkeit möglicher Umbildungen deſſelben Mativs die breiten Farmen und reichen Inſtrumentalfärbungen der Symphonie Raum geben, zeigen unſere beſten Meiſterwerke; aus einem melodiſch und rhythmiſch kräftig und lebensfähig gegebenen Thema gehen auf dieſe Weiſe unter der Hand eines begabten und des Tanſatzes mächtigen Componiſten eine unerſchöpfliche Fülle neuer Geſtalten hervor, deren neue Form doch ſtets den Urſprung aus jenem Gegebenen mit unverkennbarer Deutlichkeit durchblicken laſſen wird. Ein entwicklungsfähiges Motiv kann ſich ſo zu einem ganzen innern Lebensbilde von umfaſſender Größe und Tiefe des Reichthums erweitern; das aus verſchiedenen Motiven combinirte Hauptthema wird alſa, in ſeine einzelnen Beſtandtheile zerlegt, unendlich reichen Stoff hergeben, deſſen Fülle jedoch gleich ſein erſtes Auftreten ahnen laſſen muß, ſo daß wir durch das Hauptthema ſofort in die Mitte verſetzt werden.

Dieſe den Hauptgedanken in ſeine Einzelmotive zerlegende, und aus ihnen wiederum neue Perioden bildende thematiſche Arbeit, iſt eine der neueren ſymphoniſchen Kunſt ſeit Haydn angehörende Erfindung, Beethoven hat ſie vollendet; ſeine Werke treten ſtets mit einem feſtgeſchloſſenen Thema auf, aus deſſen Motiven dann ein Aufbau vor unſern Augen entſteht, deſſen kaum zu ahnender Formenreichthum doch niemals den Zuſammenhang mit ſeinen Urmotiven verliert, und ſo in ſtaunenswerther Weiſe aus dem Kleinen das Graße geſchaffen zeigt. Die thematiſche Kunſt früherer Zeit, z. B. bei Bach, bediente ſich dieſer Zergliederung nicht, ſondern bildete mehr das Thema im Ganzen fort. — Ausführlich behandelt findet man die thematiſche Arbeit in den Compoſitionslehren von Marx und beſonders von J. C. Lobe, deſſen früheres Werk (Theorie der thematiſchen Arbeit, Weimar 1844) dieſen Gegenſtand ſyſtematiſch ſehr wohlgeordnet darſtellt; auch in ſeinen fliegenden Blättern für Muſik iſt viel darüber enthalten.

Die Symphoniker der neueren Zeit wollen wir nun, von Haydn ausgehend, einer kurzen Betrachtung unterwerfen; daß wir uns hier nur an die Koryphäen halten können, versteht sich von selbst. Sie schließen sich in drei Gruppen, von denen die erste in Haydn, Mozart und Beethoven neben dem eigentlichen Ursprung unserer modernen Symphonie allerdings auch gleich deren hauptsächlichen Abschluß in sich faßt; die zweite, Spohr, Mendelssohn, Gade und vor allen Schumann, tritt namentlich nach der romantischen Seite ergänzend hinzu, und die dritte endlich zeigt uns den Drang nach neuen Ausdrucksformen für einen positiv verständlichen Inhalt in den Programmcomponisten, Berlioz, Liszt und deren Anhänger.

Die Symphonie Haydn's und Mozart's ist vorzugsweise jenes herrliche und frische Tonspiel, in welchem eine in der Ueberfülle des Materials und der bildenden Kraft nun zur freien Selbständigkeit gelangte Instrumentalmusik mit aller Unbefangenheit und Naivetät sich ergehen mußte. Die noch heute ungeschwächte poetische Wirkung ihrer Tonschöpfungen beruht nicht nur in der Schönheit ihrer Verhältnisse und dem Reichthum an Melodie und Gedanken überhaupt, sondern auch in der Frische des innern Lebens, welchem sie zum Ausdruck dienen. Die durch sie erweckten rein musikalischen Stimmungen bedürfen noch keines Hinweises auf ein gewisses inneres Erlebniß, sondern spiegeln das Gemüthsleben im Allgemeinen in seiner reichsten Mannigfaltigkeit wieder. Bei einer Symphonie von Haydn oder Mozart etwas Bestimmtes empfinden zu wollen, ist kaum möglich, die Tiefe eines durchdachten und logisch entwickelten dichterischen Gedankens finden wir nicht darin — wohl aber ein Tonleben voll mannigfaltigster Bewegung, welches doch nur ein Wiederklang eines eben so reichen und wechselvollen Seelenlebens sein kann, indem es uns sonst kalt und unberührt lassen müßte.

Die Zahl der von Haydn geschriebenen Symphonien ist ungemein groß, die Verzeichnisse in seinen Biographien führen nach seiner eigenen Mittheilung an den Rath Bertuch deren einhundertundachtzehn an; sein Tagebuch über den Aufenthalt in England 1791 nennt deren zwölf daselbst componirte, (darunter die beliebte G dur mit dem Paukenschlage). Sein erstes Streichquartett (Presto, B dur $^6/_8$) verfaßte er im achtzehnten Lebensjahre (1750) auf den Antrag des Baron Fürnberg zu Weinzierl und seine erste Symphonie (D dur $^4/_4$) als Musikdirector im Dienste des Grafen Morzin. Philipp Emanuel Bach's Einfluß auf seine Bildung schlug er selbst als höchst bedeutend an, „wer mich gründlich kennt, der muß finden, daß ich dem Eman. Bach sehr viel verdanke, daß ich ihn verstanden und fleißig studirt habe; Eman. Bach ließ mir auch selbst einmal ein Compliment darüber machen," erzählt er selbst nach Griesinger; Sammartini's Einwirkung lehnte er jedoch gegen seinen genannten Biographen bestimmt ab, und sagte, daß er dessen Musik wohl in der Jugend gehört, aber nie geschätzt habe, „Sammartini sei ein Schmierer." Ob Haydn der erste gewesen ist, welcher den vormals üblichen drei Sätzen der Symphonie den vierten, den Menuett hinzugefügt hat, ist unbestimmt; wahrscheinlich war die Suite Veranlassung, den damals beliebtesten Tanz aus ihrer langen Reihe in die Symphonie herüberzunehmen. Gewiß ist Haydn aber derjenige, welcher dem Menuett seinen eigenthümlichen, typisch gewordenen Charakter verliehen hat. „Der Menuett war der Tanz der vornehmen Welt," sagt Otto Jahn (in seiner Biographie Mozart's, 1, 559 ff.), er bot ihr die Gelegenheit, Würde, Grazie und Anstand zu entfalten. Diejenigen Menuetts, welche unbefangen diesen Charakter des Tanzes wiedergeben, kann man jetzt nicht hören, ohne an Puder und Reifrock erinnert zu werden, und wie die zierlichen Porzellanfigürchen und Kupferstiche jener Zeit erregen sie bei aller Anerkennung ihrer graziösen Würde ein heiteres Lächeln; in einer Zeit, welcher diese Art des Anstands fremd ist, kann sie nur humoristisch reproducirt werden (in Beethoven's F dur und Mendelssohn's A dur Symphonie). Haydn parodirte den Menuett seiner Zeit nicht, aber er entkleidete ihn seiner vornehmen Würde; er nahm ihn, wie ihn die Bürgersleute tanzen, und wußte eine volksthümliche Laune und Heiterkeit hineinzulegen, welche diesem Tanz ursprünglich fremd war. Er war unerschöpflich an Einfällen, Ueberraschungen, Witzen jeder Art, ohne ausgelassen oder ordinär zu werden, und er verstand es, den Ton der behaglichen Laune zu behaupten, obgleich die künstlerische Behandlung der Form, die er nach allen Seiten erweiterte und ausdehnte, in hohem Maße fein berechnet und geistreich war. Es

iſt begreiflich, daß dieſe Weiſe populär wurde; ſie ging von einer beliebten Form aus, der Sinn, der ſich darin ausſprach, war echt volksmäßig, und die Geſtaltung wahrhaft künſtleriſch: ſo hatte der Menuett ſeinen Platz in der Symphonie gewonnen und wußte ihn zu behaupten."

Haydn's äſthetiſcher Charakter war eine glückliche, heitere Naturbegabung, durch anhaltendes ſtrenges Studium gehoben; in ſeinem Weſen wie in ſeiner Kunſt lebt eine unerſchöpfliche, noch durch keine Zweifel getrübte Daſeinsfreude; deshalb überall die friſche, ſchöne Sinnlichkeit, die bei aller Kunſt doch einfach natürlich hinfließende Form. Großartigkeit der Anſchauungen oder eine ſolche Tiefe der Empfindung, wie ſie uns ſpäter bei Beethoven entgegentritt, können wir ſelbſtverſtändlich von einer Natur, wie Haydn ſie beſaß, nicht fordern, aber helles Licht und wohlthuende Wärme ſenden die noch ungebrochenen Strahlen ſeines klaren und reinen Innern überall hin. Seine Symphonien ſind ein friſch hinſprudelnder Bach, auf deſſen muntern Wellen der freundliche Sonnenſchein in tauſendfarbigem Lichtſpiel ruht. Die immenſe Productionskraft Haydn's erlahmte nie, im höchſten Alter ſchuf er noch die friſcheſten Werke, der Fleiß, mit dem er arbeitete, war außerordentlich — auf die zwölf in London geſchriebenen Symphonien verwandte er je einen Monat. Aus der Menge ſeiner Werke ſollte man ſchließen, daß Haydn ſehr leicht gearbeitet habe. Das war aber nicht der Fall. „Ich war nie ein Geſchwindſchreiber, ſondern componirte mit Bedächtigkeit und Fleiß. Solche Arbeiten ſind aber auch für die Dauer, und einem Kenner verräth ſich das ſogleich aus der Partitur," ſagt er ſelbſt. Ueber ſeine Manier zu componiren theilt er mit: „Ich ſetzte mich hin (an's Clavier), fing an zu phantaſiren, je nachdem mein Gemüth traurig oder fröhlich, ernſt oder tändelnd geſtimmt war. Hatte ich eine Idee erhaſcht, ſo ging mein ganzes Beſtreben dahin, ſie den Regeln der Kunſt gemäß auszuführen und zu ſouteniren. So ſuchte ich mir zu helfen" u. ſ. w. Und dieſe natürliche Unmittelbarkeit iſt es, was uns noch heute in ſeinen Symphonien ſo unendlich anzieht. Ueber die Empfindungen und Ideen, welche ſeinem Gemüthe bei einem Werke vorſchwebten, ſind uns keine Aufklärungen hinterblieben; doch hat er ſelbſt erzählt, daß er in ſeinen Symphonien öfter — moraliſche Charaktere geſchildert habe. In einer ſeiner älteſten, die er aber nicht genau angeben konnte, iſt „die Idee herrſchend, wie Gott mit einem verſtockten Sünder ſpricht, ihn bittet ſich zu beſſern, aber bei dem Leichtſinnigen kein Gehör für ſeine Ermahnungen findet."

Mozart's erſte Symphonien haben nur drei Sätze, in den zu Wien 1767 und 1768 componirten iſt zuerſt der Menuett aufgenommen, fehlt jedoch in ſpäterer Zeit noch mitunter, ſowie auch die unmittelbare Verbindung aller drei Sätze zu einem zuſammenhängenden Ganzen in ſpäteren Symphonien feſtgehalten iſt. Mozart's erſte Symphonie entſtand 1764 und zeigt, bis auf eine richtige Auffaſſung der Form im Allgemeinen, noch nichts von einem beſtimmten Charakter, von melodiſcher Erfindung ſehr wenig; aber ſchon die nächſten Symphonien haben ungleich mehr Körper, die Stimmen werden ſelbſtändiger, die Motive intenſiver und ſeine Herrſchaft über das Orcheſter wächſt. Nach welchen Muſtern Mozart in ſeinen Inſtrumentalcompoſitionen ſich bildete, iſt nicht näher bekannt, aber kaum zu bezweifeln, daß er Haydn's Symphonien kannte, und dieſe nicht ohne Einwirkung auf ihn geblieben ſind. Doch führen nur geringe Spuren darauf hin. Mozart's Menuett zeigt eine von der Haydn'ſchen verſchiedene Auffaſſung, das volksthümlich Gemüthliche iſt darin, aber nicht die Luſt am Scherz und der Neckerei, meiſt iſt er von ſinnigerm Weſen. Von 1772 an gewinnen Mozart's Inſtrumentalcompoſitionen ſelbſtändiges Intereſſe; daß er, bei aller Schönheit ſeiner ſymphoniſchen Formen der Symphonie eine neue, über Haydn hinausgehende Bedeutung gegeben hätte, kann man nicht ſagen. Auch Mozart's Symphonie war mehr für die Unterhaltung beſtimmt, die Symphonie der damaligen Zeit hatte noch nicht die Aufgabe, mit individuell charakteriſtiſchem Ausdruck auf die Schilderung tiefer und leidenſchaftlich erregter Gemüthszuſtände auszugehen. Freiere Geſtaltung der Form und conſequentes Feſthalten und Durchbilden der angeregten Stimmung war ihre Hauptaufgabe; die Form erweiterte ſich wenig, dies konnte erſt geſchehen, als ein neuer und reicherer Inhalt gewonnen und die Kunſt durch allſeitige Verarbeitung des Techniſchen die völlig freien Mittel zum Ausdruck deſſelben gewonnen hatte. Lebhaftigkeit, Glanz

oder ruhige Beſchaulichkeit machen den weſentlichen Charakter der damaligen Symphonie aus, wie Jahn ganz treffend ſagt. Sie war zu jener Zeit auch nicht die größte der Inſtrumentalfarmen, erſt ſeit Beethoven iſt ſie die unumſchränkte Herrſcherin des Orcheſters geworden; die Caſſation oder Serenate machte ihr den Rang ſtreitig, doch konnte dieſe Form, mehr von äußeren Veranlaſſungen hervorgerufen, eine derartige innere Durchbildung wie die Symphonie nicht gewinnen, und erlebte ſie in der That auch nie. Sie ſteht zwiſchen der Symphonie und der Partie.

Im Großen und Ganzen hat die Symphanie durch Mozart nur techniſche Durchbildung gewannen, ſtets feſt ausgeprägte Gedanken und einheitliche Entwicklung der Stimmung, kunſtreicher Tonſatz, ſowie edle und ſchöne Form ſind die Ergebniſſe ſeiner ſymphoniſchen Arbeiten. Wenngleich Mozart in ihnen keinen ſo weiten Schritt vorwärts that wie Haydn von ſeinen Vorgängern aus, ſo ſind ſie doch, namentlich was die Entfaltung der techniſchen und inſtrumentalen Mittel anbelangt, eine höchſt wichtige Uebergangsſtufe zu Beethoven. Der Herrlichkeit der einzelnen Symphonien Mozart's geſchieht durch dieſe allgemeine Stellung kein Abbruch, daß er die höchſte Höhe darin nicht erreichen konnte, lag in der Zeit, in ſeinem Weſen und in ſeinem Genius, der ſeine größte Stärke auf einem andern Gebiete entfaltete. Nichtsdeſtoweniger gab es doch Leute, welche in Mozart ein aufregendes, verwirrendes Element der Kunſtentwicklung ſahen; ſo meint Nägeli in ſeinen Vorleſungen über Muſik, daß Mozart vermöge ſeiner Erfindungsgabe, ſeines Ideenreichthums „eine ungeheure Fermentation in das ganze Kunſtgebiet hineinbrachte, dadurch vielleicht mehr mißbildend als bildend, aber mächtig aufregend wirkte“ — ein Ausſpruch, der uns heute etwas bedenklich vorkommen muß. Er nannte ihn einen „unreinen Inſtrumentalcompaniſten, weil er die Cantabilität mit dem freien inſtrumentaliſchen Ideenſpiel auf tauſenfach bunte Art vermengte und vermiſchte.“ Und doch haben wir Mozart in Betreff der Inſtrumentation grade dafür zu danken, daß er die geſangliche Ausdrucksfähigkeit der Inſtrumente auf eine außerordentliche Höhe erhab, die Klangfärbung des Orcheſters in einer Weiſe bereicherte, welche weit über Haydn hinaus geht.

Mozart's Productionskraft war noch umfaſſender und ſchlagfertiger wie die ſeines großen Vorgängers. Seine drei ſchönſten Symphonien (Es dur Part. 3, g moll Part. 2, C dur Part. 4) entſtanden im Sommer 1788 innerhalb anderthalb Monaten; die erſte (Schwanengeſang genannt), über alles reich an Klangſchönheit, findet einen beſtimmten Gegenſatz in der zweiten von Schmerz, Wehmuth und erfolgloſem Ringen durchdrungenen, ebenſo in der dritten (Jupitersymphonie genannt), die würdevoll und feierlich bis zum Pomp, im erſten Satz mit prächtigem Inſtrumentalklang, im letzten in ſtreng geſchloſſener, kunſtreich fugirter Farm, einherſchreitet. Mit der Anführung dieſer drei Symphanien möge es hier ſein Bewenden haben; die auf Grund außerordentlicher Studien ungemein umfaſſend und reich ausgeſtattete Biographie Mozart's von O. Jahn gibt auch über deſſen Symphonien genau eingehende Auskunft.

Beethoven mußte endlich kommen, um zu vollenden, was Haydn und Mozart ihrem Weſen und der Zeit nach nicht anders wie unerfüllt laſſen konnten. In Beethoven's Kunſt tritt die moderne Gegenwart ein, mit ihrem Streben nach Vertiefung und Reinigung unſerer Lebensideen, und mit dem Drange, das Individuum zur höheren ſittlichen Freiheit zu erheben. Der Gefühlsumfang wurde dadurch unendlich erweitert, ein hoher Ernſt tritt in Beethoven an Stelle des behaglichen Genuſſes, der Kampf um die höchſten Intereſſen führt zu einem allerdings fühlbaren Bruch mit den beſtehenden Ideen und Verhältniſſen, aber die Bedeutſamkeit, mit der dieſe neue Entwicklungsphaſe und die Perſon, welche in der Tonkunſt ihr Träger iſt, auftreten, iſt ſo groß und machtvoll, ihr Ziel, die ſittliche Freiheit, der göttlichen Natur des Menſchen ſo angemeſſen, daß wir ihnen unſere ganze moderne geiſtige Erhebung in der Tonkunſt zu danken haben.

Beethoven hat bekanntlich nur neun Symphonien geſchrieben — doch dieſe allein, von der großen Zahl ſeiner andern, theils ebenſo bedeutſamen Werke abgeſehen, füllen ſchon ein Leben ganz aus. Wie eine jede natürliche Entwicklung, erfolgte auch die der Beethoven'ſchen Symphonie nicht ſprungweiſe, ſondern im ganz richtigen Zuſammenhange mit den vorausgegangenen Schöpfungen. Seine erſte Symphanie ſchließt ſich enge an Mozart

Digitized by Google

an, wenngleich bereits bedeutende Züge ahnen lassen, daß wir es hier nicht mit dem Abschluß einer gegenwärtigen, sondern mit dem Auftreten einer neuen bedeutsameren Epoche zu thun haben. In noch deutlicherer Weise empfinden wir dieses in der zweiten; die dritte — Symphonia eroica — deren Entstehung bekannt genug ist, erscheint bereits als eine Tondichtung mit bestimmtem Inhalt, der Feier eines Helden; die Form hat eine der Idee entsprechende Breite gewonnen, welche bis dahin noch in keiner Symphonie vorhanden; das Adagio wird zum Trauermarsch, der letzte Satz, Thema mit zusammenhängenden Variationen, zeigt in wunderbarer Weise, wie das anscheinend Kleine unter der Hand eines Genius zu einer wahren Unendlichkeit sich entfalten kann. Der vierten Symphonie eine poetische Idee unterzulegen, sollte schwer fallen, und dennoch erfreut sie, wie nur irgend ein anderes Instrumentalwerk, durch die Schönheit ihrer Verhältnisse, die Bedeutsamkeit ihrer Gedanken und die heitere, sonnige Färbung; die muntere Neckerei Haydn's, der sinnige Scherz Mozart's sind bei Beethoven zum tiefsinnigen und warmen Humor geworden, das Adagio eröffnet uns Regionen des Gefühlsleben, welche seine Vorgänger in der Symphonie kaum erblickt, geschweige denn erschlossen haben. Die fünfte Symphonie (C moll), eines der größten musikalischen Meisterwerke überhaupt, läßt schon die letzte, neunte vorausahnen; der Kampf mit dem Schicksal und der endliche Sieg des Geistes über ein Verhängniß ist hier bereits in einer Größe dargestellt, wie nur die mit allen sittlichen Kräften ausgerüstete Natur Beethoven's diesen Proceß selbst durchzusetzen und nur später in der neunten noch gewaltiger dichterisch zu gestalten vermochte. Die sechste (Pastoral-) Symphonie erschließt uns die sanften Stimmungen, welche ein heiteres Sichversenken in die Natur hervorruft; die träumerische Scene am Bach findet ihren genügend regsamen Gegensatz in dem etwas knotenmäßigen Bauerntanz, dem Gewitter — über die Naturmalerei in der Musik ist vielfach gesprochen, und das Resultat der verschiedenen Meinungen darüber ist wohl, daß sie zulässig erscheint, wenn sie, auch die Absicht der Schilderung hinweggedacht, reine Musik bleibt, und nicht zu Darstellungsobjecten greift, welche ihren Mitteln unzugänglich erscheinen. Wir können in Beethoven's Pastoralsymphonie von der Naturmalerei als solcher füglich absehen, und das Werk behält doch seinen Werth an sich. Bei keinem Werke Beethoven's hat man mehr versucht, seinem Inhalt eine poetische Auslegung zu geben, wie bei der siebenten (A dur) Symphonie; die Einen, und unter ihnen auch Lenz, haben es als eine zweite Pastoralsymphonie betrachtet, Schindler aber diese Ansicht für „eclatanten Unsinn" erklärt. Andere, und unter ihnen Marx, wollen die Schilderung eines mauriſchen Lagerlebens darin finden (so auch schon Nicolai) und Marx besonders poetisirt sehr viel darüber in seiner Beethovenbiographie. Die dritten stimmen ihre Ansprüche auf eine Bauernhochzeit herab, mit obligaten Schemelbeinen ꝛc. im letzten Satz; auch bis zur höchst poetischen Vorstellung eines Gastmahls mit freundlichen, faseligen Complimenten, und einem gründlichen Champagnerrausch versteigen sich einige Erklärer (Cäcilia 1825). Nach einer wiederholten Aufführung im Frühjahr 1815 ließen einige Recensenten es sich angelegen sein, Beethoven für einen Tollhauscandidaten zu erklären. In der neuesten Zeit hat besonders der Russe Oulibischeff (Verfasser einer zwar dilettantenhaft aber mit Vorliebe geschriebenen Biographie Mozart's), wie an Beethoven überhaupt, so auch an dieser Symphonie sich versündigt, und schwatzt in altklugem Uebermuth von falschen, fehlerhaften Harmonien, barbarischer Behandlung des Themas im letzten Satz u. s. w., statt über seine eigene Unzulänglichkeit Betrachtungen anzustellen; mit dem Werke selbst und seinen Ideen weiß er nicht das Geringste anzufangen. Marx nennt ihn dafür recht spaßhaft einen Kalmücken, der seinen Götzen zwar stumm und dumm anbetet, aber doch durchprügelt, wenn er ihm nicht zu Willen ist.

Die achte Symphonie ist eine wahre Wunderblume am Fuße des Kolosses der neunten; das ganze Werk ist wie eine Rückerinnerung an frühere Zeiten und eine Stärkung durch nochmalige Einkehr bei der Jugend, ehe es zu einem vollen und ganzen Abschluß kommen sollte. Rein ihrer Kunstform nach wird die große neunte Symphonie mit Schiller's Lied an die Freude als Schlußchor von andern Beethoven'schen an Schönheit und Ebenmaß übertroffen, und doch kommt keine ihrem überwältigenden Eindruck gleich. Welch ein Schritt ist es von der naiven Heiterkeit in

Haydn und Mozart bis zu der Freude, der einen wahren Ausdruck zu verleihen, Beethoven nur zur menschlichen Stimme selbst greifen mußte! Wie lieb Beethoven diese Idee war, und wie lange sie schon in ihm lebte, geht aus der Phantasie für Clavier, Chor und Orchester hervor. Die neunte Symphonie beschränkt sich nicht auf ein Lebensereigniß eines einzelnen Menschen, sondern umfaßt den Entwicklungsproceß der ganzen modernen Menschheit, welche, dem Zustande des naiven Empfangens entrückt, nur durch Schmerz, Zweifel und Erfahrungen zur höheren Erkenntniß und mit ihr zur wahrhaft sittlichen Freude gelangen kann; das Werk ist der Schlußbau einer Kunstgattung und einer der größten Schöpfungsperioden, welche in der Musik dagewesen sind; von seinem Gipfel können wir rückwärts den weiten Weg überblicken, den der menschliche Geist zurücklegen mußte, um zu solchen Resultaten zu gelangen. Aber auch eine reiche, fernere Zukunft der Kunst vermögen wir aus diesem Werke wenigstens zu ahnen; erscheint bei dem augenblicklichen Stande der Dinge auch die weitere Entwicklungsmöglichkeit der Kunst von einem undurchdringlichen Schleier verhüllt, den die Kräfte der Gegenwart, auch wenn man ihre Anstrengungen nicht verkennen will, doch nicht zu heben vermögen, so steht doch die Ueberzeugung da, und wird grade durch dieses Beethoven'sche Werk unerschütterlich befestigt, daß bei einer Kunst, die so unmittelbar der Ausfluß des rein Menschlichen ist, von einem dauernden Stehenbleiben, oder gar einem Untergang nicht die Rede sein kann.

Schriften über Beethoven sind: dessen Biographie von Schindler, drei Auflagen; Studien von Seyfried (kaum in einigen Anekdoten nicht ganz ohne Werth); Skizzen von Ries und Wegeler; Marx, Beethoven's Leben; Oulibischeff, Biographie (gänzlicher Mangel an Verständniß seines Objects); eine excentrische Novelle, „die Beethovener" von Griepenkerl; W. Müller's Novelle „Furioso" In Westermann's Monatsheften, 9. Band; Beethoven's Sonaten und Symphonien von Ernst von Elterlein; Programm zur neunten Symphonie von Wagner; viele Recensionen in der Allgemeinen Musikzeitung, einige in C. M. von Werber's gesammelten Schriften u. s. w.

Beethoven's Zeitgenosse, Franz Schubert, vielleicht das größte lyrisch-musikalische Genie, welches je die Erde betreten hat, hinterließ sieben Symphonien, von denen jedoch nur eine (in C dur) näher bekannt, oder vielmehr Gemeingut der ganzen musikalischen Welt geworden ist. Schubert schrieb diese Symphonie im kräftigsten Alter, und zwar nicht lange vor seinem Tode (auf der Handschrift steht nach Schumann's Bericht „März 1828;" im November darauf starb er) und „die völlige Unabhängigkeit, in der diese Symphonie zu denen Beethoven's steht, ist ein Zeichen ihres männlichen Ursprungs," sagt Schumann weiter in einem sehr schönen und lesenswerthen Aufsatz in seiner Zeitschrift (Bd. 12, S. 81). Er fand das Werk auf einer Reise nach Wien bei Schubert's Bruder Ferdinand und sandte es an Mendelssohn, der mit seiner rühmenswerthen Bereitwilligkeit alles wahrhaft Schöne zu fördern, die Symphonie auch sofort im Leipziger Gewandhause aufführte, von wo aus sie bald ihren Weg durch ganz Deutschland antrat. Neben seinem hohen künstlerischen Werth ist das Werk auch noch interessant als vermittelndes Band zwischen den Beethoven'schen und nach ihm entstandenen, speciell Schumann'schen Symphonien. Eine noch in der Handschrift uns bekannt gewordene Symphonie Schubert's (C moll) steht sehr weit hinter jener zurück. An einer Biographie dieses Meisters fehlt es gegenwärtig noch.

Blicken wir um uns, wer in der Zeit nach Beethoven in seinem Geiste zu schaffen gestrebt hat, so schweift unser Auge ruhig über seine französische Caricatur Berlioz hinweg, wird auch von Mendelssohn, trotz der Parallele eines seiner Verehrer zwischen der neunten Symphonie und dem Lobgesang (in der Berliner Musikzeitung) nicht weiter angezogen, sondern bleibt einzig auf Robert Schumann mit Wohlgefallen ruhen.

Die Form der Symphonie hat Schumann über Beethoven hinaus nicht erweitert; den fünften Satz in der Es dur Symphonie, die Hinzufügung eines zweiten Trios zum Scherzo, können wir keine nothwendigen Bereicherungen nennen, das Zusammenziehen der einzelnen Sätze in einen großen (D moll Symphonie) eher einen Rückgang zu einer bereits abgelegten Form.

Der Zahl nach hat Schumann (das Orchesterwerk „Ouverture, Scherzo und Finale," als ein symphonisches mitgerechnet) fünf Symphonien geschrieben. Im Jahre 1841 erwachte seine Neigung für diese Kunstgat-

tung ganz besonders lebhaft, und bethätigte sich auch sofort in mehrfachen Schöpfungen. Die erste Symphonie in B dur fand durch ihre Frische, Gedankenschönheit und kräftige Form gleich nach ihrem Entstehen großes Interesse und ist jetzt allgemein verbreitet. In demselben Jahre entstand „Ouvertüre, Scherzo und Finale" — viel Schönes und Anmuthiges im Einzelnen, im letzten (1845 noch einmal umgearbeiteten) Satz auch Kraftvolles enthaltend; im Allgemeinen ist es jedoch als das am wenigsten bedeutende seiner symphonischen Werke anzusehen, weder der ihr vorausgegangenen B dur Symphonie, noch der unmittelbar darauf in demselben Jahre entstandenen in D moll, steht es an Inhalt und Form gleich. Letztere wurde erst 1851 bezüglich der Instrumentation vollendet und als op. 120 edirt, man erkennt jedoch augenblicklich ein früheres Werk darin; nach den beiden Symphonien in C und Es dur hätte Schumann bestimmt einer so unentwickelten Form, wie die Zusammenziehung sämmtlicher Sätze in einen einzigen, sich nicht mehr bedient; als symphonisches Tonwerk hat auch dieses keine hohe Bedeutung, die einzelnen Gedanken sind zwar höchst eigenthümlich und schön, aber mehr in kurzen Sätzen an einander gereiht, wie durch eine leitende Idee bedingt und ihr gemäß völlig ausgebildet.

Schumann's, dem idealen Gehalt und der reichen Form nach, bedeutendste Symphonie ist die zweite in C dur; er entwarf sie bereits 1845, aber erst im nächsten Jahre kam sie zur Vollendung, und ihre erste Aufführung fand im Leipziger Gewandhause am 5. November 1846 Statt. Nach Schumann's eigener Angabe fällt die Conception des Werkes in die Zeit eines längeren krankhaften Zustandes. Er sagt: „Ich skizzirte sie, als ich physisch noch sehr leidend war; ja ich kann wohl sagen, es war gleichsam der Widerstand des Geistes, der hier influirt hat, und durch den ich meinen Zustand zu bekämpfen suchte. Der erste Satz ist voll dieses Kampfes und in seinem Charakter sehr launenhaft widerspenstig." Doch findet man in diesem Werke nichts weniger wie Spuren von Krankheit; im Gegentheil, eine beständige Steigerung der Kraft vom Anfang zum Ende hin, läßt keinen Augenblick die Frische der Erfindung, welche mitunter fast mit einer Ueberfülle von Gedanken hervorquillt, vermissen. Der ganze Plan des Werkes, und besonders der höchste Aufschwung des letzten Satzes erinnert etwas an die neunte Symphonie; ohne es sich bestimmt erklären zu können, hat man doch das Bewußtsein, daß wie Beethoven in jenem Werke die Befreiung zur höchsten Freude hin, so Schumann in diesem eine ähnliche sittliche Idee ausdrücken gewollt hat. Die chorartigen Formen und Klangwirkungen im letzten Satz führen auch darauf hin, als hätte Schumann etwas Aehnliches durch die reine Instrumentalmusik erreichen wollen, wie Beethoven durch den Gesangchor. Der dritte Satz in seiner kraftvollen Weichheit und den reichen und doch harmonischen Klangmischungen ist aus Schumann's innerstem Wesen gekommen, gleich als ob er seine eigenthümlichsten Züge zu einem Idealbilde von sich hätte vereinigen wollen. — Die dritte Symphonie (Es dur 1850), in fünf Sätzen, soll durch den Anblick des Cölner Domes und der in jene Zeit fallenden Feierlichkeiten der Erhebung des Cölner Erzbischofs zum Cardinal, in Schumann angeregt worden sein. Den vierten Satz hatte er überschrieben: „Im Charakter der Begleitung einer feierlichen Ceremonie," strich diese Worte aber später mit der sehr wahren Bemerkung, man müsse den Leuten nicht das Herz zeigen, ein allgemeiner Eindruck des Kunstwerkes thäte ihnen besser; sie stellten dann wenigstens nicht verkehrte Vergleiche an. Von den andern Sätzen sagte er, daß er volksthümliche Elemente darin habe vorwalten lassen. Einen ähnlich unmittelbaren Eindruck wie die beiden ersten Symphonien bringt dieses Werk nicht hervor, wenngleich es in großartiger Anlage des Bedeutenden viel enthält.

Schumann's Thätigkeit in der Symphonie erscheint mit Beethoven's Schaffen verglichen verhältnißmäßig immerhin beschränkt; die natürlichen Gründe dafür sind nicht nur in Schumann's mehr einseitig auf die Romantik gestellter Naturbegabung, welche seinem Gesichtskreise engere Grenzen zog, zu finden, sondern auch in dem Umstande, daß die Kunst überhaupt seit Beethoven keinen Zufluß an neuen bewegenden Ideen von epochemachender Bedeutung gewonnen hatte, sondern nur mit der Vervollständigung und Verallgemeinerung der durch ihn erweckten und zugleich bis zur höchstmöglichen Vollkommenheit ausgebildeten Ideale beschäftigt war. Daß Schu-

mann dennoch vermochte, nach Beethoven Werke von so selbständiger Bedeutung hinzustellen, liegt sowohl in seiner specifisch großen Naturbegabung, als auch grade in seiner Richtung auf die Romantik; hier vermochte er auszufüllen, was Beethoven unbebaut gelassen hatte — daß mit dieser Richtung auf den Weltschmerz und die unerfüllte Sehnsucht der Kunst zugleich ein Krankheitsstoff zugeführt wurde, welcher in manchen Nachahmern Schumann's, wenigstens auf den augenblicklichen Stand der Musik, ziemlich nachtheilige Wirkungen äußert, ist nicht zu bestreiten; jedenfalls ist aber selbst die nunmehrige Ausartung zur Verschwommenheit und sentimentalen Ueberschwänglichkeit der Epigonen Schumann's noch verträglicher mit dem Grundwesen der Musik, wie die nach rein materialistischer Deutlichkeit strebende Naturwahrheitstheorie der Zukünftler. Aus einer Abklärung und Verschmelzung beider, für sich allein der Production dauernder Kunstwerke unfähiger Gegensätze, kann vielleicht dereinst ein besserer Boden für eine weitere Kunstentwicklung sich bilden, wie der, auf dem wir gegenwärtig herumschwanken; wenn die Unklarheit der weltschmerzlichen Sehnsüchtelei aus ihrer Verschwommenheit zu einem gesunden, kräftigeren Gefühl sich befreien, und die Materialisten der andern Seite ein Streben nach realer Objectivität in den Grenzen der Kunst an die Stelle der Naturabschreiberei um jeden Preis zu setzen sich bemühen, wird eine gegenseitige Annäherung ganz von selbst erfolgen. Beide Richtungen bleiben in ihrer Vereinzelung gleich unwahr und gleich unfruchtbar.

Ueber Mendelssohn, Spohr und Gade können wir uns kurz fassen. Mendelssohn's Stärke liegt nicht in der Symphonie, was er hierin geleistet, ist in keiner Weise für die Geschichte dieser Kunstform von Bedeutung. Daß er auch in seinen Symphonien der Künstler von feinem Geschmack und durchgreifender Bildung ist, versteht sich von selbst, aber der Mangel an tieferem Gehalt wird doch kaum verhüllt durch glänzende Redensarten — im Gegentheil, je feiner und eleganter diese gewendet sind, desto mehr bedauert man so vielen Aufwand an Geist und Fertigkeit um eines unerheblichen Inhaltes willen. Den großen Umfang einer Symphonie mit einem einheitlich durchbildeten Gedanken zu erfüllen, ist Mendelssohn nicht beschieden gewesen. Am leichtesten kann man dieses an seinem „Lobgesang," dieser von seinen Anhängern noch heute für ein Wunder erklärten Symphoniecantate, nachweisen; einzelne Sätze desselben sollen schon vor deren Verwendung zu diesem Werke zu andern Zwecken componirt worden sein — jedenfalls ist ihr Zusammenhang mit dem Chore (bis auf dessen Hauptmotiv mit dem ersten Satz) so locker wie irgend möglich, und zu allem andern eher wie zu einer Verknüpfung mit einem biblischen Text geeignet. — Mendelssohn's erste Symphonie (C moll) ist nach Verdienst fast unbekannt geblieben; die beiden andern in A dur und A moll sind an manchen Orten beliebte Concertstücke geworden; und interessiren in der That auch durch ihre feine Ausführung, nur darf man sie nicht zu oft hören. Als der bedeutendste Anhänger der Mendelssohn'schen Schule hat Julius Rietz sich neben andern Werken auch in drei Symphonien bethätigt, von denen namentlich die dritte in Es dur seine Form und recht frischen Inhalt zeigt. Die Gegnerschaft zwischen den Ablömmlingen Mendelssohn's und den Nachfolgern Schumann's ist heutigen Tages noch nicht ausgeglichen, wenngleich die ersten bedeutend im Weichen begriffen sind. Die beiden Meister haben sich im Leben ganz wohl vertragen und sich gegenseitig nach vollem Verdienst geschätzt und geachtet, der in der Kunst jüngere Schumann brachte Mendelssohn offene und unumwundene Verehrung entgegen; ihre Jünger sind nicht so hochsinnig und sagen sich gegenseitig nach, Mendelssohn habe das sogenannte „anständige Handwerk" in die Welt gesetzt und Schumann Verschrobenheit und Originalitätssucht in die Kunst gebracht — manche früher eifrige Vertheidiger Mendelssohn's sind aber doch nach und nach begeisterte Anhänger Schumann's geworden, während kein Beispiel von entgegengesetztem Verfahren irgend eines strebsamen Künstlers bekannt geworden ist.

Spohr ist empfindungstiefer in seinen Symphonien wie Mendelssohn, aber auch überschwänglicher und in der Form, namentlich in der Durchführung, nicht so glatt und geistreich. Als sein bedeutendstes symphonisches Werk ist die „Weihe der Töne" bekannt, nach einem Gedicht von Carl Pfeiffer; nächst ihr die Symphonie in C moll und „Irdisches und Göttliches im Menschenleben" für zwei Orchester. Spohr's Gefühlskreis war

bald durchlauſen; wenngleich warm und innig, leiden ſeine Symphonien an Längen und Monotonie, ſeine ſehr im Subjectiven eingeengte und wie bekannt zum Weichlichen und Sehnſüchtigen ſtark geneigte Empfindungsweiſe verhinderte eine objectivere Reichhaltigkeit in der Darſtellung. Die beiden erſtgenannten ſeiner Symphonien werden nichts deſto weniger noch lange gern gehört werden.

Enge an Mendelsſohn und Spohr ſchließt ſich Nicls. W. Gade, und nicht leicht iſt ein Componiſt ſo ſchnell in der Gunſt des Publicums geſtiegen und gefallen wie er. Möglich, daß die zu Anfang im Ueberfluß ihm entgegengebrachte Anerkennung ſchon die nachtheiligen Folgen in ſich trug, indem das in ihm nicht zur Entfaltung gelangte, was eine ernſtere Lebensſchule vielleicht gereift hätte. Seine C moll Symphonie iſt für uns beſonders intereſſant durch das uns fremdartige des Nationalen; doch behauptet es nur eine Zeit lang ſeinen Reiz, der aber zu ſchwinden beginnt, ſo wie man das Kunſtwerk näher nach ſeinem Werth an ſich zu betrachten anfängt. Es fehlt Gade keineswegs an guten Gedanken, aber ſie bleiben zu leicht im Beginn der Entwicklung ſtecken, weil er eine völlig frei ſchaltende Arbeitsfertigkeit ſich nicht zu eigen gemacht zu haben ſcheint. In der B dur Symphonie iſt Gade's Verſuch von jenem Gebiet nebelhafter Romantik, mit ihren Fleiſch und blutloſen Schattengeſtalten, auf ein allgemeineres ſich zu erheben, von gutem Erfolg begleitet und das Werk erfreut noch ſtets in ſeinen meiſten Theilen. Bei der anſcheinenden Unmöglichkeit, ſich dauernd jenem Nebelkreiſe zu entziehen, hat er ſich jedoch in ſeinen dazwiſchen liegenden und ſpätern Werken mehr oder weniger wiederholt, und iſt noch vor der völlig fertigen Entwicklung Manieriſt geworden. Glänzende und eigenthümliche Klangſchönheit zeichnet aber die meiſten ſeiner Werke aus.

Somit haben wir die Werke der bedeutendſten Symphoniecomponiſten der ferneren und näheren Vergangenheit (Gade ſcheint nicht mehr zu produciren, iſt alſo auch der letzteren beizuzählen) betrachtet; daß es nur ſehr obenhin geſchehen konnte, und daß manches an ſich ebenfalls verdienſtliche Werk anderer Tonſetzer unerwähnt geblieben iſt, weil es dem Kreiſe des einen oder andern der genannten Meiſter angehört, bedingt der hier geſtattete verhältnißmäßig geringe Raum.

Die Gegenwart hat in der That ſehr wenig ſelbſtändige Producte in der Symphonie aufzuweiſen; faſt alles was von dieſem Gebiete zu uns gelangt, iſt ein Nachhall der Werke Schumann's oder Mendelsſohn's. Nach eigener Geltung ringen Anton Rubinſtein und die Programmcomponiſten der Zukunftspartei, Berlioz und Liſzt an der Spitze.

Rubinſtein hat zwei Symphonien geſchrieben, eine kleinere in F dur und „Ocean." Seine bedeutende Arbeitskraft fördert eine Maſſe von Werken zu Tage, ihnen ungetheiltes Intereſſe zuzuwenden, iſt jedoch unmöglich; ſie ſind im Allgemeinen ſchon dadurch unerquicklich, daß man in ihnen ein unbeſtreitbares Talent von einer Maſſe Sinn- und Geſchmackwidrigkeiten überwuchert und zu Boden gehalten ſieht. — Faſt keines ſeiner Werke kann man betrachten, ohne durch manche talentvolle Züge angezogen, aber mindeſtens in gleichem Grade durch Ruheloſigkeit und oft eiſige Kälte abgeſtoßen zu werden. Seiner Empfindung fehlt es nicht an Kraft, aber dieſe erhebt ſich nicht zur Reiſe der Selbſterkenntniß; der Grundgedanke eines Werkes iſt oft anziehend, verliert ſich jedoch meiſt unter einer Menge von außen hereinbrechender Störungen, die ihn zu extravaganten und unverſtändlichen Seitenſprüngen anſtacheln und dem Hörer den Faden der Nachempfindung vollſtändig aus der Hand reißen.

Das gilt auch von ſeinen Symphonien. Der erſte Satz der F dur Symphonie iſt nicht unintereſſant, beſchäftigt aber im Ganzen den Verſtand mehr mit Zuſammenbringen und Vermitteln, als daß er der Phantaſie ein geſchloſſenes Bild vorführte; ſchöne Einzelheiten liegen im Kampf mit Widerwärtigem. Das Scherzo mit ſeinem komiſchen Kobold-ſpuk iſt recht hübſch, das Adagio hebt recht bedeutend an, hat in der Mitte weite Oeden und wird gegen den Schluß hin wieder ergreifender. Der letzte Satz iſt der ſchwächſte.

Der Titel der Symphonie „Ocean" ſagt ſchon, worauf wir uns gefaßt machen müſſen; die Darſtellung einer Naturerſcheinung von immenſer Großartigkeit iſt dieſe Symphonie allerdings, wenigſtens mit einem gehörig großen Maurerpinſel gemalt, der ſich nicht in Detailfeinheiten verliert, ſondern immer friſch in den wohlgefüllten Farbentopf taucht und ſeine Schatten und Lichteffecte mit kraftvoll genialer Derbheit neben einander ſetzt, mitunter etwas mit einem trockenen Pinſel dar-

über wiſcht, wohl um die Farbentöne zu vermitteln. Bei aller nur zu oft auftretenden handgreiflichen Derbheit ſind unſere Empfindungen bei dieſem Werke, wenn man ſie nicht grabezu phyſiſches und moraliſches Uebelbefinden nennen will, nicht allemal die deutlichſten. Man darf den guten Willen nur einigermaßen bei Seite legen und wird, wie in der Programmmuſik überhaupt, gar zu leicht auf Vorſtellungen geführt, die der Componiſt nicht hat erwecken wollen. Wie leicht macht die Phantaſie ſich den Spaß, uns z. B. im Scherzo in den ſchwerfällig zutäppiſchen Bäſſen eine anmuthige Schäkerei der Seeungeheuer — Walroſſe, Seekälber und der ſonſtigen Nobleſſe des Oceans — vorzuſpiegeln? An einer andern Stelle werden wir aus der Scylla in die Charybdis — von den Seepferden in eine Matroſenluſtbarkeit verſetzt; es geht hier nicht grade fein zu, Knittel und ſonſtige Handhaben ſpielen mit bedrohlicher Freiheit herüber und hinüber, ſo daß wir bei der wirklich draſtiſchen Schilderung und aus Sorge um unſere eigene Sicherheit uns unmöglich behaglich fühlen können. Die häufig in chromatiſchen Tonundulationen auf- und abſteigenden Figuren erwecken eine ähnliche fatale Stimmung, wie ſie ſeeuntüchtige Landratten, wenn ſie zum erſten Male auf ſchwankendem Deck in hoher See, befällt. Der Choral am Ende des letzten Satzes iſt rein äußerlich; die Dankempfindungen nach glücklich überſtandenen Gefahren brauchen in der freien Symphonie ſicher nicht zu dieſer allergeſchloſſenſten, noch dazu von ihrer ſpeciell kirchlich-hiſtoriſchen Bedeutung untrennbaren Form zu greifen, um den rechten Ausdruck zu finden — der Choral wird hier zur bloßen Form ohne jede Nothwendigkeit herabgeſetzt. Leicht begreiflich erſcheint bei Rubinſtein's Ungeklärtheit in dieſer Symphonie ein jenen Härten gegenüber ſehr fühlbarer Anſchluß an Mendelsſohn'ſche Empfindungsweiſe und Melodiebildung, freilich ohne durch einen ähnlich feinen Geſchmack gereinigt zu ſein. Aber bei alledem bleibt Rubinſtein einer der thätigſten und thatkräftigſten Tonſetzer der Gegenwart, ſeiner Production iſt nur mehr Ruhe und Selbſtkritik zu wünſchen.

Ueber die Componiſten der ſogenannten Zukunftspartei iſt in einem früheren Aufſatz in dieſen Blättern ſchon ausführlicher geſprochen. Ueber Berlioz' Programmſymphonien, Sinfonie fantastique (Bericht darüber in der Schumann'ſchen Muſikzeitung) und deren Vervollſtändigung Sinfonie melodique; Haroldſymphonie, Romeo und Julie (in der Schumann'ſchen Zeitung 1840 von St. Heller beſprochen), Fauſtſymphonie — kann auf jenen Aufſatz zurückverwieſen werden, ebenſo über Liſzt und deſſen ſymphoniſche Dichtung, in welcher, wie dort ſchon erwähnt, wir nichts weniger als eine Fortbildung der mehrſätzigen Symphonie erblicken können. Welche Lehren die Zeit aus dieſen Verſuchen, die wir nur als Verirrungen bezeichnen, ziehen wird, müſſen wir abwarten; ruht irgend ein lebenskräftiger Keim in ihnen, ſo wird er allen Streitens dagegen ungeachtet nicht verloren gehen, iſt es nicht der Fall, ſo helfen die überſchwänglichen Exclamationen der Partei eben ſo wenig etwas. Daß die Kunſt nichts unbeachtet läßt, was in ihrem eigenen, ſowie im weiteſten Lebenskreiſe auf ihre Entwicklung fördernd einzuwirken geeignet iſt, haben wir in der vorangegangenen Darſtellung trotz ihrer großen Unvollkommenheit doch deutlich genug erkennen können.

Ein völliger Abſchluß in der Kunſt iſt unmöglich, denn eine Verwirklichung der höchſten Ideale bleibt ſtets etwas menſchlichen Kräften Unerreichbares; die Formen jedoch, unter welchen wir ſie anſchauen und uns ihnen zu nähern trachten, gebären ſich ewig neu, und deshalb auch die Kunſt, deren Aufgabe es iſt, dieſe Ideale mit der Wirklichkeit zu vermitteln. Ein Stillſtand iſt in der Kunſt wie im Geiſtesleben überhaupt unmöglich, ſo kann und wird auch unſere Gegenwart, wenn wir über ihre einzelnen Tageserſcheinungen hinweg, im Großen und Ganzen ſie betrachten, trotz ihrer fruchtloſen Verſuche und Abwege, auf welche ihre Unproductivität ſich verliert, doch auch dereinſt in der Geſammtentwicklung der Kunſt eine Stellung haben — wenn auch keine durch große Schöpfungen verherrlichte, ſo doch die beſcheidenere aber ebenſo nothwendige einer Periode, welche den von früheren Epochen ihr überkommenen Inhalt verarbeitet, um aus ihm Neues zu ſchaffen. Wenn die Schätze früherer Kunſt erſt unſer Gemeingut geworden ſind, und die Zeit bis zu der dem künſtleriſchen Schaffen nothwendigen Ruhe ſich abgeklärt hat, wird auch der Fortſchritt nicht ausbleiben. Die Geſchichte hat es ſchon an manchen andern Zeitperioden bewieſen.

Mittelaſien.

I.

Die Naturbeſchaffenheit Mittelaſiens und die Völkerkunde.

An den Rändern der Hochebene Mittelaſiens ziehen ſich eine Anzahl Tief- und Flachländer, hier und da von niedern Gebirgszügen und unbedeutenden Höhen unterbrochen, einerſeits durch das uraliſche Völkerthor über das Nordgeſtade des Caſpiſchen und Schwarzen Meeres bis zu den äußerſten Enden des alten Continents, andererſeits längs der großen ſibiriſchen Flüſſe hinauf zum Eismeer und hinüber zum Stillen Ocean. Die natürliche Beſchaffenheit dieſer weitgeſtreckten Ebenen wird durch die Namen bezeichnet, welche ſie im Verlauf der Zeiten von den verſchiedenen Völkern erhielten, die dort herumzogen oder ſich niederließen. Man nannte ſie in den mannigfachen Sprachen der Eingewanderten oder Eingeborenen Flächen und Sandmeere, Moore und Niederungen. Alle dieſe großen Ländergebiete waren in den frühern Jahrhunderten der Erde vom Meere bedeckt, wovon die vielen Salzſeen des mittlern und nördlichen Aſien wie des öſtlichen Europa die ſchwachen Reſte ſind. Selbſt die Richtung des ehemaligen Zuſammenhanges der vereinzelten Gewäſſer iſt heutigen Tags noch erkennbar.

Mitten durch dieſe theilweiſe ſehr fruchtbaren Ebenen ziehen ſich, von der Lüneburger Haide in ſüdöſtlicher Richtung bis zur chineſiſchen Mauer, nicht wenige Wüſten und Steppengegenden, auf welchen zu allen Zeiten der Weltgeſchichte Nomaden und Jägervölker ihr wildes Weſen trieben und in vielen Gegenden heutigen Tags noch treiben. Es ſind dies traurige, einförmige Länder, fünf Monate des Jahres von einer tiefen, mannigfach zerriſſenen und geſpaltenen Schneedecke belegt, über welche abwechſelnd bald gräßliche Winde, bald furchtbare Schneegeſtöber ſauſen und der Himmel in ſelten verändertem grauen Trauergewande herabhängt. Dieſe ſalzhaltigen, von keiner Seite beſchützten, von keinem Gewäſſer gemäßigten Strecken lieben raſche Uebergänge; die ſtarke Kälte des Windes und die große Hitze des Sommers iſt Menſchen, Thieren und Gewächſen in gleichem Grade verderblich. Die ſchöne Blumenfülle und die freudigen Hoffnungen des Frühlings ſind nicht ſelten von dem wilden, ſeit dem grauen Alterthume berüchtigten Nordwinde in wenigen Stunden niedergemäht, oder auch in noch kürzerer Zeit von zahlreichem Heuſchreckengewimmel verſchlungen. Ja noch im Beginn des Sommers, der ſchönſten Jahreszeit der Steppe, bewahrt ſie ihre nüchterne unerquickliche Einförmigkeit. Die Erdplatte wird, ſo weit das Auge reicht, mit hohem Graswuchſe überzogen, aus welchem nur hie und da blutfarbige Tulpenfelder, — die Krim iſt das Vaterland der Tulpen — Hyacinthen und Reſedas, Dorngebüſch, Brombeerſträuche und wilde verkrüppelte Obſtbäume hervorragen. Nirgendwo Schatten auf den gleichförmigen Ebenen, und da auch die Nacht keine abwechſelnde Kühlung gewährt, ſo ſteigt Hitze und Trockenheit zu ſolch einem hohen Grade, daß Quellen ſtocken und Brunnen verſiegen, daß die von hohem, mit Schlangen angefülltem Schilfe umſäumten Seen und Flüſſe vertrocknen und endlich alle Pflanzen und jedes Geſträuch verdorren. Der Boden wird dann mit gähnenden Riſſen und Spalten völlig überzogen: das ganze Erdenrund ſcheint in Staubwolken eingehüllt und Menſchen und Thiere werden zuſehends mager. Im Anfange des Herbſtes wehen nochmals milde Lüfte; die Steppe ergrünt von Neuem mit nachſprießendem Graſe und ein blauer freundlicher Himmel ſteigt über das Land empor, gleich wie im Mai. Dieſes freudige Schauſpiel geht aber ſchon im October zu Ende. Von allen Seiten ſteigen trübe aſchgraue Wolken am Firmament herauf; die ganze Landſchaft wird ſchnell mit Nebel und Regen umzogen, und der Menſch gräbt heutigentags noch, wie zu den Zeiten Herodot's, Höhlen in die Erde, um ſich gegen die furchtbaren Winterſtürme zu ſchützen.

Dieſe feindlichen Naturverhältniſſe der nördlichen Länder tragen zum Theil die Schuld, daß hier kein Geſetzgeber oder Religionsſtifter erſtand, welcher den herumwandernden Maſſen feſte Wohnſitze angewieſen und ihnen ein ſelbſtändiges Leben eingehaucht hätte, daß ſie zu keinem großen cultivirten Reiche vereinigt, zu keinem würdigen Gliede in der Bildungskette der Menſchheit erhoben wurden. Die in der Steppe zerſtreuten Oaſen eignen ſich wohl zu beſondern Fürſtenthümern; der große Erdeinſchnitt des europäiſchen und aſiatiſchen Nordens entbehrt aber, im Ganzen

genommen, aller Bedingungen und Vortheile eines Culturlebens. Vergebens ſuchten die Eroberer und Geiſeln der Menſchheit, Attila, Tſchinggis und Timur die Natur der Dinge zu brechen und die widerſtrebenden Länder zu einem Ganzen zu vereinigen; nach ihrem Tode zerfielen ſie alsbald wieder in ihre angeborene Getrenntheit und Verwirrung. Vergebens ſuchten die verſchiedenſten Culturvölker und Religionsgenoſſen der Erde, Chineſen, Griechen und Hindu, Moslim und Chriſten in dieſen unwirthbaren Gegenden den Samen höherer Menſchlichkeit auszuſtreuen und den Baum der Erkenntniß anzupflanzen; nach wenigen Jahrzehnten war er zum unſcheinbaren Geſtrüppe verkrüppelt. *In ſo innigem Verbande ſteht die Bildungsgeſchichte der Menſchheit, ſobald nicht eine überwiegende Cultur alle Naturhinderniſſe beſeitigt, mit der Lage, der Geſtaltung und Beſchaffenheit ihrer Heimathlande.*

Herumziehende Horden werden leicht von Mangel heimgeſucht; ſie ſtreben dann nach andern Gegenden zu wandern, um hier vom Schweiße des ſeßhaften Mannes zu zehren. Ueberdies mochte eine dunkle Kunde von Schätzen und Genüſſen der ſüdlichen Länder die Raub- und Genußſucht der nördlichen Barbaren erregen. Und ſo ſehen wir, ſeit dem Beginne geſchichtlicher Ueberlieferung, ein endloſes Stoßen und Drängen der mittelaſiatiſchen, der nordöſtlichen und nordweſtlichen Völkerſchaften gegen den Hoangho, den Indus und Euphrat, gegen den Oxus, die Wolga und die Donau. Berichte über ihr wildes Getreibe finden ſich in den Schriften aller Culturvölker des Alterthums und der mittleren Zeiten: ſelbſt zu den fernen Nationen ſemitiſchen Zweiges, zu den abgeſonderten Israeliten, ſind, wie Gog und Magog zeigen, Sagen von dem grauſigen Weſen der Nordbewohner gedrungen. Ihre Namen ſind jedoch ſo unbeſtimmt und wandelbar, wie die Horden ſelbſt, die ſie bezeichnen. Je nachdem ſie ſich theilen, freiwillig oder gezwungen ſich wieder vereinigen; je nachdem ſie dem einen Reiche nahen und von dem andern ſich entfernen, umfaſſen die wankenden und ſchwankenden Laute bald größere, bald kleinere Abtheilungen eines und deſſelben Volkes, bald dieſe und jene Haufen verſchiedenen Stammes. So Sakan und Hiongun, Maſſageten und Skythen, Sarmaten und Tſchuden, Türken und Tataren. Es ſind fruchtloſe Unterſuchungen, mit Sicherheit beſtimmen zu wollen, welche Völker und Völklein Griechen und Römer, Chineſen und Hindu, Armenier und Ruſſen immer und zu allen Zeiten der Weltgeſchichte mit dieſen und jenen Namen bezeichneten oder bezeichnen wollten.

Bereits in den Jahrhunderten, welche noch zwiſchen der Mythe und Geſchichte ſchweben, überflutheten die Bewohner der nördlichen Gegenden von Zeit zu Zeit die ſüdlichen Länder der Erde und erregten dadurch die Aufmerkſamkeit der Culturvölker des Alterthums. Sie waren zu den Zeiten der erſten chineſiſchen Dynaſtie der Hia in Mittelaſien ſchon ſo gut bekannt, daß ein Sproſſe dieſes verjagten Hauſes ſich zu ihnen flüchten mochte, und, wie die Sage lautet, daſelbſt ein Herrſcheramt erlangte. Wahrſcheinlich erſcholl auch ihr Ruf ſchon in ſehr früher Zeit, ſowohl bei den aſiatiſchen, wie bei den europäiſchen Griechen, durch die wiederholten Einfälle in die Länder der medoperſiſchen Völkerfamilie, welche in die dunkeln Jahre vor dem trojaniſchen Kriege hinaufreichen ſollen. Zu den früheſten Benennungen für dieſe unſaubern Gäſte gehört die der Kimmerier, — ein Name, welchen Homer gehört hatte, und der von nun an nicht mehr aus der Geſchichte ſchwindet. Nach ihnen ward die *Kimmerierfeſte* und der *kimmeriſche Bosporus* genannt und man hat ſie ſogar in *Krim*, dem neuern Namen der ehemals vom Meere umfloſſenen Halbinſel Taurien, wieder finden wollen. Der Sänger der Odyſſee ſetzt ſeine Kimmerier jenſeits des Okeanos, wo ſie unſern des Einganges zur Unterwelt hauſen, niemals von den Strahlen der hochſtehenden oder untergehenden Sonne erreicht, ewig mit Nebel und Wolken umhüllt. Von einer wirklichen Kenntniß der Uferlandſchaften des Pontus und ſeiner Bewohner iſt bei ihm keine Spur vorhanden.

Auf dieſer Stufe der Kindheit bleibt die Erd- und Völkerkunde der nördlichen Gegenden, ungeachtet der vielen Pflanzſtädte, welche im Laufe des ſiebenten und ſechsten Jahrhunderts am Pontus angelegt wurden, bis auf Herodotus; denn der Dichter, welcher unter dem Namen des mythiſchen Orpheus die Argonautenfahrt beſingt, ſchrieb ſicherlich erſt, wie aus der Sprache und ſeinem geographiſchen Wiſſen hervorgeht, um die Zeiten

Alexander's oder noch ſpäter. Mit dem Auftreten des vielkundigen Vaters der Geſchichte bricht aber der helle Tag hervor im Norden wie in ſo vielen andern Gegenden der Erde. Der treffliche Mann beſchreibt uns alles Land, von der Oſtküſte des Caſpiſchen Meeres bis zu den Mündungen des Iſters, von deſſen Quellen im fernen Keltenlande er ebenfalls gehört hatte; die natürliche Beſchaffenheit dieſer Flächen, ihre Flüſſe, Anhöhen und Gewächſe zeichnet er mit ſolch genauer Ortskenntniß, daß jeder Unterrichtete alsbald die frühern Völkerzuſtände, die alten Namen und Oertlichkeiten mit den ſpätern Verhältniſſen und Benennungen zu verbinden und nicht ſelten auszugleichen verſteht. Eine ſorgfältige Prüfung ſeiner Beſchreibung Skythiens lehrt, daß in den ſüdlichen Kreiſen des heutigen Rußlands bereits in dieſen frühen Jahrhunderten, zum Theil wenigſtens, alle die Völker ſaßen, welche ſpäter ſo viel Aufſehen erregen, die große Reiche gründen und viele Länder der Erde mit Feuer und Schwert heimſuchen.

Der Wahn, es müſſen, ſobald andere Namen in der Geſchichte auftauchen, auch andere Völker, andere Länder und Städte ſein, hat früher zu vielen Wirren und Irrthümern Veranlaſſung gegeben. Man iſt auch jetzt noch nicht ganz davon zurückgekommen, obgleich uns zwei, verhältnißmäßig neue Wiſſenſchaften, die allgemeine Sprachen- und Menſchenkunde, ſo häufig vom Gegentheile belehrten; obgleich die eine in Wörtern und Sprachformen, die andern in Körpergeſtalt und Geſichtsformen eine ununterbrochene Kette nachweiſt von den älteſten Zeiten bis auf den heutigen Tag. In Folge dieſes Wahnglaubens erſann man neue Einwanderungen und ließ die früheren Völkerſchaften bis auf den letzten Sproſſen ausrotten, damit Raum gewonnen würde, auf welchem ſich das junge Geſchlecht nach Belieben einrichten könnte. Wie ſehr aber dieſe geſchichtliche Anſicht der Natur der Dinge und der Völkerverhältniſſe entgegen iſt, lehrt ſchon ein Ueberblick der Weltbegebenheiten im Großen. Gibt es wohl ein einziges Land auf Erden, wo die urſprüngliche Bevölkerung, iſt ſie einmal ſo genau bekannt geworden, daß wir von ihrem Weſen und Weben einen klaren Begriff erhalten, ganz ausgerottet oder ſpurlos verſchwunden wäre? Finden wir nicht im Gegentheile, wenn auch nicht allenthalben in den Sprachen, doch wenigſtens in Sitten und Gebräuchen, in dem Körperbau und der Lebensweiſe der Völker unverkennbare Spuren ihrer urthümlichen Zuſtände? Selbſt der Römer vermochte es nicht, während ſeiner vierhundertjährigen Herrſchaft, die einheimiſche Weiſe ganz und gar zu vernichten; jeder Unterrichtete erkennt in den Darſtellungen der Alten mit leichter Mühe den heutigen Franzoſen und Spanier, den Deutſchen und den Bewohner des nordweſtlichen Afrika's. Es iſt aber nicht im Entfernteſten ein Grund vorhanden zur Annahme, daß die nördlichen Gegenden Aſiens und Europa's von dieſer allgemeinen geſchichtlichen Erfahrung eine Ausnahme machen, daß nur hier ganze lebenskräftige Völker ſchnell wie die heitern Herbſttage ſpurlos verſchwinden, um fremden Einwanderern Platz zu machen, welche ebenfalls nach kurzen Friſten einem ähnlichen Geſchicke verfallen.

Die Benennung Tatar, ein Wort ungewiſſer Bedeutung und Herkunft, wird bei den Geſchichtſchreibern und Ethnographen des Oſtens und Weſtens bald im umfaſſenderen, bald im engeren Sinne gebraucht. Man verſteht darunter drei nach Geſtalt und Farbe verſchiedene, in ſprachlicher Beziehung innig verwandte Völker: Türken oder Turkman, Tunguſen und Mongolen, nicht ſelten die letztern allein. Während der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts erſcheint, unter der Form Ta tſe oder Ta tſche, der Name des mongoliſchen Stammes, zu welchem Tſchinggis und ſeine Vorfahren gehören, zum erſten Mal in den Jahrbüchern des Mittelreiches. In Europa ward das Volk — dem Wortſpiele Tartarus zu lieb Tartar geheißen — während der erſten Jahre des dreizehnten Jahrhunderts, bei Gelegenheit der Mongoleneinfälle bekannt. Es hatte nämlich die Macht des großen Tatarenfürſten die dreifach getheilte Völkerfamilie in ein übermächtiges Reich vereinigt und ſeinen Stamm, die Tataren, zum herrſchenden erhoben, von dem Geſtade des öſtlichen Oceans bis über die Tiefländer des Euphrat und Tigris, des Dnieſter und Dnieper über Rußland und Polen. Gleichwie durch Karl und ſeine Nachfolger „Franke“ zur allgemeinen Bezeichnung der weſtlichen Völker erhoben wurde, ſo jetzt durch Tſchinggis und die ihm nachfolgenden Chakane „Tatar“ zu

einer gemeinschaftlichen Bezeichnung für alle Unterthanen der Mongolen. Wir werden nun diese dreifach getheilte Völkerfamilie, nach und nach, in drei verschiedenen Aufsätzen darstellen, wobei wir, eines bessern Verständnisses wegen, hier und da auf frühere Verhältnisse und Zustände Rücksicht nehmen müssen. Für dieses Mal beschränken wir uns auf die Turkman.

II.

Die Turkman, ihre Sitten und Bräuche nach ihren Volksliedern.

Unter der dreifachen Völkerfamilie der Tataren sind die Türken oder Turkman diejenigen, welche unter dem jetzigen Namen zuerst in der Weltgeschichte erscheinen. Wir finden sie bei den Geschichtschreibern des Ostens und Westens während der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, zur Regierungszeit des Kaisers Justinian. Turk ward das Volk höchst wahrscheinlich von Turan, dem Lande seiner Heimath jenseits des Oxus, zuerst von seinen Nachbarn, den Persern, genannt, — ein Name, welcher sich von hier nach allen Weltrichtungen verbreitete. Diese Turk oder Turkman zerfielen und zerfallen in eine Menge Stämme, Genossenschaften und Gaugemeinden, deren Namen wohl zufällig entstanden und nur selten genügend erklärt werden können. Sollen doch jetzt, allein im Fürstenthume Chiwa, sich über hundert türkische Clane, die dann freilich sehr unbedeutend sein müssen, befinden!

Die Sagengeschichte des türkischen oder turkmanischen Volkes ist zwiefacher Art; eine einheimische, in Einzelheiten verschieden nach den verschiedenen Horden, welche aus den Zeiten stammt, wo die rohen Völker noch die Naturkräfte als göttliche Wesen verehrten; und eine fremde, die wie allenthalben bei Christen und Moslim nach dem Vorbilde der Bücher Mosis für das bekehrte Geschlecht erdichtet wurde. Wolfsblut fließt, nach der heimathlichen Ueberlieferung, in den Adern der wilden räuberischen Türken. Eine Wölfin erbarmte sich des dem Untergange geweihten jugendlichen Ahnherrn des Volkes, reicht ihm die Muttermilch und ging später eine widerliche Verbindung mit ihm ein, welche eine kräftige Nachkommenschaft zur Folge hatte. Kaum waren die Knaben herangewachsen, so raubten die zehn Söhne des Ahnherrn und der Wölfin die Frauen der nachbarlichen Stämme, erzeugten Söhne und Töchter und wurden bald so zahlreich wie der Sand im Meere. Zum Andenken an die wunderbare Erhaltung des Stammvaters ward ein Wolfskopf zum Panier des neuen Volkes erhoben.

In allen Ländern und Zeiten, welche des Lichtes der Buchdruckerei entbehren, wo Schreiben und Lesen und geistiges Treiben nicht die nothwendige Eigenschaft eines jeden Menschen, sondern als Geschäft irgend einer besonderen bevorrechteten Classe der Gesellschaft betrachtet wird, finden wir Rhapsoden und öffentliche Erzähler, welche das Volk in seinen Mußestunden ergötzen und belehren. Diese Erzähler sind zweierlei Art; sie recitiren entweder bloß den vorhandenen Stoff mit mancherlei Ausschmückungen, oder sie sind schöpferische Geister, die neue Welten des Denkens und Fühlens in's Dasein rufen und die wilden Geschlechter auf der Bahn der Menschlichkeit vorwärts treiben. Dies sind die heiligen Sänger, mit welchen eine neue Aera aller Völkergeschichten beginnt: Linus und Orpheus, die Verfasser der priesterlichen Lieder der alten Römer und der Gebetsammlungen in den Wedas der Brahmanen: Homer und Ossian sind solche aus dem grauen Alterthume herüberschimmernde Bardengestalten. Die meisten Völker des Mongolenlandes stehen aber heutigen Tags noch auf dieser niedern Stufe der Gesittung. Nur wenige Menschen haben die Mittel und von diesen sind nur wenige geneigt, sich einer geistigen Arbeit zu unterziehen; das Leben der bei Weitem größern Massen ist abwechselnd der Jagd und dem Kriege, Raubzügen und Müßiggange gewidmet. Die langen Stunden der Faulheit zu verkürzen, bei Gelagen und Festlichkeiten für grobe und feine Scherze zu sorgen, das ist das Amt einer eigenen Classe der Erzähler oder Lustigmacher, von den Persern die verliebte Person genannt, ohne Zweifel aus demselben Grunde, weshalb die Erzählungen in den romanischen Sprechweisen der mittlern Jahrhunderte bald die ausschließende Bedeutung von Liebesgeschichten erhielten. Das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander bildet ja fast allein den Inhalt oder wenigstens den Hintergrund aller Erlebnisse der meisten gewöhnlichen Menschen, sowohl im Osten als im Westen der Erde.

Diese Barden, deren in jeder Stadt, ja in jedem größern Orte oder herumziehenden

Stamme der Turkman Perſiens und Mittelaſiens mehrere ſind, werden nach den Gedichten, die ſie recitirend abſingen, in gewiſſe Claſſen eingetheilt: Die Erzähler des Firduſi heißen Heldenbuchsſänger; die des Karroglu, von dem ſogleich die Rede, Karrogluſänger. Dieſe Gedichte ſind von zu großem Umfange, um auf einmal recitirt zu werden. Sie ſind, wie die Iliade und die Odyſſee, in gewiſſe Geſänge abgetheilt, im Perſiſchen Verſammlungen genannt, welche in einer Sitzung nach herkömmlichen, höchſt einfachen Melodien abgeſungen werden. Beim Schluſſe eines jeden Geſanges iſt es Sitte, daß der Barde über das treuloſe Geſchick ſich beklagt, welches ihn mit ſo geringen Glücksgütern ſegnete. Er empfiehlt den Zuhörern Weisheit und Enthaltſamkeit in allen Dingen und wünſcht ihnen ein Leben von neunhundertneunundneunzig Jahren; ſo lange nämlich habe Noah gelebt. Natürlich dies Alles bloß in der Vorausſetzung, daß die dankbaren Leute eine Fülle Goldes und Silbers in die leeren Taſchen des Sängers und Schmeichlers regnen laſſen. Eine große Anzahl dieſer Volksdichtungen ward niemals aufgeſchrieben: ſie gehen von Mund zu Mund und jeder Barde ſchmückt ſie aus nach eigener Weiſe. Der gelehrte Pole Chodzko, welchem wir die Sammlung der turkmaniſchen Dichtungen Mittelaſiens verdanken, hatte viele Mühe, bis er eine vollſtändige Abſchrift erhalten konnte und zwar unverbrämt mit dem Phraſengeklingel perſiſcher Rhapſoden. *Dieſe Volkslieder der Turkman geben uns ein Bild des gewöhnlichen Lebens, der Hoffnungen und Wünſche, der Tugenden und der bei Weitem überwiegenden Laſter dieſer barbariſchen oder verwilderten Völkerſchaften*, deſſen Treue und naturgemäße Auffaſſung keinem Zweifel unterworfen iſt. Sie geben uns eine Schilderung des Getriebes aller Stämme dieſſeit und jenſeit des Fluſſes Amu, von den älteſten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Gleichen ſich doch die Sitten und Lebensweiſe der Nomaden nach Verlauf von Jahrtauſenden.

Ruſchan, mit ſeinem Spitznamen *Karroglu oder der Sohn des Blinden* genannt, iſt der Haupthelb dieſer Volksgeſänge. Karroglu iſt eine Art Rinaldo Rinaldini, ein poetiſcher Räuberhauptmann, welcher plündert und mordet, aber von Zeit zu Zeit auf Unkoſten ehrlicher Leute den Großmüthigen ſpielt. Durch Liſt und Tapferkeit überragt er die ganze Bande, welche aus davongelaufenen Stallknechten, aus Metzgern, Schmieden und Schäfern beſteht, und hält ſich deshalb für berechtigt, Alles an ſich zu reißen, was er mit Gewalt, mit Lug und Trug zu erreichen vermag. So lange der Sohn des Blinden vollauf hat, kennt ſeine Vergnügungsſucht keine Grenzen. Tritt aber Mangel ein, ſo rennt er wie ein hungriger Tiger aus ſeiner Höhle und zerreißt Alles, was ihm entgegen tritt. Doch kann er ſich nicht gleich, ſobald er den Feind anſichtig wird, in den Kampf ſtürzen. Erſt muß ein wildes Lied ſeinen Muth aufſtacheln; denn ihm iſt die Dichtkunſt das Raſſeln der Klapperſchlange, das Ziſchen der Natter. Aus ſolchen feurigen Liedern, welche vor Beginn des Kampfes gedichtet und geſungen, dann durch proſaiſche Erzählungen zu einem Ganzen verbunden wurden, beſteht das turkmaniſche Volksepos des Karroglu; die ſchönſten derſelben leben im Gedächtniß eines jeden echten Sohns der Steppen Turkeſtans. Während die Barden der Perſer die Thaten des Ruſtem ſingen, laſſen die Turkman die Schlachtgeſänge des Räuberdichters erſchallen. Haben ſie ihr Schwertlied vollendet, haben ſie geſungen: „Es iſt genug des Redens und Prahlens! Was ſind in meinen Augen dreißig, ſechzig, hundert Euerer Krieger? Was ſind Euere Felſen, Euere Schluchten, Euere Wüſten unter dem Hufe meines Pferdes? In mir ſchaut Ihr den Leoparden der Berge und der Thäler,“ — dann, dann erſt beginnen die blutigen Kämpfe zwiſchen den tapfern Stämmen und dem feigen Geſindel des Schahinſchah. Die erſtern gehen natürlich als Sieger hervor an allen Orten, zu allen Zeiten.

Gleich der Eingang des Epos ſchildert uns den furchtbaren Zuſtand der ſchmachvollen Willkür und des geſetzloſen Weſens der türkiſchen Horden und ihrer Häuptlinge. Der Vater des Ruſchan war Stallmeiſter irgend eines Sultans jenſeit des Amu oder Oxus, der ihn des Augenlichtes berauben ließ. Welch ein Verbrechen hatte wohl der arme Mann begangen? Man denke ſich nur, unter den Fohlen des Gebieters wurden zwei unwürdig dieſes großen Herrn befunden. Der Hirt war zu gleicher Zeit ein großer Aſtrolog; er wußte, daß grade dieſe ſchlechten Fohlen zu Wunderpferden heranwachſen würden.

Ruschan erhielt auf seine Bitte eines derselben vom Sultan geschenkt, das dann durch die astrologischen und Stallnechtkünste des Vaters im Geheimen zu einem Rosse herangebildet ward, wie man kaum jemals gesehen. Die Beschreibung dieses Kirat oder Kastanienbraunen gilt im ganzen Turkmanenlande als ein Meisterstück der Darstellung eines vollkommenen Pferdes. „Fürst," so singend tritt Karroglu dem erstaunten und erzürnten Sultan entgegen, „Fürst, hier bin ich, vernimm woran man das Roß, mein edles Roß erkennt! — Solch ein Roß ist frisch und voller Leben. Schaue zu, wie seine Nasenlöcher abwechselnd aufschwellen und zusammenschrumpfen: wie seine zarten Glieder den Gliedern der Gazelle gleichen, zu jeder Minute bereit, den Wettlauf zu beginnen. Die Hüften gleichen den Hüften der Gemse und der zarte Mund folgt der leisesten Bewegung des Zügels, gleichwie der Mund des jungen Kamels. Wenn so ein Pferd ißt, so zermalmen die Zähne die wie unter einem Mühlsteine krachenden Haferkörner; es ist ein hungriger Wolf, der die Speise verschluckt. Der Rücken erinnert an den eines Hasen; die Mähnen sind weich und seiden; sein Rückgrat steigt hoch empor und gleicht dem eines Pfauen. Solch ein Pferd muß zwischen dem vierten und fünften Jahre geritten werden. Schau seinen Kopf, er ist klein und niedlich, gleich wie der Kopf der großen Schlange Tschamur; die Augen stehen heraus wie zwei Aepfel und die Zähne sind Diamante. Die Bildung des Mundes gleicht der des Kamels, und die Glieder sind niedlich gedreht und geformt. Rundlich und länglich zugleich ist ihre Gestalt. Kommt solch ein Pferd aus dem Stall, alsbald spielt es und macht Männlein. Seine Augen gleichen den Augen des Adlers und es dreht sich unruhig herum, wie ein hungriger Wolf. Der Bauch und die Rippen füllen grade die Gurte. Ein junger Mensch von guter Herkunft leiht ein geneigtes Ohr den Worten der Eltern und behandelt sein Pferd mit der größten Aufmerksamkeit; er kennt auswendig seine Abstammung, sein reines Blut und prüft häufig die Kraft der Gelenke in den Knien."

Karroglu ergreift nun, um die Unbill zu rächen, die seinem Vater widerfahren, ein Freibeuterleben. Er haust anfangs in den Gegenden jenseit des Oxus, dann zieht er sich in die wilden, unruhigen, kurdischen Grenzprovinzen zwischen dem Reiche der Perser und Türken. Seine Thaten und Abenteuer bilden den Inhalt des denkwürdigen Gedichtes des Karroglu.

Man wird es natürlich finden, daß das Banditenhandwerk, von den Persern wie von den Türken, mit ziemlich milden, hier und da selbst mit reizenden Farben geschildert wird. Ihr ganzes Staats- und bürgerliches Leben ist ja ebenfalls bloß ein organisirtes Räuberwesen; der Schah und der Sultan unterscheiden sich von dem gemeinen Wegelagerer bloß durch die Erblichkeit der Würde in der Familie, dann durch eine Art religiöser Weihe, wodurch ihr gesetz- und rechtloses Treiben in den Augen der Menge geheiligt wird. Solch ein Gedanke tritt uns, obgleich noch nicht klar genug entwickelt, selbst aus den dreizehn Gesängen des turkmanischen Volksepos entgegen. Die Oschil, so werden die Rhapsoden genannt, lassen zwar Karroglu zahllose Grausamkeiten begehen; er mordet den Feind, und jeder Wohlhabende ist des Räubers Feind, mag er ihm bewaffnet oder wehrlos entgegenkommen. Doch ist der Räuber zu Zeiten oft bis zur Tollheit großmüthig und tapfer. Toller, Wahnsinniger sind auch seine Lieblingstitel, so wird er von den Banditen angeredet und der Hauptmann selbst würdigt sie zu Zeiten dieser Ehrenbenennung.

Bei alledem ragt Karroglu über das ganze zahlreiche Gesindel der Paschas und Wesire, der Aghas und Beglerbeg weit hervor; sie werden uns sämmtlich als feige und niederträchtige, jedes bessern Gefühls unfähige Seelen geschildert. Man mag Karroglu hassen, ihn einen Wütherich und Menschenräuber schelten; tollkühnen Muth und Hochherzigkeit, ja sogar Anwandlungen von menschlichem Gefühl wird man ihm nicht absprechen können. Von dem Allen keine Spur bei den betitelten Knechten und officiellen Gaunern des Sultans und des Schah. Es ist Gesindel durch und durch. Man erschrickt in Wahrheit vor den Menschen, wie sie uns hier entgegentreten; sie könnten ohne alle Religion, ohne Glauben an Gott, an Belohnung und Bestrafung in einem jenseitigen Leben und ohne alle höhere sittliche Bildung nicht boshafter, nicht schlechter und selbstsüchtiger sein. Man wird selbst versucht, anzunehmen, sie wären besser ohne diesen äußerlichen Ceremonienkram, weil sie hierin nicht

ſelten eine Entſchuldigung für ihre Laſter, ja ſogar eine Aufforderung zu Mord und Todſchlag finden. Der Raſchedi, das heißt der Gerechte, ſo nennen ſich bekanntlich die Schiiten ſelbſt, wähnt ein gutes Werk zu thun, wenn er den Sunniten ausplündert und ermordet. Man ſieht, daß das Herz dieſer verwilderten Muſelman weder Liebe noch Freundſchaft kennt. Die Vielweiberei zerknickt alle zarteren Gefühle, alle edlen häuslichen Tugenden, welche zu allen Zeiten die einzige ſichere Grundlage eines geordneten Gemeinweſens ſind. Das Weib iſt dem Turkman ein liebliches Spielzeug, welches er, ergötzt es ihn nicht mehr, als abgenutzte Waare in den Winkel wirft. Die Kameraden ſind ihm Zech- und Raubgenoſſen, für welche er weder Achtung noch Freundſchaft im Buſen hegt. Nur ſein Pferd, ſein Pferd iſt ihm Alles, das liebt und vergöttert er; es bringt ihn ja eilenden Laufes zur reichen Karawane, und rettet ihn, wenn der Raub gelungen, durch Gewandtheit und Schnelligkeit vor den nacheilenden Feinden.

In gewiſſen halbverwilderten Zuſtänden der bürgerlichen Geſellſchaft iſt es kein kleiner Ruhm, ein tüchtiger Freſſer und Säufer zu ſein. Karroglu leiſtet hierin das Unmögliche, beſonders wenn er von ſchöner Hand bedient wird. Die Schönen ſind aber alle in den kühnen Räuberhauptmann, der bald über eine Stadt von achttauſend Seelen gebietet und ſiebenhundertſiebenundſiebzig tollkühne Gauner muſtert, zum Sterben verliebt; ſie ſind auch nicht blöde, tragen ſich ſelbſt an, von der Tochter des Sultans und des Paſcha herab zum niedern Weibe. Es werden hier gar viele ſolcher Frauen geſchildert, keine aber mit ſo reizenden Farben, wie der ſchöne Knabe Aywas, der geſchändete Liebling und Erbe des Hauptmanns.

„Krieger," ſo ſpricht die ſchöne Tochter des Haſſan Paſcha zum gefeſſelten Räuber, „ſei gutes Muthes, ich befreie Dich, wir wollen uns lieben und ewig treu bleiben im Glück und im Unglück. Welche Speiſen willſt Du haben?" „Du wirſt mir wohl nicht genug ſchaffen können." „Was? ich, die Tochter eines ſo mächtigen Emir?" „Nun, nun, wir wollen ſehen, gib Papier und Tinte her; ich will den Küchenzettel machen." Karroglu ſchrieb Folgendes nieder: „Zum Frühſtück bereite jeden Tag 22½ Pfund Fleiſch, 15 Pfund vom weißeſten Brot, 15 Pfund Branntwein und 15 Pfund Wein. Als Gabelfrühſtück bringe 15 Pfund von demſelben Fleiſch, 15 Pfund Brot, 7½ Pfund Branntwein und 15 Pfund Wein und zum Abendeſſen einen Pillau von 22½ Pfund Reis von der Gattung, der vorzüglich in Maſenderan wächſt und ambraduftend genannt wird, auf welchem ein ganzes, gebackenes, noch nicht entwöhntes Lamm liegen muß. Dann 22½ Pfund Wein, 15 Pfund Branntwein und überdies Wildbraten, allerlei Eingemachtes, Süßigkeiten und Leckerbiſſen — je mehr deſto beſſer." Die ſchöne Tochter des Paſcha war beſorgt, zog die Schultern hinauf; ihre Neigung zu dem tüchtigen Mann ſchien ſich aber durch dieſen einzigen Küchenzettel nur noch zu vermehren. Sie gab dem Hausmeiſter alsbald Befehl, ſich pünktlich hiernach zu richten, und Karroglu — hat Nichts übrig gelaſſen.

Der Schah hatte den Räuber mehrmals zur Hauptſtadt geladen. Der Fürſt verſprach ihn zum Feldmarſchall zu erheben; denn, dem Gebote ſeines Vaters gemäß, hatte der ſchiitiſche Gauner niemals die Waffen gegen die Rechtgläubigen erhoben. Karroglu folgte dem Rufe nicht und der erzürnte Schah ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf. In ſeinen alten Tagen, er zählte bereits hundert Jahre, wo kein ſchwarzes Haar mehr auf ſeinem Haupte und keine Freude im Herzen war, entſchloß ſich der Räuber, ganz allein, ohne alle Begleitung, auf ſeinem Wunderpferde ſitzend nach Iſpahan zu ziehen. Schmerzlich war der Tag der Trennung; die Frauen weinten in ihren Gemächern und die alten Banditen auf den Straßen von Tſchamlibill. So hieß der befeſtigte Ort der Bande unſern Choi, deſſen Ruinen man heutigen Tags noch ſieht. Der Hauptmann ritt von dannen, bog ſeitwärts in die Gebirge, wendete ſich aber plötzlich um zu ſeinen ſiebenhundertſiebenundſiebenzig Genoſſen, die ihn bisher begleitet hatten, und ſpricht:

„Freunde und Kameraden, mein Herz iſt voll; ich muß zum letzten Mal ein Lied Euch ſingen," und der Geſang ſtrömte hervor wie ehemals in ſeiner Jugend.

„Der Frühling kommt. Der Schnee ſchmilzt in den Bergen. Meine lieben Schweſtern, Berge entſchleiern ihr Haupt vor meinen Augen. Hier iſt mein egyptiſches Schwert, in Blut getaucht bis zum Ueberfluſſe! O meine Berge, meine Schlachten werden ewig leben in Euerem Widerhalle. Wie glücklich

war ich auf Euren Buſen hin- und herwandernd! Lauernd lag ich unter Eueren Klippen verborgen, bis die Karawane an Eueren ſteilen Abhängen emporſtieg. O meine Berge, Ihr habt niemals meine Geheimniſſe verrathen! Ich danke Euch, ich danke!“ Karroglu weinte laut auf und mit ihm alle Krieger. Nachdem er ſich erholt hatte, ſang er weiter.

„Mit Aiwas ließ ich mich nieder zu Tſchamlibill; wir tranken den rothen Wein, der in Strömen floß. O meine Berge! mit meinen Schildern maß ich die Turquiſe und Perlen, das Gold, das Silber und die Edelſteine der ganzen Welt, auf Euerem Rücken als Beute gewonnen. Ich habe bloß zwei Brüder, mein Schwert und mein Pferd; Ihr Berge, Ihr ſeid meine Schweſtern.“

Karroglu endigte und alle ſeine Kameraden vergoſſen Thränen. Er küßte jedem die Augen und ritt allein von dannen gen Iſpahan. Zu Kuhrud, ein kleiner Ort zwiſchen Iſpahan und Kaſchan gelegen, ward das Pferd Kirat auf hinterliſtige Weiſe getödtet. Jetzt war Alles zu Ende. Das Leben hatte für den Turkman allen Reiz verloren. „Ihr Schandkerle,“ rief er aus, „kommt herbei! Ihr habt mein Pferd getödtet, hier iſt auch mein Buſen, hauet zu! Ich werde mich nicht länger vertheidigen, ſo nehmt denn mein Leben dazu! Ohne Kirat bin ich der Welt nutzlos, doch geſtattet, daß mein Lied nochmals und zwar zum letzten Male erſchalle.

„Auf dem Schlachtfelde läßt der Held, läßt der tapfere Krieger ſein Leben. Flinten und Piſtolen ſingen ihm den Leichengeſang. O Tod, wen verſchonſt Du wohl? Babei Amir, der ſchlaueſte der Menſchen, ſuchte Dir zu entrinnen; da ſpringſt Du aus dem Hinterhalte hervor und ſitzeſt ihm auf dem Nacken. Aber das Herz des Widders Karroglu fürchtet Dich nicht, wenn es Gottes Wille iſt.“

Karroglu ließ ſich nun ohne Widerſtand tödten. Vergebens hofften ſeine Mörder eine Belohnung vom Schahinſchah zu Iſpahan. Sie wollten den Räuber mitten unter ſeinen Getreuen zu Tſchamlibill gefangen genommen haben. Die Wahrheit kam aber bald an's Tageslicht und die Mörder wurden von den Banditen, die als Zeugen gegen ſie auftraten, mit Erlaubniß des Fürſten, in Stücke zerhauen. Kuhrud erhielt für ewige Zeiten Befreiung von allen Steuern; unter der Bedingung, daß deſſen Bewohner immerdar Gebete zur Gottheit emporſenden für das Seelenheil des Gauners Ruſchan Karroglu. Auf Befehl des Schah ward dem Banditen überdies ein prachtvolles Mauſoleum geſetzt. Sein Erbe Aiwas erhielt die Belehnung über Tſchamlibill und alle geraubten Schätze der ſiebenhundertſiebenundſiebzig Köpfe zählenden Bande. Was kann nun ein ehrlicher Mann in ſolchen Ländern erwarten, wo Gauner der Art geehrt und belohnt werden?

Mehrere kleinere turkmaniſche Lieder ſind jedoch aus dem Gefühle für Recht und Tugend hervorgegangen, vorzüglich die Geſänge der turkmaniſchen Barden Karajoglan und Mehdun Kuli. Man ſieht, daß aus dieſen Menſchen durch eine beſſere Erziehung etwas zu machen wäre. Es ſind Liebeslieder oder ſie beſchreiben die Vorfälle bei einem Tſchappoh, wie man einen Raub oder Plünderungszug nennt, und ſind durchgängig in einer kühnen, Freiheit und Unabhängigkeit athmenden Sprache abgefaßt. Nicht ſo die perſiſchen Volkslieder. So weit die türkiſche Literatur hinter den Geiſteserzeugniſſen der Perſer ſteht, ſo weit bleibt das perſiſche Volkslied heutigentags hinter dem türkiſchen zurück. Die ſtaatlichen Verhältniſſe des Kadſcharenreiches mögen der Grund hiervon ſein. Perſien iſt ſchwach und entmuthigt; es mühet ſich ab zwiſchen den beiden mächtigen Nachbarn, im Norden und Südoſten, wankend und ſchwankend zwiſchen Rußland und England, um einen nichtigen Schein von Unabhängigkeit zu bewahren.

Bevor ein Tſchappoh unternommen wird, verſammelt ſich die ganze Horde; alle Familienhäupter ſitzen im Kreiſe herum. Es wird über die Unternehmung, wohin ſie gehen ſoll, geſprochen. Am Ende fordern die Häuptlinge die Krieger auf, ſich zu erklären, ob ſie an dem Zuge Antheil nehmen wollen. Iſt eine hinlängliche Anzahl Abenteuerer beiſammen, ſo wählen ſie einen Häuptling, Sirdar genannt, deſſen Befehlen ſich alle Theilnehmer des Tſchappoh, Häuptlinge wie Gemeine, unbedingt fügen müſſen.

Viele der Volksgeſänge ſüdlich des Caſpiſchen Meeres tragen ganz den Charakter der baieriſchen Schnaderhüpfeln, wie ſie Schmeller ſo vortrefflich in ſeinem baieriſchen Wörterbuche geſchildert hat. Liebe und Witzſpiele, Märchen und der Aberglauben des Landes bilden abwechſelnd den Inhalt jener Lieder, wovon einige zur Probe folgen.

1.

Das Geſchnatter des Kalun*) iſt lieblich meinen Ohren,
Ich ſitze da und dampfe, in Gedanken verloren.
Ich denke über eine Fügung Gottes, zum Zeitvertreib,
Warum mein böſer Nachbar hat ein ſo ſchönes Weib.

2.

O Mädchen, ſei nicht ſo ſtolz,
Auch ich bin nicht von Holz
Mit Deinen brennenden Augen komm herbei;
Ich ſtecke am Spieß Deiner Tyrannei.
O bei Gott, ich bitt' Dich gar ſehr,
Mädchen, verbrenne mich nicht mehr.

3.

Ich beſtieg des Berges Gipfel, um die Heerde zu weiden; da ſah ich ein Mädchen, — ich war verloren. Ich ſagte: „Mädel, gib mir ein Küßlein.“ Sie ſagte: „Junge, gib mir ein Geldlein.“ Ich ſagte: „Das Geld iſt im Beutel, der Beutel im Schnappſack und der Schnappſack auf dem Rücken des Kamels und das Kamel iſt in Kermon.“ Sie ſagte: „Du wünſcheſt einen Kuß von meinen Lippen; der Kuß liegt hinter den Zähnen, die Zähne ſind verſchloſſen mit einem Schlüſſel, den Schlüſſel hat meine Mutter und meine Mutter iſt bei Deinem Kamel in Kerman.“

4.

O Hahn, Du Teufelshahn, Du laufeſt davon, weg zur Stiege des Hühnerhauſes; o Hahn! Wenn ich Dich füttere, da frißt Du das beſte Korn, Perlkorn, Du Hahn! Kommt's aber zum Kämpfen, lauſſt Du in's Hühnerhaus, o Hohn! Schande über Dich, Du hoſt Dich verkrochen in die Waſſerleitung, in ein Ei, in einen Schlupfwinkel! Schande über Dich, Du weißt nicht, was fechten heißt, Du tapferer Hahn! Ich habe Dir hundertmal geſagt, ſchrei's recht prächtig heraus, Dein Kikeriki, oder ſonſt, warte nur, ich werde im Hühnerhauſe Dich einſperren, o Teufelshahn!

5.

Eine Tochter zu ihrer Mutter.

Mutter, o halt' mich nicht länger zu Hauſe, laß mich heirathen! Aber ach, gib mir keinen aus Aliabad. Die Bewohner dieſer Stadt haben immer die Feder in der Hand. O Mutter, meine Seele, wirf dieſe von Liebe berauſchte Seele nicht weg on einen abgemagerten, gelben, verfaulten Aliabader!

Mutter, o halt' mich nicht länger zu Hauſe, laß mich heirathen! Aber ach, gib mir keinen aus Barfruſch, dieſe Leute tragen häßliche Pelze im Winter. O Mutter, meine Seele, werfe mich nicht weg an einen Barfruſchi, einen ohringtragenden, abgemagerten, verwitterten und verfaulten Barfruſcher!

Mutter, o halte mich nicht länger zu Hauſe, laß mich heirathen! Aber ach, gib mich keinem Bauern aus Pahſawa. Es ſind Maulthiertreiber, über und über mit Schmutz bedeckte Kohlenbrenner! O Mutter, meine Seele, werfe dieſe, die Meinigen, zu Liebe begeiſternden Augen nicht weg an ſolch ein ſchwarzes Geſpenſt, an einen abgemagerten, verwitterten und verfaulten Pahſawarer!

*) Die Tabackspfeife.

Zur deutſchen Einheitsbewegung.

II.

Wir haben unſere Betrachtungen in dem vorhergegangenen Artikel mit der Reformationsepoche geſchloſſen, welche, wie wir ſahen, ſo reich an Analogien mit der Gegenwart war, daß das Scheitern ihrer nationalen Einheitsbeſtrebungen von einer oberflächlichen Geſchichtsbetrachtung auch unſerer Zeit als abſchreckendes Beiſpiel vorgehalten wird. Dieſe Geſchichtsbetrachtung überſieht aber die tiefen Unterſchiede, welche jene Zeit von der unſrigen ſcheiden. Wir werden darauf weiter unten zurückkommen.

Es war den damaligen Nationalpatrioten nicht gelungen, die widerſtrebenden, centrifugalen Kräfte der Nation zu verſöhnen und zu vereinigen. Dieſelben waren vielmehr im Kampfe nur noch ſtärker geworden und ſtanden ſich erbitterter als vorher gegenüber, als der ſogenannte Augsburger Religionsfriede einen Waffenſtillſtand zu Wege brachte. Ein wahrer Friede war es nicht, wie jeder Kenner der deutſchen Geſchichte weiß. Dieſer ſogenannte Augsburger Religionsfriede diente nicht dazu, die großen Gegenſätze in der Nation auszugleichen, ſondern er machte ſie nur noch größer und ſchroffer.

Digitized by Google

Erinnern wir uns nur kurz der Entstehungsgeschichte und der wesentlichen Grundzüge dieses sogenannten Religionsfriedens. Man wollte zunächst Ruhe und Frieden haben um jeden Preis. Aber viele Monate lang hatte man schon vergeblich gestritten. „Wäre es auf den Kaiser angekommen, so würde der Religionsfriede gar nicht zu Stande gekommen sein. Da er die Stimmung der Fürsten und ihren unerschütterlichen Entschluß, einen ewigen Religionsfrieden aufzurichten, kannte, so weigerte er sich, unter Hinweisung auf seine Religionsscrupel, den Reichstag selbst zu halten; er überließ die ganze Sache seinem Bruder und erklärte, am Religionsfrieden keinen Theil haben zu wollen. Auch Ferdinand hätte, um Zeit zu gewinnen, die Religionsfrage gern umgangen und wollte sie wieder auf einen Reichstag verschieben. Aber die Protestanten erklärten ihm, es solle ihnen nicht wieder so ergehen wie im Jahre 1545, und Ferdinand mußte sich fügen." (Vergl. Pfaff's deutsche Geschichte, 4. Band.) Die Kurfürstenbank hatte den Religionsfrieden beschlossen, aber da erhob sich heftiger Widerspruch auf der Fürstenbank, wo die vielen Reichsprälaten die Mehrheit bildeten und von den beiden anwesenden Cardinälen aufgehetzt wurden. „Aber das energische Auftreten der so eben auf's Neue und engverbündeten Häuser Brandenburg, Sachsen und Hessen, welche einmüthig erklärten, daß sie an der Confession festhalten, in der Religion keine Stimmenmehrheit gelten lassen würden, machte einen solchen Eindruck, daß auch die Fürstenbank dem Beschlusse endlich beitrat, zumal die Cardinäle plötzlich abreisten, um bei der neuen Papstwahl nicht zu fehlen." (Vergl. Pfaff's deutsche Geschichte, 4. Band.) Wir sehen, die katholischen Mächte, Kaiser und Papst und deren zahlreiche Anhänger auf dem Reichstage, haben die Religionsfreiheit, selbst in ihrer engsten Beschränkung auf das Lutherthum und den damaligen Statusquo, nicht gewollt und auch später jede Gelegenheit ergriffen, sie wieder zu unterdrücken. Dieses Bestreben besteht freilich auch heute noch. Auch heute noch betrachtet die päpstliche Curie und die ultramontane Partei in Deutschland den Augsburger Religionsfrieden als eine unerträgliche Ketzerei; der Unterschied ist nur, daß diese Partei damals sehr mächtig war und am Ende des sechzehnten Jahrhunderts wieder übermächtig wurde, heutzutage aber zwar in Deutschland noch immer viel zu mächtig, doch unendlich ohnmächtiger ist als im sechzehnten Jahrhundert.

Wir sehen ferner, daß der Religiansfriede damals nur durch das feste Zusammenhalten einiger mächtigen deutschen Fürsten und durch die Furcht vieler anderen, namentlich der geistlichen Kurfürsten und des Königs Ferdinand, bewirkt wurde, welche das Gift der Ketzerei im eigenen Leibe spürten, das heißt wegen ihrer Unterthanen, die dem Protestantismus offen aber geheim huldigten, es auf keinen Kampf ankommen lassen durften. Als diese Letztern später das Gift ausgeschieden, das heißt den Protestantismus unterdrückt hatten, veränderten sie ihre Stellung und verschafften der katholischen Reaction das Uebergewicht, während die Verbindung der evangelischen Fürsten sich in kleinlicher Selbstsucht, Zaghaftigkeit und religiösen Zänkereien wieder auflöste. Heutzutage ist das anders. Dank der fortgeschrittenen Bildung unserer Zeit ist die Religionsfreiheit ein Gut, welches in allen deutschen Ländern, katholischen wie protestantischen, vom Volke errungen und festgehalten wird und durch keine Regierung mehr ernstlich in Frage gestellt werden kann.

Dazu kommt nun ferner, daß in dem Augsburger Religionsfrieden wichtige kirchliche Fragen unerledigt blieben, deren Lösung eine Quelle fortwährender Reibung wurde, und welche dann die trefflichste Handhabe in der Hand der katholischen Reaction abgaben. Zunächst war in dem Religionsfrieden nur von den Anhängern des Augsburger Bekenntnisses die Rede, und da man später nur die orthodoxen Lutheraner, nicht auch die Reformirten als solche Anhänger betrachten wollte, so galten diese letztern nach dem katholischen und dem orthodoxen lutherischen Staatsrecht als vom Religiansfrieden ausgeschlossen. Ferner wurde der geistliche Vorbehalt gemacht, wonach den geistlichen Reichsständen zwar der Uebertritt zur Augsburger Confession gestattet sein, aber den Verlust ihrer geistlichen Fürstenthümer zur Folge haben sollte. Dieser geistliche Vorbehalt war bestimmt, die geistlichen Fürstenthümer, welche einen großen Theil des deutschen Reiches ausmachten, dem Protestantismus für immer zu versperren. Er hatte einen Schein des Rechtes für sich, insofern man nämlich diese Herrschaften als Besitzthümer der römischen

Kirche betrachtete. Aber auch eben nur einen Schein. Denn in der That waren sie Besitzthümer der deutschen Nation, deutsche Länder, von Deutschen bewohnt und regiert, nur daß ihre Fürsten geistliche Namen führten und von Capitelherren gewählt wurden. Sie hätten diese Staatsform auch unabhängig von Rom behalten können, und die Protestanten waren zur Aufrechthaltung derselben bereit und verwahrten sich ausdrücklich vor Mediatisirungsgelüsten. Dagegen machten sie mit Recht geltend, daß diese Fürstenthümer zum Besitzstand des deutschen Adels gehörten, dessen jüngere Söhne dort ihre Versorgung und ihren Wirkungskreis gefunden hatten, und daß der geistliche Vorbehalt also eine Beeinträchtigung und Strafe für alle Evangelischen enthalte. Trotz dieser sehr gerechten Einwendungen ließen sie sich den geistlichen Vorbehalt gefallen, welcher einen der ärgsten Faustschläge enthielt, womit jemals sowohl dem formellen als dem höher stehenden historischen Recht einer Nation in's Gesicht geschlagen wurde. Ein großer Theil des Reiches wurde dadurch für immer und ewig auf Kosten der Nation der fortschreitenden geistigen Entwicklung entzogen und dazu verdammt, römische Kirchenstaaten zu bilden. Die Protestanten lebten damals freilich größtentheils noch in dem Wahne Luther's, das „Wort," das heißt die moratische Kraft der religiösen Ueberzeugung, werde zuletzt Alle zum Evangelium bekehren. Wenn nur der Friede gesichert bleibe, so meinten sie, werde, wie man es jetzt nennen würde, auf organischem Wege sich Alles gestalten, das heißt, wie einst in der ersten Blüthezeit des Protestantismus, die evangelische Wahrheit auch die noch verhärteten Herzen der katholischen Fürsten zum Uebertritt bewegen. In der That zeigten die wenigen weltlichen Fürsten, welche noch katholisch geblieben waren, starke Hinneigung zum Protestantismus. Aber durch den geistlichen Vorbehalt wurde sogar auch diese Möglichkeit organischer Entwicklung freiwilligen Uebertrittes ausgeschlossen und ein Theil der deutschen Nation für den römischen Papst, also für eine fremde Macht, auf immer in Beschlag genommen und gleichsam entnationalisirt. Doch blieb noch eine Hinterthür für den organischen Fortschritt übrig. Nämlich es blieb der Fall übrig, der auch wirklich an vielen Orten eintrat, daß nicht bloß die Stände, sondern auch die Capitelherren, das heißt die Wähler der geistlichen Fürsten, protestantisch würden und einen Protestanten wählten. Mit Rücksicht auf solchen und ähnliche Fälle und im Vertrauen auf die Kraft ihres Glaubens forderten die Protestanten die Glaubensfreiheit nicht bloß für die Reichsstände, sondern auch für deren Unterthanen; sie widersetzten sich lebhaft dem abscheulichen Grundsatz cujus regio ejus religio, das heißt, daß die Religion des Fürsten auch die des Landes bestimme. Aber die geistlichen Fürsten und der römische König, welche bei der Gewähr voller Religionsfreiheit den unausbleiblichen Untergang des Katholicismus in sämmtlichen Stiften und in ganz Oesterreich vor Augen sahen, leisteten so zähen Widerstand, daß die Evangelischen der Friedensliebe endlich auch dieses verhängnißvolle Opfer brachten und erklärten, daß sie in den Artikel zwar nicht einwilligen, ihn aber auch nicht verhindern könnten. Sie begnügten sich mit einer besondern, dem Abschied angehängten, aber von der katholischen Mehrheit niemals anerkannten Declaration des Königs, welche den bereits übergetretenen Ständen der geistlichen Herrschaften die Religionsfreiheit gewährleistete.

Ganz ähnlich wie mit den geistlichen Fürstenthümern wurde mit den Reichsstädten verfahren. Hier hatte fast überall der Protestantismus längst gesiegt, und die Reformation war hier eine vollbrachte Thatsache. Nur in einigen wenigen Reichsstädten hatte sich der Katholicismus, in einigen andern eine katholische Minderheit behauptet. Nun hatte aber wenige Jahre zuvor Karl V. nach dem schmalkaldischen Kriege die süddeutschen Reichsstädte, zum Beispiel Augsburg, welche zur Vertheidigung ihres Glaubens am Kriege theilgenommen, unter Anderm mit dem Umsturz ihrer Verfassungen bestraft, aus seinen Anhängern die Magistrate gebildet und durch die gewaltsamsten Mittel, namentlich durch Bequartierungen, die alte Religion wenigstens zum Theil hergestellt. Später hatten die Bürgerschaften dieses Joch zwar abgeschüttelt, aber nur zum Theil war ihnen das gelungen, sie hatten ihre octroyirten Verfassungen, Magistrate und Metzpfaffen noch nicht völlig wieder loswerden können. In Bezug auf die Reichsstädte bestimmte nun der Augsburger Religionsfriede, daß der damalige Zustand als Norm für alle Zukunft dienen solle. Wo also ein katholischer Magistrat

war, sollte nie ein protestantischer gewählt werden dürfen, selbst wenn die ganze Bürgerschaft wieder protestantisch geworden sei. Dieser Artikel war vielleicht der schmählichste und himmelschreiendste von allen, er läßt sich nur durch die Gleichgiltigkeit und Geringschätzung erklären, womit die Interessen der Reichsstädte damals wie immer auf den Reichstagen von den hochmüthigen Reichsfürsten (auch von den eigenen fürstlichen Glaubensgenossen) hintangesetzt wurden.

Hätten die protestantischen Fürsten nur ein Theilchen der Begeisterung gehabt, welche zu Luther's Zeit die Nation durchglühte und noch immer nicht ganz erstorben war, so hätten sie nimmermehr in diese schmählichen Artikel gewilligt. Bei der Schwäche der katholischen Reichsfürsten, die zwar auf der Fürstenbank die Mehrheit, aber in der Nation nicht den mindesten Halt besaßen und vom Kaiser und Papst, ihren einzigen Stützen, damals keine Hilfe zu erwarten hatten, weil diese selbst in Bedrängniß waren, hätte es gar keines Krieges, sondern nur einer ernsten und entschiedenen Drohung bedurft, um ganz andere Bedingungen zu erhalten, wie sie dem Geiste und Bedürfnisse der Nation entsprachen. Aber es ging den Herren und ihren Canzlern wie ihren Nachfolgern auf dem Wiener Congresse. Sie sehnten sich nach Ruhe und Genuß, sie fürchteten sich vor der Revolution, das heißt vor einer fortdauernden nationalen Erhebung, sie meinten, man müsse der Zukunft und dem lieben Gott Alles überlassen, aus Charakterschwäche, Kurzsichtigkeit, Vertrauensseligkeit und Selbstsucht ließen sie es geschehen, daß das deutsche Reich und die deutsche Nation in ihren wichtigsten Gliedmaßen gefesselt und gelähmt, dem fremden, das heißt dem ultramontanen, dem spanischen, dem österreichischen Einflusse überliefert ward.

Wenn so mit den kirchlichen Fragen verfahren wurde, welche jener Zeit die heiligsten waren und neben welchen die andern Angelegenheiten fast verschwanden, so dürfen wir rücksichtlich der rein politischen Verfassungsfragen des Reiches von den Urhebern des Augsburger Religionsfriedens freilich nichts erwarten. Auf den ersten Blick könnte es allerdings scheinen, als ob ein Großes geschehen sei. Es wurde bestimmt, daß Urtheile und Achtserklärungen vom Reichskammergericht ausgehen sollten und daß die Mitglieder desselben auch der Augsburger Confession anhängen dürften, die Execution der Urtheile wurde der unmittelbaren Einwirkung des Kaisers entzogen und den Kreisen übertragen, welche Kreisordnungen und Kreisoberste erhielten, wodurch der republikanische Charakter der Reichsverfassung, das heißt die Selbstregierung der Reichsstände auch in Reichssachen einen weitern Fortschritt machte. Hierdurch glaubte man einer Wiederholung der Uebergriffe Karl's V. für immer vorgebaut zu haben. Aber der Schwerpunkt des Reiches fiel jetzt an die Majorität der Reichsstände, das heißt an jene zahlreichen kleinen geistlichen Fürsten, welche in ihrer ganzen Politik nur von einem Gedanken beherrscht wurden, nämlich von der Sorge um ihren stets bedrohten Besitzstand. Es war ein eben so lächerliches als unwürdiges und unheilvolles Mißverhältniß, daß das Reich von einer kleinen Anzahl Leute „majorisirt" werden sollte, deren Manche keine zehn Mann aufstellen konnten und deren Stellung im Reiche mit ihren wirklichen Machtverhältnissen im schreiendsten Widerspruche stand. Wer sich nun dieser compacten Majorität zu bemächtigen, wer den „Einfluß" auf dieselbe zu behaupten wußte, der beherrschte die Reichspolitik. Nun schmeichelten sich, wie schon gesagt ist, die protestantischen Stände mit der Hoffnung, allmälig die Majorität zu erlangen. So lange zu dieser Hoffnung noch einiger Grund vorhanden war und der Sieg sich in Deutschland und in Frankreich dem Protestantismus zuneigte, so lange selbst der Kaiser Ferdinand und noch viel entschiedener Maximilian II., der eine aus Noth, der andere aus Neigung den Protestantismus begünstigten, durften es die katholischen Stände im Gefühle ihrer Ohnmacht und Verlassenheit nicht wagen, mit ihrer Majorität reactionären Mißbrauch zu treiben. Das Mißverhältniß trat aber desto greller zu Tage, als sich diese Verhältnisse geändert hatten; nachdem die Jesuiten in Frankreich triumphirt, in den Niederlanden durch die Inquisition sich befestigt, das Concilium zu Trident siegreich überstanden und durch dessen Beschlüsse das Papstthum neu befestigt, nachdem sie auch in Deutschland sich eingenistet und den katholischen Ständen neuen Muth gegeben hatten, während die protestantischen Fürsten in confessionellen Streitigkeiten und

erbärmlichen dynaſtiſchen Eiferſüchteleien unter ſich ſo zerfallen waren, daß ſie den Gegnern keine Achtung und keine Furcht mehr einzuflößen vermochten, als endlich in Rudolph II. ein alter Zögling der ultramontanen Partei den Kaiſerthron beſtieg.

Von nun an trat ein Verhältniß ein, welches in vieler Hinſicht an die Geſchichte des Bundestags unter der Herrſchaft Metternich's und der heiligen Allianz erinnert. Die geiſtlichen Fürſten, welche bis dahin noch eine ſchwankende und abwartende Haltung beobachtet, gingen jetzt mit Sack und Pack zur Reaction über. Der Kaiſer, der Papſt und die Jeſuiten hatten zwar nicht die Herrſchaft, aber den „Einfluß," das heißt die Majorität der Stimmen auf dem Reichstage; wie in unſern Tagen die Bundesverfaſſung, ſo wurde damals die Reichsverfaſſung eine bequeme Handhabe der Reaction, und wie in unſerer Zeit der Bundestag dazu benutzt worden iſt, gewiſſen Parteitendenzen, ſo wie allerlei fremden, das heißt ruſſiſchen, öſterreichiſchen, legitimiſtiſchen, abſolutiſtiſchen, ultramontanen, nur nicht den deutſch-notionalen Intereſſen zu dienen, ſo wurde damals die Reichsverfaſſung ein Mittel, die Tendenzpolitik der Jeſuiten und die päpſtlichen, die ſpaniſchen, die habsburgiſchen, die wittelsbachiſchen Intereſſen auf Koſten Deutſchlands zu fördern. Dicke Bücher müßte man füllen, um die wahrhaft empörenden Uebergriffe der Schritt vor Schritt weitergreifenden ultramontanen Tendenzpolitik im Reiche zu ſchildern. Während man für das Jammergeſchrei der von Alba himmelſchreiend zertretenen Niederlande taub war, ihre nur zu gerechte Empörung als eine Rebellion brandmarkte und die Niederländer hierdurch dem deutſchen Vaterlande eben ſo gründlich entfremdete und fremden Beſchützern in die Arme trieb, wie es in einer frühern Periode mit den Schweizern und in unſern Tagen mit den Italienern und den Ungarn geſchehen iſt, während man jede noch ſo natürliche Erhebung proteſtontiſcher Bürgerſchaften gegen ihre octroyirten Magiſtrate und Verfaſſungen oder gegen ein ihnen aufgezwungenes Kirchenweſen als Rebellion behandelte, und wie das Beiſpiel von Aachen und Donauwörth zeigte, mit der größten Härte beſtrafte, durften ſich die katholiſchen Obrigkeiten ungehindert die gröbſten Uebergriffe erlauben; die Proteſtanten mußten es geſchehen laſſen, daß der Ferdinandiſchen Declaration entgegen die evangeliſchen Stände in vielen geiſtlichen Ländern unterdrückt wurden, daß ſelbſt ſolche geiſtliche Fürſten, welche von evangeliſchen Domherren gewählt waren, wie der Erzbiſchof von Magdeburg, auf dem Reichstage von den wichtigſten Rechten ausgeſchloſſen, daß die ſeit dreißig und vierzig Jahren evangeliſchen Domherren in den Bisthümern Straßburg, Cöln u. ſ. w. von päpſtlichen Meuterern abgeſetzt wurden u. ſ. w. Deutſchland war das einzige Land, in welchem das Tridentinum, welches ſogar Philipp von Spanien nur zum Theil anerkannte, unverkürzte Geltung, wenigſtens in den geiſtlichen Fürſtenthümern, erlangte, ſo daß, wie heutzutage wieder einige concordatbeglückte deutſche Länder, Deutſchland das gelobte Land der Hierarchie wurde und dieſen Vorzug freilich mit den furchtbarſten Rückſchritten erkaufen mußte. Wahrhaft empörend iſt die Art, wie die Majorität das Reichskammergericht mißbrauchte. Zu Kammerrichtern oder Präſidenten wurden nur Katholiſche ernannt. Da der Kurfürſt von Mainz die Canzlei beſtellte, ſo wurde dieſelbe nur von Katholiſchen gebildet und von dieſen Herren in der Geſchäftsleitung und in dem Perſonellen auf das Willkürlichſte verfahren. Monate lang mußten neuernannte lutheriſche Beiſitzer mit ihrer Einführung in's Amt warten; bei der Beſtimmung der Referenten in wichtigen Sachen wurde ganz nach conſeſſionellen Rückſichten verfahren u. ſ. w. Endlich ſuchte man das ganze Kammergericht durch den Reichshofrath zu umgehen, welchen der Kaiſer nur aus Katholiſchen bildete und vor welchem die wichtigſten Sachen, in denen Katholiſche als Kläger auftraten, anhängig gemacht wurden. Den deshalbigen Beſchwerden der Proteſtanten wurde erwiedert, daß der Kaiſer durch Gründung des Reichskammergerichts nur die Juſtiz habe erleichtern, aber keineswegs ſeiner Jurisdiction habe entſagen wollen. Und da nun in der That dieſelbe für gewiſſe Reſervatfachen ſeinem Reichshofrath immer geblieben war, ſo ſchien das formelle Recht auch hier ſo ſehr auf Seiten des Kaiſers zu ſtehen, daß es ſelbſt von proteſtantiſchen Juriſten vertheidigt wurde und die Beſchwerden der Proteſtanten auf den Reichstogen vergeblich blieben.

So trat alſo die Reichsverfaſſung nach dem Augsburger Religionsfrieden in einen viel ſchärfern und bewußtern Gegenſatz zu

den Nationalintereſſen als in der vorreformatoriſchen Zeit. Die Nation war überwiegend oder doch zum größten Theil proteſtantiſch, das Reich war ultramontan. Die Nation ſtrebte nach Fortſchritt, geiſtiger und bürgerlicher Freiheit, das Reich arbeitete dieſen Beſtrebungen ſyſtematiſch entgegen. Die Nation ſchaute bewundernd und ſehnſüchtig nach Holland, England und Heinrich IV.; das Reich hielt es ſo viel als möglich mit den Todfeinden dieſer Mächte. Ja, die Reaction wäre noch viel weiter gegangen, die von den Jeſuiten ſchon damals in der Preſſe und auf den Canzeln geforderte und ſiegesfroh verkündete Unterdrückung des Proteſtantismus in ganz Deutſchland wäre ohne Zweifel ſchon damals verſucht worden, wenn die katholiſche Mehrheit mehr reale Machtmittel beſeſſen, nicht im eigenen Lande mit den ketzeriſchen Ständen und Unterthanen noch ſo viel zu kämpfen gehabt hätte und ihre ausländiſchen Stützen, Spanien und der Papſt, nicht durch die Kämpfe in Frankreich und den Niederlanden hinreichend beſchäftigt geweſen wären. Nur den Hugenotten und den Niederländern hatte die deutſche Nation es zu danken, daß der Jammer des dreißigjährigen Krieges ſie nicht dreißig Jahre früher ereilte.

Nun hat es freilich auch damals nicht an Männern gefehlt, welche den Grund des Uebels erkannten und das künftige Unheil prophezeiten. Im pfälziſchen, naſſau-oraniſchen und heſſiſchen Fürſtenhauſe ſah man die Nothwendigkeit der Erhebung eines proteſtantiſchen Reichsoberhauptes, der Aufhebung des geiſtlichen Vorbehaltes, der thatkräftigen Unterſtützung der Niederländer und der Hugenotten deutlich ein. Wären die Proteſtanten einig geweſen, ſo hätte ihnen bei der damaligen Stimmung der Nation und da ſie zwar nicht die meiſten Stimmen auf der Fürſtenbank, aber die meiſte reale Macht, Männer und Geld, hatten, der Erfolg nicht fehlen können. Aber ſie waren eben nicht einig, ſondern in den erbärmlichſten dynaſtiſchen und confeſſionellen Eiferſüchteleien dermaßen zerfallen, daß zum Beiſpiel die lutheriſchen Fürſten es lieber mit den Katholiſchen als mit den Reformirten hielten, und daß der Kurfürſt von Sachſen die Aufhebung des geiſtlichen Vorbehaltes bloß deshalb hintertrieb, weil ſie vom Kurfürſten von der Pfalz gewünſcht wurde, und daß endlich proteſtantiſche Fürſten, wie der Herzog von Braunſchweig und der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, um ſich in ihren Händeln den Kaiſer zum Freunde zu machen und einen günſtigen Urtheilsſpruch zu erlangen, ihre Proceſſe ſelbſt vor den Reichshofrath brachten. Dazu kam bei den meiſten dieſer Herren der hochmüthige Haß gegen das Bürgerthum und die Demokratie. Die Schlagwörter Rebellion und Obrigkeit von Gottes Gnaden genügten, um ſie in den wichtigſten Sachen, zum Beiſpiel in der niederländiſchen, der Aachen'ſchen, Donauwörthiſchen, gegen alle vernünftigen Vorſtellungen auf beiden Ohren taub zu machen.

Durch ſolche Verhältniſſe konnte begreiflicherweiſe der Particularismus, der Abſonderungstrieb der Glieder vom Reiche nicht vermindert, ſondern nur noch vermehrt und beſtärkt und bis zu offenbarer Feindſeligkeit geſteigert werden. Wie am Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts die Schweizer, die ſich von dem politiſchen Elend des Reiches freigemacht, weit und breit in der deutſchen Nation beneidet und als nachahmungswürdige Beiſpiele betrachtet wurden, ſo geſchah es am Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts den freigewordenen Niederländern. Auch ohne es zu wollen, machten ſie Propaganda. Unzähligen Deutſchen wäre nichts lieber geweſen, als aus dem Reichsverbande ganz erlöſt zu ſein. Dieſer Mißmuth und Ekel am Reiche und die gegenſeitige Verbitterung hatte ſich auch der Reichsſtände zuletzt ſo ſehr bemächtigt, daß Jahre lang gar keine Reichstage mehr zu Stande kamen.

Dieſe heilloſe Zerklüftung empfing nun aber noch neben ihren negativen Urſachen einen ſtarken poſitiven Inhalt durch die ganz verſchiedenartige Culturentwicklung, welche ſeit dem Augsburger Religionsfrieden innerhalb der Territorien vor ſich ging. Denn wenn auch die Reichsverfaſſung in ihrer römiſch-hierarchiſchen Geſtalt unverändert ſtehen geblieben war, der Geiſt der Geſchichte war deshalb nicht ſtillgeſtanden; er hatte in den einzelnen Gliedern fortgearbeitet und hier die größten Veränderungen hervorgebracht. Das Reich „glich nun vollends einem alten Gehäuſe, in welchem ganz verſchiedene Räderwerke gingen." Bekanntlich brachte die Reformation in den von ihr ergriffenen Gebieten eine der größten Umwälzungen hervor, welche die Geſchichte kennt. „Wenn man

der deutschen Geschichte dieser Zeit gerecht werden will, so darf man sie nicht, wie so oft geschieht, bloß in den Streitschriften der Theologen und noch weniger in den Reichstagsacten suchen, sondern man muß die Fortschritte betrachten, welche in den einzelnen Ländern gemacht worden sind. Wer das Deutschland des fünfzehnten Jahrhunderts noch gesehen hatte, der würde, falls er es nun plötzlich wiedergesehen hätte, es kaum wiedererkannt haben. Statt des rohen Treibens an den meisten Höfen, statt endloser Fehden, Jagden, Saus- und Spielgelage finden wir jetzt weit überwiegend ein von sittlichen, religiösen Ideen erfülltes, höheren Zielen nachstrebendes Leben. Das war der Segen der Reformation. Sie konnte nicht auf bloße Theologie und auf bloße Kirchenreformen beschränkt bleiben, im Gegentheil, als sie hier erlahmte, machten sich ihre wohlthätigen Wirkungen nur um so mehr auf andern Gebieten geltend; indem sie die Religion zur eigenen Angelegenheit des Volkes und des Staates machte, gab sie allen Dingen, die sich auf den Staat bezogen, ein tieferes und edleres Interesse. Nicht bloß die einzelnen Christen, auch die Staaten wurden jetzt auf einen höhern Standpunkt erhoben. Zwischen den Obrigkeiten und den Unterthanen, zwischen Fürsten und Völkern bildete sich ein innigeres Verhältniß, welches den früheren Zeiten, da sich die römische Kirche zwischen Beide gestellt hatte, unbekannt war." (Vergl. Pfaff's deutsche Geschichte, 4. Band.) In der That, man muß die einzelnen deutschen Länder durchwandern, man muß sehen, wie zum Beispiel Sachsen unter August, Hessen unter Philipp und Wilhelm, Württemberg unter Christoph aufblühten, um die Fortschritte zu ermessen, welche auf allen Gebieten des Lebens gemacht wurden. Es war die Zeit der landesväterlichen Obrigkeiten; diese Zeit ist es, welche noch heutzutage den Anhängern einer patriarchalischen Richtung in Staat und Kirche als Ideal vorschwebt. Da nun aber diese ganze Entwicklung nicht vom Reiche ausging, sondern im Widerspruche mit dem Reiche geschah, so nahm sie einen durchaus particularistischen Charakter an; man kann sagen, daß der Particularismus damals zu seiner Vollendung gelangte. Seine stärkste Stütze fand er jetzt im religiösen Leben des Volkes, da die Landesfürsten zugleich oberste Bischöfe, die Landeskirchen zugleich die höchsten religiösen Heilsanstalten waren. Je mehr nun aber gegen Ende des Jahrhunderts der religiöse Zeitgeist in Fanatismus, Unduldsamkeit und Rechthaberei ausartete, je weniger man im Stande war, andere Religionsmeinungen neben den eigenen zu ertragen, desto starrer schlossen sich auch die einzelnen Landeskirchen gegen einander ab und sprachen, oft wegen der geringfügigsten Dogmenunterschiede, einander das Christenthum ab. Es ist ein großer Irrthum, wenn man diese Krankheit des Zeitgeistes bloß den Theologen oder den Obrigkeiten zuschreibt, welche dabei zunächst interessirt gewesen seien. Im Gegentheil, der Zelotismus hatte sich nur zu sehr dem großen Haufen mitgetheilt und wuchs in seinen rohen Ausbrüchen nicht selten selbst den eifrigsten Pfaffen über den Kopf, wie zum Beispiel das Treiben des Leipziger Pöbels gegen die reformirten Meßbesucher zeigte, welches den orthodoxen Häuptern sehr unangenehm war. Dieser entsetzliche Zelotismus findet sich nun zwar im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert bei allen europäischen Völkern in gleichem oder in noch viel höherm Maße, er beherrscht alle andern Interessen, bei den Spaniern, Italienern und Franzosen ist er gegen die Ketzer, bei den Engländern, Scandinaven und Niederländern gegen die Papisten im Lande gerichtet; während er aber diesen Nationen als ein furchtbar starkes Ferment der Nationaleinheit diente, weil dort nur eine Kirche herrschte und die andern ausschloß, hatte er in Deutschland die umgekehrte Wirkung, eben weil sich hier drei Kirchen und viele Secten mit gleicher Berechtigung, staatlicher Existenz und tiefer Volkserbitterung gegenüberstanden. Denn wir brauchen kaum zu bemerken, daß auch in den katholischen Ländern Deutschlands das Volk, nachdem ihm der Protestantismus wieder ausgetrieben worden, durch die Jesuiten und Capuziner, denen dabei außer der Predigt noch eine viel größere Auswahl von drastischen Reagentien auf den Aberglauben zu Gebote stand als den protestantischen Pfarrern, bald mit dem furchtbarsten Fanatismus gegen die Ketzer vollgepumpt wurde.

Und dies ist nun das Bild, welches uns die deutsche Nation vor dem dreißigjährigen Kriege darbietet: es ist nicht mehr eine Nation, sondern es sind drei Nationen, die einander viel bitterer hassen und verachten

als den Türken und sich dessen bei jeder Gelegenheit laut rühmen, dobei ober noch oußerdem und unter sich monnigfoch zerklüftet sind. Zum Hosse der Meisten gegen das Reich gesellt sich der Haß Aller gegen einander, der endlich im dreißigjöhrigen Krieg zum Ausbruch kam.

Wenn man unserer Zeit ein ähnliches trauriges Prognostikon gestellt, als Folge der Bundesverfassung gesteigerten Particularismus, als Folge der Concordate und Kirchentage wiederauflebenden Religionshoß und als Schlußergebniß eine Wiederholung des dreißigjährigen Krieges vorherverkündigt hat, so ist hierbei ein Großes übersehen, nämlich: doß wir nicht mehr im siebzehnten, sondern im neunzehnten Johrhundert leben; im neunzehnten Jahrhundert herrscht nirgends mehr der rohe Fanatismus, sondern die geistige Bildung, welche ouch die Massen ergriffen hat und noch viel größere religiöse Gegensätze ols die heutzutage verhältnißmäßig geringen von Lutherthum, Calvinismus und Katholicismus zu friedlicher Geselligkeit vereinigt. Man kann den religiösen Bestrebungen unserer Zeit die größte Theilnohme zollen, die Gefahren und Uebertreibungen jener roheren Zeiten sind nicht mehr zu besorgen. Und wenn es auch hüben und drüben noch einige Zeloten gibt, welche vielleicht vor einem „fröhlichen Kriege“ nach Art des dreißigjährigen nicht zurückschrecken würden, so haben doch grade unsere Toge den Beweis geliefert, daß diese Leute auch nicht den geringsten Boden mehr im Leben der Gegenwart besitzen. Wos den durch die Bundesverfassung in ähnlicher Weise wie domals durch die Reichsverfossung künstlich gesteigerten Particularismus betrifft, so verhält es sich domit ähnlich. Derselbe hing, wie wir sahen, ouf's Engste mit dem Religionsfanatismus zusammen und hot mit demselben seine Hauptstütze heutzutoge verloren. Allerdings ist er, da er noch viele anderweite und zum Theil sehr triftige und noch in der Gegenwort wurzelnde Ursochen hat, auch heute noch nicht verschwunden, und die Bundesverfassung sucht ihn zu steigern. Aber trotz alledem findet auch der Portlcularismus heutzutoge eine Macht vor, welche domols fehlte und die ihn unfehlbar überwinden wird, zum größten Theil bereits überwunden hat, nämlich eine öffentliche Meinung der Nation, keine solche, die sich wie im sechzehnten Johrhundert um theologische Klopffechtereien und gebratene Hexen dreht, sondern eine vernünftige, intelligente, potriotische öffentliche Meinung, welche olle notionolen Frogen mit wochsender Einsicht und Kroft in ihr Bereich zieht, auf allen Gebieten, den politischen, ökonomischen und ästhetischen sich ihrer nationalen Einheit bewußt wird, alle Fesseln und Störungen derselben elne noch der andern beseitigt.

Wir haben uns bei diesen Betrochtungen der Zeit vom Augsburger Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg länger aufgehalten ols in den Handbüchern unserer Geschichte üblich ist, weil sie in ihrem innern politischen und geistigen Getriebe nomentlich für den Gesichtspunkt der Notionoleinheit und ihres damaligen Verfalles vielleicht die lehrreichste unter ollen Perloden der deutschen Geschichte ist. Sie ist vor Allem geeignet, unsern gegenwärtigen Einheitsbestrebungen zum warnenden aber auch zum ermuthigenden Fingerzeig zu dienen. Sie zeigt uns die heillosen Folgen einer mit den Nationolbedürfnissen im Widerspruch stehenden Reichsverfossung, ober auch die jetzt nicht mehr vorhondenen Ursachen, weshalb diese Folgen so riesengroß heronwuchsen, nicht mehr obgeschüttelt werden konnten und die Nation endlich in einer furchtboren Kotastrophe an den Rand der Vernichtung stürzten. Die hieron sich onknüpfenden Betrochtungen in einem nächsten Artilel.

Christian Karl Josias Bunsen.

Eine mächtige Persönlichkeit hat den Zoll olles Irdischen entrichtet, om 28. November 1860 ist in Bonn einer der wenigen deutschen Gelehrten gestorben, die ihr Lebensweg in die nächste Nähe eines Throns geführt hat. Ursprünglich war seine Existenz dorouf ongelegt, in den stillen Räumen einer Landpfarre zu verlousen. Geboren am 25. August 1791 zu Korboch im Fürstenthum Waldeck, studirte er von 1808 an Theologie, zuerst in Morburg und von 1809 bis 1813 in Göttingen, wo er aber durch Heyne bestimmt wurde, der Philologie den Vorzug zu geben. Von 1811 an wirkte er am Gymnosium der Universitätsstadt als Lehrer, ohne dorum

seine Studien aufzugeben, und machte seinen Namen durch eine Preisschrift: Ueber das Erbrecht der Athener, rühmlichst bekannt. 1813 legte er sein Lehreramt nieder, um auf Reisen persönliche Anschauungen der Gegenstände zu gewinnen, die seinen Geist beschäftigten. Die kriegerische Zeit nöthigte ihn aber, sich auf Holland und Kopenhagen zu beschränken. In der letzteren Stadt lernte er bei Magnussen das Isländische, dessen Kenntniß ihm als Grundlage für seine Studien in der altnordischen Literatur als unentbehrlich erschien. Gegen das Ende des Jahres 1815 war er in Berlin und knüpfte dort die ersten, für ihn folgereichen freundschaftlichen Beziehungen zu Niebuhr. Im nächsten Jahre besuchte er, durch den Ruhm der französischen Orientalisten angezogen, Paris und ließ sich von Sylvester de Sacy nicht bloß im Sanscrit, das ihn schon in Göttingen beschäftigt hatte, sondern auch im Persischen und Arabischen unterrichten. Es drängte ihn, die alte heilige Sprache der Hindu am Ufer des Ganges zu hören und rasch war mit einem Engländer, den er kennen gelernt hatte, eine Reise nach Ostindien verabredet. In Florenz wurde ein Stelldichein festgesetzt, und Bunsen war zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle. Sein Reisegefährte blieb aber so lange aus, daß Bunsen, des Wartens müde, den ganzen Plan fallen ließ und sich nach Rom begab. In der ewigen Stadt fand er wieder Niebuhr, dessen geschichtlichen Arbeiten er sich zugesellte. Dieser Gönner verschaffte seinem jüngern Freunde 1818 die Stelle eines Gesandtschaftssecretärs in Rom, welche dem Letztern Muße genug ließ, einen Plan auszuführen, der im Winter zuvor bei Cotta's Anwesenheit zur Sprache gekommen war. So entstand das vorzügliche, allen Fremden unentbehrliche Werk: „Beschreibung von Rom." An dem Text haben Andere mitgearbeitet, am fleißigsten Ernst Platner, der spätere sächsische Gesandte, die dem Buche beigegebenen Bilderhefte rühren allein von Bunsen her. Der Besuch des Königs von Preußen im Jahre 1822 wies ihm neue Arbeit an, mit der er zum ersten Male in die theologischen Tagesfragen hinübergriff. Angezogen von Bunsen's Ansichten über die preußische Agende, beauftragte der Monarch ihn mit der Ausarbeitung einer Liturgie, die in der Capelle der Gesandtschaft eingeführt wurde und viel von sich reden machte. Die Beschäftigung mit der Liturgie hatte Bunsen zum sorgfältigsten Studium des deutschen protestantischen Kirchenliedes veranlaßt und die Frucht war eine Sammlung aller der frommen Gesänge, die ihm für den heutigen Gottesdienst noch brauchbar zu sein schienen. Zwei Auflagen der Sammlung folgten rasch auf einander.

Nachdem Niebuhr den Gesandtschaftsposten, dessen zeitweilige Verwaltung bereits in Bunsen's Händen lag, 1824 völlig niedergelegt hatte, rückte sein bisheriger Secretär in seine Stelle. Die Verdienste, die er sich um die Wissenschaften erwarb, sind mannigfacher Art. Er war die eigentliche Seele der römischen Alterthumsforschungen, denen er durch die Gründung eines archäologischen Instituts einen Mittelpunkt gab, und unterstützte manchen Gelehrten aus seinen reichen Privatmitteln. Während seines ganzen Aufenthalts am Sitze des Papstthums, der sich bis zum Jahre 1838 verlängerte, war sein Haus der Sammelplatz der Künstler und Gelehrten wie der gebildeten Deutschen überhaupt. Er hatte sich inzwischen der egyptischen Alterthumskunde zugewendet und unterrichtete seine Gönner fortwährend von Allem, was in diesem so dunkeln und schwierigen Fache Neues ermittelt wurde. Eine spätere Folge der Anregungen, die er zu geben nicht ermüdete, ist die mehrjährige Unterstützung, welche Lepsius für seine Reise in Egypten erhielt.

Die politische Seite der Stellung Bunsen's in Rom wird gewöhnlich mit Stillschweigen übergangen, weil man sie sich bei einem protestantischen Gesandten an einem solchen Hofe nicht anders als unbedeutend denken kann. Allein der geistvolle und von Jedermann hochgeachtete Mann machte sich auch in dieser Beziehung geltend. Von ihm ist jene bekannte Denkschrift über Reformen im Kirchenstaate verfaßt worden, welche die Großmächte dem Papste im Jahre 1832 vorlegten. Sein Beliebtsein am Hofe wuchs durch diese Schrift begreiflicher Weise nicht, und die Cölner Wirren machten ihn vollends unmöglich. 1838 abgerufen, wurde er auf längere Zeit nach England beurlaubt und dann zum Gesandten in der Schweiz ernannt. Für die preußische Regierung schrieb er die „Darlegung" u. s. w., welche Alles sagte, was sich in dem Streite mit dem Erzbischof von Cöln zu Gunsten des eingeschlagenen Verfahrens sagen ließ.

Nach der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. half er zur Realisirung eines Lieblingsplanes. Durch ihn wurde das protestantische Bisthum zu Jerusalem in's Leben gerufen. Die Presse hat sich die sehr unnöthige Mühe gegeben, diese Schöpfung von der verkehrten Seite anzugreifen. Sie war politischer Natur und speciell dazu bestimmt, dem Einflusse, den Frankreich durch die Missionen seiner Lazaristen im Orient übt, ein protestantisches Gegengewicht zu geben, welches zugleich den Nebenzweck erfülle, den preußischen Namen unter den Völkern des Ostens in Ansehen zu bringen. Diese politischen Absichten ignorirte die Presse, um dafür Phantasien von einer Bunsen'schen Verschwörung in Umlauf zu setzen, welche ihr Absehen darauf richte, Preußen mit einem Abklatsch der anglicanischen Kirche zu beglücken. Diese unsinnige Vermuthung hat Bunsen lange verfolgt, und doch wäre grade er der Letzte gewesen, die Nachahmung einer Kirche zu empfehlen, deren Leben in Aeußerlichkeiten besteht.

Von 1841 bis 1854 lebte Bunsen als preußischer Gesandter in London. Während andere Diplomaten sich durch Glanz und verschwenderische Ausgaben hervorzuthun strebten, gewann er durch reiches Wissen und eine eben so große persönliche Liebenswürdigkeit das allgemeinste Ansehen. In Berlin hielt man die Augen fast noch mehr auf ihn geheftet als in London. Er galt mit Recht für einen vertrauten Rathgeber des Königs und man wollte genau davon unterrichtet sein, daß er die Ertheilung einer modernen Verfassung anempfehle. Irren wir nicht, so ist dies von seiner Seite im Jahre 1844 wirklich geschehen. Wie er in diesem hochwichtigen Punkte seinen Monarchen zu keinem festen Entschlusse zu bestimmen vermochte, so hatte er auch auf seinem englischen Posten über das Schwankende der preußischen Politik viel zu klagen. Seine besten Anstrengungen wurden dadurch zu Schanden gemacht, daß die englischen Staatsmänner aus Erfahrung wußten, wie rasch am preußischen Hofe der Wind sich drehe. Die bösesten Früchte trug dieses haltlose preußische Wesen, als Bunsen 1848 die Engländer von dem guten Recht Schleswig-Holsteins zu überzeugen suchte. Man las seine Schriften, von denen eine (Das verfassungsmäßige Recht der Herzogthümer) in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, legte sie mit Achtung bei Seite und zuckte die Achseln über den gutmüthigen Diplomaten, der sich für eine Sache begeistere, welche sein Herr nächstens aufgeben werde. So geschah es denn auch wirklich und Bunsen blieb nichts übrig, als gegen das Londoner Protocoll von 1850 einen nutzlosen Protest einzulegen. Vier Jahre später wurde er von London abgerufen, weil er so unbedacht gewesen war, zu glauben, daß die ihm aus der ersten Quelle gemeldeten Entschlüsse eines energischen preußischen Vorgehens in der orientalischen Frage gegen Rußland zur That werden könnten. Seine politische Laufbahn war damit geschlossen, obgleich er später, in den Freiherrnstand erhoben, in's preußische Herrenhaus berufen wurde.

Am Abend seines Lebens knüpfte Bunsen wieder da an, wo er am Morgen begonnen hatte. Er wurde wieder Theologe und setzte seine Schriftstellerei in diesem Fache, der er allerdings mit Unterbrechungen stets treu geblieben war, mit großer Thätigkeit fort. Seine wichtigsten Schriften aus dieser und der früheren Zeit sind die folgenden: Verfassung der Kirche der Zukunft; Ignatius von Antiochien und seine Zeit; die drei echten und die vier unechten Briefe des Ignatius; Hippolytus und seine Zeit; Gott in der Geschichte; Bibelübersetzung und Bibelerklärung. Die ersten dieser Werke haben ihm von der freiern, die letzten von der strengeren Richtung in der Kirche reichliche Anfeindung eingetragen. Er, den man früher zu den Pietisten und Zionswächtern rechnete, mußte es erleben, daß auf dem evangelischen Kirchentage in Berlin ein Frommer den andern Frommen zur Rede stellte, wie er sich so weit habe vergessen können, einen Bunsen zu umarmen und zu küssen. Die Feindschaft der letztern Partei läßt sich wenigstens begreifen, da Bunsen zwischen der Religion und den herkömmlichen Satzungen der Theologen scharf unterschied und sehr bestimmt die Knechtung des Geistes unter Formeln und Dogmen abwies, die weder mit der Natur noch mit der Vernunft übereinstimmten und für unsere sittliche Lebensführung wie für unser Seelenheil ohne Bedeutung seien. Wie aber die Rationalisten ihn, der immer den Fortschritt sowohl christlicher als wissenschaftlicher Bildung und Humanität im Auge behielt, anfeinden konnten, ist schwer zu verstehen.

Sein Bibelwerk beschäftigte Bunsen in seiner letzten Lebenszeit ausschließlich. Von einem qualvollen Leiden heimgesucht, von dem

er wußte, daß es ihm den Tod bringen werde, blieb er seiner Arbeit getreu, an die er schon vor vierzig Jahren gedacht und sie theilweise vorbereitet hatte. So machte er es in Heidelberg, wohin er sich nach seiner Abberufung von London zuerst gewendet hatte, und so auch in Bonn, seinem spätern Aufenthalte, bis der Tod ihn am 28. November 1860 von seinen Schmerzen erlöste. Dank dieser Thätigkeit hat er sein Bibelwerk so weit gefördert, daß es, wie die Verlagshandlung anzeigt, nur einer ordnenden Hand bedorf, um den Rest dem Druck übergeben zu können. Unter seinen übrigen Werken ist das mit dem Titel: „Die Stellung Egyptens in der Weltgeschichte," das bedeutendste. Seine Persönlichkeit wird als eine der gewinnendsten geschildert; der Glanz und Reichthum seiner Unterhaltung, sein Witz, sein Gedächtniß, sein Feuer sollen ihres Eindrucks nie verfehlt haben.

Genf.

I. Land, Stadt und Volk.

Unter den Hauptstädten der Schweiz ist keine, welche in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit Europa's in höherm Grade auf sich gezogen hätte als Genf, die schöne Metropole des alten Allobrogerlandes am Leman. Und in der That, sie kann ihre Berechtigung zu einer solchen Bevorzugung durch gewichtige Thatsachen, durch ereignißreiche politische und geistige Bewegungen documentiren, welche ihr einen hervorragenden Platz nicht nur in der neuern Geschichte der Schweiz, sondern in der Culturgeschichte der europäischen Menschheit überhaupt seit Jahrhunderten anweisen. Merkwürdig einst als Centrum und Brennpunkt des Protestantismus französischer Zunge, gerühmt und bewundert wegen des tapfern Widerstandes, welchen sie als äußerster Vorposten des geläuterten Gloubensbekenntnisses nach Süden und Westen der drohenden gewaltsamen Rückführung in den Schooß der katholischen Kirche entgegensetzte, bekannt durch ihren apostolischen Eifer für die Verbreitung der Lehre Calvin's, dann durch Rousseau und Voltaire in die Kämpfe des modernen Geisteslebens hineingezogen und an denselben einen lebhaften Antheil nehmend, hat diese Stadt während der letzten vierzehn Jahre wieder durch ihre innern Paeteikämpfe theils die verschiedenen Zeitströmungen im engsten Raume und im treusten Bilde wiedergespiegelt, theils endlich das Beispiel eines modernen demokratischen Staates geliefert, wie wir ihm in solcher typischen Gestaltung weder in der Schweiz, noch sonstwo in Europa wieder begegnen. Die jüngste Anwartschaft aber auf allgemeine Anerkennung hat sich die Miniaturrepublik am Leman durch das erhebende Schauspiel erworben, wie ein auch noch so kleines Volk unbekümmert um die Drohungen eines mächtigen Nachbars in einer Zeit, wo der völkerrechtliche Schutz mehr und mehr problematisch geworden, muthig das patriotische Banner entfaltete und durch seine energische Haltung nicht wenig dazu beitrug, die ehrgeizigen Pläne dieses ländergierigen Nachbars zu durchkreuzen und in der Schweiz den Muth zur Ausdauer in dem gerechten Widerstand zu entflammen, welcher, wenn ihm auch zur Stunde noch die materiellen Erfolge mangeln, doch, wie auch immer die Geschicke Europa's sich wenden, seine hohe moralische Bedeutung behält.

Schon die geographische Lage des Cantons Genf, welcher sich noch heute in Erinnerung an seine einstige selbständige Stellung auf allen amtlichen Siegeln und Erlassen „Canton et République de Genève" nennt, läßt auf seine culturgeschichtliche und politische Wichtigkeit schließen. Mit der Schweiz, Dank der mangelhaften Berücksichtigung der „natürlichen Grenzen" durch den Wiener Congreß und den Pariser Frieden, nur durch einen schmalen, koum eine Stunde breiten Landstrich am nördlichen Ufer des Genfer Sees verbunden, war Genf bis zum Frühjahr 1860, d. h. bis zur savoyischen Annexion, zwischen Frankreich und Sardinien eingekeilt, durch die Bodenverhältnisse keineswegs, politisch und religiös aber scharf abgegrenzt von jenen beiden Staaten. Die savoyische Annexion hat diese politische Grenze bekanntlich umgewandelt und gegenwärtig ist der Canton Genf ganz und ausschließlich von Frankreich umklammert, bis auf jenen schmalen Strich, der die Verbindung zu Lande mit der Schweiz herstellt.

Der Flächeninhalt des Cantons beträgt 12⅞ schweizerische Quadratstunden oder 286 Quadratkilometer. Der Boden ist von manchen kleinen Erhebungen durchzogen, zwischen welchen die Flußbette der Rhone

und Arve und die etwa zwei Stunden von Nordost nach Südwest in den Canton hineinragende äußerste Westbucht des Genfersees tief eingeschnitten sind. Dennoch erscheint die Bodenfläche als Ebene im Vergleich zu den großen, sie nordwestlich, südlich und östlich umgebenden Gebirgszügen des Jura, Salève und Voirons. Das von den Hochalpen bei Chamouny sich herabziehende Arvethal und ein Paß über den südlichen Gebirgszug stellt die natürliche Verbindung mit Savoyen, das Rhonethal die mit Burgund und dem südöstlichen Frankreich überhaupt her. Nach der Volkszählung vom 10. Dec. 1860 betrug die Einwohnerzahl des Cantons Genf gegen 80,000. Davon kamen auf die eigentliche Stadt 41,740 (24,514 Protestanten, 16,748 Katholiken), Vorstadt Plainpalais 6628, Eaux-Vives 4211, Petit-Saconnex 1825. Die Stadt mit den sie unmittelbar umgebenden Vorstadt-Gemeinden zählt demnach eine Bevölkerung von 54,404 Seelen. Hierzu kommt noch das unmittelbar an die Vorstadt Plainpalais stoßende Städtchen Carouge mit 5833 Einwohnern, so daß eine städtische Gesammtbevölkerung von 60,237 Einwohnern anzunehmen ist. Genf ist demnach nicht nur die größte Stadt der Schweiz, sondern vielleicht auch die einzige, welche den Namen einer Großstadt in Anspruch nehmen darf. Wir vermissen leider in obigen Angaben, welche erst um die Mitte Januars 1861 veröffentlicht wurden, alles Nähere über den dermaligen Stand der Fabrikarbeiterbevölkerung. Ein großer Theil der Bodenfläche des Cantons wird durch die Hauptstadt und deren Vorstädte, ein anderer durch die Landhäuser und Parks der reichen Genfer und zahlreichen Fremden, welche sich daselbst ankauften, eingenommen. So bleibt für das eigentliche Ackerland nicht Raum genug, um die nöthigen Lebensbedürfnisse für die Einwohner zu erzeugen. Die Landleute am See treiben Weinbau und erzielen einen recht guten Landwein, der sich vor dem waadtländer durch größere Milde auszeichnet. Viehzucht ist wie Ackerbau aus dem angegebenen Grunde gering, auch wendet sich ein Theil der Landbevölkerung der Industrie zu.

Fast in der Mitte des Cantons liegt, die westlichste, den Hafen bildende Bucht des Sees in weitem Halbkreis umschließend, von der dem See entströmenden Rhone in zwei ungleiche Hälften getheilt, die Hauptstadt, indem sie südlich und nördlich an den Uferhügeln dieses Flusses amphitheatralisch emporsteigt. Die Einfahrt in den Hafen gewährt eine der großartigsten Städteansichten Europa's, rechts und links dehnen sich in unabsehbarer Reihe die Prachtgebäude der Kais und die breiten eleganten Straßen der in dieser Gegend errichteten neuen Stadtviertel. Sieht man diese sich an Glanz überbietenden Gasthöfe, diese prächtigen Kaufläden mit den funkelnden, blendenden Schätzen der Genfer Industrie, diese hinter kolossalen Spiegelfenstern aufgespeicherten diamantenbesetzten Uhren und Bijouteriewaaren, so kann man kaum begreifen, wie der alte „Vater Zschokke," welchem die schweizerische Pietät noch heute diesen Ehrennahmen beilegt, Genf mit einem berühmten Manne vergleichen konnte, dessen Aeußeres in der Nähe betrachtet keineswegs den hohen Ideen entspricht, die wir uns von ihm in der Ferne entworfen. Freilich hat seit jenen Zeiten in der äußern Erscheinung Genfs eine große Umwandlung stattgefunden. Mit dem Augenblicke, wo nach harten Kämpfen zwischen der Partei des Fortschritts und den Vertretern der „guten alten Zeit" im Jahre 1849 ein Gesetz die Schleifung der alten, längst unnützen Festungswerke verfügt hatte, trat für Genf diese neue Aera der Ausdehnung und Verschönerung ein. Die rasche Ausführung der Stadtvergrößerung und die gleichmäßig fortschreitende Vermehrung der Bevölkerung, selbst unter manchen ungünstigen Verhältnissen, kann als ein charakteristisches Kennzeichen unserer Zeit gelten, welche sich dem Wachsthume der großen Städte im Allgemeinen so günstig erweist.

Von den beiden Stadthälften ist die südliche die ältere, hier haben wir die ersten Anfänge, den ursprünglichen Ausgangspunkt der Stadt zu suchen, während die nördliche, die sogenannte petite ville, welche noch bis heute ihren alten Namen des Faubourg St. Gervais beibehalten hat, jüngern Ursprungs ist. Interessant ist ein tiefgehender politischer Unterschied zwischen beiden Stadttheilen, der einst sogar ein nationaler war. Wenn wir nämlich auf Cäsar gestützt annehmen können, daß die Rhone bei Genf die scharfe Grenze zwischen Helvetiern und Allobrogern machte, so wird dagegen heute durch die Rhone eine, allerdings zahlreiche Ausnahmen zulassende, Parteigrenze markirt. Die Bewohner des Faubourg St. Gervais zählen größtentheils

zu den entschiedensten Anhängern des neuen radicalen Systems, während in der obern Stadt, auf dem linken Rhoneufer, der Conservativismus noch seine starke Burg besitzt. Es ist billig, daß wir bei unserer Schilderung dem Alter den Vorzug einräumen, und uns zunächst dem südlichen Stadttheile zuwenden.

Parallel mit den Prachtgebäuden des Grand-Quai, der während der Reisezeit im Sommer das bunteste und bewegteste Bild des Genfer Straßenverkehrs darstellt, laufen zwei andere große Straßenzüge, die Rue du Rhone und die Rues-Basses, beide durch mehrere öffentliche Plätze mit einander verbunden, von welchen die Place du Molard wegen der dort 1538 gehaltenen Volksversammlung, worin das so folgenreiche Bündniß mit Freiburg beschlossen wurde, in neuerer Zeit den Namen des Genfer Grütli erhalten hat. Alle diese Straßen und Plätze zeichnen sich durch die kolossale Höhe ihrer Häuser aus, eine Bauart, welche überhaupt für ganz Genf charakteristisch ist, und früher durch den engen Raum der Festungsmauer nöthig gemacht, jetzt als hergebrachte Sitte und der möglichsten Ausnutzung des Grundstücks halber auch bei den Neubauten von den speculativen Eigenthümern beibehalten ist. In diesen Straßen pulsirt hauptsächlich der Handel und Wandel der Stadt, hier werden die Wochenmärkte gehalten und hierher strömt daher die Landbevölkerung nicht nur aus dem Canton, sondern auch aus dem benachbarten Pays de Gex und Savoyen, für welche Genf der natürliche Absatzmarkt ihrer Producte ist, während sie umgekehrt von dort alle ihre sonstigen Bedürfnisse bezieht. Wie den Kais während der schönen Jahreszeit durch den Fremdenverkehr, so wird diesen Vierteln hauptsächlich durch das massenhafte Herbeiströmen dieser, wie wir schon bemerkt haben, so dichtgedrängten Landbevölkerung ein entschieden großstädtischer Charakter verliehen. Hierher muß sich der Reisende begeben, welcher die charakteristischen Typen der savoyischen Bauern und Bauerweiber, ihre Sitten und ihr fremdartig klingendes Patois kennen lernen will. Hier auch treiben sich schaarenweise jene Savoyardenknaben umher, welche alle möglichen freien Künste und Gewerbe ausüben.

Mehrere enge und krumme Straßen, deren düsteres Aeußere zum Theil an längst verschwundene Jahrhunderte erinnert, führen auf den Hügel der alten Stadt. Durch Place Madeleine und die Rue Traversière wird noch eine parallele Richtung mit den vorgenannten auf der Thalsohle gelegenen Stadttheilen bezeichnet; bis dahin soll nach alten, ziemlich verbürgten Nachrichten in den frühsten Zeiten des Mittelalters der See gereicht haben. Steigen wir durch die ziemlich breite Rue Verdaine empor, worin sich die Staatsbibliothek mit manchen interessanten Schätzen an Handschriften, Incunabeln und Autographen berühmter Reformatoren (besonders Calvin's) und Professoren der Akademie befindet, so erreichen wir auf der Place Bourg-de-Four das Plateau jenes Hügels, auf welchem das altaristokratische Viertel sich ausdehnt. Die Oberfläche dieses Hügels bezeichnet zugleich die Ausdehnung des altburgundischen Genf, welches König Gundebald zuerst mit festen Ringmauern umgab. Betreten wir von Bourg-de-Four aus die Rue de l'Hôtel-de-Ville, so soll hier gleich zur Linken, wo heute das schöne Haus des Herrn de la Rive, der im Sommer 1860 die Schweiz als außerordentlicher Gesandter in London vertrat, liegt, die einstige Burg der burgundischen Könige gestanden haben, eine Tradition, deren Begründung allerdings viel zu wünschen übrig läßt. Sicherer ist schon, daß die Spuren der alten Stadtmauern Gundebald's sich noch an einzelnen Stellen der Abhänge des Hügels in den Fundamenten mancher Straßen und Häuser erkennen lassen. Die Richtung dieser Mauern umschließt noch heute den Stadttheil, in welchem die Ueberreste des „neuen Zion" Calvin's sich in bestimmtester Gestalt, wenn auch nicht ohne mannigfache Vermischung mit fremden Elementen, erhalten haben. Schon beim ersten Besuch fällt uns die hier herrschende größere Stille, die alterthümliche aber solide, wenn auch etwas schwerfällige Bauart der Häuser auf. Die nächsten Umgebungen der Peterskirche oder des Temple de St. Pierre, wie die Genfer Calvinisten mit etwas biblischer klingendem Ausdrucke sagen, und die Straßen de l'Hôtel-de-Ville, des Granges, Grand-rue, Grand-Mezel, Cité, wozu noch auf der östlichen Seite als Anhängsel das Quartier St. Antoine kommt, dienen der Genfer Aristokratie, den hervorragendsten Mitgliedern der conservativen Partei, den Wächtern über Religion und Sitte der Väter, zur Wohnung. Viele dieser Häuser sind in großem Stil aufgeführt, die Bauart des fünfzehnten bis neunzehnten

Jahrhunderts findet hier ihre Vertretung. Wenn auch wenig Gebäude von wirklich architektonischer Bedeutung vorhanden sind, so tragen doch die meisten den Ansprüchen einer echt patricischen Herrenwohnung Rechnung. Viele sind mit innern Höfen versehen, zu welchen man durch weite Einfahrtsthore gelangt. Die innere Einrichtung ist geschmackvoll, reich und solide, wenn auch der äußere Ueberfluß vermieden ist. Deutet schon die sonntägliche Stille der Straßen der obern Stadt auf das puritanisch-aristokratische Wesen ihrer Bewohner hin, auf welche der in der untern handeltreibenden, lebenslustigen Stadt vollberechtigte Beinamen der „schweizerischen Pariser" keine Anwendung erleidet, so finden wir auch in dem häuslichen Leben der Altgenfer manche Anklänge an Old-England. Früh Morgens halten viele Hausfrauen ihre streng beobachtete Betstunde. Dann wird die Zeit zwischen Beschäftigung mit religiösen Vereinen und verschiedenen Privatwohlthätigkeitsanstalten getheilt. Religiöse Zeitschriften werden eifrig gelesen, der Kirchenbesuch an Sonntagen und Donnerstagen nie versäumt. Man frühstückt um zwölf Uhr, um vier Uhr wird dinirt. Der Abend ist geselligen Vergnügungen, doch selten Bällen, gewidmet, welche übrigens noch vor fünfzehn Jahren sehr in Mode waren und äußerst glänzend gewesen sein sollen. Es ist natürlich, daß inzwischen unter den Männern viele ihren Geschäften nachgehen, die häufig in bloßem Börsenspiel bestehen mögen. Der werkthätige Wohlthätigkeitssinn der Genfer Aristokratie gegen ihre Mitbürger verdient die vollste Anerkennung. Wo nur irgend eine Gegend der Schweiz von einem Unfalle betroffen wird, da bethätigt die Genfer Aristokratie gewiß immer ihre menschenfreundliche Hilfsbereitwilligkeit. Es versteht sich auch natürlich ganz von selbst, daß diese streng religiöse Richtung nur auf eine bestimmte Fraction der Genfer Aristokratie beschränkt ist, welche sich hauptsächlich den methodistischen Principien angeschlossen hat. Der größere Theil der Genfer höhern Kreise, derjenige, welcher der Nationalkirche treu geblieben ist, huldigt freiern Auffassungen und Ansichten, wenn schon das religiöse Element auch hier einen großen Einfluß behauptet. Auch vernachlässigen die höhern Stände die geistigen Interessen keineswegs auf Kosten der geistlichen. Viele Damen setzen selbst nach ihrer Verheirathung noch Unterrichtsstunden in Musik, Malerei, ja in rein wissenschaftlichen Gegenständen fort, während die gelehrte Richtung der Männer bekannt genug ist. In keinem echten Genfer Patricierhaus wird eine gewählte Bibliothek und Gemälde- oder sonstige Kunstsammlung fehlen, viele jener Häuser bergen sogar in dieser Hinsicht reiche Schätze.

Die St. Peterskirche, deren mächtige Thürme durch die hohe Lage noch mehr gehoben, weit über Land und See hinaus sichtbar sind, ist von allen Seiten so von Gebäuden, kleinen Straßen und Winkelplätzchen umgeben, daß Fremde gewöhnlich Mühe haben, sie aufzufinden. Auch läßt sich fast von keiner Seite der architektonische Masseneindruck des Gebäudes vollkommen würdigen. Freilich verliert man insofern nicht viel dabei, als die Kirche einen sehr gemischten Stil vereinigt. Im zehnten oder elften Jahrhundert auf dem Fundamente einer ältern Kirche begonnen, hat das gegenwärtige Gebäude auch die Stilarten der folgenden Jahrhunderte aufzuweisen. Ein Beleg für die Geschmacklosigkeit des vorigen Jahrhunderts ist die 1749 von dem Baumeister Alfieri, einem Verwandten des Dichters, erbaute Facade, welche, das alte gothische Hauptthor verdeckend, eine Nachahmung der Facade des römischen Pantheon darstellt! Das Innere der Kirche zeigt eine würdevollere Einheit. Es birgt die Gräber einiger historisch merkwürdigen Personen, darf aber noch ein größeres Interesse in Anspruch nehmen als Schauplatz so manches Actes des Reformationszeitalters und der Geschichte der Republik überhaupt. Bis noch vor wenigen Jahren wurden hier alle politischen Wahlen vollzogen, welche jetzt in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten Gebäude stattfinden. Aber noch heute eröffnet der sonore Klang der Clemence, der größten Glocke von St. Peter, die Wahlen, wie auch die Sitzungen des großen Raths; es ist dieselbe Glocke, die schon vor der Reformation zur Volksversammlung, dem uralten Institut des Conseil général, die Bürger zusammenrief, dieselbe Glocke, welche alle bürgerlichen Unruhen des Reformationszeitalters und der folgenden Jahrhunderte mit ihren ernsten Tönen begleitete.

Ziemlich im Centrum der obern Stadt liegt ein anderes öffentliches, ausgedehntes Gebäude, das Hotel de Ville, florentinischen Stils und in seinem ältesten Theil, einem viereckigen Thurm, aus dem frühesten An-

ſang des 15. Jahrhunderts herrührend. Eine im innern Hof bis zu allen Stockwerken hinaufreichende Auffahrt, welche den alten Rathsherren, den Vätern der Stadt, „um mehrerer Bequemlichkeit willen“ diente, zu Pferd oder in Sänften überall hinzugelangen, wurde 1568 erbaut. Vor dieſem Rathhaus wurde bekanntlich 1762 Rouſſeau's Emile durch den Scharfrichter verbrannt, und hatten die frommen Herren vom kleinen Rath im heiligen Eifer einen ſo furchtbaren Scheiterhaufen für das kleine Buch errichten laſſen, daß man Rauch und Flammen bis in die untere Stadt ſehen konnte.

Durch eine Seitenſtraße und ein großes Steinportal gelangt man vom Hotel de Ville auf die Treille, einen ſchönen, mit mehr als hundertjährigen Kaſtanienalleen beſetzten Spaziergang. Ein liebliches Stadt- und Landſchaftsbild breitet ſich dort vor unſern Augen aus, eine Anſicht, wie ſie die äſthetiſchen Naturfreunde vor hundert Jahren zu entzücken pflegte, welche die Wohlangebautheit und den ſanften Charakter einer Landſchaft bekanntlich aller Romantik vorzogen. Zu unſern Füßen liegt der von dem berühmten Naturforſcher de Candolle begründete botaniſche Garten und die Baſtion Bourgeois mit ihren herrlichen Baumgruppen; darüber hinaus die Ebene des Plainpalais mit der gleichnamigen Vorſtadt und das katholiſche Städtchen Carouge, welches vor dem erſten franzöſiſchen Kaiſerreich noch zu Savoyen gehörte und jetzt gewiſſermaßen eine Vorſtadt Genfs bildet, mit welchem es durch eine häuſerbeſetzte, gradlinige Landſtraße verbunden iſt. In weiterer Ferne ſehen wir die fruchtbare, mit Landhäuſern und kleinen Weilern beſäete Ebene von Lancy bis zu dem Rhonepaß bei Fort l'Ecluſe. Etwas zur Rechten liegt dicht vor uns die Place Neuve mit ihren öffentlichen Gebäuden, wie dem Theater, welches 1782 nach Aufhebung der alten ſtrengen Verbote des Schauſpiels erbaut, 1794 während der Schreckensherrſchaft Sitz der revolutionären Clubs wurde. Grade gegenüber haben wir das den bildenden Künſten gewidmete Muſée Rath, die Stiftung eines patriotiſchen Genfers, der als General in ruſſiſchen Dienſten ſtand; weiter das Palais électoral, in welchem die heißen Genfer Wahlſchlachten geliefert werden, das eben erſt vollendete Freimaurerlogengebäude und das Muſikconſervatorium, gleichfalls von einem Genfer, Banquier Bartholony in Paris, geſtiftet.

Weht uns in den Straßen der obern Stadt der ariſtokratiſch-calviniſtiſche Geiſt des hiſtoriſchen Genf entgegen, ſehen wir in den untern Straßen den Handel und Wandel, an den Kais hauptſächlich den Fremdenverkehr ſich niederlaſſen, ſo tritt uns ein durchaus verſchiedenes Bild entgegen, wenn wir uns über eine der Rhonebrücken in das alte Faubourg St. Gervais hinüberbegeben. Die kürzeſte Verbindung zwiſchen den beiden Stadttheilen wird durch die von zwei Armen der Rhone gebildete Inſel hergeſtellt, welche durch vier Brücken mit der Süd- und Nordſeite zuſammenhängt, und von einer Menge alter, baufälliger, einige winklige Straßen und Gaſſen bildender Häuſer bedeckt, gegenwärtig zu den häßlichſten Theilen der Stadt gehört. Hier hatten einſt die Biſchöfe eine Veſte angelegt, deren ſich die Herzöge von Savoyen bemächtigten, als ſie im 13. Jahrhundert eine unter dem Rechtstitel ſehr zweifelhafte Oberherrlichkeit begründeten, welche erſt mit der Reformation und dem Berner Eroberungszug 1536 ihr Ende erreichte. Noch iſt ein alter Thurm jener Burg übrig, deſſen Fundamente ſogar römiſchen Urſprungs ſein ſollen. Im Faubourg oder Quartier St. Gervais hat der Arbeiterſtand der Genfer Nationalinduſtrie ſeinen Sitz, hier wohnen die Uhrenmacher und Goldarbeiter und alle die verwandten Handwerker. Hier weht „radicale“ Luft, um gleich die Specialbezeichnung für die Fazy'ſche Partei zu gebrauchen, welche ſie ſich ſelbſt beilegt. Treten wir in eins der zahlloſen Cafés oder Eſtaminets, in der Mittagszeit oder Abends nach acht Uhr, wo dieſe Locale am ſtärkſten gefüllt ſind, ſo haben wir die beſte Gelegenheit, dies „ſouveräne Volk,“ ſeine Anſichten, ſein Thun und Treiben kennen zu lernen. In keinem dieſer Locale, welche ein ſtarker Weingeruch und der penetrante Dampf der Vevey- und Granſoncigarren füllt, fehlt die Nation Suiſſe, die ehemalige Revue de Genève, und le Carillon de St. Gervais, erſtere in häufig ſehr aufgeregten, phraſenreichen Leitartikeln über innere und äußere Angelegenheiten die öffentliche Meinung bearbeitend, letzteres Blatt, eine Art Genfer Kladderadatſch, die Tagesereigniſſe mit, wenn auch nicht grade immer attiſchem, Salz würzend. In den größern Etabliſſements kommt noch der Pariſer Siècle

hinzu, um den Leuten auch zu ſagen, wie's draußen hinter den Bergen hergeht. Der Eifer, mit welchen dieſe Blätter geleſen, die Lebhaftigkeit, womit ihr Inhalt discutirt wird, beweiſen, daß es den Leuten heiliger Ernſt iſt um die Politik. Freilich werden wir ſelten ein ſelbſtändiges Urtheil hören, und die Zuverläſſigkeit, mit welcher die Leute in verba magistri, d. h. auf die Nation Suiſſe ſchwören, zeigt, wie gut James Fazy ſeine „wilden Demokraten" disciplinirt hat, wenn ſie auch wohl einmal über die Stränge ſchlagen wollten. Am lebhafteſten geht es in dieſen Localen zur Zeit der Wahlen her, wo hier durch geſchickte Agitatoren eifrigſt gewirkt und geworben wird. Die niedrigſte Claſſe dieſer Politiker in der Blouſe hat ſeit der Revolution von 1846, wo ſie gute Dienſte leiſtete, den Beinamen der Bouſingots erhalten, welcher auch in politiſchen Volksliedern aus jener Periode vorkommt. In kritiſchen Wahlmomenten bedient ſich die „Nation Suiſſe" auch wohl des noch ſchmeichelhafteren Epitheton „Lions de St. Gervais." Doch würde man Unrecht thun, wollte man ſich unter dieſen Lions Freiligrath'ſche Wüſtenkönige oder gar rabiate Sansculotten der Schreckenszeit denken, wenn ſchon dieſes letztere Element ſeine Vertreter findet. Es ſind vielmehr zum großen Theil friedliche und geſchickte Arbeiter, die wir hier in ihren Mußeſtunden Politik treiben ſehen, und wenn ſie ſich im Vollbewußtſein ihrer Souveränetät ſchon einmal für vollendete Staatsmänner halten und über Dinge abſprechen, die völlig außerhalb ihres Geſichtskreiſes und ihrer Urtheilsfähigkeit liegen, ſo hindert das doch nicht, daß ſie ſich ſeit vierzehn Jahren ziemlich leicht haben regieren laſſen. Nur bedarf es dazu, wie bei den Franzoſen, einer geſchickten Hand, welche das Volk in ſeinen guten und ſchlimmen Eigenſchaften kennt, und gelegentlich nachgibt, um ſpäter um ſo ſicherer zu herrſchen. Dieſe Leute ſind zum großen Theil auch gute Familienväter, welche keineswegs über ihre politiſchen Liebhabereien die Gatten- und Vaterpflichten vergeſſen, vielmehr an Sonn- und Feſttagen ihre Frauen und Kinder in die öffentlichen Locale der Umgegend von Genf, in's Theater oder in's Concert führen, auch hierin ganz ihren Pariſer Vorbildern gleichend. Eine Häuslichkeit im deutſchen Sinne darf man freilich unter dieſen Volksſchichten nicht ſuchen. Die Frauen und Töchter ſind größtentheils ſelbſt in der Induſtrie beſchäftigt, um Küche und wohnliche Ordnung im Hausweſen iſt es daher ſehr mangelhaft beſtellt. Auch iſt es nicht zu verkennen, daß Luxus und Vergnügungsſucht bedeutende Fortſchritte ſeit einigen Jahrzehnten gemacht haben. Trotz eines ſehr guten Verdienſtes iſt es doch äußerſt ſelten, daß die Genfer Uhrenmacher und Goldarbeiter Erſparniſſe zurücklegen. Stockungen in dieſen Induſtriezweigen, welche regelmäßig im Gefolge einer jeden politiſchen Erſchütterung Europa's eintreten, können bei häufiger Wiederholung auch in Genf ein Proletariat erzeugen, welches bisher nur in den erſten Anfängen ſich zeigte. Statiſtiſche Angaben über die gegenwärtige Ausdehnung der Genfer Nationalinduſtrie fehlen uns, da dieſelbe von der Anſicht ausgeht, ihre Bewegungen möglichſt geheim halten zu ſollen. Im Jahr 1843 beſchäftigte die Uhrenmacherei und Bijouterie 7238 Männer, Frauen und Kinder, ſeit jener Zeit dürfte ſich dieſe Zahl bedeutend vermehrt haben.

Seitdem die Feſtungswerke geſchleift und Genf durch zwei, im großen Bahnhof am rechten Rhoneufer ausmündende Eiſenbahnen mit Lyon und Lauſanne, d. h. mit dem geſammten franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Schienennetze verbunden iſt, hat ſich an der Nordoſtſeite des Faubourg St. Gervais zwiſchen dem Bahnhof und dem See ein neuer weiter Stadttheil erhoben, welcher in fortwährender Ausdehnung begriffen, bereits die Vorſtadt Paquis an ſich herangezogen hat, und ſchon durch ſeine Lage ohne Zweifel zu einer großen Zukunft berufen iſt. Die meiſten dieſer Neubauten, beſonders am Kai und in der Rue du Montblanc, haben in ihrer innern Einrichtung auf den ſtets wachſenden Fremdenverkehr Rückſicht genommen. Die herrlichſte Ausſicht auf den See, den Montblanc und das ſavoyiſche Alpenland überhaupt, übt auch ihre Anziehungskraft aus, und die Fremdencolonie iſt ſelbſt auf dem rechten Ufer ſtark im Wachſen begriffen. Hier haben vor einigen Jahren auch die Engländer ihre gothiſche Miniaturkirche erbaut, während die ruſſiſche Capelle auf dem linken Ufer in der Vorſtadt Eaux Vives, die deutſche lutheriſche Kirche in der obern Stadt ſich befindet, die deutſche reformirte Gemeinde aber ihren Gottesdienſt in einer der Genfer Kirchen hält.

Schon die äußere Erſcheinung des heutigen Genf trägt die unverkennbaren Spuren der radicalen Umgeſtaltung faſt aller Verhältniſſe durch die Revolution von 1846. Unternehmen wir eine Wanderung durch die neuen Stadtviertel und prachtvollen Kais, welche ſich überall wie durch Zaubergewalt erhoben haben, ſehen wir den gewaltigen Aufſchwung des Handels und der Induſtrie in der raſch zur Großſtadt erblühten „Perle der Schweizerſtädte;“ vernehmen wir dann, daß dies Alles erſt in Folge der Revolution und der von der radicalen Regierung durchgeſetzten Schleifung der alten Feſtungswerke möglich war, ſo ſind wir geneigt, die Genfer gegenwärtig für ein glückliches Völkchen zu halten, welches wohl wenig Urſache zur Unzufriedenheit hätte. Nicht alle Genfer ſind dieſer Anſicht, wenn ſchon die Geburtsſchmerzen, aus welchen das neue Genf hervorging, zum großen Theil überwunden ſind. Da haben wir noch eine Fraction der Altgläubigen, im politiſchen wie im religiöſen Sinn, welche es nicht verwinden können, daß die alten Mauern, welche die fremde, nicht calviniſtiſche Einwanderung abhielten, gefallen, daß alle Confeſſionen völlig gleichberechtigt ſind, und daß dem Fremden die Einbürgerung ſo leicht gemacht iſt, daß alljährlich Hunderte aus aller Herren Länder davon Gebrauch machen. Die Meinungen dieſer Leute ſind Anachronismen, mit welchen nicht mehr ernſtlich zu rechnen iſt. Da gibt es aber auch noch eine andere bedeutende, immer mehr anwachſende Fraction, welche zwar die politiſchen und municipalen Grundlagen, wie ſie aus der Revolution des Jahres 1846 hervorgingen, annimmt, gegen das Syſtem aber und ſeine Träger, gegen die ausſchreitende Willkür und Excluſivität in Betreff Andersdenkender, gegen die abſolute Parteiherrſchaft, wie ſie in den innern Staatsverhältniſſen ſich geltend macht, ſehr gewichtige Gründe in's Feld führt. Allein nicht immer aus den einſeitigen und getrübten Parteiquellen iſt eine Darſtellung der Genfer Zuſtände zu ſchöpfen: ſehen wir vielmehr auf diejenige Quelle, welche den objectiven Werth aller politiſchen Zuſtände und Erſcheinungen allein richtig würdigen läßt, zurück, auf die Geſchichte. Die Geſchichte der heutigen Genfer Parteien weiſt in ihren erſten Anfängen ſchon auf frühere Jahrhunderte, namentlich auf das achtzehnte zurück. Doch tritt ſeit der Reſtauration eine beſtimmtere und ſelbſtändigere, durch die Territorialveränderung zum großen Theil bedingte Geſtaltung des Parteiweſens hervor. Wir haben alſo von jenem Zeitpunkt an die hiſtoriſche Entwicklung Genfs in's Auge zu faſſen. Sie ſteht in mannigfaltigen Wechſelwirkungen zur allgemeinen Geſchichte der Schweiz, ja Europa's, während der letzten fünfundvierzig Jahre.

II.

Geſchichtliche Entwicklung ſeit der Reſtauration bis zur Revolution von 1841.

Fünfzehn Jahre lang hatte Genf einen Theil des franzöſiſchen Reichs gebildet. Bei ihrem erſten Erſcheinen von vielen Genfern als Freiheitskämpfer mit Sympathie begrüßt, von andern als Wiederherſteller einer durch eine lange Reihe von Revolutionen geſtörten bürgerlichen Ordnung und Ruhe willkommen geheißen, hatten die Franzoſen doch keineswegs verſtanden, ihre Inſtitutionen in der Hauptſtadt des Departement du Leman einzubürgern und die Genfer, deren beſſere Elemente mit zäher Beharrlichkeit ihre beſondere republikaniſche Eigenart feſthielten, zu entnationaliſiren. Die Conflicte zwiſchen den Genfern und der franzöſiſchen Regierung hatten ſich während der letzten Jahre gehäuft, und Napoleon drückte ſeine Unzufriedenheit über ſeine annexirten Unterthanen am Genferſee wiederholt in den Worten aus: „On parle trop bien anglais à Genève.“ Beſonders hatte ſich eine literariſche Oppoſition zu regen begonnen, welche in der Bibliothèque Britannique ihre Sympathien für England auszuſprechen ſuchte, und außerdem in den Kreiſen der Frau von Staël, Benjamin Conſtant's, Sismondi's u. a. ihre Organe fand. Es wehte Rouſſeau'ſcher und proteſtantiſcher Geiſt in dieſer feingebildeten Geſellſchaft. Die Unzufriedenheit in Genf nahm beſtimmtere Geſtalt an, als gegen Ende des Jahrs 1813 die deutſchen und ruſſiſchen Heere ſich anſchickten, in Frankreich einzurücken, um der Napoleoniſchen Gewaltherrſchaft ein Ende zu machen. Am 30. December erſchien, auf den verſchiedenen Straßen aus der Schweiz heranrückend, das Corps des öſterreichiſchen Generals Bubna an den nördlichen Thoren Genfs, welches von den Franzoſen ſchnell geräumt wurde. Die Einwohner empfingen die Oeſterreicher jubelnd

als Befreier. Schon am folgenden Tage bildete sich eine provisorische Regierung, und noch heute ist der 31. December ein officieller Festtag zur Erinnerung an die Wiederherstellung der Republik. Die französische Herrschaft war in Genf zusammengestürzt wie im Königreich Westphalen, oder wo sonst die modernen Welteroberer eine Staatengründung versucht hatten. Diese künstlichen, jeder berechtigten Grundlage entbehrenden Staatsgebäude mußten zusammenstürzen, sobald die Völker aus ihrem traumhaften Siechthum erwachten.

Die provisorische Regierung hatte sofort in das Hauptquartier der alliirten Monarchen nach Basel eine Deputation gesandt, welche von den Kaisern von Oesterreich und Rußland die besten Zusagen für die Wahrung der Interessen der Republik und deren engern Anschluß an die schweizerische Eidgenossenschaft erhielt. Der Wiener Congreß erfüllte die Versprechungen der Monarchen. Genf trat in die neuorganisirte Eidgenossenschaft als Canton ein. Gegen gewisse territoriale Vergrößerungen auf Kosten Frankreichs sträubte sich der Gesandte Ludwig's XVIII., Sardinien war dagegen zu den von ihm verlangten Abtretungen (etwa 10,000 Einwohner) bereit, und behielt sich nur den Schutz der betreffenden Gemeinden in geistlichen Angelegenheiten vor. Gleichzeitig wurde die Aufnahme der savoyischen Provinzen Chablais und Faucigny in die schweizerische Neutralität festgestellt. Den 11. April 1815 ratificirten die vereinigten Räthe des neuen Cantons die von der Tagsatzung beschlossene Incorporation in die Eidgenossenschaft. Ein am 16. März 1816 zu Turin abgeschlossener Vertrag bestätigte die vom Wiener Congreß festgestellten Abtretungen. Im Ganzen hatte der Canton Genf jetzt etwa 16,000 Einwohner, fast ausschließlich Katholiken, mehr erhalten. Vorher hatte die Gesammtzahl der katholischen Einwohner nur 4300 betragen. Viele orthodoxe Altgenfer waren mit dem neuen Zuwachs keineswegs einverstanden.

Die neue Genfer Verfassung trug in manchen ihrer Bestimmungen den allgemeinen Charakter der Restaurationsperiode, welche sich mit ihren neuentdeckten „conservativen" Staatstheorien nur allzu sehr über bestehende, historisch berechtigte Verhältnisse hinwegsetzte. Der frühere Generalrath, die souveräne Urversammlung der wahlfähigen Bürger, wurde nicht wiederhergestellt. Die oberste gesetzgebende Gewalt übte der Conseil représentatif, welcher aus 287 Mitgliedern bestand, und von denjenigen Bürgern gewählt wurde, welche einen allerdings mäßigen Census zahlten. Diese Aufhebung des Generalraths wurde später von der Opposition besonders ausgebeutet. Der gesetzgebende Körper wählte wieder die oberste administrative Behörde, den aus vier Syndicis und vierundzwanzig andern Mitgliedern bestehenden Conseil d'Etat. Aus dem Repräsentantenrath schieden jährlich dreißig Mitglieder aus, für welche eine Neuwahl stattfand. Abänderungen in der Verfassung konnten durch sogenannte Lois constitutionnelles eingeführt werden, doch mußten dieselben wenigstens zwei Drittheile der Stimmen der gesetzgebenden Versammlung für sich haben. Im Allgemeinen konnte man sagen, daß bei der Ausarbeitung dieser Constitution die besten Absichten obgewaltet hatten, sie sollte die freie politische Bewegung mit den nöthig scheinenden conservativen Garantien vereinigen. Allein in Genf waren die Grundsätze der absoluten Demokratie zu festgewurzelt, und andererseits in gewissen Fractionen der herrschenden conservativen Partei die Keime einer politisch-religiösen Reaction zu sehr ausgebildet, als daß nicht zwischen diesen beiden Elementen ein neuer Kampf hätte ausbrechen müssen.

Zunächst aber war in Genf, wie in ganz Europa, das Friedensbedürfniß nach zwanzigjährigen Erschütterungen vorherrschend und allgemein. Auch folgte der Restauration eine Reihe glücklicher Jahre, in welchen die kleine Republik unter dem Aufblühen und der Pflege der Industrie, der Wissenschaft und der Kunst ihre früheren politischen Leiden zu vergessen schien. Eine große Anzahl bedeutender Männer, wie d'Ivernois, der Verfasser eines interessanten Buchs über die Genfer Revolution, Etienne Dumont, der Freund Mirabeau's, u. A., welche die Revolution und das Kaiserreich aus ihrem Vaterland vertrieben, kehrten jetzt aus London und andern Hauptstädten, bereichert mit den Erfahrungen des Exils und zahlreichen literarischen und politischen Verbindungen, nach Genf zurück. Die Bibliothèque Britannique, die spätere Bibliothèque Universelle, sammelte die tüchtigsten literarischen Kräfte um sich, in den Salons der Genfer Aristokratie herrschte das regste geistige Leben, bedeutende literarische Fremde,

besonders Engländer, brachten stets neue Anregung in die geistreichen Kreise der feinen Gesellschaft, andere unterhielten einen lebhaften Briefwechsel mit den Genfer Gelehrten, unter welchen de Candolle, Sismondi und andere Namen glänzten. In der Malerei zeichneten sich Künstler wie de la Rive, Massot u. A. aus, die Genfer Schule, die später durch Diday und Calame einen europäischen Ruf erhielt, begann sich zu bilden. Töpffer, der Vater, malte seine schweizerischen und savoyischen Dorfgeschichten, noch heute die Zierden einiger Genfer Privatsammlungen; und in dem noch jugendlichen Rudolf Töpffer, dem Sohn, wuchs ein echt nationaler Genfer Schriftsteller und Dichter heran. Wir hatten im Herbst 1860 in einer Ausstellung der Société des Arts zu Genf Gelegenheit, alle noch in dieser Stadt befindlichen Porträts, welche Massot malte, zu sehen. Diese Galerie konnte den besten Begriff von der Genfer Gesellschaft während der letzten Jahre des Kaiserreichs und der nächstfolgenden Periode geben. Hier traten uns überall diese feinen, geistvollen Köpfe entgegen, welche damals das literarische und politische Genf repräsentirten, auch ein großer Kreis der die Salons beherrschenden Damen fehlte nicht. Man befand sich in der besten Gesellschaft von der Welt, allein die stark aristokratisch ausgeprägten Physiognomien berechtigten wohl zu der Frage, ob diese Gesellschaft, ihrer Natur nach durch und durch exclusiv, wohl auch dazu gemacht sei, ihren Einfluß auf ein Volk geltend zu machen und zu behaupten, welches sich an Rousseau'schen Ideen und an den Erinnerungen von 1794 berauscht hatte?

Wie die Restauration in Deutschland die romantische Schule in ihrer Hinneigung zum Katholicismus nicht wenig gefördert hatte, so erzeugte eine ähnliche Stimmung auch in Genf als Reaction gegen die flache Frivolität der Kaiserzeit, welche auch in der frommen Stadt Calvin's ihre Propaganda gemacht hatte, ein Bedürfniß nach „religiöser Vertiefung," nur daß dieses, dem nüchternen Charakter des Calvinismus entsprechend, so ziemlich aller Romantik und Phantasie baar war. Es war der englische Methodismus, welchen wir hier zuerst auf der historischen Bühne in Genf erscheinen sehen. In Genf wurde die geistliche Behörde zuerst durch die Propaganda der vielberufenen Frau von Krüdener, der intimen und einst begünstigten Freundin des Kaisers Alexander von Rußland, auf die methodistischen Umtriebe aufmerksam. Sie hatte ihren Bekehrungseifer hauptsächlich auf einige Studenten der Theologie gerichtet, weshalb sich das Consistorium veranlaßt sah, denselben den Besuch der frommen Versammlungen der alternden, aber noch immer coketten und selbst anziehenden Kurländerin zu untersagen.

In Genf hatte die Propaganda rasche Fortschritte gemacht. Ein lebhafter Broschürenkampf begann, hauptsächlich genährt durch englische, schottische und deutsche Missionäre, religiöse Conventikel bildeten sich, deren Mitglieder das Volk „Momiers" nannte. Einer dieser englischen Missionäre, Drummond, wurde polizeilich ausgewiesen. Der Kampf verpflanzte sich nun bis auf die Canzel, wo eine Anzahl Geistlicher Partei für den Methodismus ergriff. Der kirchliche Hader ergriff alle Schichten des Volkes, alle Gesellschaften nahmen Partei für oder wider, die Frauen gehörten zu den lebhaftesten theologischen Wortführern. Es war wieder eine religiöse Bewegung in Genf eingezogen, eine Caricatur der ernsten Kämpfe und Debatten des Reformationszeitalters. Als einer der eifrigsten Kämpen für die neue Doctrin trat 1817 Cäsar Malan auf, Pfarrer und Lehrer am College. Da er sich nicht auf Predigen und Flugschriften beschränkte, sondern die Polemik gegen die Nationalkirche auch in der Schule trieb, so fand sich der Staatsrath veranlaßt, ihn abzusetzen. Er begründete nun eine Capelle auf seinem Landgut, worin er die neue Lehre predigte. Hiermit war in Genf der Bruch innerhalb der protestantischen Kirche vollzogen. Die Anhänger der neuen Lehre constituirten sich als „freie Kirche" und begründeten eine theologische Schule, welche von reichen Mitgliedern unterstützt, noch heute fortbesteht. Unter den hervorragendsten Anhängern der freikirchlichen Richtung, welche allerdings dem in Deutschland mit dieser Bezeichnung verbundenen Begriff total entgegensteht, ist Merle d'Aubigné, der Verfasser einer in alle Sprachen übersetzten Geschichte der Reformation, zu nennen, welcher aus Deutschland, wo er längere Zeit in Hamburg als Prediger gewirkt, manche der Doctrinen Neander's, Hengstenberg's u. s. w. nach Genf verpflanzte. Die mystisch-orthodoxe Richtung hat in Genf zahlreiche Anhänger in allen Gesellschaftsschichten gewonnen;

in dem von ihr begonnenen Kampf aber haben wir den ersten Schritt zu jener Sectenbildung zu erkennen, welche von nun an auch in der Stadt Calvin's einen so fruchtbaren Boden fand, daß sich zu unserer Zeit selbst Mormonen und religiöse Tischrückergesellschaften bilden konnten.

In jene Periode, in das Jahrzehnt von 1820 bis 1830, fallen auch die ersten unzufriedenen Regungen der katholischen Partei, welche in Genf später politisch so wichtig wurden, da die Opposition sich derselben gegen die conservative Partei zu bedienen und mit den Katholiken ein noch heute bestehendes Bündniß einzugehen wußte. Die Katholiken, welche besonders in dem Genfer Stadtpfarrer Vuarin einen zelotischen Vertheidiger ihrer Interessen fanden, beschwerten sich hauptsächlich über das ungenügende Verhältniß der Vertretung ihrer Partei in den Genfer Räthen, über den Ausschluß ihrer Angehörigen von den meisten Genfer Wohlthätigkeitsanstalten und Stiftungen, sowie über die Intoleranz mancher calvinistischen Geistlichen. Der Bekehrungseifer, welcher dem Calvinismus als der eigentlichen Ecclesia mititans des Protestantismus von jeher eigen war, trat jetzt immer schärfer hervor und wir sehen damals jene wetteifernde Proselytenmacherei zwischen beiden Kirchen beginnen, welche noch heute einer tolerantern Auffassung, innerhalb der streng confessionellen Kreise, keineswegs ganz gewichen ist.

Die große Frage, welche im Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts das ganze liberale Europa, ja man kann sagen, die ganze Christenheit beschäftigte, die Befreiung Griechenlands, fand in Genf den lebhaftesten Nachhall. Genf wurde durch einen seiner Bürger, den noch heute lebenden Banquier Eynard, gewissermaßen der Mittelpunkt der philhellenischen Bestrebungen. Auch auf das innere Leben der kleinen Republik blieb dieser Aufschwung nicht ohne eine gewisse Rückwirkung. Man beschäftigte sich überhaupt wieder eifriger mit Politik. Ein zweiter Umstand kam noch hinzu. Manche der geheimen Gesellschaften, in welche sich die revolutionären Grundsätze seit der Restauration flüchteten, hatten Verbindungen in Genf, so die Carbonari. Die Regierung wurde aufmerksam, eine Specialcommission der Polizei, die Chambre des Etrangers, wurde mit der strengsten Beaufsichtigung der Fremden beauftragt. Die Genfer Fortschrittspartei andererseits schloß sich immer enger an die liberalen Bestrebungen in Frankreich an. Seit der Julirevolution und den ihr in manchen Schweizercantonen folgenden revolutionären Ereignissen nahm die Opposition bestimmtere Gestalt an. Sie richtete sich gegen den Wahlcensus und die Uebergriffe der Polizeigewalt, man beschuldigte den Repräsentantenrath und das herrschende System überhaupt oligarchischer Tendenzen, weil der Staatsrath fast immer aus einem beschränkten Kreis altaristokratischer Familien gewählt wurde.

Die Rückwirkung der allgemeinen Weltlage wurde bald noch unmittelbarer gefühlt. In Genf hatte sich, wie in der Schweiz überhaupt, in Folge der mißglückten Revolutionen in verschiedenen Ländern eine große Menge politischer Flüchtlinge gesammelt, unter welchen der Italiener J. Mazzini eine Verbindung herzustellen gewußt hatte, die unter dem Namen des „jungen Europa" bekanntlich eine allgemeine Revolutionirung anstrebte. Ein Zweig dieser Verbindung, das „junge Italien," versuchte, hauptsächlich durch polnische Flüchtlinge unterstützt, von Genf und dem Waadtland aus unter Anführung Ramorino's und Mazzini's am 2. Februar 1834 einen Einfall in Savoyen. Ein Theil dieser abenteuerlichen Expedition wurde noch auf Genfer Gebiet entwaffnet, die andern kehrten, von ihrem militärischen Führer verlassen, nach der Genfer Grenze zurück, von wo sie unter Militärescorte in die Stadt geführt wurden. Auch hier herrschte eine große Gährung unter den untern Volksschichten, ein „Putsch" schien dem Ausbruche nahe. Doch beruhigte sich das Volk bald, als die Regierung ihre Vorkehrungen traf. Sie ließ u. a. in den Bureaux der „Europe centrale," eines von James Fazy begründeten propagandistischen Blattes, Haussuchung halten. Für die Schweiz entstand aus dem „Savoyerzug" und andern Umtrieben eine Reihe diplomatischer Verwicklungen.

Noch einmal trat in Genf die religiöse Bewegung in den Vordergrund. Im Jahr 1835 wurde das dreihundertjährige Jubiläum der Reformation begangen, eine Feier, für welche sich das ganze protestantische Europa lebhaft interessirte. Die altcalvinistische Partei, welche sich noch immer mit dem Zuwachs an katholischen Mitbürgern nicht hatte befreunden können, glaubte diese Gelegenheit zu einer

Wiedererweckung des protestantischen Geistes benutzen zu sollen. Es bildeten sich Vereine polemischer Richtung, welche auch das Fest überdauerten. Der Flugschriften- und Pamphletenkampf zwischen Calvinisten und Katholiken wurde äußerst lebhaft und erbittert, die Calvinisten wollten Calvin, die Katholiken Franz von Sales, welcher bekanntlich am Ausgang des 16. Jahrhunderts das nördliche Savoyen in den Schooß der katholischen Kirche zurückgeführt hatte, eine Bildsäule errichten. In einigen Dorfschaften kam es zu thätlichen Conflicten. Wie fest die strengcalvinistische Partei noch am kirchlichen Herkommen hing, zeigte sich zwei Jahre später, als das Volk den alten Genfer Bettag, welcher zu Gunsten des allgemeinen eidgenössischen Bettags abgeschafft werden sollte, gewaltsam wieder herstellte.

Eine von außen drohende Gefahr, die Angelegenheit des Prinzen Louis Napoleon, des heutigen Kaisers der Franzosen, ließ die innern Parteikämpfe einen Augenblick schweigen. Innerhalb der schweizerischen Tagsatzung herrschte ein gewisses Schwanken, wie man sich der hochmüthig vom Herzog von Montebello, dem französischen Gesandten, geforderten Ausweisung des im Canton Thurgau eingebürgerten Prinzen gegenüber verhalten sollte. Um so mehr verdient es Anerkennung, daß die Deputirten der bei einer ernsten Verwicklung zuerst bedrohten französischen Schweiz, Rigaud aus Genf und Monnard aus Waadt, mit aller Energie für die Wahrung der schweizerischen Würde auftraten. Hatten doch die Genfer Deputirten auch bei den früheren Flüchtlingsverwicklungen stets in demselben Sinn gestimmt. In Genf wirkte der erste Syndic Rieu für eine kräftige Unterstützung dieser energischen Politik. Eine allgemeine Begeisterung flammte auf, das Volk waffnete sich, als der General Aymar, der Commandant der Truppen in Lyon, seinen Soldaten in einem Tagesbefehl anzeigte, daß sie zuerst berufen seien, die „turbulents voisins“ zur Ordnung zu bringen. Die Gefahr wurde bekanntlich durch die Abreise des Prinzen aus der Schweiz beseitigt. Im folgenden Jahre sandte die deutsche Schweiz dem Canton Genf eine Ehrenfahne als Anerkennung für die entschlossene, stolze Haltung der Bevölkerung. Zweiundzwanzig Jahre später, im Junius 1860, sahen wir dieselbe Fahne bei dem Genfer Schützenfest in Carouge, diesem großen Nationalfeste, wo das Volk den Schwur erneuerte, lieber sich unter den Trümmern der schönen Lemanstadt begraben zu lassen, als einen Zollbreit von seiner Freiheit und seiner Ehre zu weichen. Und wieder drohte die Gefahr von demselben Frankreich, und auf dessen Throne saß jetzt derselbe Mann, zu dessen Schutz sich einst dasselbe Volk bewaffnet hatte!

III.

James Fazy und die politischen Zustände der Gegenwart.

Indem wir an der Schwelle der heutigen Zustände Genfs angelangt sind, müssen wir noch einmal die Voraussetzungen derselben im gedrängten Ueberblick zusammenfassen. Genf hatte während der eben skizzirten Periode einen so lebhaften theoretischen oder praktischen Antheil an den großen Bewegungen der Zeit genommen, wie die von ihm zur europäischen Cultur während der letzten drei Jahrhunderte eingenommene Stellung erwarten ließ. Die aus der Restauration hervorgegangene Verfassung trug zwar keineswegs allen Consequenzen des demokratischen Princips Rechnung, allein sie schloß Entwicklungsfähigkeit in sich. Den höhern Ständen, welche wir in den ersten Jahren nach 1815 den lebhaftesten Antheil am politischen Leben der kleinen Republik nehmen sehen, fehlte es weder an hervorragender Bildung und Befähigung, noch auch, wenigstens in sehr vielen ihrer Verteter, an gutem Willen. Bestimmt ausgeprägte reactionäre Thaten ließen sich dem herrschenden System wenig nachsagen, in der eidgenössischen Tagsatzung hatte es einige Mal die Würde und die liberalen Grundsätze der Schweiz dem Ausland gegenüber mit Nachdruck vertheidigt. Allein die Regierung, der Geburt ihrer Mitglieder nach aristokratischen Ursprungs, schlug nach und nach eine mehr doctrinäre Richtung ein, sie verlernte es, mit dem fortschreitenden Volksgeist gleichen Schritt zu halten und in Wechselwirkung mit demselben zu bleiben. Sie verlor alle initiative Kraft für die inneren Staatsverhältnisse. Eine heranreifende, jugendkräftige Generation, welche vorzüglich aus dem Volk hervorgegangen war, oder doch sich auf dieses stützte, erhielt immer mehr Grund zu einer mit unverkennbarem Geist und großer Gewandtheit geführten Opposition.

Die Maſſen wandten ſich den Führern dieſer entſchiedenen Fortſchrittspartei zu, während die leitenden Kreiſe die Kriſis nur beſchleunigten, als ſie ihr Heil in einem engern Anſchluß an die reactionären Elemente der Schweiz ſuchten und der allgemeinen rückwärtsgehenden Strömung des übrigen Europa folgten. Berechtigte Volkswünſche wurden unberückſichtigt gelaſſen, oder ihre Erfüllung zögernd hinausgeſchoben. Es war eine Zeit, wie wir ſie ſpäter der Februarrevolution in Frankreich vorausgehen ſahen. Der Augenblick des Conflicts konnte nicht ausbleiben. Die in Zürich anläßlich der Berufung des Dr. Fr. Strauß an die Univerſität im Jahr 1839 ausgebrochene reactionäre Bewegung, der ſogenannte „Straußenkrieg," wurde von den Genfer Regierungsorganen mit unverholener Freude begrüßt. Die frömmelnde und intolerante Richtung ſehr vieler Regierungsfreunde trat immer ſchärfer hervor. Die Volkspartei, welche ſich jetzt die radicale zu nennen begann, feierte dagegen im folgenden Jahr den Sieg der demokratiſchen Unterwalliſer über die conſervativen Bewohner des obern Rhonethals. So fand jedes politiſche Ereigniß der Schweiz ſeinen Nachhall unter den Parteien Genfs. Der Widerſtand der Räthe gegen die Einführung einer Jury in Criminalſachen und gegen die Errichtung eines von der Volkspartei verlangten Municipalraths für die Stadt Genf gaben im Vereln mit den frühern Forderungen den Anhaltspunkt für die Parteikämpfe. Am 3. März 1841, wo der Repräſentantenrath eine Beſchlußnahme über die Municipalrathsangelegenheit auf weitere fünf Jahre vertagt hatte, bildete ſich aus den verſchiedenſten liberalen und oppoſitionellen Elementen eine politiſche Geſellſchaft, die Aſſociation du 3 Mars, welche von nun an die Regierung in einem organiſirten Feldzug „durch die Preſſe und mit geſetzlichen Mitteln," wie ſie ſelbſt erklärte, befehdete und bis gegen Ende des Jahres dreiunddreißig Flugſchriften veröffentlichte, ebenſo viel gegen die Autorität geſchleuderte Bomben. Mit noch größerer Wirkſamkeit und ausgeſtattet mit politiſcher Gewandtheit, ſchlagender Redefertigkeit, Witz und allen ſonſtigen Gaben eines Volkstribunen führte ein anderer Journaliſt, James Fazy, deſſen Namen wir ſchon bei Gelegenheit des Savoyerzugs begegnet ſind, den Krieg gewiſſermaßen auf eigene Fauſt. Dieſer Politiker hat von jenem Augenblick an einen ſo tief eingreifenden Einfluß auf die Geſchicke ſeines Vaterlandes ausgeübt, ſo beſtimmend und entſcheidend auf dieſelben eingewirkt, daß man ihn mit mehr oder weniger Recht den Genfer Dictator genannt, und wenn auch in himmelweit verſchiedenem Sinn, Calvin an die Seite geſetzt hat. Er hat deshalb vollkommenen Anſpruch, daß wir hier ſeine Lebensgeſchichte kurz ſkizziren. Iſt ſie doch von dem Zeitpunkt an, bei welchem wir jetzt angelangt ſind, mit der Geſchichte des Cantons Genf bis auf den heutigen Tag auf's Engſte verwachſen.

James Fazy, den 12. Mai 1794 in Genf geboren, ſtammte aus einer franzöſiſchen Refugiéfamille, welche ſich nach Aufhebung des Edicts von Nantes und Verluſt ihrer bedeutenden Güter im Dauphiné in Genf niedergelaſſen hatte. Nach einer alten Familientradition führt das Geſchlecht ſeinen Urſprung auf Boniſacio von Piſa zurück, deſſen Familie an den politiſchen Wirren jener Republik einen lebhaften Antheil nahm. Die Fazy erhielten 1735 das Bürgerrecht von Genf, wo ſie im Quartier St. Gervais, alſo in demſelben Stadttheil, in welchem J. Fazy ſpäter die Stützen ſeiner Popularität und ſeiner Politik fand, großartige Indienne- und Kattunfabriken angelegt hatten.

Der Vater J. Fazy's war gleichfalls Kaufmann geweſen, hatte ſich aber dann mit einem bedeutenden, ſpäter jedoch durch unglückliche Speculationen ſehr geſchmälerten Vermögen nach Paris zurückgezogen. Sein Sohn James wurde, wie damals mancher junge Genfer aus den reichen Bürgerclaſſen, von ſeinem neunten bis zwölften Lebensjahr in einem herrnhutiſchen Inſtitut in Neuwied erzogen, kehrte dann aber zu ſeinen Eltern nach Paris zurück, woſelbſt er von nun an ſeine weitere, durchaus franzöſiſch gefärbte Ausbildung erhielt. Statt die Rechte zu ſtudiren, wie ſein Vater wünſchte, beſchäftigte er ſich auf der Univerſität ſchon vielfach mit Politik und Nationalökonomie, worin er ſich der Schule Smith's und J. B. Say's anſchloß. James Fazy machte eine Menge literariſcher Bekanntſchaften hauptſächlich unter der liberalen Oppoſition und war bald ein geſuchter Mitarbeiter an den bedeutendſten Organen dieſer Partei, ſo ſeit 1827 an La France chretienne, am Mercur de France au 19me Siècle, am le Pour et le Contre und

andern. Als Hauptredacteur der Révolution hatte er am 27. Juli 1830 die Proteſtation der Pariſer Journaliſten gegen die Polignac'ſchen Ordonnanzen unterzeichnet. Fazy blieb auch nach der Julirevolution auf Seite der radicalen Oppoſition, bekämpfte die Orleaniſten, wurde in mehrere Preßproceſſe verwickelt und entſchloß ſich bald, für immer in ſeine Vaterſtadt zurückzukehren, mit der feſten Abſicht, dort ſeine Pariſer politiſchen Erfahrungen zu verwerthen und eine Rolle zu ſpielen, von welcher ſein Ehrgeiz wohl ſchon in jungen Jahren geträumt hatte.

Wir fanden ihn in Genf zuerſt wieder als Affiliirten des jungen Europa und Freund Joſeph Mazzini's, was bei den kosmopolitiſchen Tendenzen der franzöſiſchen radicalen Schule nur als eine natürliche Conſequenz erſcheint. Aber auch ſchon während ſeines langjährigen Aufenthalts in Paris hatte Fazy die heimiſchen Angelegenheiten nicht aus den Augen gelaſſen, ja er war früher öfter auf längere Zeit nach Genf zurückgekehrt. Schon 1821 hatte er eine Broſchüre über die Nothwendigkeit der Schleifung der Genfer Feſtungswerke veröffentlicht, ſodann eine patriotiſche Tragödie „La mort de Lévrier," deren Aufführung von der Regierung 1826 verboten wurde. Auch war er bei verſchiedenen journaliſtiſchen Unternehmungen in Genf betheiligt geweſen. Einige hiſtoriſche Studien über die Geſchichte ſeiner Vaterſtadt veröffentlichte er ſpäter. James Fazy war daher kein Fremder in Genf, wie manche Blätter mit hartnäckiger Ignoranz bis zur neueſten Zeit behauptet haben.

Das beſtimmte Auftreten der Oppoſition im Jahre 1841 gab ihm Gelegenheit, in entſchiedenſter Weiſe mit einer politiſchen Polemik hervorzutreten, welche an unnachſichtlicher Schärfe, Kühnheit, Witz, an weitblickender Umſicht und wahrhaft revolutionären Zielen und durch eine Sprache, welche ſich auf genaue Kenntniß und Berückſichtigung des Volkscharakters ſtützte, bald ſeine andern Mitſtrebenden weit übertraf und der Regierungspartei im höchſten Grade gefährlich wurde. Mit unerbittlicher Logik griff er in einer Broſchüre: „Introduction à la question d'une réforme politique à Genève," das herrſchende „väterliche" Syſtem an, und verlangte, daß die Genfer Verfaſſungszuſtände mit Verleugnung der conſervativen Ideen, wie ſie aus der Reſtauration hervorgegangen waren, wieder an die alte Republik von 1798 ſich anlehnen und den „legitimen Souverän," den Conſeil général, die demokratiſche Urverſammlung aller Bürger *ohne Cenſus* wieder herſtellen ſollten. Er knüpfte damit an die hiſtoriſche Vergangenheit der Republik wieder an; hatte doch ſchon der Biſchof Adhemar Fabri, der 1387 eine Genfer Geſetzſammlung veranſtaltete, vom Conſeil général geſagt, daß „er ſo alt ſei, daß Niemand von etwas Anderm wiſſe."

Die Geſellſchaft des 3. März unterſtützte dieſe Oppoſition, ohne bis zu den äußerſten radicalen Conſequenzen fortzuſchreiten. Von dieſer Seite wurde hier auch zum erſten Mal ein Vorwurf gegen die Ariſtokratie betont, welcher die materiellen Verhältniſſe betraf und ſchon deshalb ſeit jener Zeit bis auf die Gegenwart eines der gewichtigſten Argumente der radicalen Partei gegen die Conſervativen geblieben iſt, der Vorwurf nämlich, daß die reiche Ariſtokratie lieber in auswärtigen Börſenſpeculationen und Unternehmungen ihr unermeßliches Capital anlege, als es der einheimiſchen Induſtrie zuwende. Die Errichtung von Banken und Creditinſtituten, die Herſtellung von Eiſenbahnen wurde verlangt, und der kleine Bürgerſtand und die geſammte Arbeiterclaſſe neigten ſich naturgemäß den Vertheidigern ihrer Intereſſen zu. Die conſervative Partei wehrte ſich, ſo gut ſie konnte, und führte Gründe in's Feld, welche den Vertheidigern morſcher und unhaltbar gewordener Zuſtände nur allzu gewöhnlich ſind. Sie beſchuldigte ihre Gegner der Leichtfertigkeit und ihre Plane der Unausführbarkeit, gehäſſige Perſönlichkeiten miſchten ſich in den Parteikampf. Die Oppoſition verlangte endlich mit aller Entſchiedenheit eine *conſtituirende Verſammlung*. Es war jedoch eine auswärtige Angelegenheit, welche den Ausbruch des Sturms heraufbeſchwor.

Die ſchweizeriſche Tagſatzung verhandelte die Aufhebung der Klöſter im Canton Aargau. Die Genfer Regierung wollte ihrem Geſandten eine möglichſt gemäßigte Inſtruction geben. Eine am 18. October im alten Schützenhauſe gehaltene Volksverſammlung verlangte dagegen energiſche Beſchlüſſe. Camperio, ein in Genf eingebürgerter Teſſiner, welcher ſeitdem eine hervorragende politiſche Rolle geſpielt hat, war einer der Hauptagitatoren. Eine wahre Fluth von Flugſchriften reizte die Bevölkerung zum Aeußerſten auf. Der

Staatsrath schien, als auch am 5. November 1841 achtzig Deputirte des Repräsentantenraths ihn auf die Gefahren der Lage aufmerksam gemacht hatten, einlenken, aber nicht aus seiner bequemen Ruhe heraustreten zu wollen. Am 14. November richtete die Association du 3 Mars, welche bereits eine politische Macht, eine Regierung neben der Regierung geworden war, eine energische Aufforderung an das Gouvernement. Dieses berief den Repräsentantenrath zusammen, stellte aber auch, Sonntag, 21. November, Abends einige Milizcompagnien auf. Die Aufregung in der Stadt wuchs, besonders als sich eine Anzahl conservative Freiwillige, die sogenannten „Embrigadés," der Regierung zur Verfügung gestellt hatten. Der 22. November war der Entscheidungstag. Die Räthe hatten sich im Hôtel de Ville, welches von Volksmassen förmlich umlagert war, versammelt, konnten aber lange zu keiner Entscheidung kommen. Endlich faßten sie unter dem Druck der wachsenden Aufregung den Beschluß, eine constituirende Versammlung zu berufen. Diese sollte nach den Grundsätzen des allgemeinen Stimmrechts gewählt werden. Die Vollblutconservativen waren darüber natürlich untröstlich, ebenso viele Altliberale, wie Rudolf Töpffer, der bekannte Schriftsteller, welcher damals den Courrier de Genève redigirte, worin er häufig eine ihm sonst nicht eigene überreizte Sprache führte und einer vollkommenen politischen Schwarzsichtigkeit verfiel. Unterstützt wurde die conservative Partei durch die allgemeine reactionäre Strömung der Zeit, in welche auch die Regierung Louis Philipp's, ihres Ursprungs uneingedenk, in Frankreich bereits eingelenkt war.

Die Debatten der constituirenden Versammlung standen unter dem Einfluß dieser leidenschaftlichen Parteikämpfe. Der Haß und die Erbitterung wurden immer größer, die Parteien trennten sich für immer. Die Regierung, neue Unruhen befürchtend, hatte eine Anzahl Truppen unter dem Commando des damaligen Obersten Dufour aufgestellt, welcher schon zu jener Zeit sich großer Popularität erfreute. Endlich war der Constitutionsentwurf vollendet und wurde am 7. Juni 1842 in den zehn Wahlcollegien vom Volk angenommen. Fünftausend Stimmen ergaben sich für, fünfhundertdreißig gegen die Constitution; einige tausend Bürger enthielten sich der Abstimmung.

Die wichtigsten Bestimmungen waren folgende. Die Regierungsform ist die einer repräsentativen Demokratie. Alle Bürger sind gleich vor dem Gesetz, Freiheit der Presse, der Niederlassung, des Gewerbes sind garantirt. Jeder Schweizer, der fünf Jahre im Canton gewohnt hatte und volljährig war, konnte das Bürgerrecht beanspruchen. Die gesetzgebende Gewalt wurde durch einen auf vier Jahre gewählten großen Rath ausgeübt, der Canton war zu dem Zweck in zehn Wahlkreise eingetheilt, auf dreihundertdreiunddreißig Einwohner wurde ein Deputirter gewählt. Jeder fünfundzwanzigjährige weltliche Wähler war auch wählbar. Die Mitglieder des großen Raths hatten das Recht der Initiative. Der große Rath controlirte und beschloß das Budget, bewilligte die Steuern u. s. f. Er ernannte die Deputirten zur schweizerischen Tagsatzung. Der große Rath wählte aus seinen Mitgliedern die executive Behörde, dreizehn Staatsräthe, gleichfalls auf vier Jahre. Der Präsident und Vicepräsident dieser Behörde führten den Titel erster und zweiter Syndic und bildeten mit ihren beiden letzten Vorgängern im Amt das Collège des Syndics. Gehalt eines Syndics betrug 3000 Franken, der eines Staatsraths 2400 Franken. Die Justizgewalt war von der gesetzgebenden und executiven getrennt, alle Justizbeamten wurden wieder vom großen Rath ernannt. Die frühere Gemeindeeintheilung war beibehalten, die Communalverfassung durchaus nach demokratischen Grundsätzen. Auch die Stadt Genf bildete eine Commune mit einem Municipalrath von einundachtzig Mitgliedern. Dieser ernannte elf städtische Verwaltungsräthe. Die Verwaltung der protestantischen Kirche war wie früher der Compagnie des Pasteurs und einem Consistorium, welches von dieser gewählt wurde, anvertraut. Dem Consistorium waren übrigens vierundzwanzig Laienmitglieder beigegeben, welche von den protestantischen Municipalräthen ernannt wurden. Hinsichtlich des katholischen Cultus wurden die Verträge von Paris und Turin bestätigt. Der Staat behielt sich die Bestätigung der katholischen Geistlichen vor, dem Gottesdienst war keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt, „obgleich die protestantische Religion in dem Gebiet der alten Republik Genf die herrschende ist." (Art. 103.)

Dies waren die Grundzüge der Verfassung

von 1842. Sie war ein entschiedener Fortschritt gegen das Staatsgrundgesetz von 1814, sie hatte das rein demokratische Princip zu ihrer Basis und befriedigte die meisten der besondern Volkswünsche, wie z. B. die Errichtung einer Municipalität für Genf. Allein die Parteikämpfe vermochte sie nicht zu beschwichtigen. Diese drehten sich im Grunde und in der That längst weniger um Verfassungsformen, als um ein System und dessen Vertreter. Es kam nicht allein darauf an, welche Verfassung, sondern welche Partei herrschen sollte. Die Novemberrevolution hatte darum nur halb ihr Werk gethan, als bei den Wahlen die conservative Partei im großen Rath die entschiedene Majorität erhielt, aus welcher ein Staatsrath hervorging, dessen Mitglieder alle mehr oder weniger sich zu jener Revolution feindlich verhielten. So blieb auch die Stellung der Opposition unverändert dieselbe. Als eigentlicher Herd des Radicalismus zeigte sich wieder das Quartier St. Gervais, welches während der letzten Bewegung sich um James Fazy als seinen Führer geschaart hatte. Die Hoffnung, daß der große Rath diesen Publicisten unter Berücksichtigung der hervorragenden Talente, welche er in der constituirenden Versammlung an den Tag gelegt hatte, in den Staatsrath wählen würde, ging natürlich nicht in Erfüllung. So behielt er seine volle Unabhängigkeit und ungeschmälerte oppositionelle Bedeutung.

Die neue Regierung war übrigens weniger aus der Aristokratie der obern Stadt zusammengesetzt als vielmehr aus der reichen Bourgeoisie. Die „Partei des Molard" ersetzte die „Partei der Cité," wie sich ein moderner Genfer Geschichtschreiber ausdrückt. Die Debatten über die Municipalorganisation im großen Rath hatten die Volkspartei wenig befriedigt. Am 13. Februar 1843 hatten sich Volkshaufen um das Hôtel de Ville und auf den Tribünen des Großrathssaals selbst gesammelt, welche die Verhandlungen zu stören drohten. Der Präsident ließ die Tribünen durch Gendarmen räumen; darüber große Aufregung im Quartier St. Gervais, wo man sich bewaffnete und Barricaden errichtete. Auch einiger Punkte in den Stadttheilen des linken Ufers hatten sich die Aufständischen bemächtigt, woraus sie jedoch von den Milizen, welche die Regierung kräftig unterstützten, in der folgenden Nacht vertrieben wurden, nicht, ohne daß Blut geflossen und mehrere Todte auf dem Kampfplatz geblieben wären. Einem improvisirten Vermittlungscomité gelang es, einen Waffenstillstand herbeizuführen. Die Aufständischen streckten die Waffen und der große Rath ertheilte eine allgemeine Amnestie. Die Furcht vor eidgenössischer Einmischung trug viel zum glücklichen Ausgang dieser Emeute bei. Der Vorfall erinnerte stark an jene Zeiten des 18. Jahrhunderts, wo die „prises d'armes," d. h. die Volksaufstände in Genf so häufig und gewöhnlich waren, daß die Berner Regierung im benachbarten Waadtland stets ein zur Intervention bereites Bataillon unterhielt, welches den ständigen Namen Bataillon de Genève führte.

Kurz nach den Februarunruhen tauchten unter der Bevölkerung neue Reibereien confessioneller Natur auf. Die Bildung einer „Union protestante" war von der altprotestantischen Partei in's Werk gesetzt, welche unbekümmert um den Fortschritt der Ideen religiöser Duldung, von ihren frühern Sympathien und Antipathien kein Haarbreit gewichen war. Ausgesprochener Zweck des Vereins war, die verschiedenen protestantischen Richtungen in Genf wieder zu vereinigen und dem Einfluß der römischen Kirche einen Damm entgegenzusetzen. Dagegen hätte sich nichts einwenden lassen, aber die Union ging weiter, indem sie die Bekehrung der Katholiken oder doch die Hinderung der Einwanderung derselben in Genf auf alle Art anstrebte. Noch schlimmer waren die Mittel, mit welchen man diese Zwecke zu verwirklichen suchte. Der fromme Verein war eine geheime Gesellschaft und hatte sich genau nach dem Vorbild der Carbonari organisirt! Es ist natürlich, daß die Katholiken über eine solche feindliche und agressive Haltung des Protestantismus in große Aufregung geriethen. Der Bischof von Freiburg glaubte nach dem Tode des Stadtpfarrers Vuarin wo möglich noch einen eifrigern Verfechter der katholischen Interessen in die Stadt Calvin's senden zu müssen und bestimmte hierzu den Freiburger Geistlichen Marilley (aus Châtel St. Denis), welcher sich bereits als fanatischer Polemiker bekannt gemacht hatte. Es ist der spätere, in den religiös-politischen Wirren der Schweiz so viel genannte Bischof von Freiburg. Die Genfer Regierung verweigerte ihre Bestätigung und ließ den Pfarrer unter Gendarmeriebegleitung aus dem Can-

ton bringen, da er sich weigerte, freiwillig abzureisen.

Es war überhaupt die Zeit gekommen, wo confessionelle Fragen wieder einen großen Einfluß auf die Politik äußerten. Wie in Genf der starre Calvinismus, so hatte der Ultramontanismus in ganz Europa und namentlich in der Schweiz große Anstrengungen zu machen begonnen, früher verlorene Positionen wieder zu gewinnen. Er rang offenbar darnach, seine Herrschaft über die katholischen Völker fester als je zu begründen. Das verfehlte Freischaarenunternehmen gegen Luzern hatte der ultramontanen Partei, welche sich auf das von Geistlichen fanatisirte Landvolk stützen konnte, die absolute Oberhand in jenem Canton verschafft. Die Jesuiten, welche schon in Freiburg sich eine feste Burg gegründet hatten, wurden auch nach Luzern berufen. Die katholischen Cantone schlossen bekanntlich unter sich ein mit dem Geiste und den Bestimmungen der Bundesverfassung im Widerspruch stehendes Schutz- und Trutzbündniß, den sogenannten Sonderbund. In der Tagsatzung von 1846 sprachen sich elf Stimmen für den Antrag Zürichs aus, welcher Ausweisung der Jesuiten und Auflösung des Sonderbundes verlangte. Es waren zwölf Stimmen nöthig, um den Antrag zu einem executorischen Beschluß zu erheben. Die Genfer Deputation hielt sich das Protocoll offen, um neue Instructionen vom großen Rath einzuholen. Diesem schlug der Genfer Staatsrath vor, die Deputation dahin zu ermächtigen, die Auflösung des Sonderbunds zu verlangen, unter der Bedingung, daß den denselben bildenden Cantonen Garantien gegen jede Erneuerung von feindlichen Unternehmungen wie die Freischaarenzüge gegeben würden, und daß man für den nächsten Vorort Bern, dessen radicale Gesinnung man fürchtete, eidgenössische Commissäre zur Ueberwachung desselben ernenne. Im großen Rath, welcher anfangs October 1846 zusammengetreten war, sprachen sich nur siebenundvierzig Stimmen für den Zürcher Antrag aus, während ihn dreiundneunzig verwarfen.

Die Agitation gegen diese schwankende, reactionäre Tendenzen bekundende Haltung der Räthe in Genf wurde in wenigen Tagen eine allgemeine. Schon am Abend des 3. October herrschte eine dumpfe Gährung in der Stadt. Am folgenden Tag, welcher ein Sonntag war, wo also die zahlreiche Arbeiterclasse feierte, fanden schon einige Volksversammlungen im Quartier St. Gervais Statt. Ein mit schwarzem Rand versehenes Supplement der Revue de Genève, des Organs James Fazy's, berief eine solche, die noch am Abend desselben Tags unter stärkster Betheiligung der Massen stattfand. Als Hauptagitator trat James Fazy selbst auf, welcher bereits eine allgewaltige Herrschaft über die untern Volksschichten ausübte. Eine zweite Volksversammlung fand am 5. October in der Kirche von St. Gervais Statt. Diese Versammlung ernannte unter stürmischer Aufregung eine Commission, welcher die Aufgabe gestellt war, dem Vorort eine Protestation des Genfer Volks gegen den Beschluß des großen Raths zu überreichen. Die Regierung war nicht müßig gewesen, sie hatte die Milizen aufgeboten und ihre bewaffneten Anhänger, die sogenannten Embrigadés, in den Vierteln um das Stadthaus gesammelt. Am 6. October ließ sie eine drohende Proclamation gegen die Volksbewegung an den Straßenecken anheften. Auch in dem radicalen Lager hatte man sich gewaffnet. Ein Verhaftsbefehl der Regierung gegen die Bürger James Fazy, R. Müller und Vaney, Drucker der „Revue," brachte den Aufstand zum Ausbruch. Die ganze auf dem rechten Rhoneufer gelegene Stadtseite und die Brücken wurden verbarricadirt. Als einige Vermittlungsversuche gescheitert waren, erhielt am 7. October gegen Mittag der Oberst Trembley den Befehl, die Barricaden zu zerstören. Die Regierung verfügte über etwa dreitausend Mann Truppen. Kurz vor drei Uhr kam es zum Angriff. Von der untern Cité und der Place de la Fusterie aus begann die Kanonade, allein von den Barricaden auf und an den Brücken und von den Kais jenseits der Rhone wurde mit wohlgezielten Büchsenschüssen geantwortet. Mehrere Versuche der Truppen, über die Brücken der sogenannten Insel vorzudringen, scheiterten, sehr bald machte sich eine Entmuthigung unter einigen Bataillonen bemerklich. Auch ein Angriff von der Landseite war von den Insurgenten des Faubourg an der Porte Cornavin abgeschlagen. Der Einbruch der Nacht machte dem unentschiedenen Kampf ein Ende. Aber auch in der eigentlichen Stadt auf dem linken Rhoneufer erhob sich jetzt der Volksunwille gegen das Vergießen von Bürgerblut. Eine Volksversammlung auf der Place

Longemalle verlangte die Amtsniederlegung des Staatsraths, der Verwaltungsrath der Stadt ſelbſt ſchloß ſich dieſer Forderung an. Am 8. October in der Frühe entſchloß ſich die Regierung, dieſem gebieteriſchen Wunſch nachzugeben. Sie berief den großen Rath auf den 9. October. Der ſtädtiſche Verwaltungsrath übernahm einſtweilen die Regierung. Allein die ſiegreiche Volkspartei war damit noch nicht zufrieden geſtellt. Sie berief eine Volksverſammlung auf den Molard, den altberühmten Schauplatz der Genfer Volksbewegungen, am Morgen des 9. October. Dieſe ſetzte auf James Fazy's Vorſchlag eine aus zehn Mitgliedern beſtehende proviſoriſche Regierung ein, deren Haupt der Agitator ſelbſt war. Die Volksverſammlung, die ſich ſelbſt „den guten und alten Gewohnheiten der Väter folgend“ als Conſeil général hinſtellte, beſchloß zugleich die Einberufung eines neu zu wählenden großen Raths auf den 23. October. Es wurde ferner beſchloſſen, daß der durch die Beſchießung verurſachte Schaden (42,000 Francs) von der abtretenden Regierung und dem commandirenden Oberofficier zu erſetzen ſei, welche dieſe Buße auch erlegten. Dieſe verhältnißmäßig geringe Summe mag indeſſen beweiſen, daß ſeitens der Regierungstruppen mit großer Schonung verfahren worden war. Dennoch iſt das Stichwort „Mitrailleurs de 46“ noch heute eines der beliebteſten Agitationsmittel des radicalen Regierungsorgans und verfehlt in entſcheidenden Momenten ſeine Wirkung ſelten.

Die Ruhe und Ordnung wurde unerwartet ſchnell wieder hergeſtellt, die Wahlen zum neuen großen Rath ergaben ein den Radicalen und den Katholiken günſtiges Reſultat. Die vierundvierzig Deputirten der Stadt gehörten ausſchließlich der radicalen Partei an. Die Reviſionsarbeit der neuen geſetzgebenden Verſammlung ſchritt raſch vorwärts. Die Volksſouveränetät fand in der neuen Verfaſſung ihre vollſte Anerkennung, die Wiederherſtellung des alten Conſeil général, dieſer ſtets von James Fazy ſo geſchickt und unermüdlich geſtellten Forderung, wurde beſchloſſen. Der Generalrath ernennt in directer Wahl die Regierung und votirt die Abänderung von Verfaſſungsbeſtimmungen. Das Syndicat, die Stiftungen und die Société économique wurden aufgehoben. Die Société économique datirte aus der Zeit des Anſchluſſes Genfs an Frankreich. Ein Paragraph des Traité de Réunion vom 7. Floréal des Jahres 6 lautete: „Die Communalgüter gehören im vollen Eigenthum den Genfern, welche darüber nach Gutdünken verfügen können.“ Die Société économique und eine Société de Bienfaiſance wurde zur Verwaltung dieſer Güter der Altgenfer begründet. Napoleon ließ ſie fortbeſtehen, allein die franzöſiſchen Beamten waren damit wenig zufrieden. Ein geheimer Bericht an die franzöſiſche Regierung aus dem Jahr 1811 ſagte unter Anderm: „So lange die Société économique fortbeſtehen wird, wird ſich Genf von dem übrigen Kaiſerreich getrennt glauben und wird es auch thatſächlich ſein.“ Dieſe Geſellſchaft und ihre Verwaltung waren ſtets ein Hort des altgenfer Conſervativismus. In der Aufhebung derſelben zeigte ſich die Revolution in ihrem vollſtändig radicalen Charakter, die Partei durfte ſich mit gutem Grund dieſen Namen beilegen. Auch die Beſtätigung des Proteſtantismus als des vorherrſchenden Cultus fiel in der neuen Verfaſſung hinweg. Es wurde ſonach den Wünſchen der katholiſchen Neugenfer die vollſtändigſte Rechnung getragen. Die legislative Gewalt wird durch einen in den drei Wahlcollegien der Stadt, des rechten und linken See- und Rhoneufers durch allgemeines Stimmrecht ernannten, aus ſechsundneunzig Deputirten beſtehenden großen Rath ausgeübt. Die Regierung oder der Staatsrath beſteht aus ſieben Mitgliedern, welche ebenſo wie der große Rath auf zwei Jahre gewählt werden. Der Gehalt eines Staatsraths beträgt 5000 Francs. Die Regierung theilt die Departements unter ſich. Die Befugniſſe beider Räthe ſind ziemlich dieſelben, wie ſie die Verfaſſung von 1842 feſtſtellte; das Recht der Initiative ſteht beiden zu. Das Recht der Begnadigung iſt die Prärogative des großen Raths. Die Regierung iſt verantwortlich. Der große Rath wählt die richterlichen Beamten. Eine Commiſſion des großen Raths wählt die Liſte der Jury aus der Geſammtheit der politiſchen Wähler. Die Communalverfaſſung iſt ebenfalls auf das allgemeine Stimmrecht baſirt. Dieſelbe demokratiſche Grundlage beſteht für die proteſtantiſche Kirche: Wahl der Pfarrer durch die Gemeindemitglieder und des aus fünfundzwanzig Laien und ſechs Geiſtlichen beſtehenden Conſiſtoriums durch

alle protestantischen Bürger. Sämmtliche Pfarrer bilden die Compagnie des Pasteurs, welche mit dem Religionsunterricht und der Leitung des theologischen Lehrwesens beauftragt ist. Die katholische Kirche behält die ihr durch Verträge garantirte Ausnahmestellung. Genf gehört, beiläufig bemerkt, zum Sprengel des Bischofs von Freiburg, welcher noch immer den Titel eines Bischofs von Genf und Lausanne führt. Der Volksunterricht ist unentgeltlich.

Die Verfassung wurde den 27. Mai 1847 mit 5500 gegen 3000 Stimmen vom Generalrath angenommen.

So stand denn endlich James Fazy, in jener Zeit unbestritten der allgemeine Liebling und Held der großen Masse des Volks, am Ziel seiner Wünsche und erntete die Früchte seiner politischen Talente und der Fehler und Mißgriffe seiner Gegner. Groß und bestimmend war zunächst der Einfluß, welchen die Genfer Revolution auf die allgemeinen eidgenössischen Verhältnisse ausübte. Genf trat den Cantonen bei, welche die sofortige Auflösung des Sonderbundes verlangten. Diese wurde bekanntlich von der Tagessatzung beschlossen und durch den Genfer General Dufour im Herbst 1847 mit Waffengewalt durchgesetzt. Die weitern Folgen dieser Ereignisse, die Neugestaltung der Eidgenossenschaft, wodurch der seitherige Staatenbund in einen straffer centralisirten Bundesstaat umgewandelt wurde, gehören der allgemeinen Geschichte der Schweiz an.

Die Verfassung von 1847 hatte die katholischen Neugenfer ganz und gar für die radicale Regierung gewonnen, um die neue Ordnung der Dinge zu consolidiren, mußte James Fazy darauf denken, auch die allgemeinen und materiellen Interessen der Volkspartei immer fester an die Herrschaft des Radicalismus zu ketten. Es öffneten sich hier verschiedene Wege, zunächst die so oft vergeblich verlangte Schleifung der alten Festungswerke. Durch die in außerordentlichen Progressionen gewachsene Bevölkerung hatten die Miethpreise wie der Bodenwerth in der von engen Mauern eingeschlossenen Stadt eine unverhältnißmäßige Höhe erreicht, und als man früher einmal einen sonst liberalen Deputirten angegangen war, sich der Stadterweiterungsfrage ernstlich anzunehmen, hatte dieser es mit den Worten abgelehnt: „Je n'y puis rien, cela touche à la bourse.“

Das war allerdings des Pudels Kern. Jetzt, wo die dringende Frage von Neuem zur Discussion kam, gesellten sich wieder confessionelle Bedenken zu den eigennützigen Sorgen der Hausbesitzer. Man sprach von den Gefahren, welche Genf von katholischer Seite her drohen würden, wenn die Festungswerke fielen, man sah die Stadt bereits von einer katholischen Einwanderung aus Savoyen und Frankreich überschwemmt. In den Schenken, welche von den untern Schichten der altconservativen Partei besucht wurden, malten sich die unzufriedenen Stammgäste bei einem Glase Wein die Schreckniſse einer Wiederkehr der Zeit der „Escalade“ aus. Alle historischen Erinnerungen Genfs, Alles, was in der Stadt Calvin's jemals Großes geleistet worden, schien sich plötzlich an diese altersschwachen Wälle und zerbröckelnden Mauern zu knüpfen. Doch setzte die Regierung nach Ueberwindung dieses Widerstandes der wirklichen Zopfpartei ihre Absichten durch. Nachdem auch die schweizerische Bundesregierung anerkannt hatte, daß die alten Festungswerke bei dem gegenwärtigen Zustande der Kriegskunst keinen Werth mehr hatten, wurde mit Schleifung derselben im Jahre 1849 begonnen. In Folge der Stockung der Genfer Industrie, welche, hauptsächlich für den Luxus arbeitend, wie gewöhnlich den Rückschlag der allgemeinen unsichern Lage der politischen Verhältnisse mehr als jede andere empfand, waren damals sehr viele Uhrmacher und Bijoutiers ohne Beschäftigung und Erwerb. Die Regierung errichtete nun bei den Demolirungsarbeiten „Nationalwerkstätten,“ wie man sie nach dem Pariser Vorbild nannte, und beschäftigte dort jene brotlosen Arbeiter. Sie wurden gut bezahlt und wenig von ihnen verlangt. Die Gegner erblickten daher in dieser Einrichtung nur ein geschicktes Mittel, Stimmen für die Wahlen der radicalen Partei zu werben. — Der zweite Weg zur Förderung der materiellen Interessen war die Gründung neuer Bank- und Creditinstitute an der Seite der schon bestehenden, aber größtentheils in den Händen der Altgenfer befindlichen; es galt, der Industrie und Speculation das Capital leichter zugänglich zu machen. So wurde 1848 die Banque de Genève begründet, zum Theil aus den Fonds der früher genannten Société économique. Diese Bank ist bis heute mit großem Geschick geleitet,

und hat sich das allgemeinste Vertrauen bei allen Parteien erworben. Mit andern Finanzunternehmungen hatte dagegen J. Fazy weniger Glück, so mit der 1853 begründeten Banque générale Suisse und der Caisse d'Escompte, deren Actienstand beweist, daß die Gunst des Publicums keineswegs allen radicalen Instituten treu geblieben ist, obwohl der Staat dem letztern mit einer bedeutenden Subvention zu Hilfe gekommen ist.

Die conservative Opposition war, wie wir schon bei der Abstimmung über die Verfassungsannahme gesehen haben, keineswegs durch die siegreiche Octoberrevolution vernichtet worden, sie hatte weder ihre Abneigungen noch ihre Hoffnungen aufgegeben. Eben so wenig waren alle Wünsche der ursprünglichen Anhänger der Revolution befriedigt. Unter letztern befand sich eine Fraction, welche theils socialistischen Ideen zuneigte, theils einem absoluten Demokratismus, welcher mit der stark persönlich, fast monarchisch gefärbten Politik James Fazy's mehr und mehr sich verfeindete. Gegenseitigen Concessionen zwischen Conservativen und „Demokraten," wie sich die letztere Fraction im Unterschied von den „Radicalen," das heißt den wohlorganisirten, streng exclusiven Anhängern James Fazy's nannte, gelang es bei den Wahlen im November 1853 eine Vereinigung herbeizuführen und durch dieses geschickte Manöver die radicale Partei zu besiegen. Die neue Regierung, in welcher von demokratischer Seite unter andern Camperio und Castoldi saßen, litt an den Mängeln ihrer heterogenen Herkunft, der Coalition thatsächlich sich noch schroff gegenüberstehender, keineswegs vermittelter Parteien. Schon deshalb fehlte dem Gouvernement die Energie und initiative Kraft, welche die „Dictatur" James Fazy's ausgezeichnet hatte. Schon bei den Wahlen von 1855 siegte die radicale Partei wieder mit großer Mehrheit, und seitdem hat sie sich bis heute in der Herrschaft zu behaupten gewußt.

Wir betreten ein dornenvolles Gebiet, wenn wir die Geschichte der letzten Jahre von Genf noch kurz skizziren wollen. Sie zeigt uns das Bild einer absoluten Parteiherrschaft, welche um so unumschränkter war, als die Opposition, an ihren Erfolgen verzweifelnd, oder in der Erwartung, daß der Radicalismus, sich selbst widerstandslos überlassen, dem Gesetz der Auflösung und Zersetzung verfallen werde, sich mehrere Jahre hindurch gar nicht an den politischen Wahlen betheiligte, sondern sich völlig vom politischen Schauplatz entfernt hielt. Das rücksichtslose Vorgehen der Radicalen gegen ihre politischen Gegner in zahlreichen Fällen, die oft willkürliche Ausdeutung der Gesetze, die absolute, auf eine demagogisch bearbeitete Masse sich stützende Herrschaft Fazy's, diese und manche andere immer schärfer hervortretenden Mängel der Genfer Zustände fanden in der schweizerischen Presse eine strenge Beurtheilung. Die Stellung Fazy's zur Eidgenossenschaft hatte sich überhaupt seit 1847 wesentlich verändert. Es hatte bereits in den unmittelbar folgenden Jahren vielfachen Anstoß erregt, daß der Genfer Staatsmann in der Bundesversammlung für eine schweizerische Intervention zu Gunsten der lombardischen Revolution zu wirken gesucht hatte, was nach der Meinung der großen Mehrheit sich mit der schweizerischen Neutralität sehr wenig vertragen wollte. Zu einem förmlichen Conflict kam es, als die Genfer Regierung gegen die Ausweisung der Häupter der badischen Revolution aus der Schweiz protestirte und den Reclamationen des Bundesraths bezüglich der Ausweisung mehrerer Flüchtlinge aus Genf Widerstand oder Gleichgiltigkeit entgegensetzte. Als jedoch zur Zeit des französischen Staatsstreichs im December 1851 eine Anzahl französischer Flüchtlinge bewaffnet über die Grenze zu bringen versuchte, schritt auch die Genfer Regierung mit größerer Strenge ein. Die politischen Fanatiker unter den Exilirten beschuldigten schon damals Fazy der Hinneigung zu der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich. Ein Bruch mit dem einst befreundeten Mazzini und einigen andern Revolutionshäuptern scheint damals eingetreten zu sein. Auch neigte sich Fazy augenscheinlich mehr derjenigen Fraction der französischen Demokratie zu, welche sich um den Siècle schaarte und die man heute die „disciplinirte" genannt hat, welcher bis zu den neuesten „liberalen" Entschließungen des Kaisers allein die Rolle der „gesinnungstüchtigen Opposition" in Frankreich gestattet war. Auch in der schweizerischen Presse wurde mehr und mehr der Vorwurf gehört, daß Fazy mit dem Bonapartismus kokettire. 1858 nach dem Orsini'schen Attentat weigerte sich dagegen die Genfer Regierung, eine Anzahl französischer und italienischer Flüchtlinge,

Digitized by Google

deren Ausweisung der Bundesrath auf französische Reclamation beschlossen hatte, zu entfernen. Nach vielfachen Verhandlungen kam, da es sich in der That größtentheils um sehr harmlose Individuen gehandelt hatte, eine Ausgleichung zu Stande, jedoch nicht ohne die Genfer Regierung und die Bundesgewalt innerlich tief zu entzweien, wie aus der gereizten Sprache der Preßorgane der beiden Parteien, der „Revue de Genève" und des „Bund" geschlossen werden mußte. Andererseits konnte ein großer Theil des Schweizervolks die ausnehmende Duldsamkeit nicht begreifen, welche die Genfer Regierung in Betreff der Einbürgerung und Niederlassung der Fremden überhaupt übte und welche allerdings mit den in der deutschen Schweiz noch hin und wieder herrschenden engherzigen Volksmeinungen und selbst gesetzlichen Bestimmungen in grabem Widerspruch stand. Man vergaß dabei ganz den kosmopolitischen Ursprung des neuern Genf, in welchem seit der Reformation die Verfolgten aller Länder eine Zufluchtstätte gefunden und einen großen Theil der heutigen aristokratischen Familien begründet hatten. Freilich hatten grade die Frommen unter diesen sich dem schweizerischen Geschrei über die Fazy'sche Entnationalisirung Genfs mehrfach eifrigst angeschlossen, so z. B. in einer ihrer periodischen Publicationen, den Etrennes Religieuses. Die Zahl der sich in Genf aufhaltenden Fremden soll vor einigen Jahren gegen 30,000 betragen haben, darunter natürlich eine sehr große Menge ausländischer Arbeiter. Die letzte Volkszählung im December 1860 wird lehren, ob bei der gegenwärtigen Arbeitsstockung jene Zahl abgenommen hat.*) Die Neubauten auf den gegenwärtig fast ganz abgetragenen Festungswerken schritten rasch vorwärts und umgaben Genf in wenig Jahren mit einer Anzahl neuer Viertel, welche sich immer weiter in's Land ausdehnen, ohne daß, wie befürchtet, der Grundwerth und die Miethpreise gesunken wären. Mit der Abtragung der Festungswerke wuchsen jedoch die Staatsschulden so außerordentlich, daß dieselben gegenwärtig gegen 15 Millionen Franken betragen, während die Republik bis zum Jahre 1846 schuldenfrei war, ja sogar ein kleines Vermögen capitalisirt hatte. Es leuchtet ein, ein wie gefährliches Agitationsmittel der Opposition jene Finanzlage des Cantons werden muß.

Als ein Versuch, in der Eidgenossenschaft neue Anhaltungspunkte zu gewinnen, kann der Beitritt James Fazy's und der Radicalen zu dem im Jahre 1859 in der Schweiz begründeten Helvetiaverein bezeichnet werden, welcher einen großen Theil der jüngern liberalen Kräfte in allen Cantonen um sich sammelt.

Das Jahr 1860 schien in die innern und äußern Verhältnisse Genfs eine tiefgreifende Umgestaltung bringen zu sollen. Im Januar verlauteten die ersten zuverlässigen Nachrichten von der Absicht Frankreichs, Savoyen sich einzuverleiben. Die französischen und sardinischen Regierungsblätter leugneten zwar anfänglich jeden solchen Plan, allein in Genf, so unmittelbar an der Grenze, wußte man, was davon zu halten war. Es begann eine allgemeine Agitation in den Blättern, in Flugschriften und Volksversammlungen, um die Rechte der Eidgenossenschaft auf die nordsavoyischen Provinzen Faucigny, Chablais und Genevois zu wahren, welche bekanntlich durch die Verträge von 1815 in die schweizerische Neutralität mit aufgenommen waren. Die Agitation wurde unterstützt durch eine gleichartige Bewegung in den bezüglichen savoyischen Landestheilen, wo mehr als 12,000 wahlfähige Bürger sich für den Anschluß an die Schweiz aussprachen. Der schweizerische Bundesrath richtete, wie bekannt, eine Reihe diplomatischer Noten an die sogenannten Wiener Congreßmächte und schickte außerordentliche Gesandten nach London, Berlin und Petersburg. Je mehr es offenkundige Thatsache war, daß James Fazy im Sommer 1859 die Anschauungen der sardinisch-französischen Politik in der italienischen Angelegenheit völlig getheilt hatte, je mehr sich sein Organ, die „Revue de Genève," mit blindem Vertrauen unter den schweizerischen Blättern zur Verfechterin jener Politik aufgeworfen hatte, um so mehr war man gespannt, welche Stellung Fazy zu der savoyischen Frage, dieser die Schweiz so nahe berührenden Consequenz des französischen „Kampfs für Ideen" in Italien, einnehmen werde. Anfänglich schien er von der Voraussetzung auszugehen, daß Napoleon III., in dessen gute Absichten die Schweizer seit der französischen Vermittlung

*) Am 10. December 1860 betrug die Zahl der in Genf weilenden Fremden 22,814, nämlich 14,454 Ausländer und 8360 Schweizer aus andern Cantonen.

in der Neuenburger Angelegenheit im Allgemeinen ein zu großes Vertrauen gesetzt hatten, den Ansprüchen der Eidgenossenschaft auf das Neutralitätsgebiet volle Rechnung tragen werde. Einige diplomatische Depeschen des Herrn von Thouvenel schienen diese Hoffnungen zu bestätigen. Von einer Reise, welche James Fazy im Anfang März, die Einen behaupteten in officiöser Mission, die Andern aus freiem Entschluß und gestützt auf seine intimen Beziehungen zum Prinz Napoleon, nach Paris gemacht hatte, kehrte der Genfer Staatsrathspräsident dagegen mit großen Enttäuschungen zurück.

Seit jener Zeit trat Fazy auf die Seite der entschiedenen Patrioten, welche ein energisches Vorgehen der Bundesgewalt zur Sicherung der schweizerischen Rechte auf Nordsavoyen verlangten. Neue Volksversammlungen wurden in Genf gehalten, man glaubte, daß selbst für diesen Canton eine unmittelbare Gefahr bevorstehe und rüstete sich. Alle Parteien wetteiferten in patriotischer Hingebung, namentlich blieb auch die conservative nicht zurück. Die Parteien schienen sich sogar dauernd aussöhnen zu wollen.

Am 24. März war der Vertrag zur Abtretung Savoyens und Nizza's an Frankreich definitiv unterzeichnet, die Ansprüche, so wie sie die Schweiz verstand, waren mit Stillschweigen übergangen. Man setzte allerdings eine schwache Hoffnung noch auf die Abstimmung in Savoyen, obwohl man nicht übersah, daß eine gewissenlose Politik aus dem Suffrage universel Alles machen kann. Unter dem Volke wuchs die Aufregung fortwährend, da man von drohenden Demonstrationen Frankreichs, Truppenbewegungen u. s. w. hörte. Ein Zwischenfall eigenthümlicher Art schien die Krisis zu beschleunigen. In der Nacht vom 29. auf den 30. März hatte sich in Genf ein Haufen Bewaffneter unter Anführung John Perrier's, Mitglied des großen Raths und Milizofficier, eines der im Hafen liegenden Dampfschiffe bemächtigt und war nach der savoyischen Küste abgefahren, wie man vermuthen durfte, um dort eine Bewegung zu Gunsten der Schweiz hervorzurufen. Die Sache erregte, als sie am Vormittage des 30. bekannt wurde, die größte Aufregung. Der Staatsrath (James Fazy war in Bern zur Bundesversammlung abwesend) versammelte sich in größter Bestürzung und protestirte sofort in einer veröffentlichten Proclamation gegen die Handlung Perrier's. Zugleich wurden Anstalten zu dessen Habhaftwerdung getroffen. Die Sache stand einen Augenblick für die Regierung höchst bedenklich. Man hörte unter dem in Massen an den Kais und vor dem Stadthaus versammelten Volke die Beschuldigung äußern, daß die Regierung ihre Pflicht in Verhinderung der Expedition nicht gethan hätte. Perrier, welcher in Thonon und Evian keine Unterstützung gefunden hatte, wollte am Nachmittage mit seinen Leuten nach Genf zurückkehren, und schien sehr verwundert, als er durch ein ihm mittelst Dampfboots entgegengesandtes Detachement Milizen verhaftet, in Genf mit seinen Leuten vom Volke unter dem Rufe „Verräther!“ empfangen und in's Gefängniß abgeführt wurde. Man glaubte in der That an ein geheimes Einverständniß der Expedition mit Frankreich, um diesem eine Gelegenheit zu einer Intervention auch in der Schweiz zu geben. Der schweizerische Bundesrath sah jetzt ein, daß die höchste Zeit gekommen sei, den bedrohten Punkt an der Südwestgrenze der Eidgenossenschaft zu schützen und zugleich die Gewähr für die innere Ruhe und Ordnung in Genf zu übernehmen. Er sandte eine starke Truppenabtheilung aller Waffengattungen unter den Oberbefehlen des Obersten Ziegler aus Zürich nach Genf, und ernannte einen eidgenössischen Untersuchungsrichter für den Perrier'schen Proceß. Hatte jemals in der Schweiz die Befürchtung, daß unter dem Volke von Genf selbst irgend welche bedenkliche Sympathien für Frankreich herrschten, Platz greifen können, so mußte sie jetzt vor dem enthusiastischen Empfang der eidgenössischen Truppen und vor dem in Volksversammlungen und Adressen tausendfach laut erklärten Willen, schweizerisch sein und bleiben zu wollen und koste es Gut und Blut, bis zur letzten Spur verschwinden. Die patriotische Begeisterung des Volks erreichte ihren Gipfel bei dem Genfer Schützenfest, welches im Junius in dem hart an der savoyischen Grenze gelegenen Städtchen Carouge gefeiert wurde, und bei dem eidgenössischen Officiersfest im August, diesen beiden großen Verbrüderungsfesten, welche in der Geschichte der Schweiz einen hervorragenden Ehrenplatz in Anspruch nehmen dürfen. Sie erst drückten in der Stunde drohender Noth und Gefahr dem geschlossenen

Bunde zwiſchen der ſchönen Lemanſtadt und der Eidgenoſſenſchaft das rechte Siegel auf.

Inzwiſchen war trotz aller Proteſte der Schweiz und der Mächte bekanntlich die ſavoyiſche Volksabſtimmung am 22. April und die Beſitzergreifung des allobrogiſchen Alpenlandes durch Frankreich erfolgt. Genf hatte 27 Savoyarden, welche durch ihre eifrigen Bemühungen für den Anſchluß ihres preisgegebenen Vaterlandes an die Schweiz ſich ausgezeichnet hatten, nicht nur ein Aſyl, ſondern das Ehrenbürgerrecht ertheilt. Der Perrier'ſche Proceß ſchien zu keinen erheblichen Reſultaten zu führen. John Perrier war im Juni freigelaſſen worden, ſeine Begleiter größtentheils weit früher. Der Verlauf der ſavoyiſchen Angelegenheit ließ den unglücklichen Genfer „Annexander“ jetzt weit eher als einen Märtyrer der ſchweizeriſchen Sache erſcheinen.*) Die Mißſtimmung in Genf war überhaupt eine ſehr tiefe geblieben. Die franzöſiſche Regierung beklagte ſich in zahlreichen diplomatiſchen Noten über angebliche Mißhandlungen, welche Franzoſen in Genf, Waadt u. ſ. w. erduldet haben ſollten. Es ſchien ihr darum zu thun, die reſervirte Haltung und den conſequenten Widerſtand der Schweiz gegen die ſavoyiſche Annexion durch völlig grundloſe Beſchwerden und diplomatiſche Intriguen zu ermüden. Die Reiſe, welche der franzöſiſche Kaiſer nach ſeinen neu erworbenen Provinzen im Auguſt und September unternahm, gab einen neuen Anlaß, als eine Anzahl Einwohner des Pays de Gex, die von Thonon über Genf zurückkehrten, beim Ausſteigen aus dem Dampfbot am 31. Auguſt Abends von einem Pöbelhaufen ausgepfiffen wurden. Doch blieb es bei diplomatiſchen Noten, die franzöſiſche Regierung war für den Augenblick durch die große europäiſche Politik mehr in Anſpruch genommen. Die eidgenöſſiſchen Truppen waren ſchon im Auguſt von Genf größtentheils zurückgezogen worden. So war, obgleich durch die ſavoyiſche Annexion Genf faſt zu einer franzöſiſchen Enclave wurde und alſo die Gefahr eine ſtets drohende blieb, doch für den Augenblick wenigſtens äußere Ruhe eingetreten und man konnte ſich wieder den innern Angelegenheiten zuwenden. Man ſah mit Spannung den Wahlen des großen Raths im November entgegen. Denn hier mußte es ſich zeigen, ob das Zuſammengehen in der äußern Politik auch den ſchroffen innern Gegenſatz der Parteien gebrochen und ſie zu gegenſeitigen Conceſſionen vermocht hatte. Es konnte mit Sicherheit erwartet werden, daß ſich die Oppoſition wieder am öffentlichen Leben zu betheiligen gedenke; hatte doch ſchon ihre lebhafte Betheiligung an den patriotiſchen Kundgebungen des Sommers gezeigt, daß in ihr trotz aller Zurückgezogenheit vom politiſchen Leben der nationale Sinn und das politiſche Intereſſe keineswegs erſtorben waren. Auch hatte die Eidgenoſſenſchaft dieſer Partei eine beſondere Anerkennung zu Theil werden laſſen, als der Bundesrath aus ihr in der Perſon des bekannten Profeſſors de la Rive ſeinen außerordentlichen Geſandten für England wählte. Die Oppoſition durfte alſo glauben, wohl begründete Anſprüche zu beſitzen, auch ihrerſeits eine entſprechende Vertretung in der neuen geſetzgebenden Verſammlung des Cantons zu finden. Allein ſehr bald zeigte es ſich, daß die radicale Partei auch nicht einen Zoll breit von ihrer abſoluten Herrſchaft und Ausſchließlichkeit in den innern Verhältniſſen aufzugeben geneigt ſei.

Ehe der Wahlkampf begann, hatte die Oppoſition der radicalen Partei eine Fuſion vorgeſchlagen, um eine gleichmäßige Vertretung aller Parteien im großen Rath zu erzielen, allein dieſe wurde zurückgewieſen. Selbſt dann noch ſtellte die Oppoſition eine Wahlliſte auf, in welcher etwa ein Drittheil der Candidaten aus den Reihen ihrer Gegner genommen war. Zugleich erklärte die Oppoſition in ihren Programmen und Manifeſten, daß ſie die Conſtitution von 1847 rückhaltlos in allen Conſequenzen als zu Recht beſtehendes Staatsgrundgeſetz anerkenne, daß ihr jeder reactionäre Gedanke fern liege, daß es ihr nur um Bekämpfung von Auswüchſen des radicalen Syſtems zu thun ſei, welche Jedermann offen vor Augen liegen. Das radicale Organ, die Nation Suiſſe, die frühere Revue de Genève, nahm dagegen keinen Anſtand, alle dieſe Verſicherungen für Heuchelei zu erklären, hinter welcher die „Kortätſchenmänner von 1846“ nur ihre Sehnſucht noch einer Rückkehr der frühern Zuſtände verbergen. Die ſchöne Einigkeit vom Sommer war mit einem Male dahin. Allein auch innerhalb der radicalen Partei

*) John Perrier wurde im November 1860 wieder in den großen Rath gewählt.

ſelbſt begann es zu gähren. Wie ſchon bei einigen frühern Gelegenheiten drohte ein innerer Bruch. Nicht alle ehrgeizigen Anſprüche und ſelbſtſüchtigen Zwecke hatten ihre Befriedigung gefunden. Es entſtand eine unzufriedene Fraction, welche andere Repräſentanten wählen wollte, als die ſtarren Regierungsanhänger. Nur dem in den Zeitungen ſo oft genannten Club der Fruitiers d'Appenzell, welcher ſchon häufig gute Dienſte geleiſtet hatte, gelang es, eine Spaltung abzuwenden, welche einen Sieg der Gegner ermöglicht hätte. So kam der 12. November, der Wahltag, heran. Das Reſultat war ein eigenthümliches, von 15,000 Wahlberechtigten hatten nur 6700 abgeſtimmt. Davon ergaben ſich für die Radicalen etwa 3800, für die Oppoſition 2900 Stimmen. Die Regierungspartei hatte alſo einen neuen Sieg davongetragen. Unter 96 gewählten Deputirten zählte die Oppoſition nur einen (conſervativen) Vertreter. Die nächſte Schlußfolgerung, welche ſich aus dem Wahlergebniß ziehen läßt, zeigt, daß die radicale Partei zwar im Augenblick der Gefahr ihre altberühmte Disciplin wieder herzuſtellen wußte, aber auch, daß ſie keinen neuen Zuwachs während der letzten Jahre erhalten hat. Auch das Zahlenverhältniß der Oppoſition oder der conſervativen Partei, denn nur dieſe bildete bisher die compacte Maſſe der Gegner der Regierung, hat keine Aenderung erfahren, es zeigt eine entſchiedene Minorität. Viel wichtiger ſind die Stimmenenthaltungen. Die gegenwärtig *nicht* Abſtimmenden werden dereinſt mit Nothwendigkeit das Schickſal der kleinen Republik entſcheiden. Werden ſie eine der beiden beſtehenden Parteien verſtärken, oder zur Bildung einer neuen Partei ſchreiten? Die letzte Löſung der Frage ſcheint die wahrſcheinlichere.

Das Geſetz des Wechſels, der Auflöſung und der Neubildung beſteht in der Politik wie in allen andern irdiſchen Dingen. Was *einſt* vollkommen berechtigt erſchien, kann es *heute* nicht mehr ſein. In demokratiſchen, der lebendigſten Bewegung unterworfenen Staaten iſt eine Partei ſo lange mächtig und lebenskräftig, als ſie noch einen Widerſtand zu brechen, veraltete, abgeſtorbene Formen zu überwinden hat. Das war auch die Aufgabe des Genfer Radicalismus. Die Octoberrevolution von 1846 und die Verfaſſung von 1847 hatten bereits den größten Theil jener Aufgabe gelöſt, indem ſie die völlige Gleichberechtigung aller Genfer wie die Gleichſtellung aller Confeſſionen zu ſchaffen wußten und den Staat auf abſoluter demokratiſcher Baſis herſtellten. Das iſt das unbeſtreitbar große Werk James Fazy's. Die letzten Reſte eines altreichsſtädtiſchen Zopfthums erlagen mit der Niederreißung der Genfer Feſtungswerke, der zweiten großen That Fazy's. Die folgenden Jahre dienten zur Befeſtigung der neuen Grundſätze, aber auch einer Macht, welche ſich immer mehr daran gewöhnte, abſolut zu ſein und zu herrſchen. So ſehen wir jenes disciplinirte, den Volkshaufen in jeder Weiſe benutzende Syſtem entſtehen, welches allerdings an die zweideutigen demokratiſchen Grundſätze erinnert, nach welchen Perikles ſeine Athenienſer lenkte und regierte. Fazy hat ſeine Aufgabe erfüllt, große Zwecke erreicht. Was er darüber hinaus noch wollen kann, iſt weniger von der Nothwendigkeit als von der Willkür geboten.

Ehe wir unſere Darſtellung der jüngſten Entwicklungsperiode Genfs ſchließen, verſuchen wir es noch, das Bild der äußern Erſcheinung des Mannes, welchen die Geſchichte, wenn ſie gerecht ſein will, als den eigentlichen Repräſentanten dieſes Werdeproceſſes anerkennen muß, mit zwei Federſtrichen zu ſkizziren. James Fazy iſt von ſtarker Mittelgröße. Die Geſichtszüge tragen einen entſchieden romaniſchen, doch mehr italieniſchen als franzöſiſchen Typus. Eine kräftig gebaute Stirn deutet auf energiſchen Willen, dunkle, lebhafte Augen zeugen von Geiſt und Witz. Um eine gebogene Naſe und die Mundwinkel ſpielt häufig, namentlich auch bei den parlamentariſchen Debatten im Rath oder in der Bundesverſammlung, ein ſatyriſch-ironiſches Lächeln. Der Mund iſt von einem ſtraffen, grad abgeſchnittenen Schnurrbart beſchattet, das Kinn tritt etwas ſpitz hervor. James Fazy iſt ſowohl nach Ausſehen, wie nach Raſchheit ſeines Ganges und ſeiner Bewegungen für ſeine 66 Jahre ſehr wohl conſervirt. Auf Eleganz der Kleidung ſcheint er keinen beſondern Werth zu legen, man ſieht ihn Sommers und Winters in einem Frack und ziemlich abgetragenen Ueberzieher umhergehen, welch letzterer in Genf ſo bekannt iſt, wie der hiſtoriſch gewordene Paletot Mentſchikow's oder Napoleon's weltberühmtes Hütchen. Dagegen iſt Fazy ein in der epikuräiſchen

Schule von Paris erzogener, vollendeter Lebemann. Er liebt die Freuden der Tafel und iſt ein heiterer und witziger Geſellſchafter. Seine Soupers en petit comité und die ſonſtigen gaſtronomiſchen Zuſammenkünfte ſeiner Freunde wurden früher, als die bürgerlichen Claſſen Genfs noch ſehr frugal lebten, viel beſprochen. Verheirathet hat ſich Fazy erſt vor wenig Jahren mit einer ſchönen Walliſerin. Das Haus, welches er heute an der Ecke des Quai du Montblanc, die herrlichſte Ausſicht über den See und die Alpen beherrſchend, beſitzt, wurde auf einem Grundſtücke erbaut, welches ihm der Staat nach der Revolution geſchenkt hatte. Es iſt einer der wenigen architektoniſch bedeutenden unter den Genfer Neubauten. Der erſte Stock dieſes Hauſes iſt von dem vielgenannten Cercle des Etrangers eingenommen und man erzählt ſich, daß Fazy viel über das Entſetzen ſeiner frommen Gegner ſpottete, als er hier dem Aufſchlagen eines grünen Tiſches, an welchem Trente-et-Quarante geſpielt wird, weder als Hausbeſitzer noch als obrigkeitliche Perſon ein Hinderniß in den Weg legte. Der Beſchuldigung, daß er eine privilegirte Spielbank in ſeinem Hauſe duldete, wurde mit dem Einwand begegnet, daß ja Jeder, der Luſt trage, die Bank gegen eine Vergütung an die Geſellſchaft auf einen Abend übernehmen könne, mithin das Hazardſpiel hier ganz nach demokratiſchen Grundſätzen betrieben werde! Man wird es Niemanden verargen, wenn er in einer ſolchen frivolen Rechtfertigung einer verwerflichen und ungeſetzlichen Sache eine Widerlegung der ſittlichen Bedenken nicht zu erblicken vermag. Der Trente-et-Quarante-Tiſch am Qual du Montblanc iſt einer der häßlichſten Flecken, mit welchen der Radicalismus ſich beſchmutzt hat. Viele, ja die meiſten Mitglieder der Partei ſind derſelben Meinung, aber ſie wagen es nicht zu äußern. Bei der gegenwärtigen Disciplin würden ſie von den Wortführern als Verräther niedergeſchrien und zu den „Mitrailleurs de 46“ gezählt werden. Kritik laſſen jene Matadore nicht auskommen, ſie wollen, daß das Volk den Radicalismus acceptirt, wie ſie ihn verſtehen. Die öffentliche Meinung kann eine Zeitlang, aber ſie wird nicht immer corrumpirt ſein.

Von einer literariſchen Thätigkeit, wie ſie James Fazy in ſeinen beſſern und großen Zeiten entwickelte, iſt jetzt wohl keine Rede mehr. Seine Zeit ſcheint jetzt zwiſchen Regierungsgeſchäften und Bank- und Eiſenbahnſpeculationen getheilt. Seit 40 Jahren an faſt allen Phaſen der äußern Entwicklung unſerer Zeit betheiligt, hat er ſich leicht in dem Materialismus der Gegenwart zurechtgefunden. Hier und da ſchreibt Fazy noch einen Leitartikel für die „Nation Suiſſe,“ welcher dann leicht durch logiſche Gedankenſchärfe, treffende und präciſe Sprache und durch den weiten Horizont ſeiner Geſichtspunkte den journaliſtiſch gewandten Verfaſſer verräth. Von ſeiner früheſten Erziehung in Neuwied hat Fazy eine ziemlich genaue Kenntniß der deutſchen Sprache behalten, auch ſollen ihm der Entwicklungsgang und die Heroen unſerer Literatur nicht unbekannt ſein. Doch iſt ſeine geſammte Denkart und Weltanſchauung eine vorwiegend franzöſiſche. Im Punkt religiöſer Duldung wird Fazy ſchwerlich von den großen Staatsmännern des 18. Jahrhunderts aus der Schule Voltaire's übertroffen. Der jetzige Beherrſcher der Stadt Calvin's äußerte einmal gelegentlich der Verhandlungen des großen Raths über die unentgeltliche Abtretung eines Staatsgrundſtücks an die Freimaurer zur Errichtung eines Logengebäudes, er für ſeine Perſon halte die Freimaurerei für die beſte aller „Religionen.“ Ein ſchärferer Gegenſatz zu der proteſtantiſchen Excluſivität der 1846 geſtürzten Partei iſt nicht denkbar.

Die geringen Ueberreſte jener Partei ſind heute nicht mehr gefährlich. Die Zeiten, wo die Männer einer Union proteſtante oder irgend ſonſt welcher conſeſſionell excluſiven oder politiſch reactionären Richtung in Genf wieder das Ruder ergreifen, iſt ſicherlich vorüber. Die conſervative Oppoſition, ſo wie ſie heute beſteht, anerkennt das Werk und die Conſequenz der Revolution, die Staatsverfaſſung von 1847. Jüngere Kräfte werden dieſe Oppoſition verſtärken. Eine bedenkliche Erſcheinung war es immer, daß der größte Theil der Genfer Intelligenz niemals auf der Seite des Radicalismus ſtand. Wenn dieſe Intelligenz aufhört, doctrinär zu ſein, wenn ſie volksthümlich wird, wenn ſie wieder thatkräftige Staatsmänner und entſchloſſene Agitatoren erzeugt, dann dürften die Stunden des heutigen „Syſtems“ gezählt ſein. Die radicale Partei würde ſich nur dauernd in der Herrſchaft behaupten können, wenn ſie Selbſtkritik üben lernt, ihre Excluſivität auf-

gibt und ſo ſich regenerirt. Das wäre aber die Negation des Syſtems. In dieſen Verhältniſſen liegen die Keime der zukünftigen Kämpfe.

Wie dem auch ſei, die Regſamkeit und Kraft des Genfer Volkscharakters bürgt dafür, daß die Befürchtung derer, welche den Kreislauf der Genfer Bewegung für vollendet und politiſche Stagnation und geiſtige Verſumpfung für das Loos der Republik halten, nicht in Erfüllung gehen wird. Wir ſind vielmehr überzeugt, daß die Genfer noch heute daſſelbe ſind, wofür ſie Amadeus VIII. von Savoyen hielt, welcher ſie gentes semper petentes aliqua nova nannte. Und daß in dieſem Streben das Genfer Volk ſtets den regſten Antheil an den bedeutendſten Bewegungen der neuern Zeit nahm und die Reſultate derſelben mit Geſchick auf ſeine eigenen kleinen Verhältniſſe anwandte, hoffen wir in unſerer Schilderung gezeigt zu haben. Kann doch ſeit drei Jahrhunderten die Geſchichte Genfs in vielfachen Beziehungen als ein Mikrokosmus der europäiſchen Geſchichte gelten, wie ſchon Heeren die Genfer Unruhen des 18. Jahrhunderts für die geeignetſte Vorbereitung zu einem Studium der großen franzöſiſchen Revolution hielt.

Marquis von Dalhouſie.

James Andrew Broun-Ramſay, ſpäter durch Erbſchaft Graf und durch königliche Ernennung Marquis von Dalhouſie, wurde am 12. April 1812 auf dem Familienſitze Dalhouſie Caſtle in der ſchottiſchen Grafſchaft Midlothian geboren. Obgleich er zwei ältere Brüder hatte und daher als Nachgeborener auf die Ausbildung ſeiner geiſtigen Kräfte angewieſen war, that er ſich weder auf der Schule von Harrow noch auf der Univerſität Oxford hervor. Seine Schul- und Studiengenoſſen Gladſtone, Sir G. C. Lewis und die Lords Elgin, Canning und Stanhope ahnten nicht, daß er dereinſt als ebenbürtiger Staatsmann mit ihnen wirken und die meiſten von ihnen überholen würde. Die beiden ältern Brüder Ramſay's ſtarben in der Jugend, wodurch er zum Erben des Majorats und zum Lord wurde. Sein erſter Verſuch, in's Parlament zu kommen, hatte keinen günſtigen Erfolg, da die ſchottiſche Hauptſtadt, der er ſich als Candidat vorſtellte, dem berühmteren Macaulay den Vorzug gab. Lord Ramſay wurde nun allerdings von der Grafſchaft Haddington gewählt, doch war er auf ſeinem Sitze kaum warm geworden, als er durch den Tod ſeines Vaters in's Oberhaus gelangte. Inzwiſchen hatte er eine ungewöhnliche Arbeitskraft und ein hervorragendes Talent für die Verwaltung entfaltet. Daraus erklärt ſich, daß die Peeliten, denen er ſich angeſchloſſen hatte, ihn in's Miniſterium beriefen, ehe er im Parteikampfe ſeine Sporen verdient hatte. 1843 zum Vicepräſidenten des Handelsamtes ernannt, wurde er 1845 Handelsminiſter. Als Sir Robert Peel nach der Aufhebung der Korngeſetze zurücktrat, blieb Graf Dalhouſie unter den Whigs, den beſondern Wunſch Lord John Ruſſell's erfüllend, auf ſeinem Poſten. Die Periode des Eiſenbahnſchwindels gab ihm vollauf Gelegenheit, den glänzenden Ruf zu rechtfertigen, den er ſich als Verwaltungsmann bereits erworben hatte. Durch ſeine außerordentliche Befähigung empfahl er ſich zu dem höhern und ſchwierigern Poſten eines Generalſtatthalters von Indien, in dem er der Nachfolger Lord Hardinge's wurde.

Am 12. Januar 1848 landete er in Calcutta. Der blutige Aufſtand der Sipahis hat auf ſeine Verwaltung einen Schatten geworfen. Es ſieht faſt ſo aus, als habe er jene Empörung als ein Vermächtniß hinterlaſſen. Es ſieht aber auch nur ſo aus, denn ſeine Maßregeln ſind nichts als einzelne Aeußerungen und Folgerungen eines Syſtems, das vor ihm angenommen und nach ihm fortgeſetzt worden iſt. Die einzelnen Reiche, die in die natürlichen Grenzen Indiens eingeſchloſſen ſind, mittelbar oder unmittelbar der engliſchen Herrſchaft zu unterwerfen und den Bann fanatiſcher Rohheit zu brechen, in dem die Mohamedaner wie die Hindu jener unermeßlichen Reiche liegen, dieſe überlieferte Politik und keine andere hat Graf Dalhouſie befolgt. Was ihn von ſeinen Vorgängern allein unterſcheidet, iſt die Energie, mit der er zu Werke ging. Daß er durch Uebereilung an ſich guter Neuerungen dem Staate geſchadet habe, iſt eben ſo zweifelhaft, als es gewiß iſt, daß er durch ſeinen Arbeitseifer ſeiner Geſundheit geſchadet und ſeinen frühen Tod herbeigeführt hat.

Der neue Generalſtatthalter hatte ſich mit den Verhältniſſen kaum bekannt gemacht, als

der zweite Krieg mit den Sikhs ausbrach. Die Schlacht von Gudſcherat machte dem Reich Rundſchit Sing's ein Ende, das Fünfſtromland wurde den britiſchen Beſitzungen einverleibt und Dalhouſie troſ nun die vortrefflichen Einrichtungen, denen es hauptſächlich zu verdanken iſt, das jenes wichtige Gebiet an dem Aufſtande der Sipahis keinen Antheil nahm. Seine Erhebung zum Marquis, der nächſten Stufe nach dem Herzog, war eine gerechte Belohnung ſeiner Verdienſte. Das Pendſchab ward das erſte der vier Königreiche, um die Dalhouſie das engliſch-oſtindiſche Reich während ſeiner Amtsverwaltung bereichert hat. Die andern ſind Pegu, Audh und Nagpur. Pegu wurde in einem Kriege erobert, den die Birmanen durch ihren Uebermuth und ihre Treuloſigkeit leichtſinnig heraufbeſchworen hatten, die Einverleibung von Audh und Nagpur erfolgte auf friedlichem Wege. Die Einziehung von Audh hat, der Folgen wegen, den härteſten Tadel gefunden. Angeſichts der faſt zahlloſen bewaffneten Schaaren, die aus Audh den Rebellen zuſtrömten, hat man nicht Worte genug finden können, Lord Dalhouſie's Ungerechtigkeit gegen Audh zu bellagen. Er handelte nichtsdeſtoweniger bloß ſo, wie die politiſche Nothwendigkeit es ihm gebot. Jenes Königreich war für die ſchlimmſten Mörder- und Räuberbanden ein unerreichbarer Zufluchtsort, und es brachen dort von Zeit zu Zeit Glaubenskämpfe aus, die um ſo häufiger wurden, je unumwundener die dortigen Herrſcher an ihnen Antheil nahmen. Dieſen Herd von Verbrechen und Religionsunruhen unſchädlich zu machen, hielt Lord Dalhouſie für ſeine Pflicht. Aus der Denkſchrift, die er über ſeine Verwaltung in Indien veröffentlicht hat, geht unwiderleglich hervor, daß er auf dieſe Einverleibung wie auf die übrigen, zu denen noch Sattara, Dſchanſi und Berar gehörten, mit Stolz blickte.

Vom unzweifelhafteſten Werthe ſind ſeine Friedensarbeiten für Indien. Führte er in dieſer Hinſicht Manches aus, was ſeine Vorgänger für ihn vorbereitet hatten, ſo legte er auf der andern Seite den Grund zu vielem Neuen, das er zum Theil unvollendet verlaſſen mußte. An beide Arten von Arbeiten ging er mit der ihm eigenen Kraft und gönnte weder ſich ſelbſt noch ſeinen Gehilfen die nöthige Ruhe. Er eröffnete den Gangescanal, die größte künſtliche Waſſerſtraße der Welt, und führte den Pendſchabcanal wie mehrere Flußreinigungen und Bewäſſerungsanſtalten weiter. Ueber eine Strecke von 4000 engliſchen Meilen ſpannte er Telegraphendrähte und begann die erſten Eiſenbahnen. 2000 engliſche Meilen betrugen die mit allen erforderlichen Brücken verſehenen Straßen, die er in allen Hauptrichtungen des Verkehrs baute. Durch ihn wurde Indien mit den Vortheilen des neuen engliſchen Poſtſyſtems belannt gemacht. Bis auf ſeine Verwaltung koſtete ein Brief, der die weiteſte Entfernung zurückzulegen hatte, 12 Pence, jetzt wird er von Hurdwar bis zum Cap Comorin, von Rangun bis Karratſchi für ¾ Penny befördert. Lord Dalhouſie organiſirte ferner einen eigenen Dienſtzweig der öffentlichen Arbeiten, wie einen geſetzgebenden Rath, und führte in die Civilverwaltung viele Verbeſſerungen ein, wie auch Reformen im Schulweſen und in der Behandlung der Gefangenen von ihm datiren. Den Vorurtheilen der Hindu trieb er zwei neue Stacheln in die Seiten, indem er die Rechtsnachtheile aufhob, welche bis dahin jeden Uebertritt zum Chriſtenthum begleiteten, und den Wittwen die Wiederverheirathung erlaubte.

Da Lord Dalhouſie den bureaukratiſchen Geſchäftsgang möglichſt verließ und auf perſönliche Berührungen mit der Bevölkerung das größte Gewicht legte, ſo bürdete er ſich Mühen auf, denen kein menſchlicher Körper gewachſen iſt. Ein Aufenthalt auf einer Geſundheitsſtation des Himalaya hatte die gehoffte Wirkung nicht. Im Begriff, um ſeine Entlaſſung zu bitten, ließ er ſeine Gattin, die vom Klima noch mehr als er gelitten hatte, nach Europa vorausgehen. Sie ſtarb auf dem Meere, und die Zeitungsausrufer von Calcutta waren es, durch die der Lord die erſte Nachricht erhielt, welch ein erſchütternder Verluſt ihn getroffen habe. Er blieb noch ſo lange in Indien, als nöthig war, um die in England beſchloſſene Einverleibung von Audh durchzuführen. Dieſe Maßregel war die letzte, die von ſeiner Hand geleitet wurde. Im Februar 1856 war ſie vollendet, im März deſſelben Jahres ſchiffte er ſich in Calcutta ein. Lord Canning war ſein Nachfolger.

Er hatte die glänzenden Erwartungen, die man von ihm hegte, ſo erfüllt, daß Jedermann in ihm den künftigen Premier ſah. Leider war ſeine Geſundheit nicht wiederherzuſtellen, und bloß mehrjährige hoffnungsloſe

Leiden erwarteten ihn in England. Ihnen ist er auf seinem schottischen Stammschlosse am 19. December 1860 erlegen. Da er keine Kinder hinterläßt, so fallen seine Güter und Titel seinem Vetter Lord Panmure zu.

Graf Aberdeen.

Die schottischen Gordon's sind eine zahlreiche Familie, unter deren Zweigen der eine nach Huntly, der andere nach Gight benannt wird. Von den Gordon's von Huntly, deren Haupt der Herzog von Gordon ist, stammte Graf Aberdeen, zu den Gordon's von Gight gehörte Lord Byron. Die Adelstitel der Gordon's sind außer dem herzoglichen, der den Familiennamen beibehält, Graf Formartine, Lord Haddo, Lord Methlic, Lord Tarves und Lord Kellie. George Hamilton Gordon, der spätere Lord Aberdeen, wurde am 28. Januar 1784 in Edinburgh geboren. Kurze Zeit nach seiner Geburt sah sich die Mutter Byron's genöthigt, ihre Güter zu verkaufen, um die Gläubiger ihres verstorbenen Gatten bezahlen zu können. Vor dem Verkauf bemerkte man, daß alle Tauben und Reiher die Ländereien von Gight verließen und zu den Gütern der Gordon's von Huntly hinüberflogen. Man meldete dies Lord Haddo, Aberdeen's Vater. „Laßt die Vögel kommen und thut ihnen nichts zu Leide," antwortete er, „denn die Aecker werden bald nachfolgen." Er kaufte sie in der That bald für seinen Sohn an. Dieser wurde, als er das zehnte Jahr erreicht hatte, nach London zu der Herzogin von Gordon geschickt, die für das Haupt der Familie galt. In dem Hause dieser eben so stolzen und starkgeistigen, als witzigen und zungenfertigen Dame versammelten sich die Tories, aber auch viele Whigs gingen aus und ein. Lord Haddo, wie Aberdeen bis zum Jahre 1813 hieß, machte hier die persönliche Bekanntschaft aller der Staatsmänner, die er im Parlament bewunderte. Wilhelm Pitt, Melville, Fox, Burke, Sheridan, Granville, Grey, Whitbread und Wyndham wurden ihm vertraute Erscheinungen. Auf der lateinischen Schule zu Harrow wurde er der Schulfreund von drei künftigen Größen, von Palmerston, Peel und Byron. Von Palmerston fühlte er sich abgestoßen, für Peel und Byron empfand er freundschaftliche Gefühle, die ihm wohl von dem spätern Staatsmann, aber nicht von dem Dichter erwiedert wurden.

Die Hochschule, die er besuchte, war Cambridge. Daß seine Familie von der Torygewohnheit, dem zopfigen Oxford den Vorzug zu geben, abwich, hatte seinen Grund darin, daß Pitt in jener Zeit der Vertreter von Cambridge im Parlament war. Noch als Student trat er in's praktische politische Leben ein, indem er 1801 Lord Cornwallis als Gesandtschaftsattaché nach Paris begleitete. Die damaligen Friedensunterhandlungen, die Basis des Friedens von Amiens, machten ihn mit allen französischen Berühmtheiten, von Napoleon bis auf Fouché abwärts, bekannt. Er konnte sich von diesen Leuten nicht angezogen fühlen. Statt der feinen Manieren der alten Aristokratie Englands fand er bei ihnen einen rohen Cynismus, der ihn mit einem unvertilgbaren Widerwillen gegen das republikanische Wesen erfüllte. Auch seine erste Ehe mit der ältesten Tochter des Marquis Abercorn ging er noch als Student ein und schied erst im folgenden Jahre (1804) als Magister Artium von Cambridge. In demselben Jahre, in dem er seinen Grad erhielt, machte er eine Reise nach Griechenland und kehrte über die Türkei und Rußland zurück. Voll Begeisterung für das classische Land gründete er in London eine athenische Gesellschaft, in die nur solche eintreten konnten, welche Griechenland bereist hatten. In zwei Schriften verwerthete er die Anschauungen, die er gewonnen hatte. Die eine ist eine Kritik von Gell's Topographie von Troja und Ithaka, die andere verbreitet sich über die Idee der Schönheit in der griechischen Baukunst. Byron hat von der ersten Schrift Veranlassung genommen, „dem gereisten Thon, dem Athener Aberdeen," in seinem Spottgedicht: „Englische Barden und schottische Kritiker," einen Platz anzuweisen, und zwar als Genossen des Tempelschänders Elgin, obgleich Aberdeen nie einen Kunstraub begangen hat. In dieser hämischen Verleumdung verräth sich Byron's Groll über den Ankauf der mütterlichen Güter für Aberdeen.

Seine Familienverbindungen verschafften dem gereisten Thon 1807 eine Ernennung zum schottischen Repräsentativpeer. Er stimmte im Oberhause für das Toryministerium, an dessen Spitze der Herzog von Portland war. Drei Jahre lang schwieg er gänzlich, und erst als er 1810 die Antwort auf die Thronrede des Prinzregenten beantragte, hörten die Peers seine Stimme. Jene erste Rede brachte ihm den Ruf eines kaltverständigen Mannes von gemäßigter politischer Gesinnung ein, den er in der That verdiente.

In die großen Geschäfte führte ihn das entscheidende Jahr 1813 ein. Lord Castlereagh übertrug ihm die schwierige Aufgabe, Oesterreich für den Bund gegen den großen Soldatenkaiser zu gewinnen. Nach den Schlach-

ten von Lützen und Bautzen, denen er persönlich beiwohnte, begab er sich nach Wien. Die Verhältnisse begünstigten den Zweck seiner Sendung ausnehmend. Die schlimme Wendung des Kriegs in Spanien, der ganz andere Charakter, den die deutschen Schlachten im Vergleich zu Ulm und Jena annahmen, der Haß des Kaisers und Metternich's gegen Napoleon und vor Allem der unverbesserliche Hochmuth des letztern gaben die Entscheidung, zu der übrigens auch Aberdeen's Gewandtheit und seine Anerbietungen bedeutender Subsidien viel beigetragen haben mögen. Durch die Teplitzer Conferenzen, auf denen er England vertrat, wurde Oesterreich für die gute Sache gewonnen. Er schloß sich nun dem großen Heere an und sah die Schlachten von Dresden, Leipzig und Hanau. In seinem Hause starb der verstümmelte Moreau, mit Wilhelm von Humboldt ritt er über das Leipziger Leichenfeld und nahm bei dem grausigen Anblick einen Abscheu gegen den Krieg in sich auf, der auf die wichtigsten politischen Entschließungen seines spätern Lebens bestimmend einwirkte.

Von dem Schlachtfelde von Hanau eilte er nach Neapel. Der wankelmüthige Murat war leicht zum Eingehen eines Vertrages zu bestimmen, durch den er sich zum Kriege gegen seinen Schwager und Wohlthäter Napoleon verpflichtete. Der Abschluß erfolgte so rasch, daß der glückliche Unterhändler früh genug in der Schweiz eintraf, um sich dem Einmarsch der Oesterreicher in Frankreich anschließen zu können. Er wagte sich mitten in den Kampf hinein und war einmal in der Nähe von Chaumont genöthigt, sich auf's Pferd zu werfen und, französische Reiter dicht auf seinen Fersen, dreizehn Stunden querfeldein bis Dijon zu reiten. Auf dem Congreß von Chatillon vertrat er mit Lord Cathcart und Sir Charles Stewart England und suchte, unterstützt von den österreichischen Diplomaten, Napoleon zu überreden, daß er seinen Thron durch die Abtretung seiner Eroberungen rette. Der Congreß blieb ohne Resultat, der Kampf begann von Neuem, und nicht lange, so zog Aberdeen mit dem österreichischen Vortrabe in Paris ein. Seine Name steht unter dem Pariser Vertrage, der die Bourbons auf den französischen Thron zurückrief. Er unterzeichnete ihn am 1. Juni 1814, und an demselben Tage wurde ihm die Urkunde überreicht, die ihn unter dem Namen Graf Aberdeen — bisher hatte er den Titel Lord Haddo geführt — zum erblichen Peer des britischen Reichs machte. Auch in den Geheimrath wurde er zum Lohn für die diplomatischen Dienste, die er in den Kriegsjahren geleistet hatte, aufgenommen.

Seine erste Frau hatte Graf Aberdeen im dritten Jahre einer glücklichen, aber kinderlosen Ehe verloren. 1815 verheirathete er sich mit der Wittwe des Grafen Hamilton, die ihm vier Kinder schenkte. Er widmete sich jetzt der Landwirthschaft, für die er eigentlich geboren zu sein glaubte, und setzte seinen Stolz in die Verbesserung seiner Güter und in die möglichste Verbreitung jener neuen Methoden, aus denen nach und nach eine Revolution des Ackerbaues und der Landwirthschaft hervorgegangen ist. Im Oberhause stimmte er regelmäßig mit den Tories und ließ sich sowohl gegen die Aufhebung der Kornzölle und die Emancipation der Katholiken, als gegen die Anerkennung der südamerikanischen Republiken und die ganze auswärtige Politik Canning's vernehmen. Nach vierzehnjähriger Muße trat er, zuerst als Staatscanzler des Herzogthums Lancaster und dann als Minister des Aeußern, in das Wellington'sche Ministerium. Jetzt half er die Katholikenemancipation durchsetzen und beeilte sich, die Julidynastie anzuerkennen. Dieser letzte Schritt war keine Inconsequenz und entsprang vielmehr seinem Grundsatze der unbedingtesten Nichteinmischung in fremde Angelegenheiten, den er aus Abscheu vor dem Kriege angenommen hatte. Demselben Grundsatz war er treu, als er sich einem Vorgehen gegen Dom Miguel, den er übrigens so wenig liebte, daß er ihn im Oberhause ein Scheusal neuer Art nannte, und dem Vierbund zur Erhaltung Donna Isabella's auf dem spanischen Thron widersetzte. Nachdem Wellington dem Grafen Grey Platz gemacht hatte und die Parlamentsreform ausgeführt worden war, kehrte Aberdeen als Colonialminister 1834 in's Amt zurück und erwarb sich durch seine duldsame Haltung bei den Debatten über die politische Gleichstellung der verschiedenen Secten der Dissenter die Achtung seiner ehemaligen Gegner von der liberalen Partei. Weniger glücklich war er bei dem schottischen Kirchenstreite. Grade sein ausgleichender Vorschlag, das Patronatsrecht zwar aufrecht zu erhalten, aber das Recht der Gemeinde anzuerkennen, indem man ihr ein Veto einräume, führte eine Spaltung und das Entstehen einer sogenannten freien Kirche herbei.

An dem berühmten Ministerium Peel's, das den Korngesetzen den Todesstoß gab, nahm Graf Aberdeen wieder Antheil. Abgesehen von seiner Unterstützung der volkswirthschaftlichen Reform erwarb er sich das persönliche Verdienst, den Streit mit Nordamerika wegen des Oregongebiets zu schlichten. Etwa einen Monat nach dem Vertrage, der dieses Resultat herbeiführte, legten er und seine Amts-

genoſſen ihre Stelle nieder (3. Juli 1846). Er zog ſich in die Oppoſition zurück, obgleich Lord John Ruſſell ihm ein Miniſterium angeboten hatte. Aber auch mit den Tories verband er ſich nicht wieder und hatte 1851 für alle Anerbietungen Lord Derby's kein Ohr. Als Haupt der liberal-conſervativen Partei bildete er im folgenden Jahre ein Coalitionsminiſterium. Der ſpöttiſche Name des Miniſteriums aller Talente, den man demſelben gegeben hat, paßt auch im Ernſte. Die erſten Talente der Mittelparteien, Sir James Graham und Gladſtone, Lord John Ruſſell und Lord Lansdowne, Lord Palmerſton und Sir William Molesworth waren um Aberdeen als Premier vertreten, und ſelbſt Cobden war ein Platz zugedacht, den er freilich nicht annahm. Der gut gemeinte Gedanke, die Parteien durch dieſes Coalitionsminiſterium zu verſöhnen, verwirklichte ſich nicht. Die Parteien wollten ſich nicht verſöhnen und ihre im Miniſterium vertretenen Führer halfen zum Theil ſelbſt dazu, daſſelbe zu ſprengen. Unter dieſer Verwaltung „trieb England in den Krimkrieg hinein.“ Die in Häkchen eingeſchloſſenen Worte rühren von Aberdeen ſelbſt her und bezeichnen die Lage, in die er bei den orientaliſchen Streitigkeiten mehr und mehr hineingerieth. Er wollte den Frieden erhalten und hoffte faſt bis zum letzten Augenblick auf einen günſtigen Erfolg ſeiner Vermittlungsverſuche. Dank ſeiner Verblendung mußte England am Ende unvorbereitet in den Krieg und verlor dadurch ein ſchönes Heer, das in der Krim nicht vor dem Schwert des Feindes, ſondern vor Drangſalen und Entbehrungen wie Schnee an der Sonne hinwegſchmolz.

Roebuck's Antrag, zu erklären, daß die Nachläſſigkeit des Miniſteriums die Unfälle in der Krim herbeigeführt habe, wurde vom Unterhauſe angenommen und trieb Aberdeen aus dem Amte (1. Februar 1855). Man ſchleuderte ihm den Vorwurf nach, daß er der ruſſiſchen Despotie zu Gefallen den Kampf habe vermeiden wollen, aber er lebte noch lange genug, um die Ueberzeugung durchdringen zu ſehen, daß man in der Krim napoleoniſche und nicht engliſche Politik getrieben habe. Sein öffentliches Leben war nun beendet. Was er bei Hofe wirkte, entzog ſich der Aufmerkſamkeit, im Parlamente ſprach er ſelten, obgleich die Peers jeder ſeiner Reden mit einer Aufmerkſamkeit lauſchten, die manchem beſſern Redner nicht zu Theil wurde. Die Schwächen des Alters ſtellten ſich bei ihm ein, und von 1859 an lebte er beſtändig in London, um gleich ärztlichen Rath bei der Hand zu haben. Sein Tod erfolgte am 14. December 1860.

Einem Nachruf der Times entnehmen wir die folgende Charakteriſtik: „Lord Aberdeen gehörte zu jener Claſſe von Staatsmännern, welche groß ſind, ohne glänzend zu ſein, ohne Ehrgeiz Ehrfolge erringen, ohne Beredtſamkeit berühmt werden, die, obgleich liberal, nie volksbeliebt ſind und die auch außer Amt und Würden ihren Einfluß behalten. Er war gediegen ohne Schein. Zurückhaltend von Natur, ſeiner Gewohnheit nach arbeitſam und zum Studium geneigt, von wählerigem Geſchmack, vor dem Publicum weder glänzend noch zu glänzen verſuchend, zeigte er ſich im Privatleben am vortheilhafteſten, und es war auch größtentheils ſein geſelliger Einfluß, auf den ſein Ruf und ſeine politiſche Macht ſich gründete. Zur Pairie geboren und unter Pitt gebildet, beſtand er frühzeitig ſeine politiſche Lehrzeit; er war der Genoſſe von Miniſtern und der Freund von Königen. Den Herzog von Wellington ausgenommen, war er mit mehr europäiſchen gekrönten Häuptern vertraut, als irgend ein Staatsmann ſeiner Zeit. Bis zuletzt blieb er ein einfacher Landedelmann, war auf die Verbeſſerung ſeiner Aecker ſtolz und leugnete, daß die Politik ſein Beruf geweſen ſei. Seine Freunde kannten ihn aber beſſer und würdigten ſeinen klaren Kopf, ſein tolerantes Gemüth, ſeine große Erfahrung und ſeine Biederkeit. Sie ſuchten bei ihm Rath und Beiſtand, ſo daß er gewiſſermaßen wider ſeinen Willen in die amtliche Laufbahn eintrat und ſie dann auch ohne Bedauern verließ. Aber auch als er ſich ſchließlich in's Privatleben zurückzog, hörte er nicht ganz zu regieren auf. Seine Stellung bei der Königin glich derjenigen, welche einſt Lord Melbourne bei ihr eingenommen hatte. Sie war mehr die eines Lehrmeiſters als eines bloßen Rathgebers. Einem Fremden erſchien Aberdeen kalt und unangenehm, da alle ſeine Manieren mehr oder weniger mit Strenge gefärbt waren, doch feſſelte er auch den Unempfindlichſten durch ſein Geſpräch, und wenige Männer waren in der Frauengeſellſchaft lieber geſehen. So war er im politiſchen Leben nicht ehrgeizig, nicht beredt, hatte keines jener Vorurtheile für ſich, die zu den Parteibanden gehören, und machte keine große Figur. Gleichwohl ſtieg er zu den höchſten Staatsämtern empor; außerhalb des Amtes beſaß er mehr Anſehen als das halbe Cabinet, und wenn ſeine Meinungen nicht ſogleich Eingang fanden, ſo wurden ſie doch immer geachtet und pflegten ſchließlich zu triumphiren.“

Die gezogenen Handfeuerwaffen.

Unter den Gegenständen des allgemeinen Gebrauches ist wohl keiner, der in der neuern Zeit einer vollständigern Umänderung unterlegen hat, als unsere Handfeuerwaffen. Mit beschleunigter Eile sind sich in diesem Jahrhundert die Verbesserungen gefolgt, welche eine Schwierigkeit und Schwerfälligkeit im Gebrauche des Gewehrs nach der andern hinwegräumten und heute stehen wir gewissermaßen fertig in einem völlig veränderten System und werden bald auf das glatte Infanteriegewehr mit demselben mitleidigen Lächeln zurückblicken, mit dem der Eisenbahnreisende sich der ehemaligen Postanstalten vergleichend erinnert. Tauchen auch noch heute neue Erfindungen auf, welche uns im Gebrauche der Schußwaffen immer noch einen Schritt weiter zu bringen scheinen, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß wir doch den Grenzen ziemlich nahe stehen, welche der Verwendung der Feuerwaffen durch die Gesichtsweite des menschlichen Auges gesteckt sind. So kann es sich nur noch um Verbesserung in Nebendingen handeln, während die Hauptprincipien als fest gewonnen anzusehen sind. Dies gilt vor Allem von den Gewehren, während die Geschütze die Stadien des Ueberganges noch nicht vollständig durchlaufen haben.

Hatten wir in einem früheren Aufsatze in diesen Blättern (vergl. I. 525) den heutigen Standpunkt der Geschütze beleuchtet, so wollen wir in den folgenden Zeilen versuchen, dem Leser ein Bild der gezogenen Handfeuerwaffen zu geben, wie es sich nach dem heutigen Standpunkte der Technik und des Gebrauchs gestaltet hat, wobei wir uns an das Endresultat der heute giltigen Systeme halten und die bereits wieder verlassenen Einrichtungen nur beiläufig der Vollständigkeit wegen erwähnen.

Da wir nicht ausschließlich für Fachmänner schreiben, werden wir zugleich jene Einzelheiten übergehen, welche nur für jene von Bedeutung sind und dafür das Charakteristische hervorheben, um einen Rahmen zu liefern, in welchen der Nichttechniker neu Erscheinendes leicht einzufügen im Stande ist.

Wir setzen die allgemeine Kenntniß des Gewehrs in seinen Hauptbestandtheilen als bekannt voraus. Wie alle Gebrauchsgegenstände hat es seine Zeiten bleibender Beschaffenheit, wie solche vorgehender Verbesserungen gehabt. Zu den ersteren gehört der mit den militärischen Ereignissen verglichene lange Zeitraum vom Jahre 1718 bis 1815. Nachdem im erstgenannten Jahre durch den „alten Dessauer" der hölzerne Ladestock durch den dauerhaften eisernen ersetzt worden war, blieb das Soldatengewehr im Wesentlichen hundert Jahre hindurch unverändert und das 1777 in Frankreich construirte Gewehr blieb selbst durch die langjährigen Napoleonischen Kriege hindurch, allenthalben nachgebildet, das Hauptmodell für diese Waffe, das selbst den Anforderungen des großen Schlachtenkaisers gegnügt zu haben scheint. Die reichen Erfahrungen der letztgenannten Kriegsepoche und die nach dem zweiten Pariser Frieden eintretende Friedensperiode gaben indessen Veranlassung und Gelegenheit, der Hauptwaffe der Infanterie erneuerte Aufmerksamkeit zuzuwenden, ein Streben, welches durch die Vervollkommnung der Technik überhaupt wie durch die tiefer gehende Bildung der Officiere auch in den niedern Graden reichliche Nahrung fand. Das neue Kriegssystem des Kaisers Napoleon I., welches mit Beseitigung der Linearaktik Friedrich's des Großen das Schützen- oder Einzelgefecht in den Vordergrund geschoben hatte, führte auf den naheliegenden Gedanken, der durch die neue Fechtart gewährten Selbstthätigkeit und Unbehindertheit des Soldaten dadurch zu Hilfe zu kommen und sie gewissermaßen zu gipfeln, daß man dem Soldaten ein Gewehr von möglichster und zuverlässigster Leistungsfähigkeit in die Hand gäbe.

Hatte man sich doch der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß selbst im zerstreuten Schützen- oder Blänkergefecht, wo doch der Soldat den freiesten Spielraum im Schießen hatte, die Treffresultate der Soldatenflinte erstaunlich gering seien, und als ein wahrhaft beklagenswerther Uebelstand dieses Gewehrs mußte es außerdem noch erscheinen, daß nachtheilige Witterungseinflüsse, wie Schnee und Regen, wegen Durchnässung des Zündkrautes die Benutzung des Gewehrs als Schußwaffe oft ganz einzustellen geboten hatten. Die Reiterei erhielt unter solchen Verhältnissen ein großes Uebergewicht und in den Schlachten bei Eylau und Dresden bluteten Tausende von Infanteristen fast

wehrlos unter den Schlägen der feindlichen Reiterklingen; stand keine Reiterei gegenüber, dann mußte man zum Gebrauch des Bajonets und Kolbens schreiten, wie in der Schlacht an der Katzbach und bei Groß-Beeren, und sich einer ähnlichen Kampfweise wie unsere Vorfahren mit der Keule bedienen.

Unter solchen Umständen war es ein großer Fortschritt, daß Josef Egg in London 1818 die Zündhütchen erfand. Die Franzosen construirten dazu ein Schloß, welches im Stande war, die Entzündung des Knallpulversatzes des Zündhütchens auf die der Pulverladung des Gewehres zu übertragen, und so verschwand zwischen 1830 und 1840 die zeitherige Zündmethode mittelst Zündkraut und Feuerstein vollständig aus der Armatur der bedeutendern europäischen Heere, der neuen Zündung durch Percussion Platz machend, welche bei jeder Witterung ein sicheres Abschießen des Gewehres zuließ. Eine ähnliche Einrichtung erfand Console im Jahre 1835, welche in der Hauptsache auf denselben Principien beruhend zur Einführung des sogenannten Console'schen Gewehrschlosses in der österreichischen Armee Veranlassung gab, nachdem dasselbe durch den Feldmarschallieutenant Augustin einige praktische Verbesserungen erfahren hatte.

War nun auf diese Weise das sichere Abschießen des Gewehrs unter allen Verhältnissen gesichert, so bot dagegen die Besiegung des zweiten ungünstigen Elements, die der geringen Trefffähigkeit des zeitherigen Gewehrs, weit größere Schwierigkeiten. Anfänglich suchte man die Beseitigung derselben durch eine möglichst genaue Anfertigung von Gewehr und Kugel, besonders durch eine subtile Einrichtung der Visireinrichtungen (Visir und Korn) zu erlangen, doch mußte jedem Unbefangenen klar werden, daß die geringe Trefffähigkeit des glatten Gewehrs in der Natur dieses Gewehrs selbst begründet sei. Die Quelle des Uebels liegt in dem sogenannten Spielraum, d. h. jener Differenz zwischen dem Durchmesser der Kugel und des Flintenlaufes, welcher sich nothwendig macht, um die Kugel schnell, und ohne daß sie durch die Stöße des Ladestocks zu sehr defigurirt werde, den Lauf des Gewehrs hinabgleiten zu lassen.

Da das Pulver nach jedem Schusse mehr oder weniger festen Schmand oder Schleim, nach dem technischen Ausdrucke Rückstand genannt, zurückläßt, so würde bei dem Mangel eines Spielraums nach mehreren Schüssen durch Anhäufung dieses Rückstandes der Lauf sich so verengern, daß ein Laden des Gewehrs ohne vorhergehende Reinigung gar nicht mehr möglich wäre, eine Manipulation, die im Gefechte natürlich nicht ausführbar ist. Endlich können weder Kugel, Patrone noch Gewehr so mathematisch genau hergestellt werden, daß ein Spielraum ganz zu entbehren wäre. Er ist somit ein nothwendiges Uebel, dessen nachtheiliger Einfluß sich besonders darin ausspricht, daß das Geschoß nicht in der Richtung der Rohraxe (Seelenaxe) durch den Druck der entwickelten Pulvergase central, sondern gewöhnlich unter einem Winkel gegen die Rohraxe vorwärtsgetrieben wird und unter einer nicht zu beherrschenden Abweichung nach oben oder unten oder nach einer Seite das Rohr verläßt. Hiernächst wird das Geschoß durch die Stöße des Ladestocks beim Aufsetzen auf das Pulver mehr oder weniger verunstaltet, dadurch sein Schwerpunkt aus dem Centrum oft seitwärts verrückt und hierdurch nach den Gesetzen der Bewegungslehre die Kugel nach derjenigen Seite hin zu einer Abweichung veranlaßt, auf welche der Schwerpunkt getrieben worden ist. Endlich ist nicht unerwähnt zu lassen, daß beim Laden das Pulver nicht ein Mal wie das andere Mal durch die aufgesetzte Kugel zusammengedrückt wird, daß mithin Entzündung und Verbrennung der Pulverladung je nach dem Grade ihrer Zusammenpressung nicht gleichmäßig ausfallen, daß daher die daraus resultirende Verschiedenheit in der Gasspannung des Pulvers dem Geschosse auch verschiedene Geschwindigkeit und Schußweite mittheilt. — Alle diese Uebelstände lassen sich zwar durch eine möglichste Verringerung des Spielraums und zum Theil durch Verstärkung der Ladung in etwas ausgleichen, aber nie vollständig aufheben, und so erklärt es sich vollständig, daß über 150 Schritt hinaus ein einzelner Mann nicht mehr mit Sicherheit getroffen werden konnte, ja daß über 300 Schritt selbst gegen feindliche Massen die Wirkung eine zweifelhafte blieb. Endlich unterliegt die Kugelgestalt des Geschosses während seines Fluges auch nachtheiligen und immer wachsenden Gegenwirkungen des Luftwiderstandes, welche die Kugel endlich matt und langsam machen und ihr so die zum Tödten nöthige Percussionskraft rau-

ben, welche ein Product des Gewichts des Geschosses und seiner Endgeschwindigkeit ist. —

Um daher eine größere Schußweite, Treffsähigkeit und Percussionskraft zu erzielen, richtete man bei der Construction der Gewehre schon frühzeitig sein Augenmerk darauf, den Spielraum der Kugel möglichst aufzuheben, aus welchem Streben die zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts erfolgte Erfindung der gezogenen Kugelbüchse hervorging. Man glaubte damals indessen noch nicht, von der Kugelgestalt des Geschosses abweichen zu dürfen, sondern lediglich in der Veränderung des Rohres die Abhilfe suchen zu müssen und versah zu diesem Zwecke die innere Rohrfläche, die sogenannten Seelenwände, mit eingefeilten Längeneinschnitten oder Zügen, vom Pulversacke bis zur Mündung reichend, umhüllte die Kugel, welche mit ihrem Durchmesser dem des Rohres ziemlich gleich kam, mit einem gefetteten Stück Leinen oder Barchent, dem Pflaster, das mittelst seiner Geschmeidigkeit ein erleichtertes Hinabstoßen der Kugel zuließ, mit seinen Falten die Züge ausfüllte und so den Spielraum aufhob. Immerhin blieb aber der Nachtheil des Defigurirens der Kugel und der hieraus entspringende ungünstige Einfluß auf die Rotation bestehen, bis man einen weitern Schritt that, und von der zeitherigen graden Führung der Züge auf eine gewundene Gestalt derselben überging. Diese spirale Windung der Züge oder der Drall derselben, der das Rohr gleichsam als eine flachgeschnittene Schraubenmutter erscheinen läßt, durch welche die Kugel als Schraubenspindel hindurchgetrieben wird, theilt dem Geschoß die Fähigkeit mit, auch während seines Fluges die im Rohre ihm ertheilte schraubenförmige Drehung beizubehalten, doch nur wenn man die Kugel so groß macht, daß sie beim Laden mit ihrer Peripherie seitwärts in die Züge tritt. Es gründet sich diese Neigung auf das Beharrungsvermögen der sogenannten Rotationsaxe, ein Naturgesetz, von dem wir in der Drehung des Kreisels die natürlichste Anschauung empfangen. Diese fortgesetzt drehende Bewegung der Kugel überwindet leichter die Luftwiderstände und gibt somit eine größere Schußweite; auch kann durch den aufgehobenen Spielraum kein Pulvergas verloren gehen, endlich muß das Geschoß der Rohraxe ohne Anschläge im Rohre folgen, also nicht bloß weiter, sondern auch sicherer fliegen.

Die erlangten Treffresultate wurden durch diese Verbesserungen des Gewehrs von 200 auf 600 Schritt hinausgerückt, doch fand die Büchse, welche bald mit Vorliebe von den Waidmännern, ja von der ganzen germanischen Nation ergriffen ward, nur eine beschränkte Anwendung in den Armeen, da die Ladeweise zu künstlich und langsam vor sich ging; die Kugel konnte nur mit Kraftanstrengung mittelst Hammer und Ladestock mühsam in den Lauf getrieben werden; aber diese gezogene Pflasterbüchse, welche merkwürdigerweise fast 200 Jahre unverändert blieb, ward der Gegenstand, auf welchem sich die Verbesserungen der Neuzeit erfolgreich und mit Schnelligkeit aufbauten. —

Delvigne, ein französischer Officier, war der Erste, der im Jahre 1828 mit der Idee hervortrat, die eigenthümlichen Vorzüge des glatten Gewehrs mit denen des gezogenen zu verbinden, indem er den Spielraum und die leichte Ladeweise des ersteren auf das letztere übertrug, ohne die übrigen Eigenthümlichkeiten der Büchse aufzugeben. Diese Eigenschaften des Gewehrs vermittelte er dadurch, daß die Kugel mit Spielraum ganz wie beim glatten Gewehr geladen und ihr erst am Boden des Laufes angekommen die Fähigkeit mitgetheilt wurde, in die Züge zu treten und diese wie bei einer Büchse hermetisch zu schließen. Zu diesem Zwecke versah Delvigne

Fig. 1.

Delvigne's Kammer.

sein Gewehr in der den Lauf abschließenden Schwanzschraube (Fig. 1.) mit einer Kammer a, d. h. einer kleinen tiefen Verengung,

in welcher die Pulverladung Aufnahme fand, ohne von dem daraufgesetzten Geschoß b berührt und zerstampft werden zu können. Die Kammer schloß sich mit einer scharfen Kante oder bei später verbesserten Kammergewehren mit einer Ausdrehung an die Rohrwände an. Dieser gebildete Absatz über dem Pulver hatte vorzüglich den Zweck, der Kugel beim Aufsetzen mit dem Ladestock einen Widerstand an ihrer untern Fläche entgegenzusetzen, so daß sie genöthigt ward, sich seitwärts auszubreiten und die Züge auszufüllen. Sie ward gleichsam gestaucht und breit gedrückt. — Zeigte die durch diese erste Erfindung noch nicht beseitigte Deformirung des Geschosses sich als ein wesentlicher Nachtheil derselben, so war doch der Grundgedanke Delvigne's ein vorzüglicher, der ihm das Verdienst der Urheberschaft aller spätern Verbesserungen sichert; er war der Erste, der das gezogene Gewehr zum universellen Gebrauch befähigte.

Denselben Gedanken suchte im Jahre 1832 ein braunschweigischer Officier, Oberst Berner, auf einem andern Wege zu verkörpern, der ebenfalls Eingang in einigen Armeen fand, jetzt aber wieder verlassen worden ist. Berner construirte das sogenannte Ovalgewehr, ein gezogenes Gewehr mit zwei diametral gegenüberstehenden Zügen, die am Pulversack am tiefsten waren, sich nach der Mündung zu aber so abflachten, daß sie hier ganz unsichtbar wurden und der Mündung ein ovalartiges Ansehen gaben. Um das Gewehr zu allgemeiner Verwendung sowohl als Flinte wie als Büchse zu befähigen, ließ Berner zwei Gattungen von ovalen Kugeln mitführen, nämlich Rollkugeln und Paßkugeln, wovon erstere wie gewöhnliche Flintenkugeln, letztere wie Büchsenkugeln mit einem Pflaster geladen wurden. Zwar ward dieses Gewehr bei der braunschweigischen Infanterie und mit einigen Modificationen in der Geschoßgestalt auch als sogenannte zweizügige Büchse in England und Rußland eingeführt, doch ist man allenthalben davon wieder abgegangen, da es als glattes Gewehr zwar mehr leistete als die zeitherigen Gewehre solcher Art, als gezogenes Gewehr aber alle Nachtheile des Büchsenfeuers, namentlich allzu langsames Laden, mit sich führte. Auch war das Gewehr als Büchse angesehen zu lang und schwer, und durch das Mitführen von zweierlei Patronen für den Soldaten die Gelegenheit zu störenden Verwechslungen und erschwerter Ausrüstung gegeben. —

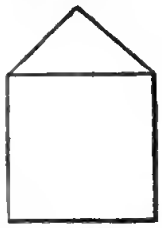
Wichtiger und folgereicher ward dagegen die 1841 von dem schweizer Ingenieur Wild construirte Büchse, bei der ebenfalls noch die Ladeweise mit Rundkugel und Pflaster festgehalten ist, die aber durch rationelle Anwendung einiger wichtigen Principien sich auszeichnet. — Die alte Jägerbüchse hatte zeither immer einen sehr starken Drall verlangt, um die Nachtheile der Defiguration der Kugel durch eine energische schraubenförmige Rotation auszugleichen. Damit nun die Kugel die Züge nicht überspringe, durfte sie von Haus aus nicht zu schnell in Bewegung gesetzt werden, mußte also eine schwache Ladung erhalten. Die dadurch nothwendig eintretende geringe Geschwindigkeit der Kugel bringt natürlicherweise bald deren allmäliges Sinken zur Erde hervor, dem man gegen entfernte Ziele nur durch steile Visirwinkel d. h. sich hoch über den Boden erhebende Flugbahnen begegnen kann. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß eine Kugel um so kräftiger und sicherer trifft, je flacher sie über den Erdboden hinstreicht, und daß sich bei einer solchen Flugbahn alle Irrthümer im Schätzen der Entfernungen des Zieles weniger geltend machen. Wild ging daher von den Grundsätzen aus: 1) seine Kugel beim Laden nicht zu deformiren, 2) daher einen schwachen Drall und eine starke Pulverladung anwenden zu können und dadurch flachere Flugbahnen und einen größern bestrichenen Raum zu gewinnen. Zu diesem Behufe gab er seiner Büchse vierzehn seichte Züge, hämmerte die Kugel nicht ein, sondern übertrug ihre Führung einem leinenen gefetteten Pflaster, verringerte endlich den Drall auf die Hälfte des zeither üblichen Maßes. Nächstdem wandte er stärkere Pulverladungen an, verhinderte deren Zerstampfen durch eine Stellscheibe am Ladestocke, welche die Kugel nur bis zu einer bestimmten Tiefe hinabzudrücken erlaubte, und endlich reinigte er sein Rohr, indem er dem Schützen ein Wasserfläschchen mitgab, dessen Inhalt zuweilen nach dem Laden in das Rohr eingesprützt wurde und den Pulverschleim auflöste. Durch diese Anordnungen erlangte er bis auf 600 Schritt Entfernung einen so flachen und sichern Schuß, wie bisher Keiner erreicht, und sah seine Erfindung durch ihre Einführung in der schweizerischen, würtembergischen, badischen und hessen-darm-

städtischen Armee gekrönt. — Gewiß wäre sie noch weiter verbreitet worden, denn sie ließ sich mit Leichtigkeit auf alle glatten Gewehre übertragen, wenn nicht Thouvenin's gleichzeitige Erfindung, auf die wir weiter unten kommen werden, die Aufmerksamkeit in eine andere Richtung gelenkt hätte. Dennoch sind die Wild'schen Grundsätze noch heute in Geltung, denn der heutige eidgenössische Stutzen (Muster vom Jahre 1850) wie das Jägergewehr (Muster von 1853), beides Gewehrgattungen von höchster Leistungsfähigkeit und daher von großem Rufe in den militärischen Kreisen, sind eigentlich eine Combination des modernen nordamerikanischen Systems gemischt mit Wild'schen Grundsätzen. Das schweizer Gewehr ist zugleich das einzige, welches die Paßkugel- oder Drangladungsmanier früherer Zeit noch aufweist und deshalb ein Unicum, wenn es sich auch der Annahme der Spitzkugeln später nicht entzogen, sondern durch diese hauptsächlich erst seine Bedeutung erhalten hat.

Dies führt uns auf den zweiten Hauptpunkt der modernen Feuerwaffentechnik. Hatte man zeither lediglich an der Construction des Gewehrlaufs experimentirt, so wandte man jetzt sein Augenmerk auf die Gestalt des Geschosses, anfangs ebenfalls nur einseitig, bis man später durch eine Combination beider Gegenstände ihre eigenthümlichen Einwirkungen auf einander berechnen lernte und hierdurch auf den heutigen Standpunkt gelangte.

Auch in dieser zweiten Richtung war es Delvigne, der den Anstoß gab. Bald nach seiner Erfindung des Kammerladungssystems machte er die Bemerkung, daß die Rundkugeln, besonders wenn sie durch das Laden sehr defigurirt worden waren, während ihres Fluges ungleich rotirten, indem alsdann ihre Schwerhälften dem Luftwiderstande verschiedene große Flächen entgegensetzten und in Folge dessen von der Visirebene abwichen. Er construirte daher ein Geschoß, welches aus einem glatten massiven Cylinder bestand, der sich nach oben in einer kurzen kegelförmigen Spitze endigte (Fig. 2). Diese Geschosse erlitten einen weit geringern Luftwiderstand als runde (sphärische) Kugeln, und obgleich sie wegen ihrer größern Reibungsfläche an den Wänden des Rohres sich langsamer in Bewegung setzten und eine geringere Anfangsgeschwindigkeit besaßen, so verloren sie dieselbe dafür nicht so schnell. Das Verhältniß

Fig. 2.



Delvigne's erstes Geschoß.

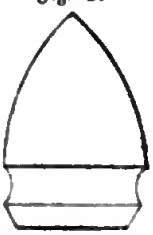
beider Anfangsgeschwindigkeiten ist ungefähr wie drei zu zwei. Während aber die Rundkugel auf 500 Schritt kaum noch ein Brett durchschlägt, so wirkte das Spitzgeschoß noch auf 1200 Schritt tödtend.

Dieses günstige Resultat entspringt zugleich mit daraus, daß die Spitzgeschosse vermöge ihrer Spitze besser die Luft durchschneiden, daß sie vermöge ihrer längeren Anschmiegungsfläche (Führung) im Rohre die Rotation sicherer aufnehmen und diese während des Fluges bewahren, ferner daß man im Stande ist, aus diesem Grunde einen geringern Drall und stärkere Ladungen anzuwenden und somit nicht allein die Anfangsgeschwindigkeiten zu erhöhen, sondern auch die Flugbahnen abzuplatten und die bestrichenen Räume auf dem Terrain zu verlängern. So gewann man gleicherweise an Percussionskraft wie an Treffsähigkeit.

Bald kam man auch darauf, um das Geschoß nicht viel schwerer als eine Rundkugel machen zu müssen, demselben eine große Länge, aber kleine Basis zu geben, wodurch der Stoß der Pulverladung nur um so kräftiger wurde und obige Vortheile einen begünstigenden Zuwachs erhielten. —

Wesentlich verbessert wurden die Leistungen des Delvigne'schen ersten Geschosses durch Capitän Minié 1840, indem dieser dem vordern Theile des Geschosses eine ogivale (Spitzbogen-) Form, dem hintern Theil dagegen die eines umgekehrten, abgestumpften

Fig. 3.

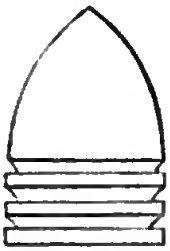


Minié's Verbesserung des Delvigne-Geschosses.

Kegels mittheilte und zwischen beiden Theilen eine Hohllehle anbrachte, in welche ein in Fett getauchtes Band gelegt ward (Fig. 3).

— Ein anderer französischer Officier, Capitän Tamisier, erfand hierauf die Cannelirungen, das heißt ringförmige Einschnitte (Einkerbungen) am hintern Theile des Geschosses, wodurch nicht allein die Reibung des Geschosses in den Zügen vermindert, sondern auch ein sehr praktisches Mittel gewonnen wurde, die Luftwiderstände gegen den hintern, während des Fluges herabhängenden Theil des Geschosses zu reguliren (Fig. 4).

Fig. 4.



Tamisier's Geschoß.

Diese Cannelirungen lassen sich in ihrer Einwirkung auf die Abflachung der Flugbahn mit dem Einfluß vergleichen, den die Federn des Pfeiles auf das Balanciren dieses primitiven Geschosses äußern. In der Theorie kann man sich die Einwirkung der Luftwiderstände in einem einzigen Punkt concentrirt denken, dem sogenannten Widerstandsmittelpunkte, der in den Cannelirungen liegend den Angriffspunkt der Kraft bezeichnet, welche den Schwanz des Geschosses in die Höhe zu heben trachtet. Je entfernter nun dieser Widerstandsmittelpunkt von dem Schwerpunkte des ganzen Geschosses liegt, um so länger wird der Hebelsarm, an dem die Luftwiderstände wirken, mit um so größerer Macht wird das Sinken des Geschoßschwanzes zur Erde verhindert, um so abgeflachter wird die Flugbahn. Man nähert sich in der Praxis dieser Theorie am meisten durch die Anwendung sehr dünner, aber langer, bolzenähnlicher Geschosse und versuchte in diesem Sinne in Nordamerika Geschosse, welche bis sieben Mal so lang als stark waren und in der That mit der Verkleinerung ihres Durchmessers (Calibers) eine stetige Zunahme der Treffweiten aufzeigten. Dieser kleine Caliber führt aber auch noch andere wichtige Vortheile im Gefolge. Da man mit der Länge des Geschosses nämlich an eine gewisse Grenze gebunden ist, über welche hinaus die Reibung des Geschosses an den Seelenwänden zu groß werden und die Arbeitsleistung des Pulvergases zu sehr absorbirt würde, so fallen im Ganzen die bolzenartigen Geschosse mit kleinem Caliber verhältnißmäßig leichter aus, als Rundkugeln und selbst als gewöhnliche Spitzkugeln von stärkerem Caliber.

Je leichter das Geschoß ausfällt, um so leichter und führlicher kann aber auch das ganze Gewehr gebaut werden, oder, wenn man dessen zeitherige Dimensionen beibehalten will, um so stärker darf man die Pulverladung machen, welche als das eigentlich treibende Agens doch immer von der einflußreichsten Geltung für die Schußweiten ist. Auch lehrt die Erfahrung, daß kleine Caliber weniger heftig auf die Schulter des Schützen zurückwirken als große und endlich ist es für den Kriegszweck wohl zu beachten, daß kleine Caliber auch eine leichtere Patrone geben, mithin dem Soldaten, ohne ihn zu überlasten, eine größere Menge Munition in der Patrontasche mitgegeben werden kann, als bei großen Gewehrcalibern.

Die Schweizer waren die Ersten und sind nächst den Nordamerikanern fast die Einzigen geblieben, welche die aus der Länge und Kleinheit des Calibers erwachsenden Vortheile ausgenutzt haben. Indem sie die Pflasterladung, acht flache halbrunde Züge, den mäßigen Drall und die starke Ladung, ferner die Stellscheibe am Ladestock, wie solches Wild angab, beibehielten, führten sie ein Gewehrcaliber ein, dessen Spitzgeschoß (Fig. 5 und 6) nur 0,882 rheinische Zoll im Durchmesser und dabei 1,03 Zoll Länge hat, also 2½ mal so lang als stark ist; sein Gewicht beträgt nur 1 Loth. Das Geschoß wird mit ¼ Loth

Fig. 5.

Geschoß der Schweizerstutzen.

Fig. 6.

Geschoß des schweizer Jägergewehrs.

Pulver geschossen und durch diese verhältnißmäßig starke Ladung, deren schnelles Verbrennen man durch ein lockeres und grobkörniges Pulver beschleunigt, eine sehr große Anfangsgeschwindigkeit erzielt. Dies und die der Balance günstige Bolzengestalt des Geschosses ermöglichen eine solche flache Flug-

bahn des letztern, daß auf 600 Schritt Entfernung der höchste Punkt der Flugbahn sich nicht über 8½ Fuß über den Erdboden erhebt, während die meisten übrigen gezogenen Gewehre auf diese Entfernung 15 bis 20 Fuß, die frühere runde Büchsenkugel sich 32 Fuß hoch erhebt. So ist der Schuß des schweizer Gewehres nicht allein höchst bestreichend, sondern auch sehr sicher, da die Führung des Geschosses auf nur zwei und zwar sehr weit von einander gelegenen größten Kreisen das Rohr tangirt, nämlich oben an der weitesten Ausbauchung des eichelförmigen Kopfes bei a (Fig. 6) und unten an der mit dem Pflaster umhüllten Basis bei b. So ist die Reibung des Geschosses im Rohre in jeder Weise sehr gemindert und das Laden sehr erleichtert, obgleich die Pflasterladung, hier durch ein gefettetes Papier dargestellt, immerhin ein Uebelstand bleibt, welcher die weitere Einführung des Schweizergewehres in andern Armeen verhindert hat. Man glaubt noch immer in den meisten Heeren, daß die Schweizerbüchse wegen der etwas verzögerten Ladeweise beim Massenfeuer, so wie auf lange Infanteriegewehre angewendet, wie sie das zweite Glied zum Anschlagen bedarf, sich nicht praktisch erweisen werde.

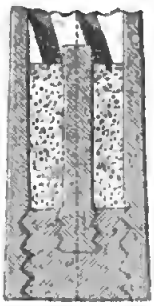
Allenthalben hat man dafür Gewehrsysteme angenommen, welche den Spielraum des Geschosses erst aufheben, nachdem es auf die Pulverladung niedergeschoben worden ist, und zwar lassen sich diese Systeme in vier Hauptgruppen zusammenfassen, je nachdem die Aufhebung des Spielraumes nach vollzogener Ladung durch Aufstauchung, Expansion, Comprimirung und durch Laden des Geschosses von rückwärts erfolgt.

1. Das System der Geschoßstauchung.

Wir haben schon oben erwähnt, daß die von Delvigne erfundenen Kammergewehre die ersten Repräsentanten dieses Systems waren. Sie fanden, noch mit Rundkugeln geladen, ihre erste Einführung in den 1840 vom Herzog von Orleans errichteten französischen Jägerbataillonen (Chasseurs d'Orleans, später de Vincennes) und Nachahmungen in den 1841 eingeführten Kammerbüchsen der österreichischen Jäger, 1842 in Belgien, später in Sardinien bei den bekannten Bersaglieris. In allen diesen Heerestheilen wurde das Kammergewehr später mehr oder minder modificirt, besonders dadurch, daß man durch theils halbkreisförmige, theils conische Erweiterung der Kammermündung eine Art Kugellager bildete, welches die Defiguration der Kugel nach der Kammer zu beseitigte und dem Geschoß eine günstigere Unterlage ertheilte. In Belgien erreichte man dies durch einen von Pontcharra erfundenen Holzpfropf (sogenannten Spiegel), der unter der Kugel in die Mündung der Kammer ganz genau paßte. Außerdem wurde in den meisten dieser Armeen das Verhältniß der Züge besser bemessen, namentlich der Drall kürzer construirt und bei allenthalben später eingeführter Anwendung von Spitzkugeln auch ein sehr günstiges Treffresultat erlangt. Die dem Systeme der Kammergewehre anhaftenden Mängel einer nicht genügenden Ladegeschwindigkeit, einer zu starken Rückwirkung auf die Schulter des Schützen und einer schwierigen Reinigung des Rohres, besonders der Kammer, waren indeß Veranlassung, daß diese Gewehre nicht zur Einführung für die Masse der Infanterie gelangten, sondern auf die leichten Truppen beschränkt blieben und auch von diesen wie in Frankreich, Oesterreich und Belgien wieder verlassen wurden, als spätere Erfindungen auftauchten.

Die wesentlichste Verbesserung in dieser Richtung machte der französische Oberst Thouvenin im Jahre 1844 durch Aufstellung des Princips, daß das Geschoß während der Aufstauchung nicht, wie dies bei den Kammergewehren seither geschehen war, an den Seiten, sondern in der Mitte unterstützt werden müsse, wozu er die Kammer verwarf und dafür auf den Boden des Rohres in der Schwanzschraube einen in der Seelenachse stehenden starken stählernen Dorn oder Stift (tige) einschraubte, über welchen das Geschoß beim Laden durch die Stöße des Ladestockes so aufgestaucht wird, daß das seitwärts ausweichende Blei in die Züge treten und diese ausfüllen muß (Fig. 7). Die hiernach gebauten Gewehre führen den Namen Stift- oder Dorngewehre (in Hannover Pickelgewehre). Der Dorn erhält eine solche Länge, daß er noch ein Stück über das um ihn lagernde Pulver hervorragt und dieses demnach nie von der Basis des Geschosses zerdrückt werden kann. Eine vollständige Verbrennung und gleichmäßige Wirkung des Pulvers ist sonach unter allen Umständen gesichert. Ferner wandte Thouvenin als Ge-

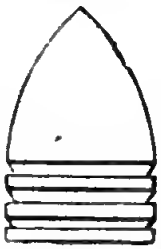
Fig. 7.



Dorngewehr Thouvenin's.

ſchoß nicht die Rundkugel, ſondern das von Delvigne herrührende, von Minié und Tamiſier verbeſſerte cylindro-ogivale Spitzgeſchoß an (Fig. 8), deſſen wir ſchon erwähnten. Um das Spitzgeſchoß beim Aufſetzen mit dem

Fig. 8.



Geſchoß der franzöſiſchen Stiftbüchſe.

Ladeſtock nicht zu defiguriren, erhielt derſelbe an ſeinem Ende eine der Geſchoßſpitze entſprechende Aushöhlung, wodurch bei centralem Aufſetzen des Ladeſtockes auch eine centrale Stellung des Geſchoſſes im Rohre geſichert ſcheint.

Die Dorngewehre erlangten ſchnell eine weite Verbreitung, wozu außer den damit erlangten günſtigen Schießreſultaten nicht wenig der Umſtand beitrug, daß die große Maſſe der vorhandenen Jägerbüchſen und Kammergewehre mit Leichtigkeit und geringen Koſten zu Dorngewehren umgewandelt werden konnte. Man brauchte nur andere Schwanzſchrauben, die mit dem Dorn verſehen waren, einzuſetzen, den Ladeſtock abzuändern und das Spitzgeſchoß ſtatt der Rundkugel anzuwenden und die Umwandlung war fertig. Mit dieſem Beiſpiel ging Frankreich voran, indem es 1846 den ebengenannten Chaſſeurbataillonen Dornbüchſen gab; ihm folgte 1847 Belgien und Preußen, welches ſeine ſeitherigen Pflaſterkugelbüchſen mit dem Dorn verſah; ein gleiches geſchah 1848 in Baiern, Sachſen und Hannover, auch in Braunſchweig, wo man das Ovalgewehr wieder verließ. In Baiern, Sachſen, Hannover und den meiſten norddeutſchen Contingenten wurden ſpäter neue Dorngewehre gebaut und zum Theil für die geſammte Infanterie zur Einführung gebracht, nachdem beſonders die Leiſtungen der ſchleswig-holſteiniſchen Jägercorps, welche mit vorzüglichen Gewehren dieſer Gattung bewaffnet waren, in dem Kriege gegen die Dänen die Aufmerkſamkeit auf die ausgezeichneten Reſultate dieſes Gewehres gelenkt hatten. Auch in Sardinien, Luxemburg und Rußland gelangten Dornbüchſen zur Einführung. Ganz beſonders zeigte ſich die Anwendung des Dorngewehres für die Schußwaffen der Reiterei geeignet, da dieſe Truppe dadurch in den Stand geſetzt wurde, beim Reiten das mit der Mündung herabhängende Gewehr geladen führen zu können, ohne befürchten zu müſſen, daß die Kugel im Laufe vorrolle, wie ſeither geſchehen. Demgemäß fand die mit dem Dorn verſehene Piſtole und der gezogene Dorncarabiner faſt allgemeine Einführung bei der norddeutſchen Cavallerie. Selbſt für glatte Gewehre, wenn ſie ſonſt nicht zu großen Caliber und ausreichende Eiſenſtärken des Laufes beſaßen, zeigte ſich die Möglichkeit ihrer Umwandlung zu gezogenen Dorngewehren ſtatthaft, daher auch Frankreich die glatten, kurzen Carabiner der Fußartillerie in dieſer Richtung abänderte, wie dies auch Preußen 1848 mit ſeinen glatten Feſtungswallflinten ausführte.

Im Ganzen genommen gewährt das Dorngewehr die Vortheile größerer Tragweite und Treffſicherheit, ſo wie einer mehr beſtreichenden Flugbahn des Geſchoſſes als die ſeitherigen Jägerbüchſen und Kammergewehre. Auch kann man mit Vortheil kleine Caliber anwenden, was das Kammergewehr nicht zuläßt, wenn die Kammer nicht zu eng werden ſoll. Als Nachtheile treten hervor: die Schwierigkeiten der Reinigung des Gewehres von Pulverrückſtand, der ſich bei trockenem Wetter gar zu leicht als harte Kruſte um den Dorn anſetzt und das Aufſetzen des Geſchoſſes erſchwert, ferner die doch etwas verzögerte Ladeweiſe, ſo wie der ſtarke Rückſtoß, den das Pulvergas gegen die Schulter des Schützen ausübt, bevor ſich das Geſchoß vom Dorn, auf dem es feſtgekeilt iſt, in Bewegung geſetzt hat. Endlich ſollen auch Fälle des Verbiegens des Dorns vorgekommen ſein,

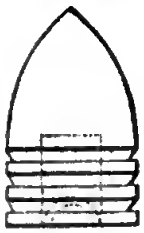
wenn der Schütze in unbequemer Körperstellung, zum Beispiel im Liegen und Sitzen, das Gewehr laden mußte und er die Ladestockstöße nicht in centraler Richtung ausführen konnte, ein Uebelstand, der sich besonders bei langen Gewehren, wie sie die Masse der Infanterie bedarf, aussprach. Es scheint demnach, daß sich das Dorngewehr vorzugsweise für die kurzen Gewehre leichter Truppen, wie ganz besonders für die der Reiterei eignet.

2. Das System der Geschoßexpansion.

Das Eigenthümliche dieses Systems besteht darin, daß das Geschoß beim Abfeuern durch das Pulvergas von innen heraus aufgebläht (expandirt) und hierdurch zum Eintreten in die Züge genöthigt wird, so daß weder eine besondere Kammervorrichtung noch eine Einwirkung durch den Ladestock vorherzugehen hat. Es ist also lediglich das Pulvergas, welches die Functionen der Auseinandertreibung (die sogenannte Forcirung) des Geschosses übernimmt, daher dieses zu diesem Zwecke eine Aushöhlung in der Basis besitzen muß, mittelst welcher das Gas in das Innere eintritt.

Delvigne hatte auch in dieser Richtung den ersten Versuch gemacht, der indessen ungünstige Ergebnisse hatte, da sich die Geschoßaushöhlung mit seinem System der Geschoßstauchung nicht vereinigen ließ und das Geschoß in den meisten Fällen zerrissen wurde. Delvigne verstand es noch nicht, die Pulverkraft für seinen Zweck gehörig zu beherrschen, ein Problem, welches erst 1849 von dem französischen Capitän Minié vollständig gelöst wurde, der, wie wir schon erwähnten, sich bereits durch die Erfindung der Spitzbogen- (ogivalen) Form für Spitzgeschosse vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Er behielt diese Form unter gleichzeitiger Anwendung der von Tamisier vorgeschlagenen Einkerbungen am cylindrischen Theile für sein vorgeschlagenes Geschoß bei und gab letzterm auf seiner Basis eine kegelförmige Aushöhlung, in welche ein kleiner eiserner Treibspiegel (culot) von der Gestalt eines umgedrehten Näpfchens hineingepreßt wurde (Fig. 9). Nach Minié's Theorie, die sich in der Praxis auch bestätigte, mußte das Pulvergas den Culot gleich anfänglich wegen seiner geringen Schwere in das Innere des Geschosses vorwärts treiben, wenn dieses wegen seines größern

Fig. 9.



Französisches Miniégeschoß.

Beharrungsvermögens sich noch nicht im Rohre vorwärts bewegt hatte. Die weichen Bleiwände der Aushöhlung des Geschosses mußten sonach durch den zuerst vorwärtsgehenden Treibspiegel seitwärts aufgebläht und so zum Tangiren der Felder und Eintreten in die Züge veranlaßt werden, worauf das Geschoß in einem etwas spätern Zeitraum, nachdem sein Trägheitsmoment überwunden, durch die Kraft der nunmehr vollständig verbrannten Ladung in der Richtung der Züge sich in Bewegung setzte.

Mit dieser Erfindung vereinigten sich nicht allein die Vorzüge der Zulassung eines großen Spielraumes, und sonach einer erleichterten Ladeweise, sondern auch einer ausreichend bequemen Reinigung des Rohres von Pulverrückstand. Was aber der Einführung des Minié'schen Gewehres vor Allem zu Statten kam, war, daß der Bau des Geschosses den alten Rohrverschluß, die glatte Schwanzschraube, wieder zulässig machte und von der Waffe selbst nichts Neues verlangt ward als einige seichte Züge und eine neue Visirvorrichtung. Unter diesen Umständen konnten die vorhandenen Gewehre mit sehr geringen Kosten und ohne scharfe Caliberrichtung nach dem neuen System umgewandelt werden. Wenn daher Delvigne's und Thouvenin's Systeme der Forcirung des Geschosses durch den Ladestock die erste Epoche der Emancipirung von der frühern Ladeweise bezeichnen, so geschah durch Minié's geniale Construction der zweite wichtige Schritt, indem er die künstlichen Einrichtungen an der Schwanzschraube entbehrlich machte und der treibenden Kraft des Pulvers allein die Forcirung, oder wie es einige Schriftsteller nennen, „die Lieberung" des Geschosses zuwies.

Die mit dem neuen Gewehre in Frankreich zuerst angestellten Versuche ergaben eine weit flachere Flugbahn, größere Tragweite und Treffsicherheit der Geschosse als die von

Delvigne und Thouvenin construirten. Der Grund liegt einfach darin, daß die Aushöhlung des Minié'schen Geschosses den Schwerpunkt desselben mehr nach der Spitze rückt, daher nach unserer früher gegebenen Auseinandersetzung das Geschoß besser balancirt und sonach auch die Flugbahn abgeplatteter werden muß. Ferner ist man im Stande, stärkere Pulverladungen anwenden zu können, ohne den Rückstoß zu vermehren, denn das mit Spielraum aufsitzende Geschoß wird leichter und schneller vom Pulvergas in Bewegung gesetzt als das auf einem Kammerrand oder auf einem Dorn fest aufgestauchte. Stärkere Ladungen geben aber größere Anfangsgeschwindigkeiten, und so wirkt man auch hierdurch begünstigend auf Abflachung der Flugbahn und auf die Tragweite.

Die Nachtheile, welche dem Miniégeschoß anhaften, bestehen in der Schwierigkeit der Geschoßanfertigung und in dem Mangel an Einfachheit des ganzen Geschosses, wozu besonders der Treibspiegel beiträgt, an dessen Beseitigung denn auch mit mehr oder weniger Erfolg experimentirt worden ist. Die Schwierigkeit der Geschoßanfertigung äußert sich besonders darin, daß bei nicht sorgfältig ausgeführtem Gusse das Geschoß im Rohre leicht zerreißt und zwar besonders dann, wenn sich poröse Stellen in der Gegend befinden, wo die Wandtheile mit der Spitze des Geschosses zusammenstoßen, oder überhaupt auch dann, wenn die Geschoßwände nicht stark genug sind oder verschiedene Dicke haben. Versuche in England 1850 zeigten, daß die Spitze und der Treibspiegel zur Mündung hinausfuhren, während der cylindrische Theil im Laufe stecken blieb. Doch hat man die Erfahrung gemacht, daß dieser Uebelstand nicht eintritt, sobald beim Gießen eine möglichst hohe Temperatur des Bleies beobachtet wird. Ein anderer mißlicher Umstand, daß sich nämlich der Treibspiegel mitunter vom Geschosse trennt, sobald dasselbe das Rohr verlassen hat, wodurch vorwärts oder seitwärts stehende Truppen belästigt werden können, ferner das zuweilen vorkommende Umschlagen des Culot in der Geschoßhöhlung, wodurch das Geschoß einseitig aufgebläht und zu einem einseitigen und nicht centralen Gang veranlaßt wird, welcher Seitenabweichungen herbeiführt, ist noch nicht bei allen Gewehren dieser Art mit Sicherheit beseitigt. Doch scheint man dem letztern Uebelstand durch eine zweckmäßige Anordnung der Geschoßhöhlung wie der Form des Culots begegnen zu können.

Die Erfindung Minié's fand zuerst in Frankreich Anwendung, woselbst 1850 vier Infanterieregimenter mit 4000 Stück solcher Gewehre bewaffnet wurden. Wegen ihrer Treffsicherheit erhielten sie den Namen fusils de précision (Präcisionsgewehre), die in ihren Nachahmungen als Miniégewehre, Miniébüchsen ꝛc. in den meisten Armeen Europa's, sonderbarerweise am wenigsten aber in der französischen, Eingang gefunden haben. Der Grund zu letzterer Erscheinung liegt wohl darin, daß sich bei den ersten Gewehren dieser Art das Zerreißen der Geschosse in der eben angedeuteten Weise außerordentlich häufig einstellte, wahrscheinlich begünstigt durch die von Minié bei seinem neuen Gewehr angebrachten Progressivzüge.

Man versteht darunter Züge, die am Pulversack am tiefsten sind und nach der Mündung zu allmälig seichter werden. Minié beabsichtigte damit, einen unbedingt sichern Anschluß des Geschosses an die Züge bei dem Vorwärtsrücken im Rohre herbeizuführen; doch liegt es auf der Hand, daß die Reibung gegen die Außenwände des Geschosses in Progression zunehmen muß, die so weit führen kann, daß die Geschoßwände endlich nicht mehr vorwärts können und am Rohre kleben bleiben, während die Spitze abgerissen und zur Mündung hinausgetrieben wird. Selbst die Anordnung von vier Zügen, überhaupt einer graden Anzahl solcher, scheint nachtheilig eingewirkt zu haben, denn jedenfalls wird die Cohäsion des Bleies der Geschoßwände weniger in Anspruch genommen, wenn, wie es bei einer ungraden Anzahl Züge geschieht, jedem Zuge ein Feld diametral gegenüber liegt, das dem ausweichenden Blei auf der einen Seite sehr bald eine Anlehnung gibt und das Austreten auf der andern begünstigt, als wenn sich Feld und Feld, Zug und Zug diametral gegenüberliegen.

Auch in England, welches bereits im Jahre 1851 Miniégewehre in großen Bestellungen aus Lüttich bezogen hatte, stellten sich die erwähnten Uebelstände und zwar in so erhöhtem Grade heraus, daß man bereits 1853 das neue Gewehr und Geschoß wesentlich abänderte und hierdurch zu der sogenannten Enfieldbüchse gelangte, von der wir weiterhin sprechen werden. Gleichzeitig fand die Einführung des Miniégewehres in Belgien und

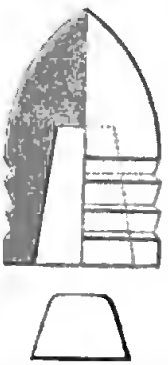
1853 auch in Spanien und in Baden Statt. Im letztern Staate ging man klugerweise zu einer ungraden Anzahl Züge über (fünf), ermäßigte den Spielraum und vergrößerte die Höhe des Treibspiegels, wodurch man so gute Ergebnisse erzielte, daß die übrigen Staaten des achten deutschen Bundesarmeecorps, Würtemberg und Hessen-Darmstadt, mit der Einführung des Miniégewehres folgten; später nahmen auch Kurhessen, Waldeck, Coburg, Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Meiningen, beide Schwarzburg und Nassau dasselbe an. Wichtig war, daß auch Preußen, veranlaßt durch die während des orientalischen Krieges beobachteten Leistungen der gezogenen Gewehre, 1855 und 1856 den großen Schritt that, seine glatten Gewehre in Miniégewehre umzuwandeln, wodurch mit einem Schlage seine ganze Infanterie gezogene Gewehre erhielt, eine Maßregel, die nur vollständig zu billigen ist, da eine sofortige Neubeschaffung von lauter Zündnadelgewehren enorme Kosten herbeigeführt haben würde. Die Miniégewehre sind gegenwärtig für die Bewaffnung der Landwehr bestimmt, während in den Händen der gesammten Linieninfanterie das Zündnadelgewehr ist. Auch in Rußland ist seit dem Krimkriege das Miniésystem zur Einführung gelangt, und so nimmt dasselbe augenblicklich eine bedeutende Stellung in der Bewaffnung der europäischen Infanterie ein. Von sachkundigen Schriftstellern wird als ein Muster dieser Gattung das 1857 in Baden und Würtemberg eingeführte Miniégewehr angeführt, welches den kleinen Caliber von 13,5 Millimeter oder 0,53 Zoll rheinisch hat, wo-

Fig. 10.

Würtembergisches Miniégeschoß.

durch auch dem Geschoß eine lange, bolzenförmige Gestalt gegeben werden konnte (Fig. 10). Das Gewehr hat fünf Züge von geringer und gleicher Tiefe und einen geringen Drall, alles Factoren zu einer günstigen Anfangsgeschwindigkeit, geringen Rotation und abgeflachten Flugbahn der Geschosse. Dem mit der ersten Erfindung verbundenen Uebelstand des Umschlagens des Culots ist dadurch begegnet worden, daß man der Geschoßhöhlung eine sich nach oben verjüngende Form und den Culots eine entsprechend hohe und spitze, zuckerhutartige Gestalt gegeben hat, und dem Herausfliegen des Culots begegnet man dadurch, daß man ihm eine rauhe Oberfläche gibt. In Preußen, wo man das Miniégewehr auf ein schon vorhandenes System glatter Gewehre übertrug, mußte man den Nachtheil mit in Kauf nehmen, daß das neue Geschoß wegen des großen Calibers dieser Gewehre von 0,67 rheinischen Zoll so unverhältnißmäßig schwer wurde (3 Loth), daß man die Kriegsausrüstung des Soldaten von 60 auf 48 Schuß herabsetzen mußte (Fig. 11). Dies ist allerdings ein höchst mißlicher Umstand, der vielleicht in etwas hätte umgangen werden können, wenn man nicht größere Tragweiten als etwa 600 Schritt angestrebt hätte. So wollte man die Schußweiten aber dem des Zündnadelgewehres möglichst annähernd herstellen, was man bei den großcalibrigen Gewehren nur durch schwere Geschosse und starke Ladungen erzielen konnte. Sicher ist, daß es immer schwer ist, ein schon vorhandenes Gewehr nach einem neuen System umzumodeln, und daß die ganze Maßregel eben nur ein Aushilfsmittel sein sollte.

Fig. 11.



Preußisches Miniégeschoß.

Es liegt in der Natur der Sache, daß man bei längerm Gebrauch der Gewehre Minié'schen Systems sehr schnell zwei Beobachtungen machte, welche von wesentlichster

Bedeutung waren, einmal die der rapiden Einwirkung des Pulvergases auf die Geschoßhöhlung, das andere Mal des großen Einflusses, den die Gestalt des Culots äußerte. In letzterer Beziehung schien die Bedingung einer völlig normalen Construction, Anfertigung und Zusammensetzung der beiden Geschoßtheile um so schwieriger zu erreichen, auf je kleinere Caliber, das Streben der Neuzeit, sie angewendet wurde. Gußfehler des Geschosses, verschiedene Dicke der Bleiwände, ein irreguläres Eindringen des Treibspiegels in's Innere, die schwachen Verbindungsstellen der massiven Spitze mit dem hohlen Theile, Alles dies gab Veranlassung, auf einen Wegfall des Treibspiegels zu sinnen und einer Verzerrung des Geschosses dadurch vorzubeugen, daß man das Pulvergas direct zur Aufblähung der Geschoßwände wirken ließe. Um die rapide und gewaltsame Kraft des Pulvergases dabei zu mildern und gewissermaßen zu reguliren, kam man später auf den Gedanken, den weggefallenen Treibspiegel dadurch zu ersetzen, daß man der Geschoßhöhlung einen eckigen oder sternförmigen Querschnitt mittheile. Doch erforderte es viele Versuche, die sich aus der Dicke der Wände herschreibenden Gegensätze zweckmäßig auszugleichen. Dünne Geschoßwände haben den Nachtheil, daß sich das Geschoß auf dem Transport, zum Beispiel in der Tasche des Soldaten, beim Fallenlassen ꝛc. leicht verunstaltet, eben so begünstigen dünne Wände das Zerreißen des Geschosses; starke Wände hingegen erschweren das Aufblähen des Geschosses, absorbiren auch einen zu großen Theil der Arbeitskraft des Pulvergases für das Eintreten in die Züge und erschweren den raschen Abschluß des Spielraumes. Es gilt also, einen richtigen Mittelweg innezuhalten und die Rücksichten auf die materielle Haltbarkeit mit denen des nöthigen Ausdehnungsvermögens der Wände in Einklang zu bringen; die Lösung dieser Gegensätze ist durch folgende Constructionen mehr oder weniger erreicht worden.

Die erste, bei der noch lediglich das Bestreben vorwaltet, den Treibspiegel in Wegfall zu bringen, ward im Jahre 1852 von dem preußischen Hauptmann von Reindorf angegeben; er stellte den Grundsatz auf, daß vor Allem die Grundfläche des Geschosses möglichst schmal gehalten werden müsse, um eine schnelle Expansion zu bewirken und dem Pulver einen weiten Raum zur Einwirkung zu verschaffen. Er formte hierzu die Geschoßhöhlung oben rein cylindrisch und erweiterte sie nach unten zu in trichterförmiger Gestalt. Doch beobachtete er noch zu wenig den Grundsatz dicker Wände, daher sich denn seine Geschosse auf dem Transport leicht verbogen, welchem Uebelstand das Einsetzen eines Pappspiegels natürlich nicht vorbeugen konnte. Aber er erreichte es doch, daß seine Geschosse sicher expandirten, nie rissen, endlich die Flugbahn sehr abflachten.

Auch in Belgien führten die Erfahrungen mit dem 1853 eingeführten Miniégewehr zu einer Verwerfung des Culot, an dessen Stelle Oberst Timmerhans ein Geschoß ohne Treibspiegel construirte (Fig. 12), das sich durch eine glockenförmige Aushöhlung charakterisirt, die in der Mitte mit einem senkrecht herabstehenden conischen Zapfen versehen ist. Hierdurch ward das Volumen der

Fig. 12.

Belgisches Geschoß Timmerhans.

Höhlung verringert, die Expansion gesteigert und der auf Abreißen der Spitze gerichtete Stoß der Pulvergase gegen die Seiten gleichsam abgelenkt. Ein Zerreißen des Geschosses kam nicht mehr vor, doch scheint die Expansion für den großen Spielraum der belgischen Gewehre nicht ausreichend, auch für die Transportfestigkeit noch wenig gewonnen. Eine ähnliche Construction des Geschosses ist seit 1854 in Kurhessen angenommen worden.

In England fand das Miniésystem bald nach seiner Erfindung große Bewunderung. Um die aus dem Culot entspringenden Nachtheile zu umgehen, ward das ursprünglich eingeführte Spiegelgeschoß ebenfalls beseitigt und 1853 durch ein vom Büchsenmacher Pritchett in Liverpool vorgeschlagenes Geschoß ersetzt, wozu das unter dem Namen Enfield-Pritchett-rifle bekannte, sehr zweckmäßig construirte Gewehr mit nur drei Zü-

gen von constanter und seichter Tiefe gebaut wurde. Da dies Gewehr nur 0,56 Zoll rheinisch Durchmesser hat, so fielen die Geschosse zugleich sehr leicht aus. Die Abbildung (Fig. 13) zeigt, daß es äußerlich völlig

Fig. 13.

Geschoß des Enfield-Pritchett-Gewehres von 1853.

glatt und ohne jegliche Cannelirung ist, da es auf der Prägmaschine erzeugt wird. Pritchett ging von der gewiß richtigen Ansicht aus, daß die Ausdehnung der Wände unter der Gegenwirkung des massiven Vordertheiles stattfinden müsse; demgemäß machte er die Höhlung niedrig und die Wände stark; doch zeigten die Erfahrungen im Krimkriege, daß er darin zu weit gegangen war, denn das Geschoß ward zuweilen nicht ausreichend ausgedehnt, und fand dies Statt, so war in Folge der mangelnden Cannelirungen die Reibung an den Seelenwänden so bedeutend, daß die Gewehre außerordentlich leicht verbleieten. Die Engländer sind daher 1858 auf das Spiegelgeschoß (Fig. 14) zurückgegangen und

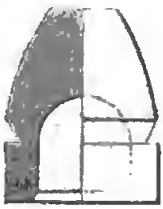
Fig. 14.

Geschoß des Enfield-Gewehres von 1858.

formen den Spiegel massiv aus Buchsbaumholz. Die Höhlung ist höher und dünner als früher gemacht worden und der Spiegel so hoch, daß er nur 1,4 Millimeter Weglänge zu durchlaufen hat. Er dient hauptsächlich zum Schutz des Projectils sowohl gegen die Explosion als für den Transport, doch scheint es, als ob man ihn neuerdings durch einen eisernen ersetzen wolle, da der hölzerne dem Quellen oder Schwinden bei der Aufbewahrung ausgesetzt ist. Uebrigens erfolgt die Ausdehnung des Geschosses bei der Enfieldbüchse zum Theil durch Compression, da der Widerstand der Geschoßspitze außerordentlich groß ist. Wir haben hier also ein Mittelding zwischen Expansions- und Compressionsgeschoß, von dem wir nachher sprechen werden.

Weitere umfassende Versuche mit Miniégeschossen ohne Spiegel fanden in Nordamerika Statt und führten deren Einführung herbei; gleiche Richtung verfolgte eine vielfach angepriesene Erfindung des Schweizers Prélat, die wir übergehen, da das Geschoß im Wesentlichen dem von Neindorf vorgeschlagenen gleicht. Mehr Bedeutung haben die in Frankreich angestrebten Verbesserungen. Minié selbst erkannte die Nothwendigkeit derselben und construirte zum Ersatz für seine als zu schwer erkannten Treibspiegelgeschosse die sogenannte balle evidée (Fig. 15), die mit der Errichtung der Kaisergarde zur definitiven Einführung in der fran-

Fig. 15.



Balle évidée Minié's.

zösischen Armee gelangte. Seltsamerweise hatte man bei dem neuen Gewehr aber nicht allein die vier Progressivzüge, sondern auch den großen Caliber des seitherigen Gewehres von 0,68 Zoll rheinisch = 17,8 Millimeter beibehalten, daher die Leistungen, wenigstens mit den deutschen Gewehren dieser Gattung verglichen, zu wünschen übrig lassen. Außer diesem Geschoß, welches im Krimfeldzuge zum ersten Male zur Anwendung kam, führten die damals noch mit Flinten bewaffneten Linienregimenter der Franzosen in der Krim ein vom Capitän Neßler erfundenes Geschoß (Fig. 16), welches zum ersten Male die Principien der Spitzgeschosse etwas modificirt auf glatte Röhren angewendet zeigte. Die cylindrische Form und der kleine Spielraum, wie auch eine in geringem Maße ein-

Fig. 16.

Neßler's Geſchoß für das glatte Gewehr. 1854.

tretende Expanſion brachten eine geſteigerte Treffwirkung für das glatte Gewehr zu Stande, ohne daß das Gewicht des Geſchoſſes ſich erhöht hätte und die Anfertigung der Munition und die Ladeweiſe weſentlich ſchwieriger geworden wären. Für das gezogene Gewehr der Garde wurde außer dem Miniéſchen Geſchoß nächſtdem die ebenfalls von Neßler angegebene Form (Fig. 17) verſucht,

Fig. 17.

Neßler's Geſchoß für das gezogene Gewehr. 1855. (Rußland.)

die eine Combinirung der von Neindorf und Timmerhans angegebenen Principien iſt. Die Ruſſen ſäumten nicht, noch während der Belagerung von Sebaſtopol dieſe Form in der etwas modificirten Weiſe, ganz ähnlich wie Figur 17 zeigt, nur mit einer ringförmigen Cannelirung verſehen, für ihr glattes Gewehr anzunehmen, und fertigten zuletzt an 14,000 Stück ſolcher Geſchoſſe täglich an. Sie gelangten ſo durch den Drang der Umſtände gezwungen mit einem Schlage zu einem neuen Geſchoß, das ſie ſeit dem Krimkriege für ihre ganze Infanterie angenommen haben. Bei dem gezogenen Gewehr haben ſie ſich nach Wegfall der zweizügigen Büchſe ebenfalls für das Miniéſyſtem ohne Treibſpiegel entſchieden. (Vergl. Neue Studien über die gezogenen Feuerwaffen, von Plönnies. Darmſtadt 1861).

Das Neßler'ſche Geſchoß zeigte indeſſen immer noch eine zu geringe Widerſtandskraft gegen die Einflüſſe des Transports, daher Neßler, angeregt durch die Ideen Charrins, welcher einen polygonalen Querſchnitt für die Geſchoßhöhlungen vorſchlug, im Jahre 1858 ein anderes Geſchoß (Fig. 18 und 19) conſtruirte, deſſen Inneres dreiſeitig prismatiſch geſtaltet iſt, eine Baſis nach Neindorf'ſchen Angaben hat und die Idee der résistances directrices weniger beachtet, indem ſtatt der Cannelirung nur ein ringförmiger Einſchnitt zur Aufnahme eines Fettfadens angegeben iſt. Dieſes Geſchoß führte die franzöſiſche

Fig. 18

Durchſchnitt.

Fig. 19.

Von unten geſehen.

Neßler's Geſchoß. 1858. Franz. Ord.

Garde im italieniſchen Feldzuge 1859 mit gutem Erfolge, und es ſcheint ſonach, daß Neßler die Aufgabe gelöſt habe, ein Expanſionsgeſchoß ohne Culot für einen großen Caliber zu conſtruiren, welches zwar ziemlich ſchwer iſt (32 Gramm), aber bei nöthiger Ausdehnung genügende Feſtigkeit gegen das Zerreißen und Zerdrücken gewährt.

Nach ähnlichen Principien iſt ein in Heſſen-Darmſtadt eingeführtes und vom dortigen Oberlieutenant von Plönnies erfundenes Expanſionsgeſchoß ohne Culot gebaut, welches aus dem ſchon erwähnten ſogenannten Vereinsgewehr des achten deutſchen Armeecorps (Baden, Würtemberg und Heſſen Darmſtadt) geſchoſſen wird (Fig. 20 u. 21). Plönnies, ein

Fig. 20.

a. Durchſchnitt.

Fig. 21.

b. Von unten geſehen.

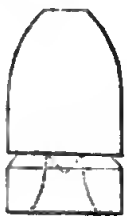
Plönnies' Geſchoß (Heſſen-Darmſtadt.)

höchſt inſtruirter Officier, dem wir das eben angezogene treffliche Werk verdanken, hat ſeinem Geſchoß eine glatte Oberfläche gegeben, da er daſſelbe wie das Enfieldgeſchoß auf der Prägemaſchine herſtellen läßt. Die Aushöhlung hat im Querſchnitt die Geſtalt eines hohenzollernſchen Kreuzes, wodurch an den Wänden vier dünne und vier dicke Theile entſtehen. Während die erſtern das leichte Eintreten des Bleies in die Züge gewähren ſollen, wird durch die dickern Wandtheile die nöthige Haltbarkeit für den Transport bezweckt. Da das Plönnies'ſche Geſchoß bei einem Gewehr mit fünf Zügen gebraucht

wird, so erscheint uns die Gesammtausdehnung des Geschosses und sein vollständiges Eintreten in die Züge indessen problematisch; auch gegen die Haltbarkeit auf dem Transporte sind Stimmen laut geworden; endlich muß die Reibung der langen uncannelirten Geschoßoberfläche an den Seelenwänden sehr bedeutend sein und die Anfangsgeschwindigkeiten beeinträchtigen, wenn auch Plönnies vorschlägt, dem Blei durch einen Zusatz von vier Procent Antimon eine größere Elasticität mitzutheilen. Doch ist seine Idee der sternförmigen Höhlung auf kleine Caliber angewendet so sinnreich, daß sie nach weitern Erfahrungen und Modificationen wohl zu fernern Versuchen Veranlassung geben wird.

Eine letzte Modification des Miniésystems ohne Treibspiegel repräsentirt das vom baierischen Obersten von Podewils erfundene und in Baiern zur Einführung gelangte gezogene Infanteriegewehr. Es basirt sich auf die Annahme des kleinen österreichischen Gewehrcalibers von 0,53 rh. Zoll oder 13,5 Millimeter. Das Rohr hat vier Züge von seichter und constanter Tiefe. Eigenthümlich ist, daß Podewils, um die Pulverladung genau in der Richtung der Rohraxe zu entzünden und dadurch einen ganz centralen Stoß auf die Geschoßhöhlung herbeizuführen, zur Aufnahme der Ladung in der Schwanzschraube eine Kammer angebracht hat; der Zündcanal bricht sich nach Außen durch die Schwanzschraube hindurch zweimal im rechten Winkel bis zum Zündkegel (Piston), der seitwärts am Laufe steht und durch einen Feuerschirm das Auge des Schützen vor Beschädigungen sichert. Die an das kleine Caliber geknüpften mechanischen Vortheile des Podewils'schen Geschosses (Fig. 22) bestehen in einem sehr schweren Vordertheile desselben, das von dem

Fig. 22.



Baierisches Geschoß Podewils

Hintertheile durch eine schmale Cannelirung getrennt ist; ferner in der sehr kleinen, nur 6½ Millimeter hohen und eben so schmal basirten Geschoßhöhlung. Die bedeutende Stärke der Wände scheint sonach ein Verdrücken derselben unmöglich zu machen, und die Ausdehnung in die Züge doch ähnlich wie bei dem englischen Geschoß durch den Gegendruck der schweren Geschoßspitze gesichert. Das Podewils'sche Gewehr hat außerordentliche Treffresultate und Schußweiten wie sehr geringe Visirwinkel aufzuweisen. Als Nachtheil wird demselben die Schwierigkeit der Reinigung der engen und gebrochenen Kammer entgegengehalten; Hand in Hand damit gehen die vorkommenden Versager. Bei ausgeschossenen Gewehren dürfte es fraglich sein, ob die Geschoßwände genug Ausdehnungsvermögen besitzen. Sicher ist, daß die günstigen Resultate hauptsächlich aus der Anwendung des Expansionssystems auf ein kleines Caliber hervorgehen, wodurch alle die Klippen umgangen werden, welche der Ausdehnbarkeit und Haltbarkeit großer Geschoßcaliber entgegentreten.

Eine eigenthümliche Kriegswaffe, die zwar nicht auf das Expansionssystem basirt ist, ihren Ursprung aber den durch dasselbe angeregten Ideen verdankt, ist die von dem Mechaniker Whitworth zu Manchester 1857 erfundene Büchse. Der Lauf derselben hat keine cylindrische, sondern im Querschnitt eine sechskantige Bohrung, also eine gänzlich abweichende Gestalt von allen seitherigen Feuerwaffen. Der Drall hat das eminente Maß von zwei Umgängen auf einen Meter oder einen Umgang auf 21 Zoll Länge. Der Lauf, nur 30 rh. Zoll lang, erscheint sonach als ein scharfgewundenes sechskantiges Prisma, dem entsprechend auch das Geschoß (Fig. 23 und 24) construirt ist. Der Durch-

Fig. 23. Fig. 24.

a. Seitenansicht.

b. Von unten gesehen.

Geschoß der Whitworthbüchse.

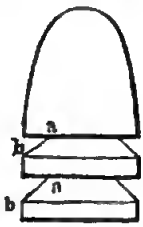
messer desselben beträgt 11,5 Millimeter, der Spielraum 0,3 Millimeter, daher das Geschoß 3½ mal länger als dick ist. Die Spitze ist

ogival, die Aushöhlung, welche hier nicht zur Expansion, sondern zur Herbeiführung eines möglichst centralen Stoßes durch die Pulverladung bestimmt ist, gleicht der des Enfieldgewehres. Das Geschoß ist 34,7 Gramm schwer und wird mit nur 4 Gramm Ladung geschossen; bei der Kürze des Dralls ist seine Umdrehungsgeschwindigkeit eben so beträchtlich als ausdauernd. Das Princip der Stetigkeit der Rotationsachse ist hier bis zur äußersten Leistung gespannt, daher auch die Whitworthbüchse in Bezug auf Gleichmäßigkeit, Schußweite, Treffsicherheit und Percussionskraft alle neuern gezogenen Gewehre hinter sich läßt. Das Geschoß durchschlägt 33 halbzöllige Bretter, wo die Enfieldbüchse nur 13 solche durchbringt. Für ein Wallgewehr, von dem große Percussionskraft verlangt wird, dürfte das Whitworthgewehr daher unübertrefflich sein, wogegen schon seine geringe Lauflänge gegen seine Verwendung als Feldgewehr spricht. Da ferner der eminente Drall so wie die heftige Reibung des langen Geschosses an den Seelenwänden einen erheblichen Theil der ganzen Gaswirkung absorbiren, das Mißverhältniß von nur ein Neuntel kugelschwerer Ladung aber kaum verbessert werden kann, wenn man nicht einen zu heftigen Rückstoß gegen die Schulter bekommen will, so sind die Visirwinkel ziemlich bedeutend und damit der bestrichene Raum trotz der großen Tragweiten sehr verkürzt. Nächstdem hat man gefunden, daß das Rohr sehr bedeutend verschmandet, daher in der Patrone ein Fettpfropfen zur Reinigung des Rohres angebracht wurde, der aber wiederum den Nachtheil brachte, daß dessen beim Schuß zurückgeworfene Stücke das Rohr verstopften; auch hat das Whitworthgewehr wie das von Podewils construirte in der Schwanzschraube eine Kammer mit doppelt gebrochenem Zündcanal und die daraus hervorgehenden Uebelstände. Endlich ergaben die Versuche, daß das mehr oder minderkräftige Ansetzen des Geschosses mit dem Ladestocke von erheblichstem Einfluß auf die Schußweiten war und eine einfache solide Patrone sich schwer herstellen ließ, auch die Gestalt der Kammer die Versager mehrte. So erscheint denn die sinnreiche Erfindung Whitworth's bis jetzt nur als ein interessantes Curiosum, das sich schwerlich seinen Weg zum praktischen Gebrauche bahnen wird, wie denn auch, wie wir nachträglich zu unserm Aufsatze über die gezogenen Geschütze hier einschalten (siehe 1. Band Seite 531), die Uebertragung der Whitworth'schen Erfindung auf die Construction von Geschützröhren in England durch die Artillerieprüfungscommission einen abschlägigen Bescheid erhalten hat und zwar aus dem Hauptgrunde der zu großen Unregelmäßigkeit und Unsicherheit der Flugbahn und der Ungleichförmigkeit des Ricochetschusses.

3. Das System der Compressionsgeschosse.

Das System der Compression gründet sich darauf, daß der untere Theil des Geschosses aus einem oder zwei Kegeln besteht, die ihre Basis der Ladung zukehren und mittelst tiefer Cannelirungen vom vordern, schwerern Theil des Geschosses abgesetzt sind. Durch den Druck des Pulvergases wird der untere, leichte Theil eher in Bewegung gesetzt als die durch ihren Trägheitsmoment länger widerstehende Geschoßspitze, wonach eine Aufstauchung gegen die letztere von hinten her erfolgt. So wird das ganze Geschoß gewissermaßen in sich zusammengeschoben, *comprimirt*, der untere Theil in seinem Umfange vergrößert und zum Eintreten in die Züge veranlaßt. Selbstverständlich verkürzt sich das Geschoß bei diesem Processe, dessen mehr oder minder stattfindendes Gelingen vorzüglich von dem Verhältnisse des Spielraumes, so wie von der Bauart des Hintertheils des Geschosses abhängig ist und zwar hier wieder insonderheit von der Länge und Neigung der schrägen Kegelflächen a b (Fig. 25).

Fig. 25.



Oesterreichisches Geschoß Lorenz.

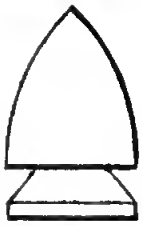
Da die herangeschobenen Kegel vor Allem erst die Einkerbungen ausfüllen müssen, ehe die Züge Blei bekommen, so kann das ringartig austretende Bleivolumen an der Geschoßbasis nicht bedeutend sein, daher die Compressionsgewehre einen sehr geringen Spielraum und flache Züge verlangen. Vortheilhaft ist es, die Geschosse durch Pressen statt durch Gießen herzustellen, da in letzterm

Falle leicht Poren entstehen, welche der Dichtung durch Compression hinderlich sind. Endlich thut man wohl, nur kleine Caliber beim Compressionssystem anzunehmen, weil bei dessen Anwendung auf große Caliber die Beobachtung des richtigen Verhältnisses zwischen der Trägheit der Spitze und der Ausdehnung der Basis allzuschwere Geschosse erzeugen würde. Es entgeht diesem System daher der Nutzen des Miniésystems, es auf ältere und nicht sehr genau calibrirende Gewehre von größerm Durchmesser übertragen zu können, dagegen gewährt es die Vortheile der einfachen Gewehreinrichtung und Ladeweise, des allmäligen Eintretens des Bleies in die Züge und daher geringen Rückstoßes, endlich einer sehr sichern Führung und geringen Reibung des Geschosses an den Seelenwänden, folglich auch flacher Flugbahnen.

Das Compressionssystem ward gleichzeitig (1852) von zwei Fachmännern aufgestellt, nämlich von dem englischen Büchsenmacher Wilkinson und dem österreichischen Artillerielieutenant Lorenz, daher es auch unter dem Namen Wilkinson-Lorenz bekannt geworden ist. Die umfänglichste Einführung fand dieses System in der österreichischen Armee, in welcher seit 1853 die gesammte Linieninfanterie mit langen Bajonnetgewehren, die Jäger mit kürzeren Stutzen dieser Art bewaffnet wurden; beide Gewehre haben den geringen Durchmesser von 0,53 rheinischen Zoll = 13,9 Millimeter. Das Geschoß (Fig. 25), 0,2 bis 0,4 Millimeter im Durchmesser kleiner und 30,12 Gramm schwer, wird mit $^1/_6$ kugelschwerer Ladung geschossen. Seine Länge ist 25,2 Millimeter, wovon 16,2 auf die Geschoßspitze kommen. Die Züge des Gewehres, vier an der Zahl, haben 0,2 Millimeter constante Tiefe, die Länge des Dralls beträgt bei dem Bajonnetgewehr nur $^2/_3$ Umgänge auf die Länge des Laufes, bei dem Stutzen $^1/_4$ mehr, daher dieser auch bessere Treffresultate gibt. Um ein Zusammendrücken des Pulvers zu vermeiden, ist bei der letztgenannten Waffe die Schwanzschraube wieder mit einem Dorn versehen worden, der aber nicht im Sinne Thouvenin's zur Auftreibung des Geschosses zu dienen hat.

In Sachsen, wo 1857 das Lorenzgeschoß, jedoch nur mit einer Cannelirung versehen, für die Thouvenin'schen Stiftgewehre eingeführt wurde (Fig. 26), hat man dagegen den Dorn entfernt und demnach die Einfachheit

Fig. 26.



Sächsisches Geschoß nach Lorenz.

des Systems bewahrt. Die gesammte sächsische Infanterie ist gegenwärtig mit solchen Gewehren bewaffnet, die den etwas größern Durchmesser von 0,56 Zoll rheinisch = 14,6 Millimeter haben. In Hannover hat man dagegen die Pickelgewehre mit Dorn unverändert beibehalten und schießt aus denselben ein dem sächsischen ähnliches Geschoß; der Dorn hat hier nur noch den secundären Zweck, wie in Oesterreich, Geschoß und Ladung von einander getrennt zu halten.

Die bemerkenswerthesten Resultate mit dem Compressionsgeschoß hat man in der Schweiz erlangt, wo man vor einigen Jahren für das eidgenössische Jägergewehr das in Fig. 27 dargestellte Geschoß construirte. Der kleine

Fig. 27.

Neuestes Schweizergeschoß nach dem Compressions-Systeme.

Caliber desselben von 0,40 Zoll rheinisch = 10,5 Millimeter gestattete, dem Geschoß eine verhältnißmäßig schwere und lange Spitze zu geben, so daß die Ausdehnung der Basis unter einem starken Gegendruck vor sich geht und die Beibehaltung des günstigen großen Spielraumes von 0,5 Millimeter zulässig ist. Trotzdem ist das Geschoß bei 24 Millimeter Länge nicht schwerer als 16,6 Gramm; bei der gewöhnlichen Ladung von 4 Gramm gelangt man daher zu dem relativ starken Verhältniß von $^1/_4$ Kugelschwere und erreicht dadurch eine so beträchtliche Anfangsgeschwindigkeit, daß die Schußweiten und bestrichenen Räume dieses Schweizergeschosses die aller andern Systeme hinter sich lassen, wozu die Comprimirung, die Bolzengestalt, die Can-

nelirungen und der centrale Stoß des Pulvergaſes auf die kleine Geſchoßbaſis gleichmäßig beitragen. Aus dieſem Factum geht hervor, daß das Compreſſionsſyſtem vorzüglich für ſehr kleine Gewehrcaliber geeignet erſcheint, da hier die Forcirung der Geſchoßbaſis am leichteſten ausführbar iſt; für alle größern Caliber als 15 Millimeter ſcheint das Miniéſyſtem den Vorzug zu verdienen, da es leichtere Geſchoſſe und daher verhältnißmäßig ſtärkere Ladungen zuläßt, endlich auch weil die Expanſion die Auftreibung des Geſchoſſes unter allen Umſtänden mehr ſichert als die Compreſſion. Während die letztere eine Grenze hat, erfolgt dagegen die Aufblähung durch Expanſion ſo lange, bis das Blei die nöthige Anlehnung in den Zügen gefunden hat, wenn auch die Gewehre ausgeſchoſſen und von großem Spielraum ſind.

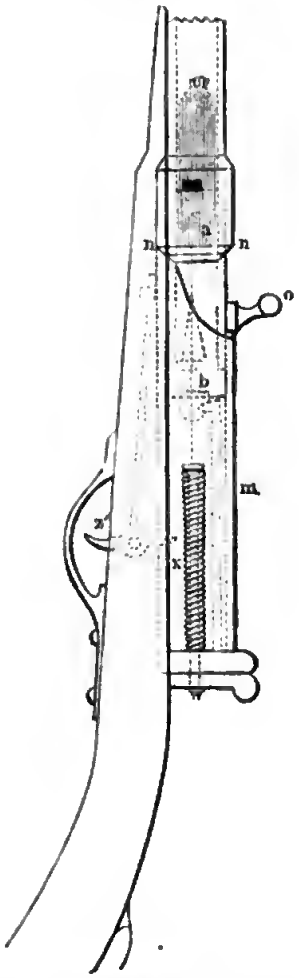
4. Die Kammerladungsgewehre. — Syſtem der Ladung von rückwärts.

Das Eigenthümliche dieſer Gewehrgattung beſteht darin, daß die Einführung der Patrone in den Lauf nicht von der Mündung aus und mit Hilfe eines Ladeſtockes vor ſich geht, ſondern gleich am Pulverſacke geſchieht, der zu dieſem Zweck mittelſt eines Mechanismus zu öffnen und zu verſchließen iſt. Die auf den erſten Blick in die Augen ſpringenden Vortheile einer ſolchen Einrichtung haben von jeher die Fachmänner angeſpornt, in dieſer Richtung eine praktiſche Erfindung zu machen, und faſt jede Waffenſammlung hat derartige Verſuchsſtücke ſchon aus alten Zeiten aufzuweiſen; alle ſcheiterten aber an der Schwierigkeit, dem Verſchlußſtücke die für Kriegszwecke nothwendige Dauerhaftigkeit und Dichtigkeit gegen die Rückwirkung des Pulvergaſes mitzutheilen. Um 1830 tauchten aber einige Erfindungen auf, und zwar von Lefaucheux und Robert angegeben, welche dem angeſtrebten Zweck ſchon näher kamen und die theilweiſe Einführung von Kammergegewehren nach ſich zogen. In dieſes Syſtem gehört auch die vom amerikaniſchen Oberſt Colt erfundene Drehpiſtole (Revolver); doch erſt der Genialität des Commerzienrathes Dreyſe in Sömmerda war es vorbehalten, ein allen Militärzwecken entſprechendes Gewehr zum Laden von hinten zu allgemeinerer Einführung zu bringen.

Die erſte Einführung von Kammerladungsgewehren fand 1831 in Frankreich Statt, wo ein Wallgewehr nach Robert mit beweglichem Pulverſack conſtruirt wurde, das indeß der zu großen Künſtlichkeit und Wandelbarkeit der Verſchlußvorrichtung halber keine weitere Nachahmung fand. Etwas ſpäter ward in Norwegen und 1851 in Schweden für die Flotte ein Kammergewehr eingeführt, das noch jetzt im Gebrauch iſt und gute Treffreſultate wie die nöthige Dauer des Verſchluſſes aufzuweiſen hat. Der Lauf des Gewehres endigt rückwärts in einen fünf Zoll langen Kaſten, durch deſſen hintern Theil quer hindurch eine excentriſche Walze greift, die mittelſt einer an der rechten Seite des Kaſtens befindlichen Kurbel beweglich iſt. Wird die Kurbel von vorn nach hinten gedreht, ſo ſchiebt die Welle vermöge ihrer Excentricität den Deckel des Kaſtens erſt etwas zurück und dann um ſein hinteres Ende einen Viertelkreis in die Höhe, ſo daß das Innere des Pulverſackes, die ſogenannte Kammer, ſichtbar wird. Nach dem Einlegen der Patrone wird durch die umgekehrte Manipulation das Rohr wieder geſchloſſen und durch ein übergreifendes Zäpfchen die Kurbel geſperrt. Die den Schloßmechanismus bildenden Theile wie der Zündſtollen befinden ſich an der untern Fläche des Gewehrſchaftes. Dieſe Einrichtung bildet ohne Zweifel die Schattenſeite des ſonſt Ausgezeichnetes leiſtenden Gewehres, da die Schlagfeder, der bewegende Nerv des Schloſſes, allen Unbilden der Witterung wie des Gebrauchs ohne Schutz bloßgeſtellt iſt.

Das Dreyſe'ſche Zündnadelgewehr charakteriſirt ſich dadurch, daß ſich die hintere bewegliche Verlängerung des Laufes gleichfalls an ihrem vordern Querſchnitt öffnet; nur dient dieſer Theil hier nicht als Pulverſack, ſondern die Ladung wird in die freiwerdende hintere Oeffnung des Laufes eingeſchoben. Der Verſchlußmechanismus, deſſen Abbildung in Fig. 28 wir Schmölzl's Ergänzungswaffenlehre entnehmen, iſt bei dem Zündnadelgewehr, wie es die preußiſche Infanterie jetzt führt, folgendermaßen conſtruirt. Eine cylindriſche Hülſe a, Luftkammer genannt, welche mittelſt eines Griffes o drehbar und vorn coniſch ausgefräßt iſt, ſchiebt ſich über die hintere, äußerlich ebenfalls coniſch auslaufende Lauföffnung bei n. Dieſe Hülſe enthält zugleich den Boden zum Schluß des eigentlichen Laufes, an welchem nach hinten ein zweites, ſehr kurzes, laufähnliches Stück,

Fig. 28.



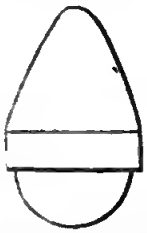
Verschluß des preußischen Zündnadelgewehres.

die Büchse m, von äußerlich achteckiger Gestalt angesetzt ist, die bis an die Biegung des Schaftes zurückreicht. Hinten ist die Büchse mit einer Schraube verschlossen, die sonach den zweiten hintern Boden bildet. Diese Büchse hat auf ihrer nach oben gekehrten Fläche einen kniesörmig gestalteten Längenausschnitt, durch welchen die Hülse a, wenn sie mittelst ihres Griffes links gedreht wird, zurückgeschoben werden kann, wodurch die hintere Lauföffnung sichtbar und zum Einführen der Patrone in den Lauf geöffnet wird. In umgekehrter Ordnung erfolgt das Verschließen. In dem Boden der Hülse, welcher den Laufvordertheil von dem hohlen Raum der Büchse m trennt, ist eine Verstärkung, der sogenannte Stollen b, eingeschraubt, der in der Mitte für den unbehinderten Gang der Zündnadel durchlocht ist. In der Büchse selbst befindet sich das Zündnadelschloß, repräsentirt durch eine Spiralfeder x, die um einen Nadelbolzen gewickelt ist, und sich nach vorn in der Zündnadel endigt, die in der Richtung der Rohraxe steht. Die Spannung der Spiralfeder erfolgt ähnlich wie bei den Kinderflinten dadurch, daß gleichzeitig mit dem Zurückschieben der Hülse der Nadelbolzen sammt Spiralfeder mit zurückgeschoben wird, wodurch sich dieselbe am hintern Boden der Büchse zusammendrückt, während der Nadelbolzen durch denselben nach hinten in dem durchlochten zweiten Boden w entsprechend heraustritt. Bolzen und Nadel werden nun in dieser Stellung durch den Abdrücker z, welcher von vorn die Feder unten ergreift, festgehalten. Wird der Abdrücker abgezogen, so schnellt der Nadelbolzen durch die Kraft der sich ausdehnenden Spiralfeder mit großer Heftigkeit vorwärts an das hintere Ende des Stollens, fährt mit seiner Spitze (der Zündnadel) durch denselben hindurch und sticht mit selbiger in die Zündmasse der Patrone ein, wodurch deren Entzündung erfolgt.

Der Lauf des preußischen leichten Percussionsgewehres, unter welch letzterm Namen die 1835 von Dreyse zuerst angegebene Waffe in der preußischen Armee für die gesammte Linieninfanterie eingeführt ist, hat einen Bohrungsdurchmesser von 0,59 bis 0,60 Zoll rheinisch = 15,43 bis 15,69 Millimeter und 4 Züge von seichter und constanter Tiefe, die im Rohre $^5/_4$ Umgang machen. Das Rohr ist von der Mündung aus auf 35 rheinische Zoll Länge gezogen, das Ende auf circa 2 Zoll Länge aber glatt gebohrt und bildet hier eine Art Pulverkammer oder Patronenlager mit einem Bohrungsdurchmesser von 0,67 Zoll rheinisch, der sich nach hinten zu noch etwas erweitert. Hierdurch ist das Geschoß genöthigt, durch die Einwirkung des Pulvergases aus dem glatten, weitern Pulversack sich vorwärts durch den engern gezogenen Theil der Seele hindurchzuzwängen, wodurch es allmälig comprimirt wird und das für die Balken des Rohres überflüssige Blei an die Züge abgibt, somit die spirale Rotation um die Längenaxe gewinnt. Aehnlich ist dies der Fall bei dem norwegischen und schwedischen Gewehre und diese Methode der Geschoßforcirung um so bedeutsamer, als sich bei ihr eine gänzliche Unabhängigkeit der Geschoßform von der Waffe selbst darstellt. In der That schießt die französische Wallbüchse eine Rund-

kugel, die ſcandinaviſche Kammerbüchſe ein cylindro-coniſches, das Zündnadelgewehr ein ſphäroconiſches Spitzgeſchoß (Fig. 29), wel-

Fig. 29.



Früheres Spitzgeſchoß des preuß. Zündnadelgewehrs.

ches ſeit 1858 durch das ſogenannte Langblei (Fig. 30) erſetzt worden iſt. Die Erfahrung zeigte nämlich, daß bei der Anwendung des ältern, aus Kegel und Halbkugel gebildeten Projectils das Zündnadelgewehr

Fig. 30.

Preuß. Langblei-Patrone für das Zündnadelgewehr i. n. Gr.

hinſichtlich der Treffſähigkeit auf Entfernungen über 400 Metres, ſowie bezüglich der flachen Geſtalt der Flugbahn hinter andern Feuerwaffen der Neuzeit ſehr zurückblieb, daher man das Langblei x einführte, welches durch ſeine Länge, allmälige Verjüngung und günſtige Schwerpunktslage für die Ueberwindung der Luftwiderſtände ſehr geeignet erſcheint. Der ſehr bedeutende Spielraum (0,10 Zoll) wird durch eine Pappumhüllung des Geſchoſſes, den ſogenannten Spiegel a (Fig. 31), ausgefüllt, der eng und feſt anſchließt und vier Längeneinſchnitte hat, welche das Eintreten in die Züge befördern ſollen. Der Spiegel theilt dem Geſchoß, welches mit ſeiner Ober-

Fig. 31.

Spiegel.

fläche gar nicht bis in die Züge gelangt, die rotirende Bewegung mit und ſegt zugleich das Rohr aus. Am Ende des Spiegels bei b iſt die Zündpille eingeſetzt, in welche die Zündnadel beim Abfeuern durch das Pulver hindurchgehend einſticht, ſo daß hier die Entzündung der Ladung von vorn nach rückwärts ſtattfindet. Das Langblei, der Spiegel und die Pulverladung ſind mit einer dünnen Papierhülſe im Ganzen überzogen. Das ganze Geſchoß wiegt 31 Gramm, die Pulverladung 5 Gramm, die geſammte Patrone mit Spiegel ꝛc. 40,7 Gramm.

Die großen Vorzüge dieſes Gewehrſyſtems beſtehen:

1) In der ungemein erleichterten und beſchleunigten Ladeweiſe, wozu wir den Wegfall des Ladeſtockes und des Aufſetzens des Zündhütchens zählen.

2) In der für Militärzwecke äußerſt günſtigen Handhabung des Gewehres. Dieſes kann in jeder erdenklichen Lage des Schützen mit Bequemlichkeit und Schnelligkeit geladen und abgefeuert werden, zum Beiſpiel ſitzend, liegend, zu Pferde, in engen Gängen, hinter Schießſcharten. Das Bajonnet bleibt im geſchloſſenen Gefecht jederzeit dem Feinde zugewendet.

3) In der ſichern und unſchweren Reinigung, da man durch Oeffnung des Verſchluſſes unmittelbar zu denjenigen Theilen gelangen kann, welche der Verſchleimung durch das Pulver am meiſten ausgeſetzt ſind.

4) In der ſichern Führung des Geſchoſſes an den Seelenwänden, da der Durchmeſſer deſſelben (mit Spiegel) größer als derjenige des gezogenen Theiles des Rohres iſt und die Züge unter allen Umſtänden ausgefüllt werden müſſen.

Die Nachtheile des Zündnadelgewehrs hat man in Folgendem geſucht:

1) In der Verleitung des Schützen zu Munitionsverſchwendung als Folge der beſchleunigten Ladeweiſe (fünf gezielte Schuß in der Minute als Maximum möglich). Der

Dresdener Straßenkampf gibt allerdings einen Beleg hierzu, doch kann der Führer einer disciplinirten Truppe hier mäßigend einwirken und unter Umständen liegt grade die Stärke der Waffenleistung in der Eigenthümlichkeit des Schnellfeuers, zum Beispiel gegen angreifende Cavallerie.

2) Die leichte Abnutzung der Spiralfeder bei anhaltendem Gebrauch, das Stumpfwerden der Nadelspitze, Ansetzen von Pulverschleim, die Abschwächung der Federkraft bei festgestopftem Pulver, das aufhältliche Einsetzen einer neuen Feder, das Schwinden und Quellen des Pappspiegels sind ebenfalls als Nachtheile der Beachtung werth, obgleich bei sorgfältiger Behandlung der Waffe wohl nicht mehr hervortretend als die Gebrechen, welche andern Gewehrschlössern und Zündungen in ihrer Art anhaften.

Wichtiger scheinen uns die indirecten Bedenken, daß Ersatz und Reparatur des Gewehres, der Nachschub der eigenthümlichen, im Felde nicht herzustellenden Munition, ferner die nothwendige sorgsame Einübung der Mannschaft der Weiterverbreitung und Einführung mit dieser Waffe weitgreifende Schwierigkeiten bereiten, die andern Gewehrsystemen nicht anhängen. Um gerecht zu sein, muß aber angeführt werden, daß alle diese Schwierigkeiten mit Consequenz und großem Kostenaufwand in Preußen möglichst überwunden worden sind und das Zündnadelgewehr, ein rein preußisches Gewehr, als wesentliches, wichtiges und eigenthümliches Glied im deutschen Bundesheer dasteht. Nur das kleine Weimar ist seit 1860 diesem Systeme beigetreten, während alle größern Armeen gerechterweise Bedenken getragen haben, bei einer Neubewaffnung, die ohne große Kosten nicht herzustellen ist, sich von der eigenen Industrie abzuwenden und von auswärtigen Fabriken abhängig zu machen. So ist das Zündnadelgewehr nicht nur auf preußischem Boden erfunden, sondern auch großgewachsen und festgewurzelt und zur nationalen Militärwaffe geworden. Sollte es den gehegten Erwartungen im Ernstgebrauche so entsprechen, wie man dies zu erwarten berechtigt ist, so dürfte seine Weiterverbreitung sich dennoch Bahn brechen; wie denn in der französischen Armee ein leichtes Bataillon der Kaisergarde bereits mit dem Zündnadelgewehr versuchsweise bewaffnet worden ist. Der Vollständigkeit halber fügen wir bei, daß einige Truppentheile der preußischen Infanterie mit der sogenannten Zündnadel*büchse* bewaffnet sind, einem Gewehr, das sich unsers Wissens nur durch seine geringere Lauflänge und den kleinern Caliber von der Zündnadelflinte unterscheidet.

In Kurzem sei noch mit einigen Worten der in das System der Ladung von rückwärts gehörigen *Revolverpistolen* (Drehlinge) gedacht. Obschon seit Jahrhunderten in den Waffensammlungen als „Drehlinge" figurirend, haben sie doch erst durch die von dem Amerikaner Colt Ende der vierziger Jahre ausgegangene Umgestaltung Geltung für die Praxis erlangt. Colt's Erfindung ward bald vielfach modificirt und verbessert und zog eine Menge Nachahmungen herbei, unter denen die von Adams und Deane herrührenden die bedeutendsten sind. Alle Revolver gründen sich auf das Princip, daß sich am untern Ende des Pistolenlaufes (der meist gezogen ist) eine Art Walze von Gußstahl central bewegen läßt, in welcher vier bis sechs Ladungskammern enthalten sind, die rückwärts jede in einen separirten Zündcanal und Piston ausläuft. Sind die Kammern geladen und wird der Hahn aufgezogen, so wird durch eine Verzahnung des Schloßmechanismus eine Axendrehung der Walze erzeugt, wodurch sich die Mündung einer Kammer genau hinter das offene Ende des Laufes schiebt. Drückt man ab, so schlägt der Hahn auf den dieser Kammer angehörigen Piston und entzündet die Ladung, welche ihr Geschoß durch den Lauf vorwärts treibt. Spannt man den Hahn von Neuem, so tritt die nächste Kammer hinter den Lauf und so fort. Man kann sonach so viel Schuß hinter einander thun, als die Walze Ladungskammern hat. Die Erfindung von Adams und Dean geht noch weiter, indem ein Druck am Abdrücker den Hahn behufs des Abfeuerns zurückhebt, also das Hahnspannen mit der Hand wegfällt, gleichzeitig hierdurch eine Drehung der Kammerwalze bewirkt und im richtigen Moment der Hahn auch wieder vorwärts gegen das Zündhütchen getrieben wird. Es bedarf daher zum Abfeuern eines noch kürzern Zeitraumes.

Die Nachtheile der Waffe liegen in der noch nicht überwundenen Complicirung des Mechanismus und der auf die Dauer nicht genügenden Dichtung des Kammerrandes und Laufendes im Momente des Schusses gegen das Durchdringen von Pulvergas, wodurch

dieſer Anſchluß frühzeitig wandelbar wird. Deshalb iſt das Revolverſyſtem auch auf längere Gewehre noch nicht angewendet worden, wohl aber hat es allgemeine Annahme bei der Bewaffnung der Schiffsbemannung faſt aller Seeſtaaten gefunden. Im letzten indiſchen und italieniſchen Feldzuge iſt die Revolverpiſtole auch von Landofficieren mit Vortheil angewendet worden, da ſie ſich für den Gebrauch zu Pferde und das Handgemenge beſonders eignet und der Nothwendigkeit des öftern Ladens überhebt. Sie gewährt der directen Selbſtvertheidigung augenſcheinlich einen hohen Grad von Sicherheit.

Schlußbetrachtung.

Halten wir die Conſtructionen und Leiſtungen der eben geſchilderten Gewehrſyſteme vergleichend neben einander, ſo ergibt ſich vor Allem im Allgemeinen, daß das Streben der Neuzeit, die Leichtigkeit der Ladeweiſe des frühern glatten Gewehres mit der günſtigen Treffwirkung der Büchſe zu vereinigen, in verſchiedener Weiſe mit Erfolg gekrönt worden iſt. Bis zu der ungefähren Entfernung von 600 Schritt ſchießen ſämmtliche neuen gezogenen Gewehre in der Praxis gleich gut; wenn man aber die weiteren Anſprüche in's Auge faßt, die von einem Kriegsgewehre nächſtdem noch Einfachheit, Dauerhaftigkeit und Schnelligkeit des Ladens verlangen, ſo concurriren eigentlich nur drei Gewehrſyſteme um den Preis; es ſind dies das Zündnadelgewehr, die Gewehre mit Expanſions- und die mit Compreſſionsgeſchoſſen. Die intereſſanteſten und umfänglichſten Vergleichsverſuche über die Leiſtungen neuerer Gewehre haben in den Jahren 1858 und 1859 in den Niederlanden ſtattgefunden, wo man ſechs Gewehre, nämlich das Schweizer Jägergewehr mit dem Compreſſionsgeſchoß, das öſterreichiſche Infanteriegewehr (nach Lorenz), das baieriſche Gewehr nach dem Syſtem Podewils, das engliſche Enfieldgewehr, die Whitworthbüchſe mit dem ſechskantigen Geſchoß und das niederländiſche Tirailleurgewehr nach dem Miniéſyſtem ohne Culot neben einander prüfte und zwar nicht allein in Betreff der Schußweiten und Treffſähigkeit, ſondern auch der Flugbahnen, beſtrichenen Räume, des Eindringungsvermögens und der zum Feuern nöthigen Zeit. Zu bedauern iſt, daß das Zündnadelgewehr nicht in den Bereich dieſer lehrreichen Verſuche gezogen ward. Die Prüfungscommiſſion erklärte einſtimmig das Schweizergewehr für die beſte Kriegswaffe; außer den großen Vorzügen der Handhabung, die wir ſchon beſprachen, ſicherte ihm ſeine Einfachheit, Treffſähigkeit und beiſpiellos flache Flugbahn den erſten Preis. Hinſichtlich der Treffſähigkeit kam die Whitworthbüchſe am nächſten, aber ihre beſtrichenen Räume ſind weit kürzer und die Schattenſeiten in ihrer praktiſchen Handhabung als Kriegswaffe laſſen ſie für den Feldgebrauch als untauglich erſcheinen. Das baieriſche Infanteriegewehr öſterreichiſchen Calibers nach Podewils nimmt hinſichtlich der Flugbahn die zweite, hinſichtlich der Treffſähigkeit die dritte Stelle ein; hinter ihm blieb das Enfieldgewehr (noch mit dem alten Pritſchettgeſchoß ohne Culot geſchoſſen) beträchtlich zurück, noch weiter das Tirailleurgewehr der Niederländer mit dem nach Timmerhans conſtruirten Geſchoß. Die geringſten Leiſtungen über 700 Schritt hinaus hatte trotz ſeiner flachen Flugbahn das öſterreichiſche Infanteriegewehr nach dem Lorenz'ſchen Syſteme, doch zeigten andere in Oeſterreich angeſtellte Verſuche mit dem Jägerſtutzen, der, wie erwähnt, einen ſtärkeren Drall als das Infanteriegewehr hat, daß dieſer Stutzen ungefähr mit den Leiſtungen des Enfieldgewehres zu concurriren vermag. Verſuche an einem andern Orte zeigten, daß man ſelbſt mit dem öſterreichiſchen Infanteriegewehre die immerhin beträchtlichen Reſultate des Enfieldgewehres ſicher erreichen könne, wenn es ſtatt des Lorenz'ſchen Compreſſionsgeſchoſſes mit einem Miniégeſchoß ohne Culot geſchoſſen wurde. Die Nachtheile treffen alſo mehr das Geſchoß, als das vortrefflich gebaute Gewehr, wie ſich denn überhaupt als wichtigſte Thatſache der niederländiſchen wie anderer Verſuche herausſtellt: daß bei ſämmtlichen jetzt vorliegenden Handfeuerwaffen die Leiſtungen innerhalb der Caliber von 18 bis herunter zu 10 Millimeter ſowohl hinſichtlich der Treffſähigkeit als der Abflachung der Flugbahnen mit der Abnahme der Caliber beträchtlich zunehmen, wobei ſich entſprechend das Gewicht der Geſchoſſe von 45 bis auf 16 Gramme vermindert. Dies iſt ſehr natürlich. Nimmt man an, daß ein ſchmiedeeiſernes Rohr gewöhnlich 1 Meter lang iſt und das ganze Gewicht eines dauerhaften Gewehres überall zwiſchen 4,4 und

5 Kilogramm (10 bis 11 Zollpfund) liegt, des Rückstoßes wegen die Pulverladung nirgends stärker als 4 und 5 Gramme sein darf, diese beiden Factoren des Gewehr- und des Ladungsgewichts also überall annähernd dieselben bleiben, so erscheint nur der dritte Factor, das Gewicht des Geschosses, als ein beweglicher. Je kleiner nun der Caliber, d. h. der Geschoßdurchmesser ist, um so leichter wird sein Gewicht, um so günstiger gestaltet sich das Verhältniß zwischen Gewicht des Geschosses und der Ladung, denn mit um so relativ stärkerer Ladung kann das leichtere Geschoß geschossen werden, um so größere Anfangsgeschwindigkeiten, flachere Flugbahnen und bedeutendere Tragweiten erhalten die Geschosse. Das Optimum zeigt das schweizer Jägergewehr, welches sein nur 16,6 Gramm schweres Geschoß mit 4 Gramm, also 1/4 kugelschwere Ladung schießt, während die übrigen Gewehre mit größerem Caliber alle zwischen 1/7 bis 1/9 kugelschwere Ladung führen. Unter 16 Gramm Gewicht dagegen würde das Geschoß zu wenig Eindringungskraft haben. An dieses Minimum gefesselt, erhält man dadurch den andern Nutzen, dem Geschoß bei einem kleinen Caliber die lange bolzenartige Gestalt mittheilen zu können oder vielmehr zu müssen, welche zur Ueberwindung der Luftwiderstände so nothwendig als geeignet erscheint, also auch hierdurch ein die Tragweiten begünstigendes Moment. Dabei wiegen 100 Stück schweizer Patronen nicht mehr als 60 Stück österreichische; man kann somit dem Soldaten in der Schweiz eine weit stärkere Kriegschargirung in der Tasche mitgeben als z. B. in Oesterreich, ein für die Feldausrüstung und das Gefecht höchst wichtiger und günstiger Umstand. Auch wird erst durch kleine Caliber das Weitschießen praktisch nutzbar; denn die mehr rasirenden Flugbahnen gleichen die Fehler im Schätzen der Entfernungen des Zieles aus, die nun einmal unvermeidlich sind; nach den niederländischen Versuchen erhebt sich auf 600 Schritt zum Beispiel die Flugbahn des

	Gewicht des Geschosses		Caliber				
schweizer Gewehres	16,6 Gramm	10	Millimeter	1/4	kugelschw.	Ladung	1,991 Metres
baierischen „	29,6 „	13,5	„	1/7	„	„	2,379 „
österreich. „	30,1 „	13,6	„	1/8	„	„	3,414 „
Enfield- „	34,7 „	14,4	„	1/9	„	„	2,895 „
Whitworth- „	34,7 „	11,2	„	1/9	„	„	2,593 „
niederländ. „	39 „	16,4	„	1/8	„	„	2,948 „

über den Boden; die bestrichenen Räume in der Infanteriehöhe (6 Fuß) und Reiterhöhe (10 Fuß) betragen auf dieselbe Entfernung (600 Schritt) beim

schweiz. Jägergewehr	124	u. resp.	201	Fuß
bairischen Gewehr	91	„	136	„
österreich. „	61	„	92	„
Enfield- „	94	„	137	„
Whitworth- „	89	„	128	„
niederländ. „	84	„	125	„

Da mit der Größe des bestrichenen Raumes nicht nur die Anzahl der Treffer in der Praxis steigt, sondern auch die Fehler im Schätzen der Entfernungen ausgeglichen werden, so liegt schon hierin die Aufforderung, diesen Gesichtspunkt vor Allem im Auge zu behalten und durch Verkleinerung der Caliber auf große bestrichene Räume hinzuarbeiten und so die neuen Gewehrsysteme hierdurch zur Vollendung zu bringen. Durch die voraussichtlich eintretende Benutzung des Gußstahles zu Gewehrläufen wird man endlich auch dahin gelangen, die Gewichte der Gewehrtheile an sich entsprechend vermindern und dem Soldaten auch ein absolut leichteres Gewehr in die Hand geben zu können als seither, ohne die erlangten Treffleistungen aufgeben zu müssen. — Nach dem gegenwärtigen Standpunkte steht das schweizer Jägergewehr mit dem Compressionsgeschosse und nächst diesem in Deutschland das Zündnadelgewehr mit dem Langblei, das Podewils'sche Gewehr, das neue Vereinsgewehr des achten Armeecorps mit dem Miniésystem, das sächsische Gewehr und der österreichische Jägerstutzen auf der Höhe der Zeit, und da wir dem Polygonalsystem Whitworth's wegen der ihm anhaftenden Mängel für die Praxis keine Zukunft prophezeien können, so dürften diese Systeme die maßgebenden Modelle für die spätern Bewaffnungen repräsentiren. Wir verkennen dabei nicht, daß die eigenthümlichen Vorzüge des Zündnadelgewehres für dessen universelle Einführung schwer wiegen

und den Wettſtreit lange unentſchieden laſſen werden, doch wird wohl erſt ein größerer Feldzug den nöthigen Anhalt zur Entſcheidung über den wahren Werth dieſes Gewehres geben können; die Leiſtungen des Zündnadelgewehres ſtehen zwar denen der beſten Miniés, Dorn- und Lorenzgewehre gleich, haben aber bis jetzt diejenigen der ſchweizer Waffen noch nicht erreichen können.

Die Hindu

und die evangeliſche Miſſion.

Jeder gute Menſch, jeder gute Chriſt iſt ein Miſſionär; er ſucht ſeine Genoſſen durch Beiſpiel und Lehre zur Enthaltſamkeit und zum Fleiße, zur Ordnung und Selbſterkenntniß, der Quelle aller Tugenden, anzuſpornen. Solche Menſchen, ſolche Miſſionäre waren ehemals gar wenige in Indien und werden deren nicht viele ſein zu unſern Tagen. An der modeartigen Frömmigkeit der „Ehrenwerthen," wie ſie häufig gefunden wird bei den Angelſachſen, war und iſt freilich kein Mangel. Die Engländer zu Madras, wo 1718 die erſte evangeliſche Kirche erbaut wurde, zogen jeden Sonn- und Feiertag, unter Vortritt ihres Präſidenten, mitten durch Sipahisreihen zum Gottesdienſte. Den Geiſtlichen gaben die Compagnieherren aber bloß 100 Pfund. Hiervon konnten ſie natürlich nicht leben, wie Indien und die Pracht ſeiner Gebieter dies verlangt. Die Geiſtlichen mußten, gleichwie die Andern, Handelsgeſchäften nachgehen und gelegentlich ihren Einfluß durch reiche Geſchenke und Beſtechungen verkaufen. An Schulen und an die Verbreitung des Chriſtenthums konnten ſie unter ſolchen Umſtänden nicht denken. Beſtrebungen der Art würden auch zu jener Zeit nicht den geringſten Erfolg gehabt haben. Das Leben der Chriſten, der proteſtantiſchen wie der römiſchen, war Hohn und Schimpf dem Evangelium. „Chriſtliche Religion, Teufelreligion; Chriſt viel trinkt, Chriſt viel laſterhaft, Chriſt viel ſchimpft, viel ſchlagt," ſo ſprachen in gebrochenem Engliſch die Eingeborenen zu Terry, dem Caplan des engliſchen Geſandten Sir Thomas Roe.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts iſt eine Beſſerung eingetreten, in Indien, in England und allenthalben unter den chriſtlichen Völkern. Die franzöſiſche Revolution und die gewaltigen Umwälzungen in ihrem Gefolge haben die höhern, die beſitzenden Claſſen mit Beſorgniß und Kummer erfüllt. Sie ſind wenigſtens dem Scheine nach in ſich gegangen. Ueber Religion zu ſpotten, leichtſinnige, zweideutige Reden zu führen, ſich mit Laſtern zu brüſten, iſt nach und nach in Verruf gekommen. Der altväterliche Glaube, die altväterlichen Sitten, ſelbſt das Mittelalter mit ſeinem wilden Heere von Aberglauben und Schandthaten wurden hervorgeſucht; die Worte, noch mehr die Begriffe, Aufklärung, Menſchenrechte, Gleichheit und Freiheit verſchwanden an den Höfen, waren geächtet in der ariſtokratiſchen Geſellſchaft. Viele Herren ſuchten ihre Vorrechte und Beſitzthümer unter die Altäre zu flüchten, mittelſt heiliger Scheu gegen Beſchädigung zu ſchützen. „Die Geſellſchaftszuſtände unſerer Landsleute," ſchreibt der Sendbote Corrie (1806) aus Indien, „haben ſich innerhalb weniger Jahre ſehr zum Beſſern gewendet. Der Oberſtatthalter Marquis Wellesley erklärt ſich offen und allenthalben für einen Freund der Religion. Ob's ihm von Herzen geht, oder ob bloß Staatsrückſichten einwirken, das will ich nicht unterſuchen." „Eine Redensart," ſchreibt um dieſelbe Zeit Claudius Buchanan, ein anderer Sendbote, „iſt jetzt hier unter unſern Landsleuten in Hindoſtan allgemein im Brauch, welche noch vor Kurzem zu den größten Seltenheiten gehörte. Sie ſagen, Religion ſei eine gar gute Sache; ohne ſie könne kein civiliſirter Staat beſtehen. Wer den Unglauben vertheidigt, gilt für einen Anhänger der Franzoſen und ihrer Revolution." *) Dieſe neumodiſche Religioſität, dieſe fadenſcheinige Frömmigkeit ſollte jedoch nur ſo weit reichen, wie der Vortheil und das ſogenannte Staatswohl, das Wohlbefinden der gebietenden Herren. Eifrige Menſchenfreunde und wirkliche Chriſten könnten Gefahr bereiten; ſie könnten die Unterworfenen über ihre Kraft, über die eigenen Vortheile aufklären — die größte Gefahr für Willkürherrſchaft. Dieſen Männern iſt die Compagnie immerdar entgegengetreten. „Solche Schwärmer müſſen nothwendig Unzufriedenheit erregen und Aufſtände hervor-

*) Kaye, Christianity in India 162.

rufen; die einheimiſchen Religionen, die angeſtammten Gräuel dürfen in keiner Weiſe angetaſtet werden; der ganze Beſtand des angloindiſchen Reiches würde durch derlei Tollkühnheit untergraben und könnte eines Tages leicht und plötzlich zuſammenſtürzen."

Dieſe Furcht, dieſe vorgeblichen Gefahren ſind jedenfalls Uebertreibungen, wenn nicht abſichtlich erfunden. Was iſt bis jetzt nicht Alles geſchehen? Welche religiöſe Miſſethaten der Hindu ſind nicht, ohne die geringſte Erſchütterung, verboten worden! Wittwenverbrennung und Kindermord, heilige Räuberbanden und Menſchenopfer, gräßliche Selbſtpeinigungen und andere ſcheußliche Bräuche ſind aufgehoben und in den Bereich des menſchlichen Geſetzes gebracht worden. Keine der verkündeten fürchterlichen Folgen iſt eingetroffen. Die Miſſionäre haben das ganze Reich vom Himalaya herab bis zum Meere, von der chineſiſchen Grenze bis jenſeit des Indus durchzogen. Sie haben an den verſchiedenſten Orten frohe Glaubensbotſchaft verkündet und chriſtliche Bücher verbreitet. Allenthalben haben ſie einen Zuhörerkreis verſammelt und nirgendwo iſt ihnen ein Leid widerfahren. Die freien, von keiner Regierung beſoldeten Miſſionäre, wofür die ſicherſten Zeugniſſe vorliegen, erregen am allerwenigſten den Widerwillen der Hindu und Muſelman. Gegen ſie ſind in den zahlreichſten Bittſchriften, welche bei der letzten Erneuerung des Freibrieſes (1853) an's Parlament gelangten, auch nicht im Entfernteſten Klagen erhoben worden. Wohl aber gegen die reich beſoldeten anglicaniſchen Würdenträger, welche ſich nicht ſcheuen, das Gold der Heiden zu verzehren und dieſe zu gleicher Zeit in die Hölle zu verdammen. „Brauchen die Engländer Biſchöfe und Erzbiſchöfe, ſo mögen ſie auch dieſe, ſtolze Paläſte bewohnenden und beweibten Herren bezahlen, gleich wie Hindu und Muſelman ihre Brahmanen und Mullah. Die Miſſionäre, die laſſe man gewähren. Sie ſind nicht ſelten die einzigen, welche es gut mit den Hindu und Muſelman meinen. Nochmals, die freien Miſſionäre laſſe man gewähren." So ſprechen die Einſichtsvollſten unter den Eingeborenen, ſo erklären ſie ſich in ihren Eingaben an's Parlament.

In Form eines Zwiegeſpräches zwiſchen einem Engländer und einem Hindu iſt zu London ein in vielen Beziehungen denkwürdiges Büchlein über den indiſchen Aufſtand, über ſeine Urſachen und Heilmittel erſchienen. Der Verfaſſer ſoll ein hochgeſtellter und einſichtsvoller Hindu ſein, aus dem nordweſtlichen Indien, wo, wie man weiß, die Rebellion am furchtbarſten wüthete.*)

„Wahr iſt's," läßt der Hindu den Engländer ſprechen, „wahr iſt's, und ich habe es von Beginn ſo angeſehen, daß es thöricht von der Regierung war, den Eingeborenen auch nur Vorwand zum Verdacht zu geben, daß ſie ſich in die Religion miſchen wollte. Jene maßloſe Duldung der Miſſionäre, jene unbeſchränkte Verbreitung religiöſer Tractate, der unverſtändige Eifer vieler Regierungsbeamten, welche die Sache der Miſſion förderten und den Miſſionären ihre offene Unterſtützung liehen, endlich der Umſtand, daß die Regierung an den Miſſionsſchulen fördernden Antheil nahm, — dies Alles iſt ſehr zu beklagen."

„Hierüber, mein Herr," erwiedert der Hindu, „ſind Sie im großen Irrthum. Kein Europäer kann ſich eine richtige Vorſtellung machen vom Unterſchied zwiſchen den Vorurtheilen eines Hindu in Betreff der Kaſte und der Religion. Geben Sie einem gelehrten Hindu etliche Goldſtücke, und er wird ohne Scheu ein Buch zur Widerlegung ſeiner eigenen Religion ſchreiben. Aber reichen Sie ihm ein Glas Waſſer, das Sie vor ſeinen Augen berührten, und wär's auch nur mit einem hundert Fuß langen Stock, er wird das Waſſer nicht trinken, und böten Sie ihm tauſend Goldſtücke! Wenige Nationen ſind ſo gleichgiltig in Sachen der Religion als die Hindu. Ihre Religion hat größere und zahlreichere Umwandlungen erfahren als das Chriſtenthum. Es iſt abenteuerlich, zu glauben, die Engländer ſeien gehaßt ihrer Religion willen. Die Muſelman glauben, der kürzeſte Weg zum Himmel ſei, einem Hindu den Hals abzuſchneiden, heilige Tempel zu zerſtören oder am muſelmaniſchen Feſttage eine Kuh zu tödten. Und dennoch werden ſie von den Hindu verehrt! Selbſt die Muhamedaner haſſen die Engländer nicht bloß wegen ihrer Religion. Die Bibel wird im Koran höher geſtellt als der Koran ſelbſt; Moſes und Jeſus werden darin nicht weniger mit Achtung ge-

*) The Thoughts of a Native of Northern India on the Rebellion, its causes and remedies. London 1858.

nannt, als Muhamed. Deſſenungeachtet iſt ihr Haß gegen die Chriſten, gegen die Leute des Buches tiefer und unauslöſchlicher, als gegen die götzendieneriſchen Hindu. Ja, würden die Engländer an die Sendung Muhamed's oder die Heiligkeit des Weda glauben, ohne Aenderung in ihrem Benehmen, meinen Sie, Ihre Nation könnte unter den Völkern Indiens populär werden? Niemals! Nicht Religion, ſondern der Mangel an Religion iſt es, was ſo viel Unheil über dieſes Land gebracht hat. Das Volk weiß, daß die indobritiſche Regierung eine chriſtliche iſt; nun, ſo handle ſie auch offen und ehrlich als eine wahrhaft chriſtliche. Daran wird ſich das Volk nie ſtoßen; es wird ſolches nur bewundern. Wer könnte Religion verabſcheuen? Es ſteht in Euren eigenen Religionsbüchern, Jedermann ſollte ſeine eigene Religion ehren. Laſſen Sie tauſend Miſſionäre kommen, Ihre Religion zu predigen; ſenden Sie zehntauſend Schullehrer auf Koſten der Regierung; der Generalgouverneur vertheile ſelbſt Hunderttauſende von Bibeln; das Volk wird ſich nicht beklagen, obſchon es lachen und ſpotten mag. Aber nehmen Sie ſich wohl in Acht, nicht an der Kaſte zu rütteln. Hüten Sie ſich, daß die in öffentlichen Gefängniſſen Eingeſperrten nicht Speiſen eſſen müſſen, welche von Andern zubereitet ſind; hüten Sie ſich, daß die Sipahis nicht Schweine- oder Rinderfett mit den unglückſeligen Patronen zum Munde führen müſſen. Ich meine, dergleichen Dinge hätten doch nichts mit der chriſtlichen Religion zu ſchaffen."

Engländer: „Ihre Leute haben ſich geweigert, Civiliſation anzunehmen."

Hindu: „Bitte um Verzeihung, mein Herr. Sagen Sie mir doch, wo hat die britiſche Regierung, wenn ſie einen Verſuch zur Bildung des indiſchen Volkes machte, dies rein um des Zweckes willen gethan? Nehmen Sie eine Provinz, welche Sie wollen, und laſſen Sie uns ſehen, was für die Civiliſation ſeiner Bevölkerung geſchehen. Nehmen Sie z. B. Benares, eins der ſchönſten Länder Indiens, mit einer Bevölkerung von zehn Millionen, wo die Regierung jährlich ein Einkommen von zwölf Millionen Rupien erhebt. Dieſe Provinz iſt ſeit 1775 in den Händen der Engländer. Was habt Ihr gethan, um dieſe Bevölkerung, den fünfzehnten Theil von ganz Indien, zu civiliſiren?"

Engländer: „Ei, befindet ſich zu Benares nicht eine höhere Lehranſtalt, eine prachtvolle Lehranſtalt?"

Hindu: „Ja wohl, eine befindet ſich dort. Und wiſſen Sie nicht, daß der penſionirte Radſchah von Benares das Geld zu deren Errichtung aus ſeiner eigenen Taſche hergegeben hat? Glauben Sie im Ernſt, eine einzige Anſtalt reiche hin, um zehn Millionen Menſchen zu civiliſiren? Wenden Sie den Blick nach der anſtoßenden Provinz Allahabad, welche Benares faſt gleichkommt an Größe; können Sie mir dort auch nur eine einzige Schule aufweiſen, die von der Regierung gegründet wäre?"

Engländer: „Iſt nicht ſeit dem berühmten Unterrichtsdecret der Oſtindiſchen Compagnie (1854) etwas für Errichtung von Dorfſchulen und für den Volksunterricht gethan worden?"

Hindu: „Ja, ſeit jenem Decrete allerdings! Aber was haben ſie vorher, während eines Jahrhunderts, gethan? Und ſagen Sie mir, hat man je an Unterricht und Bildung der Sipahis gedacht? Konnten dieſe eingeborenen Soldaten nicht innerhalb eines oder zweier Monate das Alphabet lernen, ihre vielen müſſigen Stunden mit Leſen nützlicher und lehrreicher Bücher ausfüllen, und daraus einen Schatz allgemeiner Kenntniß ſich erwerben? Wäre es dieſen Sipahis je eingefallen, in Aufſtand auszubrechen, hätten ſie nur eine ſchwache Kenntniß von den Hilfsquellen Englands gehabt? Wäre ihnen eingefallen, die Regierung wolle ſie durch die Patronen zum Chriſtenthum bekehren, wenn ſie die oberflächlichſte Kenntniß der Grundſätze Eurer Religion gehabt hätten? Konnten Sie von dieſen Sipahis, von dieſem Volke, welches ſo jämmerlich unwiſſend, daß es ſich unter der Oſtindiſchen Compagnie eine alte Dame vorſtellt, welche die Zügel der Regierung Indiens führt, — können Sie da etwas Anderes erwarten, als was jetzt in der allgemeinen Verwirrung und Verſtörung zu Tage liegt? Ich hoffe, daß, wenn man wieder eine eingeborene Armee bildet, ſie nur unter ſolchen Bedingungen angeworben wird, wonach jeder Fußgänger ſo lange monatlich vier Annas und jeder Reitersmann eine Rupie von ſeiner Löhnung entrichte zur Beſtreitung einer Regimentsſchule und einer Regimentsbibliothek, bis ſie mittelſt Prüfung gezeigt haben, daß ſie fließend und richtig das indiſche Alphabet leſen und ſchreiben

können. Einsichtsvolle und gebildete Feinde sind viel weniger gefährlich, als ungebildete und unwissende Freunde. Das Emporkommen und der Untergang einer Nation hängt an der Beschaffenheit der Bildung, die sie erhält. Das Geschick einer Nation, wenigstens auf etliche Generationen hinaus, kann leicht vorausgesagt werden, wenn man nur die Beschaffenheit und den Grad ihres Bildungsstandes kennt. Trotz aller Decrete und Erlasse des Directorenhofes waren von der Regierung für unsere ganze Provinz Benares nicht mehr als dreißig Rupien zum Behufe des Volksunterrichtes zu erhalten. Wenn auch das neue Unterrichtsgesetz in volle Wirksamkeit treten sollte, und man alle Missions- und Privatschulen dazu nimmt, so käme doch von der gesammten schulfähigen Jugend nur Einer auf achtundvierzig, oder nur Ein Knabe auf vierhundert Einwohner, welcher irgend eine Schulbildung erhielte."

Die Entgegnung des Engländers, daß es Sache und Pflicht des Eingeborenen selbst sei, für Erziehung und Unterricht ihrer Kinder zu sorgen, gibt dem Hindu Gelegenheit, über den wenig verstandenen Unterschied zwischen englischen und indischen Zuständen und Volksanschauungen sich näher zu erklären.

„Das ist der alte Irrthum, daß Ihr Herren immer und immer glaubt, englische Ideen und Anschauungen ohne Weiteres auf dieses Land übertragen zu können. Es fällt mir wirklich sehr schwer, Ihnen die Bedürfnisse Indiens klar zu machen. Dieses Landesvolk, gewohnt von seinen Herrschern Werke der Wohlthätigkeit, des öffentlichen Unterrichts und Nutzens zu erhalten, ist ganz erstaunt, zu vernehmen, wie die Regierungsbeamten fortwährend, bald unter diesem, bald unter jenem Namen, freiwillige Collecten anstellen. England sendet eine Armee nach dem Orient, um der Türkei gegen Rußland beizustehen; sofort sollen die Eingeborenen von Indien zu patriotischen Fonds beisteuern. Dieser Beamte will ein Krankenhaus gründen; gleich sollen die Eingeborenen Beiträge unterzeichnen. Jener kommt und will eine steinerne Treppe, die zum Fluß führt, bauen; die Eingeborenen müssen in die Tasche greifen und mit helfen. Ein Dritter will ein Asyl, eine Bibliothek oder Schule, einen Teich oder Brunnen, ein Gemälde, eine Statue stiften. Da soll das Volk alsbald Beiträge zeichnen. Wahr, es fällt den Unterzeichnern nicht schwer, die Summen zu zahlen; aber Alles das ist gegen unsere Sitten und Anschauungen und deshalb höchst widerwärtig und anstößig. Solches Benehmen setzt die Regierung in den Augen der Bevölkerung herab. Ihre Beamten mögen doch endlich einmal mit den Subscriptionslisten aufhören; das Gouvernement sorge selbst für Schulen und wohlthätige Zwecke!"

„Hilf Gott," ruft der Engländer aus; „wo soll das Geld herkommen? Die Regierung ist ja ohnehin beinahe bankerott."

„Mein Herr, vier- bis fünfundzwanzig Millionen Pfund Sterling sind nie in die Schatzkammern irgend eines Großmoguls geflossen. Reichen diese bei Ihnen nicht zu, so ist das Euer Fehler, mein Herr! Macht gründliche Ersparnisse, stellt überflüssige Ausgaben ab, hebt unnöthige Anstalten auf, setzt überschwengliche Gehalte herab und macht das Volk glücklich! Die Hilfsquellen des Landes sind unerschöpflich. Mit einiger Unterstützung von Eurer Seite werden die Eingeborenen im Stande sein, noch mehr aufzubringen und Alles zu zahlen, was Ihr nöthig habt!"

Im Jahre 1855 bestanden im großen angloindischen Reiche bloß 1657 europäisch-christliche Elementarschulen, welche von der Regierung Unterstützung erhielten, mit 64,806 Zöglingen beiderlei Geschlechts. Solch' eine Unterstützung oder Zuschüsse erhalten vermöge einer Verordnung der indischen Oberaufsichtsbehörde (19. Juli 1854) nach einer bestimmten Norm alle Schulanstalten, gleichviel seien es Schulen der Muselman, der Hindu oder Christen. Die wichtigsten Schulen für die Volkserziehung sind beinahe durchgängig von den zwölf verschiedenen Missionsgesellschaften errichtet worden, welche ihre Sendboten selbst unterhalten. Ihr segensreiches Wirken in Hindostan beginnt, der Zeit nach, in folgender Reihe: Die Gesellschaft zur Verbreitung der heiligen Schrift, 1727; die Missionsgesellschaft der Baptisten, 1793; die Londoner Missionsgesellschaft, 1805; die amerikanische Missionsgesellschaft, 1812; die Wesleyanische Missionsgesellschaft, 1814; die kirchliche Missionsgesellschaft, 1815; die allgemeine Baptistenmission, 1822; die Regierungskirche in Schottland, 1830; die freie Kirche in Schottland, 1830; die Baseler Missionsgesellschaft, 1830; die amerikanische presbyterianische Mission, 1834; die amerikanische Baptistenmission, 1840. Diese zwölf Gesellschaften

unterhielten (1855) 383 Missionäre. Der einheimischen, zu den verschiedenen evangelischen Kirchen bekehrten Christen zählte man damals 94,145. *)

Die Kulis sind die eifrigsten, die stolzesten der Brahmanen. Sie wähnen so alt zu sein, wie die Götter auf dem Meere, wie die heilige Ganga auf Erden, wie Sonne und Mond am Himmel. Und solch' ein Brahmane spricht: „Die Kulis sind das toleranteste Volk auf Erden. Die Sendboten, Untersuchungen über Religion fürchten sie nicht. Im Gegentheil. Sie schätzen die Missionäre wegen ihrer uneigennützigen Bestrebungen. Nur Zwang verabscheuen, fürchten die Hindu. Die gräßlichen Gewaltthaten des Mahmud von Ghasna, des Timur und Orangsib leben fort in ihrem Gedächtniß. Unwissend sind meine Landsleute, das gebe ich zu, im hohen Grade. Die Principien ihrer Religion kennen sie nicht; sie hängen bloß an äußerlichen Bräuchen; gleichgiltige Formeln sind ihnen Religion, wie bei vielen Eurer Christen und namentlich bei den Katholiken." In gleichem Sinne sprach Babu Dachinaranjan Makendschi, bei Gelegenheit einer Versammlung des britisch-indischen Vereins zu Calcutta (25. Juli 1857). „Wir sind natürlich anderer Ueberzeugung als die christlichen Missionäre. Wir sind jedoch einsichtsvoll und unparteiisch genug, um anzuerkennen, daß in Betreff der Gelehrsamkeit, der Sittenreinheit und ihrer uneigennützigen Absichten, um unser Wohl zu befördern, es keine andere Menschenclasse gibt in ganz Hindostan, welche mit ihnen verglichen werden könnte. So lautet die Ueberzeugung aller Eingeborenen Hindostans. Ja, die ganze europäische Geschichte hat kaum eine Abtheilung von Leuten aufzuweisen, welche der Menschlichkeit, der Belehrung des erwachsenen und der Heranbildung des jüngern Geschlechts so viele und große Opfer gebracht hätte, als die christlichen Missionäre in Indien. Wahr, wir sind verschiedener Ansicht. Wir Hindu glauben nicht, daß das Christenthum mit seinen Dogmen, wie es jetzt verstanden wird, jemals die herrschende Religion werde in unserm Lande. Wir verehren seit Jahrtausenden den einzigen allmächtigen Gott, gemäß der heiligen Weda oder Wissenschaft, und glauben, diese Gottesverehrung reiche aus für alle Zeiten. Wir können aber dessenungeachtet nicht umhin, den ehrwürdigen Missionären des Christenthums unsere Ehrfurcht darzubringen. Sie allein können zu unsern Tagen in Frömmigkeit und Rechtschaffenheit mit den Rischis und Mahaturas des Alterthums verglichen werden. Auch diese lebten von freiwilligen Gaben und widmeten ihr Leben dem Dienste Gottes und der Wissenschaft." *)

Wäre dem aber nicht so, würden die religiösen Bestrebungen der Gebieter, würden die eingeführten Institutionen Widerwillen und Widerstand hervorrufen, die Engländer dürften sich dadurch nicht abhalten lassen, auf der Reformbahn weiter zu gehen. Auch der Fortschritt und die Heranbildung der Menschheit können der gewaltsamen Maßnahmen nicht entbehren. Selbst die philosophischen Weltverbesserer werden sich am Ende, wenn auch mit Widerstreben, zu einigem Zwang bequemen müssen. Die Massen sind träge und hängen mit empörendem Unverstande und ärgerlicher Zähigkeit am Herkömmlichen; dann sind die bevorrechteten Classen herrsch- und genußsüchtig im hohen Grade. Und so wird Gewalt, wird Revolution immerdar zur Nothwendigkeit, selbst in unsern erleuchteten Tagen. Hätten die Menschenfreunde vergangener Jahrzehnte und Jahrhunderte den Vorurtheilen und der Trägheit, der Eitelkeit und Habgier nach allen Seiten Rechnung getragen, wahrlich die Cultur und Wohlthätigkeit, die Humanität und das heitere Weltwesen, dessen sich die Gegenwart erfreut, sie wären nimmermehr möglich gewesen.

Die Königin möge zur Weihe der neuen unmittelbaren Regierung in allen Städten und Dörfern Volksschulen errichten für Erlernung der einheimischen Sprachen und Mundarten. Die englische Sprache bilde den vorzüglichsten Gegenstand des Unterrichtes, dann Geographie, Geschichte und Arithmetik. Der Religionsunterricht bleibe den einheimischen Geistlichen, den Brahmanen und Mullahs, den Missionären und Caplanen überlassen. Diese Schulen mögen von den allgemeinen Landeserträgnissen, von Kreis- und Bezirksumlagen, von gewissen städtischen und

*) India in 1858. By Arthur Mills. London 1858, 168.

*) Calcutta Review Bd. 29. 1857. 395. London Times 1. Sept. 1857.

Dorfgefällen unterhalten werden. Die Eltern sollen kein Schulgeld zahlen. In diesen Regierungsanstalten werden Kinder aller Religionen, Secten und Kasten aufgenommen, welche neben einander sitzen und mit einander verkehren. Gleicher Rechte mögen der Christ und Muselman sich erfreuen, der Sudra, Brahmane, Weisja und Kschatrija, dann die andern tausenderlei Abtheilungen dieser Kasten. Vielleicht wär's möglich, einen Schulzwang einzuführen, und, wenn nicht, andere Mittel zu ersinnen, um die Eltern zu vermögen, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Die Lehrbücher müßten unsern wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen. Die brahmanischen Abenteuerlichkeiten in Betreff des Erdbaues, der sechs Milchmeere, der sieben Inseln und dergleichen, dürfen, wie wunderbarlich genug vor Kurzem geschehen, *) nicht mehr berücksichtigt werden. Neben diesen Regierungsschulen können die Missionsschulen fortbestehen und ihnen volle Freiheit gewährt werden. Hier darf und soll die christliche Religion und alle auf ihr beruhenden Lehren der Moral und Menschlichkeit Hauptgegenstand des Unterrichts bilden. Die tüchtigsten Männer unter den Angloindiern der Gegenwart, Sir John Lawrence, Herbert, Edwards und der kenntnißreiche ausgezeichnete Missionär Alexander Duff, wollen noch weiter gehen. „Auch in den Regierungsschulen sollte die Bibel eingeführt und das evangelische Christenthum gelehrt werden." Dies scheint nicht nothwendig. Man möge es bei dem Unterricht in der europäischen Wissenschaft — sie ist die sicherste, die beste Vorbereitung zum Christenthum — bewenden lassen. Ueberdies gibt solche Mäßigung der angloindischen Regierung ein Anrecht, alle Beiträge zu religiösen Zwecken, welche jetzt Muselman und Hindu gereicht werden, aufzuheben. Eine vollkommene Trennung des Staates von der Religion, wie Gesetz ist in Amerika, **) werde ausgesprochen. Der Staat ist neutral; er kennt keinen Cultus, keine Religion, keine Secten. Gotteshäuser zu bauen und zu erhalten, Geistliche zu bezahlen und die Unkosten der Processionen zu bestreiten, bleibt den Gläubigen überlassen. Der Staat entzieht alle hierauf bezüglichen Leistungen. Freilich müßten dann auch die christliche Geistlichkeit, namentlich die anglicanischen Bischöfe, ihre starken Besoldungen aufgeben. Der Erzbischof von Canterbury und die andern Würdenträger in England, die frommen Lords und die eifrigen Gemeinen könnten leicht die indische Geistlichkeit schadlos halten. Daß sie es thun, verbürgt wohl ihr christlicher Eifer, der sich kundgibt in so vielen Versammlungen.

Dieselbe parteilose Neutralität sei auch bis zum gewissen Grade die Norm bei Anstellungen im Staatsdienste. Auf Moralität und Fähigkeit allein werde gesehen. Religion und Kaste mögen nicht einmal in die Beamtenlisten eingetragen werden. Christliche Neophyte und christliche Halbkastleute, die sogenannten Ostindier oder Eurasier könnten jedoch bei gleichen Eigenschaften und gleicher Befähigung mit Hindu und Muselman den Vorrang erhalten. Dies erheischt die Pflicht einer christlichen Regierung. Ueberdies bedarf ihre Sicherheit dieser Parteinahme. Die indische Bevölkerung ist abgeneigt; eingeborenen Truppen darf man nimmer trauen, und die achtzig- bis neunzigtausend europäischer Söldlinge, welche nothwendig sind zur Erhaltung des Reiches, mögen für die Folgezeit schwer zu bekommen und noch schwerer zu unterhalten sein. Der Ausfall zwischen Ausgabe und Einnahme nimmt zu in erschreckender Weise. Bis jetzt wurden bekehrte Christen gar nicht angestellt und auch in anderer Weise mißhandelt, wie Alexander Duff dies an mehreren Vorfällen nachweist, und zwar aus der neuesten Zeit, selbst während der Aufstand am furchtbarsten wüthete. *) Durch

*) The Indian Rebellion. In a series of letters from the Reverend Alexander Duff. London 1858. 310, 361.

**) Der protestantische Geistliche Roger Williams, der Gründer von Rhode Island, ist der erste, welcher in Amerika (1636) folgende Grundsätze aufstellte und durchführte: Alle Menschen haben vollkommene Freiheit der Meinungen und des Gottesdienstes, Hindu, Juden, Papisten, Atheisten, Türken und Christen; Könige und Beamten haben keine andere Gewalt, als die ihnen vom Volk übertragene; die souveräne Macht in bürgerlichen Angelegenheiten beruht einzig und allein auf der Zustimmung des Volkes. Die erste allgemeine Versammlung zu Rhode Island (1647) schließt ihr Gesetzbuch mit folgenden Worten: Jeder mag in religiösen Dingen nach dem Gesetze seines Gewissens handeln. The New England History. By Charles W. Elliot. New-York 1857, I. 211, 227. Diese in zwei Bänden bestehende Geschichte Neu-Englands, ein gründliches, mit Begeisterung für Menschenrechte und Freiheit geschriebenes Werk, geht bis zur Unabhängigkeitserklärung 1776.

*) The Indian Rebellion. 308 ff.

dieſes rückſichtsloſe Verfahren gegen einheimiſche Religion und Kaſte möchte vielleicht im Zeitenverlauf das Kaſtenweſen, das furchtbare Hinderniß eines jeden Fortſchritts und menſchlicher Bildung, wenn nicht gebrochen, doch gemildert werden. Wer ihre Wirkungen nicht mit eigenen Augen geſehen, der vermag kaum den ganzen Fluch der Kaſte begreifen, wie ihr Weſen darauf hinzielt, alle beſſern Gefühle zu untergraben und zu erſticken.

Die Kaſte iſt dem Hindu, nach der bekannten Mythe der Menſchwerdung aus Brahma's Leib, eine unabänderliche göttliche Ordnung, dem Beginne des Daſeins gleichzeitig. Brahmane und Sudra ſind derart verſchieden, wie Fuchs und Eſel; der Sudra kann kein Brahmane werden, ſo wenig wie der Eſel ein Fuchs. Sie ſind verſchiedene Thiergeſchlechter, welche kaum irgend eine Beziehung zu einander haben. Die Kaſte iſt, wie die andern Eigenſchaften der Naturgegenſtände, Folge der Geburt; ſie kann weder erworben, noch verloren oder gemindert werden. Unterabtheilungen, verſchiedene Ordnungen innerhalb der Kaſte, innerhalb der Gattung, findet man in Menge. So bei den Fiſchen, bei den Vögeln und andern Thieren. Auch dieſe Ordnungen, dieſe Geſchlechter ſind wieder vollkommen getrennt durch Nahrung und Kleidung, durch Lebensweiſe, Neigung und Abneigung. Die Menſchen dieſer verſchiedenen Geſchlechter dürfen nicht mit einander eſſen und trinken, ſich nicht berühren, noch die von Andern zubereiteten, oder von ihnen bloß betaſteten Speiſen genießen. Ein Glas Waſſer von einem Manne anderer Ordnung vorgeſetzt, iſt unrein. Der Dampf aus Speiſen, zubereitet von Leuten, welche nicht zu derſelben Kaſte, zu derſelben Unterabtheilung der Kaſte gehören, beſchmutzt Seele und Körper. Mehrere Waſchungen ſind nothwendig zur Herſtellung der frühern Reinheit. Nach Abul Faſel wären bereits zu Akber's Zeiten fünfhundert verſchiedene Unterordnungen allein bei den Kſchatrijas vorhanden geweſen. Gegenſeitiges Heirathen unter den Kaſten hätte zahlloſe Abtheilungen hervorgerufen. Die Unterſchiede, entſprungen aus den verſchiedenen Wohnſitzen, den Beſchäftigungen und dem vorelterlichen Range ſeien ſehr zahlreich.

Wie ein Thier, ſo fährt die auf Trennung und Verfeindung der Menſchen gerichtete ſataniſche Kaſtenlehre weiter fort, nicht den Dienſt, nicht die Arbeit eines andern verrichten könne, das Schaf nicht den Dienſt eines Ochſen, der Ochs nicht die Arbeit eines Pferdes; ſo dürfe und könne auch die eine Ordnung nicht das Geſchäft der andern übernehmen. Die Wäſcher können keine Kameltreiber werden. Nothwendige Folge hiervon iſt, daß zwiſchen dieſen verſchiedenen Kaſten und Ordnungen keine verbindende Sympathien, wie ſie ſonſt bei den Menſchen, namentlich bei Menſchen deſſelben Volkes ſtattfinden, vorgefunden werden. Ein Brahmane erſchien in ſchamloſer Weiſe vor mehreren Leuten unterer Kaſten. Da ſchalten ihn Engländer und ſprachen: „Wie mögen Sie, ein gebildeter Mann, ſich derart unanſtändig benehmen?“ „Was,“ entgegnete der Mann, „würdet Ihr es wohl für eine Schande halten, Euch ſo vor Katzen, vor Hunden und Ochſen zu zeigen? Und wißt Ihr denn nicht, daß Leute unterer Kaſten und Kaſtenloſe Thiere und keine Menſchen ſind?“ Dieſes Kaſtenweſen iſt, auffallend genug, in Hindoſtan derart verführeriſch, daß ſelbſt Muſelman, Juden und Chriſten davon ergriffen werden. Menſchenwerk wird kaum im Stande ſein, dieſe furchtbare Laſt, dieſen Fluch vom hindoſtaniſchen Volke abzuwenden. Alle Reformatoren, welche im Laufe der dreitauſend Jahre indiſcher Geſchichte erſtanden, Buddha, Nonak, Kabyr und die vielen andern ſcheiterten an der Kaſteneinrichtung. Im Kampfe mit ihr ſind ſie ſämmtlich unterlegen. Die einſt ſo zahlreichen Anhänger des Buddha-Schakiamuni ſind hingeſchlachtet, ausgerottet oder vertrieben worden. Geſchichtliche Berichte hierüber ſind freilich nicht vorhanden. Der Brahmane kennt nur ein abenteuerliches Gemenge der Menſchen und Götter. Von nüchterner wirklicher Geſchichte fehlt ihm jeder Begriff. In welch' furchtbar blutiger Weiſe dieſe Kaſtentollen gegen die Buddhiſten gewüthet haben mögen, kann man aus den gräßlichen Thaten der indiſchen Rebellion unſerer Tage ſchließen. Kein Thier iſt ſo grauſam, ſo fürchterlich, wie der Menſch in ſeinem Wahn. Wir in Europa ſind aber keineswegs berechtigt, auf den Hindu herabzuſehen. Man denke an die Scheiterhaufen der Inquiſition und die Hexenverbrennung, an die Religionskriege und die Mordgeſellen, ausgeſandt vom Jeſuitenorden!

Die

Arbeitsverhältnisse der Gegenwart.

(Zum Verständniß heutiger Culturzustände.)

Nach der in der Bibel enthaltenen Legende war die Verurtheilung des ersten Menschenpaares und aller folgenden Geschlechter zur Arbeit ein Fluch des Engels, der die ersten Sterblichen aus dem Paradiese trieb: „Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen.“ Das Wort jener Legende ist nach heutiger Auffassung kein Fluch mehr, sondern ein Segenswort geworden. Die Arbeit war es, in der die Menschen von Geschlecht zu Geschlecht sich zu einer immer höheren Cultur aufschwangen; die Arbeit ist es, auf der der heutige Stand der geistigen Bildung des Menschengeschlechts und der materielle Wohlstand der Völker beruht. Die Arbeit war also eine bedingende Nothwendigkeit für den Einzelmenschen sowohl, wie für die innere und äußere Geschichte ganzer Nationen. Vom sittlichen Standpunkte aus würde sich jener Fluch auch schwer mit der theologischen Lehre von der Allgüte des höchsten Wesens vereinigen lassen. Die Bestimmung des Menschen zur Arbeit erscheint demnach grade als ein Ausfluß der Allweisheit, sie ist ein Begriff, der in die Weltordnung mit Nothwendigkeit gehört. Grade aus jenen unermeßlichen Wechselwirkungen der Arbeit, aus dem fortwährenden Aufsteigen des Menschen zu einem höheren Standpunkte, läßt sich einigermaßen die Bestimmung des Menschengeschlechts überhaupt erst ahnen.

Unser ganzer Organismus weist durchaus darauf hin, daß wir von vorn herein vom Schöpfer zur Arbeit bestimmt sind, damit wir uns, die wir eben nicht wie das Thier mit allen Bedürfnissen von der Natur versorgt werden, aus freiem Vermögen die Kräfte der Natur dienstbar machen und in der Herrschaft über dieselben ihr unsere Bedürfnisse abringen. Das genaue Studium des menschlichen Körpers hat nachgewiesen, in wie naher Beziehung die seine Gliederung, z. B. der menschlichen Hand, zu der Stellung des Menschen dem Thiere gegenüber, d. h. zu der beherrschenden Stellung, steht, so daß Buffon und Galenus sagen konnten: „Die Hand und die Vernunft machen den Menschen erst zum Menschen.“

Das intelligenteste Thier, der Elephant, hat auch das handähnlichste Glied, den Rüssel, den schon die Römer „manus“ („Hand“) nannten, während ihm die Indier das Attribut „Handbegabt“ beilegten.

Die Arbeit besteht in der Beschlagnahme und Benutzung aller der freiwilligen Gaben der Natur, wie der wilden Pflanzen, Thiere und Mineralien.

Je näher der Mensch noch mit der Natur zusammenhängt, desto abhängiger ist er noch von ihr, desto geringer auch der Grad der Arbeit. Der Mensch occupirt in diesem Naturzustande, wie dies bei allen Hirten- und Jägervölkern der Fall ist, noch unmittelbar die Gaben der Natur; schweift hin und her, entweder mit den Waffen auf der Jagd, oder mit seinen Viehheerden über ungeheuere Weidetriften, ohne festen Wohnsitz, ohne Ackerbau und Forstcultur. Sobald die Natur ausgebeutet ist, das Wild aufhört oder die Weideplätze verengt werden, tritt die erste Nöthigung zur höheren Arbeit ein, zunächst zwar nicht direct für sich, sondern für das Vieh, für die Gewinnung von Futterkräutern zu sorgen. Hier liegen die ersten Anfänge zu einem späteren Ackerbausystem. Der einzelne Nomade muß schon darnach trachten, einen gewissen regelmäßigen Wanderzug mit seiner Heerde zu nehmen, um gewisse Plätze zu schonen, sie entweder für die Winterszeit zu reserviren oder schon im Sommer von ihnen die Futterkräuter zu sammeln. Allmälig baut der Nomade auch wohl für die rauhe Jahreszeit, zuerst nur für gewisse Classen Vieh, dann nach und nach für die ganze Heerde schützende Bedachung, das Zelt verwandelt sich in einen festen Wohnplatz. Es schließen sich die wenn auch rohen Anfänge einiger Handwerksarbeiten an und zwar zuerst Schmiede- und Sattlerarbeiten, die wir bei allen rohen Nationen bereits vorfinden. Die Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht bringen Hirtenstämme in Verbindung mit benachbarten Nationen, es entsteht Tauschverkehr. Mehr und mehr Handwerke siedeln sich an, Entdeckungen und Erfindungen folgen und die höhere Cultur beginnt ihre regelmäßigen Entwicklungsgrade zu durchlaufen. Die Grundbedingung dieser Entwicklung ist die Vertheilung der Einzelbeschäftigung an Einzelne, während bei der rohen Nation ein

und derselbe Mensch selbst mehrere Handwerke zugleich treibt, spinnt, webt, Kleidungsstücke fertigt und nebenbei seine übrigen Werkzeuge und Wohnungsbedürfnisse zumeist selbst beschafft. Der Austausch von Producten innerhalb des Volkes und im internationalen Verkehr erzeugt zuerst Ersparnisse — Capital. Das Capital wird das Mittel und die Stütze für die Arbeitskräfte des Volkes und ihrer Ausbildung. Kein Volk vermag ohne Capital sich auf eine höhere Culturstufe zu schwingen und größere Werke zu schaffen, ohne Capital den Reichthum der Natur sich zu Nutzen zu machen, und den Verkehr zu heben, weder nach innen noch außen. Eine nothwendige Voraussetzung für das Aufstreben eines Volkes ist sodann die persönliche Freiheit. Ohne sie ist die verbreitetere Ansammlung von Capital, ohne sie ein eigentlicher Nationalwohlstand überhaupt nicht möglich, ohne persönliche Freiheit entbehrt die Arbeit zum größten Theil der sittlichen Kraft. Soll die Arbeit wirklich fruchtbringend werden, so muß der Arbeiter im Voraus gewiß sein, daß ihm die Früchte seines Fleißes auch bleiben. Welcher Unterschied ist zwischen dem freien Arbeiter und Sclaven, welcher Unterschied schon zwischen dem Arbeiter und dem Fröhner, Hintersassen oder Leibeigenen hinsichtlich der Productivität der Arbeit!

Man schätzt drei Fröhner zwei Tagarbeitern gleich, und ein Hofpferd gleich zwei Frohnpferden. Der Tagarbeiter arbeitet wiederum mit geringerem Eifer als der stückweis bezahlte Arbeiter. Grade der Stücklohn ist es, welcher die Arbeit zur höchsten Intensität antreibt, weil hier die fleißige Hand die Prämie ihrer Emsigkeit selbst in der Gewalt hat, die Betriebsamkeit also selbst belohnen kann, Lässigkeit sich selbst bestrafen muß. Der vorherrschende Stücklohn gehört mit zu den Ursachen, welche das fleißige England wirthschaftlich zu dem ersten Lande der Welt erhoben haben. Natürlich ist dieselbe nur da anwendbar, wo die Arbeit in eine Kette einzelner Leistungen sich auflösen läßt, wo die Hast des Arbeiters der Güte der Arbeit keinen Eintrag thut, nicht aber da, wo eine Controle schwer durchführbar ist, oder wo es auf strenge Genauigkeit der Arbeit ankommt. Man denke beispielsweise nur an die Arbeiten des Mechanikus. Am höchsten steigert sich die Productivität der Arbeit da, wo entweder der Arbeiter auf eigene Rechnung beschäftigt ist oder ihm eine Quote des Unternehmungsgewinnes in Aussicht steht. So hat sich der holländische Walfischfang, eine der gefährlichsten Arbeiten des Menschen überhaupt, namentlich dadurch so bedeutend gehoben, daß die Matrosen einen Gewinnantheil zugesichert bekommen, eine Einrichtung, die auch in Amerika sehr verbreitet ist. So bekommt bei dem Cachelotfang der Capitän $^1/_{16}$, der Meister $^1/_{25}$, der zweite Meister $^1/_{35}$, der Contre-Meister $^1/_{60}$, jeder Matrose $^1/_{85}$ des Gewinns. Eine ähnliche Einrichtung findet sich auch bei der gefährlichen Küstenschifffahrt in der Levante, ebenso beim Bergbau in den Minen von Cornwallis.

Soll der Arbeiter die Früchte seines Fleißes ruhig genießen können, so muß vor allen Dingen der öffentliche Rechtszustand gesichert sein. In Despotien und Anarchien wird die Arbeit stets allgemein darniederliegen.

Daher die fast gänzliche Entwicklungslosigkeit der Arbeit bei niedrig cultivirten Völkern, bei denen der Sclave, der Hörige und Leibeigene unter dem Drucke der Gewalt, fast ausschließlich für seinen Herrn thätig ist. Nur ganz allmälig entwickeln sich einzelne Beschäftigungen der Unfreien zu wirklichen Handwerken. Die herrschende Classe findet es wohl in ihrem eigenen Interesse, jene Beschäftigungen zu schützen und zu ermuntern, dies um so mehr, je mehr die Bedürfnisse der Herren wachsen. Mit der Zeit bildet sich ein gewisser, wenn auch noch beschränkter Wohlstand unter den Einzelnen, die Achtung vor den Menschenrechten wächst mit der Nothwendigkeit der Arbeitsproducte und der Geschicklichkeit des einzelnen Arbeiters. Die Anfänge einer allgemeineren politischen Freiheit beginnen. Jeder Fortschritt der Arbeit wird so zugleich ein Hebel für die allgemeine Cultur und diese wiederum zur Aegide, unter welcher sich die Arbeit zu immer erhöhter Productivität aufschwingt. In dem Gesagten liegt schon ausgesprochen, daß je nachdem eine Nation ihre Entwicklung nimmt, die Arbeitskraft nationenweise auch eine verschiedene sein muß. Und nicht nur nationenweise, sondern sogar districtweise, treten gewisse nationale und provinziale Vorzüge und Anlagen bei den Arbeitern auf. Anerkannt ist die Arbeitsenergie des Engländers und Amerikaners, anerkannt der Fleiß und die Geschicklichkeit des Deutschen,

der seine Geschmack des Franzosen, der Kunstsinn des Italieners.

Ein englischer Arbeiter leistet durchschnittlich fast noch einmal so viel, behauptet man, als ein französischer, dieser wiederum mehr als ein irischer. Wenn wir es freudig begrüßen, daß neuerdings am deutschen Rhein eine Anzahl Baumwollenspinnereien aufgeblüht sind, so möge man nicht vergessen, daß mehrere davon noch heutzutage nur englische Arbeiter beschäftigen. Ein guter englischer Spinner kann mit einer guten Maschine von 76 Spindeln täglich 60 Pfund Garn auf Nro. 44 liefern, ein französischer nur 40 Pfund. Ein Berliner Holzhauer leistet in 10 Tagen so viel, als ein ostpreußischer in 27 Tagen. Englische Landwirthe am Hellespont zahlen griechischen Arbeitern lieber 10 Pfund Sterling jährlich, als türkischen 3 Pfund Sterling. Man muß also bei dem Lohne sehr wohl jederzeit nach der Qualität des Arbeiters fragen. So sagt A. Young: „Ein schottischer Tagarbeiter zu einem Schilling ist wohlfeiler, als ein irischer für ½ Schilling," und M'Culloch meint, daß in Deutschland und Frankreich die Fabrikarbeit theurer sei, als die englische, weil man in den ersteren Ländern zu den meisten Fabrikgeschäften doppelt so viel Arbeiter brauche.

Die Franzosen, wie überhaupt die romanischen Völker, besitzen eine gewisse universelle Gelehrigkeit; die germanischen dagegen neigen besonders zur Einzelbeschäftigung, zum Sichhineinleben in eine bestimmte Arbeit, in der sie mit ruhiger Ausdauer allmälig unnachahmliches leisten. Der Engländer läßt sich in Dem, was er sich einmal zum Ziel gesetzt, durch nichts aufhalten. Dabei bleibt sein Augenmerk fortwährend auf die Erreichung eines verhältnißmäßigen Comfort des Lebens, auf einen eigenen Herd und auf Familienfreude gerichtet. Die moralische Kraft und Genügsamkeit, welche ein so verehrungswürdiger Vorzug unseres deutschen Volkes ist, findet sich bei ihnen — wir meinen hier die arbeitenden Classen Englands — weit geringer und seltner. Es dürfte interessant sein, einige in der letzten Zeit über die Arbeitsverhältnisse durch die publicistische und nationalökonomische Presse lautgewordenen Urtheile hier mitaufzunehmen. Als die poor law commissioners (Landesarmencommission) im Jahre 1840 über industriell-sociale Verhältnisse Erkundigungen einzogen, berichtete ihnen Herr Escher aus Zürich, welcher in der Baumwoll- und Maschinenfabrication etwa 2000 Arbeiter beschäftigte: „Während die englischen Arbeiter in der Arbeit, für welche sie besonders gebildet worden, die geschicktesten sind, zeigen sie sich in ihrem Betragen als die unersättlichsten, ausschweifendsten und widerspenstigsten, als die am mindesten achtungswerthen und zuverlässigen von allen Nationen, aus denen ich Leute beschäftigt habe, und indem ich dies behaupte, äußere ich nur die Erfahrung jedes Fabrikanten auf dem Continent, mit dem ich hierüber gesprochen habe, und insbesondere der englischen Fabrikanten, die darüber am lautesten sich beklagen. Diese ungünstige Charakteristik trifft aber nicht solche englische Arbeiter, welche eine Erziehung erhalten haben, sondern findet nur bei den übrigen Anwendung, und zwar in dem Grade, wie sie der Schule entbehrt haben. Wenn die ungebildeten englischen Arbeiter freikommen von den Banden der eisernen Disciplin, worin sie von ihren Arbeitgebern in England gehalten werden, und mit derjenigen Höflichkeit und Freundlichkeit, welche die gebildeten Arbeiter auf dem Continent von ihren Arbeitgebern erwarten und die ihnen auch zu Theil wird, behandelt werden, so verlieren sie vollständig ihr Gleichgewicht, sie begreifen ihre Stellung nicht und werden nach einiger Zeit völlig unlenksam und unbrauchbar." Seit dem Jahre 1840 hat sich indessen vieles zum Besseren gewendet. Dazwischen liegt die Aufhebung der Kornzölle, welche dem Arbeiter billiges Brot gab, dazwischen liegt ferner der ungeheuere Aufschwung, den die englische Industrie besonders in Folge der günstigeren Absatzverhältnisse in Amerika (Californien), Australien und der Levante nahm. Die Löhne stiegen, die Arbeiter bekamen Arbeits- und Lebenslust, das Verhältniß zu dem Fabrikherrn ward ein freundlicheres, die Strikes wurden weniger schroff und dauernd. Dazu kommt neuerdings, daß für eine bessere Erziehung Viel geschehen ist, ein Umstand, den wir Deutschen wohl im Auge behalten müssen. Denn wenn die Engländer die intellectuelle Bildung der Deutschen besessen hätten, so würden sie uns mit ihrer Concurrenz längst völlig niedergeworfen haben. Die vielen neugestifteten Schulen, die öffentlichen Vorträge, nicht allein vor exclusiven Cirkeln, sondern vor denjenigen, welche der Belehrung

am meisten bedürfen, die Lesehallen, Volksbibliotheken, polytechnischen Institute, die Ausstellungen, bis zum prächtigen Culturpalast von Sydenham, sie alle sind eben so viele Hebel und Waffen der englischen Industrieherrschaft. Durch die politische Freiheit von Kindheit auf schon vom lebhaftesten Gefühl der Selbstbestimmung beseelt, durch einen hohen Lohn zu einer größeren Pflege und guter Ernährung des Körpers befähigt, vermag der Engländer eine ungeheuere physische Kraft zu entfalten und die schwersten Arbeiten in weit kürzerer Zeit zu bewältigen, als der deutsche Arbeiter. Das Bewußtsein der bedeutenden Machtstellung Englands, also der politischen Größe seines Vaterlandes und des blühenden Wohlstandes seiner Nation gibt dem Engländer auch der untersten Classen das Gefühl des Stolzes, ein Selbstgefühl, welches für die Productivität der Arbeit überall und zu jeder Zeit so überaus wichtig ist. Der Engländer arbeitet, wie ihn seine Arbeit verlohnt, wie in einem Kampfe mit dem, was er zu bewältigen hat, er sieht und hört nicht, was um ihn her vorgeht, schafft rasch und rastlos, angespornt durch die neben ihm mit Gewalt arbeitenden Dampfmaschinen, angespornt ferner durch die fast überall eingeführte Stückarbeit, respective den Stücklohn.

Dem deutschen Arbeiter fehlt jenes politische Selbstbewußtsein ganz und gar. Daß er ein Vaterland hat, weiß er kaum, und wohl ihm, daß er nicht weiß, ein wie zerrissenes und im Auslande gering geschätztes Vaterland er das seine nennt! Schon als Kind meist gedemüthigt und in seiner Willenskraft gebrochen, ist er zum größten Theil schlecht genährt und schon deshalb soll und kann Niemand an ihn die Ansprüche machen, die England an seine Arbeiter stellt. Der Deutsche gilt im Auslande durchgängig als ein treuer, fleißiger Arbeiter, wird aber auch häufig zu den schwersten und grade den scheußlichsten Arbeiten ausgenutzt, wit welchen man den Inländer meist verschont. Ja die Auswanderungsgeschichte hat seit dem letzten Jahrzehnt das Beispiel aufgeführt, daß auf den Guanoinseln neben den chinesischen Kulis unglückliche Deutsche verwandt wurden, deren sich kein Consul, kein Gesandter annahm — die junge deutsche Flotte war längst verschachert. Nationaler Vorzug des Deutschen ist auch seine Geschicklichkeit. In England arbeitet er in der Regel in den Werkstätten der Goldarbeiter und Uhrmacher, in Paris ist der weit größte Theil der Schneider und Wagenbauer deutscher Nation. Dem Engländer geht Geschmack und Kunstsinn so gut wie ganz ab, daher der Mangel an Künstlern, Mangel an großen Musikern, Bildhauern und Malern. Mit welch reichen Gaben ist auf dem Gebiete grade der Kunst unser Volk ausgestattet! Die Franzosen nannten uns vor noch nicht allzulanger Zeit Träumer, weil sie das deutsche Wesen so gut wie gar nicht begriffen, und alle politische Misère der Lethargie und Unklarheit über das, was man wolle und erstrebe, zur Last legten; sie nennen uns heut, nachdem sie in jüngsten Zeiten unsere Literatur näher kennen gelernt haben, Philosophen; sie ahnen seit der mitten aus dem Volke herausgewachsenen Schillerfeier, welche die Millionen Deutsche, auch die über den ganzen Erdball verstreuten deutschen Colonien an einem Tage zu jenem Nationalfeste vereinte, welche Macht das geeinte Deutschland sein würde! Der sittliche Ernst des Deutschen, der ruhige Verstand und die Sammlung sind Vorzüge, die unser Volk einen so vortheilhaften Vergleich mit dem fränkischen Wesen aushalten lassen, Vorzüge, die auch noch in den untersten Classen bei uns sichtbar sind. Wenn wir nicht mit Sturm die politischen Verhältnisse nach unseren Wünschen umgestürzt und gestaltet haben, so liegt dies in der innersten conservativen Natur des Volkes, vor Allem in seiner Gewissenhaftigkeit und ureigenen trefflichen Güte, es liegt in der großen Gläubigkeit, mit der das Volk alle Versprechungen seiner Gewalthaber hinnahm, obwohl diese fast immer nur Versprechungen blieben! Der echte Repräsentant des deutschen Schaffens ist der Bauer, auf welchen wir stolz sein können, wenn er auch häufig genug ein harter, kleinlicher und unschöner Mann sein mag; letzteres war er nicht immer, und er wird es auch nicht immer bleiben, aber gegen die Ungunst beklagenswerther Zeiten zog er sich gleichsam in die engsten Winkel seines Daseins zurück, er stellte engherzige Eigenschaften wie eine Schutzwand vor sich hin, und erst der Gegenwart wird das erhebende Schauspiel des Wiederauflebens dieses zahlreichen Standes zu Theil. Der deutsche Bauer, wenn er für sich arbeitet, leistet das Unglaubliche. Wenn die Welt mehr die

soliden als die glänzenden Eigenschaften schätzte, so müßte der deutsche Bauer in der ersten Reihe stehen. Er ist ein Held, ein Bezwinger der Naturgewalten. Man weise ihm eine Heide oder einen Felsengrund an, man komme nach zehn Jahren wieder, und man wird ein Kornfeld vorfinden. Daß wir die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges überdauerten und daß noch ein so gewaltiger Kern individueller Tüchtigkeit in unserer Nation steckt, das verdanken wir zu allermeist den Bauern.

Wenn wir es wagen, drei Gruppen unter den Arbeitern deutschen Stammes aufzustellen, sagt ein Nationalökonom über die Arbeit der einzelnen deutschen Stammgruppen, nämlich die niederdeutsche, mitteldeutsche und süddeutsche, letztere bestehend aus den Schwaben-Allemannen und den Baiern-Oesterreichern, so ergeben sich folgende Beobachtungen: Die niedersächsisch-friesischen Stämme werden durch die Gleichheit ihrer Beschäftigung zu einem ziemlich einheitlichen Ganzen zusammengehalten; sie sind Seeleute und Bewohner der Ebene. Diese Gemeinsamkeit der Grundlagen ihrer Existenz verbreitet gewisse Charakterzüge über ihr ganzes weites Territorium. Doch macht sich im Osten die slawische Lebhaftigkeit bemerklich. Der eigentliche Sitz des Phlegmas ist dagegen im Westen zu suchen. So ist die Industrie von Crefeld, Gladbach und Viersen in den Händen eines Arbeiterstammes, welcher mit seinen Verwandten, den Holländern, den gelassenen Fleiß und eine gewisse kühle Verständigkeit in hohem Grade gemein hat. Die Arbeiter des Niederrheins, z. B. die Garnfärber in Elberfeld, sowie in Westphalen und der Grafschaft Mark die Eisenarbeiter, gehören zu den physisch kräftigsten Werkleuten Deutschlands. Die Sauerländer zieht man in den mittelrheinischen Hütten als Arbeiter beim Feuer allen andern vor, eine Anerkennung, welche jedoch größtentheils den preußischen Militäreinrichtungen zu verdanken ist. Ein erfahrener Cölner Beobachter (Piette) spricht sich dahin aus: „Als Arbeiter sind die Männer vorzuziehen, welche eine Zeitlang unter den Waffen standen. Sie sind reinlich, höflich, haben etwas gelernt, sie begreifen leichter und haben mehr Ordnung. Nur darf die Dauer des Dienstes in Friedenszeiten nicht lange währen, sonst werden die Leute träg und arbeiten nicht mehr gern.“ Scharnhorst wollte bekanntlich den Dienst zu einer „Männerschule“ machen, und wenn nur die Zeit in den Garnisonen auf mehr wesentliche und fruchtbringende Gegenstände gerichtet werden könnte, so hätte selbst der Nationalökonom wenig gegen die stehenden Heere mit kurzer Dienstzeit einzuwenden. Der Arbeiter des deutschen Tieflandes zeigt im Allgemeinen den niedersächsischen Charakter, es ist das Holz, woraus der englische Arbeiter geschnitzt ist; nur hat der letztere zur Zeit noch mehr Lebhaftigkeit und Feuer. Dem Berliner mangeln auch diese Eigenschaften nicht, mögen sie nun als eine Folge der Beimischung slawischen oder fränkischen oder theilweis französischen Blutes, oder als ein Resultat hauptstädtischer und historischer Anregung erscheinen.

Die Franken haben im Mittelalter eine große Fruchtbarkeit entwickelt und mit ihren Ansiedlern im Norden das jetzige Sachsen, Nordböhmen und Schlesien erfüllt, während sie, gleichzeitig mit Baiern verbrüdert, an der Gründung von Oesterreich einen sehr wesentlichen Antheil nahmen. Diese Thatsache ist in sofern wichtig, als es uns oft dünken wollte, daß alle Städte auf diesem Boden, wie namentlich Frankfurt und Mainz, Cöln und Mannheim, aber auch Leipzig und Breslau, ja sogar Berlin und Wien einen Schlag von Arbeitern enthalten, dessen relative Aehnlichkeit auf dem fränkischen Stammcharakter beruhen mag. Die Arbeiter von Hannover und München z. B. sind davon sehr verschieden. Das Gemeinsame des mitteldeutschen Arbeiterstammes ist eine große Beweglichkeit, rasche Auffassung und Rührigkeit. Weniger ernst vielleicht als der Schwabe und weniger zäh und ausdauernd als der Niedersachse, zeigt der Franke einen gewissen mittleren gesunden Sinn, ein Maßhalten und Talent für Formen, worauf seine vorzügliche Befähigung zur Kunstindustrie beruht. Sein klarer Blick, welcher ihn rasch die Nothwendigkeit der Unterordnung begreifen läßt, macht ihn zu einem guten Fabrikarbeiter, wie er denn überhaupt der socialste und gewissermaßen städtischste unter den deutschen Stämmen ist. Einige dieser Eigenschaften ähneln dem französischen Wesen, aber wir haben sie nicht entlehnt, weit eher sind sie unsern überrheinischen Nachbarn durch die einwandernden Franken mitgetheilt worden. Als Arbeiter an sich verdienen die Engländer unzweifel-

haft den Vorzug, weil jeder zu einer besondern Beschäftigung herangebildet ist, hinsichtlich deren er verhältnißmäßig größere Geschicklichkeit besitzt, und worauf er alle seine Gedanken concentrirt hat. Als Geschäftsleute und als Leute von allgemeiner Brauchbarkeit, die ein Fabrikant am liebsten um sich haben mag, würde jedoch den Sachsen und Schweizern entschieden der Vorzug gegeben werden müssen, ganz besonders aber den Sachsen, weil diese eine sehr sorgfältige Erziehung gehabt haben, welche ihre Fähigkeiten über eine besondere Beschäftigung hinaus erweitert und sie sehr tauglich gemacht hat, nach kurzer Vorbereitung jede Beschäftigung, zu der man sie beruft, zu übernehmen. Die Sachsen sind die fleißigsten Deutschen, nach ihnen kommen die Schwaben; Sachsen aber ist wie ein Ameisenhaufen. Dieselbe Rührigkeit finden wir in Nordböhmen, theilweise auch in den beiden Schlesien. Wir haben dort Weber angetroffen, welche achtzehn Stunden arbeiteten, und sich dabei mit kraftloser Nahrung behalfen. Sie mußten arbeiten, sie arbeiteten um ihr Leben zu fristen, aber welcher andere Arbeiterstamm würde solche Zustände mit Gelassenheit ertragen? In der dichten und hartgewöhnten Bevölkerung um das Erz- und Riesengebirge schlummert eine kolossale Industriekraft, und es wird die Zeit kommen, wo „ein armer Leinweber" nicht mehr die Bezeichnung für den gedrücktesten der Sterblichen sein wird. Ganz Mitteldeutschland aber ist günstiger Boden für die Industrie; aufgeweckt, thätig, geschickt mit der Hand, zu einer gewissen allgemeinen Bildung strebend, formgewandt und begabt zur Kunst — das ist der fränkische Charakter, wenn auch auf dem weiten Raume, den er einnimmt, bedeutende Schattirungen sich vorfinden.

Die Schwaben und Allemannen besitzen nicht die Raschheit und allgemeine Brauchbarkeit der Franken, aber wenn sie etwas ergreifen, so fassen sie ihre Aufgabe wohl noch ernster und tiefer auf. In ihren Bevölkerungsschichten liegt gleichsam Gold und Kupfer, während in Franken das mittlere Silber vorherrscht. Der schwäbische Fleiß ist bekannt genug. Nirgends haben wir so viele durch harte Arbeit verknotete Gestalten gesehen als in Schwaben. Auch der allemannische Stamm ist durch Tüchtigkeit zur Arbeit ausgezeichnet; starke Triebe, ein sehr kräftiger Wille sind in diesem Stamm. In einzelnen Eigenschaften steht der allemannische Arbeiter dem englischen am nächsten. Auch der Altbaier hat viel von dieser leidenschaftlichen Art, die sich unter äußerlicher Ruhe verbirgt. Freilich der Altbaier, auf seinen geschlossenen Hufen schon seit alter Zeit eines großen materiellen Wohlstandes sich erfreuend, verhielt sich bis in die jüngste Gegenwart etwas spröde gegen die Industrie; aber wie man sich bei den Arbeiten des Holzschlagens oder in den großen Brauereien überzeugen kann, entwickelt er am rechten Ort eine wuchtige Thätigkeit, welche von einem bedeutenden Stock von Körperkraft getragen ist. In Baiern, den Erzherzogthümern und in Innerösterreich sind die untern Classen lange Zeit verhältnißmäßig am wohlhabendsten gewesen, darum trifft man so viele kräftige und frohe Menschen unter ihnen. Die größere Lebhaftigkeit und Raschheit des Oesterreichers fällt dem Reisenden überall auf, wo er über die baierisch-österreichische Grenze tritt. Bei dem Wiener steigert sie sich bis zum sanguinischen, fränkisch-rheinischen Temperament. Deshalb ist der Wiener ein guter Kunstarbeiter; als Juwelier und Uhrmacher ist er z. B. in London der gesuchteste Werkmann. Unter den Schwaben, und besonders auch unter den Baiern, trifft man übrigens viele originelle, seltsam geartete, aber mit einem stillgrübelnden Fleiß und mit hervorragenden mechanischen Talenten ausgestattete Männer, ein kostbares Element für Industrie und Erfindungen. Auch in Oesterreich begegneten wir solchen Leuten, die sich in bescheidener Stille emporarbeiteten, und endlich als großartige Unternehmer dastanden, Leute, die alles sich selber zu verdanken hatten. In den deutschen Stämmen an der Donau liegt ein sehr tüchtiger Kern, aber mehr als die andern Deutschen bedürfen die Arbeiter von dort her einer Lehrzeit außerhalb der Heimath. Eine ausgezeichnete Begabung für alle Industrie möchten wir schließlich den Tyrolern zuschreiben. In vieler Beziehung vereinigt dieser Stamm die guten Eigenschaften des Deutschen mit der Gewandtheit, dem Formensinn und raschen Verstand des Italieners. Ein Holzknecht aus dem Pusterthal leistet schwerlich weniger als ein Hinterwäldler Nordamerika's, und auf Gröbner und Zillerthaler ließe sich eine schwunghafte Kunstindustrie, z. B. Uhrenfabrication, gründen, wenn nur Capital und praktische

Intelligenz den willigen, aber unbemittelten Arbeiter dort nicht völlig verlassen hätten.

Wenn sich auch unter den deutschen Stämmen einzelne Verschiedenheiten in Charakter und Begabung erkennen lassen, so steht doch der deutsche Arbeiter den Arbeitern fremder Nationen mit einem ziemlich festen Gepräge gegenüber. Seine Ausdauer, sein Fleiß, sein Verstand und sein vorwärtstreibender Sinn charakterisiren ihn vorzugsweise. Wenn ein Arbeiter einer anderen Nationalität im Ausland Arbeit sucht, so schwindet in der Regel seine Spannkraft, bei dem Deutschen aber wächst sie. Der Deutsche, der nach London oder Paris kommt, schüttelt seine nationale Langsamkeit ab, und, befreit von mancherlei in den Sitten oder den Gesetzen, namentlich den Zunftgesetzen begründeten Hindernissen der Heimath, entwickelt er sich zum ersten Arbeiter der Welt. Das zeigt klar die Güte des innern Kerns. Es ist richtig, daß uns in einzelnen Punkten die fremden Arbeitsvölker übertreffen: der Engländer ist physisch kräftiger, aber er lebt auch seit Generationen von Fleischkost; der Franzose ist rascher, aber er hat auch das Zunftwesen lange bei Seite geworfen; der Amerikaner arbeitet klug und energisch, aber der ganze Sinn des Volkes geht nur allzusehr auf Gelderwerb; kurz wir treffen in der Regel ganz bestimmte Ursachen, wodurch jene voran sind, und wir uns gehemmt fühlen, Hindernisse, die aber nicht ewig dauern, und die nicht im deutschen Wesen nothwendig begründet liegen. „Bei den Franzosen sind schon alle Federn gespannt, sie werden auf die Dauer nicht mit den Deutschen concurriren können," sagte ein Werkführer in der Schweiz, und Dr. Bowring urtheilte: „In allen Industriezweigen, wo eine einzige Maschine von einem einzigen Menschen in Bewegung gesetzt wird, kann der Engländer unmöglich das Mitwerben der Deutschen ertragen." Der vielgewandte Sendling Englands hatte unsere Hausindustrie im Auge. — Aber bringen wir denn nicht dieselben nationalen Eigenschaften auch zur Maschinenindustrie mit? Die industriellen Erfolge der jüngsten Vergangenheit haben diese Befähigung erwiesen. Die englischen Arbeiter werden allmälig aus den deutschen Fabriken verschwinden, nur die rheinischen Spinnereien beschäftigen noch englische Arbeiter. Während wir sonst das trostlose Schauspiel hatten, daß die deutsche Arbeit nur außerhalb des Vaterlandes zu rechtem Gedeihen kam, sehen wir seit einigen Jahrzehnten auch im Inland einen großen Aufschwung unserer Industrie. Aber das ist erst ein Anfang; größere Erfolge stehen uns bevor. Die Bedingungen sind längst formulirt, wir meinen Aufhebung des Zunftwesens, die Freizügigkeit, praktischere Schulen, eine nationale Handelspolitik und Achtung und Ehre für die Arbeit und die Arbeiter!

Der Name „arbeitende Classen" ist seit dem Jahre 1848 zum Stichwort der politischen Parteien, für die Reaction zum förmlichen Gespenst geworden, wozu einerseits Kurzsicht und bereitwillige Verdächtigung, andrerseits, was nicht geleugnet werden soll, Verirrungen der arbeitenden Classen, besonders jenseits des Rheines und des Canals, in Frankreich und England das Ihre beitrugen. Die Verarmung der unteren Volksclassen ist gewachsen und daher die oft lautgewordenen Besorgnisse über das Ende oder die Lösung der sich mehr und mehr verwickelnden Zustände, der sie entgegen drängen. In Frankreich, der Pflanzstätte des Socialismus und Communismus, hatte man die Lösung gewaltsam versucht und sich zu einem verwerflichen Angriff auf das Eigenthum und den freien Markt fortreißen lassen, somit auf die Grundpfeiler des gesellschaftlichen Lebens. Im Jahre 1848 verriethen zwar vereinzelte Ereignisse, daß die französischen Ideen hie und da auch bei uns in die niederen Volksclassen herübergedrungen waren, dem schärfer Beobachtenden aber drang sich die Ueberzeugung auf, daß alle jene vielfachen Besorgnisse für die Zukunft hinsichtlich des sogenannten Proletariats, von dem man nichts Geringeres als eine allgemeine Beraubung der besitzenden Classen fürchtete und theilweise noch heut zu Tage fürchtet, unbegründet seien. In Frankreich zerschellten die Aufstände an den Bajonetten der Afrikaner Cavaignac's, in Deutschland wird sich die Verwicklung friedlich lösen und wir werden der noch immer, wenn auch gegenwärtig schon leiser auftretenden, schleichenden Furcht die Mittel und Wege zeigen, auf denen die Lösung sich vollziehen wird. Der tiefe sittliche Ernst unsers Volkes, seine ihm eigenthümliche conservative Natur, seine friedliche, weltgeschichtliche Mission als erstes Culturvolk lassen bei gleichzeitigem geschichtlichen Rückblick die Gefahren der Zukunft als nicht so groß erscheinen, wie man gewöhnlich glaubt.

Der Communismus und Socialismus mag einzelne Köpfe befangen, er wird am deutschen Geist selbst immer den stärksten Widerpart treffen und keinen gedeihlichen Boden bei uns finden.

Die ehrliche Arbeit ist ein Rechts- und Ehrenbrief und gibt der arbeitenden Classe im weitesten Sinne des Worts sehr wohl den Anspruch, sich höher zu halten, als die nicht arbeitende Classe, möge sie nun aus arbeitsscheuen Verarmten oder von der Arbeit Anderer als bloße Rentner Lebenden bestehen. Daß das Wort „arbeitende Classen" zu jenem Stichwort wurde, kam aus einer Verwechselung der Bezeichnung mit dem richtigen Begriff „Hilflose Classen," deren einer Theil arbeitsunfähig, deren anderer aus Trägheit oder jeweiliger Geschäftsstockung arbeitslos war. Die Geschichte der Arbeit ist die Geschichte der Civilisation der Menschheit. Die gegenwärtige Lage der arbeitenden Classen würde sich richtig nur aus früheren Zeiten erklären lassen, wenn hier der Raum für mehr als bloße andeutende Notizen vorhanden wäre. Die erniedrigende Leibeigenschaft, welche der größte Theil der ländlichen Bevölkerung unsers einstmals aus freien Mannen bestehenden Volkes in größerem oder geringerem Umfange bis zum Ende des 18. Jahrhunderts durchgemacht hat; die völlige Schutzlosigkeit des Arbeiters gegenüber dem Grund- und Arbeitsherrn, in dessen Gewalt er sich mit Gut und selbst Leben ehemals befand, wofür empörende Zeugnisse vorliegen, die gewaltsame Beschränkung der gewerblichen Arbeit auf das Minimum des zu den Bedürfnissen des Landbaues und der Bebauer unumgänglich Nothwendigen, Zustände, wie sie sich gegenwärtig nur noch in Meklenburg und theilweise in Pommern vorfinden, in allen diesen Verhältnissen liegen Erklärungsgründe für die gegenwärtigen Verhältnisse der arbeitenden Classen auf dem Lande. Die städtische Bevölkerung stand in einem enggeschlosseneren Zunftverbande mit voller persönlicher Freiheit, mit dem Monopol auf die gewerbliche Arbeit des Platzes und angrenzenden Landes, in fast allgemeinem Wohlstande. Wenn der einzelne Handwerker sank, sank er nicht zu den „arbeitenden Classen" im heutigen Sinne, sondern entweder in die Hand der Armenpflege oder in die der Polizei. Die Entdeckung von Amerika und die herüber strömenden Edelmetallmassen sollten die innere Geschichte der Völker der alten Welt bald ändern. England begann allmälig sich zur Führerschaft in der Production und im Welthandel aufzuwerfen. Das Capital bemächtigte sich der arbeitenden Hand. Hier beginnt die unermeßliche Bedeutung der neu hinzutretenden Factoren, der mathematischen, physikalischen und chemischen Wissenschaften in ihrer Anwendung auf die productive Industrie und die Verkehrsmittel. Die Zünfte waren indessen schon innerlich anstatt mit Fortentwicklung, nur mit brotneidischen Zänkereien über die Berechtigung oder Nichtberechtigung dieses oder jenes Stücks Arbeit beschäftigt, der Geist kleinlichster dumpfer Selbstsucht hielt alles Streben gefangen, die Arbeiten selbst waren schlecht und theuer, die Anmaßungen aber nur desto größer. Die Revolution gegen sie trat von Oben und Unten zugleich auf. In mehreren Reichstagsbeschlüssen wurde auf gänzliche Aufhebung der Zünfte hingearbeitet, doch vergebens. Der damals zu lockeren Staatsgewalt setzten die Zünfte einen corporativ-enggeschlossenen Widerstand entgegen, den erst eine zunehmende innere Auflösung und die Waffe der Wissenschaft brechen sollte.

Da trat die Zeit mit ihren neuen Anforderungen an die Zünfte. Sie konnten, im Allgemeinen capitallos und ohne innere zur Fortentwicklung treibende frische Kräfte, sie nicht erfüllen.

Und doch schützten die mit eisernem Starrsinn festgehaltenen Zunftschranken nicht mehr. Capital, mit Intelligenz im Verein, begann jetzt diese Schranken auf allen Seiten zu durchbrechen, sich einer Handwerksarbeit um der andern zu bemächtigen, mit Benutzung aller mechanischen und technischen Mittel unter Durchführung der möglichsten Arbeitstheilung die Großindustrie anzubahnen und damit eine gewerbliche Macht zu begründen, der die alten Innungen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr unterliegen sollten. Der Staat begünstigte aber diesen Proceß nur um so mehr, als die Anforderungen und Bedürfnisse des Staatshaushaltes fortwährend stiegen und nur durch die fiscalischen Erträgnisse der Großindustrie gedeckt wurden. Daneben brach sich die öffentliche Meinung mit dem Grundsatz der freien Concurrenz fortwährend breitere Bahn. Man wollte den Innungen nicht mehr ein ferneres Zwangsrecht gegen die Consumenten zugestehen. England erkannte in seinem Freihandelssystem diesen Grundsatz an, Frankreich folgte und hiermit war die

auch äußere Auflösung und Atomisirung der Zünfte entschieden. Hier hebt die Wendung der Arbeitsverhältnisse an. Der vermögendere und intelligentere Meister wird Fabrikherr, der kleinere Meister von ihm als Arbeiter abhängig, der Gesell tritt aus dem patriarchalischen Familien-Verhältniß zum Meister heraus, mit besonderer Wohnung und Beköstigung. Kleinmeister und Gesell nähren sich in der Stück- und Lohnarbeit, die ganz mechanischen Arbeiten verfallen entweder der Maschine oder unzünftigen Arbeitern. So stellte also auch das ursprünglich städtische Handwerk in der Großindustrie, längst nicht mehr auf den Stadtbering beschränkt, sein immer größeres Contingent zu den arbeitenden Classen. Das Naturgesetz des Angebots und der Nachfrage glich den Unterschied zwischen Stadt und Land überhaupt mehr und mehr aus. Wie die Großindustrie zumeist auf das platte Land übersiedelt, so ergießt sich wiederum der Ueberschuß der ländlichen Arbeitskräfte in die Städte. Das Gesetz zwischen Ueberfluß und Bedürfniß ist also ein stetisches und beide Factoren streben ewig nach Ausgleichung, wie das Meer nach seinem Gleichgewicht. In England und Frankreich hat sich der Proceß der Großindustrie und Bevölkerungszunahme, sowie was Frankreich anlangt, auch der Bodenzerstückelung rascher vollzogen als in Deutschland, deshalb sind auch die Nothstände der arbeitenden Classen bei uns weniger drückend und allgemein, dagegen die numerischen Verhältnisse der schon Millionen umfassenden Classe Solcher, welche bloß von ihrer Hände Arbeit leben, unstreitig im Wachsen.

Man hat nun häufig der Großindustrie den Vorwurf gemacht, daß sie über dem hastigen Schaffen und Erwerben, über dem Jagen nach Reichthum der arbeitenden Classen ganz vergesse; daß sie dieselben in einen feindlichen Gegensatz gegen die besitzenden Classen getrieben, der einstmals in einer furchtbaren Katastrophe für die ganze Gesellschaft enden werde. Bei diesen Ansichten, die leider allgemeiner sind als sie es sein sollten, ist einerseits der Mangel an richtiger Erkenntniß unserer gegenwärtigen Culturzustände, welche auf der entwickelten Arbeit beruhen, anderntheils eine sentimental-verkehrte Anschauung der Arbeiterverhältnisse früherer Jahrhunderte Schuld. Wollte man die vergangenen Zustände zurückrufen, so müßte man einmal die ganze heutige Cultur wieder zum großen Theil vernichten und die Gesellschaft in die Barbarei früherer Zeiten zurückwerfen, sodann aber auch die eigentlichen arbeitenden Classen zu einem bedeutenden Procent dem einstmaligen Mangel, der Knechtschaft und fast vollständigen Hilfs- und Schutzlosigkeit wieder überliefern. Wo aber die politische Reaction in grundsätzlicher Böswilligkeit die arbeitenden Classen durch die Beimessung einer Feindseligkeit gegen alle anderen, gegen die vermögenden Classen, gegen Obrigkeit und Kirche, gegen alle göttliche und menschliche Ordnung zu verdächtigen und die Ehre der Arbeit und Liebe zu diesem ehrenvollen Stande zu zerstören gesucht hat, da hat sie sicherlich eine große Schuld auf sich geladen und unserer Zeit die Aufgabe, die Abhilfe socialer Mißverhältnisse zu unternehmen, gewiß sehr erschwert. Wo die arbeitenden Classen als revolutionäre Partei auftreten, liesen die ursprünglichen Ursachen gewiß nicht auf politische Motive, sondern rein auf unzureichende Erwerbsverhältnisse hinaus. Aber man gebrauchte die Unzufriedenheit zu politischen und volkswirthschaftlichen Zwecken, indem man — und dieses „man“ waren eben die gebildeten Classen — die Unzufriedenheit auf die politischen und wirthschaftlichen Staatsschäden überführte. Die Bildung der arbeitenden Classen war und ist verhältnißmäßig viel zu gering, um den wahren Zusammenhang der in ihre Reihen künstlich übergeführten Ideen zu begreifen und festzuhalten. Wohl, sie alle durchdringt der berechtigte Wunsch und das Streben, ihre ökonomische Lage zu verbessern, aber nicht auf Kosten des Besitzers. Wer unser Volk genauer kennt, kann mit genugthuendem Stolz bezeugen, daß sein sittlicher Kern für die Auswüchse fränkischen Communismus nicht Raum läßt. Ueber die Mittel seiner Besserung sind die arbeitenden Classen durchaus im Unklaren. Nun ist zwar die politische Apathie unter ihnen nicht bloß deshalb allgemein, weil sie mit der Arbeit fast ihre ganze Zeit auszufüllen haben, sondern auch, weil unser deutsches Polizeiregiment alles Vereinsleben erdrückt hat. Um so größer ist die Gefahr, daß sie in aufgeregten Zeiten von den Parteien aus den gebildeten Classen wieder zu politischen Zwecken bewegt werden. Jene politische Apathie ist übrigens nur eine Seite der allgemeinen Apathie, welche zu nicht geringem Theil staatlichen und kirchlichen Institutionen

zur Last fällt. Von beiden Seiten glaubte man in vielen Staaten nur das äußerst Nothwendige für die Bildung der arbeitenden Classen thun zu dürfen, da ein verdummtes Volk politisch und geistlich am leichtesten zu regieren sei. Geistige Schwerfälligkeit, Schlaffheit und Gedankenlosigkeit haben aber, neben rohen Verbrechen, den Mangel an Sparsamkeit, Ordnung und Reinlichkeit, den Mangel an höheren Bürgertugenden, haben die Zerrüttung der ökonomischen Verhältnisse selbst da zur Folge, wo es ursprünglich nicht an Arbeitsamkeit und Erwerb fehlt. Noch verschlingt der Branntwein Millionen aus den Arbeitslöhnen. Und was würde eine Sittengeschichte zu erzählen haben, vermöchte sie die moralischen Folgen für Familienverhältnisse allein aus der Trunksucht zu erzählen.

Als das erste Ziel in der Reihe der Mittel, welche zur Besserung der Lage der arbeitenden Classen dienen können, ist die geistige Hebung hinzustellen, in deren Gefolge die sittliche geht. Von ihr ist vor Allem die theilweise Hebung auch der ökonomischen Lage zu hoffen. Die Vernachlässigung der Volksbildung hat in dem sonst gepriesenen England die traurige Thatsache verschuldet, daß die Trunksucht ein nationales Uebel der unteren Schichten ist. Abgesehen von dem statistisch nachgewiesenen Zusammenhang der Verbrechen mit der Trunksucht, richten sich auch körperlich und ökonomisch viele Tausende von britischen Arbeitern in den Branntwein-Schenken, gin shops, zu Grunde. Porter berechnete, daß um 1849 der Verbrauch von Branntwein aller Art im britischen Konigreiche nach den Preisen beim Ausschenken gegen 24 Millionen Pfd. St. betrage. In den Niederlanden nimmt man den Bier- und Branntwein-Consum zu 30—35 Mill. Fr. an. In Preußen hat man dagegen die Beobachtung gemacht, daß mit der in neuerer Zeit immer weiter ausgebreiteten Volksbildung auch der Branntweinconsum in erfreulichem Rückgange begriffen war. Im Jahr 1839 kam auf den Kopf der Bevölkerung 12 Silbergroschen 5 Pfennige Branntweinsteuer, im Jahre 1852 nur noch 7 Silbergroschen 7 Pfennige. — Man hat vielfach den arbeitenden Classen einen übermäßigen Luxus vorgeworfen, namentlich von der Seite, auf welcher man jedes Emporkommen derselben, jede auch nur entfernte Ausgleichung der schroffen Standesunterschiede auch in reinen Aeußerlichkeiten sehr ungern sieht und die niedern Stände am liebsten in der sclavischen Abhängigkeit und Armuth der früheren Jahrhunderte erhielte. Die Massenproduction unserer heutigen Industrie hat eine Menge Lebensbedürfnisse so äußerst billig gemacht, daß gegenwärtig selbst der Arbeiter eine behaglichere Existenz sich zu schaffen vermag. Luxus ist einer jener schwankenden Begriffe, unter welchen jede Zeit, jedes Volk, jeder Stand wieder etwas Anderes mit anderem Maßstabe versteht. Auch gilt hier, was uns nur freuen kann, das Wort Steward Mills, daß das durchschnittliche Maß der Lebensansprüche der Arbeiter im Verhältniß steht mit der durchschnittlichen Höhe des Arbeitslohnes (mit den Fähigkeiten derselben). Von unbilligen Ansprüchen Einzelner sehen wir hier ab. Das Mißverhältniß zwischen den Arbeitslöhnen und den Preisen der Lebensbedürfnisse geht immer mehr und mehr seiner Ausgleichung entgegen und damit eröffnet sich auch für die Nothstände eine beruhigende Aussicht. Nur bedarf es zu dieser Ausgleichung der unbedingten Freiheit der Arbeit in allen ihren Zweigen. Und an Arbeit wird es auf dem täglich sich weiter ausbreitenden und zugänglicher werdenden Weltmarkt nie fehlen. Es käme nur auf die Möglichkeit an, die Arbeitskräfte richtig zu vertheilen und auszugleichen, wie man dies im Kleinen schon mit den arbeitsfähigen Armen durch ein Centralbureau versucht hat. Die Nothstände der arbeitenden Classen werden im Allgemeinen nicht durch Erwerbslosigkeit überhaupt, sondern zum großen Theil durch den Mangel der Wirthschaftlichkeit und Ausgleichung der guten und schlechten Verdienstzeiten gegen einander vergrößert. Bei jeder Verkehrsstockung verfallen eine Menge Arbeiterfamilien dem Pauperismus, um sich kaum je aus ihm wieder zu erheben. Jene Uebertragung der Extreme guter und schlechter Zeiten, reichlichen und kargen Verdienstes fordert aber eben eine schon festere sittliche Kraft und wir kommen deshalb immer wieder auf das oben gestellte Ziel geistiger Hebung der arbeitenden Classen zurück.

Was die Nothstände einer speciellen Classe, der kleinen Handwerker anlangt, so walten, wie schon oben angedeutet, verschiedene Ursachen, die sie, besonders der Großindustrie gegenüber, in tiefe Nachtheile bringen. Der Großhändler kauft direct aus den besten

Quellen, hat den Weltmarkt für sich offen, beobachtet die Conjuncturen, benutzt die besten Zeiten im Ein- und Verkauf, und producirt, unterstützt durch alle mechanischen und technischen Mittel, auf möglichst rationelle Weise. Unser kleine Handwerker kauft vom Zwischenhändler, häufig bis 50 Procent theurer, wie z. B. der Tischler und Schuhmacher, ist auf seinen Ort mit dem Vertriebe der Waaren angewiesen, vielleicht mit Einschluß einiger Jahrmärkte, leidet durch die drückendste Creditlosigkeit, während der Großindustrie Bank- und Creditinstitute zur Seite stehen und hat die Arbeitstheilung, auf der die Macht der Großindustrie zum größten Theil beruht, noch in sehr geringem Grade durchgeführt. Gegen den Gebrauch der Maschinen verhält er sich, selbst wenn er die Anschaffungskosten ermöglichen könnte, meist starrsinnig. Ueberdies eigneten sich deren nur wenige bisher für seinen kleinen Betrieb. Erst die neu construirte Ericson'sche, sogenannte calorische, mehr aber noch die Lenoir'sche Maschine scheint diese große Lücke in der Zukunft ausfüllen zu sollen.

Während die Handwerker gegen die Gewerbefreiheit den hartnäckigsten Starrsinn im Festhalten ihres Zunftzopfes setzten, geriethen die Arbeiter auf einen weit traurigeren Ausweg, auf den der Arbeitseinstellung.

Die Neuzeit hat wiederholt derartige Arbeitseinstellungen durch die Presse erfahren, Erscheinungen, die einmal wegen des traurigen Ausganges, den sie fast immer nehmen, andrerseits deshalb zu beklagen sind, weil sie ein bedauernswerthes Zeugniß ablegen, wie unklar sich die arbeitenden Classen über die Lohnverhältnisse noch sind. So oft diese ungünstig werden, pflegen jene die Schuld den Brotherren zuzuschieben. Sie verbinden sich alsdann geheim zu gemeinsamer Action, verlassen die Arbeitsplätze, feiern und versuchen es, Mehrforderungen durch die Verlegenheiten der Arbeitgeber durchzusetzen oder Abkürzung der Arbeitszeit bei unverändertem Lohne zu ertrotzen. In England sind die Arbeitseinstellungen am häufigsten, weil Geheimbündnisse eine vollständige Organisation über das ganze Land geschaffen haben. Die Höhe der englischen Löhne hängt allerdings mit ihnen zusammen, aber unendliche Noth ist weit häufiger in ihrem Gefolge gegangen.

Unsere deutsche Arbeiterwelt würde es für unbegreiflich halten, wenn sie hörte, daß dieselben Arbeiter, welche die großen Arbeitseinstellungen in Großbritannien anstiften, sich gegen Deutschland in so überaus günstigen Lohnverhältnissen befinden, daß die gesammte Arbeiterschaft Englands von 1,500,000 Arbeiterfamilien jährlich 180 Millionen Pfund Sterling an Arbeitslöhnen, eine Familie also durchschnittlich 120 Pfund Sterling oder 654 Thaler verdient. Die Löhne sind übrigens in fortwährendem Steigen begriffen gewesen.

Ein Tagelöhner hat in England ein Jahreseinkommen von 443 Thalern, ein Maurer von 572 Thalern, also mehr als ein Fähnrich oder Lieutenant in den dortigen Infanterieregimentern, die, wohlgemerkt, ihre Patente noch obendrein kaufen müssen, und zwar so hoch, daß ihre Gage etwa 5—6 Procent des Kaufschillings beträgt. Die Arbeiter, welche in den Maschinenwerkstätten „montiren" oder zusammenfügen, werden mit 35—40 Schilling oder 12 Thaler 10 Silbergroschen wöchentlich bezahlt, Arbeiter bei Walzwerken verdienen in gewöhnlichen Zeiten 12—15 Schilling oder 4—5 Thaler an einem Tage (wir wiederholen, per Tag), und in Staffordshire verdient ein Ehepaar bei den Hüttenwerken 300—400 Pfund Sterling oder 2000 bis 2666 Thaler im Jahre, oder so viel, wie mancher Minister in einem kleinen deutschen Staate.

Die Geschichte der englischen Strikes ist traurig, aber lehrreich. In früheren Zeiten galt der Arbeiteraufruhr gewöhnlich der Einführung von Maschinen, weil sie, meinte man, die Arbeiterzahl vermindern sollten. Was auch der große Hause glauben mag, man muß als unbestritten gelten lassen, daß die Maschinen den allgemeinen Wohlstand unendlich vervielfältigt, die Leistungen des Arbeiters erleichtert und den Arbeitslohn erhöht haben. Es ist ganz richtig, daß durch die Verbesserung der Maschinen die Bezahlung für ein Stück Arbeit sank, dafür stieg aber verhältnißmäßig die Stückzahl, die ein Arbeiter zu liefern vermochte. Doch darf man nie vergessen, daß immer, wenn plötzlich durch verbesserte Maschinen eine beträchtliche Anzahl von Arbeitern brotlos wird, diese, wenn auch nur vorübergehend, in Noth gerathen müssen, und daß daher Anstalten gegen ein solches Uebel bei Zeiten getroffen werden sollten. Höchst pikant ist es aber, zu vernehmen, daß im Jahre 1853 in England die verbrüderten Maschinenarbeiter, Leute, die sich mehr verdienten, als ein britischer Infanterie-Capitän

oder ein Pfarrer, einen Strike zur Abschaffung von maschinenbauenden Maschinen ausführten. Sie ließen es sich gefallen, daß man Maschinen baue, um andere Handarbeit zu ersparen, aber Maschinen zum Bauen von Maschinen, das ging über ihre Fassungskraft! Nirgends haben diese Revolutionen mehr grassirt, als in Irland. Und in Irland sind sie stets siegreich gewesen. Nichts aber ist tödtlicher für den Handwerker, als der Sieg über den Brotherrn; denn in diesem Falle ist der Sieg des Handwerkers immer der Verfall des Gewerbes geworden. Die Handwerker warten es gewöhnlich ab, bis ihre Herren große Bestellungen erhalten und angenommen haben. Dann kündigen sie in Masse. Die Arbeiter hungern, der Fabrikherr wird sehr oft ruinirt, oder an den Rand des Verderbens gebracht, und gewöhnlich verläßt ein Gewerbe dann völlig einen Ort, wo es zu Grunde gerichtet wurde. Die Flanell- und Seidenweberei, die Spitzenklöppeleien und Handschuhfabriken Dublins waren einst blühend und beherrschten die gleichen Erwerbszweige in Großbritannien. In jedem Fache widersetzten sich die Irländer der Einführung von Maschinen, und mit vollständigem Erfolg; denn die Fabriken mußten schließen, da sie mit der anderwärtigen Maschinenarbeit nicht concurriren konnten; die besten Arbeiter wanderten nach Schottland und England hinüber, der Rest aber behielt sein Recht und hungerte. Mit Ausnahme der Wagnerei besteht in Dublin kein schwunghaftes Gewerbe mehr. Die Werften liegen gänzlich verlassen, weil die Schiffszimmerleute durch eine Reihe von Strikes ihre Brotherren ruinirt haben und das Gewerbe sich nach Liverpool zog.

Den großartigsten Umfang erreichten die Arbeitseinstellungen zu Preston im Jahre 1836 nnd 1854. Nachdem vorher die Spinner eine Lohnerhöhung von 22½ auf 26½ Schilling gefordert hatten, verstanden sich die Fabrikanten zu einer Zulage von 3½ Schilling, jedoch mit der Bedingung, daß die Arbeiter aus jedem geheimen Verein ausscheiden müßten. Diese lehnten es aber ab. Hierauf stellten 660 Spinner ihre Arbeit ein, 7840 andere wurden, obwohl sie nicht mit conspirirt hatten, mit ihnen arbeitslos. Dreizehn Wochen lang beharrten die Arbeiter bei ihrem Widerstand. Endlich aber brach ihn die Noth, und es kam ein Vergleich mit den Arbeitgebern zu Stande. Die Verhältnisse hatten sich indessen schon geändert, neue Arbeiter waren herangezogen worden und so wurden nicht weniger als 200 Spinner brotlos, der ganze Strike kostete den Arbeitern 57,210 Pfund Sterling. Der Schaden der Fabrikanten belief sich auf 107,196 Pfund Sterling. Auch nicht das Geringste war mit dieser ungeheuren Summe von den Arbeitern gewonnen worden. Einen nicht viel weniger großen Umfang nahm der Strike unter den Grubenarbeitern von Durham im Jahre 1844 an, er umfaßte 33,990 Arbeiter. Der Zweck des Strikes war die Erzwingung höherer Löhne von den Bergwerksbesitzern. Er begann im Mai und dauerte bis gegen Ende August. Die Bergwerksbesitzer gaben hier nicht nach — die meisten Familien der Arbeiter hatten zuletzt keine Wohnung mehr und campirten unter freiem Himmel, da sie nach Aufzehrung des letzten Sparpfennigs auch die Miethzinse zu bezahlen nicht mehr im Stande waren. Nicht weniger als eine Drittel Million Thaler hatte die Vereinscasse der Arbeiter betragen und war jetzt aufgezehrt. Die Grubenbesitzer hatten sich indessen durch Herbeiholung fremder Arbeitskräfte aus ihrer Verlegenheit zu helfen gesucht. Es hatte die Folge, daß ein ziemlicher Theil der früheren Arbeiter nicht wieder angenommen wurde. Wie aber Alles seine zwei Seiten hat und grade Noth oft die Mutter der Erfindungen wird, so strebten die Arbeitgeber dahin, bei der Ueberhandnahme der immer und immer wiederkehrenden Strikes gegen deren geschäftsruinirende Folgen sich möglichst zu schützen und namentlich die Maschinen zur Ersparung von Arbeitskräften zu verbessern. Jener oben genannte Strike zu Preston im Jahre 1836 hatte auf diese Weise die Erfindung der Selfactingstühle zur Folge. Die Spinnstühle mußten früher durch Menschenkraft hin- und hergerollt werden und zwar waren zu dieser Arbeit die kräftigsten Männer nothwendig. Die neuen Selfactingstühle rollten, durch die Maschine getrieben, selbst hin und her und bedurften nur noch der Bedienung der Frauen. Man muß es zunächst wunderbar finden, daß alle diese Strikes nicht nur mit eiserner Hartnäckigkeit und Einmüthigkeit gemacht werden, sondern auch häufig in ein und demselben Gewerbe zu gleicher Zeit im ganzen Lande auftreten. Indessen erklärt sich diese Erscheinung aus der einheitlichen Leitung durch wohlorganisirte, über ganz England

verbreitete geheime Gesellschaften mit strict befolgten aber ungeschriebenen Gesetzen und mündlichen Befehlen. Der Centralsitz dieser Gesellschaften ist London. Es gibt gegen 2000 solcher geheimen Gesellschaften mit 600,000 Mitgliedern und einen Fond von 300,000 Pfund Sterling, der lediglich zur Durchführung von Strikes bestimmt ist und verwandt wird. Unter den Gesellschaften finden sich die verschiedensten Gewerbe vertreten, namentlich Spinner, Maurer, Handlanger ꝛc. Man weiß jedoch aus neuerer Zeit sogar von der Organisirung der Londoner Zeitungsträgerjungen. Jede geheime Gesellschaft unterhält ihren Secretair, der gleichzeitig als Abgeordneter zur „Nationalen Verbrüderung der vereinigten Gewerke" an das Londoner Hauptbüreau gesandt wird. Von hier aus wird alsdann bestimmt, wie hoch der Lohn sein und wann auf irgend einem Punkt ein Strike beginnen soll. Kein Mitglied irgend einer geheimen Gesellschaft darf hierauf unter den einmal festgesetzten Löhnen arbeiten. Dem Central-Büreau ist ebenfalls anheimgegeben, ob der Strike nur local bleiben oder durch dasselbe Gewerbe über das ganze Land sich ausbreiten soll.

Während der englische Arbeiter immer nur entweder die Erhöhung des Lohnes oder die Verkürzung der Arbeitszeit bei seinem Strike als Ziel ansieht, trat dieses Ziel bei den Arbeitervereinen Frankreichs häufig zurück. Socialistische und communistische Hirngespinnste wucherten in den Vereinen auf und die Bewegungen der Arbeiter drängten, besonders seit der Restauration der Bourbonen, mehr politischen Zwecken zu. Man verrückte die natürlichen Verhältnisse, forderte eine vollständige Umwälzung der bisherigen ehelichen Gesetze und namentlich der Eigenthumsvertheilung, also eine Umwälzung des ganzen Staats. Die Unruhen brachten endlich Führer der socialistischen Schule, Louis Blanc u. A. an die Spitze der Regierung. Die Theorie sollte und konnte also jetzt es unternehmen, sich im praktischen Leben zu versuchen. So entstanden Nationalwerkstätten, wie man aber bald sah, von sehr geringem oder gar keinem Erfolge. Indessen drängte die Bewegung weiter, wollte gewaltsame Abhilfe von Nothständen, forderte Concessionen nach communistischen Begriffen und brach endlich in gänzliche Revolution, sowohl gegen die Regierung als gegen die besitzenden Classen los, die Gewalt von Unten wurde aber durch die Gewalt von Oben und zwar mit dem Bajonett bekämpft. Eine lange dumpfe Ruhe trat ein — und erst seit einer Reihe von Jahren sind unter die arbeitenden Classen gesündere volkswirthschaftliche Anschauungen gedrungen und Genossenschaften aufgeblüht.

In England, welches glücklicher Weise von unserm Polizeiregiment so gut wie gar nichts weiß, hat man bis auf die neueste Zeit alle Strikes sich selbst überlassen und die Regierungsmaßregeln bestehen in der Regel wesentlich darin, daß eine Abtheilung Truppen an den Platz geschickt wird, um jeden Excess gegen die nichtbetheiligten Bürger zu verhüten. In Deutschland griff man natürlich überall, wo sich Spuren von Arbeitervereinen zeigten, sofort mit roher Polizeigewalt ein, anstatt sie, so lange sie nicht die übrigen Staatsangehörigen bedrohten, sich selbst zu überlassen und durch traurige Erfahrungen am ehesten und besten zu einer vernünftigen Anschauung der Dinge zu bringen. Die Niedrigkeit der deutschen Arbeitslöhne mag man beklagen, aber jeder Volksfreund muß sehen, daß sie sicher nicht gewaltsam zu beseitigen, sondern von allgemeinen politischen und volkswirthschaftlichen Verhältnissen Deutschlands gegenüber dem Auslande verursacht sind. Nur in seltenen Fällen sind im Auslande die Arbeitseinstellungen geglückt, selten haben sie ihren Zweck erreicht. Ob dies in Deutschland, welches auf den überseeischen Märkten mit seinen ganzen Exportwaaren überhaupt nur noch auf Grund der niedrigen Arbeitslöhne zu concurriren vermag, glücken würde, ist sehr zweifelhaft. Lohnverhältnisse sind nirgends künstlich gemacht, sie ergeben sich aus natürlichen Factoren, denen des Angebots und der Nachfrage. Die meisten Arbeiterbewegungen haben ein sehr trauriges Ende genommen. Wo Cassen für die Strikes bestanden, sind dieselben — und sie bestanden ja doch nur aus den sauern Ersparnissen der Arbeiter — aufgezehrt worden, Elend folgte und verwischte sich, wenn überhaupt, erst nach einer langen Reihe von Jahren. Die Löhne regulirten sich also selbst, sie steigen mit erhöhter Nachfrage nach Arbeitskräften, sie fallen mit dem erhöhten Angebot der Arbeit. Die Neuzeit hat seit 1849 in den Arbeitergenossenschaften, welche im Jahre 1860 bereits ein Capital von zehn Millionen bewegen, einen vollständigen und höchst erfreulichen

Umschwung erfahren, der die großartigsten Erfolge für die Zukunft der Verhältnisse der arbeitenden Classen überhaupt haben wird.

Mit der wachsenden Bildung, mit dem bereits entschiedenen Kampfe der Gewerbefreiheit in Deutschland, mit der erleichterten Zuführung von Capital muß auch allmälig in der innern Organisation der Arbeit, vorzüglich der gewerblichen Arbeit, jener Proceß sich vollziehen, den wir in England als bereits vollendet wahrnehmen, der Proceß der Arbeitstheilung, auf welcher die industrielle Größe des Inselreichs zumeist mit beruht. Wir widmen deshalb diesem Begriff, dessen Betrachtung gleichzeitig ein so großes culturhistorisches Interesse darbietet, zum Schluß noch einige Zeilen, indem wir zunächst an ein Wort Liebig's anknüpfen.

„Die Wissenschaften in ihren mannigfaltigen Verzweigungen führen zunächst zur Herrschaft über die Dinge, durch diese Herrschaft zur Oekonomie der geistigen und materiellen Kräfte und mit ihr zur fortschreitenden Cultur des Menschengeschlechts. Zu allen Zeiten und in allen Culturstaaten war die Oekonomie der menschlichen Kraft der erste Schritt und die nächste Bedingung einer höheren Cultur. Die Natur sorgt für den Menschen nicht wie für das Thier, er muß ihr seine Bedürfnisse abringen, hat aber das Vermögen, die Kräfte der Natur dienstbar zu machen. — Durch Werkzeuge verstärkt er die Wirkung seiner körperlichen Kraft, die Verbesserung des Werkzeugs befähigt ihn, mehr Arbeit zu verrichten, mehr Werthe zu erzeugen. Der ungleiche Culturzustand zweier Völker steht in einem bestimmten Verhältnisse zur Beschaffenheit ihrer Werkzeuge. Wenn in einem Volke mit unvollkommenen Werkzeugen fast die ganze Arbeitskraft aller Individuen aufgeht im Erwerb der nothwendigsten Lebensbedingungen, so bleibt dem andern mit vollkommenen Werkzeugen ein Ueberschuß von Arbeitskraft für Kunst und Gewerbe, für die Gewinnung und den Genuß geistiger Güter."

Wenn in dem Haushalt der keuschen Königin von Ithaka die einfache Mühle der Bäcker zu Pompeji bereits bekannt gewesen wäre, so würde sie den zwölf Sclavinnen vorgezogen worden sein, welche im Schweiß ihres Angesichts arbeiteten, um das Korn für den täglichen Gebrauch zu stoßen. Ein Mann würde alsdann genügt haben, um in derselben Zeit die Arbeit von zwölf Sclavinnen zu verrichten, ein Paar Pferde an Stelle des Mannes die Arbeit von 72 Sclaven. Indem die Menschen durch die Erfindung ebenso einfacher Vorrichtungen darauf kommen, durch ein fallendes Wassergewicht einen Hammer zehn- oder zwanzigmal so oft in derselben Zeit zu heben, als ihn ein Mann heben könnte, und zwar einen Hammer, zu dessen Hebung die Kraft von zehn oder zwanzig Männern nöthig gewesen wäre, so verrichtet die Wasserkraft die Arbeit von zehn oder zwanzig Männern oder sie verleiht einem Mann das Vermögen, zehn- oder zwanzigmal so viel zu leisten. Wenn jene zwölf Sclavinnen in Ithaka das Korn für 200 Personen in Mehl verwandeln konnten, so liefern jetzt zwölf Männer ohne besondere Kraftanstrengung in einer gut eingerichteten Mühle täglich das Mehl für 60,000 Personen, und wenn, wie Herodot erzählt, um einen schweren Stein von Elephantine nach Laïs zu schaffen, 2000 Menschen gleich Lastthieren drei Jahre lang arbeiten mußten, so würde jetzt der Führer einer Locomotive auf einer Eisenbahn leicht die doppelte Last von einem Orte nach dem andern in ein paar Stunden hinweg bewegen können.

Die Erfolge der Cultur waren nur durch Arbeitstheilung zu erringen, — früher erzwang der Stärkere seine Muße dadurch, daß er den Schwächeren zur Erzeugung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse zwang: unterdrückte Kasten, Sclaverei, Hörigkeit wurde das Mittel für den Culturfortschritt weniger Bevorrechteten. Erst die neuere Zeit vermochte den Weg zur vollständigen Befreiung zu bahnen, indem sie die nie ermüdende Naturkraft dem Menschen dienstbar machte, und die schwerere Arbeit die Maschine verrichten ließ. Immer mehr entwickelte sich die Arbeitstheilung. Sie machte es möglich, die Leistungen jedes Einzelnen durch fortgesetzte Uebung und stete Wiederholung desselben Geschäfts zu verzehnfachen und aus dem Betriebe die Störung zu entfernen, welche durch die Kreuzung und Häufung verschiedener Arbeitszweige in einer Hand entstanden waren.

Man hat früher Kriege geführt, um Besiegte zu Gefangenen, zu Sclaven zu machen; die Schlacht wurde durch die menschlichen Arme geliefert und war eine Vernichtung der Einzelkräfte. Die Anwendung des Schießpulvers, daß heißt die Benutzung einer mächtigen Naturkraft für die Zwecke des Krieges,

machte den Soldaten zu dem beweglichen Träger einer Maschine, verlegte den Kampf in die Entfernung und unterordnete die Vernichtung von Menschenleben der Zerstörung der Kriegswerkzeuge. Es bildete sich ein eigener Soldatenstand, und die übrigen Classen konnten ihre productiven Kräfte den Künsten des Friedens zuwenden.

Die größten Entdeckungen, der regste Gewerbefleiß, die umfassendsten Kenntnisse und geschicktesten Anwendungen der materiellen Dinge würden indeß nicht ausgereicht haben, um die europäischen Nationen auf die gegenwärtige Stufe der Bildung und der Ueberlegenheit über die anderen Welttheile zu erheben, dazu war noch ein Weiteres erforderlich: die bewußte Beherrschung der organischen und anorganischen Kräfte, welche allein durch die Wissenschaft errungen wird.

Man blicke auf China, wie weit es ein geschicktes und begabtes, fleißiges Volk ohne die Wissenschaft bringt, welche Grenze es nicht überschreitet. Papier und Buchdruck, Magnet und Compaß, Ackerbau, Technik der Gewerbe, Metallverarbeitung, waren bei ihnen viel früher bekannt oder blühend, als in Europa, Kenntnisse waren verbreitet und geehrt wie nirgends, aber seit Jahrtausenden sehen wir keinen Fortschritt.

Derselbe Geist der Commentation, welcher die europäische Gelehrsamkeit im Mittelalter ausmachte, der sinnreichen Unterordnung der eigenen Gedanken unter die eines tausend Jahre alten Schriftstellers, des Knechtsinnes, der sich dem Joch des Aristoteles und anderer Autoren unterwarf, und der später darauf bestand, dieses Joch auf den Nacken Anderer zu legen; die nämliche Spitzfindigkeit, die alle Wahrheiten, die sie eben bedurfte, in einigen von ihr selbst beglaubigten Büchern gefunden hatte, und die Niemandem gestatten wollte, in diesen und auch in allen andern Büchern eine andere Wahrheit zu finden, beherrscht noch heute die chinesische Literatur. — Die höchste Aufgabe des Staats war die materielle Wohlfahrt der Bevölkerung, der Maßstab aller Forschung und geistigen Anstrengung ihre Nützlichkeit. Von dem Grundsatze ausgehend, daß alles Wissen ohne bestimmtes Ziel das Glück der Bevölkerung nicht fördern, und den Staatszwecken schädlich, daß die Beherrschung des Landes mit wechselnden Staatssystemen unverträglich sei, übernahm der Staat den Unterricht und die Erziehung der Jugend. Nicht die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten, sondern die Verbreitung der bereits vorhandenen Kenntnisse stellte er sich zur Aufgabe. Der Staat schrieb die Bücher vor, welche studirt, die Kenntnisse, welche überliefert werden mußten. Diese verliehen Ehre und Rang; der Doctor wurde durch seinen Grad Mitglied des Geheimenrathcollegiums in der Hauptstadt. Der chinesischen Staatsweisheit gelang es in dieser Weise, die ganze Intelligenz der Bevölkerung den Staatszwecken dienstbar zu machen, die Beamten waren die Träger alles Wissens, jeder Literat ein Organ der Staatsgewalt, seine Stellung und Macht beruhte in der vollkommenen Unterordnung seiner eigenen Grundsätze unter die vorgeschriebenen der Regierung; die Literatur war das für alle Zeiten gefüllte Magazin der Kenntnisse, ausreichend für Regierung, Gewerbe, Industrie und Landwirthschaft. Eine jede der vorgeschriebenen widerstreitende Lehre war eine Auflehnung wider die väterliche Autorität, eine Gottlosigkeit, die Verbreiter derselben Rebellen gegen die Staatsgewalt. Der Stillstand in der Cultur des chinesischen Volkes ist nach diesen Betrachtungen begreiflich, denn unter der Herrschaft der Vorstellung, daß nur das Nützliche der Anstrengung werth, daß das Ueberlieferte vollkommen und das Bestehende keiner Verbesserung fähig sei, kann sich die Wissenschaft nicht entwickeln, und wenn Politik, wenn Lehre und Erziehung den Zweifel verdammen, so sind damit ihre Keime vernichtet. — Der Grundsatz der Nützlichkeit, der nach Zwecken fragt, ist der offene Feind der Wissenschaft, die nach Gründen sucht; und es werden Menschen, welche vollkommen von der Richtigkeit ihrer Meinungen und ihrer Lehren überzeugt sind, nie unternehmen, die Grundlagen derselben nach ihrer Wahrheit zu prüfen. Die Wissenschaft hat das Eigene, daß der, welcher ihr dient, von den materiellen Zwecken, zu welchen sie führt, selber nichts weiß, und daß sie von dem nicht mehr gefördert wird, der sie zu Zwecken der Nützlichkeit, die nicht in ihrem Aufbau selbst liegen, gebraucht. — Darum kann selbst der, welcher mitten in ihr steht, die Nützlichkeit seiner Arbeiten im Voraus nicht erweisen, und nur im Rückblick, im Spiegel der Geschichte erkennen wir, daß sie die wichtigsten Aufgaben des Lebens löst, daß jeder geistige Erwerb seine materiellen Früchte in der menschlichen

Gesellschaft trägt, und daß sie dasjenige unter allen Culturelementen ist, dessen Fortentwicklung keinen Stillstand kennt.

Durch das Nachdenken über die geistigen und materiellen Erscheinungen, durch Beobachtung gelangen die Ideen zur Klarheit und Bestimmtheit, während der Verstand, der mit irrigen oder unklaren Voraussetzungen arbeitet, einer Maschine gleicht, in welcher die Kraft durch die Reibung verzehrt wird. Darum besteht in der Klarheit und Richtigkeit der Ideen und Begriffe die Oekonomie der geistigen Kräfte, und alle Erfolge der Arbeiten des Geistes hängen davon ab, daß seine Auffassung der Dinge und ihre Beziehung zu den Ideen geläutert sind von Allem, was ihrem Wesen nicht angehört. In dieser Weise ist durch Festsetzung der wahren Begriffe über Geld und Güter, Preis und Werth, über Arbeit, Capitol und Reichthum eine Wissenschaft entstanden, deren Lehren schon jetzt mehr zu dem Glück der Menschen beigetragen haben, als vor ihr alle durch empirische Wahrnehmungen geleitete Staatskunst zu leisten vermochte. Man hatte früher die irdischen Dinge und Erscheinungen erforscht, um gewisse Zwecke der Nützlichkeit zu erreichen. In der neueren Zeit studirt man sie, um ihre Existenz und ihren Verlauf zu begreifen. So lange der menschliche Geist einem Zwecke dient, unterordnet er sich unbewußt dem unbekannten Gesetze, mit der Erkenntniß dieser Gesetze erlangt er aber die bewußte Herrschaft über die Welt.

Die der Entwickelung der Wissenschaft vorangegangenen Erfindungen in den Gewerben und Künsten hatten nicht wenig zur Vermehrung der Kräfte der europäischen Staaten beigetragen, allein erst die Wissenschaft verlieh die Macht über die Richtung und Wirkung der Naturkräfte. Die Macht aber ist die bewußte Leitung und Lenkung der Kraft. Eine politische That, ein Gesetz in der Verwaltung des Staats entspringt aus einer Idee, welche die Folge vorangegangener Ideen und Ereignisse ist; indem sie auf den sittlich intellectuellen und materiellen Zustand der Bevölkerung einen bestimmten Einfluß ausübt, wirkt sie als Ursache neuer Ideen und Ereignisse ein. Die Ueberzeugung von der Existenz der Gesetze ist die erste und nächste Bedingung zu ihrer Entdeckung.

Die schöpferische Kraft, welche zu den Erfindungen und Entdeckungen im politischen Leben geführt hat und führt, ist den Menschen überhaupt eigen, und kein besonderes Attribut der Wissenschaft; allein keine Erfindung und Entdeckung kann ohne sie ihre Einwirkung erreichen und die volle Bedeutung gewinnen, die sie für das Leben hat. Keine von allen Leistungen der Praxis hat sich, gemessen mit dem Maßstab der Wissenschaft und entsprechend dem obersten Grundsatz der Oekonomie der Kräfte: „der höchsten Leistung mit dem geringsten Aufwand der Kraft," probehaltig gezeigt; bei allen, welche die Wissenschaft in das Gebiet ihrer Untersuchungen zog, ist durch sie die praktische Leistung und ihr Entwicklungsgang um das Zehn- und Hundertfache gesteigert oder beschleunigt worden; sie hat den praktischen Mann über seine Kraftverschwendung belehrt, und wie er ohne Mehraufwand von Kraft das Doppelte, Zehn- oder Hundertfache leisten könne, und es hat in dieser Weise durch das Eindringen der Wissenschaft in die Praxis das Productionsvermögen der Völker um das eben so Vielfache zugenommen.

Welchen unendlichen Einfluß hat die Erforschung der Gesetze des Dampfes und der Elektricität und die Anwendung dieser Kräfte für das Leben der Gegenwart geäußert! Kein Staatsmann von Einsicht glaubt heutzutage noch, daß die Vertheilung des Reichthums in der Bevölkerung anderen Gesetzen folge als seine Erzeugung, daß durch Steigerung der Production ein Volk verarmen könne, daß die Anwendung von Maschinenkräften in Fabriken und Manufacturen, welche die Arbeit der Menschen erleichtern und vervielfältigen, einem Staate schädlich sein, oder daß ein Gewerbe ohne die andern sich entwickeln könne, oder daß man den Wohlstand in den gewerbetreibenden Classen vermehren oder erhalten könne durch einen Druck, der ihre Productionskraft beeinträchtigt, und der die andern Classen der Bevölkerung ärmer macht. Thatsache ist, daß durch den ganzen ungeheuren Zuwachs von Arbeitskraft in unserer Zeit, welcher dem von vielen Millionen Menschen und Pferden gleich gesetzt werden kann, die menschliche Kraft an Werth nicht ab-, sondern zugenommen hat. Der Arbeiter für das Haus und Feld ist mehr gesucht und theurer als je, und ein mäßiger Grad von Fleiß oder Geschicklichkeit verschafft ihm heute Annehmlichkeiten des Lebens, die im Mittelalter selbst dem Reichsten nicht zu-

gänglich waren. Und diese Fülle von Reichthum, von menschlichem Glück und Macht ist die Folge der Aufgabe: rerum cognoscere causas (an deren Lösung seit einem Jahrhundert die Wissenschaft thätig und wirksam arbeitet). — Machen wir von diesen Grundideen unsers großen Chemikers aus einen Schritt in das unmittelbare Leben, in die Werkstätte der verschiedenen Industriezweige selbst, so werden wir bald im Einzelnen den Satz, daß auf der Arbeitstheilung alle Cultur beruht, neu sich bestätigen sehen, daß von ihr die hohe Entwicklung unserer Zeit im Handel, in der Industrie und den Gewerben bedingt ist, und wir füglich sagen dürfen, wie sich auch bei Beobachtung der niederen Culturstufen zeigen wird, daß erst mit der Arbeitstheilung die eigentliche Geschichte eines Volkes beginnt.

Je individueller bei der Verschiedenheit der Menschen der Grad und die Art der Thätigkeit ist, desto verschiedener werden sofort nicht nur dieselben Arbeiten in der Hand verschiedener Menschen eingerichtet und ausgeführt werden, sondern die mannigfachen Abstufungen in den Anlagen, die Vielseitigkeit der menschlichen Neigungen, das tausendfache Durch- und Nebeneinander der Interessen, Lebens- und Vermögensverhältnisse, die tiefgreifende Abhängigkeit von Natur und Klima müssen gleichzeitig die hervorbringenden Kräfte in ebenso unzählige, verschiedene Bahnen ihrer Anwendung treiben, als die Bedürfnisse der Menschen im Volks- und zuletzt Weltenverkehr vorgezeichnet haben.

Wir haben es hier mit dem productiven Theile der Menschheit, nicht mit den Drohnen derselben zu thun, welche Andere oder das Capital für sich arbeiten lassen. Man rechnet auf eine Million Menschen 667,000 arbeitsfähige, die, wenn man junge Leute von zwölf bis siebzehn Jahren und alte von vierundfünfzig bis sechzig Jahren nur als halbe Arbeiter zählt, 600,000 volle Arbeitskräfte ausmachen.

Die Arbeiten der Menschen geschehen entweder im Dienst der Wissenschaft und Kunst, oder sie gewinnen der Natur Güter zum unmittelbaren Verbrauche durch Verarbeitung in den Gewerben ab, oder sie bestehen in der Vermittelung des allgemeinen Verkehrs. Diese Theilung der Arbeit entwickelt sich aber nur ganz allmälig. Im Mittelalter oder da, wo noch in der Gegenwart mittelalterliche Zustände bestehen, finden wir diese Entwickelung erst gering und die Familie fertigt noch die meisten Bedürfnisse selbst. Noch um das Jahr 1797 gab es in Schottland viele Bauern, deren ganze Kleidung Hausproduct war, mit Ausnahme der Mütze, des Rockes, den der Schneider gemacht hatte, und der eisernen Werkzeuge vom Schmied. Sonst aber war der Bauer, Weber, Walker, Färber, Gerber, Schuster und Sattler. — Bekannt sind Penelope und Lucretia am Webstuhle aus der Geschichte des griechischen und römischen Alterthums. Allmälig aber wachsen Gewerbefleiß und Handel, mit ihnen die Mannigfaltigkeit des Marktes. Der Einzelne sieht, daß er durch den Verkehr die Waaren, die er sich bisher selber arbeitete, billiger und besser zugebracht erhält, und wenn dies zwar auch schon eine gewisse Arbeitstheilung, nämlich das Bestehen besonderer weniger Gewerbe, voraussetzt, so befördert sie doch gleichzeitig wiederum deren Ausbreitung, indem nunmehr der Einzelne sich auf diejenige Arbeit mehr zurückzieht, die ihn eigentlich ernährt oder die er mit größter Neigung treibt.

Er treibt alsdann entweder eine Arbeit allein, wenn sie sich von ihm vollständig ausführen läßt, oder mit Mehreren im Verein, da er sehr bald erkennt, daß das „Sichindiehandarbeiten“ einen bedeutenden Gewinn an Zeit und Geld erzielen läßt, außerdem aber die Hand, welche eine einzelne Verrichtung immerwährend ausübt, es in dieser zur höchsten Geschicklichkeit und Vollkommenheit bringt, also höchst schnell und höchst vorzüglich zugleich arbeitet.

Auf diesem Wege hat unsere Industrie, unser Gewerbe, unsere Landwirthschaft, der Handel, ja alles Kunst- und geistige Leben anfänglich einen Umschwung und mit der Zeit den heutigen ungeheuren Aufschwung genommen. Mit der Geschicklichkeit im einzelnen Fache tritt sogar allmälig die besondere Gestaltung und Kraftausbildung entweder des meist angestrengten Körpertheiles oder ganzen Körpers ein, wie das feine Gefühl der Wollarbeiter in den Fingern, das Augenmaß der Tischler und Zimmerleute, der Vermesser und Jäger beweist, während der Handarbeiter, Schlosser, Stellmacher und Schmied sich durch große Muskelkraft auszeichnet. Wem sind nicht Beispiele der staunenswerthen Behendigkeit einzelner gewerbfleißiger Hände bekannt. Eine lange Gewöhnung nimmt alle Vortheile

und Zeitersparniß wahr und zu Rath. Auf der Wippe kann ein Mensch täglich 10,000 bis 14,000 Nadeln die Köpfe aufsetzen. Ein fertiger Feilenhauer thut in der Minute zweihundert Hiebe. In Gouda in den Niederlanden formt ein Arbeiter täglich 10,600 kölnische Pfeifen. Ein geschickter Kammmacher fertigt sechzig bis siebzig Kämme täglich von solcher Feinheit, daß vierzig bis achtundvierzig Zähne auf den Zoll kommen. Die in den Nähnadelfabriken mit Einschlagung der Oehre beschäftigten Kinder vermögen durch das feinste Haar ein Loch zu schlagen. Der ganze Arbeitslohn für 1000 Nadeln ist 67½ Cents oder 18¾ Kreuzer. Ein Glasmacher bläst täglich 800 — 900 Flaschen, das Hundert für 26 Sous oder 36 Kreuzer. — Wenn sich acht Lütticher Ziegelstreicher in die Hand arbeiten, so vermögen sie 48,000 Stück Ziegel täglich zu machen. Bei Berchtesgaden bringen vier Knaben wöchentlich 2000 kleine runde Schachteln fertig, ein Mann macht wöchentlich siebzig bis achtzig Einsätze von länglichen Schachteln zu acht Stück und zu 1 Silbergroschen.

Die fortdauernde Richtung des Verstandes auf ein und dieselbe Beschäftigung schärft natürlich seine Thätigkeit, und es läßt sich alsdann leicht ersehen, welche persönlichen Anlagen den einzelnen Arbeiter für diesen oder jenen Theil der Arbeit fähiger machen. Die Kräfte lassen sich also demgemäß vertheilen. Während einerseits die Virtuosität der Arbeit hieraus als Frucht hervorgeht, wird der Zeitverlust durch das Uebergehen von einer Arbeit zur andern vermieden; es lassen sich größere und schwierigere Werke mit geringeren Mitteln oder mindestens mit denselben Mitteln herstellen, wie sie eine geringere Ausbildung der Arbeitstheilung bei geringeren Werken verwendet. Arbeiten, welche entweder besondere Geschicklichkeit, besondere Körperkräfte oder Talente voraussetzen, wird man den vorzüglich hierzu geeigneten Personen geben, leichtere oder auch feinere Arbeiten den Frauen und Kindern.

Jene fortdauernde Richtung des Verstandes auf eine Beschäftigung hat manche Erfindung gemacht, wie man von den ersten Sicherheitsventilen der Dampfmaschinen erzählt, wenn auch nicht zweifelhaft ist, daß immerhin der Wissenschaft die meisten Erfindungen und Entdeckungen gebühren. — Ein Knabe hatte das Amt, eine dem Zuge sehr ausgesetzte Gaslaterne, so oft sie verlöscht war, wieder anzuzünden. Er kam deshalb auf die sinnige Vorrichtung, einen Spiraldraht über der Flamme anzubringen, den diese glühend machte und an welchem sich das Gas wiederum entzündete. — Geschickte Nagelschmiede können nach Adam Smith täglich 2300 Nägel, solche Schmiede dagegen, die nur bisweilen Nägel fertigen, 800—1000, solche, die noch nicht Nägel geschmiedet haben, nur 200—300 Stück machen. — Die Verfertigung der Schuhmachernägel ist die schnellste. Ein geschickter Arbeiter kann deren täglich 3000 Stück fertigen, wie dies in Schönau im Odenwalde der Fall ist.

Bei der Stecknadelfabrication vermögen zehn Arbeiter, welche einander in die Hände arbeiten, täglich 48,000 Stück zu fertigen. Kinder vermögen doppelt so viele Nadeln wegen ihrer feineren Finger zu spitzen, als Erwachsene. Wie verschieden die Geschicklichkeit der einzelnen Arbeiter ist, zeigt eben grade die Nadelfabrication. In den englischen Fabriken steigt der Lohn von sechs Pence bis zu zwanzig Schilling an. Würde ein Arbeiter allein eine Nadel vom Anfange bis zu ihrer Vollendung arbeiten sollen, so würde er zwanzig Stück des Tages fertigen und nur $^1/_{20}$ des sonst erreichbaren Lohnes verdienen können. Bei der Fabrication von verzinnten Blechlöffeln geht der Löffel durch etwa dreißig Hände, und die Billigkeit der Waare steigt herab bis zu 16 Kreuzer das Dutzend. Dreißig Menschen liefern täglich bis 100 Dutzend solcher Löffel. So im badischen Schwarzwalde zu Schönbach.

Von eben so viel Menschen werden nach Say in den Spielkartenfabriken täglich 15,500 Stück gefertigt. Welch ungeheure Schnelligkeit manche Gewerbszweige haben, zeigen unter anderen auch die Nürnberger Spiel- und die Thüringer Holzwaaren für Küche und Haushalt, sowie die zierlichen und wohlfeilen Berchtesgadener und Gröbener Holzschnitzarbeiten. Eine Nürnberger Spielwaarenschachtel mit dreißig gemalten Figuren kostet 2½ Silbergroschen. — In Sonneberg werden 1000 Schiefergriffel für 40 Kreuzer bis 1 Gulden verkauft, und 300 ungemalte Kindertrompetchen kosten 1 Gulden 30 Kreuzer.

Die Arbeitstheilung ist aber nicht nur die Basis aller Cultur, sondern auch der verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft. Die Arbeitstheilung, die ja, wie wir sagen, nur wieder eine Wirkung von man-

nigfachen Ursachen in und außer dem Menschen ist, trennt die Menschen einerseits und führt sie andererseits wiederum zusammen zu einem tausendfach verschlungenen allgemeinen Bunde. Fast jedes Volk, jede Genossenschaft, jede Familie, jeder Einzelne als Inhaber oder Vorstand einer Privatwirthschaft verfolgt seine eigenen, meist von denen der übrigen verschiedenen Interessen. Und doch laufen sie endlich wieder zusammen zu einem Ziel und Ganzen, so wenig die Gemeinsamkeit der wahren Interessen der Menschen noch zum Gemeingefühl und zur Ueberzeugung durchgedrungen ist. In der unendlichen Verschiedenheit ist also doch eine Gleichheit, in dem wirren Durcheinander eine Harmonie, welche die Gesellschaft zusammenhält und grade in der Arbeitstheilung dem Menschen am schlagendsten die Bedürftigkeit seiner Mitmenschen zeigt, wenn er Größeres leisten und ein seiner höheren Bestimmung angenähertes höheres Leben, verschönt durch die Blüthe der Gewerbe, Künste und Wissenschaften, führen will.

In mittelalterlichen Zuständen arbeitete, sahen wir, die Familie das Meiste für sich selbst. Allmälig werden häusliche Beschäftigungen den Dienstboten, später Löhnern gegeben, die sich bald zu Gewerbeständen umbilden. Der Indianer treibt neben dem Kriegswesen wohl auch das Jagen, Fischen, die Verfertigung der Waffen und Canots und besorgt auf den Märschen den Transport derselben. Die Weiber müssen das Wild zubereiten, Holz holen, Felle gerben, Kleider machen, die Wigwams bauen und die Kinder warten. Bei unseren ärmeren Classen ist noch heute die Arbeit zwischen Mann und Frau nicht so sehr verschieden und sie lösen einander sehr häufig bei Ermüdung ab. Man denke an die Weber, bei denen Mann wie Frau wechselweise hinter dem Wirkstuhl sitzt und auch die übrigen häuslichen Arbeiten fast gleichmäßig von Beiden verrichtet werden.

Je weiter die Bildung fortschreitet, desto größer wird die Arbeitstheilung auch wieder innerhalb der besonderen Gewerbe, und die Länder mit dichter Bevölkerung oder die großen Städte sind hierfür namentlich geeignet. Die Gewerbestatistik von Paris weist allein 345 Gewerbszweige nach. In Birmingham gibt es besondere Meister für die Hammer-, Tintenfaß-, Sargnägel-, Zahnstocherbüchsen-, Steigbügel-, Fischangel, Packnadel- und Hundehalsband-Macherei. Die englische Gewehrfabrication umfaßt neun, die Uhrmacherei theilt sich in 102 besondere Gewerbe.

Diese Arbeitstheilung hat natürlich da ihre Grenze, wo eine weitere Zeit- und Arbeitsersparniß deshalb nicht mehr möglich ist, weil sich die Arbeiter selbst im Wege sind.

Einer weit geringeren Theilung ist die Landwirthschaft fähig. Die Grenze derselben, beziehungsweise die höchste Ausbildung sehen wir in England. Es gibt hier wenig Landwirthschaften, welche Land- und Viehcultur gleichzeitig treiben. Man unterscheidet deshalb Acker- und Viehwirthe, und letztere zerfallen wiederum in Rinder- und Schafzüchter, in Aufzüchter von Jungvieh oder Zuchtvieh, in Mäster und Molkenwirthe. Ihre geographische Lage wird meist vom Absatzmarkte, von der großen Stadt nach den allgemeinen Bedingungen bestimmt, wie sie von Thünen in seinem „isolirten Staat“ ausgesprochen hat.

Analog haben sich in England natürlich auch die Gewerbe, wenn auch ungleich weniger gesetzmäßig, concentrirt, immerhin von bestimmten Einflüssen geleitet. — Fast alle Leinwandfabriken liegen um Leeds und Dundee, die Wollfabriken um Leeds, die Baumwollfabriken um Manchester und Glasgow, die Töpfereien in Stafford, die groben Eisenwaaren in Südwales, die hardwares um Birmingham, die cutlerywares um Sheffield.

Wir finden die Arbeitstheilung ebenso auf dem Gebiete des Handels, im Volks- und Völkerverkehr. Die einzelnen Kaufleute vermögen mittelst derselben sich einzelnen Waaren ganz zu widmen, und so steigert sich in großen Städten die Anzahl der Läden für besondere Artikel, während der Laden der kleinen Stadt oder des Dorfes mit allem nur Möglichen assortirt sein und auf die alsdann meist länger unverzinst, weil unverkauft, liegende Waare einen höheren Preisaufschlag legen muß. Die Waare des Engroshändlers wird durchschnittlich nicht nur besser, sondern auch billiger sein können, weil das Capital größer, der Capitalumsatz rascher und die Fachkenntniß vermöge der Arbeitstheilung eine bessere ist.

„Time is money,“ Zeit ist Geld, lautet jetzt die allgemeine Parole des Verkehrs und das Wort wiegt wohl goldesschwer. Zeit ist sogar Leben, denn durch Abkürzung unserer Verrichtungen gewinnen wir am Leben.

Telegraphie, Stenographie, Eisenbahnen und Dampfschiffe verlängern heute unser Dasein.

Wenn sich die Production mit Hilfe der Arbeitstheilung versünffacht, und diese Wirkung nun wiederum ein erhöhtes Betriebscapital für Rohproducte, vermehrtes Lager und erweitertes Absatzgebiet bedingt, so hat somit die Arbeitstheilung die Wirkung der Geschäftsvergrößerung.

Wie für die Arbeitstheilung im Handelsverkehr die dichte Bevölkerung zum großen Theil Bedingung ist, so auch für die vielen Gewerbe. Für eine kleine Stadt oder ein Dorf ist der Arzt zugleich Apotheker, wohl gar Barbier, der Botenfuhrmann nach der nächsten, respective größeren Stadt zugleich der Postbeamte und Commissionär für alle Bedürfnisse. Nur in einer volkreichern, verkehrsbelebten Stadt vermögen besondere Zahn-, Augen-, Gehörsärzte, Geburtshelfer, Lastträger, Fiaker und Stellwagen, Kaffeehäuser, Zeitungshallen, Privatkunstanstalten und Sammlungen (Ausstellungen), Thee-, Cigarren-, Blumenhandlungen zu bestehen.

Die eigentlichen Wunder der Arbeitstheilung sind erst seit Erfindung und Anwendung der zahllosen Maschinen zu Tage getreten, welche Millionen Hände von Menschen ersetzen, und die menschliche Kraft für diejenigen Beschäftigungen aufsparen und verwenden lassen, wo sie nicht bloß blind nach Gesetzen der Mechanik und Statistik zu wirken, sondern den Geist anzuwenden hat.

Die Maschine ist der Triumph des Denkens und die reale Poesie unseres Jahrhunderts. Sie gibt dem Arbeiter selbst auch wieder eine würdigere Stellung. Aristoteles hat sie in seinem großen Geist geahnt, wenn er sagt: „Man werde einst der Menschen zu mancher Arbeit weit weniger bedürfen, wenn später einmal das Weberschiffchen sich von selbst bewegen werde."

Auf der durch Arbeitstheilung und Maschinenverwendung bewirkten Massenproduction beruht die unglaubliche Wohlfeilheit unserer industriellen und gewerblichen Erzeugnisse, auf ihr jener große von der niedern Bevölkerung noch so wenig geschätzte Segen, daß auch der Arme heutzutage ein ganzes, reinliches, ja verhältnißmäßig gutes Kleid tragen kann; daß auch der Unbemittelte leidlich wohnen, ja seine Klause sogar mit einem Grade von Behaglichkeit, selbstverständlich nach dem Umfange seines Einkommens, auszustatten vermag. Selbst aus der niedern Bevölkerungsclasse besitzt jetzt sicher der Handarbeiter mehr und vielleicht bessere Stoffe, unbestritten mindestens in Tuch und Leinen, als im Mittelalter ein Kaiser, und seine Wohnung hat größeren Comfort, als selbst Könige der Vorzeit dessen sich erfreuten. Das klingt wohl paradox, ist aber nicht ohne culturhistorische Beweise. Die Gemahlin Karl's VII. im fünfzehnten Jahrhundert soll die einzige Französin gewesen sein, welche mehr als zwei leinene Hemden besaß. Eine Domaine Kaiser Karl's des Großen hatte an Leinenzeug nicht mehr als zwei Betttücher, ein Hand- und ein Tischtuch. Durch die Wände des Palastes Alfred des Großen zog der Wind so, daß man die Lichter in Laternen setzen und die Mauern mit Vorhängen bedecken mußte. Bessere Wohnung und Kleidung aber haben nicht bloß einen großen Einfluß auf die Gesundheit, sondern auch auf die Moral und Arbeitstüchtigkeit des Volkes.

Auf der Arbeitstheilung beruht zum größten Theil der schöne Luxus der Blüthezeit eines Volkes, der sich auch den untersten Schichten mittheilt und von uns später besprochen wird.

Die Maschine zu demoliren, wäre nicht nur eine verwerfliche Rohheit, ein strafwürdiger Gewalteingriff in die Eigenthumsrechte des Besitzers, sondern eine verblendete Thorheit, die nicht sieht, auf was für Bedürfnisse sie alles wiederum ohne Maschinen verzichten müßte, Bedürfnisse, die längst über den bloßen Luxus hinausgegangen und unentbehrlich geworden sind.

Wir haben schon früher auch eine Kategorie der Arbeitstheilung auf geistigem Gebiete aufgestellt. Es bedarf keines Beweises, daß die wissenschaftliche Arbeit so gut productiv ist, wie irgend eine andere ganz reale. Es ist der Hauslehrer wie der Viehzüchter in eine Arbeitsclasse zu setzen (Rau), wenn auch ihr Rang noch so verschieden ist. Die Aufklärung vertreibt Vorurtheile, Aberglauben, Geheimmittel, Zaubertränke und Reliquien, für welche das südliche Europa noch ungeheuere Summen unproductiv ausgibt. Der Blitzableiter erhält jährlich Millionen Capital, die Bucher'schen, leider noch viel zu wenig bekannten, Löschdosen würden und werden das Gleiche thun, zahllose Brände

werden durch sie unmöglich, die Davy'sche Sicherheitslampe hat Tausenden von Bergleuten schon das Leben gerettet, alte Stollen erhalten und neue ungehindert ausbauen lassen.

Die Grenze der Productivität der menschlichen Arbeit läßt sich nicht genau angeben, weil die Folgen des Einzelwirkens nicht zu überschauen sind, und dies trifft namentlich die geistige Thätigkeit des Gelehrten. Wenn Weber und Gauß in Göttingen, später Steinheil und Morse über das vormalige Problem der Anwendung des Elektromagnetismus zum Telegraphiren ihre jahrelangen, geräuschlosen Studien machten, so würde die frühere Zeit, da sie an die Möglichkeit der Lösung nicht glaubte, die Arbeiten für unnütz und unproductiv gehalten haben, wäre sie zur Kenntnißnahme derselben gelangt. Heute gehört die Telegraphie zum unentbehrlichen Eigenthum des Staates und Handels, und hat diesen in eine ganz neue Bahn gedrängt.

Es war dem Bauer im Mittelalter möglich, drei und mehr Handwerke für seinen Haushalt je nach den Bedürfnissen zu treiben. St. Dunstan war neben seiner politischen und kirchlichen Größe auch ein trefflicher Schmied, Glockengießer und Musterzeichner für Frauenkleider. In gleicher Weise, wie diese Erscheinungen, sind in früheren Zeiten die gesammten damaligen Wissenschaften von einzelnen Begabten er- und umfaßt worden, von den sogenannten Polyhistoren. Mit dem Fortschreiten der Cultur der Wissenschaften haben sich deren Zweige gleich dem frischen Wuchse eines gewaltigen Baumes in seiner allseits ausgebreiteten Astung so kraftvoll weiter und selbständig entwickelt, daß heutzutage ein Gelehrter nicht nur nicht mehrere Wissenschaften treiben kann, sondern daß ein Menschenleben fast zu kurz erscheint, um nur einen einzelnen Zweig einer einzelnen Wissenschaft, wie etwa die vergleichende Anatomie oder die Atomenlehre, das Handelsrecht oder den Elektromagnetismus der Erde völlig zu erschöpfen. Diese Arbeitstheilung hat die Wissenschaft auf die Höhe gebracht, auf der sie jetzt steht, weil jeder Gelehrte jetzt seine ganze Kraft, sein ganzes Leben einem einzelnen Theile seiner Wissenschaft widmet.

Gegen die Arbeitstheilung sind nun aber auch manche Besorgnisse mit Beziehung auf den Zustand des Arbeiters und seine allmälige geistige Abstumpfung laut geworden. Neben der geistigen Verkümmerung hat man wohl auch die gesundheitsnachtheiligen Folgen hervorgehoben, die aus manchen Beschäftigungen hervorgehen. An und für sich gewiß nicht mit Unrecht. Die Einförmigkeit mancher Verrichtungen kann besonders dann ein Stillstehen des Geistes hervorrufen, wenn der Arbeiter schon von Kindheit an zu der speciellen Beschäftigung angehalten wurde. Man denke an einen Arbeiter in einer Nadelfabrik, der es sein ganzes Leben nur mit dem Aufsetzen der Knöpfe zu thun hat. Auf der einen Seite resultirt jene wunderbare Virtuosität, von der wir gesprochen haben, aus der Arbeitstheilung, auf der andern das Verlorensein für andere Beschäftigungen und Geschicklichkeiten. Man hat weiter die nachtheiligen Folgen der Arbeiten des Nadelschleifens, Vergoldens, Wollschlagens und tausend anderer Arbeiten hervorgehoben. Wir wollen die allgemeine Berechtigung dieser philantropischen Klagen nicht bestreiten, sie aber von einem dreifachen Gesichtspunkte aus mit einem kurzen Wort besprechen. — Jene Einseitigkeit und Versumpfung, jene gesundheitsnachtheiligen Folgen specieller Arbeit, wir finden sie, wenn auch immer nach Verhältniß und in bestimmten Beziehungen, in allen Zweigen unserer bürgerlichen Gesellschaft, soweit sie nützlicher, d. h. arbeitender Theil ist. — Welche traurige Verkümmerungen finden wir nicht, um gleich einige Stufen höher hinaufzusteigen, in dem Beamtenthum, in welchem nur der nothwendigste Grad von Arbeitstheilung stattfindet, der verhältnißmäßig nicht größer ist, als etwa die allgemeine Theilung in einzelne Gewerke. Daß dies so sein muß, versteht sich von selber. — Fast alle begrenzte Thätigkeit hat eine geringere oder größere Stagnation des Geistes bei allen den Menschen zur Folge, welchen nicht eine eiserne Energie innewohnt, nach den Geschäften des Tages noch rastlos an ihrer geistigen Ausbildung weiter zu arbeiten. Diese Energie findet sich nun einmal nur bei dem geringeren Theile der Menschen. Wie viel junge, anfänglich vielversprechende Männer versumpfen nicht im Amt in kurzer Zeit und vollständig? Nicht bloß in dieser Classe, auch in dem Arbeiterstande gibt es so kräftige Geister, daß sie sich von der Ar-

beit nicht niederdrücken, ſondern zum unermüdeten Weiterſtreben anfeuern laſſen. Wir haben jetzt auf dem Continente mehrere bedeutende Maſchinenfabriken, deren Eigenthümer urſprünglich Fabrikarbeiter waren.

Wir können uns im Allgemeinen ſchon deshalb über jene Klagen mehr beruhigen, weil es feſtſteht, daß ſelbſt der abſolut freie Indianer eine durchſchnittlich kürzere Lebensdauer als der Europäer hat. Nicht bloß die Lebensweiſe aller Claſſen iſt mit dem Wachſen unſerer induſtriellen Cultur beſſer geworden, ſondern auch die geſundheitlichen Zuſtände. Wir ſind ſchon durch die höhere Aufgabe der Menſchheit auf das Arbeiten, ohne welches ſie im Zuſtande der Rohheit und Barbarei verbleibt, angewieſen. Es mag wahr ſein, daß die meiſten Menſchen in der Arbeit ſich die Urſache ihres vielleicht früheren Todes holen. Die Arbeit des Einzelnen aber iſt das Abtragen ſeiner perſönlichen Schuld an die Menſchheit, und ein gar nicht arbeitender Menſch, der es doch könnte, iſt entweder eine taube Frucht oder ein Schwamm am verzweigten Baume der Menſchheit.

Alle Arbeitstheilungen entfernen wollen, hieße die Menſchheit wieder in ihre Barbarei zurückwerfen und alle höhere Cultur vernichten. Mit ihr hätte ſelbſtverſtändlich alles höhere geiſtige Leben, alle mit ihr errungene Behaglichkeit und der höhere Genuß des Daſeins wieder ein Ende.

Der Entwicklungsgang der Menſchheit iſt kein zufälliger, er iſt ein ſtetig weitergehender, von den einander folgenden Geſchlechtern fortgeſetzter. Die eine Nation ſinkt allmälig, eine andere aufblühende erfaßt deren geiſtiges Leben und bildet es unaufhaltſam weiter. Der menſchliche Geiſt duldet keinen dauernden Rückſchritt oder Stillſtand, er ſtrebt ewig vorwärts und neue Errungenſchaften ſind ihm nur für kurze Augenblicke ein genügender Triumph. In dieſem liegt ſchon wieder die geheime Macht, mit der er weitergeriſſen wird zu neuen Forſchungen. Bacon ſchaffte ſich ſeinen Unterhalt neben ſeinen Studien durch Glasſchleifen, Keppler ertrug alle Noth über ſeinen Problemen, bis er ſie löſte. Schiller ward nach Vollendung ſeines Wallenſtein's nicht eher ruhig, bis er den Plan zu einer neuen Tragödie entworfen hatte. Der Menſch mag vorausſehen, daß durch eine Maſchine vielleicht tauſend Hände erſpart und für die erſte Zeit außer Beſchäftigung geſetzt werden, er wird ſie doch vollenden müſſen, um ſie anzuwenden. Die unbeſchäftigten Hände werden alsdann in andere Productionszweige getrieben und die Maſchine ergreift grade meiſt die Arbeiten, die wir allgemein „mechaniſche“ nennen und als abſtumpfend bezeichnen. Das iſt jenes große, innere Moment in deren Verwendung, daß ſie den Menſchen da ablöſt, wo ſeine geiſtige Thätigkeit abzuſterben Gefahr läuft und die „todte,“ „blinde“ Kraft genügt, um zu arbeiten.

Es mögen ſocial verirrte, rohe Schaaren, alle Maſchinen, alle Werke der Cultur ihrem Vandalismus opfern, es mag eine unverſtändige Reaction in die geiſtige Entwicklung der Völker hemmend einzugreifen ſuchen, Beides wird ſich zunächſt durch Zerſtörung des eigenen Wohles rächen, bald aber das Gefühl der ganzen Ohnmacht des Menſchen gegenüber einer, den fortſchreitenden Bildungsgang der Menſchheit leitenden Weltordnung erſt recht offenkundig und lebendig werden.

Die Celten

in ihrer Wechſelbeziehung zu den Germanen.

Bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts, ſagt Holtzmann,[1]) war die herrſchende Anſicht, daß die Germanen Celten und die nächſten Blutsverwandten die Gallier ſeien. Selbſt wenn Schriftſteller, wie Beatus Rhenanus und Hotomanus, auf den Unterſchied in den Sprachen beider Völker nach Cäſar hinwieſen, ſtörte dieſes die allgemein anerkannte Ueberzeugung nicht. Erſt im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts fiel es einem Franzoſen (Bouquet) ein, gelegentlich die Meinung hinzuwerfen, daß die Sprache, welche die Celten Cäſar's redeten, noch gegenwärtig in Wales zu Hauſe ſei; und wie nichts ſo paradox erſcheinen kann, daß es nicht aus den kosmopolitiſchen Zeughäuſern der deutſchen Gelehrſamkeit die anſehnlichſten Streitkräfte herbeizuziehen vermöchte, ſo war auch gleich der Elſäſſer Schöpflin bei der Hand und gab ein bretoniſches Vaterunſer als Beweis und Bei-

[1]) Celten und Germanen, 1855.

ſpiel für die altangeſtammte Sprache der Bewohner des Elſaſſes. Trotz wiederholter Widerlegung einer ſo oberflächlich hingeworfenen und eigentlich durchaus nicht begründeten Behauptung gewann aber die Anſicht unter den Gelehrten immer mehr Boden; denn man räſonnirte in aller Einfalt: die Einwohner von Wales und Irland ſeien die unterjochten Bewohner von Altbritannien; die Altbriten waren aber Celten; alſo iſt die Sprache von Wales und Irland die eigentlich celtiſche. Mit dieſem Trugſchluſſe war der etymologiſchen Phantaſterei Zaum und Zügel abgenommen und die hohe Fluth der Celtomanie brach in wilden Wogen über Alles, was man bisher für deutſch gehalten. Franzöſiſche, iriſche, wälſche, insbeſondere aber deutſche Gelehrte waren bemüht, die Belegſtellen der Alten durch ſpitzfindige Erklärung der neuen Weisheit anzupaſſen; anerkannt deutſche Völker, wie die Belgier, Cymbern und Teutonen, wurden dem Syſteme zu lieb zu celtiſchen geſtempelt; alt- und neudeutſche Perſonen- und Ortsnamen wurden kymriſirt (wenn man auch dabei eine „krumme Heiterkeit“ oder einen „unmenſchlichen Berg“ herausbrachte, ſo kam es auf ein bischen mehr oder weniger Lächerlichkeit ja nicht an); ſelbſt die deutſche Sprache wurde mit Hilfe gäliſcher und wälſcher Wörterbücher über ihre Wurzelſtämme aufgeklärt und es kam dahin, daß Buchner die deutſche Sprache aus einer Vermiſchung der celtiſchen, lateiniſchen und teutoniſchen entſtehen ließ und Mone [1]) die Unterſchiede der deutſchen Mundarten durch Aufnahme des Celtiſchen erklärt.

Der Deutſche hat nun einmal die Eigenthümlichkeit einer fabelhaften Gerechtigkeitsliebe, die ihn veranlaßt, ſein gutes Recht hintanzuſetzen, wenn ihm ein Fremder mit noch ſo zweifelhaften Anſprüchen entgegentritt. Dieſer Grundzug geht als rother Faden durch unſere gonze Geſchichte und bedingt die Charakterloſigkeit unſerer politiſchen Stellung.

Wie ganz anders verſtehen dagegen unſere guten Nachbarn ihren Vortheil zu nützen. Kaum war die Celtenidee an's Licht getreten, ſo bewieſen uns wälſche und gäliſche Gelehrte, daß ihre volksthümlichen Triaden ſchon vor zwölf Jahrhunderten den Zuſammenhang zwiſchen Cymren und Celten darlegen. Mochte die Sprache dieſer Triaden immerhin gerechte Bedenken gegen das angegebene Alter erregen, [1]) man verwarf jeden Zweifel an ihrer Echtheit mit Hohn. Altceltiſche Wortformen aus gäliſchen oder cymriſchen Etymologien zu erklären wurde Modeſache, und mit Bereitwilligkeit nahm man ſolche Ausdrücke in die wälſchen Wörterbücher; denn waren ſie auch nicht im Munde des jetzt ſogenannten celtiſchen Volkes, ſo bewieſen ſie doch, daß Alt- und Neucelten innig zuſammenhängen. Noch praktiſcher faßten die Franzoſen die Sache an. Nachdem durch die unverſchämte Unwiſſenheit der Stimmführer die Revolution einmal feſtgeſetzt war, daß das Volk in Frankreich durchaus nur von den gebildeten, friedliebenden Galliern abſtammen könne und nur der feudale Adel den Ueberreſt jener eingedrungenen fränkiſchen Barbaren bilde, zog man in den glanzvollen Septembertagen 1792 einen dicken rothen Strich zwiſchen beide Claſſen, ſetzte ſtatt der Lilien den Hahn (gallus) auf die Fahnen und damit war der Sieg der Celten entſchieden. Selbſt die deutſch-alemanniſche Schweiz verwandelte man in ein celtiſches Helvetien und ſah es nicht ungern, daß das celtiſche Baierthum in Baiern gläubige Nachbeter fand, bis endlich Napoleon's Eroberergenie durch Wiederbelebung der karolingiſchen Kaiſeridee der gloire einen weitern Spielraum zu verſchaffen wußte.

Mag man daher auch immerhin Mone darin Recht geben, daß die Wiſſenſchaft verdorben werde, wenn ſie von der Politik, zumal der gelehrten, abhängen ſoll, — denn ihre Forſchungen haben es nur mit der Feſtſtellung des Wahren zu thun — darin wird man ihm nicht beipflichten können, daß es gleichgiltig ſei, ob das celtiſche Element unſerer Geſchichte herüber (in's Germaniſche) oder hinüber (in's Galliſche) gezogen werde. Denn wenn ſich nachweiſen läßt, daß man den celtiſchen Sprachſtamm durch Vermengung altgalliſcher Worte mit der cymriſchen und gäliſchen Volksſprache erſt zum Beweiſe einer Hypotheſe erfunden habe, ſo wird ſich dadurch feſtſtellen, ob Germanen und Celten ſo durchaus verſchieden ſind, wie dieſes aus den Schriften von Leo, [2]) Dieſenbach, [3])

[1]) Celtiſche Forſchungen, 1857.

[1]) Brandes' Celten und Germanen, 1857, Seite 36 und 42. Holtzmann, Seite 68.

[2]) Malbergiſche Gloſſe, 1842; und Ferienſchriften, 1847.

[3]) Celtica I. und II., 1839 und 1840.

Zeuß,[1]) Herm. Müller,[2]) Brandes, Mone und Andern erhellen soll, oder ob wir nicht mit Radlof,[3]) Hirt,[4]) Barth[5]) und Holtzmann eine innige Wechselbeziehung zwischen beiden Völkerstämmen anerkennen müssen, welche sich nur allmälig dem verschiedenen Culturstande entsprechend verwischte und so die Stammesverwandten trennte.

Wenn wir uns nun um den Beweis für das specifische Celtenthum umsehen, so begegnen wir immer der Behauptung, daß in Wales, Irland und der Bretagne eine Sprache gesprochen wird, die vom Englischen, Französischen und Deutschen verschieden ihre Eigenthümlichkeit nur daher haben könne, daß sie von den alten Einwohnern jener Gegenden stamme. Diese Einwohner waren Celten, also ist die noch vorhandene Sprache die celtische. Um nun diesen Grundsatz, auf den sich das ganze System stützt, zu prüfen, müssen wir vor Allem darüber klare Einsicht gewinnen, was die alten Schriftsteller unter Celten verstanden, ob sie nämlich damit ein besonderes Volk bezeichneten, oder einen bloß geographischen Begriff verbanden. Denn Oesterreich, Hannover, Würtemberg ꝛc. sind doch offenbar nur rein geographische Bezeichnungen, während Preußen, Baiern ꝛc. ursprünglich Volksnamen waren, obwohl sie gegenwärtig nebenher auch geographische Bedeutung haben.

Die hier einschlägigen Stellen der alten Schriftsteller wurden besonders von Diefenbach, Barth, Holtzmann und Brandes sorgfältig gesammelt und wenn auch widerstreitend commentirt, geht doch aus denselben das Gesammtresultat hervor, daß die Alten in einem Zeitraume von 800 Jahren, 400 vor Christi bis in die letzte Kaiserzeit, die Namen Celten, Galater, Gallier gleichbedeutend und zwar als geographischen Begriff angewendet haben. Celtike, das Celtenland bezeichnete ihnen den ganzen Nordwesten Europa's und reichte vom Atlantischen Ocean in unbestimmter Ausdehnung bis nach Scythien, d. h. bis zu den russischen Steppen. Auch nachdem man mit Germanien bereits genau bekannt geworden, dauerte diese Begriffsbezeichnung noch fort und es steht fest, daß man mit obigen Namen gleich häufig entschieden deutsche, so wie nichtdeutsche Völkerschaften belegte. Senonen, Kenomanen, Bojer, die in Italien einbrachen, hießen Gallier, Tectosagen, Tolistobojer, Trocener, welche Delphi verheerten, wurden Galater genannt, Cymbern und Teutonen wurden als Gallier, Markomannen als Celten bezeichnet. In so weit hatten also diese Namen eine rein geographische Bedeutung. Als aber Cäsar die römischen Adler über die Alpen trug, fand er ein Volk zwischen der Garonne, Marne und Seine, welches sich in eigener Sprache die Celten nannte und von den Nachbarvölkern, den nördlichen Belgiern und den südlichen Aquitaniern in Sitten und Sprache geschieden war. Die Römer nannten es wegen seiner Aehnlichkeit mit den in Oberitalien angesiedelten, unterjochten Stammgenossen Gallier, und als später auch Belgien und Aquitanien den römischen Waffen und Ränken zum Opfer fiel, trug man den Provinznamen Gallien, unbekümmert um die Stammesverschiedenheit, auf alles Land zwischen den Pyrenäen und dem Rhein über. Hierdurch wurde also ein Volksname in engerer Bedeutung zum geographischen Begriffe und es erhellt hieraus, daß gallisch nicht gleichbedeutend mit celtisch sein könne, so wie celtisch nur theilweise gallisch bedeutet. Denn der Aquitanier war zwar politisch ein Gallier, sprach aber nicht die celtische Sprache, und um sich zu überzeugen, daß ein altgallisches Wort auch wirklich celtisch sei, müßte man stets seinen Fundort beifügen.

Legen wir dieses Resultat der Prüfung des Gälischen und Cymrischen bezüglich ihrer celtischen Eigenschaft zu Grunde, so werden wir sogleich an eine andere Frage gewiesen, ob nämlich die alten Einwohner von Britannien, wie man ohne Weiteres behauptet, wirklich Celten gewesen? Die Zeugnisse der Alten, obwohl sonst mit dem geographischen Celtennamen nicht eben sehr haushälterisch, sind über diesen Punkt so klar, bestimmt und übereinstimmend, daß es den Celtisten nicht geringe Mühe gekostet hat, das angebliche Celtenthum der Briten wenigstens dem Scheine nach zu retten. Cäsar, der Britannien von seinen Feldzügen kannte, ließ sich sagen, daß das innere Land von Eingeborenen, die Seeküste von Belgiern bewohnt würde. Diodor hielt die Altbriten für Au-

[1]) Grammatica Celtica, 1852.
[2]) Die Marken des Vaterlandes, 1837.
[3]) Untersuchungen des Celtenthums, 1822; Bildungsgeschichte der Germanen, 1825.
[4]) Ueber Celtismus und Celtensprache, 1843.
[5]) Deutschlands Urgeschichte, 1840.

tochthonen und Strabo ſcheidet ausdrücklich und wiederholt Briten und Celten. Tacitus, deſſen Schwiegervater J. Agricola in wiederholten Feldzügen die ganze britiſche Inſel kennen lernte, getraut ſich nicht mit Beſtimmtheit anzugeben, ob die Einwohner Eingeborene oder Einwanderer ſeien. Nach der Körperbeſchaffenheit ſcheidet er ſie in Caledonier von germaniſchem Urſprung, in Siluren von iberiſcher Abkunft und in ſolche, die den Galliern am ähnlichſten ſind. Und das ſoll nun der Beweis ſein, daß die Altbriten von den Celten abſtammen! Aber nach dieſer Zuſammenſtellung mit den Galliern können ſie ja eben ſo gut von den Aquitaniern, welche auch iberiſcher Abkunft waren, als von den Belgiern abſtammen, welche überdies Cäſar in den Küſtenbewohnern erkannte.

Laſſen wir vor der Hand die Caledonier beiſeite, um uns mit den Altbriten zu beſchäftigen, ſo ergeben ſich uns zwei Bevölkerungselemente. Im Innern des Landes wohnten iberiſche Siluren nach Tacitus, oder Eingeborene nach den andern Geographen, alſo jedenfalls keine Celten; an der Küſte aber Belgier nach Cäſar. Da nun dieſer Feldherr die Belgier durch ſeine Kriege in Nordgallien hinlänglich kennen gelernt hatte, ſo konnte er über die Identität der britiſchen und galliſchen Belgier nicht wohl im Zweifel ſein. Dies wird auch keineswegs angeſtritten; wohl aber die Abſtammung der galliſchen Belgier. Cäſar und Tacitus behaupten aber auf das Unzweideutigſte und übereinſtimmend, daß die Belgier von den Germanen abſtammten, welche vor Alters den Rhein überſetzt und die dort befindlichen Gallier (Celten?) vertrieben hätten. Nach unſern modernen Hiſtorikern ſollen dieſe Belgier bald Finnen (van Thielen), bald Cimerier (Laveaux), bald Celten (Dieſenbach, Müller, Zeuß, Brandes) — kurz Alles lieber ſein, als wozu ſie der klare Wortlaut der Quellen macht und dies natürlich aus dem ſehr erheblichen Grunde, weil ſie das alleinige Mittel darbieten, mit ihnen das angebliche Celtenthum nach Britannien einzuſchwärzen und das Cymriſche als Ueberreſt des Altceltiſchen zu erweiſen.

Denn daß von den Siluren des Tacitus oder den ſogenannten Eingeborenen des innern Landes wenig Erfreuliches für die celtiſche Hypotheſe zu erwarten, haben die Einſichtigern unter den Celtiſten längſt anerkannt. Körperbau, Sitten und Lebensweiſe ſtellen dieſes Volk eher neben jedes andere, als neben die blonden, lichtfarbigen Celten, bei denen ſich zu Cäſar's Zeit bereits ein nicht unbedeutender Culturzuſtand entwickelt hatte. Die dunkle Geſichtsfarbe und das krauſe ſchwarze Haar unterſcheidet noch heutigen Tages den Waliſer vom Engländer, wie zu Tacitus Zeit den Siluren vom Caledonier. Alle Briten, nach Tacitus die Siluren, tättowiren ſich — ein Gebrauch, der bei Celten nie heimiſch getroffen wird. Sie lebten meiſt ohne Ackerbau, von Viehzucht und Jagd und gingen nackt, oder kleideten ſich in Thierfelle; endlich herrſchte bei ihnen die vollkommenſte Weibergemeinſchaft und zwar zwiſchen Brüdern, Eltern und Kindern. Dieſe Sitten ſind doch bezeichnend genug, um ſie von den Celten unbedingt zu ſcheiden. Wenn Strabo von den Briten ſagt, daß die Männer größer, von ſchlafferm Körperbau und nicht ſo blondhaarig ſeien, wie die Celten, ſo abſtrahirt er dieſe Eigenſchaften eingeſtandener Weiſe von Briten, welche ihm zu Rom begegneten und ſie mögen ſomit auf Caledonier oder auch Belgier bezogen werden. Die ganz unceltiſche Sitte des Tättowirens bezieht aber Tacitus ganz richtig auf iberiſche Abkunft. Die Iberier wollten aber nach demſelben Schriftſteller von den Theſſaliern ſtammen, d. h. von dem thraciſchen Volksſtamme, bei welchem die Körperbemalung allgemein herrſchend war, und mit dem Grade des Adels in directer Verbindung ſtand.

Wir finden alſo unter den Ureinwohnern von Britanien durchaus keine Celten, ſondern Iberier, einen thraciſchen Volksſtamm, der auf der unterſten Stufe der Cultur ſtand, ferner Caledonier, welche ſchon Tacitus gemäß ihrer Leibesbeſchaffenheit zu den Germanen zählte und endlich Gallier, von welchen der wohl unterrichtete Cäſar ſagt, daß ſie von den germaniſchen Belgiern eingewandert ſeien. Dieſe ſind nach allen Zeugniſſen der Alten die Gebildetſten, brachten die Cultur, den Ackerbau, die Städte, den Handel, den Religionscult nach Britannien und es darf uns nicht Wunder nehmen, daß das Druidenthum nur in Gallien und Britannien bezeugt wird und daß man ſpäter ſogar von Gallien nach Britannien reiſte, um in die Druidengeheimniſſe eingeweiht zu werden. Holtzmann ſucht dies vergeblich wegzuräſonniren;

denn wenn auch die germaniſchen Belgier gleich ihren Stammesgenoſſen jenſeits des Rheins nichts von Druiden wußten, ſo mußten ſie nach ihrem Eindringen in das Celtenland doch bald dieſen Cult angenommen haben, da bei ihnen wiederholt das Vorkommen von Druiden bezeugt wird. Es iſt alſo nur eine nothwendige Folge ihrer Ueberſiedlung nach Britannien, daß die Druidenhierarchie in ihrem Gefolge auch in dieſes Land getragen wurde. Das unzweideutigſte Zeugniß von der germaniſchen Abkunft der erobernden belgiſchen Einwanderer liefern aber die älteſten Geſetze von Wales, welche in der Mitte des 10. Jahrhunderts aufgeſchrieben wurden. Sie ſchließen ſich in Geiſt und Materie an die germaniſchen Volksrechte; die Königsgewalt iſt bereits ſehr entwickelt, daneben ſteht ein Feudaladel mit allen Stufen der Miniſterialität; im Strafrecht finden wir durchaus die Sitten der älteſten Germanen, welche ihre Vergehen nach Tacitus mit einer Anzahl Vieh (hier meiſt Kühen) ſühnen mußten, nebenbei erſcheint eine äußerſt rohe und obſcöne Rechtsſymbolik, ganz wie ſie der oben gegebenen Darſtellung der Sitten der Siluren entſpricht.

Wir finden alſo nach den Zeugniſſen der Alten unter den Bevölkerungsbeſtandtheilen von Britannien durchaus keine Celten, und wenn man ſelbſt zugeben will, daß unter den eingewonderten Galliern auch ſolche aus dem eigentlichen Celtenlande zwiſchen Garonne und Seine ſich befunden haben mögen, ſo iſt das nirgend ausdrücklich bezeugt. Es iſt ſomit kein Grund vorhanden, das Cymriſche für eine Tochterſprache des Altceltiſchen zu halten.

Sehen wir nun nach dem Abſtammungsverhältniß des andern Zweiges der ſogenannten neuceltiſchen Sprachen, nämlich des Gäliſchen, ſo begegnen wir einer gleichen Begriffsverwirrung. Allgemein nimmt man als ausgemacht an, daß die älteſten Einwohner von Irland die Gadhelen, d. h. eingewanderte Gallier, geweſen ſein müſſen. Alſo, iſt der Schluß, muß das Gäliſche vom Altceltiſchen abſtammen. Aber ſchon der älteſte Name der Inſel Hibernien, Ivernien ſcheint dieſer Annahme nicht ſonderlich günſtig; denn man hätte wohl eher Grund, gemäß dieſer Benennung Iberier für die urſprünglichen Einwanderer in Irland zu halten, zumal die Sittenähnlichkeit mit den britiſchen Siluren überraſchend in den Vordergrund tritt. Auch die Urbewohner von Irland hatten Weibergemeinſchaft und begatteten ſich nach Strabo öffentlich mit Müttern und Schweſtern; ſie waren Menſchenfreſſer und noch im 4. Jahrhundert beſtätigt Hieronymus dieſe Unſitte als Augenzeuge. Dieſenbach erkennt ihre vielfache Uebereinſtimmung mit der britiſchen Urbevölkerung der Siluren und ſpricht von gadheliſchen Naturnamen in ganz Südbritannien und Wales. Aber ſtatt dieſe bedeutungsvolle Uebereinſtimmung aus der Stammesgleichheit der urſprünglichen iberiſchen Bevölkerung in Irland und Britannien als auf die einfachſte Weiſe zu erklären, läßt er lieber ſeine hypothetiſchen Gadhelen früher in Britannien wohnen und von den Cymren, d. h. Belgiern, verdrängt, nach Irland flüchten.

Nach dieſen übereinſtimmenden Zeugniſſen ergibt ſich alſo mit größter Wahrſcheinlichkeit, daß die Iberier, ein thraciſcher Volksſtamm, welcher den Weſten Europa's am früheſten bevölkerte, von den über den Rhein hereinbrechenden Celten in dem ſüdweſtlichen Winkel Galliens um die Pyrenäen zuſammengedrängt wurde, wo wir noch ſpäter ihre Ueberreſte in den Aquitaniern und den heutigen Basken in Spanien erkennen. Ein Theil derſelben, vielleicht grade durch dieſe Kataſtrophe gezwungen, flüchtete über das Meer und ließ ſich als älteſte Bevölkerung in Britannien und Irland nieder. Hiermit ſtimmen auf das Schlagendſte die altbritiſchen Sagen überein, nach welchen der Britonenkönig Gurgiunt Brabtruc baskiſchen Einwanderern die damals unbewohnte Inſel Hibernien zum Anſiedlungsorte angewieſen habe. Die Iberier waren aber nicht die einzigen Coloniſten; unbeſtritten bleibt die Einwanderung der galliſchen Belgier, der ſogenannten Gadhelen, alſo eines germaniſchen Volkes, ferner die der britiſchen Belgen oder Cymren, welche, wenn auch ſchon gemiſcht, doch demſelben Urſtamme angehörten; endlich der Scoten, welche von den Caledoniern in Nordbritannien abſtammten und alſo nach Tacitus zu den Germanen, nach Andern zu den Scandinaven zu zählen ſind. Nehmen wir hierzu noch die erobernden Römer und die aus Handelsintereſſen in den Küſtenſtädten angeſiedelten Phönicier und Carthager, ſo haben wir die Bevölkerung der britiſchen Inſeln.

Also auch für das Hiberniſch-Gäliſche läßt ſich aus den hiſtoriſchen Quellen kein Beweis erheben, daß es unmittelbar mit dem Altceltiſchen zuſammenhänge. Was nun die Sprache der Bretagner betrifft, ſo wäre hier noch die meiſte Wahrſcheinlichkeit, daß ſich in derſelben das Altceltiſche erhalten habe. Denn die Bretagne liegt im alten unbezweifelbaren Celtenlande, wo früher Armorica, wenn auch von den Römern geknechtet, doch immer einer verhältnißmäßig ſelbſtändigern Entwicklung genoß, als das übrige Celtenvolk. Die Geſchichte erweiſt aber, daß vom 3. bis 5. Jahrhundert wiederholte Einwandererſchaaren aus Britannien anlangten und das Land mit den urſprünglichen Einwohnern theilten. Auch ſtehen die heutigen Bretagner durch ihre dunkle Haut- und Haarfarbe den Cymren näher, als den alten Galliern und ihre Sprache, das Brezounek, iſt als eine Abart des Cymriſchen anerkannt. Iſt es nach dieſen Zeugniſſen auch nicht unwahrſcheinlich, daß durch Miſchung der britiſchen Cymren mit den alten Armoricanern manches Celtiſche in das Brezounek übergegangen, ſo zeigte ſchon die Gleichheit dieſes Dialektes mit dem Cymriſchen, daß der celtiſche Einfluß keinesfalls ſehr hoch anzuſchlagen ſei.

Die unparteiiſche Prüfung der einſchlägigen Quellen erweiſt alſo, daß in den Ländern, in welchen noch heutigen Tages die ſogenannten Celtenſprachen heimiſch ſind, mit Ausnahme der Bretagne die Altcelten entweder gar nicht gefunden werden, aber nur ſtillſchweigend, alſo in geringer Anzahl anzunehmen ſind. Wenn aber auf den britiſchen Inſeln keine celtiſchen Völker zur Herrſchaft kamen und auch die Armoricaner nur einen untergeordneten Einfluß auf das herrſchende Brezaunek auszuüben vermochten, wie ſollten alſo das Cymriſche und Gäliſche Tochterſprachen des Altceltiſchen ſein, mit dem ſie nie direct im Zuſammenhange ſtanden? Ihre Elemente zeigen ſich hinlänglich aus der allmälig einwandernden Bevölkerung: das Iberiſche, von welchem Grimm ſagt, daß ſein Verhältniß zum Celtiſchen und Lateiniſchen noch nicht genügend aufgeklärt ſei, das aber, wie Diefenbach geſteht, zahlreiche Berührungspunkte mit den celtiſchen Sprachen darbietet; das Germaniſche und Scandinaviſche, welches als die Sprache des gebildetern und herrſchenden Volkes auch den bedeutendſten Einfluß auf die Entwicklung der britiſchen Sprachformen ausüben mußte; und endlich das Römiſche. Hier finden ſich alſo nirgend Anhaltspunkte, welche das Altceltiſche als die Grundlage der ſogenannten neuceltiſchen Sprachen erſcheinen ließen. Unſer ganzer altceltiſche Sprachſchatz beſteht in wenigen, vereinzelten Worten und mehrern Eigennamen, welche die durchgreifende Romaniſirung des celtiſchen Galliens überdauert haben. Wenn ſich dieſe durch cymriſche oder gäliſche Etymologien erläutern laſſen, ſo rührt dieſe Erſcheinung offenbar nur von der urſprünglichen Verwandtſchaft des Celtiſchen mit dem Germaniſchen her. Schon Dieſenbach ſagt bezüglich dieſes Verhältniſſes: die celtiſchen und deutſchen Sprachen haben ſo viele, ja die meiſten Wortſtämme gemeinſam, ja ſogar ganze Geſetze, wie das des Umlautes, treten nirgend ſo ſtark hervor, als in dieſen beiden Sprachſtämmen. Dieſes beſonders aus der Zergliederung des Cymriſchen und Gäliſchen gewonnene Reſultat wäre aber gradezu unmöglich, wenn nicht das Germaniſche das überwiegende Element in den britiſchen Idiomen bildete.

Wir begegnen alſo nirgend einem celtiſchen Sprachſtamme, welcher erſt durch Vermengung altceltiſcher Wortformen mit den britiſchen Sprachzweigen zur Unterſtützung der unbegründeten Hypotheſe erſunden wurde, daß die alten Celten gäliſch oder cymriſch geſprochen hätten. Man hat alſo das Reſultat der Unterſuchung als ganz gewiß vorausgeſetzt und in umgekehrtem Verfahren das Celtenthum in die britiſchen Sprachen erſt hineininquirirt. Grade das iſt aber die Haupttaktik der Celtiſten, gewiſſe Worte von varnherein und nach zufälliger Auffindung zu celtiſchen zu ſtempeln und, wo man dann ähnliche Namen findet, ſogleich Land und Leute für das Celtenthum mit Beſchlag zu belegen. Betrachten wir aber den Sprachſchatz der neuceltiſchen Sprachen, ſo muß ſchan der erſte Blick den Unbefangenen überzeugen, daß er es nicht mit der Sprache eines unvermiſchten Volkes oder gar mit einer Urſprache zu thun habe. Berg = w. brynn, carn, pre, g. ard, ais, dun, buach, braid, coiche, firainn, grianan, maol, rugha, sliabh, torr; Bergſpitze = w. bar, bant, blaen, pen, top, g. bar, biod, ceap, ceann, forc, kaff; Hügel = w. aran, bal, col, cop,

crug, rhath, uchedd. g. a, aighean, ais, aith, beann, bri, buac, caid, cruagh, dion, lairig, meall, rinn, rudhan, stuaic, tom; fließendes Waſſer = w. ach, aches, gwy, Uiant, Uyry, g. ad, bial, bior, bual, dur, duran, carc, lia, oiche, tain, uisg; Bach = w. ffrau, frydan, ffrwd, garw, gyrynt, goſer, gwysg, gwyog, nant, rhidys, rhyar, g. abh, alt, bais, bcum, braga, caor, coachan, cuil, gais, gil, feor, suan, sruth, team; Fluß = w. aber, lli, rhean, g. amhain, suir, sruam; Wald = w. argoed, coed, fridd, gwydd, g. coid, coill, doire, feabh, fioth, garan, rithead; Feld = w. maes, g. achadh, ban, bla, faith, fearann, fuinn, dail, ire, magh, rean, treann; Paß = w. drws, ffordd, rhyd, rhwyll, g. cuinge, loc; Wohnung = w. annedd, bod, cystrig, llys, g. acaidh, adhras, aidhe, aras, ailt, bal, bath, cai, ceall, corr, doe, drubh, dubhras, cachrus, feall, lios, long, sosadh, tas, teagh, tuar; Dorf = w. bwrch, llan, tref, g. adhras, aitheas, babhun, baile, du, grag, iosta, om, treabh, tuaim; Feſte = w. cas, garth, g. ais, cla, cro, didean, gann, glinn; Stadt = w. caer, dyn, g. dinn, budhait, coiche, gann u. ſ. w. Ich habe hier nur einige der allgemeinſten Bezeichnungen ausgehoben, um zu zeigen, daß ein Sprachforſcher ohne Vorurtheil unmöglich glauben könne, daß eine und dieſelbe Sprache für denſelben Gegenſtand ſo vielerlei Benennungen darbieten könne, welche mitunter gar nicht in der leiſeſten Wurzelverwandtſchaft zu einander ſtehen. Nichtsdeſtoweniger macht man dieſe offenbare Miſchſprache zur Mutterſprache der vornehmſten europäiſchen Sprachen, obwohl die Träger dieſer Anſicht ſelbſt nicht im Reinen über das Verbreitungsverhältniß beider Zweige ſind. Denn während Dieſenbach annimmt, daß auf dem Feſtlande früher nur cymriſche Celten geſeſſen haben, die Gadhelen dagegen nur auf den Inſeln, folgert Mone aus den zahlreichen gäliſchen Wortwurzeln, die er in den Ortsnamen des Continents zu finden geneigt iſt, daß die zahlreichſten Urbewohner Deutſchlands die Gallier des hiberniſchen Stammes (die Gadhelen) geweſen, welche von Oſten eingewandert, durch die ſpäter von Süden her vordringenden Belgen (Cymren) verdrängt wurden. Der Beweis für ſolche ausſchweifende Behauptungen wird dem Verfaſſer nicht ſchwer; denn auch die römiſche, griechiſche und ſlawiſche Nomenclatur erleidet unter ſeinen celtiſchen Forſchungen eine durchgreifende Umwandlung. Um alſo über dieſe Fragen in's Reine zu kommen, wäre es dringend nöthig, mit Beiſeiteſetzung des durchaus hypothetiſchen Celtenthums der Cymren und Gälen ihre Sprachen ohne Vorurtheil nach ihren Beſtandtheilen zu zerlegen und ſo ihre wahre Verwandtſchaft zu ermitteln.

Indem ich nun zu einer vergleichenden Parallele der Celten und Germanen übergehe, um ihre Aehnlichkeiten und Abweichungen darzuſtellen, iſt vor Allem feſtzuhalten, daß, wie oben gezeigt wurde, die Schriftſteller vor Cäſar und ſelbſt noch nach ihm beide Volksſtämme mit denſelben Namen bezeichneten und dieſe gleiche Bezeichnung grade darauf ſtützten, daß ſie die Germanen als die echten, wahren (germani) oder als Blutsverwandten der Celten anerkannten. Ferner iſt feſtzuhalten, daß der Culturſtand weſentliche Abweichungen bedinge und daß man bei der Vergleichung nicht immer die Celten aus Cäſar's Zeit zur Grundlage nehmen dürfe; denn die Römer und Griechen waren ſchon früher mit celtiſchen Völkern in Berührung gekommen, wie mit den Inſubriern, Senonen und Bojern in Italien, in Spanien; mit den aſiatiſchen Galatern, mit den Helvetiern, Bojern und Tectoſagen in Oberdeutſchland, welche die Zeichen ihrer Abſtammung viel reiner an ſich trugen, als die Celten Cäſar's, und ſelbſt zur Beurtheilung dieſer letztern bieten die ſpätern Culturzuſtände germaniſcher Völker mancherlei Anhaltspunkte.

Die Körperbeſchaffenheit, als der phyſiſche Ausdruck des ganzen Stammes, iſt hier von entſcheidender Bedeutung, denn obwohl durch klimatiſche Einwirkungen bedingt und modificirt, verändert ſie ſich doch nur ſehr langſam und wird nie vollſtändig verwiſcht. Die Celten waren alle durch die überragende Größe, die Muskelentwicklung und Weiße ihrer Körper ausgezeichnet; ihr goldgelbes wallendes Haar und der blitzende Blick ihrer blauen Augen waren berühmt und gefürchtet. Ganz dieſelben phyſiſchen Eigenſchaften bezeugen von den Germanen Tacitus und die andern Claſſiker an unzähligen Stellen und erſt im Laufe von Jahrhunderten und durch Miſchung mit andern Stämmen verwiſchten ſich dieſe Eigenſchaften

bei den galliſchen Celten und den cymriſchen Belgen.

In der Lebensweiſe, auf welche die höhere Cultur den bedeutendſten Einfluß ausübt, ſtanden ſich in älteſter Zeit Celten und Germanen ebenſo nahe, und wenn alte Schriftſteller die Sitten der Celten ſchildern wollen, ſo betrachten ſie nicht die Celten Cäſar's, ſondern die Germanen, welche mit den ältern Celten die meiſten Berührungspunkte gemein hatten, wie noch Cäſar von den Tectoſagen meldet, und Tacitus ſagt von den Briten (von den eingewanderten Galliern, d. h. Belgen, nicht von den Siluren) ausdrücklich: ſie bleiben, was die Gallier früher waren. Die alten Celten lebten aber am liebſten in offenen Ortſchaften ohne Mauern, kannten alſo keine Städte, wie Tacitus dieſes noch von den Germanen erzählt, die nicht einmal in angereihten Häuſern, ſondern auf Einödhöfen in Wald und Feld wohnten. Wenn aber die Celten ſpäter zahlreiche, ummauerte Städte beſaßen, ſo kennt auch ſchon Ptolemäus im 2. Jahrhundert in Germanien 93 Orte, wovon viele ausdrücklich Städte genannt werden.

Der Ackerbau der Celten wird als beſonders unterſcheidendes Merkmal zwiſchen ihnen und den Germanen hervorgehoben, weil Cäſar vorzüglich von den Sueven mittheilt, daß ſie denſelben nicht ſonderlich betreiben, ſondern die Felder als Gemeindeeigenthum alljährlich auf's Neue vertheilen. Damit iſt nicht behauptet, daß die Germanen als reine Nomaden bloß von Jagd und Viehzucht gelebt hätten, obwohl dies der urſprüngliche Zuſtand bei allen Völkern und ſomit auch bei Celten und Germanen geweſen ſein wird. Sollte aber dieſe germaniſche Felderverthei-lung aus dem Gemeindeeigenthum ein charakteriſtiſches Moment ſein, ſo bezeugt uns Polybius bei den italiſchen Celten, Diodor bei den hiſpaniſchen Vakkäern ganz denſelben landesüblichen Gebrauch und ſelbſt die verſuchte Auswanderung der Helvetier zu Cäſar's Zeit läßt, wie Holtzmann gezeigt hat, auf ein ähnliches Verhältniß bei ihnen ſchließen.

Auch die Kleidung erleidet mannigfache Veränderung durch den Einfluß der Cultur. Doch wie die Gallier Hannibal's, alſo italiſche Celten, bis an die Hüften nackt in die Schlacht gingen, ſo wird die gleiche Sitte von den Franken verbürgt und von den Herulern iſt bekannt, daß ſie nur die Schamtheile bedeckt hatten, alſo nur ein kurzes Beinkleid, ahd. pruoch, trugen. Dieſe Bedeckung hieß bei den Celten bracca und bildete bei ihnen und den Germanen mit dem kurzen Mantel die urſprüngliche Belleidung. Entfaltete ſich bei den erſtern ſpäter ein bedeutender Kleiderluxus durch bunte Stoffe, Verbrämung und Goldverzierungen, ſo hat uns auch Sidonius Apollinaris einen ſehr umſtändlichen Bericht über die Kleiderpracht der Franken ſeiner Zeit hinterlaſſen.

In der Unthätigkeit des häuslichen Lebens, das größtentheils den Weibern überlaſſen wurde, waren die Celten beſondere Freunde von Schmauſereien und Zechgelagen, grade wie uns Tacitus dieſelbe Liebhaberei von den Germanen mittheilt. Man trank dabei bis zum Uebermaß aus Hörnern; doch iſt auch bei den italiſchen Bojern, wie bei den Langobarden, der Gebrauch bezeugt, den Schädel eines ausgezeichneten, erſchlagenen Feindes mit Goldeinſchmelzung zum Trinkgeſchirr zurichten zu laſſen.

Gaſtfreundſchaft war unverletzlich bei Celten, wie bei Germanen. Wer den heimiſchen Herd betrat, Fremdling, Verfolgter oder ſelbſt Feind, war heilig und unantaſtbar, genoß die gleichen Rechte, den gleichen Schutz und wurde in gleicher Weiſe wie alle Hausgenoſſen bewirthet.

Die Frauen waren hochgeehrt bei Celten wie bei Germanen — ein charakteriſtiſcher Unterſchied gegen die Stellung des Weibes bei ſüdlichen Völkern. Wenn wir bei den erſtern eine eigene Claſſe von Druidinnen finden, ſo ſtanden auch bei den Germanen weiſe Frauen als Prophetinnen und Alraunen in hoher Achtung. Hinter der Schlachtreihe ſtanden die Weiber und ermunterten die wankenden Kämpfer zur Tapferkeit und wie Plutarch von den italiſchen Celten erzählt, daß ihre Frauen Bürgerkriege ſtillten und in den Berathungen der Männer beigezogen wurden, ſo ſagt Tacitus von den Germanen, daß ſie im Weibe etwas Heiliges, Vorahnendes erkannten, deshalb ihren Rath nicht verſchmähten und Bündniſſe um ſo heiliger hielten, wenn edle Jungfrauen zu Geißeln gegeben waren.

Die Vatergewalt war unumſchränkt bei beiden Volksſtämmen; denn wie Cäſar noch von den Celten verſichert, daß dem Hausvater das Recht über Leben und Tod gegen Weib und Kind und alle Hausgenoſſen zu-

ſtehe, ſo war dieſe Sitte auch den Germanen heilig und findet ſich noch in ihren älteſten Volksrechten, ſo ſtanden auch hier die Verſippten innig verbunden, die Geſchwiſterkinder gleich den leiblichen Kindern, unter ihrem angeborenen Beſchützer.

Auch in der Zeiteintheilung gleichen ſich beide; denn wie nach Cäſar die Celten nur nach Nächten rechneten und bei ihrer Berechnung der Monate und Jahre den Anfang des bürgerlichen Tages mit dem Eintritt der vorgehenden Nacht beginnen ließen, ſo beſtimmten auch die Germanen ihre Gerichtszeiten nach Nächten, wie noch die Volksrechte erweiſen und dieſer Brauch erhielt ſich ſelbſt noch lange nach der Bekehrung zum Chriſtenthum. So heißt noch gegenwärtig in Franken nächten der geſtrige Tag und in Baiern bezeichnet mundartlich heunt heute Nacht heute.

An Kriegsluſt waren Celten wie Germanen gleich ausgezeichnet. Selbſt Salluſt geſteht, daß die Gallier den Römern an Kriegsruhm überlegen ſeien; faſt unwiderſtehlich ſei ihr erſter Anprall, unter Geſang, Heulen, wildem Stampfen und Waffenlärm erſchreckten ſie den Feind; aber ihre Kraft zerfloſſe in Schweiß und den ermatteten Gliedern entſänken die Waffen. Gleicherweiſe ſchildert Tacitus die Germanen als furchtbar im Angriff, aber nicht nachhaltig in der Ausdauer und im Ertragen der Strapazen, namentlich der Hitze und des Durſtes. Beſonders auffallend iſt ihre Aehnlichkeit in einer eigenthümlichen Miſchung von Fußvolk und Reiterei, welche taktiſche Eintheilung Cäſar mit Erfolg in ſeiner Armee einführte. Es folgte jedem Reiter ein Fußgänger, wenn nöthig im ſchnellſten Laufe ſich an der Roßmähne haltend und im Kampfe ſich gegenſeitig unterſtützend. Cäſar fand dieſe taktiſche Ordnung bei den Sueven und Sikambern, Ammian bei den Alemannen, Tacitus bei allen Germanen, Livius meldet ſie von den Baſtarnen, Strabo von den ſpaniſchen Celtiberiern und ſelbſt die Trimarkeſia der Galater vor Delphi gehört noch hierher, bei welcher jeder Reiter zwei reitende Diener hinter ſich hatte, die ihm zu Fuß oder zu Roß beizuſtehen gewohnt waren.

Die Staatsangelegenheiten wurden nur in den öffentlichen Verſammlungen abgemacht. Bei italiſchen wie galliſchen Celten war es Gebrauch, daß die Berechtigten zur Theilnahme dabei in Waffen erſchienen. Daſſelbe bezeugt Tacitus von den Germanen und die Sitte hat ſich bis in die ſpäteſte Zeit namentlich in der Schweiz erhalten, wo nur derjenige ſtimmberechtigt war, der mit dem Schwert umgürtet zur Verſammlung kam.

Gefolgſchaften finden wir bei Celten wie bei Germanen. Hier wie dort ſchloß ſich eine Anzahl Clienten oder Gefährten an einen berühmten Führer, und es war Ehrenſache des Gefolges, das Schickſal des Führers unter allen Umſtänden zu theilen. Der Celte Dumnorix hatte eine ausgezeichnete Gefolgſchaft durch ſeine Freigebigkeit erworben und den Helvetier Orgetorix entzog die große Anzahl ſeiner Clienten der ihn treffenden gerichtlichen Verurtheilung. Den Gallier Ambiorix wie den Germanenkönig Markomir rettete die tapfere Gegenwehr ihrer Gefolge und wie die Clienten mit dem Celten Litavicus die Flucht ergreifen, ſo ergibt ſich freiwillig das Gefolge des Alemannenkönigs Chnodomar in der Schlacht bei Straßburg, nachdem dieſer in Gefangenſchaft gerathen. Bei den italiſchen Bojern und den ſpaniſchen Celtiberiern begegnet uns dieſelbe Sitte mit allen Einzelnheiten. Dieſe Gefolgsmänner hießen in Gallien Ambacten, ahd. ambaht-Diener, in Spanien Soldurier, und auch darin bewährt ſich die Gleichheit der Landesſitte, daß in Gallien dieſe Gefolge den kleinen Krieg ihrer Häuptlinge führten, wie in Germanien die Gefolgſchaften ſolcher Völker, die keinen Krieg hatten, auswärtige Kriegsdienſte nahmen.

Der Feudaladel, der ſich aus dem Gefolgsweſen entwickelte, findet ſich bei Celten und Germanen, wenn auch in getrennten Zeiträumen. Cäſar ſagt von den galliſchen Celten, daß die meiſten aus dem Volke entweder durch Gold verlockt oder durch den Steuerdruck oder durch die Gewaltthätigkeit der Vornehmen gezwungen wurden, ſich in die Dienſtbarkeit des Adels zu begeben, ſo daß das Volk beinah rechtlos und zu Knechten herabgeſunken war. Ganz in derſelben Weiſe wurde nach der Völkerwanderung der Stand der Freien in den germaniſchen Reichen durch Commendation, d. h. Uebergeben in den Schutz der Mächtigen, und Beneficialweſen beinah gänzlich unterdrückt und ging in dem Miniſterialadel des Mittelalters unter.

Auch im Strafverfahren finden wir eine durchgreifende Aehnlichkeit zwiſchen bei-

den Volksstämmen. Die höchste Strafe bei den Celten bestand in einem kirchlichen Banne. Wem das Opfer untersagt war, der war aus der Volksgemeinschaft ausgestoßen, wurde wie die Pest von Allen geflohen und konnte weder Rechtes noch Ehre theilhaftig werden. Auch bei den Germanen, sagt Tacitus, war der, welcher den Schild verloren, vom Gottesdienste und der Volksversammlung ausgeschlossen und viele endeten diese Schmach durch den Strick. In den germanischen Volksrechten heißt der Geächtete, Friedlose wargus, wie bei den Galliern des 5. Jahrhunderts vargus einen Ausgestoßenen, einen Räuber bedeutete; er war ausgestoßen, selbst den nächsten Verwandten untersagt und vogelfrei, und noch nach den Landfriedensbestimmungen des Mittelalters konnte keiner, so lange er in Acht und Bann lag, weder Lehen geben, noch Lehen nehmen.

In der Religion der beiden Volksstämme ergeben sich noch die meisten Abweichungen, weil diese natürlich mit dem Culturzustande sich auch am Wesentlichsten entwickelt und verändert. Doch wenn Cäsar sagt, daß die Gallier am meisten den Mercur (in lateinischer Uebersetzung) verehren, so behauptet Tacitus dasselbe von den Germanen. So ist es auch mit den übrigen Göttern, welche Cäsar bei den Galliern nennt, dem Apollo, Mars, Jupiter und der Minerva. Ihre Namen tragen alle das Gepräge der lateinischen Uebertragung und Cäsar erläutert sogleich, daß man darunter den Gott der Sonne, des Krieges, des Himmels und die Göttin der häuslichen Künste zu verstehen habe. Solche Gottheiten hatten die Germanen auch, und wenn auch Cäsar bei den Germanen nur von Sonne, Vulcan (Feuer) und Mond gehört haben will, so hat uns dagegen der besser unterrichtete Tacitus andere Götternamen aufbehalten und es unterliegt keinem Zweifel, daß den celtischen Gwydion, Tanarus, Hesus, Belen die germanischen Wuotan Donar, Eru, Phol entsprechen. Auch im Cult finden wir Menschenopfer bei Germanen wie bei Celten. Auffallende Aehnlichkeit zeigt sich in der Stammsage beider Völkerstämme. Bei den Galliern ließ sich Cäsar erzählen, daß die Druiden die Celten von dem Vater Dis abstammen lassen. Wem würde hierbei nicht des Tacitus Erzählung in den Sinn kommen, daß die Germanen ihren Stammvater in dem erdgeborenen Gotte Tuisko verehren. Dis ist der nordische Tyr, der niederdeutsche Tio, ahd. Zio, der zugleich als Sonnen- und Schwertgott verehrt wurde und in welchem die nordische Mythologie auch den persönlichen Todesgott erkannte. Er war daher der Zwiefache, Tiwisco, Tuisco, der Gott des Krieges und der tapferen Männer.

Wenn uns auch bisher viele und durchgreifende Aehnlichkeiten zwischen den Celten und Germanen entgegenkamen, so würden diese Zeugnisse nichtsdestoweniger bedeutend an Gewicht verlieren, wenn bewiesen werden könnte, daß die Sprache beider Volksstämme eine durchaus verschiedene war. Bei der durchgängigen Gleichstellung, welche die alten Schriftsteller zwischen Celten und Germanen festhielten, fehlt es uns in dieser Beziehung allerdings an entscheidenden Belegstellen und es wird den Celtisten nicht schwer, den beglaubigten Unterschied beider Völker in der Sprache wenigstens nach Cäsar nachzuweisen, worauf ich weiter unten zurückkommen muß. Hier indessen wird es schon genügen, wenn einige Zeugen beigebracht werden können, daß sich Celten und Germanen gegenseitig und ohne Dolmetscher verstanden. Ich will darauf kein Gewicht legen, daß Celten und Belgier in allgemeinen Versammlungen zusammentraten, weil man dagegen den Einwurf erheben könnte, daß die Letztern seit ihrem Einbruch über den Rhein sich mit den Celten mannigfach vermischt und deshalb diesen auch in der Sprache genähert haben werden. Aber die beglaubigte und immer sich wiederholende Verbindung von celtischen und germanischen Völkerschaften zu Kriegszügen auf römisches Gebiet ist doch wohl nicht vereinbar mit der Annahme eines durchgreifenden Unterschiedes in der Sprache. So finden wir italische Gallier und Germanen, Ambronen und Cymbern, Tiguriner und Teutonen, Sequaner und Germanen u. s. w. neben einander als Kriegsgefährten. Von den Bastarnen, welche nach Plinius entschieden deutsch waren, sagt Livius, daß sie den celtischen Scordisken an Sprache und Sitten glichen. Das Beispiel des Decimus Brutus, der sich als Celte verkleidet zu seinem Bruder Junius nach Macedonien durchschleichen wollte, ist dagegen hier nicht beweisend; denn wenn auch Decimus vielleicht bloß celtisch verstand, obwohl er als Cavalleriegeneral unter Cäsar auch mit den Germanen bekannt geworden, so führte ihn sein Weg nicht durch Groß-

germanien, ſondern durch die Alpenländer. Wenn aber Sertorius, der in Spanien nur die Celtenſprache kennen gelernt haben konnte, ſich als Kundſchafter in's cymbriſche Lager ſchlich, ſo ſetzt dies doch voraus, daß die Sprache der germaniſchen Cymbern der celtiſchen nahe genug geſtanden haben müſſe; denn mit Brandes anzunehmen, er ſei nur unter die celtiſchen Bundesgenoſſen der Cymbern gegangen, dürfte doch wohl zu geſucht erſcheinen. Mit Recht hebt hier Holtzmann das Zeugniß des Hieronymus aus dem 5. Jahrhundert hervor, daß zu ſeiner Zeit noch die Sprache der Bewohner von Trier dem Idiom der aſiatiſchen Galater ſehr nahe geſtanden habe, und bemerkt dabei, daß hier nicht von den altbelgiſchen Triern mehr die Rede ſein konnte, welche ſeit 400 Jahren vollſtändig romaniſirt waren, ſondern vielmehr von den durch die Kaiſer auf das linke Rheinufer verpflanzten zahlreichen Germanen.

Dieſe Andeutungen werden nur unterſtützt, wenn man die hinterlaſſenen altceltiſchen Wortformen einer vorurtheilsfreien Prüfung unterwirft. Freilich muß man dabei im Auge behalten, daß ſich eine und dieſelbe Sprache im Laufe von Jahrhunderten in Bau und Wortvorrath bedeutend verändert. Welche Verſchiedenheit beſteht nicht zwiſchen den gothiſchen und altd. Sprachdenkmalen, welche 400 Jahre von einander abſtehen? Zahlreiche Worte, welche Ulfilas noch anwendete, ſind zu Otfried's Zeit verſchwunden und wie viele, die des Letztern Zeitgenoſſen kannten, ſind im Mittelhochdeutſchen ausgeſtorben. Es iſt alſo in der natürlichen Entwicklung der Sprache begründet, daß ſich nicht für alle altceltiſchen Wortformen Belege aus dem germaniſchen Sprachſchatz werden nachweiſen laſſen und es iſt ſchon ein ſchöner Gewinn, wenn ſich wenigſtens eine Anzahl derſelben auf deutſche Wortwurzeln zurückführen läßt. Holtzmann hat dies mit Glück verſucht, und iſt es ihm auch nicht bei Allen mit gleicher Sicherheit gelungen, ſo hat er doch den Weg gezeigt, wie ſich die deutſche Sprache wieder ihres entriſſenen Eigenthumes bemächtigen müſſe. Die Erläuterungen zu ambactus, Diener, bardus, becco, Schnabel, benna, Korbwagen, bulga, Sack, bracca, Hoſe, camisia, Hemd, carn, Horn, dunum und durum, Stadt, duida, epo, Pferd, gaesum, Lanze, lenca, Meile, magus, Gemach, marca, Pferd, maniacum, Halsgeſchmeide, nemet, Heiligthum, petorritum, vierräderiger Wagen, rheda, Karren, sparus, Speer, urus, Auerochs, vargus, Geächteter zeigen, wie weit die deutſchen Wortſtämme zurückreichen und ſelbſt, wie vieles ſich noch mundartlich anklingend erhalten. Wie gekünſtelt erſcheinen dagegen die Erklärungen dieſer Worte aus dem Cymriſchen und Gäliſchen und wenn ja ein Wort zuſammentrifft, dann hat es gewiß eine deutſche Wurzel und iſt deshalb aus dem Germaniſchen in das Altbritiſche übergegangen. Dabei iſt nicht zu überſehen, daß die britiſchen Wörterbücher häufig durch hypothetiſche Aufnahme altceltiſcher Wortformen, welche aber durchaus nicht im Munde des Volkes im Gebrauch ſind, gefälſcht wurden, ſo daß man ſich bei ihrer Anwendung ſehr in Acht zu nehmen hat, wie Holtzmann an verſchiedenen Stellen nachwies. Auf die Aehnlichkeit der Perſonennamen zwiſchen Celten und Germanen einzugehen, würde zu weit führen und genügt ſchon, daß beiden Volksſtämmen die Namensendungen auf marus, rix und gnatus gleich geläufig und beliebt ſind, z. B. Segomarus und Segimer, Indutiomarus und Inguiomer, Ambiorix und Emmrich, Albiorix und Albrich, Toutiorix und Dietrich, Critognatus, Boduognatus ꝛc. und Ansnot, Gernot ꝛc.; ferner Brennus und der deutſche Brinno, Cariovisc us und Arioviſt, Lutarius und Leuthari, Dejotarus und Theutari, Auſtremon und Auſtremund, wooon Holtzmann die zahlreichſten Beiſpiele beigebracht hat. Es beweiſt ſomit auch die Prüfung der beiderſeitigen Sprachüberreſte aus der älteſten Zeit, daß Celten und Germanen urſprünglich verwandt, ja einem Stamme entſproſſen geweſen ſein müſſen.

Wenn ſich nun nichtsdeſtoweniger zwiſchen beiden Volksſtämmen Verſchiedenheiten vorfinden, welche Cäſar, den erſten Römer, der Celten und Germanen genauer beobachtete, veranlaßten, zwiſchen beiden eine ſcharfe Parallele zu ziehen, ſo ſollen dieſelben weder verſchwiegen noch unterſchätzt werden. Denn grade aus ihrer richtigen Würdigung ergibt ſich auf das Klarſte die wahre Sachlage und die nur bedingungsweiſe Bedeutung dieſer Scheidungsmomente, welche die Celtiſten ihrer Hypotheſe zu Liebe als durchgreifend darſtellen möchten.

Ehemals, verſichern Cäſar und Tacitus, hätten die Gallier an Tapferkeit die Ger-

manen übertroffen, seien in ihr Gebiet gefallen und hätten ihnen weite Länderstrecken abgenommen. Dieser Zustand war längst vorüber; denn die Nähe der civilisirten Provinzen, die Einfuhr überseeischer Luxusartikel hätte die Celten verweichlicht und träge gemacht, so daß sie an die Besiegung gewöhnt, sich selber an Tapferkeit mit den Germanen nicht mehr zu vergleichen wagten. Die Germanen dagegen erhielten durch Mangel und Sitteneinfalt Freiheitsliebe und Kriegsruhm, dessen selbst noch jene Celten theilhaftig wären, welche unter ihnen angesiedelt sich in beständigen Kämpfen mit ihnen zu messen hatten. Das ganze Leben ist der Jagd und dem Kriege gewidmet und von frühster Jugend würden die Kinder zu Kraft und Arbeit abgehärtet. Im Gefolge dieser Verweichlichung riß bei den Galliern bald eine bedenkliche Sittenlosigkeit ein, welche sich in der Befriedigung unnatürlicher Laster kund gab, während die Germanen in die Erhaltung der Keuschheit, wenigstens damals, ihren höchsten Stolz setzten und widernatürliche Unzucht mit den schwersten Lebensstrafen belegten. Schon in der Tracht zeigte sich die Verschiedenheit der Sitte; denn während der Germane bis zur Mannbarkeit nackt, selbst nachher sich nur nothdürftig mit Fellen und Kleidungsstücken bedeckte, was sich freilich auch hier gar bald änderte, waren dagegen die Gallier in der Kleidung zierlich und eitel, und entfalteten mit Vorliebe einen Luxus von bunten Stoffen, Schmuck und Stickereien. Die Celten hatten zahlreiche Städte und einen ausgebreiteten, geordneten Ackerbau; die Germanen trieben denselben zu Cäsar's Zeit nur zur Nothdurft, da sie meist von Fleisch, Milch und Käse lebten und die Felder alljährlich auf's Neue vertheilten. Daher hatten sie nur wenig offene Orte und wohnten zerstreut auf Einödhöfen, wo Jedem der Platz zur Ansiedlung gefiel. Diesem abweichenden Zustande des Besitzes entsprach auch bei beiden Volksstämmen das Eigenthumsrecht. Bei der Heirath der Celten legte der Mann nach Abschätzung seiner Güter zur Mitgift der Frau eine gleich große Summe und es herrschte Gütergemeinschaft, so daß der überlebende Theil Capital und Zinsen erbte. Der Germane dagegen kaufte seine Frau von ihrem Vater oder angeborenem Vormund und die Erbschaft ging nicht an die Frau, sondern an die legitimen, männlichen Sprossen oder Seitenverwandten über. Selbst in Ermangelung dieser erhielt die Wittwe nur einen Theil des Erbgutes zur Nutznießung, solange sie nicht wieder heirathete. Auch in der Leichenfeier unterschieden sich beide Stämme; denn die Gallier, zum Prunke geneigt, liebten kostspielige Begräbnißfeierlichkeiten, und Alles, was der Verlebte besonders geliebt hatte, selbst Thiere und noch kurz vor Cäsar Sclaven und Dienstmannen wurden getödtet und mit der Leiche verbrannt. Bei den Germanen fand Tacitus kein Leichengepränge; nur die Vornehmen wurden mit besondern Hölzern verbrannt, Jedem gab man seine Waffen, Manchen auch das Streitroß mit in's Grab. Weder Specereien noch Denkmale noch langes Klagen. Doch berichten Quellen auch von nordischen Germanen, daß die Gattin freiwillig dem Abgeschiedenen in den Tod folgte und ihm seine liebsten Diener in's Grab gegeben wurden, so wie aus späterer Zeit kostbare Leichenfeierlichkeiten besonders bei Fürsten bezeugt werden.

Die bedeutendsten Abweichungen mußten sich zwischen Celten und Germanen natürlich bei Betrachtung ihres öffentlichen Lebens ergeben. Zu Cäsar's Zeit hatte sich bei den gallischen Celten bereits eine tiefe Kluft zwischen den Besitzenden und einem ihnen gegenüberstehenden Proletariat gebildet, welche zur gänzlichen Knechtung der untern Volksclassen führte. Die Fürsten, von zahlreichen Ambacten umgeben, entschieden über das Wohl des Staats nach ihren Privatinteressen, die Obrigkeiten theilten der Menge von ihren Beschlüssen nur mit, was ihnen gut dünkte und von Staatsangelegenheiten durfte nur in den öffentlichen Versammlungen gesprochen werden. Selbst in den bessern Staaten standen Aristokratien an der Spitze. Die nothwendige Folge dieser Zustände war, daß das ganze Staatsleben von Parteiungen unterwühlt wurde, welche nicht nur die Staaten und Städte gegen einander hetzten, sondern selbst die Familien zerrissen und einen Zustand allgemeinen Faustrechtes herbeiführten, das sich durch den täglichen Krieg der fürstlichen Gefolgschaften zu erkennen gab. Bei den Germanen dagegen war die absolute Freiheit des Einzelnen sein angeborenes Recht und die Grundlage des Staatslebens. Jeder wehrhaft gemachte Freie hatte die gleiche Berechtigung in allgemeinen Angelegenheiten, seine Ansicht zur Geltung zu bringen. Zwar finden wir auch bei ihnen adelige Geschlechter, aus welchen die Fürsten gewählt wurden; wenn diese aber auch höhere Ehren genossen, so standen sie doch dem Rechte nach mit allen Freien auf gleicher Stufe und von den Sueven ist ausdrücklich bezeugt, daß sie die Aecker deshalb alljährlich neu vertheilten, damit nicht der Stärkere den Schwächern von Grund und Boden vertreibe, und die Habgier nicht Parteiungen im Volke erzeuge. Es gab keine ständigen Obrigkeiten und nur im Falle drohender, allgemeiner Gefahr wurde

ein Heerführer mit unumschränkter Machtvollkommenheit erwählt, wie Strabo dasselbe Verfahren noch von den frühern Celten in Erfahrung brachte. Wenn daher auch bei den Germanen jeder Freie das Fehderecht besaß, so war dieses eigentlich nur ein nothwendiger Ausfluß der ihm angeborenen Freiheit und erlangte seine Bethätigung durch die Verpflichtung der ganzen Sippe, ihrem Versippten soweit beizustehen, als es Brauch und Herkommen gestatteten.

Auch in religiösen Dingen waren beide Stämme von einander abweichend. Der Gallier war bigott und ließ bei jeder Gelegenheit zu den Priestern, da er Krankheit und Tod nur durch entsprechende Opfer abwenden zu können vermeinte. Die Priesterschaft gewann daher auf das ganze Staatsleben den mächtigsten Einfluß und der Druidenhierarchie konnte nur die weltliche Macht der Fürsten und Adligen das Gleichgewicht halten; denn sie genossen die größten Vorrechte, waren die einzigen Richter und hatten in ihrem Orden eine Geheimlehre, zu welcher nur die Eingeweihten zugelassen wurden. Der Germane dagegen hatte eine einfache Religion, die sich zu Cäsar's Zeit fast noch auf Verehrung der Naturgewalten stützte. Er opferte auch, aber nicht um jeder Kleinigkeit willen, sondern nur bei wichtigen Anlässen. Druiden hatte er nicht, kaum einen besondern Priesterstand; denn wenn Tacitus von einem Staatspriester spricht, welcher neben dem Herzoge im Heere die Zucht aufrecht erhalten soll, so ist daneben zu halten, daß er die Befugniß zu priesterlichen Functionen jedem Hausvater zuschreibt und so mögen also auch bei außerordentlichen Anlässen die tüchtigsten und geachtetsten unter den Freien zur temporären Ausübung der Staatspriesterwürde gewählt worden sein. Das Richteramt lag nach Cäsar ausdrücklich in der Hand der Gaufürsten. Auch im Culte zeigt sich unter Anderm die Verschiedenheit, daß die Gallier zunächst Verbrecher zu Menschenopfern bestimmten, während die Germanen bei außerordentlichen Gelegenheiten Tadellose, oder höchstens Kriegsgefangene dazu auswählten.

Die schon oben gezeigte Fortentwicklung der Sprache, welche trotz ihrer Aehnlichkeit ein allmäliges Auseinandergehen des celtischen und germanischen Sprachstammes bedingte, läßt sich in gleicher Weise durch historische Belege nachweisen. Schon zu Cäsar's Zeit, also etwa 60 Jahre nachdem noch Sertorius mit seiner celtischen Sprachkenntniß als Spion sich im Germanenlager behelfen konnte, war der beiderseitige Abstand schon so groß, daß die Sprache des Arioviſt als eine von der celtischen verschiedene bezeichnet werden konnte. 80 Jahre später mußte der verrückte Caligula die hochgewachsensten Gallier aussuchen, ihre Haare roth färben und sie im Germanischen unterrichten lassen, um sie in seinem Lügentriumphe als gefangene Germanen aufzuführen. Tacitus bezeugt ausdrücklich die Verschiedenheit beider Sprachen, indem er die Herkunft zweifelhafter Völker, z. B. der Gothinen nach ihrer Sprache bestimmt. Im 5. Jahrhundert rühmt Sidonius Apollinaris den Ecdicius, daß durch seinen Einfluß der gallische Adel veranlaßt worden sei, die celtische Sprache mit der römischen Wohlrednerei zu vertauschen. Derselbe bestaunt aber auch den Celten Syagrius aus Lyon, daß er so gut und schnell germanisch gelernt habe — gallisch und germanisch mußte somit Zweierlei sein. Der Irländer Gallus konnte im 7. Jahrhundert sich den Alemannen nur durch einen Dolmetscher verständlich machen, und als Hemmramm, der im Herzen des Celtenlandes in Poitiers zu Hause war, im 8. Jahrhundert als Missionär nach Deutschland wollte, mußte er sich eines Dolmetschers bedienen, wie 300 Jahre später der sächsische Bischof Friedrich zu den Isländern nur durch den Mund des Thorwald Vidhförli sprechen konnte. Es erweist sich also hier wie an obigen Beispielen, daß innig verwandte Sprachstämme eine abweichende Entwicklung einschlagen und sich unverständlich werden.

Wägen wir nun diese Abweichungen gegen die obigen Vergleichungsmomente in unparteiischer Prüfung, so beantwortet sich die Frage, ob jene uns berechtigen, die letztern als zufällig zu betrachten, von selbst; denn sie erweisen sich Alle als solche, welche bei einem und demselben Volke durch fortschreitende Culturentwicklung veranlaßt werden können. Die Celten sind also eines und desselben Stammes mit den Germanen, sie sind der ältere Zweig, der früher auswanderte; ihm folgten die germanischen Belgen und diesen die eigentlichen Germanen, welche von den Erstern in nichts verschieden sind, als durch den temporär auftretenden Culturstandpunkt. Oder zeigen sich noch in unserer heutigen Geschichte nicht ähnliche Erscheinungen, wie bei unsern celtischen Stammesbrüdern zu Cäsar's Zeit? Hätten damals die Aeduer und Sequaner nicht durch eifersüchtigen Streit um die Hegemonie den Erbfeind in's Land gelockt, nie hätten die römischen Legionen über das mächtige Volk der Celten triumphirt. Und würde unsere öffentliche Meinung nicht durch hinterlistige Benutzung kleinlicher Sonderinteressen mißleitet — nie hätte das deutsche Volk irgend einen Feind seiner Freiheit und Größe zu fürchten.

Der Augenspiegel.

Durchforschen wir die Werke älterer und neuerer Zeit über Augenheilkunde, so finden wir, daß des Augenspiegels schon vor einigen hundert Jahren Erwähnung geschieht. Damals bezeichnete man mit diesem Namen ein Instrument zur Feststellung und Festhaltung des Augapfels bei verschiedenen Augenoperationen. Später aber sah man die Unbrauchbarkeit dieses Hilfsmittels ein, verwarf dasselbe gänzlich und gedachte daher desselben nur selten. Seit dem Jahre 1851 tauchte der Name von Neuem auf. Man verstand aber nun darunter ein ganz anderes Instrument, nämlich ein solches, welches den Grund des Auges beleuchtete, und gleichzeitig die deutliche Wahrnehmung desselben ermöglichte.

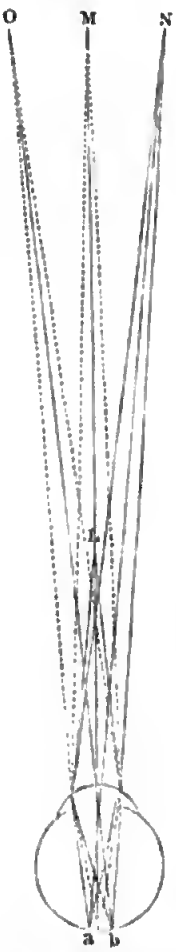
Das Instrument in dem ersten älteren Sinne als der Geschichte anheim gefallen übergehen wir, und beschäftigen uns hier nur mit dem Augenspiegel der Neuzeit, da die Herstellung desselben als eine Erfindung anzusehen ist, die sowohl dem Arzte als auch dem Kranken ungeheure Vortheile gewährt. Durch seine Anwendung nämlich ist es möglich gemacht, die innern und wichtigsten Theile des Auges nicht bloß im normalen, sondern auch im krankhaften Zustande deutlich zu erkennen. Durch die bessere Erkenntniß von Krankheitsprocessen im Augengrunde ist aber auch die Möglichkeit gegeben, Krankheiten zu heilen, die früher oft zur völligen Blindheit führten und als unheilbar angesehen wurden.

Der Augapfel stellt eine aus mehreren Häuten gebildete Hohlkugel dar, deren Hohlraum durch eine in der Mitte durchbrochene Membran, die Regenbogenhaut, in eine vordere kleine und eine hintere große Kammer geschieden ist. Beide Räume aber stehen mit einander in Verbindung, da die Regenbogenhaut in ihrer Mitte eine Oeffnung (die Pupille) besitzt. Der Grund dieser hintern Kammer ist von der sehr zarten und ziemlich durchsichtigen Netzhaut, und der hinter ihr liegenden dunkeln Gefäßhaut begrenzt. Alle Theile aber, welche diese Kammern erfüllen, sind hell, durchsichtig wie Wasser, und die vordere Membran des Auges (die Hornhaut) durchsichtig wie geschliffenes Glas. Betrachtet man nun irgend ein gesundes Auge, so erscheint seine Pupille schwarz, und selbst wenn man starkes helles Licht in das Auge einfallen läßt, so ändert dieses doch nichts an seiner Schwärze. Kein einziges Zeichen gibt zu erkennen, daß aus seinem hintern Raume Lichtstrahlen zurückgeworfen würden, obgleich man erwarten sollte, daß der Sehnerv selbst, sowie die Blutgefäße und Nerven der Gefäß- und Nervenhaut einige Lichtstrahlen zurückwerfen sollten, welche dem Beobachter bemerkbar sein könnten. Es schien diese Erwartung auch durch ein Aufleuchten des Auges, das hier und da bemerkt worden war, bestätigt zu werden. Wollte man aber ein solches willkürlich herbeiführen, so gelang es nicht, dies zu bewerkstelligen. Das Mißlingen desselben lag vorzüglich daran, daß man sich der Gesetze nicht völlig bewußt war, nach welchen das Auge in der Regel dunkel erschien, weil man niemals den Gang der einfallenden und der aus ihm zurückkehrenden Lichtstrahlen genau verfolgt hatte.

Gelangen von irgend einer Lichtquelle, wie z. B. von der Flamme einer brennenden Lampe, Strahlen zu einem gesunden Auge, so dringen sie in dasselbe bis zur Netzhaut ein. Da diese aber fast vollkommen durchsichtig ist, so läßt sie ziemlich alle Strahlen hindurch zu der unmittelbar hinter ihr gelegenen Gefäßhaut treten. Letztere aber setzt wegen ihrer Undurchsichtigkeit dem Weiterschreiten der Strahlen Grenzen und absorbirt dieselben zum größten Theil wegen ihrer schwarzen Färbung. Ein geringerer Theil der einfallenden Strahlen aber beleuchtet die auf und vor ihr befindlichen Gefäße und Nerven, so wie auch den Sehnerv, der die Gefäßhaut von hinten her durchdringt. Der Kreis, welchen die in's Auge einfallenden Lichtstrahlen im Hintergrunde treffen, ist bald größer, bald kleiner. Am kleinsten ist derselbe gewöhnlich dann, wenn sich das Auge für die Lichtquelle selbst accommodirt, weil dann nur ein kleines Bildchen von der Lichtquelle auf den Hintergrund des Auges fällt, das wegen seiner Kleinheit natürlich nur einen kleinen Theil der Netz- und Gefäßhaut erleuchten kann. Ein Gleiches ereignet sich auch dann, wenn sich das Auge für ein anderes, der Lichtquelle benachbartes Object accommodirt, das eben so weit als der leuchtende Körper selbst vom Auge absteht. Ein größerer Raum des Augengrundes wird dagegen in der Regel beleuchtet, wenn eine

entfernte Lichtquelle ihre Strahlen in's Auge wirft, während daſſelbe für einen nahen Gegenſtand eingerichtet iſt, weil in dieſem Falle die Strahlen ſich vor der Netzhaut vereinigen, und in Folge deſſen in Zerſtreuungskreiſen auf der Gefäßhaut eintreffen. In eben ſo großem oder meiſtens noch größerm Umfange wird der Augengrund gewöhnlich dann beleuchtet, wenn ſich das Auge für einen ſehr fern liegenden Punkt accommodirt und dabei eine Lichtquelle ihre Strahlen aus großer Nähe in's Auge ſendet, weil bei ſolchem Verhältniß die Lichtſtrahlen ſchon vor ihrer Vereinigung auf dieſe Häute auftreffen. Auffallend muß es demnach erſcheinen, daß trotzdem der Hintergrund des Auges ſchwarz oder dunkel erſcheint, und nicht erkannt werden kann, da ja jeder beleuchtete Körper, natürlich auch der beleuchtete Hintergrund des Auges, Lichtſtrahlen nach verſchiedenen Seiten hin ausſendet. Es hat dies aber darin ſeinen Grund, daß die nach Außen reflectirten Lichtſtrahlen durch die brechenden Theile des Auges in ihrer Richtung eine ſolche Abänderung erhalten, daß ſie ihren Weg nach der Lichtquelle hin zurücknehmen, nicht nach dem Auge des Beobachters. Betrachtet nun irgend Jemand das Auge eines andern, ſo ſieht er natürlich für gewöhnlich aus demſelben keine Lichtſtrahlen zurückkehren, weil ſein eigenes Auge ſelbſt keine Lichtquelle abgibt, und keine Lichtſtrahlen in das zu beobachtende Auge ſendet. Wollte man Lichtſtrahlen aus dem Hintergrunde eines Auges zurückkehren ſehen, ſo müßte das Auge des Beobachters ſelbſt gleichſam in eine Lichtquelle verwandelt werden, oder es müßte derſelbe in der Richtung der Lichtſtrahlen, welche irgend eine Lichtquelle in das Auge eines Andern ſendet, hineinzuſchauen vermögen. Die aus einem beleuchteten Auge hervorgehenden Strahlen verfolgen jedoch nicht immer genau denſelben Weg wie die einfallenden. Nur in dem Falle, daß ſich das Auge für die Lichtquelle ſelbſt oder für ein ihr benachbartes Object in gleicher Diſtanz accommodirt hat, nehmen die aus dem Auge hervordringenden Strahlen einen ganz gleichen Weg mit jenen, welche in das Auge einfielen, ſo daß ſie am Orte der Lichtquelle ein vergrößertes und zugleich umgekehrtes Bild des beleuchteten Hintergrundes erzeugen. War aber ein größerer Kreis ab (Fig. 1) der Gefäßhaut erleuchtet, indem die Strahlen einer nahen

Fig. 1.

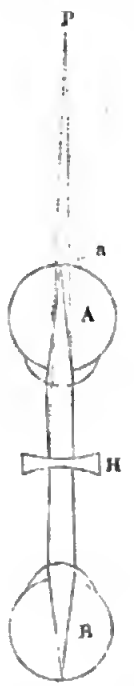


Lichtquelle L zerſtreut auffielen, ſo werden zwar jene Lichtſtrahlen, welche von dem mittlern Theile der erleuchteten Stelle ausgehen, nach dem Centrum der Lichtquelle hingeworfen, ſie vereinigen ſich aber in derjenigen Entfernung vom Auge zu einem Bilde, für welche der Unterſuchte ſein Auge accommodirte, wie wir dies in Punkt M ſehen. Von jedem andern erleuchteten Punkte aber treten die Strahlen in ſolcher Richtung aus, daß ſie neben jenem angegebenen Bilde ebenfalls ein ſolches erzeugen, um das ſie ſich alle rings herum gruppiren. (Vom Punkte a entſteht dann das Bild in N, von Punkt b in O.) Dieſer aus dem Grunde ausfahrende Kreis von Lichtſtrahlen nimmt in ſolchem Falle immer einen etwas breitern Raum ein als die Lichtquelle ſelbſt. Unter dieſen Umſtänden iſt es dann auch möglich, das Innere eines Auges leuchtend zu ſehen, nicht nur wenn man genau in der Richtung der einfallenden Strahlen, ſondern auch, wenn man

unmittelbar neben der Lichtflamme in das beleuchtete Auge schaut. Es kann dies aber nur dann geschehen, wenn sich die Lichtquelle nicht in allzugroßer Nähe des untersuchten Auges befindet. Das Verdienst, dieses zuerst nachgewiesen zu haben, gebührt Brücke (siehe Müller's Archiv Seite 225 und 479, 1847). — Beleuchtet man nun ein Auge zu dem Behufe, daß man seine innern Theile untersuchen will, so ist es zugleich ein wesentliches Erforderniß, den Hintergrund des Auges nicht mit wenigen, sondern mit möglichst vielen Lichtstrahlen zu erleuchten, damit die erleuchteten Theile auch eine zur Wahrnehmung hinreichende Menge von Lichtstrahlen wieder aussenden oder reflectiren können. Vorzüglich erreicht man dies dadurch, daß man hierzu eine sehr helle und möglichst nahestehende Lichtflamme erwählt. Eine entfernte Lichtquelle dagegen kann man in der Regel nicht benutzen, da die Intensität der Erleuchtung in dem Verhältnisse abnimmt, in welchem das Quadrat der Entfernung wächst. — Bringt nun ein Beobachter sein Auge in die Richtung der ausfahrenden Strahlen, so nimmt er aber trotzdem die einzelnen Theile des Hintergrundes nur selten deutlich wahr, sondern er findet das Innere des Auges gewöhnlich nur roth leuchtend, weil die zurückgeworfenen Lichtstrahlen nach den Gesetzen der Optik sich meist in weiterer Distanz zu einem deutlichen Bilde vereinigen. Eine größere Entfernung vermindert aber zugleich die Helligkeit der Bilder so sehr, daß sie unkenntlich werden. Man mußte deshalb noch darauf bedacht sein, das Bild des Augengrundes in größerer Nähe vom untersuchten Auge entstehen zu lassen. Dies kann man sehr einfach dadurch erreichen, daß man die ausfahrenden Strahlen schneller convergent macht, indem man ein positives Linsenglas von kurzer Brennweite in senkrechter Stellung zu den ausfahrenden Strahlen vor das untersuchte Auge bringt. Die von dem erleuchteten Augengrunde a in Fig. 2 ausgehenden Strahlen werden dann bei dem Austritte aus dem Auge A in parallele verwandelt und durch die Linse L zu einem umgekehrten Bilde in dem Punkte C vereinigt. Befindet sich nun das Auge B des Beobachters in der Richtung dieser Strahlen und zugleich in solcher Entfernung von dem Bilde, daß dieser Abstand seiner deutlichen Sehweite gleichkommt, so nimmt er dieses Bild als umgekehrtes deutlich wahr. Eine solche Besichtigung bezeichnet man gewöhnlich als eine Untersuchung des Auges im umgekehrten Bilde. Man kann aber auch von der Entstehung eines solchen Bildes vor dem Auge absehen, und die aus dem Auge kommenden Strahlen durch ein Hohlglas (negatives Linsenglas) in divergente verwandeln, wodurch man eine directe und deutliche Ansicht des Augengrundes in noch größerer Nähe möglich macht. Es bilden dann die brechenden Theile des Auges mit dem Hohlglase gleichsam eine Lupe, hinter welcher sich die Gefäß- und Netzhaut in passendem Ab-

Fig. 2.

Fig. 3.

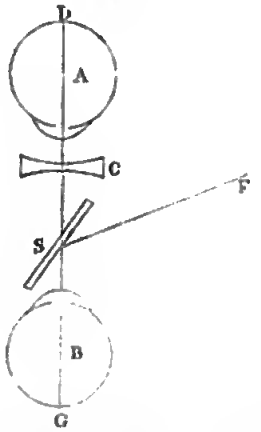


stande befinden. Blickt nun der Beobachter gegen das Auge, so sieht er diese Theile direct und daher auch aufrecht. Man nennt eine solche Methode, das Auge zu besichtigen, die Untersuchung desselben im aufrechten Bilde. Hierbei nehmen die von dem Augengrunde a Fig. 3 ausgehenden Lichtstrahlen folgenden Verlauf. Bei ihrem Austritt aus dem Auge A werden die divergenten Strahlen in parallele verwandelt, durch das Hohlglas H aber erlangen sie eine solche

Divergenz, gleich als ob sie von dem Punkte P herkämen, der sich hinter dem Auge A befindet und dem beobachtenden Auge B deutlich sichtbar ist.

Eine starke Beleuchtung des Augengrundes und eine passende Brechung der aus dem zu untersuchenden Auge herkommenden Strahlen bedingen aber nicht immer, daß man den Augengrund deutlich sehen müsse, da nicht selten Reflexbilder des Auges entstehen, welche hindernd in den Weg treten. Es bestehen nämlich die durchsichtigen Theile im Auge nicht aus einer einzigen gleichartigen Masse, sondern aus mehreren verschieden brechenden Theilen, die genau begrenzt hinter einander liegen. Diese lassen zwar bei dem Einfall von Licht fast alle Strahlen hindurchtreten, einen kleinen Theil derselben aber werfen sie an ihren glatten concaven oder convexen kugelförmigen Trennungsflächen regelmäßig zurück und erzeugen dadurch Reflexbilder, die stets einen bestimmten Ort einnehmen. Ist ein beleuchtetes Auge für die Lichtquelle selbst oder für einen Gegenstand accommodirt, welcher in der Richtung der Lichtquelle liegt, so senden alle diese Trennungsflächen Lichtstrahlen nach der Lichtquelle zurück. Da diese zurückgeworfenen Strahlen aber meistens intensiver sind als die von dem Mittelpunkt der erleuchteten Gefäßhaut reflectirten Strahlen, so verhindern sie natürlich die Wahrnehmung dieses Theiles. Der Beobachter muß daher in solchem Falle immer, wenn er nicht eben diese Reflexbilder betrachten will, von dem mittlern beleuchteten Theile absehen, und sein Augenmerk besonders auf die seitlich beleuchteten Theile richten. Ist aber ein zu beobachtendes Auge für ein Object in anderer Richtung accommodirt, so fällt zwar nur das Reflexbild der Netzhaut nach dem Mittelpunkt der Lichtquelle hin zurück, die andern dagegen sind seitlich abgelenkt, allein auch dieses eine Reflexbild hindert meistens durch seinen Glanz die Wahrnehmung des mittlern Theiles der beleuchteten Stelle. Es können daher auch hier nur immer bei breiter Beleuchtung des Augengrundes vorzüglich jene Theile beobachtet werden, welche der mittlern erleuchteten Stelle zur Seite liegen. Wir haben bisher erörtert, daß man, um eine deutliche Wahrnehmung der hintern Theile im Auge zu ermöglichen, einen breiten Kreis des Hintergrundes erleuchten müsse, daß man dabei in der Richtung der einfallenden Strahlen oder unmittelbar neben ihnen in's Auge schauen und die aus demselben hervorgehenden Strahlen passend brechen müsse. Es bleibt uns nur noch übrig, den Nachweis zu liefern, wie man es möglich mache, mit den einfallenden Strahlen in's Auge zu sehen. Helmholtz (früher Professor zu Königsberg, jetzt zu Heidelberg), der alle diese Gesetze genau erkannt hatte, erreichte dies durch Benutzung von Glasplatten und brechenden Hohlgläsern. Bringt man nämlich in einem dunkeln Zimmer eine gut polirte Glasplatte S (Fig. 4) nahe vor ein zu untersuchendes Auge, und läßt man dabei die Lichtstrahlen einer nahestehenden und hell brennenden Lampe F in der Richtung auffallen, daß die reflectirten

Fig. 4.



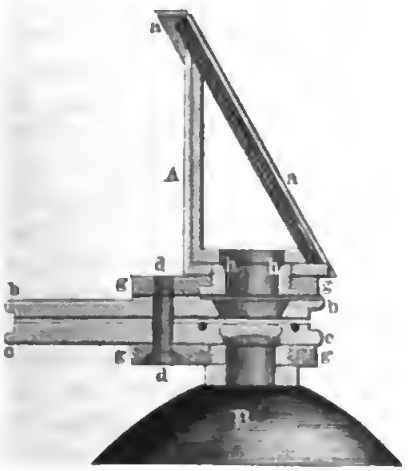
Strahlen in das zu beobachtende Auge B gelangen, während es sich für einen fernen Punkt accommodirte, so brauchte der Beobachter sich nur hinter diese Platte S zu stellen und sein Auge A in die Richtung der von der Glasplatte S zurückgeworfenen Strahlen zu bringen. Die von dem Augengrunde G ausgehenden Strahlen verfolgen dann einen gleichen Weg, fallen aber zum Theil durch die Glasplatte S hindurch. Werden diese dann durch ein Concavglas C hinreichend divergent gemacht, so erzeugen dieselben auf der Netzhaut des Beobachters D ein deutliches Bild, welches bewirkt, daß ihm der erleuchtete Theil der Netzhaut sichtbar wurde.

Nach diesen Principien, die Helmholtz *) durch seine classischen Schriften im Jahre

*) Helmholtz, H., Beschreibung eines Augenspiegels zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge. Berlin 1851.

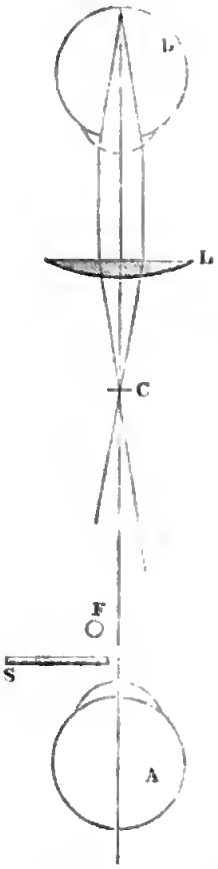
1851 und 1852 aller Welt klar und deutlich darlegte, conſtruirte er ein Inſtrument, indem er die leuchtende Scheibe mit dem Brechungsapparat verband, und belegte daſſelbe mit dem Namen eines Augenſpiegels. Gewöhnlich aber ließ er, um mehr Lichtſtrahlen reflectiren zu können, und um weniger durch die Spiegelung an der Hornhaut geſtört zu werden, die Lichtſtrahlen nicht durch eine einzige Glasplatte, ſondern durch drei bis vier ſolcher Platten reflectiren. Hierbei aber empfahl er, um die beſte Wirkung zu erzielen, bei dem Gebrauche von drei Glasplatten die Lichtſtrahlen unter einem Winkel von 60 Grad, bei vier Platten dieſelben unter einem Winkel von 56 Grad in das zu beobachtende Auge zu werfen. — Wir geben in beiſtehender Figur eine Durchſchnittszeichnung ſeines Augenſpiegels mit den zwei beweglichen, die Concavgläſer tragenden Scheiben, welche der Mechaniker Recoß paſſend anfügte. Sein Inſtrument gleicht dem Aeußern nach einem Prisma, das ein rechtwinkliges Dreieck zur Grundfläche hat. Da aber die Prismenflächen nur aus einzelnen Platten beſtehen, ſo iſt ſein innerer Raum hohl. Die Hypotenuſenfläche aa (Fig. 5) iſt aus den reflectirenden Glasplatten, jede andere Fläche dagegen aus einer Metallplatte gebildet. Der ganze innere Raum iſt mit Ausnahme der Hypotenuſenfläche a a und einer Oeffnung in der kleinern Kathetenfläche h, mit ſchwarzem Sammt ausgelegt, um das Licht möglichſt zu abſorbiren. Die kleinere Kathetenfläche iſt übrigens in der Mitte durchbrochen und an ein metallnes Geſtell ſo befeſtigt, daß ſie ſich um die optiſche Axe des Inſtrumentes drehen kann. Die Glasplatten werden durch einen Rahmen zurückgehalten, der durch zwei Schrauben an den prismatiſchen Kaſten befeſtigt iſt. In das Geſtell gg iſt ferner eine Axe dd eingelaſſen, um welche ſich zwei Scheiben bb und cc drehen, von denen jede fünf Oeffnungen beſitzt. In je vier Oeffnungen dieſer Scheiben ſind Concavgläſer von 6 bis 13 Zoll Brennweite eingefügt. Nach Erforderniß können nun durch Drehung dieſer Scheiben bald eine leere Oeffnung, bald aber auch ein oder zwei Gläſer von verſchiedener Brennweite in die optiſche Axe des Inſtrumentes gebracht werden, ſo daß der Beobachter, indem er ſein Auge an das beckenförmige Ocularſtück B anlegt, durch dieſe Gläſer und Glasplatten aa hindurch ſchauen kann. Um dieſe Scheiben in ihren Stellungen zu ſichern, ſind am paſſenden Orte kleine Grübchen angebracht, in welche ſich die Enden zweier Federn einlegen.

Fig. 5.



Die deutliche Wahrnehmung eines umgekehrten Bildes vor dem im Hintergrunde befindlichen Theile erreichte er ebenfalls auf ſehr einfache Weiſe. Während der Unterſuchte ſein Auge auf einen entfernten Gegenſtand richtete, ließ er das Licht einer Flamme, welche in gleicher Höhe mit dem unterſuchten und beobachtenden Auge ſtand, aus einer Ferne von ungefähr 12 Zoll in das zu unterſuchende Auge einfallen. Er ſchaute nun unmittelbar neben der Lichtquelle F (Fig. 6 ſ. ſ. S.), die er für ſein eignes Auge A durch einen dunkeln Schirm S verdeckte, aus der Ferne von 15 Zoll nach dem zu unterſuchenden Auge B. Hielt er nun gleichzeitig ein poſitives Linſenglas L von 1½ bis 2 Zoll Brennweite vor dieſes Auge, ſo fielen durch das Glas nicht nur die zur Beleuchtung dienenden Lichtſtrahlen in breitem Kreiſe auf den Grund des Auges, ſondern auch die von dieſen Theilen zurückkehrenden Strahlen. Hierbei bricht nun die Linſe die ausfahrenden Strahlen in der Weiſe, daß ſie ſich nicht weit von ihr an dem Orte C zu einem Bilde vereinigen, das dem Beobachter in der Entfernung ſeiner Sehweite deutlich wahrnehmbar iſt. Die Vereinigung dieſer Lichtſtrahlen findet zwar nicht weit vom beobachteten Auge Statt, aber in dem einen Falle iſt der Vereinigungspunkt demſelben näher als in andern Fällen. Man muß daher, wenn man das Linſenglas vor das Auge hält, und Letzteres nur leuchtend

Fig. 6.

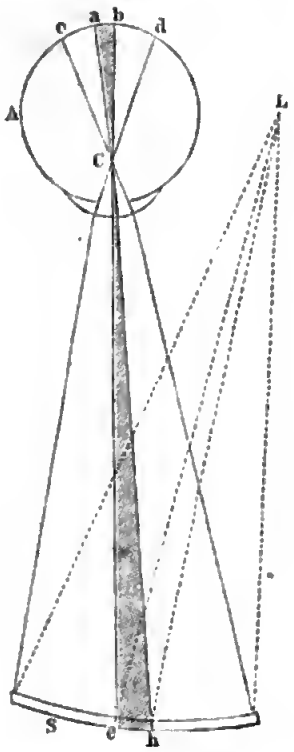


findet, die Linſe allmälig in ſolcher Richtung entfernen, daß die rothleuchtende Pupille fortwährend die Mitte des Glaſes einnimmt, bis endlich ein deutliches Bild der hintern Theile ſichtbar wird. Tritt etwa hierbei keine vollkommene Deutlichkeit ein, ſo liegt es gewöhnlich daran, daß der Beobachter ſein Auge nicht vollkommen für das Bild accommodirt hatte. Er hat ſich dann mit ſeinem Auge demſelben entweder zu nähern oder von ihm zu entfernen.

Auf dieſe Weiſe alſo beleuchtete Helmholtz die einzelnen Theile im Hintergrunde des Auges, und machte ſie ſowohl im aufrechten als umgekehrten Bilde ſichtbar. Auf dieſen Principien beruhten aber auch alle ſpäter entdeckten Augenſpiegel. Man conſtruirte aber zu dem Zwecke andere Apparate, um den Grund des Auges beſſer beleuchten zu können, und um hellere, deutlichere Bilder zu erhalten. Statt der Glasplatten, die nur wenig Lichtſtrahlen zurückwerfen, zog man hauptſächlich Prismen oder Hohlſpiegel in Gebrauch, oder auch ſolche Mittel, die den Hohlſpiegeln in ihrer Wirkung gleichkamen. Prismen wurden vorzüglich von Ulrich, Froebelius und Meyerſtein empfohlen und angewandt. Der Hohlſpiegel dagegen wurde von ſehr Vielen in der verſchiedenartigſten Form zur Verwendung gebracht. Rüte, welcher denſelben überhaupt zuerſt zur Beleuchtung des Auges anwendete und nach ihm viele Andere, gebrauchten den einfachen Hohlſpiegel, Klaunig, Hasner und Burow benutzten hierzu den brechenden. Epkens und Donders, Coccius und Zehender zogen aber einen dem Hohlſpiegel gleichwirkenden Apparat in Gebrauch. Donders und Coccius ließen nämlich die Lichtſtrahlen durch eine Linſe convergent brechen. Dieſe Strahlen trafen dann in kurzer Entfernung auf einen ſchräg zur Linſe geſtellten Planſpiegel, der ſie gegen das zu unterſuchende Auge noch mehr convergirend reflectirte. Zehender aber ließ ein Gleiches durch einen metallnen Converſpiegel von ſchwacher Krümmung geſchehen, indem er dabei eine ſtarke Linſe benutzte.

Obwohl ein Prisma, deſſen Grundfläche ein rechtwinkliges Dreieck mit gleichen Katheten bildet, zur Reflection der Lichtſtrahlen ſehr geeignet iſt, und bei Weitem mehr Lichtſtrahlen zurückwirft als die Helmholtz'ſchen Glasplatten, ſo war doch der Gebrauch deſſelben mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Man hatte nämlich bei Beſichtigung jeder einzelnen Stelle im Hintergrunde des Auges jedes Mal auch der Lichtquelle einen andern Standort anzuweiſen. Dies erſchwerte den Gebrauch der Prismen ungemein, und dies iſt auch der Grund, warum ſie nicht ſehr in Gebrauch gekommen ſind. Jetzt werden dieſelben überhaupt wohl kaum mehr angewendet, zumal da man im Hohlſpiegel ein Mittel beſitzt, welches mehr als jeder andere Reflector Lichtſtrahlen in ein zu unterſuchendes Auge wirft, und den Einfall der Strahlen bei ſehr verſchiedenen Standorten der Lichtquelle oder Lichtflamme paſſend vermittelt. Will man aber den Hohlſpiegel zur Beleuchtung des Auges verwenden, ſo muß er auch dem Beobachter eine Durchſicht geſtatten. Man mußte ihn daher durchbohren, oder wenn er ein gläſerner war, doch wenigſtens an einer Stelle ſeinen Beleg entfernen. Gewöhnlich benutzte man zur Durchſicht ſeinen Mittelpunkt. Die Lichtſtrahlen nehmen dann mit Hilfe eines ſolchen optiſchen Werkzeuges folgenden Verlauf. Siehe beiſtehende Figur 7. Die Licht-

Fig. 7.



quelle oder Lichtflamme L, welche sich außerhalb der Brennweite des Hohlspiegels befindet, sendet einen Strahlenkegel zum Spiegel S. Dieser reflectirt denselben convergent zu dem zu untersuchenden Auge A. In dieses dringen sie convergent ein, werden aber bei ihrem Eindringen so gebrochen, daß sie noch mehr convergiren. Sie kreuzen sich dann im Punkte C, gelangen bei ihrem weitern Fortschreiten zerstreut auf den Grund des Auges A, und belenchten dabei einen ziemlich breiten Kreis c d. Die durchbohrte Stelle e h im Spiegel S aber reflectirt keine Strahlen. Es erfolgt demnach auch ein Ausfall der Lichtstrahlen in der Mitte a b des erleuchteten Theiles (auf der Gefäßhaut). Die Stelle a b ist also nicht erleuchtet, und es kann dieselbe aus diesem Grunde auch keine Lichtstrahlen reflectiren. Sollte von derselben eine Lichtreflexion stattfinden, so mußte der Schattenkreis im Augengrunde möglichst beschränkt werden. Dies konnte nur dadurch geschehen, daß man die Lichtstrahlen in einem wenig ausgebreiteten Zerstreuungskreise auf dem Grunde des Auges auffallen ließ. Denn mit Verringerung desselben mußte sich auch der Schatten vermindern. Einfluß hierauf übten vorzüglich aus: die Accommodation des untersuchten Auges, die Größe der im Spiegel befindlichen Apertur, der Abstand des Spiegels von dem zu untersuchenden Auge, die Convergenz und die größere oder geringere Concentration der einfallenden Strahlen. Um dies zu erläutern, fügen wir hauptsächlich folgende Sätze bei.

a) Treten die Lichtstrahlen irgend eines unendlich fernen Gegenstandes in ein nach ihm gerichtetes Auge ein, so vereinigen sich die Strahlen desselben innerhalb des Auges zu einem deutlichen Bilde, selbst wenn es einen andern nähern Gegenstand betrachtet. Bei der Accommodation für die Nähe aber entsteht das Bild des fernen Objectes *vor* der Netzhaut, während dasselbe bei Accommodation für die Ferne *auf* dieselbe fällt. Es ist also beim Nahesehen die Netzhaut gleichsam weiter von der Hornhaut entfernt als beim Fernsehen. Fallen nun in das fern- oder nahesehende Auge convergente Strahlen von ganz gleicher Beschaffenheit ein, so werden sie auf dem Hintergrunde desselben im erstern Falle einen kleinern, in dem andern einen größern Zerstreuungskreis bilden. Es entwirft daher auch der durchbrochene Theil im Spiegel beim Fernsehen einen kleinern Schatten auf der Netzhaut als beim Nahesehen.

b) Große Objecte erzeugen auf der Netzhaut größere Bilder als kleine, wenn sie nämlich gleichweit vom Auge abstehen. Eine große Apertur im Spiegel wird also auch bei convergent einfallenden Lichtstrahlen die nicht erleuchtete Stelle im Auge umfänglicher erscheinen lassen als eine kleine.

c) Nahe Gegenstände erzeugen auf dem Hintergrunde des Auges größere Bilder als entfernte, vorausgesetzt, daß sie gleiche Größe besitzen. Es wird also bei dem Einfall convergenter Strahlen in's Auge von der durchbrochenen Stelle des Spiegels ein größerer Schatten entstehen, wenn der Spiegel ihm genähert ist.

d) Ein Strahlenkegel mit rasch oder langsam zunehmender Convergenz bedingt auch, sobald sich dessen Strahlen gekreuzt haben, eine ebenso rasche oder langsame Divergenz. In Folge dessen erzeugen auch Lichtstrahlen, welche mit rasch zunehmender Convergenz in's Auge fallen, einen größern Zerstreuungskreis auf der Netzhaut als solche, welche mit langsam zunehmender Convergenz in's Auge geworfen werden. Aus diesem Grunde bringen auch die durchbrochenen Hohlspiegel von kurzer Brennweite in der Regel ein größeres

Schattenbild auf der Netzhaut hervor, als Hohlspiegel von langer Brennweite.

c) Convergente Strahlen, beinahe concentrirt in's Auge fallend, treffen die Netzhaut in größerer Zerstreuung als Strahlen von gleicher Convergenz, die aber weniger concentrirt zum Auge gelangen. Im erstern Falle liegt nämlich der Kreuzungspunkt der Strahlen weiter von der Netzhaut entfernt als im andern. Es läßt also der concentrirt einfallende Strahlenkegel die durchbohrte Stelle des Hohlspiegels auf der Netzhaut größer erscheinen als ein weniger concentrirt einfallender.

Will man mithin den Ausfall der Lichtstrahlen in der Mitte des erleuchteten Hintergrundes im Auge mindern, und überhaupt eine gute Beleuchtung desselben herstellen, so hat man den zu Untersuchenden aufzufordern, er möge sein Auge für einen sehr fernen Gegenstand einrichten. Man hat ferner darauf zu sehen, daß die Apertur im Spiegel möglichst klein sei, und der Spiegel selbst dem zu beobachtenden Auge nicht zu nahe gebracht werde. Ebenso ist es nothwendig, daß man Spiegel von großen Brennweiten benutzt, damit die convergenten Strahlen nicht zu sehr concentrirt aus einer größeren Ferne in das untersuchte Auge geworfen werden können. Diesen Anforderungen konnte man bei Untersuchung des Auges im aufrechten Bilde nicht vollkommen genügen, da man hier das Auge in möglichster Nähe zu untersuchen hatte, um einen großen Kreis innerhalb desselben überschauen zu können. Wenn man auch eine Accommodation für die Ferne stattfinden ließ und die Apertur im Spiegel auf 1½ Linie beschränkte, so konnte man bei dem Gebrauche des einfachen Hohlspiegels doch nicht einen solchen mit langer Brennweite benutzen, da dieser bei großer Annäherung an das Auge überhaupt zu wenig Lichtstrahlen in dasselbe sendete und den Grund zu wenig beleuchtete. Man sah sich daher genöthigt, vorzüglich Hohlspiegel von 3 bis 5 Zoll Brennweite in Gebrauch zu ziehen. Diese aber konnte man dem zu untersuchenden Auge, wenn man ein gut beleuchtetes Bild des Augengrundes erhalten wollte, nur auf höchstens 2½ bis 3 Zoll nähern. Aus dieser Entfernung trafen die reflectirten Strahlen des Hohlspiegels das Auge in convergenter Richtung und kreuzten sich innerhalb desselben in nicht zu großer Ferne von der Gefäßhaut. In Folge dessen entstand auf dieser Membran nur ein Schattenkreis von geringem Umfange, so daß er dem Untersuchenden nicht bemerkbar war und der Hintergrund überhaupt gut beleuchtet erschien. Brachte man hierbei Concavgläser hinter der Oeffnung des Spiegels an, so erhielt man immer ein gutes, deutliches Bild des Augengrundes zur Ansicht. Ein solcher Abstand des Spiegels vom untersuchten Auge war aber immer noch groß zu nennen. Hasner suchte daher eine größere Annäherung auf die Weise möglich zu machen, daß er einen brechenden Hohlspiegel von kurzer Brennweite zur Beleuchtung des Auges verwendete, von welchem er an einer kleinen Stelle den Beleg entfernte. Hierdurch wurde zwar der reflectirende Theil in der Mitte des Spiegels wesentlich vermehrt und die Beleuchtung des Augengrundes überhaupt verbessert, aber das deutliche Erkennen der im Auge befindlichen Theile bedeutend beeinträchtigt. Es wurde nämlich die dem untersuchten Auge zugekehrte vordere Glasfläche von der hintern Spiegelfläche stark beleuchtet und es warfen sowohl diese, als auch der glänzende Rand des Spiegelbeleges dem Beobachter viel Lichtstrahlen zu, wenn er durch die unbelegte Stelle des Spiegels schauen wollte. In Folge dieses reflectirten Lichtes erschien es immer, als seien die im Grunde des Auges gelegenen Theile gleichsam in einen schwachen Nebel gehüllt. Coccius machte eine etwas größere Annäherung des Beleuchtungsspiegels, ohne den Schatten auf dem Augengrunde zu vermehren, dadurch möglich, daß er ziemlich concentrirte Strahlen eines schwach convergirenden Strahlenkegels in's Auge warf, indem er die convergenten Strahlen einer schwächern Linse mittelst eines durchbohrten gläsernen Planspiegels in's Auge reflectirte. Dasselbe erreichte Zehender noch besser durch einen metallnen in der Mitte durchbohrten Convexspiegel von schwacher Krümmung. Auf diesen ließ er stark convergirende Strahlen einfallen, die derselbe mit schwächerer Convergenz zurückwarf. Dieser metallene Convexspiegel hatte vor dem gläsernen Planspiegel hauptsächlich deshalb Vorzüge, weil man bei seinem Gebrauche die Oeffnung mehr als bei Benutzung des gläsernen beschränken konnte. Wenn sich nun auch Letzterer zur Beleuchtung des Augengrundes aus großer Nähe am besten eignete,

und dem zu unterſuchenden Auge auf ungefähr 2—2½ Zoll nahe gebracht werden konnte, ſo blieb es doch immer wünſchenswerth, denſelben noch mehr nähern zu können. Von Coccius wurde dies vorzüglich durch den Brechungsapparat vermittelt, der zum Zweck hat, die aus dem beleuchteten Auge ausfahrenden Strahlen für den Beobachter paſſend zu brechen. Es wurden nämlich Hohlgläſer von kürzerer oder längerer Brennweite zwiſchen das unterſuchte Auge und den Beleuchtungsſpiegel aufgeſtellt. Hierbei wirkte dieſes Glas, da es ſelbſt ſtark beleuchtet wurde und daher viel zerſtreute Strahlen zu dem unterſuchten Auge ſendete, gleich einer Lichtquelle, die ſich nahe vor ihm befand. Außerdem aber änderte ein ſolches Hohlglas die größte Menge der auffallenden Strahlen in ihrer Richtung dahin ab, daß ſie entweder ſchwächer convergent oder divergent aus ihm hervorgingen, und die Wirkung hervorbrachten, als kämen ſie von einem Hohlſpiegel von langer Brennweite, oder von einer nahen Lichtquelle her. In Folge der Brechung des Auges gelangten ſie dann im erſtern Falle in divergenter, im andern in ſchwach convergenter oder paralleler Richtung auf dem Grunde des Auges an. Mochten ſie aber auf dieſe oder jene Weiſe auffallen, ſo brachten ſie doch immer einen Zerſtreuungskreis daſelbſt hervor, der nicht zu groß, bedeutend hell und ohne bemerkbare Dunkelheit in der Mitte war. Nur hat man hierbei immer darauf zu ſehen, daß die Lichtſtrahlen des Hohlſpiegels ziemlich concentrirt das Glas trafen und die Pupille möglichſt weit war, damit ſo viel wie möglich Lichtſtrahlen in das Auge einfallen konnten. Benutzt man nun zu der Beleuchtung den Coccius'ſchen Spiegel, ſo iſt es möglich, daß derſelbe eine deutliche Anſicht des Hintergrundes geſtattet, ſelbſt wenn derſelbe dem unterſuchten Auge auf 2 bis 1¼ Zoll genähert iſt. Der einfache Hohlſpiegel von kurzer Brennweite geſtattet bei ähnlicher Anwendung von Concavgläſern eine ſolche Annäherung nicht. Gewöhnlich muß er ungefähr 3 Zoll vom unterſuchten Auge abſtehen. Es ſtellt ſich demnach heraus, daß ſich die Zehender'ſche und Coccius'ſche Beleuchtungsweiſe am beſten zur Unterſuchung des Auges im aufrechten Bilde eignet, da hierbei der Augengrund aus großer Nähe hell beleuchtet wird. Die einfachen durchbohrten Hohlſpiegel von Metall und Glas ſtehen dieſen aber nach, weil man ſich bei ihrer Benutzung ungefähr 1 bis 1½ Zoll weiter von dem unterſuchten Auge zu entfernen hat.

Eine Unterſuchung des Augengrundes im umgekehrten Bilde wird nur aus einer größeren Ferne, ungefähr 10 bis 15 Zoll, vom unterſuchten Auge vorgenommen. Man gebraucht daher hier vorzüglich einen in der Mitte durchbohrten Hohlſpiegel von 6 bis 10 Zoll Brennweite zur Beleuchtung. Die reflectirten Strahlen deſſelben aber müſſen, ehe ſie zum Auge gelangen, durch ein Linſenglas treten, welches dazu dient, das Bild des Augengrundes in geringer Entfernung vom unterſuchten Auge entſtehen zu laſſen. Es beſitzt dieſe Linſe gewöhnlich 1½ bis 2 Zoll Brennweite und ſteht von dem unterſuchten Auge in der Regel eben ſo viele Zolle ab. Durch ſie werden die convergenten Strahlen ſchnell concentrirt, ſo daß ſie die Hornhaut in divergenter Richtung erreichen. Von den brechenden Theilen des Augapfels werden die Strahlen nochmals gebrochen, treffen meiſtens parallel oder ſchwach divergent auf dem Grunde des Auges auf und beleuchten denſelben immer gut. Bei dieſer Unterſuchungsweiſe genügt immer ein ſolcher einfacher Apparat. Man hat aber ſehr complicirte in Anwendung gebracht, damit man durch ihre Vermittlung ſehr genaue Bilder erhalte, die man ſelbſt meſſen und photographiren könne, wie wir bei der Beſchreibung der einzelnen Augenſpiegel nachweiſen werden.

Beſchreibung der vorzüglichſten und jetzt gebräuchlichſten Augenſpiegel.

Obwohl viele derſelben zur Unterſuchung des Augengrundes, ſowohl im aufrechten, als auch im umgekehrten Bilde benutzt werden können, ſo hat es ſich doch durch die Praxis herausgeſtellt, daß es vortheilhafter ſei, einen beſondern für die Unterſuchung des Augengrundes im aufrechten und einen andern zur Erforſchung deſſelben im umgekehrten Bilde zu gebrauchen. Wir benutzen daher dieſes als Eintheilungsgrund.

1) Augenſpiegel zur Unterſuchung des Auges im aufrechten Bilde.

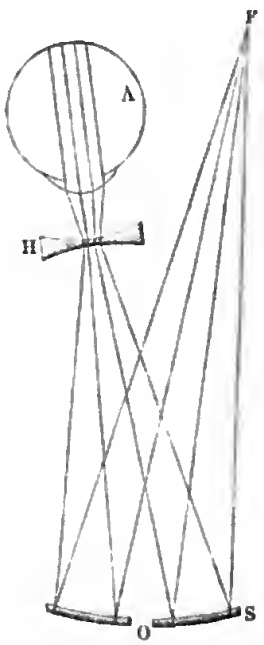
Es zerfallen dieſelben a) in ſolche, bei denen der Beleuchtungs- und Brechungsapparat von einander getrennt, und b) in ſolche,

bei denen beide in einem einzigen Instrument verbunden sind.

a) Augenspiegel mit getrenntem Beleuchtungs- und Brechungsapparat, zur Untersuchung des Augengrundes im aufrechten Bilde.

Der einfachste Apparat besteht in einem Hohlspiegel von Metall oder Glas, mit einigen negativen Linsengläsern von 2 bis 12 Zoll Brennweite. Benutzt man hierzu den gläsernen Hohlspiegel, so ist es ziemlich gleich, ob derselbe aus einem doppelt convexen oder concav-convexen Glase gebildet ist, wenn nur seine convexe Fläche mit Quecksilberamalgam oder Silberniederschlag belegt, einen Hohlspiegel von 3 bis 5 Zoll Brennweite ergibt. Klaunig*) ließ ein rundes, doppelt convexes Brillenglas von 14 Zoll Brennweite in der Mitte durchbohren und auf der einen Fläche mit Quecksilberamalgam belegen. Dieser Spiegel ergab eine Brennweite von $3^1/_2$ Zoll und hatte einen Durchmesser von 12 bis 13 Linien. Seine in der Mitte befindliche Oeffnung war geschwärzt und hatte einen Durchmesser von $1^1/_2$ Linie. Bei dem Gebrauche desselben stellt man neben dem Kopfe des zu Untersuchenden eine Lichtflamme F (Fig. 8) auf, bringt den Spiegel S dem Auge (A)

Fig. 8.



auf 2 Zoll nahe und wirft mittelst desselben den mittlern Theil des Strahlenkegels nebst dem Schattenkern durch die erweiterte Pupille. Blickt nun der Beobachter durch die Oeffnung O des Spiegels hindurch und sieht den Grund des Auges leuchtend, so hält er unmittelbar vor das untersuchte Auge ein schwaches Hohlglas H. Ist ihm auf diese Weise der Augengrund nicht deutlich, so vertauscht er das Hohlglas mit einem passend stärkeren, bis ihm das Bild des Hintergrundes deutlich entgegentritt. Indem er nun bald von dieser, bald von jener Seite den Augengrund beleuchtet, ist es ihm möglich, nach und nach alle Theile desselben zu überschauen. Bisweilen findet man bei dieser Beleuchtung den Augengrund nur in kleinem Kreise erhellt. In diesem Falle erinnere man den Untersuchten vorzüglich daran, daß er sein Auge für einen fernern Punkt accommodire, der aber nicht in der Richtung der Spiegelapertur liege. Sollte auch hierbei die Beleuchtung unzureichend sein, so gehe man mit dem Spiegel allmälig weiter zurück, bis ein größerer Kreis erleuchtet ist. Häufig kommt es außerdem noch vor, daß das Hohlglas einen störenden Reflex gegen das Auge des Beobachters wirft. In diesem Falle gebe man dem Glase eine geringe seitliche Wendung, um das Reflexbild nach einer andern Seite hinzulenken. — Dieser Spiegel steht zwar manchen andern Augenspiegeln in so fern nach, als er dem zu untersuchenden Auge nur auf 2 bis 3 Zoll genähert werden kann. Er zeichnet sich aber durch seine Einfachheit und leichte Verwendbarkeit aus, und bietet außerdem noch den Vortheil, daß sich seine spiegelnde Fläche nicht, wie bei dem Gebrauche des metallischen Hohlspiegels, mit der Zeit abnutzt.

Coccius'*) Augenspiegel besteht aus einem viereckigen Planspiegel von 14 Linien Durchmesser, welcher im Centrum durchbohrt ist. Diese Oeffnung hat 2 Linien Durchmesser und der vordere dem beobachtenden Auge zugekehrte Rand dieser Oeffnung ist etwas abgeschliffen. Der Spiegel ist in eine dünne Messingplatte gefaßt, welche an ihrem untern Theile in einen kleinen Fortsatz übergeht. An diesem Fortsatz ist ein gefurchter Ring so befestigt, daß er sich dem Spiegel

*) Klaunig, M., Neuer Augenspiegel. Deutsche Klinik Nr. 16, 27, 28. Jahrgang 1854.

*) Coccius, A. Ueber die Anwendung des Augenspiegels. Leipzig 1853.

gegenüber befindet. Vom Spiegel steht dieser Ring 18 Linien ab, kann ihm aber bis auf 9 Linien genähert werden. Gewöhnlich wird in diesen Ring eine Linse von 5 Zoll Brennweite gelegt, die aber je nach Erforderniß mit einer stärkern oder schwächern vertauscht werden kann. Bei dem Gebrauche dieses Augenspiegels muß die Linse nach der Lichtflamme gerichtet sein, die in gleiche Höhe mit dem zu untersuchenden Auge und neben oder noch etwas hinter den Kopf des Kranken gestellt wird. Hierauf stellt man den Spiegel etwas schräg zur Linse und zum beobachteten Auge. Indem man nun den im vergrößerten Flammenbilde sichtbaren dunkeln Fleck, welcher der Oeffnung im Spiegel entspricht, auf die Pupille des zu Untersuchenden richtet, schaut man durch das Loch in das zu untersuchende Auge. Dabei wird der Spiegel selbst in einem Abstande von 1 bis 1½ Zoll von dem zu besichtigenden Auge gehalten. Die negativen Gläser, welche er zur Verdeutlichung des Hintergrundes unmittelbar vor das zu beobachtende Auge hält, besitzen eine Brennweite von 12, 8, 6, 4, 3, 2 Zoll. Dieser Augenspiegel ist jedenfalls in so fern allen übrigen vorzuziehen, als er sich dem zu untersuchenden Auge am meisten nähern läßt.

b) Augenspiegel zur Untersuchung des Augengrundes im aufrechten Bilde, bei denen der Beleuchtungsapparat mit dem brechenden zu einem einzigen Instrumente verbunden ist.

Hasner's*) Augenspiegel ist aus einer mit Quecksilberamalgam oder Silber belegten undurchbohrten, peristopischen, kreisrunden Zerstreuungslinse gebildet, die 1 Zoll Durchmesser besitzt und an ihrer convexen Fläche soliirt ist. In der Mitte derselben ist der Durchsicht halber der Beleg an einer kleinen Stelle entfernt. Hasner benutzt hierzu solche Gläser, bei denen der Krümmungshalbmesser der concaven Fläche zwischen 1 und ⅛ von demjenigen beträgt, welchen die convexe Fläche besitzt. In Folge dieser Krümmungsverhältnisse sind sie in ihrer Wirkung den schwächern oder stärkern Zerstreuungsgläsern gleich zu achten, und bilden, sobald ihre convexe Fläche mit Quecksilber belegt wird, einen Hohlspiegel. Für gewöhnliche Untersuchungen im aufrechten Bilde glaubt er mit vier solchen Spiegelchen, Nro. 4, 6, 8, 12, welche die aus dem untersuchten Auge ausfahrenden Strahlen bald mehr, bald minder brechen, auszukommen. Bei genaueren Untersuchungen aber hält er es für räthlich, auch noch andere dazwischen liegende Nummern in Vorrath zu halten. Wie schon oben erwähnt, ist derselbe weniger empfehlenswerth wegen des Lichtreflexes, den seine Glasfläche und Quecksilberrand dem Untersuchenden zuwirft.

Zehender's*) Augenspiegel. Es besteht derselbe aus einem kleinen, in der Mitte durchbohrten metallenen Convexspiegel von 6 Zoll Krümmungshalbmesser. Die Oeffnung in demselben ist trichterförmig, so daß ihre Ränder an der spiegelnden Fläche zugeschärft erscheinen. Der Durchmesser des Loches beträgt an der Spiegelfläche 1½ W. Linie. Der Spiegel wird von einer kurzen Handhabe, die an zwei entgegengesetzten Seiten des Spiegels angeschraubt werden kann, getragen. Zur Seite besitzt derselbe zwei Arme, von denen der eine die convexe Concentrationslinse (von etwa 3 Zoll Brennweite) in passender Lage vor dem Spiegel festhält, während der andere Arm dazu bestimmt ist, das passende Hohlglas aufzunehmen und dieses an der hintern Fläche des Spiegels anzulegen. Um dieses Instrument besser handhaben zu können, hat Arlt den Handgriff weggelassen und hält den Spiegel an einem etwas größern Vorsprunge des die Beleuchtungslinse tragenden Gewindes. Gewöhnlich wird dieser Spiegel deshalb als der vorzüglichste angesehen, da an seiner durchbohrten Oeffnung Alles vermieden ist, was die Ansicht des Augengrundes stören könnte.

Außer diesen Spiegeln sind noch die von Anagnostakis Stellwag, Jäger, Saemann erwähnenswerth, die sich oft nur wenig von den vorher erwähnten Augenspiegeln unterscheiden, aber doch in mancher Hinsicht weniger Vortheile gewähren.

2) Augenspiegel zur Untersuchung des Auges im umgekehrten Bilde.

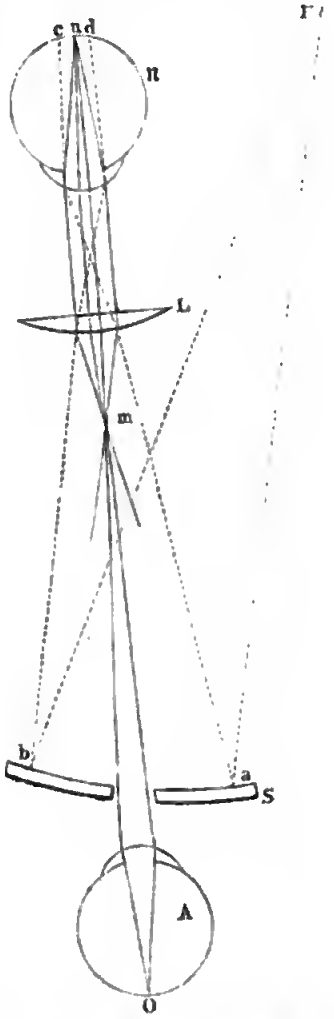
Der einfachste Apparat besteht in einem Linsenglase von 1½ bis 2 Zoll Brennweite

*) Hasner, J. v. Ueber die Benutzung soliirter Glaslinsen zur Untersuchung des Augengrundes. Prag 1855.

*) Zehender, W. Neuer Augenspiegel. Zeitschrift der Gesellschaft der Wiener Aerzte. Nro. 12. 1853.

und einem einfachen in der Mitte durchbohrten Hohlſpiegel von Metall oder Glas, deſſen Brennweite 6 bis 10 Zoll beträgt. Die durchbohrte Stelle deſſelben muß einer runden Oeffnung von 2 Linien Durchmeſſer entſprechen und geſchwärzt ſein. Der zu Unterſuchende nimmt ſeinen Platz auf einem Stuhle neben einem Tiſche ein, auf welchem die Lichtflamme F (Fig. 9) aufgeſtellt iſt. Der Beobachter dagegen nimmt in einer Ent-

Fig. 9.



fernung von 10 bis 15 Zoll dem zu unterſuchenden Auge gegenüber Platz, und bringt den Hohlſpiegel S in ſolche Lage vor ſein Auge A, daß er, durch deſſen Oeffnung hindurch ſchauend, die Lichtſtrahlen der Flamme F in das Auge B des Unterſuchten reflectirt. Der Strahl Fa gelangt dann im Punkte c und Fb in dem Punkte d an. Sieht nun der Beobachter das Auge roth leuchten, ſo bringt er die kleine Convexlinſe L von 1½ bis 2 Zoll Brennweite dicht vor das beleuchtete Auge. Hierauf entfernt er die Linſe allmälig in ſolcher Richtung von demſelben, daß die rothleuchtende Pupille fortwährend die Mitte des Glaſes einnimmt, bis das Bild des Hintergrundes deutlich hervortritt. Von dem Punkte n entſteht dann an dem Orte m ein Bild, welches ſich in dem Auge des Beobachters an der Stelle o abbildet, und in Folge deſſen deutlich ſichtbar iſt. Läßt nun der Beobachter das Auge des Unterſuchten ein Wenig nach anderer Richtung hin wenden, ſo kann er nach und nach leicht den ganzen Augengrund überſchauen. — Dieſe einfache Unterſuchungsmethode wird immer eine der vorzüglichſten bleiben, wenn es überhaupt darauf ankommt, die Beſchaffenheit des Augengrundes kennen zu lernen. Zu genauen Meſſungen der Gefäße aber läßt ſich derſelbe nicht verwenden.

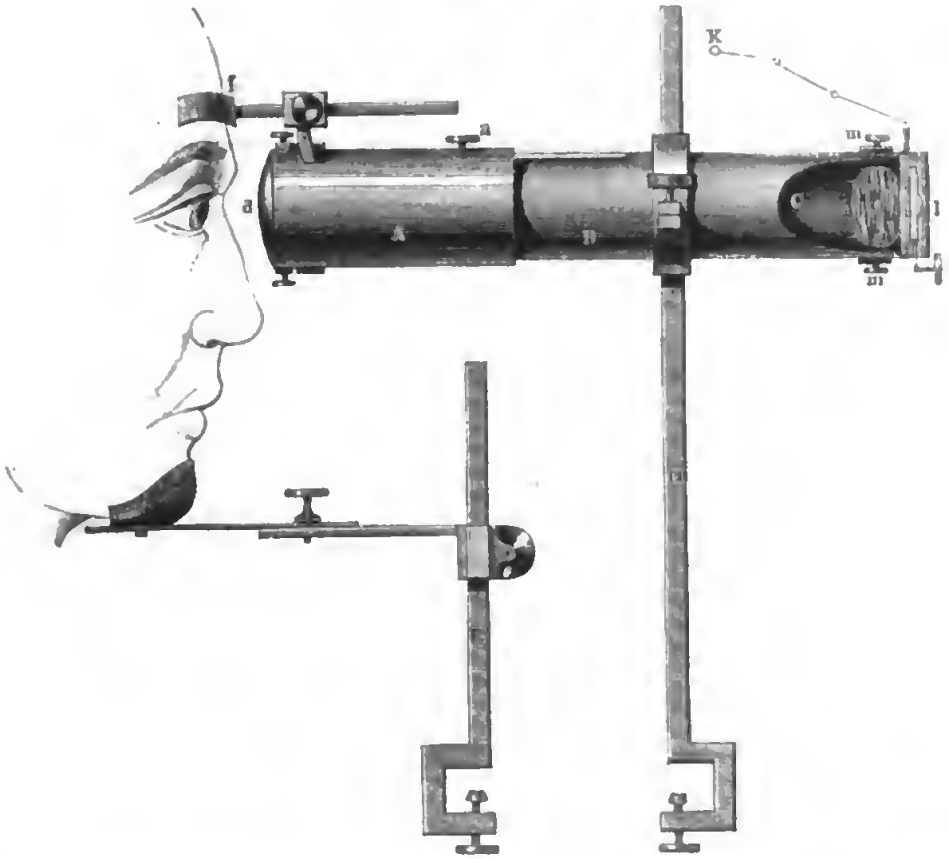
Rüte'ſ*) Augenſpiegel. Derſelbe hat den Hohlſpiegel von 10 Zoll Brennweite mit einer Linſe von 3 Zoll Brennweite oder zwei ſchwächern Linſen zu einem einzigen feſtſtehenden Apparate verbunden. Dabei iſt aber die Einrichtung getroffen, daß die Linſen dem Spiegel genähert oder von ihm entfernt werden können. Im Allgemeinen wendet er den Apparat ebenſo an, wie wir vorher angegeben haben.

Liebreich'ſ**) Augenſpiegel. Es beſteht derſelbe aus zwei Röhren A und B (Fig. 10), die vermittelſt eines Schraubengewindes a über einander verſchiebbar ſind. Das Rohr B hat an dem einen Ende, welches dem Unterſuchenden zugekehrt iſt, einen Ausſchnitt C, in welchem ein kleiner Metallſpiegel b durch die Federn m m feſtgehalten wird. Dieſer Spiegel iſt um ſeine verticale Axe drehbar und mit leichter Mühe zu entfernen. Das Rohr A trägt an der dem Unterſuchten zugekehrten Seite ein Convexglas von 1¾ bis 2 Zoll Brennweite, das ebenfalls um ſeine verticale Axe drehbar, leicht zu entfernen iſt. Ueber dieſem Rohre iſt ein Stirnhalter f angebracht, der verlängert und verkürzt werden kann und dazu beſtimmt iſt, die Stirn des Unterſuchten aufzunehmen und ſeinen Kopf in ruhiger Lage zum Augenſpiegel

*) Rüte, Th. Der Augenſpiegel und das Optometer. Göttingen 1852.

**) Liebreich, Ophthalmoſkopiſche Notizen. Archiv für Ophthalmologie, I, 2. 1855.

Fig. 10.



zu erhalten. Um die Fixation des Kopfes noch zu vervollständigen, hat er noch einen Kinnhalter E hinzugefügt, auf welchem das Kinn des Untersuchten ruht. Derselbe ist nach verschiedenen Seiten hin beweglich und kann in der als passend befundenen Stellung erhalten werden. Um dem zu untersuchenden Auge eine bestimmte Richtung geben zu können, läßt er bei der Untersuchung ein kleines Knöpfchen k fixiren, welches mit dem Ocularrohre B verbunden, sich am Ende eines gegliederten Messingstäbchens befindet und in jeder ihm gegebenen Stellung verharrt. Hinter dem Spiegel ist außerdem noch ein kleiner Schirm l, und ein zweiter an der Stange D befestigt, um das Auge des Beobachters und das des Untersuchten vor dem Lampenlicht zu schützen.

Behufs genauerer Messungen der Vergrößerungen sind an dem Stirnhalter, sowie an den innern Theilen der beiden Rohre Millimetertheilungen angebracht, die es ermöglichen, daß man den Abstand der Linse, sowohl von dem beobachtenden Auge als auch von dem Spiegel leicht ablesen kann. Ebenso läßt sich auf leichte Weise die Entfernung des Knöpfchens von dem untersuchten Auge und von der Axe des Rohres ermessen. Zu gleicher Zeit kann man das im Rohre entworfene Bild leicht durch eine Camera lucida auf eine Tischplatte projiciren. — Bei Untersuchung des Auges wird der Tubus mit dem Spiegel durch den Stab D und der Kinnhalter durch den Stab E an eine Tischplatte befestigt, und dem Ausschnitte des Rohres B gegenüber wird eine Lampe aufgestellt. Der zu Untersuchende nimmt dann seine fixirte Stellung ein, so daß sein Auge $1^3/_4$ bis 2 Zoll von der Linse absteht. Um störende Reflexbilder zu vermeiden, gibt nun der Beobachter, wenn übrigens der Spiegel richtig eingestellt ist, dem Linsenglase d eine passende Stellung und läßt das angebrachte Knöpfchen, welchem er eine beliebige Stellung gibt, fixiren.

Liebreich hat den Augenspiegel auch dazu benutzt, um Photographien des Augengrundes zu entwerfen. Hierbei bringt er einen Metallhohlspiegel von kurzer Brennweite, der in seiner Mitte eine runde Oeffnung von 5 Linien

Durchmesser enthält, vor das Objectivende einer Camera obscura, die beinahe ebenso eingerichtet ist, wie die der Photographen. An diese ist der Spiegel so befestigt, daß er sich um seine verticale Axe drehen läßt, dabei aber auch genähert oder weiter abgerückt werden kann. Fällt nun von der Seite her Licht auf den Spiegel, und wird dasselbe von ihm so reflectirt, daß es durch die erweiterte Pupille eines nahe davor gehaltenen Auges geworfen wird, so werden dadurch Stellen des Hintergrundes erleuchtet, welche Lichtstrahlen durch das Loch des Spiegels zurücksenden. Hier treffen dieselben eine Linse, welche sie zu einem umgekehrten Bilde vereinigt. Fängt man nun dieses Bild mit einer zerstreuenden Glasplatte am hintern Ende der Camera obscura auf, und hat man durch Vor- und Zurückschieben des Objectives die genaue Einstellung regulirt, so vertauscht man die zerstreuende Glasplatte mit einer photographisch-präparirten und fixirt das Bild. Besonders wichtig sind solche Bilder hinsichtlich genauer Messungen und Zeichnungen. Nur zu bedauern ist es, daß ein solcher Apparat weniger als portativer Augenspiegel zu verwenden ist, und darum nicht überall Verwendung finden kann.

Hasner's*) Augenspiegel zur Untersuchung des Auges im umgekehrten Bilde gleicht dem vorhergehenden in den meisten Stücken, nur fehlt ihm der Stirn- und Kinnhalter, sowie das kleine Knöpfchen, welches dazu bestimmt ist, dem zu untersuchenden Auge eine passende Richtung zu geben. Obwohl dieser Augenspiegel deshalb dem Liebreich'schen nachsteht, so ist er doch vorzüglich als portativer zu empfehlen. — Außer diesen hier angeführten Augenspiegeln gibt es noch mehrere ähnliche Instrumente, z. B. von Ulrich Epkens-Donders, Demarres, die aber weniger im Gebrauche sind.

Wir haben bisher nachgewiesen, daß man die in der Tiefe des Auges gelegenen Theile sowohl im aufrechten als im umgekehrten Bilde sichtbar machen könne, wir haben aber auch den Weg angegeben, wie man hierbei zu verfahren habe. Es bleibt uns nur noch übrig, die Umstände anzugeben, unter denen eine solche Untersuchung überhaupt auszuführen sei, und zu bestimmen, welche Untersuchungsmethode man dabei in Anwendung bringen solle. Dies ganz genau zu erörtern, würde uns zu weit führen. Wir begnügen uns daher, in der Kürze anzugeben, daß man eine solche Untersuchung sowohl bei gesunden als kranken Augen vornimmt, um den normalen, sowie den anormalen Zustand der hintern Theile des Auges genau kennen zu lernen. Bei Krankheiten der Augen aber hat man es in der Regel dann nöthig, eine solche Untersuchung auszuführen, wenn eine Beeinträchtigung des Sehvermögens aus unbekannter Ursache stattfindet, ohne von einer größeren Empfindlichkeit gegen den Lichtreiz begleitet zu sein. Natürlich erwählt man dazu stets diejenige Explorationsmethode, welche die besten Resultate ergibt. Um dies in jedem einzelnen Falle entscheiden zu können, führen wir in der Kürze noch die Vortheile an, welche diese oder jene Methode darbietet. Bei der Untersuchung des Auges im umgekehrten Bilde erhält man gewöhnlich einen Gesammtüberblick über die im Augengrunde gelegene Netz- und Gefäßhaut, sowie über deren Farbenton, und wendet man den Liebreich'schen Augenspiegel, oder den von Epkens-Donders an, so kann man selbst Messungen einzelner innerhalb des Auges gelegener Theile vornehmen. Geringe Trübungen aber solcher Theile, welche vor der Netzhaut gelegen sind, nimmt man in der Regel nicht wahr, wenn man nicht jedes Mal den Brechungsapparat auf dieselben besonders einstellt. — Bei der Untersuchung des Auges im aufrechten Bilde dagegen erblickt man gewöhnlich nur einen kleinern Theil der in der Tiefe gelegenen Membranen im vergrößerten Maßstabe. Zugleich aber lassen sich dabei auch etwa vorkommende Trübheiten in den brechenden Theilen des Auges leicht bemerken. Genaue Messungen einzelner Theile dagegen, welche innerhalb des Augapfels liegen, kann man nicht bewerkstelligen. Es bietet also jede dieser Untersuchungsmethoden ihre besonderen Vortheile und daher pflegt man bei genauen Untersuchungen der Augen beide Methoden gleichzeitig in Anwendung zu bringen. Bei Exploration kranker Augen beginnt man gewöhnlich mit der Untersuchung im aufrechten Bilde, um nicht bloß die Krankheitserscheinungen des Augengrundes, sondern auch die der brechenden Theile schnell aufzufinden. Erst wenn dies geschehen ist, bringt man die Untersuchung im umgekehrten Bilde

*) Hasner, J. v. Ueber den Augenspiegel. Prager Vierteljahrschrift, XII, 1, S. 133. 1855.

in Anwendung, um einen Geſammtüberblick über den Augengrund zu erhalten oder genaue Meſſungen einzelner Theile vorzunehmen. Iſt aber wegen Reizbarkeit der Augen nur eine kurze Exploration geſtattet, ſo zieht man eine Unterſuchung im aufrechten Bilde ſtets der andern Methode vor.

Ueber Küſtenſchutz

mit beſonderer Beziehung auf die norddeutſchen Küſtenländer.

Wie weit man in der Geſchichte zurückgehen mag, von den älteſten Tagen bis in die neueſte Zeit iſt das Meer gezwungen worden, ſeinen Nacken den Kriegsflotten zu beugen, um den Krieg in entfernte Länder zu tragen. So ſind denn die Meeresküſten eines Landes nur in beſchränkter Weiſe als ſichere Schutzlinien zu betrachten und verlangen bei einer Prüfung der Landesvertheidigung im Großen eben ſo ſehr die Berückſichtigung des Strategen, wie die Grenzlinien des feſten Landes. Man gedenke der großen Flotten der Perſer im Schwarzen Meere, im Bosporus und griechiſchen Archipel, der zahlreichen und mächtigen Heere, welche Xerxes und Darius nach Thracien und Griechenland überführten, der zahlreichen Unternehmungen der Römer und Karthager nach Spanien und Sicilien, Alexander's nach Kleinaſien, Cäſar's in England und Afrika, des Germanicus an den Mündungen der Elbe, der Kreuzzüge, der Seefahrten der Normannen nach England, Frankreich, ſelbſt nach Italien. Bis zu dieſer Zeit waren die Seeſchiffe der Eroberer gleichzeitig Transport- und Kriegsſchiffe, aber mit der Erfindung der Kanonen ſehen wir, indem die primitive Einfachheit verloren geht, die großen Eroberungsſeezüge zuſammengeſetzter, daher ſchwieriger und ſeltener werden, wozu die Größe und das mitzuführende Material der modernen Heere eben ſo viel beitrugen als das Anwachſen der Schiffe durch die getrennten Beſtimmungen derſelben als Kriegs- und Transportfahrzeuge. So zeigt die Geſchichte ſeit der Zeit der Normannen nur zwei großartige Landungsverſuche, nämlich die berühmte Armada-Philipp's II. und die Invaſion Bonaparte's in Egypten. Alle anderen überſeeiſchen Expeditionen waren nur partielle Operationen, wie die Karl's V. und Sebaſtian's von Portugal an der afrikaniſchen Küſte, die der Engländer in Egypten, in Holland, bei Kopenhagen, bei Antwerpen, in der Nähe von Philadelphia und die der Franzoſen auf St. Domingo und 1830 gegen Algier. Das Project Napoleon's I., der Landung von Boulogne aus an der engliſchen Küſte, blieb ein ungelöſtes Problem, wenn es je ernſtlich gemeint war, und gibt uns wenigſtens den Beleg, wie ungeheuer groß ſelbſt dem Auge dieſes genialen Organiſators und Eroberers die zu beſiegenden Schwierigkeiten erſchienen.

Datirt gleichwohl von dieſem großen Kriegsfürſten das erſte Syſtem einer Küſtenvertheidigung im Großen, wie er ſolches von 1803 bis 1805 an den Küſten Frankreichs anfangen ließ, ſo läßt ſich darin doch mehr ein Denkmal ſeiner Thätigkeit, Vorſicht und Geſchicklichkeit erblicken, und die Kriegsgeſchichte würde wahrſcheinlich nicht mehr das Beiſpiel der großen Landungen des Alterthums und Mittelalters erneuert ſehen, hätte nicht die gigantiſch fortſchreitende Entwicklung der Technik durch die Anwendung der Dampfkraft und der archimediſchen Schraube zur ſchnellen und ſicheren Fortbewegung der Schiffe dem Marineweſen der modernen Seemächte einen vollſtändigen Umſchwung verliehen. Hand in Hand gehen als neue Hilfsmittel der Seeſtrategie die gleichzeitig erfolgte Vervollkommnung der Seeartillerie, ſo wie die nicht geahnte Verbeſſerung des Seetransportweſens. Beide Zweige ſind vorzüglich durch die Franzoſen zu nie geglaubter Höhe gelangt, ſo daß gegenwärtig Landungsoperationen zu einem entſcheidenden Einfluß auf die künftige Kriegführung gelangt ſind und in den Bereich der Berechnungen abermals gezogen werden müſſen.

Der orientaliſche Krieg von 1853 bis 1855, die Erfahrungen des letzten italieniſchen Feldzuges, die Kriege der weſtlichen Seemächte gegen China haben den europäiſchen Continentalmächten die beherzigenswerthe Warnung ertheilt, weſſen ſich eine mit unvertheidigten Seeküſten verſehene Landmacht, wie Deutſchland, im Falle eines Krieges zu gewärtigen hat und mit vollkommenem Recht müſſen wir es daher als eine der nöthigſten Aufgaben unſerer nationalen Vertheidigung anſehen, unſern offenen Küſten den mangelnden Schutz der Vertheidigung ſchon im Frieden und zwar ehebaldigſt und um-

fänglichst zu verschaffen. Es ist dies ein eben so dringendes Bedürfniß, wie wir demselben auf den trocknen Grenzen durch die Anlagen unserer Bundesfestungen abgeholfen haben, eine große Aufgabe der Zeit, deren Lösung wir unserer eignen Sicherheit schulden. Mögen die nachfolgenden Zeilen den Zweck erfüllen, über das Wie der Ausführung unsern Lesern die nöthigen Erläuterungen und Anhaltpunkte zu geben. —

Gemeiniglich wird die Leichtigkeit einer Landung an feindlicher Küste weit überschätzt, eine Landung ist aber in Wirklichkeit eine That von großem Wagniß und reiflichster Ueberlegung, zu der man sich meistens viel weniger des directen Nutzens wegens entschließt, wenn nicht der Landungspunkt wie z. B. bei Sebastopol selbst das eigentliche Kriegsobject ist, als aus höhern strategischen Gründen, namentlich um durch politische und militärische Diversionen einen Theil der feindlichen Streitkräfte brach zu legen, wie dies z. B. 1859 am adriatischen Meere den Oesterreichern geschah. Hier war der Zweck der, für eine gewisse Zeit einen Posten einzunehmen, der eine politische und moralische Einwirkung auf die Bevölkerung des Landes zuließ.

Wollen wir das Wesen der auf die Abwehr von Landungen zielenden Einrichtungen kennen lernen, so werden wir dies am besten können, wenn wir das Eigenthümliche der Landungen selbst betrachten; wobei uns von vorn herein die Bemerkung aufstößt, daß es in den wenigsten Fällen die feindliche Landung an sich ist, die wir zu fürchten haben, sondern deren Weitergreifen in das Innere, ihre Einwirkungen auf das Hinterland. Für den Angreifer tritt die Landung ganz in die Kategorie, wie für den Feldherrn die Begründung seiner Operationsbasis; eine solche sich zu schaffen, muß das erste Bestreben sein, denn nur von ihr aus lassen sich mit einiger Sicherheit die weitern Angriffsfäden, oder Operationslinien anspinnen und weiterziehen. Sehen wir daher von den localen Unternehmungen gegen Handelsstädte, wichtige Inseln u. s. w. ab, und behalten wir den Seeangriff im Großen gegen eine feindliche Küste im Auge, so muß die Gewinnung eines Stützpunktes, der späterhin als Operationsbasis dienen kann, das erste Augenmerk des Angreifers sein.

Die Wahl einer geeigneten Oertlichkeit ist aber nicht allein strategischen, sondern auch taktischen und noch mehr nautischen Rücksichten unterworfen. Wenn es auch die Ausbildung des Seetransportwesens dahin gebracht hat, an einem Tage 20,000 bis 30,000 Mann an's Land werfen zu können, so sind diese deshalb, ganz abgesehen von dem physischen Befinden der Leute und Pferde, doch noch nicht gleich operationsfähig. Es gilt, die Artillerie, die Munitionsvorräthe, die Bagage, das sonstige Feldgeräth, Lebensmittel, die Verpflegs- und Sanitätsanstalten ꝛc. an's Land zu schaffen, da eine Armee ohne diese nun einmal unentbehrlichen Impedimente nicht operiren kann. Es vergehen dadurch mindestens mehrere Tage, wobei wir noch nicht ungünstige Witterungs- und Windverhältnisse, wie locale Unbequemlichkeiten und Hindernisse in Rechnung gezogen haben. Unterbricht Wind oder Wetter nur einen einzigen Tag zwischen der Flotte und den Gelandeten die Communication, die meistens in Boten oder flachgehenden Prahmen stattfindet, so sind einem wachsamen und thätigen Feinde gegenüber die Gelandeten in der mißlichsten Lage. Nelson ward 1797 bei seinem Unternehmen gegen Santa Cruz auf Teneriffa unter ähnlich herrschenden Verhältnissen mit seiner ganzen Armee von den Spaniern gefangen. In den meisten Fällen wird der fragliche Landungspunkt daher in Häfen oder auf sicheren Rheden gesucht werden müssen, woselbst die Schiffe geschützt liegen, ein etwaiger Rückzug der Gelandeten gesichert erscheint und die Möglichkeit vorliegt, die gewonnene neue Operationsbasis längere Zeit zu behaupten. Doch auch hier gibt es noch eine Menge Nebenrücksichten zu beachten, denn der Hafen muß womöglich vom Vertheidiger unbesetzt sein, die Ufer dürfen nicht zu hoch liegen, um ein Bestreichen derselben durch die Schiffsartillerie zuzulassen, ferner soll die Wassertiefe das Herankommen der Schiffe an's Land möglichst begünstigen, um den Weg der Bote mit den schweren Gegenständen möglichst abzukürzen, endlich verlangt man vom Strande, daß er weder zu sandig, noch zu felsig oder zu sumpfig sei, damit man sich schleunigst durch aufgeworfene Erdwerke zu schützen vermöge und das Landen nicht allzusehr eingeengt und gehemmt werde.

Selten wird ein Hafen allen diesen Anforderungen zu genügen vermögen und selbst die Anzahl derer, welche nur dem Nothwendigsten entsprechen, wird eine so beschränkte

sein, daß sie der Vertheidiger im Voraus kennen wird und sonach schon im Voraus ihre Vertheidigung organisiren kann. Wollte der Landende von der anfänglichen Gewinnung eines Hafens aber absehen und es vorziehen, sich an irgend einem Punkte des Strandes auszuschiffen, wie die Alliirten 1854 in der Krim thaten, so gehört nicht allein eine genaue Kenntniß der Wassertiefe und des Ankergrundes, sondern auch der vorherrschenden Winde dazu, sein Unternehmen mit Aussicht auf Erfolg auszuführen. Ist die Küste steil und zerklüftet wie in Dalmatien, Schweden, Rügen ꝛc., so gestattet sie allerdings meist eine gute Annäherung der Schiffe und leichte Ausschiffung, aber die Schiffsartillerie wird, da sie keine hohen Elevationen nehmen kann, den Landungsplatz selten bestreichen können. Ist der Strand dagegen seicht und flach, wie an der preußischen Ostseeküste, so können sich die großen Schiffe dem Strande nicht auf Kanonenschußweite nähern, der Transport auf den Booten wird langsam und schwierig, da die schweren Gegenstände zuletzt durch das Wasser geschleppt werden müssen, vor Allem sind aber die hier vorherrschenden, gegen das Land wehenden Brisen zu fürchten, da sie die Wellen in der Nähe des Strandes so aufregen, daß in der Regel eine heftige Brandung entsteht, die selbst den Dampfschiffen oft nur schleunige Flucht auf die hohe See als einziges Rettungsmittel vor dem Scheitern übrig läßt. Diese Bemerkungen werden genügen, den hohen Einfluß der Localität des Landungsplatzes darzulegen und die Schwierigkeiten einer richtigen Wahl desselben in's rechte Licht zu setzen.

In den meisten Fällen wird die Vertheidigung einer Küstenstrecke in zwei Haupttheile zu zerfallen haben, nämlich in die sorgsältige Beobachtung der langen und weniger gefährdeten Küstenlinien und in die directe Vertheidigung der Stromeinfahrten, Häfen und der von der Terraingestaltung ausgesprochenen Landungsplätze. Die Küstenstrecken zunächst der letzteren werden ganz besonders genauer Beobachtung bedürfen, da die meisten neuern Landungen den Beweis liefern, daß der Angreifer nicht die Häfen selbst, sondern meist einen in deren Nähe gelegenen geeigneten Landungsplatz aufsuchte, um dann durch eine schnelle Landoperation die Küstenbedeckungen der Häfen vom Lande her im Rücken anzugreifen. Den Beleg dafür im Großen liefert wie erwähnt der Krimfeldzug mit der Landung der Alliirten unweit der Almamündung; im Kleinen der Angriff auf Bomarsund.

Das Detail des Landungsverfahrens ist mit kurzen Worten folgendes, wobei wir vorausschicken, daß der französische Admiral Bouet Willaumez das Verdienst hat, das Seetransport- und Landungsverfahren mit Benutzung aller Erfahrungen zuerst in theoretische wie reglementarische Formen gebracht zu haben, daher die Franzosen als unübertroffene Vorbilder auch in diesem Fache des Kriegswesens dastehen. Die Landungsflotte zerfällt bei ihnen in zwei Theile, eine unmittelbare Escorte des Convoi und eine Observationsflotte, welche entfernt von den Convoischiffen den Feind beobachten und nöthigenfalls das Gefecht mit demselben aufnehmen soll. Dieser Theil der Flotte, meist aus Linienschiffen ersten Ranges bestehend, hat zugleich die Aufgabe, mit leichteren ihm zugetheilten Schiffen Demonstrationen gegen die Küsten auszuführen, um den Vertheidiger über den eigentlichen Landungsplatz irrezuführen, was oft Erfolg verspricht. — Bei der Landung selbst nehmen die Linienschiffe so nahe als möglich und parallel mit der Küste, ihre Breitseiten dem Lande zugekehrt Stellung, dahinter in zweiter Linie fahren die Transportschiffe auf. Während die ersteren den Strand rein fegen, setzen die letzteren auf der Seeseite ihre Landungsbote aus, bemannen und ordnen dieselben, worauf die Landungsbote durch die Kriegsschiffe hindurchfahren und, in eine oder zwei Linien formirt, dem Küstenpunkte zusteuern, wo sie ihre Last aussetzen sollen. Diese Bote, welche Ruderfahrzeuge sind, halten unter sich zwanzig Fuß Abstand und sind zu directer Unterstützung von einigen flachgehenden, mit schweren Kanonen bewaffneten Dampfern unmittelbar gefolgt. Die Mannschaft, mag sie nun an der Küste aussteigen oder noch eine Strecke durch das Wasser waten müssen, rangirt sich sogleich ordnungsmäßig und sucht sich nun an den geeigneten Localitäten des Ufers festzusetzen, worauf die Bote zurückkehren, um neue Truppen zu holen. Mit dieser zweiten Sendung langen gewöhnlich die größeren Bote an, welche inzwischen mit leichten Feldgeschützen beladen worden sind, während die erste Sendung nur Infanterie und vielleicht

einige Raketengeſtelle an's Land ſetzte. Iſt die Feſtſetzung gelungen, ſo erfolgen die weitern Transporte nicht mehr in Linie, ſondern in Colonnen formirt. Die Umſtände bringen es dann mit ſich, ob die gelandeten Truppen ſich ſogleich verſchanzen oder, von den Kriegsſchiffen längs der Küſte begleitet, den Weg nach dem Hafenplatze einſchlagen, welchen die Expedition als eigentliches Object gewinnen will. — Die weiteren Anordnungen fallen dann in den Bereich der Landoperationen, doch können die Linienſchiffe die Rolle von Flankendeckungen dabei mit Vortheil übernehmen. —

Betrachten wir nun die Mittel, welche die Kriegskunſt zur Vertheidigung einer von feindlichen Landungen bedrohten Küſte angibt, ſo ſind es: Operationstruppen, Befeſtigungen, Artillerie und Flotte, ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt, daß alle indirecten Hilfsmittel für den Feind, wie Leuchtfeuer, Baaken, Tonnen, Stromzeichen ꝛc. außer Wirkſamkeit geſetzt ſind.

Den Operationstruppen fällt ſelbſtverſtändlich die unmittelbare Action gegen den Feind zu, falls ſich derſelbe bereits vollſtändig ausgeſchifft und landeinwärts in Bewegung geſetzt haben ſollte. Ein Syſtem von einzelnen ſtarken Cordonpoſten längs der Küſte würde hierzu die verderblichſte aller Maßregeln des Vertheidigers ſein, vielmehr muß er möglichſt concentrirt beiſammen bleiben, um mit vereinten Kräften den Gelandeten anfallen zu können. Dies ſchließt nicht aus, die ganze Küſte ſorgſam zu beobachten. Ein unmittelbares Zurückweiſen der Landung durch Truppen, die höchſtens einige Feldartillerie mit ſich führen können, hat nur dann Ausſicht auf Erfolg, wenn der Landungspunkt ſeiner ganzen Natur nach für den Feind nur den vorübergehenden Zweck einer Recognoscirung oder Requiſition haben kann, alſo im äußerſten Falle eine Boteexpedition zu gewärtigen ſteht. Leichte Truppen, (Jäger und reitende Artillerie) werden am geeignetſten ſein, einem ſolchen Unternehmen entgegenzutreten. Gegen größere Landungen beſteht die Rolle der Truppen darin, ſich möglichſt ſchnell an den bedrohten Punkt zu begeben, weshalb ein ſorgſam angelegtes Telegraphennetz, ſo wie eine mit der Küſte in einiger Entfernung (2 — 3 Meilen) parallel gehende Eiſenbahn für den Küſtenſchutz faſt zu unbedingten Nothwendigkeiten werden. Nur durch ſolche Mittel wird es möglich werden, ſobald die Landungsexpedition rechtzeitig am Horizont entdeckt worden iſt, die Artillerie und Maſſen der Truppen noch während des Ausſchiffens des Feindes an den Landungsplatz zu bringen. Die Feldgeſchütze richten dann ihr Feuer ſelbſtverſtändlich nicht gegen die Schiffe, ſondern gegen die Landungsbote, indem ſie dieſe mit Schrapnels beſchießen. Sollte der Feind dennoch landen, ſo muß er mit Kartätſchenfeuer und Bajonettangriffen wieder zum Einſchiffen genöthigt werden. Kann ſich die Feldartillerie durch Erdeinſchnitte decken und die Infanterie am Strande in Schützenpoſitionen ſchnell logiren, ſo iſt dies um ſo beſſer. Iſt die Ausſchiffung nicht zu hindern, ſo gehen die Truppen aus dem Feuer der Schiffe zurück und es treten dann die Landoperationen in Wirkſamkeit, deren Specialitäten uns zu weit führen würden.

Strandbefeſtigungen werden immer einen größeren Schutz gewähren, als die ſchwachen Leiſtungen der Feldbatterien zu geben vermögen. Man wendet ſie überall an, wo die Geſtaltung und Tiefe des Fahrwaſſers die feindlichen Schiffe auf einen beſtimmten Weg anweiſt und die Wichtigkeit der Localität eine feindliche Operation als wahrſcheinlich vorausſehen läßt, z. B. zur Beherrſchung enger Meerespaſſagen, Hafeneingänge und Flußmündungen, ferner zur Deckung von Rheden und Inſeln, ſo wie als detachirte Poſten vor Seefeſtungen und Handelshäfen. —

Als die Seegeſchütze noch nicht den Grad ihrer heutigen Wirkſamkeit erlangt hatten, fand die Deckung der Küſten meiſt durch ſogenannte Martellothürme Statt. Veranlaßt durch den hartnäckigen Widerſtand, welchen ein Thurm dieſer Art auf der Inſel Corſika, mit einer einzigen Kanone bewaffnet, den Engländern leiſtete, wurde von ihnen dieſes Syſtem zur Zeit Napoleon's I. zuerſt allgemein angenommen und mit entſprechenden Modificationen bis zum heutigen Tage mit Vorliebe beibehalten. Dieſe durchaus gemauerten und bombenfeſt gewölbten Thürme, deren Conſtruction zu Ende des vorigen Jahrhunderts von dem berühmten franzöſiſchen Fortificator Montalembert angegeben wurde, haben 33 bis 50 Fuß Durchmeſſer, ſtatt des Daches eine offene Plattform für 1 bis 3 Geſchütze, deren Laſetten um einen

Drehbolzen beweglich sind und somit ein weites Schußfeld zulassen; das untere Stockwerk enthält das Pulvermagazin, die Cisterne und Magazine für Lebensmittel, das obere die Wohnungsräume für die Besatzung. Die meisten sind mit Oefen zum Glühen von Kugeln versehen. In derselben Weise ordnete Napoleon I. 1811 die Erbauung von Thürmen zur Vertheidigung der französischen Küsten an, nur ward statt des runden von den Franzosen ein viereckiger Grundriß von 24½ bis 50 Fuß Seitenlänge adoptirt. In vergrößertem Maßstabe angewendet bilden diese Thürme, als große Casemattenkörper erbaut, die Kernwerke und Stützpunkte der heutigen großen Seefestungen und Kriegshäfen wie Cherbourg, Brest, Kronstadt, Sebastopol ꝛc., welche mit Hilfe der Erbauung von großen Hafendämmen (Molos) den Kriegsflotten zugleich sichere Ankerplätze (die beiläufig gesagt mindestens 30 Fuß Wassertiefe haben müssen) und Zufluchtsorte gewähren. Wir begnügen uns mit dieser Andeutung, da wir, die deutschen Verhältnisse im Auge haltend, uns mit den kleinern Werken, welche nur die Abwehr von Landungen bezwecken, beschäftigen wollen, also den Küsten- und Strandbatterien, wie den Küstenforts, welche meist Erdwerke sind, denen der Steinbau nur zuweilen als Verstärkung beigegeben wird.

Der unmittelbare Ort der Anlage wird da, wo es sich um die Deckung von Städten und Häfen vor einem Bombardement handelt, meist auf Vorgebirgen und weit vorspringenden Landspitzen gesucht werden müssen; wo aber Einfahrten in Rheden und Hafenbecken zu decken und Landungen abzuwehren sind, wird die Lage und Tiefe des zu bestreichenden Fahrwassers den Ausschlag geben. Dabei ist maßgebend, daß Kanonenbote 6½ Fuß, Corvetten und Briggs 10 bis 16, Fregatten 20 bis 22 und Linienschiffe 24 bis 30 Fuß tiefes Fahrwasser verlangen und daß zwar Bote überall leicht landen können, eine größere Truppenmenge aber, wie wir oben erwähnten, nur unter dem Schutz größerer Kriegsschiffe, also mindestens von Fregatten, an's Land geworfen werden kann. Ueberall, wo also Landungsplätze und ein Fahrwasser von besonders geeigneter Beschaffenheit für den Feind sich vorfinden, so wie an den strategischen Haupt- und Stützpunkten der Küsten, müssen Befestigungen angelegt werden, die im Stande sind, durch ihr Geschützfeuer die feindlichen Schiffe zu beschießen, ihnen das Vordringen im Fahrwasser zu erschweren, und das Aussetzen und Heranfahren der Landungsbote zu verhindern. Selbstverständlich können nicht alle Punkte dieser Art durch Befestigungen geschützt werden, obgleich man es an den englischen Küsten neuerdings mit einem enormen Aufwande an Geld und Material zu thun versucht hat; man wird vielmehr die Vertheidigung minder wichtiger Zwischenpunkte schwimmenden Batterien, Kanonenboten ꝛc. überlassen müssen.

Mehr oder weniger werden die Strandbefestigungen sich selbst überlassen bleiben und dadurch in den Charakter selbständiger Werke treten. Es ist vielfach darüber gestritten worden, ob sie auch wirklich im Stande seien, den Kampf mit den an Geschützzahl wie Caliber meist überlegenen Schiffen anzunehmen und zu bestehen, und ob die Kosten ihrer Anlage überhaupt mit ihrem Nutzen in Einklang stehen. Zu Gunsten der Schiffe spricht die furchtbare und zerstörende Wirkung einer vollen Breitseitlage, wenn diese nur einigermaßen ihr Ziel trifft. Auch ist diese Wirkung durch die jetzt übliche schwere Armirung der Schiffe noch beträchtlich gesteigert worden, denn selbst Fregatten führen statt der früheren Achtzehn- und Vierundzwanzigpfünder jetzt meist dreißig- und sechsunddreißigpfündige Granatkanonen, und durch die Erfindung der gezogenen Geschütze ist die Tragweite und Zerstörungskraft der Geschosse auf einen noch nicht dagewesenen Grad der Leistungen angelangt. Da überdies die Schiffe ihren Standort verhältnißmäßig leicht und schnell wechseln und selbst bei conträrem Winde laviren und Breitseitlagen geben können, so bleibt ihnen auch ein gewisses Element der Ueberraschung im Angriff. Dagegen stellen sich den Küstenbefestigungen andere große Vortheile zur Seite; denn können die Schiffe keine Breitseitlagen geben und von den Befestigungen vielleicht gar der Länge nach gefaßt werden, so sind sie einer sichern Zerstörung fast wehrlos preisgegeben; wechselt überdies plötzlich der Wind und nimmt die Richtung nach dem Lande zu, so hindert er den Rückzug der Segelschiffe, und das Hinwegbugsiren durch Dampfschiffe erscheint um so schwieriger, als diese selbst leicht beschädigt und zum Rückzuge genöthigt werden können. Es genügen dann einzelne Geschütze der Landbefestigungen, um mächtige Schiffe zu ver-

nichten, wie die Katastrophe vor Eckernförde 1849 dargethan hat. Einzelne in die Schiffswand nahe oder unter dem Wasserspiegel schlagende Kugeln reißen die stärksten Balken aus, machen Oeffnungen von 1 bis 2 Ellen Länge und können das stärkste Schiff zum Sinken bringen. Die Gefahr, daß durch Schießen mit glühenden Kugeln nebenbei leicht ein Brand auf dem Schiffe entstehen könne, ist endlich keine der geringsten Gefahren für ein solches. Auch geben Schiffe ungemein große Ziele, da ein Linienschiff zum Beispiel 180 bis 200 Fuß Länge und ungerechnet das Takelwerk und die Segel 24 bis 25 Fuß Höhe über dem Wasser hat. Solches Ziel muß von den feststehenden und leicht zu richtenden Landgeschützen fast mit Sicherheit von jedem Schusse getroffen werden, während im Gegensatz hierzu niedrige Küstenbatterien von Erde kaum ein 1 bis 2 Fuß hoch ragendes Object abgeben, welches von den Schiffen meistens überschossen wird. Auch ist das Richten der einzelnen Schiffsgeschütze eine schwere und unsichere Sache, die bei Schwankungen des Schiffes durch Wind und Wellenschlag noch schwieriger wird. Entsprechend hohe Küstenbatterien gewähren dagegen den Vortheil, ihre Geschütze mit 4 bis 5 Grad Senkung abfeuern und sogenannte Rollschüsse anwenden zu können, die auf dem Meere fort- und auslaufend das Schiff immer sehr wirksam treffen; wogegen die nur 6 bis 18 Fuß sich erhebenden Aufschläge der Schiffskugeln eine entsprechend höher als das Schiff liegende Batterie nicht zu treffen vermögen.

Sprechen diese Verhältnisse im Ganzen sehr zum Vortheil der an sich schwächern Küstenbatterien, so ist doch nicht außer Acht zu lassen, daß auch das Marinewesen in den letzten zehn Jahren alles Mögliche gethan hat, die Verhältnisse zu seinen Gunsten zu verändern. Mit ungeheuern Geldkosten sind die Segellinienschiffe in Dampfschiffe umgewandelt worden, wodurch eine fast absolute Unabhängigkeit von Wind und Entfernung erlangt worden ist. Die Kraft des Dampfes ist ferner zur Fortbewegung und Lenkung derjenigen Fahrzeuge benutzt worden, welche eigens für die Geschützkämpfe mit den Landbatterien erbaut worden sind. Es sind dies die gepanzerten schwimmenden Batterien, deren Frankreich in kurzer Zeit zwanzig Stück besitzen wird und die ihren Ruf vorzüglich ihren Leistungen bei der Beschießung von Kinburn 1855 verdanken. Diese bis jetzt nur in Frankreich bestehenden Fahrzeuge dürften in der That einst die gefährlichsten Gegner der Küstenbefestigungen werden, wenn auch die englischen Versuche mit der Armstrongkanone und selbst die 1860 bei Berlin mit gezogenen Zwölf- und Achtzehnpfündern erlangten Resultate beweisen, daß die Panzerung der Schiffe keine absolute Widerstandsfähigkeit besitzt. Ergibt sich daraus die Nothwendigkeit, von nun an Küstenbefestigungen ebenfalls nicht ohne gezogene Geschütze schweren Calibers zu armiren, so sind diese schwimmenden Batterien bei alledem sicher nicht leicht außer Gefecht zu setzen. Sie halten eine jede 24 Stück unter Deck stehende gezogene Geschütze und gehen so flach (ungefähr 5 bis 6 Fuß), daß sie mit Hilfe ihrer Dampfmaschine von 150 Pferdekraft sich gefahrlos in ein sehr seichtes Fahrwasser begeben und den Kampf mit den Strandbefestigungen aufnehmen können. Unter diesen Verhältnissen muß auch die Fortification ihre Hilfsmittel zu gipfeln suchen.

In dieser Beziehung scheinen die neuern Erfahrungen dahin zu weisen: statt einzelner großer lieber mehrere kleine, aber wohlvertheilte Batterien zu erbauen, ferner hochliegenden Batterien den Vorzug vor den niedrigen zu geben, endlich den Mauerbau nur dann anzuwenden, wenn man ihm durch einen vorliegenden Erdmantel eine größere Widerstandskraft mittheilen kann.

Große Casemattenkörper von Stein werden nach diesen Grundsätzen jetzt nur noch bekannten wichtigen Landungsplätzen und bestimmten und eingeengten Hauptzufahrten gegenüber erbaut. Was die Höhe der Batterien über dem Bauhorizont, oder den sogenannten Aufzug derselben anbelangt, so können ganz niedrig (à fleur d'eau) gehaltene Strandbatterien allerdings dem Anblick des Feindes besser entzogen werden, haben ein rasirendes Feuer und werden in vielen Fällen vom Feinde leicht überschossen, aber sie erfordern auch eine nachhaltig abwehrende Kraft von zwanzig bis vierzig Geschützen und müssen überdies eingedeckt oder eingewölbt erbaut werden, um die Bedienung gegen das Flintenfeuer aus den Mastkörben

zu schützen. In der Wirkung kommen ihnen angemessen hohe Küstenbatterien von fünf bis sieben Geschützen aber gleich, gewähren den Vortheil des Rollschusses, können nur schwer getroffen und nicht eingesehen werden und beherrschen das feindliche Verdeck, das sich bei Linienschiffen ersten Ranges etwa 25 Fuß, zweiten Ranges 18½, bei Fregatten 12½ Fuß über dem Wasserspiegel erhebt.

Niedrig liegende Strandbatterien werden ganz aus Erde gebaut und müssen eine mindestens 18 Fuß dicke Brustwehr erhalten; man thut wohl, sie sturmfrei und mit wohlgeschlossenen Kehleingängen anzulegen, damit sie gegen die Angriffe unvermuthet im Rücken angreifender Feinde gesichert sind. (Vergl. die Wegnahme von Kertsch 1855, dessen hinten offene Strandbatterien durch gelandete Truppen ohne Widerstand genommen wurden.) Wichtige Batterien größerer Art müssen ausreichende Unterkunft für 60 bis 80 Mann und für Lebensmittel auf 12 bis 14 Tage, dann einen Kugelglühofen und, wenn möglich, zwei getrennte, bombenfest gewölbte Pulvermagazine erhalten; kleinere und minder wichtige Batterien werden für 30 bis 40 Mann und ein sechs- bis achttägiges Approvisionement eingerichtet, jedenfalls mit einem Pulvermagazine und zumeist auch mit einem Kugelglühofen versehen. — Haben die Batterien ein großes Gesichtsfeld zu beherrschen, so läßt man die Geschütze über die Brustwehr („über Bank") feuern, handelt es sich um die Bestreichung nur schmaler Zugänge, so sind Scharten vorzuziehen.

Küstenforts und hohe Küstenbatterien erfordern, wenn sie auf 600 Fuß ein dominirendes Feuer haben sollen, schon einen Aufzug von 45 bis 55 Fuß, müssen also von Stein erbaut werden. Auch sie müssen einen sturmfreien Wallgang haben. Nach diesem Grundsatz erbaut man ein sturmsicheres Kernwerk von Erde und in demselben ein gemauertes Reduit, auf dessen Plattform, durch eine 8 bis 10 Fuß dicke Sandsackbrustwehr gedeckt, ein oder mehrere Geschütze aufgestellt werden können. In den meisten Fällen genügt aber auch ein die entsprechende Deckung darbietendes casemattirtes Gebäude mit einem angemessenen Erdwalle davor, den man als Mantel 8 bis 10 Ellen vor dem Gebäude oder vor dem Graben des Kernwerks glacisartig gegen die See auslaufend anlegt. — Wo man das Mauerwerk freistehend dem Auge des Feindes darbot, da hat auch die neueste Erfahrung gelehrt, daß die Wirkung der großen Eisenmassen der Schiffsartillerie überlegen war, wie dies die Beschießung von Kinburn 1855 und von Ancona 1860 schlagend darthut. Gegen Erdwände ist die Wirkung der Schiffskugeln weit unbedeutender, da sie elastischer und weicher sind und äußerst selten in Bresche gelegt werden, wofür ebenfalls treffende Belege in der Beschießung Danzigs 1813 durch die englische Flotte Admiral Greigh's, der Batterien von Eckernförde 1849, der Batterie Schogaleff 1854 vor Odessa und viele andere Beispiele in der Kriegsgeschichte vorliegen. Es wird sonach auch für größere Werke die Anlage eines Erdmantels fast zur unbedingten Nothwendigkeit. Sie erhalten stets einen Kugelglühofen, der die Kugeln in 2 bis 2½ Stunden Zeit glühend machen kann, und zumeist ein thurmartiges, einen Stock hohes, etwa 25 bis 30 Klafter von den Geschützbettungen des niedern Walles abstehendes Reduit, das die Wohnungsräume für 60 bis 80 Mann und Lebensmittelmagazine für die doppelte Besatzung auf 20 Tage enthält. Im Souterrain ist das Pulvermagazin (200 Schuß für jedes Geschütz), im Hofe ein Brunnen oder eine Cisterne. Im obern Stockwerke finden gewöhnlich 4 bis 6 Geschütze und auf der Plattform 2 bis 3 Geschütze den nöthigen Aufstellungsraum, welche die Hauptbewaffnung abgeben; leichtere Geschütze (12 bis 16) stehen auf dem Hauptwall des Kernwerkes. Dieser Art sind die Küstenforts, welche die Oesterreicher in den letzten Jahren an der Küste des Adriatischen Meeres erbaut haben.

Die englischen Küstenbatterien neuerer Art sind ähnlich construirt, nur enthalten die gewöhnlichen, zu neun Stück 68pfündigen Bombenkanonen bestimmten kein Reduit, sondern in der Kehle nur ein Wachthaus; die hinten offene Schanze ist durch eine crenelirte Mauer abgeschlossen, die vordere Brustwehr 22 Fuß dick und von Mannshöhe in Erde erbaut. Ein 20 Fuß tiefer abgemauerter Graben gibt die nöthige Sturmfreiheit und ein vorgelegtes Glacis hindert das Breschelegen von Ferne.

Die Bewaffnung der Küstenbefestigungen bildet den artilleristischen Theil der Frage. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Geschütze mindestens eben so weittragend, also von demselben Caliber sein müssen, wie die-

jenigen der Schiffsartillerie, um nicht wehrlos von dieſen aus weiteſter Ferne zerſtört zu werden. In Oeſterreich führt man neben einigen leichten Zwölfpfündern, welche mit Kartätſchen gegen die Maſtkörbe und das Segelwerk wirken ſollen, gewöhnlich 48pfündige eiſerne ſchwere Kanonen, dann 36pfündige Marine- und 30pfündige Granatkanonen, doch ſcheinen dieſe Caliber dem jetzigen Standpunkte der Schiffsartillerie gegenüber nicht mehr ausreichend, namentlich was die Granatkanonen betrifft, deren Hohlgeſchoſſe gegen Schiffe faſt noch beſſer als glühende Kugeln wirken. Die engliſchen Küſtenbatterien ſind mit den ſchwerſten Geſchützcalibern bewaffnet, nämlich 32- und 68-Pfündern, ſowie acht- und zehnzölligen Voll- und Hohlkugelgeſchützen. Hierzu kommen noch die neuerdings von Armſtrong und Whitworth erfundenen gezogenen Kanonen, deren Tragweiten bis zu einer deutſchen Meile Entfernung gehen und die, für den Feldkrieg weniger geeignet, hier trotz ihrer langſameren Handhabung ganz an ihrem Platze ſind. Dabei ſind ſie leichter als die 68-Pfünder, welche mit 20 Pfund Ladung und 15 Grad Richtungswinkel ihre Geſchoſſe nur 4600 Schritt weit zu ſchleudern vermögen. Endlich ſpricht zu Gunſten der gezogenen Geſchütze, die lange, bolzenartige Geſchoſſe ſchießen, daß der daraus reſultirende kleine Caliber eine vermehrte Beweglichkeit der Geſchütze und ſpitzige Einfallswinkel ihrer Geſchoſſe zuläßt.

Haubitzen finden nur ſelten Anwendung, da der hohe Bogenwurf auf weite Entfernungen ſehr an Treffſähigkeit verliert. Man bedient ſich daher lieber der ſchon genannten Bombenkanonen, das heißt zehn bis zwölf Caliber lange Kanonen von großem Durchmeſſer, welche Hohlkugeln in flachen oder mittlern Bogen ſchießen. In der preußiſchen Artillerie findet man ſolche von acht und zehn Zoll Durchmeſſer, welche mit ihren Leiſtungen dem engliſchen 68-Pfünder mindeſtens gleichſtehen, aber leichter ſind und weniger Pulverladung verlangen. Man kann aus ihnen Voll- und Hohlkugeln, Schrapnels und Kartätſchen ſchießen, was letzteres bei gezogenen Geſchützen wegen des Ruinirens ihrer Züge nicht angeht. Trotz der ſonſtigen Vorzüge dieſer letztern Geſchützart werden daher die Bombenkanonen wohl nicht ganz entbehrlich werden.

An Mörſern führt man in Oeſterreich ſechzigpfündige weittragende Küſtenmörſer, im Ganzen finden ſie aber nur beſchränkte Anwendung, da das Verticalfeuer gegen Schiffe ſehr unſicher iſt. Dennoch iſt die Wirkung einer einzigen auf ein Schiff fallenden Bombe ungeheuer; ſie bringt nicht ſelten bis in den Kiel und vermag das Schiff ſinken oder doch gefechtsuntüchtig zu machen. Von der Bedeckung des Verdecks mit ſchützenden Eiſenplatten iſt man abgekommen, da ſie das Schiff zu ſehr belaſten und doch nicht das Durchſchlagen der Bomben abzuhalten vermögen. In großen Küſtenforts, wo es ſich um Beſchießung einer ganzen dicht zuſammen ankernden großen Flotte handelt, werden daher einige Mörſer immer von großem Nutzen ſein; kleinere Küſtenbatterien müſſen auf ſie verzichten und im Bogenwurf der Granatkanonen Erſatz ſuchen.

Unter allen Verhältniſſen muß die Küſtenartillerie die Erfahrungsſätze im Auge behalten, daß 1) bei einem größern Einfallswinkel als ſieben Grad die Geſchoſſe auf dem Waſſer nicht mehr ricoſchettiren (forthüpfen), 2) daß jede Kugel, welche nicht mit ihrer vollen Hälfte in die Schiffswand dringt, durch die Elaſticität des Holzes zurückgeworfen wird, 3) daß die nämliche Erſcheinung ſtattfindet, wenn die Kugel unter einem ſpitzern Winkel als dem von zwanzig Grad die Schiffswand trifft, daher auch neuerdings die Schiffswände mit ſehr ſchräg nach oben zurücktretenden Seiten gebaut werden. — Die preußiſche Küſtenartillerie wendet mit ihren Bombenkanonen den Rollſchuß bis 2500 Schritt mit höchſtens drei Grad Elevation an und auch dies nur bei ganz ruhiger See. Mit dem Bogenſchuß erreicht die zehnzöllige Bombenkanone eine Schußweite von 5000, die achtzöllige von 4700 Schritt. Die Hohlkugeln, die, wie erwähnt, nicht mit zu ſchwacher Ladung geſchoſſen werden dürfen, ſteigern ihre Wirkung durch ihr Zerſpringen nach dem Eindringen in die Schiffswand oder zwiſchen die Decks, weshalb ſie mit einem ſogenannten Percuſſionszünder verſehen werden, der ſie beim Auftreffen explodiren macht. Gegen Landungen müſſen Schrapnels und Kartätſchen geſchoſſen werden, was mit den preußiſchen Bombenkanonen bis 1500 und reſp. 1000 Schritt ausführbar iſt; gegen gepanzerte ſchwimmende Batterien oder Kanonenbote kann man auf weitere Entfernungen natürlich nur den Vollkugelſchuß anwenden, und em-

pfehlen sich hierzu besonders die gezogenen Geschütze wegen der großen Eindringungskraft und flachen Flugbahn ihrer Geschosse; ihre große Treffsicherheit weist darauf hin, die Geschützpforten der feindlichen Fahrzeuge als Richtpunkte zu nehmen. Die Bewaffnung jeder einzelnen Batterie wird naturgemäß von dem speciellen Zweck abhängen, den man bei ihrer Anlage im Auge hatte. Wo es sich um einen Kampf auf weite Distanzen handelt, werden Bombenkanonen und gezogene Geschütze genügen, für nähere Entfernungen (unter 1200 Ellen) können lange Haubitzen und Kanonen vortheilhaft wirken.

Die Lassettirung der Küstengeschütze ist fast eben so wichtig als die Wahl der Caliber. Soll eine Küstenbatterie Deckung auf volle Mannshöhe gewähren und dabei in ihrer Erdbrustwehr die größte Widerstandsfähigkeit gegen feindliche Geschosse besitzen, das heißt nicht von Scharten durchschnitten sein, so muß die Lassettirung gestatten, das Rohr mindestens sechs Fuß über die Batteriesohle zu erheben. Nächstdem muß die Lassette sehr beweglich sein, besonders wegen des Aenderns der Zielpunkte bedeutende Seitenrichtungen erlauben, dabei genügende Elevation, aber auch Depression gestatten. Man feuert daher meistens über Bank, das heißt über die Brustwehrkrone und bedient sich der auch in Festungen gebräuchlichen hohen Rahmenlaffetten, die vorn um einen Drehbolzen beweglich sind und der preußischen achtzölligen Bombenkanone zum Beispiel eine Seitenrichtung von 80 Grad, der zehnzölligen von 50 Grad zulassen. Schießscharten, die nur 30 Grad Seitenrichtung gestatten, wendet man nur an, wo es sich um die Beherrschung auf nähere Entfernung als 1200 Ellen, sowie eines schmalen Fahrwassers handelt, also für Haubitzen und Kanonen. Die Bombenkanonen feuern immer über Bank, ebenso die auf Plattformen aufgestellten Geschütze, die eine solche Laffetteneinrichtung erhalten, daß der Pivot ihrer Drehung unter der Mitte des Geschützes liegt, also eine volle Kreisbewegung gestattet. Allerdings sind solche Geschütze, wenn sie auch nur einen Fuß über die Brustwehr ragen, dem feindlichen Feuer ausgesetzt, doch sucht man sich dann durch aufgesetzte improvisirte Sandsackscharten zu helfen. Um die Wirkung feindlicher Sprenggeschosse, die in eine Küstenbatterie einschlagen, zu mindern, ist es Regel, zwei und zwei Geschütze einer Batterie durch an die Brustwehr angesetzte kurze Querwälle, sogenannte Traversen, von einander zu trennen.

Eine wichtige Rolle in der Küstenvertheidigung muß schließlich unter allen Umständen der Mitwirkung einer Flotte eingeräumt werden, und wo eine solche, wie leider in Deutschland, nicht vorhanden ist, besondern kleinern Kriegsfahrzeugen, wie schwimmenden Batterien, Prahmen, besonders aber Kanonenboten. Diese übernehmen, wie die Cavallerie bei einem Landheer, den Sicherheits- und Kundschaftsdienst auf dem Wasser und müssen schnell herbeieilen, wo es gilt, einem bedrohten Punkte zu Hilfe zu kommen. Vermöge ihrer Beweglichkeit müssen sie suchen, den feindlichen Schiffen in's Kielwasser zu kommen, um sie der Länge nach unter Feuer zu nehmen, den Strandbefestigungen Unterstützung zu gewähren, durch Demonstrationen die feindliche Flotte zur Zersplitterung zu verführen, endlich im freien Meere und an nicht gedeckten Punkten auch allein den Kampf mit dem Feinde aufzunehmen wagen, bis mobile Truppen herbeikommen. Man sieht, daß an solche Fahrzeuge nicht allein in nautischer, sondern auch in Beziehung auf ihre Führung hohe Ansprüche gestellt werden müssen. Alle Seestaaten haben daher dieser Gattung von Kriegsfahrzeugen ihre höchste Aufmerksamkeit gewidmet.

Die Kanonenbote neuerer Art werden flachgehend und leicht gebaut, und um ihre Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit zu erhöhen, sogar mit kleinen Dampfmaschinen versehen. Hierdurch werden sie befähigt, selbst Wasserwege zu befahren, die andern Schiffen unzugänglich sind. An ihrer vordern, flach und stumpf gehaltenen Stirn steht ein schweres Geschütz mit einer Drehlaffette (in Oesterreich eine dreißigpfündige, in Preußen eine achtzöllige Bombenkanone), damit das Bot den Kampf auf weite Entfernung annehmen könne; denn da es durch seine flache Bordhöhe ein nur kleines Zielobject bietet, so ist diese Kampfweise sein eigentliches Element, im Nahkampf würde es von größern Schiffen leicht weggefegt werden. Gegen anlandende Truppen wird das Nahgefecht allerdings nicht immer zu vermeiden sein; dann müssen sie ihre Wirksamkeit im Schrapnel- und Kartätschenfeuer suchen und den Kampf mit den kleinern Schiffen aufnehmen, welche,

wie wir erwähnten, die Landungsbote unmittelbar zu decken haben. — Für größere Hafenbecken empfehlen sich die gepanzerten schwimmenden Batterien, wie solche z. B. die Oesterreicher zum Schutze des Hafens von Venedig gebaut haben.

Untersuchen wir nun, in wie weit die oben besprochenen, aus Theorie und Erfahrung abgeleiteten Grundsätze für Küstenschutz Anwendung auf unsere norddeutschen Küsten gefunden haben, so müssen wir leider bekennen, daß mit Ausnahme der Preußen gehörigen Küstenstrecken noch nicht das Mindeste geschehen ist, diesen wichtigen Grenzlinien die mangelnde Sicherheit zu verschaffen, die sie zum Schutz von Norddeutschland gebieterisch erheischen. — Bevor wir andeuten, wo es speciell fehlt und wie dem abzuhelfen, wollen wir dem Leser ein kurzes Bild unserer Küsten vor Augen führen und beginnen demgemäß mit der deutschen Ostseeküste, die wir geographisch wie militärisch wieder in den preußischen und nichtpreußischen Theil theilen können.

Die preußische Ostseeküste beginnt bei Nimmersatt an der russischen Grenze, 2½ Meilen nördlich des Einganges in das kurische Haff, und erstreckt sich in einer Länge von 111 Meilen bis in die Nähe der mecklenburgischen Stadt Ribnitz. Ein Blick auf die Karte genügt, den monotonen Charakter dieser Küstenstrecke, die nur durch den einzigen Einschnitt der Danziger Bucht unterbrochen wird, erkennen zu lassen. Von Memel bis Rügen lagert sich keine einzige Insel vor der Küste. Von sandiger und flacher Beschaffenheit erheben sich unfern des Strandes gegen das Meer flach abfallende Dünenketten, die nur streckenweise die Höhe von hundert Fuß über der Meeresfläche erreichen. Erst bei Rügen tritt eine den gegenüberliegenden schwedischen Küsten ähnliche Gestaltung hervor, indem sich hier steile und schroffe Kreidefelsen von mehreren hundert Fuß Höhe erheben, Buchten und Einschnitte bilden, abgetrennte Inseln von gleichem Charakter und ein tiefes Fahrwasser bis an die Küste auftreten. Die Wiek's und Bodden auf Rügen und in Westpommern lassen sich gleichfalls als eine Nachbildung der schwedischen Fjords kennzeichnen.

Eigenthümlich ist der preußischen Ostseeküste die Menge großer Binnengewässer, welche sich, durch schmale Landstreifen vom Meere getrennt, längs desselben erstrecken, zum Theil durch seichte, defileeartige Ausgänge mit dem Meere verbunden, zum Theil ohne solche als reine Binnengewässer erscheinend. — Erstere, meist für Seeschiffe zugänglich, werden Haffs, die letztern Strandseen und auf Rügen und Neuvorpommern Bodden genannt. Letztere stehen unter sich meist durch schmale, aber für Kanonenbote passirbare Canäle in Verbindung und bilden eine höchst wichtige Vertheidigungs- und Verbindungslinie zwischen den Festungen Stralsund und Stettin. Man zählt dreizehn Bodden und eben so viel Seen, von denen aber nur der Leba, der Garde'sche, der Jasmund'sche und der Campsee durch seichte Canäle von der Ostsee aus mit Boten erreicht werden können. Von den Haffs existiren vier von Osten nach Westen: das Kurische, das Frische, das Geeste- und kleine Haff, letztere beide zusammen auch das Stettiner Haff genannt. Sie sind die Wasserbecken, in die sich die Memel-, Weichsel- und Odermündungen unmittelbar ergießen. Sandbankartige Barren oder Landzungen (die Kurische und Frische Nehrung und vor der Odermündung die ähnlich gestalteten Inseln Usedom und Wollin) trennen diese Becken gleich Barrieren vom eigentlichen Meere.

Längs der mecklenburgischen und holsteinischen Küste nimmt das Gestade der Ostsee aber einen wesentlich andern Charakter an. Auf eine Länge von 42 deutschen Meilen bis zur schleswigschen Stadt Flensburg zeigt sich der Strand nicht allein von fester Gestaltung, mit tieferem und nahe daranreichendem Fahrwasser, sondern auch von vielen vorgelegenen Inseln begleitet. Das Gestade selbst ist nicht mehr eine ununterbrochen fortlaufende, dünenbesetzte Linie wie in Preußen, sondern von Buchten und ausgezeichneten Häfen durchschnitten, die um so tiefer und umfangreicher in das Festland einschneiden, je weiter man nach Norden kommt. Zwar münden auf dieser Strecke nur kurze und seichte Küstenflüsse ein, aber doch gibt es viele gute Rheden, so daß diese Küste einer Flotte eine Menge gute Zufluchtsorte und resp. gesicherte Landungsplätze darbietet. Die wichtigsten dieser Einschnitte sind die Buchten von Wismar, Lübeck, Eckernförde und der Flensburger Fjord, abgerechnet eine

Anzahl kleinerer, die alle zusammen in ihrer Gesammtheit einst die Sammel- und die Stützpunkte der alten Hansaflotten abgaben.

Vergleichen wir die eingangs erwähnten Bedingungen für eine feindliche Landung mit der eigenthümlichen Beschaffenheit der Ostseeküsten, so zeigt sich der preußische Theil der letztern von ziemlicher Sicherheit gegen eine solche Invasion. Nicht allein, daß die Wassertiefe vom Strande aus nur ganz allmälig nach der hohen See zu anwächst, wonach Schiffe von größerem Tiefgang sich der Küste höchstens bis auf eine halbe Meile Entfernung nähern und eine Landung daher nicht secundiren können, so herrschen auch während zwei Drittel des Jahres westliche und nördliche Winde gegen die Ostseeküste vor, welche ein Ankern an dem offenen und gleichförmigen Gestade derselben höchst gefährlich machen. Es ist bekannt, daß die Ostsee weit häufigeren und heftigeren Stürmen als selbst die Nordsee ausgesetzt ist. Dazu kommt, daß die das Gestade begleitende Dünenkette aus tiefem Sande besteht, welcher ausgeschifften Truppen die Bewegung im höchsten Grad erschwert, Geschützen beinahe unmöglich macht. Eine zweite solche Kette lagert sich im Wasser selbst zwischen hundert und tausend Schritt Entfernung riffartig längs des Gestades. Auf derselben reducirt sich die Wassertiefe auf vier bis zwei Fuß, und weht der Wind nach dem Lande zu, so entsteht eine solche Brechung der Wellen, daß es kein Bot wagen würde, unter solchen Umständen die Brandung zu überschiffen. Es schützt sich daher der größere Theil der preußischen Ostseeküste ganz von selbst gegen eine feindliche Landung, wenigstens in größerm Maßstabe, und die ganze Vertheidigung reducirt sich auf die schmalen Eingänge zu den Binnenbecken, welche durch Strandbatterien leicht zu sperren sind. Außer Swinemünde und Neufahrwasser bei Danzig hat die Küste keinen einzigen unmittelbaren Hafen aufzuweisen und beide sind durch Befestigungen ausreichend geschützt. So bleiben an der preußischen Ostseeküste nur zwei Localitäten, welche einer feindlichen Invasion zur See günstigen Erfolg versprechen, nämlich die Bucht von Danzig und die Insel Rügen, mittelbar durch die Festungen Königsberg, Danzig und resp. Stralsund gedeckt.

Als directe künstliche Vertheidigungsmittel sind folgende Befestigungen angelegt worden: Am Eingang in das Kurische Haff 3 Strandbatterien, am Eingang in das Frische Haff 1 Fort (Pillau), an der Weichselmündung bei Neufähr 1 Fort (Weichselmünde), an der Weichselmündung bei Neufahrwasser 6 Schanzen, an der Stolpemündung 1 Schanze, an der Wippermündung 1 Schanze, an der Persantemündung 1 Fort (Colberg), an der Swinemündung 1 Fort und 2 Montalembert'sche Thürme, an der Peenemündung (Insel Ruden, wo Gustav Adolf landete) 2 Schanzen; zusammen 4 Forts, 6 Strandbatterien und 9 Schanzen. Zur Unterstützung dieser Werke und Vertheidigung der Binnengewässer stehen Preußen an schwimmenden Vertheidigungsmitteln zu Gebote 42 Ruderkanonenbote mit 78 Kanonen und 20 erst vor Kurzem vollendete Dampfkanonenbote, deren Zahl auf 40 Stück erhöht werden soll. Diese sämmtlichen Kanonenbote sind einer neuen Bestimmung zufolge mit 1 bis 3 Stück zwölf- oder achtzehnpfündigen gezogenen Kanonen bewaffnet worden und dürften sowohl ihrer Quantität als Qualität nach dem engern preußischen Bedürfnisse entsprechen. Der Rest der preußischen Kriegsflotte besteht aus 2 Fregatten, 1 Schraubencorvette, 1 Rädercorvette, 1 Segelcorvette, 3 Schoonern, 1 Dampfaviso, 1 Wachtschiff und 1 Transportschiff mit zusammen 159 Kanonen. — Da diese kleine Flotte nicht einmal der dänischen gewachsen ist, welche im Ganzen auf 104 Fahrzeugen etwa 1000 Geschütze zählt,*) so würde der preußischen Flotte beim Erscheinen einer feindlichen Flotte in der Ostsee nichts übrig bleiben als sich in den Hafen von Swinemünde zurückzuziehen und von

*) Nach dem amtlichen Bericht des dänischen Marineministers war der Stand der dänischen Flotte 1860 folgender:

a. Segelschiffe.

3	Segel-Linienschiffe	mit	240 Kanonen,
6	„ Fregatten	„	290 „
7	„ Corvetten u. Briggs	„	96 „
16	Schiffe im Ganzen mit		626 Kanonen.

b. Dampfschiffflotte.

2 Schraubenfregatten (à 300 Pferdekr.)	mit	84 Kanonen,
2 Schroubencorvetten	„	28 „
4 olte Raddampfer		?
		112 Kanonen.

c. Defensivflotte.

50 meist veraltete Ruderkanonenscholuppen mit	100 Geschützen,
17 Kononenjollen,	
3 Schraubenkanonenbote,	
9 eiserne Transportschiffe.	

hier aus Offenſivunternehmungen zu verſuchen, da weder die Haffs noch die Weichſelmündung Waſſertiefe genug zur Zuflucht für die größern Schiffe beſitzen. Das Project, im Jasmunder Bodden auf Rügen einen Kriegshafen zu gründen, iſt noch nicht realiſirt, auch von verſchiedenen Seiten als unzweckmäßig bezeichnet worden, wovon wir ſpäter ſprechen werden.

Wenden wir unſere Aufmerkſamkeit den beiden einer feindlichen Landung einzig und allein Erfolg verſprechenden Localitäten zu, ſo ſpricht für die Danziger Bucht Folgendes. Der bei Neufahrwaſſer in die Oſtſee mündende Hauptarm der Weichſel bildet den eigentlichen Hafen der eine Stunde oberhalb an dieſem Strome gelegenen Hauptfeſtung Danzig und iſt, ſoweit deren Bedeutung in das maritime Gebiet gehört, als Lebensader von der höchſten Bedeutung für die Feſtung, zumal wenn ſie von der Landſeite eingeſchloſſen oder belagert iſt, wie dies 1807 und 1813 geſchah. Schon von der Zeit der deutſchen Ritter her iſt deshalb die Befeſtigung dieſes Weichſelausfluſſes, die heute den Namen Fort Weichſelmünde führt, in's Werk geſetzt und bis jetzt gegen alle Angriffe erfolgreich behauptet worden, obgleich das Beſtreben der Belagerer, namentlich im Jahre 1813, dahin ging, die Verbindung zwiſchen der Feſtung und Weichſelmünde zu unterbrechen. Auch in künftigen Kriegen wird das Streben, die Weichſelmündung in Beſitz zu nehmen, das Hauptaugenmerk einer feindlichen Flotte ſein. Nun hat die Strommündung allerdings nur 17 Fuß Tiefe, alſo nur für Kanonenbote hinreichendes Waſſer, iſt auch durch mehrere Werke direct gut vertheidigt, aber die Rhede hat einen guten Ankergrund, auf dem eine feindliche Flotte während der Sommermonate geſichert ſich aufhalten kann, um von hier aus Landungsverſuche in der Nachbarſchaft zu unternehmen. Hierzu empfiehlt ſich beſonders die 2½ Meilen lange Küſtenſtrecke an der Weſtſeite der Danziger Bucht zwiſchen Bröſen und der Landſpitze Oxhöft, wo der Strand eben und feſt iſt und die Waſſertiefe großen Schiffen eine Annäherung bis auf tauſend Schritte zuläßt. Dieſe Strecke entbehrt bis jetzt jeder Vertheidigung, deren ſie um ſo mehr bedarf, als ein gelandetes feindliches Corps von hier durch eine Flankenoperation zu Lande einer Belagerungsarmee vor Danzig die Hand reichen, ſie verproviantiren und ſonſt unterſtützen, vor Allem aber die Verbindung Danzigs mit Weichſelmünde durchſchneiden kann. Auch die Halbinſel Hela geſtattet eine feindliche Landung ohne beſondere Schwierigkeit, kann aber durch mobile Truppen an der Stelle, wo ſie ſich vom feſten Lande abſondert, leicht abgeſchnitten werden. Im Ganzen reducirt ſich das Kriterium der Strategen auf das Verlangen, die obengenannte Strecke zwiſchen Bröſen und Oxhöft durch Strandbefeſtigungen direct zu decken und auf der Weichſel eine Dampfkanonenbotflotte zu unterhalten, welche die Benutzung des Stromes zwiſchen Danzig und dem Meer offen zu halten vermag.

Im Vorbeigehen ſei erwähnt, daß dagegen der Ausfluß des mittlern Oderarmes, der Swine, mit allen Hilfsmitteln der modernen Fortification geſichert iſt, was auch um ſo nothwendiger iſt, als er hinreichende Waſſertiefe ſelbſt für Fregatten hat und mit ſeinem Verluſte ganz Pommern bedroht ſein würde. Faſt eben ſo wichtig iſt die Vertheidigung der Peenemündung, durch welche die einzige Waſſerverbindung zwiſchen dem Stettiner Haff und den Rügen'ſchen Gewäſſern, d. h. gleichzeitig zwiſchen den Feſtungen Stettin und Stralſund zu geſchehen hat. Der gemeinſchaftliche Waſſereingang in den Greifswalder Bodden und die Peenemündung geſchieht durch die Waſſerrinne des ſogenannten Landtiefs, die ſo weit vom Lande entfernt liegt, daß ihre Vertheidigung einer Kanonenbotflottille anvertraut werden muß. Der Feind wird hier jedenfalls einzudringen verſuchen, und kann man ihm hier nicht genug Kanonenbote entgegenſtellen, ſo wird nichts übrig bleiben, als dieſes Fahrwaſſer durch Verſenkung von Fahrzeugen für den Feind, aber damit auch für ſeine eigenen Zwecke unpaſſirbar zu machen. Die ganze Südküſte Rügens wie auch das gegenüberliegende Pommern bis Stralſund kann dann einer weitern Vertheidigung entbehren, zumal die Tragkraft der neuen gezogenen preußiſchen Geſchütze die Waſſerſtraße zwiſchen Stralſund und Rügen vollſtändig beherrſcht. Ebenſo deckt ſich die Weſtküſte Rügens und der Zugang zu Stralſund von der weſtlichen Seeſeite her durch die gefährlichen und engen Fahrwaſſer zu beiden Seiten der Inſel Hiddens Oe, die leicht zu vertheidigen und ſchwer aufzufinden ſind, nöthigenfalls ebenfalls durch Verſenkungen abgeſperrt werden können. — Es bleibt

die Oſt- und Nordſeite der ſchönen und reichen Inſel Rügen ſomit als der einzig angreifbare Punkt für den Gegner. Dieſe Küſtenſtrecke charakteriſirt ſich dadurch, daß von dem Hauptkörper der Inſel ſich zwei Halbinſeln abtrennen, Wittow im Norden und Jasmund im Oſten. Beide werden von der Hauptinſel durch eine Reihe von Binnengewäſſern (Bodden) getrennt, deren letztes und größtes den Namen des großen Jasmunder Bodden führt. Die Behauptung dieſer Bodden iſt von höchſter Wichtigkeit, da ſie nicht allein die Hauptvertheidigungslinie der Inſel ſelbſt, ſondern auch von Wittow und Jasmund bilden. Sie ſind daher durch eine große Anzahl hier ſtationirter Kanonenbote zu decken. Zu bemerken iſt, daß beide Halbinſeln ſchräg geneigte Kalkplatten ſind, die nach dem Meere zu ſenkrecht, nach den Bodden zu wie auch gegen einander aber flach abfallen und hier durch ſchmale, lange, feſte und ſehr niedrige Dünenlandzungen mit einander verbunden ſind und zwar zwiſchen Wittow und Jasmund durch die ſogenannte Schaabe und zwiſchen Jasmund und dem Hauptkörper der Inſel durch die ſogenannte ſchmale Heide. An beiden iſt die Waſſertiefe ſo nahe an's Land tretend, daß hier Landungen im größern Stile möglich ſind. Die zum Theil bewaldete Schaabe hindert zugleich das Feuer der in den Bodden liegenden Kanonenbote. Mit Recht verlangen Sachkundige, daß die Enden beider Zungen, da wo ſie ſich wieder erhöhen und in das Innere von Wittow und Jasmund übergehen, durch ſtarke Schanzen abgeſchloſſen werden. Die Anlage dieſer Werke wird um ſo nöthiger, wenn das Project, den großen Jasmunder Bodden in einen Kriegshafen zu verwandeln, noch ausgeführt werden ſollte, denn es gilt dann vor Allem, dem gelandeten Feind den Zugang zu Wittow wie Jasmund unmöglich zu machen. Zum größern Spielraum für die Flotte ſollen der große und kleine Jasmunder Bodden durch Vertiefung des ſie verbindenden ſeichten Fahrwaſſers mit einander in Verbindung geſetzt werden.

Obgleich dieſe Stelle zweifelsohne der günſtigſte Punkt für die Anlage eines großen Kriegshafens an der ganzen preußiſchen Küſte iſt und man hier dem Nachtheil ausweicht, den Kriegshafen einer Blockade von der Land- und Waſſerſeite zugleich ausgeſetzt zu ſehen, ſo haben ſich doch manche Strategen dagegen ausgeſprochen und dem Stettiner Haff den Vorzug zuerkannt, da dieſes ein weiteres und leichter zu deckendes Becken mit mehr geſicherten Ausgängen zu Offenſivunternehmungen darbietet und ſich im Rücken auf die ſtarke Feſtung Stettin zu ſtützen vermag. Wir ſind nicht unterrichtet, in welcher Richtung ſich die Intentionen der preußiſchen Regierung bewegen und ob die ſeit zwei Jahren am Jasmunder Bodden vorgenommenen Arbeiten wirklich auf die Errichtung eines Kriegshafens hinauslaufen. Vor der Hand erſtrecken ſich die Arbeiten auf die Befeſtigung von Ruden, die Verſtärkung der Feſtungswerke von Stralſund und die Ausbaggerung des eben erwähnten Verbindungscanals zwiſchen den beiden Bodden. Da auch die Küſtenſtrecke von Rügen bis zur mecklenburgiſchen Küſte ſich durch ihre natürliche Beſchaffenheit ſchützt, ſo können wir das Facit ziehen, daß es mit der Vertheidigungsfähigkeit der preußiſchen Oſtſeeküſte beſſer beſtellt iſt, als man im Allgemeinen anzunehmen pflegt, ein Urtheil, das ſich auf die nichtpreußiſchen noch übrigen deutſchen Küſtenſtrecken leider nicht ausdehnen läßt.

Wie früher bereits angedeutet wurde, bieten längs dieſer Küſten viele Buchten, Rheden und Häfen ſelbſt einer großen Flotte ſichere Ankerplätze; auch iſt der Strand hier nur ſelten von der ſchützenden Dünenkette und dem daran gelegenen Sandriff begleitet. Es geſtaltet ſich die große Lübecker Bucht zu einem ausgeſuchten Sammelplatz und Aufenthaltsort für eine große Flotte, da im Süden die Küſten Mecklenburgs, im Weſten die holſteiniſche Küſte, im Norden die Inſeln Femern, Laaland und Falſter die Bucht ſchützend umgeben. Von hier aus kann eine Flotte ſich nach Belieben und plötzlich gegen irgend einen der Landung günſtigen Punkt überraſchend wenden, zumal hier die deutſche Küſte ganz unvertheidigt liegt und von der preußiſchen Grenze bis Flensburg nicht weniger als acht geeignete Hauptlandungspunkte zu zählen ſind, nämlich vier in der Lübecker Bucht (Warnemünde, das Fahrwaſſer von Wismar, Travemünde und Neuſtadt) und vier von der Kieler Bucht bis zum Flensburger Fjord (die Hohwachtsbai, Kiel, Eckernförde und Flensburg). Bei Warnemünde können die größten Kriegsſchiffe ſich bis auf tauſend Schritt der Küſte nähern, Kanonenbote bis Roſtock gelangen. Hier gilt es Strandbatterien zu errichten und die Warne zu ver-

barricadiren; das Uebrige müssen mobile Truppen thun. Die ganze Küstenlinie von hier bis in die Nähe von Wismar ist einer feindlichen Landung überaus günstig und an manchen Stellen können Kanonenbote fast am Strande, Linienschiffe bis fünfhundert Schritt von demselben ankern. Die Aufstellung einer starken mobilen Streitmacht ist längs dieser Strecke unumgänglich nöthig, da Mecklenburg den feindlichen Angriffen außerdem ganz offen daliegt, Strandbefestigungen in zu großer Anzahl auch nicht angelegt werden können.

Ein fernerweit besonders gefährdeter Punkt ist die Bucht von Wismar, die bei einem Flächenraum von fast zwei Quadratmeilen Platz für die größte Flotte darbietet, auf drei Seiten vom Lande und auf der vierten nur von der Insel Pöl und einem trockenen Sandriff eingeschlossen ist. Das Fahrwasser reicht im Innern an drei Punkten bis an den Rand der bis jetzt unbeschützt liegenden Bucht; bis Wismar selbst kann man nur mit Kanonenboten gelangen. Der günstigste Punkt zur Ausschiffung liegt der Insel Pöl westlich gegenüber beim Dorfe Hohenwischendorf. Es ist daher dringend geboten, nicht allein die Insel Pöl zur Beherrschung der 2000 Schritt breiten Einfahrt in die Wismarbucht, sondern auch den oben erwähnten Punkt gegenüber, endlich auch den 2500 Schritt breiten Eingang zu Wismar selbst durch starke Werke mit schwerstem Geschütz zu beschützen. Dasselbe gilt von der kleinen Insel Wallfisch im Innern der Bucht, die mitten im Fahrwasser liegt. Endlich dürfte sich eine Flotille von mindestens zwanzig Kanonenboten zur Unterstützung der Werke nothwendig machen. Auch die Einbuchtungen von Travemünde und Neustadt, die weitern Landungspunkte, können nicht ohne einige Strandbatterien gelassen werden; beide Passagen sind eng und haben nur fünfzehn Fuß Wassertiefe, bedürfen also keiner großen Vertheidigungsmittel. Von Neustadt bis zur Hochwachtsbai östlich Kiel schützt ein Riff die Küste; die genannte Bai läßt sich, da der zum Landen geeignete Punkt nur geringe Ausdehnung hat, ebenfalls durch einige Batterien schließen. Der prachtvolle, tiefe, ruhige und geräumige Hafen von Kiel, der schönste der Ostsee, der eigentlich Deutschlands Kriegshafen sein sollte, ist durch die kleine Festung Friedrichsort, der einzigen Strandbefestigung auf der in Rede stehenden Küstenlinie, ziemlich gesichert. Bei Eckernförde kann durch Anlage von mehreren Strandbatterien ebenfalls eine Landung verhindert werden, wofür wir schon den Beleg von 1849 haben, wenn auch die damalige geringe Anzahl von zwei Strandbatterien jetzt nicht mehr ausreichen dürfte. Der letzte Punkt ist endlich die Einfahrt in den Flensburger Busen zwischen den Landspitzen Holneß und Sandager, die durch das Kreuzfeuer von anzulegenden Strandbatterien zu vertheidigen wäre. Mobile Corps sind nicht nöthig, da das übrige Gestade längs der holsteinischen Ostküste durch Sandriffe geschützt ist.

Im Ganzen angesehen sind es demnach an der Ostsee die mecklenburgischen Küsten, welche einer Vertheidigung am meisten bedürfen; es müssen die nothwendig zu schaffenden Fortificationen aber so umfangreicher und kostspieliger Art sein, daß man nicht, wie bei den holsteinischen Landungspunkten, sich durch provisorische Werke wird helfen können. Es kann daher nicht dringend genug gefordert werden, zum Schutz des ganzen deutschen Vaterlandes der Vertheidigung dieser Küstenstrecke unverweilt vollste Aufmerksamkeit zu schenken. Eine im Mecklenburgischen an's Land geworfene feindliche Armee würde nicht allein sich sofort in den Besitz der blühenden nnd wohlhabenden Handelsstädte Lübeck, Rostock, Wismar setzen, sondern in dem mecklenburger Land eine reiche Quelle von Subsistenzmitteln und an Contributionen finden. Strategisch betrachtet, würden die Wellenschläge einer solchen feindlichen Invasion bis Stralsund, Stettin, Spandau und Magdeburg reichen und Deutschland jedenfalls nöthigen, eine beträchtliche mobile Truppenmasse vor diesen Festungen zur Deckung seiner gefährdeten Küsten aufzustellen. Es ist daher von Strategen verlangt worden, die mecklenburgische Eisenbahn von Güstrow auf Stralsund und von hier über Greifswald auf Stettin fortzuführen, damit wenigstens die Parallelbewegung der Truppen längs der Küsten beschleunigt werde. Nach langen Kämpfen ist es endlich der mecklenburgischen Regierung gelungen, von den Ständen die Bewilligung zum Anschluß an die preußische Eisenbahnlinie bei Stettin zu erlangen, was aus politischen wie strategischen Gründen nur mit Freuden zu begrüßen ist. Möchte es nicht zu spät sein! Zur Vervollständigung des

Vertheidigungsſyſtems der Oſtſee wäre dann nur noch die Anlage einer ſtarken Feſtung in Norddeutſchland wünſchenswerth, etwa Lübeck oder Hamburg, noch beſſer aber beide Städte, ſowohl als Stützpunkte unſerer Armee gegen etwaige feindliche Landungsverſuche, als auch zur Baſirung gegen die deutſch-däniſchen Herzogthümer, die leider Gottes nun einmal als offene Breſche in unſerer nördlichen Vertheidigungslinie liegen, ſeit man unverantwortlicherweiſe die Schleifung des wichtigen Rendsburg zugelaſſen hat, ſtatt es zur Bundesfeſtung zu machen. — Was die ſchleswig-holſteiniſchen Landungspunkte an der Oſtſeeküſte betrifft, ſo ſind Kiel, Eckernförde und Flensburg mit Hilfe der Eiſenbahnen leicht zu unterſtützen, aber ihre Bedeutung ſinkt dadurch, daß die jütländiſche Küſte bequeme Landungspunkte genug aufzeigt, die dem Feinde eine Operation zu Lande vom Norden her verlockender erſcheinen läßt, als ſich direct in den Beſitz der holſteiniſchen Seenplatte zu ſetzen. Wir begnügen uns mit dieſen Andeutungen, welche völkerrechtliche Fragen in's Gebiet der Discuſſion ziehen würden, und wenden uns der Befeſtigung der Nordſeeküſte zu.

Die Geſtade der Nordſee haben einen weſentlich verſchiedenen Charakter von denen der Oſtſee, da in der Nordſee die Einwirkungen der Fluth und Ebbe hervortreten, welche in der Oſtſee beinahe gar nicht wahrzunehmen ſind. In doppelter Richtung ſtrömend, nämlich mit einem Arme von der Weſtküſte Dänemarks herab, mit dem andern in weſtlicher Richtung vom Canal herkommend, ſteigt die Fluth an der Elbmündung, wo beide Strömungen zuſammenſtoßen, bis zur Höhe von zehn, bei Springfluthen bis zwanzig Fuß und macht ſich noch in Hamburg deutlich ſichtbar. Die in die Nordſee mündenden Ströme und Flüſſe, Eider, Elbe, Weſer und Ems, führen zwar dem Meere beträchtliche Waſſermengen zu, da dieſe Flüſſe aber wegen ihres Laufes durch die norddeutſche Tiefebene nur ſchwaches Gefälle haben, können ſie ihre Sinkſtoffe nicht weit in's Meer hineinführen. Dieſelben lagern ſich demzufolge vor den meiſt ſehr breiten Flußmündungen ab, vermiſchen ſich mit dem Sande der ſtärker gegenſtrömenden Fluth, und ſo bilden ſich, zumal die Küſte der ſchützenden Dünenkette entbehrt, breite Sand- und Schlammſtrecken, Watten genannt, die gürtelartig die Küſte umgeben. Dieſe Watten ſind ſelten feſt, ſondern meiſt eine fette, klebrige Maſſe, in welche der Wanderer knietief einſinken würde. Zwiſchen ihnen erheben ſich die Reſte der einſt hier beſtandenen Dünenkette, die an der jütländiſchen und belgiſchen Küſte zwar noch exiſtirt, hier aber nur noch in der Reihe der nord- und oſtfrieſiſchen Inſeln zu erkennen iſt. Namentlich die letztgenannten führen ihren letzten Vertheidigungskampf gegen das eindringende Meer, dem unter Anderm bekanntlich die oldenburgiſche Inſel Wangeroge bald unterliegen wird. Das rückliegende Land, meiſt tiefer als das Meer liegend, würde längſt unter Waſſer ſtehen, wenn es nicht längs der einmündenden Ströme und der Küſten eingedeicht wäre. Zur Zeit der Ebbe iſt an manchen Orten eine Verbindung zwiſchen dem Lande und dieſen Inſeln möglich, zum Beiſpiel bei Wangeroge, ſo wie bei Neuwerk in der Elbmündung. Im Allgemeinen iſt aber das Fortkommen ſelbſt für Schiffe zur Fluthzeit durch die Watten höchſt bedenklich und nur auf die eingeriſſenen Rinnſaale und Vertiefungen, Balgen geheißen, beſchränkt. So bleiben ſelbſt in den Flußmündungen nur ſchmale Fahrwaſſer übrig, die namentlich durch die Einwirkung des Eisganges höchſt veränderlicher Natur ſind. Die ganze Beſchaffenheit der Nordſeeküſte deutet daher an, daß es für eine Flotte höchſt bedenklich ſein würde, an derſelben Anker werfen zu wollen, denn einestheils können die Landungen von den Schiffen aus nicht unterſtützt werden, anderntheils würde der auf die Küſte wehende Wind dieſe dem Untergang zuführen; endlich ſchützt ſich auch das Küſtenland ſelbſt durch ſeine Unwegſamkeit, da faſt alle Communicationen durch das von Canälen durchſchnittene Torf-, Moor- und Marſchland der Geſtade auf hohen Dämmen geführt ſind, die man leicht ſperren und vertheidigen kann. Aus Allem geht hervor, daß eine feindliche Flotte durchaus auf die Aufſuchung von Flußmündungen und Buchten angewieſen iſt, beſonders auch, um ſich in den Beſitz der an ihnen gelegenen offenen und reichen Städte zu ſetzen. Während daher die Küſte ſelbſt in der Vertheidigung mobilen Abtheilungen und einem gut angelegten Eiſenbahn- und Telegraphennetz überlaſſen werden kann, wird ſich der fortificatoriſche Küſtenſchutz auf die Befeſtigung der Flußmündungen und Buchten

zu beſchränken haben, wobei vorzüglich folgende Punkte der Küſte zu berückſichtigen ſind:

Längs der Weſtſeite der deutſch-däniſchen Herzogthümer iſt von einer geſicherten Rhede für eine Flotte keine Rede, da jene in Jütland am Hornsriff entſpinnende Kette von Sandbänken, Barren und Untiefen ſich als ein drei bis vier Meilen breiter Gürtel und Schirmwand der Küſte entlang bis zur Elbmündung erſtreckt. Die beiden einzigen gefährdeten Punkte auf dieſer Strecke ſind die Mündungen der Eider bei Tönningen und des Mileſluſſes bei Büſum. Bei Tönningen könnten Corvetten zur Fluthzeit bis in den Hafen gelangen, aber das Fahrwaſſer der Eider iſt ſchmal und gewunden. Je eine Strandbatterie vor Tönningen und Büſum und eine Kanonenbotflottille zur Beobachtung der kleinern Einfahrten dürften vollſtändig zur Sicherung der holſteiniſchen Küſte ausreichen.

Der wichtigſte und gefährdetſte Punkt an der Nordſee iſt die Elbmündung, wehrlos dem Feinde offenſtehend, ſeit Glückſtadt und Hamburg aufgehört haben, befeſtigt zu ſein, und doch iſt die Elbe eine der Pulsadern unſers maritimen Handelsverkehrs, die des Schutzes vor Allem bedürfte. Die Elbmündung an ſich iſt ſchwierig und nur mit Hilfe von Lotſen und unzähliger Waſſerzeichen aufzufinden, da ſich ihr eigentliches Fahrwaſſer für tiefe Schiffe zwiſchen den Sand- und Schlammbänken der bithmarſchen und hannoverſchen Küſte häufig verändert; doch ſchließt dies nicht die Pflicht der directen Vertheidigung aus. Von Hamburg bis Brunsbüttel geht das Fahrwaſſer an der holſteiniſchen Küſte hin und zwar in der Entfernung von einer halben Stunde, dann wendet es ſich auf die linke Seite, ſich bis zu einer Stunde Breite erweiternd, endlich bei dem hamburgiſchen Amte Ritzebüttel und der Inſel Neuwerk vorbei in's Meer. Um die Elbmündung nur einigermaßen zu ſchützen, iſt die Errichtung eines ſtarken Forts in Cuxhaven, armirt mit Geſchützen ſchwerſten Calibers, ebenſo die Anlage von Strandbefeſtigungen auf Neuwerk, bei Otterndorf und Brunsbüttel unumgänglich nothwendig; ebenſo müſſen alle Nebenfahrwaſſer geſperrt, Leuchtfeuer und Waſſerzeichen entfernt und eine Anzahl von Kanonenboten ſtationirt werden; endlich wird man an beiden Seiten der Mündung einer Anzahl mobiler Truppen nicht entbehren können.

Der nächſte gefährdete Punkt iſt die Doppelbucht der Weſermündung und des Jahdebuſens, beide getrennt durch die oldenburgiſche Landſchaft Butjadingen. Die Außenfahrwaſſer beider Flüſſe ziehen durch drei bis vier Meilen breite Sandbänke, bis ſie ſich nahezu zu einer einzigen Mündung vereinigen. Die Weſermündung an ſich hat ihr Fahrwaſſer ſeit etwa zwanzig Jahren auf der Oſtſeite des Fluſſes, die daher durch einige Strandbatterien und mobile Truppen geſchützt werden muß. Seeſchiffe können bis Bremerhafen gelangen, wo in der Nähe dieſer Stadt unweit der Geeſtemündung das hannöveriſche Fort Wilhelm errichtet iſt, welches die Einfahrt in den Hafen unter Feuer nimmt; es iſt die einzige Befeſtigung an der Nordſeeküſte und erſt die preußiſche Feſtung Minden der nächſte befeſtigte Binnenplatz und Stützpunkt dahinter. Das ſchöne Becken der Jahde, zwei Meilen lang und breit und mit einer einzigen Oeffnung im Norden von einer halben Meile Breite, iſt bekanntlich von der preußiſchen Regierung zur Anlage eines Kriegshafens an der Nordſee auserſehen und hierzu ein Stück Landgebiet von Oldenburg acquirirt worden. Es iſt ohne Zweifel der einzige und geeignetſte Punkt für den gedachten Zweck, da die Mündung ein reines und hinreichend tiefes Fahrwaſſer ſelbſt für die größten Kriegsſchiffe hat. Da daſſelbe nahe der Oſtſeite des Beckenausgangs hinſtreift und hier feindliche Landungen leicht ausführbar ſind, ſo muß außer der ſchwimmenden Vertheidigung durch eine große Anzahl von Kanonenboten jedenfalls für's Erſte an dieſer Stelle unſern Eckwarden durch ein geſchloſſenes großes Werk auf den nöthigen Schutz Bedacht genommen werden, bis das ſo wünſchenswerthe Project der Errichtung einer großen Seefeſtung vollendet ſein wird. Leider ſoll die ſchlechte Beſchaffenheit des Untergrundes der Belaſtung deſſelben mit großen Steinbauten ſehr hinderlich ſein. Breite Untiefen und Watten ſchützen die weiterführende Küſtenſtrecke längs der oldenburgiſchen und dann der zu Hannover gehörigen oſtfrieſiſchen Küſte bis zur Mündung der Ems in den Dollartbuſen an der holländiſchen Grenze. Auf dieſer ganzen Strecke iſt es nur die Spitze der ſogenannten Schillingsecke unweit Wangeroge und die Einfahrt durch den Ley-Sand bei der Stadt Norden, welche durch Geſchützaufſtellungen ohne große Schwierigkeit

zu sichern sind. Landungen dazwischen von den ostfriesischen Inseln aus können, weil ohne Unterstützung durch große Schiffe, nur im kleinen Maßstabe ausgeführt werden und finden auf dem Festlande, auf dessen schmalen Deichen und engen Wegen, leicht eine Begrenzung ihrer Ausdehnung durch aufgestellte mobile Truppen.

Der letzte exponirte Punkt in der äußersten Ecke Deutschlands ist die Emsmündung am Dollart, wo die hannöverische Stadt Emden einen guten und sichern Hafen für große Schiffe hat. Ihre Befestigungen sind ebenfalls geschleift. Der Hafen ist jedenfalls durch Anlage einiger Batterien wie früher zu sperren, ebenso der eigentliche Einfluß der Ems in den Dollart unweit Petkum, bis wohin das Fahrwasser nahe der Ostküste hingeht. Eine Anzahl Kanonenbote und mobiler Landtruppen muß auch hier das Vertheidigungssystem vervollständigen, was um so leichter geschehen kann, als das eigentliche tiefe Fahrwasser für größere Schiffe, die Westerems, der holländischen Küste des Busens entlang führt, die hier durch die Festung Delfzyl geschützt ist.

Betrachten wir nach dem Vorhergehenden die Nordseeküste im Ganzen, so müssen wir mit Beschämung wiederholen, daß zu deren Schutz mit Ausnahme des Forts an der Wesermündung eben noch gar nichts geschehen ist, eine Betrachtung, die um so schwerer in's Gewicht fällt, als auch die rückwärts liegende Binnenvertheidigungslinie so mangelhaft angelegt ist, daß die einzelnen Positionen an der Küste, selbst wenn sie bereits vorhanden wären, wesentlich ihren Werth verlieren würden; denn sie können diesen nur dann behaupten, wenn sie sich auf rückwärtige Festungen stützen und durch gute Communicationsmittel mit diesen und unter sich selbst verbunden sind. Wir finden aber nichts vor, als die sechzehn Meilen von der Küste entfernte preußische Festung Minden, die nicht einmal ein Platz ersten Ranges ist. Meerwärts laufen zwar drei Eisenbahnen zur Nordsee, nämlich von Münster nach Emden, von Hannover nach Bremen, von ebendort nach Harburg; auch kann die Berlin-Wittenberge-Hamburger Eisenbahn allenfalls dazu gezählt werden. Dagegen fehlt jede directe Verbindung längs der Küste, sowohl zwischen Hamburg und Bremen, wie Bremen und Emden. Endlich ist die in Harburg endigende Eisenbahn ohne directen Anschluß an die in Hamburg auslaufenden Bahnen, obwohl 1813 zu Davoust's Zeit eine feste Pfahlbrücke zwischen beiden Plätzen schon einmal existirte und schon aus commerciellen Rücksichten nothwendig erscheint. Auch die projectirte Schienenverbindung zwischen Minden und dem preußischen Hafen an der Jahde über Oldenburg und Varel ist bis jetzt an dem kurzsichtigen Widerstande der hannöverischen Regierung gescheitert. So bleibt unter der gegenwärtigen Sachlage für den Fall, daß Deutschland in Krieg mit einer der großen Seemächte gerathen sollte, nichts übrig, als der verzweifelte selbstmörderische Schritt, die Zugänge zu den Flüssen und Buchten der Nordsee durch Versenken von Schiffen zu sperren, bis die Gefahr vorüber ist, und sich so den auswärtigen Handel und Verkehr und daraus hervorgehenden Wohlstand und Nutzen freiwillig zu unterbinden und aufzuopfern. Selbst in diesem Falle wird die Aufstellung eines starken Beobachtungscorps mobiler Landtruppen längs der bedrohten Gestade aber nicht entbehrlich werden und dadurch ein wichtiger und zahlreicher Theil unserer Wehrkräfte lahm gelegt, den wir bei den Operationstruppen an der trockenen Grenze zu unserm Schaden schmerzlichst vermissen werden. Die Sicherheit Deutschlands verlangt es dringend, daß wir uns nicht allein eine Kriegsflotte schaffen, denn nur in der Fähigkeit zur Offensive liegt die wahre Kraft eines Staates, sondern auch, wenn wir uns auf das Minimum des Bedürfnisses beschränken wollen, daß wir die Festungen und Eisenbahnen bauen, welche unserm Vertheidigungssystem erst den wahren Halt geben. So gut die Bundesbefestigungen zum Nutzen und Heil des ganzen deutschen Vaterlandes in's Leben gerufen worden sind, eben so nothwendig ist auf den Schutz seiner Seeküsten zu bringen. Wollte der Bund jährlich nur einige Millionen Thaler daran wenden, so könnten wir in einigen Jahren dem Mangel abgeholfen haben, wozu allerdings gehört, daß die traurigen Erscheinungen der Sonderpolitik, wie wir sie grade in dieser Frage noch jüngst erlebt haben, nicht wiederkehren. Das einzige nennenswerthe Erfreuliche in dieser Richtung ist die gesicherte Anlage der Eisenbahnlinie Bremen-Bremerhaven; auch die Ueberbrückung der Elbe bei Hamburg, die Eisenbahnlinien Ham-

burg-Bremen und Minden-Jahde stehen so gut wie in sicherer Aussicht. Die Erkenntniß, etwas zu thun, bricht sich immer mehr Bahn und ist die Veranlassung gewesen, daß nicht allein die preußische Regierung, sondern auch die übrigen Küstenstaaten im Jahre 1860 Commissionen von Fachmännern niedergesetzt haben, die sich mit der militärischen Untersuchung der Ost- und Nordseeküsten beschäftigt und das Ergebniß ihrer Forschungen im Juli dem Bundestage zu weiterer Beschlußfassung unterbreitet haben. Es ist anzuerkennen, daß auch die Binnenstaaten des Bundes der Sache ihre volle Anerkennung und Unterstützung zugewendet haben, und ist daher mit Sicherheit anzunehmen, daß es zu einer Einigung kommen werde, zumal es sich nach dem jetzigen Stande der Angelegenheit nur noch um die Formfrage und Geschäftsbehandlung der Ausführung handelt. Auch stimmen die Gutachten beider Commissionen so überein, daß das Innere der Frage vorläufig als erledigt anzusehen ist. So viel wir von der preußischerseits niedergelegten Denkschrift in Erfahrung gebracht haben, räth dieselbe in Betreff der localen Vertheidigung, die vorzugsweise durch Strandbatterien stattfindet, sich auf die bedeutendsten Punkte zu beschränken (Marineetablissements, wichtige Handelsplätze, lockende Landungspunkte für den Feind); der Hauptaccent sei auf die active Vertheidigung durch Truppen zu legen, deren Verwendung und Beweglichkeit durch richtig angelegte Telegraphen- und Eisenbahnlinien in nicht zu weiter Entfernung von den Küsten zu erhöhen sei. Unter dieser Voraussetzung würden 8—10,000 Mann im Stande sein, eine Küstenstrecke von ungefähr 30 Meilen zu decken und Ausschiffungen des Feindes, die zu größern strategischen Unternehmungen desselben führen könnten, zu verhindern. Es könne dann höchstens noch von Diversionen von 10—12,000 Mann die Rede sein, die man abzuwehren hätte. An der Ostseeküste genüge das vorhandene oder in der Ausführung begriffene Eisenbahnnetz, an der Nordseeküste sei aber eine Schienenverbindung von Harburg nach Bremerhaven und Bremen, so wie von Bremen über Oldenburg nach Emden ein dringendes Bedürfniß. Die Vertheidigung der Ostseeküste stütze sich auf die Festungen Königsberg, Danzig, Stettin und Stralsund, mit wenigstens 50,000 Mann Besatzung, die der Nordseeküste, welche doch commerciell weit wichtiger sei, auf die einzige preußische Festung Minden. Die Ausführung ihrer directen Schienenverbindung mit dem Jahdebusen scheine daher doppelt nothwendig.

Nach Ausbau dieser Bahnen können 15,000 Mann bei Hamburg, zum Theil bei Bremen oder Oldenburg aufgestellt, jeder Diversion an der jetzt schutzlosen Küste erfolgreich entgegentreten, sobald diesen Streitkräften die nöthige Unterstützung an Dampfkanonenboten gegeben wird. Die preußische Denkschrift soll für die Ostsee zwei Flottillen, eine preußische, welche bei Pillau, und eine pommersche, die bei Stralsund zu stationiren wäre, vorschlagen, und für die Nordsee eine Flotille projectiren, welche am angemessensten zwischen den Mündungen der Elbe, Weser und Ems in dem Jahdebusen ihre Station erhielte. Die Bote müßten von geringem Tiefgange sein, um über die Watten, ja selbst wo möglich durch die Binnenwässer und Canäle fahren zu können, und wären mit 1—3 schweren gezogenen Geschützen bei Maschinen von 40—80 Pferdekraft zu versehen. Im Ganzen sollen etwa 100 Fahrzeuge mit 200 Geschützen vorgeschlagen sein, welche mit den bereits vorhandenen preußischen Fahrzeugen vereint wie gesagt in 3 Flottillen zu vertheilen seien.

Dies ist das Minimum der Forderungen und wie man sieht, schnell und verhältnißmäßig billig auszuführen. Jeder Patriot wird mit uns den Wunsch theilen, daß wenigstens diese Anfänge einer baldigen Verwirklichung entgegen gehen möchten.

Die venetianische Frage.

Nach der Einverleibung Mittel- und Unteritaliens bedroht Sardinien das venetianische Königreich. Aus nationalen, politischen und strategischen Gründen kann es, seiner Behauptung nach, desselben nicht entbehren. Auf der andern Seite will Oesterreich sein Besitzthum nicht aufgeben und hält bei der Behauptung Venedigs nicht bloß seine Ehre, sondern auch sein Interesse, ja selbst Deutschlands Sicherheit betheiligt. Bis jetzt haben sich fast ausschließlich die Parteien der Frage bemächtigt und ein richtiges Urtheil dadurch

weſentlich erſchwert. Wir gedenken den Werth, den Venedig für Italien und für Oeſterreich hat, unparteiiſch zu prüfen.

Vorerſt wollen wir den militäriſchen oder, um den gelehrten Ausdruck zu gebrauchen, den ſtrategiſchen Standpunkt hervortreten laſſen.

Nur von dieſem Standpunkte aus betrachtet, wäre Venetien vorläufig, bei der gegenwärtigen Unbedeutendheit der beiderſeitigen Marinen, für keinen Theil beſonders wichtig, wenn nicht mit ſeinem Beſitze zugleich auch jener des berühmten Feſtungsvierecks am Mincio und an der Etſch auf's Innigſte verbunden wäre.

Dieſes Feſtungsviereck iſt alſo für den Militär „des Pudels Kern" dieſer Frage.

Wenn Oeſterreich im Beſitze dieſes Feſtungsvierecks und ſomit der Minciolinie bleibt, ſo hat es, man kann dies mit Beſtimmtheit ausſprechen, für ſeine Südweſtgrenze nichts zu befürchten. Denn was vermag ein bis an dieſe Barriere gelangter Gegner Erfolgreiches auszurichten? Er kann durch Streifparteien, aus dem Val Canonica in's Val di Sole und Val di Non, aus dem Brescianiſchen in die Giudicaria und über Riva, das Etſchthal von Meran nach Roveredo beunruhigen oder in Aufſtand bringen; er kann auch mit einem kleinen Corps aus dem Veltlin über's Stilfſer Joch in's Vintſchgau vordringen; aber all dies hat nur eine locale, für den weiteren Gang des Krieges vollſtändig ſecundäre Wirkung, denn ein weiteres Vordringen in's Inn- oder in's Puſterthal verbieten ihm die Finſtermünz bei Nauders einer-, die Franzensfeſte bei Brixen andrerſeits. Man glaube ja nicht, daß wir dieſen beiden verhältnißmäßig kleinen Forts zu viel Bedeutung beimeſſen; wer die Thäler Tyrols durchreiſt oder noch beſſer zu Fuß durchwandert hat, der weiß, was dort eine ganz einfache Abſperrung der Straße zu bewirken vermag. Uebrigens genügt ein Blick auf die Geſchichte der Kriege von 1797, 1805 und 1809, um die Erfolgloſigkeit ſolcher Einfälle zu beweiſen und zwar zu einer Zeit, da weder zu Nauders noch zu Brixen ſolche Straßenbarrieren angelegt waren; von den Jahren 1848 und 1859 gar nicht zu reden. Die Hauptſchwierigkeit in einem ſolchen Gebirgslande bleibt für die vorrückenden feindlichen Truppen immer die Verpflegung; für große Truppenmaſſen iſt ſie unmöglich, und kleine Truppenkörper erreichen keine Erfolge, wenn man auch von einer, noch immer wahrſcheinlichen, energiſchen Landesvertheidigung völlig abſtrahiren will. — Auf dieſer Seite vermag alſo der vor dem Feſtungsviereck ſtehende Feind Oeſterreich nicht weſentlich zu beſchädigen; wir wollen jetzt unterſuchen, was er auf der entgegengeſetzten vermag.

Hier findet ſich von dem Punkte, wo die beiden Flüſſe, Po und Etſch, ſich am meiſten nähern, und die Etſch ſich plötzlich reinöſtlich wendet, bis zum adriatiſchen Meere, alſo von Oſtiglia am Po und von Legnago an der Etſch bis zu den Mündungen der beiden Flüſſe, eine offene, unvertheidigte, ja nach dem Verluſte der Citadelle von Ferrara für Oeſterreich ſogar ſcheinbar ſtark bedrohte Strecke, über welche hinweg ein Vormarſch des Feindes nach der Brenta und Venedig nicht unmöglich erſcheint. Betrachten wir dieſe Strecke einmal etwas genauer. Bei einem zwiſchen Oeſterreich und Italien ausbrechenden Kriege werden, wie man ohne Uebertreibung vorausſetzen darf, nicht nur die vier Feſtungen Peſchiera und Mantua, Verona und Legnago ihre vollſtändigen Kriegsgarniſonen haben, ſondern es wird auch in dem zwiſchen dieſen vier Punkten liegenden freien Raum, in dieſem großartigen verſchanzten Lager, der größte Theil der öſterreichiſchen Operationsarmee in Italien untergebracht ſein.

Angeſichts dieſer Armee und auf eine Entfernung von nur zehn deutſchen Meilen von ihrer gedeckten Aufſtellung möchte nun ein Uebergang über zwei Waſſerläufe von der Bedeutung, wie Po und Etſch unmittelbar vor ihrer Ergießung in die See ſind, etwas ſchwierig zu vollziehen ſein, ſelbſt wenn er von der Seeſeite her etwa durch eine längs der Küſte der Vorwärtsbewegung folgende Flotte vollkommen gedeckt wäre. Zudem verbietet der abwechſelnd ſandige und ſumpfige Charakter der dortigen Küſte jede andere Vorrückung nach Venedig als auf der Straße über Padua, welche ihrerſeits wieder beinahe unter dem Kanonenfeuer von Verona und Legnago vollzogen werden müßte. Zu Land alſo wird auch auf dieſer Seite nichts von Bedeutung zu erreichen ſein.

Aber wohl zur See? — Ohne Zweifel mehr. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß bei der gegenwärtigen Stimmung der Bevölkerung und trotz der eben nicht vortheilhaften Erinnerung an die Jahre 1848

und 1849, ein piemonteſiſches oder, wie man zu ſagen beliebt, italieniſches Truppencorps in Venedig vorerſt mit Freuden bewillkommt würde, ja daß es nur des Erſcheinens eines ſolchen auf einem Landungsgeſchwader im Golfe von Venedig bedürfte, um eine abermalige Revolution in der Lagunenſtadt hervorzurufen. Ob dieſelbe mit dem gleichen Erfolge gekrönt werden würde, wie die raſche und unblutige Revolution vom 17. bis 22. März 1848, können wir bei den jetzigen Vorbereitungen Oeſterreichs in Italien dahingeſtellt ſein laſſen. Geſetzt aber auch den unwahrſcheinlichen Fall, es gelänge einem italieniſchen Heere, ſich in den Beſitz der Stadt Venedig zu ſetzen und mit dieſer Stadt einen Hauptwaffenplatz, eine Baſis zur weiteren Operation gegen Friaul, Kärnthen, alſo gegen das Herz von Oeſterreich zu gewinnen, ſo liegt die Wahrſcheinlichkeit jedenfalls ſehr nahe, daß bei einem günſtigen Zuſammenwirken der zwiſchen dem Feſtungsviereck ſtehenden öſterreichiſchen Hauptarmee mit der, etwa zwiſchen Treviſo und Udine an der Piave ſtehenden öſterreichiſchen Reſervearmee das verhältnißmäßig ſchwächere italieniſche Heer eine entſcheidende Niederlage erleiden und in die Lagunen zurückgeworfen werden könnte. Die richtige Benutzung der Eiſenbahnlinien Verona-Vicenza-Padua und Udine-Treviſo, deren Wichtigkeit die Oeſterreicher hinlänglich oft zu erkennen Gelegenheit gehabt haben, wird mindeſtens ein ſolches Reſultat leicht erreichen laſſen. Nach einem auch auf dieſer Seite abgewieſenen Verſuche bliebe dann dem italieniſchen Heere wieder nur die troſtloſe Ausſicht, vor den Mauern dieſes Feſtungsvierecks ruhig abzuwarten, bis es den Oeſterreichern gefallen würde, die Stunde des Entſcheidungskampfes nach Belieben zu beſtimmen. Gleichen Erfolg, oder beſſer Nichterfolg wie die venetianiſche Expedition würde aller Vorausſicht nach auch eine Landung in Dalmatien haben, ſelbſt wenn ſie von Garibaldi in Perſon angeführt werden würde. — Ueberhaupt, fürchten wir, daß dieſer italieniſche Nationalheld, welcher ohne allen Zweifel ein vortrefflicher Patriot und ein durchaus ehrenhafter Mann iſt, von den ihm durch die Mode gewaltſam imputirten großen Feldherrntalenten ſeinerzeit die Probe ſchuldig bleiben wird, wenn ihm und ſeinen zwar kühnen aber indisciplinirten und zuſammengeſchneiten Haufen ein öſterreichiſches Heer in geſchloſſenem Maſſenkampfe entgegentreten wird, ſtatt der unverläſſigen, theils feigen, theils meuteriſchen Truppen, welche der unglückliche Bourbon Franz II. ihnen in Sicilien entgegenzuſtellen hatte. —

Selbſtverſtändlich kann jedoch von einem energiſchen Widerſtande Oeſterreichs überhaupt nur dann die Rede ſein, wenn dieſes der Mitwirkung ſeiner übrigen Provinzen bei einem Kampfe in Italien ſicher iſt, das heißt mit andern Worten, wenn es dieſe politiſch zufriedengeſtellt und in jeder Beziehung über ihr zukünftiges Geſchick beruhigt hat. In kürzeſter Zeit wird und muß ſich zeigen, ob Oeſterreich dieſer freilich ungeheuern Aufgabe gewachſen iſt, oder ob es, wie ſeine Feinde wünſchen und ſeine Freunde fürchten, der Revolution, der Anarchie, dem gänzlichen Zerfalle entgegengeht. —

Nun bleibt aber noch zu erwägen, was dem neu gebildeten Königreich Italien drohen könnte, wenn das wiedererſtarkte Oeſterreich im Beſitze von Venetien verſuchen ſollte, von dem Feſtungsviereck aus, einen Rachezug gegen die Po-Ebene zu unternehmen. Wir haben nicht umſonſt die Bezeichnung: „das wiedererſtarkte Oeſterreich“ gewählt, denn nur von einem ſolchen kann ein Gegenſtück zu dem glorreichen Erfolge ausgeführt werden, den der alte Held Radetzky im zweiten Theile des Feldzuges von 1848 errang. Bei einer ſolchen Vorausſetzung müſſen wir nun freilich geſtehen, daß das neue Königreich Italien Alles zu fürchten hat. Oeſterreich, im Beſitze der natürlichen Bergfeſte von Tyrol und der Minciolinie, beherrſcht unbedingt und unmittelbar ganz Oberitalien bis an den Ticino und einen großen Theil von Mittelitalien. Denn Italien vermag dem über Bormio, Riva, Peſchiera und Mantua gleichzeitig und mit geſammter Kraft hervorbrechenden öſterreichiſchen Heere, deſſen linke Flanke durch den Po, deſſen rechte durch die neutrale Schweiz gedeckt iſt, nur ſeine Armee ohne künſtliche Verſtärkung und, wenn der richtige Zeitpunkt in Wien abgewartet wird, ohne Hilfe eines Verbündeten entgegenzuſetzen. So vortrefflich ſich dann auch die Italiener ſchlagen mögen, das endliche Reſultat kann doch nicht lange zweifelhaft bleiben. —

Wie man aus dem Vorſtehenden erſieht, hat Oeſterreich im Beſitze Venetiens von Italien nichts zu fürchten, d. h. in ſtrategiſcher Beziehung, wohl aber drückt es auf das neue

Königreich mit gefährlichſter Nähe; wir wollen nun unterſuchen, welche Vortheile Italien aus dem Beſitze Venetiens zu ziehen vermag. —

Das Feſtungsviereck in den Händen der Italiener deckt nicht nur ihre Oſtgrenze mit vollkommener Sicherheit, es garantirt ihnen auch den ungefährdeten Beſitz des Venetianiſchen bis zur Piave, ja ſelbſt bis zum Tagliamento. Ein Verſuch Oeſterreichs, von Tyrol aus die lombardiſche Ebene wieder zu erobern, müßte ſchon deshalb ſcheitern, weil von einer Behauptung dieſer Eroberung in ſo lange nicht die Rede ſein kann, als das Feſtungsviereck ſich in dem Beſitze eines italieniſchen Heeres befindet, welches zudem das Land ſüdlich vom Po und weſtlich von der Adda oder dem Ticino inne hat und ſomit die Lombardei von allen Seiten, mit Ausnahme der nördlichen, concentriſch bedroht. Die Oeſterreicher befänden ſich alsdann bezüglich der Lombardei in einer noch weit ungünſtigeren Lage, als jetzt die Piemonteſen, wenn ſie die weiter oben angedeutete Expedition nach Südtyrol unternehmen wollten. Ein Angriff der Oeſterreicher auf das Feſtungsviereck von Oſten her würde gleichfalls die nämlichen geringen Chancen des Erfolgs darbieten, wie, unter den gegenwärtigen Verhältniſſen, ein Angriff der Piemonteſen auf die Minciolinie von der Weſtſeite. In dem einen wie dem andern Falle könnte, möglicherweiſe aber nicht wahrſcheinlicherweiſe, die Wegnahme einer dieſer vier Bollwerke gelingen, aber ſelbſt dies würde, wie der Fall von Peſchiera im Jahre 1848 bewieſen hat, im Großen und Ganzen keine entſcheidende Aenderung hervorrufen.

Wie wir ſehen, ſind alſo die Vortheile, welche einer jeden der beiden ſtreitenden Parteien aus dem Beſitze dieſer Mincioſeſtungen erwachſen würden, in Bezug auf ihre Vertheidigungsfähigkeit gegen jenſeitige Angriffe, alſo kurz geſagt, in defenſiver Beziehung völlig gleich. Welchen Nutzen ſie Oeſterreich bei einem Angriffsverfahren bringen könnten, haben wir ſchon gezeigt; es erübrigt daher nur noch zu conſtatiren, inwieweit ihr Beſitz zum Gelingen einer Offenſive von Seite Italiens gegen Oeſterreich beitragen könnte. Dann haben wir die einzelnen Poſten dieſer Rechnung, und wir brauchen nur auf beiden Seiten die Summe zu ziehen, um auch das Reſultat zu finden.—

Beim erſten Anblick ſpringt hier eine Aehnlichkeit in's Auge, nämlich daß der Beſitz des Feſtungsvierecks den Italienern geſtatten würde, angriffsweiſe gegen Oeſterreich zu verfahren, wie dieſe im entgegengeſetzten Falle ihrerſeits auch gegen Italien zu thun vermögen; was aber, wie oben gezeigt wurde, für keine der beiden Armeen einen weſentlichen Erfolg verſpräche, wenn ſie nicht in dieſem Beſitze ſich befindet. Dieſe Aehnlichkeit iſt jedoch nur eine ſcheinbare und höchſt trügeriſche; denn wenn auch ein öſterreichiſches Heer vom Mincio aus ohne große Gefährdung in die Lombardei vorzudringen, dieſe zu erobern und mit Hilfe günſtiger Umſtände und der Unterſtützung eines Heeres in Tyrol, auf die Länge zu behaupten vermag, ſo befindet ſich ein gegen Inneröſterreich aus dem Venetianiſchen vordringendes italieniſches Heer in einer durchaus verſchiedenen Lage. Es werden wenige Worte genügen, um den Unterſchied genau zu charakteriſiren. Die Strecke zwiſchen Brenta und Iſonzo, alſo Friaul, bietet zwar dem Vorrücken einer ſelbſt zahlreichen Armee gegen Oſten keine Hinderniſſe dar, aber ſie ſtößt in Norden wie in Oſten an rauhe, unwegſame Gebirge, an die Karniſchen Alpen, den wilden Terglou und die Juliſchen Alpen. Drei Communicationswege führen über dieſe terraſſenförmig ſich aufbauenden Höhenzüge und die zwiſchen ihnen liegenden Thäler der Sau, der Drau und der Mur in das Donauthal um Wien. Die eine Straße von Udine über Pontafel, Villach, Klagenfurt, Judenburg, Bruck an der Mur; die zweite Hauptſtraße über Görz, Laibach, Agram, Warasdin, Oedenburg; zwiſchen ihnen, theilweiſe mit dem Laufe der einen und der andern dieſer Straße zuſammenfallend, zieht ſich die Eiſenbahnlinie Trieſt-Laibach-Graz über den Sömmering nach Wien. Wenn man einen Blick in die Geſchichte der großen Kriege Ende des vorigen und Anfangs dieſes Jahrhunderts zurückwirft, ſo wird man erſehen, in welch höchſt gefährlicher Lage ſich Napoleon im Frühjahr 1797 befand, als er in ungeſtümer Verfolgung des Erzherzogs Karl bis an die Mur vorgedrungen war; eine Lage, welche ihn allein zur Annahme des Präliminarfriedens von Leoben zu beſtimmen vermochte. Eben ſo hatten Maſſena 1805, und der Vicekönig Eugen 1809 bei ihren Vorwärtsbewegungen in dieſer Richtung

mit den ernſteſten Schwierigkeiten zu kämpfen, obwohl ihnen in beiden Fällen eine im übereilten Rückzuge befindliche Minderzahl entgegenſtand und der Hauptſchlag gegen die öſterreichiſche Armee im Donauthale geführt ward. Wie aber, wenn ein italieniſches Heer auf dieſem Wege ſich der ganzen öſterreichiſchen Hauptarmee gegenüber findet, und durch die Verhältniſſe gezwungen iſt, mit dieſer einen Kampf Front gegen Front, ohne Bedrohung einer Flanke, ohne Möglichkeit einer Beunruhigung im Rücken auszufechten? Oder will man ſich in Turin der Täuſchung hingeben, daß ein Revolutionirungsverſuch im Trieſtiniſchen und in Dalmatien, eine Allianz mit den mißvergnügten Ungarn, bei einem Angriffe gegen Inneröſterreich ähnliche Vortheile bieten werden, wie ſie der Beſitz Tyrols den Oeſterreichern bei dem oben vorausgeſetzten Vorgehen derſelben gegen die Lombardei gewährt? Wir befürchten, dieſer Calcul könnte den Italienern theuer zu ſtehen kommen. Ueberhaupt iſt die Hereinziehung einer ſo problematiſchen Größe, — wie die Unzufriedenheit, die Revolutionsbereitſchaft einer feindlichen Provinz es ſind, — als mathematiſch richtigen Factors in eine politiſche Berechnung von ſehr zweideutigem Werthe und häufig die Urſache, daß Combination und Wirklichkeit grabezu entgegengeſetzte Reſultate liefern. Wir wiſſen recht gut, daß dieſer Satz ſich mit gleicher Richtigkeit auch auf die ſtrategiſchen Berechnungen anwenden läßt und daß die endliche Entſcheidung im Kriege nicht durch tadelloſe ſtrategiſche Combinationen voller Gelehrſamkeit und Tiefe, ſondern nur durch den Kampf in der Schlacht gegeben wird. Aber eine leidenſchaftsloſe, objective Beurtheilung der beiderſeitigen Stärken und Schwächen hat, von allem Uebrigen abgeſehen, wenigſtens das Gute, daß ſie vor allzu ſanguiniſchen Illuſionen bewahrt. — Zu all den ebenerwähnten Gefahren des Offenſivverfahrens einer italieniſchen Armee aus dem Feſtungsviereck gegen Kärnthen und Krain, kommt aber noch eine neue, und dieſe iſt, daß bei einem ſolchen Unternehmen, welches die geſammte Heereskraft Italiens unumgänglich in Anſpruch nehmen würde, der Theil dieſes Königreiches vollkommen von Truppen entblößt werden müßte, der einem feindlichen Einfall am empfindlichſten bloßgeſtellt wäre. Einem aus Tyrol hervorbrechenden öſterreichiſchen Armeecorps würde nämlich die Lombardei zwiſchen Ticino, Po und Mincio ohne Schwertſtreich und widerſtandslos in die Hände fallen. Und dann iſt es ſehr fraglich, ob der Vormarſch der Italiener ſich nicht alsbald wieder in einen Rückmarſch zur Vertreibung der feindlichen Heereskräfte aus den eigenen Provinzen verwandeln dürfte.

Aus dem Geſagten geht aber klar hervor, daß das Königreich Italien im Beſitz der Mincioſeſtungen keine für die Exiſtenz des Kaiſerthums Oeſterreich weſentlich gefahrdrohende Poſition einnehmen würde. Hinwiederum haben wir weiter oben gezeigt, daß Oeſterreich im Beſitze des Feſtungsvierecks auf die ferneren Geſchicke Italiens entſcheidenden und nach Umſtänden zerſtörenden Einfluß auszuüben vermag. So liegt denn auch die Schlußfolgerung ganz nahe, daß es für Italien von viel größerer Wichtigkeit und Bedeutung ſein muß, d. h. in rein theoretiſch militäriſcher Beziehung, in den Beſitz dieſer vier Feſtungen zu gelangen, als es für Oeſterreich iſt, ſich im Beſitze derſelben zu erhalten. Und ſo iſt es auch in der That. Italien muß, wenn es militäriſch unabhängig und lebensfähig ſein will, dieſe Feſtungen um jeden Preis zu erreichen ſuchen; dagegen Oeſterreichs Machtſtellung iſt zwar geſchwächt, aber nicht erſchüttert, wenn es dieſelben verliert. — Ganz verſchieden von dieſem Punkte iſt jedoch der: ob ſich Oeſterreich des Beſitzes von Venetien entäußern darf, oder ob er für ihn eine Bedingung ſeiner politiſchen Exiſtenz iſt. Und hier wollen wir jetzt ſchon, ehe wir weiter unten ausführlich darauf zu ſprechen kommen, unſere Ueberzeugung dahin ausdrücken, daß Oeſterreich um keinen Preis der Welt, und ſelbſt wenn es ſich hierdurch aus der allergefährlichſten Situation zu retten vermöchte, zu einer Abtretung Venetiens ſeine Einwilligung geben darf.

Um jedoch auch die praktiſch militäriſche Seite dieſer ganzen Frage gründlich und eingehend zu erörtern, müſſen wir der bisher verfolgten mehr topographiſchen Unterſuchung noch eine kurze überſichtliche Kritik der übrigen, beiden ſtreitenden Parteien zu Gebote ſtehenden kriegeriſchen Hilfsmittel folgen laſſen. Wir verfolgen hier wie auch oben den logiſchen Gedankengang, daß wir eine jede als in dem Beſitze der Feſtungen ſich befindend annehmen, und dann unterſuchen wollen, über welche Stärke dann eine jede zu

gebieten, und welche Schwäche eine jede zu bekämpfen hat. Wir beginnen wieder mit dem status quo, alſo Oeſterreich im Beſitze des Vierecks.

Abgeſehen von der zur Zeit jedenfalls noch werthloſen Freundſchaft des deutſchen Bundes, kann Oeſterreich vorläufig auf Nichts zählen, als auf die Wälle ſeiner Feſtungen und ſein erprobtes Heer. Mittelſt dieſer beiden hat es zu bekämpfen: die allgemeine bis zu ſinnloſer Wuth geſteigerte Abneigung aller ſeiner italieniſchen und italieniſch geſinnten Unterthanen gegen eine öſterreichiſche Herrſchaft, alſo die Revolution im eigenen Lande, und dann die von ihren jüngſten, mehr politiſchen als militäriſchen Erfolgen mit Siegeszuverſicht erfüllte italieniſche, oder richtiger ausgedrückt, piemonteſiſche Armee. Nun ſind wir der Meinung, daß keines der beiden Heere ſich ſeines Gegners zu ſchämen braucht, daß ein jedes in den letzten Kämpfen vollauf ſeine Pflicht und mehr als ſeine Pflicht erfüllt habe. Namentlich iſt nicht zu leugnen, daß die piemonteſiſche Armee ſeit den letzten zehn Jahren an innerem Gehalte weſentlich gewonnen, daß ſie durch die Cooperation mit den Franzoſen ihre kriegeriſche Tüchtigkeit merklich geſteigert hat und daß ihr endlich die ſchwierigen Erfolge des Jahres 1859 und die leichteren von 1860 eine moraliſche Sicherheit, ein Gefühl des eigenen Werthes, kurz ein Selbſtvertrauen eingeflößt haben, welches nicht hoch genug angeſchlagen werden kann. Deſſenungeachtet ſind wir vollkommen überzeugt, daß die öſterreichiſche Armee, obwohl wir, in Folge des ſeitdem über ſie ergangenen harten Mißgeſchickes und des dadurch aus ihren Reihen gewichenen Vertrauens auf ihre höheren Führer, ſie nicht mehr für ſo ausgezeichnet halten, als ſie z. B. zu Lebzeiten Radetzky's war, — wir ſind überzeugt, daß die öſterreichiſche Armee, von der Zahl natürlich abgeſehen, im Ganzen der piemonteſiſchen noch heute nicht nur gewachſen, ſondern ſogar um ein gutes Stück überlegen iſt. Wir wollen durch dieſen Ausſpruch der piemonteſiſchen Armee nichts von ihrem Werthe rauben; im Gegentheil, wir halten dieſelbe gegenwärtig ſämmtlichen Armeen des deutſchen Bundes, und zwar die preußiſche nicht ausgenommen, in allen Stücken überlegen, weil die Piemonteſen die praktiſche Erfahrung, die Kriegsübung für ſich haben, welche den deutſchen Heeren ſelbſt der ſorgfältigſte theoretiſche Unterricht und die gewiſſenhafteſte Parademanövrirkunſt nicht zu erſetzen vermögen. Aber was die Oeſterreicher im nächſten Zuſammenſtoße den Piemonteſen überlegen machen wird, das iſt — wenn nämlich Ungar und Böhme, Deutſcher und Kroat auch im Heere viribus unitis zuſammenwirken — nicht nur das vortreffliche Menſchenmaterial, aus welchem die öſterreichiſchen Truppen gebildet ſind, ſondern das ſtolze Bewußtſein jedes Einzelnen, ein Glied der großen, im Glück und Unglück geſtählten „öſterreichiſchen“ Armee zu ſein, — des einzig wahrhaft „Oeſterreichiſchen,“ was es noch in Oeſterreich gibt — und dann vor Allem ihr heißer Wunſch, Revanche für 1859 zu nehmen, der Drang nach Rache für den unverſchuldeten und noch ungeſühnten Verluſt der Lombardei.

Mit der piemonteſiſchen Armee vermöchte alſo Oeſterreich im Beſitze Venetiens zur Noth fertig zu werden, ob es ihm mit der Revolution eben ſo gelingen wird, hängt hauptſächlich von dem ab, was ſeine Regierung zur Beſänftigung derſelben in den übrigen Provinzen thun wird; ein Rückſchlag aus dieſen nach Italien darf jedenfalls mit Sicherheit angenommen werden und je günſtiger ſich die Verhältniſſe Oeſterreichs in Bezug auf Ungarn und Kroatien, Böhmen und Siebenbürgen geſtalten, deſto beſcheidener und ſchüchterner wird auch die Revolution in Italien ihr Haupt erheben. Von der Haltung der deutſchöſterreichiſchen Provinzen ſcheint gar nichts bedingt werden zu ſollen, denn deren bisheriges Gebahren berechtigt leider zu der Ueberzeugung, daß ihr Heißhunger von den Brocken geſtillt werden wird, welche die überſatten Magyaren, Czechen, Slaven unter den Tiſch fallen laſſen. —

Wir wollen nun annehmen, daß die Italiener im Beſitze der Feſtungen am Mincio und an der Etſch ſeien, ſo findet ſich, daß ſie über nicht mehr zu gebieten haben, als ihrerſeits die Oeſterreicher, nämlich über die Feſtungswälle und ihr Heer; im feindlichen Lager aber finden ſie, außer dem gewaltigen öſterreichiſchen Heere, die — Abneigung der Venetianer gegen die piemonteſiſche Herrſchaft, und im Rücken dürfen ſie, der erſt verſteckten, bald aber offenen Feindſchaft Frankreichs ſicher ſein.

Die Abneigung der Venetianer gegen eine

piemonteſiſche, alſo italieniſche Regierung? Unmöglich! — Und doch iſt es ſo. Wir wollen hier als Beweis nicht etwa auf die jüngſt durch Piemont annexirten Provinzen Mittel- und Unteritaliens und auf die jetzt aller Orten emporpraſſelnde reactionäre Oppoſition hinweiſen, obwohl ſich auch dies rechtfertigen ließe. Wir wollen uns an die geheimen Wünſche der Venetianer ſelbſt halten, wie ſie in den Sitzungen der venetianiſchen conſtituirenden Verſammlung im Sommer des Jahres 1848 und namentlich in jener vom 4. Juli an's Tageslicht kamen. Es war dies die Sitzung, in welcher Daniel Manin, dieſe edle Verkörperung des venetianiſchen Volkswillens, gegen ſeine eigene politiſche Ueberzeugung, aber gedrängt von dem Gefühle der eiſernen Nothwendigkeit und Angeſichts der drohend herannahenden Gefahren, mit blutendem Herzen das Wort ergriff, um die Verſammlung zu dem Beſchluſſe zu beſtimmen, ſich dem Italien Karl Albert's von Sardinien anzuſchließen. Nicht lange aber währte die piemonteſiſche Herrſchaft in der Lagunenſtadt; die Schlacht von Cuſtozza und die Einnahme von Mailand durch Radetzky's ſiegreiches Heer machten ihr factiſch ein Ende. Im Artikel IV. des Waffenſtillſtandes vom 9. Auguſt dankte der Sardenkönig in Bezug auf Venedig förmlich ab, und in der unmittelbar darauffolgenden Conſtituirung der *venetianiſchen Republik*, mit Manin als Präſidenten an der Spitze, war das Ziel erreicht, was die Venetianer von jeher angeſtrebt haben und jetzt noch anſtreben. Für dieſes, aber auch *nur* für dieſes Ziel werden die Venetianer mit gleichem Heldenmuthe jedes Schickſal, das ihnen beſchieden iſt, geduldig tragen, wie ſie im Sommer 1849 einem Bombardement, einer Hungersnoth und der Cholera ſich mit bewunderungswürdiger Ergebung fügten. Einer piemonteſiſchen Herrſchaft aber, ſo freudig ſie auch bei ihrer Errichtung begrüßt werden mag, werden ſich dieſe heißblutigen und ſtarrköpfigen Republikaner auf die Dauer eben ſo wenig unterwerfen als einer öſterreichiſchen Occupation, und ſich dafür, wenn erſt die Erinnerung an die Schrecken der letzteren abgeblaßt iſt, auch nicht das geringſte Opfer auferlegen wollen.

Was jedoch die gegenwärtig ſchon höchſt *zweideutige Freundſchaft Frankreichs* für Italien betrifft, ſo glauben wir, wird Jedermann überzeugt ſein, daß ſie, im Falle der endlich erreichten einheitlichen Conſtituirung der ganzen apenniniſchen Halbinſel als Königreich Italien, ſich bis dahin längſt in unverhehlte Eiferſucht und Feindſchaft verkehrt haben wird. Denn ein zerſpaltenes, uneiniges, theilweiſe durch Oeſterreichs Einfluß beunruhigtes Italien als Nachbar zu haben, kann allenfalls in Frankreichs Intereſſe liegen, ganz ſicher aber nicht ein ſtarkes, einiges, mit einem zahlreichen Heere und einer mächtigen Flotte. Und wenn ſich auch der Franzoſe leichter für eine Idee in den Kampf führen läßt, als irgend ein anderer Menſch, ſo weit geht ſeine Selbſtverleugnung eben doch nicht, mit Aufopferung des eigenen Blutes und Geldes, ſich einen gefährlichen Nebenbuhler, einen hartnäckigen Gegner im Mittelmeere zu ſchaffen.

Wie wir aus all' dieſem erſehen können, ſind die *Opfer*, welche *der Beſitz Venetiens* dem Königreich Italien auferlegt, weit ſchwerer, als jene, welche die Fortdauer des jetzigen Verhältniſſes für Oeſterreich mit ſich bringen würde, und dieſer Umſtand verändert denn auch die Richtigkeit der erſten Schlußfolgerung um ein Bedeutendes, denn die Sache ſteht jetzt ſo: es iſt gewiß, daß der Beſitz Venetiens für Italien von größerer Wichtigkeit in militäriſcher Beziehung iſt, als für Oeſterreich, aber eben ſo ſicher ſteht feſt, daß Italien wird nachhaltigere Anſtrengungen anwenden, koſtbarere Opfer bringen müſſen, um ſich im Beſitze zu erhalten, als dies für Oeſterreich nöthig iſt. Ohne Zweifel wird jedoch ein jeder dieſer Staaten die durch den Beſitz dieſer feſten Stellung in Oberitalien hervorgerufenen koſtbaren Opfer zu tragen bereit, und muß dies ſein, wenn es — abgeſehen von den militäriſchen — ſeine *ſtaatlichen* Intereſſen erfordern.

Betrachten wir einmal die Natur der beiderſeitigen ſtaatlichen Intereſſen ohne Leidenſchaft, ohne Gefühl, ohne Phantaſie, ſo ſtellen ſich uns von ſelbſt zwei Fragen entgegen, aus deren Beantwortung das eigentliche Reſultat, der wahre Kern dieſer Abhandlung naturgemäß hervorgehen wird. Dieſe Fragen ſind: *warum* machen Oeſterreich und Italien, jedes für ſich, *Anſprüche* auf den Beſitz Venetiens, und *wie geſtalten ſich in der Zukunft*, — ſoweit es nämlich dem menſchlichen Auge mit Zugrundelegung der Lehren und Erfahrungen der Geſchichte geſtattet iſt, durch ihren dichten Schleier zu

schauen — wie gestalten sich in der Zukunft voraussichtlich die staatlichen Verhältnisse Mitteleuropa's, je nachdem die eine Macht Herrin Venetiens bleibt, oder die andere es werden sollte? —

Italien erhebt Ansprüche auf Venetien eingestandnermaßen, weil dieses zur italienischen Nationalität gehört, also vom Standpunkte des Nationalitätsprincips, und weil es glaubt, diesem Princip nicht Genüge geleistet zu haben, so lange Rom und Venedig nicht dem neuen Königreiche einverleibt sind. Eigentlich aber verlangt es zur Sicherung seiner Unabhängigkeit und politischen Selbständigkeit: die venetianische Küste am adriatischen Meere, den wichtigen Handels- und Kriegshafen Venedig, die bewußten vier Festungen und die höchst schätzenswerthe Beigabe der Einkünfte von 4—500 Quadratmeilen des venetianischen Gebietes.

Oesterreich dagegen erklärt, sich im Besitz Venetiens erhalten zu wollen, weil es denselben seit mehr als einem halben Jahrhundert inne und durch die bestehenden Verträge darauf ein Recht hat; es hält also gegenüber dem Nationalitätsprincip das Princip der Legitimität aufrecht. Der eigentliche, innere Grund, warum Oesterreich auf diesem seinem unzweifelhaften Rechte so entschlossen besteht, ist aber der, weil es durch die Herrschaft über Venetien und das Festungsviereck das neue Königreich Italien, wie oben gezeigt wurde, fortwährend und unmittelbar beherrscht, weil es ferner seine Stellung am adriatischen Meer und mit ihr die Aussicht auf endliche Herstellung einer Kriegsmarine nicht aufgeben oder wenigstens merklich schwächen will, und endlich weil es durch den Besitz des Venetianischen seine westlich vorgeschobenen Provinzen Vorarlberg, Tyrol und Salzburg vortheilhaft mit dem Hauptlande verbindet.

Die offen eingestandenen Motive zur Begründung der beiderseitigen Ansprüche, nämlich das sich hier und auch vielfach anderwärts entgegenstehende Nationalitäts- und Legitimitätsprincip, wiegen sich ungefähr auf, und werden schließlich, wie wir dies schon so häufig durch eigene Erfahrung wahrgenommen haben, nicht die Entscheidung geben, wie sie eine solche auch nicht augenblicklich erfordern; aber die andern, die wahren Motive drängen unaufhaltsam und unerbittlich einer, wenn auch nicht für alle Zeiten, doch für die nächste Zukunft, definitiven Lösung entgegen, einer Lösung, die nach der Natur der sie herbeiführenden Verhältnisse eine gewaltsame sein muß. — Nehmen wir eine solche als vollzogen an und betrachten wir sie nun nach der zweifachen Weise, in der sie allein stattgefunden haben kann, so nämlich, daß entweder Italien in den Besitz Venedigs getreten oder Oesterreich denselben nicht aufgegeben hat, denn ein Drittes ist wohl vorläufig nicht denkbar. Welche Folgen werden sich nun in dem einen wie dem andern Falle ergeben? — Wenn Italien in den Besitz von Venetien gelangt, so ist es möglich, daß in ferner Zeit, in fünfzig, vielleicht erst in hundert Jahren, wenn sich die scharfen Gegensätze der Jetztzeit ausgeglichen oder doch gemildert haben werden, daß sich also in ferner Zeit das Königreich Italien, durch die Feindschaft des eifersüchtigen Frankreichs bedroht, innig an Deutschland anschließen muß, wenn Deutschland bis dahin ein wünschenswerther Bundesgenosse geworden sein sollte, was wir hoffen wollen. In nächster Zeit aber wird das Verhältniß Italiens zu Deutschland ein jedenfalls feindseligeres werden, denn derselbe Kampf, der gegenwärtig um Venetien zu entbrennen droht, wird, nachdem dieses italienisch geworden, unausbleiblich sich auch über den Besitz von Triest, Dalmatien und Südtyrol, also von theilweise reindeutschen Provinzen, erheben. Möge man sich nur keiner Täuschung hingeben, aus welcher man durch die Wirklichkeit nur allzubald unsanft geweckt werden dürfte. Das Nationalitätsprincip, das mit der Bildung eines einigen nationalen Italiens auf den Schild gehoben wird, ist nichts Anderes als die Revolution, und diese ist ihrer Natur nach niemals stillstehend, defensiv, sondern stets aggressiv, offensiv; jeder Versuch, die Starrheit ihrer Consequenzen durch friedliches Uebereinkommen, durch Transaction zu lähmen, ist ein Sieg mehr für sie; gegen sie gilt nichts als der Kampf auf's Aeußerste; diese Erfahrung weist jedes Blatt der Geschichte nach. Nun sind zwar Revolutionen von Zeit zu Zeit nothwendig und höchst wohlthätig, aber eine Nation muß eine solche aus sich selbst heraus vollziehen, darf dieselbe niemals nach den Impulsen, die von außen her auf sie wirken, ausführen, sonst ist die daraus

reſultirende Neugeſtaltung eben keine natürliche und nothwendige, ſondern eine aufgezwungene, verkünſtelte.

Was geſchieht aber in dieſem Falle mit Oeſterreich? — Durch den Verluſt der venetianiſchen Meeresküſte von der Mündung des Po's bis zu jener des Iſonzo — einer Strecke von über 50 Stunden — verlöre es jede Ausſicht auf Herſtellung einer Kriegsmarine, die für eine europäiſche Großmacht, gegenwärtig mehr als je, erſte Bedingung geworden iſt. Denn man wird doch nicht glauben wollen, daß Oeſterreich, ſelbſt wenn es unbeſtritten im Beſitz von Iſtrien und der dalmatiſchen Küſte bleiben ſollte, daran denken könnte, eine wirkliche Seemacht zu gründen, wenn es einen nur unbeträchtlichen Küſtenſtrich beſitzt, der zudem, ſeiner ganzen Länge nach, von der gegenüberliegenden Oſtküſte Italiens vollkommen beherrſcht wird. Dies allein ſchon würde einen jeden Verſuch in dieſer Richtung unmöglich machen, abgeſehen von dem Verluſte Venedigs als Kriegshafen und von der Gefährdung des durch ſeine Lage dann jedem Ueberfall bloßgeſtellten Trieſt. — Dieſer Gefahr darf aber Oeſterreich, darf Deutſchland ſich um keinen Preis ausſetzen: letzteres muß ſogar, im Intereſſe ſeiner Selbſterhaltung, unter allen Umſtänden mit ſeinen beſten Kräften dieſelbe zu beſeitigen trachten, wenn Oeſterreich, was wir jedoch nicht befürchten, ſie nicht allein ſollte bewältigen können.

Was geſchieht aber ferner mit Oeſterreich? Von der Adria weggedrängt, wird es den eigentlichen deutſchen Fragen immer mehr entfremdet und ſeine deutſchen Provinzen werden mit der Zeit unfehlbar den Intereſſen ſeiner ſlaviſchen dienſtbar werden, in welchen öſtlich gelegenen Landestheilen Oeſterreich dann den Schwerpunkt ſuchen muß, den es im Weſten allmälig verloren hat. Dadurch lieſe es aber nach der geographiſchen Lage Gefahr, mit dem großen Repräſentanten und Hort des Slaventhums, mit Rußland, in Colliſion zu gerathen, und dies um ſo mehr, als es ſich am ſchwarzen Meere Erſatz ſuchen müßte für dasjenige, was es am adriatiſchen Meere eingebüßt hat. Eben dahin zielt aber auch die Politik des Czarenreiches; ein Zuſammenprall mit dieſem wäre alſo dort unvermeidlich; der Kampf um ſeine Weltſtellung, welchem Oeſterreich im Weſten durch Verzicht auf Venetien aus dem Wege gegangen, würde ihm dann auf dem nun eingeſchlagenen Wege nach Oſten, wenn auch gegen andere Feinde, gegen eine andere Nationalität, eben ſo gewiß bevorſtehen. Die permanente Ausſicht auf Störung des Weltfriedens, welche Oeſterreich, und beinahe auch Deutſchland, durch die fortwährend in Bereitſchaft gehaltene, das beſte Mark des Landes verzehrende Heeresmacht in dem letzten Jahrzehnt finanziell ruinirt hat, dauert dann in ununterbrochener und bedenklicher Weiſe fort, wenn auch auf einem andern Punkte der Karte Europa's, die eben doch nicht ſo leicht zu revidiren iſt, als man hie und da zu glauben die Miene annimmt. — Aber zu all dieſen materiellen Nachtheilen, welche mit dem Aufgeben Venetiens von Seiten Oeſterreichs verknüpft wären, welche unberechenbare moraliſche Folgen gingen hieraus für Oeſterreich hervor? Zu welcher Bedeutungsloſigkeit würde Oeſterreich, und mit Recht, herabſinken, wenn es nach der eben verſpielten Lombardei abermals eine Provinz verlöre, oder ſie um einen wohlfeilen Kaufpreis ſeinem Feinde überließe?

Wie aber, wenn Oeſterreich ſich im Beſitze Venedigs behauptet, werden ſich die Italiener mit dem bisher Erreichten zufrieden ſtellen? Wird der Kampf um Venetien nicht immer wieder auf's Neue entbrennen, bis ihnen die Verwirklichung ihrer nationalen Idee vollſtändig gelungen iſt? — Möglich, ja ſogar wahrſcheinlich; aber dafür iſt gewiß, daß Oeſterreich dieſen Kampf leichter zu einem vortheilhaften Ende führen kann, als den Kampf gegen einen Gegner, wie Rußland, deſſen natürliche Alliirte, die Slaven, beinahe die Hälfte des öſterreichiſchen Staates und Heeres bilden. Ganz abgeſehen davon, daß ſich Oeſterreich in Italien ſtrategiſch in der günſtigſten, an der untern Donau in der ungünſtigſten Lage befindet, — ferner, daß die ruſſiſche Heeresmacht doch jedenfalls ein gefährlicherer Gegner iſt, als die italieniſche oder beſſer geſagt piemonteſiſche. —

Was endlich die ſo vielfach verbreitete Furcht betrifft, daß bei einer politiſchen Conſolidirung, bei der Wiedererſtarkung Oeſterreichs, die Reaction dort wieder an's Ruder kommen und dann auch auf Deutſchland mit bekannter Schwere drücken würde, ſo iſt dies vorerſt nicht zu befürchten, eher das directe Gegentheil. Und für ſpätere Zeiten liegt es in den Händen der Deutſchen wie der Oeſter-

reicher, ſich vor der Wiederkehr dieſes Geſpenſtes zu ſichern! —

Schreitet jedoch Oeſterreich, wie wir hoffen, auf dem in der elften Stunde endlich betretenen Wege liberaler Entwicklung ernſtlich und ſtetig vorwärts, bringt es zudem ſeine auswärtige Politik, namentlich in Bezug auf Deutſchland und Italien, in richtigen Einklang mit den Principien, welche die leitenden für ſeine innern Angelegenheiten werden ſollen, ſo wird ſich der jetzt noch in ſchneidendſter Schärfe hervortretende Gegenſatz zwiſchen ihm und Italien ohne Venedig allmälig mildern, und wenn auch nicht in Freundſchaft, doch mindeſtens in gute Nachbarſchaft verwandeln können. —

Daß wir bei dieſer ganzen Beſprechung des franzöſiſchen Kaiſers, dieſes europäiſchen Störenfrieds, wie man ihn zu bezeichnen beliebt, gar nicht erwähnt haben, wird vielleicht manchen Leſer Wunder nehmen. Darüber denken wir aber ſo: das Napoleoniſche Frankreich hat vorausſichtlich keine lange Dauer mehr; es wird zuſammenfallen, ſobald der Kaiſer die Augen ſchließt, und Napoleon III. ſteht im 53. Jahre, alſo jedenfalls in der abſteigenden und nicht in der aufſteigenden Linie des Lebens; wenn zudem von ſeiner Seite noch einmal ein gewaltthätiger Eingriff in die Ordnung der ſtaatlichen Angelegenheiten Mitteleuropa's verſucht werden ſollte, ſo hegen wir nicht den mindeſten Zweifel, daß ein europäiſcher Coalitionskrieg im größten Maßſtabe die natürliche Folge hiervon ſein müßte. Einen ſolchen vermeidet aber der jedenfalls höchſt ſtaatskluge Napoleonide um jeden Preis, weil er am beſten fühlt, daß das geringſte Abweichen von ſeinem bisherigen Grundſatze: „divide et impera“ für ihn das Loos ſeines großen Onkels herbeiführen würde. Wir glauben aber an keine directe Betheiligung Frankreichs bei der bevorſtehenden Beilegung der venetianiſchen Streitfrage, weil die volle Kräftigung Italiens nicht im Intereſſe Frankreichs liegt, weil die Franzoſen von 1860 zum größten Theil eben ſo ſehr den Frieden wünſchen, als die Deutſchen, Engländer ꝛc., weil der Kaiſer Napoleon vorläufig eines ſolchen Befeſtigungsmittels ſeiner Macht in und außer Frankreich nicht bedarf, da er nach den von allen Seiten übereinſtimmenden Nachrichten niemals feſter geſtanden iſt, als eben jetzt, — weil endlich der Kaiſer 53 und nicht mehr 35 Jahre alt iſt, alſo einen großen, gefahrdrohenden Krieg nicht der Eitelkeit und tollen Uebermuthes willen beginnen wird, ſondern nur dann, wenn die Chancen im Lande ſeines Gegners und deſſen natürlicher Bundesgenoſſen für ihn günſtig ſtehen. Beiſpiel: der Krieg gegen Rußland 1854, der Krieg gegen Oeſterreich 1859. — Die Chancen ſtehen aber grade jetzt mehr wie je günſtig für Oeſterreich, namentlich in Deutſchland, das doch für die Tauſende von Millionen, die es ſeit 50 Jahren für ſeine Armee ausgegeben, endlich einmal etwas Wirkliches geleiſtet ſehen möchte. — So wird der venetianiſche Handel zwiſchen Oeſterreich und Italien unter ſich ausgemacht werden, und unſeres Erachtens kann nicht zweifelhaft ſein, welchem der beiden Reiche Deutſchland den Sieg, alſo den bleibenden Beſitz Venetiens wünſchen muß. Eben ſo wenig kann, unſerer Meinung nach, noch einem Zweifel unterliegen, daß Deutſchland in dieſer wie in jeder anderen Frage der äußeren Politik nur von dem Grundſatze ausgehen darf: Die Hauptſtärke Deutſchlands und die Sicherheit ſeiner Glieder beruht in der Stärke Oeſterreichs und Preußens; wer eines dieſer beiden Reiche ſchwächt, ſchwächt das andere ſo gut wie uns Alle zuſammen.

Künſtliche Edelſteine.

„Die Todten kehren wieder!“ So möchte man ausrufen, wenn man einen Blick auf die Thätigkeit der Chemie in den letzten Jahren wirft. Man wird hierbei gewahr, daß ſie im vollen Zuge iſt, die verrufene und vielfach geſchmähte Alchemie wieder zu Ehren zu bringen. Allerdings iſt davon keine Rede, die unedlen Metalle in edle verwandeln zu können, von dieſem Wahn ſind wir geheilt. Dafür aber iſt der Chemie in den letzten Jahren ein viel kühnerer Wurf gelungen. Die Möglichkeit, Edelſteine mit allen Eigenſchaften der natürlichen zu fabriciren, iſt heute kein phantaſtiſches Problem mehr, ſondern unumſtößliche Thatſache. Und das iſt wahrlich ein einträglicheres Geſchäft als Gold und Silber zu machen, — oder auch

nicht, denn wenn man Edelſteine in beliebigen Mengen künſtlich darſtellen kann, ſo hört eben der Werth, den ſie zur Stunde in unſern Augen beſitzen, auf. Iſt er doch nur ein eingebildeter, einigermaßen durch die große Seltenheit des Vorkommens in der Natur gerechtfertigt. Aber ebenſo wäre auch das geträumte Glück der alten Alchemiſten ſehr bald in Scherben gegangen, wenn es ihnen gelungen wäre, das Unmögliche möglich zu machen.

Freilich hat man ſchon lange künſtliche Edelſteine gemacht und hierin in Frankreich ſowohl wie in Deutſchland eine ſo große Fertigkeit erlangt, daß dieſe Nachahmungen in allen den Eigenſchaften, die am meiſten in die Augen ſpringen und auf die der Nichtkenner den größten Werth legt, die natürlichen Steine durchaus erreichten. An Glanz, Durchſichtigkeit und Farbenpracht ſtanden dieſe Fabricate den wahren Edelſteinen nicht nach und doch verdienten ſie dieſen Namen nicht im Entfernteſten, da ihnen die Härte, die Haupteigenſchaft des wahren Steinadels, ganz abging. Daß nicht jene Eigenſchaften, ſondern vorzugsweiſe dieſe, freilich nur im Verein mit jenen, den Mineralien ein Recht auf dieſe bevorzugte Stellung geben, erkennen wir daraus, daß der Diamant, weil der härteſte, auch der koſtbarſte Edelſtein iſt.

Dieſe künſtlichen Edelſteine, oder richtiger Nachahmungen der Edelſteine, ſind nichts anderes als Glas und zwar ein ſolches, welches als Hauptbeſtandtheil Bleioxyd enthält. Solches iſt ſehr ſtark lichtbrechend, läßt ſich gut ſchleifen und poliren und in den nöthigen Fällen auch leicht färben. Aus dieſem Material wurden alle Arten der Edelſteine gefertigt bis hinauf zum Diamanten und da unter den Menſchen der Schein mehr gilt als die Wahrheit, ſo wurde dieſer Induſtriezweig in ziemlicher Ausdehnung betrieben und gewiſſermaßen leiſteten dieſe Fabricate ganz daſſelbe wie die wahren Edelſteine, denn ſelbſt dem kundigen Auge wurde es ohne weitere Beihilfe oft ſchwer, jene von dieſen zu unterſcheiden.

Die künſtlichen Edelſteine der neuern Chemie ſind aber ganz etwas Anderes. Sie ſind wahre Edelſteine im vollſten Sinne des Wortes, nur daß ſie nicht fertig in der Natur gefunden, ſondern künſtlich dargeſtellt worden ſind.

Es iſt allerdings wahr, daß die Edelſteine nur ſelten in der Natur vorkommen, aber die Beſtandtheile derſelben gehören zu den gemeinſten Dingen auf Erden. Wir wiſſen ſchon lange, daß der Diamant, der König aller Geſteine, ja nichts anderes iſt als gemeine Kohle, wie wir ſie in dem Ruß und der Holzkohle kennen. Wie ſehr auch die Pariſer Juweliere gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bemüht waren, dieſe Schmach von den Diamanten abzuwenden, die wiſſenſchaftliche Thatſache konnten ſie doch nicht umſtoßen. Vor ihren Augen wurde der Unbezwingliche — denn dieſe Bedeutung hat der griechiſche Name des Diamanten — durch die Macht des Feuers zum Verſchwinden gebracht und als ſie in banger Erwartung eifrig die Aſche durchſtöberten, mußten ſie von den lachenden Chemikern den ſpöttiſchen Rath hinnehmen, doch lieber in den Schornſtein hinaufzuſteigen, denn dort ſei eher Ausſicht vorhanden, den Flüchtling aufzufinden.

Aus einem ebenſo gemeinen Stoff beſtehen Korund, Rubin und Saphir; ſie ſind nichts anderes als Thonerde, die wir maſſenhaft aus der Porcellanerde, dem Thon und Lehm darſtellen können. Dieſe ganz gemeine Erde, welche wohl den ſechsten Theil der Rinde unſers Planeten, ſo weit ſie der menſchlichen Forſchung zugänglich iſt, bildet, während das Eiſen, obgleich zu den gemeinſten Metallen gehörend, doch nur zwei Procent davon ausmacht, finden wir noch in verſchiedenen andern Edelſteinen als Hauptbeſtandtheil; ſo in dem Türkis mit Phosphorſäure, in dem Spinell mit Bittererde, in dem Chryſoberyll mit Beryllerde, im edlen Beryll und Smaragd mit Beryllerde und Kieſelſäure (dem gemeinen Sand), im Topas mit Kieſelſäure und Fluorkieſel, im Granat mit Kieſelſäure und Eiſenoxydul.

Der Zirkon und der Hyacinth beſtehen aus Zirkonerde und Kieſelſäure. Die Zirkon- und Beryllerde kommen freilich nur ſelten in der Natur vor, aber doch nicht in ſolchem Maße, daß dadurch allein der hohe Preis dieſer Edelſteine gerechtfertigt wäre. Die übrigen Stoffe, aus welchen die Natur die Edelſteine geſchaffen hat, ſtehen dem Chemiker in beliebiger Menge zu Gebote und daß das Hervorbringen der Farben keinerlei Schwierigkeiten hat, ſehen wir zur Genüge aus den Nachahmungen der Edelſteine, den gefärbten

Glasflüſſen, die in dieſem Punkte nichts zu wünſchen übrig laſſen. Allerdings muß der Chemiker hierbei ganz anders verfahren wie der Färber. Er muß ja die färbenden Subſtanzen mit dem Glaſe zuſammenſchmelzen; alſo müſſen ſeine Farben einen hohen Grad von Hitze aushalten können. In der Regel ſind die Farben, die der Chemiker hierbei benutzt, zum Theil gar nicht oder ganz anders gefärbt als die Edelſteine. Die gewünſchte Färbung wird erſt durch das Zuſammenſchmelzen erzielt.

So wird z. B. bei der Nachahmung von Rubinen dem Glasfluß Manganoxyd zugeſetzt. Dadurch wird aber eine bedeutend weniger ſchöne Farbe als die der natürlichen Edelſteine, die von Chromoxyd herrührt, erzielt. Ungleich beſſere Reſultate erhält man durch Goldoxydul, je nach der Menge deſſelben von verſchiedener Intenſität — vom dunkelſten Blutroth bis zum zarteſten Roſa — und verſchiedenem Feuer. Beim Saphir benutzt man Kobaltoxyd, welches dem Glaſe ein wundervoll reines und tiefes Blau ertheilt. Der Smaragd wird durch Kupferoxyd und Chromoxyd gefärbt, der Beryll durch Spießglasglanz (Antimonoxyd) und Kobaltoxyd, der Granat durch Spießglasglanz, Goldpurpur und Manganoxyd, der Topas durch Antimonoxyd mit Gold- oder Eiſenoxyd. Freilich bewirkt die Natur dieſe Färbungen meiſtens durch ganz andere Subſtanzen, die aber auch zu den gewöhnlichern gehören.

Somit ſtände der künſtlichen Darſtellung von wirklich echten Edelſteinen jeder Art nichts im Wege. Die einzige Schwierigkeit war nur die, daß dem Chemiker bisher keine Mittel zu Gebote ſtanden, dieſen Subſtanzen die regelmäßige geometriſche Form, in der ſie in der Natur vorkommen und die ſie allein zu dem macht, was ſie ſind, zu geben. Oder mit andern Worten, es ſtand nicht in der Macht des Chemikers, dieſe Subſtanzen zum Kryſtalliſiren zu bringen und dadurch allein werden die übrigen Eigenſchaften der Edelſteine bedingt. An dieſem einzigen und dem Anſchein nach geringfügigen Umſtande ſcheiterten alle Verſuche, wahre Edelſteine künſtlich darzuſtellen. An Verlockungen dazu hat es nicht gefehlt. Schon lange, bevor man die chemiſche Zuſammenſetzung dieſer koſtbaren Geſteine kannte, mühte man ſich im Geheimen ab, dieſes Räthſel der Natur zu löſen, — aber alle Verſuche mußten ebenſo fruchtlos ablaufen, wie die Arbeiten der alten Alchemiſten, die in dem guten Glauben waren, mit dem Stein der Weiſen den Menſchen die größte Wohlthat ſchenken zu können.

Anders geſtaltete ſich die Sache aber, ſobald man die chemiſche Zuſammenſetzung der natürlichen Edelſteine mit Hilfe der Analyſe genau erkannt hatte. Damit hörte die Aehnlichkeit dieſes Problems mit dem lichtſcheuen Treiben der alten Alchemiſten auf. Die künſtliche Darſtellung echter Edelſteine war jetzt kein alchemiſtiſches Hirngeſpinſt mehr; ſie lag im Bereich der Möglichkeit. Der einzige Stein des Anſtoßes war eben nur das Kryſtalliſiren der Subſtanzen.

Es fehlt den Chemikern nicht an Mitteln, die natürlichen Kryſtalle nachzubilden, aber grade hier verſagen ſie ihren Dienſt. Kryſtalle ſind überhaupt nur auf zweierlei Wegen zu gewinnen: durch Schmelzen oder Auflöſen. Alle unſere Feueranlagen, ſelbſt die gewaltigſten, deren wir uns in der Induſtrie bedienen, wie z. B. die Hoh- und Flammenöfen, Glas- und Porcellanöfen, ſind nicht im Stande, die Beſtandtheile der Edelſteine, die Kohle, Thonerde, Bittererde, Kieſelſäure u. ſ. w. zum Schmelzen zu bringen. Auflöſen können wir dieſe Stoffe allerdings, aber dadurch verändern wir gleichzeitig die chemiſche Natur derſelben. Dampfen wir eine ſolche Löſung von Thonerde in Säuren ab, ſo erhalten wir dieſe nicht unverändert wieder, wie z. B. den Zucker oder irgend ein Salz, die wir in Waſſer oder Alkohol aufgelöſt haben. Die Thonerde hat ſich mit dem Auflöſungsmittel, der Säure, chemiſch verbunden und iſt dadurch ganz etwas Anderes geworden. Eine Ausnahme macht nur die Kohle. Das Löſungsmittel für dieſe iſt geſchmolzenes Eiſen, aber beim Erkalten desſelben kryſtalliſiren keine Diamanten heraus, ſondern Graphit, der in Form und Farbe von jenen himmelweit verſchieden iſt.

Dieſer letztere Weg mußte demnach ganz verlaſſen werden, dagegen bot aber der erſtere in neuerer Zeit günſtigere Ausſichten, denn in dem winzigen Knallgasgebläſe, in welchem die Beſtandtheile des Waſſers, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, wieder zu Waſſer verbrannt werden, hat ſich der Chemiker ein ſo wirkſames Schmelzmittel geſchaffen, daß dieſem alle induſtrielle Feueranlagen in ihrer Leiſtungsfähigkeit weit nachſtehen. Mit Hilfe dieſer Flamme wurde zuerſt die Thonerde

geſchmolzen. Der künſtliche Korund hatte genau die Härte des natürlichen; Glas konnte damit trefflich geſchnitten werden. Das Färben hatte weiter keine Schwierigkeiten; die Darſtellung des Rubins gelang vollkommen. Im Allgemeinen aber eignet ſich das Knallgasgebläſe nicht ſonderlich für die Darſtellung von Edelſteinen. Man konnte doch nur kleinere Mengen zum Schmelzen bringen und dann konnte auch leicht beim Schmelzen durch den Zutritt der Luft oder der Gaſe der Flamme eine chemiſche Veränderung der Subſtanzen eintreten.

Weit glücklicher war Ebelmen, ein junger, talentvoller, franzöſiſcher Chemiker, den leider der Tod viel zu früh dahingerafft hat. Er vereinigte beide Wege, auf denen man Kryſtalle erhalten kann, und hat ſo eine Methode geſchaffen, die zur Darſtellung ſämmtlicher Edelſteine mit Ausnahme der Diamanten trefflich geeignet iſt. Dadurch daß Ebelmen den Beſtandtheilen der Edelſteine, die genau nach den durch die Analyſe erkannten Verhältniſſen gemiſcht werden, eine leichter ſchmelzbare, chemiſch indifferente und in der Hitze flüchtige oder in Waſſer leicht lösliche Subſtanz hinzumiſchte, konnte er jene weit leichter zum Schmelzen bringen, da ſie von dem Flußmittel gleichſam aufgelöſt wurden wie der Zucker oder das Kochſalz vom Waſſer. Als Schmelz- und Löſungsmittel diente die Borſäure, die vorzugsweiſe in den Maremmen von Toskana aus den dort zahlreich aus der Erde aufſteigenden heißen Dämpfen gewonnen wird, und das borſaure Natron, beſſer unter dem Namen Borax bekannt. Mit Hilfe dieſer Mittel konnten die Beſtandtheile der Edelſteine in den Porcellanöfen von Sèvres ſehr gut zuſammengeſchmolzen werden.

Auf dieſe Weiſe hat Ebelmen farbloſen, wie grünen, rothen, blauen und ſchwarzen Spinell, farbloſen Korund, ſo wie rothen (Rubin) und blauen (Saphir), farbloſen und grünen Chryſoberyll, ſo wie farbloſen Beryll und grüngefärbten (Smaragd) dargeſtellt und zwar in ſo ſchönen Kryſtallen, wie ſie nur immer in der Natur gefunden werden. Natürlich wurden dieſe Verſuche nur im Kleinen ausgeführt und daher fielen die Kryſtalle auch nur klein aus. Doch wurden Spinelle von mehr als zwei Linien Länge erhalten und Chryſoberylle ſogar von einem Viertelzoll Durchmeſſer, alſo Kryſtalle, die ſich ſchleifen und faſſen laſſen.

Eine andere Methode, Edelſteine darzuſtellen, hat ſpäter Daubrée angegeben. Während Ebelmen die fertig gebildeten Beſtandtheile, wie ſie die Analyſe angibt, miſcht, läßt Daubrée die Beſtandtheile der Edelſteine erſt durch chemiſche Umſetzungen entſtehen und hierbei geht auch gleichzeitig die Geſtaltung, das Kryſtalliſiren der Edelſteine vor ſich. Wir wollen die Entſtehung der Edelſteine auf dieſem Wege nur an einem einzigen Beiſpiele, dem Topas, den Daubrée auch zuerſt darſtellte, erklären. Dieſer Edelſtein beſteht aus einer Verbindung von Thonerde, Kieſelſäure und Fluorkieſel. Um ihn künſtlich darzuſtellen, leitete Daubrée über glühende Thonerde Fluorkieſelgas. Letzteres erhält man, wenn man ein Gemiſch von gepulvertem Flußſpath (Fluorcalcium) und Glas oder Sand mit Schwefelſäure erhitzt. Der chemiſche Vorgang hierbei iſt folgender. Zunächſt wird der Flußſpath durch die Schwefelſäure in ſeine Beſtandtheile Fluor und Calcium zerlegt; der Fluor wirkt auf die in dem Glaſe befindliche Kieſelſäure und entzieht derſelben den Kieſel, mit dem er ſich vereinigt und als farbloſes Gas entweicht.

Kommt das Fluorkieſelgas nun mit der Thonerde (Aluminiumoxyd) in Berührung, ſo tauſcht ein Theil der letztern ſeinen Sauerſtoff gegen den Fluor eines Theiles des Gaſes aus, während ſich der Sauerſtoff mit dem Kieſel verbindet. Es entſtehen alſo zunächſt Fluoraluminium und Kieſelſäure. Die letztere vereinigt ſich im Augenblick ihres Entſtehens mit unzerſetzter Thonerde und ebenſo tritt auch unverändertes Fluorkieſelgas in dieſe Verbindungen. Man erhält ſo Topaskryſtalle, welche genau dieſelben Mengen der einzelnen Beſtandtheile enthalten, wie wir ſie in den natürlichen durch die Analyſe finden.

Daubrée hat zwar auf dieſe Art verſchiedene Edelſteine nachgebildet und wenn auch ſeine Methode vor der Ebelmen's mancherlei Vorzüge hat, ſo eignet ſie ſich doch nicht zu einer allgemeinen Verwendung. Sie läßt eine Hauptforderung: die Bildung von größern Kryſtallen, unerfüllt. Da hier wenigſtens einer der auf einander wirkenden Körper ein feſter iſt, ſo findet die Einwirkung des gasförmigen nur an beſtimmten Punkten ſtatt. Iſt hier die Einwirkung vorbei, das Mineral alſo gebildet, ſo kann ſich erſtere an dieſer Stelle nicht mehr fortſetzen. Der

Kryſtall erhält keinen Zuwachs weiter; bleibt alſo klein.

Anders wäre es, wenn alle auf einander wirkenden Beſtandtheile flüſſig oder gasförmig wären, dann träfen ſie an derſelben Stelle immer wieder von Neuem zuſammen und die Folge davon wäre eine beliebige Vergrößerung der Kryſtalle. Auch dieſes Problem iſt neuerdings und zwar wiederum in Frankreich durch St. Clair-Deville und Caron gelöſt worden und zwar zunächſt in Betreff derjenigen Edelſteine, die keine Kieſelſäure enthalten.

Wir wollen dieſe Methode auch an einem Beiſpiele, dem Korund, erläutern. Die Materialien zu ſeiner Darſtellung ſind Fluoraluminium und Borſäure, die beide in der Hitze flüchtig ſind. Die erſtere Subſtanz liegt auf dem Boden eines aus feſter Kohle bereiteten Tiegels und die Borſäure befindet ſich in einer kleinen flachen Platinſchale darüber. Damit der Kohlentiegel nicht verbrennt, wird er in einen größern Thontiegel eingeſetzt, der dann verſchloſſen und in einem Ofen einer ſehr hohen Temperatur ausgeſetzt wird. Da beide Subſtanzen flüchtig ſind, ſo treffen die Dämpfe auf einander und zerſetzen ſich. Das Bor trennt ſich von dem Sauerſtoff, weil es zu dem Fluor eine größere Verwandtſchaft hat; der Sauerſtoff geht an das Aluminium und bildet damit Aluminiumoxyd oder Thonerde. Letztere iſt nicht flüchtig und ſetzt ſich daher in feſter Geſtalt ab, während das Fluorbor entweicht. Je länger nun die Einwirkung andauert und je langſamer ſie vor ſich geht, um ſo größer und regelmäßiger werden die Kryſtalle. Die Bildung von großen und ſchönen Kryſtallen hat man alſo vollſtändig in der Hand.

Die farbigen Abarten des Korund darzuſtellen, hat weiter keine Schwierigkeiten. Fügt man dem Fluoraluminium Fluorchrom hinzu, ſo wird letzteres gleichfalls durch die Dämpfe der Borſäure zerſetzt. Es bildet ſich wiederum Fluorbor und Chromoxyd. Das letztere, weil nicht flüchtig, vereinigt ſich mit der Thonerde, ſo daß man rothe, blaue und grüne Kryſtalle und zwar gleichzeitig erhält. Wie dieſe verſchiedene Färbung unter dem Anſchein nach gleichen Bedingungen vor ſich geht, darüber iſt man freilich noch nicht im Klaren.

So iſt es nicht allein gelungen, völlig ebenbürtige Edelſteine künſtlich darzuſtellen, ſondern die Kunſt iſt zugleich auch weit über die Natur hinausgegangen. Es ſteht nämlich in der Macht des Chemikers, Schmuckſteine mit allen Eigenſchaften der Edelſteine zu erzeugen, wie ſie in der Natur gar nicht vorkommen und ſolches iſt bereits ſowohl durch Ebelmen, als auch durch Deville und Caron geſchehen.

Aber immer noch macht der Diamant eine Ausnahme. Alle Verſuche, den Kohlenſtoff, der uns allüberall zu Gebote ſteht, zu kryſtalliſiren, ſind geſcheitert, ja wir wiſſen nicht einmal, wie die Natur hierbei zu Werke gegangen iſt. Hypotheſen ſind freilich verſchiedene aufgeſtellt worden, aber Gewißheit haben wir darüber nicht. Indeſſen iſt jüngſt doch eine Anſicht über die Entſtehung der Diamanten veröffentlicht worden, die vielleicht zur Nachbildung dieſes koſtbarſten Edelſteins führen könnte.

Man findet nämlich häufig in den Diamanten hohle Räume, die mit einem Gaſe oder einer Flüſſigkeit erfüllt ſind. Brewſter hat das phyſikaliſche Verhalten dieſer Einſchlüſſe genauer ſtudirt und nach Simmler ſtimmt daſſelbe in Bezug auf die Ausdehnungs- und Lichtbrechungsverhältniſſe genau mit dem Verhalten der flüſſigen Kohlenſäure gegen die Wärme und das Licht überein. Hieraus folgert er nun weiter, daß der Kohlenſtoff vielleicht in der flüſſigen Kohlenſäure auflöslich ſei. Wäre dies in der That der Fall, ſo wäre das Räthſel der Nachbildung der Diamanten, deſſen Löſung man ſo lange und oft vergebens verſucht hat, entziffert, denn flüſſige Kohlenſäure können wir in beliebiger Menge bereiten und die langſame Verdunſtung, bei der dann der gelöſte Kohlenſtoff in Kryſtallen anſchießt, iſt auch nicht ſchwierig zu bewerkſtelligen.

Bis jetzt aber fehlt jeder experimentelle Beweis für dieſe Behauptung. Dafür aber iſt dieſes Problem ganz unerwartet und von einer Seite her gelöſt worden, wo man eine Entſcheidung nicht im Entfernteſten geſucht hat. Wir können jetzt allerdings Kryſtalle mit allen Eigenſchaften des Diamanten darſtellen, aber dieſe beſtehen nicht aus Kohlenſtoff, ſondern aus Bor.

Das Bor iſt ebenſo wie der Kohlenſtoff ein elementarer Beſtandtheil unſerer Erdrinde, alſo ein einfacher Stoff nach der Bezeichnung der Chemiker. Als ſolcher aber kommt es in der Natur nicht vor, ſondern ſtets an Sauerſtoff gebunden als Borſäure, theils für

ſich, theils im Verein mit Natron (als Borax oder Tinkal), mit Bittererde (als Boracit) und mit Kalk und Kieſelſäure in verſchiedenen Mineralien. Aus der Borſäure aber können wir das Bor abſcheiden. Dies geſchah zuerſt 1807 durch den berühmten Humphry Davy mit Hilfe der Volta'ſchen Batterie und ein Jahr ſpäter durch Gay-Luſſac und Thénard mittelſt Kalium, des Metalles aus der Potaſche, das eine ſehr große Verwandtſchaft zum Sauerſtoff beſitzt. Man erhält hierbei das Bor ſtets in Geſtalt eines grünlich-braunen, geruch- und geſchmackloſen Pulvers.

Man hat freilich ſchon längſt eine große Aehnlichkeit in dem chemiſchen Verhalten des Bor mit dem Kohlenſtoff erkannt, aber man hat dieſe auffallende Eigenſchaft nicht näher ſtudirt, wie man überhaupt das Bor nicht ſonderlich beachtete. Erſt vor wenig Jahren haben Wöhler in Göttingen und Deville dieſem Gegenſtande von Neuem Beachtung geſchenkt und da ſind allerdings die intereſſanteſten Entdeckungen zum Vorſchein gekommen. Das Bor bietet die überraſchendſte Aehnlichkeit mit dem Kohlenſtoff. Während wir es früher nur in der amorphen (geſtaltloſen) Form, welche der gewöhnlichen Kohle und dem Ruß entſpricht, kannten, können wir ihm jetzt auch die beiden andern regelmäßigen Formen, in denen die Kohle als Graphit oder Diamant vorkommt, geben.

Der Borgraphit kryſtalliſirt ebenſo wie der gewöhnliche in ſechsſeitigen, undurchſichtigen Blättern, nur die Färbung iſt eine verſchiedene; dort röthlich, hier aber rein ſchwarz oder ſchwärzlichgrau. Dagegen iſt aber die Kryſtallform der Bordiamanten eine verſchiedene. Die natürlichen Diamanten kommen meiſtens in Oktaedern vor, welche von acht gleichſeitigen Dreiecken begrenzt, aus zwei mit ihren breiteſten Seiten vereinigten Pyramiden beſtehen. Die Kryſtallform der Bordiamanten dagegen iſt eine Säule, deren Kanten mehrfach abgeſtumpft ſind. Dagegen ſtimmen ſie aber in ihren ſonſtigen Eigenſchaften mit den natürlichen Diamanten überein; ja ſie ſind ſelbſt noch härter als dieſe. Während die Bordiamanten nicht gut durch Diamantpulver geſchliffen werden können, greifen ſie die gewöhnlichen Diamanten weit kräftiger an als das jetzt gebräuchliche Schleifmittel. Die größern Kryſtalle, welche die genannten Chemiker erhielten, waren alle durchſichtig, mehrere auch durchaus farblos, andere dagegen freilich granatroth, hyacinthroth oder honiggelb gefärbt.

Die Darſtellung dieſer Kryſtalle iſt grade nicht umſtändlich. Man benutzt dazu geſchmolzene und feingepulverte Borſäure, die man mit Aluminium, dem bekannten Metall der Thonerde, zuſammen in einen Kohlentiegel einſtampft. Den Tiegel ſetzt man dann in einen größern Graphittiegel, füllt alle Lücken mit Kohlenpulver ſorgfältig aus, ſo daß auch der kleinere Tiegel davon bedeckt wird, und ſetzt nun das Ganze fünf bis ſechs Stunden lang einer Hitze aus, welche die des ſchmelzenden Eiſens überſteigen muß. In dieſer Hitze iſt das Beſtreben des Metalles, den Sauerſtoff an ſich zu reißen, größer als das des Bor, ihn feſtzuhalten. Der Sauerſtoff oxydirt das Metall zu Thonerde und dieſe verbindet ſich mit einem Theil der Borſäure, die nicht zerſetzt worden iſt. Ebenſo bleibt auch ein Theil des Metalles unverändert und dieſes dient als Auflöſungsmittel für das abgeſchiedene Bor. Läßt man den Tiegel langſam erkalten, ſo ſcheidet ſich das Bor von dem Aluminium und ſetzt ſich in regelmäßigen Kryſtallen ab. Je weiter die Erkaltung vorſchreitet, um ſo weniger Bor wird von dem Aluminium aufgelöſt zurückgehalten.

Zerſchlägt man den Tiegel, ſo läßt ſich der Inhalt leicht in zwei Schichten trennen. Die obere glaſige Schicht beſteht zumeiſt aus borſaurer Thonerde und die untere, die metallartig, eiſengrau ausſieht und mit vielen Blaſen durchſetzt iſt, aus Aluminium, das ſeiner ganzen Maſſe nach von kleinen, leicht erkennbaren Borkryſtallen durchdrungen iſt. Es kommt nur darauf an, dieſe Kryſtalle von dem feſten Metall zu ſondern. Dies geſchieht durch Kochen mit Natronlauge, welche das Aluminium auflöſt, die Borkryſtalle aber unberührt läßt. Letztere werden dann noch mit Salzſäure gekocht, um Eiſen, Thonerde und andere Beimengungen zu entfernen.

Die Borkryſtalle können ſich mit vollem Rechte den Diamanten ebenbürtig zur Seite ſtellen. Jene beſitzen einen Glanz und ein Lichtbrechungsvermögen, daß ſie eben nur mit dieſen verglichen werden können. An Härte und Unzerſtörbarkeit durch chemiſche Mittel übertreffen jene noch die natürlichen Diamanten. Die Borkryſtalle haben alſo ein unbeſtreitbares Recht auf den Namen

Diamanten. Daß ſie bis jetzt zum Theil noch gefärbt ſind, iſt nicht als weſentlich zu betrachten. Sicher rühren dieſe Farben, die ja auch bei natürlichen Diamonten und andern Edelſteinen vorkommen und oft mit zu dem hohen Werth der letztern beitragen, von der Menge nach ſehr geringfügigen fremden Beimiſchungen her, wie z. B. von Kieſel, Kohlenſtoff und ſelbſt geſtaltloſem Bor. Es iſt alle Hoffnung vorhanden, daß es ſpäter gelingen wird, die Borkryſtalle durchaus farblos zu erhalten und dann haben ſie in allen Beziehungen den natürlichen Diamonten den Rang abgelaufen.

Die eben mitgetheilten Thatſachen geben uns den erfreulichen Beweis, daß die menſchliche Erkenntniß im Laufe der Jahrhunderte doch erhebliche Fortſchritte zum Beſſern gemacht hat. Anderthalb Jahrtauſende beherrſchte die Alchemie, der eitle Wahn, Gold machen zu wollen, die geiſtigen Kräfte; alle Schichten der Geſellſchaft, bis hinauf zu den höchſten und frömmſten, ſtellten ihr Contingent zu den eifrigſuchenden Adepten. Wohl ſchrieb man dem Stein der Weiſen allerlei wunderbare Eigenſchaften zu; ſo ſollte er z. B. auf den menſchlichen Körper heilend, ſtärkend und verjüngend einwirken, wie es Salomon Trismoſin an ſich ſelbſt und vielen Andern erprobt. Nach Nikolaus Flamel verwandelt der Stein der Weiſen den böſen Menſchen in einen frommen, rottet die Wurzel aller Sünde, den Geiz aus, macht den Menſchen freigebig, ſanftmüthig und gottesfürchtig, ſo bös und verkehrt er auch immer bis dahin geweſen war. Kurz man war im vollen Zuge, das verlorene Paradies der Erde wieder zurückzuerobern. Aber dieſe wunderbaren Eigenſchaften waren es weniger, welche den Adepten immer neue Jünger zuführten; mehr lockten die ungeheuern Reichthümer, welche nach der Geſchichte der Alchemie den wahren Adepten ſtets zu Gebote ſtanden. Alſo die Habſucht war die mächtigſte Triebfeder. Man dachte nur an ſich ſelbſt und war weit davon entfernt, die geträumte Glückſeligkeit auch Andern zu Theil werden zu laſſen. Daher das lichtſcheue Treiben der Adepten, die ängſtliche Sorgfalt, das große Geheimniß zu bewahren. Die Eitelkeit ſpornte zwar an, ſich öffentlich als Beſitzer des Steines der Weiſen auszugeben, aber dann ſprach man von der göttlichen Kunſt in ſo räthſelhaften Worten, daß Niemand ſie entziffern konnte.

Heute dagegen entrollt ſich vor unſern Augen ein weit erfreulicheres Bild. Die Wiſſenſchaft hat ſich frei gemacht von allen fremden Zwecken, von denen ſie durch Jahrtauſende geknechtet wurde. Heute dient ſie nur ſich ſelbſt; ihr einziger Zweck iſt, die Natur zu erforſchen. So ſind denn auch alle Verſuche, von denen wir oben geſprochen haben, frei von jeder Nebenabſicht; ſie wurden nur angeſtellt, um die Wege kennen zu lernen, welche die Natur bei der Bildung dieſer Geſteine eingeſchlagen hat. Der Beſitz irdiſcher Güter hat nichts Verlockendes für die Jünger der Wiſſenſchaft. Sie haben ihre Entdeckungen nicht mit dem Schleier des Geheimniſſes umhüllt, ſondern ohne Hehl öffentlich bekannt gemacht, ſo daß Jedermann ohne Ausnahme ſie ausbeuten kann. Das letztere iſt nicht mehr Aufgabe der Wiſſenſchaft. Ihr kommt es nur zu, die Bahn zu brechen und die Wege zu ebnen; darzuthun, daß die Nachbildung der Edelſteine möglich iſt und damit iſt das Intereſſe der Wiſſenſchaft befriedigt. Die Nutzbarmachung des Errungenen muß die Wiſſenſchaft Andern überlaſſen.

Freilich eine Lücke iſt noch auszufüllen: die Darſtellung der Diamonten aus Kohlenſtoff. Aber dieſe hat jetzt auch nur noch ein wiſſenſchaftliches Intereſſe, da ja ein ebenbürtiger Erſatz dafür bereits in den Bordiamanten gegeben iſt. Daß dermaleinſt auch die Anfertigung von wirklichen Diamanten möglich ſein wird, daran iſt jetzt wohl kaum mehr zu zweifeln, zumal die Bordiamonten einiges Licht über die Entſtehung der natürlichen Diamanten verbreitet haben. Man findet nämlich in jenen einen nicht unbedeutenden Gehalt an Kohlenſtoff, der von dem Bor und dem Aluminium beim Schmelzen aus dem Tiegel ausgenommen wird und ſich dann beim Erkalten wieder ausſcheidet. Und zwar kann dies hier in keiner andern Form geſchehen, wie in der diamantartigen, denn in dem Maße, als der Kohlenſtoffgehalt zunimmt, ſcheint auch die Farbloſigkeit und Durchſichtigkeit der Bordiamanten zu wachſen, während ſonſt Glas durch einen ſehr geringfügigen Kohlenſtoffgehalt bedeutend gefärbt wird. Allerdings iſt es auch denkbar, daß der Kohlenſtoff hier mit dem Bor eine chemiſche Verbindung eingegangen iſt, ſo daß uns in den Bordiamanten nur die körperliche Form dieſer Verbindung, nicht aber die des reinen Bor vorliegt.

Während man ſich bis jetzt mehr der Annahme zuneigte, daß die Kryſtalliſation des Kohlenſtoffes, alſo die Entſtehung der natürlichen Diamanten, nicht durch Hitze, ſondern bei niederer Temperatur erfolgt ſei, wird dieſe Anſicht durch die eben mitgetheilte Thatſache ziemlich in Frage geſtellt, denn hier hat der Kohlenſtoff ohne Zweifel durch höhere Temperatur eine regelmäßige Form angenommen.

So wäre denn endlich ein Traum, dem der Menſch ſo viele Jahrhunderte hindurch raſtlos nachgejagt hat, Wirklichkeit geworden. Bis jetzt hat allerdings die Technik keine Notiz von dieſen Entdeckungen genommen, aber es iſt wohl anzunehmen, daß ſie ſich eines Tages entſchließen wird, die neuerrungene Erbſchaft anzutreten. Freilich bleibt auch für ſie auf dieſem Gebiete noch Manches zu erringen übrig, um das ſich die Wiſſenſchaft nicht bekümmern konnte, und eben dieſer Umſtand iſt es, warum man noch ſeitens der Induſtriellen zurückhält. Aber dennoch iſt die fabrikmäßige Darſtellung der künſtlichen Edelſteine nur eine Frage der Zeit und man hat ſchon jetzt ein Recht, zu ſagen, daß die Chemie wiederum den Auserwählten der menſchlichen Geſellſchaft eines ihrer ausſchließlichen Vorrechte entrungen und zum Gemeingut Aller gemacht hat.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der eingebildete Werth der Edelſteine mit der Zeit verloren gehen muß, dagegen aber werden ſie von ihrem innern Werth, ihrer Schönheit nicht das Geringſte einbüßen. Die erſtere Ausſicht erwirbt der Wiſſenſchaft keine neuen Freunde, wohl aber eifrige Gegner, wie es ihr ja ſchon vielfach zum Vorwurf gemacht worden iſt, daß ſie ſchonungslos alle die kleinen Götzen, an denen des Menſchen Herz hängt, in ihrer ganzen Hohlheit und Leere bloßſtellt und deren Anſehen untergräbt. Aber dieſer ohnmächtige Zorn kann den Gang der Wiſſenſchaft nicht aufhalten; unbekümmert darum wird ſie fortfahren, der Wahrheit nachzuforſchen und grade dies gereicht ihr zum höchſten Ruhme.

Eben nach dieſer Seite hin liegt auch der größte Werth der hier mitgetheilten Entdeckungen. Gewinnt die Menſchheit im Ganzen nicht viel mehr als ſie verliert? Der äſthetiſche Werth, der den Edelſteinen innewohnt, wird um nichts geſchmälert. Ein künſtlicher Diamant funkelt genau mit demſelben Feuer, ein künſtlicher Rubin, Saphir oder Smaragd prangt in derſelben Farbenpracht wie die natürlichen Steine, wenn ſie auch nicht ſo ſelten und koſtbar ſind, wie dieſe. Die Augenweide, an der ſich heute nur wenige Auserwählte ergötzen, wird Vielen zugänglich werden. Freilich gehen die Millionen, mit welchen dieſer nichtige Tand bezahlt worden iſt, verloren, aber dadurch ſpricht recht eindringlich die große Lehre, wie vergänglich die Herrlichkeit hienieden und die mit Unrecht darauf begründeten Vorrechte ſind, zu uns. Möchten ſich dieſe Lehre auch die Träger jener mit Millionen bezahlten Diamanten zu Herzen nehmen und bedenken, daß ſie durch ein Eingehen auf die berechtigten Forderungen der Zeit nicht im Geringſten an ihrer Herrlichkeit verlieren, ſondern durch das Glück ihrer Völker nur gewinnen.

Die kalten Tage im Mai.

Eine meteorologiſche Erörterung.

Wir nennen zwar den Mai den Wonnemonat, aber nur zu oft vernichtet er in einer einzigen Nacht unſere reichen Hoffnungen, welche für eine geſegnete Ernte uns bereits hinreichend begründet erſchienen. Der Winter, den wir längſt überwunden erachteten und weit von uns entfernt glaubten, kehrt ganz unverhofft und heimtückiſcher Weiſe wieder; er läßt uns nochmals ſeine Macht fühlen, indem er Reif, Eiszapfen und Schnee über die bereits aus ihrer Ruhe erwachte und mit dem ſchönen Schmuck des friſchen Grüns gezierte Natur ausſchüttet — und dahin ſind Blätter und Blüthen, mit ſammt unſeren Hoffnungen, an denen wir uns im Geiſte ſchon vorzeitig erfreuten.

Schon ſeit alter Zeit ſind der 11. und 12. Mai wegen der „Reiſe und Gefriere“ als gefährliche Tage, beſonders für die Weingärten, bekannt und dadurch, daß ſelbſt, wie Jedermann weiß, der „alte Fritz“ ſich der Macht des gefürchteten Pancratius beugen und die Nichtbeachtung der Rathſchläge ſeines in der Volkswetterkunde beſſer bewanderten Gärtners mit dem Verluſt ſeiner geſammten Orangerie büßen mußte, iſt der Volksglaube an die drei „geſtrengen Herren,“

Mamertus, Pancratius und Servatius, welche auf den 11., 12. und 13. Mai fallen, nur noch mehr befestigt worden. Seitdem ist denn auch in Deutschland die Furcht vor den „drei Heiligen des Frostes“ eine ganz allgemeine.

Die Thatsache der Rückfälle der Kälte mitten im Frühling läßt sich allerdings nicht leugnen, aber mit den drei Eismännern hat sie durchaus nichts zu schaffen. Sind ja doch die Gelehrten des Volkes selbst über diese nicht einig. In einigen Gegenden unseres Vaterlandes ist nämlich Bonifacius der dritte im Bunde der Gefürchteten, und dieser fällt nicht auf den 11., sondern auf den 14. Mai. Auch weiß der hundertjährige Kalender, der ja noch in so hohem Ansehen beim Volke steht, Nichts von diesen drei Heiligen. So verkündet z. B. der für 1860 für die Zeit vom 4. bis 15. Mai sogar schönes Wetter. Jeder, der selbst an diesen Tagen Beobachtungen angestellt hat, wird gefunden haben, wie wenig der allgemeine Volksglaube begründet ist, aber dennoch steht er immer noch unerschüttert in seiner Macht da.

Schlägt man in den alten Chroniken nach, die zu einer Zeit, wo man noch keine regelmäßigen Beobachtungen des Thermometers anstellte, die Witterungserscheinungen, welche unmittelbar fördernd oder hemmend in das alltägliche Leben eingriffen, sorgfältig aufzeichneten, so findet man nur eine verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl von Nachrichten über eine ausnahmsweise Kälte an den drei gefürchteten Tagen. Ebenso aber fehlt es nicht an Beispielen, wo diese Kälte an anderen Tagen, selbst viel später einfiel. Dasselbe lehren uns die regelmäßig angestellten Thermometerbeobachtungen, deren wir für eine große Reihe von Jahren besitzen. So fand z. B. Mädler für Berlin in 134 Jahren im Mai 74 Nachtfröste; davon kamen 24 auf den 11., 12. und 13., und 18 nach dem 16. Viermal trat noch im Juni Nachtfrost ein und 1799 sogar noch am 16. Juli. In Breslau fiel in 66 Jahren das Thermometer siebenmal unter den Frostpunkt, davon nur dreimal am 11. und 12. In Krakau trafen in 27 Jahren von 4 unter den Frostpunkt gehenden Minimis 2 und zwar die erheblichsten auf den 11. Mai. In Regensburg fiel die größte Kälte im Mai in 61 Jahren auf den 13. Mai 1814. Sonst ist keine Temperatur unter dem Frostpunkt angegeben. Das Minimum beträgt hier im Mittel + 2°,88 und ist überhaupt nur siebenmal zwischen dem 11. und 15. Mai beobachtet worden. In Prag ging das Thermometer in 71 Jahren nur dreimal unter den Frostpunkt, aber niemals an den gefürchteten Tagen. Dagegen berichtet Helmes in Celle, daß 1856 dieser Rückschlag sogar in den Sommermonat fiel, in die Tage vom 21. bis 26. Juni. „Da haben unsere Grasmäher ihre Sensen durch Reif geführt, als es gleichzeitig auf der scandinavischen Halbinsel selbst am Hochsommertage (Johannis) Eis fror und Schnee fiel!“

Ueber das Volk haben aber diese Thatsachen keine Macht. Hier hat man seine eigene Logik. Wie die Natur überhaupt, steht auch das Wetter dem Volke als ein großes Geheimniß da. Eben weil man sich über das Warum keine Auskunft geben kann, sucht man, wie dies der Unmündige und Unerfahrene überhaupt stets thut, so gern ein selbst erlebtes außerordentliches Ereigniß zu verallgemeinern. Aus einem zufälligen empfindlichen Verlust an einem dieser Tage machte man ein besonderes Naturgesetz, indem man zwischen jenem und den Kalenderheiligen einen Zusammenhang zu ahnen glaubte. Daß die drei Eismänner uns nur sehr selten ihre Macht fühlen lassen und daß Gleiches noch oft an andern und selbst späteren Tagen eintritt, vermochte den Glauben des Volkes nicht zu erschüttern; die Weisheit der Väter erbte sich fort durch alle Generationen.

So liegt denn eben nur ein Körnchen Wahrheit in den Volksanschauungen. Die Rückkehr der Kälte im Frühling ist ein Gegenstück zu dem Nachsommer im Herbst; wie dieser ist auch jener nicht an bestimmte Tage gebunden. Gemeinhin fällt sie aber in den Mai, oft aber auch schon in den April und mitunter sogar erst in den Juni. Es fragt sich nun, woher rühren diese Rückfälle?

Weil man überhaupt häufig eine falsche Vorstellung von den Aufgaben und Leistungen der Meteorologie hat, hört man auch heute noch, selbst von Gelehrten, daß man die Ursachen des Wetters nicht hier unten, sondern hoch oben, außerhalb unserer Atmosphäre zu suchen habe. So hat denn auch Erman eine kosmische Ursache für die hier besprochenen Erscheinungen angenommen. Und zwar sollen die Asteroiden, die Sternschnuppen, welche im August und November perio-

bisch sichtbar werden, im Mai in Conjunction mit der Sonne erscheinen und diese verdunkeln. Als einzigen Beleg für seine Ansicht führt er eine Nachricht aus Schnurrer's „Krankheiten des Menschengeschlechts" an. „Am 12. Mai 1706," heißt es hier, „verdunkelte sich in Schwaben die Sonne so sehr, daß Fledermäuse umherflogen und man Lichter anzündete." Diese Nachricht ist allerdings richtig, aber es waren nicht die Sternschnuppen, sondern der Mond, welcher die Sonne verdunkelte. An jenem Tage trat eine gewöhnliche Sonnenfinsterniß ein und daß solche zu jeder Zeit eine Abkühlung der Temperatur hervorruft, ist natürlich. Erman hat sich so hoch verstiegen, weil er annimmt, daß in jedem Jahre am 11. Mai der Erde ein Theil der wärmenden Sonnenstrahlen entzogen werde und sich diese Thatsache an den verschiedensten und von einander entfernten Punkten unseres Planeten mit gleicher Deutlichkeit sichtbar mache. Wäre dies wirklich der Fall, so müßten wir allerdings die Ursache außerhalb unseres Planeten im Weltenraum suchen.

Nun aber machen sich die Rückfälle der Kälte im Frühlinge keineswegs auf unserer ganzen Erde fühlbar, sondern nur in einem sehr kleinen Theile. In England und ganz Amerika sind unsere gefürchteten Heiligen des Frostes unbekannte Größen. Nördlich und östlich von St. Petersburg verschwindet diese Erscheinung immer mehr und mehr, oder sie ist auch gar nicht vorhanden. Erst in Kurland macht sich der Rückfall deutlich bemerkbar. Der eigentliche Schauplatz ist aber nur Deutschland, wenigstens machen sich hier die Rückfälle der Kälte am meisten fühlbar und ganz besonders im nördlichen Deutschland, weil sie hier grade in die Zeit der vollsten Blüthe fallen, also Gelegenheit, um Schaden anzurichten, vollauf vorhanden ist. Weiter macht sich die Macht der gestrengen Herren in denjenigen Theilen von Belgien und Frankreich fühlbar, die von dem Meere entfernt liegen. Die scandinavische Halbinsel wird davon aber nur in seltenen Fällen betroffen, weil hier eben die Blüthezeit der Bäume zurücksteht.

Je weiter wir in Europa nach Westen fortschreiten, desto seltener werden im Mai die Nachtfröste. In Trier fiel von 1783 bis 1854 nur zweimal im Mai Schnee. In Brüssel beobachtete man 1782 im Mai eine Kälte von 3 Grad, und 1786 von 1°,2; aber seit 1833 ist das Thermometer nie unter den Frostpunkt gefallen. Hier fällt die Kälteperiode in die Zeit vom 9. bis zum 22. April. In Paris trat in den dreißig Jahren von 1816 bis 1845 im April neunundsechzigmal Frost ein und im Mai nur fünfmal. Aber auch hier fällt die Kälte mitunter sehr spät ein. So erfroren z. B. 1793 die Weinstöcke durch ganz Frankreich in der Nacht zum 31. Mai und 1787 fror es sogar noch in der Nacht zum 7. Juni, wodurch ein großer Schade an Früchten und Küchengewächsen verursacht wurde.

Die Rückfälle der Kälte im Frühlinge sind also keineswegs eine allgemeine Erscheinung, sondern nur eine locale und ebenso sind sie an keine bestimmten Tage gebunden, sondern sie treten nur in einem größern Zeitraum auf. Wir sind daher gezwungen, die Ursache auf unserer Erde selbst zu suchen und wer irgend nur mit der Meteorologie vertraut ist, für den verliert diese Erscheinung alles Auffällige.

Wenn der Frühling bei uns einzieht und durch eine Reihe von warmen Tagen die Natur aus ihrem Ruheschlummer geweckt hat, so übt der Winter nach Norden hin noch weit und breit seine starre Herrschaft aus und hier haben wir die Ursache der Rückfälle zu suchen. Mädler hat darauf hingewiesen, daß nach einem Mittel von 84 Jahren grade am 11. Mai der Eisgang der Dwina stattfindet und deshalb hält er diesen, so wie das dabei erfolgende Verschwinden der in diesem Flußgebiet, welches 20,000 Quadratmeilen, also den achten Theil von Europa umfaßt, lagernden Schneemassen für die Ursache der kalten Tage im Mai. Diese Annahme ist aber durchaus unrichtig; denn, abgesehen davon, daß die Ursache mit der Wirkung an entfernten Stellen nicht gleichzeitig auftreten kann, sondern ihr stets vorhergehen muß, erfolgt der Eisgang der Dwina in der That später, nämlich im Mittel von 1734 bis 1854 erst am 14. Mai. Ferner war der 11. Mai 1768 besonders verderblich und in diesem Jahre erfolgte der Eisgang der Dwina erst am 20. Mai und 1814 sogar erst am 7. Juni, als 25 Tage nach dem vorzugsweise in Baiern kalten Servatius. 1836 erfolgte der Eisgang bereits am 24. April, also 18 Tage früher, aber grade in diesem Jahre machte sich die Macht der gestrengen Herren in einer seltenen Ausdehnung und Großartigkeit geltend.

Ueberhaupt haben dieſe Vorgänge mit den kalten Tagen nichts gemein. Bekanntlich entſtehen die Eisgänge größerer Stromgebiete, wenn dieſe ſich ihrer Schneedecke entkleiden und die dadurch erzeugte Waſſermaſſe nun das Niveau des Stromes ſo erhöht, daß dadurch die Eisdecke geſprengt wird und in's Treiben geräth. Dove hat die beim Eintritt des Eisganges herrſchende Temperatur für die Düna aus 25, für die Newa aus 27 und für die Dwina aus 18 Jahren beſtimmt und ſolche zu + 3°,73, 3°,36 und 5°,55 gefunden. Nach den Beſtimmungen von Denyler entſpricht die mittlere Höhe der Schneegrenze im Jahresmittel am Säntis einer mittleren Temperatur von + 4 Grad. Wo alſo die Schneedecke fortgeht, finden wir in Europa ſtets eine den Froſtpunkt um mehrere Grade überſteigende Temperatur. Die Geburtsſtätte der Luftſtröme, welche im Mai im mittleren Deutſchland mitunter eine Abkühlung von mehreren Graden unter dem Froſtpunkt bewirken, kann alſo unmöglich an einer Stelle geſucht werden, wo die Temperatur dieſen um mehrere Grade übertrifft.

Allerdings haben wir in vielen Fällen die Urſache dieſer Abkühlungen im Norden zu ſuchen, aber viel weiter hinauf, als wo die temporäre Schneegrenze ſich findet. Namentlich bildet der nordaſiatiſche Winter ein ſo ausgedehntes und ausgeprägtes Wettergebiet, daß ſein Einfluß unter günſtigen Umſtänden leicht bis zu uns herabreicht. Solche begünſtigende Umſtände bilden nun die herrſchenden Winde dieſer Zeit. Während bei uns im Winter im Allgemeinen die weſt- und ſüdweſtlichen Winde vorherrſchen, ſetzen ſie ſich im Mai in der Regel in nördliche um. Sie kommen dann vorzugsweiſe aus Nordoſt und Nordweſt. Je milder nun unſer Winter war und je größer die Wärme im Frühling iſt, um ſo mehr wird die Luft über ausgedehnte Gegenden aufgelockert und dieſer Umſtand iſt ein mächtiger Anziehungspunkt für die dichtere Luft aus dem Norden. Daher brechen ſo häufig die Nordwinde ein. Sie kommen weither von den Eis- und Schneefeldern im nördlichen Aſien. Je ſtrenger hier der Winter im Gegenſatz zu dem unſeren geweſen iſt, um ſo leichter wird es dem Nordwinde, durch ſeinen eiſigen Hauch die noch nicht geſtählte Kraft des jungen Frühlings zu brechen. Dazu kommt ferner, daß uns grade dieſe Winde, da ſie trocken ſind, einen hellen Himmel bringen und damit eine ſehr bedeutende Wärmeausſtrahlung des noch nicht tief von der Sonne durchdrungenen Bodens. Daß unter dieſen Umſtänden das Thermometer unter Null fällt, hat durchaus nichts Wunderbares, ſondern iſt ſehr natürlich.

Aber nicht immer haben wir die Urſache im Norden zu ſuchen, ſondern häufig auch an einer andern Stelle und dieſe läßt ſich ſtets ausfindig machen, freilich erſt ſpäter, wenn uns alle Berichte der Wetterwarten, die bereits einen großen Theil unſerer Erde bedecken, vorliegen. Mit dieſem intereſſanten Gegenſtande hat ſich unſer erſter Meteorolag, Prof. Dove in Berlin, beſchäftigt und ihm verdanken wir die vollſtändige Aufklärung der verwickelten Urſachen. Einige beſonders merkwürdige Fälle hat er ausführlich erörtert; wir wollen hier nur einen anführen, wo wir die Urſache nicht im Norden von Europa oder Aſien zu ſuchen haben, ſondern in Amerika. Der Mai von 1836 gehört für das mittlere Europa zu den kälteſten, deren man ſich erinnert, da er vorher, ſo lange überhaupt Thermometerbeobachtungen vorhanden ſind, nur von dem von 1740 übertroffen wurde. Im Norden Europa's trat dieſe Kälte viel unerheblicher hervor; hier hatte zu Anfang des Monats die Wärme im Gegentheil eine ungewöhnliche Höhe erreicht. Am 2. Mai ſtieg das Thermometer in Petersburg auf + 18°,4 und ſank am 10. Abends auf — 2°, während im ſüdlichen Rußland, in Pultawa, das Maximum am 3. nur + 15° betrug und die Temperatur am 9. bis auf 0° ſank. In Lappland betrug am 10. das Minimum der Tageswärme + 1°,6 und zu Katharinenburg zeigte ſich keine Spur einer Abkühlung. Vom 12. bis 15. Mai zeigte hier das Thermometer + 11 bis 14°, alſo zu einer Zeit, wo von Beſſarabien durch Ungarn bis nach Coblenz nicht allein die Weinſtöcke zu Grunde gingen, ſondern auch an vielen Orten auf dieſer Strecke die Obſtbäume und ſogar auch die Bäume in den Wäldern beträchtlichen Schaden erlitten und ſelbſt in Toulouſe und Perpignan Schnee fiel. In München ſoll ſogar die Kälte am 11. Morgens 7° betragen haben. In Berlin trat die Abkühlung am 3. ein nach einer Wärme von 17°,6 und in Metz fiel vom 11. zum 12. das Thermometer um 15°,4, die größte, hier je beobachtete ſchnelle Abkühlung. Die Karpathen und die Gebirge in

Siebenbürgen bedeckten ſich wie im Winter mit fußhohem Schnee und die Gewäſſer überzogen ſich mit mehrere Linien dickem Eiſe. Am 16. ging die Schneegrenze am Säntis um 940 Fuß niederwärts; ſie lag 5000 Fuß tiefer als 1834.

Schnee fiel ferner am 23. in Smyrna, am 26. ſtarker im ſchleſiſchen Gebirge, am 27. 2 Zoll hoher auf dem Heuberg, in Schwaben, am 28. im Erzgebirge, wo Eiszapfen an den Dächern hingen und der Dünger auf Schlitten auf die Felder gebracht wurde. Und ſelbſt noch im Juni fiel Schnee in den erſten Tagen zu Wiesbaden und am 22. nach einem heftigen Nordweſtſturme bis tief in die Thäler von Tyrol und im baieriſchen Hochgebirge.

Im öſtlichen Europa herrſchte zu Anfang Mai eine ungewöhnliche Wärme. Der Eisgang der Düna erfolgte bereits am 20. März und der der Newa am 3. April. Im weſtlichen Europa dagegen war es ſehr kühl. In Brüſſel fällt das Minimum der Temperatur mit + 1°,4 auf den 1. Mai; daſſelbe war in Paris, London und Tweite in Suffolk der Fall, wo das Thermometer ſogar auf 0° fiel, ſo daß Whiſtlecraft ſagt: „Der 1. Mai war eher ein Neujahrstag als ein Maitag.“

Aber ſchon der April hatte ſeine Tücken. Während die Temperatur in Petersburg ſtets 4° Grad über dem Froſtpunkt betrug, fing es zuerſt am 29. in Berlin an zu ſchneien. An demſelben Tage erfror ein großer Theil der Weinſtöcke an der Moſel, an der Bergſtraße und in andern Gegenden Badens, ebenſo die Nußbäume und Obſtblüthen. In Paris, Orleans, Edinburg und Suffolk fiel Schnee. Am 28. waren in Edinburg alle Teiche gefroren und die Berge der Grafſchaft Fiſe hatten ſich mit Schnee bedeckt.

Alle dieſe Thatſachen zeigen auf das Deutlichſte den Einbruch der Kälte von Weſten her. Damit ſtimmt auch der Gang des Barometers überein. Der höchſte Stand trat zuerſt in Südengland ein, dann je einen Tag ſpäter in Brüſſel, Berlin, Wien und elf Tage ſpäter in Petersburg. Dazu kommt ferner, daß man im Frühjahre in der Nähe der Shetlandsinſeln treibende Eisberge antraf. Wir werden alſo unmittelbar nach Amerika hingewieſen und in der That finden wir hier eine ungewöhnliche Kälte im Gegenſatz zu dem unverhältnißmäßig warmen März und dem milden Februar in Europa. Im Februar war die Kälte beſonders im Staate New-York heftig; im März drang ſie mehr in das Innere nach Wisconſin und Minneſota vor und ſteigerte ſich noch. Das Letztere fand auch im April in Island Statt. Da jetzt aber auf dem Continente in Amerika die Kälte nachließ, ſo mußte der Polarſtrom plötzlich ſeine Richtung verändern und in den warmen europäiſchen Strom einbrechen, ſo daß natürlich der Mai in Europa bedeutend kälter ſein mußte als in Amerika.

Ebenſo kamen auch die Winde, welche uns im Juni 1856 die ſchon erwähnte große Kälte brachten, aus dieſer Gegend. Sie wehten von großen Eisfeldern und Eisbergen her, die verſpätet in der Gegend der Neufundländer Bank mit weit ſich verbreitender Kälte trieben. Ueberhaupt folgt ein kaltes Frühjahr in Europa vorzugsweiſe dann einem milden Winter, wenn in Nordamerika der Winter ſtreng war. Die Urſache des letzteren ſind Polarſtröme, welche lange Zeit über Amerika dem Aequator zufließen, während die Aequatorialſtröme ihren Weg nach den Polen über Europa nehmen und hier einen milden Winter bewirken. Endlich aber muß die kalte Luft jener die Wärme dieſer erniedrigen und daher folgt ein Nachwinter, indem der aus Nordweſt einfallende kalte Strom, den Südweſt verdrängend, ſich ſchnell nach Nordoſt dreht und dann den ſüdlichen Strom durchbricht. Der Polarſtrom wird dann ſpäter, wahrſcheinlich in höheren Breiten, von dem Aequatorialſtrom durchbrochen und dadurch von ſeiner, in dieſem Theile des Jahres bereits in den nordamerikaniſchen Polarländern liegenden Quelle abgeſchnitten, ſo daß ſeine Dauer eben nur eine verhältnißmäßig kurze iſt, wenn auch der Kampf ſich mehrfach wiederholt.

Wir haben ſchon oben erwähnt, daß die kritiſchen Tage ſich in Nordamerika nicht geltend machen. Der Grund liegt darin, daß im Allgemeinen hier ganz entgegengeſetzte Winde herrſchen, wie bei uns. Die Frühlingsmonate führen einen Wendepunkt in der Windrichtung herbei. Während bei uns zu dieſer Zeit die ſüdweſtlichen Winde durch nordweſtliche verdrängt werden, folgen in Amerika den nordweſtlichen ſüdweſtliche. Die Polarſtröme, welche alſo im Winter vorwaltend über Amerika dem Aequator zuſtrömen, wählen vom Frühling an ein anderes Bett über Europa hin und dies eben iſt die Ur-

ſache des häufigen Einbrechens neuer Kälte in unſeren Frühling. Nach einem ſtrengen Winter rückt die Wärme raſch vom ſüdweſtlichen Europa gegen das nördliche vor, aber in Nord- und Nordaſtaſien will die Kälte nicht weichen. Die Folge davon iſt, daß benachbarte Gegenden ſehr verſchiedene Temperaturen haben und da dadurch das Gleichgewicht unſerer Atmoſphäre geſtört wird, ſo muß eine gewaltſame Ausgleichung ſtattfinden und zwar durch einen ſogenannten Aſpirationswind, d. h. durch einen ſolchen, der durch Saugen entſtanden iſt. Denkt man ſich an einer Röhre einen Saugapparat, ſo ſetzt ſich, tritt dieſer in Thätigkeit, zuerſt die Luft in Bewegung, welche vorn iſt; die übrige wird allmälig nachfolgen. Liegt alſo das vordere Ende im Süden und das hintere im Norden, ſo wird ein Nordwind durch die Röhre gehen, welcher zuerſt im Süden ſich zeigt und erſt ſpäter auch im Norden. Als Saugapparat haben wir uns die durch die Wärme verdünnte Luft im ſüdweſtlichen Europa zu denken. Kalte und ſchwerere Luft muß gegen die verdünnte einſtrömen und je länger dieſer Strom andauert, je weiter aus Norden kommt er her. Iſt eine hinreichende Menge Luft nach Süden geſchafft, ſo iſt die Ausgleichung hergeſtellt. Natürlich geht dies je ſpäter um ſo ſtürmiſcher von Statten, wie ja bei ſteigender Sonne Wärme und Kälte ſich immer näher rücken. Der Rückſchlag wird alſo weniger empfindlich ſein, wenn er ſchon im April eintritt. Später als Mitte Mai findet er nur äußerſt ſelten Statt.

Bei milden Wintern dagegen haben wir den Entſtehungsgrund der Rückfälle in der Regel nicht nördlich, ſondern ſeitwärts zu ſuchen.

Dove hat auf das Entſchiedenſte nachgewieſen, daß die Rückfälle der Kälte nie gleichzeitig überall hervortreten und eben ſo wenig an beſtimmte Tage gebunden ſind. Steigerte ſich beim Beginn des Frühlings die Temperatur ungewöhnlich, ſo iſt ein Rückſchlag faſt mit Sicherheit zu erwarten. Sind die kritiſchen Tage ſelbſt ungewöhnlich heiß, ſo trifft dann die Abkühlung in eine ſpätere Zeit. So war es z. B. 1833. In Petersburg war am 8. und 9. noch Froſt, aber in Arys, am Spirdingſee in Oſtpreußen, wo noch am 15. das Thermometer faſt den Froſtpunkt erreichte, ſtieg es am 18. bereits auf 22°,7, in Breslau auf 23°,2, in Krakau auf 25°,6; in Berlin war am 16. ſchon 23°,3 und in Danzig am 13. 21°,4. In England war vom 12. bis 17. die Hitze bei vollkommen heiterem Wetter ohne Beiſpiel. Schon am 4. Mai ſtand das Thermometer in der Sonne auf 36 Grad. Die Hitze war ſo furchtbar, daß die in Karren zu Markte gebrachten Schweine ſtarben und Schlachtvieh auf der Landſtraße todt zur Erde fiel. Da konnte ein Rückſchlag nicht ausbleiben. Am 30. zeigte das Thermometer in Breslau + 4°,2, in Berlin 4°,4 und in Böhmen reiſte es am 31. Mai und 1. Juni an vielen Orten, jedoch ohne Schaden, da die Kornblüthe bereits vorüber war.

Welcher Gegenſatz zu 1832, wo die Nachtfröſte vom 14. und 15. ſehr verderblich für das mittlere Deutſchland waren. Selbſt England, welches ſonſt wegen ſeiner Lage im Meere durch größere Allmäligkeit des Ueberganges vom Winter zum Frühling meiſtens geſchützt iſt, wurde diesmal betroffen. In Suffolk war es vom 9. bis 15. ſo kalt, daß Whiſtlecraft bemerkt: „Es war ein trauriger Anblick, am Sonntag Morgen den 13. zu ſehen, wie die Schlüſſelblumen vom Schnee niedergedrückt, ja manche davon vollſtändig bedeckt waren, da die Tiefe deſſelben der Höhe der Blumen gleich war.“

Die Rückfälle der Kälte im Mai ſind alſo ganz natürliche Erſcheinungen, die ſich hinreichend aus den Bewegungen unſerer Atmoſphäre erklären laſſen. Dieſe ſuchen nicht allein die Temperaturextreme im Ganzen und Großen auszugleichen, ſondern auch einen local auftretenden großen Wärmeunterſchied auf ſein richtiges Maß zurückzuführen. Solche Schwankungen um den Zuſtand des Gleichgewichtes müßten ſich auch beim Uebergange der Wärme in die Kälte, alſo im Herbſte wahrnehmen laſſen. Allerdings iſt dies auch der Fall und am entſchiedenſten treten ſie in dem bekannten Indianerſommer Nordamerika's auf. Dieſen können wir wohl das den geſtrengen Herren entſprechende, in einer andern Form auftretende Phänomen des Herbſtes in der neuen Welt nennen. Aber hier treten mancherlei Umſtände ein, welche dieſe Schwankungen nicht ſo merklich machen. An ſich ſchon wird die Stetigkeit des Ueberganges im Frühling mehr unterbrochen als im Herbſt; denn zum Sommer hin ſteigt die Sonne über einen Theil unſeres Erdballes auf, wo das feſte Land und das Meer ſehr

unregelmäßig vertheilt sind, während sie zum Winter hin sich mehr der gleichmäßigeren Meeresbedeckung der südlichen Halbkugel zuwendet. Dadurch wird der Einfluß der Sonnenstrahlen auf die Erwärmung der Erde gleichmäßiger bestimmt, während bei der ungleichen Vertheilung von Land und Meer größere Gegensätze hervorgerufen werden. So schlummert denn die Natur, wie Dove sagt, im Herbst ruhiger ein, während sie im Frühjahr fieberhaft erwacht.

Ein zweiter Grund liegt in uns selbst. Im Frühlinge machen diese Schwankungen auf uns einen weit größeren Eindruck als im Herbste. Nach einem langen Winter erwacht uns der Frühling nicht früh genug und bei den ersten lauen Vorboten desselben jubeln wir schon und wähnen, daß die Kraft des Winters bereits vollständig gebrochen sei. Im Herbst werden oft durch den Nachsommer unsere Hoffnungen übertroffen, aber der Eindruck ist dennoch nicht so tief, als wenn unsere Erwartungen im Frühjahr getäuscht werden, besonders wenn sich dazu noch ein empfindlicher Verlust gesellt.

Die gestrengen Herren sind also, wie Dove sagt, die letzten leidigen Triumphe der Reaction des sich überlebt habenden Winters in dem fröhlich und unaufhaltsam sich entwickelnden Leben der Pflanzenwelt.

Die Wehrverhältnisse Dänemarks.

Das politisch-strategische Verhältniß Dänemarks geht wesentlich aus seiner geographischen Lage und Beschaffenheit, wie aus seiner Geschichte hervor. Geographisch genommen bildet die Cymbrische Halbinsel den letzten Ausläufer der großen norddeutschen Tiefebene, die daran stoßende, in der Ostsee gelegene Inselgruppe ihrer Natur wie Bevölkerung nach einen Anhang dazu. Wollte man daher das System der natürlichen Grenzen vom geographischen Standpunkt aus durchführen, so müßte das heutige Dänemark ein Bestandtheil des großen Germaniens sein, sein maritimer Vorhof, der die deutschen Meere der Nord- und Ostsee commerciell wie strategisch beherrschen sollte. Und in der That wäre der Zuwachs des 1037 Quadratmeilen umfassenden und fast 2½ Millionen Einwohner zählenden Reiches wohl einer der wünschenswerthesten für die Weltstellung Deutschlands, wenn nicht die politische Stellung der Nebenländer wie Dänemarks eigene Geschichte diesem Staate die Vollberechtigung selbständiger Existenz gewährten. Bei alledem ist es beklagenswerth, daß die politischen Verhältnisse der letzten Jahrhunderte sich so gestaltet haben, daß wir in Dänemark nicht einen wünschenswerthen und nützlichen Verbündeten, sondern einen zähen und consequenten Gegner vor uns haben und die Wahrsager einer einstigen großen germanischen Conföderation werden nie versäumen, unter den Nebenländern germanischer Abkunft, wie Belgien, Holland und die Schweiz, auch Dänemark als ein naturgemäß nothwendiges Zubehör aufzuführen. Aber wie gesagt, ist es nicht allein die Gruppirung der Volksstämme, welche den Cymbern und später den mit ihnen gemischten Normannen hier einen letzten Zufluchtsort und eine Grenzlinie gegen das andringende Element der Angelsachsen anwies, sondern auch die politische Entwicklung der europäischen Staaten, welche noch heute Dänemarks feste politische Situation begründen. In alten Zeiten ein mächtiges Vorwerk Scandinaviens, ehe dies von seiner Weltstellung herabgestiegen, und in den letzten Jahrhunderten eine willkommene Trennungsschranke der beiden großen Seemächte England und Rußland, welche Dänemark durch seine strategische Beherrschung der Ostsee aus einander hält, ist die Existenz dieses Reiches eine politische Nothwendigkeit geworden, die es mit Festigkeit und Selbstbewußtsein festhält. — Gleichwohl ist es klar, daß die Weltstellung der Großmächte sich auch einmal wieder ändern kann; auch wohnt Dänemark, weder seiner Bevölkerungszahl, noch seinem Reichthum nach, nicht die Expansionskraft inne, die es auf offensive Wege führen könnte; das dänische Reich ist mithin dem Eindrucke der politischen Verhältnisse von Außen preisgegeben, seine Existenz ist eine mehr passive als active und wesentlich auf die Abwehr gegen feindliche Zerstückelungsversuche basirt, die Stärkung seiner Defensive die Aufgabe seiner Landesvertheidigung im Großen. So ist es also nicht allein die augenblickliche politische Lage, die allerdings unsere Aufmerksamkeit zur Zeit vorzugsweise nach jenem Striche richtet und zunächst diese Zeilen hervorruft,

ſondern auch das allgemeine politiſche Intereſſe, welches wir an dieſem für uns ſo wichtigen Nachbarlande nehmen müſſen, und eine Betrachtung der Mittel rechtfertigt, durch welche Dänemark ſeine Poſition unter den Staaten Europa's augenblicklich behauptet. Wir hoffen ſonach, daß ſelbſt bei einem friedlichen Ausgange des ſchwebenden Zwiſtes dieſe Zeilen den Zweck bleibender Belehrung für unſere Leſer erfüllen werden.

Die Ausbildung eines umfaſſenden Vertheidigungsſyſtems in Dänemark ſtützt ſich zunächſt auf ſeine Landesbeſchaffenheit, die wir in ihren Grundzügen vorausſchicken müſſen. Die militäriſchen Hilfsmittel, die aus denſelben hervorgehen, äußern ſich vorzüglich in der Landesbefeſtigung im fortificatoriſchen Sinne, geſtützt auf die Hilfe der Armee und der Flotte.

Militäriſche Landesbeſchreibung.

Die jütiſche Halbinſel iſt, wie ſchon geſagt, eine Fortſetzung der norddeutſchen Tiefebene. Die hohe Landfläche Mecklenburgs mit ihrem Küſtenrande erſtreckt ſich mit einigen ſcharfen Einſpülungen weiter durch Holſtein (zwiſchen Hamburg und Lübeck 150 Fuß, außerdem auch 250 Fuß hoch); erſt jenſeits der Eider ſteigt das Land etwas an und bildet durch Jütland hin eine hohe, wenig bergige und nicht ſehr breite, von einigen Gründen eingeſchnittene Fläche mit Kreidelagern und lehmigen, mergeligen und im Norden auch ſandigen Bedeckungen; die Waſſerläufe ſind daher nur kurz und unbedeutend. Der ſteile Abfall geht nach Oſten zu den Meerengen, während der minder ſcharfe Abfall nach Weſten auf Marſch- und Moorländer tritt. Von ähnlichem Charakter ſind auch die das Feſtland begleitenden Inſeln, nämlich die in der Oſtſee gelegenen däniſchen Inſeln im engern Sinne fruchtbar und gut angebaut, zum Theil hoch und ſchroff, mit ausgeſprochenen feſten Küſtenrändern, während die Nordſee- oder ſogenannten nordfrieſiſchen Inſeln (Sylt, Föhr u. ſ. w.) flach, ſandig und moorig wie das angrenzende Feſtland ſind. Dünen, Dämme und Eilande ſchützen dieſe Küſten und Inſeln gegen das Einbrechen der Nordſee. Die ganze Natur des Landes weiſt daſſelbe auf Ackerbau und Viehzucht und an den Küſten auf Fiſcherei und Seehandel hin. Die jütiſche Halbinſel hat von der Elbe bei Altona an bis zum Cap Skagen gemeſſen eine Länge von dreiundſechzig geographiſchen Meilen, eine ſchmalſte Breite von ſieben Meilen bei Eckernförde, Flensburg, Apenrade und Kolding, und eine größte von dreiundzwanzig Meilen im nördlichen Jütland. Vom militäriſchen Geſichtspunkt aus theilt man ſie gewöhnlich in drei Theile, in den Oſtſtrich, die Heide oder das Binnenland, und den Weſtſtrich. Den ſüdlichſten Theil der Halbinſel nimmt das deutſche Herzogthum Holſtein (156 Quadratmeilen und 523,000 Einwohner) mit dem öſtlich daranhängenden Herzogthum Sachſen-Lauenburg (19 Quadratmeilen und 49,400 Einwohner) ein. Letzteres hat ebenes, fruchtbares Gelände, theilweiſe durch Sand und Heideland, den großen Sachſenwald und die fiſchreichen Seen des Ratzeburger und Schal-Sees unterbrochen. Holſtein trägt einen ähnlichen Charakter, in der Mitte mager, mit großen Moor- und Heideſtrichen, in der Elbgegend, den öſtlichen und weſtlichen Bezirken höchſt fruchtbar und angebaut. Namentlich die Weſtküſte, der Sitz der alten Frieſen, zeigt niederes, üppiges Marſchland, mit den herrlichſten Viehweiden, vielfach durch Dämme gegen das Meer hin geſchützt; der ſchmälere Oſtabfall iſt welliger und etwas bewaldet, aber ebenfalls mit trefflichſter Bodencultur. Zwei große Einbuchtungen der Nordſee, der Lübecker und Kieler Buſen, geben ſchöne Häfen und Landungspunkte ab. Die Küſte iſt hier feſt und ziemlich ſteil. Parallel mit ihr einige Meilen landeinwärts bildet der Landrücken des Innern die ſogenannte holſteiniſche Seenplatte, die ſich bis nach Schleswig hineinzieht, und nur durch den Einſchnitt der Eider und deren öſtliche Fortſetzung, den Eidercanal, von Rendsburg nach Kiel durchſchnitten wird. So entſteht zwiſchen Kiel, Rendsburg und der Eidermündung bei Tönningen eine mercantil wie ſtrategiſch höchſt wichtige Waſſercommunication zwiſchen der Oſt- und Nordſee, obgleich in ihrer gegenwärtigen Beſchaffenheit nicht von der ausreichenden Bedeutung und höchſtens zur Paſſage von Kanonenboten geeignet.

Jenſeits der Eider, zwiſchen dieſer und dem Flüßchen Königsau, liegt das Herzogthum Schleswig (167 Quadratmeilen und 395,800 Einwohner) bis zur Linie Flensburg, Tondern, von deutſchredender Bevölkerung bewohnt. Der Oſtſtrich, hier kaum zwei Meilen breit, bricht ſich fortwährend in

kurzen Wellen, iſt ſehr angebaut, waſſer- und wälderreich und durch die druſthohen und oben mit Strauchwerk bewachſenen Feldeindämmungen, ſogenannte Knicke, wie ſolche auch in ganz Holſtein herrſchen, ſehr coupirt und den Truppenbewegungen im Großen hinderlich. Es iſt ſo recht ein Terrain für den ſogenannten kleinen Krieg. — Die Oſtküſte fällt auch hier ziemlich ſteil in's Meer und iſt durch die Meerbuſen (Fjords) der Hafenſtädte Eckernförde, Flensburg, Apenrade und Hadersleben, wie durch eine Menge kleinerer Einbuchtungen, vielfach durchſchnitten. Es wird einer Flotte leicht, die Küſtenſtrecke mit ſchweren Geſchützen landeinwärts zu beherrſchen, da tiefes Fahrwaſſer nahe den Geſtaden hinſtreicht. Die Heide oder das Binnenland, auch Geeſt genannt, iſt zwei bis drei Meilen breit, ſpärlich bewohnt und angebaut, von Sumpf- und Moorboden durchſchnitten und deshalb ebenfalls für den Maſſengebrauch, wenigſtens der Reiterei, ungeeignet. Der Weſtſtrich, wiederum gut angebaut, ſchiebt ſich dreieckförmig von Holſtein längs der Weſtküſte nach Norden und ſpitzt ſich zwiſchen Tondern und Riepen völlig zu. Die Küſte verläuft ſich in das Meer; ihre ſumpfartigen Triften (Marſchen) ſind durch Dämme geſchützt, die kaum im Stande ſind, der andringenden Fluth der Nordſee zu widerſtehen, die an den vorgelegenen nordfrieſiſchen Inſeln ſchon lange ihre Zerſtörungsarbeit fortſetzt. Die der Oſtſeeküſte nahe Waſſerſcheide läßt den weſtlich abfließenden Gewäſſern ein nur geringes Gefälle zu, daher eine Menge von kleinen Seen, Sümpfen und Mooren ohne feſte Ufer entſtehen, die ſich leicht zu militäriſchen Abſchnitten und Stellungen benutzen laſſen. Von Flüſſen verdienen nur die oben genannte Eider, deren nördlicher Zufluß die Preene, und die Königsau Erwähnung; ſie ſind leicht zu überbrücken. Als Fluß wird auch oft die Schlei genannt, es iſt dieſes Gewäſſer jedoch nur ein ſchmaler, langer, durch landſeeartige Ausbreitungen unterbrochener Arm der Oſtſee, der ſich bis zur Stadt Schleswig erſtreckt. Militäriſch wichtig iſt für die Provinz die an der Oſtküſte zwiſchen Flensburg und Apenrade gelegene Inſel Alſen (ſechs Quadratmeilen groß). Sie iſt durch einen 200 bis 1000 Ellen breiten Seearm vom Feſtlande, dem ſogenannten Sundewitt, getrennt; die Verbindung mit demſelben wird durch eine bei Sonderburg aufgeſtellte Seilfähre bewerkſtelligt; im letzten Kriege ſtand hier eine Schiffbrücke.

Da Jütland einen etwas abweichenden Charakter trägt, ſo kann man Holſtein und Schleswig als rein zuſammengehöriges Kriegstheater anſehen. Ein Blick auf die Karte zeigt ſogleich, daß bei der geringen Breite des Landes von künſtlich combinirten und in einander greifenden Armeeoperationen nicht die Rede ſein kann. Vielmehr bedingt das über das ganze Land ausgebreitete Netz von Knicken, Dämmen, Gräben, Mooren und Hecken eine eigene Fechtart, die große Frontalſchlachten ausſchließt und dieſe höchſtens in eine Reihe gleichzeitiger parallel geführter Defileegefechte auflöſt, wofür die Schlacht bei Idſtedt 1850 den ſchlagendſten Beweis liefert. Um ſo mehr Bedeutung gewinnt der einzige an der Grenze beider Provinzen und in der Mitte der Halbinſel, an der Eider gelegene feſte Platz, die Feſtung Rendsburg, da dieſelbe für Operationen in der Längenrichtung der Halbinſel den einzigen Stützpunkt abgibt. Sie ſollte die nördliche Grenzwehr Deutſchlands, Bundesfeſtung im vollſten Sinne ſein, wenn nicht die politiſche Stellung Dänemarks zu Deutſchland ſie zu einer umgekehrten Beſtimmung umgewandelt hätte. Ohne ſie fortificatoriſch beſchreiben zu wollen, ſei hier nur erwähnt, daß ſie durch die Eider in drei Abſchnitte getheilt wird, wovon der ſüdliche das Neuwerk, der mittlere die Altſtadt genannt wird. Beide können auf ihrer gegen Deutſchland gerichteten Front durch eine von der Eider zur Eider gehende ziemlich breite Ueberſchwemmung gedeckt werden, die nur auf den Dämmen der Straßen von Kiel und Neumünſter und der Eiſenbahn von Altona überſchritten werden kann. Der dritte, auf dem rechten Ufer der Eider gelegene Theil, „das Kronenwerk,“ bildet eine Art Debouchee nach Norden zu und iſt deshalb von den Dänen ſeit dem letzten Kriege demolirt worden. Jedenfalls war ſeine Anlage deshalb ungünſtig zu nennen, weil er von einem 2000 bis 3000 Schritt entfernten und parallel zur Eider laufenden Höhenrücken dominirt war. Bei einer Neubefeſtigung würden detachirte Werke angelegt werden müſſen, die zugleich den Schutz für ein dahinter zu errichtendes verſchanztes Lager abgeben müßten. Die Wälle Rendsburgs ſind übrigens nach einem einfachen baſtionir-

ten System erbaut und haben keine bombenfeste Unterkunftsräume.

Jütland, die nördliche Hälfte der cymbrischen Halbinsel (460 Quadratmeilen und 646,000 Einwohner) zeigt im Gegensatz zu Schleswig eine immer steiler werdende Bodenbeschaffenheit, je weiter man nach Norden kommt. Der Heidestrich wird immer breiter, dabei dürftiger und ärmer angebaut und bevölkert. Nur die Ostküste ist bis Aarhus der schleswigschen in Bezug auf Anbau ähnlich. Die Heide wird fester, die Knicke schrumpfen zu hohen Erdrändern zusammen, der Boden wird für Massenbewegungen, besonders von Reiterei, geeigneter; aber die Subsistenzfähigkeit ist höchst unbedeutend. Die Küsten verlaufen sich an beiden Rändern allmälig in's Meer und sind durch tiefe Meereseinspülungen zerrissen, so auf der Ostküste durch die Fjords von Kolding, Veile, Horsens, Randers, Hebra, Aalborg, auf der westlichen Seite durch tiefe Einbuchtungen, die, ähnlich den Haffs in der Ostsee, durch lange nnd schmale Sandlandzungen die Fjords in eine Art Binnengewässer umwandeln. Der Meerbusen Lümfjord hat seit dem Durchbruche bei Agger sogar die Nordspitze Jütlands von Aalborg inselartig abgeschnitten. Die Operationen hören hier von selbst auf. — Der nördlichste Einschiffungspunkt für Truppen ist hier Helgenäs.

Vom wichtigsten militärischen Einfluß auf die Beherrschung Jütlands ist die Ostseeinsel Fühnen und die Festung Fridericia. Fühnen ist durch den Meeresarm des kleinen Belt von Jütland getrennt, ähnlich wie Alsen durch den Alsensund von dem Sundewitt, nur beträgt die Breite des Belts bei Fridericia, dem fühnischen Dorfe Strieb gegenüber, 3000 Schritt. Eine halbe Meile südlich davon bei Snoghai (Middelfahrt gegenüber), dem gewöhnlichen Uebergangspunkte, beträgt die Breite aber nur 1200 Schritt.

Fridericia, auf einer in den Belt hinausgehenden Landzunge gelegen, die sich nach dem Lande zu sehr verengt, ist hier durch neun Bastionen und drei Ravelins von starkem Profil gedeckt und so zu einem großartigen Brückenkopf von den dänischen Inseln gegen Jütland umgeschaffen. Es hat eine starke Citadelle, aber keine bombensichern Räume. Der vorliegende Terrainabschnitt gegen Kolding und Veile zu ist ähnlich dem Sundewitt beschaffen, von Knicken, Gehölzen und Wasseradern durchzogen. Der Randsfjord von Veile im Norden und die Gudsoebucht von Kolding her zangen das Terrain 1 bis 1½ Meile vor der Festung nochmals halbinselartig ein; die Nebel- oder Randsau, eine thalartige Niederung mit bewaldeten Hängen, bildet hier eine zweite vorgeschobene, höchst wichtige Vertheidigungslinie. Fridericia und Alsen sind demnach die Schlüssel zur cymbrischen Halbinsel von der Ostsee her, sobald die übrigen Landungsplätze an der Ostsee durch Strandbefestigungen abgeschlossen worden sind. —

Die Communicationen der Halbinsel entsprechen dem Anbau des Landes, demgemäß die Hauptverbindungslinien längs der Küsten nach Norden führen. An der Ostsee entspinnt sich die Küstenstraße bei Lübeck, berührt Eutin, Kiel, Eckernförde, Schleswig, Flensburg, Apenrade, Hadersleben, Kolding, Veile, Horsens, Aarhus, Randers und Aalborg in Jütland, wo sie ihr Ende erreicht; die westliche Küstenstraße läßt sich von Elmshorn unweit der Elbe über Itzehoe, Brunsbüttel, Friedrichsstadt an der Eider, Husum, Tondern, Ribe, Varde, Kingkirbing bis Lemvig am Lümfjord verfolgen. Diese beiden Straßenzüge bilden die natürlichen Operationslinien einer jeden auf der Halbinsel operirenden Armee. Hierzu kommen in Holstein die Straßentracte von Itzehoe auf Rendsburg und von Altona auf Kiel wie auf Lübeck. Eine Längencommunication mitten durch die Heide von Süden nach Norden läßt sich nur noch in dem breiten und sandigen Königs- oder Ochsenweg erkennen, dem Ueberrest der ältesten Straße des Landes. Quercommunicationen existiren nur in beschränkter Zahl und mangelhafter Beschaffenheit. Die wichtigern sind ein Weg von Rendsburg nach Friedrichsstadt am rechten Eiderufer, der bei nasser Jahreszeit für militärische Zwecke bald untauglich wird. Um so mehr Bedeutung hat die in Schleswig quer durch das Land gehende Straße von Eckernförde über Schleswig nach Husum; eben so die diagonal durch die Geest führende Straße von Flensburg nach Husum. Alle übrigen Wege auf der Halbinsel sind durchgängig schlecht und krumm, da sie stets den Feldgrenzen folgen; sie nehmen im Ost- wie Weststrich den Charakter von Defileen an, und zwar im erstern Landstrich durch ihre Begrenzung mit Knicken, im letztern, wo das Marschland vorwaltet, durch

die nebenlaufenden breiten und tiefen Waſſergräben, wenn anders der Weg ſelbſt nicht auf einem Damme hinzieht. Die Wege in der Heide ſind zwar ſtets breit, aber mit tiefem Sande bedeckt; die der Marſch, wenn ſie nicht chauſſirt ſind, weichen im Herbſt und Frühjahr dergeſtalt auf, daß ſie ſelbſt von einzelnen Reitern und Fußgängern nur ſchwer paſſirt werden können.

Von Wichtigkeit für die Operationen iſt die große Längeneiſenbahn von Altona über Rendsburg auf Flensburg mit ihren Abzweigungen Elmshorn-Glückſtadt-Itzehoe, Neumünſter-Kiel, Kloſterkrug-Schleswig, Oſter-Orſtedt-Tönningen, wodurch die Oſtſeeküſte bei Kiel und Flensburg, die Nordſeeküſte bei Tönningen vom Innern aus ſchnell erreicht werden kann. Noch mehr wird die Bedeutung der Längenbahn ſteigen, wenn das Project ihrer Fortſetzung längs der Oſtſeeküſte bis Aalborg mit Zweigbahnen nach den Häfen ausgeführt ſein wird. Obſchon nun alle Hafenſtädte an der Oſtſee eine Verbindung mit den däniſchen Inſeln anzuknüpfen geſtatten, ſo ſind es eigentlich doch nur zwei Routen, die gemeiniglich benutzt werden, wenn man die Dampfſchifflinie Kiel-Kopenhagen außer Rechnung läßt. Es iſt dies erſtens die Route, die ſich zwiſchen Flensburg und Apenrade von der öſtlichen Küſtenſtrecke bei Holebül abzweigt, durch die Landſchaft Sundewitt nach Düppel führt, hier den Alſenſund überſchreitet, die Inſel Alſen durchſchneidet, über den kleinen Belt geht und, quer über die Inſel Fühnen führend, bei Nyborg am großen Belt endigt. Nach Ueberſchreitung deſſelben ſtößt ſie bei Korſör auf die Inſel Seeland, von wo aus quer über dieſe Inſel Eiſenbahn wie Chauſſee nach Kopenhagen führen. Die Communication von Jütland aus erfolgt durch die zweite Route. Sowohl von Kolding wie Veile an der öſtlichen Küſtenſtraße aus führen Chauſſeen nach Fridericia wie nach dem ſchon genannten Punkte Snoghoi. Hier wird der kleine Belt überſetzt und Middelfahrt auf der Inſel Fühnen erreicht. Eine Straße quer über dieſe Inſel, welche nächſtens durch eine Eiſenbahn erſetzt werden wird, verbindet ſodann Middelfahrt mit Nyborg, wo ſie ſich mit der erſtgenannten Route verbindet.

Die Inſel Fühnen bildet ſonach das Herz der däniſchen Operationsbaſis, von wo aus die zwei natürlichen Ausgangspunkte auf der cymbriſchen Halbinſel leicht zu erreichen ſind, nämlich die Feſtung Fridericia gegen Jütland und die feſtungsgleiche Inſel Alſen, für welche die Poſition von Düppel im Sundewitt den natürlichen Brückenkopf und Ausgangspunkt für Schleswig abgibt. Beide Orte ſind auch ſtets die natürlichen Ausgangspunkte für die däniſche Offenſive gegen die Halbinſel geweſen, ſo 1848 Düppel und 1850 Fridericia. Die übrigen Küſtenpunkte ſind ohne große Schwierigkeit gegen größere Landungsverſuche abzuſperren. 1849 bewerkſtelligte dies General Bonin dadurch, daß er den Eingang zum Kieler Hafen durch ſtarke Armirung des Forts Friedrichsort und Anlage einer Küſtenbatterie gegenüber abſperrte; zwei andere Schanzen bei Düſternbrock und Ellenbeck ſicherten den Binnenhafen. Ebenſo ward der Hafen von Eckernförde durch zwei, der von Flensburg durch vier Schanzen abgeſperrt. Die kleine Kanonenbotflottille ankerte im Hafen zu Kiel, eine andere beabſichtigte man zur Deckung der Weſtküſte Schleswigs zu organiſiren; doch kam man damit nicht zu Stande, auch haben die Dänen unſeres Wiſſens dort nie eine Landung verſucht.

Die dem Leſer nun bekannte Beſchaffenheit des Landes wie ſeiner Straßen wird ihm die Beurtheilung der Hauptdefenſivſtellungen zur Vertheidigung der Halbinſel verſtändlich machen. Es ſind dies von Süden angefangen:

1) die Stellungen hinter der Stecknitz bei Büchen und hinter der Bille im Lauenburgiſchen. Dieſelben wurden 1813 vom General Wallmoden, Front gegen Hamburg, bezogen. Sie ſind acht bis neun Meilen lang und gewinnen durch mehrere Waſſerlinien von ähnlicher Beſchaffenheit davor und dahinter noch an Stärke. Däniſcherſeits dürften ſie höchſtens zu dem Zwecke bezogen werden, um Zeit zur Abführung des Eiſenbahnmaterials der Oſtſeebahn nach Norden und zur Zerſtörung dieſer Bahn zu gewinnen, vielleicht auch, um hier durch die Nothwendigkeit eines Angriffs deutſcherſeits das fait accompli kriegeriſchen Zuſammenſtoßens feſtzuſtellen. Einem bedeutend ſtärkern Feind kann Dänemark an ſeiner Südgrenze, ſelbſt wenn es ſeine ganze disponible Kriegsmacht von etwa 40,000 Mann hier concentriren könnte und wollte, auf die Länge der Zeit nicht widerſtehen, zumal der natürliche Rückzugsweg der Dänen in ihrer linken Flanke

liegt und durch das östliche Holstein führt. Weit wichtiger ist

2) die Stellung hinter der Eider. Deutscherseits lehnt sie sich rechts bei Kiel an die Ostsee, folgt dem Eidercanal bis Rendsburg und von da der Eiderlinie bis zur Nordsee, der politischen Nordgrenze Holsteins entsprechend. Sie hat durch die Schleifung der Rendsburger Werke auf dem rechten Eiderufer sehr verloren. Im gegenwärtigen Augenblicke ist sie von größerer Bedeutung für eine dänische Armee, Front gegen Deutschland. In diesem Falle lehnt sich die Stellung links an den Eckernförder Busen, zieht sich von da längs des Grassees, des Wittensees nach Steinwehr an der Eider und folgt dann diesem Flusse bis an seine Mündung in die Nordsee. Gegen einen nicht sehr überlegenen Feind läßt sich diese Linie, mit dem auf der südlichen Seite befestigten Rendsburg als Centrum und Brückenkopf und durch die nothwendigen Feldschanzen verstärkt, vortheilhaft vertheidigen. Einem überlegenen Feinde gegenüber ist sie aber zu ausgedehnt (zehn deutsche Meilen), um längern Widerstand zu leisten, und die dänische Armee würde sich dann in die etwa vier Meilen rückwärts gelegene Dannewirkstellung zurückziehen.

3) Die Stellung hinter der Sorge, zwei Stunden nördlich von Rendsburg, ist vorzüglich stark, Front gegen Norden. Ihre Stärke liegt in dem Anstauen dieses Flüßchens, das dem Biestensee entfließt und sich in die Treene ergießt. Die Treene, bei Friedrichstadt in die Eider fallend, bildet den linken Flügel der Stellung und müßte mit Hilfe der dortigen Schleusen ebenfalls angestaut werden. Da Friedrichstadt, mit Deichen umgeben, eine natürliche Stärke besitzt, auch die ihm zugehenden Wege sämmtlich Dammdefileen sind und von hier aus die westliche Küstenstraße wie die Querstraße nach Flensburg zu beherrschen sind, so ist der Besitz dieser Stadt ebenso wichtig für den Angreifer wie Vertheidiger und macht sie ebenso geeignet, den Westen von Holstein wie umgekehrt den von Schleswig gegen Angriffe von Norden oder Süden zu schützen. — Es ist wohl als strategischer Fehler zu bezeichnen, daß General Willisen 1850 versäumte, sich nach dem Verlust der Schlacht bei Idstedt ihren Besitz rechtzeitig zu sichern. Es ist bekannt, daß die spätern heftigen Angriffe der Holsteiner auf diese Stadt blutig zurückgewiesen wurden.

4) Die Stellung bei Schleswig oder sogenannte Dannewirkstellung. Sie ist unbestritten die stärkste auf der ganzen Halbinsel, namentlich mit der Front gegen Deutschland, da sie das Land in seiner ganzen Breite vertheidigt. Die östliche Flanke dieser Position bildet die schon genannte Schlei, welche bei dem Flecken Missunde, woselbst sie nur eine Breite von etwa hundert Schritt hat, mittelst einer Seilfähre überschritten werden kann. Das Centrum der Stellung wird durch die Stadt Schleswig mit dem festen Schlosse Gottorp, im Gottorper See, dicht am westlichen Ende der Schlei gelegen, und dem sich südlich davon hinziehenden Dannewerke gebildet. Die westliche Flanke lehnt sich an den Treenefluß, so daß im Centrum nur eine Strecke von circa zwei Meilen offen bleibt, welche Oeffnung indessen durch Stauung der kleinen Reiderau (sie fällt in die Treene) verengt, zum Theil gedeckt werden kann. — Die Dannewerke sind die Reste einer aus dem neunten Jahrhundert stammenden dänischen Verschanzungslinie und bestehen noch jetzt aus einem über eine Meile langen von Osten nach Westen streichenden Wall, der indessen an vielen Stellen verfallen ist. — Die Position von Schleswig dänischerseits festhalten zu können, bedingt jedoch ebenfalls den Besitz von Friedrichstadt, da man nur dann vollkommen Herr der Treeneschleusen bleibt und den ganzen Westen des Landes dem Feinde verschließt. Ist Friedrichstadt für die Dänen verloren, so kann, wie erwähnt, der Angreifer gegen die natürliche Rückzugslinie der Dänen — Flensburg — und in den Rücken der Stellung von Schleswig operiren. Im Jahre 1848 ward die Dannewirkstellung in der Front durch Ueberraschung seitens der Preußen forcirt. Die ganze Ausdehnung der Stellung von Missunde bis Friedrichstadt beträgt sechs Meilen. Mit permanenten Werken bei Missunde, im Centrum und in Friedrichstadt verstärkt, kann hier ein längerer Widerstand selbst gegen überlegene Streitkräfte geleistet werden. Dänischerseits dürfte ein befestigter Punkt an der Mündung der Schlei in die Ostsee nothwendig werden, um einem Abdrängen des linken Flügels vorzubeugen.

Dennoch ist die Dannewirkstellung bei aller ihrer natürlichen Stärke für die verfügbare

Armee der Dänen zu ausgedehnt, auch dürfte es für dieſe nicht gerathen erſcheinen, es hier zu einer entſcheidenden Schlacht kommen zu laſſen und ſich einer Niederlage auszuſetzen. Da ſich nun auf der Halbinſel für die Dänen erſt an dem Lümfjord im nördlichen Jütland wieder eine Frontalſtellung darbietet, indem alle Zwiſchenſtellungen auf der rechten Flanke durch die offene Heide vom Feinde mit überlegenen Kräften leicht umgangen werden können, ſo werden die Dänen wahrſcheinlich vorziehen, in der Poſition bei Schleswig das Gefecht abzubrechen und ſich nach Fühnen zurückzuziehen, um von hier aus Flankenſtöße entweder von Düppel oder Fridericia aus gegen die lange Operationslinie des Feindes auszuführen. Eine deutſche Occupationsarmee würde, wenn ſie die cymbriſche Halbinſel dauernd behaupten wollte, wahrſcheinlich genöthigt ſein, drei der däniſchen Operationsarmee ungefähr gleich ſtarke Armeen aufzuſtellen, nämlich eine im nördlichen Jütland, eine zweite vor Fridericia und eine dritte im Sundewitt, ungerechnet der zur Küſtenbewachung und zur Reſerve nöthigen Truppen, das heißt zuſammen mindeſtens 100,000 Mann. Es iſt vorauszuſetzen, daß bei einem ernſtlichen Angriffe Deutſchlands auf Dänemark, da wir nun einmal leider keine Flotte haben, mit den Landoperationen in der Weiſe fortgefahren würde, daß Düppel und Fridericia durch Belagerung genommen und mit Hilfe der überlegenen Wirkung unſerer gezogenen Geſchütze der Alſenſund oder der kleine Belt überſchritten, die Inſel Alſen und Fühnen occupirt und der Feind auf Seeland und die kleinen Inſeln beſchränkt würde. Eine noch zu erwähnende Stellung auf dem Feſtlande bildet

5) die Stellung bei Idſtedt, nur mit Front gegen Norden, alſo gegen die däniſche Armee gerichtet zu beziehen, das Schlachtfeld Williſen's von 1850. Dieſe Stellung liegt 1½ Meilen nördlich von der Stadt Schleswig, hat ungefähr drei Stunden in der Breite und wird durch den Langſee und Ahrenholzſee gebildet, zwiſchen denen ſich die Schleswig-Flensburger Chauſſee hindurchzieht. Genanntes Straßendefilee bildet das Centrum, die Treene auch hier den linken Flügel; der rechte gewinnt durch das Defilee des Miſſunde-Flensburger Weges bei Wedelſpang und eine ſumpfige Niederung eine ſichere Anlehnung. Der Anmarſch des Feindes von Norden her hat durch Defileen zu erfolgen und geſtattet nur ſchwierig deſſen Aufmarſch zum Angriff. — Die noch weiter nördlich liegenden Stellungen bei Overſee, bei Bau unweit Flensburg und bei Hadersleben tragen nur den Charakter von Avant- oder Arrieregardenſtellungen und ſind in den Flanken, wenn auch mit einiger Schwierigkeit, zu umgehen.

Im Allgemeinen iſt zu erſehen, daß es keine leichte Aufgabe ſein dürfte, die däniſche Armee von der cymbriſchen Halbinſel zu verdrängen. Selbſt eine Niederlage derſelben dürfte nur dann entſcheidend werden können, wenn es gelänge, den Feind vom Rückzuge auf ſeine Schiffe abzudrängen. Die Gefahr der Occupation ſteigt mit dem Vordringen gegen Norden, denn ſie macht die wachſende Verſtärkung der deutſchen Truppen zur Nothwendigkeit, ohne Sicherheit gegen die Flankenoperationen der Dänen zu gewähren. Auch wachſen mit dem Vordringen gegen Norden die Schwierigkeiten der Verpflegung in dem an Vieh und Getreide weniger reichen Jütland, während die Herzogthümer ſelbſt eine ſtarke Armee längere Zeit zu ernähren vermögen. Die Ueberlegenheit der Deutſchen ſcheitert vollſtändig an dem Mangel einer Kriegsmarine dem kleinen Seeſtaate Dänemark gegenüber, deſſen Flotte ihm die Freiheit der Operationen immer bis zu einer gewiſſen Grenze geſtatten wird, ſo unbedeutend ſie im Ganzen iſt. Mit vollem Recht hat daher die däniſche, 1855 zur Entwerfung eines Vertheidigungsplans niedergeſetzte Commiſſion den Hauptaccent nicht allein auf die Fortificirung des Landes, ſondern auch auf Vergrößerung der Land- und Seemacht gerichtet. In Hinblick auf die Möglichkeit, daß ein Eiswinter einer deutſchen Offenſive zu Hilfe kommen und die Wegnahme von Alſen ſehr begünſtigen und von Fridericia ſehr erleichtern würde, büßt allerdings die Wichtigkeit der däniſchen Flotte viel von ihrer Bedeutung ein. Brachte doch ſchon einmal der ſchwediſche König Karl X. im Winter von 1658 bis 1659 Dänemark an den Rand der Vernichtung, als er mit Infanterie, Reiterei und Artillerie über den kleinen Belt nach Fühnen und von da über die ſchmälern Gewäſſer nach den Inſeln Laageland, Laaland, Falſter nach Seeland ging und Kopenhagen bedrohte. Nur die

Dazwischenkunft der fremden Mächte rettete damals die dänische Monarchie. Die Aussicht einer ähnlichen Operation ist für Deutschland allerdings eine sehr unsichere und von nicht zu berechnenden Verhältnissen abhängig, immerhin können aber für Dänemark ähnliche Verhältnisse eintreten, falls es in Krieg mit Schweden oder einer der großen Seemächte verwickelt würde. Die Commission zur Landesvertheidigung hat beide Möglichkeiten in den Bereich ihres Entwurfs gezogen. Sie schlägt daher vor, Düppel und Sonderburg auf Alsen, als zu weit entfernt, nur als befestigten Posten zu erbauen, dagegen Fridericia so zu verstärken, daß es eine lange Belagerung aushalten könnr. Ferner wäre auf Fühnen ein befestigtes Lager zu errichten, um von hier den Aufgang des Eises oder sonstige günstige Umstände abzuwarten. Immerhin würde Dänemark aber in eine höchst bedrohte Lage gerathen. Vor allen Dingen würde es das schon befestigte Ryborg und die sonstigen Häfen auf Fühnen mit Strandbefestigungen sichern müssen, eben so den wichtigen Punkt Korsör auf Seeland. Um mit dem Krieg gegen eine Seemacht endlich Kopenhagen gegen ein Bombardement von der Seeseite wie gegen die Einnahme durch gelandete Truppen zu schützen, schlägt die Commission vor, diese Hauptstadt auf der Land- wie Seeseite zu befestigen. Da neuerdings die Passage der großen Flotten nicht mehr durch den Sund, sondern durch den großen Belt geschieht, so würde eine große Seemacht wahrscheinlich Seeland ganz umschließen und die Dänen nöthigen, bei Zeiten alle ihre Kräfte auf dieser Insel zur Sicherung ihrer Hauptstadt zu concentriren. Die Umwandlung derselben zu einem großen Waffenplatz ist daher dänischerseits nur gerechtfertigt, obgleich die verloren gegangene strategische Bedeutung des Sundes und Kopenhagens diese Maßregel nicht direct zu rechtfertigen scheint. Aber Kopenhagen ist fast ebenso sehr Dänemark, wie Paris Frankreich, es ist endlich das letzte sichere Refugium für Armee wie Flotte; seine Befestigung daher zur politischen Nothwendigkeit geworden.

Nach sorgfältiger Abwägung aller dieser politischen wie strategischen Gesichtspunkte ist die Vertheidigungscommission dahin gelangt, folgende Landesbefestigungsarbeiten vorzuschlagen:

1) Die Verstärkung der Dannewirkstellung durch Erdwerke und Vorrichtungen zur Stauung der fließenden Gewässer.

2) Vorbereitung eines Retraite- und Einschiffungspunktes an der Schleimündung durch Erdwerke.

3) Die Befestigung der Düppelstellung.

4) Die vollständige Befestigung von Fridericia.

5) Die Befestigung von Kopenhagen durch vorgeschobene Werke sowohl auf der See- als auf der Landseite.

6) Die Anlage von Küstenbatterien auf den wichtigsten Punkten.

Die Kosten zur Ausführung und Armirung dieser sämmtlichen Werke werden zu circa 15,000,000 Thaler veranschlagt, nämlich für die Dannewirkstellung 350,000 Reichsthaler; für die Befestigung der Düppelstellung 794,000 Reichsthaler; für die Befestigung von Fridericia 8,806,000 Reichsthaler; für die Befestigung von Kopenhagen 3,400,000 Reichsthaler; für Anlage von Küstenbatterien 250,000 Reichsthaler; zur Armirung der Werke 1,000,000 Reichsthaler, zusammen 14,600,000 Reichsthaler, die allmälig in einem Zeitraume von dreißig Jahren verausgabt werden sollen. Hierin sind die Kosten der Landbefestigung von Kopenhagen nicht eingeschlossen, da man dieselben durch den Erlös aus dem zu versteigernden Terrain der gegenwärtigen alten Wälle zu gewinnen hofft. Für die Budgetperiode von 1858 bis 1860 ist vom dänischen Reichstage nur die Summe von jährlich 200,500 Reichsthalern (circa 150,000 Thlr. preuß.) zur Ausführung dieser Arbeiten bewilligt worden, außerdem 28,000 Reichsthaler für die Landwerke ꝛc. Diese Geldkräfte sind nicht bedeutend. Der Anfang der Arbeiten ist mit der Befestigung der Seeseite von Kopenhagen gemacht worden, die man 1869 zu beendigen hofft. Bis dahin dürfte der Stand der übrigen Fortificationen des Landes im Ganzen der zeitherige sein, wie er schon im Kriege von 1848 bis 1851 bestand.

Hand in Hand mit der Landesbefestigung ist die Umgestaltung der dänischen Landarmee vor sich gegangen. Zwei Gesichtspunkte waren hierbei maßgebend, einmal wollte man dem Lande eine möglichst starke Vertheidigungsarmee im Kriegsfalle sichern, das andere Mal die Finanzen im Frieden nicht unverhältnißmäßig anspannen. Im Jahre 1849 hatte die dänische Armee 35- bis 36,000 Mann gezählt, wovon jedoch auf die mobile Feldarmee nur kamen: 28,000 Mann Infanterie, 2700 Mann Cavallerie und neun Batterien. Diese Armeestärke repräsentirt ungefähr das Verhältniß von 1½ Procent der wirklichen Bevölkerung oder etwa 2 Procent, wenn man den Ausfall des holsteinischen Contingents einrechnet. 2 Procent der Bevölkerung unter den Waffen ist aber immerhin eine bedeutende Kraftentwicklung

und 3 Procent schon das Maximum einer solchen, das nur in der ganz außerordentlichen Zeitepoche von 1813 in Preußen einmal übertroffen worden ist. Gleichwohl hat Dänemark ein solches Maximum als Nothwendigkeit angenommen, denn nach der neuesten Organisation von 1858, die mit der Umgestaltung der sämmtlichen Wehrverhältnisse des Landes zusammenhängt, ist die Stärke des eigentlichen Operationsheeres auf dem Friedensfuße zu 50- bis 60,000 Mann, das heißt 3 Procent der wirklichen Bevölkerung, festgesetzt worden. Die Stärke der Cavallerie ist dabei zu 1/9 der Infanteriemasse angegeben, was auch dem coupirten Charakter des Landes ausreichend entspricht; die Artillerie zählt 2½ Feldgeschütze auf 1000 Mann Infanterie. Das Operationsheer, auf den Kriegsfuß gebracht, hat folgende Bestandtheile: 45 Bataillone Infanterie, à 800 Mann; 26 Escadron Cavallerie, à 169 Mann; 1 Ordonnanzescadron 60 Mann; 15 Feldbatterien, à 8 Geschütze und 210 Mann; 1 Pontoniercompagnie, 130 Mann; 1 Ingenieurbataillon, 800 Mann. Im Ganzen 48,134 Mann, oder in runder Zahl mit Einschluß der Stäbe, des Trains ꝛc. 50,000 Mann. Hierbei ist eine Dienstzeit von acht Jahren zu Grunde gelegt; werden aber noch die neun- und zehnjährigen Leute herbeigezogen, so können die Bataillone von 800 auf 1000 Mann verstärkt werden, wodurch dann die annähernde Armeestärke von 60,000 Mann erreicht wird.

Das vollständig mobilisirte Heer ist taktisch gegliedert in vier Armeedivisionen; davon sind drei die eigentlichen Linlendivisionen, die vierte aber die Reservedivision. Jede Linlendivision besteht aus drei Brigaden (jede zu vier bis fünf Bataillonen und eine Batterie), ein Cavallerieregiment als sogenannte Divisionsreiterei und eine Geniecompagnie. Die Reservedivision zählt vierzehn Reiterschwadronen, fünf bis sechs Batterien Artillerie und den Rest der noch nicht eingetheilten Infanterie.

Auf dem Friedensfuße zählt die Armee nur ein Garde- und zweiundzwanzig Linieninfanteriebataillone, fünfundzwanzig Schwadronen Cavallerie, zwölf Batterien Artillerie in drei Regimentern, eine Pontonier- und drei Geniecompagnien. Die Eintheilung erfolgt in drei Territorial-Generalcommandos, die ungefähr den drei Liniendivisionen im Kriege entsprechen.

In Dänemark gilt allgemeine Wehrpflicht, doch wird nur ein Theil der wehrpflichtigen Masse zum Dienst ausgehoben, dee Rest, der sich durch das Loos momentan befreit, ohne Ausbildung zurückgestellt. Die Wehrpflicht dauert vom zweiundzwanzigsten bis achtunddreißigsten Lebensjahre, also sechzehn Jahre, von denen der Mann wiederum zehn Jahre dem Operationsheere und die letzten sechs Jahre der sogenannten Verstärkung, in andern Ländern Kriegsreserve genannt, angehört. Die Dienstpräsenz beträgt fünfzehn bis sechzehn, bei der Garde aber siebenundzwanzig Monate, welche dafür nicht reservepflichtig ist. Der gewöhnliche Soldat wird außerdem dreimal in den nächsten vier Jahren zu sechswöchentlichem Repetitionsdienst einberufen. Da das dänische Volk keine Fabrikbevölkerung, sondern im Durchschnitt einen kernigen, kräftigen Bauernstand hat, aus dem sich die Armee wie überall der Hauptsache nach recrutirt, so reichen in der That die ersten acht Jahrgänge hin, die Armee auf 50,000 Mann zu bringen; der neunte und zehnte Jahrgang erhöht sie auf 60,000 Mann. Dahinter stehen noch die sechs Jahrgänge der Reservemannschaft vom elften bis sechzehnten Dienstjahre und die Freigelooften, so daß noch 30- bis 40,000 Mann aufgestellt werden können, welche allenfalls die Vertheidigung der Festungen übernehmen können, von denen Kopenhagen und Fridericia allein eine beträchtliche Masse erfordern.

Dieses anerkennenswerthe Resultat wird besonders dadurch erreicht, daß die Infanterie eine starke Entwicklung in ihrer Organisation zuläßt. Dies geschieht dadurch, daß jedes der zweiundzwanzig Stamm- oder Friedensbataillone im Kriege zwei Kriegsbataillone bildet, wozu es als fester Rahmen zum gewöhnlichen Dienste mit zwei Stabs-, neunzehn Subaltern- und vierundfünfzig Unterofficieren dotirt ist. Dies reicht nun allerdings nicht zur vollständigen Besetzung von zwei Kriegsbataillonen aus, aber es gewährt diese Einrichtung doch das Vorhandensein der höhern Befehlshaber bis einschließlich der Hauptleute. Die noch fehlenden Lieutenants werden aus dem Institute der Reserveofficiere entnommen, das heißt junge Leute von besserer Erziehung und Bildung, welche einen achtmonatlichen wissenschaftlichen Cursus an der militärischen Akademie zu Kopenhagen absolviren und dafür im Kriegsfalle sogleich als Officiere eintreten. Die fehlenden Unterofficiere werden in ähnlicher Weise aus der Masse der geschicktesten Gemeinen gezogen und sorgfältiger geübt. Die ganze Einrichtung an sich hat viel Lobenswerthes und verdiente wohl eine Nachahmung in denjenigen deutschen Armeen, welche aus politischen wie financiellen Rücksichten kein Landwehrsystem mit allgemeiner Dienstpflicht wie in Preußen einführen können. Die Caval-

lerie mobilisirt sich nur dadurch, daß sie den Bestand der Schwadronen durch Einziehen von Beurlaubten erhöht; die Zahl der taktischen Körper wird aber nicht vergrößert. Die Artillerie setzt sich im Kriege von zwölf auf fünfzehn Batterien, das Geniecorps von drei auf sechs Compagnien.

Das ganze Wehrsystem läßt sich sonach als ein Cadresystem oder richtiger als Milizsystem mit festen Cadres bezeichnen. Die ganze Tüchtigkeit und der innere Zusammenhang der Armee ruht eigentlich in der Tüchtigkeit dieser Rahmen und der verhältnißmäßig geringen Anzahl der Führer, denn es ist zweifellos, daß die geringe Friedensdienstzeit der großen Masse bei der Fahne und die große Menge der bei einer Mobilisirung zuwachsenden Ungeübten von Anfang herein keine besonders schlagfertige Truppe liefern kann. Hierzu kommt das Auseinanderreißen des gewohnten Verbandes in zwei Hälften grade kurz vor dem Momente des entscheidenden Gebrauches. Alles dieses muß durch eine geschickte Führung mittelst tüchtiger Befehlshaber oder durch eine möglichst frühzeitige Mobilisirung übertragen werden; diese kostet aber wiederum viel unnöthiges Geld und endlich liegt es im Charakter der Milizsysteme, daß die Ereignisse einer schnellen Entscheidung bedürfen, wenn das an sich nicht reiche Land wegen Mangel an Geld und Arbeitskräften nicht vor der Zeit aufgerieben werden soll. So stehen sich im Grunde bei diesem Systeme zwei Gegensätze gegenüber — auf der einen Seite der Wunsch nach Zeitgewinn, auf der andern Seite nach Zeitbeschleunigung. Erleidet die schnell einberufene, noch nicht solid ausgebildete und zusammenhängende Armee gleich anfangs einige schwere Niederlagen, so wird sie bald allen moralischen Halt verlieren und vom Kriegsschauplatz verschwinden. Alles zusammengenommen erscheint diese Wehrverfassung als ein Wagstück auf die Gunst der ersten Umstände, ein Calcül, das bei stark organisirten und viel geübten Heeren nicht eintritt. Für die besondern Verhältnisse Dänemarks erscheint sie aber immerhin von entschiedenem Nutzen, da sie mit verhältnißmäßig geringem Aufwande während des Friedens (4,300,000 Reichsthaler, etwa ein Viertel der Staatsausgaben) ein ziemlich bedeutendes, regelmäßig organisirtes und einigermaßen geübtes Kriegsheer aufzustellen erlaubt. Die ganze Natur des Landes weist zudem auf die Defensive hin, verbunden mit einer Anspannung der moralischen Hebel des ganzen Volkes und auch deshalb läßt sich das dänische Wehrsystem als zulässiger anerkennen, als auf einen Staat wie Deutschland angewendet, der nur durch große erfolgreiche Offensivschläge sich den Sieg sichern kann.

Die dänische Flotte bildet den dritten und letzten Theil der Wehrkräfte. Seit ihrer Vernichtung 1807 durch die Engländer ist sie aus der Reihe der großen Seeflotten verschwunden, die seitdem geschaffene ist von der russischen des baltischen Meeres vollständig überflügelt, nicht einmal der schwedisch-norwegischen an Größe gleich. Daher geht das neuere Streben Dänemarks dahin, seine Flotte wieder auf einen solchen Fuß zu erhöhen, daß es mit Schweden und Norwegen eine ebenbürtige Allianz schließen könne, vor Allem aber, daß es der neu aufstrebenden Marine Preußens womöglich überlegen bleibe. In Bezug auf die eigene Landesvertheidigung ist die Aufgabe der dänischen Flotte eine doppelte, nämlich die Vertheidigung der Meere, sowie der größern und kleinern Fahrwasser, und zweitens die Verbindung der durch Meerestheile getrennten Landestheile zu unterhalten. Endlich influirt noch nebenbei die Rücksicht auf die auswärtigen Colonien. Da in einem Seekriege für Dänemark endlich noch die Vertheidigung der kleinen Fahrwasser, der Sunde, Belte, Fjorde und der Häfen eine besondere Aufgabe ist, so zerfällt die Marine in drei Hauptabtheilungen: die Flotte der Seeschiffe für den Seekrieg, zu Blockaden ꝛc.; die Defensionsflottille und die Transportflottille. Aus diesen Gesichtspunkten und in Hinblick auf den vollständigen Umschwung, den die Kriegsmarinen aller Seestaaten durch die Anwendung der Dampfkraft erlitten haben, hat die Vertheidigungscommission, nachdem sie die nöthigen Analogien mit Schweden und Norwegen gezogen und die nöthige Rücksicht auf Preußen genommen, folgenden Flottenplan festgestellt:

12 schwere Fregatten, à 52 bis 60 Kanonen und 600 Mann, à 1,150,000 Reichsthaler; 4 leichte Fregatten, à 42 Kanonen und 400 Mann, à 850,000 Reichsthaler; 4 Corvetten, à 12 bis 16 Kanonen und 180 Mann, à 450,000 Reichsthaler; 4 kleine Dampfer, à 6 bis 8 Kanonen und 130 Mann, à 300,000 Reichsthaler; 16 eiserne Dampfkanonenbote, à 2 Kanonen, à 90,000 Reichsthaler; 18 Kanonenjollen, à 1 Kanone, à 7100 Reichsthaler; 44 eiserne Transportbote, im Betrage von 1,058,000 Reichsthaler; die letztern drei Arten Fahrzeuge zusammen mit 1200 Mann. Im Ganzen 950 Kanonen, 11,240 Mann Besatzung und ein Werth von 22,826,000 Reichsthalern.

Die durchschnittliche Dauer der Seeschiffe und der Defensionsfahrzeuge ist auf fünfundzwanzig Jahre zu veranschlagen und würde

somit das jährliche Baucapital 4 Procent des Capitalwerthes der Flotte ausmachen. Unterhaltungskosten und Reperaturen würden ungefähr 2 Procent betragen, somit Neubau und Unterhaltung das Budget mit 6 Procent des Capitalwerthes, oder 1,306,080 Reichsthaler jährlich belasten, eine Summe, welche den bisherigen Aufwand für dieselben Zwecke um etwa 600,000 Reichsthaler übersteigt. Der jährliche Mehraufwand für die Flotte wird also für den kleinen Staat nicht unbeträchtlich sein, da er das bisherige Budget für die Marine von 1,969,442 Reichsthaler auf ungefähr 2½ Millionen erhöhen würde. Doch ist nicht zu verkennen, daß der Gewinn ein tüchtiger und den jetzigen Verhältnissen entsprechender sein würde, wenigstens dürften noch viele Jahre vergehen, ehe die preußische Marine der dänischen nachkommen würde, da diese schon einen bedeutenden Vorsprung in ihrer augenblicklichen Stärke mitbringt. Diese ist folgende:

A. Segelschiffe: 4 Linienschiffe mit 324 Kanonen; 6 Fregatten (eine rasirt) mit 290 Kanonen; 4 Corvetten mit 74 Kanonen; 3 Briggs mit 44 Kanonen; 2 Schoner mit 2 Kanonen; 1 Kutter mit 6 Falconetten; 67 Kanonenschaluppen und Jollen (Ruderflottille) mit 134 Kanonen; 24 Transportfahrzeuge und ältere Schaluppen.

B. Dampfschiffe: 3 Schraubenfregatten mit 1000 Pferdekraft und 128 Kanonen; 3 Schraubencorvetten mit 820 Pferdekraft und 44 Kanonen; 1 Schraubendampfschoner mit 24 Pferdekraft; 3 Schraubendampfbote mit 12 Kanonen; 8 Räderdampfer mit 1270 Pferdekraft und 36 Kanonen.

Zusammen 129 Schiffe mit 1094 Kanonen, wovon indessen nur etwa 100 Schiffe mit 900 bis 1000 Kanonen sich in seetüchtigem Zustande befinden dürften. Von den Linienschiffen sind nur drei brauchbar, die mit der Hilfsschraube in Dampfschiffe umgewandelt werden sollen; doch ist erst eins damit zu Stande gekommen. Da der Kopenhagener Hafen überhaupt nur 24 Fuß Tiefe besitzt, der Sund ebenfalls nicht mehr, so scheinen überhaupt sehr schwere Schiffe für die dänische Marine nicht geeignet und schwere Fregatten mit 52 bis 56 Geschützen und 600 Pferdekraft, die ungefähr 22 Fuß Tiefgang haben, die passendste Art der Rangschiffe für die dänische Marine darzustellen. Für die Befahrung der seichten Küstengewässer (Defensionsflottille) kommen die sogenannten Kanonenjollen, große Segelbote, die nur ein schweres Geschütz führen, vorzüglich in Betracht; daneben eine Anzahl schnellfahrender Dampfkanonenbote, jedes mit zwei Geschützen bewaffnet. Sie dürfen nur 6 Fuß Tiefgang haben; beide Arten sollen die schwerfälligen Ruderfahrzeuge ersetzen. Für die Transportflottille hat man sich die Aufgabe gesetzt, nur den Flankenoperationen auf der Halbinsel Nachdruck zu verschaffen, so viele Fahrzeuge zu construiren, daß man wenigstens zwei Infanteriebrigaden (acht bis zehn Bataillone, zwei Schwadronen Cavallerie und zwei Batterien) mit einem Male an's Land werfen kann. Hierzu hat man geräumige und flache Transportbote von Eisen construirt, die nahe an's Land fahren können; man glaubt mit vierundvierzig solchen Boten dem angedeuteten Zwecke genügen zu können, die theils im Sunde, theils in den Belten, besonders bei Nyborg, Korsör und Fridericia zu stationiren wären, um überall zur Hand zu sein.

Faßt man die von Dänemark in seinen Landbefestigungen, seiner Armee und Flotte angestrebten Verbesserungen und Verstärkungen in's Auge, so darf man nicht verkennen, daß nach deren Ausführung Dänemarks Defensivsystem in einer achtunggebietenden Stellung aufgebaut sein wird, wie sie nicht zweckmäßiger und besser verlangt werden kann. Zwar wird Dänemark dem Angriff einer großen maritimen Macht nie gewachsen sein, die politische und geographische Lage des Landes läßt aber einen solchen Angriff als weniger wahrscheinlich vermuthen, als einen solchen von dem südlichen oder nördlichen Nachbar ausgehenden. Behält Dänemark die nöthige Zeit zur Ausführung seines Defensivsystems in der angeführten Weise, was etwa fünfundzwanzig Jahre beanspruchen würde, so erscheint es hinlänglich stark, einem Ueberfalle von Süden oder Norden die Spitze zu bieten, und der Vertheidigung eine Dauer zu geben, die das Dazwischentreten befreundeter, verbündeter Mächte ermöglichen kann. Schon aus dieser Betrachtung sollte Deutschlands Streben dahin gerichtet sein, sich eine Flotte zu schaffen, welche der dänischen mindestens gewachsen ist. Aus einem Feinde würden wir dann einen natürlichen Verbündeten uns schaffen, der sich nothgedrungen seiner eigenen Sicherheit wegen uns in die Arme werfen müßte. Kann das kleine Dänemark solche Anstrengungen machen, so liefert es uns zugleich den Beweis, was die vereinigten Kräfte Deutschlands herzustellen vermögen. — Lassen wir uns daher das Beispiel Dänemarks zum Muster dienen; nur so werden wir mit einem Schlage den übermüthigen Nachbar zügeln und die Gewähr sicherer Nordgrenzen haben, während wir ohne Flotte den Streit mit demselben wahrscheinlich nie zu vollem und dauerndem Austrag werden bringen können.

Der Holzschnitt.

Heimathlos im bewußten Gegensatz zu den materiellen Interessen steht die Kunst unserer Tage außerhalb der bewegenden Ideen der Zeit. Nur ein frischer Zweig, der Holzschnitt, hat sich als vermittelndes Glied am häuslichen Herde eingebürgert, vielleicht die kräftige Wurzel zukünftiger lebendiger Neugestaltung volksthümlichen Kunststrebens. Kein Zweig der modernen Kunst hat eine so rasche Entwicklung genommen wie der Holzschnitt. Wiedererwachen nach langer Vernachlässigung, Jugendalter und virtuose Ausbildung fallen in wenige Jahrzehnte. Haben wir uns bei der folgenden Darstellung nach der Tendenz dieser Blätter vorzugsweise mit dem modernen Holzschnitte zu befassen, so können wir doch zum Verständniß seines vielseitigen Entwicklungsganges der historischen Anhalts- und Vergleichungspunkte nicht entbehren, denn noch hat der Holzschnitt weder mit der Technik abgeschlossen, noch in seiner Idee die Einheit der Anerkennung errungen.

I.

Die Holzschneidekunst ist die Kunst, auf ebene Holzplatten gezeichnete Figuren so auszuschneiden, daß die abzudruckende Zeichnung *erhaben* stehen bleibt, alles Uebrige aber bis zu einer gewissen Tiefe *ausgeschnitten* wird, umgekehrt wie beim Kupferstich, wo die abzudruckende Zeichnung *vertieft* in die Platte gestochen wird. Wird also der Holzschnitt mit Farbe bestrichen, so erscheinen nach dem Abdruck die stehen gebliebenen erhabenen Linien der Zeichnung *schwarz* auf dem Papier, die ausgeschnittenen Stellen aber als *Lichter* des Bildes. Ebenso sind die Lettern zum Buchdruck erhabene Stempel und der Holzschnitt kann somit *innerhalb des Textes* eines Buches und mit diesem *zugleich* abgedruckt werden, während der vertiefte Kupferstich einen besondern Abdruck erfordert.

Vom Ursprunge der Holzschneidekunst bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts schnitt man ausschließlich auf *Langholz*, das heißt auf Platten, die wie gewöhnliche Bretter aus der Länge des Stammes gesägt waren. Man benutzte harte, engzellige Holzarten, am meisten Birn- und Buxbaum. Die Zeichnung, mit Bleistift oder der Feder auf das wohlgeebnete Holz entworfen, wurde mit *Messerchen ausgeschnitten*. So gefügig einerseits dieses Material war, stellte es doch der freien Bewegung beim Schneiden wesentliche Hindernisse entgegen. Je nachdem nach der Richtung der Fasern oder quer durch dieselben geschnitten wurde, bot das Holz dem Messer einen sehr ungleichen Widerstand; sodann hatte die Holzfaser in dieser liegenden Richtung überhaupt keine große Widerstandsfähigkeit, die kleinen Partien der Zeichnung sprangen leicht beim Schneiden oder Drucken aus. So war auch der Zeichner genöthigt, den Eigenthümlichkeiten des Materials Rechnung zu tragen. Es war schwierig, mehrmals über einander gelegte Linien, „Kreuzschraffirungen" oder freie, capriciöse Züge auszuschneiden und man war genöthigt, nur die Contouren in starken Linien und die Schatten durch parallele Strichlagen herzustellen, die einzig durch die verschiedene Dicke der einzelnen Linien die Nuancen des Schattens wiedergaben. Halbschatten, weiche Localtöne waren dadurch ausgeschlossen, kräftige Lichter mußten dem tiefen Schatten entgegengesetzt werden, was dem Holzschnitte das charakteristische Ansehen markiger Kräftigkeit verlieh.

Beim Wiederaufblühen der Holzschneidekunst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in England kam eine gänzlich veränderte Technik in Aufnahme. Man schnitt nun auf *Hirnholz*, das heißt die Platten wurden *quer* vom Stamme gesägt und man vertauschte das Messer mit dem *Grabstichel*. Das von nun an zu Holzschnitten ausschließlich angewandte Buxbaumholz leistet dem Grabstichel auf der Hirnfläche einen überall gleichmäßigen Widerstand, die Holzfaser steht aufrecht und wurzelt also, wenn auch rundum Alles weggeschnitten ist, noch fest in der Tiefe des Holzblockes; hierdurch ist die Ausarbeitung der feinsten Striche und Punkte ohne Gefahr für's Ausspringen gesichert und der Holzstock kann mit seinen aufrechtstehenden Fasern dem Druck einen energischen Widerstand entgegensetzen. Der Grabstichel befördert die Schnelligkeit und Sicherheit des Schnittes, seine eigenthümliche Spitze macht mit einem Zuge eine keilförmige Furche in's Holz, V, wozu sonst *zwei* schräge Messerschnitte gehörten. Mit dieser Umwälzung in der Technik fand auch der zeichnende Künstler

im Materiale kein Hemmniß mehr, er konnte beliebig viele Schraffirungen über einander legen, im Charakter der Linien lediglich seiner Phantasie folgen; die gebundene Manier der Alten oder die freie, geniale Federzeichnung führte der Grabstichel auf dem trefflichen Holze mit gleicher Correctheit aus. Richtiger bezeichnet man daher die modernen Productionen dieses Genres als Holzstiche und die Künstler als Holzstecher oder Xylographen; indeß ist der Name Holzschnitt zu alt und volksthümlich, um nicht auch in der Neuzeit schlechtweg für alle diese Productionen angewandt zu werden.

Wie gesagt ist Buxbaum das einzige zu Holzstichen verwendbare Holz; je härter die Platten sind und je gleichmäßiger sich die Härte über die ganze Platte vertheilt, um so besser ist sie, da das härteste Holz den reinsten Stich zuläßt und am wenigsten zum Zerbröckeln und Ausspringen während des Gravirens geneigt ist. Der härteste Buxbaum von hellgelber Farbe ist der englische, der jedoch nur in Scheiben von zwei bis drei Zoll Durchmesser vorkommt. Der amerikanische und türkische Buxbaum bis zur Größe von sechs Zoll Durchmesser, von mehr rother oder weißer Farbe, ist gewöhnlich weicher wie der englische und selten von gleichmäßiger Härte über die ganze Fläche. Er wird nur zu gewöhnlichen Stichen benutzt; zu feinen Arbeiten werden die kleinen Stücke des englischen Bux zu entsprechend großen Platten so zusammengefügt, daß die Ansatzstellen nicht mehr sichtbar sind. Die genau geebnete Platte wird entweder zur Aufnahme der Zeichnung mit einem weißen Präparate bestrichen, oder noch besser die Zeichnung direct mit dem Bleistift oder der Feder auf die Platte gebracht. Soll der Holzschnitt den individuellen Charakter eines Kunstwerkes tragen, so muß die Zeichnung in allen Details genau ausgeführt, vollständig so behandelt sein, wie sie nach der Idee des Künstlers vollendet erscheint, denn nach dem Schnitt sind fast alle Correcturen unmöglich. Der Holzschneider hält sich in diesem Fall genau an die Zeichnung, indem er alles nicht durch die Linien der Zeichnung bedeckte Holz bis auf die kleinsten Punkte wegschneidet. Bei Arbeiten dagegen, die weniger einen künstlerisch-individuellen Charakter tragen, als vielmehr die bloß verständliche Ansicht eines Gegenstandes geben sollen, bei Maschinenzeichnungen zum Beispiel, Illustrationen für manche wissenschaftliche Werke u. s. w. werden nur die Umrisse in scharfen Linien gezeichnet, die Schatten aber mit dem Pinsel oder Wischer angegeben, und der Holzschneider führt das Bild mit verschiedenen Grabsticheln, Messern und Meißeln in den dem Charakter des Gegenstandes angemessenen Schraffirungen aus. Selbst bei den meisten Darstellungen der illustrirten Tagesliteratur lassen es selten die Zeit, die pecuniären Mittel und auch der Zweck zu, die aus allen Welttheilen einlaufenden, in Tusch, Bleistift oder Farben theils nur leicht skizzirten, theils vollendeten Zeichnungen in detaillirter Ausführung in Bleistift oder Federzeichnung auf den Block zu übertragen. Es bleibt dem künstlerischen Geschmack des Leiters eines xylographischen Ateliers, das für eine größere illustrirte Zeitung arbeitet, und der Geschicklichkeit des einzelnen Stechers überlassen, die skizzenhaft auf den Holzblock übertragene Zeichnung in geeigneter Weise auszuführen. Beim Porträt zum Beispiel kann der Künstler den Kopf vollenden, die Gewandung und sonstige Nebensachen nur im Charakter andeuten. Dem tüchtigen Stecher wird hierdurch die Arbeit sogar erleichtert, da er sich in den Nebensachen nicht mehr sclavisch an die Linien zu halten braucht, sondern freier und schneller nach eigener Conception den Stichel führt. Bei den großen bildlichen Darstellungen für illustrirte Tagesschriften wird die Zeichnung auf eine aus mehreren Stücken zusammengesetzte Platte gebracht, die Stücke auseinandergenommen, an die einzelnen Künstler des Ateliers vertheilt und nach dem Schnitt wieder zusammengefügt. Es sind hierbei besondere praktische Kunstgriffe nothwendig, deren Beschreibung dem Laien unverständlich wäre, auch machen diese Stiche natürlich keinen Anspruch auf besondern Kunstwerth. Um bei Landschaften den gleichmäßigen Ton des Himmels herzustellen, bedient man sich besonderer Liniirmaschinen. Auch die Photographie wird zur Darstellung von Bildern auf Holzplatten angewandt, die der gewandte Grabstichel geeignet behandelt. Durch diese Hilfsmittel wird die für viele Unternehmungen durchaus nöthige schnelle, fabrikmäßige Herstellung der Holzschnitte ermöglicht. Die Technik des Holzschnittes an und für sich ist schwieriger wie die des Kupferstiches, sodann kann der Künstler während des Schneidens keinen

Totaleindruck seiner Arbeit gewinnen, da die Lichter der Zeichnung auf dem Holze als verwirrende Vertiefungen erscheinen, auch vor Vollendung des Schnittes kein Abdruck genommen werden kann; der Kupferstecher dagegen kann jeden Theil seines Stiches durch Einschwärzen oder Abdruck genügend beurtheilen. Nach dem ersten Probeabdruck des Holzschnittes wird erst durch Nachhilfe, besonders in den gewöhnlich zu stark erscheinenden Local- und lichten Tönen die Harmonie des Ganzen hergestellt. Hierzu werden auch die nach den Lichtern verlaufenden weichen Schatten etwas abgeschabt, so daß sie nicht mehr in der Ebene des ganzen Holzschnittes, sondern etwas tiefer liegen, wodurch sie sich schwächer verlaufend abdrucken. Bei einem regelrecht geschnittenen Holzschnitt sollen die sich abdruckenden Linien an der Basis stärker sein wie in der Höhe, um die gehörige Widerstandsfähigkeit gegen den Druck zu besitzen. Drei parallele Linien würden also im Durchschnitt des Holzstockes so aussehen ΛΛΛ, nicht lll. Ein solcher Holzschnitt kann unter Umständen und bei richtiger Behandlung wohl 100,000 Abdrücke aushalten, ehe eine Abnutzung bemerkbar wird, wogegen der Kupferstich nur etwa 1500 gute Abdrücke liefert. Indeß ist der Buxbaum mehr wie jedes andere Holz den Einwirkungen der Temperatur unterworfen, und eine nur wenig verzogene Platte wird außerdem, daß sie keinen guten Abdruck mehr liefern kann, in der Presse leicht springen, da bei der quer vom Stamme geschnittenen Platte die Holzfasern seitlich nicht sehr fest zusammenhängen. Hier bieten die Stereotypie und Galvanoplastik willkommene Mittel, ein Facsimile des Originals in Blei oder Kupfer zu erhalten, das Hunderttausende von Abzügen ohne bemerkbare Abnutzung aushält, so daß der subtile Holzschnitt gar nicht in Gebrauch genommen zu werden braucht und das Original auch vor zufälligen Beschädigungen bewahrt bleibt.

II.

Der Holzschnitt verdankt seine Entstehung nicht der überraschenden Erfindung noch dem mühevollen Studium und dem Scharfsinn eines Menschen; als der Boden bereitet und die Bedingungen erfüllt waren, sproßte der neue Kunstzweig hier und da zugleich hervor. Im fünfzehnten Jahrhundert und zwar in jener niedern Sphäre der Brief- und der Spielkartenmaler, welche dem gewöhnlichsten Handwerk angehört, entwickelte sich der Keim einer Revolution, welche die Welt umgestaltete. Grade im Handwerksmäßigen dieser Brief- und Kartenmaler lag die zwingende Nothwendigkeit, auf Erleichterung und größere Schnelligkeit der Arbeit zu sehen. Die Karten wurden auf Holz gezeichnet, das Ueberflüssige weggeschnitten und von der nun für lange brauchbaren Form mit weit größerer Schnelligkeit, als es beim Schreiben möglich war, viele gleichmäßige Abzüge gemacht. Damit war der Weg angezeigt. Vom dritten Jahrzehnt bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entwickelte sich die Holzschneidekunst aus so kümmerlichem Anfange zum stattlichen Handwerk. Bald werden ganze Zeichnungen, Heiligenbilder mit Textsprüchen und Sentenzen, endlich ganze Complexe von Schrift, kleine Bücher xylographisch dargestellt und mit dem Reiber abgedruckt. Aus dem Tafeldruck entwickelt sich der Druck mit beweglichen Lettern, die Buchdruckerkunst. Nachdem die beiden Manieren, Tafeldruck und Druck mit beweglichen Lettern, noch eine Zeit lang neben einander bestanden, wird gegen Ende des Jahrhunderts der Holzschnitt als Bücherdruck gänzlich von der Typographie verdrängt und tritt damit, nur auf bildliche Darstellungen angewiesen, als selbständiger Zweig in die Reihe der bildenden Künste. So hoch auch manche Holzschnitte dieser Periode in der technischen Ausführung stehen, so sehr ihr Inhalt die Verkörperung der Zeitideen darstellt und so wichtige Denkmale und Quellen sie für die Entwicklung der neuchristlichen Kunstvorstellungen abgeben, können wir sie doch nicht zu den Producten einer auf idealen Anschauungen basirenden Kunst rechnen; noch ist der belehrende, kirchliche oder praktische Zweck zu vorherrschend. Erst gegen Ende des fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert erhält der Holzschnitt die höhere Weihe der Kunst. Springer hat in seinen kunsthistorischen Briefen in überzeugender Weise dem Holzschnitt seine Stellung im Entwicklungsgang der Idee der Kunst angewiesen. Es ist der Sieg des Realismus, der im fünfzehnten Jahrhundert einen Umschwung in der Kunst, ein gänzliches Verlassen der Tradition herbeiführt. Unter dem Wandel aller Anschauungen im geistigen Leben, unter der Sprengung alles

Zunftzwanges löst sich die Kunstgeschichte in eine Künstlergeschichte auf. Das individuelle Leben erhält eine Bedeutung wie nie zuvor, das Individuum beansprucht für sich und für die Erzeugnisse seines Geistes die gleiche künstlerische Giltigkeit wie für die Ueberlieferungen der Vorzeit. „Die Gebilde, welche in der Phantasie des Individuums ihren Ursprung nahmen und aus persönlichen Anregungen hervorgingen, wurden die wichtigste Quelle künstlerischer Begeisterung. Tausende von Gedanken, die bis dahin unbeachtet in der Luft flatterten, gewannen eine erhöhte Bedeutung, neue Entdeckungen weckten neue Gedanken; sie sollten fixirt werden, nicht bloß durch das Wort, sondern, da sich die Lust des Mittelalters an sinnlichen Anschauungen nicht so schnell verlor, durch lebendige Bilder. Der Drang, dem individuellen Gedanken bis auf die flüchtigen Einfälle herab Körper zu leihen, die schärfere Betonung des „Was" als des „Wie" der Darstellung, die natürliche Ungeduld fanden im Holzschnitt ein passendes Material. Alle Anregungen, welche der Phantasie von Außen zuströmen, der ausgebildete Formensinn, das tiefere Verständniß für Farbenharmonie, die gewandte Beherrschung der Lebensverhältnisse, gingen dem deutschen Künstler, der in einer mittlern, ärmlichen Lebensschicht wirkte, verloren. Nur was ihm Niemand geben, Niemand rauben konnte, was er aus der eigensten Kraft seines Geistes schuf, bildete seine Stütze. Er konnte nicht erhaben componiren, aber tiefsinnig erfinden, nicht reizend malen, aber poetisch charakterisiren, nicht durch Formenschönheit anziehen, aber durch den Humor der Auffassung ergötzen. Dazu eignet sich ein Material, bei welchem die Form willig dem Gedanken sich fügt, keine eigenen Ansprüche erhebt, jedem Zuge der Phantasie bis in die entlegensten Winkel zu folgen im Stande ist, zwar nicht durch die volle äußere Wahrheit glänzt, desto schärfer dagegen den beabsichtigten Ausdruck und Charakter wiedergibt" (Springer, kunsthistorische Briefe).

Die Idee des Künstlers und das Material zur Ausführung müssen in innerm Zusammenhange stehen, letzteres muß ersterer entgegenkommen, muß fähig sein, der Idee das ihr eigenthümliche Gewand der Verkörperung zu leihen. Niemand wird Correggio's Juppiter und Jo oder die raphaelischen Madonnen in Holzschnitt wiederzugeben versuchen, noch die phantastische Manierirtheit der apokalyptischen Reiter Dürer's in der weichen Lithographie. So erfand der Geist des sechzehnten Jahrhunderts einen doppelten Zweig der bildenden Künste, den Holzschnitt und den Kupferstich. Der Vorzug des Holzes, seine Gefügigkeit, war den Ideen der Künstler eben so willkommen, wie seine oben beschriebenen Nachtheile, die den Zeichner zu Concessionen an das Material zwangen, nicht gar sehr empfunden wurden, denn der Charakter des Holzschnittes hatte sich schon in der Idee entwickelt, ehe das Holz als das passendste Material zur Realisirung erkannt wurde. Feste, klare Zeichnung, lebendiger Ausdruck, bestimmte, die Idee prägnant charakterisirende Contouren, kräftige, markige Parallelstriche, die Schatten und Licht genau trennen, Entblößtsein von allem zierlichen, kleinlichen Nebenwerk, das dem Schwunge des Messers hinderlich, waren die Eigenschaften eines guten Holzschnittes. Noch manche äußere Anregungen kamen dem Holzschnitt zu Statten, um von den Meistern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts mit Vorliebe behandelt zu werden. Der Künstler hatte nur im inspirirten Augenblicke mit der Feder die Zeichnung auf den Block zu liefern, um die weitere Ausführung andern Händen zu überlassen, was bei dem noch das ganze Volk durchdringenden lebendigen Verständnisse der Kunst auch für den künstlerischen Werth des Holzschnittes als Schnitt nicht von so übeln Folgen war, wie es scheinen könnte; hatte doch die Technik durch die vorhergehende Periode des Handwerks eine hohe Vollendung erlangt. Andererseits waren die Volksthümlichkeit, die sich der Holzschnitt längst in der Periode der Heiligenbilder erworben, die der Zeit charakteristische Lust an Verkörperung und Verbreitung aller Geisteserzeugnisse, grade hier genährt durch den praktischen Vortheil, den Holzschnitt mit Text in der eben erfundenen Buchdruckerpresse drucken zu können und die den Kupferstich bei Weitem übertreffende Dauer der Holzplatte, mächtige Hebel seines Aufschwunges. So verbanden sich technisches Geschick und Geist zu einem blühenden Kunstzweige, der im Boden des Volkes wurzelte und damit die Bedingung ewiger Verjüngung und Unsterblichkeit erfüllte.

Eine weitere Geschichte des Holzschnittes

in seiner technisch-künstlerischen Entwicklung, eine Würdigung der Werke Dürer's, Burkmaier's, Baldung Grün's, Hans Holbein's, Martin Schöngauer's und anderer trefflicher Zeichner liegt nicht in dem Zwecke dieser Zeilen, wir wollten nur in wenigen Zügen den ästhetischen Entwicklungsgang der Idee charakterisiren, um die festen Punkte zur Beurtheilung des modernen Holzschnittes zu gewinnen.

Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts sehen wir die Holzschneidekunst mit der Kunst selbst verfallen, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert fast ganz untergehen. Was sollte auch in dieser Zeit der Verblassung und Verflachung, der Caketterie und declamatorischen Hohlheit in der Kunst der eckigkräftige, ungeschminkte Holzschnitt. Aber er hatte sich nicht überlebt, er ruhte bloß, als die Idee untergegangen war, die ihn geschaffen, um unter günstigern Verhältnissen glänzender wie je zu erstehen. Die Geschichte der modernen Holzschneidekunst bietet merkwürdige Analogien mit der ältern Geschichte. Wie im fünfzehnten Jahrhundert ist es das lehrhafte Element, dem germanischen Wesen so eigen, das den Holzschnitt in England in Kinder- und Volksschriften als Vermittler sinnlicher Anschauungen wieder auftreten läßt. Er macht die Jahre der technischen Ausbildung durch und findet im Siege des modernen Realismus, bei den schärfer wie je außerhalb jeder Schule sich ausprägenden Künstlerindividualitäten der Neuzeit, bei der Subjectivität der madernen Kunstanschauungen, bei dem riesenhaften Aufschwunge der Wissenschaften, die, einmal durchaus zum Allgemeingut gestempelt, für den Laien die Nathwendigkeit, der Abstraction und Phantasie durch sinnliche Darstellungen nachzuhelfen, voraussetzen, bei der Sucht, nur die Umrisse, aber die Umrisse von Allem, lieber in der Form geistreicher Federzeichnungen als im schweren Gewande einer entfremdeten Kunst kennen zu lernen, bei der allgemeinen Hast und Unruhe einer Zeit, in der oft nur die augenblickliche Darstellung das Andenken des Geschehenen vor dem alles verschlingenden Fortschritt bewahren kann, bei diesen durchaus dem fünfzehnten Jahrhundert ähnlichen Verhältnissen findet der Holzschnitt die Bedingungen neuen Emparblühens gegeben und der alte Stamm bedeckt sich bald mit üppig grünendem Laube.

Das neunzehnte Jahrhundert wie das fünfzehnte sind kritisch, sammelnd, erhaltend, das Varhandene reprabucirend und in weiteste Kreise verbreitend. Im fünfzehnten Jahrhundert brachte dieser Charakter die Buchbruckerkunst, den Holzschnitt, Kupferstich, die Aetzkunst und das Niella hervar, dasselbe Bedürfniß im neunzehnten Jahrhundert die Lithagraphie, den Stahlstich, den Naturselbstdruck, die Galvanoplastik (auch die Stenographie nicht zu vergessen), den wiederauferstandenen Holzschnitt, die Photographie und die zahlreichen Reproductiansmanieren, die auf chemischem Wege Zeichnungen auf Kupfer-, Zink- und Steinplatten in erhöhter und vertiefter Manier herstellen, die Ektypographie, Panikagraphie, Photogalvanographie, Chalkatypie, Chemitypie und wie sie alle mit griechischen Namen bedacht sind. Allen diesen letztern Vervielfältigungsarten ist das Streben gemein, dem Künstler die leichteste Anleitung zur Verkörperung seiner Ideen zu bieten, mit dem Schutze, seine Erzeugnisse in unverändert individuellem Charakter wiederzugeben, weil sie nicht der unsichern menschlichen Hand, sondern nach festen Gesetzen arbeitenden Kräften zur Ausführung übertragen werden. Aber indem sie die rohen Naturkräfte als schaffende Kunst wirken lassen, die wahl die Stoffe mechanisch zersetzen und binden können, leisten sie auf jeden individuellen, künstlerischen Charakter Verzicht, Leben und Geist vermag nur der Genius der Kunst durch die Hand des Menschen dem Werke einzuhauchen. Wie treffend spiegelt sich der Charakter der Zeiten in diesen Darstellungsweisen. Einst hahes künstlerisches Genie und ausgebildete Technik ergänzend verbunden, ein Zug künstlerischen Gefühles geht durch's ganze Volk und haucht selbst den Producten des Handwerks individuelles Leben ein; heute tritt der scharfe Verstand auf, ersinnt Methaben, die alle künstlerische Fertigkeit der Hand grundsätzlich ausschließen, chemische Processe schaffen Kunstgebilde und Stil- und Kunstgefühl fristen nothdürftig ihr Dasein im kleinen Kreise der Kenner und Kritiker. Hierin liegt die Ursache des harten, trockenen, geistlosen Charakters aller Zeichnungen und der Unbeliebtheit und seltenen Anwendung dieser chemischen Vervielfältigungsmethoden. Der Holzschnitt aber bewahrte vor allen seinen Ruhm, er ist das Material, das schon einmal unter denselben Verhältnissen

einem Dürer und Holbein zur Verkörperung ihrer Ideen genügt hatte. Auch andere äußere Umstände leiten zum Vergleich mit der frühern Periode: der bedeutende Aufschwung der Buchdruckerkunst, gestützt auf die Verbesserung aller Maschinen, hat die Lust ihrer Benutzung erhöht und sichert dem Holzschnitt durch elegante Ausstattung Verbreitung und Beliebtheit.

Mit noch einer Bemerkung möchten wir die Darstellung des ästhetischen Entwicklungsganges des Holzschnittes abzurunden versuchen. Wenn wir die Geschichte des Farbengeschmacks verfolgen, so sehen wir am Ende des fünfzehnten und mit dem sechzehnten Jahrhundert den Geschmack an bunten, grellen Farben verlöschen, der hereinbrechende Realismus tritt auch hier mit grauen, dunkeln, der Erde entnommenen Tönen dem heitern Farbensinn des Idealismus entgegen. Man kennt das harte, graue Colorit der deutschen Meister des sechzehnten Jahrhunderts. War der aller äußern Heiterkeit entblößte schwarze Holzschnitt nicht die vollendete Consequenz dieser Richtung und der nothwendige Gegensatz im rauhen Norden Deutschlands gegen die goldene Farbenpoesie der Venetianer? Gewiß ist es mehr wie Zufall, wenn auch heute die Blüthe des Holzschnittes in eine Zeit fällt, wo das Colorit die Achillesferse der deutschen Malerei ist, wo unsere größten Meister ihre Stärke mehr in der Composition als in der Farbenausführung finden, wo, um nur eines zu erwähnen, der Griffel und nicht der Pinsel eines Mintrop in Düsseldorf von raſaelischem Geiste beseelte Gestalten schafft, wo endlich selbst in den Schulen, die bis jetzt ausnahmsweise das Colorit cultivirten, die entgegenstehende Ansicht Anhänger zu finden beginnt.

Der künstlerische Entwicklungsgang des modernen Holzschnittes bietet eine Fülle interessanten Stoffes. Eine schwache Ueberlieferung der Technik hatte sich in Frankreich (Papillon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts) und England erhalten. Thomas Bewick war der Erste, der am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts in England die Holzschnittkunst wieder zu Ehren brachte. Nach mehreren in verschiedenen Werken zerstreuten Illustrationen erregten zuerst seine Holzschnitte in der History of Quadrupeds die öffentliche Aufmerksamkeit, denen die Schnitte zur History of British Birds (1797 bis 1804) folgten, die seinen Ruhm über ganz England verbreiteten und eine neue Epoche der Holzschneidekunst begründeten. Bewick und nach seinem Tode (1828) seine tüchtigen Schüler John Bewick, Charlton Nesbit, Luke Clennell und William Harvey leisteten auf dem weiten Felde der Illustrationen nach Zahl und Ausführung Ausgezeichnetes. Man erkannte allmälig den Nutzen des Holzschnittes zur Verbreitung allgemeiner Bildung, und die durch Holzschnitte illustrirten Werke kamen durch die Leistungen dieser Künstler in Aufnahme. Neben ihnen wirkte Robert Branston (gestorben 1827), sein ausgezeichneter Schüler John Thompson, Jakson, John Arvin Smith (gestorben 1843) und der vielseitige virtuose Linton. Durch die Erfolge des englischen Holzschnittes ward dieser Kunstzweig nach dem Ende der napoleonischen Herrschaft zunächst in Frankreich angeregt. Geniale Zeichner verlegten sich mit Enthusiasmus auf den Holzschnitt, der der übermüthig sprudelnden Laune, der sarkastischen Ironie und den geistreichen Kleinigkeiten ein willkommener Tummelplatz war. J. J. Grandville, geboren 1804 zu Nancy, gestorben 1847 zu Paris, machte seine Studien in der Malerei und Lithographie, bis er als Zeichner für den Holzschnitt die Befriedigung seines künstlerischen Strebens fand. Vom geistreichen Carricaturzeichner wandte er sich zur Illustration, Lafontaine's Fabeln, Beranger's Chansons, Gulliver's Reisen, de Foe's Robinson, Marmontel's Florian und andere Classikerausgaben enthalten die Früchte seiner Muse. Auch von ihm selbst herausgegebene Werke, scènes de la vie privée des animaux, les fleurs animées und andere erhielten verdienten Beifall durch ihre reiche und tiefe Phantasie. Neben ihm steht der unvergeßliche Tony Johannot, geboren 1803 zu Offenbach, gestorben 1852 zu Paris, voller Anmuth, Eleganz und Witz. Die Illustrationen zum Don Quixote, Gil Blas, Paul und Virginie, Walter Scott's Romanen, Molière's Comödien, G. Sand's Werken haben ihm bleibenden Ruhm gestiftet. Neuerlichst sind Jules David, Demoraine, Lemercier und andere als beliebte Holzzeichner bekannt; auch Horace Vernet lieferte reiche Compositionen, wir gedenken nur seiner Illustrationen zur Ge-

schichte Napoleon's von Laurent. Als Techniker im Holzschnitt zeichnen sich aus: Delaville, Lacoste der Aeltere, Pannemaker und Andere.

Versuchen wir in wenigen Zügen den Gesammtcharakter der modernen Holzschneidekunst bei unsern Nachbarvölkern zu zeichnen. Den Engländern müssen wir den Vorzug in der Technik einräumen; ihre Holzschnitte zeigen Schärfe und Sauberkeit des Schnittes, liebevolle und treue Behandlung des Details, bei bewundernswürdiger Harmonie des Ganzen. Wir haben oben gezeigt, wie die moderne technische Behandlung eine von der alten im Wesen durchaus verschiedene ist. Diese Veränderung der Technik brachte auch eine vollständige Umwälzung im Charakter des Holzschnittes hervor. Lieferten anfangs nur die Künstler zweiten und dritten Ranges Holzzeichnungen, so war an eine höhere künstlerische Auffassung im Sinne der alten Meister nicht zu denken. Der Holzschnitt folgte dem breiten Strome, den das bilderkaufende Publicum angab; er mußte seine Derbheit ablegen, um das moderne Gewand der Zartheit, der weichen Töne anzunehmen. An die Stelle der markigen Striche traten feine Linien, durch große Zahl und öfteres Uebereinanderlegen die Kraft ersetzend, es entstanden die „Kreuzschraffirungen." Der Holzschnitt gab seine unersetzlichen Eigenthümlichkeiten auf und suchte den Kupferstich an Weiche und den Stahlstich an Feinheit der Linien zu erreichen. So groß war die Freude an den neuen glänzenden Eigenschaften des Materials, daß man es bewundernswerth fand, wie man im weichen Holze Linien von so großer Feinheit wie im Stahlstiche graviren könne. Daher tragen die besten englischen Holzschnitte einen vorherrschend verstandesmäßigen ernsten Charakter, wenig individuellen Geist und der Gesammteindruck wird meistens durch eine gewisse Kälte beherrscht, die den Holzschnitt seiner schönsten Wirkungen beraubt. Die französischen Künstler waren eben so wenig befähigt, den Holzschnitt in seinem wahren Charakter aufzufassen, wenn auch ihre Zeichnungen durch Eleganz und Leichtigkeit, poetische Auffassung und individuelle geistreiche Charakteristik die englischen übertreffen. Die Stelle des Vaudeville im Drama nimmt in Frankreich der Holzschnitt unter den bildenden Künsten ein. Durchgehends trägt er eine stets blendende Manier zur Schau, eine Effecthascherei durch helle Lichter und dunkle Schlagschatten, die zwar einen Vorzug des Holzschnittes bilden, in ihrer Manierirtheit aber seinem Wesen eben so fremd sind, wie der englische Stahlstichcharakter. Die sichere Technik der Engländer erreichten die Franzosen nicht. Es trat hier im Gegentheil eine leichte Behandlung ein, die durch mangelhafte Ausführung des Details die Klarheit der Zeichnung beeinträchtigt. Noch in den vierziger Jahren waren die ausgezeichnetsten Leistungen im Fache der Illustration von französischen Künstlern gezeichnet und von Engländern geschnitten (Paul und Virginie, Geschichte Napoleon's, Gil Blas und andere). Dem angedeuteten mangelhaften Verständnisse ist es zuzuschreiben, wenn die englische und französische Holzschneidekunst bis zur heutigen Stunde weder besondere Fortschritte aufzuweisen hat, noch auch zum selbständigen Kunstzweig erhoben worden ist; man scheint sie lediglich von der lehrhaften und decorativen Seite aufzufassen.

In Deutschland kam der Holzschnitt später als in den Nachbarländern in Aufnahme. Weder das praktische Moment der Engländer noch das illustrirende geistreiche Genre der Franzosen brachte ihn hier zur raschen Blüthe. Langer Entwicklung bedurfte die Pflanze, um im vaterländischen Boden ihre alte Kraft und damit ihre reiche Entfaltung wiederzufinden. Anfangs waren es nur die Erfolge der Nachbarn, die zur Nacheiferung anreizten, die Holzzeichnungen zu den ersten deutschen illustrirten Werken wurden in Paris und London geschnitten. Auch in Deutschland waren es wie in England die weniger ausgezeichneten Künstler, die das Feld zuerst bebauten, und was blieb anders übrig, als die schon durch ihre Erfolge gesicherte Bahn der Nachbarschulen einzuschlagen.

Gubitz, seit 1805 Professor der Holzschneidekunst an der Akademie der Künste in Berlin, ist der Vater der neuen deutschen Holzschneidekunst. Nicht in dem künstlerischen Werthe der Holzschnitte selbst, die Gubitz und seine nächsten Schüler lieferten, liegt der Schwerpunkt seiner Verdienste. Die meisten Erzeugnisse seiner Kunst zeigen den starken Einfluß der Nachbarschule, viele aber verfallen bei dem Streben, auf eigenen Füßen zu stehen, in eine Manierirtheit und Coketterie mit dem Materiale, die weit von der

deutschen Kraft entfernt ist. Indessen tragen sie alle etwas Eigenthümliches, das sie zwar als die Leistungen einer nach Außen abgeschlossenen Schule erkennen läßt, einer Schule, die jedoch, in ihren Principien selbst noch nicht klar, den Kampf gegen die fremden Einflüsse und das Suchen nach selbständiger nationaler Form bekundet. Darum zeigen auch die heutigen Erzeugnisse des Gubitz'schen Ateliers keine Fortschritte gegen die frühern. Dennoch hat Gubitz einen tiefgreifenden Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Holzschneidekunst geübt. Er ist begründet in der allgemeinen Anerkennung seines rastlosen Strebens, durch Schrift und Bild das Bewußtsein des deutschen Volkes durch ein halbes Jahrhundert geweckt und gestärkt, durch die Mannigfaltigkeit seiner in allen Darstellungen sich versuchenden Holzschnitte das Interesse wachgerufen und verbreitet, damit den Weg zur Erkenntniß der höhern Aufgabe des Holzschnittes gebahnt und eine Schule von Technikern gebildet zu haben, die die nothwendige Grundlage weitern Fortschrittes war. Minder umfangreich, aber doch mit Gubitz die Fundamente legend war die Thätigkeit von Pfnor, Hofkammersecretär in Darmstadt (Pfnor schneidet nur mit dem Messer in Langholz, ganz auf Art der Alten), Ritschl von Hartenbach und Anderen. Es waren die Lehrjahre des Holzschnittes, wie einst im fünfzehnten Jahrhundert die Vor-Dürer'sche Periode. Mit Freuden nahm das deutsche Volk das Aschenbrödel der Kunst auf, nach und nach wuchs das Verständniß und mit ihm die Liebe zum Holzschnitt. Nun erst nahmen auch die Meister der Kunst sich seiner an. Es waren Künstler gebildet, denen sie ihre Zeichnungen anvertrauen durften, und dieses Emporheben des Holzschnittes vom virtuosen Handwerk zur idealen Kunst begeisterte wiederum Männer, die als Holzstecher allein den Lorbeerkranz der Kunst erwarben. Noch strenger als im sechzehnten Jahrhundert, wo noch hier und da der Zeichner selbst schnitt oder wenigstens Erfindung und Ausführung eine gegenseitige innere Beziehung offenbarten, sonderten sich nun Zeichner und Stecher, die Technik fragte nichts mehr nach den Schwierigkeiten der Zeichnung. Hiermit trat der deutsche Holzschnitt auf dieselbe Stufe mit dem Auslande, überflügelte aber schnell in folgereicher Weiterentwicklung alle fremde Concurrenz.

Es bildeten sich zwei in ihren Principien scharf abgegrenzt gegenüberstehende Schulen, von denen zur Stunde noch keine die Führerschaft erlangt hat. Die eine, sich unmittelbar an Dürer und die Alten anlehnend, sucht den Holzschnitt seinem Wesen nach zu erfassen, seinen Charakter in Einfachheit und Kraft zu bewahren. Die Idee beherrscht das Material und findet durch seine Eigenthümlichkeiten die geeignete Verkörperung. Nur tüchtige Meister konnten sich auf diesem Felde bewegen, wo alles Blendwerk ausgeschlossen war, wo die Kunst, rein und entblößt alles sinnbefangenden Pompes, nur durch ihre ewigen geistigen Schönheiten wirken konnte, mit Ueberschuß des Inhaltes die Form beherrschend.

Die andere Richtung räumt dem Holzschnitt keinen selbständigen unveräußerlichen Charakter ein; sie findet in der genauen Ausführung aller gegebenen Zeichnungen, in der Nachahmung der Eigenthümlichkeiten anderer Kunstzweige die Lösung der Aufgabe des modernen Holzschnittes. Ihre Anhänger finden ihre Kraft und suchen ihren Stolz im Gefühle der sichern Technik, in den glänzenden Eigenschaften des Materials beherrschen sie den Charakter aller Darstellungsarten der zeichnenden Künste, ihr Grabstichel gibt Alles wieder, die Tiefe und Harmonie des Colorits, die elegante Weichheit des Kupferstiches, die feinsten Linien des effecthaschenden Stahlstiches. So wird der Holzschnitt seines Charakters entblößt, zum Diener anderer Kunstzweige herabgedrückt, die Wahrheit seiner Darstellungen verwischt und damit seine Zukunft gefährdet. Freilich hat diese Richtung durch die hohe Virtuosität der Technik Triumphe gefeiert, die selbst den Genius der Kunst auszusöhnen schienen, aber mit dem Virtuosenthum ist die Weiterentwicklung abgeschnitten. Werden die Schüler der Zukunft im Stande sein, durch individuelles Genie den Mangel der leitenden und befruchtenden Idee zu ersetzen? Und wird die ganze Schule die innere Kraft besitzen, ihr System durchzuführen, wenn heute oder morgen die Geschmacksrichtung des Publicums eine andere wird?

Es ist natürlich eine nur im Allgemeinen giltige Eintheilung, wenn wir den Sitz der ersten Schule nach Dresden, München und Düsseldorf verlegen, unter den Berliner und Leipziger Künstlern aber die Repräsentanten der virtuosen Schule finden. Die Verbrei-

tung und Beliebtheit des Holzschnittes anlangend, so findet die erste Schule durch ihre Unmittelbarkeit und einfaches kerniges Wesen die gastliche Aufnahme am häuslichen Herde des Volkes selbst, im illustrirten Märchen, im Volks-, Studenten- und Soldatenliederbuche und in der Bibel. Die achtungsvolle Bewunderung der Kenner aber ehrt diese liebenswürdigen Illustrationen wie jene Blätter, die die Meisterwerke der Geistesheroen aller Völker und Zeiten nicht allein illustriren, sondern als selbständige Kunstwerke und Zeugnisse ihrer ewig schöpferischen Kraft ihnen ebenbürtig zur Seite stehen. Die Extremitäten, der trügerische Schein und die Eleganz der Producte der andern Schule finden beim Kenner die Würdigung des Virtuosenthums, ihr Hauptpublicum aber in den sogenannten gebildeten Ständen, in der Literatur für das Damenboudoir. Wie häufig verbergen sich unter den Prachtausgaben der rothen Maroquineinbände jene lyrisch-zarten Albumblätter, die eine schwache Phantasie, schülerhafte Erfindung und Zeichnung unter der glänzendsten technischen Ausführung und der elegantesten Papier- und Druckausstattung maskiren. In der illustrirten Tagesliteratur sehen wir beide Manieren theils selbständig, theils verschmolzen angewandt. Es ist nicht zu leugnen, daß die alte ernste Manier mit einer gewissen Unbiegsamkeit und Härte eben so wenig zu den skizzenhaften, ephemeren Darstellungen dieser Tagesliteratur paßt, wie der Hexameter zum Liebeslied, und da die Ausführung dieser Bilder sich nach dem grade herrschenden Modegeschmack des Publicums richten muß, sehen wir heute die virtuose Nachahmung des Stahl- und Kupferstiches als die für illustrirte Zeitschriften beliebteste Manier angewandt.

Die erste bedeutende Leistung, mit der die deutsche Holzschnittkunst mit dem Auslande in die Schranken trat, sind die Compositionen zu den Nibelungen, 1840 zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Buchdruckerkunst von G. und O. Wigand herausgegeben. Die Nibelungen sind epochemachend in der Geschichte der modernen Holzschneidekunst. In den Compositionen der ersten deutschen Meister tritt der Holzschnitt zum ersten Male seit dem 16. Jahrhundert in Widerspruch mit der ganzen modernen Richtung im alten deutschen Kleide auf, eine neue Aera und, wenn der Ausdruck beim realistischen Holzschnitt erlaubt ist, den Kampf des Classicismus gegen die Manier und Virtuosität eröffnend. Bendemann, Hübner, A. Rethel und Stilke sind die Zeichner, Braun, Bürkner, Dessauer, Kretzschmar, Metzger, Nichols, Unzelmann und Vogel die Stecher. Welcher Zweig der zeichnenden Kunst, und wir nehmen die Oelmalerei nicht aus, vermöchte wie hier der Holzschnitt den ganzen Charakter des Liedes im Bilde wiederzugeben. Nach Außen die ungezügelte physische Kraft und in der Tiefe die Wärme und Treue, die minnigliche Schöne und der düstere Ernst, die freie laute Fröhlichkeit im Glanze königlicher Feste und die dunkeln Folgen schrecklicher Verbrechen, wie ergreifend treten sie alle in diesen Compositionen hervor, die in den festen Contouren, den kräftigen Gegensätzen in Licht und Schatten, in der großartigen Einfachheit der Mittel und in der nackten Unmittelbarkeit der Wirkung die Kraft und Fülle der begeisterten Stunde des Genies zur Schau tragen. Form und Inhalt sind in den Nibelungen gleich bewundernswerth.

Den Nibelungen folgten die Cotta'schen Ausgaben der heiligen Schrift, in kräftigem Stile illustrirt von G. Jäger, Schnorr von Carolsfeld, E. Steinle, Strähuber, Veit und Andern. Ein Meisterwerk dieser Schule, im Charakter sich an Dürer lehnend, ist die „Bibel in Bildern" von Schnorr von Carolsfeld, Director der Gemäldegalerie und Professor an der Akademie der bildenden Künste in Dresden. Wir erwähnen noch als Hauptwerke dieser Richtung die Zeichnungen zu Faust von Engelbert Seibertz, nicht alle von gleichem Werthe, den Todtentanz von Alfred Rethel, Schiller's Lied von der Glocke, vierzig Blätter von Bernhard Neher, die trauernde Löwin von Leutemann, die Illustrationen zu Washington Irving von Henry Ritter und W. Camphausen, die Jagdscenen von Guido Hammer, die deutsche Geschichte in Bildern von W. Camphausen und andern Künstlern, eine Ausgabe des Reinecke Fuchs mit Holzschnitten im Geiste der bekannten Kaulbach'schen Compositionen, Macbeth und die Hexen von Kaulbach, die Illustrationen zu Volksschriften von Ramberg, die Facsimile's der Werke Dürer's, Holbein's und der andern Meister des 16. Jahrhunderts, und viele andere Werke.

Die glänzendsten Triumphe feierte die ideal-classische Richtung des modernen Holzschnitts in den Werken Ludwig Richter's, 1803 zu Dresden geboren, seit 1841 Professor und Vorstand des Atelier für Landschaftsmalerei an der Dresdener Akademie. Durch Einführung zahlreicher Figuren in die Landschaft schuf Richter ein neues Genre der Landschaftsmalerei. Seinen Ruhm begründete er in den Illustrationen zu fast allen Volks- und Jugendschriften, Märchen und Liederbüchern und in seinen selbständigen Darstellungen aus dem Leben des Handwerker- und Bauernstandes. Mit unwiderstehlicher Kraft und Milde zugleich schildert Richter die Leiden und Freuden des Volkes, die charakteristischen Momente aus der Tiefe des Gemüthslebens, wie sie sich in den Augenblicken äußern, wo der Mensch verlassen von allem Witz und aller Klugheit nur im Hinblick auf das Höchste und Ewige seine Stütze findet; das ahnungsvolle Hoffen und das Jubeln des Volksliedes, die tiefe Poesie und der phantastische Zauber des Märchens, leben erwärmend in seinen Illustrationen. Größere Darstellungen: „Beschauliches und Erbauliches," „Für's Haus," „Vater unser," einzelne Blätter, Hausfegen, Tischgebet sind voll Humor und Schalkheit, naiver Lebensfreude und über das Ganze der beglückende Zauber rein menschlich frommen Sinnes gegossen. Die meisten Illustrationen Richter's sind mit wenigen zum Verständniß nöthigen Worten im „Richter-Album" gesammelt.

Auf ein Moment möchten wir noch hinweisen, das sich nach der Natur des Stoffes so oft in den Richter'schen Illustrationen wiederholt: die Darstellung des Todes. In der Tiefe des germanischen Charakters ruht jene Furchtlosigkeit vor dem Tode, die nicht in antikem Heroismus den fatalen Augenblick zu überspringen sucht, sondern im Tode das Allen unvermeidliche Geschick, aber auch den Freund des Menschen sieht, der ihn an bessere Gestade geleitet, oder den unerforschlichen Rathschluß der Vorsehung erfüllt. So wurden denn, als die Künstler den Stoff ihrer Darstellungen in den Gebilden der eigenen Phantasie, in den Tiefen des individuellen Gemüthes suchten, die „Todtentänze" ein beliebtes Motiv der realistischen Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts. Der derbe Humor, der den Sensenmann in mancherlei komischen und ernsten Situationen vom Menschen geprellt werden läßt, der schließliche Sieg des Knochenmannes mit der naiven Moral eingeleitet: „Für den Tod kein Kraut gewachsen ist," diese so vielfach in den Richter'schen Illustrationen meisterhaft behandelten Momente, sie zeigen uns nur, daß die Erscheinungen im Entwicklungsgange der Kunst keine zufälligen sind; dieselben Ursachen lassen heute wie damals dieselben Wirkungen hervortreten. Eine weitere Ausführung dieses Punktes würde sich von unserm Thema zu weit entfernen, wir wollen nur auf den interessanten Vergleich im Charakter der Darstellungen des Todes aufmerksam machen, wie er sich bei Holbein, A. Rethel (Todtentanz, 1848) und Richter so entschieden ausspricht; bei jedem tritt neben der individuellen Auffassung der Einfluß des herrschenden Geistes der Zeit hervor. Welcher Kunstzweig wie der Holzschnitt vermöchte solche Fülle der Ideen auf einem so kleinen Raume zusammenzudrängen und welcher Zeichner wie Richter durch so einfache Mittel und wenige Federstriche sie zu verkörpern? Richter weiß mehr wie jeder Andere alle Eigenthümlichkeiten des Holzschnittes, seine Kraft und Milde zur Geltung zu bringen, daher das leichte Verständniß seiner Werke und ihre allgemeine Beliebtheit.

Begründer der virtuosen Schule ist A. Menzel in Berlin. Seine geistreichen, genialen Zeichnungen zur Geschichte Friedrich's des Großen von Kugler, historisch treu gezeichnet (1839—1842), erregten verdiente Bewunderung. Durch gänzliche Entfernung von allen Bedingungen einer Holzschnittzeichnung, durch alle Effecte, die das Genie des Künstlers herbeizuziehen für gut fand, nur nicht durch den Charakter des Holzschnitts wirkend, eröffneten sie der Holzschneidekunst die Bahn der höchsten technischen Vollendung, der Virtuosität, die sich an keine Schranken des Materials mehr bindet, aber dafür auch die Idee eines selbständigen durch sich wirkenden Kunstzweiges verliert. In den Illustrationen Menzel's bewundern wir die geniale Auffassung, die scharfe Charakteristik und neben der gewandten Zeichnung die Gewandtheit des Holzschneiders. In seinen „Zwölf Porträts aus Friedrich's Zeit" erreichte die virtuose Richtung den Gipfel, sie sind das Bewunderungswürdigste, was individuelles Genie von beiden Seiten mit souveräner Hinwegsetzung über jeden Schulzwang schaffen kann, selbst Kenner wollten sie vor ge-

nauerer Prüfung nicht als Holzschnitte anerkennen.

Von den bedeutendsten Leistungen dieser Schule erwähnen wir nur die vierundzwanzig Illustrationen zu von Tschudi's Thierleben der Alpenwelt, gezeichnet von E. Rittmeyer und W. Georgy, die Landschaften von F. G. von Kittlitz zu Roßmäßler's vier Jahreszeiten, die Zeichnungen zu Schleiden's Pflanze von W. Georgy, Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kollin von Neumann nach einem Gemälde Schrader's und andere. Allen gibt die Subtilität der Zeichnung bis in die mikroskopischen Details, die Reinheit des Schnittes und die öfters durch Ton- oder Farbenüberdruck gehobene Wirkung den eleganten Charakter, der sie vorzugsweise zu Prachtausgaben für den Salon eignet.

Wie wir im Frühern zeigten, gehören die eigentlichen Techniker, die Holzschneider, keiner besondern Schule an, sie haben nur die Holzzeichnungen jeden Genres getreu auszuführen. Indeß erfordert die Ausführung einer guten Holzschnittzeichnung, die hernach als Holzschnitt auf künstlerischen Werth Anspruch macht, eine so große Geschicklichkeit der Hand, eine Kenntniß aller Manieren, eine Entäußerung aller individuellen Ansichten über den Kunstwerth und damit ein liebevolles mit Verständniß gepaartes Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten der Form und den Geist der Zeichnung, daß diese schwierige Aufgabe nur von wenigen wahren Künstlernaturen gelöst wurde. Vielfach war im Anfange der heutigen Holzschneidekunst die Klage verbreitet, daß der Künstler durch den Dazwischentritt des Holzschneiders die vollendete Arbeit nicht mehr als sein eigenes Geistesproduct wieder erkenne, Eigenes und Fremdes verbanden sich zum Schaden des einheitlichen Charakters. Wie leicht carrilirt der Grabstichel des minder Befähigten die edelsten Linien der Zeichnung, wie leicht ist der gewandtere Künstler versucht, Zeichnungen anderer Meister in der Ausführung den Stempel seiner individuellen Kunst aufzudrücken. Aber auch nicht das bloße Nachschneiden der Zeichnung und wenn es mit der minutiösesten Correctheit und Reinheit geschähe, vermag dem Holzschnitte den Geist einzuhauchen, den die Originalzeichnung besaß. Hierdurch wird jedoch nicht ausgeschlossen, daß der Holzschneider wirkliche Fehler der Zeichnung verbessere, der Zeichner kann ja an künstlerischer Ausbildung unter dem Holzschneider stehen. Man sieht, nur eine durchgebildete Künstlernatur kann Großes im Holzschnitt leisten. Solche Fehler schadeten anfangs der Holzschneidekunst unendlich; die guten Zeichner wollten ihren Ruf nicht den unsichern oder vorwitzigen Händen des Holzschneiders anvertrauen, bis diese sich durch gute Leistungen auch das Vertrauen der ersten Künstler erwarben.

Als bedeutendster Holzschneider Deutschlands wie des gesammten Auslandes steht E. Kretzschmar da, gestorben den 7. Juli 1858. Von Unzelmann in Berlin ausgebildet, stand er seit 1845 in Leipzig an der Spitze eines Ateliers von 40—50 Holzschneidern, in dem die bedeutendsten Arbeiten für das In- und Ausland angefertigt wurden. Seinen Ruhm gründete er durch die mit Unzelmann gemeinschaftlich unternommene Ausführung der Menzel'schen Zeichnungen zur Geschichte Friedrich's des Großen. Die Zeichnungen waren anfangs den besten Pariser Künstlern anvertraut worden, mußten aber wegen zu mangelhafter Ausführung zurückgenommen werden. Damit hatte die deutsche Holzschneidekunst einen thatsächlichen Sieg über das Ausland erfochten. Kretzschmar allein schnitt die Porträts Menzel's aus Friedrich's Zeit, die im Holzschnittfach den bewunderten Glanzpunkt der Pariser Ausstellung der schönen Künste bildeten. Weiter lieferte Kretzschmar einzelne classische Blätter der Nibelungen, Musäus' Märchen nach Richter, die Illustrationen zu Washington Irving nach Camphausen und Ritter, v. Tschudi's Thierleben der Alpenwelt nach Georgy, Landschaften zu den vier Jahreszeiten von Roßmäßler nach v. Kittlitz, und die besten Zeichnungen der Leipziger illustrirten Zeitung, deren sämmtliche Illustrationen in seinem Atelier geschnitten wurden, also Zeichnungen der verschiedensten Manieren und Schulen, alle gleich meisterhaft mit vollstem Verständnisse ausgeführt. Für den Schnitt „Gustav Adolph's Tod," gezeichnet von J. Kirchhoff, erhielt Kretzschmar von Friedrich Wilhelm IV. die goldene Medaille für Kunst, für eine große Platte „Deutscher Waldteich" von Schirmer, die große goldene Preismedaille von Paris und München. Sein Bruder, L. Kretzschmar, wirkt ebenfalls als tüchtiger Holzschneider im Atelier von G. Westermann in Braunschweig.

Neben Kretzschmar nennen wir Unzelmann, geboren 1798, seit 1843 Mitglied und 1845 Professor an der Akademie in Berlin, starb 1854 auf einer Reise zu Wien. Hervorzuheben sind seine Schnitte zu Raczinski's Geschichte der neueren deutschen Kunst, zu Kugler's Friedrich der Große, zu den Nibelungen, u. a. Otto Vogel, geboren 1816, gestorben 1851 in Berlin, B. Hösel, Professor der Akademie in Wien, Hugo Bürkner, Professor der Akademie in Dresden, A. Gaber (schnitt Richter's Beschauliches und Erbauliches, Vater Unser) in Dresden, sind als ausgezeichnete Holzschneider bekannt. Ein Schüler Hösel's ist Fr. v. Exter, geboren 1820, gestorben 1860 in Wien, leitete acht Jahre lang das durch seine „Münchner Bilderbogen" bekannte Atelier von Braun und Schneider in München, vollendete seine Studien in Italien und ward 1846 Leiter der xylographischen Abtheilung der kaiserlich österreichischen Staatsdruckerei. Seine bedeutendsten Leistungen sind „Kaiser Joseph II. on der Buchdruckerpresse" von L. Rub gezeichnet, „Karl V. im Kloster zu St. Just," die historisch religiösen Blätter von Führich. In jüngster Zeit bekannt geworden ist J. G. Flegel in Leipzig. Werthvoll sind seine Stiche zur Kölliker'schen Anatomie, ganz ausgezeichnet geschnitten oder die Georgy'schen Zeichnungen zu Schleiden's Pflanze. In Berlin leisten Ausgezeichnetes A. Vogel, Herm. Müller, M. Müller, F. O. Schmidt, H. Schmidt, W. Feist, A. Lütke u. A., welche nach A. Berg und L. Burger im Landschaftlichen und Porträtfache in dem Prachtwerke über die Insel Rhodus Musterarbeiten geliefert haben.

III.

Ein so wichtiges Glied auch der Holzschnitt in der Kette der verschiedenen Darstellungsweisen der Kunst ist, seine größere Wichtigkeit beruht in dem lehrhaften und praktischen Momente, nicht in der Lösung der künstlerischen, sondern der humanistischen Aufgabe. Der Holzschnitt ist nächst der Buchdruckerkunst und in Verbindung mit ihr das wichtigste Bildungsmittel der Neuzeit geworden. In diesem Sinne wurde der Verleger Vieweg in Braunschweig der Begründer einer neuen Richtung illustrirter Lehr- und Unterrichtsbücher, die einen tiefgreifenden Einfluß auf die Behandlung einzelner Zweige der praktischen Wissenschaften ausübte. In den meisten für den Unterricht bestimmten Büchern spielt die Illustration den beredten Erklärer des Textes, ein Blick auf die Abbildung lehrt mehr als ein langer Commentar. Können wir uns ein Lehrbuch der Physik, der Botanik, der Anatomie, eine Geschichte der Architektur, der Erfindungen, irgend ein technologisches Werk ohne Illustrationen vorstellen? Nicht mehr der Verstand allein muß das Material bewältigen, auch die concrete, sinnliche Anschauung erleichtert dem weniger Fähigen das Verständniß, die billige und doch praktische und schöne Herstellung dem Unbemittelten die Anschaffung. Wohl könnten die Abbildungen in Lithographie dem Buche am Ende beigegeben werden, aber sie würden unbequem zu handhaben sein und das Buch vertheuern. Auf keine andere Weise lassen sich Druckschriften so rasch und billig ausstatten als durch Holzschnitte. Um mit dem Kaufmanne zu reden: die Billigkeit erhöht den Consum, und der große Consum ruft das erhöhte Bedürfniß und neue Anstrengungen zur Befriedigung hervor. Auch die populärwissenschaftliche Literatur verdankt dem Holzschnitt viel von ihrer Verbreitung und Beliebtheit. Wer möchte in Schleiden's Pflanze, Roßmäßler's Jahreszeiten, Zimmermann's Urwelt, Burmeister's Schöpfungsgeschichte, in den „gesammten Naturwissenschaften" und anderen Werken ähnlicher Tendenz, wer möchte in ihnen den erklärenden und schmückenden Holzschnitt vermissen?

Es gibt in unseren Tagen eine große Reihe illustrirter Zeitschriften, die sich die Verbreitung wissenschaftlicher und gemeinnütziger Kenntnisse zum Ziele setzen. Sie sind für alle Bildungsstufen und für alle Interessen vorhanden. Wer Vieles bringt, bringt Allen etwas; die enormen Auflagen dieser Blätter, die Londoner Illustrated News mit 150- bis 200,000, die Pariser Monde illustré und Illustration mit 100—150,000, die Gartenlaube mit 100,000, sie sind der Beweis für das grade unserm Jahrhundert eigenthümliche Streben nach encyklopädischen Kenntnissen. Wir greifen nicht zu hoch, wenn wir die Zahl der wöchentlich allein in England, Frankreich und Deutschland consumirten illustrirten Zeitschriften auf eine Million schätzen. Es ist nachzuweisen, daß alle diese Zeitschriften ihre Verbreitung eben so viel der Illustration wie dem Texte verdanken, alle entstanden mit dem Wiederaufblühen der Holzschneidekunst, viele

aber und grade die bedeutendsten beruhen lediglich auf dem illustrirenden Holzschnitt. Wiederum sind es die letzteren, die zwei Drittel ihrer Leser unter dem Arbeiterstande der großen Städte finden. Der Holzschnitt ist die Seele ihres Textes, das was ihm Frische, Leben, Unmittelbarkeit gibt, um die trockene Belehrung den geistigen Kräften der physisch arbeitenden Massen genießbar zu machen. Welche Fortschritte verdanken wir nicht auf dem Felde der praktischen Arbeit der schnellen und billigen Verbreitung aller Erfindungen, Verbesserungen an Maschinen, an technischen Betriebseinrichtungen in den verschiedensten Zweigen der Industrie, des Acker- und Bergbaues; welche Fülle von Motiven und Läuterung des Geschmackes schöpfen nicht die plastisch bildenden Handwerke aus den täglich für wenig Mittel gebotenen Ansichten alter und neuer Kunstwerke der verschiedenen Stilepochen. Die Schneidermeister von Berlin und die Schuhmacher in Paris, sie haben — illustrirte Fachorgane. Vergessen wir nicht einen eigenthümlichen Zweig der modernen Literatur, die Witzblätter: Punch, Charivari, Figaro, Kladderadatsch, Fliegende Blätter, die ja nicht ohne Caricaturzeichnungen denkbar sind. Es ist allein der Holzschnitt, der ihre verbreitete Existenz ermöglicht.

Besonders ist aber der Nutzen der illustrirten Zeitschriften und der illustrirten Werke überhaupt auch darin zu finden, daß sie durch die künstlerische Darstellung einzelner Momente des Textes, und die Nachbildungen der bedeutendsten Erscheinungen der modernen Kunst auf die frühzeitige Bildung und Verbreitung des guten Geschmackes und der Liebe zur Kunst fördernd einwirken. Freilich ist auf diesem ganzen praktischen Felde des Holzschnittes die Grenze zwischen Kunst und Handwerk schwer zu ziehen. Manche Holzschnitte, die durch ihren speciell praktischen Zweck keinen Anspruch als Kunstproducte machen, sind doch echte Kunstwerke und umgekehrt als selbstständige Kunstwerke auftretende Blätter oft nur Producte fabrikmäßigen Betriebes. Wenn heute schon nach so kurzer Laufbahn des Holzschnittes fast alle Illustrationen auch das künstlerische Auge des Lesers befriedigen, so ist es ein lebendiger Beweis von dem veredelnden Einflusse des Holzschnittes, daß das Publicum schon an ihm selbst das Schöne mit dem Nützlichen verbunden sehen will.

Die Fabrication der Streichzündhölzer.

Die tief eingreifende Wirkung der gewaltigen Fortschritte, welche die Chemie in der neuern Zeit gemacht hat, auf alle, selbst die geringfügigsten Verhältnisse des alltäglichen Lebens, läßt uns so recht eindringlich ein winziges Streichhölzchen erkennen. Wer hätte nicht gehört, daß die Wilden noch heutiges Tages sich dadurch Feuer verschaffen, daß sie zwei Stücke Holz so lange an einander reiben, bis diese in Brand gerathen. Dieses Feuerzeug ist uralt und vielleicht das erste, dessen sich der Mensch überhaupt bedient hat. Das Princip, die Erzeugung von Feuer durch Reibung, ist mit wenigen Ausnahmen durch alle Zeiten geblieben, auch heute noch führt es in unsern Streichzündhölzchen das unbeschränkte Regiment; nur die Art der Anwendung hat sich verändert. Wie ungeheuer der Fortschritt ist, den wir in dem einfachen Streichhölzchen feiern, würden wir erst so recht erkennen, wenn wir versuchen wollten, nach Art der Wilden Feuer zu erzeugen. Das wäre eine sehr gute Turnübung; aber weit würde man dabei schwerlich kommen.

Die Freude über diesen Triumph des menschlichen Geistes wird aber leider sehr getrübt, wenn wir den Blick rückwärts werfen. Alle Verbesserungen der Feuerzeuge gehören der neusten Zeit an, sie datiren von dem Aufschwunge, welchen die Chemie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nahm. Wohl bekundet der Gebrauch des Stahles und Steines einen entschiedenen Fortschritt, denn zuvor mußte der Mensch eine nicht unbedeutende Summe von Kenntnissen erworben haben, — aber dann begnügte man sich Jahrtausende mit dieser Errungenschaft und das ist ein sprechendes Zeugniß von der Trägheit des menschlichen Geistes, der Nacht, die ihn in der guten alten Zeit umfing. Wie auffallend sticht dagegen die Thätigkeit ab, welche sich entfaltete, als der Ruf: „Es werde Licht!“ seitens der neuern Chemie erscholl.

Alle diese wichtigen Veränderungen sind vor unsern eigenen Augen vorgegangen, denn wir Alle haben noch die alte Feuerlade als Liebling unserer Großmutter und die Be-

dächtigkeit, mit der man mit ihr zu Werke gehen mußte, gekannt. Der erste bedeutende Concurrent der altväterischen Feuerlade war das bekannte chemische Feuerzeug mit Schwefelhölzchen. Solches kam zu Anfang unseres Jahrhunderts als ein Galanterieartikel unter dem Namen briquets suroxygènes aus Paris zu uns, und besonders war es ein Chemiker Namens Wagemann aus dem Würtembergischen, der sehr thätig für die Einbürgerung dieser neuen Erfindung bei uns wirkte. Seine Fabrik, die er in Berlin errichtete, ist sehr berühmt geworden. Da die Feuerzeuge sehr wohlfeil waren und sich mit Leichtigkeit bei den verschiedenen Geräthen, als Leuchtern, Schreibzeugen, Taschenlaternen, Wachsstockbüchschen u. s. w. anbringen ließen, so fanden sie großen Beifall und weite Verbreitung. Zwischen 1815 und 1820 kam dieser neue Industriezweig bei uns recht in Schwung und Flor, so daß Hunderte dabei reich oder wohlhabend geworden sind.

In der ersten Zeit glaubte man, daß ein besseres und bequemeres Feuerzeug gar nicht denkbar sei. Aber diese Ansicht änderte sich doch bald, da verschiedene Uebelstände bei jenem zu Tage kamen. Wie bekannt, beruhte dieses chemische Feuerzeug darauf, daß chlorsaures Kali, sobald es mit concentrirter Schwefelsäure in Berührung kommt, sich entzündet. Zu diesem Ende brachte man in ein kleines Gläschen Asbest oder gepulvertes Glas und durchtränkte diese mit der Säure. Andererseits befestigte man mit Hilfe von Gummiarabicum an der Spitze eines kleinen Holzstäbchens etwas chlorsaures Kali und Schwefel. Tauchte man ein solches Hölzchen in jene Flasche, so entzündete sich das chlorsaure Kali und sogleich auch der Schwefel, der wiederum die Verbrennung auf das Hölzchen übertrug. Allerdings ein sehr vereinfachtes Verfahren im Vergleich zu dem bisher gebräuchlichen, bei dem man sich zudem noch im Eifer der Thätigkeit sehr empfindlich auf die Finger schlagen konnte. Aber der Schwefelsäure klebt eine sehr nachtheilige Eigenschaft an. Sie zieht nämlich begierig Feuchtigkeit aus der Luft an. Mochte man auch noch so sorgfältig das Fläschchen zustopfen, mit der Zeit verwandelte sich doch der Inhalt in einen feuchten Brei und dann erhielt man entweder gar kein Feuer oder man schleuderte die ätzende Schwefelsäure auf die Möbeln oder die eigenen Kleider, wodurch häufig ein nicht unbedeutender Verlust herbeigeführt wurde.

So machte sich denn doch ein Verlangen nach Verbesserung geltend; aber hierbei schlug man nicht einen neuen Weg ein, sondern man griff auf Altes zurück. Schon lange wußte man, daß der Phosphor, der zuerst 1674 durch Brand, einen bankerotten Kaufmann und eifrigen Alchemisten in Hamburg, aus dem Harn dargestellt worden war, sich bei einer geringen Temperatur und folglich auch sehr leicht durch Reiben entzündet und diese Eigenschaft suchte man bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bei den Feuerzeugen zu verwerthen. Aber leider fing man die Sache ungeschickt an und mußte sie deshalb zu Grabe tragen. Die sogenannten Peyla'schen Lichterchen oder Turiner Kerzen, die ersten Phosphorstreichfeuerzeuge, hatten in der That große Aehnlichkeit mit unsern jetzigen. Es waren dünne Wachslichterchen, an deren Spitze sich ein wenig Phosphor befand. Da man aber die leichte Entzündlichkeit des Phosphors über alle Maßen fürchtete, so hatte man jedes Kerzchen in eine dünne Glasröhre eingeschmolzen. Wollte man davon Gebrauch machen, so zerbrach man das Glasröhrchen an einer mit einem Feilstrich bezeichneten Stelle und zog das Kerzlein heraus, das sich hierbei entzündete. Bei ihrem ersten Auftreten wurden diese Kerzen allerdings mit großem Beifall aufgenommen, aber für den gewöhnlichen Gebrauch waren sie zu theuer; sie geriethen deshalb sehr bald wieder in Vergessenheit.

Nicht besser erging es einem andern Phosphorfeuerzeuge, das große Aehnlichkeit mit dem sogenannten chemischen Feuerzeuge hatte. Es bestand aus einem kleinen bleiernen Fläschchen, welches ein Stückchen Phosphor enthielt, und einem mit Leder überzogenen Brettchen. In das Fläschchen tauchte man ein Schwefelhölzchen ein, an welchem dann ein Stückchen Phosphor haften blieb, so daß man durch einen Strich auf dem Leder Feuer erhielt. Der Phosphor besitzt aber eine ähnliche unangenehme Eigenschaft wie die concentrirte Schwefelsäure. Er zieht Sauerstoff und zugleich Feuchtigkeit aus der Luft an, so daß er mit der Zeit ganz zerfließt.

Die richtige Fährte hatte man wohl gefunden, aber der Fortschritt blieb aus, wozu der Umstand wohl mit beitrug, daß zu jener Zeit der Phosphor an sich sehr theuer

war. Noch 1730 wurde das Loth Phosphor in England mit über fünf und in Amsterdam gar mit acht Ducaten bezahlt, während heute das ganze Pfund nur einen Thaler kostet, da man grade 100 Jahre nach der Entdeckung des Phosphors in den Knochen eine viel ergiebigere, ja unerschöpfliche Quelle für die Darstellung desselben aufgefunden hat.

Noch vor 50 Jahren mußte man den Phosphor mit dem hundertfachen Preise bezahlen, obgleich damals doch die Rohmaterialien, Knochen und Brennmaterial, ungleich billiger waren als heute. So ist denn durch den Bedarf die Phosphorproduction eine ungeahnte geworden und dieser Massenproduction haben wir den so auffälligen Niedergang des Preises zu danken.

Vor kaum 30 Jahren kam man wieder auf den Phosphor zurück und jetzt waren die Umstände allerdings günstiger. Einerseits hatte man viel von der Schwefelhölzchenfabrication gelernt und dann war der Phosphor jetzt zu bedeutend billigern Preisen im Handel zu haben. Obgleich nun die Entwicklung dieses interessanten Industriezweiges unter unsern eigenen Augen vor sich gegangen ist, so waren doch lange Zeit die Erfinder desselben unbekannt. Ja selbst die ganze Geschichte dieser überaus wichtigen Erfindung ist gänzlich verwischt und das ist um so mehr zu bedauern, als die Geschichte der Industrie wohl mit größerm Rechte ein Capitel in der Weltgeschichte verdient als viele der Männer, mit denen sie sich bislang fast ausschließlich beschäftigte.

Erst jüngst sind uns einige Nachrichten über die Erfinder der Streichzündhölzchen geworden; aber nur erst, als der Tod sie von der Erde abgefordert hatte. Der eine dieser Männer, Namens Kammerer, ein geborner Würtemberger, ist dem Märtyrerthum, dem gewöhnlich die Erfinder unterliegen, nicht entgangen. Er starb 1837 im Irrenhause zu Ludwigsburg. Ein tragisches Geschick, das dem Pfarrer in seiner Grabrede zu folgender Aeußerung Veranlassung gab: „Es drängt sich uns an diesem Grabe unwillkürlich die Frage auf: warum mußte eben dem Geiste, der Millionen von Menschen in allen Theilen der Welt die Finsterniß erhellen gelehrt und ihnen ein Licht angezündet hat und noch jetzt anzündet, das Licht des eigenen Geistes so getrübt und verdüstert werden!“

Dagegen nehmen die Engländer die Ehre dieser Erfindung für sich in Anspruch. Die englischen Blätter berichteten nämlich 1859 Folgendes: „Am 1. Mai starb in Stockton (Durhamshire), 78 Jahre alt, der bescheidene Urheber einer Erfindung, welche nützlicher ist, als manche andere, die größeres Aufsehen in der Welt gemacht hat — nämlich John Walker, Chemiker und Droguist, Erfinder der Streichhölzchen (lucifer matches). Er machte die Erfindung, als er mit verschiedenen chemischen Substanzen experimentirte, und einige Zeit verschaffte er sich durch den Verkauf seiner Streichhölzchen in Schächtelchen zu 1½ Schilling (½ Thaler) eine hübsche Einnahme. Doch das dauerte nicht lange. Professor Faraday, der auf einer Reise nach Stockton kam, hörte davon und kaufte ein Schächtelchen. Er brachte es mit nach London und zeigte es in seinen Vorlesungen vor. Bald kam man hinter das Geheimniß und dieses nützliche Zündmittel ist seitdem weltbekannt geworden.“

Wie dem nun auch sein möge, der Ruhm bleibt Deutschland unbestritten, daß es, wie wir bald sehen werden, in diesem Industriezweige alle übrigen Länder weit überholt hat. Sein Licht leuchtet also im Geist und in der Wahrheit allen Völkern der Erde. Einstmals freilich war der Schwefelholzkrämer das Urbild eines industriellen Proletariers, und zur Stunde sehen wir diesen nämlichen Industriezweig in der Gesammtindustrie unseres Vaterlandes einen Rang einnehmen und mit Productionsmengen auftreten, wie wir solche nur in den riesigen Productionsverhältnissen Englands wiederfinden. Das muß uns allerdings in großes Erstaunen setzen. An dieser interessanten Thatsache erkennen wir den großen Einfluß der geistigen Hilfsmittel auf die menschliche Thätigkeit. Dieser kaum geahnte Aufschwung fällt zusammen mit den Fortschritten der Chemie; beide sind untrennbar.

Wie jedes Neue hatten auch die Phosphorstreichhölzchen einen ernsten Kampf mit dem Unverstande der Menschen zu bestehen. Die Zeit dieses neuen Anlaufes fällt in die Blüthe des beschränkten Unterthanenverstandes; um so mehr fühlte sich die Polizei berufen, das Unheil, welches massenhaft hereinzubrechen drohte, abzuwenden, aber leider nur durch sehr strenge Verbote, den so äußerst gefährlichen Phosphor zu Feuerzeugen zu

verwenden. Es fehlte in jener Zeit nicht an haarsträubenden Erzählungen über das entsetzliche Unglück, welches durch Phosphorstreichhölzchen angerichtet worden sein sollte und hierin fand man eine solche Rechtfertigung für die Verbote, daß diese in vielen Ländern bis in die vierziger Jahre bestehen blieben.

Allerdings konnte man die ersten Phosphorstreichhölzer sehr gefährlich nennen wegen des chlorsauren Kali, das man wegen seines bedeutenden Sauerstoffgehaltes als eine die Verbrennung im hohen Grade befördernde Substanz dem Phosphor zugesetzt hatte. Dadurch wurde die Mischung wohl ungemein leicht entzündlich, aber da das Verbrennen explosionsartig erfolgte, auch um so gefährlicher. Ungemein groß war die Gefahr bei der Fabrication selbst, besonders wenn man mit großen Massen der Mischung arbeitete, denn die geringfügigste Unvorsichtigkeit der Arbeiter konnte eine sehr gefährliche Explosion hervorrufen. In der That sollen verschiedene Fabriken in die Luft geflogen sein. Eine ähnliche Gefahr war auch bei dem Transport zu befürchten; die geringste Reibung reichte hin, die Zündhölzchen in Brand zu setzen und waren sie mit andern Waaren verpackt, so konnten auch diese verloren gehen. Deshalb weigerten sich auch die Assecuranzcompagnien, mit solchen Transportanstalten, die sich mit der Versendung der Zündhölzchen befaßten, überhaupt Versicherungen einzugehen. Selbst der Gebrauch der einzelnen Zündhölzchen war nicht ohne Gefahr. Jedes einzelne entzündete sich beim Reiben mit einem heftigen Knall und dabei wurde oft die Zündmasse weit umhergeschleudert, so daß wohl nachtheilige Folgen herbeigeführt werden konnten, wenn die brennende Masse in's Gesicht oder in die Augen oder auf leicht brennbare Stoffe flog.

Aber dadurch ließen sich die strengen polizeilichen Verbote der Anfertigung und des Gebrauches der Streichzündhölzer keineswegs rechtfertigen. Viel vernünftiger war es, die erwähnten Uebelstände durch Verbesserungen in der Fabrication zu beseitigen. Und diesen Weg schlug man auch ein. Zunächst suchte man die Menge des chlorsauren Kali, also des gefährlichsten Bestandtheiles, zu vermindern und denselben theilweise durch Mennige und Braunstein, die auch leicht Sauerstoff abgeben, und den Phosphor theilweise durch Schwefelantimon zu ersetzen. Aber dadurch erzielte man nichts. Erst 1837 trat durch Preschel, der zuerst in Oesterreich und wohl auch in Deutschland nicht allein Phosphorstreichhölzchen, sondern alle möglichen Zündrequisiten fabricirte, indem er mit der Zündmasse Papierstückchen, Schwämme, Holzspänchen u. s. w. bestrich, eine günstige Wendung ein. Er fand nach langen Untersuchungen, daß das braune Bleisuperoxyd sich vortrefflich als Oxydationsmittel des Phosphors eignet. Eine solche Zündmasse schließt jede Gefahr der Explosion aus, wegen ihrer geringern Entzündlichkeit ist auch die Gefahr beim Transport eine geringere und da die Verbrennung sehr ruhig erfolgt, so wird beim Gebrauch die brennende Masse nicht gewaltsam umhergeschleudert.

Die großen Vorzüge dieser neuen Zündhölzer wurden in Wien sofort erkannt und nun erst mußten die chemischen Feuerzeuge ganz das Feld räumen. Wenn auch die polizeilichen Verbote noch Jahre lang bestehen blieben, so verbreiteten sich doch die Streichhölzchen immer weiter; sie kamen auch in andern Ländern immer mehr in Gebrauch, zumal Preschel immer neue Verbesserungen auffand. Das Bleisuperoxyd war allerdings sehr theuer. Aber Preschel entdeckte sehr bald, daß das salpetersaure Bleioxyd, das bei der Bereitung des erstern als Nebenproduct gewonnen wird, in Verbindung mit jenem ebenso energisch die Verbrennung bewirkt, wie jenes allein. Durch diese wichtige Verbesserung gab Preschel das Signal zur Gründung einer Menge von Zündholzfabriken sowohl in Wien, wie in Oesterreich und andern Ländern überhaupt. Und diese Methode ist noch heute gebräuchlich, wenn schon Böttger in Frankfurt am Main ein Gemisch von Salpeter und Braunstein oder Mennige empfahl. Allerdings liefern auch diese eine wohlfeile, geräuschlos und ruhig abbrennende Masse, aber sie zieht mehr Feuchtigkeit an der Luft an und das bei der Verbrennung der Preschel'schen Masse entstehende Bleioxyd ist der Fortpflanzung des Verbrennungsprocesses weit weniger hinderlich als das unter denselben Umständen bei der Böttger'schen entstehende kohlensaure Kali.

An weitern Verbesserungen fehlte es in den nächsten Jahren nicht und auch an diesen hat Preschel einen ehrenvollen Antheil. Wichtig war der Vorschlag Böttger's, das

Gummi, wodurch die Masse an dem Hölzchen befestigt wird, durch Leim zu ersetzen, weil dann die Masse weniger Feuchtigkeit aus der Luft anzieht. Aus diesem Grunde hatte Preschel bereits 1842 das Gummi durch Dextrin ersetzt, so wie er auch früher schon die Köpfe der Streichhölzer mit einem Harzfirniß überzog, wodurch er zugleich noch den Vortheil erzielte, daß er die Verbreitung des vielen Leuten so unangenehmen Phosphorgeruchs verhinderte. Ebenso lästig ist die schweflige Säure, die beim Verbrennen des Schwefels entsteht. Preschel ersetzte daher schon 1843 bei den Luxuszündhölzern den Schwefel durch Wachs und später durch Stearinsäure und Harz.

Alle diese Verbesserungen trugen dazu bei, daß trotz der polizeilichen Verbote die Streichzündhölzer immer mehr in Aufnahme kamen; sie eroberten sogar die Salons und verdrängten die eleganten Döbereiner'schen Platinfeuerzeuge fast ganz. Und in der That können wir uns in Hinsicht auf die Bequemlichkeit beim Gebrauch und den billigen Preis nichts Besseres denken.

Sehen wir uns jetzt in der Fabrik selbst um, wie diese Hölzchen angefertigt werden. In der ersten Zeit waren die chemischen Präparate noch ziemlich theuer; man mußte sparsam damit umgehen und deshalb verwendete man eine große Sorgfalt auf die Zertheilung des Holzes. Je weiter man diese trieb, um so weniger Zündmasse wurde verbraucht. Die Zertheilung des Holzes kann freilich mit ziemlicher Geläufigkeit aus freier Hand bewerkstelligt werden, aber da das Zündhölzchen darauf ausging, salonfähig zu werden, so mußte es auch ein zierliches Aeußere annehmen und deshalb beschäftigte man sich vielfach mit der Construction von Maschinen für diese Arbeit. Man hat jetzt deren der verschiedensten Art. Mit einer sehr einfachen Maschine kann ein Arbeiter in zwölf Stunden 1,814,000 Hölzchen liefern, mit andern noch mehr. Heutiges Tages werden diese Hölzchen bei uns in den holzreichen Gegenden, wo schon eine anderweite Verarbeitung des Holzes festen Fuß gefaßt hat, in großen Massen aus den Abfällen gefertigt. Auf dem baierischen Walde z. B. kauft man diese Hölzchen, 2½ Zoll lang in Bündeln zu 500 Stück das Dutzend für zwei Kreuzer.

Die erste Operation in der Fabrik ist das sogenannte Stecken, — eine Arbeit, die ausschließlich von Mädchen ausgeführt wird. Sie besteht darin, daß 1500 bis 3000 Stück Hölzchen in Lagen von 50 bis 100 Stück in hölzerne, länglich viereckige Rahmen so eingeschichtet werden, daß jede einzelne Lage durch eine dünne Latte von der nächstfolgenden getrennt ist. Die Hölzchen ragen etwas über den Rahmen hervor und die Latten werden durch Schrauben so gegen die Hölzchen angedrückt, daß diese nicht herausfallen können.

Nun kommen die Hölzchen zum Schwefeln, d. h. der über den Rahmen hervorragende Theil der Hölzchen wird in geschmolzenen Schwefel oder, da dieser beim Verbrennen übelriechende schweflige Säure verbreitet, in geschmolzene Stearinsäure eingetaucht. Hierauf folgt dann sogleich das Eintauchen in die Zündmasse. Das Anfertigen dieser ist die wichtigste Operation und wird deshalb vielfach vom Fabrikherrn selbst ausgeführt, da man oft glaubt, große Geheimnisse zu besitzen. Zunächst hat man für eine sehr feine Zertheilung des Phosphors zu sorgen. Man schmilzt den Phosphor in der Leimlösung und verwandelt ihn durch anhaltendes Rühren bis zum Erkalten in ein feines Pulver. Ist die Temperatur zu hoch, so entzündet sich der Phosphor, sobald er beim Rühren an die Oberfläche gelangt und mit der Luft in Berührung tritt. Dann setzt man die andern Substanzen in Pulverform hinzu, sehr sauerstoffreiche Körper (Bleisuperoxyd, Salpeter, Mennige, Braunstein) und Glaspuloer. Die Farbe der Masse ist nicht wesentlich; sie kann durch beliebige Metallfarben (Mennige, Berlinerblau, Smalte u. s. w.) hervorgerufen werden.

Dann kommen die Hölzchen zum Trocknen in erwärmte Räume. Um die Einwirkung der Feuchtigkeit besser abzuhalten, überzieht man die Köpfe noch mit einer dünnen Schicht Stearinsäure, welche die Stelle eines Firnisses vertritt. Jene ist den gewöhnlichen Harzfirnissen vorzuziehen, weil diese, wenn auch noch so dünn aufgetragen, beim Anbrennen eine sich aufblähende Kohle liefern, wodurch die weitere Zündung, das Anbrennen des Holzes, oft verhindert wird. Nach dem Trocknen wird die Reihe der Operationen mit dem Abzählen und Verpacken beschlossen.

Statt auf Holz bringt man die Zündmasse auch auf Schwamm oder Papier, welches vorher mit einer Auflösung von

ſalpeterſaurem Bleioxyd getränkt worden iſt, damit es nach dem Abbrennen der Zündmaſſe fortglimme, ſo daß ſolche Zünder zum Gebrauch im Freien geeignet ſind. Auf gleiche Art werden auch die bekannten Glimmhölzer bereitet. Dann hat man auch Wachskerzen en miniature mit Zündmaſſe verſehen und ferner hat man auch eine Art von Zündern, die im Freien ſelbſt bei Sturm und Regen mit heller Flamme fortbrennen. Hier ſind zwei Papierſtreifen zuſammengeklebt und dazwiſchen lagert eine den Zündlichtern ähnliche Maſſe.

Wie bei ſo vielen andern Induſtriezweigen macht man auch hier die Bemerkung, daß die mechaniſche Seite viel vollkommener entwickelt iſt als die chemiſche, die doch hier mehr Hauptſache iſt als jene. Zu dieſer Bemerkung gab beſonders die deutſche Induſtrieausſtellung zu München Veranlaſſung. Um eine gute Zündmaſſe herzuſtellen, iſt es unerläßlich, daß der Phosphor in der rechten Menge vorhanden ſei. Ein Zuviel iſt hier ebenſo ſchädlich wie ein Zuwenig. In den erſten Fehler iſt man aber häufiger verfallen, als in den letzten. Während 8,5 oder höchſtens 10 Procent Phosphor das beſte Verhältniß abgeben, fand man ſehr viele Zündmaſſen, die viel zu viel, ſogar bis 25 Procent davon enthielten. Dadurch wird nicht allein die Zündmaſſe unnöthig vertheuert, ſondern im höchſten Grade verſchlechtert, denn die bei der Verbrennung ſich bildende Phosphorſäure ſetzt ſich auf die zu entzündenden Theilchen ab und bedeckt dieſe mit einem zarten glasartigen Ueberzuge, der das weitere Anbrennen verhindert.

Man würde noch mit weit weniger Phosphor, mit höchſtens 4 Procent, auskommen, wenn man die alte Bereitungsart der Maſſe, das Schmelzen des Phosphors in der Leimlöſung, ganz aufgeben und dafür den Phosphor in Schwefelkohlenſtoff auflöſen wollte. Je feiner nämlich der Phosphor vertheilt iſt, um ſo leichter entzündet er ſich. Läßt man das Löſungsmittel verdampfen, ſo bleibt der Phosphor in einer ſo überaus feinen Vertheilung zurück, daß er ſich von ſelbſt an der Luft entzündet. Bei der Bereitung der Zündmaſſe hat man ſolches nicht zu befürchten, denn hier miſcht man ja die Phosphorlöſung ſogleich mit der Leimlöſung und bei den Streichhölzern kann die Selbſtentzündung auch nicht eintreten, weil hier ja die einzelnen Phosphortheilchen durch die übrigen Beſtandtheile der Zündmaſſe von einander getrennt ſind.

Durch dieſe Verbeſſerung würde man gleichzeitig auch einen andern weſentlichen Vortheil erzielen. Man könnte nämlich bei der Anfertigung der Zündmaſſe die Anwendung der Wärme ganz entbehren und dadurch würde man die ſo gefährlichen Phosphordämpfe verhüten. Wer hätte nicht von der ſchrecklichen Krankheit der Kieferknochen, die in den Streichzündhölzerfabriken graſſirt, gehört. Merkwürdigerweiſe beobachtete man die erſten Fälle, nachdem ſchon eine lange Reihe von Jahren hindurch dieſer Induſtriezweig im Großen betrieben worden war. In Nürnberg z. B. verſtrichen ſechs bis acht Jahre, bevor das Kieferleiden und dann nur in einer Fabrik auftrat, während drei andere davon verſchont blieben. In Wien wurde der erſte Fall 1839 nach zehn Jahren und der zweite 1843 beobachtet.

Wenn man in den Phosphorfabriken ſelbſt auch von dieſer Krankheit nichts weiß, ſo haben wir als die Urſache derſelben doch die Phosphordämpfe anzuſehen, die ſich beſonders bei erhöhter Temperatur, alſo beim Trocknen der Streichzündhölzer entwickeln. Um ſo unverantwortlicher war es daher, daß grade in dieſem verpeſteten Raume die ganze Fabrication betrieben wurde. Bei denjenigen Arbeitern, die mit ſchadhaften Zähnen verſehen ſind, ſtellt ſich als erſtes Symptom der Krankheit Zahnſchmerz ein, der ſcheinbar einen oder mehrere Zähne ergreift oder ſich gleich dem rheumatiſchen über die ganze obere oder untere Kieferhälfte verbreitet. Wer auf dieſes Warnungszeichen nicht achtet, der iſt verloren. Nach Wochen und Monaten werden die Zähne wackelnd oder ſie fallen aus, das Zahnfleiſch eitert, ſo daß bald das Zahnfleiſchgewebe ganz zerſtört wird und ſich der mehr oder weniger abgeſtorbene Kinnbackenknochen ganz entblößt im Munde zeigt. Wird zu gehöriger Zeit eingeſchritten, ſo kann bei zweckmäßiger Diät Heilung erfolgen, nicht ſelten aber geht der Kranke in Folge des Speichelfluſſes und der unverſiegbaren, ſtets weiter um ſich greifenden Eiterung an Erſchöpfung zu Grunde.

Da ſchadhafte Zähne eine unerläßliche Bedingung für die Entwicklung dieſes Leidens zu ſein ſchienen, ſo erließen verſchiedene Regierungen ein Gebot, daß Arbeiter mit ſol-

chen durchaus nicht zugelassen werden sollten. Ein solcher Befehl läßt sich aber leichter geben als befolgen. Viel vernünftiger dagegen ist es, das Trocknen der Streichzündhölzer in besondern Räumen, die nicht für den Aufenthalt bestimmt sind, vorzunehmen und die Arbeitsräume gehörig zu ventiliren, damit die schädlichen Dämpfe abziehen können. Seitdem man diese Vorsichtsmaßregeln ausgeführt, hat man auch weniger von jener schrecklichen Krankheit gehört.

Allerdings erfordert der Gebrauch des Schwefelkohlenstoffs auch große Vorsicht. Denn einmal fängt er sehr leicht Feuer und dann übt er auch einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Arbeiter aus. Diesem kann man steuern, wenn man den Schwefelkohlenstoff nicht freiwillig verdunsten läßt, sondern nach dem Vermischen mit der Leimlösung durch Destillation wiedergewinnt, so daß er also immer wieder von Neuem zur Auflösung des Phosphors verwendet werden kann.

Uebrigens sind auch noch andere Verbesserungen der Zündmasse wünschenswerth. In so hoher Gunst auch das Bleisuperoxyd steht, so kann es dennoch durch weit billigere und mehr Sauerstoff enthaltende Substanzen ersetzt werden. Durch diesen Zusatz wird nicht die Entzündlichkeit des Phosphors erhöht, sondern das Fortbrennen gefördert. Nun aber enthält Bleisuperoxyd 13,38 Procent Sauerstoff, dagegen aber Braunstein 36,7 Procent Sauerstoff und Salpeter 47,4 Procent Sauerstoff.

Braunstein ist am wohlfeilsten und kann man ihm durch Vermengen mit Mennige leicht die beliebte Farbe des Bleisuperoxydes ertheilen. Einige Fabrikanten benutzen zweifach chromsaures Kali, aber dieses Salz ist weit theurer als Salpeter und enthält weniger Sauerstoff als dieser (nur 37 Procent). Mehr ist der salpetersaure Baryt zu empfehlen, der billiger ist als der gewöhnliche Kalisalpeter.

Ferner räth man auch an, den Leim und das Wasser aus der Zündmasse zu entfernen und als Bindemittel eine sehr verdünnte alkoholische oder mit Holzgeist versetzte Collodiumlösung oder Benzol anzuwenden. Namentlich erstere soll allen andern Substanzen, die man bisher versuchsweise als Bindemittel anwendete, vorzuziehen sein.

Um zu erkennen, welchen Einfluß die Zurückführung eines Gewerbes, und sei es auch des unscheinbarsten, auf die Lehren der Chemie und Mechanik auf die Entfaltung desselben auszuüben vermag, wollen wir einen Blick auf die Streichzündhölzchenfabrication werfen. Wir lernen hier zugleich, daß nur zu oft mit Unrecht uns das Ausland als Muster und Vorbild vorgehalten wird, während unser Vaterland des Großen doch selbst genug in sich schließt, wenn wir nur sehen wollen.

In Oesterreich, Preußen und Sachsen allein sollen nicht weniger denn 132 Streichzündhölzchenfabriken bestehen, die alle Gegenden der Erde, wohin überhaupt nur ein Lichtstrahl der Civilisation gedrungen ist, mit ganzen Schiffsladungen dieser sehr leichten Waare versorgen. In diesen Fabriken erwerben viele Tausende von Arbeitern ihr tägliches Brot und ebenso wichtig, wie die Fabrication der Zündwaaren selbst ist die Anfertigung der Hüllen, in welchen jene in den Gebrauch übergehen. Oben an aber steht Oesterreich nicht allein in der Zahl der Fabriken und in der Großartigkeit dieser, sondern auch in der Güte und Eleganz der Fabricate und dies ist um so mehr anzuerkennen, als man letztere gewöhnlich nicht für ein Erbtheil der Deutschen ansieht. Die deutsche Industrieausstellung in München und die große Ausstellung in Paris gewährten eine interessante Einsicht in die Großartigkeit, mit der dieser Industriezweig in Oesterreich betrieben wird. Selbst die Franzosen waren gezwungen, diese Ueberlegenheit anzuerkennen; die österreichischen Zündwaaren wurden den französischen Fabriken als Musterbilder vorgehalten. Wer jene Ausstellungen gesehen hat, muß dem österreichischen Professor, der in seinen Briefen über eine Ferienreise nach Deutschland im vorigen Jahre sagt, daß man hier nur die abscheulichsten Streichzündhölzer kenne, vollkommen recht geben.

Zur Zeit der Londoner Ausstellung zählte man in Böhmen zehn Fabriken mit 1000 Arbeitern und im Erzherzogthum Oesterreich 22 Fabriken — davon 16 allein in Wien — mit 2000 Arbeitern. Zur Zeit der Pariser Ausstellung belief sich die Zahl der Arbeiter in diesen Fabriken im Kaiserstaat auf 20,000. 1850 wurden verbraucht: 1250 Centner Salpeter, 325 Centner (32,500 Pfund) Phosphor und 15,000 Centner Schwefel. Das Gesammterzeugniß belief sich 1849 auf 50,000 Centner, wozu 5000 Klaf-

ter weiches Holz erforderlich waren. Ein Fünftel der Production, also 10,000 Centner, wurden ausgeführt und nicht unbedeutende Posten gingen über das Meer in andere Erdtheile. Die Hauptausfuhrhäfen waren Hamburg und Triest. Aus ersterm wurden verschifft zumeist nach Chili 1848 246 Centner, 1849 790 Centner und 1850 1860 Centner und von Triest 1849 378 Centner nach der Türkei, Griechenland und Egypten.

Preschel's Fabrik blüht immer noch; er beschäftigt allein gegen 1000 Arbeiter, darunter ⅔ weiblichen Geschlechts und fertigt jährlich 5½ Millionen Büchsen Zünder jeder Art, von denen das Meiste exportirt wird. Großartiger noch betreibt Pollak die Streichhölzchenfabrication. Er besitzt drei Hauptfabriken, in welchen die Waaren zum Versenden fertig gemacht werden, und drei kleinere Filialfabriken, welche, an geeigneten Orten belegen, jenen in die Hände arbeiten. Sie bestehen in Hobel- und Drehereien und einer mit 50 bis 60 Arbeitern betriebenen Papiermassefabrik für Figurenfeuerzeuge, die meistens für die Ausfuhr bestimmt sind. Die Wiener Fabrik versorgt das Inland, ganz Italien, die Levante, Afrika und die Donauländer; die Fabrik in Budweis, hart an der Moldau belegen, exportirt ihr ganzes Fabricat über Hamburg nach England, dessen Colonien und Amerika, und die Fabrik in Schärfling arbeitet nur für Deutschland und die Schweiz. Diese Fabriken beschäftigen im Sommer 2500 und im Winter 2800 Arbeiter jeden Alters und Geschlechts. Die centrale Geschäftsleitung hat ihren Sitz in Wien. Niederlagen bestehen in Hamburg, London, New-York, San Francisco, in Australien (Melbourne und Sidney), Calcutta, Constantinopel, Alexandrien, Cairo und Smyrna. Selbst in Paris trifft man Pollak's, wie österreichische Zündwaaren überhaupt an, obgleich der französische Schutzzoll den Eingang derselben so sehr erschwert. Bedeutende Fabriken dieser Art sind ferner die von Fürth in Schüttenhofen und Goldenkron. Hier sind auch 1000 Menschen beschäftigt und jährlich werden 3000 Klafter Holz verarbeitet.

Hervorzuheben sind ferner noch die großartigen Fabriken von Deig et Comp. in Andreasberg, Lauterberg und Oberfeld im hannoverschen Oberharz, in denen 1300 Arbeiter beschäftigt sind. Die erforderlichen chemischen Präparate werden hier selbst angefertigt. Der Holzverbrauch beläuft sich jährlich auf 240,000 Cubilfuß, also an 2300 stattliche Bäume, wovon ¼ allein auf die Zündhölzer und ebenso viel auf die zur Versendung nöthigen Tonnen und Kisten fällt. Zu den Wachskerzen und Salonhölzchen sind jährlich 60,000 Pfund Stearinsäure, 20,000 Pfund Wachs und 30,000 Pfund Baumwollgarn erforderlich. Das jährlich verbrauchte Papier beläuft sich auf 400 Ballen, 15 bis 20 Ballen weißes Papier dient zu Etiquetten, zu deren Anfertigung zwei lithographische Pressen in Thätigkeit sind. Zum Ausschlagen der für den überseeischen Transport bestimmten Kisten werden 250 Centner Zinkblech verwendet. Die tägliche Fabrication beläuft sich auf 7 bis 8 Millionen Salonzündhölzer, 1 bis 1½ Million Zündkerzen, 15- bis 20,000 Stück gedrehte, meist polirte Holzbüchsen und 60- bis 70,000 Spanschachteln. Die gedrehten Büchsen werden auf 200 Drehbänken, von denen 168 durch eine Turbine in Bewegung gesetzt werden, gefertigt. Sieben Achtel der Fabricate gehen über Bremen und Hamburg in die überseeischen Länder.

Zu einer solchen Großartigkeit hat sich die Streichzündhölzchenfabrication weder in England noch in Frankreich entwickelt. Namentlich im letztern Lande stand dieser Industriezweig lange Zeit auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung; in dem Bericht über die französische Ausstellung von 1849 findet sich nichts darüber. Selbst das sonst so regsame Paris bezog seinen Bedarf größtentheils aus Wien und Prag. Bemerkenswerth ist noch, daß man hier stets das gefährliche chlorsaure Kali zu der Zündmasse gebrauchte; viele Fabrikanten hielten sogar jeden Ersatz desselben für unmöglich. Erst durch die große Industrieausstellung von 1855 gingen den Franzosen beim Anblick der österreichischen Fabricate die Augen auf; erst jetzt sahen sie, was selbst in diesem geringfügigen Industriezweige zu leisten sei. Seitdem ist eine bedeutende Aenderung eingetreten, in Folge eines Berichtes von Peligot an die Handelskammer in Paris, worin er über das Fabricationsverfahren in Oesterreich nähern Aufschluß gab. Payen gibt den Verbrauch an Phosphor in der Streichhölzchenfabrication für Frankreich auf 63,840 Pfund an, während der ganze übrige Verbrauch an Phosphor nur 210 Pfund beträgt, also nur den dreihundertsten Theil von jenem.

Mehr noch als Frankreich ist England zurückgeblieben. Es existiren hier zwar viele Fabriken, aber diese haben nur einen geringen Umfang. Die größte Fabrik Englands, in der Nähe von Manchester, fertigt täglich nur 7½ Millionen Streichhölzer, die bedeutendste Fabrik in London nur 2½ Millionen, während in Deutschland eine Fabrik mit 5 Millionen täglich zu den mittlern gerechnet wird. Außerdem ist das englische Fabricat ziemlich schlecht, indem noch vielfach chlorsaures Kali benutzt wird. Uebrigens trifft man in London noch sehr häufig deutsche Streichzündhölzer an, besonders aus der Fabrik von Pollak in Wien.

In England brüstet man sich sehr mit den enormen Productionsquanten an sich unbedeutender Fabricate. So heißt es z. B. in dem Bericht über die Londoner Ausstellung, daß ein Haus in Birmingham jährlich 3000 Centner Messingdraht zu Stecknadeln verarbeite, welche der Länge nach neben einander gelegt eine Linie von vielen tausend Meilen bilden würden. Wollte man mit den Streichzündhölzchen der hier erwähnten deutschen Fabriken ein gleiches Experiment anstellen, so würde ein ganz anderes Resultat herauskommen.

In den letztern Jahren hat sich die Fabrication der Streichzündhölzchen besonders in Schweden und Finnland schwunghaft entwickelt, so daß diese Fabricate selbst massenhaft nach Deutschland ausgeführt werden.

Trotz des oben angeführten Ausspruches des österreichischen Professors muß man, besonders im Hinblick auf England und Frankreich doch sagen, daß bei uns in der Fabrication der Streichzündhölzchen das Möglichste geleistet worden ist, und doch hat sich in neuester Zeit ein wahrer Sturm dagegen erhoben, freilich nur ein einseitiger. Wieder sind es hier zumeist die Behörden, welche den Reigen führen. In Bezug auf Schnelligkeit, Bequemlichkeit und Billigkeit lassen die jetzigen Streichzündhölzer nicht das Geringste zu wünschen übrig; dagegen aber läßt sich nicht leugnen, daß sie sehr gefährlich sind. Der Phosphor ist wie bekannt eines der gefährlichsten Gifte; zwei Gran reichen unter Umständen hin, um einen erwachsenen Menschen zu tödten. So wäre denn das gefährliche Gift in Jedermanns Händen. Das ist freilich wahr, aber fragen wir nach, ob damit ein so schrecklicher Mißbrauch getrieben worden ist, so müssen wir doch gestehen, daß die Menschen lange nicht so schlecht sind, als die furchtsamen Gemüther glauben. Man hört im Ganzen äußerst selten von Vergiftungen durch Phosphor und ob selbst diese durch Streichhölzchen herbeigeführt worden sind, ist noch sehr die Frage. Ueberdies ist eine solche Vergiftung nur schwierig zu bewerkstelligen, da die Eigenschaften des Phosphors selbst: der widerliche Geruch, die weißen Wolken, die er an der Luft ausstößt und das Leuchten im Dunkeln einigen Schutz gewähren. Wie überaus selten die Phosphorvergiftungen sind, erkennen wir aus dem Ausspruch von Schacht, Apotheker in Berlin, der anführt, daß in den sechs Jahren seiner amtlichen Thätigkeit als Chemiker bei den Berliner Stadt- und Kreisgerichten, die ½ Million Einwohner umfassen, nur zwei Fälle versuchter oder vollführter Phosphorvergiftungen vorgekommen seien.

Außerdem macht man den Streichzündhölzern die leichte Entzündlichkeit, also grade den wesentlichen Vorzug, zum größten Vorwurf. Auch hier mag manches Unglück geschehen sein, aber so arg, wie man es macht, ist es denn doch nicht. Man entblödet sich nicht, alle Feuersbrünste aus Bosheit und Nachlässigkeit den Streichhölzern in die Schuhe zu schieben und noch vieles andere Elend. So gefiel es einem Narren, öffentlich zu verkünden, daß die Streichzündhölzer auch die Kartoffelkrankheit verschuldet hätten. Es mag sein, daß hier und da die Erinnerung an mancherlei Unglücksfälle, die besonders in der ersten Zeit sich ereigneten, noch wach ist oder durch neuere Ereignisse wieder in's Gedächtniß zurückgerufen worden ist. Man kann daher diese Vorurtheile begreifen, ja selbst theilen, aber man muß sich wohl hüten, ungerecht zu sein. Die Unglücksfälle, welche Leichtsinn, Bosheit oder Unwissenheit herbeigeführt haben, darf man nicht den Streichhölzern entgelten lassen. Diese sind unschuldig daran und nur der verantwortlich, der Mißbrauch damit treibt und dadurch die allgemeine Sicherheit oder Einzelne in Gefahr bringt. Vor Allem aber hat man zu bedenken, daß die Streichhölzchen kein Spielzeug für Kinder sind, denn durch diese möchte wohl das meiste Unheil angestiftet worden sein. Wollte man alle Dinge, mit denen Mißbrauch getrieben wird, in Bann und Acht erklären, wohin sollte das führen? Ginge

da nicht unſere ganze Civiliſation in die Brüche?

Nichtsdeſtoweniger aber hat man ſich durch dieſe Vorurtheile bethören laſſen und das Geſchrei nach phosphorfreien, d. h. gefahrloſen Streichhölzern ertönt ſeit Jahren laut und lauter. Die Induſtrie hat ſich dieſem Verlangen nicht entziehen können und verſchiedene Verſuche gemacht, die Phosphorſtreichzünder durch andere zu erſetzen, — aber freilich bis jetzt mit wenig Glück.

Großes Aufſehen erregte ſeiner Zeit die Entdeckung des ſogenannten amorphen Phosphors durch den Profeſſor Schrötter in Wien. Schon lange war es bekannt, daß ſich der Phosphor durch die Einwirkung des Lichtes mit einer rothen Rinde überzieht. Schrötter fand nun 1850, daß dieſe Veränderung viel vollſtändiger und leichter durch Erhitzung des Phosphors bis auf 226 Grad bei Ausſchluß der Luft herbeigeführt werden kann. Hierbei ändert der Phosphor nicht allein ſein äußeres Anſehen, ſondern alle Eigenſchaften auf das Entſchiedenſte und ſo vollſtändig, daß er ſogar die Eigenſchaft, welcher der Phosphor ſeinen Namen verdankt, gänzlich einbüßt. Kurz aus dem gefährlichſten Körper iſt der unſchädlichſte geworden. Der amorphe Phosphor entzündet ſich an der Luft ſelbſt bei ſtarkem Reiben nicht; er kann ohne die geringſte Gefahr in Fäſſern und Kiſten, einfach mit Sägeſpänen verpackt, verſendet und lothweiſe verzehrt werden, ohne die Geſundheit zu benachtheiligen.

Von dieſen Eigenſchaften ſuchte man ſofort bei der Fabrication der Streichzünder Nutzen zu ziehen. Schon 1851 erſchienen Zündhölzchen mit rothem Phosphor auf der Londoner Induſtrieausſtellung, aber trotz der hohen Protection, die ſie fanden, trotz der Empfehlungen verſchiedener Regierungen haben ſie, ſo ſehr man ſich auch Mühe gab, die Mängel zu beſeitigen, doch keinen Eingang gefunden, geſchweige denn die gewöhnlichen Streichzündhölzchen verdrängen können. Die Zündhölzer mit amorphem Phosphor ſind ein längſt überwundener Standpunkt; ſie ſind jetzt bei uns wohl nirgend mehr im Handel und Gebrauch zu finden. Die großen Maſſen von rothem Phosphor, welche die Phosphorfabrikanten im erſten Rauſch, der eine ausgedehnte Anwendung in Ausſicht ſtellte, anfertigten, lagerten unverkauft und mußten wieder in den gewöhnlichen Phosphor übergeführt werden, was ſehr leicht durch eine ſtärkere Erhitzung bewerkſtelligt werden kann.

Warum alle dieſe Hoffnungen und Verſuche geſcheitert ſind, läßt ſich leicht erkennen. So ſehr man auch die Leichtentzündlichkeit der gewöhnlichen Streichzündhölzchen verdammt, ſo iſt dies doch ihre werthvollſte Eigenſchaft, der ſie allein ihre allgemeine Verbreitung verdanken. Während grade in neuerer Zeit durch die intelligentern Fabrikanten darauf hingearbeitet wird, die Entzündlichkeit des Phosphors durch feinere Zertheilung immer mehr zu erhöhen, hat man den Phosphor grade durch die Umwandlung in den amorphen ſeiner vorzüglichſten Eigenſchaft beraubt. Während bei dem gewöhnlichen Phosphor die Entzündung ſchon bei einer Temperatur von 60 Grad eintritt, erfolgt ſie bei dem amorphen erſt bei 300 Grad. Es leuchtet daher ein, wie ſchwer es halten mußte, die Streichzündhölzchen mit rothem Phosphor durch Reiben in Brand zu ſetzen. Man ſagt nun zwar, daß der amorphe Phosphor weniger feuergefährlich ſei als der gewöhnliche, aber dadurch wird der erwähnte Nachtheil nicht aufgehoben. Sollte ein Feuerzeug um ſo mehr zu empfehlen ſein, je weniger feuergefährlich es iſt, wäre dann nicht die Art der Wilden ſelbſt noch den Antiphosphorfeuerzeugen, wie die Streichhölzchen mit rothem Phosphor genannt wurden, vorzuziehen? Warum hat man uns denn nicht dieſe octroyirt? Da wäre ſicher allem Uebel abgeholfen.

Daß die Streichhölzchen mit rothem Phosphor nicht giftig ſind, konnte auch nicht ſchwer in die Wage fallen. Will man übrigens dieſen Uebelſtand bei den alten Streichhölzchen beſeitigen, ſo kann man ja der Zündmaſſe recht widerlich ſchmeckende Subſtanzen, wie z. B. Aloe, Koloquinten u. ſ. w. zuſetzen. Eine abſolute Hilfe gewährt dies allerdings nicht, aber zu beachten wäre dieſer Vorſchlag doch.

In Nürnberg ſuchte man die Sache recht geſcheut anzufangen. Man fertigte hier Streichhölzchen, die in jedem Sinne ganz ungefährlich waren, wie man meinte, da ſie für ſich allein zum Feuermachen ganz unbrauchbar waren, indem ſie ſich nur auf einer beſtimmten Streichfläche entzündeten. Die Zündmaſſe der Hölzchen war die alte der frühern Tauchſchwefelhölzchen; ſie enthielt alſo gar keinen

Phosphor, dagegen befand sich dieser und zwar amorpher auf der Streichfläche. Da aber diese in der Regel an dem Aufbewahrungsbehälter der Hölzchen befestigt war, so war dem Mißbrauch in keiner Weise gesteuert. Es blieb nur übrig, die Streichfläche davon zu trennen und an einem ganz sichern Orte, so daß sie den Kindern nicht in die Hände fallen konnte, aufzubewahren. Wendet man aber diese Vorsicht auch bei den gewöhnlichen Streichhölzern an, so erreicht man ganz genau dieselben Resultate. So scheiterte denn auch die Klugheit der Nürnberger vollständig.

In Frankreich stehen indessen die Sachen anders. Hier steht, wie bekannt, die Bevormundung Seitens der Regierung in der höchsten Blüthe und so hat denn auch der Kriegsminister den Gebrauch der gewöhnlichen Streichhölzer in allen ihm untergeordneten Anstalten untersagt und dafür die sogenannten Allumettes hygiéniques et de sûreté, eine Nachahmung der Nürnberger Idee, eingeführt. Zu einem allgemeinen Verbot hat man selbst hier sich nicht entschließen können, da die mit der Begutachtung beauftragte Commission hervorhob, daß ein entschiedenes Einschreiten der Regierung eine Menge unlösbarer Verwicklungen herbeiführen würde. Es hat aber allen Anschein, daß diese neuen Präparate in Frankreich genau dasselbe Schicksal haben werden, wie bei uns.

Durch dieses erste Fiasco läßt man sich nicht abhalten, immer wieder von Neuem phosphorfreie Streichhölzchen als ein großes Bedürfniß unserer Zeit zu fordern. Von Seiten verschiedener Regierungen sind darüber Erörterungen veranlaßt worden und von verschiedenen Seiten hat man einen Preis auf die Lösung dieser Frage gestellt. Von Zeit zu Zeit tauchen zwar immer wieder phosphorfreie Zündhölzer im Handel auf, aber sie haben kein anderes Schicksal wie die Antiphosphorfeuerzeuge. Einer allgemeinen Verbreitung erfreuen sie sich zur Stunde noch nicht, — ein sicheres Zeugniß, daß das Bedürfniß nach solchen Reibzündhölzchen grade kein sehr dringendes ist. Wäre dies wirklich der Fall, so würde die Chemie sicher zahlreiche Vorschriften von Zündmassen ausfindig machen können, die durch Reiben Feuer geben. Aber freilich, ob dies mit solcher Leichtigkeit geschehen würde, wie bei den jetzigen Streichzündhölzern, das ist die Frage; indessen, wäre der Gebrauch dieser in der That so unheilbringend, wie man vorgibt, so müßte man wohl die Bequemlichkeit zum Opfer bringen und sicher wären dann längst schon die Phosphorreibzündhölzer in Vergessenheit gerathen.

Uebrigens sind die phosphorfreien Reibzünder durchaus nichts Neues, sie waren schon früher da, wie die jetzigen Streichhölzchen. Sicher entsinnt sich noch Jeder der sogenannten Congreve'schen Zündhölzer, die zu Anfang der dreißiger Jahre aufkamen. Um sie in Brand zu setzen, mußte man sie zwischen zwei Stückchen Sandpapier, die man zwischen den Fingern zusammendrückte, rasch durchziehen. Die Zündmasse bestand aus chlorsaurem Kali und Schwefelantimon. Das Princip war allerdings ein richtiges, aber die Ausführung eine fehlerhafte. Die Entzündung erfolgte nicht leicht genug und aus diesem Grunde griff man zu dem Phosphor. Jetzt greift man im Gegentheil wiederum zu der Congreve'schen Zündmasse zurück, denn diese ist es vorzugsweise, die bei den sogenannten phosphorfreien Zündhölzern jetzt zur Anwendung kommt und das ist offenbar ein Rückschritt, ein Seitenstück zu den jetzt wieder Mode gewordenen Luntenfeuerzeugen, die ihr Leben sicher auch nicht hoch bringen werden.

Es fehlt nicht an Vorschriften für Zündhölzchen ohne Phosphor, aber alle diese Präparate sind sehr schwer entzündlich. Die Masse explodirt zwar nach dem Trocknen durch einen Hammerschlag, sobald ein harter Körper als Unterlage dient, aber selten entzündet sie sich bei bloßem Reiben. Man hat sich deshalb genöthigt gesehen, Phosphor, wenn auch nur in sehr geringen Mengen, hinzuzufügen. Und in der That hat die chemische Analyse in verschiedenen Zündmitteln, die im Handel als phosphorfreie vorkommen, Phosphor nachgewiesen, wenn auch an den Hölzchen kein Phosphorgeruch und im Dunkeln kein Leuchten zu bemerken ist. Beides hebt man durch einen Zusatz von salpetersaurem Bleioxyd, wodurch sich Phosphorblei bildet, auf. Ohne Phosphor will es also nicht gehen. Namentlich ist bei diesen Zündern mit chlorsaurem Kali und Schwefelantimon hervorzuheben — und das gilt auch für die Antiphosphorfeuerzeuge — daß sie an sich schon durch Schlag oder Stoß explodiren, also besonders beim Transport zu großem Unheil Veranlassung geben können.

Wir wollen jedoch nicht verbürgen, daß die Phosphorstreichhölzchen bis an der Welt Ende da sein werden. Es kommt nämlich hierbei ein ganz anderer Umstand in Betracht, die große Bedeutung der Knochen für die Landwirthschaft und die Zuckerfabriken. Diesen werden die Knochen durch die Phosphorfabrilen vertheuert und eben deshalb wäre es vielleicht wünschenswerth, daß sich bei den Streichzündhölzchen ein Ersatz für den Phosphor fände. Zu jedem Pfund Phosphor sind wenigstens 10 Pfund Knochen erforderlich und jedes Pfund Phosphor liefert 3½ Scheffel Getreide. Die Landwirthschaft würde also von einem Ersatzmittel großen Gewinn ziehen, indem ihr viele tausend Centner Knochen zu Gute kämen, die jetzt auf Phosphor verarbeitet werden, in manchen Fabriken zu 10 bis 20 Centner täglich und diese zählen noch nicht einmal zu den größten.

Ein Ersatz des Phosphors ist allerdings möglich, da es eine große Anzahl von Körpern gibt, welche beim Reiben chemisch auf einander wirken und dabei eine Feuererscheinung zeigen. Reibt man z. B. Bleisuperoxyd mit Zucker, Weinsäure, Gerbsäure und andern organischen Körpern zusammen, so tritt ein Erglühen ein, das wohl ausreichen würde, die gewöhnliche Zündmasse ohne Phosphor zum Entzünden zu bringen. Besondere Aufmerksamkeit hat man aber dem Arsen und Antimon zuzuwenden, da diese dem Phosphor in ihren chemischen Eigenschaften so nahe stehen. Zu den Zündmassen bei den bekannten Zündnadelgewehren hat man bereits Arsen- und Antimonpräparate mit gutem Erfolge verwendet. Bei dem Arsen wäre allerdings in gesundheitlicher Beziehung nichts gewonnen, da der Arsenik ein ebenso gefährliches Gift ist, wie der Phosphor. Das Antimon steht freilich dem Phosphor nicht so nahe, als das Arsen, aber immerhin ist es möglich, leicht entzündliche Antimonverbindungen darzustellen. Vielleicht auch wären Wismuthpräparate zu brauchen, wie man ja auch aus dem Eisen Verbindungen anfertigen kann, die unter Umständen im hohen Grade pyrophorisch sind, d. h. sich an der Luft entzünden. Die Aufgabe besteht also nur darin, die geeignete Verbindung und die geeigneten Verhältnisse ausfindig zu machen. Und wenn man nun wirklich diese Aufgabe gelöst hat, was hat man dann gewonnen? Nicht das, warum man die jetzigen Streichhölzer verdammt. Giftfreie Streichhölzchen hätte man dann freilich, aber daß sie weniger Veranlassung zu Brandstiftungen geben würden, dürfen wir durchaus nicht hoffen, denn sollen die Streichzünder überhaupt ihrem Zweck entsprechen, so müssen sie leicht entzündlich sein und dann sind sie in den Händen der Bosheit und Nachlässigkeit genau ebenso gefährlich wie die jetzigen.

Die deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Die deutsche Alterthumswissenschaft war bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts größtentheils unangebaut. In den gelehrten Kreisen hatte man früher nur für das griechische und römische Alterthum Vorliebe und außerhalb jener Kreise zog das leider bei uns eingedrungene französische Wesen den Blick von der Vorzeit unseres Volkes und ihren Denkmälern ab, die Kunstleistungen unserer Vorfahren wurden für barbarische Ueberreste der Kindheit der Kunst gehalten.

Eine andere Anschauung aber kam bei dem allgemeinen geistigen Aufschwunge am Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf. Dem Studium vaterländischer Alterthümer wandten sich damals mehrere gelehrte Gesellschaften zu, insbesondere die zu Berlin und die zu Erfurt; seit 1782 zeichnete sich die Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz hierin aus. Aber schon bald darauf wurde die Entfaltung dieser jungen Keime der Alterthumsforschung durch die Bedrängnisse gehindert, welche Deutschland von seinem Erbfeinde zu erdulden hatte, ja einzelne Vereine gingen in dieser Zeit wieder zu Grunde, wie die 1777 vom Landgrafen Friedrich II. von Hessen gestiftete Gesellschaft der Alterthümer zu Kassel.

Als sodann in den ruhmreichen Jahren der Befreiungskriege das Nationalgefühl mächtig gehoben wurde, da erwachte, besonders in den Rheinlanden, auf's Neue der Sinn für die herrlichen Denkmale aus der deutschen Vorzeit. Die kostbaren Werke altdeutscher Maler, sowie die Wunderwerke der gothischen Baukunst wurden wieder gewürdigt. Der wiederbelebte Kunstsinn hatte dann den Wunsch

zur Folge, das noch Vorhandene zu erhalten, das Unbekannte und Vergessene zu entdecken, an's Licht zu ziehen, aufzuklären und in den eigenthümlichen Geist früherer Jahrhunderte einzudringen.

Hierzu reichte aber die Kraft Einzelner nicht aus. Deshalb bildeten sich wiederum Vereine für Alterthums- und Geschichtsforschung. 1812 entstand ein solcher in der deutschen Schweiz, 1819 zu Naumburg, welcher sich durch seine Sammlungen verdient machte, sowie der schlesische Verein zu Breslau. Seit 1820 wurde die Bildung solcher Vereine lebhaft angeregt durch den Mann, welcher zur Wiedererweckung des deutschen Nationalsinns und zur Befreiung Deutschlands vom Franzosenjoche das Meiste beigetragen hatte: durch den Freiherrn vom Stein. Dieser ließ sich eben damals, in Unmuth über die Nichterfüllung der dem Volke in den Befreiungskriegen gemachten Verheißungen, die Erforschung der tiefsten Wurzeln deutschen Wesens angelegen sein. Er widmete sich zu diesem Zwecke zu Rom und Frankfurt a. M. eifrig der Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen, welche mit Unterstützung des deutschen Bundes und der namhaftesten Geschichtsschreiber bis auf den heutigen Tag erfolgreich weiter geführt wird; Stein gründete 1819 in Frankfurt die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde und mancher deutsche Geschichtsverein verdankt der Anregung oder dem Vorbilde dieses Mannes seine Entstehung. 1824 entstand der Alterthumsverein zu Leipzig, 1825 der zu Dresden, 1827 der nassau'sche Verein zu Wiesbaden, 1829 der Voigtländische Verein zu Hohenleuben, 1830 der badische zu Sinsheim. Seit 1830 entstanden eine große Menge von Vereinen; die hauptsächlichsten in Nürnberg, Bayreuth, Regensburg, Bamberg, Aschaffenburg, Augsburg, München, Meiningen, Schwerin, Darmstadt, Kassel, Altenburg, Greifswalde, Wetzlar, Minden, Münster, Lauenburg, Kiel, Hannover, Rostock, Ulm, Pforzheim, Hamburg und Stettin.

Ein jeder dieser Vereine entfaltete eine emsige Thätigkeit in der Aufsuchung und Erforschung der geschriebenen oder sonstigen Alterthümer der Gegend oder des Landes, in welchem er seinen Sitz hatte. Die Vereine hatten anfangs einen so reichlichen Stoff zu Tage zu fördern, daß ihnen nicht viel Muße verblieb, sich nach dem Ergebnisse der Bemühungen der anderen Vereine eingehend umzusehen. Nachdem aber die erste Arbeit gethan und mit der Masse, die man vorgefunden, etwas aufgeräumt war, konnte es, zumal als bei Einzelnen bereits der Wunsch nach einer Nutzbarmachung der gewonnenen Schätze keimte, nicht fehlen, daß man gegenseitig dieselben betrachtete, verglich und ihren Werth für bestimmte Untersuchungen abschätzte.

Hieraus entstand mit Nothwendigkeit das Bedürfniß nach einer gewissen Verbindung der Mitglieder der verschiedenen Vereine oder gar dieser Vereine selber. Denn ohne eine solche Verbindung konnte an eine Verarbeitung des vorhandenen Stoffes zu wahrhaft wissenschaftlichen Zwecken nicht gedacht werden. Auch fanden die Vereine bald, daß nur durch ihre Verbindung der rechte Weg gefunden werden könne, um die Fülle des in ihren Museen aufbewahrten Materials ihrem vollen Werthe nach für die Forschung nutzbar zu machen, zu bestimmen und zu ordnen. Endlich war jene Vereinigung geboten, weil ein Fortschreiten auf dem bisherigen Wege zu einer Versplitterung in Einzelheiten, zu einer Vergeudung von Kräften für weniger wichtige oder weniger drängende Dinge führen mußte.

Die Herstellung einer Verbindung unter den Alterthumsvereinen war übrigens nicht leicht. Eine solche ist immer dann schnell und leicht zu bewerkstelligen, wenn es sich um materielle Interessen handelt oder wenn durch die Verbindung ein weit gefühltes Bedürfniß der Massen befriedigt werden kann, anders ist es aber in Fällen wie jener. In kleineren Kreisen, wo die gemeinsame specielle Geschichte auf die nämlichen Forschungen hinwies, kam eine solche Verbindung, weil sie hier am dringendsten geboten war, eher zu Stande, denn das Thätigkeitsfeld der Vereine würde sehr gering und unfruchtbar sein, wenn es durch die bunten Grenzen unserer fünfunddreißig deutschen Vaterländer abgegrenzt werden müßte. Diese Vereinigungen bestanden in Correspondenzen und in dem gegenseitigen Austausche der Zeitschriften, in welchen jeder Verein die Ergebnisse seiner Forschungen niederzulegen pflegte, um außer den Versammlungen der Mitglieder ein ständiges Verkehrsmittel für dieselben zu haben. Unter diesen kleineren Vereinigungen zeichnete sich besonders die der schweizerischen Vereine aus. Seit 1831 bestand

in der Schweiz die geſchichtsforſchende Geſellſchaft als eine allgemein ſchweizeriſche mit der Beſtimmung, der Mittel- und Stützpunkt der verſchiedenen Cantonalgeſellſchaften zu ſein. Als Organ derſelben gibt ſie das „Archiv für ſchweizeriſche Geſchichte“ heraus. Im Laufe der Zeit mehrten ſich dieſe Verbindungen und zwar auch über die Grenzen der durch ihre Unterſuchungen zunächſt auf einander angewieſenen Vereine. So traten die Vereine zu Darmſtadt, Kaſſel, Frankfurt, Wiesbaden und Mainz in eine gewiſſe Verbindung und gaben zuſammen „Periodiſche Blätter“ für gegenſeitige Mittheilungen heraus. Doch genügten dieſe Verbindungsarten zur Erreichung der wiſſenſchaftlichen Zwecke nicht, weil nicht alle Vereine in ſolcher Verbindung ſtanden, weil einzelne derſelben mit dritten Vereinen Beziehungen hatten, ohne ſie unter einander zu haben, und weil die ferneren Forſchungen der Vereine nicht mit Rückſicht auf gemeinſame allgemeinere Zielpunkte geordnet waren. In weiteren Kreiſen und in innigerer Weiſe eine Verbindung herzuſtellen, war weit ſchwieriger. Und doch ruhte auf dieſer die ganze Zukunft der Alterthumsvereine und der ganze Nutzen ihrer Bemühungen. Da mußte denn vorerſt ein perſönliches Zuſammentreffen von Vereinsmitgliedern aus verſchiedenen Gegenden aushelfen. Grade dieſes führte dann aber zu jener nothwendigen innigeren und erſprießlicheren Verbindung der Vereine.

Schon im Anfange der 1840er Jahre war der Gedanke an eine Verſammlung der Geſchichtsforſcher mehrfach angeregt worden, aber perſönliche Verhältniſſe derer, von welchen der Anſtoß hätte ausgehen können, ließen es nicht zur Ausführung kommen. Auch verhallten 1842 und 1843 zwei Aufforderungen, von denen die letztere von Nürnberg ausging. Erſt 1846 kam der Plan zur Ausführung. Es beabſichtigten nämlich die Philologen, gemeinſam mit den Hiſtorikern, eine Verſammlung zu halten, denn deren Forſchungen ſind mit einander verwandt, indem die ältere Geſchichte nur nach Aufhellung der älteren Sprache erforſcht werden kann. Zu jenen geſellte ſich, auf Anregung des Profeſſor Reyſcher in Tübingen, noch eine mit denſelben durch Unterſuchungen verwandte dritte Gattung von Fachgenoſſen, die Lehrer des deutſchen Rechts. So kam denn auf Einladung bedeutender Männer, wie E. M. Arndt, Beſeler, Dahlmann, Gervinus, die beiden Grimm, Lachmann, Lappenberg, Mittermaier, Pertz, Ranke, Reyſcher, Uhland und Wilda, die unter dem Namen Germaniſtenverſammlung bekannte Verſammlung zu Stande, welche vom 24. bis 26. September 1846 im Kaiſerſaale zu Frankfurt a. M. unter dem Vorſitze Jacob Grimm's tagte, des Mannes, in deſſen Hand die Fäden jener drei verbündeten Wiſſenſchaften zuſammenlaufen.

Schon dieſe erſte Verſammlung der Geſchichts- und Alterthumsforſcher beſchäftigte ſich mit der Frage der Bildung eines Geſammtvereins. Dieſelbe wurde in der aus dieſen Forſchern beſtehenden Abtheilung der Germaniſten vom Profeſſor Ranke zur Sprache gebracht. Zwar ließen ſich mehrere Stimmen gegen den Plan hören, und es wurde namentlich hervorgehoben, daß der Geſammtverein von den Einzelvereinen ſchwerlich mit Geld werde unterſtützt werden können, allein von Andern wurde dringend gemahnt, dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen zu laſſen und die Bildung des Geſammtvereins wenigſtens vorzubereiten. Auf den Antrag von Pertz, dem berühmten Darſteller von Stein's Leben, beſchloß die hiſtoriſche Abtheilung der Germaniſten, daß zur Sicherung jenes Planes ſie ſelbſt fortdauern und den allgemeinen Geſchichtsverein bilden wolle. Die erſte That dieſes neuen, aus Einzelperſonen beſtehenden Vereins war eine an die deutſchen Alterthumsvereine gerichtete Einladung zur Theilnahme. Zugleich ſtellte derſelbe als ſeine nächſte wiſſenſchaftliche Aufgabe die Herausgabe der Reichstagsacten auf und erklärte, daß er auch die Alterthümer berückſichtigen und deren wiſſenſchaftliche Bearbeitung zu ſeiner Aufgabe machen wolle.

Kaum war dieſe erſte Vereinigung gelungen, ſo begann ſie auch wieder zu verfallen. Der innere Grund ſcheint der Mangel an Geldmitteln geweſen zu ſein. Durch die Bewegung der Jahre 1848 bis 1851 wurde überdies jede Fortſetzung dieſer Beſtrebungen in den Hintergrund gedrängt.

Um ſo lebhafter aber wurde die Frage wieder behandelt, als in der mit 1852 beginnenden Zeit politiſcher Gleichgiltigkeit die geſchichtliche Forſchung neuerdings einen Aufſchwung nahm. 1852 erging von zwei Seiten eine Einladung zu einer Verſammlung von Alterthumsforſchern. Im Juni erließ

nämlich der Mainzer Verein eine Einladung nach Mainz auf den 16. September und im Juli erließ der ſächſiſche Verein eine ſolche zu einer Verſammlung, welche im Auguſt in Dresden ſtattfinden ſollte. Dieſe zwiefache Berufung ſchien anfangs grade für die Abſicht einer endlich zu bewirkenden Einigung der Vereine bedenklich. Allein der Verein, welcher zuletzt eingeladen hatte, mochte nicht zurücktreten, weil er eine weſentliche Stütze zur Erreichung jenes Planes gefunden zu haben glaubte. Am 1. Mai hatten einige Forſcher beim Prinzen Johann von Sachſen (dem jetzigen Könige) angefragt, ob er geneigt ſei, bei einer demnächſt zu berufenden Verſammlung von Geſchichts- und Alterthumsforſchern den Vorſitz zu übernehmen, indem die Theilnahme eines hochgeſtellten Mannes, welcher zugleich eine ausgezeichnete Stellung in der Wiſſenſchaft einnehme, der Verſammlung eine beſondere Empfehlung und den Bemühungen derſelben für die Erhaltung der Denkmäler der Vorzeit einen beſonderen Nachdruck verleihen möge. Dies hatte Prinz Johann zugeſagt. Und nachdem man einmal von beiden Seiten nicht nachgelaſſen hatte, fand man, daß ein gleichzeitiges Zuſammentreten von Vereinsabgeordneten im Weſten und Oſten Deutſchland nur vortheilhaft ſei, da man hierdurch hoffen konnte, ſämmtliche Vereine zur Betheiligung herbeizuziehen. Die Dresdener Verſammlung war ſogleich darin einig, daß ſie den Anfang einer gemeinſchaftlichen Thätigkeit im Gebiete der deutſchen Alterthumswiſſenſchaft machen müſſe. Da aber die Einen wieder den früher verſuchten Weg einer freien Vereinigung einſchlagen wollten, welcher ſich ſowohl einzelne Forſcher als einzelne Geſellſchaften anſchließen könnten, die Andern aber die Geſammtheit der letzteren als Grundlage und Ausgangspunkt betrachtet wiſſen wollten, ſo wurde die Frage einem Ausſchuſſe zu beſonderer Berathung zugewieſen. Auf deſſen Vorſchlag beſchloß die Verſammlung die Begründung eines allgemeinen Vereines, welcher aus den in ihrer Selbſtändigkeit unangetaſtet fortbeſtehenden Einzelvereinen dergeſtalt hervorgehen ſollte, daß als Organe der Geſammtverbindung beſtehen ſollten: eine jährlich durch Abgeſandte der Einzelvereine in einer jedesmal vorher zu beſtimmenden Stadt gebildete Verſammlung und ein ſtändiger Ausſchuß. Dieſer ſollte die laufenden allgemeinen Geſchäfte beſorgen, ſollte zu den Jahresverſammlungen Perſonen einladen, welche nicht Mitglieder der Vereine ſind und ſollte das wiſſenſchaftliche Geſammtintereſſe nach allen Seiten vertreten. Dieſe Beſchlüſſe wirkten auf den Gang der wenige Wochen ſpäter zu Mainz ſtattfindenden Verſammlung beſtimmend ein; ſie trat den Beſchlüſſen bei. Hierauf erließ der in Dresden gebildete Ausſchuß förmliche Einladungen an alle Vereine zum Beitritt, der dann auch von Seiten der meiſten bald erfolgte.

Die jährliche Verſammlung von Abgeordneten der Vereine, dieſes eine der Hauptbindemittel derſelben, konnte ihren Zweck nicht für ſich allein erfüllen, ſondern bedurfte noch der Ergänzung durch ein wiſſenſchaftliches Blatt. Denn bei der nothwendig kurzen Dauer der Verſammlungen konnte durch Beſprechung ein wiſſenſchaftlicher Zweck nur dann gründlich erreicht werden, wenn auch außerhalb der Verkehr fortgeſetzt und die zu behandelnden Fragen ſchon vorher durch den Druck zu ſolcher Reife gebracht waren, daß ein kurzer mündlicher Meinungsaustauſch ihrer Entſcheidung förderlich ſein könnte. Daher wurde in Dresden die Gründung eines Correſpondenzblattes beſchloſſen, welches die Aufgabe haben ſollte, alle wichtigen Nachrichten auf dem Gebiete der vaterländiſchen Alterthumskunde und Geſchichte, beſonders auch über die Wirkſamkeit des Geſammtvereins und der einzelnen Vereine zur Kenntniß zu bringen. Dieſer Zweck wird von dem ſeitdem beſtehenden Blatte vollkommen erfüllt. Die Redaction deſſelben hat der im Geſammtvereine jedesmal den Vorſitz habende Verein; dies war bis zum März 1855 der Verein zu Dresden, von da bis Anfang des Jahres 1858 der niederſächſiſche Verein zu Hannover, ſeitdem der Stuttgarter Verein.

Das Ereigniß der Bildung des Geſammtvereins war äußerſt wichtig und wurde in ganz Deutſchland mit großer Freude begrüßt. Es war jetzt die Möglichkeit gegeben, mit getheilten Kräften gemeinſame große Aufgaben zu erſtreben, die bisherigen bloß örtlichen Beobachtungen durch eine gegenſeitige vergleichende Prüfung zu wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen zu erheben.

Im Folgenden wollen wir in Kürze die Entwicklung des Geſammtvereins als ſolchen, ſowie das Ergebniß der von ihm angeregten und unter ſeiner Leitung behandelten Fragen

betrachten, wobei wir zugleich Gelegenheit haben werden, einen Blick in die Thätigkeit der Einzelvereine zu werfen, deren jeder selbstverständlich eben so wenig Gegenstand unserer übersichtlichen Darstellung sein kann, als diejenige von deren Beschäftigungen, welche nicht allgemein interessant sind. — Was den Gesammtverein als solchen betrifft, so ist zunächst einer Anstalt zu gedenken, deren er sich seit seiner Gründung eifrig angenommen hat und welche als ein äußerer Halt und Mittelpunkt desselben zu betrachten ist. Durch eine unabläßige, vor keinem Hinderniß zurückschreckende, aufopfernde Bemühung eines Privatmannes, des Freiherrn von Aufseß zu Nürnberg, war nämlich eine so große Menge von deutschen Alterthümern zusammengebracht, daß dieselbe von der Versammlung zu Dresden, welcher Aufseß die Satzungen der Anstalt, sowie gelungene Nachbildungen der von ihm gesammelten Gegenstände vorlegte, als „germanisches Museum“ mit dem Sitze zu Nürnberg gegründet wurde. Der Plan bei demselben war nicht etwa der, Seltenheiten und Kostbarkeiten, wie sie der Zufall darbietet, anzuhäufen, sondern das aller Orten, sei es in öffentlichen oder in Privatsammlungen vorhandene geschichtliche Material gleichsam in ein großes Hauptverzeichniß zu bringen, um es hierdurch dem Geschichtsforscher übersichtlich und leichter zugänglich zu machen. Hierzu ist nicht die Sammlung von Originalen nothwendig, sondern es genügt eine von Nachbildungen oder wenn auch diese nicht zu haben sind, von Verzeichnissen und Beschreibungen von Denkmälern. Alle Gegenstände, welche man zu diesem Zwecke sammele, sollten streng wissenschaftlich geordnet werden, um einen Gesammtüberblick über die zerstreuten Quellen für Geschichte und Alterthumskunde zu erhalten und aus Vergleichungen vereinzelter Gegenstände Schlußfolgerungen zu ziehen. Die ungemeine Wichtigkeit dieser Anstalt leuchtet ein, denn es ist nicht zu leugnen, daß viele Denkmäler, welche vereinzelt fast werthlos erscheinen, einen hohen Werth erhalten, wenn sie durch ihre Zusammenstellung mit vielen andern als unentbehrliches Glied einer großen Kette erkannt werden und daß hierdurch für diejenigen, welche aus unmittelbaren Quellen schöpfen, viel Aufwand von Zeit und Kraft erspart wird.

Durch Bundesbeschluß vom 28. Juni 1853 wurde das germanische Museum als ein für die vaterländische Geschichte wichtiges nationales Unternehmen der schützenden Theilnahme und wohlwollenden Unterstützung der deutschen Bundesregierungen empfohlen. In Folge dessen ließen viele deutsche Fürsten dem Museum Jahresbeiträge aussetzen. Dasselbe thaten viele Standesherren aus ganz Deutschland, katholische Kirchenfürsten und protestantische Kirchenbehörden, Magistrate deutscher Städte, viele Private, auch Studentenverbindungen. Große und kleine, nahe und entfernte Städte öffneten ihre Archive und Sammlungen zur Benutzung oder sandten wenigstens Verzeichnisse ihrer Urkunden und sonstigen Denkmäler ein. Der Eifer in Unterstützung des großartigen Unternehmens ergriff seit dem Jahre 1855 alle Stände des deutschen Volks. Das Museum besteht aus einem Archiv für Urkunden, einer Bibliothek und einer Kunst- und Alterthumssammlung. Es sammelte in kurzer Zeit Massen geschriebener Urkunden, Denkmäler über das Kriegswesen, über die Trachten, über Festlichkeiten, Wand-, Glas- und Tafelmalereien, Wappen, Porträts, Denkmale kirchlicher und bürgerlicher Baukunst, Prospecte alter Städte, Klöster, Kirchen, Burgen, Kirchen- und Hausgeräthe, Handzeichnungen, Holzschnitte, Kupferstiche, Landkarten, die Plastik in Stein, Metall und Holz, Münzen und Medaillen, über Gewerbe, Künste, Handel, Schifffahrt, Grabmäler, Inschriften, Schriftenkunde, Natur- und Heilkunde, Magie, Alchymie und Astrologie, mit einem Worte Alles, wodurch große Ueberblicke über die Herrlichkeit und Mannigfaltigkeit deutscher Kunstschöpfungen und die Zustände deutschen Lebens in der Vorzeit gewährt werden und woraus Alles, was das geschichtliche Leben der Deutschen bis zum Jahre 1650 umfaßte, in geordnetem Zusammenhange zu erfahren ist. Im Jahre 1856 schenkte der baierische Staat dem Museum die bis dahin zu einer Caserne benutzte Karthause zu Nürnberg, ein ehemaliges Kloster, dessen große Räumlichkeiten mit bedeutenden Kosten neu hergestellt und zur Aufnahme der Alterthümer sinnreich eingerichtet wurden. Ueber die Fortschritte des Museums gibt ein von seinem Vorstande, dem Freiherrn von Aufseß, monatlich herausgegebener „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“ Nachricht. Das Museum trat nicht nur mit allen deutschen Geschichts-

vereinen, sondern auch mit denen der Schweiz, der Niederlande, Dänemarks und vielen in Frankreich und Ungarn in Verbindung. Es hat an unzähligen Orten in Deutschland und den stammverwandten Ländern Agenten bestellt, welche dort zur Förderung der Anstalt wirken. Die Zahl der deutschen Buchhandlungen, welche dem Museum die unentgeltliche Ablieferung bei ihnen erscheinender Werke zusagten, beläuft sich zwischen dreihundert bis vierhundert. Eine Anzahl deutscher Regierungen wurde erst dadurch zur Unterstützung der Anstalt bewogen, daß der Bundestag dieselben am 6. November 1856 um Aeußerung ersuchte, ob und in wieweit sie zu jährlichen Beiträgen geneigt wären. In der neuesten Zeit hat der Maler Kaulbach die Aufstellung seiner sämmtlichen Cartons und die Ausschmückung der Karthause durch ein großes Wandgemälde zugesagt. Da mehrere ausgezeichnete Maler diesem Beispiele gefolgt sind, so steht ein ganzer Cyklus von Wandgemälden zur Verherrlichung der älteren deutschen Geschichte bevor. Endlich ist der an die Karthause stoßende, von der Stadt Nürnberg dem Museum geschenkte Garten, ganz im Stile des 15. Jahrhunderts eingerichtet.

Gleichzeitig mit dem germanischen Museum haben die verbundenen Geschichtsvereine noch eine andere Anstalt dieser Art in's Leben gerufen: das römisch-germanische Museum zu Mainz. Als den Zweck desselben gab die am 18. September 1852 dort tagende Versammlung der Alterthumsforscher eine möglichst vollständige Vereinigung von plastischen Nachbildungen oder Zeichnungen der aus der Römerzeit Deutschlands stammenden Denkmäler an, indem man nur auf diese Weise die alterthümlichen Gegenstände des germanischen und des römischen Zeitabschnitts behufs Aufhellung von Deutschlands Urgeschichte vergleichen können. Die Sammlung ist begonnen durch Unterstützung der vereinigten Vereine, ist Eigenthum des Gesammtvereins, steht unter dessen Aufsicht und unter Leitung eines Directoriums von fünf Personen. Man findet im Museum zu Mainz folgende Denkmäler in verkleinertem Maßstabe körperlich dargestellt: Opferstätten der ältesten Landesbewohner, römische Tempel, Grabstätten in ihrer inneren und äußeren Einrichtung, Ringwälle, Landwehren, römische Castelle, kleinere Schanzen, Wartthürme, Vertheidigungslinien, Straßen, Landhäuser, Bäder, Wasserleitungen, Heizeinrichtungen, Dachbedeckungen, Steinmetzarbeiten. In gleicher Größe mit den Originalen hat man Steininschriften, Bildsäulen, Grabsteine, welche für die Kenntniß der Trachten und der Waffen lehrreich sind, Altäre, Münzen, verzierte Säulenschäfte, Mosaiken, ferner aus den Grabstätten Gefäße nach den in einzelnen Landestheilen vorherrschenden Formen, sämmtliche Hauptformen römischer Gefäße, sodann Steingeräthe der Urbevölkerung, z. B. Meißel, Messer, Aexte, Lanzen- und Pfeilspitzen, endlich metallene Haus- und landwirthschaftliche Geräthe. Der Stoff, aus welchem diese Gegenstände, und zwar naturgetreu bis zum Verwechseln, mit Anbringung der Farben nachgebildet sind, ist Gips, Schwefel, Metall, Steinpappe, Papier, Guttapercha. Die Gegenstände, welche sich nicht abformen lassen, wie Grundmauern, Terrainbarstellungen, geometrische Aufnahmen, sind in Zeichnungen aufbewahrt. Mit der Sammlung solcher Nachbildungen ist besonders der Archivar Habel und der Professor Lindenschmidt beschäftigt; dieser läßt jedes für das Museum erworbene Denkmal vervielfältigen und den, Sammlungen besitzenden Privaten oder Einzelvereinen zum Tausche anbieten. Die zur Anfertigung der zahlreichen Nachbildungen nothwendigen bedeutenden Geldmittel wurden dem außerordentlich thätigen Vorstande besonders durch den König Johann von Sachsen und den das Protectorat übernehmenden Großherzog von Darmstadt zu Theil. Doch mit dem Wachsthume der Anstalt war dies nicht mehr ausreichend, so daß in dem auf der Versammlung des Gesammtvereins 1855 erstatteten Berichte gesagt werden mußte: „Wir waren wieder auf das Allernothwendigste, auf das Unentbehrlichste beschränkt." Erst 1856 erhielt die Anstalt größere Mittel durch die vom Kaiser von Oesterreich und dem Könige von Preußen gewährten jährlichen Zuschüsse. Viele Vereine, z. B. der zu Regensburg, haben sich erboten, auch ohne Gegenleistungen dem Museum Nachbildungen ihrer Denkmäler zukommen zu lassen, jedoch bei eigenem Geldmangel auf Kosten des Museums. Von vielen Seiten, besonders von den Museen zu Berlin, Dresden, Karlsruhe, wie auch von Privaten aus Deutschland, der Schweiz und Dänemark wurde die Anstalt mit Geschenken bedacht. Für manche Orte, z. B. für Aschaffenburg, gaben die

Nachfragen des Muſeumsvorſtandes die Veranlaſſung zur Bildung von Vereinen behufs Aufſuchung römiſcher Denkmäler.

Die dritte große Folge, welche die Verbindung der Vereine alsbald hatte, beſtand in der Abhilfe des großen Bedürfniſſes nach einem ſtändigen Organe zu gegenſeitigen Mittheilungen und Beſprechung von Fragen, zu deren Löſung Vereine und Einzelne beizutragen ſuchten. Zu dieſem Organ iſt das bereits erwähnte Correſpondenzblatt geworden.

Die allgemeinen Verſammlungen der Vereinsdeputirten finden ſeit 1852 alljährlich im September unter reger Theilnahme vieler Freunde dieſer Beſtrebungen Statt. 1853 waren die Forſcher zu Nürnberg verſammelt, 1854 in Münſter, 1855 in Ulm, 1856 in Hildesheim, 1857 zu Augsburg, 1858 zu Berlin, 1859 zu München und 1860 wieder in München. Man pflegt in der Wahl der Verſammlungsorte zwiſchen Nord- und Süddeutſchland abzuwechſeln und vorzugsweiſe ſolche zu wählen, welche noch viele alterthümliche Baudenkmale nachzuweiſen haben. So wurden in Hildesheim alle Schätze des Domes zur Schau geſtellt, in Augsburg der Dom in bengaliſcher Beleuchtung gezeigt. Alle ſonſtigen Alterthumsſchätze des betreffenden Orts, auch die Sammlungen von Privatleuten pflegten überall mit der größten Bereitwilligkeit den gelehrten Herren zugänglich gemacht zu werden.

Die Theilnehmer einer jeden dieſer Verſammlungen pflegen ſich in drei Sectionen zu theilen, deren geſonderten Sitzungen eine allgemeine voranzugehen und zu folgen pflegt. Die erſte Section iſt beſtimmt für die Alterthumskunde der heidniſchen deutſchen Vorzeit, die zweite für die Kunſt des Mittelalters, die dritte für Geſchichtsforſchung und hiſtoriſche Hilfswiſſenſchaften. Bei den Beſprechungsgegenſtänden pflegt in jeder Section eine beſondere Rückſicht auf das Land genommen zu werden, in welchem die Verſammlung grade ſtattfindet.

In der Section für die Kunde von Deutſchlands heidniſcher Vorzeit bilden beſonders die Funde in den altdeutſchen Gräbern einen Hauptgegenſtand der Beſprechung. In der Beſchaffenheit und dem Inhalte der Gräber ſucht man nämlich Anhaltspunkte für die Beſtimmung von deren Alter, der Nationalität, welcher ſie angehören und der Bildungsſtufe der Nation. Nach den in den Gräbern ſich findenden Gegenſtänden hat man drei auf einander folgende Perioden angenommen. Gräber, in welchen man aus Stein gearbeitete Gegenſtände findet, gehören der älteſten Zeit an; auf die Steinperiode folgt die Bronce- und dann die Eiſenperiode. Auf der Verſammlung zu Dresden hielt der Archivar Liſch einen Vortrag über dieſe drei Zeitabſchnitte, infolge deſſen die Verſammlung erklärte, daß zur Feſtſtellung des Unterſchieds zwiſchen celtiſchen, germaniſchen und ſlawiſch-wendiſchen Gräbern die Veranſtaltung einer größeren Menge ſorgfältiger und ſachkundiger Aufzeichnungen und Abbildungen erforderlich ſei. Auf der Verſammlung zu Münſter ſtellte man feſt, daß in Weſtphalen die altdeutſchen Gräber in der Form eines Weberſchiffes, in der Länge von 90 Fuß und in der Breite von 13 Fuß vorkommen. Solche Gräber ſind natürlich nicht für einen einzigen Leichnam beſtimmt geweſen, ſondern für mehrere. Im Volke aber nimmt man gewöhnlich das erſtere an und ſo entſtand der Glaube, als ob die ſogenannten Hünengräber die Körper von Rieſen bergen. Die in Hünengräbern gefundenen Skelette ſind zwar groß, jedoch nicht von einer abnormen Größe, wiewohl die Knochen weit ſtärker ſind, als die des jetzt lebenden Geſchlechts. Man ſtellte auch feſt, daß in Weſtphalen meiſtens verbrannte Leichen vorkommen und daß die Urnen ohne Deckel im Grabe aufrecht ſtehen. Auf der Verſammlung zu Ulm wurde feſtgeſtellt, daß ſich in Schwaben ſehr viele Gräber aus der Steinperiode finden. Man conſtatirte, daß ſich das Verbrennen und das Begraben der Leichen in Schwaben gleichſtehe, daß ſich daſelbſt römiſche und germaniſche Gräber ſehr gut unterſcheiden laſſen, und daß ſich bei beiden Arten der Einfluß des Chriſtenthums in der Lage der Leichname nach Oſten, durch die vorkommenden Zeichen des Kreuzes und durch das Vorkommen der Gräber in der älteſten Capelle zeige. Man erklärte, daß ein allgemeiner Typus der Gräber und der Kunſt durch alle germaniſchen Stämme gleichmäßig durchgehe, daß ſich aber auch unverkennbar überall ein fremder Einfluß geltend mache, und es ſeien Forſchungen über die Frage wünſchenswerth, wann dieſer Einfluß beginne, von woher er komme und in wiefern ſich dieſe Erſcheinungen auch bei den celtiſchen und ſlawiſchen Stämmen finden.

Auf der Versammlung zu Hildesheim wurde über gefundene Kronen Mittheilung gemacht; eine Krone von Kupfer sei in einem Dorfe unweit Dobberan in Mecklenburg, eine andere aus Bronce mit modernen Verzierungen in einem Moore gefunden und mußte, nach der Art der Bearbeitung zu urtheilen, aus dem 3. oder 4. Jahrhundert sein. Hieraus schloß man, daß die Regierungsform des Volkes, welches um jene Zeit hier wohnte, die monarchische gewesen sei. Gewisse Ringe aus Gräbern erklärte man für offenbare Trauringe, indem man die endlose Spirale, mit der sie versehen waren, auf die ewige Dauer des Ehebundes deutete, und nun schloß man, das Volk habe in Monogamie gelebt. Man stellte auch fest, daß in Norddeutschland bis weit in die Zeit hinein, da Slawen dort eindrangen, das Mitbegraben von Pferden, Hunden, Falken und Rindern gebräuchlich war. Auch sprach man sich aus über die Wichtigkeit der in den altdeutschen Grabstätten aufgefundenen Obstsorten und die sich hieraus für die Zeitbestimmung der Gräber ergebenden Resultate; wo sich z. B. Kürbiskerne in Gräbern finden, da sind diese nicht älter als Karl der Große, der Gründer der edlen Gartenkunst in Deutschland.

Weit großartigere Ergebnisse als die alten Gräber lieferten aber zur Aufhellung der heidnischen Vorzeit die von den Römern stammenden Denkmale, welche auf Veranlassung der Versammlung, ja des ganzen Gesammtvereins näher untersucht wurden. Schon auf der Versammlung zu Mainz tauschte man viele Mittheilungen aus über die ursprünglich altgermanischen, später auch von den Römern benutzten Befestigungen im Taunusgebirge, insbesondere an dem mit dem Namen Altkönig bezeichneten Gipfel. Namentlich machte der Archivar Habel sehr interessante Mittheilungen über den Lauf und die Bauart des römischen Grenzwalls, welcher bekanntlich als Grenze und Schutzmittel gegen die in immer gefährlicherer Weise das Römerreich beunruhigenden deutschen Völkerschaften von den Römern gezogen wurde. Da sich herausstellte, daß viele Theile dieses Walles bis jetzt noch unentdeckt sind und da man die ungemeine Wichtigkeit erkannte, durch eine nähere Kenntniß dieses großartigen Bauwerks zur Aufhellung der ältesten und römischen Berichte, welche wir über Deutschland haben, beizutragen, so wurde die Niedersetzung einer besonderen Commission zur weiteren Erforschung dieses „limes imperii romani“ beschlossen. Zugleich bat man die betreffenden deutschen Regierungen, dieser Commission Generalstabskarten mittheilen zu lassen und die Localbehörden zur Unterstützung der Untersuchungen anzuweisen. Da sich die zu untersuchende Strecke sehr lang, vom Niederrhein bis zur oberen Donau an der Mündung der Altmühl und in einer Fortsetzung bis zur unteren Donau hinzieht, so übertrug man die Untersuchung den Privatvereinen. In der That unterzogen sich infolge dessen mehrere derselben und auch Private der Untersuchung einzelner Strecken des römischen Grenzwalles. Es zeichnete sich darin besonders der Landbaumeister Arend zu Hanau aus, welcher die in Kurhessen am Main befindliche Strecke untersuchte; er entdeckte bei dieser Gelegenheit bei dem Rinzigheimer Hofe, eine Stunde von Hanau, ein Römercastell von 300 Fuß Länge und 200 Fuß Breite, umgeben mit einem 12 Fuß hohen Erdwalle. Umfassende Untersuchungen stellte auch der Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein an. Er hat das Verdienst, den Lauf jenes Pfahlgrabens, sowie die zurückliegenden, mit demselben in Verbindung stehenden römischen Ansiedelungen und Castelle durch Schwaben bis zur Donau genau nachgewiesen zu haben. Der Finanzassessor Paulus in Stuttgart fertigte eine Karte an, auf welcher der Zug des Grenzwalls und die daran liegenden Wachthäuschen, Thürme und Niederlassungen, sowie der Lauf der Straße, durch welche die Hauptorte der Gegend mit dem Walle in Verbindung standen, angegeben waren.

Eine unmittelbare Untersuchung konnte die Commission selbst nur in Betreff einer Strecke anstellen. Es ist dies die Gegend am Taunus, zwischen dem großen und kleinen Feldberg, wo die sogenannte Saalburg liegt. Dies ist ein großes, wichtiges Römercastell auf dem hohen Gebirgssattel der Taunuskette, welches durch eine Römerstraße mit der Niederlassung der Römer bei Heddernheim zusammenhing. In den Trümmern dieser Burg fand man viele Legionen- und Cohortenziegel und sonstige Inschriften. Leider waren manche Ueberreste durch Chausseeanlagen und Häuserbauten verschwunden. Der Landgraf von Hessen-Homburg, welchem das Gebiet gehört, er-

laubte Nachgrabungen, welche wegen des steinigen Bodens und des dichten Holzbestandes keinen raschen Fortgang nahmen. Man deckte die Ringmauer des Castells vollständig auf, in der Nähe des hintern Thores fand man ansehnliche Trümmerhaufen römischer Gebäude, und in der Nähe des prätorischen Thores einen mit einem tiefen Graben umgebenen, Drusenköppel genannten Hügel, welcher einen Wachtthurm getragen zu haben schien. Mit jedem Jahre gewannen die Ausgrabungen bei der Saalburg einen größern Umfang und ein größeres Interesse. Besonders seit mit Erlaubniß des Landgrafen von Homburg auch der 30 bis 40 Morgen haltende Wald im Innern des Castells gefallen ist, hat man eine Uebersicht über das Ganze der römischen Anlage. Man fand in dem Castell auch 480 goldene Münzen aus dem ersten bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts, man fand ferner in der Nähe ein zu dem Castell gehöriges großes Gräberfeld so wie eine bürgerliche Niederlassung.

Was andere römische Ueberreste betrifft, so wurde auf der Versammlung der Alterthumsforscher zu Münster die Mittheilung gemacht, daß die große Römerstraße von Xanten bis Haltern jetzt nachgewiesen und daß dort am Annenberge ein römisches Lager mit seinen vier Thoren und in deren Nähe viele bleierne Schleuderkugeln entdeckt seien. Spuren römischen Ansitzes und römischer Befestigungen wurden auch im vordern Odenwalde, besonders im Beerbacherthale gefunden. Auf der Versammlung zu Ulm wurde eine Karte über die römischen Befestigungen und die celtisch-römischen Denkmäler am mittlern Neckar und der untern Enz vorgelegt. Diese Beispiele mögen genügen, um von der Thätigkeit der Alterthumsforscher zur Aufhellung dieses Punktes in der deutschen Vorzeit ein Bild zu geben.

Die erste Section entwickelte noch eine vielfache Thätigkeit, welche im Einzelnen zu berühren zu weit führen würde. Es möge nur erwähnt sein, daß sie zu Münster beschloß, den Geschichtsvereinen eine Sammlung der besondern Namen der Berge und Flüsse zu empfehlen, da diese im Munde des Volkes noch gebräuchlichen Sondernamen nicht selten wichtige Anhaltspunkte für die Bestimmung alter Völkergrenzen abgeben. Die Versammlung befaßte sich ferner mit einer Untersuchung von in Deutschland, Italien und Frankreich gefundenen alten Schädeln und suchte daraus Schlüsse auf die Verschiedenheit von Nationalitäten zu ziehen. In Ulm regte Graf Wilhelm von Würtemberg den Gedanken an, dereinst eine Karte über alle in Deutschland befindlichen Denkmäler der Vorzeit anfertigen zu lassen. Er selbst legte zunächst eine von ihm über Würtemberg veranstaltete Karte vor.

Die zweite, mit der Kunst des Mittelalters sich befassende Section der vereinten Alterthumsforscher begann ihre Thätigkeit durch Beschlüsse, welche die Erhaltung der vorhandenen Kunstdenkmäler bezweckten. Die Versammlung beschloß, die deutschen Regierungen zu ersuchen, Conservatoren zur Ueberwachung der alten Denkmale anzustellen, Verzeichnisse der vorhandenen Kunstdenkmäler nach bestimmten Formularen anfertigen, auch darauf hinwirken zu lassen, daß in den Schulen und unter den Handwerkern allgemeine, für die Achtung der Denkmäler erforderliche Vorkenntnisse verbreitet werden, endlich Sorge zu tragen, daß künftighin auf den Universitäten Vorlesungen und Prüfungen über biblische Alterthumskunde stattfinden möchten. Man beschloß ferner, auf die Aufstellung von Kunstwerken in den Nebenräumen der Kirchen hinzuwirken, wie dies bereits bei den Domen von Halberstadt und Trier, so wie der Schloßkirche zu Quedlinburg geschehen sei. In den Orten, in welchen die jährlichen Versammlungen stattfanden, pflegten allemal die Bauwerke der betreffenden Stadt ausführlich besprochen zu werden, was oft zu Vorträgen allgemeinen Inhaltes Veranlassung gab.

Die Versammlung in Nürnberg wurde ganz besonders interessant durch einen Vortrag über die ältern Kirchenbauten in Kärnthen und Steiermark, so wie durch den Vortrag des Professors Ritgen über die Symbolik auf mittelalterlichen Webereien. Derselbe legte zugleich Stoffe vor, welche er im Kloster Altenberge bei Wetzlar gefunden hatte und welche mit der heiligen Elisabeth aus Ungarn gekommen zu sein schienen. Mit Befriedigung vernahm die Versammlung, daß in Preußen und Hannover Anordnungen gegen die Zerstörung alter Denkmäler erlassen seien. An mehrern Orten wurde die Frage besprochen, ob in dem betreffenden Lande, seit wann und ob in Verbindung mit dem Steinbau der Ziegelbau vorgekommen sei. Man stellte zu Münster fest, daß

der ausgebildete Ziegelbau im westlichen Westfalen nicht vorkomme, daß die alten Kirchen, namentlich die Lambertikirche zu Münster und die Stiftskirche zu Freckenhorst von den Steinen erbaut sind, welche zehn Stunden von Münster gebrochen werden; man fand ferner, daß nach der holländischen Grenze hin der Ziegelbau zum Massenbau, nicht aber zur Ausführung der Einzelheiten verwandt sei.

Auf der Versammlung zu Ulm wurde festgestellt, daß der Ziegelbau in Schwaben vor dem 16. Jahrhundert viel verbreitet war und daß daselbst aus der Zeit vor 1100 folgende Denkmale vorhanden sind: die Kirche zu Ottmarshausen, die Georgskirche zu Reichenau, die ältern Theile des Domes zu Augsburg, zwei Kirchen zu Hirschau und die Krypta des Domes zu Constanz. Als das älteste Denkmal aber sah man die wahrscheinlich aus carolingischer Zeit herrührende Krypta der Hauptkirche zu Füßen an.

Auf der Versammlung zu Hildesheim stellte die Section fest, daß der Ziegelbau in den östlichen slawischen und germanisirten Ländern am weitesten durchgebildet sei und daß sich die ältesten im Ziegelbau ausgeführten Denkmale in der Mark Brandenburg finden. Als Gebäude im ausgebildeten Ziegelbau aus der romanischen Bauzeit Niedersachsens erkannte man das Kloster Dorum und eine kleine Capelle bei der Andreaskirche zu Braunschweig. Man fand, daß der verzierte Holzbau mit geschnitztem Holzwerk in Niedersachsen bis zum dreißigjährigen Kriege vorkam und daß das einzige Beispiel der Uebertragung niedersächsischer Bauart auf das östliche Elbufer der Dom zu Ratzeburg ist. Als die einzigen niedersächsischen Broncedenkmäler erkannte man die Broncethüren des Domes zu Hildesheim, die großen Leuchter im Braunschweiger Dom, das als Springbrunnen dienende Becken auf dem Markte zu Goslar, den Kaiserstuhl daselbst und den Löwen auf dem Burgplatze zu Braunschweig.

Die dritte Section der Alterthumsforscher, bestimmt für Geschichte und deren Hilfswissenschaften, beauftragte vor Allem den Gesammtvereinsausschuß, den einzelnen Geschichtsvereinen die Sammlung von Urkunden und deren Bewahrung vor dem Untergange, den Abdruck von Urkunden und die Anlegung von Urkundenverzeichnissen zu empfehlen. Auf der Versammlung zu Mainz sprach man auch den Wunsch nach Anfertigung von Kunst- und Denkmälerverzeichnissen für größere Landesbezirke, Städte und Gebäude aus. Zu Nürnberg wurde beschlossen, auf das Zustandekommen einer Quellensammlung für die Geschichte vom vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert hinzuwirken.

Da es der Gesammtverein als seine Aufgabe betrachtet, umfassender Unternehmungen zur Aufhellung von Deutschlands Vergangenheit, welche von Einzelnen nicht gut bewältigt werden können, sich anzunehmen, so machte die dritte Section die Herausgabe einer Beschreibung der deutschen Gaue zur Angelegenheit des Gesammtvereins. Eine solche Arbeit ist eine äußerst schwierige und wird nicht einmal durch materielle Unterstützung zur oft kostbaren Beschaffung des nöthigen Materials erleichtert, so daß die Bearbeiter außer der Mühe und der Ehre bloß den Vortheil haben, daß sie nicht lange nach einem Verleger dieser Werke, welche einen höchst geringen Markt haben, sich umzusehen brauchen. Aber selbst dem Gesammtvereine wird die Herausgabe erschwert, indem sich die einzelnen Geschichtsvereine bis jetzt geweigert haben, die Pflicht zur Abnahme einer bestimmten Anzahl Exemplare der Gaubeschreibungen einzugehen. Bearbeitet und vom Gesammtvereine herausgegeben ist bis jetzt bloß die Beschreibung des Gaues Wettereiba (der Wetterau) und des fränkischen Hessengaues, beides von Archivar Landau. Es haben diese ersten Versuche auch einen großen Widerspruch hervorgerufen, indem die Wissenschaft mit den Ergebnissen dieser Forschungen nicht zufrieden ist. Anders verhält es sich mit einem nicht von dem Gesammtvereine herausgegebenen, sondern selbständig erschienenen Gauwerke, der Beschreibung des Buckigaues vom Staatsrath Wippermann zu Rinteln. Es ist dies eine umfangreiche Untersuchung des nach dem steinkohlenhaltigen, das Fürstenthum Bückeburg durchziehenden Bückeberge so genannten Gaues; das Werk enthält eine Feststellung aller Gaue Niedersachsens und eine auf die urkundlichen Zeugnisse wie auf die genaueste Localkenntniß gestützte Schilderung der Ereignisse in jenem durch die Römer- und die Frankenzüge bekannten Gaue.

Die dritte Section der Alterthumsforscher entwickelte ferner durch Besprechung und Anregung eine große Thätigkeit. In Mün-

ster besprach man die Frage, über welche Länder der Sachsenherzog Wittekind geherrscht habe, und man fand, daß dieselben sehr zerstreut bei der westfälischen Pforte, bei Soest, Wildeshausen und Verden gelegen waren. Man kam auch darin überein, daß die Scheidelinie zwischen Franken und Sachsen fast ganz genau durch die Grenze der Rheinprooinz und Sachsen bezeichnet sei und daß die Stammesverschiedenheit noch heute dialektisch an dicht bei einander gelegenen Orten hervortrete, daß aber die Grenze von Engern und Westfalen sich durch die Verschiedenheit der ländlichen Bauart ergebe. Bei Besprechung des Alters der westfälischen Bisthümer wurde als sicher angenommen, daß die Christianisirung von Paderborn ausgegangen sei, dessen Besitzungen von Süden aus wie ein Keil in das heidnische Sachsenland geragt hätten. Eine andere Besprechung führte zu dem Ergebnisse, daß vor 1100 Familiennamen beim niedern westfälischen Adel nicht vorgekommen sind. In Ulm stellte man fest, daß die Grenze zwischen dem obern Germanien und Rhätien nebst Vindelicien an der rauhen Alp gewesen sei. Da die Frage über die Scheidung der einzelnen Volksstämme und ihrer weiteren Abzweigungen sich endgiltig erst durch Anlage genauer Specialkarten über die Grenzen der verschiedenen Idiome in der deutschen Sprache feststellen läßt, so wurde beschlossen, durch den Gesammtverein die Einzelvereine zur Anfertigung von geographisch-philologischen Karten anzuregen. Auch ließ die Versammlung alle deutschen Archive und Bibliotheken um Nachforschung nach Archidiakonatsregistern bitten, da diese für die Feststellung der Volksgebiete, der äußern und innern Gliederung und Sonderung eines Gaues unentbehrlich sind. Auf der Versammlung zu Hildesheim erkannte man die verschiedenen Volkstrachten, zumal sie mit den Sprachidiomen zusammenfallen, als ein Mittel zur Feststellung alter Volksstammgrenzen an. Von bemerkenswerthen Besprechungen möge noch die Frage erwähnt werden, wie weit in Norddeutschland die Slawen nach Westen gedrungen sind, worauf man sich dahin entschied, daß dies bis in's Lüneburgische geschehen sei, weil sich bis dahin die hufeisenförmige Form der Dörfer findet und bei der Bodencultur der Haken statt des Pfluges im Gebrauch ist. Man sprach auch über die Frage, wie sich die Klöster durch Filiale von Westen nach Osten fortgesetzt haben und stellte fest, daß sich die jetzt noch vorhandenen Rolande zu Bremen, Halberstadt, Stendal, Dorf Buch in der Altmark, Neustadt unterm Hohenstein, Bederkesa und in Westfalen bloß in Marsberge, der alten Eresburg, befinden.

Vor und nach den Sectionsverhandlungen pflegen gemeinschaftliche Sitzungen gehalten zu werden, welche außer für die Berathung der Angelegenheiten des Vereins, für Vorträge allgemein interessanten Inhalts bestimmt sind. So wurde z. B. zu Dresden von Professor Pieper ein Vortrag gehalten, durch welchen eine Anschauung des innigen Verhältnisses der Kunst des Mittelalters zum gesammten Leben eröffnet werden sollte. Meistens aber beziehen sich solche Vorträge auf die Geschichte und die in antiquarischer Beziehung merkwürdigen Gegenstände des jedesmaligen Versammlungsortes. Die allgemeine Versammlung nahm sich sodann auch ohne Antrag einer Section verschiedener Angelegenheiten an. Sie regte z. B. zu Nachforschungen an, ob sich vielleicht irgendwo in Deutschland die so reichhaltige Urkundensammlung des Lütticher Bisthums befinde, welche seit dem ersten Einfalle der Franzosen in Belgien zur Zeit der ersten französischen Revolution verschwunden war. Die allgemeine Versammlung beschloß auch die Förderung einer neuen Ausgabe der altsächsischen Evangelienharmonie Heliand, welche als eine der erhabensten Schöpfungen frommer christlicher Dichtung wie als Fundgrube für altsächsische Sprachforschung bewunderungswürdig ist. Man ersuchte auch den Senat der Stadt Lübeck, das dortige Holstenthor, welches unter den Denkmälern des Ziegelbaues in Norddeutschland eine der hervorragendsten Stellen einnimmt und in seiner Art von keinem andern Bauwerke an Großartigkeit übertroffen wird, nicht abbrechen zu lassen. Endlich möge noch erwähnt sein, daß die Versammlung anregend wirkte, indem sie die Herausgabe von populären Schriften über Alterthumskunde für wünschenswerth erklärte, auch aussprach, es sei erforderlich, auf die Stiftung von Alterthumsvereinen in denjenigen deutschen Städten hinzuarbeiten, in denen noch keine bestehen.

An jedem Versammlungsorte werden die in jeder Hinsicht merkwürdigen Denkmäler besichtigt und auch die zur Erholung unternommenen Ausflüge wurden an geschichtlich

oder baulich interessante Orte verlegt, z. B. von Dresden aus zur Albrechtsburg in Meißen, von Hildesheim aus zur alten Winzenburg.

Die ersprießlichste Wirkung, welche die Bildung des Gesammtvereins auf die einzelnen Vereine gehabt hat, besteht darin, daß sie seitdem bestimmte Ziele mit Bezug auf einen von allen übrigen ebenfalls geförderten Gesammtzweck verfolgen.

Die baierischen Vereine ergehen sich in einer erfolgreichen Erforschung des römisch-germanischen Alterthums, welche durch die älteste Geschichte des Landes angeregt und durch die reichen Trümmerreste, welche sich über und unter der Erde befinden, unterstützt wird; sie widmen ihre Aufmerksamkeit der Auffindung von Römerstraßen und Schanzen, der Feststellung der römischen Grenzen gegen das unabhängige Germanenthum. Der Verein für Oberbaiern hat gründliche Belehrungen über das Straßennetz gegeben, welches in der Römerzeit, wohlbefestigt durch Castelle, Brückenköpfe und Schanzen, durch ganz Oberbaiern sich ausbreitete, ferner über die Hoch- und Heerstraße von Augsburg nach Salzburg. Der Verein für Mittelfranken gibt Aufschlüsse über die Römerstraße von Nassenfels nach Bopfingen und stellte ein Verzeichniß der alten römischen Grabhügel und Schanzen im südlichen Theile des Rezatkreises auf. Der Verein für Oberpfalz und Regensburg stellte Untersuchungen über die oben erwähnte Teufelsmauer an.

Der Verein zu Darmstadt gibt Aufhellung über die Heerstraße am linken Mainufer, der Verein zu Mainz über diesen Ort als Ausgangspunkt vieler Züge des Tiberius, dessen Schwert dort gefunden und im römisch-germanischen Museum ausgestellt ist.

Bei den Vereinen auf beiden Seiten des Rheins bildet das römische Element einen Hauptgegenstand der Thätigkeit. Der nassauische Verein untersuchte die römischen Ruinen bei Heddernheim so wie den dortigen Mithrastempel und viele Feldzeichen der römischen Legionen. Der Verein zu Bonn erforschte die römischen Niederlassungen bei Kreuznach und die Römerstädte Cleve und Coblenz. Der Verein zu Trier hat hinlänglich mit den Römerresten in und um Trier zu thun, welches die größten Denkmäler aus jener Zeit enthält.

In Niedersachsen ziehen die Vereine mehr das slawisch-deutsche Element in Betracht. Vor Allem ist der mecklenburgische Verein thätig, die gegenseitigen Einflüsse der Slawen und Deutschen klar von einander zu scheiden. Den gleichen Gegenstand behandeln die pommerschen Vereine und berücksichtigen zugleich das altnordische Element. Sie haben viele Forschungen über die Sprache der alten Wenden, über die der nordwestlichen Slawenstämme, über wendische Burgen und Götzen, über ihre Religion und ihre Ueberreste angestellt.

Im nordöstlichen Theile des deutschen Volksgebietes, in den deutsch-russischen Provinzen tritt in den Arbeiten der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat das deutsche Element der Landesgeschichte als das spätere vor der Geschichte der Esten, der ältern Bewohner, in den Hintergrund und bildet so den Uebergang zu den fremden Völkern. Die Gesellschaft für Geschichtskunde der russischen Ostseeprovinzen zu Riga hat sich der Bearbeitung der Landesgeschichte seit der deutschen Herrschaft zugewandt.

Die Vereine des nördlichen Baiern, von Würtemberg, beiden Hessen, Obersachsen und Thüringen, Niedersachsen und Westfalen besassen sich nur wenig mit dem slawischen Elemente, sondern wenden sich zur Entwicklung der innern Zustände des deutschen Volkes in allen seinen Ständen. Sie behandeln z. B. den Bauernkrieg, die Reformation, den dreißigjährigen Krieg, den westfälischen Frieden, die Cultur- und Rechtsgeschichte, die Verhältnisse der Kirche und der Schule, die Sprachkunde und besorgen Urkundenabdrücke. Die Vereine in Frankfurt, Hamburg und Lübeck wenden sich, eben so wie die der Schweiz, den Entwicklungsstufen des städtischen Gemeindewesens zu, die Vereine von Krain, Siebenbürgen, Mähren und Kärnthen heben die Bedeutung der deutschen Geschichte gegenüber der slawischen und ungarischen hervor.

Alle Vereine in Deutschland und den angrenzenden Ländern germanischer Bevölkerung beschäftigen sich durchgängig mit der Herausgabe von Urkunden, Urkundenverzeichnissen, Chroniken, Copialbüchern, Nekrologien, Rechnungen, Statuten, Rechtsbüchern, Briefen und Werken der Dichtkunst, ferner mit der Wappen- und Münzkunde, mit der Geschichte der Landwirthschaft, des Bergbaues, der Erfindungen und Künste, der Fürsten und Staaten.

Die ſchleswig-holſteiniſche Frage.

Die ſchleswig-holſteiniſche Frage, gegenwärtig die brennendſte im Bereich der deutſchen Fragen, iſt zugleich diejenige, in Bezug auf welche unter den Parteien die meiſte Uebereinſtimmung herrſcht. Das geſammte Volk, der Süden und der Norden, die Kleindeutſchen und die Großdeutſchen, Liberale und Radicale, ſelbſt die conſervativen Ultras kennen eben jetzt nur eine ſchleswig-holſteiniſche, nicht bloß eine holſteiniſche Frage, ja in den letzten Monaten haben ſich, ſo ſcheint es, ſogar die meiſten Regierungen überzeugt, daß auch Schleswig zu betonen iſt, und officielle Blätter gingen bereits noch weiter, indem ſie zugaben, daß das punctum saliens der Sache nicht ſo ſehr dieſſeits als jenſeits der Eider liegt.

Gleichwohl herrſcht in Betreff der Löſung des Knotens noch vielfach Unklarheit und Ungewißheit. Wäre Deutſchland, was es ſein ſollte, ſo würde die Frage überhaupt nicht exiſtiren. Wäre es dem, was es ſein ſollte, auch nur nahe, ſo würde die definitive Löſung nicht fern ſein. Unter den obwaltenden Umſtänden iſt im beſten Falle nur eine ſolche Entſcheidung zu hoffen, die den Werth eines erträglichen Proviſoriums hat. Die endgiltige Regelung der Angelegenheit wird eine der Scenen im letzten Act des Dramas ſein, als welches ſich uns die Entwicklung unſeres Vaterlandes zur Einheit darſtellt, und wir ſtehen jetzt noch nicht am Schluſſe des vorletzten. Dieſe endgiltige Regelung lautet, um dies gleich im Anfang zu ſagen, in Worte gefaßt kurz und bündig: Rückkehr zu dem alten, auf gutes Recht, Brief und Vertrag gegründeten, in langen Kämpfen erprobten Programm Schleswig-Holſteins und conſequente Durchführung dieſes Programms, d. h. Lostrennung Schleswigs und Holſteins vom Königreich Dänemark und Verbindung der beiden Herzogthümer zu einem Staat Schleswig-Holſtein, welcher nach Ausſterben des Mannsſtammes der Kopenhagener Königsfamilie auch ſeinen eigenen Fürſten haben würde.

Das iſt die in Zukunft zu erwartende, durch fleißige Arbeit aller deutſchen Patrioten zu fördernde Frucht. Der Same, der ſich in dieſer nur wiederfinden wird, wurde im Jahre 1460 mit den Privilegien des bekannten Freiheitsbriefes des von den Ständen der beiden Herzogthümer zu ihrem Herrſcher gewählten däniſchen Königs Chriſtian I. und mit dem Erbſtatut von 1654 geſäet und beſteht in den Sätzen: Schleswig und Holſtein ſind von Dänemark getrennte Staaten, ſie ſind mit einander eng verbundene Staaten, nur der Mannsſtamm herrſcht in ihnen.

Nach jenen Privilegien, die keine widerrufbaren Gnadengeſchenke, ſondern Bedingungen waren, unter denen Chriſtian gewählt wurde, iſt es denn auch Jahrhunderte hindurch gehalten worden. Die Herzogthümer blieben ſeitdem mit der Krone Dänemark vereinigt, aber nur durch Perſonalunion, wie Hannover mit England, Norwegen mit Schweden, Ungarn bis 1849 mit Oeſterreich, und in allen ſpätern Wahlcapitulationen wurde die ihnen verbriefte Selbſtändigkeit ſo wie ihre Verbindung mit einander von Neuem beſtätigt. Sie bildeten einen einzigen Staatskörper und wuchſen auf Grund ihrer Lage und ihrer geſammten Intereſſen immer inniger zuſammen. Ihre Einheit iſt kein leerer Begriff, ſondern weſentlichſte, alle Lebensverhältniſſe durchdringende Realität. Auf dem vereinigten Landtag, der abwechſelnd dieſſeits und jenſeits der Eider abgehalten wurde, berieth man die Geſetze gemeinſam, bewilligte man gemeinſam die Steuern. Eine gemeinſame Regierung verwaltete die Herzogthümer getrennt von Dänemark in Betreff deſſen, was in das Gebiet des Innern, des Cultus und der Juſtiz fiel. Domänen, Zölle und Poſtweſen derſelben waren von den gleichen Branchen im Königreich getrennt, es galt hier und dort verſchiedene Münze, hier und dort eine andere Kirchenordnung, ſelbſt in Bezug auf das Heimaths- und Ueberſiedelungsrecht wurde Dänemark den Herzogthümern gegenüber als Ausland angeſehen. Mit einem Worte: Schleswig und Holſtein waren in dieſer Zeit und wurden immer mehr, was ſie nach jenem Freiheitsbrief von 1460 und der demſelben folgenden „tapfern Verbeſſerung“ ſein ſollten: in allen öffentlichen Angelegenheiten ein Ganzes, deſſen beide Theile unter ſich Alles, mit Dänemark außer dem Regenten ſo gut wie nichts gemeinſam hatten.

So ſtanden die Dinge faſt drei Jahrhunderte hindurch, und Dänemark wie Schles-

wig-Holstein befanden sich im Ganzen wohl dabei. Allerdings geschah es bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wiederholt, daß, wenn in Kopenhagen ein König starb, sein ältester Sohn den Thron bestieg, während die Herzogthümer den neuen König und zugleich dessen Brüder zu ihren Herzögen wählten, so daß Schleswig-Holstein zwei oder drei Landesherren hatte, und diese gemeinschaftlichen Regierungen waren dem Lande kein Segen, indem der König seine Dänen auf Kosten der Schleswig-Holsteiner bevorzugte und die neben ihm regierenden Herzöge sich unabhängig zu machen strebten und zu dem Zwecke selbst Krieg mit dem König führten. Aber die Landtage blieben doch gemeinschaftliche, und die Landesherren hatten gemeinsam mit den Ständen zu verhandeln. Erst seit 1773 hat Schleswig-Holstein nur einen regierenden Herzog, den König von Dänemark, gehabt, und erst seit dieser Zeit begann das Bestreben, die deutschen Herzogthümer zu Gunsten des Königreichs auszubeuten, ein Bestreben, das auch im Verhältniß Dänemarks zu Norwegen hervortrat, sich deutlicher und rücksichtsloser kundzugeben. Die alte landständische Verfassung gerieth in halbe Vergessenheit, wenigstens handelte der in Kopenhagen herrschende Absolutismus, als ob sie nicht mehr vorhanden. Die Könige versuchten, die einzelnen Theile ihres Reiches enger zu verknüpfen. Die Herzogthümer aber hielten an ihrem Rechte fest, und die schleswig-holsteinische Ritterschaft legte, so oft die Regierung wechselte, dem neuen Königs-Herzog jedesmal die alten Privilegien, welche die Selbständigkeit des vereinten Schleswig-Holsteins Dänemark gegenüber verbürgten, zu förmlicher und feierlicher Bestätigung vor. Wurde die Selbständigkeit in der Praxis nicht immer gewahrt und bisweilen bedroht, so blieb dagegen die Verbindung der Herzogthümer mit einander, der Gedanke eines Schleswig-Holsteins also, bis auf die neueste Zeit durchweg unangefochten.

Da geschah es in den ersten dreißiger Jahren, daß König Friedrich VI. für jedes der beiden Länder besondere Prooinzialstände in's Leben rief und daß zu gleicher Zeit die scandinavische Bewegung begann, welche auf Einverleibung wenigstens Schleswigs in das Königreich Dänemark hinarbeitete. Die Herzogthümer, von Männern wie Lornsen, Falck und Dahlmann über ihr Recht aufgeklärt, protestirten gegen die Spaltung der Landesvertretung, und im schleswigschen Ständesaale begann ein Kampf zwischen der deutschen Majorität und der durch Sendlinge von Kopenhagen in den nördlichen Districten zusammengebrachten Minorität, welcher bald die Augen von ganz Deutschland auf sich lenkte. Während die Vertreter der deutschen Schleswiger auf Verschmelzung des Herzogthums mit Holstein drangen und zunächst eine Vereinigung der beiderseitigen Ständeversammlungen beantragten, forderten die Stände des Königreichs Dänemark den Monarchen auf, die Herzogthümer zu unabtrennbaren Theilen der Monarchie zu erklären, und zugleich suchte die dänische Propaganda in Nordschleswig für eine derartige Erklärung den Boden zu bereiten.

Dieses Drängen der Dänen nach Verwandlung der bloßen Personalunion in eine Realunion war begreiflich, und es mußte um so heftiger werden, als in den vierziger Jahren die Befürchtung, daß die Herzogthümer vom Reich ausgeschieden werden könnten, näher rückte. In Dänemark konnte nach dem Königsgesetz von 1660 auch die weibliche Linie, in den Herzogthümern dagegen nach dem Erbstatut von 1654 nur die männliche den Thron besteigen; in Dänemark war, da nach Christian's VIII. Ableben nur ein Sohn, der jetzige König, und ein Bruder, der jetzige Kronprinz Ferdinand, als Vertreter des Mannsstammes übrig blieben und beide ohne Hoffnung auf Nachkommenschaft waren, nach dem Tode der beiden letztgenannten die weibliche Linie an der Reihe, in Schleswig-Holstein dagegen war der Herzog Christian von Augustenburg als nächster männlicher Agnat der gesetzliche Nachfolger. Im Hinblick auf diese Eventualität erließ Christian VIII. 1846 den bekannten Offenen Brief, durch den er das lediglich dänische Recht der weiblichen Thronfolge auf die Herzogthümer ausdehnte und so die Untheilbarkeit der dänischen Monarchie auch für den Fall des Aussterbens der Oldenburger im Mannsstamm proclamirte.

Durch diese Maßregel wurde nur der dritte Hauptartikel der Rechte Schleswig-Holsteins, dahin gehend, daß in ihnen der Mannsstamm herrsche, ausgestrichen. Der zweite, welcher die Verbindung der Herzogthümer mit einander verbürgte, blieb unangetastet, ja der König versicherte ausdrücklich,

daß er die bisherige Verbindung Schleswigs mit Holſtein aufrecht erhalten wolle, und ließ dieſe Verſicherung beim deutſchen Bunde wiederholen. Die Bundesoerſammlung ihrerſeits ſtellte durch Beſchluß vom 17. September 1846 die Selbſtändigkeit und die Verfaſſung Holſteins, ſowie deſſen auf Geſetz und Herkommen beruhende Beziehungen zu Schleswig, alſo ſein Recht auf Realunion mit Schleswig unter ihren Schutz. Weniger ſicher ſtand es mit dem erſten Grundrechte, dem auf Selbſtändigkeit und Getrenntheit vom Königreiche. Chriſtian VIII. gedachte die Sicherheit des Beſtandes der Geſammtmonarchie, die er durch Vernichtung des Rechtes der Auguſtenburger auf den Thron Schleswig-Holſteins bezweckt, durch eine Geſammtverfaſſung zu erhöhen, die Schleswig-Holſtein etwa in der Weiſe mit Dänemark verbinden ſollte, wie die beiden Herzogthümer mit einander verbunden waren. Er ſtarb darüber. Sein Sohn veröffentlichte die Grundzüge der Geſammtverfaſſung. Ein Patent vom 28. Januar 1848 verkündete, es ſei die Abſicht des Königs, gemeinſchaftliche Stände für das Königreich und die Herzogthümer einzuführen, welche in gleicher Anzahl aus dem erſtern und den letztern genommen werden und ſich abwechſelnd im Königreich und in den Herzogthümern verſammeln ſollten. Vor der definitioen Feſtſtellung der Verfaſſung ſollte dieſelbe durch Abgeordnete der verſchiedenen Provinzialſtändeoerſammlungen berathen werden. Die Schleswig-Holſteiner verwahrten ſich dagegen, würden aber vermuthlich zuletzt nachgegeben haben, wenn nicht inzwiſchen die Dinge in Deutſchland eine andere Geſtalt gewonnen hätten.

Dem ſchwachen Deutſchland konnte Dänemark, ſo klein es iſt, Alles bieten, auch die Incorporation Holſteins. Dem ſtarken Deutſchland muß es Alles laſſen, was ihm gebührt, auch das mit Holſtein untrennbar verbundene Schleswig. Die Februar- und Märztage von 1848 kamen, und es ſchien ein ſtarkes Deutſchland entſtehen zu wollen. Dieſe Hoffnung kräftigte die Schleswig-Holſteiner in ihrem Widerſtand, während zugleich in Kopenhagen die Partei die Oberhand erlangte, welche Holſtein von Schleswig losreißen und dieſes Dänemark einverleibt ſehen, jenes den Deutſchen überlaſſen will. Die Eiderdänen kamen durch die Kopenhagener Märzrevolution an's Ruder, der König folgte dem Rath ſeiner ſpätern Gemahlin und „warf ſich in die Arme des Volkes.“ Die kaum verkündigte Geſammtſtaatsverfaſſung wurde aufgegeben, Schleswig ſollte von Holſtein getrennt und mit Dänemark verſchmolzen werden. Die Beſetzung Schleswigs durch däniſche Truppen wurde verfügt. Die Erhebung der Schleswig-Holſteiner antwortete darauf. Es bildete ſich eine proviſoriſche Regierung. Die Stände beider Herzogthümer vereinigten ſich zu einem einzigen Landtage und faßten den Beſchluß, daß Schleswig mit Holſtein eine gemeinſame Verfaſſung haben und in den deutſchen Bund eintreten ſolle. Der König von Preußen erkannte die drei Grundrechte der Herzogthümer durch einen Brief an den Herzog von Auguſtenburg an, und die deutſche Bundesverſammlung beſchloß am 12. April:

1) Falls däniſcherſeits die Einſtellung der Feindſeligkeiten und die Räumung des Herzogthums Schleswig von den eingerückten däniſchen Truppen nicht erfolgt ſein ſollte, dies zu erzwingen und das durch den Bund zu ſchützende Recht Holſteins auf die Union mit Schleswig zu wahren.

2) Da nach ihrer Ueberzeugung die ſicherſte Garantie jener Union durch den Eintritt Schleswigs in den deutſchen Bund erlangt werden würde, Preußen zu erſuchen, durch das dieſer Macht übertragene Vermittlungsgeſchäft bei Dänemark möglichſt auf jenen Eintritt hinzuwirken.

3) Sich dahin auszuſprechen, daß der Bund die proviſoriſche Regierung, welche ſich mit Vorbehalt der Rechte ihres Herzogs und Namens deſſelben (den man mit Recht als in den Händen der däniſchen Revolution befindlich anſah) zur nothgedrungenen Vertheidigung der Landesrechte conſtituirt, als ſolche und in dieſem Maße anerkenne.

Danach handelte man, zunächſt durch Zulaſſung eines Geſandten für Schleswig-Holſtein in Frankfurt, dann durch Abſendung von Hilfstruppen nach der Eider. Der Verlauf des Krieges iſt bekannt.

Nach langen Unterhandlungen wurde am 2. Juli 1850 ein Friede zwiſchen Dänemark und Preußen, von letzterm im Namen Deutſchlands, unterzeichnet, in welchem beide Theile auf den status quo vor dem Kriege zurückkamen und ſich alle ihre Rechte vor Ausbruch deſſelben vorbehielten. Zwiſchen Schleswig-Holſtein und Dänemark dauerte der Krieg noch fort, die Schleswig-Holſteiner,

jetzt im Besitz einer sehr starken, trefflich ausgerüsteten Armee, verblieben auch nach der Schlacht bei Idstedt in der südlichen Hälfte von Schleswig und waren nicht ohne Aussichten, das ganze Herzogthum wieder in ihre Gewalt zu bekommen, als der König von Dänemark sich an den inzwischen wieder aufgelebten deutschen Bund um Beistand wandte und Oesterreich, dem Preußen sich in Olmütz unterworfen, in Gemeinschaft mit letzterm die „Pacification" der Herzogthümer übernahm. Beide Großmächte versprachen der Statthalterschaft durch ihre Commissäre Wahrung der Rechte Holsteins und Sicherung des altherkömmlichen Verhältnisses desselben zu Schleswig durch Herstellung des status ante bellum. Auf diese Zusicherung hin fügte sich die Statthalterschaft und die Landesversammlung und trat am 1. Februar 1851 die Regierung an die Commissäre von Oesterreich und Preußen ab.

Nun folgten neue diplomatische Unterhandlungen, die damit endigten, daß die Herzogthümer an Dänemark ausgeliefert wurden. Die Bedingungen, die letzteres dabei einging, bestanden in folgenden Verpflichtungen: 1) Aufbau eines Gesammtstaats nach conservativen Grundsätzen, 2) Herbeiführung der Verbindung der einzelnen Landestheile auf gesetz- und verfassungsmäßigem Wege, 3) Anerkennung der Selbständigkeit und Gleichberechtigung der verschiedenen Landestheile innerhalb der Monarchie, 4) Nichteinverleibung Schleswigs in das Königreich, endlich 5) völlig gleiche Berechtigung sowohl der dänischen als der deutschen Nationalität in letztgedachtem Herzogthum und kräftiger Schutz derselben.

Am 28. Januar 1852 erließ der König von Dänemark ein Patent, welches durch Bundesbeschluß vom 29. Juli für den Gesetzen und Rechten des Bundes entsprechend erklärt wurde, und welches in der Deutung, die es nach den ihm vorausgegangenen und folgenden Noten Preußens und Oesterreichs hat, von Vielen und namentlich von den deutschen Regierungen als der Angelpunkt, um den sich die Frage vom Friedensschluß bis jetzt drehte, angesehen wurde, weshalb wir in Folgendem wiederholt auf dasselbe zurückkommen werden. Das Januarpatent, wie wir es der Kürze halber im weitern Verlauf nennen wollen, verheißt die Verbindung der einzelnen Theile der dänischen Monarchie zu einem wohlgeordneten Ganzen, erklärt die Departements des Auswärtigen, des Kriegs, der Marine und der Finanzen, das Münz- und Postwesen, Zölle, Handels- und Schifffahrtssachen für gemeinschaftliche Anglegenheiten und übergibt Cultus und Unterricht, Justiz und Inneres für die deutschen Herzogthümer zwei nur dem König verantwortlichen Ministern, einem für Schleswig und einem für Holstein und Lauenburg. Die politische Union zwischen Holstein und Schleswig wurde aufgehoben und ebenso die schleswig-holsteinische Canzlei und Regierung, die bis zum Kriege die oberste Verwaltungsbehörde für beide Herzogthümer gewesen war. Ferner wurde Schleswig dem Sprengel des Oberappellationsgerichts in Kiel entzogen und unter ein eigenes Appellationsgericht gestellt, welches seinen Sitz in Flensburg hatte. Gemeinschaftlich verblieben beiden Herzogthümern alle nichtpolitischen Einrichtungen und Anstalten: die Universität zu Kiel, die Ritterschaft, der schleswig-holsteinische Canal (der später in Eidercanal umgetauft wurde), das Brandversicherungswesen, die Strafanstalten, das Taubstummeninstitut und das Irrenhaus. Endlich erklärte das Patent, „daß die dänische und die deutsche Nationalität in Schleswig gleichberechtigt sein und kräftig geschützt werden, daß eine Incorporation Schleswigs in Dänemark nicht stattfinden und daß den Provinzialständen Schleswigs und Holsteins auf verfassungsmäßigem Wege eine solche Entwicklung zu Theil werden solle, daß jedes der gedachten beiden Länder hinsichtlich seiner bisher zu dem Wirkungskreis der berathenden Provinzialstände gehörigen Angelegenheiten eine ständische Vertretung mit beschließender Befugniß erhalte."

Man sieht, dieses Manifest war in sehr allgemeinen Ausdrücken gehalten, und es stände übel um das Recht der Herzogthümer, wenn dasselbe nicht auf Grundlagen von größerer Deutlichkeit beruhte. Wir betrachten hier zunächst nur den Ausdruck „auf verfassungsmäßigem Wege," der von den Dänen später wiederholt falsch ausgelegt wurde, obwohl es nach der dänischen Depesche vom 6. December 1851 nur eine Deutung gibt. In Bezug nämlich auf die Weise, in welcher die Gesammtverfassung eingeführt werden sollte, enthielt Beilage 2

zu dieſer Depeſche die Erklärung: „Wenn von Allerhöchſtihm (dem König von Dänemark) mit Rückſicht auf den Rath und Wunſch ſeiner hohen Verbündeten der Beſchluß gefaßt worden, nicht nur das Herzogthum Holſtein, ſondern auch das Herzogthum Schleswig bis auf Weiteres als abſoluter König unter Mitwirkung berathender Provinzialſtände zu regieren, ſo geſchehe dies, was das Herzogthum Schleswig angehe, lediglich aus freier Machtvollkommenheit, keineswegs aber in der Abſicht, auf die Wiedereinführung der Provinzialſtändeinſtitution im Königreich Dänemark mit Beſeitigung des für letzteres angenommenen und in Wirkſamkeit beſtehenden Grundgeſetzes hinzuarbeiten, ſondern mit dem Ziel vor Augen, auf geſetz- und verfaſſungsmäßige Weiſe, d. h. durch die berathenden Provinzialſtände der gedachten Herzogthümer für ſich und was das Königreich betreffe, durch Beſchlüſſe des Reichstages, ſowie in Bezug auf Lauenburg unter Mitwirkung von Ritter- und Landſchaft eine organiſche und gleichartige Verbindung ſämmtlicher Landestheile zu einer Geſammtmonarchie herbeizuführen."

Dieſe Zuſage wurde von Oeſterreich und Preußen in zwei verſchiedenen Depeſchen angenommen und zwar drückte ſich die öſterreichiſche (vom 26. December) klarer und beſtimmter aus, indem ſie nicht nur die Punkte, um die es ſich vorzüglich handelte, wörtlich wiederholte, ſondern auch hinzufügte, daß der kaiſerliche Hof „dieſe Willensmeinung des Königs nur als auf die Erfüllung einer unabweislichen Aufgabe gerichtet anzuerkennen vermöge." Sowohl hierüber als über alle andern Streitfragen forderte Oeſterreich von dem Kopenhagener Cabinet eine bindende Erklärung, und dieſe wurde am Tage nach Veröffentlichung des Januarpatents dahin gegeben, daß „der König die in dem Erlaß des k. k. Cabinets vom 26. December vorigen Jahres und in der Anlage zu demſelben niedergelegte Auffaſſung der den Höfen von Wien und Berlin kundgegebenen allerhöchſten Abſichten als mit der ſeinigen übereinſtimmend anerkenne."

Der Krieg war ausgebrochen, weil die däniſche revolutionäre Partei, durch die Kopenhagener Märztage an's Ruder gelangt, das Aufgeben des von Chriſtian VIII. entworfenen, von ſeinem Nachfolger verkündeten Geſammtſtaatsplanes, die Einverleibung Schleswigs in das Reich Dänemark und die Zerreißung der Union zwiſchen den beiden deutſchen Herzogthümern durchzuſetzen verſuchte. Die letztern hatten mit ihrem Programm: Schleswig und Holſtein ſind ſelbſtändige, eng mit einander verbundene, mit Dänemark durch Perſonalunion und nur bis zum Ausſterben des Mannsſtammes vereinigte Staaten, geantwortet. Der Friede brachte keiner von beiden Parteien, weder der revolutionären eiderdäniſchen noch der conſervativen ſchleswig-holſteiniſchen den Sieg. Doch verloren die Herzogthümer unzweifelhaft mehr, als ſie nach den Zuſicherungen der pacificirenden Mächte hätten verlieren ſollen. Sie wurden bis auf wenige Faſern von einander getrennt, ſie wurden enger als bisher mit Dänemark verbunden, und zu dem Januarpatent, welches dies verkündete, trat ein Act, der jede Hoffnung auf dereinſtige Scheidung vom Königreich vernichtete. Das Londoner Protocoll vom 8. März 1852 ſtrich auch das dritte von den Grundrechten aus, für die Schleswig-Holſtein die Waffen erhoben. Die Großmächte hielten es, ſehr gegen den wirklichen Sachverhalt, für ein europäiſches Intereſſe, daß die däniſche Monarchie in ihrem dermaligen Beſtand erhalten werde, und ſo beſchloſſen ſie, das in Schleswig und Holſtein geltende Erbrecht aufzuheben. Der Herzog von Auguſtenburg ſollte ſeine Anſprüche auf die deutſchen Herzogthümer, der nächſte Cognat des däniſchen Königshauſes, Landgraf Friedrich von Heſſen, die ſeinigen auf Dänemark aufgeben und nach Ausſterben der jetzt regierenden Königsfamilie der Prinz Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, welchen der König Friedrich VII. ſofort adoptirte, in Dänemark und den Herzogthümern ſuccediren.

Damit war, ſo ſchien es, das däniſch-deutſche Drama zu Ende gebracht, und bei etwas mehr Klugheit und Selbſtbeherrſchung auf Seiten der Dänen hätte es in Wirklichkeit ſo ſein, hätte es mindeſtens lange dauern können, ehe die Forderungen der Natur, welche nun einmal Schleswig mit Holſtein verbunden und beide von Dänemark geſchieden haben will, das neue, den Herzogthümern aufgelünſtelte Recht wieder durchbrochen und an das alte gemahnt hätten. Nur die Dänen ſelbſt und vor Allem die eiderdäniſche Partei hat ſich's zuzuſchreiben, daß der Vorhang ſo bald wieder aufging. Indem jene Partei

die Kopenhagener Regierung zur Mißachtung der im Frieden eingegangen Verpflichtungen in Betreff Schleswigs drängte und indem die Gesammtstaatsmänner andererseits auch hinsichtlich Holsteins sich schreiender Verletzungen und Beeinträchtigungen der Landesinteressen schuldig machten, wurde einestheils die Meinung des Volkes, daß es sich in einem Gesammtstaat mit Dänemark nicht leben lasse, bestärkt und verbreitet und mußten anderntheils die Mächte, welche den Frieden geschlossen und das Patent vom 28. Januar 1852 gutgeheißen, inne werden, daß sie damit einen Mißgriff der ärgsten Art begangen hatten.

Wir kehren in die Zeit nach Erlaß des Januarpatents zurück.

Es handelte sich jetzt darum, das Maß der Selbständigkeit festzusetzen, welche den Herzogthümern noch gewährt werden sollte. Daß die Gesammtstaatsverfassung, die dies regeln sollte, das deutsche und das dänische Element in der Gesammtvertretung wieder mit gleichviel Stimmen bedenken werde, wie die Gesammtverfassung Christian's VIII., war, da die Mächte dies nicht ausdrücklich verlangt, unter den veränderten Umständen nicht zu erwarten, vielmehr war vorauszusehen, daß die Kopenhagener Regierung dem dänischen Volke die entschiedene Uebermacht sichern würde. Es fragte sich lediglich, ob das dänische Uebergewicht in den gemeinschaftlichen Angelegenheiten sich mehr in der Gestalt eines bureaukratischen oder eines parlamentarischen Regiments geltend machen würde.

Das Ministerium Oersted versuchte es mit dem erstern System, indem es am 26. Juli 1854 eine Gesammtstaatsverfassung octroyirte, deren Grundgedanken folgende waren: Der König ist der Mittelpunkt des Landes, er allein kann die Einheit des Reiches vermitteln, die dänische Nationalität mit der deutschen versöhnen, deshalb muß er in dieser Beziehung mit fast absoluter Macht bekleidet, deshalb darf er nicht durch den Willen von Körperschaften beschränkt sein, in denen die nationalen Antipathien sich geltend machen. Für die besondern Angelegenheiten der einzelnen Landestheile bleiben die bisherigen Landesvertretungen bestehen, für Dänemark der Reichstag, für Schleswig und für Holstein die Provinzialstände, für Lauenburg die Ritter- und Landschaft. Die Angelegenheiten der Gesammtmonarchie werden vom König unter Zuziehung eines Reichsrathes entschieden, der aus 50 Mitgliedern, 8 vom König ernannten und 12 vom Volke gewählten aus den Herzogthümern und 12 ernannten und 18 gewählten aus dem Königreich besteht, unauflöslich ist und, ausgenommen in Betreff neuer Steuern und Anleihen, nur eine berathende Stimme besitzt.

Ungefähr um dieselbe Zeit hatten die Ministerien für Schleswig (Moltke) und Holstein (Reventlow-Criminil) für jedes der beiden Herzogthümer eine besondere Provinzialverfassung verkündigt. Diese verstießen in doppelter Beziehung gegen das, was noch in dem Januarpatent versprochen worden war. Damals hatte sich die dänische Regierung verbindlich gemacht, die Vereinigung der verschiedenen Landestheile zu einem Gesammtstaat auf gesetz- und verfassungsmäßigem Wege herbeizuführen, und nun octroyirte dieselbe Regierung Verfassungen für die besondern Angelegenheiten der Herzogthümer, ohne deren Landesvertretungen auch nur darüber zu hören, und publicirte sie eine Gesammtverfassung, über die nur dem dänischen Reichsrath, nicht aber den Provinzialständen Schleswigs und Holsteins nachträglich sich zu äußern gestattet sein sollte. Damit wurde der Verfassungszustand selbstverständlich nicht auf verfassungsmäßigem Wege, sondern willkürlich geändert und die verheißene Gleichberechtigung der einzelnen Landestheile von vornherein mit Füßen getreten.

Es sollte aber schlimmer kommen. Die Oersted'sche Gesammtverfassung stieß im dänischen Reichstage auf lebhaften Widerstand. Das dänische Uebergewicht in der Zahl der Reichsräthe wurde bestens acceptirt, statt der bloß berathenden Stimme aber forderte man für den Reichsrath mitbeschließende Befugniß: nicht der König, der ja ein Interesse daran hatte, daß es auch den Schleswigern und Holsteinern wohl ging, sondern der in der festen Majorität des Reichsrathes ausgeprägte Wille des dänischen Volkes sollte das Schicksal der Herzogthümer fernerhin bestimmen. Eben so wie der Reichstag sprach sich die Majorität der zwanzig von der Krone ernannten Mitglieder des Reichsrathes aus, welche am 1. September 1854 zu einer vorläufigen Berathung zusammentraten. Das Ministerium löste den Reichstag auf und ordnete neue Wahlen an. Diese fielen un-

günſtig für den Plan der Regierung aus. Der neue däniſche Reichstag trat, unterſtützt durch eine Rieſenpetition des Volkes, den in Bezug auf die Geſammtverfaſſung vom aufgelöſten gefaßten Beſchlüſſen bei und richtete an den König den Antrag, die Geſammtverfaſſung vom 26. Juli nach dem Willen der Volksvertretung (natürlich bloß der däniſchen) zu modificiren. Das Miniſterium Oerſted wollte nicht nachgeben und trat zurück, worauf der ſchon von früher her berüchtigte v. Scheele, ein Günſtling der Gräfin Danner, ein neues Cabinet bildete, welches die Abſichten des Reichstages zu den ſeinen machte.

So entſtand die dritte Geſammtſtaatsverfaſſung vom 2. October 1855. Sie wich von der vorigen zunächſt dadurch ab, daß ſie die Zahl der Reichsrathsmitglieder von 50 auf 80 erhöhte und dem parlamentariſchen Organ der Geſammtmonarchie nicht bloß mit Rückſicht auf Steuern und Anleihen, ſondern auch auf die Geſetzgebung eine entſcheidende Stimme einräumte. Die eine überwiegende Majorität auf däniſcher Seite ſichernde Vertheilung der Abgeordneten auf die einzelnen Länder war beibehalten, da 33 Reichsräthen aus den Herzogthümern 47 däniſche gegenüberſtehen ſollten. Der Entwurf zu dieſer Verfaſſung wurde dem däniſchen Reichstag mit Rückſicht auf die dadurch nöthig werdende Beſchränkung des Grundgeſetzes für Dänemark auf die beſondern Angelegenheiten dieſes Königreiches zur Genehmigung vorgelegt und ebenſo der Plan zu einem Wahlgeſetz für den Reichsrath. Nachdem beide Geſetze von der däniſchen Volksvertretung berathen und ſchließlich angenommen worden waren, berief die Regierung abermals die vom König ernannten Reichsrathsmitglieder zuſammen und legte denſelben jene Geſetze vor, jedoch ohne Einräumung der Befugniß zu Aenderungsvorſchlägen, ſondern nur zur Annahme oder Verwerfung en bloc. Der Reichsrath entſchied ſich für die Annahme, und nun wurde die neue Geſammtſtaatsverfaſſung nebſt dem Wahlgeſetz publicirt.

Von einer Befragung der Provinzialſtände Schleswigs und Holſteins ſowie der Ritter- und Landſchaft Lauenburgs war nicht die Rede. Der däniſche Reichstag hatte entſchieden, auf ihn allein kam es an, mit ihm mußte man ſich vereinbaren. Ja v. Scheele führte ſogar den Satz durch, daß die Verfaſſungen der Herzogthümer ohne Weiteres, ſoweit die Intereſſen der Geſammtmonarchie es heiſchten, einſeitig von der Regierung und dem Reichsrath abgeändert werden dürften, und erklärte, entſchieden gegen das Abkommen mit Deutſchland, die Domänenſachen für eine gemeinſchaftliche Angelegenheit. Schleswig und Holſtein galten in Kopenhagen als eroberte Provinzen. Daß man ſie der Vermittlung Deutſchlands, dem Beiſtand eines deutſchen Heeres verdankte, daß man ſie nur gegen beſtimmte Zugeſtändniſſe wiedererlangt hatte, war vergeſſen. Die Deutſchen hatten ſich ſchweigend zu unterwerfen — der Wille Dänemarks war das Geſetz der Unterworfenen.

Die Stände Holſteins, mit denen wir es zunächſt zu thun haben, ſahen dieſe Nothwendigkeit nicht ein. Sie wurden jedoch über dieſe Eingriffe in ihre Rechte nicht gehört, ja die Regierung unterſagte ihnen ſogar Berathungen über die Geſammtverfaſſung als nicht zu ihrem Wirkungskreis gehörig und wiederholte auf deren Widerſpruch das Verbot mit dem Bemerken, daß jede fernere Verhandlung über den Gegenſtand „als Nullität“ betrachtet werden würde.

Es blieb dem deutſchen Elemente nichts mehr übrig, als den Verſuch zur Vertheidigung ſeiner Rechte im Reichsrath ſelbſt zu unternehmen und im Fall auch dies fehlſchlüge, von Denen Hilfe zu erwarten, welche als Garanten dieſer Rechte angeſehen werden mußten. Ein Wahlgeſetz, nach welchem eine gut eingeübte Minderheit den Sieg davontragen muß, Einſchüchterung der Beamten, Mitwirkung däniſcher Militärperſonen, Herumſendung von Stimmzetteln durch Polizeidiener und andere Wahlumtriebe hatten es möglich gemacht, daß in Holſtein ſowie in Schleswig einige abhängige und unſelbſtändige Beamte und mehrere undeutſch geſinnte Männer andern Standes, unter Andern ſelbſt v. Scheele, der ſich als Volksfreund gerirte und für das Pinneberger Landleben ſchwärmte, in den Reichsrath gewählt wurden. Im Uebrigen wählte man ſolche Vertreter, welche die Geſammtverfaſſung vom 2. October 1855 als widerrechtlich erlaſſen verwarfen und ein Zuſammenleben der Deutſchen und Dänen in einer Geſammtmonarchie wie die, welche man jetzt in Kopenhagen für fertig hielt, überhaupt für unmöglich anſahen. Von dieſen ſtellten ſchon in einer der erſten Sitzungen des Reichsrathes elf, denen ſich ſpäter noch

vier andere anſchloſſen, folgenden bedeutungsvollen Antrag:

„Der Reichsrath beſchließt: Bei Seiner Majeſtät dem König allerunterthänigſt zu beantragen, daß Allerhöchſtdieſelben geruhen wollen, den Provinzialſtänden des Herzogthums Schleswig ſowie des Herzogthums Holſtein und der Ritter- und Landſchaft des Herzogthums Lauenburg rückſichtlich des Verfaſſungsgeſetzes für die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten vom 2. October 1855 und des vorläufigen Geſetzes, betreffend die Wahlen zum Reichsrathe von demſelben Datum, diejenigen Vorlagen machen zu laſſen, auf welche ſie verfaſſungsmäßig und namentlich auf Grund der allerhöchſten Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 (Januarpatent) einen Anſpruch zu machen berechtigt ſind; zu dieſem Ende die gedachten Landesvertretungen ſo bald wie möglich nach Beendigung der jetzigen Diät des Reichsrathes zu außerordentlichen Verſammlungen zu berufen und unter möglichſter Berückſichtigung der von denſelben erſtatteten Gutachten ausgearbeitete Entwürfe zu einem Verfaſſungsgeſetze für die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten und einem desfälligen Wahlgeſetze dem Reichsrathe als Geſetzvorſchläge vorlegen zu laſſen.“

Die Verſammlung erklärte ſich dafür, daß der Antrag in Berathung zu nehmen ſei. Aber umſonſt zeigte v. Scheel-Pleſſen, der Führer der Antragſteller, in einer längern Rede, daß der bisher zur Bildung eines gemeinſchaftlichen Organs verfolgte Weg nicht der rechte, und daß an die Stelle des augenblicklichen, durch die Macht der Umſtände herbeigeführten Zuſtandes ein anderer, ein rechtlich begründeter zu ſetzen ſei. Die däniſchen Reichsräthe antworteten mit Winkelzügen und Spitzfindigkeiten. Das Miniſterium leugnete alle Verbindlichkeiten in der Sache rundweg ab, und das Ende war — wie vorauszuſehen — daß die däniſche Majorität in Gemeinſchaft mit denjenigen Mitgliedern aus den Herzogthümern, welche die Wahlumtriebe der Regierung, der Wille des übelberathenen Königs und die Verblendung einiger Bezirke Nordſchleswigs in den Reichsrath geſendet, den Antrag abwies. Der Reichsrath wetteiferte mit dem Miniſterium, die Herzogthümer zu tyranniſiren und auszubeuten, alles Thun der Regierung war darauf gerichtet, die Holſteiner wie die Schleswiger recht gründlich empfinden zu laſſen, daß Dänemark nach Belieben mit ihren Rechten und Intereſſen, ihrer Nationalität und ihrem Gelde ſchalten könne.

In dieſer düſtern Zeit begann endlich ein leiſer Dämmerſchein am Horizonte zu ſchimmern, der allmälig heller wurde, aber — in Deutſchland entwickeln ſich die Dinge nun einmal langſam — ſelbſt heute noch nicht zum vollen Sonnenaufgang geworden iſt, wenn man ihn auch für etwas mehr als einen bloßen Schein halten darf.

Die deutſchen Vormächte zeigten endlich, daß ſie nicht gemeint waren, die Vereinbarungen, die Dänemark mit ihnen getroffen, in allen Stücken mit Füßen treten zu laſſen. An der Spitze der proteſtirenden Holſteiner und Schleswiger ſtand der hohe Adel des Landes, und deſſen Verbindungen werden in Berlin und Wien bewirkt haben, daß das Eis zu thauen anfing. Am 1. Juni 1856 richtete Preußen, am 23. deſſelben Monats Oeſterreich eine Note wegen Holſteins an das Kopenhagener Cabinet, Preußen unter Beifügung einer Denkſchrift. Die Noten äußerten ſich namentlich dagegen, daß über die Geſammtverfaſſung die Provinzialſtände nicht gehört, daß die Domänen den gemeinſchaftlichen Gegenſtänden zugewieſen worden*) und daß durch eine Verfügung über das Areal des Kronwerks der Feſtung Rendsburg in die zwiſchen dem Bunde und Dänemark ſtreitig gebliebene Berichtigung der Grenze zwiſchen Holſtein und Schleswig eingegriffen werde. Die preußiſche Denkſchrift wies mit bündigen Worten nach, wie nicht nur in der Verordnung von 1834 (durch welche den Herzogthümern Provinzialſtände verliehen worden) verheißen ſei, daß alle Entwürfe ſolcher allgemeinen Geſetze, welche Veränderungen in den Perſonen- und Eigenthumsrechten, Steuern und öffentliche Laſten betreffen, den Ständen zur Berathung vorgelegt und namentlich Veränderungen in den Provinzialverfaſſungen nur nach Anhörung der Vertreter der Herzogthümer vorgenommen werden ſollten, ſondern daß auch in den Verhandlungen mit den deutſchen Mächten 1851 ausdrücklich zugeſagt worden, es ſolle die Verbindung der Herzogthümer mit Dänemark erſt nach Befragung der Provinzialſtände derſelben und der Ritter-

*) Die Domänen in den Herzogthümern haben einen Werth von etwa 16 Mill. Rdlrn, während Dänemark deren faſt ſo gut wie gar keine hat.

und Landſchaft von Lauenburg in's Werk geſetzt werden. Die Denkſchrift zeigte ferner, daß in dem Januarpatent von 1852 den Provinzialſtänden ſogar hinſichtlich aller bisher zu dem Wirkungskreis der berathenden Provinzialſtände gehörigen Angelegenheiten beſchließende Befugniß und Vorlegung eines Geſetzentwurfs über Ertheilung dieſer Befugniß verſprochen worden. Weiter wurde dargethan, daß der verfaſſungsmäßige Weg der Berathung mit den Ständen bei keinem einzigen von den Verfaſſungsgeſetzen eingeſchlagen worden, daß dieſe der Landesvertretung überhaupt keine ſichere Baſis gewährten und es dem Belieben der Regierung überließen, jede Angelegenheit zu einer gemeinſamen zu erklären, daß letzteres bereits durch die Verfaſſung von 1855 mit den Domänen geſchehen, und daß durch ein ſolches Gebahren die feierlich zugeſicherte Selbſtändigkeit der Herzogthümer ſchwer gefährdet ſei. Dann folgte eine Andeutung, daß die Geſammtverfaſſung ſich auch als Beeinträchtigung des monarchiſchen Princips anfechten laſſe, und ſchließlich forderte man das Kopenhagener Cabinet zu Vorſchlägen wegen Erledigung der ſtreitigen Grenzfragen auf.

Dänemark antwortete dem Berliner Cabinet am 5. September mit Ausflüchten der gewundenſten Art. Ueber den Weg, auf dem die Geſammtverfaſſung eingeführt werden ſolle, habe es im Januarpatent keine Verpflichtungen übernommen. Die Rechte der Provinzialſtände hätten ſich nicht auf die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten erſtreckt. Man habe früher nicht alle Dinge, welche als gemeinſchaftliche zu betrachten, bezeichnen können und ſich weniger erhebliche Veränderungen vorbehalten (nicht laut und ausdrücklich, ſondern mit der reservatio mentalis aus dem Katechismus der Jeſuiten). Die Domanialeinkünfte (die mit dieſen „wenig erheblichen Veränderungen“ gemeint waren, obwohl ſie den Zinſen eines Capitals von 16 Millionen gleich ſind) ſeien von jeher in die gemeinſchaftliche Caſſe gefloſſen. Für die Verwaltung dieſer Caſſe ſei es unmöglich, die Einnahmen zu ſondern. Die Zuziehung des Ertrags der Domänen zu den Einnahmen des Geſammtſtaats ſei um ſo mehr begründet, als der König urſprünglich auf die Domänen dieſelben Anſprüche gehabt, wie ſie das deutſche Staats- und Fürſtenrecht feſtſtelle, als ferner auch die Domänen des Königreichs ſtets den gemeinſamen Finanzen zu Gut und Laſt geſtanden, und als vom Königreich der Sundzoll nur unter der Vorausſetzung der Gemeinſamkeit der Domänen der Geſammtſtaatscaſſe zugewieſen worden. Der König, hieß es endlich, ſei vor Erlaß der Geſammtſtaatsverfaſſung zur freieſten Verfügung über die Domänen in den Herzogthümern berechtigt und weder rückſichtlich der Verwaltung noch in Betreff des Verkaufs an die Controle der Stände gebunden geweſen.

Aehnliches brachte man am 13. October in Wien vor. Weder hier noch in Berlin konnte man ſich dabei beruhigen. Man erwiederte, von Berlin am 23., von Wien am 26. October, in Bezug auf die Domänen, die Lage der Dinge ſei durch die veränderte Verfaſſung eine andere als früher geworden, und bemerkte, daß man, wofern Dänemark es nicht paſſend finde, durch Verhandlung mit den Provinzialſtänden die Initiative zum Austrag der Angelegenheit zu ergreifen, die Bundesverſammlung veranlaſſen müſſe, den Standpunkt zu wahren, den ſie in der Sache nach Maßgabe der Bundesgeſetze und der Verträge von 1851 und 1852 einnehme.

v. Scheele antwortete am 27. Februar 1857 mit neuen Ausflüchten und Beſchönigungen. Bald nachher bekam er ſeinen Abſchied, und nun ruhte der Streit einige Monate. Am 13. Mai 1857 verſprach das neue Miniſterium Michelſen in Depeſchen nach Berlin und Wien, die holſteiniſchen Stände einzuberufen, um denſelben eine Reviſion der Sonderverfaſſung des Herzogthums zu verfaſſungsmäßiger Behandlung vorzulegen. Oeſterreich und Preußen nahmen deshalb noch Anſtand, die Frage an den Bundestag zu bringen, und notificirten dies dem Kopenhagener Cabinet am 20. Mai mit der Andeutung, daß man erwarte, der Verſammlung in Itzehoe werde geſtattet ſein, ihre Berathungen auch auf die Angelegenheiten zu erſtrecken, welche die Geſammtverfaſſung als gemeinſchaftliche bezeichne. Die däniſche Antwort vom 24. Juni zeigte, daß Letzteres nicht bewilligt werden ſollte. Die Cabinette von Berlin und Wien erwiederten darauf am 6. Juli, daß ſie, da der Zuſammentritt der Stände nahe bevorſtehe, die weitern Schritte der däniſchen Regierung abwarten wollten. In der That beſchränkte dieſe die Verhandlungen auf den Entwurf einer neuen Sonderverfaſſung. Die Stände lehnten die

Zuſtimmung ab und vereinigten ſich am 12. September zu einem „Bedenken," welches mit Klarheit und Gründlichkeit den Nachweis führte, wie die Geſammtverfaſſung die Rechte und Intereſſen des Herzogthums beeinträchtigte. Die Verſammlung wurde darauf ohne Weiteres geſchloſſen. Die neue Provinzialverfaſſung war um nichts beſſer als die alte, die Fügſamkeit Dänemarks eitel Spiegelfechterei geweſen.

Die Ritter- und Landſchaft Lauenburgs brachte am 29. October 1857 ihre Beſchwerden an den Bund und um dieſelbe Zeit gaben Oeſterreich und Preußen in Frankfurt von ihren Verhandlungen mit Dänemark Kenntniß. Hannover knüpfte daran, auf Artikel 31 der Wiener Schlußacte geſtützt, den Antrag, die Sache der Herzogthümer ex officio in Berathung zu nehmen und falls ſich herausſtelle, daß Dänemark ſeinen Verpflichtungen gegen den Bund nicht genügt, Erfüllung derſelben unter der Androhung zu fordern, daß die anſtößigen Einrichtungen für unverbindlich erklärt werden würden. Am 5. November wurde ein Ausſchuß gewählt, der am 19. den Antrag ſtellte, die Beſchwerde Lauenburgs zunächſt dem Kopenhagener Cabinet zur Aeußerung darüber mitzutheilen, und ſpäter über die holſteiniſche Angelegenheit ein Gutachten erſtattete. Letzteres lief im Weſentlichen auf Folgendes hinaus:

Nach der Wiener Schlußacte und dem Bundesbeſchluß vom 23. Auguſt 1851 iſt die Bundesverſammlung befugt, die Verfaſſungszuſtände eines Bundeslandes aus freiem Ermeſſen einer Prüfung zu unterziehen. Nach den Verordnungen für die Provinzialſtände Holſteins und Schleswigs von 1831 und 1834 darf eine Abänderung in den Sonderverfaſſungen der Herzogthümer nur nach vorgängiger Berathung mit den Ständen ſtattfinden, und der Wirkungskreis der Stände umfaßt das Recht der Berathung über die Entwürfe allgemeiner Geſetze, welche Veränderungen in Perſonen- und Eigenthumsrechten, Steuern und öffentlichen Laſten zum Gegenſtand haben, ferner das Recht der Antragſtellung bezüglich dieſer Gegenſtände, der Bitte und Beſchwerde in Bezug auf die ſpeciellen Intereſſen des Herzogthums, endlich das Recht der Beſchlußfaſſung in Gemeindeangelegenheiten, die Vertheilung nicht bereits geſetzlich geregelter Anlagen über die contribuirenden Bezirke und die Beſtimmung der Vertheilung. Die holſteiniſche Verfaſſung von 1854 aber normirt den Wirkungskreis der Stände ganz anders, indem ſie unter Anderm alle Gegenſtände der gemeinſamen Geſetzgebung demſelben entzieht. Die Bekanntmachung vom 23. Juni 1856 ändert wieder dieſe Beſtimmungen, indem ſie die darin den Provinzialſtänden überwieſenen Domänenangelegenheiten dem Reichsrath zutheilt. Selbſt nach der Verfaſſung von 1854 war dieſe Abänderung nur mit Einwilligung der Stände zuläſſig; dürfte die Regierung den Wirkungskreis der letztern überhaupt beſchränken, ſo wäre der ſtändiſchen Wirkſamkeit jede geſetzliche Baſis genommen. Die durchgreifendſten Verfaſſungsänderungen enthält die Geſammtverfaſſung von 1855. Während nach den Geſetzen von 1850 neben dem unbeſchränkt regierenden König-Herzog die Landſtände das einzige Organ der Geſetzgebung waren und ihre Competenz alle oben bezeichneten allgemeinen Geſetze umfaßte, legt die Geſammtverfaſſung die geſetzgebende Gewalt dem König und dem Reichsrath gemeinſchaftlich bei, überweiſt ſie ferner dem Reichsrath ausſchließlich die Mitwirkung bei den gemeinſchaftlichen Gegenſtänden der Monarchie, conſtituirt ſie ein Reichsgericht und beeinträchtigt ſie dadurch nach dem Geſetz von 1854 den Provinzialſtänden gebührende Befugniſſe. Da ſomit dieſe Geſetze den Wirkungskreis der letztern änderten, ſo mußten ſie denſelben zur Berathung vorgelegt werden. Dies iſt nicht geſchehen, und ſo ſind ſie nicht verfaſſungsmäßig zu Stande gekommen und verſtoßen gegen Artikel 56 der Wiener Schlußacte. Daſſelbe gilt für Lauenburg.

Die Forderung, daß eine gemeinſchaftliche Verfaſſung nur auf geſetz- und verfaſſungsmäßigem Wege eingeführt werde, iſt aber, ſo fährt der Ausſchußbericht fort, nicht nur im Bundesrecht, ſondern auch in den Verhandlungen begründet, welche Preußen und Oeſterreich in den Jahren 1851 und 1852 mit Dänemark geführt. Dem damaligen Abkommen entſpricht ferner die Stellung nicht, welche die deutſchen Herzogthümer nach der Geſammtverfaſſung einnehmen, und welche dieſelben dem däniſchen Landestheil unterordnet. Endlich widerſtreitet die Geſammtverfaſſung von 1855 dem Bundesrecht, da es den Regierungsantritt des Thronfolgers von einer vorgängigen Beeidigung deſſelben

ouf die Verfaſſung obhängig mocht, und da nach ihm die Aushebung von Monnſchaften für dos Heer der Zuſtimmung des Reichsrathes bedarf, was wenigſtens nach dem Wortlout auch dos Bundescontingent trifft.

Von dieſem Stondpunkt aus beantragte der Ausſchuß im Weſentlichen Folgendes:

1) Der däniſchen Regierung kundzugeben, doß die Bundesverſammlung a. im Hinblick auf Art. 56 der Wiener Schlußacte die Verordnung vom 11. Juli 1854, ſoweit Parographen derſelben der Berothung der holſteiniſchen Stände nicht unterbreitet worden, die Bekanntmochung vom 23. Juni 1856 und die Geſommtverfaſſung von 1855, ſoweit ſie auf Holſtein und Louenburg Anwendung finden ſolle, ols in verfaſſungsmäßiger Wirkſamkeit beſtehend nicht anerkennen könne; b. in den zum Behuf der Neugeſtoltung der Verfaſſungsverhältniſſe Holſteins und Lauenburgs und der Ordnung ihrer Beziehungen zu den übrigen Theilen der däniſchen Monorchie erloſſenen Geſetzen die allſeitige Beachtung der 1851 und 1852 und namentlich im Januorpatent ertheilten Zuſicherungen vermiſſe, und c. die Geſammtverfaſſung von 1855 nicht durchweg mit den Bundesgeſetzen vereinbar erochte.

2) Demzufolge an die däniſche Regierung das Erſuchen zu ſtellen, a. in Holſtein und Lauenburg einen den Bundesgeſetzen und den gegebenen Zuſogen entſprechenden Zuſtand herzuſtellen, insbeſondere ein die Selbſtändigkeit der beſondern Verfaſſungen und der Verwaltung der Herzogthümer ſicherndes und deren gleichberechtigte Stellung wahrendes Verhältniß herbeizuführen, und b. der Bundesverſammlung über die getroffenen oder beabſichtigten Anordnungen Mittheilung zu machen.

Die Bundesverſommlung erhob, nachdem der Geſondte für Holſtein und Lauenburg ſich gegen einſeitige Auslegung der Verträge verwohrt und unter Vorbehalt des „Weitern“ die Bereitwilligkeit ſeiner Regierung zu unparteiiſcher Prüfung der Angelegenheit erklärt, am 11. Februar 1858 den Antrog des Ausſchuſſes zum Beſchluß und verband domit ouf Antrag Honnovers am 25. Februar das ſernere Verlongen, doß die däniſche Regierung bis dohin, wo ſie die Forderungen des Hauptbeſchluſſes erfüllt, dovon abſtehe, neue Geſetze, Verfügungen und Geldouflagen durch den Reichsrath oder unmittelbar hinſichtlich Holſteins und Lauenburgs zu beſchließen und einzuführen, wogegen der Antrog Hannovers und Coburg-Gotha's, in Gemäßheit der Zuſogen von 1851 und 1852 auch Schleswig und die demſelben gorantirte Selbſtändigkeit mit der Erwartung im Auge zu beholten, daß Dänemark die übernommene Verpflichtung erfüllen werde, vom Präſidium „für jetzt“ obgelehnt wurde.

Am 26. März gob darouf der däniſche Geſandte das Verſprechen ob, es ſolle den Ständen nochträglich die Verfoſſung von 1854 „zur Berothung“ vorgelegt und dabei die provinzielle Selbſtändigkeit Holſteins und Lauenburgs geſichert werden. Doran ober knüpfte ſich die Erklärung, mon werde die Geſommtoerfoſſung oufrecht erhalten und nur eine Reoiſion derſelben mit dem Reichsrath ouf Grund der Anträge Holſteins vornehmen. Ueber die Einwendungen der Bundesverſammlung gegen die jetzige Stellung der Herzogthümer in der Monarchie ouf Grund der Verträge von 1851 und 1852 beantrogte der däniſche Geſandte, da dem Bunde kein einſeitiges Auslegungsrecht zuſtehe, Verhandlung durch Delegirte des Bundes und Dänemorks. Für diejenigen Angelegenheiten endlich, welche früher nicht in das Gebiet der provinzialſtändiſchen Wirkſomkeit gehört, wurde fortwährend die Giltigkeit der Beſchlüſſe des Reichsrothes beanſprucht.

Die Bundesverſammlung fand dieſe Erklärung nicht genügend und foßte am 20. Mai den Beſchluß, die däniſche Regierung zu erſuchen, dem Bunde binnen ſechs Wochen mitzutheilen, wie ſie im Vollzug des Beſchluſſes vom 11. Februor die Verhältniſſe Holſteins und Lauenburgs zu ordnen gedenke, wobei ſie ſich das Urtheil über den Werth der in Ausſicht geſtellten Berathungen mit den Ständen vorbehielt, und ferner, der däniſchen Regierung zu erklären, daß man ihre Auslegung des Bundesbeſchluſſes vom 25. Februar nicht anerkenne, vielmehr ſich jede weitere Beſchlußnohme vorbehalte, falls man Vorgänge erfahre, die mit dem Zweck und Wortlaut dieſes Beſchluſſes im Widerſpruch ſtänden.

Am 15. Juli ließ hierouf dos Kopenhagener Cabinet erklären, rückſichtlich Lauenburgs ſei es bereit, ſolche verfoſſungsmäßige Normen zu veranloſſen, durch welche jeder Zweifel in Betreff ihrer frühern Aeußerung beſeitigt werde, rückſichtlich Holſteins aber ſei ſie zwor zur Vermeidung eines Zuſammenſtoßes bereit, dem Bundesbeſchluß Folge zu

leiſten, doch müſſe ſie auf ihrem Vorſchlag einer Verhandlung durch beiderſeitige Delegirte beſtehen. Mittlerweile wolle ſie die Geſammtverfaſſung als außer Wirkſamkeit geſetzt betrachten.

Die Bundesverſammlung konnte ſich ſelbſtverſtändlich damit nicht befriedigt finden. Sie beſchloß am 12. Auguſt nach Antrag des Ausſchuſſes für die holſtein-lauenburgiſche Verfaſſungsſache, der ſich mit dem Executionsausſchuß in Verbindung geſetzt, das Kopenhagener Cabinet aufzufordern, ſich binnen drei Wochen darüber zu erklären, ob mit dem Verfaſſungsgeſetz von 1855 die Bekanntmachungen vom 16. October 1855 (über Errichtung eines gemeinſchaftlichen Miniſteriums des Innern) und vom 23. Juni 1856 (eine nähere Beſtimmung der beſondern Angelegenheiten Holſteins betreffend) ſowie Paragraph 1 bis 6 der holſteiniſchen Sonderverfaſſung außer Wirkſamkeit treten. Nochmals verſuchte die däniſche Regierung Winkelzüge, aber am 11. November beantragten die vereinigten Ausſchüſſe in Frankfurt, die Bundesverſammlung wolle die Executionscommiſſion anweiſen, in Folge der ungenügenden Erklärung des Kopenhagener Cabinets für das weitere Verfahren die der Sachlage entſprechenden Maßregeln vorzuſchlagen, und jetzt begriff man in Dänemark, daß die Geduld des Bundes erſchöpft und Zwang im Anzug ſei. Am 6. November 1858 wurde die Geſammtverfaſſung von 1855 für Holſtein und Lauenburg, die Paragraphen 1 bis 6 der holſteiniſchen Provinzialverfaſſung und die Bekanntmachung vom 23. Juni 1856 für aufgehoben erklärt und die Stände Holſteins auf den 3. Januar 1859 einberufen, worauf das Executionsverfahren eingeſtellt wurde.

Noch aber war Dänemark mit ſeinen Vertheidigungsmitteln nicht zu Ende. Die Regierung legte den in Itzehoe verſammelten Ständen nur den Entwurf einer neuen Provinzialverfaſſung vor, forderte ſie hinſichtlich der Stellung des Herzogthums zur Geſammtmonarchie bloß auf, ihre Wünſche auszuſprechen, und wies dabei auf die Geſammtverfaſſung von 1855 als Ausgangspunkt hin, indem ſie zugleich erklärte, ſie habe ſich von der Richtigkeit der Gründe, auf welche die Beſchlüſſe des Bundes wegen deren Aufhebung ſich ſtützten, nicht zu überzeugen vermocht. Die Stände, durch die ihnen angewieſene Grundlage genöthigt, ſich an das Januarpatent zu halten, proteſtirten zwar abermals gegen die Aufhebung der legislativen und adminiſtrativen Verbindung mit Schleswig und bezeichneten dieſe als Vorausſetzung einer befriedigenden Ordnung der Verhältniſſe, gaben ſich aber doch die Mühe, ſelbſt eine förmliche Geſammtſtaatsverfaſſung auszuarbeiten. Dieſer Vorſchlag, am 12. März 1859 der Regierung zugefertigt, lief in ſeinen Grundzügen darauf hinaus, daß zu jedem gemeinſchaftlichen Geſetz und jeder Geldbewilligung über das Normalbudget hinaus die Zuſtimmung von vier gleichberechtigten Provinzialverſammlungen (für Lauenburg, Holſtein, Schleswig und Dänemark) erforderlich ſein ſollte. Es war derſelbe die einzige Möglichkeit, in eine Geſammtverfaſſung und nicht zugleich in eine factiſche Einverleibung der deutſchen Herzogthümer zu willigen. Regieren aber ließ ſich damit nicht, und ſchon aus dieſem Grunde wurden die ſtändiſchen Vorſchläge durch Patent vom 23. September zurückgewieſen. Dabei ſprach die Regierung ſich dahin aus, daß bis auf Weiteres die holſteiniſchen Stände das Recht haben ſollten, ſich über gemeinſchaftliche Angelegenheiten zu äußern, und machte zugleich einige Vorſchläge zu etwas gerechterer Vertheilung der Beiträge Holſteins zu den gemeinſchaftlichen Ausgaben, Vorſchläge, die indeß voll Doppeldeutigkeiten und Hinterthüren waren, wie alles Bisherige.

Wir kehren zur Bundesverſammlung zurück. Unter dem 2. November 1859 theilte der Geſandte für Holſtein und Lauenburg den vereinigten Ausſchüſſen in einer Note das Ergebniß der Verhandlungen in Itzehoe mit, ſowie daß die Regierung beabſichtige, Abgeordnete des Herzogthums Holſtein mit den Vertretern der übrigen Theile der Monarchie, in gleicher Zahl von der Provinzialverſammlung Holſteins und von dem Reichsrath gewählt, zuſammentreten zu laſſen, um durch gemeinſame Verhandlung größere Uebereinſtimmung herbeizuführen. Vielleicht ergebe ſich dann, daß die Bedenken der holſteiniſchen Stände ſich durch gewiſſe Modificationen der Geſammtverfaſſung von 1855 beſeitigen ließen. Wie die Regierung hoffe, werde durch ſolche von ihr geleitete Verhandlungen eine Verfaſſung vorbereitet werden, die „zu einer den Anſichten der Bewohner der verſchiedenen Landestheile über

ihre Rechte und Intereſſen entſprechenden definitiven Ordnung führen würde."

Wir haben aus dem Gang der bisherigen Verhandlungen zwiſchen dem Bunde und Dänemark geſehen, daß Letzteres ſich nur mit den möglichſt kleinen Schritten einer Erfüllung ſeiner Verbindlichkeiten näherte, und daß keines ſeiner Zugeſtändniſſe als volle gute Münze gelten konnte. Als es jetzt bis zu einem gewiſſen Grade in Betreff der zum deutſchen Bunde gehörigen Herzogthümer ernſtlich nachgeben mußte, ſuchte es dieſen gegenüber wenigſtens ein Schleswig-Dänemark feſtzuhalten, indem es davon ausging, daß den Holſteinern die Abgeordneten des Reichsrathes als die Vertreter von Schleswig und Dänemark entgegengeſtellt ſein ſollten.

Am 18. Februar 1860 erſtatteten die vereinigten Ausſchüſſe der Bundesverſammlung über die letzten däniſchen Eröffnungen Bericht. Nach ausführlicher Auseinanderſetzung der Gründe, aus denen dieſelben ungenügend erſcheinen, ſtellten ſie den Antrag, die Verſammlung wolle beſchließen, daß in den bisherigen Maßnahmen der däniſchen Regierung die Erfüllung des Bundesbeſchluſſes vom 11. Februar 1858 zu vermiſſen, mit Rückſicht auf die Note vom 2. November 1859 aber von der Bundesexecution vorläufig abzuſehen ſei. Bis zur Herſtellung eines definitiven, den Zuſicherungen von 1851 und 1852 entſprechenden Verfaſſungszuſtandes ſolle hinſichtlich der Beſtimmungen über die Gegenſtände, welche als allgemeine oder als beſondere Angelegenheiten betrachtet werden ſollen, der Tenor des Januarpatents von 1852 ausſchließlich maßgebend ſein. Alle Geſetzvorlagen, welche dem Reichsrath zugehen, ſollen auch den Ständen von Holſtein und Lauenburg vorgelegt werden und kein Geſetz über gemeinſchaftliche Angelegenheiten, namentlich auch in Finanzſachen, für die Herzogthümer ohne Zuſtimmung der Stände in Kraft treten. Ferner ſolle der königlich-herzoglichen Regierung eröffnet werden, daß die Bundesverſammlung der Abſicht derſelben, Delegirte der verſchiedenen Theile des Reiches zu Berathungen über eine definitive gemeinſchaftliche Verfaſſung zu berufen, unter der Bedingung nicht entgegentreten wolle, daß dieſe Verhandlungen mit Delegirten der geſetzlichen Specialvertretungen ſämmtlicher Landestheile ſtattfinden, daß dieſelben mit möglichſter Beſchleunigung herbeigeführt werden und daß durch dieſe Berathung der Verhandlung mit den Ständen Holſteins und Lauenburgs nicht präjudicirt werde.

Nach dieſen Anträgen ſtanden die Herzogthümer Holſtein und Lauenburg dem Königreich Dänemark bis auf Weiteres vollkommen ſelbſtändig gegenüber. Nur die im Januarpatent erwähnten Gegenſtände ſollten als gemeinſchaftliche für die ganze Monarchie gelten und die Stände der Herzogthümer auch für dieſe das Recht der Zuſtimmung haben. Ohne dieſe Zuſtimmung erlaſſene Geſetze waren unverbindlich. Die Geſammtverfaſſung war mit den Ständen zu vereinbaren, Berathungen mit Delegirten der vier Landestheile ſollten vorbereiten. Es war mit einem Wort ein Proviſorium geſchaffen, durch welches den Holſteinern und Lauenburgern ihre Rechte gewahrt waren. Für jede Verletzung der Selbſtändigkeit der Bundesländer drohte von Seiten des Bundes die Execution, von Seiten der deutſchen Angehörigen berechtigte Steuerverweigerung. Der däniſche Geſandte begriff denn auch ſofort die Tragweite der Ausſchußvorſchläge. Er verwahrte ſich gegen das angedrohte Executionsverfahren und gegen die den Provinzialſtänden zugeſprochene beſchließende Befugniß. Aber die Bundesverſammlung ließ ſich nicht beirren. Am 8. März 1860 erhob ſie den Antrag zum Beſchluß. Nur zwei Stimmen waren dagegen, zwei fremde: Dänemark und die Niederlande für Luxemburg und Limburg.

Der Bundestag hat, das wird kein Unparteiiſcher leugnen wollen, in Betreff Holſteins und Lauenburgs in ziemlich weit reichendem Maße ſeine Pflicht gethan, er hat indirect auch für Schleswig den Boden zu beſſern Zuſtänden vorbereitet. Die Verſammlung hat ihr directes Einſchreiten auf Holſtein und Lauenburg beſchränkt, weil in Bezug auf dieſe Theile der däniſchen Monarchie der König-Herzog den Beſchlüſſen des Bundes Gehorſam ſchuldet. Es waltet aber kein Zweifel ob, daß der Bund als europäiſche Macht befugt iſt, direct auch für Schleswig Erfüllung der 1851 und 1852 eingegangenen Verpflichtungen zu fordern, und eben ſo wenig läßt es ſich leugnen, daß er dazu verpflichtet iſt. Als Deutſchland 1848 den Schutz der Rechte Holſteins in und auf Schleswig mit den Waffen unter-

nahm, war der Kampf nur in Bezug auf den Herzog von Holstein und Lauenburg Bundesexecution, in Bezug auf den Herzog von Schleswig war er ein Krieg. So war das am Ende desselben abgeschlossene Uebereinkommen in Betreff Holsteins eine Verständigung zwischen der Bundesgewalt und einem Bundesfürsten, in Betreff Schleswigs dagegen ein Friede, und daraus ergibt sich, daß die rücksichtlich Schleswigs im Januarpatent und den sich um dasselbe gruppirenden Depeschen und Noten ertheilten Zusagen einen rein völkerrechtlichen Charakter tragen. Weniger bindend aber als die für Holstein genehmigten Zusagen des Souverains der dänischen Monarchie sind sie nicht. Ist der Bund somit zum Eingreifen in Schleswig berechtigt, so ist er dazu auch verbunden, und zwar um so mehr, als das 1852 für dieses Herzogthum neu aufgestellte Recht noch schwerer verletzt worden ist als in Holstein.

Durch das Januarpatent von 1852 wurde wie den Holsteinern auch den Schleswigern versprochen, daß mit der Ordnung der Angelegenheiten der Monarchie im Geist der Erhaltung und Verbesserung rechtlich bestehender Gesetze vorgeschritten werden solle. Von diesem Geist ist in den Maßregeln der Regierung in Schleswig bisher keine Spur zu entdecken gewesen. Statt zu erhalten stürzte man um, statt zu verbessern verschlimmerte man die Lage der deutschen Bewohner des Landes. Allenthalben trat in den Anordnungen der Behörden, sowohl was die Verwaltung als was die Gesetzgebung betrifft, die Absicht hervor, die im Herzogthum bestehenden Einrichtungen und Verhältnisse ohne Rücksicht auf die Interessen des Landes und die Wünsche des Volkes abzuthun, um an deren Stelle dänische Einrichtungen, dänische Verwaltung, dänische Sprache zu setzen, und zwar bediente man sich bei Durchführung dieser Absicht einer Kette von Gewaltmitteln, wie sie in Culturstaaten unerhört sind. Die große Mehrzahl, durchschnittlich zwei Drittel der Mitglieder dreier Ständeversammlungen, erklärte sich mit aller Energie gegen dieses Verfahren. Vergebens, auch nicht die geringste Milderung des Systems ist erreicht worden.

Das Januarpatent versprach ferner, es solle dem Herzogthum hinsichtlich der Angelegenheiten, die bisher zum Wirkungskreis der berathenden Stände gehört, eine ständische Vertretung mit beschließender Befugniß verliehen werden. Ebenso war in den Zusagen von 1851 und 1852 verheißen, daß die Umwandlung der Monarchie in einen Gesammtstaat erst nach Berathung mit den Ständen Schleswigs stattfinden solle. Auch diese Zusicherungen blieben unerfüllt. Gegen den Wunsch der Landesvertretung erhielt das Herzogthum 1854 eine Sonderverfassung, deren wichtigste Paragraphen der Beurtheilung der Stände nicht vorgelegt worden waren und welche letztern die bedeutsamsten, früher zum Wirkungskreis derselben gehörigen Angelegenheiten entzog. Ohne vorherige Befragung der Stände erging im folgenden Jahre eine Bekanntmachung, welche den Repräsentanten des Landes auch noch die Mitwirkung bei der Gesetzgebung und Verwaltung der Domänen nahm. Die Gesammtstaatsverfassung, die ungefähr zu gleicher Zeit erschien, entsprach den auf Selbständigkeit Schleswigs und Gleichberechtigung desselben mit den übrigen Theilen der Monarchie gerichteten Zusagen von 1851 und 1852 nicht entfernt; sie wahrte die Interessen des Herzogthums so wenig, daß dessen Abgeordnete im Reichsrath selbst in dem Fall, wo die Deputirten Holsteins und Lauenburgs mit ihnen stimmten, der dänischen Majorität gegenüber keinerlei Aussicht hatten, mit ihren Ansprüchen durchzudringen.

Das Januarpatent sagte sodann der deutschen und der dänischen Nationalität im Herzogthum Schleswig gleiche Berechtigung und gleich kräftigen Schutz zu. Wie wenig das gehalten worden, wie grade das Gegentheil geschehen, ist weltbekannt. Nachdem durch ein Anhängsel an die schleswigsche Verfassung in der Propstei Flensburg mit 25 Kirchspielen, in der Stadt Tondern und 10 Kirchspielen der Propstei gleiches Namens, in der Propstei Husum in 4 und in der Propstei Gottorf in 9 Kirchspielen die deutsche Unterrichtssprache in den Schulen, die hier seit Jahrhunderten eingeführt war, mit der dänischen vertauscht worden, kam einige Jahre später zu diesen Bezirken noch das große völlig deutsche Kirchspiel Gelting. Das Deutsche sollte nach dem betreffenden Rescript, von dem 49 Kirchspiele mit 168 Schulen und über 80,000 Menschen betroffen wurden, unerhörtermaßen fortan nur als fremde Sprache und nur in vier Stunden wöchentlich gelehrt werden. Die Kinder sollen und müssen

durchaus Däniſch lernen. Auf jede Weiſe ſucht die Behörde den Eltern die Möglichkeit abzuſchneiden, ſich deutſche Hauslehrer zu nehmen, und unbedingt verwehrt wird, daß zwei oder mehr Familien ſich einen ſolchen gemeinſam halten. Wie ſehr die ganze Verfügung gegen den Willen des Volkes iſt, beweiſt ſchon, daß faſt alle Wohlhabende in den von ihr betroffenen Bezirken ihre Kinder nach ſolchen Dörfern in die Koſt geben, wo die Unterrichtsſprache noch deutſch iſt. Konnte dies nicht wohl verhindert werden, ſo wußte man die Wirkung dieſes Verſuchs, die Kinder in ihrer Mutterſprache erziehen zu laſſen, däniſcherſeits dadurch abzuſchwächen, daß man die letztern zwang, zur Confirmation, die ſtets in däniſcher Sprache abgehalten wird, in das väterliche Haus zurückzukehren und zu dieſem Zweck in den letzten Jahren vor jener kirchlichen Handlung däniſch reden und verſtehen zu lernen. Eltern, welche ihre Kinder in deutſchen Kirchſpielen confirmiren laſſen wollten, erhielten das dazu erforderliche Zeugniß nicht; die ihre Kinder dennoch in deutſche Kirchen ſandten, wurden mit ſchweren Geldſtrafen belegt. Der Zweck der Maßregel iſt, ein deutſch redendes Volk allmälig in ein däniſch redendes zu verwandeln. Der Erfolg iſt, daß die Kinder eine Sprache lernen, die ihnen, falls ſie ſie behielten, wenig oder nichts nützen würde, und daß, namentlich auf dem Lande, eine zuchtloſe Jugend voll Haß und Verachtung gegen ihre Lehrer heranwächſt, welche außer nothdürftigem Schreiben und Rechnen nur etwas däniſch leſen und einige däniſche Phraſen auswendig lernt, die in wenigen Jahren vergeſſen werden.

In gewiſſer Beziehung noch übler wie mit der Schule ſteht es in den vom Sprachreſcript heimgeſuchten Diſtricten mit der Kirche. Nach dieſer Verordnung ſoll der Gottesdienſt in den erwähnten Bezirken einen Sonntag um den andern däniſch ſein, obgleich die Bevölkerung ſelbſt in den wenigen Dörfern Mittelſchleswigs, welche theilweiſe oder vorwiegend plattdäniſch ſprechen, eine in Kopenhagener Däniſch gehaltene Predigt nur zum kleinſten Theil, eine hochdeutſche dagegen vollkommen gut verſteht. Der Zweck iſt, daß man ſich wenigſtens als halben Dänen fühlen lerne, der Erfolg iſt, daß Mittelſchleswig nur 26 Sonntage im Jahre hat, daß die Gotteshäuſer an den deutſchen Sonntagen nur ſchwach, an den däniſchen nur von den Angehörigen der Geiſtlichen, Gensdarmen und Schullehrer beſucht ſind oder ganz leer ſtehen, daß die Pfarrer, die ſich zu dieſem ſchandbaren Spiel mit dem Heiligſten hergeben, auf das Tiefſte verachtet und ſomit auch außer Stande ſind, den Pflichten der Seelſorge nachzukommen. Weder die Franzoſen im Königreich Weſtfalen noch die Oeſterreicher in Ungarn, Galizien und Italien haben ſich jemals einer ſolchen Vergewaltigung der Sprache unterfangen.

Bei der letzten ſchleswigſchen Ständeverſammlung gingen nicht weniger als 14,000 Petitionen gegen dieſe unerhörte Tyrannei ein, ſelbſt däniſch geſinnte Mitglieder, wie der Präſident der Verſammlung, ſprachen energiſch für Abhilfe des Mißbrauchs. Umſonſt, der königliche Commiſſär erklärte, was er früher erklärt: es werde bei dem Sprachreſcript ſein Bewenden haben, jedes Verlangen nach Abänderung ſei ein für allemal abgeſchlagen.

Mit der Sprachfrage ſind aber noch zahlreiche andere Willkürlichkeiten der däniſchen Regierung verbunden. Man zwang die Gutsbeſitzer in den vom Sprachedict beeinträchtigten Diſtricten, alle an ſie gelangenden däniſch abgefaßten Schreiben der Behörden und Prediger däniſch zu beantworten, bei Vermeidung von Strafen, die bis auf 100 Rdlr. geſteigert wurden. Man nöthigte die Aerzte des Irrenhauſes in Schleswig, hinſichtlich aller Kranken, die aus den ſogenannten gemiſchten und den plattdäniſch redenden Bezirken ſtammen, nicht allein den betreffenden Behörden däniſch abgefaßte Mittheilungen zu machen, ſondern auch ihre Krankenberichte und Journale däniſch zu ſchreiben. Im Juni 1858 erging vom ſchleswigſchen Miniſterium an die Behörden Mittelſchleswigs ein Schreiben, welchem ein gedrucktes Verzeichniß einer Anzahl von Dörfern beigelegt war, deren bisherige Namen in einer Weiſe daniſirt waren, daß man ſie nicht wiedererkannte. Das Schreiben beſagte, daß man ſich ferner in allen Ausfertigungen der neuen Bezeichnungen zu bedienen habe. Dieſelben Namen findet man jetzt auf den Wegweiſern und auf der neuen vom däniſchen Generalſtab herausgegebenen Karte des Herzogthums. Die Geerz'ſche Karte von Schleswig und Holſtein, welche die Ortſchaften richtig bezeichnet, wurde durch Miniſterialverfügung verboten.

Wie man Kirche und Schule daniſirt, ſo auch das Medicinal- und das Forſtweſen. Im vollkommenen Widerſpruch mit der verheißenen Gleichberechtigung der deutſchen und der däniſchen Nationalität iſt ferner die Verwaltung des Herzogthums in den letzten Jahren beinahe ausſchließlich däniſchen, größtentheils von den Inſeln und aus Jütland ſtammenden Beamten und Predigern übertragen worden. Nach dem neueſten Staatshandbuch hat Schleswig an Beamten 925, worunter 571 weltliche, 298 geiſtliche und 56 an Gymnaſien, Seminaren und höhern Bürgerſchulen angeſtellt ſind. Von der Conceſſionsertheilung Seitens der Regierung ſind ferner abhängig 38 Advocaten und Notore, 37 Apotheker, 14 Buchdrucker und 45 Landmeſſer. Nun befinden ſich aber unter den weltlichen Beamten nicht mehr als einige dreißig Schleswiger und Holſteiner, und von den geiſtlichen Aemtern ſind ſeit 1851 weit über hundert mit Dänen beſetzt worden. Von den Apothekern hat man 3 zum Verkauf ihres Geſchäfts genöthigt und daſſelbe Dänen in die Hände geſpielt, indem andere Kaufliebhaber, welche höhere Summen geboten hatten, die erforderliche Conceſſion für ihre Perſon nicht erhalten konnten. Unter den 56 Lehrern on den höhern Unterrichtsanſtalten treffen wir gegenwärtig nur noch 6 Schleswiger. Die Stellen der Dorfſchullehrer werden ſelbſt im Süden des Herzogthums mehr und mehr an Nationaldänen vergeben, und auch in Betreff anderer von ihr abhängiger Poſten ſucht die Regierung von Jahr zu Jahr mehr die Deutſchen nach dem äußerſten ſüdlichen Saum Schleswigs zu ſchicken oder ſie ſelbſt nach Holſtein abzugeben.

Namentlich dann werden die Schleswiger zu Gunſten der däniſchen Einwanderung von der Anſtellung ausgeſchloſſen, wenn ſie aus den deutſch ſprechenden Theilen des Landes kommen, und als ebenſo erſchwerenden Umſtand betrachtet man es, wenn ſie in Kiel ſtudirt haben, welches zwar nach den Zuſagen von 1852 Landesuniverſität auch für Schleswig iſt und wo ſogar nach heute noch giltigen Verordnungen aus dem vorigen Jahrhundert jeder Schleswiger zwei Jahre ſtudirt haben muß, der angeſtellt zu werden wünſcht, das aber von den Dänen als Pflanzſchule des ſchleswig-holſteiniſchen Patriotismus und Erinnerung an den Zuſammenhang zwiſchen den Herzogthümern an der Eider bitter gehaßt wird. Das Geſetz iſt mit dieſem Verfahren gradezu auf den Kopf geſtellt: Schleswiger, welche die vorſchriftsmäßige Zeit in Kiel den Studien oblagen, ſchließt man von der Anſtellung aus, Dänen, welche den Forderungen des Geſetzes nicht nachkamen, erhalten unter allen Umſtänden den Vorzug. Man ſucht aber auch noch in anderer Weiſe den Beſuch der Landesuniverſität für Schleswig-Holſtein zu hindern. Ohne Rückſicht auf das Verſprechen gleicher Berechtigung der beiden Herzogthümer und mit vollſtändiger Nichtbeachtung der Zuſage, daß Kiel die gemeinſchaftliche Univerſität für dieſelben bleiben ſolle, hat man die Abgangsprüfungen an den gelehrten Schulen Schleswigs in der Weiſe verlegt, daß ſie nicht mehr wie früher mit dem Anfang der Vorleſungen in Kiel, wohl aber mit dem Beginn der Semeſter in Kopenhagen zuſammenfallen. Die Folge iſt, daß die Abiturienten nach ihrem Examen entweder mehrere Monate müßig bleiben oder die däniſche Hochſchule beziehen müſſen, nach der ſie ohnehin gewieſen ſind, wenn ſie nicht auf ein Staatsamt im Heimathland verzichten wollen.

Wir ſehen, alle Moßregeln der Regierung in Schleswig ſind darauf berechnet, die Gleichberechtigung der Nationalitäten im Herzogthum bei Seite zu drängen oder zu umgehen, jede ſich darbietende Lücke mit däniſchem Weſen auszufüllen, allen Verhältniſſen mehr und mehr däniſche Farbe, däniſches Gepräge zu geben und ſo die Incorporation des Landes in Dänemark auf dem Weg der Verwaltung allmälig durchzuführen und ſchließlich als vollendete Thotſache erſcheinen zu laſſen. Es bleibt dem Anſchein nach nur noch eins zu daniſiren, freilich die Hauptſache. Die Herzen der Schleswiger ſind bis jetzt noch nicht däniſch gemacht. Das geben ſelbſt die verblendetſten Eiderdänen zu.

Wir haben geſehen, wie Dönemark gegen die Zuſagen, mit denen dem ſogenannten inhaltloſen Berliner Frieden ein Inhalt gegeben wurde, gegen das Verſprechen der Erhaltung des Beſtehenden, der Gleichberechtigung Schleswigs mit den übrigen Landestheilen, der Gleichberechtigung der Nationalitäten innerhalb des Herzogthums, endlich gegen das Verſprechen, Schleswig nicht in das Königreich Dänemark einzuverleiben, in den verſchiedenſten Beziehungen geſündigt hat. Im Folgenden betrachten wir kurz die

andere Richtung der Thätigkeit Dänemarks in Betreff Schleswigs, die nämlich, welche auf die gänzliche Trennung Schleswigs von Holſtein, auf Zerreißung auch der letzten Fäden geht, die von der einſtigen Verbindung beider Herzogthümer nach dem Kriege übrig geblieben waren. Sahen wir dort die vertragswidrige Bildung eines Dänemark-Schleswig, ſo begegnen wir hier dem eben ſo vertragswidrigen Umſturz der Reſte von Schleswig-Holſtein.

Am 6. December 1851 erklärte die Regierung, „keineswegs dem Fortbeſtehen ſolcher Bande zwiſchen Schleswig und Holſtein hinderlich ſein zu wollen, welche ſich zwiſchen Grenzländern auf Grund ähnlicher Territorialbeſchaffenheit und analoger Nahrungsverhältniſſe der Bewohner ganz einfach aus der Natur der Sache ergeben.“ Eben ſo wenig ſollten ſolche Bande gelöſt werden, „die entweder in den für beide Theile des Landes gemeinſam gewordenen Inſtituten nicht ſtaatsrechtlicher Natur (Univerſität, Taubſtummen- und Irreninſtitut, Strafanſtalten und Eidercanal) begründet ſind, oder auf privatrechtlichen Verhältniſſen gewiſſer Claſſen beruhen (der nicht politiſche Nexus der ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft).

Auch dieſe Zuſagen ſind durch zahlreiche Maßnahmen der däniſchen Regierung verletzt und gebrochen worden. Man hat nach und nach alle für die Bewohner Schleswigs und Holſteins zugleich beſtehenden Vereine durch Verfügungen für das erſtere Land unterdrückt, während man ſie für das letztere fortbeſtehen ließ. Dahin gehört die Bibelgeſellſchaft für die Herzogthümer Schleswig und Holſtein, die ſchleswig-holſtein-lauenburgiſche Geſellſchaft für vaterländiſche Geſchichte, die ſchleswig-holſtein-lauenburgiſche Geſellſchaft zur Erhaltung vaterländiſcher Alterthümer und der Kieler Kunſtverein, ferner ein Verein zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, ein Verein für Gartenbau in den Herzogthümern Schleswig, Holſtein und Lauenburg, endlich ein Aſſecuranzverein gegen die Lungenſeuche unter dem Hornvieh, der 1853 für Schleswig „allen Ernſtes“ verboten wurde. Hätten dieſe Geſellſchaften politiſche Zwecke auch nur entfernt angeſtrebt, ſo ließe ſich das Verfahren gegen ſie begreifen. Sie hatten aber ausſchließlich religiöſe, wiſſenſchaftliche, künſtleriſche oder landwirthſchaftliche Tendenzen. Keine von ihnen, wohl aber die Regierung mit ihrem Angriff auf ihr Beſtehen, betrat das Gebiet der Politik. Die einzige Schuld, welche das Miniſterium an ihnen finden konnte, beſtand darin, daß ſie über die chineſiſche Mauer griffen, welche das Eiderdänenthum zwiſchen Holſtein und Schleswig auch in ſolchen Beziehungen erbaut ſehen möchte, die in den Zuſagen von 1851 ausdrücklich als nützlich und den Verhältniſſen angemeſſen anerkannt ſind. Daß wir nicht übertreiben, ergibt ſich aus einer der bezüglichen Miniſterialverfügungen, in welcher ganz allgemein der Grundſatz aufgeſtellt iſt, alle Vereine ſind im Voraus für Schleswig unterſagt, ſofern ſie die Abſicht haben, Bewohner Schleswigs und Holſteins zu gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit für den einen oder den andern Zweck, gleichviel welchen, zuſammenzubringen. Es iſt überflüſſig, näher auszuführen, daß dieſer Grundſatz, conſequent verfolgt, Ergebniſſe haben muß, welche dem geſunden Menſchenverſtand zuwiderlaufen. Es gibt für unverblendete Augen nur zwei Möglichkeiten: Entweder enthalten die in Rede ſtehenden Vereine nicht zu duldende Elemente und gefährliche Tendenzen, und dann ſind ſie für den ganzen Umfang der Monarchie, wenigſtens auch für Holſtein zu verbieten, oder ſie ſind ohne ſolche Elemente und Tendenzen, und dann dürfen ſie logiſcher und gerechter Weiſe auch in Schleswig nicht unterdrückt werden.

Aehnliches gilt von den zahlreichen Verboten von Schriften und Landkarten, die nur von Schleswig, nicht zugleich von Holſtein verbannt ſind — Verboten, welche jedem Bewohner jenes Herzogthums, wenn er ſicher ſein will, nicht unwiſſentlich gegen den Willen der Regierung zu verſtoßen und in Strafe zu verfallen, die Nothwendigkeit auferlegen, ſich das mit jedem Jahr wachſende Verzeichniß der Bücher anzuſchaffen, deren Beſitz unterſagt iſt. Wir geben nur ein Beiſpiel für dieſen Zuſtand. Der Buchhändler Heiberg in Schleswig hatte einen Abdruck des Entwurfs zu einer Adreſſe vertrieben, in welcher die Majorität der letzten ſchleswigſchen Ständeverſammlung dem Könige die Beſchwerden des Landes vorzutragen beabſichtigt. Dieſe Flugſchrift war nicht verboten und die Verbreitung derſelben wurde ſchließlich von den Gerichten für ſtraflos erklärt. Dennoch wurde dem Gedachten durch die

Polizei ſein Geſchäft verſiegelt und der Betrieb deſſelben gegen die gerichtliche Verfügung faſt ein ganzes Jahr ſuspendirt. Alle Eingaben des Verletzten, der Schrei der Entrüſtung, der durch das ganze Land ging, ſelbſt die Verfügungen des Appellationsgerichtes in Flensburg ſcheiterten Monate lang an dem Willen des Polizeimeiſters, der das Miniſterium vertrat.

In gleichem Sinne wird die Tagespreſſe behandelt, und ſo iſt es rein unmöglich, in Schleswig ein Organ zu halten, welches die Intereſſen und die Rechte des Herzogthums und die Wünſche der Mehrzahl ſeiner Bewohner vertritt. Druckſchriften unter ſieben Bogen, mithin alle Zeitungen, müſſen vor ihrer Vertheilung der Polizei vorgelegt werden. Die Wochen- und Tagesblätter bedürfen noch außerdem eines beſondern Privilegiums, das ihren Herausgebern jeden Augenblick entzogen werden kann, ſowie eine ſpecielle Erlaubniß für die Aufnahme politiſcher Aufſätze und Berichte. Nur zwei Zeitungen erſcheinen täglich: Die „Flensburger Zeitung“ und die „Dannewirke,“ kleine garſtige Schmutzblätter, deren Hauptaufgabe darin beſteht, Alles, was mit deutſchem Weſen und deutſchen Beſtrebungen in dem Herzogthum und außerhalb deſſelben zuſammenhängt, auf das Energiſchſte mit Koth zu bewerfen. Dieſe haben nicht nur vollſtändigſte Preßfreiheit, ſondern werden bei ihrem unreinlichen Geſchäft ſogar auf Koſten des Landes vom Miniſterium ſubventionirt.

Ein Petitionsrecht beſteht nur inſofern, als jeder Bewohner Schleswigs für ſich einzeln eine Bittſchrift einreichen kann, und ſelbſt das iſt, wie die ſogleich zu erwähnenden Adreßunterſuchungen von 1860 beweiſen, verkümmert worden. Das Recht freier Verſammlung und Vereinigung exiſtirt gar nicht. „Zur gemeinſamen Vorbringung eines öffentliche Angelegenheiten betreffenden Anliegens,“ ſagt die Verfaſſung, „dürfen nur die verfaſſungsmäßigen Vertreter einer geſetzlich anerkannten Corporation, und auch dieſe nur dann ſich vereinigen, wenn der Gegenſtand des Anliegens nicht eine allgemeine Landesangelegenheit iſt, ſondern lediglich das beſondere Intereſſe der von den Bittſtellern vertretenen Corporation betrifft.“

Die Stände Schleswigs haben ſich über die Unerträglichkeit der durch die angeführten Verfügungen geſchaffenen Zuſtände mit der größten Energie ausgeſprochen. Es hat nicht das Mindeſte genützt. Sie verwendeten ſich für die Rechte der Landesuniverſität Kiel — vergebens! Sie proteſtirten gegen die Aufhebung der oben erwähnten nichtpolitiſchen Geſellſchaften für Schleswig, ſie forderten Verſammlungs- und Vereinigungsrecht — gleichermaßen umſonſt! Sie ſprachen mit Ernſt und Würde gegen die Daniſirung der Kirche und Schule — in den Wind! Sie baten um gemäßigte Preßfreiheit, und die Regierung ließ ihnen in Worten, die wie bittere Verhöhnung klangen, erklären, die Bitte würde erfüllt werden, falls ſie ſich beſſerten, falls das Land ſein Beharren bei gewiſſen Rechten aufgeben wolle, die den Dänen als Hinderniſſe der Incorporation ein Dorn im Auge ſind. Sie verſuchten eine Miniſteranklage, und der ſervile Präſident wußte das Unternehmen zu vereiteln. Sie gedachten endlich ihre Klagen und Wünſche in einer Adreſſe an den Thron zu bringen, und auch dieſer Verſuch wurde durch den Vorſitzenden hintertrieben, ja die Regierung machte ſogar Miene, die ſechsundzwanzig Unterzeichner der Adreſſe gerichtlich in Anſpruch nehmen zu laſſen.

Durften die Stände nicht zum König reden, ſo wurde es gradezu als Verbrechen behandelt, als das Land es wagte, zu den Ständen von ſeinen Leiden, ſeinen Rechten und ſeinen Hoffnungen zu reden. Wir meinen die große Unterſuchung, welche im Sommer 1860 wegen der an die Flensburger Ständeverſammlung gerichteten Adreſſe von Einwohnern der Städte Schleswig und Eckernförde, ſowie verſchiedener Dorfſchaften in Angeln und den weſtlichen Bezirken eingeleitet wurde. In dieſen Adreſſen war die Verſammlung aufgefordert worden, ihre Stimme für das vielfach verletzte Recht des Herzogthums zu erheben, gegen den Fortbeſtand des für Holſtein und Lauenburg aufgehobenen Reichsraths und deſſen Beſchlüſſe zu proteſtiren und auf die in den Verträgen von 1851 und 1852 dem Lande zugeſagte Selbſtändigkeit, Gleichberechtigung und Unabhängigkeit von allen directen und indirecten däniſchen Einflüſſen aufmerkſam zu machen. Es war ferner darauf hingewieſen, daß man nicht eher ruhen dürfe, bis dem alten Recht Schleswigs auf Verbindung mit Holſtein Anerkennung verſchafft ſei. Es war gezeigt, daß die Grundlage, auf welcher die Monar-

chie 1852 hatte neu aufgebaut werden ſollen, ſich als unhaltbar erwieſen habe. „Erwartet wird," hieß es in der einen dieſer Adreſſen, welche beiläufig als die in den entſchiedenſten Ausdrücken ſich bewegende anzuſehen iſt, „ein Proteſt gegen die Paragraphen 1 bis 4 der ſchleswigſchen Verfaſſung vom 15. Juli 1854 und gegen das Verfaſſungsgeſetz vom 2. October 1855 über die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten der Monarchie, weil die in beiden Geſetzen enthaltenen Veränderungen, ungeachtet der königlichen Zuſage in der Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 von den ſchleswigſchen Ständen nicht berathen worden. Ferner eine Verwahrung gegen die Anwendung der gedachten Verordnung vom 2. October 1855 auf das Herzogthum Schleswig, nachdem ſolche für das Herzogthum Holſtein durch königlichen Erlaß vom 6. November 1858 aufgehoben worden iſt und für den übrigen Theil der Monarchie folglich keine Giltigkeit haben kann. Ferner gegen die Kraft der Beſchlüſſe däniſcher und ſchleswigſcher Mitglieder des Reichsrathes als einer nicht competenten Verſammlung. Das Land wird nie zur Ruhe gelangen, nie zum Frieden mit dem Königreich, nie wird die alte Wohlfahrt wiederkehren, ſo lange die althergebrachte Verbindung der Herzogthümer nicht durch eine gemeinſame Verfaſſung beider geſichert iſt. Erſt dann werden ſich die Verhältniſſe der ganzen Monarchie ordnen laſſen."

Der Inhalt dieſer Petitionen und Adreſſen war ſicherlich mißliebig, aber, wie ſpäter eine der höchſten juriſtiſchen Autoritäten des Landes entſchied, keineswegs unerlaubt, und eben ſo wenig verſtieß die Form gegen die Geſetze. Der königliche Commiſſär in der Ständeverſammlung aber fand in den Actenſtücken verbrecheriſche Tendenzen ausgedrückt, er forderte vom Präſidenten die Auslieferung derſelben, und dieſer war charakterlos genug, das Eigenthum der Stände ohne Zwang von Seiten der Regierung, ohne Erlaubniß der Verſammlung und ohne Rückſicht auf die darin liegende Beſchränkung des Petitionsrechtes ſofort auszufolgen und ſo der Polizei als Helfershelfer zu dienen. Lange ſchwebte die Unterſuchung, und der Verdacht iſt gerechtfertigt, daß man ſie in vielen Fällen deshalb langſamer führte, weil nach ſchleswigſchen Geſetzen ein in Criminalunterſuchung Befindlicher bei den Wahlen für die Ständeverſammlung nicht mitwirken kann, und die Zeit zur Vornahme dieſer Wahlen herannahte. Endlich erfolgten die Urtheile, und mehre Hunderte wurden beſtraft, die Einen als Unterzeichner mit Geldbußen bis zu 200 Reichsthaler, Andere, als Verbreiter der Adreſſen, mit dreißig bis vierzig Tagen Gefängniß bei Waſſer und Brot, zwei mit Feſtungsſtrafe, einer davon, der Gutsbeſitzer v. Rumohr auf Drült in Angeln, der jene kräftigſte von den Adreſſen verfaßt, mit vollen drei Monaten Feſtungshaft ſtrengſten Grades. Er hatte, wie der Ausſchußbericht der dieſjährigen holſteiniſchen Ständeverſammlung in ſeinen Motiven für Verwerfung der einen Regierungsvorlage ſich äußert, „das Verbrecheriſche einer Handlungsweiſe nicht einzuſehen vermocht, welche ein Gutachten der Kieler Juriſtenfacultät für geſetzlich zuläſſig erklärt." Das Flensburger Appellationsgericht milderte einigen der Betheiligten ihre Strafe. Von Rumohr aber hatte ſeinen Mangel an Einſicht ſo zu büßen, wie das Untergericht beſtimmt.

Die Erbitterung, welche die Maßregeln des Miniſteriums im Lande hervorgerufen haben, iſt außerordentlich. Selbſt das (lediglich aus materiellen Gründen, die überdies nicht vollkommen zutreffen) bisher ziemlich däniſch geſinnte Flensburg beginnt zu wanken und in bedenklichem Grade Oppoſition zu machen. Noch ſtärker iſt die deutſche Partei in Tondern, und in Schleswig und Eckernförde gehören ihr mit Ausnahme der wenigen hier angeſiedelten Nationaldänen, einiger Beamten und der Garniſon alle Bürger von den wohlhabendſten bis zu den ärmſten an. Ganz Südſchleswig, ganz Angeln und das ganze Frieſenland iſt entſchieden antidäniſch, und ſelbſt im rabendäniſch redenden Norden des Herzogthums ſind weite Kreiſe, wenn auch nicht deutſch, ſo doch nicht im Sinn der Kopenhagener Agitatoren däniſch geſinnt. Eine Reaction — ſcheuen wir uns nicht vor dem Worte! — eine Reſtauration des Verhältniſſes, in welchem die Herzogthümer vor dem Kriege zu einander und zu Dänemark ſtanden, würde, das haben alle bisherigen Gelegenheiten, wo das Volk ſeinen Willen kundgeben konnte, das haben vor Allem die Wahlen in die Ständeverſammlung trotz aller Umtriebe der Regierungsorgane ſattſam gezeigt, von der ungeheuren Mehrzahl der Schleswiger mit Jubel und ſelbſt von einem großen Theil jener Rabendänen der nördlichen

Hardesvogteien mit dem Gefühl willkommen geheißen werden, mit dem ein vom Alp Gedrückter den Morgen begrüßt, der ihn von ſeiner Laſt befreit. Käme es auf die Abſtimmung des Volkes an, hätten die Stände ihr volles Recht in den Händen, wäre Schleswig organiſirt, wie es nach der dem Januarpatent von deutſcher Seite zu gebenden Auslegung organiſirt ſein ſollte, das heißt, hätten ſeine Vertreter dieſelben Rechte wie die des Königreichs ſie in Betreff des Geſammtſtaatsplanes 1854 ausübten, ſo fiele der Reichsrath, der Geſammtſtaat und Alles, was damit zuſammenhängt, Alles, was Schleswig von Holſtein trennt und mit Dänemark verſchmilzt, aller Wahrſcheinlichkeit nach ſchon in den erſten Tagen der nächſten Seſſion der Stände vor dem Votum einer Majorität, welche faſt den geſammten Wohlſtand und eben ſo faſt die geſammte Intelligenz des Landes vertritt, in Nichts zuſammen.

Wir kehren zu Holſtein und dem Verfahren des Bundes in Betreff dieſes Herzogthums zurück. Am 7. Februar 1861 beſchloß die Bundesverſammlung auf den Antrag der vereinigten Ausſchüſſe: 1) daß ſie das Seitens der königlich-herzoglichen Regierung erlaſſene Patent vom 25. September 1859 ſammt allen darauf gegründeten weitern Verordnungen bezüglich des Budgets der Herzogthümer Holſtein und Lauenburg in ſo lange als nicht zu Recht beſtehend betrachten könne, als ſie der Zuſtimmung der Stände ermangeln, daß ſonach auch das Budget für das mit dem 1. April 1861 beginnende Finanzjahr der laufenden Finanzperiode nicht ohne Zuſtimmung der Stände der beiden Herzogthümer feſtgeſtellt werden könne; 2) daß ſie von der königlich-herzoglichen Regierung daher verlange, daß dieſelbe den durch den Bundesbeſchluß vom 8. März 1860 getroffenen Anordnungen für das Proviſorium nachkommen werde; 3) daß ſie, falls eine ſolche Erklärung binnen ſechs Wochen Seitens der königlich-herzoglichen Regierung nicht in vollkommen ſichernder Weiſe erfolgt, das durch den Bundesbeſchluß vom 12. Auguſt 1858 eingeleitete Executionsverfahren wieder aufnehmen werde.

Alle Bundestagsgeſandten waren inſtruirt und ſtimmten für Annahme der Anträge, mit Ausnahme Luxemburgs und Holſtein-Lauenburgs, welches letztere die Competenz des Bundes „in dem vorliegenden Falle“ beſtritt und ſeine Rechte verwahrte. Indeß beeilte ſich Dänemark doch, durch Einberufung der Stände und neue Vorlagen an dieſelben den Schein der Nachgiebigkeit und Verſöhnlichkeit bei den auswärtigen Mächten zu gewinnen. Am 6. März fand zu Itzehoe die Eröffnung der im vorhergehenden December neugewählten Ständeverſammlung Holſteins Statt, und zwar durch Raaslöf, den Miniſter für das Herzogthum, in Perſon.

Die königliche Botſchaft erklärte zunächſt, daß auf die Anträge der Stände von 1859 nicht habe eingegangen werden können, daß auch die Abſicht, Delegirte zu berufen, wieder aufgegeben worden ſei, und daß, da inzwiſchen der Bundesbeſchluß vom 7. Februar erfolgt, nicht für angemeſſen erachtet werden könne, den Ständen den Entwurf zu einer neuen Geſammtſtaatsverfaſſung vorzulegen. Indeß wolle man die Verſammlung zu einer Aeußerung über eine derartige Organiſation veranlaſſen, „welche in derjenigen Weiſe zu veranlaſſen wäre, daß der durch das Verfaſſungsgeſetz von 1855 geſtiftete Reichsrath in zwei Kammern getheilt, die erſte Kammer aus wenigſtens dreißig vom König ernannten Mitgliedern, die zweite Kammer aus ſechzig, zur Hälfte mittelbar, zur Hälfte unmittelbar nach den bisherigen Regeln, jedoch nur auf ſechs Jahre gewählten Mitgliedern gebildet und demnächſt alle Geſetze in gemeinſchaftlichen Angelegenheiten beiden Kammern zur Beſchlußnahme mitgetheilt würden.“ Die neue Geſammtſtaatsverfaſſung ſelbſt ſolle erſt dem Reichsrath, dann den holſteiniſchen Ständen zur Beſtätigung vorgelegt werden. In der Zwiſchenzeit ſolle ein Proviſorium ſtattfinden, über das man einen Geſetzentwurf einbringen werde. Auf die Forderung des Bundes vom 8. März 1860 einzugehen, ſei unthunlich geweſen. Endlich wolle man den Ständen den Entwurf zu einer Sonderverfaſſung für Holſtein vorlegen, der ein reiches Maß bürgerlicher Freiheit enthalten werde.

Nachdem die Verſammlung ſich conſtituirt und ihr Bureau gewählt, erfolgten die angekündigten Vorlagen. Die Verſammlung ſetzte einen Ausſchuß zur Prüfung derſelben nieder, und dieſer erſtattete ſchon unter dem 16. März ſeinen Bericht. Die erſte Vorlage, anderweitige Bildung des Reichsrathes, konnten ſie kurz abthun; ſie war kaum etwas anderes als ein ungewöhnlicher Einfall des Miniſteriums. Wenigſtens war kaum dahin-

ter zu kommen, wie darin ein Zugeſtändniß, eine Verbeſſerung der Lage Holſteins enthalten ſein ſollte. Für die deutſchen Herzogthümer war, iſt und bleibt der geſammtſtaatliche Reichsrath eine Geißel, und es ſieht aus, als wollten die Dänen durch die Neuerung die Plage nur verdoppeln. Zu der beſtehenden, aus Wahlen hervorgehenden Verſammlung dieſes Namens ſoll eine erſte Kammer kommen, die der König ernennt. Da das bisherige Verhältniß der Mitglieder, die aus Volkswahlen hervorgehen, daſſelbe bleibt, ſo wird es auch bei dem Ueberwiegen des däniſchen Elementes über das deutſche bleiben. Wäre der König frei und völlig unbefangen, ſo könnte die erſte Kammer ein Correctiv der zweiten werden. Da aber Friedrich VII. von ſeiner Hauptſtadt faſt abſolut regiert wird und auch ſeine präſumptiven Nachfolger, Ferdinand ſowohl als Chriſtian von Glücksburg, nach der Meinung der heutigen Miniſter wenigſtens, gewiß nicht berufen ſind, auf eigenen Füßen zu ſtehen, ſo wird man in ganz Europa vergebens nach dem Verſtande ſuchen, der die Wohlthat begreift, welche in der Einführung des Zweikammerſyſtems liegen ſoll. Es iſt in der That nichts anderes, als eine Vermehrung der däniſchen Zuchtmeiſter. Der Ausſchuß in Itzehoe hat denn auch in aller Kürze ſein Gutachten dahin abgegeben, daß die Ständeverſammlung „auf ſolche Vorſchläge für die Organiſation der Monarchie nicht werde eingehen können.“

Die zweite Regierungsvorlage betraf die proviſoriſche Stellung Holſteins zu den übrigen Theilen der Monarchie. In dieſer Beziehung hatte, wie wir geſehen, der deutſche Bund am 8. März vorigen Jahres beſchloſſen, daß bis zur Feſtſtellung einer neuen Geſammtſtaatsverfaſſung alle dem Reichsrath zugehenden Geſetzentwürfe auch den holſteiniſchen Ständen vorgelegt werden ſollten und daß namentlich kein Finanzgeſetz über gemeinſchaftliche Angelegenheiten ohne Zuſtimmung dieſer Stände erlaſſen werden dürfe. Der gegenwärtige Zuſtand iſt für Holſtein baarer Abſolutismus, den der Kopenhagener Reichsrath und die Miniſter ausüben. Obwohl alſo grade dieſes Verhältniß die ſchleunigſte Regelung erheiſcht, haben die Miniſter gleichwohl, nachdem ſie die Sache ſo lange als möglich hinausgezogen, den diesjährigen Ständen wieder ganz unannehmbare Projecte entgegengebracht. Die Verſammlung von 1859 und der Bundestag hatten die ſtändiſche Mitwirkung natürlich für das geſammte Gebiet der gemeinſchaftlichen Geſetzgebung in Anſpruch genommen. Der jetzt den Ständen vorgelegte Entwurf in Betreff des Proviſoriums aber geſteht dieſe Forderung nur in beſchränktem Maße zu und will außerdem auf ſchlaue Weiſe eine Ausſonderung Holſteins aus der gemeinſchaftlichen Verwaltung bewirken, dieſelbe wenigſtens als Möglichkeit für gewiſſe Fälle hinſtellen, wobei die Abſicht iſt, Holſtein von Schleswig zu trennen und letzteres bis zu einem gewiſſen Grade völlig als Beſtandtheil des Königreichs zu behandeln.

Die Regierung will ſich nämlich vorbehalten, in Fällen, wo bei einer Geſetzvorlage eine Uebereinſtimmung zwiſchen dem Reichsrath für Schleswig und Dänemark und der Ständeverſammlung für Holſtein nicht zu erzielen iſt, die in Rede ſtehende Maßregel oder Einrichtung innerhalb des Theils der Monarchie, deſſen Vertretung zugeſtimmt, auch durchzuführen und damit die Gemeinſchaft der Geſetzgebung und Verwaltung aufzulöſen. Das Zollweſen zum Beiſpiel iſt jetzt für die ganze Monarchie ein einheitliches, und da die Zollgeſetzgebung für Holſtein in der Regel nicht abgeändert werden könnte, ohne daß dadurch zugleich die Intereſſen der übrigen Theile der Monarchie berührt würden, ſo ſoll nach dem Plane der Regierung, wenn den holſteiniſchen Ständen eine darauf hingerichtete Vorlage gemacht wird, demnächſt ein übereinſtimmender Beſchluß des Reichsrathes herbeizuführen verſucht werden. Um etwaige Abweichungen zwiſchen den in Kopenhagen und Itzehoe gefaßten Beſchlüſſen auszugleichen, ſollen combinirte Ausſchüſſe ſich in's Mittel legen. Vermögen dieſe keine Einigung zu Stande zu bringen, ſo ſoll die Regierung des Königs die beabſichtigte Veränderung in dem Theile des Reiches ausführen dürfen, deſſen Vertretung ſich mit derſelben einverſtanden erklärt hat, und ſo könnte, da der Reichsrath Schleswig mit vertritt, wenn wir beim Zollweſen bleiben, eine Zollgrenze zwiſchen Holſtein und Schleswig escamotirt und damit die Scheidung der beiden Herzogthümer ſehr weſentlich verſchärft werden. Den Holſteinern iſt aber ſchon die bisherige Trennung zu viel, und ſo denken ſie nicht entfernt daran, dem Mi-

niſterium Gelegenheit zu geben, ſie zu vertiefen oder zu erweitern.

Ein viel beſprochener Beſchwerdepunkt iſt der Beitrag, den Holſtein zu den Ausgaben des Geſammtſtaates zu leiſten hat. Die Regierung hat ſich jetzt zur Berückſichtigung der Thatſache bequemt, daß die Bevölkerung Holſteins nicht, wie bisher angenommen, 23 Procent der Volkszahl der Monarchie, ſondern beträchtlich weniger beträgt. Sie hat jetzt nur $21_{,61}$ Procent angenommen, aber auch dieſe Berechnung iſt noch zu hoch, indem das richtige Verhältniß $20_{,75}$ iſt. Sonſt iſt die viel angefochtene Grundlage der Sonderung der gemeinſchaftlichen und beſondern Einnahmen und Ausgaben die alte geblieben. Die Ueberſchüſſe der in Holſtein gelegenen Domänen werden, obwohl für die Civilliſte des Königs und die Apanagen der Glieder ſeines Hauſes längſt anderweit geſorgt iſt, von den Dänen noch immer zu den gemeinſchaftlichen der Monarchie geſchlagen; nur iſt jetzt eine Averſionalſumme von 640,000 Reichsthalern in Vorſchlag gebracht, welche ſtatt der wirklichen Erträge in die Geſammtſtaatscaſſe gezahlt werden ſoll. Dieſe Summe würde ungefähr 35 Procent der Ueberſchüſſe von ſämmtlichen Domänen der Monarchie betragen — und ſo kann man fragen: nach welchem Princip iſt hier wohl gerechnet? Was ferner die Einnahmen aus den Zöllen betrifft, ſo hat Holſtein nach Abrechnung aller Verwaltungskoſten auch hier weit mehr zu den gemeinſchaftlichen Einnahmen geliefert, als ihm nach dem Procentſatz ſeiner Einwohner zufallen würde. So weit es möglich iſt, in dieſer Beziehung Vergleichungen anzuſtellen, hat es im vorletzten Jahre $24_{,60}$ Procent oder etwa 213,500 Reichsthaler mehr als den Belauf von $21_{,61}$ Procent der Geſammtſumme und im letztverfloſſenen Jahre $24_{,18}$ Procent oder ungefähr 186,600 Reichsthaler mehr als den gedachten Belauf zu den gemeinſchaftlichen Einnahmen beigetragen. Die Regierung iſt aber immer noch taub dagegen, daß in der neueſten Zeit in Dänemark Abgaben abgeſchafft, in Holſtein neue Abgaben eingeführt worden und daß letzteres dadurch in Nachtheil gebracht iſt. Kurz, an ein völliges Aufhören der finanziellen Uebervortheilung des Herzogthums iſt nicht zu denken, und der Ausſchuß ſieht ſich darauf beſchränkt, die Anſprüche des Landes auf Rückerſtattung des zu viel Gezahlten zu wahren.

Unter dieſen Umſtänden konnte der Ausſchuß „der Verſammlung nur dringend anrathen, den vorgelegten Geſetzentwurf, betreffend die proviſoriſche Stellung des Herzogthums Holſtein hinſichtlich der gemeinſchaftlichen Angelegenheiten der Monarchie abzulehnen.“ Er knüpfte daran ſein Bedauern über die nunmehr eintretende Nothwendigkeit einer Bundesexecution. „Es kann,“ ſo ſagt er zum Schluß, „die Verſammlung nur ſchmerzlich berühren, daß es zwiſchen ihr und ihrem Landesherrn zu einer ſolchen Vermittlung hat kommen müſſen. Sie wird aber eine Beruhigung darin finden können, daß die Vertretung des Landes jeder Zeit bereit geweſen, zur Verſtändigung die Hand zu bieten. Und ſie wird mit feſterer Zuverſicht in die Zukunft blicken, nachdem Holſtein wenigſtens für ſeine nächſten Anſprüche einen entſchiedenen und wirkſamen Schutz gefunden hat.“

Wir haben geſehen, die Regierung geht mit den Grundzügen des hier kritiſirten Entwurfs auf zwei Möglichkeiten. Sie will zunächſt auch für Holſtein den Geſammtſtaat aufrecht erhalten, und dann iſt dadurch, daß die Competenz des Reichsrathes in ihrem Entwurf viel weiter bemeſſen iſt als die der holſteiniſchen Stände, die Gleichberechtigung und Selbſtändigkeit des Herzogthums bedroht. Geht es in einzelnen Beziehungen mit der Geſammtſtaatsidee nicht, ſo wird bis zu einem gewiſſen Grade das Programm der Eiderdänen adoptirt, und dann iſt die Verbindung Holſteins mit dem vom Willen des Reichsraths-Rumpfs abhängigen Schleswig noch mehr als bisher gelockert. Die Holſteiner aber wollen ſich in dieſem Dilemma nicht fangen laſſen. Sie wollen — ſelbſtverſtändlich nur für das Proviſorium — die Gemeinſchaftlichkeit feſthalten, weil in ihr die Verbindung mit Schleswig liegt. Sie wollen aber deshalb nicht ihre Gleichberechtigung mit den übrigen Theilen der Monarchie aufgeben, und ſo verlangen ſie für ihre Ständeverſammlung eine Competenz, wie ſie der Reichsrath hat. Für die Zukunft erwarten ſie die Rückkehr zum status quo ante für beide Herzogthümer. Das iſt die weitere Forderung, die ſie erheben und deren Erfüllung ſie „mit feſterer Zuverſicht“ entgegenſehen, „nachdem Holſtein für ſeine nächſten Anſprüche einen entſchiedenen und wirkſamen Schutz gefunden hat.“

Ueber das dritte Capitel des Ausſchußberichtes, die Prüfung des Entwurfes zu einer neuen Sonderverfaſſung für Holſtein, müſſen wir uns kurz faſſen. Wiederholt haben den Ständen Holſteins ſolche Sonderverfaſſungsentwürfe vorgelegen, und jedesmal mußten ſie abgelehnt werden, da ſich bei der Verwicklung der Verhältniſſe eine Verfaſſung für Holſtein nicht geben läßt, ſo lange die Stellung des Herzogthums zu Schleswig und Dänemark nicht für die Dauer entſchieden iſt. Da dies auch jetzt noch nicht geſchehen, glaubte der Ausſchuß auch diesmal van der Annahme abrathen zu müſſen. Andererſeits aber ſind die palitiſchen Zuſtände auch im Innern Holſteins ſa unleidlich, die Palizeiwillkür, die Beſchränkung des Petitiansrechtes, der Mnngel eines geſicherten Vereins- und Verſammlungsrechtes, die Mißbräuche der Behörden in Handhabung des Preßgeſetzes ſo dringend der Abhilfe bedürftig, daß der Ausſchuß einen Ausweg ſuchen mußte. Das Geſetz enthielt in der That ein reiches Maß bürgerlicher Freiheiten. Es iſt, ſagt der Ausſchuß, zu hoffen, daß eine den Anträgen der letzten Ständeverſammlung und dem Bundesbeſchluß vom 8. März 1860 entſprechende proviſariſche Regulirung des Verhältniſſes Holſteins zu den übrigen Theilen der Monarchie bnldigſt in's Leben treten wird. „Unter Vorausſetzung, daß dies geſchieht, wird es kein Bedenken haben, wenn die Verſammlung auch zu einer neuen Regulirung der innern Verfaſſungsverhältniſſe des Herzogthums auf den Zeitraum des Proviſoriums ihre Zuſtimmung ertheilt. Selbſt proviſoriſch wird das freilich nur unter jener Vorausſetzung geſchehen können; denn manche auch für die praviſoriſche Regulirung der innern Verhältniſſe erforderliche Beſtimmungen ſetzen Beſtimmungen über das Verhältniß, in welchem Holſtein zu Schleswig und Dänemark ſtehen ſall, mit Nothwendigkeit voraus und würden, ahne ſolchen Vorbehalt angenommen, eine Genehmigung factiſch beſtehender Zuſtände in ſich ſchließen, wie die Verſammlung ſie nicht wird ausſprechen wollen.“ Wenn dies Bedenken auf dem hier vorgeſchlagenen Wege vermieden wird, ſa „bietet der vorgelegte Entwurf, in dem die Verſammlung die Berückſichtigung früher von ihr ausgeſprochener Wünſche mit Dank anerkennen wird, geeignete Gelegenheit, manchen Uebelſtänden abzuhelfen, wenn derſelbe auch noch verſchiedener Modificationen bedarf, um den Bewahnern des Herzogthums ein ausreichendes Maß bürgerlicher Freiheit zu bieten.“

Van den einzelnen Ausſtellungen und Vorſchlägen des Ausſchuſſes in Betreff des Verfaſſungsentwurfs für Holſtein erwähnen wir nur die wichtigſten. Dahin gehört, daß das Geſetz von vornherein als *praviſariſches* bezeichnet werden ſall, dann, daß Beſtimmungen in Betreff der *Erbfolgeordnung* ſich zur Aufnahme in daſſelbe nicht eignen. „In der varigen Diät ſah ſich die Verſammlung veranlaßt, in ihrem Bedenken hervorzuheben, daß ſie zu dem Thranſalgegeſetz vom 31. Juli 1853 ihre Zuſtimmung nicht gegeben habe. Wenn jetzt in den Motioen des vorliegenden Entwurfs geſagt iſt, daß einer ſolchen Verwahrung an ſich keine Bedeutung beigelegt werden könne, ſo wird die Verſammlung verpflichtet ſein, einer ſolchen Aeußerung gegenüber wiederhalt darauf hinzuweiſen, daß das Thronſolgegeſetz (welches in Ausführung des Landoner Protocalls den dritten Artikel der alten ſchleswig-holſteiniſchen Grundrechte: der Mannesſtamm herrſcht in den Herzogthümern, umſtößt) nur dem däniſchen Reichstag zur Beſchlußnahme und van demſelben genehmigt, für die Herzagthümer dagegen einſeitig vam König erlaſſen iſt, ohne daß ſie um ihre Zuſtimmung angegangen wären aber durch ihre Vertreter dazu mitgewirkt hätten.“

Um die Herſtellung eines geregelten proviſariſchen Zuſtandes nicht zu hindern, räth der Ausſchuß, die abſchwebenden Differenzen über die Abgrenzung der beſondern Angelegenheiten von den gemeinſchaftlichen vorläufig auf ſich beruhen zu laſſen. Indeß hält er es für nöthig, daß die Verſammlung ſich namentlich dagegen verwahrt, daß nur die *Verwaltung* der Damänen von dem Regierungsentwurf zu den beſondern Angelegenheiten gerechnet wird, während die Stände ſich wiederholt dahin ausgeſprochen haben, daß ſie auch die *Einnahmen* aus denſelben für Halſtein in Anſpruch nimmt.

Der Ausſchuß beantragt dann noch Aenderungen und Zuſätze zu den Paragraphen über die Preſſe, das Verſammlungsrecht, die Stellung der religiöſen Bekenntniſſe, die Einberufungsperiode der Stände, den Erlaß praviſariſcher Geſetze, die Armee und das Bundescantingent, die Wahlberechtigung, das Normalbudget und andere mehr, warauf er

der Verſammlung vorſchlägt, dieſelbe „wolle unter der Vorausſetzung und für den Fall, daß das von der Verſammlung in ihrer letzten Diät beantragte und vom deutſchen Bunde unterm 8. März beſchloſſene Proviſorium für die Stellung Holſteins zu den übrigen Theilen der Monarchie rückſichtlich der gemeinſchaftlichen Angelegenheiten in's Leben tritt, das vorliegende Geſetz mit den im Einzelnen beantragten Modificationen als proviſoriſches annehmen.“

„In dem Stadium,“ ſo ſchließt der Ausſchuß ſeinen Bericht, „zu welchem die Verhandlungen zwiſchen dem deutſchen Bunde und der königlichen Regierung gelangt ſind, würde eine Stellung von Anträgen Seitens der Ständeverſammlung an den Bund, wie ſie ſonſt vielleicht geboten wäre, nur ſtörend einwirken können.“ Der Ausſchuß „hält es aber für nöthig, daß die Bundesverſammlung von der Auffaſſung der gegenwärtigen Sachlage, wie ſie in der Vertretung des Landes obwaltet, durch unmittelbare Mittheilung von Seiten der Ständeverſammlung Kenntniß erlangt. Er beantragt demzufolge: die Verſammlung wolle den Präſidenten beauftragen, das von ihr zu erſtattende allerunthänigſte Bedenken nebſt den Vorlagen, auf welche es ſich bezieht, zur Kenntniß der Bundesverſammlung zu bringen.“

Der erſte dieſer vier Anträge des Ausſchuſſes, die Erklärung, daß man auf den von der Regierung vorgeſchlagenen Plan eines Neubaues des Geſammtſtaatsorgans und damit des Geſammtſtaates ſelbſt, nicht eingehen könne, iſt von der Verſammlung bereits angenommen. Daß die Stände auch die übrigen mit einer an Einſtimmigkeit grenzenden Majorität zum Beſchluß erheben werden, iſt nicht zu bezweifeln.*) In Kurzem wird dieſe Epiſode vorüber ſein. Der Bundestag wird dann wieder den däniſchen Miniſtern gegenüberſtehen, und der Termin von ſechs Wochen, denen er ihnen zur Erklärung geſetzt hat, wird ebenfalls bald abgelaufen ſein. Was dann geſchehen *wird*, wiſſen wir nicht zu ſagen. Wir wiſſen nur, was dann geſchehen *ſollte*, und da vielleicht ſchon mit dem, was der Bund wahrſcheinlich beſchließen wird, vielleicht ſchon mit der bloßen Bundesexecution in Betreff Holſteins und Lauenburgs die große Zeit wenigſtens dämmert, die zum endgiltigen Austrag dieſer Angelegenheit nöthig iſt, ſo wollen wir unſere Meinung in der Kürze ausſprechen.

Wir glauben, daß der Bundestag nicht mehr zögern ſollte, den Namen Schleswigs auszuſprechen, und dann, daß er ſich nicht mehr auf das Januarpatent von 1852 als Baſis ſeiner Forderung ſtützen ſollte. Daß den Schleswig-Holſteinern gründlich geholfen werden ſoll, iſt, wie zu Anfang bemerkt, der Wunſch aller Parteien in Deutſchland. Nur über das *Wie* gehen die Anſichten aus einander. Abgeſehen von denen, die den bisherigen Standpunkt des Bundestages einnehmen, wäre nach den Einen zunächſt zu bemerken, daß die Verfaſſung von 1855 auch für Schleswig außer Kraft geſetzt, und dann, daß auf Grundlage des Januarpatents von 1852 eine andere, den Intereſſen der Schleswig-Holſteiner beſſer entſprechende geſchaffen würde. Die Andern (zu denen nicht bloß Männer von der Farbe Beſeler's, ſondern jetzt ſelbſt Regierungsorgane, wie die Leipziger Zeitung — vergleiche Jahrgang 1860, Seite 5921 — gehören) wollen weder von dieſer noch von einer andern Geſammtſtaatsverfaſſung mehr etwas wiſſen, betrachten das Januarpatent, den „Embryo jener Verfaſſung,“ wie M. Buſch es bezeichnet,*) als keine Bürgſchaft dafür, daß den Uebergriffen der Dänen in den transalbingiſchen Landen je ein Ziel geſetzt werde, und fordern das alte ſchleswig-holſteiniſche Recht, vorläufig ohne die alte Erbfolgeordnung, zurück. Sie ſagen, der Vertrag, welcher dieſes Recht ſchmälerte, iſt von den Dänen nicht eingehalten worden. Sie ſind folglich nicht befugt, ſich auf denſelben zu berufen. Wir aber unſererſeits dürfen uns nicht damit begnügen, ſie zur Erfüllung der vertragsmäßigen Verpflichtungen zu nöthigen, ſondern müſſen handeln, als ob der Vertrag zerriſſen und nicht mehr vorhanden, als ob jenes alte Recht, ſo weit es nicht vom Londoner Protocoll berührt wird, wieder an ſeine Stelle getreten wäre.

Allerdings iſt „ein Schleswig-Holſtein (wir citiren im Folgenden wörtlich die Anſicht der königlich ſächſiſchen Regierungspreſſe) als ein

*) Dieſelben ſind ſeitdem alle, und zwar faſt einſtimmig, angenommen worden.

*) Vergleiche deſſen „*Schleswig-Holſteiniſche Briefe*“ (zwei Bände, Leipzig, G. Mayer) und „*Der Schmerzensſchrei von der Eider.*“ der, in gleichem Verlage erſchienen, beſonders die neueſte Geſchichte Schleswigs in's Auge faßt.

politiſch, legislativ, adminiſtrativ und commerciell zu einem Lande, mit einer Landesvertretung verbündetes Ganze von Oeſterreich und Preußen, wie vom deutſchen Bunde in den Jahren 1851 und 1852 aufgegeben, Dänemark iſt damals ermächtigt worden, die alte Verbindung beider Länder zu löſen und die Baſis des neuen Geſammtſtaates, welche davon ausging, daß kein Schleswig-Holſtein mehr exiſtire, iſt ausdrücklich gut geheißen worden. Allein dieſe Zugeſtändniſſe deutſcherſeits ſind nicht minder ausdrücklich davon abhängig gemocht worden, daß Dänemark ſeine Verpflichtungen erfülle, das heißt Schleswig nicht incorporire, die deutſche Nationalität in dieſem Herzogthume nicht bedrücke, jedem Landestheil ſeine Selbſtändigkeit laſſe, keinen dem andern unterordne. Dänemark hat nichts von dem geleiſtet, wos es verſprochen hat, die Vereinbarungen von 1851 und 1852 ſind mithin vernichtet, und Deutſchland iſt an ſein Aufgeben eines Schleswig-Holſteins, obgeſehen davon, daß überdies die Stände der Herzogthümer die Löſung ihres politiſchen Bandes noch nie ratificirt haben, nicht mehr gebunden. Wenn im Privatrecht ein Contrahent den Vertrag nicht erfüllt, ſo kann er allerdings von dem Gegentheil nur zur Erfüllung angehalten werden, und der Vertrag ſelbſt fällt nicht dahin. Im öffentlichen Recht aber hat jede Macht dos Recht, entweder die Erfüllung des von ihr mit einer andern Macht geſchloſſenen Vertrages zu fordern und nöthigenfalls mit den Waffen zu erzwingen oder auch ihrerſeits die von ihr gemachten Conceſſionen zurückzuziehen und auf das Rechtsverhältniß vor dem Vertrage zurückzugehen. Deutſchland iſt demnoch wohl befugt, nachdem Dänemark alles Recht mit Füßen getreten hat, auf den status quo ante zurückzugreifen und den Herzogthümern ihre uralte Realunion wieder zu verſchaffen."

Wir ſchließen uns dieſer Anſicht ohne Rückhalt an, und zwar beſtimmen uns dazu einerſeits die Erfahrungen, welche die holſteiniſchen Stände mit dem Verſuch machten, auf Grund des Patents einen den Intereſſen des Landes entſprechenden Zuſtand herzuſtellen, andererſeits die geringen Erfolge, die der Bundestag bei den Verhandlungen mit Dänemark erreichte, ols er ſich auf das Patent ſtützte. Das letztere iſt ein vieldeutiges Actenſtück, aus dem ſich ſehr Verſchiedenes herausleſen läßt, aber nur mit Mühe und Kunſt die wirkliche Selbſtändigkeit und Gleichberechtigung der deutſchen Herzogthümer. Der Geſammtſtaat, den es ankündigt, iſt ein Unding, in welchem keine der Parteien zu Ruhe und Behagen gelangen kann, eine ſtete Bedrohung für Deutſchlands wie für Dänemarks Frieden, eine ſtete Krankheit. Er iſt nur zu heilen durch einen Schnitt, der ihm den Charakter des Geſammtſtaates nimmt.

Ein aus den vier Theilen der däniſchen Monarchie gebildeter Geſammtſtaat hätte nur unter einer einzigen Bedingung Ausſicht auf Beſtand. Er würde lebensfähig ſein, wenn in ſämmtlichen Ländern der Monarchie der Abſolutismus wieder aufgerichtet und erhalten werden könnte, wenn die Volksoertretung in Dänemark abgeſchafft oder in ihren Befugniſſen der in den Herzogthümern gleichgeſtellt und die Herrſchaft des däniſchen Volkes über letztere in die Hände eines unumſchränkten Monarchen zurückgegeben würde, der außer der Macht auch den Willen beſäße, das leidenſchoftliche Beſtreben, ihr Weſen über den Süden auszubreiten und dieſen zugleich ſich tributpflichtig zu machen, in Zaum zu halten. Eine ſolche Reſtauration kann kein Verſtändiger wollen, und ſie würde in Dänemark auf den entſchiedenſten Widerſtand ſtoßen. Setzen wir aber auch den Fall, daß ein energiſcher Fürſt, günſtige Umſtände benutzend oder, wie der bekannte Brief des Großherzogs von Oldenburg an Friedrich VII. andeutet, von deutſchen Möchten unterſtützt, die harte Arbeit vollbrächte und die alte Cabinetsregierung wieder einführte, ſo wäre den Deutſchen in der Monarchie auch beim beſten Willen dieſes Fürſten, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, der Entwicklung gegenüber, die Dänemark in den letzten zwanzig Jahren genommen hot, nicht geholfen. Denn ein däniſcher König, welcher in der Verwendung zum Staatsdienſt, in Berückſichtigung der Sprachoerhältniſſe, in Betreff der nationalen Intereſſen eine wirklich paritätiſche Stellung der beiden Nationalitäten mit Gewolt durchſetzen wollte, würde, wie die Sachen ſtehen und bleiben werden, keinen Miniſter mit däniſchem Namen finden, ſeine Anordnungen zu vollſtrecken, kein däniſches Bataillon, ſeinen Befehlen Gehorſam zu verſchaffen.

So vieldeutig das Januarpatent iſt, in zwei Punkten redet es klar. Die däniſche Regierung war nach dieſer Bekanntmachung ohne Zweifel verpflichtet, die Geſammtverfaſ-

sung vor deren Verkündigung den Ständen der Herzogthümer Holstein und Schleswig zur Berathung vorzulegen, und sie war durch dieselbe ebenfalls gehalten, die Domänen der Herzogthümer als deren Staatseigenthum zu behandeln. Sie hat aber weder das Eine, noch das Andere gethan. Sie hat erst lange nach Erlaß jener Verfassung und nur gezwungen dieselbe dem Gutachten der Vertreter Holsteins unterbreitet, sie hat bis heute noch nicht die Meinung der schleswig'schen Stände darüber eingeholt. Sie weigert sich beharrlich, die Domanialeinkünfte der Herzogthümer den besondern Einnahmequellen derselben zuzuweisen. Sie hat auch in andern Beziehungen durch Feindseligkeit gegen den zur Ausführung des Berliner Friedens geschlossenen, in dem Januarpatent niedergelegten Vertrag den Frieden gebrochen, den sie mit dem deutschen Bunde als europäische Macht eingegangen, auch in Betreff Schleswigs eingegangen hat.

Holstein und Schleswig sollten gleichberechtigt sein. Für Holstein und Lauenburg ist die Gesammtverfassung aufgehoben, also ist sie auch für Schleswig aufgehoben. Die Verordnung von 1855, welche jene Verfassung brachte, sollte für alle vier Theile der Monarchie gelten, der Reichsrath ein Vertreter der Totalität dieser Theile sein, also war die Aufhebung der Octoberverfassung von 1855 für zwei dieser Theile eine solche, durch welche die Geltung derselben für alle aufhörte. Sollte der Gesammtstaat bloß für Dänemark und Schleswig fortbestehen, so bedurfte es dazu eines neuen Gesetzes, und dieses hätte nur rechtlichen Bestand erlangen können, wenn die Vertreter Holsteins und die Vertreter Schleswigs es gut geheißen hätten. Die Rechte und Interessen des letztern Herzogthums waren selbst damals nicht gewahrt, als die Verordnung von 1855 für alle Theile der Monarchie galt und der dänischen Majorität im Reichsrath außer den schleswigschen Stimmen holsteinische und lauenburgische gegenüberstanden. Jetzt ist das noch viel weniger der Fall, und so kann man in dem Patent, welches 1858 den Gesammtstaat und den Reichsrath für die beiden zum deutschen Bunde gehörigen Herzogthümer aufhob, nicht aber zugleich für Schleswig, nur einen Act erkennen, der die Einverleibung Schleswigs in Dänemark vorbereitet, ja der, zusammengehalten mit den oben geschilderten zahlreichen Danisirungsmaßregeln in Kirche und Schule, Beamtenthum, Forst- und Medicinalwesen, sowie verglichen mit den auf völlige Losreißung des Herzogthums von Holstein berechneten Verfügungen, sich bereits der vollständigen Incorporation nähert.

Die Stände Schleswigs haben in ihrer vorjährigen Session das ihnen auch in Sachen des Gesammtstaates zustehende Wort verlangt. Sie haben durch ihren Vicepräsidenten ausgesprochen, „daß das Recht und das Interesse des Herzogthums Schleswig giltig nicht vertreten werden kann durch den nach dem Ausscheiden Holsteins und Lauenburgs übrig gebliebenen Theil des Reichsrathes." Sie haben gegen die Rechtsbeständigkeit der vier ersten Paragraphen der Sonderverfassung für Schleswig, über welche die Landesvertretung nicht einmal berathen durfte, gegen jede ohne Vernehmung der Stände stattfindende Ordnung des Verhältnisses zu den übrigen Theilen der Monarchie und gegen alle bisherigen und zukünftigen auf Lostrennung Schleswigs von Holstein gerichteten Maßregeln in der Sechsundzwanziger Adresse feierlich Verwahrung eingelegt. Jenes Verlangen, über den Gesammtstaat gehört zu werden, ist unerfüllt geblieben, diese Proteste sind durch einen Willküract des Präsidenten theilweise verhindert worden, zum giltigen Beschluß zu werden und in dieser Gestalt an den Thron zu gelangen. An uns in Deutschland ist es nun, die Forderungen und Beschwerden Schleswigs zu den unsern zu machen.

Es ist zu sorgen, daß die Gesammtstaatsverfassung wie für Holstein und Lauenburg auch für Schleswig aufgehoben und daß den Schleswigern gestattet werde, sich über ihre Stellung in der dänischen Monarchie rückhaltslos auszusprechen. Sie werden dann, deß sind wir sicher, mit großer Majorität und mit gleicher Energie wie die Holsteiner sich gegen jene Verfassung als eine nicht zu gedeihlichen Zielen führende erklären und ohne sich auf Vorschläge einzulassen, in denen nur eine Abänderung der Gesammtstaatsidee läge, die Forderung stellen, daß ihnen von der Regierung auf Grund der alten Landesrechte zeitgemäße Vorlagen gemacht werden.

Diese Forderung wäre dann von Deutschland als europäischer Macht zu unterstützen, ihre Erfüllung, falls sie verweigert würde, zu erzwingen. Es wäre zurückzukehren zu den beiden ersten Fundamentalsätzen des

ſchleswig-holſteiniſchen Rechtes, zu denen, nach welchen die Herzogthümer Schleswig und Holſtein ſelbſtändige, feſt mit einander verbundene Staaten ſind. Deutſchland hat dazu das Recht und es iſt dazu verpflichtet. Es würde dazu auch reichlich die Macht haben, wenn es Eins, ja wenn es nur vollkommen einig, nur von einem energiſchen Willen zuſammengehalten wäre. Da dies nicht in wünſchenswerther Weiſe der Fall iſt, ſo iſt die Frage wegen Schleswigs eine Frage der Opportunität. Es kommt bei ihr darauf an, ob die politiſche Conjunctur günſtig iſt, und da Rußland gegenwärtig zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt iſt, um wie 1850 ein entſcheidendes Wort in die Wagſchale legen zu können, ſo reducirt ſich die Frage wieder darauf, welche Stellung die beiden Weſtmächte zu der Sache einnehmen.

Von dem Kaiſer Napoleon iſt anzunehmen, daß er trotz des Umſtandes, daß die von ihm in Betreff Italiens aufgeſtellten Grundſätze ſammt und ſonders den Anſprüchen Deutſchlands auf Schleswig (wenigſtens auf deſſen größere Südhälfte) günſtig ſind, auf Seiten Dänemarks ſteht. Nicht ſo gewiß iſt, ob er wegen Dänemarks einen Krieg mit Deutſchland wagen würde. Sicher iſt wohl, daß er ſich dazu nicht entſchließen würde, wenn England die Partei Deutſchlands ergriffe. So beſchäftigt uns eigentlich nur die Frage, wie das britiſche Cabinet über die Angelegenheit denkt, und hier geben uns die vor Kurzem bekannt gewordenen Depeſchen einen Wink für unſer Urtheil, wobei wir uns indeß vor Ueberſchätzung der darin niedergelegten Anſchauungen zu hüten haben, indem das engliſche Cabinet in Betreff Schleswig-Holſteins nicht gleichen Anſichten huldigt. Palmerſton neigt, theils aus Verdruß, daß ſein nicht unverſtändiger Plan einer Theilung nach der Sprachgrenze *) 1848 von den Deutſchen verworfen worden, theils aus Oppoſition gegen die Königin und den Hof, die den Deutſchen durchaus günſtig ſind, gegen die der Miniſter aber aus perſönlichen Gründen fortwährend intriguirt, theils wegen der Haltung Preußens in Bezug auf Italien, ſtark zu Dänemark hin. Ruſſell dagegen erkennt bis zu einem ziemlich weit reichenden Grade die deutſchen Anſprüche an. Hinter Palmerſton ſteht der bei Weitem größte Theil der Nation, der Frieden um jeden Preis will und nur für die Gegenwart rechnet, hinter Ruſſell ſtehen die Wenigen, welche einige Kenntniß von den einſchlagenden Verhältniſſen, von dem lebhaften Verlangen der Deutſchen, hier endlich Genugthuung zu erhalten, beſitzen und welche begreifen, daß die endgiltige Ordnung dieſer Angelegenheit wohl aufgeſchoben, aber nicht aufgehoben werden kann. Was ſich aus dieſem Zwieſpalt entwickeln wird, läßt ſich nicht wohl errathen. Gewiß ſcheint nur, daß England, wenn Preußen mit Deutſchland ſich anſchickte, den Holſteinern auch zu ihren Rechten in Schleswig zu verhelfen, mit den Waffen nicht für Dänemark in die Schranken treten, daß es aber auch nicht eher, als bis es ſeine Intereſſen direct bedroht ſähe, den Franzoſen ein Veto zurufen würde, wenn ſie ſich den Dänen an die Seite ſtellen wollten.

Betrachten wir kurz jenen Depeſchenwechſel. Im vorigen Herbſt ſchickte der britiſche Geſandte in Kopenhagen, Herr Paget, eine auf däniſche Berichte geſtützte, ſtark däniſch gefärbte Denkſchrift über Schleswig-Holſtein nach London. Dieſelbe wurde Lord Bloomfield zur Mittheilung an Herrn v. Schleinitz nach Berlin geſandt. Der preußiſche Miniſter antwortete darauf in einer Depeſche vom 8. November, welche die Rechte Holſteins wahrte, die Vorſchläge Dänemarks in Betreff dieſes Herzogthums als unannehmbar, das Verfahren des Kopenhagener Cabinets, nach welchem es trotz des Austritts Holſteins aus dem Geſammtſtaat die Geſammtverfaſſung und den Reichsrath noch beſtehen laſſe, als rechtswidrig bezeichnete, die den Schleswigern gemachten Zugeſtändniſſe für unbedeutend erklärte *) und ſodann das Recht des deutſchen Bundes, ſich in die ſchleswigſchen Angelegenheiten zu miſchen, inſoweit feſtſtellte, „als der König von Dänemark als Herzog von Schleswig behufs der ſtreitigen Anſprüche Holſteins gegen den deutſchen Bund gewiſſe internationale Verpflichtungen in Betreff Schleswigs eingegangen und zu deren Erfüllung gehalten ſei.“ „Der Geiſt,“ ſo ſchloß das Actenſtück, „in welchem England ſo viel-

*) Dieſelbe würde etwa zwiſchen Flensburg und Tondern zu ziehen ſein, jedoch mit einer ſtarken Einbiegung nach Süden, da die Ortſchaften der hohen Geeſt bis ziemlich nach Idſtedt hin plattdäniſch ſprechen.

*) Das Wichtigſte war, daß ſie ſich — deutſche Hauslehrer halten dürften!

sach anderer Orten sein Gewicht in die Wagschale gelegt hat, wo es galt, einem Volke Freiheiten gegen seine Regierung zu erringen, die demselben bis dahin rechtlich nicht zustanden (Italien), darf uns nicht zweifeln lassen, daß in der dänisch-deutschen Frage, in welcher es sich nur darum handelt, wohlbegründete und verbriefte Freiheiten der Stände zu wahren, Großbritannien keinen Anstand nehmen werde, bei dem Cabinet von Kopenhagen mit seinem ganzen Einfluß auf Gewährung des Rechtes hinzuwirken."

Darauf antwortete Russell am 8. December Folgendes: Die Stellung des britischen Cabinets zu der schleswig-holsteinischen Frage sei von dem Berliner Hof mißverstanden. England habe Paget's Denkschrift nur übermittelt, sich aber nicht die darin enthaltenen Vorschläge angeeignet. Es habe ein Interesse an der Erhaltung der dänischen Monarchie und hätte deshalb gewünscht, alle Theile derselben in einem Parlament zu Kopenhagen vereinigt zu sehen. Da dies nicht möglich, so wünsche man wenigstens, daß Dänemark und Holstein jedes einen verhältnißmäßigen Antheil der Lasten trügen, welche zur Aufrechthaltung der dänischen Unabhängigkeit nothwendig seien. Was Schleswig angehe, so habe der König von Dänemark allerdings ein bestimmtes Verhalten gegen dieses Herzogthum versprochen. Der Form nach seien diese Versprechungen vom König seinen eigenen Unterthanen gegeben worden. Aber die österreichische Depesche vom 26. December 1851 sowie die dänische Erwiderung in Verbindung mit der gleichzeitigen Proclamation des Königs (Januarpatent von 1852) gaben denselben den Charakter einer übernommenen Verpflichtung (gegen Deutschland). „Was den Inhalt der Zusagen betrifft, so verspricht der König: 1) daß weder eine Einverleibung des Herzogthums Schleswig in das Königreich stattfinden, noch (das ist die wichtigste Stelle der Depesche) irgend dieselbe bezweckende Schritte gethan werden sollen; 2) hat die Proclamation vom 28. Januar 1852 eine verfassungsmäßige Entwicklung der schleswigschen Stände versprochen, sowie daß das Gesetz, welches darüber erlassen werden soll, namentlich die dänische und deutsche Nationalität vollkommen gleichstelle und gleichmäßig schütze. Unzweifelhaft bilden diese Versprechungen eine Verpflichtung, welche Se. dänische Majestät auf seine Ehre übernommen hat zu erfüllen. Der König ist verpflichtet, Schleswig nicht in Dänemark zu incorporiren, im Herzogthume repräsentative Stände zu erhalten und die deutsche wie die dänische Nationalität gleichmäßig zu beschützen. Aber weder der Form, noch dem Inhalt nach geben diese Versprechungen Preußen oder dem deutschen Bunde das Recht, sich in alle Einzelheiten des dänischen Herzogthums Schleswig zu mischen. Wäre es einverleibt oder seiner besondern Verfassung beraubt (ersteres ist factisch zum guten Theil, letzteres insofern der Fall, als die Stände nicht über gesammtstaatliche Angelegenheiten sprechen dürfen und der Reichsrath noch für Schleswig gilt), so könnte Deutschland das Recht beanspruchen, zu interveniren, aber wenn jede Kirchen- und Schulsache in Schleswig zum Gegenstand der Einmischung des deutschen Bundes werden dürfte, so würden die Souveränetätsrechte des Königs von Dänemark nur dem Namen nach bestehen bleiben." Zum Schluß heißt es, die britische Regierung werde allen ihren Einfluß am dänischen Hofe zur Beschützung der Deutschen in Schleswig anwenden, wenn aber Herr von Schleinitz auf die Gefühle anspiele, welche kürzlich vom Londoner Cabinet für die italienische Nationalität geäußert worden, so müsse daran erinnert werden, daß in Schleswig 140,000 Dänen leben und der Rest der Bevölkerung nicht rein deutsch sei, während im Königreich Sicilien sich keine gemischte Bevölkerung vorfinde.

In ähnlicher Weise äußerte sich Russell an demselben Tage an Paget in Kopenhagen zur Mittheilung an das dortige Cabinet. Die dorthin gerichtete Note hebt dieselben Verpflichtungen hervor und sagt, daß der König „durch seine Ehre" verbunden sei, dieselben zu erfüllen. Es heißt: „Er hat sie öffentlich verkündigt, er hat sie nicht nur seinen Unterthanen, sondern den Vertretern fremder Mächte bekannt gemacht. Ihre Erfüllung ist eben so sehr sein Interesse als seine Pflicht." — „Seine deutschen Unterthanen sollten das Bewußtsein haben, daß sie unter seiner Herrschaft sich gleicher Rechte mit ihren dänischen Mitbürgern erfreuen. Sie würden dann zugleich das Gefühl loyaler Anhänglichkeit an die dänische Monarchie und des aufrichtigen Wunsches haben, sie ungeschmälert erhalten zu sehen. Wenn aber im Gegentheil die Erziehung ihrer Kinder

in den Schulen und ihr Gottesdienſt durch vexatoriſche Anordnungen ihnen abgeſchnitten wird, wenn die Regierung von dem Wunſch beſeelt erſcheint, die Nationalität ihrer Unterthanen deutſchen Stammes zu unterdrücken, ſo können nur unſelige Folgen eintreten. Sollte der deutſche Bundestag dazu ſchreiten, ſeine Beſchlüſſe vom letzten März mit Gewalt durchzuführen, ſo wird ſicherlich das benachbarte Herzogthum Schleswig der Schauplatz von Aufregung, vielleicht von Unruhen und Aufſtand werden. Dann würde ſich dem König von Dänemark der Werth ſolcher Zugeſtändniſſe an die Schleswiger fühlbar machen, die in ihren Augen ihn über jeden Verdacht eines Wortbruches und über die Beſchuldigung erheben müßten, einen gebildeten und betriebſamen Theil ſeiner Unterthanen in eine gehäſſige und untergeordnete Stellung gebracht zu haben."

Dieſe Aeußerungen des britiſchen Miniſters laſſen Mancherlei zu wünſchen übrig. Der König von Dänemark iſt zu Erfüllung ſeiner Zuſagen nicht bloß durch ſeine Ehre verpflichtet. Das Zahlenverhältniß der däniſchen Bevölkerung Schleswigs zur deutſchen iſt falſch aufgefaßt. Die Dänen ſind bei Weitem weniger zahlreich als die Deutſchen, jene etwa 120,000, dieſe mit Einrechnung der Frieſen 230,000 Köpfe ſtark. Der Süden iſt deutſch, der Norden nicht rein däniſch. Auf die Bemerkung endlich, daß die Einmiſchung Deutſchlands in jede einzelne Verwaltungsangelegenheit von Schleswig nicht ſtatthaft ſei, iſt zu erwidern, daß jeder größere Angriff auf die Rechte und Intereſſen dieſes Herzogthums aus vielen einzelnen verletzenden Acten beſtehen muß und die ſyſtematiſch betriebene Daniſirung Schleswigs offenbar ein Schritt zur Einverleibung iſt, die Dänemark zu unterlaſſen verſprochen hat. Indeß zeigen die Depeſchen Lord Ruſſell's wenigſtens einen gewiſſen Grad guten Willens. Man ſcheint in London wenigſtens jenes abſichtliche Verſchließen der Augen für alles und jedes Recht Deutſchlands aufgeben zu wollen, welches jahrelang unter den Deutſchen ein berechtigtes Gefühl des Widerwillens gegen den Verwandten jenſeits der Nordſee erzeugt und genährt hat. Die däniſchen Erlaſſe, welche die Depeſche an Paget zur Folge gehabt hat, ſind faſt werthlos, indeß beweiſen ſie doch, daß eine aufrichtige Mitwirkung Englands Preußen und Deutſchland in Schleswig fördern kann, und eine ſolche Mitwirkung zu gewinnen, würde dem Berliner Cabinet ſicher gelingen, wenn es ſich entſchließen wollte, ſich nicht von ſeinen Neigungen und Abneigungen, ſondern von ſeinen Intereſſen und von dieſen nur beſtimmen zu laſſen.

Mit Englands Hilfe ließe ſich unzweifelhaft der größte Theil des status quo ante in Schleswig-Holſtein wieder herſtellen. Ob auch daran erinnert werden kann, daß in den Herzogthümern der Mannsſtamm herſchen ſollte, laſſen wir dahin geſtellt. Das Londoner Protocoll iſt aus vermeintlichen Zweckmäßigkeitsgründen entſtanden, es kann andern Zweckmäßigkeitsgründen einmal weichen müſſen, und man hat beſſer verbrieſte Rechte, als die durch daſſelbe verliehenen vom Geiſt der Zeit in das Nichts verwehen ſehen.

Abgeſehen davon, daß es im modernen europäiſchen Staatsrecht zur Praxis werden zu wollen ſcheint, daß einem Volke kein unberechtigter Regent aufgedrungen werden darf, ſondern allgemeine Abſtimmung ihn ſanctioniren muß, daß alſo hier wenigſtens die Stände zu hören ſein würden, haben weder der Bundestag noch die Agnaten zu dem Inhalt des Londoner Protocolls und des Erbfolgegeſetzes von 1853 ihre Einwilligung ertheilt. Will man auch in Betreff der Agnaten die Erklärung des Herzogs von Auguſtenburg, gegen die Aenderung der Erbfolge nichts unternehmen zu wollen, als Verzicht auf ſeine Rechte auffaſſen, ſo fehlen doch die Erklärungen ſeiner Söhne und anderer Glieder dieſer Linie. Dennoch glauben wir, daß die Gegenwart noch nicht dazu angethan iſt, das Londoner Protocoll in Frage zu ſtellen, auch hat es damit keine Eile, da Friedrich VII. noch bei guten Jahren iſt. Ein Angriff auf den Geſammtſtaat iſt nöthig und möglich. In der Form vorſichtig, im Weſen energiſch ausgeführt, würde er aller Wahrſcheinlichkeit nach das Ziel erreichen, welches Deutſchland ſich hier zunächſt zu ſtecken hat: die Umbildung des gegenwärtig halbzertrümmerten däniſchen Geſammtſtaats in eine Geſtalt, welche dem Zwillingsſtaat Schweden-Norwegen gleichen würde. Eine ſpätere Zeit führt dann wohl aus: die Heimgabe Schleswig-Holſteins an die Fürſten, denen es nach Ausſterben des Mannsſtammes gehört, und damit die vollſtändige Trennung des Landes von Dänemark.

Die Gambier-, die Marquesas-Inseln und Tahiti.

Zu einer vollständigen Würdigung der gegenwärtigen Weltlage, namentlich der Stellung der europäischen Großmächte zu einander, gehört auch eine Kenntniß derjenigen Bestrebungen, welche diese Mächte auf der Europa gegenüberliegenden Hemisphäre verfolgen. Vorzugsweise sind es England und die ihm gegenwärtig in mancher Hinsicht ebenbürtige Seemacht Frankreich, deren Machtstellung im europäischen Staatensystem keineswegs allein durch ihren Territorialbesitz in Europa bedingt ist. Namentlich gilt dieses von England. Wir haben dessen feste, sichere und klare Politik einem königlichen Frankreich gegenüber erlebt, als keine Wogen des Aufruhrs seine auswärtigen Besitzungen überflutheten. Wir sind aber auch Zeugen gewesen, und sind es zum Theil noch, seines schwankenden, schwächlichen Auftretens dem neukaiserlichen Frankreich gegenüber, seitdem ein in der bisherigen Weltgeschichte an Erbitterung und Blutvergießen fast beispielloser Aufstand Ostindien erschüttert und bedenkliche Umsturzversuche gegen die britische Regierung auf Neuseeland stattgefunden haben. Wir sind aber auch davon Zeugen, wie Frankreich, um seinem gegenwärtigen Uebergewicht im Rath der europäischen Mächte dauernden Bestand zu verleihen, nicht allein darauf ausgeht, den Länderbesitz der Mächte in Europa in bedrohlicher Weise in Frage zu stellen, sondern bemüht ist, abgesehen von seinen Besitzungen in Afrika, das Terrain seiner Colonien auf der südlichen Halbkugel zu vergrößern, Gewonnenes festzuhalten und Neues zu erobern. Deshalb ist seit mehreren Jahren die seit Ludwig XVI. ruhende cochinchinesische Frage wieder hervorgezogen worden und französische Kanonen führen eben jetzt unter den Wällen von Saigun den Beweis eines Anrechts auf Länderbesitz des französischen Imperators in Cochinchina. Deshalb hat die lebhafte Theilnahme Frankreichs an dem Streite stattgefunden, den England mit dem chinesischen Reiche auszufechten hatte, und es ist ein Ereigniß von unberechenbarer Tragweite, daß Frankreich im neuesten Frieden zu Peking sich die Rückgabe sämmtlichen Grundbesitzes der katholischen Kirche in China ausbedungen hat. Deshalb ist auf den Sandwich- und auf den Gambierinseln der französische Einfluß verstärkt, auf den Marquesasinseln und auf Tahiti die französische Oberhoheit befestigt, Neucaledonien von der französischen Regierung in Besitz genommen worden. Und von solchem Gesichtspunkte aus glauben wir an dieser Stelle einer kurzen Darlegung dieser der Gegenwart angehörenden Thatsachen die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter im Voraus zusichern zu dürfen, wobei wir nur bemerken, daß die Lage der Sandwichinseln bereits früher (Band II., S. 280) dargelegt worden ist und die Verhältnisse von Neucaledonien noch in einem besondern Artikel beleuchtet werden sollen. Es wird sich zeigen, daß Frankreich gegenwärtig in fast ununterbrochener Linie von den Gambierinseln bis zu Neucaledonien einen Raum von beinahe 3500 Meilen in der Südsee und damit die Handelsstraße vom nördlichen nach dem südlichen Stillen Meere beherrscht.

Die am meisten östlich gelegene Gruppe von den hier in Betracht kommenden Inseln sind die Koralleneilande, welche den Namen der Gambierinseln führen, ein Glied in dem Außengürtel der australischen Inseln. Sie gehören der größern Gruppe der sogenannten niedrigen Inseln an und liegen unmittelbar zu beiden Seiten des Wendekreises des Steinbocks zwischen dem 129. und 139. Grade westlicher Länge von Greenwich. Man zählt im Ganzen sechs, von denen aber nur vier bewohnt sind: Mangareva mit 1600, Taravai mit 180, Akamaru mit 200 und Akena mit 100 Einwohnern. Die beiden andern Inseln sind nur Felsen, in deren nächster Umgebung Perlen gefischt werden; die eine diente ehemals als Begräbnißstätte der Häuptlinge. Mangareva ist vier englische Meilen lang und etwa eine englische Meile breit, nur im Süden hat sie circa zwei und eine halbe Meile Ausdehnung. Capitän Wilson entdeckte die Gruppe 1797, als er protestantische Missionäre nach andern Inseln der Südsee brachte; er übertrug den Namen seines Schiffes „Duff“ auf den höchsten Pic im südlichen Theil von Mangareva. In spätern Jahren pflegten die Walfischfänger der Südsee, wenn es ihnen bequem war, besonders auf Mangareva zu

landen. Mörenhout, ein Belgier, von dem noch später die Rede sein wird, besuchte sie 1834, um hier Perlmutter zu sammeln, welches in Menge gefunden wurde. Die Bewohner benahmen sich ehrerbietig, vorsichtig und friedfertig. Für Frankreich hat die katholische Propaganda die Inseln erobert. Der 1822 gestiftete „Verein für Glaubensverbreitung“ (die Propaganda) trat an die Spitze sämmtlicher Missionsbestrebungen der katholischen Kirche und übertrug durch ein von Leo XII. 1833 bestätigtes Decret dem Picpushause, der Congregation der heiligsten Herzen Jesu und Mariä, die Riesenarbeit der Christianisirung aller Inseln im Stillen Ocean. Demzufolge installirte der Papst einen apostolischen Vicar für Ostoceanien, den Bischof von Nilopolis, Stephan Rochouse. Ihm voran begaben sich die Priester Franz von Assisi, Caret und Honoré Laval zunächst nach Valparaiso. Von dort schifften sie sich nach den Gambierinseln ein, wo sie am 7. August 1834 landeten. Sie waren bemüht, den Erwachsenen und den Kindern die Grundsätze des Christenthums beizubringen, und dies gelang ihnen, nach ihren eigenen Berichten, mit überraschendem Erfolg. Auch Akamaru und Akena besuchten sie, und als im Mai 1835 der Bischaf Rachouse nach Akena kam und im bischöflichen Ornat, von den Priestern begleitet, die Insel durchzog, zeigte sich unter den Eingebornen eine große Begeisterung. Aehnliches trug sich auf Mangareva zu. Im Jahre 1836 zählten die Missionäre bereits 1100 erwachsene Getaufte und eine große Zahl Katechumenen. Diese glänzenden Erfolge, die übrigens im Ernste genommen kaum glaublich erscheinen, mußten ausgebeutet werden. Caret begab sich 1837 nach Rom und nach Paris. Von Papst Gregor XVI. erhielt er Geschenke für die Gemeinden auf den Gambierinseln; auch gestattete der Papst, daß der König der Gambier, Maputeo, in der Taufe seinen Namen (Gregor) annehme; ihm wurde ein Ehrensäbel bestimmt. Große Theilnahme erwarb sich Caret in Paris. Die französische Regierung versprach dem Picpushause ihren Schutz für alle Missionen in der Südsee, sie machte sich mit andern Worten zum Werkzeug der Propaganda. Die Unternehmungen des Contreadmirals Dupetit Thouars, deren wir noch weiter unten zu erwähnen Gelegenheit haben werden, erstreckten sich auch auf die Gambierinseln. Ihm war es vorbehalten, den Grund zu legen für die Herrschaft Frankreichs im Stillen Ocean, wo er mit seinem Schiffe „Venus“ bereits im Sommer 1837 erschien. Die Besitzergreifung der Inseln geschah ohne Geräusch, sie erhielten französische Besatzung. Der König und die übrigen Häuptlinge erkannten ohne Widerspruch die Oberhoheit Frankreichs an. Damit hatte Frankreich den Schlüssel zu den übrigen Inseln des Stillen Oceans in die Hand bekommen, und im Bunde mit den Missionären, welche ihm als Pioniere dienen mußten, begann es nun seine Herrschaft in Polynesien zu erweitern. Die Priester bauten Kirchen und leiteten die Eingebornen zu geregelter und nutzbringender Arbeit an; ihre milde Praxis, namentlich ihre Art, sich den herkömmlichen Vorstellungen der Eingebornen so viel als möglich zu accomodiren, gewann ihnen deren Vertrauen. Auf Taravai bauten sie dem König ein ansehnliches Haus von 42 Fuß Fronte, dazu eine 75 Fuß lange Kirche; ebenso auf Akamaru. Auf Mangareva war es bereits früher geschehen. Bei der Einweihung dieser Gebäude betheiligte sich die französische Besatzung als Ehrenescorte. Die katholischen Priester lehrten auch die Eingebornen den Ackerbau, die Aufführung steinerner Häuser, allerlei Handwerke und Künste. 1845 arbeiteten auf Mangareva acht Webstühle, auf welchen Frauen in sieben Monaten 2300 Ellen Baumwollenzeug verfertigten. Andere hatten in drittehalb Monaten die Baumwolle gesponnen. 1857 veranstalteten die Priester sogar auf Mangareva eine Industrieausstellung von den Erzeugnissen sämmtlicher, damals Frankreich untergebenen Inseln des Archipels. Es wurden hier unter Anderm 1253 Matten und 309 Hüte aus Pandanenblättern ausgelegt; auch Proben von Bodenerzeugnissen zur Beförderung des Ackerbaues, zum Beispiel von Taro, Maniok, Kürbissen und Erdäpfeln wurden ausgestellt. Die Prämien bestanden in Meerschildkröten, deren Fleisch bei den Eingebornen der Inseln sehr beliebt ist. Dies Alles förderte die Civilisation und befestigte das Ansehen der Franzosen. Der Gouverneur der Inseln, de Bouzet, sprach sich 1857 höchst anerkennend über die Arbeitsamkeit und die Sitten der Bewohner aus. In demselben Jahre starb der König Maputeo Gregorio, mit Hinterlassung eines nur

zehn Jahre alten Sohnes, Josef, für welchen die Mutter die Regentschaft übernahm. Die Eingebornen huldigten insgesammt dem jungen Thronerben. Die niederste Volksclasse, die Hurumanu, küßte ihm bei dieser Gelegenheit die Füße, die Angesehneren, die Hakaora, küßten seine Knie, die Mitglieder der königlichen Familie, die Togaitis, lüßten ihm seine Nase. Die Häuptlinge der verschiedenen Inseln begrüßten ihn mit feierlichen Anreden. „Josef, mein König," redete der Häuptling von Taravai ihn an, „siehe uns, die Insel Taravai und mich. Wir kommen, Dir zu versichern, daß wir Dir treu bleiben werden. Jüngst hungerte mich, jetzt habe ich genug; gestern fror mich, heute hat Deine Gegenwart mich erwärmt. Mein König, ahme nicht Deinen Ahnen nach, sie waren Menschenfresser; ahme Deinem Vater nach, der so gut, so fromm, so edel war, und das ganze Volk ist Dein!" Ehemals entzündete der Tod eines Königs alle Leidenschaften, es kam zu blutigen Kriegen wegen der Thronfolge; jetzt ging Alles friedlich vorüber. Honoré Laval, der Gründer der Mission auf den Gambierinseln, wohnte und wirkte dort noch 1857; er spricht sich über die Emsigkeit, die Friedfertigkeit und den Gehorsam der Insulaner sehr lobend aus; in allen Angelegenheiten lassen sie sich von den Priestern rathen und beweisen ihnen Ehrerbietung und Liebe. Hier also war es, wo dem Kreuze der französische Adler nachrückte, und seitdem hält er seine Schwingen schirmend über die Inselgruppe der Gambiers ausgebreitet, durch deren Besitz Frankreich die erste militärische Position in der Südsee gewonnen hat.

Von Mangareva aus wurde das Christenthum und die französische Herrschaft nach den Paumotuinseln, den Marquesas und nach Tahiti verpflanzt. Dadurch ward unter Anderm auch die Ketteninsel im Paumotuarchipel französisches Besitzthum. Die ganze Gruppe gehört zu den Koralleneilanden und zwar zu den ringförmigen (den Atolls), auf denen die Cocospalme für die Bewohner ihr Ein und Alles ist. Zuerst ließen sich hier katholische Priester nieder, sie hatten anfangs mit dem Mormonismus zu kämpfen, dessen gemeinschädliche Grundsätze von Amerikanern hierher ausgebreitet worden waren. Bald wußten sie sich bei den Eingebornen beliebt zu machen. Eine französische Besatzung folgte nach. Eine Zeit lang ward diese stillschweigend geduldet. In einer bösen Stunde aber (1854) fielen die Insulaner über die Soldaten her und tödteten mehrere. Indeß ward die Ruhe wiederhergestellt. Der Pater Montiton sagt von den Insulanern, sie hätten durch ihren öftern Umgang mit Europäern und Amerikanern ihre Rohheit abgestreift und eine feinere, fast elegante Lebensweise angenommen. Man darf nicht zweifeln, daß die Civilisation im Zunehmen begriffen ist, aber eben so sehr ist es auch die Macht Frankreichs auf diesen Inseln, von denen eine nach der andern besetzt wird.

Das nächstfolgende wichtigste Ereigniß in dieser Beziehung war die Occupation der Marquesasinseln oder Markisen. Der Spanier Alvara Mendana entdeckte die südöstliche Gruppe derselben 1595, welche die Inseln Fatuhiwa, Hiwaoa, Fetuhuku, Tawata und Motane umfaßt. Später besuchte sie Cook, und 1791 entdeckte der amerikanische Capitän Ingraham die nordwestliche Gruppe Nukahiwa, Huapu, Huahuna, Hiau, Fetuuhu, Lincoln und die Koralleninsel. Mendana benannte die erstere nach dem Vicekönig von Peru, dem Marquis von Mendoza, Marquesas-, Ingraham die letztere Washingtoninseln. Der Franzose Marchand, der sie bald nach Ingraham besuchte, nannte sie Isles de la révolution. Im Kriege mit Großbritannien nahm Commodore Porter die Gruppe Namens der nordamerikanischen Union in Besitz. Doch hatte dieses keinen Erfolg, weil sein Schiff, der „Essex," von zwei englischen Kreuzern in Valparaiso genommen wurde. Die Inseln sind vulcanischen Ursprungs, meistens Basalt. Sie liegen zwischen dem 7. und 10. Grad südlicher Breite und zu beiden Seiten des 140. Grades westlicher Länge von Greenwich. Hiwaoa ist die größte von allen, 22 engl. Meilen lang und 10 Meilen breit; Nukahiwa, die Hauptinsel, ist 11 Meilen lang und 6½ Meilen breit. Tawata hat die höchsten Berge (6000 Fuß). Huapu ist 8 Meilen lang und 5 Meilen breit, ihre seltsam geformten Berge sind bis 3600 Fuß hoch. Mehrere der Inseln sind wüste, unbewohnte Felseneilande. Die Gesammtbevölkerung wird auf 25,000 Seelen geschätzt. Nukahiwa hat 18,000, Huapu 3000, Huahuna 2500, Fatuhiwa 2000 Einwohner. Das herrliche Tropenklima erzeugt auf den meisten Inseln eine üppige Vegeta-

tion. Zahlreiche Flüſſe und Bäche bewäſſern den zum Theil noch mit Urwaldung bedeckten Boden. Der Brotbaum, die Cocospalme, der Papiermaulbeerbaum, die Banane, der Piſang, der Pandong ſind die Nutz- und Nahrungsbäume; das Zuckerrohr gedeiht wild ohne Anbau und Pflege; die Yamspflanze, das Taro, der Erdapfel, auch Taback werden cultivirt. Waſſervögel allerlei Art gibt es in zahlloſer Menge, von andern Vögeln nur wenige Arten, einen Papagei, eine Taube, einen Fliegenſchnepper u. ſ. w. Giftige Reptile fehlen. In dem dunkeln Schatten der geheiligten Brotfruchtbäume ſtehen die Götzenaltäre der Inſulaner aus ſchwarz polirten Steinblöcken, welche ohne Mörtel zwölf bis fünfzehn Fuß hoch auf einander gethürmt ſind. Rings umher ſind kleine Hütten aus Bambus aufgeführt und zwiſchen den Bäumen Gerüſte von Rohrgeflecht angebracht, von welchen herab die Prieſter zu dem Volke ſprechen. Solche Oerter ſind tabu, d. h. geweiht, geſeit, gebannt; kein Weib darf ſie betreten, kein Laie etwas anrühren. Der ganze Prieſterſtand iſt tabu, daher nach dem Volksglauben einige von ihnen ſchon bei Lebzeiten, andere erſt, wenn ſie geſtorben, unter die Götter verſetzt werden. Die Prieſter untergeordneten Ranges vollziehen die Opfer unter dem Beiſtand ihrer Gehilfen, die erſt zu dieſem Amt zugelaſſen werden, wenn ſie einen Feind mit der Keule erſchlagen haben. Dieſe Art hierarchiſcher Verfaſſung gab den katholiſchen Prieſtern manche Anknüpfungspunkte. Eine ähnliche Kaſteneinrichtung findet auch unter den Laien Statt. Die Häuptlinge ſind theils ſolche, die im Kriege das Heer anführen, theils ſolche, die als reiche Grundbeſitzer eine Art Ariſtokratie ausmachen. Ihnen müſſen die ihnen Untergebenen gewiſſe Dienſte leiſten, zum Beiſpiel den Acker bauen, und dadurch hat ſich ein der Leibeigenſchaft ähnliches Verhältniß herausgebildet. Eine zweite Kaſte umfaßt die Fiſcher; eine dritte die wandernden Sänger, welche bei Feſtgelagen tanzen und ſingen; eine vierte die Arbeiter, das niederſte Volk. Die Männer tättowiren den ganzen Körper, das Geſicht nicht ausgenommen, mit den abenteuerlichſten Figuren. Sie ſowohl wie die Frauen zeichnen ſich durch ebenmäßigen Wuchs vortheilhaft aus, ihre Hautfarbe iſt licht, mitunter faſt weiß, im Uebrigen tragen ſie die unverkennbaren Eigenthümlichkeiten der malayiſchen Race. Auch die Frauen bemalen ſich mit allerlei Figuren und bedienen ſich namentlich eines vegetabiliſchen Mittels, ihre Haut hell und glänzend zu erhalten. Kriege waren ehemals unter den Inſulanern häufig, Kindermord und Cannibalismus allgemeine Sitten, außerdem die Vielmännerei, alſo Veranlaſſung genug, die Inſulaner zu belehren und wahre Geſittung unter ihnen einzuführen. Dürfen wir den Berichten der katholiſchen Prieſter trauen, ſo iſt es auch hier überraſchend ſchnell gelungen, die Anfänge chriſtlicher Civiliſation zu gründen.

Dupetit Thouars war nach der Rückkehr von ſeiner erſten Reiſe im Stillen Ocean nach Paris zum Contreadmirol ernannt worden. Im Jahre 1841 begab er ſich mit der „Reine Blanche“ zum zweiten Male nach der Südſee. Er landete bei der Inſel Tawata, auf welcher ſich damals die Hauptſtation der katholiſchen Miſſionäre befand. Der Pater François de Paula empfing ihn und geleitete ihn zu dem Häuptling oder König Yotéte. Dieſer klagte ihm, er fürchte die Amerikaner, weil vor etwa vier Monoten ein amerikaniſches Schiff bei der Inſel Fatuhiwa habe landen wollen, aber von den Eingebornen abgewieſen ſei. Man habe ſie mit Musketenſchüſſen empfangen und Einen von der Mannſchaft getödtet. Das Schiff ſei dann nach Tawata gekommen, aber auch hier übel aufgenommen worden. Die Inſulaner hätten (unter Yotéte's Zuſtimmung) die Beſatzung ihrer Kleider und eines Botes beraubt. Bald nachher ſei ein amerikaniſcher Walfiſchfahrer gelandet und habe dem König mit Rache gedroht, die amerikaniſche Regierung werde das Geſchehene als Seeräuberei anſehen und zu beſtrafen wiſſen. Deshalb bat Yotéte nun den franzöſiſchen Admiral — ſo erzählt dieſer ſelbſt — ihn zu beſchützen, insbeſondere erſuchte er ihn, eine kleine franzöſiſche Beſatzung und einige Schiffskanonen auf Tawata zurückzulaſſen. Dupetit Thouars war bereit, dieſe Bitte zu erfüllen, falls der König die Oberhoheit Frankreichs anerkennen und geſtatten wolle, daß die franzöſiſche Flagge auf der Inſel aufgepflanzt werde. Yotéte hatte nichts dagegen, die Beſitzergreifung der Marquiſen ward am 1. Mai 1842 in ſolenner Weiſe auf Tawata vollzogen, ein darauf bezüglicher Vertrag unterzeichnet und das Aufziehen der dreifarbigen Flagge mit einundzwanzig Kanonenſchüſſen begrüßt.

Am 9. Januar 1843 erklärte König Louis Philippe bei Eröffnung der französischen Kammern, er habe durch die friedliche Occupation der Marquesasinseln der französischen Rhederei in jenen fernen Meeren eine Zufluchtsstätte gesichert, wozu das Bedürfniß lange schon empfunden worden. Ausführlicher sprach sich am 31. März desselben Jahres der Minister Guizot darüber vor den Kammern aus, indem er auf die Wichtigkeit hinwies, in der Südsee Colonien zu besitzen, welche bedeutende Mittelpunkte für den Handel und starke maritime Militärstationen zu werden bestimmt seien. Nukahiwa, welches einen sehr günstigen Hafen besitzt, ward zum Mittelpunkt für die Militärstation auf den Marquesasinseln ausersehen. Die Franzosen errichteten hier mehrere Baracken auf einem vorspringenden Felsen nahe der Bai, umgaben diese mit Brustwehren, erbauten außerdem eine zweistöckige Wohnung für die Officiere und eine andere für den Gouverneur.

Diese militärische Besetzung von Nukahiwa hat seit den erzählten Vorgängen einmal eine Unterbrechung erlitten, ist jedoch von der gegenwärtigen kaiserlichen Regierung wieder aufgenommen worden. Die Position ist an und für sich den Verhältnissen entsprechend stark genug; eine Fregatte pflegt in dem Hafen von Nukahiwa zu stationiren und die Besatzung der Forts schwankt zwischen fünfzig und hundert Mann. Die übrigen der Gruppe zugehörigen Inseln besitzen nur wenige gute Häfen. Die Buchten sind meistens von hohen, mit Wäldern von Sandelholz bedeckten Bergen eingeschlossen, das Fahrwasser ist gefährlich. Frankreich scheint die Absicht zu haben, den Handel von Fremden mit den Marquesasinsulanern möglichst zu beschränken, um französischen Kauffahrteischiffen einen Vorzug zu gewähren. Die Insulaner begehren bis jetzt keine andern Waaren als Musketen und Munition, und grade diese hat die französische Regierung für Contrebande erklärt. Von Nukahiwa aus werden die übrigen Inseln in Schach gehalten. Nur selten haben auf diesen fremde Schiffe, die dort, um Wasser und Lebensmittel einzunehmen, angelaufen sind, eine freundliche Aufnahme bei den Eingebornen gefunden. Die Civilisation ist noch keineswegs so weit fortgeschritten als auf den Gambierinseln, und der thatsächliche Nutzen der Occupation der Marquesas von Seiten Frankreichs reducirt sich daher bis jetzt nur auf den Schutz der katholischen Priester.

Wir haben schon erwähnt, daß diese von der französischen Regierung als Pioniere benutzt werden, die politische Herrschaft Frankreichs anzubahnen. Dies ist auch der Fall auf Tahiti gewesen, einer der Georgischen Inseln, die zu der Gesammtgruppe der Gesellschaftsinseln gehören. Die Georgsinseln bilden die südöstliche Gruppe: Tahiti, Eimeo, Tapuamanu, Taturua und Maitea; die Gesellschaftsinseln im engern Sinne die nordwestliche: Rajatea, Huahine, Tahaa, Borabora und Maupiti. Der Spanier Quiros entdeckte sie; bekannter sind sie aber erst geworden, nachdem der Engländer Wallis sie 1767 besucht und für die englische Krone in Besitz genommen hatte. Tahiti nannte er „Insel König Georg's III.;“ Cook stellte 1769 den Namen, den sie bei den Eingebornen führt, wieder her: O Taïti, das heißt dies ist Taïti oder Tahiti. Die Tahitier besaßen bereits mancherlei Kenntnisse, als sie mit den Europäern in nähern Verkehr traten, sie kannten die Weltgegenden, rechneten nach Generationen ihre Geschichte, theilten das Jahr in zwölf oder dreizehn Mondmonate und bedienten sich bei dem Zählen des Decimalsystems. Die Entfernung von einem Orte zum andern berechneten sie nach der Zeit. In mancher Beziehung bezeugten sie einen gewissen Gemeingeist und Vaterlandsliebe, andererseits fehlte ihnen alles Familienleben: die Eltern lebten und speisten gänzlich getrennt von den Kindern. Sogar Mann und Frau aßen jedes für sich, nie von denselben Speisen, überhaupt standen Männer und Frauen einander nicht gleich. Jene durften das Fleisch von Schweinen und Hühnern essen, diese nicht; die Weiber wurden sehr gering geachtet. Das Tättowiren war allgemeiner Gebrauch, nur das Gesicht blieb davon verschont. Am meisten sittliches Unheil hatte auf Tahiti sowohl, wie auf andern Inseln Polynesiens, die herumziehende Schauspielerbande der Arreoys gestiftet. Diese wurden in gewissem Sinne als Heilige betrachtet. Die Häuptlinge, in deren Bezirk sie erschienen, bewirtheten sie prächtig, dazu plünderte man die Felder der Insulaner; auch beschenkte man sie mit Schweinen und Zeugen. Außerdem aber nahmen die Arreoys, was ihnen gefiel, und Niemand wagte sie zu hindern. Dabei

begingen sie ungestraft die schamlosesten Ausschweifungen. Ihren Körper schwärzten sie mit Kohlen, ihr Gesicht färbten sie scharlachroth. Kindermord war auf Tahiti allgemein, ebenso Krieg; je blutiger die Schlachten, desto mehr freute sich der Götze Oro. Auch Menschenopfer wurden dargebracht und die Gefangenen meist noch auf dem Schlachtfelde niedergemetzelt. Der Charakter der Insulaner zeigte die größten Widersprüche: sie waren grausam, dabei gastfreundlich, heiter und jähzornig, lebhaft und leicht erregt, aber ohne Ausdauer.

Tahiti's Boden ist vulcanischer Natur, die höchsten Berge reichen bis zu 8000 Fuß. Waldung ist häufig und lohnend. Der Brotfruchtbaum, die Banane, die Cocospalme nähren die Insulaner. Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee, Tabak gedeihen vortrefflich. Schweine leben wild in der Waldung, Ochsen, Pferde, Ziegen und Schafe werden gezüchtet. Das Klima ist überaus herrlich, ein schönes Tropenklima, nie unter 15 Grad und nie über 27 Grad Reaumur. Schon aus diesen Gründen war der Besitz der Insel von Werth. Die Engländer gründeten deshalb dort Niederlassungen; eine zu diesem Zweck gebildete Missionsgesellschaft in London sandte 1797 die ersten Missionäre dorthin, welche von dem König Otou willkommen geheißen wurden. Man baute ihnen ein Haus und überwies ihnen das Land an der Matawaibai zur Bebauung. In den nächsten Jahren entstanden jedoch Verfolgungen der Missionäre. Aber das friedliche Einvernehmen wurde wiederhergestellt. Pomare, der Vater Otou's, welcher seinem Sohne die Herrschaft verschafft hatte und vorzugsweise die Engländer begünstigte — Pomare heißt „Nacht des Hustens" und ward seitdem Ehrenname des jedesmaligen Königs — starb im September 1803. Pomare II. fuhr fort, die Niederlassung der Fremden zu schützen; er selbst lernte schreiben, obwohl er es nicht weit darin brachte. Anfangs bei dem Volke beliebt, brach 1808 eine Verschwörung gegen ihn aus, die der erste Beamte des Königs, Taute, gegen ihn angezettelt hatte. Pomare floh nach Eimeo, die Missionäre verließen Tahiti, Einer von ihnen, Nott, begleitete den König in die Verbannung. Auf Tahiti ward die englische Niederlassung zerstört und ein Zustand von Anarchie trat ein. In der Einsamkeit seines Aufenthaltes auf Eimeo und gebeugt durch den Verlust seiner Herrschaft ward jetzt Pomare andern Sinnes. Im Juli 1812 fing er an, den abergläubischen Gebrauch, daß nur die Priester und der König Schildkrötenfleisch genießen dürften, abzuschaffen; er lud die Häuptlinge ein, mit ihm ein solches Mahl zu theilen. Das erregte Aufsehen und Widerspruch, aber die Gährung legte sich. Bald hernach begehrte Pomare die Taufe, allein die Missionäre hielten ihn dazu für noch nicht reif. 1813 erbaute er auf Eimeo eine Capelle, dann begab er sich auf Bitten mehrerer Häuptlinge nach Tahiti zurück, wo er übrigens vergeblich seine Herrschaft wiederherzustellen suchte, weshalb er im Herbst 1814 sich wieder nach Eimeo einschiffte. Unterdessen machte das Christenthum auf Tahiti Fortschritte, fand aber auch heftigen Widerstand. Die heidnischen Insulaner beschlossen, es gänzlich auszurotten. Unter dem Vorwande, sich zu unterwerfen, luden sie Pomare II. und die Missionäre auf Eimeo nach Tahiti ein (1815). Sie kamen, wurden anfangs freundlich aufgenommen, dann aber überfallen. Indessen zogen die Heiden in einem erbitterten Kampfe den Kürzern, sie wurden vollständig besiegt. Pomare ließ den größten Orotempel zerstören. Er gelangte nun wieder in den Besitz von Tahiti und blieb unablässig bemüht, sein Volk zu civilisiren. Im Jahre 1819 ward er, nachdem er seine christliche Erkenntniß hinlänglich bezeugt und die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung bethätigt hatte, getauft. Er ließ nun ein Gesetzbuch ausarbeiten, das unter allgemeinem Beifall eingeführt ward. Die friedfertigen Gewohnheiten gewannen mehr und mehr die Oberhand. Das Ansehen des Königs ward befestigt, auf benachbarten Inseln stiftete er Frieden unter den Häuptlingen. Das ganze Land bekam ein anderes Aussehen, Ordnung und Fleiß nahmen zu, man lernte Häuser und Schiffe bauen nach europäischem Muster, die Aecker wurden regelmäßig angebaut, das Handwerk gepflegt, Schulen gegründet und eingeborene Lehrer gebildet. Man konnte Tahiti als civilisirt betrachten in dem Augenblick, wo der um diese Civilisation hochverdiente König starb (1821). Sein nachgelassener achtzehn Monate alter Sohn starb 1827 und die Insulaner riefen nun dessen Schwester Amatea zur Königin aus, welche den Namen Pomare-Wahine annahm.

Als zur Zeit der Reſtauration die franzöſiſche Regierung eine Flotille zu einer Reiſe um die Welt ausrüſtete, erhielt der Commandeur der Corvette „die Muſchel,“ Duperrey, Befehl, Tahiti anzulaufen. Er langte am 3. Mai 1824 dort an und ſchilderte den ſittlichen Zuſtand der Eingebornen der Wahrheit gemäß mit der größten Anerkennung. Dieſe vortheilhaften Nachrichten von der Civiliſation auf Tahiti fanden in Frankreich vielen Anklang, ſie beruhten auf unumſtößlichen Thatſachen. Tahiti hatte einen geſellſchaftlichen Zuſtand erreicht, der mit dem ſittlichen in Einklang ſtand: es war dies der Erfolg der unverdroſſenen Arbeit engliſcher Miſſionäre, die der edle König Pomare II. angelegentlich unterſtützt hatte. Leider wurde dieſer Zuſtand in den folgenden Jahren auf unerwartete und unverantwortliche Weiſe geſtört. Ein belgiſcher Kaufmann, Mörenhout, kam 1829 nach Tahiti und betrieb von hier aus eine ausgedehnte Perlenfiſcherei. Dann legte er eine große Zuckerplantage an. Die Privatſpeculationen dieſes Mannes traten in ſchneidenden Gegenſatz zu den Beſtrebungen der Miſſionäre, welche nur auf die Förderung des Gemeinwohles ohne perſönlichen Vortheil bedacht waren. Sie geriethen mit Mörenhout in vielfältige Conflicte. Die Bemannung ſeiner Taucherſchiffe beſtand aus den verworfenſten Abenteurern, und dieſe erlaubten ſich auf Tahiti die gröbſten Ausſchweifungen und Erpreſſungen. Das bewog die Miſſionäre, mehrere Häuptlinge dahin zu bringen, ſich unter Anderm auch gegen die Einfuhr von Branntwein zu erklären. Obwohl Mörenhout ſich in dem Bericht über ſeinen Aufenthalt mit dieſen und ähnlichen Maßregeln einverſtanden erklärt, überhaupt die Wirkſamkeit der Miſſionäre lobt, ſo hat man doch Grund anzunehmen, daß dergleichen ſeine Pläne kreuzte und er, um das Anſehen der proteſtantiſchen Miſſionäre zu ſchmälern, es vornämlich veranlaßte, daß ſich katholiſche Miſſionäre auf Tahiti einfanden, welche die Beſitzergreifung Seitens Frankreichs vorbereiteten.

Es geſchah dies nämlich von Mangareva aus. Im Mai 1836 unterſuchte zuerſt der als Handwerker verkleidete Katechiſt Columban die Zuſtände auf Tahiti, in Auftrag des Biſchofs Stephan Rochouſe. Mörenhout, der eine Zeit lang abweſend geweſen, war als nordamerikaniſcher Conſul wiedergekehrt. Der ſittliche Zuſtand der Inſulaner hatte ſich während ſeiner Abweſenheit gebeſſert. Der engliſche Gelehrte Darwin, welcher 1836 die Inſel beſuchte, gibt darüber ein vollgiltiges Zeugniß. Ueberall fand er zufriedene und heitere Geſichter, ein ſittliches und frommes Verhalten. Bald hernach trafen von Mangareva die katholiſchen Prieſter Caret und Laval ein. Es wurde ihnen zu landen verboten, aber ohne ſich an dies Verbot zu kehren, nahm Mörenhout ſich ihrer an. Er begleitete ſie ſogar ſelbſt, indem er, als Conſul eines befreundeten Staates von Tahiti, ſie in ſeinen Schutz nahm, am 25. November zu der Königin, welche ſie im Beiſein des engliſchen Miſſionärs Pritchard nur ungern empfing. Sie baten die Königin um Gaſtfreundſchaft, Mörenhout unterſtützte lebhaft ihre Bitte. Die Königin konnte aber nach den herrſchenden Geſetzen ohne Zuſtimmung ihrer Häuptlinge dieſe Bitte nicht erfüllen. Es ward deshalb eine Verſammlung der Häuptlinge berufen, welche nach ernſter Berathung den Aufenthalt der Prieſter auf Tahiti nicht gewährte. Daran kehrten ſich dieſe aber nicht, ſondern blieben. Die Königin ſah ſich deshalb genöthigt, von ihrem Recht und ihrer Macht Gebrauch zu machen; ſie hatte dazu volle Befugniß und handelte nur, wie die Geſetze der Inſel es vorſchrieben. Am 11. December erſchienen mehrere Polizeibeamte bei den Schützlingen Mörenhout's und forderten Caret und Laval in höflicher, aber gemeſſener Weiſe auf, ſich einzuſchiffen. Als die Prieſter dieſem Befehl nicht folgten, kamen die Beamten am nächſten Tage wieder, und da ſie das Haus verſchloſſen fanden, ſtiegen ſie, indem ſie einige Pandanenblätter abhoben — ein auf Tahiti nicht ungewöhnliches Verfahren — durch das Dach hinein. Sie wiederholten den Befehl der Königin. Die Prieſter antworteten nicht. Da nahmen die Beamten ſie auf ihre Schultern und trugen ſie nach dem Hafen, ſetzten ſie in eine Pirogue und ließen ſie an Bord des Schiffes rudern, mit dem ſie gekommen waren. In ſolcher durchaus milden Weiſe ward der Beſchluß der Verſammlung der Häuptlinge ausgeführt, den Prieſtern wurde nicht das mindeſte Leid zugefügt, der Beſchluß zu ihrer Entfernung beruhte auf einem auf Tahiti beſtehenden Geſetz. Am 31. December 1836 langten Caret und Laval wieder auf den Gambierinſeln an. Mörenhout, der ſich ihrer

angenommen, ward ſeines Amtes als Conſul der Vereinigten Staaten entſetzt.

Wir haben oben erwähnt, wie Caret 1837 nach Rom und Paris reiſte, den Papſt und die franzöſiſche Regierung für die Miſſion im Stillen Ocean gewann, letztere namentlich dem Picpushauſe ihre Unterſtützung zuſagte. Caret hatte, wie kaum anders vermuthet werden kann, ſeine Entfernung von Tahiti als einen Act äußerſter Gewaltthätigkeit dargeſtellt. Er reiſte nach Mangareva zurück. Als 1838 der franzöſiſche Commandeur Dupetit Thouars von einer Reiſe nach Kamtſchatka, die er im Auftrag der Regierung unternommen, mit ſeinem Schiffe „Venus“ nach Valparaiſo kam, fand er dort den Befehl vor, ſich nach Tahiti zu begeben und „von der Königin Pomare-Wahine Genugthuung zu verlangen, nebſt Entſchädigung und Zinſen, für Caret und Laval, welche man ſo ungerechter Weiſe übel behandelt und dahin, von wo ſie gekommen waren, mit Gewalt zurückgeſchickt habe.“ Er war über dieſe Angelegenheit gar nicht unterrichtet, dem Befehl aber mußte er Folge leiſten. Am 27. Auguſt 1838 langte die „Venus“ auf der Rhede von Papeiti auf Tahiti an. Mörenhout war der einzige Mann, den Dupetit Thouars kannte, er hatte ihn früher in Chili geſehen. Zu ihm ging er und ließ ſich die betreffenden Vorfälle erzählen. Nachdem Mörenhout geendet, rief Dupetit Thouars aus, die Umſtände dieſer Verfolgung müßten den ungeſittetſten Völkern zur Schande gereichen, wie viel mehr den Tahitiern. So grell hatte Mörenhout die Farben aufgetragen. Dupetit Thouars hielt ſich für hinlänglich inſtruirt, er zog keine Erkundigungen von Andern ein, er hielt es nicht für nöthig, auf eine Unterſuchung des Vorgefallenen anzutragen. Nachdem er den auf Tahiti wohnenden Europäern ſeine Fregatte als Zufluchtsſtätte angeboten hatte, ſchrieb er der Königin, ſie habe eigenhändig an den König der Franzoſen zu ſchreiben und ihr gewaltthätiges Verfahren gegen Caret und Laval zu entſchuldigen; ferner binnen vierundzwanig Stunden 2000 ſchwere ſpaniſche Piaſter zu erlegen und anzuordnen, daß am 1. September die franzöſiſche Flagge auf der Inſel Matuuata aufgezogen und mit einundzwanzig Kanonenſchüſſen begrüßt werde. Falls ſie dies nicht thue, würde er den Krieg erklären und die Feindſeligkeiten beginnen. War der franzöſiſche Admiral zu ſolcher Drohung berechtigt? Nicht einmal eine Veranlaſſung lag dazu vor. Aber Pomare mußte ſich fügen, mit Noth brachte ſie die 2000 Piaſter zuſammen, dann ſchrieb ſie an den König, ſie habe einen Irrthum begangen, indem ſie zwei franzöſiſchen Bürgern den Aufenthalt verweigert habe; das Pulver für die Salutſchüſſe erhielt ſie vom Bord der „Venus.“ Am folgenden Tage ertheilte ſie Dupetit Thouars eine Audienz, der ihr Mörenhout als franzöſiſchen Conſul vorſtellte; eine abermalige Demüthigung für ſie. Drei Tage ſpäter, am 4. September, mußte ſie einen Vertrag unterzeichnen, in welchem ſie jedem Franzoſen ungehinderten Aufenthalt und Niederlaſſung auf allen ihr untergebenen Inſeln zuſicherte, ſowie dieſelbe Aufnahme und Beſchützung wie den am meiſten begünſtigten Ausländern. Am 9. September erſchien Capitän Dumont d'Urville in der Matawaibai und erfuhr zu ſeiner Verwunderung das Vorgefallene. Die Sache war bereits abgemacht, die er noch unerledigt glaubte. Er hieß das Verfahren Dupetit Thouars', der ihm untergeordnet war, der Königin gegenüber gut, er hätte es rückgängig machen können, wie die Gerechtigkeit es erforderte. Damit war von Seiten Frankreichs der erſte Schritt geſchehen, um in den Beſitz von Tahiti zu gelangen. Alles Uebrige war nur eine nothwendige Folge dieſes erſten Schrittes; die Anlegung der katholiſchen Miſſion auf Tahiti fällt zuſammen mit der franzöſiſchen Militärcoloniſation dieſer Inſel.

Im Jahre 1839 kam bei Gelegenheit ſeiner Reiſe um die Erde von 1837 bis 1840 der Capitän Laplace nach Tahiti. Am 29. April landete er; ſein Schiff, die „Artemiſe,“ hatte bei dem Herumſegeln um das Venuscap einen Leck erhalten, es war auf eine noch unbekannte Korallenklippe geſtoßen. Der franzöſiſche Conſul Mörenhout ſorgte ſchnell für die erforderlichen Dienſtleiſtungen. 120 Eingeborene wurden zu den Arbeiten beordert, die Mannſchaft der „Artemiſe“ richtete ſich in Hütten und Zelten am Ufer ein und — beging, Officiere und Matroſen, die abſcheulichſten Ausſchweifungen, wie der franzöſiſche Berichterſtatter Reybaud mit einem gewiſſen Behagen umſtändlich erzählt. Nachdem die Haverie der „Artemiſe“ ausgebeſſert worden, lud Laplace die Königin und die Häuptlinge zu einer Verſammlung am 19. Juni

ein, in welcher er ihnen eröffnete, der katholische Gottesdienst müsse auf allen Inseln der Königin für frei erklärt werden und seien die katholischen Eingebornen den protestantischen gleichzustellen, sowie daß die Regierung einen Platz zum Bau einer katholischen Kirche anzuweisen habe. Abermals gab Pomare nach und fügte sich. Bald hernach begannen die Niederlassungen katholischer Missionäre, denen Mörenhout überall den ersprießlichsten Vorschub leistete. Er war es auch, der in der Folge den Occupationsplänen der französischen Regierung in die Hände arbeitete. Auf seine Veranlassung wendeten sich einige Häuptlinge auf Tahiti 1841 an Frankreich und baten die Regierung um Uebernahme der Schutzherrschaft über die Insel. Die Königin protestirte und die Häuptlinge selbst erklärten ein Jahr später, nachdem sie begriffen hatten, wozu Mörenhout sie überredet, ihre Unterschrift unter jenem Antrag für nichtig. Dennoch wurde diese Bitte ein Stützpunkt für fernere Unternehmungen Frankreichs. Am 1. September 1842 kam Dupetit Thouars zum zweiten Male nach Tahiti, seine Flagge wehte am Bord der „Reine blanche." Der Verkehr gestaltete sich anfangs ganz freundlich, allein nachdem der Admiral mit Mörenhout und den katholischen Priestern mehrere Besprechungen gehabt hatte, verbreitete sich das Gerücht, er führe abermals etwas im Schilde. Man täuschte sich nicht. Dupetit Thouars verlangte „für alle Beschwerden, über die irgend ein Franzose auf der Insel zu klagen habe," — sie wurden nur allgemein genannt: Verletzung der Wohnung, Gewaltthätigkeiten der Polizei u. s. w.; nachgewiesen ward keine — die Entschädigungssumme von 10,000 spanischen Piastern. Gleichzeitig lud er vier Häuptlinge zum Diner auf sein Schiff, behielt sie an Bord bis zum andern Morgen, und es erwies sich, daß sie eine abermalige Acte, worin Frankreichs Schutzherrschaft Namens der Königin und einiger Häuptlinge erbeten wurde, unterzeichnet hatten. Die Acte stellte als Bedingungen auf, daß die Autorität der Königin sowie die bestehenden Gesetze aufrecht erhalten, alles Eigenthum den Besitzern belassen würde, freie Religionsübung Jedem freistehe und das religiöse Bekenntniß in Bezug auf persönliche Rechte nicht maßgebend sei. Wieder drohte der Admiral mit seinen Kanonen; die Königin, die auf Eimeo war, weigerte sich, seine Forderungen zu erfüllen, erst in der letzten Stunde gab sie nach und unterschrieb die angeführte Acte. Unter dem Vorsitze Mörenhout's als königlichen Commissärs, setzte Dupetit Thouars eine provisorische Regierung auf Tahiti ein und ernannte zu Mitgliedern außer Mörenhout den Marinelieutenant Reine und den Fähndrich Carpegna, erstern als Militärcommandanten, letztern als Hafencapitän. Damit war die thatsächliche Occupation der Insel Seitens Frankreichs vollzogen. Der Admiral beeilte sich, dem Pater Caret davon die Anzeige zu machen, der ohne Zweifel im Verein mit Mörenhout die Häuptlinge bearbeitet hatte, die Bedingungen jener Acte gutzuheißen. Caret dankte für die Benachrichtigung in den verbindlichsten Ausdrücken, ward aber, als er am 18. September schon wieder mit neuen Beschwerden kam, von dem Admiral zur Geduld verwiesen.

In England wurden diese Vorgänge mit Recht als eine Demüthigung des britischen Ansehens aufgenommen. Der britische Consul Pritchard, der ehemalige Missionär, befand sich grade in London, wohin er gereist war, um im Auftrage der Königin Pomare die Regierung zu ersuchen, das Protectorat über Tahiti und die dazu gehörenden Inseln zu übernehmen. Zwar lehnte die britische Regierung dies ab, versprach aber, die Inseln stets zu schützen. Wir werden sehen, wie sie dies Versprechen erfüllte. Schon damals erwies sich England schwach und furchtsam Frankreich gegenüber. Pritchard reiste mit diesem Versprechen, mit einer Fahne für die Königin und mit Geldmitteln für die Mission wieder zurück. Als er in Tahiti eintraf, war Dupetit Thouars bereits abgesegelt. Während seiner Abwesenheit hatte Pritchard's Stellvertreter, Wilson, von der Königin Pomare und den Häuptlingen unterstützt, die französische Occupation für nichtig erklärt. Die Königin kam im Januar 1843 von Eimeo nach Tahiti. In einer siebenstündigen Berathung mit den Häuptlingen, in Gegenwart des Volkes, das sich zahlreich eingefunden hatte, circa 5000, ward einstimmig beschlossen, England solle die Oberhoheit übernehmen. Bald hernach traf Pritchard ein. Zu seiner nicht geringen Verwunderung erfuhr er den Handstreich des französischen Admirals, dessen Rechtsgiltigkeit er in Abrede stellte. Auf sein Ersuchen kam der britische Commodore B. Toup Nicholas mit der „Vindictive" nach

Tahiti, ließ die französische Flagge herunternehmen und drohte, das hier liegende französische Kriegsschiff, die Corvette „Bouffole," in den Grund zu bohren, falls es Miene machen sollte, sich zu widersetzen. Es wäre ein Leichtes gewesen bei der damaligen Weltlage, das britische Anrecht auf die Inseln zur Geltung zu bringen, zumal diese entschieden ein britisches Protectorat wünschten. Allein die Regierung in London ließ ihren Beamten im Stiche. Als der Marquis von Landsdowne am 20. März 1843 den englischen Premier Lord Aberdeen wegen der französischen Occupation interpellirte, erwiederte der Letztgenannte, er sei nicht davon amtlich unterrichtet, halte dieselbe aber weder für die politischen, noch für die Handelsinteressen nachtheilig und habe auf seine Anfrage in Paris die Antwort erhalten, daß den britischen Niederlassungen in keiner Beziehung Abbruch geschehen werde. Inzwischen erhielt Dupetit Thouars, der an der Küste von Amerika weilte, die Nachricht, daß die französische Regierung in das ihr übertragene Protectorat willige, sowie daß England dasselbe anerkenne. Pritchard sah sich deshalb genöthigt, sich zurückzuziehen, und am 1. November 1843 vollzog Dupetit Thouars, der wieder nach Tahiti gekommen war, die feierliche Besitznahme der Insel. Capitän Bruat ward als französischer Regierungsbevollmächtigter bei der Königin Pomare installirt. Sehr bald erfuhren die Insulaner, was es mit dem französischen Protectorat auf sich habe. Die katholischen Priester forderten die Umwandlung sämmtlicher Schulen in katholische Schulen. Die Capellen wurden für Nationaleigenthum erklärt, der Grund und Boden, auf dem sie standen, confiscirt, die Privatwohnungen der protestantischen Missionäre sequestrirt. Capitän Bruat übernahm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, der Königin verblieb nur die Verwaltung des Innern. Dupetit Thouars ging noch weiter, er bestritt die fernere Souveränität der Königin, und als diese sich zu solcher Demüthigung nicht verstehen wollte, ließ er ihre Flagge einziehen und proclamirte ihre Absetzung. Den Consul Pritchard, welcher die Sache der Königin vertrat, nahm er gefangen und führte ihn auf einem französischen Schiffe fort. Ein allgemeiner Aufstand auf Tahiti war die Folge dieser Gewaltthaten. Capitän Bruat fuhr von einer Bai zur andern und beschoß die Ortschaften. Aber die Tahitier vertheidigten sich rühmlich und mit Erfolg, die Franzosen unterlagen. Als diese Nachrichten nach England gelangten, gingen der britischen Regierung die Augen auf. Die Gefangennahme des Consuls Pritchard rief eine allgemeine Entrüstung hervor, man forderte Genugthuung. Die Regierung mußte der herrschenden Stimmung weichen und erklärte im Parlament das Vorgehen Frankreichs für einen nicht zu rechtfertigenden Excess und eine grobe Beleidigung. Das französische Gouvernement mußte, wollte es ernstlichen Conflicten vorbeugen, nachgeben. Es rief den Capitän Bruat und Dupetit Thouars zurück, entschädigte Pritchard und setzte ihn auf freien Fuß, wogegen England versprach, ihm nicht wieder das Consulat zu übertragen. Auch der Königin Pomare leistete Frankreich Genugthuung, dementirte die Schritte seiner Beamten, restituirte ihre Souverainität und verzichtete vorläufig auf das Protectorat.

Während sich England damit zufriedengestellt erklärte, dauerten aber auf Tahiti der Aufstand und der Kampf gegen die Franzosen fort. Die Eingeborenen trugen in manchen Gefechten den Sieg davon. Die Erschütterungen in Frankreich begünstigten ihre Fortschritte, die französische Regierung hatte im eigenen Lande genug zu thun, sie konnte nicht an die fernen Inseln in der Südsee denken. Aber nachdem die Ordnung in Frankreich einigermaßen wiederhergestellt war, wurden die Verhältnisse auf Tahiti wieder nachdrücklich berücksichtigt. In den Kämpfen mit den Eingebornen waren schließlich die Franzosen die Sieger geblieben. Abermals ward den Tahitiern das Protectorat Frankreichs aufgedrungen und diesmal mit dauerndem Erfolg. England war schwach genug, dies geschehen zu lassen. Die Times verkündigten dem englischen Publicum, daß Alles, wie es gekommen, vorauszusehen gewesen wäre, daß Frankreich eigentliche Colonien im Stillen Ocean nicht gründen werde, weil dies ohne Sinn sei, England sich aber niemals herbeilasse, die Unabhängigkeit anderer Regierungen zu beeinträchtigen; grade diese Inseln nützten in ihrer unabhängigen Lage allen Nationen und gefährdeten keine. Dies behauptete das Cityblatt in dem Augenblick, wo Frankreich die Unabhängigkeit dieser Inseln vernichtete! Unterdessen war es Frankreich, welches sich

in seinen Plänen nicht irre machen, viel weniger einschüchtern ließ. Unter der Fahne der Republik betrieb es ernstlich die völlige Unterwerfung von Tahiti. Das Fort Fataoa, welches den Schlüssel der Insel bildet und daher von den Insulanern tapfer vertheidigt wurde, fiel durch Verrath. Es liegt im Bereich einer hohen Bergkette, in einer äußerst romantischen Gegend und wird, nun es eine französische Besatzung hat, für uneinnehmbar gehalten. Auch auf einigen der Gesellschaftsinseln suchten die Franzosen sich festzusetzen, auf Huahine, Rajatea und Borabora, was ihnen aber nicht gelang. In ihrem Unmuthe hieben sie die Brotfruchtbäume und andere Nahrungsbäume nieder; aber die Eingebornen erklärten, sie wollten lieber von Yams und Wurzeln leben, als ihre Freiheit verlieren. England ließ sich später herbei, die Herrschaft Frankreichs auf das Gebiet der Georgieninseln zu beschränken und den Gesellschaftsinseln (im engern Sinne dieser Bezeichnung) ihre Unabhängigkeit zu gewährleisten. Ob dies von Dauer sein wird, ist abzuwarten.

Im Jahre 1850 wurden von dem französischen Gouverneur Bonard strenge Hafenbestimmungen für Papiti und Taunoa auf Tahiti und Papetoai auf Murea erlassen. Dasselbe Gesetz regulirte den Küstenhandel der Eingebornen, das Lotsenwesen, die Zölle; es enthielt Anordnungen über das Landen der Mannschaften fremder Schiffe, beschränkte deren Verkehr mit den Eingebornen und verbot das Uebernachten auf der Insel. Die Bestimmungen waren sämmtlich der Art, als wenn Frankreich, nicht Pomare, einzig und allein auf Tahiti zu gebieten habe, wie es denn auch thatsächlich der Fall war. Am Eingange des Hafens von Papiti ward das Fort Urania angelegt, welches den Hafen beherrscht, und ein Arsenal erbaut, in welchem Geschütze von größtem Caliber aufbewahrt wurden. Bei allen Bauten und übrigen Anordnungen machte sich die Absicht geltend, die Insel als Militärstation zu befestigen; ihre Bestimmung, ein commercieller Mittelpunkt zu sein, trat sehr in den Hintergrund. Die Gouverneure waren meistens Militärs, Marineofficiere, die von Handel, Ackerbau, einer friedlichen Colonisation überhaupt keine Kenntniß besaßen. Die Erfolge haben das auch dargethan, die Eingebornen sind völlig unterworfen, geknechtet, es ist ihnen nicht gestattet, Waffen irgend welcher Art zu besitzen, sie sind wehrlos gemacht. Man hat keine Gesetze für die Beförderung des Handels und Verkehrs erlassen, im Gegentheil diejenigen, welche noch in Kraft waren, unterdrückt. Dagegen werden die Eingebornen als Recruten ausgehoben, einexercirt und dann wieder entlassen. Damit freilich binden die Franzosen sich selbst eine Ruthe, deren Streiche sie einmal zu fühlen bekommen werden. Der Code Napoleon gilt als Gesetzbuch, die Richter werden aus der Reihe der Civil- und Militärbeamten ernannt, der Gouverneur Pagé (1853) pflegte zu sagen: das Gesetz sei er! Bei verschiedenen Gelegenheiten hat derselbe gegen die Capitäne fremder Schiffe, die, wenn sie Haverie erlitten hatten, auf Tahiti Hilfe und Schutz suchten, mit unbegreiflicher Rücksichtslosigkeit verfahren, was zu mancherlei, obwohl erfolglosen Beschwerden Veranlassung gegeben hat. Namentlich wurde den Capitänen, welche Waffen an Bord hatten und sich nur eine Vogelflinte oder ein Pistol an's Land zu bringen erlaubten, unnachsichtlich der Proceß gemacht. Amerikaner sowohl wie Engländer haben sich solche Demüthigungen gefallen lassen, alle Reclamationen dagegen haben zu nichts geführt und sind an der unerbittlichen Beharrlichkeit der französischen Militärs gescheitert; die betreffenden Regierungen haben ihre in solcher Weise angefochtenen Landsleute im Stich gelassen. Besonders hatte der Gouverneur Bonard ein großes Geschick, seinen Erlassen die Form von Ukasen zu geben. Ueberdies war er ganz in den Händen der katholischen Priester, sobald es sich um religiöse Angelegenheiten handelte, so daß er einmal die Wahl eines protestantischen Predigers durch dessen Gemeinde aufhob und statt dessen anordnete, der gesammte District solle die Prediger wählen. Auch die Presse auf Tahiti ist beschränkt, geknechtet worden. Die Tahitier verdanken den englischen Missionären sämmtliche Schulbücher; das hat jetzt aufgehört, der Druck derselben ist inhibirt worden. Die Schulen werden von eingeborenen Lehrern geleitet. Nun die Controle der protestantischen Missionäre aufgehört hat, gehen sie ihrem Verfall entgegen. Der entsittlichende Einfluß des fremden Regiments, welches sich keineswegs den hergebrachten Sitten der Beherrschten accommodirt, ist unverkennbar. Unmäßigkeit und Ausschweifungen jeder Art sind wieder an der Tagesordnung, und die Machthaber, welche

nur das eine Mittel, die Gewalt, kennen, sehen sich außer Stande, dem fortschreitenden Verfall entgegenzuwirken.

Andererseits ist nicht zu verkennen, daß in äußerlichen Dingen das französische Gouvernement Verbesserungen gemacht und Erleichterungen hat eintreten lassen. Die öffentlichen Heerstraßen sind verbessert und mehrere Brücken gebaut worden; eine Straße, die ihres Gleichen sucht in jenen Gegenden, ist ganz um die Insel herumgelegt. Die öffentlichen Gebäude in der Stadt Papiti, das Regierungspalais, das Zeughaus, die Proviantháuser, die Casernen u. s. w. gereichen der Stadt zur Zierde. Kostspielige Wasserleitungen bringen in hinreichender Menge dies unentbehrliche Element nach Papiti und ihre Anlage trägt theilweise zur Verschönerung der Gegend bei. Eine Dampfmühle und Eisenschienen auf den Schiffswerften, welche zu leichterer Bewegung der Schiffe, die der Reparatur bedürfen, dienen, gehören zu den nützlichsten Anlagen. Hafenabgaben gibt es in Papiti nicht, desertirte Matrosen werden von den französischen Behörden ausgeliefert; deshalb besuchen gern die Schiffscapitäne diesen Hafen. Aber Alles hat doch vorwiegend einen militärischen Anstrich; zahlreiche Schildwachen halten die Regierungsgebäude besetzt, auf den Anhöhen bei der Stadt erheben sich weiß angestrichene Wachtthürme, gleich Grabmalen der Freiheit, ja sogar rings um die Insel herum sind solche aufgeführt, sie bilden eine zusammenhängende Kette von Vertheidigungswerken gegen äußere und innere Feinde. Jeder Fremde wird von den Behörden höflich behandelt, und viele angesehene Kaufleute haben sich in Papiti niedergelassen.

Leider scheint die Regierung dem Ackerbau nicht ihre Aufmerksamkeit zugewendet und die reichen Erwerbsquellen der Insel nicht in dem Umfange, wie es zu wünschen ist, erschlossen zu haben. Im Jahre 1839 lieferte Tahiti 105 Tonnen Zucker, 55 Tonnen Cocosnußöl, 50 Tonnen Arrowroot; gegenwärtig ist die Einfuhr von Zucker sehr erheblich, weil die Cultur des Zuckerrohrs daniederliegt, ungeachtet der Consum zugenommen hat. Cocosnußöl und Arrowroot werden auch nur noch sehr sparsam erzeugt. Seitdem die Eingebornen ihrer politischen Freiheit beraubt worden sind, haben sie in ihrem Fleiße nachgelassen. Nur die Ausfuhr von Orangen, welche die Inseln in zahlloser Menge liefern, hat zugenommen, seitdem Californien bevölkert worden. Dorthin werden jährlich wenigstens eine Million Orangen ausgeführt, welche einen Werth von 3- bis 400,000 Dollars repräsentiren. Die Bodenhilfsquellen der Insel und der übrigen zu Tahiti gehörenden Inseln müßten, wenn sie unter umsichtiger Leitung eröffnet würden, mehrere Millionen jährlich abwerfen. Aber die Franzosen verstehen nicht, wie Engländer und Deutsche zu colonisiren, sie besitzen dazu nicht die nöthige Ausdauer. Die französische Regierung strebt nur nach Machtentfaltung, danach, der Tricolore die Seeherrschaft auch im Stillen Ocean zu sichern. Dies eine Ziel verfolgt sie mit Zähigkeit und Beharrlichkeit und ihre darauf gerichteten Entwürfe verdienen allerdings Bewunderung. Es wird sich indessen fragen, wenn es einmal zum Bruch zwischen England und Frankreich kommt, ob die französischen Militärstationen in der Südsee den Widerstand zu leisten vermögen, den Frankreich von ihnen erwartet. Bis dahin fährt die Regierung fort, die Postenkette zu verstärken; ein späterer Aufsatz wird hierüber Weiteres berichten.

Die Culturgeschichte,

ihre Aufgabe und ihre Stellung zu Wissenschaft und Leben.

Es geht mit neuen Richtungen in der Wissenschaft wie in der Kunst gewöhnlich so, daß sie, als Producte eines durch den allgemeinen geistigen Fortschritt erzeugten Bedürfnisses, aus dem Rahmen des Alten, Bestehenden heraustreten und sich ihre eigenen Bahnen und Formen suchen, aber zuerst meist noch tastend, unsicher, bis sie allmälig in sich selbst erstarken und zu einem festen, klaren Bewußtsein ihres Zieles wie ihres Weges gelangen.

In diesem Stadium befindet sich noch, sowohl nach den herrschenden Ansichten über sie, als auch, zum Theil wenigstens, nach ihren eigenen Lebensäußerungen, zur Zeit die Culturgeschichte, dieser junge, kaum seit einem Jahrzehnt erst einigermaßen planmäßig und mit bewußter Absicht gepflegte Zweig der Historiographie. Ihre Berechtigung und

Bedeutung als eine beſondere, eigenthümliche Richtung der Geſchichtsbetrachtung läßt ſich ſchon eben ſo wenig mehr ableugnen, als der Einfluß, den ſie, obwohl ſelber noch in den Anfängen der Ausbildung begriffen, dennoch bereits auf die Geſchichtswiſſenſchaft im Allgemeinen, ja auch unmittelbar auf die Anſchauungen und die Geſammtbildung der Nation übt. Dagegen begegnet man noch häufig der Anſicht, der Begriff der Culturgeſchichte ſei ein zu unklarer, ihr Gegenſtand und Umfang ein zu wenig beſtimmter und ſcharf abgegrenzter, als daß dieſelbe auf den Namen und die Würde einer wirklichen Wiſſenſchaft oder gar auf den Rang eines ſelbſtändigen Unterrichtsgegenſtandes auf Lehranſtalten Anſpruch machen könnte.

Dieſe Anſicht iſt inſofern nicht ganz unberechtigt, als die Culturgeſchichte in der That von einem Theil ihrer Bearbeiter ſelbſt in einer Weiſe betrieben wird, die nicht eben auf ſehr klare Begriffe von ihrem Weſen und ihrer Aufgabe ſchließen läßt. Da ſind zuerſt die Anekdotenjäger und Curioſitätenſammler, deren culturgeſchichtliches Studium ſich in der Regel darauf beſchränkt, amüſante Genrebildchen zu entwerfen von dem Anputz einer Dame aus der Rococozeit oder von Quantität und Qualität der bei einer Hochzeitfeier im ſechzehnten oder ſiebzehnten Jahrhundert verbrauchten Speiſen und Getränke und dergleichen mehr. Andere verſtehen unter Culturgeſchichte lediglich oder doch vorzugsweiſe die Sitten und Eigenthümlichkeiten der niedern Volksclaſſen, wie ſolche ſich landſchaftlich und provinciell von einander unterſcheiden, Andere wieder allerlei alte, verjährte Anſchauungsweiſen und Einrichtungen, die ſich der fortſchreitenden Civiliſation, bisweilen zum Nachtheil des wahren Culturfortſchrittes, entzogen und widerſetzt haben. Im Allgemeinen beſteht bei einem großen Theile nicht allein des Publicums, ſondern ſelber der Gelehrten und noch mehr jener vielen Halbgelehrten, welche ſich auf dieſes Fach werfen, die unklare Vorſtellung: in das Gebiet der Culturgeſchichte gehöre Alles das, was in keinem andern Theile der Geſchichtswiſſenſchaft, weder in der politiſchen Geſchichte, noch in der Rechts- und Verfaſſungsgeſchichte, noch in den verſchiedenen Fachgeſchichten, der Literatur, der Religion, des Handels, der Gewerbe u. ſ. w., unterzubringen ſei.

So aufgefaßt, wäre in der That der Begriff der Culturgeſchichte ein ſehr unklarer, ihre Grenze gegen andere Wiſſenſchaften eine völlig verfließende, ihr wiſſenſchaftlicher Werth endlich und ihr praktiſcher, ganz beſonders aber ihr pädagogiſcher Nutzen ein mehr als zweifelhafter.

Zum Glück iſt dieſe Auffaſſung nichts weniger als die richtige. Curioſitäten, Anekdoten, Genrebilder von Sitten und Gebräuchen, von Wohnungen oder Geräthſchaften, Schilderungen von Eigenthümlichkeiten der Landes- und Stammesart und dergleichen mehr gehören zwar zur Culturgeſchichte, machen aber allein noch lange nicht dieſelbe aus — ſo wenig, als eine Anekdotenſammlung von Friedrich dem Großen oder von Napoleon eine Geſchichte dieſer Männer, oder eine Sammlung von Schlachtenbildern aus dem ſiebenjährigen Kriege oder dem Befreiungskriege eine Geſchichte dieſer Kriege heißen kann. Culturgeſchichte iſt und ſoll ſein die Geſchichte der menſchlichen Cultur oder Bildung; dieſe aber umfaßt Alles, was der Menſch als geiſtiges Weſen leiſtet und hervorbringt. Eine Culturgeſchichte im Großen und Ganzen müßte für die Welt des geiſtigen Lebens, für das Reich der menſchlichen Freiheit etwa Das ſein, was für das Reich der Natur Humboldt's „Kosmos“ zu ſein beſtimmt iſt, ein zuſammenfaſſendes Bild des Culturlebens in allen ſeinen Richtungen und nach allen ſeinen Erſcheinungen, dieſe letztern zurückgeführt auf möglichſt einfache, allgemeine, überſichtliche Anſchauungen des Weſentlichen, Charakteriſtiſchen, Beſtimmenden in denſelben. Und, wie in einem allgemeinen Aufriß der Natur oder des Weltgebäudes alle einzelnen Naturwiſſenſchaften, als eben ſo viele Darſtellungen der einzelnen Theile oder Glieder des großen Baues oder der dazu mitwirkenden Kräfte, aufgenommen und verwandt werden müſſen, um eine Geſammtanſchauung des Ganzen zu geben, ſo muß die Culturgeſchichte die einzelnen Fachgeſchichten, als eben ſo viele Darſtellungen der verſchiedenen, zuſammen- oder gegeneinanderwirkenden Strebungen und Richtungen des menſchlichen Geiſtes, nach ihren allgemeinen Reſultaten in ſich aufnehmen und als einzelne Züge zu einem Geſammtbilde verarbeiten.

Verarbeiten, ſagen wir — nicht bloß mechaniſch aneinanderfügen. Das iſt noch keine rechte, wahre Culturgeſchichte, welche nur

eine Nebeneinanderstellung von Auszügen aus der Literatur-, Kirchen-, Rechtsgeschichte oder aus der Geschichte der Industrie und des Verkehrs einer gewissen Zeit gibt — statt aus den Einzelresultaten dieser und anderer Fachgeschichten selbständig ein allgemeines Gesammtresultat zu gewinnen. Denn nur durch Letzteres kann es ihr gelingen, eine klare, übersichtliche und doch zugleich erschöpfende Anschauung von dem zu geben, was eine bestimmte Zeit nach der Durchschnittssumme ihrer Bildung oder ihrer geistigen Productivität erstrebte und erreichte, deutlich zu machen, in welchem Verhältniß zum Beispiel in der gegebenen Epoche die materielle Betriebsamkeit zu den höhern, idealern Bestrebungen stand, ob das Element religiösen Glaubens und der Abhängigkeit von kirchlicher Autorität, oder ob das entgegengesetzte freier Forschung darin vorherrschte, wie das Eine oder das Andere auf die sonstigen gleichzeitigen Aeußerungen der Cultur, auf das Staatsleben, auf Kunst, Wissenschaft, Literatur, Sitte, Familienleben einwirkte, und dergleichen mehr.

Wenn wir diesen Begriff der Culturgeschichte zu Grunde legen — und nach unserer Meinung ist dies der allein richtige und würdige — so ist sie das Höchste, wonach die Geschichtsforschung überhaupt zu streben hat, das wahre Ideal einer solchen im vollsten Sinne des Wortes, wozu alle übrigen Arten — die Geschichte der äußern politischen Begebenheiten nicht minder als die Geschichte der verschiedenen Fächer menschlichen Wissens und Könnens — sich nur wie Vorarbeiten oder Materialien verhalten.

Der Werth einer solchen Culturgeschichte — und zwar sowohl in dem höhern, idealen Sinne, wie ihn die Wissenschaft voraussetzt, als in dem nähern, praktischen, wie ihn das Leben heischt — kann wohl nicht bezweifelt werden. Abgesehen davon, daß ganze Richtungen des Volkslebens — und nicht unwichtige, wie Sitten, Gebräuche, locale und provinzielle Eigenthümlichkeiten — erst hier zu ihrer rechten Würdigung, aber auch zu der entsprechenden Einordnung in das Ganze des Culturlebens gelangen, verlangt die Wissenschaft, die überall auf Einheit dringt, auch hier, und grade hier, im Reiche freibewußten Schaffens und Strebens, unabweisbar die Herstellung eines organischen Zusammenhanges zwischen den scheinbar weit aus einander liegenden Einzelstrebungen auf diesem Gebiete. Für das Leben aber und namentlich für die Heranbildung des nachwachsenden Geschlechts muß eine Orientirung über die Bedeutung der einzelnen Strebe- oder Berufsziele, sowie über deren gegenseitiges Verhältniß unter einander, von dem entschiedensten praktischen Nutzen sein, denn wir müssen ja schlechterdings wünschen, daß jeder Einzelne im Staate und in der Gesellschaft sein Verhältniß zu dem großen Ganzen, dem er als Glied angehören und dienen soll, möglichst klar erkenne und danach sein Streben bemesse; wir müssen ferner wünschen, daß jener echt historische Sinn, der sich immer im Zusammenhange mit einer inhaltvollen Vergangenheit fühlt und zu behaupten sucht, der überall gern das Neue an das Alte anknüpft oder aus demselben entwickelt, ohne doch durch erstarrte und lebensunfähig gewordene Formen des Alten in dem Fortschritt zu dem nothwendigen Neuen sich beirren zu lassen, daß ein solcher echt historischer Sinn, wie er leider unserm Volke — die traurige Folge der eigenthümlichen Gestaltungen unserer nationalen Geschichte — zum großen Theil verloren gegangen oder in Mißbildungen der schlimmsten Art entartet ist, in weitesten Kreisen wieder lebendig und wirksam werde. Das aber vermag weder die Geschichte der einzelnen Wissenschaften, Künste und sonstigen Bildungszweige in ihrer Vereinzelung, noch vermag es für sich allein die politische Geschichte, sondern ganz und in vollem Umfange nur die Culturgeschichte, als die Vergegenwärtigung der Gesammtentwicklung unserer Nation in allen Richtungen ihres Lebens und Strebens, den verfehlten wie den gelungenen, den nach außen, wie den nach innen gewendeten, den materiellen wie den idealen.

Eine ganz kurze Bemerkung mag hier am Platze sein über das Verhältniß dieser, in solcher Auffassung gewissermaßen neuen Wissenschaft der Culturgeschichte zu einer andern, dem Endziele nach ihr verwandten wissenschaftlichen Bestrebung, die sich vordem einmal in unserm Deutschland großer Gunst und vielfacher, zum Theil sehr geistvoller Pflege erfreute. Wir meinen die sogenannte „Philosophie der Geschichte." Wir glauben, dieses Verhältniß nicht kürzer und treffender bezeichnen zu können, als wenn wir — die Vergleichung der Culturgeschichte mit einer allgemeinen Geschichte oder Wissenschaft der

Natur, etwa nach Humboldt's Plan, nochmals herbeiziehend — sagen: die Culturgeschichte, wie sie gegenwärtig betrieben oder doch erstrebt wird, verhält sich zu der „Philosophie der Geschichte" (etwa nach Hegel'schem Muster) grade so, wie die Humboldt'sche Auffassung der Natur und sein Versuch, dieselbe als einen einheitlichen Organismus aufzuzeigen, zu der weiland „Naturphilosophie" der Schelling'schen Schule. Nicht der Zweck ist es, was Beide unterscheidet, wohl aber die Methode. Die heutige Culturgeschichte befleißigt sich, gleich der Naturforschung, der streng inductiven Methode, das heißt, sie geht aus von einer sorgfältigen Erforschung, Prüfung, Sichtung und Zusammenstellung der Thatsachen und sucht aus diesen erst allgemeine Gesetze oder Resultate zu bilden, aber sie ist weit entfernt, solche allgemeine Gesetze, gleichsam als ein durch einen logischen oder dialektischen Gedankenproceß a priori zu gewinnendes Schema, der Betrachtung des Einzelnen zu Grunde zu legen und sich in Bezug auf die letztere dadurch von vornherein bestimmen oder beeinflussen zu lassen.

Die Aufgabe, die wir im Obigen der Culturgeschichte gestellt haben, erscheint freilich als eine unendlich schwierige — eine nahezu unlösbare wird sie aber (mindestens für einen Sterblichen, auch wenn er sein ganzes Leben ihr widmen wollte), sobald man sie in solcher Unbegrenztheit faßt, daß man ein Gesammtbild aller Zeiten und aller Völker auf einmal zu haben verlangt.

Früher hat man allerdings die Aufgabe in solcher Allgemeinheit nicht bloß aufgestellt, sondern wirklich zu lösen versucht. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren Bearbeitungen der Geschichte der „Cultur," der „Menschheit," des „menschlichen Geistes," schlechthin und ganz im Allgemeinen, an der Tagesordnung. Natürlich stand diese extensive Erweiterung und Verallgemeinerung der Aufgabe mit der intensiven Vollständigkeit ihrer Lösung fast immer im umgekehrten Verhältniß. Selbst die weitaus geistvollste und umfassendste derartige Arbeit aus der damaligen Zeit, Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," ist von diesem Mangel an Vollständigkeit und an Gleichmaß in Behandlung der verschiedenen Theile und der verschiedenen Epochen der Geschichte keineswegs freizusprechen.

Je massenhafter bei rasch fortschreitender Entwicklung der Special- und Fachgeschichten das historische Material anschwoll, je mehr zugleich der geschichtliche Sinn sich läuterte und die Einsicht in den wahren Zweck und Nutzen geschichtlicher Arbeiten wuchs, um so mehr kam man von jener allzu verallgemeinernden Art der Geschichtsbehandlung zurück. Mit richtigem Tact gewöhnte man sich, statt von dem Ungemessensten und Fernsten, vielmehr von dem Begrenzten und Näherliegenden anzufangen, statt einer Culturgeschichte der ganzen Menschheit vorerst nur eine solche für einzelne Völker in Angriff zu nehmen, ja auch hier wieder auf einzelne Perioden sich zu concentriren, um so allmälig und Schritt vor Schritt das ungeheure Gebiet auszumessen und zu erobern, welches jene frühere Schule mit einem einzigen Blick aus der Vogelperspective oder mit ein paar geistvollen Aperçus übersehen und beherrschen zu können wähnte.

Diesen Weg haben zuerst die praktischen Franzosen und Engländer eingeschlagen und wir Deutsche sind ihnen darin mit Recht nachgefolgt. Guizot schrieb zwar noch eine „Geschichte der europäischen Civilisation" (eigentlich nur den Ab- oder Aufriß einer solchen), aber im Wesentlichen ist dies doch nur eine Geschichte der Cultur Frankreichs, verglichen mit der einiger andern hervorragenden Staaten. Tocqueville in seinem vortrefflichen, leider durch seinen zu frühen Tod unvollendet gebliebenen Werke: „L'ancien régime et la révolution" beschränkte sich gar auf eine einzelne Hauptepoche der französischen Geschichte, indem er das rückwärts Liegende nur summarisch, resumirend mitnahm. Auch der Verfasser des neuesten englischen Werkes über Culturgeschichte, Buckle, hat sich, obschon sein ursprünglicher Plan allerdings der war, die „Geschichte der Civilisation" überhaupt zu schreiben, doch veranlaßt gesehen, diesen Plan aufzugeben und sich auf die Geschichte der Civilisation eines einzelnen Volkes zu beschränken. Er theilt die Gründe seines veränderten Entschlusses in der Einleitung mit, und diese Gründe haben ihre Geltung nicht bloß im Bereiche der englischen Geschichtswissenschaft, sondern einer jeden. „Unglücklicherweise," sagt er, „ist die Geschichte früher von Männern geschrieben worden, welche ihrer großen Aufgabe so wenig gewachsen waren, daß bis jetzt von dem nothwendigen Stoff erst wenig

geſammelt worden iſt. Anſtatt uns über den Fortſchritt des Wiſſens (Buckle meint wohl damit die Geiſtescultur im Allgemeinen) und über die Art zu unterrichten, wie die Verbreitung dieſes Wiſſens auf die Menſchen gewirkt hat, ſtatt deſſen füllen bei Weitem die meiſten Hiſtoriker ihre Werke mit den unbedeutendſten Einzelheiten, mit perſönlichen Anekdoten von Königen und Höfen, mit endloſen Nachrichten darüber an, was ein Miniſter geſagt und ein anderer gedacht, mit langen Berichten von Feldzügen, Schlachten und Belagerungen, die ſehr intereſſant für die ſind, die dabei waren, aber völlig unnütz für uns, denn ſie geben uns weder neue Wahrheiten, noch die Mittel an die Hand, ſolche zu entdecken. In andern großen Wiſſenszweigen iſt die Beobachtung der Entdeckung vorangegangen; zuerſt hat man die Thatſachen verzeichnet und dann ihre Geſetze gefunden. Aber in der Geſchichte des Menſchen ſind die wichtigen Thatſachen vernachläſſigt und die unwichtigen aufbewahrt worden. Die Folge iſt, daß Jeder, der jetzt hiſtoriſche Erſcheinungen auf allgemeine Begriffe zurückführen will, ebenſowohl die Thatſachen zu ſammeln, als ihre Verallgemeinerung zu vollziehen hat. Er findet nichts vorbereitet und fertig. Er muß Maurer und Baumeiſter zugleich ſein, er muß nicht bloß den Riß des Gebäudes machen, er muß auch die Steine aus dem Bruch holen. Die Nothwendigkeit, dieſe doppelte Arbeit zu thun, häuft auf den Denker eine ſolche Laſt und Plage, daß die Länge ſeines Lebens zu ſeinem Werke nicht ausreicht, und, ſtatt daß die Geſchichte für vollſtändige und erſchöpfende allgemeine Begriffe reif ſein ſollte, iſt ſie noch in einem ſo unverbauten und formloſen Zuſtande, daß ſelbſt der entſchloſſenſte und unausgeſetzteſte Fleiß keinen Menſchen zu befähigen vermag, die wirklich wichtigen Handlungen der Menſchheit, wäre es auch nur in einer ſo kurzen Periode wie zwei Jahrhunderte hinter einander, zu begreifen."

In dieſen Worten Buckle's iſt einige Uebertreibung nicht zu verkennen, allein ſo viel muß man zugeben, daß wir von einer derartigen Sammlung und Verarbeitung des Geſchichtsſtoffes, wie ſie die Culturgeſchichte als Mittel und Bedingung zu einer gedeihlichen Löſung ihrer umfaſſenden Aufgabe durchaus vorausſetzen muß, größtentheils noch ſehr weit entfernt ſind. In der politiſchen Geſchichte herrſchte nur zu lange die einſeitig diplomatiſche, in der Geſchichte der einzelnen Wiſſenſchaften die einſeitig fachmäßige Anſchauungsweiſe vor. Erſt in neueſter Zeit iſt dies einigermaßen anders und beſſer geworden; ein freierer, höherer, ein wahrhaft culturgeſchichtlicher Geiſt hat angefangen, ſowohl die Forſchung, als die Darſtellung auf den verſchiedenen Einzelgebieten der Hiſtoriographie zu leiten und zu durchdringen. Unſere Fachgeſchichten nehmen mehr und mehr eine entſchieden bewußte Wendung nach dem gemeinſamen, culturgeſchichtlichen Mittelpunkte hin. Unſere politiſche Geſchichte widmet den ſpontanen Aeußerungen des Volkslebens und dem mitwirkenden Einfluſſe der öffentlichen Meinung, ſelber bei den wichtigen Staatsactionen, eine immer größere Aufmerkſamkeit. Und, daß auch bloße Sammlungen von Einzelheiten, ja von Curioſitäten, durch geſchickte Behandlung neben dem nächſten Intereſſe einer angenehmen und belehrenden Lectüre den Werth brauchbarer Vorarbeiten für eine culturgeſchichtliche Auffaſſung aus allgemeinerm Geſichtspunkte erhalten können, dafür hat unter andern das Buch von G. Freitag: „Bilder aus der deutſchen Vergangenheit," einen überzeugenden Beweis und ein nachahmungswerthes Beiſpiel geliefert. Und ſo dürfen wir hoffen, daß allmälig immer mehr für eine fruchtbare und ausgiebige Behandlung der Culturgeſchichte oder, richtiger geſagt, der Geſchichte überhaupt in jenem hohen und umfaſſenden Sinne, wie wir oben deren Beruf charakteriſirten, die unerläßlichen Vorbedingungen ſich finden werden, einestheils in der Vorbereitung und Zurechtlegung des Materials, anderntheils in der Ausbildung und Schärfung des rechten culturhiſtoriſchen Geiſtes bei den Männern der Wiſſenſchaft.

Ein eben ſo wichtiges als intereſſantes Product der culturgeſchichtlichen Richtung unſerer neueſten Hiſtoriographie ſind die mancherlei Verſuche in vergleichender Geſchichte der verſchiedenen Völker und Zeitalter. Solche Verſuche erhalten namentlich dann eine höhere Bedeutung, wenn ſie die einzelnen Aeußerungen eines beſtimmten Volksgeiſtes auf irgend ein allgemeines, beherrſchendes Moment darin zurückzuführen verſtehen, wenn ſie ferner über dieſe Begrenztheit der einzelnen Volksgeiſter hinaus das gemeinſame Medium, die Geſammtſtrömung der Cultur einer

ganzen Zeit, nicht unbeachtet lassen, worin diese verschiedenen Sonderculturen sich begegnen, sich kreuzen, sich vermischen oder auch als Gegensätze sich behaupten. Am nächsten liegen solche Vergleichungen auf den Gebieten der politischen, der Verfassungs-, Rechts- und Gesetzgebungsgeschichte, und hier sind sie daher auch schon früher angestellt worden, wenngleich selten mit der bewußten Richtung auf ein gemeinsames höheres Culturziel, welche die neuern Arbeiten dieser Art, zum Beispiel die von Tocqueville oder, um einen Landsmann zu nennen, die von Gneist charakterisirt. Eine ganz speciell diesem Zweck gewidmete Arbeit, zwar nur im engsten Rahmen und fast nur in Form einer Skizze, ist die Abhandlung: „Die Entwicklung des Staatswesens in Deutschland, England, Frankreich," von Karl Biedermann, in „Raumer's Geschichtl. Taschenbuch," Jahrgang 1859. Auch die Literaturen der verschiedenen Hauptculturvölker der modernen Zeit hat man neuerdings auf ähnliche Weise mit einander verglichen, nicht mehr bloß (wie früher gewöhnlich war) aus ästhetisch-kritischem Standpunkte, sondern ganz vornehmlich mit Rücksicht auf die allgemeine Culturentwicklung und auf die Stellung der besondern Nationallliteraturen zu dieser. Einer solchen Auffassung verdanken wir Werke wie Hettner's „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts," eine vergleichende Gegenüber- und Zusammenstellung der englischen, französischen und deutschen Literatur im vorigen Jahrhundert. Auch in dem Buche von Buckle nehmen derartige Vergleichungen zwischen der englischen, französischen und deutschen Literatur eine sehr bevorzugte Stelle ein.

So erfüllt die Culturgeschichte nach allen Seiten hin den schönen und dankbaren Beruf, das Getrennte zu verbinden, das Vereinzelte organisch zusammenzufügen, sogar das Gegensätzliche unter höhern Gesichtspunkten auszugleichen und zu versöhnen. Wo die Fachwissenschaften, jede ihren Weg für sich gehend, in Gefahr sind, sich zu vereinzeln und zu vereinseitigen, da stellt die Culturgeschichte den Zusammenhang, die Totalität des geistigen Lebens her; wo die politische Geschichte Staaten und Völker als streng geschiedene, ja oft feindselige Individuen einander gegenüberstellt, da zeigt die Culturgeschichte, durch Hervorhebung des allen gemeinsamen Momentes civilisatorischen Fortschritts, das geheime Band, welches sie verknüpft und früher oder später aus Gegnern zu Strebegenossen nach einem und demselben Ziele macht; und ebenso erweichen sich unter ihrer versöhnenden Hand die schroffen Gegensätze, welche bisweilen eine beschränkte Anschauungsweise zwischen den verschiedenen Ständen, Berufsclassen und Lebensrichtungen eines und desselben Volkes aufgerichtet hat, denn eine vorurtheilslose Betrachtung des allgemeinen menschlichen Culturfortschritts weist jedem dieser einzelnen Momente den ihm gebührenden Platz im großen Ganzen an, lehrt aber auch ein jedes Gerechtigkeit und Billigkeit gegen alle andern.

Mittelasien.

Zweiter Artikel.

Die Afghanen.

I. Das Volk.

Die Afghanen sind das bedeutendste Volk in Mittelasien. Sie stehen heutigen Tages noch auf derselben Stufe der Cultur und des Regiments, wie Rom die Parther fand, wie die deutschen Ahnen und alle halbbarbarischen Stämme, welche sich noch nicht zu einer großen, auf Gesetzen beruhenden Genossenschaft, zu einem Volke durchgekämpft haben. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, das Leben und Weben der Germanen, wie der große Römer es schildert, sei ihnen eigenthümlich gewesen. Es sind bloß die gewöhnlichen Erscheinungen, die staatlichen und bürgerlichen Grundnormen einer gewissen Uebergangsstufe, welche wir zwar geschichtlich nicht bei allen Völkern nachweisen können, die aber im Wesentlichen allenthalben auf Erden stattgefunden haben. Ueberall mußten sich aus einer Anzahl Sippen und Nachbarn Marken und Gaugenossenschaften heranbilden, aus deren Vereinigung im Laufe der Zeiten Stämme und Völker hervorgingen, welche von dem allgemeinen Bande der Verwandtschaft, dem einzigen halbcultivirter Menschen, zusammengehalten wurden. Spuren hiervon haben sich, wenn auch in verblichener Weise, bei allen Völkern in Sagen und spätern Einrichtungen erhalten. Man erinnert an die Demen und Phylen der Griechen,

an die Curien und Tribus der Römer, sowie an die hundert und mehr Geschlechter des chinesischen Volkes. Heutigen Tages noch finden wir, außer den Afghanen, auch die Tscherkessen und mehrere andere Völkerschaften des Kaukasus auf derselben Stufe der Gesittung; nicht minder die zahlreichen Stämme der Araber und die Bevölkerung des nordwestlichen Afrika. Alle Umwälzungen der Weltgeschichte, seit den Zeiten der Phönicier bis auf unsere Tage, sind, in den wesentlichsten Punkten des politischen und sittlichen Lebens, an diesen Völkern spurlos vorübergegangen.

Ein jeder Stamm der Afghanen, zu dessen Bezeichnung sie sich jetzt des mongolischen Wortes Uluß bedienen, zerfällt in eine Anzahl Chail oder Clane und diese in Gaugenossenschaften, welche ihrerseits wieder nach Gemeinden und Zehnten abgetheilt werden. Bei einigen Stämmen findet man überdies noch geschworne Vereine, die sich gegenseitig ausdrücklich zu Schutz und Abwehr verpflichten und aus einer beliebigen Anzahl Personen bestehen. Solche Vereine heißen bei den östlichen Stämmen Gundi. Die zu einem Stamme gehörigen Gemeinden und Individuen leiten ihren Ursprung auf einen gemeinsamen Urahn zurück, welcher gewöhnlich der Sage oder der zwischen Mythe und Sage schwebenden Zeit angehört. Jene Markgenossenschaft, so ihre Abstammung in grader Linie bis zu diesem allverehrten Urahn hinaufleiten kann, genießt der vorzüglichsten Achtung des ganzen Stammes und wird nicht selten für heilig und unverletzlich gehalten. So heutigen Tages die Beni der Jusofsi und die Sudofi der Durani, ehemals auch die Hotoki bei den Gildschi. Aus dieser heiligen Sippe werden in Kriegsläuften die Herzöge der Landwehr gewählt, sowie die lebenslänglichen Fürsten der Stämme, wo es beliebt ward, einen Einzelnen so hoch zu erheben, was keineswegs allenthalben der Fall ist.

Viele mächtige Stämme regieren sich in echt demokratischer oder patriarchalischer Weise; sie erkennen weder ein erbliches, noch ein auf gewisse Zeiträume gewähltes Oberhaupt. Ueber allgemeine Angelegenheiten wird auf den Landtagen des Stammes, die Chail und Gaue, Rath gepflogen, in der Puschtusprache Dschirgah benannt, wo die Beschlüsse bald nach Stimmenmehrheit, bald nach Einhelligkeit der Stimmen gefaßt werden. Die Dschirgah besteht aus allen erwachsenen ebenbürtigen Gliedern oder Freien; die Tadschik und andere Hintersassen, sowie die Knechte sind ausgeschlossen. Fremde, ursprünglich nicht zur Mark gehörige Freie anderer Stämme können aber auf den Landtagen Sitz und Stimme erhalten. Denn es ist weder Einzelnen, noch ganzen Nachbarschaften verwehrt, der angeborenen Verbindung zu entsagen und sich zu einem andern Uluß zu wenden. Solche Auswanderer werden nach dem heiligen Gastrecht des Volkes mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen; es wird ihnen Land zum Unterhalt angewiesen; sie genießen gleicher Befugnisse und werden in jeder andern Beziehung als Ebenbürtige betrachtet und behandelt. Der Ausländer, welcher zu keinem Stamme gehört, ist rechtlos; ihn kann bloß innerhalb der Gemarkung das heilige Gastrecht schützen. Jeder, der nicht in gastfreundlichem Verhältniß zu ihm steht, oder heraustritt, ist befugt, ihn anzugreifen, zu berauben, zu mißhandeln. Der Mord eines Fremden wird aber dessenungeachtet als schandbar betrachtet.

Aus den Dschirgah der Gemeinden wird eine Anzahl Abgeordneter gewählt, welche zusammen den Chail repräsentiren; ebenso werden aus den Dschirgah der Chail wieder einige zu einem allgemeinen Landtage des Stammes, in dem die Souveränetät der ganzen Genossenschaft ruht, erkoren. Was diese Abgeordneten beschließen, dem müssen sich von Rechtswegen alle Stammgenossen fügen; die Ueberwachung des Vollzugs wird einem eigens hierzu gewählten Ausschuß oder auch dem durch Geschlecht und Besitzthum hervorragendsten Freien übertragen. Nur Demjenigen wird gewöhnlich diese Ehre zu Theil, der nach Meinung aller Freien es vermag, seinen Adel bis zum Urvater des Stammes hinaufzuführen, welcher ihm den Namen gegeben hat. Diesem Häuptling wird auch, hat er seine Tüchtigkeit schon früher bewährt, im Kriege und auf Raubzügen die Anführung übertragen. Bei gefährlichen Gelegenheiten wird nicht selten ein Dschehelmendschi oder Dictator mit unumschränkter Gewalt ernannt, der, sobald die Ruhe hergestellt ist, abtritt und den gewöhnlichen Behörden die Verwaltung überläßt. Es werden natürlich manche Zwistigkeiten durch das Ansehen dieses Häuptlings oder der gewählten

Chailvorsteher geschlichtet. Dies geschieht aber allein durch persönlichen Einfluß und ist in keiner Weise durch ein rechtliches Verhältniß bedingt.

Die Jusoffi hängen am festesten an dieser volksthümlichen Regierungsweise; die andern Stämme wählten bald eine mehr aristokratische, bald eine monarchische Form. Sie gehorchen einem Anführer, der immer, wie ursprünglich bei den Franken, aus einer bestimmten Familie gewählt wird. Den Marken, Dörfern und Zehnten stehen Grafen, Rathsherren und Altermänner vor, von den Afghanen Malik, Muschir und Spihe Seras oder Weißbärte genannt. Auch diese lebenslänglichen Beamten werden keineswegs aus allen, sondern bloß aus den durch alte Gewohnheit hierzu berechtigten adligen Familien gewählt. Die Vorsteher der Chailgemeinden und Zehnten sind durchgängig vom Volke durch Stimmenmehrheit erkoren und bedürfen keiner weitern höhern Bestätigung; die Chane der Ulusse werden aber, wenn ein König des ganzen Volkes vorhanden und von den Stämmen anerkannt ist, von diesem eingesetzt. Diese Fürsten haben in gewöhnlichen Zeiten nur eine geringe Gewalt. Es ehrt der Afghane den Fürsten als das Haupt des Stammes; seine Liebe und Hingebung ist aber, wie es sich von einem gesunden Volke erwarten läßt, nicht ihm, sondern dem Stamme und der Nation gewidmet. Von dem Gefolgswesen der deutschen Stämme ist hier im Großen keine Spur; ein Gesinde findet sich natürlich allenthalben. Dies ist der Grund, weshalb die Macht der Fürsten und Könige innerhalb der gesetzlichen Schranken sich halten ließ und nicht in unvernünftige, maßlose Despotie ausarten konnte. Zwar wurden von diesen Fürsten im Laufe der Jahrhunderte vielfache Versuche gemacht, ihre beschränkte Macht in eine willkürliche zu verwandeln; sie sind aber, mit wenigen Ausnahmen, durch die rege Freiheitsliebe und den lebendigen Patriotismus der Stämme vereitelt worden.

In Entrichtung der Abgaben und Anordnung des Heerbannes herrscht unter den Stämmen große Verschiedenheit; bei manchen reicht man gar keine bestimmten Abgaben; es werden bloß von Zeit zu Zeit allerlei Geschenke an den Chan und König gesandt. Bald wird von mehreren Husen Landes nur ein Mann einberufen, bald verlangt, daß jeder Landbesitzer, selbst jeder Freie in's Feld ziehe. Von einem Sold ist bei einem Stammaufgebot keine Rede; nur der Werth der Pferde wird hier und da ersetzt. Der Heerbann muß von den Söldnertruppen, welche der König oder irgend ein Mächtiger anwirbt und bezahlt, durchaus unterschieden werden. Zum Heerbann, zum Dienste im Lande selbst gehört Jeder, der die Waffen zu führen vermag. Wird die Trommel gerührt, so erscheinen die Freien mit vollständiger Rüstung in der Hadschra, in der zum voraus für die Versammlung bestimmten öffentlichen Halle, und ziehen, jede Abtheilung unter ihrem eigenen Banner und Muschir, wohin die Gefahr sie ruft.

Wie bei allen mohamedanischen Völkerschaften, so gilt auch bei den Afghanen der Koran nicht bloß als religiöses, sondern auch als bürgerliches Gesetzbuch. Neben der Schrift ist jedoch eine Sammlung der Gewohnheiten des Puschtuvolkes vorhanden, Puschtaneh Walli genannt, welche füglich mit den Gesetzen der deutschen Stämme des sechsten und siebenten Jahrhunderts verglichen werden kann; denn die Bestimmungen über Wehrgeld bilden ebenfalls den wesentlichsten Inhalt dieser afghanischen Satzungen. Die Dschirgah ist ein öffentliches Schöppengericht, dessen Ausspruch, sobald nämlich die Parteien sich entschließen, streitige Gegenstände der Volksversammlung zum Entscheid vorzulegen, als allgemein verbindlich betrachtet wird. Daß Ordnung zu erhalten und Recht zu sprechen die vorzüglichsten Befugnisse und Pflichten der Souveränetät sind, mag sie nun einem Einzelnen oder der Menge gehören, solch' eine Weisheit wird unter dem Afghanenvolke noch nicht gefunden.

Ist ein Afghane beschädigt oder beleidigt worden, so treten die Verwandten, die ältern Leute und angesehenern Männer des Chails zusammen, um zwischen den Parteien einen Landfrieden zu ermitteln; gelingt dies nicht, so beginnt die rechtmäßige Fehde von dem Beleidigten, von seiner Familie und nicht selten auch der ganzen Mark gegen den Thäter, dessen Familie und Chail. Akber Chan, der Sohn des Dost Mohamed hat nach afghanischer Ansicht mit vollem Rechte M'Naghten erstochen; die Unbill, seinem Vater widerfahren, forderte Rache, die am geeignetsten auf das Haupt des Repräsentanten der Nation, welche diese Unbill verübte, auch

abgesehen davon, daß dieser mit Verrath umging, niederfiel; denn bevor eine Sühne geschehen, erkennt der Afghane weder eine Unverletzbarkeit des Abgesandten, noch die Verbindlichkeit der Verträge. Die Fehden dauern nicht selten Jahre lang und endigen nur dann, wenn eine Partei sich vollkommen befriedigt erklärt oder unterlegen ist. Nach dem alten, jetzt außer Brauch gekommenen Gewohnheitsrecht des Puschtuvolkes konnte man selbst in allen bürgerlichen Anforderungen und Streitigkeiten sich Recht nehmen. Wollte ein Schuldner nicht zahlen, so mochte der Gläubiger ihm einen Ochsen, ein Pferd oder andere Gegenstände wegnehmen und, bis er befriedigt, behalten. Wird die Volksversammlung zur Ausübung des Richteramtes angerufen, so kommen die Chane, die Malik, Muschir und Weißbärte zusammen, von Mullah, von den Tüchtigsten und Einsichtsvollsten der Mark, des Chails und Stammes umgeben, bilden ein Schöppengericht und fällen nach reiflicher Ueberlegung das Urtheil. Gewöhnliche, unbedeutende Friedensstörungen gehören vor die Dorf- und Landgemeinden.

Jedem Vollbürger steht es frei, das Schöppengericht zusammenzurufen; doch geschieht dies großentheils vom Chane oder einem der Angesehensten des Chails. Hat der Mullah sein Gebet beendigt, so spricht der Chan oder Vornehmste der Dschirgah einen Vers, der zu Deutsch folgendermaßen lautet: Gott gehört die That, Menschen nur der Rath. Hierauf beginnen die Verhandlungen mit dem Nothschrei des Klägers, das ihm oder seinen Verwandten widerfahrene Unrecht zu heben. Der Beklagte bekennt sich alsbald zur That; es ist dies eine Ehrensache. Die Versammlung bestimmt nun aus eigener Machtvollkommenheit, wie bei den Berdurani, das Wehrgeld, oder findet, diese und jene Satzung des Rechtsbuches sei auf den vorliegenden Fall anwendbar. Hierauf wird, alter Sitte gemäß, der Beleidiger in die Hände des Beleidigten gegeben, nicht um ihn zu beschädigen, sondern um in herzlicher Weise sich mit ihm auszusöhnen. Sind es schwere Verbrechen, welche auf diese Weise gesühnt werden, so werden gewöhnlich einige junge Mädchen von der Familie des Verbrechers an die trauernden Verwandten verheirathet, theils mit, theils ohne Mitgift. Da man in gewöhnlichen Fällen seine Frau kaufen muß, so gelten diese Bräute als eine Art Sühngeld. Unter den westlichen Afghanen wird Mord durch ein Geschenk von zwölf Jungfrauen gesühnt, wovon sechs mit und sechs ohne Aussteuer; eine Hand, ein Ohr und die Nase werden mit sechs und ein Zahn mit drei Jungfrauen bezahlt. Bei andern Stämmen gelten die Frauen mehr, bei andern noch weniger; allenthalben ist aber ein Preis festgesetzt, den man für Frauen bezahlen und für welchen man sie wieder einlösen kann. Man könnte hiernach glauben, das weibliche Geschlecht stünde bei den Puschtu auf sehr niederer Stufe. Dem ist aber keineswegs so. Es genießt das Weib im Hause ihres Mannes großer Achtung und wird nicht selten bei wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt. Wie könnte dies auch anders sein bei einem Volke, dessen Literatur großentheils in Liebesliedern besteht? Wenn sich der Verurtheilte dem Ausspruch der Dschirgah widersetzt, so wird der Betheiligte nicht selten vom Schöppengericht beauftragt, an dem Gegner das volle Vergeltungsrecht selbst auszuüben; Auge für Auge und Zahn für Zahn zu fordern. Nur bei einigen Stämmen, wo die Herrschaft der Chane schon festen Fuß gefaßt hat, werden außer dem Wehrgeld noch besondere Strafen für den Friedensbruch erhoben. So sehr ist aber das Gefühl barbarischer Selbständigkeit und Fehdesucht noch vorherrschend, daß es, wie bei den germanischen Stämmen in Betreff persönlicher Beleidigungen, im ganzen Afghanenlande für schwach und ehrenrührig gilt, die Dschirgah als Richterin aufzurufen und anzuerkennen.

Die Einwohner Afghanistans führen entweder ein herumziehendes Hirtenleben oder haben sich in festen Wohnsitzen niedergelassen und bebauen das Feld. Nur wenige treiben Gewerbe; der Handel in den Städten ist beinahe durchgängig in den Händen der Fremden,- der Hindu, Juden und Armenier. Es mögen kaum einige Jahrhunderte verflossen sein, seitdem die meisten Afghanen einem Nomadenleben ergeben waren; mit Zunahme der Bevölkerung entsagten immer mehr Stämme dieser Lebensweise. Doch findet man heutigen Tages noch in den meisten Gauen eine Anzahl Hirten, vorzüglich in den westlichen Gegenden, wo Clane der Durani in den Gebirgen zwischen Herat und Sedschestan Heerden weiden. Der über 30,000 Familien starke Stamm der Nassir

beſitzt nicht einmal beſtimmte Weideplätze; er hütet ſeine Rinder und Schafe in den Gebieten anderer Stämme, lebt frei und ungebunden, abhold einem jeden bürgerlichen Verbande. Im Frühjahr, wo allenthalben Gras in Fülle wächſt, zertheilen ſich die Schäfer in kleinen Häuflein über das Land und errichten ihre ſchwarzen Zelte neben einander an den ſchönſten Stellen innerhalb der friſchen Thäler, am Fuße der Hügel und auf den grünen fetten Wieſen längs der Flüſſe. Gegen den Anfang des Winters ſteigen ſie von den Höhen hinab in die Ebene und bilden in ihren Zelten kreisförmige Lager um die Burg des Häuptlings.

Läßt ein Stamm ſich irgendwo nieder, um hier zu bleiben und das Land zu bebauen, ſo wird der Grund und Boden unter allen Familien gleichmäßig vertheilt; er bildet das Geſammteigenthum des Stammes. Damit die Gleichheit dauernd ſei, werden von Zeit zu Zeit neue Theilungen vorgenommen. Die Juſoſſi haben dieſe wie andere urſprüngliche Verhältniſſe am treueſten bewahrt. Dieſer Stamm bewahnte vor alten Zeiten die Diſtricte Stuſchki und Charah der Provinz Sarawan in Balutſcheſtan und ließ ſich erſt am Beginn des vierzehnten Jahrhunderts in ſeinen heutigen Sitzen nieder, die ſich vom Indus längs der ſüdlichen Alpenlandſchaften des Hindokuh und Kabulfluſſes erſtrecken. Dieſes eroberte Land ward nun als Eigenthum des Stammes betrachtet und unter die einzelnen Clane, Gemeinden und Zehnten vertheilt. Damit die Gleichheit vollkommen ſei und jeder ſeinen Antheil am guten wie am ſchlechten Boden erhalte, ſoll nach beſtimmten Zeiträumen eine neue Verlaſung vorgenammen werden. Das Land wird theils van den Herren ſelbſt beſtellt, theils auch von einer Claſſe van Pächtern, Fakir aber Bauern genannt; es ſind dies die urſprünglichen Beſitzer, welche van den Eroberern in der Art herabgedrückt wurden. Die Juſoſſi verfuhren, wie man ſieht, gegen die urſprünglichen Einwohner des eroberten Landes nicht ſo mild, wie die deutſchen Stämme, die ſich der Pravinzen des römiſchen Reiches bemächtigten. Dieſe ließen der einheimiſchen Bevölkerung einen großen Theil des Landes, bald den dritten, bald auch den vierten Theil. Die Afghanen hingegen nehmen den ganzen Grund und Boden, laſſen ihn van den urſprünglichen Bewahnern bebauen, welche den neuen Gebietern den größten Theil des Ertrages einliefern und überdies noch zu andern Frohndienſten ſich verpflichten müſſen. Der Herr hat das Recht, ſeinen Pächter zu züchtigen und ſelbſt todtzuſchlagen. Doch ſteht dieſem das Recht zu, jeden Augenblick den Herrn zu verlaſſen, bei einem andern Dienſte zu nehmen oder ſich als unabhängiger Mann durch irgend ein Gewerbe zu ernähren. So die Basgar oder Taglöhner bei den Durani. Die Fakir und Basgar werden deshalb durchgängig ſehr milde behandelt und genießen gegen jeden andern Juſoſſi, der ſie beleidigen würde, den vollen Schutz ihres Gebieters.

Außer den Fakir gibt es noch eine andere zahlreiche Claſſe von Hinterſaſſen, Dikkan oder Landleute genannt, welche ſich freiwillig unter den Juſoſſi niederließen und bei gleichen oder ähnlichen Bedingungen für ihre Herren arbeiten. Die Hamſajeh oder Nachbaren ſind eine Claſſe Hinterſaſſen, häufig aus Afghanen ſelbſt beſtehend, welche aus dieſem oder jenem Grunde, gewöhnlich aus Armuth, ihren angeſtammten Uluß und Chail verlaſſen und ſich zu einem andern halten. Sie werden als vallkommen frei betrachtet und ſogar als Ebenbürtige behandelt. Die Verhältniſſe dieſer Hamſajeh und Hinterſaſſen ſind jedach in den verſchiedenen Chail ſelbſt wieder verſchieden.

Der Juſaſſi, namentlich Innerhalb des Hachgebirges, iſt noch in dem Grade Barbar, daß er bloß phyſiſche Kraft und körperliche Beſchäftigungen zu achten verſteht; ſelbſt Mullah, welche dach im übrigen Afghanenlande ſo großen Einfluß beſitzen, werden zum Stande der Fakir herabgewürdigt. Man berichtet uns in dieſer Beziehung mehrere denkwürdige Barfälle, welche für die geſellſchaftlichen Zuſtände dieſes Stammes höchſt bezeichnend ſind. Einige Männer des Nakpi Chail fanden einen Mullah, der im Freien einen Koran abſchrieb. Betrüger, redeten ſie ihn an, du ſagſt uns, das Buch kommt von Gott, und nun ſchreibſt Du es ſelbſt. Sie warteten nicht auf die Vertheidigung des Schreibers und ſchlugen ihm alsbald den Kopf ab. In jenem Lande hatte ein elfjähriger Knabe ſeinen Lehrer, weil er ihn geſchlagen hatte, erſtachen und dann, aus dem elterlichen Hauſe entfliehend, unter dem Schutze eines benachbarten Häuptlings eine ihm an Jahren gleiche Räuberbande geſam-

melt, mit welcher er aus Rache die Felder seines Vaters plünderte und verwüstete.

Kriegsfahrten nach fremden Ländern bilden bei halbbarbarischen Völkern die Grundbedingung eines entstehenden Herrscherhauses; sie sind gleichsam das Fundament einer neuerrichteten königlichen Macht über freie Völker. Während des Krieges gehorcht ein Jeder dem Könige als dem obersten Feldherrn; es ist der Krieg im fremden Lande die Vorschule des Gehorsams zur Friedenszeit in der Heimath. Während des Krieges erscheint der König einem Jeden als das Haupt der Nation; man sieht die edelsten bevorrechteten Häuptlinge, gleichwie die gemeinen Freien und Knechte, seinem Worte sich fügen, und gewöhnt sich nach und nach, ihn als den Herrn und Gebieter zu betrachten. Auch ist der Fürst in Kriegsläuften im Stande, sich auf mancherlei rühmliche Weise seinem Volke zu zeigen, diesen durch Freundlichkeit und jenen durch gleiche Handhabung des Rechtes sich zu verbinden. Ueberdies erweitern die Beute, die Geschenke und der Gehorsam der neueroberten Länder und bezwungenen Völker sein Ansehen und seine Macht in mittelbarer Weise auch über die eigenen Landsleute; es erwirbt der Herrschende die Mittel, den Freunden und Genossen sich durch Gunstbezeugungen und Belohnungen gefällig zu erweisen. Der Ruhm und die Ehre, welche ihm aus dem Waffenglück zu Theil werden, sind ebenfalls große Güter; denn sie erheben ihn in der Achtung seines Volkes über alle die andern noch so mächtigen Häuptlinge. Der Afghane Ahmed Schah (1747) ist der Chlodwig seines Volkes. Sein Reich, welchem er die Ehrenbenennung Durani, Perle der Zeit, beilegte, würde unter den Nachkommen im Innern befestigt und nach Außen erweitert worden sein, wenn die Erbfolge geregelt worden wäre und das Land sich nicht zwischen drei mächtigen Nationen, den Engländern, den Persern und Sikh befunden hätte. Ohne Zweifel würde auch in Afghanistan, im Lauf der Jahrhunderte, eine königliche Herrschaft, nach der Weise der benachbarten Perser, Usbeg und Hindu, entstanden sein. Es haben aber theils der Unverstand und die Selbstsucht der Prinzen des fürstlichen Hauses, theils die wechselnden Umstände und listigen Anschläge der benachbarten Reiche die schönen Hoffnungen zu Grabe getragen, mit welchen die ersten Anfänge Ahmed's die Einsichtsvollen der Nation erfüllt hatten. Das widerliche, grausenhafte Geschlecht der Merowinger, das in so vielen Beziehungen tief unter den Durani steht, erfreute sich eines größern, eines unverdienten Glückes.

Der Gründer des Afghanenreiches besaß alle die Eigenschaften, welche in seiner Stellung nothwendig waren und einem halbbarbarischen Volke Bewunderung und Vertrauen einflößen. Er war ein Mann unermüdlicher Thätigkeit und großen persönlichen Muthes, wovon nicht bloß seine Landsleute, sondern auch die benachbarten Völker, welche ihn als Feind kennen lernten, mit dem größten Lobe sprechen. Hiermit verband er viele Klugheit und unerschütterliche Beharrlichkeit in demjenigen, wozu er sich einmal entschlossen hatte. Der König verwendete große Sorgfalt auf Beobachtung der besondern Weise der Völker, mit denen er durch Kriegshändel oder Unterhandlungen in Verbindung gekommen war, und richtete sein Benehmen darnach ein. Mit dem afghanischen Landsmanne blieb er immer Afghane; er ging allenthalben unter dem Volke herum, behandelte Jeden als seines Gleichen und sagte, sein ganzes Sinnen und Denken, Thun und Treiben bezwecke bloß, die Macht, die Ehre und den Wohlstand seines Volkes zu erhöhen. In die Länder an beiden Ufern des Indus wie über das ganze Pendschab, wo die Sikh und die Dschat in den letzten Jahren ihm jeden Fußbreit Landes streitig machten, setzte er afghanische Statthalter, welche vermittelst Duranitruppen den Gehorsam erzwingen sollten. Ein größeres Vertrauen konnte er den sunnitischen Turkstämmen längs des Oxus und in Chorasan schenken. Er begnügte sich damit, wenn die Häuptlinge seine Oberhoheit anerkannten, ihn in seinen Kriegen durch eine bestimmte Truppenzahl unterstützten und von Zeit zu Zeit durch Darbringung von Geschenken den Lehnsherrn ehrten. Auf gleiche Weise hatte er die Balutschen mit sich verbunden.

Ahmed war, wir wissen nicht, ob aus Ueberzeugung oder Politik, ein großer Eiferer für den Islam; für Mullah und sogenannte Heilige hegte er die größte Verehrung und sah es nicht ungern, wenn man ihn selbst als einen Heiligen betrachtete. Sein Beichtvater wird als ein großer Wunderthäter gepriesen; es sind die zahlreichen Mirakel, die er verübte, in einem eigenen Buche zu lesen. Dieser sunnitische Fanatismus leistete sehr

gute Dienste; im Westen gegen Schiiten und im Osten gegen Sikh. Sonst scheinen Milde und Sanftmuth, wie äußerst selten bei dem Afghanenvolke und den andern östlichen Eroberern, vorherrschende Eigenschaften Ahmed's gewesen zu sein. Die wenigen Mußestunden verbrachte der König mit religiösen Unterhaltungen und dichterischen Bestrebungen, wovon sein jetzt noch vorhandener Diwan in afghanischer und eine poetische Epistel in persischer Sprache rühmliches Zeugniß ablegen. Einmal in der Woche lud er alle Gelehrte der Hauptstadt zu sich, und erfreute sich ihrer Unterhaltung, welche gewöhnlich mit Gegenständen der Gottesgelahrheit und Rechtswissenschaft begann. Am Ende dieser akademischen Sitzungen sprach man auch über andere Wissenschaften, namentlich über die verschiedenen Gattungen der Dichtkunst. Man wird wohl schwerlich einen zweiten Staatengründer im Morgenlande auffinden können, von welchem die Geschichte so wenig grausame blutige Thaten zu erzählen weiß und der mit so vollem Rechte auf die Dankbarkeit seines Volkes Anspruch machen kann als Ahmed Schah. Seine Nachfolger ermangelten der Einsicht und Thatkraft. Wirrnisse aller Art sind entstanden, unter welchen die Durani zu Grunde gingen. Eine neue Herrscherfamilie, die Barakfi, sind an ihre Stelle getreten (1809).

II. Die politischen Verhältnisse.

Es zeigt von Unkunde, sowohl in geographischer, wie in historischer Beziehung, den Indus für die Grenze Hindostans zu halten. Flüsse trennen nicht, sondern vereinigen die Menschheit; deshalb sind auch gewöhnlich die beiden Ufer der Gewässer von denselben Stämmen bewohnt. Der Indus bildet insbesondere, von seiner Mündung bis zur Vereinigung der Ströme des Pendschab weder eine Vertheidigungslinie, noch eine militärische Grenze. Würde ein Heer hier geschlagen, so ist dem Feinde ganz Hindostan preisgegeben; es vermöchte dies Heer selbst nicht auf eine nahe Operationslinie zurückzukehren, welche in diesem Falle nur jenseit der großen Wüste wäre, die sich in mancher Strecke auf mehr als sechzig deutsche Meilen von Westen nach Osten ausdehnt. An seinem untern Laufe ist der Fluß von der östlichen Seite her für eine zahlreiche Truppe so gut wie unzugänglich; die dort aufgestellte Kriegsmacht könnte nur mit Bombay mittelst Dampfboots regelmäßige Verbindungen unterhalten. Ein vorsichtiger Feldherr wird jedoch, wenn es sich um das Schicksal Indiens handelt, hierauf allein nicht rechnen wollen. Nicht weniger gefährlich möchte es sein, am mittlern Indus, auf der in jeder Richtung vier bis fünf deutsche Meilen ausgedehnten Ebene Atak's, die Entscheidungsschlacht zu wagen. Die geschlagene Armee müßte sich dann durch eine der schwierigsten, unfruchtbarsten Gegenden Asiens zurückziehen, wo ein starker Regenguß es unmöglich macht, das Geschütz und die Lastthiere durchzubringen. Vom Indus bis zur Satledsch sind alle Nachtheile für ein zurückweichendes Heer, während jede Stellung von dem nachfolgenden Feinde leicht umgangen werden kann. Würde aber im Gegentheil die von Westen heranrückende Armee bei Atak geschlagen, so könnte sie mit leichter Mühe nach den starken Positionen in ihrem Rücken zurückkehren und zwar durch eine Gegend, deren Wege kein Regen verderben, und die auch nicht so leicht erschöpft werden kann. Das Eroberungsheer vermöchte hier, wenn man es verstünde, die benachbarten afghanischen Stämme zu befreunden, ein ganzes Jahr ruhig liegen zu bleiben, während die Regenzeit die Zufuhr von den östlichen Ufern des Indus, wenn nicht ganz abschneiden, doch sehr erschweren würde.

Die verschiedenen Völker, welche in Hindostan Eroberungen machten und große Reiche gründeten, suchten deshalb, durch die Naturverhältnisse dieser Gegenden der Erde getrieben, der Zugänge zum indischen Lande, der Gebirgsgegenden Afghanistans Meister zu werden. Sie haben während des Laufes vieler Jahrhunderte ihre ganze Macht aufgeboten, um sich in Kabul und Kandahar zu behaupten, Gebiete, welche seit den ältesten Zeiten für die Thore Hindostans galten; das erste gestattet den Eingang von Turan, das andere von Iran. Sind diese beiden Thore gut bewacht, so ist Indien sicher gegen die Einfälle der Fremden. Auch die Engländer werden, auch sie müssen, obgleich mit Widerstreben, dieser Länder sich bemächtigen, wenn sie ihres östlichen Reiches, wenn sie der Herrschaft über das Pendschab und den Indus sicher sein wollen. Sie werden am Ende wohl ihre westliche Vertheidigungslinie in die Gebirgsgegend zwischen Kabul und

Herat, und wahrscheinlich nach Herat selbst vorrücken, bis zur Salzwüste, welche Chorasan trennt von den fruchtbaren Auen Irāks. Afghanistan allein ist die verwundbare Seite für die Beherrscher der Meere, und die Unterjochung dieses Landes, wovon ihnen wiederholt so großes Unglück kam, wird den Hindu immer eine frohe Botschaft sein. Der Zug der Engländer gegen Afghanistan ist demnach nicht ein unverzeihlicher politischer Fehler gewesen; was geschehen ist, hätte früher oder später doch erfolgen müssen. Nur die Art und Weise, wie man verfuhr: die Streitigkeiten, die Selbstsucht und die Schlaffheit der Beamten und Generale; der Mangel an Einsicht bei der Ordnung der Verhältnisse; die Unkunde, welche aus der Regierung des eroberten Landes hervorleuchtet, — dies Alles kann und soll mit vollem Rechte unser Erstaunen, unsere Entrüstung erregen. Afghanistan muß früher oder später nochmals erobert werden.

Die Beherrschung des Indus und die eröffnete Handelsstraße auf dem Strome lenkten die Aufmerksamkeit der Regierung zu Calcutta in verstärktem Grade auf die Fürstenthümer innerhalb des Flußgebietes und nach den Gegenden Mittelasiens, mit welchen man auf dem neuen Wege Verbindungen anzuknüpfen oder die vorhandenen zu befestigen wünschte. Auch jetzt ist wieder bloß vom Handel und bürgerlichen Verkehr die Rede; man weiß aber seit Jahrhunderten, was diese Worte in dem Munde der Europäer in Asien bedeuten. Wenn die Fürsten und Völkerschaften des Ostens sich nicht unter der schmeichelnden Benennung von Handelsfreunden gewinnen lassen; dann werden sie durch Drohungen oder Waffengewalt zum Gehorsam gezwungen. So in den Zeiten der Vergangenheit und so zu unsern Tagen.

Dost Mohamed, der jetzt noch regierende Emir oder Fürst von Afghanistan zeigte sich vom Beginn als der tüchtigste, als der einsichtsvollste unter den zahlreichen Barakzibrüdern. Selbst seine äußerliche Erscheinung hat etwas Ueberraschendes, Ehrfurchtgebietendes. Aus seinem Gesichte, aus seinen feurigen braunen Augen leuchtet ein heller Verstand; auf der hohen geistreichen Stirn hatten die Sorgen vor der Zeit tiefe Furchen eingegraben und sein Haar gebleicht; noch in dem besten Mannesalter war Dost Mohamed, seinem Aussehen nach, schon ein Greis. Man vergaß dies aber leicht bei den seelenvollen Zügen, womit die Natur ihn ausstattete, bei den einnehmenden angenehmen Formen des Umganges, die er sich aneignete und die er, im Glück wie im Unglück, treu bewahrt hat. Die Herrschaft des Emir erstreckte sich vom Hindokuh und Bhamian im Norden bis herab nach Ghasna; dann von dem Nimlahgärten im Osten bis zu den Gebirgslandschaften der Hasarah im Westen. Zu Kabul, welches, in staatlicher wie in kaufmännischer Beziehung, von der Natur zur Hauptstadt des Reiches bestimmt ist, hatte der Fürst seinen beständigen Aufenthalt genommen und einem der Brüder die Regierung von Ghasna übertragen. Seine Thätigkeit und Klugheit, seine Menschlichkeit und Gerechtigkeit haben ihm in allen Gauen Afghanistans und selbst jenseit einen großen Ruhm erworben. Tagtäglich sitzt er neben den Kadi und Mullah der Hauptstadt zu Gericht; er selbst entscheidet alle vorkommenden Streitigkeiten nach dem Koran, nach den hieraus geflossenen Gesetzbüchern, sowie nach dem afghanischen Gewohnheitsrechte. Und dies ist kein heuchlerischer Schein, kein erlogenes Sprüchlein, wie sich das sonst so häufig bei Despoten findet. Die Gerechtigkeitsliebe des Emir, wenn er auch bei wichtigen Angelegenheiten das Recht nach den Bedürfnissen des Augenblickes drehen mußte, zeigt sich in der ganzen Verwaltung des Staates. Alle Classen der bürgerlichen Gesellschaft sind voll seines Lobes. Der Landmann ist vor Willkür geschützt; der Städter erfreut sich der Sicherheit seines Besitzes und Erwerbes; auf richtiges Maß und Gewicht wird streng gesehen; der Kaufmann preist die Freundlichkeit der Beamten und die billigen Zölle; man zahlt bloß 2½ Procent; der Krieger fühlt sich glücklich, weil, was in den asiatischen Staaten so selten, der Sold immer regelmäßig ausbezahlt wurde. Die Unordnungen, welche dessenungeachtet von Zeit zu Zeit vorfallen, und die Verbrechen, die begangen werden, müssen nicht dem wackern Emir, sondern dem zügellosen Volke, der Habsucht der Clan- und Stammhäuptlinge zugeschrieben werden. Es ist buchstäblich wahr, was Dost Mohamed nach seiner Gefangennehmung den Engländern sagte: es habe ihm die Macht gemangelt, eine gesetzliche Regierung im Lande einzurichten.

Unter solchen Umständen erhob sich das herrliche fruchtbare Land nach den vielen Jahren der Verwüstung schnell wieder zur neuen Blüthe empor. Die Kaufleute, welche, was äußerst selten zur Zeit der Duranikönige, mit vollständiger Sicherheit von einem Ende des Fürstenthums bis zum andern reisen können, strömen in Menge nach Kabul; der Bazar der Stadt wird mit allen Stoffen des Morgen- und Abendlandes versehen und ist einer der reichsten in Asien. Es mag Kabul eine Bevölkerung von ungefähr 60,000 Seelen enthalten. Die Zollerträgnisse vermehrten sich in solcher Weise, daß sie dem Emir jährlich einen reinen Ertrag von 200,000 Gulden unseres Geldes abwerfen. Das ganze Einkommen soll sich auf ungefähr 2,000,000 Gulden belaufen haben. Der Barakzihäuptling steht überdies, weil seine Mutter eine Perserin war, sehr gut mit den zahlreichen und kriegerischen Kisilbasch seines Landes; er hat, um sich ihrer Neigung ganz zu versichern, selbst ihre Sprache, das Türkische, erlernt.

Als eifriger Mohamedaner suchte Dost Mohamed vor Allem den Sikh ihre Eroberungen auf der westlichen Seite des Indus, namentlich Peschawer, zu entreißen und die gedrückten Muselman aus dem schweren Joche zu befreien. Zu diesem Endzwecke bemühte er sich, sobald er in Kabul festsaß, um die Freundschaft und Mitwirkung der indischen Regierung. Alle Engländer, die jetzt Kabul besuchten, wurden mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen; er sprach unverholen über seinen Plan, die ganze Duranimonarchie unter seinem Scepter vereinigen zu wollen. Er fragte Burnes gradezu: ob wohl England seine Dienste zur Vernichtung Ranadschit Singh's annehmen möchte? In diesem Falle erbot sich der Emir, ein Reiterheer von 12,000 Mann aufzustellen, mit einem Artilleriepark von zwanzig Kanonen versehen.

Die indische Regierung hielt es aber aus staatlichen Gründen für angemessen, diese Anerbietungen zurückzuweisen. Man konnte das Emporkommen und die Befestigung einer großen Monarchie des Islam an den Grenzen Indiens nur höchst ungern sehen; man mußte sogar auf die Plane und das Getriebe des Barakzi mit einer Art Besorgniß hinblicken. Es waren erst wenige Jahrzehnte verflossen, seitdem die Duraniherrscher wiederholt Eroberungszüge nach Indien unternahmen; auch hatten es die beutesüchtigen Afghanen noch nicht vergessen, daß sie lange Zeit hier herrschten und großen Raub davontrugen. Dazu kommt, daß nicht bloß ihre Landsleute in Rohilkand, sondern alle Mohamedaner Hindostans die unzufriedensten Unterthanen Großbritanniens sind und vom Westen her auf einen Eroberer hoffen, welcher sie aus der Herrschaft der Ungläubigen zu befreien vermöge. Die Bewegung eines bedeutenden afghanischen Heeres gegen den Indus würde ohne Zweifel ganz Hindostan aufregen und, wenn auch keine ernstlichen Gefahren, doch Unruhen und Wirren mancherlei Art zur Folge haben. Die Engländer durften also, des eigenen wohlverstandenen Interesses wegen, auf die Anträge des Emir von Kabul nicht eingehen; ja sie mußten vielmehr suchen, seinen großartigen Planen hindernd in den Weg zu treten. Wenn dies nicht auf andere Weise möglich, Besorgnisse und Verwirrungen im Kabullande selbst hervorrufen. Sie haben es hieran keineswegs fehlen lassen.

Dost Mohamed wollte seinerseits den Islam als Mittel zur Erreichung seiner Plane benutzen; er suchte die Mullah zu gewinnen und das Volk, welches mit Stolz auf ihn blickte, zu fanatisiren. Er legte sich den Titel Emir bei, welcher an die Kalifen erinnert und ursprünglich eine religiöse Bedeutung hatte; selbst das Wort Ghasi, heiliger Krieg, ward hinzugefügt, wodurch er seinen Entschluß erklärte, die Ungläubigen bis in den Tod zu bekämpfen. Seine geistige Spannkraft ward immer größer und seine Plane umfassender. Der einsichtsvolle Mann war sich bewußt, er allein sei zur Ausführung solcher gewaltiger Unternehmungen zu schwach und bedürfe mächtiger Bundesgenossen. Als ihn England zurückgewiesen hatte, wendete er sich zu Rußland und Persien. Vielleicht, dachte der Häuptling, ist es möglich, durch die Mitwirkung dieser Staaten mein Ziel, Vernichtung der Sikh und Gründung einer kräftigen Monarchie des Islam, in der Weise und Ausdehnung des Ahmed Abdalli, zu erreichen.

Die großen Bewegungen allenthalben im mittlern und westlichen Asien, die wiederholten Kriegszüge der Engländer hinauf nach Afghanistan und gegen Persien, welche aus diesen mannigfach verschlungenen asiatisch-

europäischen Verhältnissen hervorgingen, sind Gegenstand der Geschichte und liegen fern unserer Aufgabe. Diese Bewegungen, diese Kriege sind ausführlich beschrieben im zweiten Bande der Geschichte des anglo-indischen Reiches von Karl Friedrich Neumann. Man weiß, daß Dost Mohamed von den Engländern gefangen genommen und nach Indien abgeführt wurde, wo er einige Zeit verweilen mußte. Nach seiner Heimkehr in's Vaterland (1842) hat der Emir gräuliche Verwirrung vorgefunden. Mehrere Jahre vergingen, bis einige Ordnung hergestellt werden konnte. Zwischen den Engländern und dem Emir hatte jede Verbindung aufgehört. Man begnügte sich damit, an den Grenzen des anglo-indischen Reiches eine Heeresabtheilung aufzustellen, um die Bewegungen und Ereignisse in Afghanistan zu überwachen.

Als der Emir seine Herrschaft in Kabul befestigt und die Ruhe hergestellt sah, ging er daran, seine frühern Eroberungspläne wieder aufzunehmen. Sie waren von großem Erfolg gekrönt. Balkh wurde bereits 1850 dem Reiche eingefügt, dann Kandahar und Herat während der folgenden Jahre (1853 bis 1854). Die schiitischen Perser sahen mit Besorgniß auf die im Innern erstarkte und mit jedem Jahr an Umfang zunehmende sunnitische Monarchie und suchten sich gegen die von Afghanistan drohenden Gefahren zu sichern. Die Russen schürten im Geheimen das Feuer der Zwietracht. „Der Schah von Iran möge nur gegen Herat und Kandahar ziehen. Nachhaltige Unterstützung von Seiten des Czars werden ihm nicht fehlen."

Und so zieht eine zahlreiche Truppe der Perser, worunter einige russische Hauptleute, gegen Herat. Nach einer längern Belagerung und tapferm Widerstande von afghanischer Seite fällt die Stadt, vorzüglich durch Beihilfe jener kundigen slawischen Officiere, in die Hände der Perser (25. October 1856). Die Abmahnungen Englands sind mißachtet worden; man mußte am Ende zum Schwerte greifen. Dies ist auch, noch bevor der Fall Herats bekannt sein konnte, mittelst einer Kriegserklärung in der amtlichen Gazette zu Calcutta geschehen. Gleiche Gefahr, gleiche Interessen hatten die frühern Gegner zur Aussöhnung bewogen. Gholam Haider Chan, ein Sohn des Fürsten von Afghanistan — Haider ist zum Nachfolger bestimmt — ging auf Befehl seines Vaters nach Indien, mit dem Auftrage, den Engländern ein Schutz- und Trutzbündniß anzutragen, was (1855) schnell zu Stande gekommen. Nun sind die Gebieter von Hindostan alsbald herbeigeeilt, um ihre neuen Alliirten gegen die persische Uebermacht und sich selbst vor dem geheimen Getriebe der Russen zu bewahren. Der kurze englisch-persische Krieg (1856 bis 1857) war die Folge. Dost Mohamed hatte (6. Januar 1857) die Verpflichtungen eingegangen, so lange der Krieg andauerte, zur Bedrohung Persiens eine Armee aufzustellen und, wenn die Engländer es wünschen sollten, gegen Chorasan vorzurücken. Hierfür erhielt der Emir monatliche Hilfsgelder von einem Lakh Rupien oder hunderttausend Gulden.

Persien mußte im Friedensschluß (4. März 1857) versprechen, seine Truppen aus Herat und jedem Theile Afghanistans alsbald zurückzuziehen, sowie alle Ansprüche auf irgend eine Oberherrlichkeit in jenen Ländern aufzugeben. Der Schah wird sich jeder Einmischung in die innern Angelegenheiten der Afghanen enthalten; er wird die Unabhängigkeit Herats und ganz Afghanistans anerkennen; niemals sollen Versuche gemacht werden, sie zu schmälern. Wenn Zwistigkeiten zwischen Persien und Afghanistan entstehen, auch dann wird der Schah nicht gleich zum Schwerte greifen; zuvor wird er die guten Dienste Englands wegen einer friedlichen Ausgleichung anrufen. Alle in persischer Gefangenschaft lebenden Afghanen werden ohne Lösegeld freigegeben; dasselbe soll von den Gebietern Afghanistans in Betreff der Perser verlangt werden. Nöthigenfalls können die friedenschließenden Mächte zu diesem Ende eigene Commissäre ernennen. Eine solche gemischte Commission wird auch zur Prüfung der Forderungen, welche britische Unterthanen an die persische Regierung machen, eingesetzt; die Regierung des Schah wird die für rechtmäßig erkannten Summen alsbald oder längstens innerhalb Jahresfrist bezahlen. Unmittelbar nach der Ratification soll die britische Gesandschaft nach Teheran zurückkehren, wo sie mit einem Ceremoniel und gewissen Entschuldigungen empfangen wird, wie bestimmt in der eigens hierüber aufgestellten Uebereinkunft.

Diese neue Freundschaft mit Afghanistan gereichte den Engländern während der fol-

genden grausenhaften Jahre der Empörung zum großen Vortheil. Eine Mission ist nach Kabul gegangen, um die Bande fester zu knüpfen. Ein Wakil, das heißt ein muselmännischer Geschäftsträger, wurde in Kabul ernannt, mit dem Auftrage, über alle Vorkommnisse in Afghanistan und den benachbarten Ländern Bericht zu erstatten. Seine Berichte finden sich gewöhnlich in der Delhizeitung. Dost Mohamed, heißt es, wäre zur Zeit, als die Wellen der indischen Empörung hoch gingen, mehrmals geneigt gewesen, die Afghanen über den Indus zu führen und den heiligen Krieg für seine Glaubensgenossen zu beginnen. Einer seiner vielen Söhne, Azim Chan geheißen, welcher längere Zeit in Indien gelebt und die englische Macht kennen gelernt hatte, suchte ihn von feindlichen Schritten gegen die Gebieter von Hindostan zurückzuhalten. Es sei unmöglich, erklärte der Prinz, den Frengis auf längere Zeit Widerstand zu leisten. Die bald erfolgte Einnahme von Delhi mag ebenfalls viel dazu beigetragen haben, den wankenden Emir zum Frieden umzustimmen.

Dost Mohamed steht jetzt in einem Alter von vier- bis fünfundsiebzig Jahren. Afghanistan und Balkh, mit einer Bevölkerung von 2½ Millionen Seelen, erfreuen sich unter seiner einsichtsvollen und milden Regierung einer gewissen Ruhe und Wohlhabenheit. Das ferne Herat konnten die Afghanen nicht behaupten. Die Stadt und die ganze herrliche Oase sind, wenn nicht unter die unmittelbare Herrschaft, doch unter den Einfluß der Perser zurückgekehrt. Mit Bochara hingegen steht der Emir auf dem freundlichsten Fuße. Gesandte kommen und gehen zwischen den beiden muselmännischen Reichen. Die Söhne und Verwandten des Dost sind zu Statthaltern über die verschiedenen Provinzen Afghanistans aufgestellt; durch ihn werden alle diese widerstrebenden Elemente zusammen und in Gehorsam gehalten. Sein Tod, welcher nach den Naturgesetzen bald erfolgen muß, wird dieses Band lösen. Die feindlichen Brüder werden sich erheben; unsägliche Wirrnisse, wie so häufig geschehen in frühern Jahren, sind die Folge. Können die Engländer ruhige Zuschauer bleiben? Unmöglich. Ganz Mittelasien, alle Grenzländer Hindostans würden der unmittelbaren oder mittelbaren Herrschaft der Russen anheimfallen. Steigt doch Rußland mit jedem Jahre weiter herab nach Süden. Bereits hat der russisch-chinesische Vertrag zu Peking (14. November 1860) seinen Einfluß über das östliche Turkestan oder die kleine Bucharei bis hinüber zu den Grenzen Tübets erweitert. Von den neu errichteten Consulaten zu Kaschga und Jli, zu Tarbagatai und Urga werden die Fäden auslaufen, welche weithin alle Länder Mittelasiens wie mit einem Netze umspannen. In jenen asiatischen Hochlanden mag nach kurzer Frist der Kampf zwischen den beiden Weltreichen, zwischen den Russoslawen und den Angloſachsen beginnen.

Die Farben aus dem Steinkohlentheer.

Wenige Jahre sind verflossen, seitdem uns die Chemie mit einem prachtvollen Farbestoff, der, wie der Name (Murexid, von murex, die Purpurschnecke) besagt, mit dem vielgerühmten Purpur der Alten wetteiferte, beschenkte. Trotz seiner durchaus nicht salonfähigen Herkunft (aus dem Harn oder bei der Bereitung im Großen aus dem Guano, der bedeutende Mengen von Harnsäure enthält) gelangte dennoch das Murexid wegen seiner Farbenpracht zu großem Ansehen im Reich der Mode. Es wurde massenweise in der Woll- und Seidenfärberei, sowie auch in der Zeugdruckerei verwendet, so daß also diese Farbe, die im Alterthum ein Vorrecht der Mächtigen war und auf deren Gebrauch seitens der Nichtberechtigten sogar die Todesstrafe stand, jetzt selbst dem Aermsten nicht versagt war.

Wenn auch das Murexid bei seinem Auftreten in der industriellen Welt große Hoffnungen für eine glorreiche Zukunft erregte, so waren doch die Tage seiner Herrschaft gezählt. Die Chemie hat uns seitdem mit einem neuen Wunder, wenn von solchen überhaupt heutiges Tages noch die Rede sein kann, überrascht; sie stellt aus dem schwarzen, übelriechenden Steinkohlentheer nicht einen, sondern eine ganze Reihe verschiedener Farbestoffe, die sogenannten Anilinfarben, her, die an Farbenschönheit und Dauer das Murexid weit übertreffen. Sie alle sind von der launischen Mode mit Enthusiasmus aufgenommen

und darüber ist selbst das Murexid in der kürzesten Zeit verdrängt worden.

Die trockene Destillation, die Bereitung des Theers ist freilich sehr alt, aber dieser selbst war nach der chemischen Seite hin bis in die neueste Zeit ein Räthsel, dessen Lösung für die alte Chemie freilich gradezu unmöglich war. Reichenbach war der erste, der vor etwa dreißig Jahren sich an diese langwierige und grade nicht angenehme Aufgabe machte, und schon er entdeckte in diesem schwarzen Chaos der verschiedensten Substanzen einen prachtvollen blauen Farbestoff, dem er den Namen Pittakall (aus dem Griechischen hergeleitet und schönes Harz bedeutend) beilegte. Das Pittakall hat nach Reichenbach große Aehnlichkeit mit dem Indigo; es erhält wie dieser durch den Strich einen Metallglanz und erscheint dann gefeuert, wie man in der Handelssprache zu sagen pflegt. Ja, dieser Glanz war sogar noch schöner und lebhafter als das Feuer des Indigo. Er ging vom Kupferfarbigen des letztern bis zum reinen Messinggelb; gemeinhin trat er aber als ein herrliches Goldgelb auf, das sich besonders schön auf einem dunkelblauen Grunde ausnahm. Dieser goldige Glanz stellte sich auch freiwillig beim Eintrocknen des Farbestoffes ein, so daß Alles, was man damit benetzte, Porcellan, Glas, Papier, Leinwand u. s. w., auf blauem Grunde vergoldet erschien.

So interessant diese Entdeckung auch war, so hat sie doch weiter keine Folgen gehabt, denn die Darstellung dieses Stoffes war so verwickelt und mühselig, daß sie wohl außer Reichenbach nie von einem andern Chemiker versucht worden ist.

Wie Reichenbach den Holztheer suchte Runge einige Jahre später den Steinkohlentheer genauer zu erforschen und auch hier fehlte es an Farbestoffen nicht. Runge schied zwei Substanzen ab, die er nach ihren Eigenschaften, blau und roth zu färben, Kyanol (Blauöl) und Pyrrol (Rothöl) benannte. Weit merkwürdiger noch als diese Eigenschaft war der Umstand, daß die Farbenerscheinungen theils durch das Chlor, diesen überaus mächtigen Feind der organischen Farbestoffe, hervorgerufen, theils nicht dadurch zerstört wurden. Weiter entdeckte Runge noch, daß die Karbolsäure (das Kreosot), die gleichfalls in dem Steinkohlentheer enthalten ist und ebenso eine farblose Flüssigkeit darstellt, eine schöne blaue Färbung, die an Schönheit und Echtheit den beiden erstern nicht nachsteht, bewirkt. Durch Runge's Arbeiten war aber das Theerräthsel noch lange nicht gelöst; sie bedurften sehr der bessernden Hand und diese fanden sie in Hoffmann, damals ein Schüler Liebig's in Gießen, jetzt Professor in London. Er legte endlich auf diesem verwickelten Gebiete einen festen Grund, auf dem in der Folge fortgebaut werden konnte.

Reichenbach hatte Runge's Kyanol nicht als selbständigen Körper gelten lassen, doch Hoffmann rettete diesem das Leben. Er nannte ihn aber Anilin (von Anil, der portugiesischen Bezeichnung für Indigo), weil er identisch war mit einem bereits so genannten Körper, den Fritzsche aus dem Indigo durch Behandlung mit heißer Kalilauge dargestellt hatte. Auf ähnliche Weise, durch trockene Destillation des Indigo, war das Anilin bereits viel früher (1826) durch Unverdorben erhalten worden, doch hatte dieser dasselbe Krystallin genannt.

An und für sich ist das Anilin kein Farbstoff, sondern eine völlig farblose, ölartige Flüssigkeit, die ein hohes Lichtbrechungsvermögen, einen weinartigen, grade nicht unangenehmen Geruch, einen scharfen und brennenden Geschmack besitzt und etwas schwerer als Wasser ist. In diesem ist das Anilin nur wenig löslich, dagegen läßt es sich mit Aether, Weingeist, Holzgeist, fetten und ätherischen Oelen in allen Verhältnissen mischen. Das Anilin erzeugt auf Papier nur vorübergehende Fettflecke; es läßt sich leicht entzünden und brennt wegen seines hohen Kohlenstoffgehaltes mit stark leuchtender, aber sehr rußender Flamme, wobei eine bedeutende Menge einer schwammartigen Kohle zurückbleibt. Man kann nicht grade sagen, daß es absolut giftig auf unsern Körper wirkt, aber schädlich scheint es diesem nach den damit angestellten Versuchen doch zu sein. Beim Aufbewahren der Flüssigkeit muß man den Zutritt der Luft sorgfältig abhalten, denn durch die Einwirkung derselben nimmt das Anilin sehr bald eine gelbe Farbe an, die mit der Zeit in Braun übergeht, indem sich ein harzartiger Körper bildet.

Charakteristisch für das Anilin ist das Verhalten gegen Chlorkalk und unterchlorigsaure Alkalien. Durch beide wird das Anilin schön violettblau gefärbt. Leitet man dagegen Chlorgas direct in Anilin, so wird es unter starker Wärmeentwicklung und Salz-

säurebildung in einen zähen schwarzen Theer verwandelt. Andere Erscheinungen treten aber auf, wenn man Chlorgas in eine alkoholische oder wässerige Anilinlösung leitet. Diese färbt sich dann schön violettblau wie durch Chlorkalk; die Farbe geht aber später doch in schwarz über und dann scheidet sich viel Theer aus, der zu einer festen Masse erstarrt. Eigenthümlich ist ferner das Verhalten gegen Chromsäure. Mischt man beide in einer Reibschale zusammen, so entsteht unter heftiger Wärmeentwicklung eine indigoblaue Masse, welche aber beim Verdünnen mit Wasser eine schmutzig blaugrüne Farbe annimmt. Löst man Anilin in Wasser und setzt dann chlorsaures Kali und Schwefelsäure hinzu, so entsteht eine prachtvolle violette Färbung, die aber mit der Zeit in ein schmutziges Blaugrün übergeht. Bei Gegenwart von Säuren wird Fichtenholz, sowie auch Hollundermark durch Anilin intensiv gelb gefärbt. Diese Reaction ist so empfindlich, daß eine Lösung, die nur $^1/_{500000}$ Anilin enthält, die gelbe Färbung noch hervorbringt. Baumwolle, Leinen, Papier, Wolle und Seide werden aber auf diese Weise nicht gefärbt. Concentrirte Schwefelsäure zerstört das Anilin und Salpetersäure bildet damit Pikrinsalpetersäure, einen schönen gelben Farbestoff, der aus dem schweren Steinkohlenöl bereitet und vielfach in der Seidenfärberei verwendet wird.

Seiner chemischen Natur nach ist das Anilin eine Base, das heißt es bildet mit den Säuren eine Reihe von Salzen, die sich durch die Leichtigkeit, mit der sie krystallisiren, auszeichnen. Diese Salze sind fast alle farblos, sie nehmen jedoch an der Luft, besonders wenn diese feucht ist, eine rosenrothe Farbe an. In der Zusammensetzung, wenn schon diese aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff besteht, sowie in dem chemischen Verhalten ähnelt das Anilin sehr dem Ammoniak, das in seiner wässerigen Lösung als Salmiakgeist allgemein bekannt ist. Man kann sagen, daß das Anilin ein Ammoniak ist, in welchem das eine Aequivalent Wasserstoff durch das zusammengesetzte (aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehende) Radical Phenyl ersetzt ist.

Für die theoretische Chemie hat das Anilin sehr bald eine große Bedeutung erlangt, auf die wir hier aber nicht näher eingehen können. Indessen interessant wird es für den Leser sein, zu erfahren, auf wie verschiedene Art und aus welchen verschiedenen Stoffen das Anilin von dem Chemiker dargestellt werden kann. Erdmann und Laurent haben aus dem Indigo durch Oxydation mit Schwefelsäure und saurem chromsauren Kali eine schön dunkelroth gefärbte Substanz, das Isatin, dargestellt und diese gibt, wenn man sie mit Kalihydrat der Destillation unterwirft, ein farbloses Oel, welches alle Eigenschaften des Anilin besitzt. Dasselbe ist der Fall, wenn man den Dampf von Salicylamid, einer Substanz, die aus dem Wintergrünöl, dem flüchtigen Oel der Gaultheria procumbens, einer Pflanze, die sich in New-Jersey häufig findet, bereitet wird, über glühende Kohlen leitet. Unter den Destillationsproducten des Tolubalsams, von Myrospermum Toluiferum, einem in Columbien wachsenden Baume, herrührend, fand Deville einen Kohlenwasserstoff, den er Benzoen nannte, weil er mit dem Benzin, das man aus Benzoesäure, Chinasäure, Bergamotöl, Fettsubstanzen und Steinkohlentheer bereiten kann, die größte Aehnlichkeit besitzt. Wird Benzoen mit rauchender Salpetersäure behandelt, so bildet sich ein der Anthranilsäure — aus dem Indigblau — gleicher Körper, Nitrobenzoen, und aus diesem erhielt Zinin durch Einwirkung von Schwefelwasserstoffgas und Ammoniak und durch längeres Erhitzen bis auf 100 Grad ein Oel, welches er Benzidam nannte. Dieses ist aber nichts Anderes als Anilin.

Sättigt man ferner Phenylsäure (Kreosot) mit Ammoniak und erhitzt man es dann längere Zeit in einer zugeschmolzenen Glasröhre bis auf 300 Grad, so erhält man gleichfalls Anilin. Und endlich liefert noch das Nitrobenzin, das künstliche Bittermandelöl, welches aus dem leichten Steinkohlentheeröl, dem Benzin, bereitet wird und jetzt in großen Massen als Mirbaessenz in den Handel kommt und hauptsächlich in der Parfümerie verwendet wird, bei der Behandlung mit Schwefelwasserstoff, oder Essigsäure und Eisenfeilen, oder mit einer Auflösung von arseniger Säure und starker Natronlauge, Anilin.

Das charakteristische Verhalten des Anilin zum Chlorkalk und den unterchlorigsauren Alkalien war allerdings schon lange bekannt, aber von einer Verwendung desselben in der Praxis konnte keine Rede sein, wenn schon die chemische Beziehung des Anilin zum Indigo, diesem geschätzten Farbstoff, einige Finger-

zeige dafür hätte geben sollen. Dazu war die Zeit noch nicht gekommen und so blieb denn das Anilin trotz seiner für die Industrie so interessanten und wichtigen Eigenschaften viele Jahre hindurch eine chemische Curiosität, von der kaum eine Kunde über die strengwissenschaftlichen Kreise hinaus gedrungen war. Hier wie dort dachte Niemand daran, diese interessante Errungenschaft der Wissenschaft für die Industrie dienstbar zu machen.

Die erste directe Andeutung über die Bedeutung des Anilin für die Färberei gab Calvert, Professor der Chemie in Manchester, in einem Vortrage über die Destillationsproducte der Steinkohlen und deren technische Verwendung, den er am 22. November 1854 in der Society of arts hielt. „Da das Kyanol (Anilin) und die Kohlenstickstoffsäure (Pikrinsalpetersäure)," heißt es hier, „eben so wohl aus dem Indigo als aus dem Steinkohlentheer erzeugt werden können, so besteht offenbar zwischen den Producten dieses Theeres und denen des Indigo eine große Aehnlichkeit und ein chemischer Zusammenhang; es ist mir daher sehr wahrscheinlich, daß diese Producte in wenigen Jahren als Surrogat für Indigo und Krapp angewendet werden dürften."

Jetzt allerdings war die Zeit darnach angethan, daß dieser Fingerzeig hätte zünden können. Wir haben zwar gesehen, daß die Chemie nicht arm ist an Methoden für die Darstellung des Anilin, aber diese alle sind viel zu kostspielig für eine praktische Benutzung. Schon an sich sind die Materialien theuer und dann ist auch die Ausbeute eine geringe. So gibt zum Beispiel ein Pfund Indigo, das 3 Pfund Kalihydrat in Anspruch nimmt, nur 6 bis 7 Loth Anilin und diese Ausbeute wird noch geringer, sobald man größere Mengen Indigo in Arbeit nimmt. Aehnliches gilt vom Nitrobenzol, ganz abgesehen davon, daß die Verwandlung desselben in Anilin auch viele Zeit in Anspruch nimmt. Selbst bei der sorgsamsten Ausführung erhält man höchstens nur zwei Drittel der theoretisch möglichen Menge, also auf 1 Pfund Nitrobenzol nur wenig mehr als ½ Pfund Anilin.

Die einzige und reichlichste Quelle ist und bleibt der Steinkohlentheer und dieser war jetzt, da die Gasbeleuchtung einen so ungemein großen Aufschwung genommen hatte, in reichlichster Menge zu haben. Und dennoch schien es, daß Calvert's Worte, obgleich sie die Runde durch alle polytechnischen Zeitschriften machten, in den Wind gesprochen waren. Wenigstens war mehrere Jahre hindurch von dem Anilin weiter keine Rede. Indessen in England, wo schon längst die weitere Verarbeitung des Steinkohlentheers durch Destillation in einem großartigen Maßstabe betrieben wurde, hatten Calvert's Worte doch Beachtung gefunden. Und wieder war es Calvert, der 1858 verkündete, daß ein gewisser Perkins sich habe ein Verfahren, mit Anilin zu färben, patentiren lassen.

Weitere Nachrichten kamen dann sehr bald aus der Schweiz durch den Professor Bolley. Schon im Herbste 1857 hatte dieser vom Professor Hoffmann in London erfahren, daß man in England große Mengen Anilin darstelle und daraus einen violetten Farbstoff bereite. Dieser mußte sehr bald seinen Weg nach Frankreich gefunden haben, denn 1858 kam ein kleines Stück violett gefärbter Seide als Neuigkeit von Lyon nach Zürich, und Bolley erhielt von einem dortigen Seidenfärber den Auftrag, diesem Geheimniß auf die Spur zu kommen. In Folge der Londoner Mittheilung stellte Bolley sofort Versuche mit dem Anilin an und es gelang ihm sehr bald, äußerst schöne Farbentöne, die dem Lyoner Muster zwar gleich, aber in der Tiefe des Farbentones verschieden waren, herzustellen.

Diese Methode, mit dem Anilin direct oder vielmehr mit den Anilinsalzen, da diese in Wasser leichter auflöslich sind, zu färben, scheint jedoch keinen Eingang gefunden zu haben, obgleich man sie als die natürlichste anzusehen hätte. Uebrigens macht sich die Sache sehr leicht, da der durch Chlor erzeugte violette Farbstoff eine sogenannte substantive Farbe ist, das heißt sofort auf Seide und Wolle, ohne vorherige Anwendung einer Beize, also ohne jedwedes Hilfsmittel haftet. Zur Erzeugung des Farbstoffes zieht Bolley jedoch das Chlorwasser dem Chlorkalk oder den unterchlorigsauren Alkalien vor, jedoch muß man einen Ueberschuß sorgfältig vermeiden. Außer dem violetten kann man auch einen rothen Farbenton erzeugen, wenn man die Flüssigkeit stark sauer macht und erhitzt.

Aber, wie gesagt, diese dem Anschein nach sehr einfache Methode hat keinen Eingang in die Praxis gefunden. Man führt an, daß die auf diese Weise gefärbten Stoffe kein

Feuer und keine Lebhaftigkeit erhielten. Man verwandelt also das Anilin zuerst in den Farbstoff und bringt diesen in den Handel, und zwar violette und rothe Farbstoffe, sowie neuerdings auch blaue.

Das Anilin, welches man zur Darstellung dieser Farbstoffe verwendet, wird aus dem Steinkohlentheer gewonnen und zwar als Nebenproduct bei der Reinigung der verschiedenen Oele. Um diese rein und farblos zu erhalten, werden sie mit Lauge und dann mit Salzsäure behandelt. Durch erstere wird das Kreosot, durch letztere eine Reihe von Basen, worunter auch das Anilin, entfernt. Die saure Flüssigkeit, welche die Basen aufgenommen hat, wird abgegossen, dann über freiem Feuer abgedampft, bis sich stechende Dämpfe entwickeln; dann filtrirt man sie und zersetzt sie mit Kalkmilch oder Lauge. Es scheidet sich hierbei eine braune, ölige Flüssigkeit ab, welche aus Anilin, Chinolin oder Leukolin besteht. Um ersteres von den übrigen Basen zu trennen, unterwirft man das Ganze der Destillation und fängt hierbei den Theil der Flüssigkeit, der bei 182 Grad C. übergeht, für sich auf. Durch wiederholte Destillation wird dann das Anilin gereinigt. Leichter kann man dies jedoch bewirken, wenn man das erste Destillat nochmals mit Salzsäure behandelt, die Basen wieder wie angegeben abscheidet und destillirt.

Bei der Darstellung des Anilin im Großen scheint man nicht sonderlich sorgfältig zu Werke zu gehen, wenigstens ist das im Handel vorkommende meistens nicht wasserhell, sondern bräunlich gefärbt und außerdem noch von sehr verschiedener Beschaffenheit, woher es denn auch kommt, daß die daraus gewonnenen Farbstoffe in Bezug auf Schönheit und Färbekraft sehr verschieden ausfallen. Außerdem sind auch noch andere Basen mit dem Anilin vermischt und dann soll man sogar auch hier schon Fälschungen verüben (Vermischung mit Alkohol). Will man sich vor Betrug hüten, so muß man das Anilin beim Einkauf sorgfältig auf seine Färbekraft prüfen. Das beste Verfahren ist folgendes: Man stellt mit Hilfe von salpetersaurem Quecksilberoxydul aus einer kleinen Menge Anilin das später zu erwähnende Fuchsin dar und untersucht dasselbe durch Ausfärben auf seine Schönheit und Ausgiebigkeit.

Die übrigen oben mitgetheilten Darstellungsweisen haben, wie bereits angeführt, keine Bedeutung für die Praxis und dasselbe gilt auch von manchem englischen Patent, das von unsern polytechnischen Journalen gedankenlos mitgetheilt wird. Der Steinkohlentheer, der in den Gasbereitungsanstalten abfällt, ist eine überreichliche Quelle für die Anilinfabrication und sollte er je fehlen, so wäre am ersten zu dem Kreosot zu greifen, das in sehr großen Mengen zu haben ist.

Das Anilinviolett oder der sogenannte Violettliquor wurde zuerst von Perkins fabricirt und zwar dadurch, daß er eine Auflösung von schwefelsaurem Anilin in Wasser mit saurem schwefelsaurem Kali und Schwefelsäure versetzte. Nach einigen Tagen scheidet sich ein brauner Niederschlag aus, der mit Steinkohlentheer ausgewaschen wird, um einen bräunlichrothen Farbstoff zu entfernen. Dieser Niederschlag wird dann in Holzalkohol aufgelöst und hierbei kommt die violette Farbe zum Vorschein. Die Ausbeute ist hierbei nur eine sehr geringe (4 bis 5 Procent des angewendeten Anilin) und daraus läßt sich auch der hohe Preis dieses Farbstoffes erklären. Später hat Perkins gefunden, daß übermangansaures Kali bessere Dienste leistet als das chromsaure.

Der Violettliquor, auch Indisin genannt, ist eine dunkelblauviolette Flüssigkeit, die, auf einer Glasplatte abgedampft, einen prachtvollen bronzenen Metallglanz zeigt. In dieser Flüssigkeit sind nur 4½ Procent des eigentlichen Farbstoffes enthalten. Neuerdings kommt dieser auch in fester Form im Handel vor. Die Flüssigkeit wird zu diesem Ende durch Destillation von dem größten Theile des Holzgeistes befreit und der Rückstand dann vorsichtig zur Trockne abgedampft. Die Färbkraft ist außerordentlich groß und dadurch wird der hohe Preis (400 bis 533⅓ Thaler pro Pfund für den reinen Farbestoff in Pulverform) einigermaßen wieder ausgeglichen. Ein Gran (also für 1,56 bis 2,09 Neugroschen) reicht aus, um 6 bis 8 Loth (also das 1440- bis 1920fache) Alkohol oder Wasser schön violett zu färben.

Schweflige Säure, die sonst den organischen Farbstoffen so schädlich ist, wirkt, wie überhaupt alle Reductionsmittel, nicht auf Anilinviolett. Chlor und Salpetersäure zerstören zwar dasselbe, aber Reductionsmittel, wie zum Beispiel schwefligsaures Natron, stellen die Farbe in ihrer ganzen Schönheit wieder her; chlorsaures Kali verwandelt das

Anilinviolett bei längerer Einwirkung in Blau.

Die rothen Farben aus dem Anilin führen verschiedene Namen: Fuchsin, Fuchsiacin, Rosein, Azalein, Rose de Parnasse, Magenta- und Solferinoroth. Das erste Anilinroth lieferten Renard und Franc in Lyon unter dem Namen Fuchsin, weil die Farbe der der Fuchsia ähnlich ist. Der rothe Farbstoff wird durch Einwirkung von wasserfreiem Zinnchlorid auf Anilin hervorgerufen. Mehr zu empfehlen ist neutrales salpetersaures Quecksilberoxydul, weil alles Quecksilber hierbei wiedergewonnen wird, — ein Vortheil, der für den Fabrikanten nicht unbedeutend ist. Man erhitzt 10 Theile des genannten Salzes mit 100 Theilen Anilin bis zum Sieden und läßt dieses andauern, bis die Masse sich in eine ölige, rothviolette Flüssigkeit verwandelt hat und sich gelbliche, stechende Dämpfe entwickeln. Dann wäscht man die Masse wiederholt mit Wasser aus.

Das Fuchsin des Handels bildet in der Regel eine dicke, harzige Masse, welche neben salpetersaurem Anilin oder einer Zinnoerbindung und einer theerartigen Substanz zwei Farbstoffe enthält. Der eine, der rothe, löst sich durch Kochen in Wasser auf, der andere, ein dunkelvioletter, in Alkohol. Der letztere ist aber nicht mit dem Indisin identisch und kann auch nicht zum Färben verwendet werden. Aus der wässerigen Lösung scheidet sich beim längern Kochen der rothe Farbstoff aus, was aber durch Zusatz von Alkohol verhindert werden kann. Um den reinen rothen Farbstoff in fester Form zu erhalten, benutzt man die Eigenschaft desselben, durch verschiedene Salze, zum Beispiel Kochsalz, aus seiner Lösung ausgeschieden zu werden. Der getrocknete Farbstoff besitzt ein grünlich bronceartiges Aussehen und eine außerordentliche Färbkraft.

In England hat man auch blaue Farbstoffe aus dem Anilin, doch ist darüber nichts Näheres bekannt geworden. Ganz neuerdings hat man auch in Frankreich einen solchen hergestellt, der den Namen Pariser Blau führt. Erhitzt man nämlich 9 Gewichtstheile Zinnchlorid mit 16 Gewichtstheilen Anilin in einer zugeschmolzenen Glasröhre bis auf 180 Grad, so erhält man weder einen rothen, noch einen violetten Farbstoff, sondern einen blauen und zwar von sehr lebhafter und sehr reiner Farbe. Er ist in Wasser löslich, färbt die thierische Faser, also Seide und Wolle, sehr schön und widersteht den Säuren vollkommen. Durch schwache Laugen erhält man dunklere Töne, durch starke dagegen röthlich blaue. Die Industrie wird nicht verfehlen, auch aus dieser neuen bemerkenswerthen Bereicherung der prachtvollen Farbenreihe aus den Zersetzungsproducten des Anilin Vortheil zu ziehen, zumal das neue Pariser Blau seinen Farbenton auch bei künstlicher Beleuchtung vollständig bewahrt.

Man kann wohl sagen, daß die Anilinfarben eine der schönsten Erfindungen der Neuzeit sind. Es gibt kaum andere gleich werthvolle Farben, wenigstens hat die Färberei keinen andern Farbstoff aufzuweisen, welcher hinsichtlich der Lebhaftigkeit, Intensität und Reinheit der Farbe mit den Anilinfarben einen Vergleich aushielte. Das wird Jeder erkennen, welchem die prächtigen Tinten in Violett, Roth und Blau, die seit einem Jahre ungefähr so reichlich aufgetreten sind, zu Gesichte gekommen sind. Das Anilin liefert ein prächtiges Lilla in allen Steigerungen bis zum sattesten Dunkelviolett und zwar in vollkommen echten Farben. Keine andere organische Farbe wird von Säuren und Alkalien so wenig angegriffen, woher auch die mit Anilinviolett gefärbten Stoffe viel weniger an Flecken leiden, wie andere zarte Farben. Das Anilinviolett ist ferner beständig an der Sonne, im Licht und an der Luft.

An Schönheit und Lebhaftigkeit der Farbe steht das Anilinroth dem Violett nicht nach. Der eigentliche Ton liegt zwischen Rosenroth und Carmin, doch fehlt es nicht an den verschiedensten Nuancen, da man über die Processe, die bei der Fuchsinbildung stattfinden, noch lange nicht im Reinen ist. Durch verschiedene Temperaturgrade kann man eine ganze Reihe von Farbennuancen erzeugen; je höher die Temperatur ist, um so violetter und dunkler wird das Fuchsin. Ja, es ist sogar sehr schwierig, stets denselben Farbenton zu erhalten, da bei dem Gelingen des Präparates noch sehr viele Verhältnisse mitsprechen, die noch nicht zur Genüge ergründet sind. Es fehlt diesem neuen Industriezweige noch die wissenschaftliche Begründung.

Auf Wolle und Seide ist das Anilinroth von solcher Schönheit, daß es selbst die mit Cochenille erzeugten Farben bei Weitem über-

trifft; doch zeigt sich diese Schönheit mehr bei Tage als bei Kerzenlicht, wahrscheinlich weil sich bei letzterm die etwas in's Violette spielende Farbe nicht gehörig entwickeln kann. Indessen an Beständigkeit steht das Anilinroth dem Violett nach. Mit Fuchsin gefärbte Wolle und Seide wird durch unmittelbare Einwirkung des Sonnenlichtes schon nach mehreren Stunden lichter; daher sind damit gefärbte Stoffe für Vorhänge und Möbel nicht geeignet. Selbst sehr verdünnte Schwefelsäure verändert die mit Anilinroth gefärbte Wolle in wenig Stunden und ebenso auch andere sehr verdünnte Mineralsäuren. Stark verdünnte organische Säuren, wie zum Beispiel Essigsäure, entziehen zwar den gefärbten Stoffen etwas Farbstoff, verändern aber sonst die Farbe nicht. Ebenso bringen schwachalkalische Flüssigkeiten eine kaum bemerkbare Veränderung hervor, und das ist sehr wichtig, denn die mit Anilinroth gefärbten wollenen und seidenen Stoffe können daher ohne Gefahr in nicht zu starkem Seifenwasser gewaschen werden.

Im Hinblick auf die brillanten Farben, die bei ihrem ersten Auftreten so großes Aufsehen erregten, ist es kein Wunder, daß sich die Mode derselben ganz und gar bemächtigt hat. Das Anilinroth wird wohl die Cochenille und den Saflor, der bis dahin das schönste Rosenroth auf Seide lieferte, vollständig aus der Färberei verdrängen. Das Färben der Wolle und Seide mit den Anilinfarben ist im Allgemeinen sehr einfach; man bedarf hier keines Zwischenmittels zur Befestigung der Farbe. Den Violettliquor verdünnt man einfach nach Bedürfniß mit Wasser, bringt die benetzten Stoffe hinein und erwärmt das Bad so lange bis nahe zum Siedepunkt des Wassers, bis die Stoffe die Farbe völlig aufgenommen haben. Dies geschieht sehr rasch, so daß die Flotte in kurzer Zeit fast farblos wird. Ein kleiner Zusatz von Oxalsäure soll sehr vortheilhaft sein. Da der Violettliquor bei uns bis zu 5 Ngr. hinab zu haben ist, so kann sich jede Hausfrau leicht ihre seidenen Bänder selbst auffärben.

Beim Fuchsin kocht man den Teig mehrere Male mit Wasser aus, läßt die Flüssigkeiten durch Flanell oder Filz laufen, um sie zu klären, und verfährt dann ganz wie beim Violett. Hat man dagegen mit den reinen trockenen Farbstoffen zu thun, so löst man diese zunächst in Alkohol und verdünnt sie dann gehörig mit Wasser.

Eben so verbreitet wie in den Seiden- und Wollenfärbereien sind die Anilinfarben aber auch bereits in der Cattundruckerei. Hier kann man indessen eines Zwischenmittels zum Befestigen der Farbe nicht entbehren. Die besten Dienste leistet hier das sogenannte Animalisiren der Faser. Wendet man hierzu Eiweiß an, so wird diesem der Farbstoff beigemischt und dann die Masse aufgedruckt. Setzt man die Stoffe dann heißen Wasserdämpfen aus, so gerinnt das Eiweiß und befestigt die Farbe auf den Zeugen. Sonst dient hierzu auch der Kleber, der bei der Darstellung der Stärke aus dem Weizenmehl gewonnen wird.

So hat denn die Chemie wieder einen Stoff, der früher ziemlich werthlos war, wenigstens mit großer Mißachtung angesehen wurde, zu hohen Ehren gebracht. Hierdurch beweist sie in der That, daß sie wirklich im Stande ist, Gold zu machen, wennschon sie längst aufgegeben hat, diesem Hirngespinnst nachzujagen. Aus den Steinkohlen macht die Chemie in Wahrheit Gold, denn werfen wir einen Blick zurück auf den oben angegebenen Preis für die reinen Anilinfarbstoffe, so sehen wir, daß sie in der That mit Gold aufgewogen werden müssen.

So sehr man sich über die Erfolge der neuern Chemie auch freuen muß, so ist die Rolle, welche Deutschland hierbei spielt, doch sehr betrübend. Allerdings werden die Anilinfarbstoffe auch bei uns an verschiedenen Orten dargestellt, aber die Einfuhr aus England ist noch sehr groß und besonders kommt das Anilin selbst meistens von dort. Und doch fehlt es bei uns nicht an Rohmaterial für diesen wichtigen Industriezweig. Der Steinkohlentheer ist meistens unsern Gasanstalten zur Last, so daß sie ihn zu jedem Preise losschlagen; kürzlich wurde der Centner sogar zu 12 Ngr. ausgeboten, — ein Umstand, der grade nicht zu Gunsten der Intelligenz unserer Industriellen spricht, zumal der Steinkohlentheer eine Menge der verschiedensten technisch brauchbaren Stoffe liefert. Bei dem Anilin ist diese Lässigkeit um so mehr zu beklagen, da es sich grade hier um die Verwerthung einer Errungenschaft der deutschen Wissenschaft handelt.

Der reichhaltigen Reihe der Farben, die uns jetzt schon der schwarze, übelriechende

Steinkohlentheer liefert, wozu auch noch die Pikrinsalpetersäure gehört, die schon seit längerer Zeit in der Seidenfärberei verwendet wird und sehr schöne und echte Nuancen vom schwachen Strohgelb bis zum reichen Schwefelgelb liefert, steht übrigens für die Zukunft noch eine bedeutende Erweiterung bevor. Allerdings handelt es sich hier vorerst noch um wissenschaftliche Resultate, aber sie werden sicher nicht verfehlen, einen Weg in die Praxis zu finden, denn es dreht sich hier um nichts Geringeres als um künstliche Ersatzmittel für den Krapp, der eine so hervorragende Rolle in der Färberei spielt.

Unter den zahlreichen chemischen Verbindungen, die man aus dem Steinkohlentheer abscheidet, befindet sich auch eine, das Naphtalin, die in sehr schönen, farblosen Krystallen auftritt. Auch in dem Leuchtgase selbst ist mitunter viel davon enthalten, woraus es sich bei kalten Tagen in den Leitungsröhren, die der Anstalt zunächst liegen, absetzt. Obgleich kein Mangel daran ist, so war doch diese Substanz bis jetzt nicht im Handel zu haben, weil man durchaus keine Verwendung dafür hat finden können.

Bei einem genauern Studium dieses Stoffes hat der französische Chemiker Laurent sehr merkwürdige Entdeckungen gemacht. Durch die Behandlung des Chlornaphtalin mit Salpetersäure hat er nämlich einen Stoff erhalten, der eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung in der chemischen Zusammensetzung mit dem Alizarin (Krapproth), dem Hauptfarbstoff in der Wurzel der Färberröthe (Krapp, Rubia tinctorum) zeigt. Der Unterschied ist nur der, daß jener ein Aequivalent Wasserstoff weniger enthält als dieses, und dafür ist ein Aequivalent Chlor eingetreten. Könnten wir dieses durch jenen ersetzen, so wären wir im Stande, das Alizarin, diesen wichtigen Farbstoff, künstlich zu erzeugen. Freilich ist dies leichter gesagt als gethan, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß wir diese Verbindung, die Oxynaphtalinsäure, bei Behandlung des Naphtalin mit Salpetersäure erhalten werden.

Aber an sich schon liefert die Chloroxynaphtalinsäure eine ganze Reihe von Salzen, die eine ausgezeichnete Farbenschönheit in Gelb, Orange und Carmoisinroth besitzen. Außerdem hat Laurent in den zahlreichen Zersetzungsproducten des Naphtalin eine außerordentlich reiche Quelle der schönsten Farben entdeckt. Wir gehen hierauf nicht weiter ein, weil die Namen dieser Producte für unsere Leser Räthsel sind.

Nach Laurent's Tode hat man sich mit dieser interessanten Frage nicht weiter beschäftigt. Seitdem aber die Anilinfarben in unsern Tagen zu einem so hohen Ansehen gelangt sind, haben auch die Laurent'schen Farben, die jenen an Schönheit und Feuer durchaus nicht nachstehen, die Aufmerksamkeit der Praktiker erregt. So hat denn die industrielle Gesellschaft in Mühlhausen im Elsaß, der hohen Schule der Färberei und Druckerei, in jüngster Zeit eine sehr werthvolle goldene Medaille für Denjenigen ausgesetzt, der eine praktische Verwendung der Laurent'schen Farben ermöglicht. Zunächst handelt es sich bloß um eine für die Darstellung im Großen geeignete Bereitungsmethode für die Oxynaphtalinsäure oder die Chloroxynaphtalinsäure, so daß diese Ersatzmittel für das Alizarin durch den Handel zu demselben Preise bezogen werden können, wie das Alizarin selbst, das heißt zu 13½ Thlr. pro Pfund.

Daß diese wichtige Aufgabe gelöst werden wird, ist sicher; es ist dies eben nur eine Frage der Zeit. Und so können wir denn binnen kurz oder lang einem neuen Triumph der Chemie, deren rastlose Entfaltung ganz ohne Beispiel in der Geschichte der Wissenschaften ist, entgegensehen.

Prinz Napoleon Bonaparte.

In jener berühmten Senatsrede vom 1. März 1861, welche im Fluge die Runde durch Europa machte, sprach der Prinz Napoleon mit besonderm Nachdruck von der Einigkeit seines Hauses in Tagen der Gefahr. Er hätte auch nicht unerwähnt lassen sollen, daß dieselbe Einigkeit auch in sichern Zeiten besteht, und daß, wenn einmal Gerüchte von Zerwürfnissen innerhalb der Familie entstehen, ein kundiger Blick darin Spiegelfechtereien sehen wird, welche auf eine Täuschung der öffentlichen Meinung berechnet sind. Die Bonaparte's haben eine Rollentheilung vorgenommen. Vier von ihnen spielen im Vordergrunde der Weltbühne, und eine dieser handelnden Personen ist der Prinz Napoleon. Er gibt den Revolutionär, wäh-

rend die andern drei sich in die Charaktere so getheilt haben, daß sie das conservative, das aristokratische und das ultramontane Element vertreten. Um glauben zu machen, daß diese Gegensätze wirklich vorhanden seien, werden rene Zerwürfnisse vorgespiegelt, auf die wir hingedeutet haben. Der Prinz Napoleon kommt am häufigsten in die Lage, als Störenfried dargestellt zu werden. Er ist es in der Wirklichkeit nie, und die Rollentheilung selbst ist nichts als eine Komödie, deren Zweck darin besteht, jeder Partei den Trost zu verschaffen, daß ihre Grundsätze in der herrschenden Familie vertreten seien und über kurz oder lang den Sieg davontragen könnten.

Prinz Napoleon Bonaparte wurde am 9. September 1822 in Triest geboren. Er war der zweite Sohn des ehemaligen Königs von Westphalen und seiner Gemahlin Friederike von Würtemberg. Der erste Sohn, Hieronymus, starb jung, und der Nachgeborne wurde dadurch zum Erben. Mit ihm überlebte eine Prinzessin, Mathilde, die später an den Fürsten Anatol Demidoff verheirathet, aber von ihm geschieden wurde, die Mutter, welche am 28. Nooember 1835 starb. Prinz Napoleon verweilte während seiner Kinderjahre mit den Eltern in Triest, Rom und Florenz. Zur Zeit des Aufstandes der Romagna (1831) befand er sich bei der Großmutter Lätitia in Rom, dessen Polizei an der Gegenwart des neunjährigen Knaben ein solches Aergerniß nahm, daß er schleunigst nach Florenz geführt werden mußte. In seiner Person bestrafte man seine Vettern, den jetzigen Kaiser und dessen Bruder, für ihren Eintritt in die Reihen der Insurgenten. Von Florenz schickte ihn der Vater nach Genf, um ihn in einer dortigen Anstalt erziehen zu lassen, und 1837 in die würtembergische Militärschule zu Ludwigsburg. Als er die letztere 1840 verlassen hatte und in das würtembergische Heer eingereiht worden war, trat die orientalische Verwicklung ein und drohte zu einem Kriege Frankreichs mit den übrigen Großmächten zu führen. Als Napoleonide konnte der Prinz gegen die dreifarbige Fahne nicht fechten und er nahm deshalb seinen Abschied.

Fünf Jahre lang bereiste er Deutschland, England und Spanien. In dem letztern Lande nahm er unter Espartero's Regentschaft einen längern Aufenthalt. Nachdem er mehrere erfolglose Versuche gemacht hatte, in Frankreich zugelassen zu werden, erhielt er 1845 vom Minister Guizot die Erlaubniß, Paris unter dem Namen eines Grafen von Montfort zu besuchen. Dieser erste Aufenthalt im Vaterlande seiner Familie war ein kurzer. Die Polizei machte die Entdeckung, daß er Verbindungen mit der demokratischen Partei angeknüpft habe, und wies ihn aus. Zwei Jahre später erwirkte sein Vater von Ludwig Philipp die Zurücknahme der Verbannung der Bonapartes, soweit seine Person dabei betheiligt war. Es wurde ihm ein Sitz in der Pairskammer und eine Dotation zugesagt. Bloß die Februarrevolution hinderte den Bürgerkönig, seine Zusage zu erfüllen. Prinz Napoleon war in den Gnadenact eingeschlossen und wurde in St. Cloud von der königlichen Familie freundlich empfangen.

An demselben Tage, an dem der Sturz der Julidynastie sich entschied, erschien Prinz Napoleon auf dem Stadthause mitten unter den vom Sieg und vom Pulver berauschten Banden, die über die neue Regierungsform tumultuarisch beriethen. Zwei Tage später erklärte er der provisorischen Regierung in einem öffentlichen Schreiben, daß sie über seine Dienste verfügen könne. „Es ist die Pflicht eines jeden guten Bürgers," hieß es darin, „sich der Republik anzuschließen." In dem Glaubensbekenntniß, das er als Candidat für die verfassunggebende Versammlung an die Wähler der Insel Corsika ergehen ließ, sprach er sich ausführlich über seine republikanischen Grundsätze aus. Frankreich müsse gegen Außen revolutionär, im Innern liberal sein, war der Kern seiner Worte. Er erschien mit 39,229 Stimmen an der Spitze der corsikanischen Abgeordneten. Die rothe Farbe, in die er seine Grundsätze gekleidet hatte, wurde nach der Junischlacht entschieden unbeliebt. Er schloß sich daher in der Kammer den Gemäßigten an und stimmte in der Regel mit der Rechten.

Nachdem sein Vetter die Präsidentschaft übernommen hatte, wurde der Prinz zum Gesandten in Madrid ernannt. Kaum abgereist, kehrte er zurück, ohne daß er um Urlaub oder um seine Entlassung gebeten hätte. Er kam, um sich seinen Wählern zu einer neuen Wahl vorzustellen. Jeder andere Gesandte, der sich eine solche Eigenmächtigkeit hätte beikommen lassen, würde auf der Stelle abgesetzt worden sein. In diesem

Falle wurde Tage lang berathen, ein Beſchluß gefaßt und wieder zurückgenommen. Es kam faſt zu einer Miniſterkriſis, und die ſchließliche Entſcheidung wurde nur dadurch herbeigeführt, daß der Präſident ſein Gewicht gegen ſeinen Vetter in die Wagſchale legte. So erzählten wenigſtens die amtlichen Blätter, die bei dieſer Gelegenheit nicht verſäumten, dem Prinzen eine hohe Wichtigkeit beizulegen.

Die öffentliche Aufmerkſamkeit war in der beabſichtigten Weiſe auf ihn hingelenkt worden. In Corſika wählte man ihn wieder zum Vertreter. Dieſes Mal nahm er ſeinen Platz in der Kammer nicht auf der Rechten, ſondern auf der äußerſten Linken, unter den Abgeordneten, welche man als den Berg zu bezeichnen pflegte. Bei verſchiedenen Gelegenheiten trat er als Redner auf und machte ſich dann zum Echo der ſocial-demokratiſchen Grundſätze. Zu einem rechten Vertrauen unter ſeinen Genoſſen brachte er es trotzdem nie; man wußte, daß er eine Schweſter Mathilde Demidoff habe und daß dieſe dem Präſidenten Alles zutrage, was ſie mit ihren ſeinen Ohren erhorche. Außerhalb der Kammer wirkte er durch eine eigene Zeitung, La Liberté. Die Tendenz derſelben war die, täglich zu wiederholen, daß die Namen „Bonaparte und Freiheit“ unzertrennlich verbunden ſeien. Gelegentlich wurde angedeutet, daß der Präſident nicht der rechte Bonaparte für Frankreich ſei. Er wurde ohne Zaudern als unbedeutend bezeichnet, doch geſchah das immer nur dann, wenn die öffentliche Meinung durch Gerüchte eines bevorſtehenden Staatsſtreiches in Aufregung geſetzt wurde. Daß der eigene Vetter bei ſolchen Gelegenheiten den Präſidenten einen unbedeutenden, alſo ungefährlichen Mann ſein ließ, war keine Beleidigung, es war ein Dienſt, den er ihm erwies.

Vom Januar 1851 an wurde der Prinz auf den Bänken des Berges ſelten mehr geſehen. Die Sitzungen wurden ſtürmiſch, energiſche Schritte gegen den Präſidenten kamen zur Berathung, die Entſcheidung nahte heran. Hätte der prinzliche Demokrat ſich nicht öffentlich untreu werden wollen, ſo wäre er genöthigt geweſen, gegen ſeinen Verwandten ernſtlich Partei zu nehmen — das war der Grund, weshalb er ſich nach und nach unſichtbar machte. Am Tage des Staatsſtreiches (2. December 1851) beobachtete der Prinz eine Art von Neutralität. Er befand ſich weder im Elyſee unter den Getreuen des neuen Dictators, noch auf der Mairie des zehnten Arrondiſſements unter den letzten Vertheidigern der Verfaſſung. Um ſeinen Ruf als Demokrat zu ſchonen, erſchien er auf einen Augenblick in einer Verſammlung von Republikanern, welche beriethen, ob ihr Platz hinter den Barricaden ſei. Als die Polizei erſchien, um Verhaftungen vorzunehmen, denen die Deportation oder die Internirung folgte, war der Prinz bereits wieder verſchwunden. Er ſoll vorher eine Achterklärung des Präſidenten unterſchrieben haben. So haben belgiſche und engliſche Blätter nach guten Quellen berichtet. Ernſtlich gemeint war dieſe Handlung, wenn ſie wahr iſt, jedenfalls nicht.

Der Präſident, nun zum Dictator geworden, belohnte ſeinen Vetter glänzender als irgend einen der Generale, die für ihn in's Feuer gegangen waren. Dieſe rückten bloß um einen Grad vor, während der Prinz mit einem Rieſenſprunge über alle untern Grade hinweg zum Diviſionsgeneral ernannt wurde. Dabei iſt nicht zu überſehen, daß er nie vor dem Feinde geweſen war, ja in Frankreich nicht einen Augenblick gedient hatte. Die neue Verfaſſung gab ihm ferner kraft ſeines Geburtsrechtes einen Platz im Senat und im Staatsrath. Das Großkreuz der Ehrenlegion war die ſelbſtverſtändliche Zugabe dieſer Würden. Den größten Vorzug brachte ihm die Erbfolgeordnung des Kaiſerreiches. Mit Uebergehung der ältern Linie, die aus der Verſchmelzung der Linien Lucian's und Joſeph's entſtanden iſt, wurde ihm die Stellung eines muthmaßlichen Thronerben zugetheilt. Die Geburt eines directen Erben hat ſeine Ausſichten auf den Thron freilich verdunkelt.

Der Kaiſer ſorgte dafür, daß der Name des Prinzen von Zeit zu Zeit genannt werde. Er war es, dem eine Botſchaft nach Brüſſel zu Theil wurde, als der Welt auffällig gezeigt werden ſollte, daß das gute Einvernehmen zwiſchen dem belgiſchen und dem franzöſiſchen Hofe wieder hergeſtellt ſei. In der Krim wurde ihm dann der Befehl über eine Diviſion übertragen. Die Armee war begierig zu ſehen, wie ein ſolcher Diviſionsgeneral ſich benehmen würde. Sie ſah nicht viel davon. Zwar erhielt er an der Alma die Feuertaufe und ging angeblich ſo ruhig den Kugeln entgegen, daß der Marſchall St. Arnaud ihm zugerufen haben ſollte: „Prinz, Sie ſchlagen nicht aus der Art,“

aber das wußte man bloß in Paris, nicht im Felde. Die Soldaten legten es dem Prinzen sehr übel aus, daß er an ihren Kämpfen vor Sebastopol nicht Theil nahm. Gesundheitsrücksichten hatten ihn gezwungen, nach Frankreich zurückzugehen. Nach einer spätern Lesart wurde er abgerufen, weil eine in Brüssel erschienene Flugschrift, bei der er betheiligt gewesen sein sollte, unvorsichtige Enthüllungen über den Kriegsplan der Verbündeten gemacht hatte.

Er widmete sich nun den Künsten des Friedens. Zum Präsidenten des kaiserlichen Ausschusses für die Pariser Weltausstellung ernannt, leitete er alle Vorarbeiten. Ein im folgenden Jahre in Paris herausgegebenes Werk: Die Besuche des Prinzen Napoleon in der Weltausstellung, zählt gewissenhaft alle die Verdienste auf, welche er sich bei dieser Gelegenheit erworben hat. 1857 unternahm er eine große wissenschaftliche Reise in die Meere des hohen Nordens. Naturforscher der demokratischen Partei Frankreichs und des Auslandes begleiteten ihn, und nicht an ihm lag es, wenn die Ergebnisse den vorausgegangenen Ausposaunungen nicht im Allerentferntesten entsprachen. Nicht einmal die Breiten wurden erreicht, die der Walfischfänger als letzte Station vor den arktischen Meeren zu betrachten pflegt. Des Prinzen Corvette kehrte, obgleich sie zum Kampfe mit dem Eise gerüstet war, vor der Insel van Meyen um, deren Untersuchung ein Hauptzweck der Reise sein sollte. Lord Dufferin, der dem Prinzen in einer zu Vergnügungsreisen bestimmten Yacht, einer bloßen Nußschale, folgte, brach sich zu der Küste der vulcanischen Insel Bahn. Eine von Karl Edmond bearbeitete „Reise in die nordischen Meere am Bord der Corvette Königin Hortense“ sucht das klägliche Resultat unter pomphaften Phrasen und einer glänzenden Ausstattung zu verbergen.

Nach seiner Rückkehr wurde für den Prinzen ein neues Ministerium Algiers und der Colonien geschaffen (24. Juni 1858). Er war nie in Algier gewesen und fand sich während seiner Leitung der Angelegenheiten dieses Landes nicht bemüßigt, dort einen Besuch zu machen. Statt dessen zog er es vor, nach Warschau zu gehen und den Kaiser von Rußland zu begrüßen. So konnte die neue Aera, die man den Bewohnern von Algier zugesagt hatte, nicht zum Vorschein kommen. Diejenigen, welche für den Prinzen verwalteten, schleuderten von Paris aus eine Wolke von Gesetzen nach Afrika und kümmerten sich um die Ausführung nicht. Es entstand ein Chaos, aus dem man nicht sogleich herauskam, als der Prinz sein Amt aufgegeben hatte. Man berief endlich Pelissier, um die gestörte Ordnung herzustellen.

Bisher waren die Unternehmungen des Prinzen lauter verfehlte gewesen. Das Jahr 1859 brachte ihn endlich in das rechte Fahrwasser. Er übernahm nun die Verabredungen mit der italienischen Revolutionspartei. Die Sprache des Kaisers behielt noch lange einen gewissen friedlichen Klang, als der Prinz bereits die Sendboten empfing, die über die Fortschritte der Propaganda zu berichten und neue Befehle zu empfangen hatten. Er wurde mehrmals von der Regierung desavouirt, als ob er in seinem Palais Royal eine besondere Politik treibe, die mit der Politik der Tuilerien nichts zu thun habe. Jüngst, in der Senatssitzung vom 1. März, haben wir von ihm selbst gehört, daß seine Politik stets die kaiserliche gewesen sei. Durch seine Vermählung mit der Prinzessin Clotilde von Sardinien (30. Januar 1859) war er auch der gemäßigten Partei der Italiener näher getreten. Nach der Kriegserklärung ging er an der Spitze eines Heerkörpers nach Mittelitalien. Lorbeern waren ihm so wenig auf der Halbinsel des Apennins als auf der taurischen Halbinsel beschieden. Indem er mit seinen Soldaten heranzog, wurde der Waffenstillstand von Villafranca abgeschlossen.

Aus der jüngsten Zeit ist außer zwei Reisen nach London und Irland bloß die Senatsrede vom 1. März zu erwähnen. Sie hat dem Prinzen den größten Erfolg seines Lebens verschafft. Er ist durch sie zu einer gewichtigen Persönlichkeit in Europa, zu einem Volksmann in Frankreich geworden. Ein so unumwundenes Geständniß des Bündnisses des Napoleonismus mit der Revolution, als in dieser Rede enthalten ist, hat die Welt noch nicht gehört. Die Rede ist eine Kriegserklärung gegen die alte Ordnung der Dinge und ein Beleg des Machtbewußtseins der Napoleoniden. An diesem Orte werden wir sie nicht weiter besprechen (siehe später den Artikel Aumale), da wir ungewiß sind, ob wir sie für ein eigenes Product des Prinzen halten dürfen.

James Buchanan.

James Buchanan galt bis zu seiner Wahl zum Präsidenten der Vereinigten Staaten für einen der bedeutendsten amerikanischen Staatsmänner. Auf der Stelle, wo er vier Jahre stand, allen Anklagen der Parteien bloßgestellt, hat er arge Verunglimpfungen erfahren und im Norden und Süden den hohen Ruf eingebüßt, zu dem er durch seine frühere Thätigkeit gelangt war. Am 23. April 1795 geboren, steht er jetzt in seinem siebenundsechzigsten Jahre. Stony Batter, ein Ort der Grafschaft Franklin im Staat Pennsylvanien, ist sein Heimathsort und seine Herkunft nichts weniger als eine altamerikanische. Sein Vater war ein eingewanderter Irländer. In Mercersbourg erzogen und später auf einem Collegium in Carlisle weiter fortgebildet, widmete er sich der Rechtswissenschaft und wurde Anwalt. In kurzer Zeit machte er sich so bemerklich, daß seine Mitbürger ihn 1814 trotz seiner Jugend in den Landtag wählten. Sechs Jahre später ging er als Abgeordneter nach Washington und blieb bis 1831 im Congreß.

Präsident Jackson führte ihn in die diplomatische Laufbahn ein. Als Gesandter der Union schloß er in Petersburg mit großer Gewandtheit einen Handelsvertrag. 1833 kehrte er wieder in sein Vaterland zurück und wirkte im Congreß für die demokratische Partei. Unter Polk's Präsidentschaft zum Staatssecretär ernannt, veröffentlichte er in dieser Eigenschaft eine Anzahl von Staatsschriften über die wichtigsten Tagesfragen, z. B. den Krieg mit Mexiko und die Einverleibung von Texas und Californien. Nachdem General Taylor 1849 die Leitung der Geschäfte übernommen hatte, zog sich Buchanan in's Privatleben zurück und übernahm erst unter dem nächsten Präsidenten Pierce wieder ein Amt. Er vertrat jetzt sein Vaterland bis zum Jahre 1856 auf dem englischen Gesandtschaftsposten, dem wichtigsten von allen. 1854 veranstaltete er eine Zusammenkunft der an den europäischen Höfen beglaubigten Diplomaten in Ostende. Ueber diesen Congreß entstand viel Gerede, weil man wissen wollte, die Berathungen hätten sich um nordamerikanische Einmischungen in europäische Angelegenheiten gedreht. Der ostensible Zweck bestand in einer Vereinbarung über eine übereinstimmende Behandlung der diplomatischen Geschäfte.

Im Jahre 1856 wurde er von seiner am Ruder befindlichen Partei nach Nordamerika zurückgerufen, weil man ihn als Candidaten für die nächste Präsidentenwahl aufstellen wollte. Der Gegencandidat der Republikaner war Oberst Fremont, ein Mann, der sich durch kühne Reisen in den Felsengebirgen und durch seine patriotische Thätigkeit in Californien eine unermeßliche Volksbeliebtheit erworben hatte. Wahrscheinlich würde Buchanan diesem Nebenbuhler erlegen sein, wenn nicht die Furcht, die Sclavenhalter zu erbittern und die Union zu sprengen, einen Theil der nördlichen Staaten den Republikanern untreu gemacht hätte. So siegte denn Buchanan mit 163 gegen 125 Stimmen. Um sein Versprechen, daß er die Union erhalten werde, erfüllen zu können, war er zu einer vermittelnden Politik genöthigt und machte es natürlich keiner Partei recht. Im Uebrigen läßt sich seiner Geschäftsführung das Lob einer verständigen und friedlichen nicht versagen. Die Lockung einer kriegerischen Politik gegen China wies er standhaft zurück und gelangte dadurch viel früher als die Westmächte, ohne Kosten und Blutvergießen, zu einem Handelsvertrage. Gegen England benahm er sich in der Nicaragua- und der San-Juan-Frage versöhnlich, gegen die Mormonen und ihr Unwesen in Utah schritt er energisch ein. Inzwischen war die Wuth der Parteien durch eine furchtbare Handelskrisis zurückgedrängt worden. Die Vorbereitungen zu den Wahlen ließen sie neu auflodern, und jetzt geschah es, daß die Parteien von allen Seiten auf Buchanan mit Vorwürfen eindrangen. Die Republikaner machten ihm besonders zum Vorwurf, daß er Landesverräther in's Cabinet genommen und die Gewaltthaten der Sclavenhalter in Kansas begünstigt habe. Der Süden behauptete, daß Buchanan ihm die feierlichsten Zusagen gebrochen habe. Diese von beiden Seiten kommenden Schmähungen dürften der beste Beweis sein, daß Buchamann sein Amt reinen Herzens niederlegen kann. — Er gilt für einen der besten Rechtsgelehrten der Union und ist auch in der Geographie und Statistik seines Vaterlandes wohl bewandert. Er spricht ruhig, fast leise, und mit einem sichtlichen Streben nach Eleganz.

Glycerin.

In der neueſten Zeit findet man den vorſtehenden Namen häufig in den Anzeigen der öffentlichen Blätter und da dieſer Stoff in der That berufen iſt, eine nicht unbedeutende Rolle in der Induſtrie zu ſpielen, ſo iſt es wohl gerechtfertigt, daß wir den Leſer damit genauer bekannt machen.

Das Glycerin iſt ein Beſtandtheil der Fette, der ſich beim Verſeifen derſelben ausſcheidet und ſich hierbei verändert, indem er Waſſer n ſich aufnimmt, chemiſch bindet, wodurch er ſelbſt in Waſſer auflöslich wird. Zuerſt wurde das Glycerin 1779 durch den bekannten ſchwediſchen Chemiker Scheele, deſſen zahlreiche und wichtige Entdeckungen mit dazu beitrugen, die neuere Chemie zu ſchaffen, aufgefunden. Als er nämlich das Waſſer, welches zur Bereitung des noch jetzt in den Apotheken gebräuchlichen einfachen Bleipflaſters, d. h. zur Verſeifung des Olivenöles mittelſt Bleiglätte (Bleioxyd) gedient hatte, näher unterſuchte, erhielt er beim Eindampfen eine ſyrupartige Flüſſigkeit, die deutlich ſüß ſchmeckte. Gleiche Reſultate ergaben ſich bei der Verſeifung verſchiedener anderer Oele, des Schweinefettes und der Butter. Des Geſchmackes wegen nannte Scheele die neuentdeckte Subſtanz Oelſüß. Als allgemeiner Beſtandtheil der Fette wurde das Glycerin jedoch erſt ſpäter von Chevreul erkannt, der ſich von 1811 an zwölf Jahre angelegentlich mit der Unterſuchung der Fette beſchäftigte und hierbei für Theorie und Praxis ſehr wichtige Ergebniſſe zu Tage förderte.

Die Chemiker lernten ſehr bald höchſt wichtige Eigenſchaften an dem Glycerin kennen. Daſſelbe iſt nämlich ſchlüpfrig anzufühlen wie Oel oder Fett, verhält ſich aber gegen Waſſer und Alkohol entſchieden anders wie dieſe; es iſt nämlich leicht löslich darin. Das Glycerin vereinigt alſo die Eigenſchaften der Fette mit denen des Waſſers und des Alkohols und eben deshalb iſt es zu mancherlei Verwendungen im praktiſchen Leben fähig. Hieran konnte man jedoch lange Zeit nicht denken, weil die Darſtellung ſchwierig und koſtſpielig war. Allerdings wird bei der Bereitung der Seifen das Glycerin in großer Menge abgeſchieden, aber die Unterlauge enthält nicht Glycerin allein, ſondern hauptſächlich Kochſalz, ſowie andere Salze, und eben die Ausſcheidung dieſer iſt mit Schwierigkeiten verknüpft. So war es denn außerhalb der chemiſchen Laboratorien viele Jahre lang gar nicht bekannt.

Eine Aenderung trat erſt ein, als 1849 von England aus das Glycerin als Heilmittel gegen die Taubheit empfohlen wurde. Wenn auch der Werth dieſes Heilmittels ſehr zweifelhaft iſt, ſo iſt doch dadurch das Gute bewirkt worden, daß man überhaupt auf dieſe Subſtanz in weiteren Kreiſen aufmerkſam gemacht wurde und man ſich vielfach mit der Darſtellung derſelben befaßte. Nun fand man wohl bald, daß die erwähnten Eigenſchaften des Glycerin mancherlei Verwendungen in der Medicin zuließen. Namentlich ließ es ſich ſehr gut als Einhüllungsmittel benutzen, da es die Wirkung des eigentlichen Arzneimittels durchaus nicht beeinträchtigt. Vorzugsweiſe konnte es hier die Stelle der Fette und Oele, des Waſſers, Zuckers und Honigs verſehen, und vor den beiden erſteren beſitzt es weſentliche Vorzüge. Dieſe löſen z. B. die Nichtmetalle und Metallſalze entweder gar nicht oder doch nur in ſehr geringer Menge auf; wie bekannt, laſſen ſie ſich mit Waſſer und alkoholhaltigen Flüſſigkeiten nicht miſchen; ſie werden durch den Einfluß der Luft verändert (ranzig); ſie beſchmutzen die chirurgiſchen Inſtrumente und dieſe ſo wie Wunden laſſen ſich nur ſchwierig davon reinigen. Von allen dieſen Mängeln iſt das Glycerin frei.

Sehr bald erwies ſich denn auch das Glycerin als ſehr brauchbar in der Pharmacie, beſonders als Löſungsmittel für die verſchiedenen Arzneimittel bei Salben und Einreibungen und namentlich bei der Bereitung der Pflanzenöle und des Collodium. Die ſonſt bei erſteren gebräuchlichen gewöhnlichen Oele nehmen aus den friſchen Pflanzentheilen faſt nur die unwirkſamen färbenden Beſtandtheile auf, das Glycerin dagegen die heilkräftigen, extractiven Beſtandtheile und Alkaloide, während es jene ganz zurückläßt. Das Collodium, wie bekannt, eine Auflöſung der Schießbaumwolle in Aether und neuerdings ein ſehr beliebtes Schutzmittel bei Wunden, beſaß den großen Uebelſtand, daß es zu ſchnell trocknete, wodurch der Ueberzug riſſig wird und ſich zuſammenzieht. Miſcht man aber demſelben auf 100 Theile nur 2 Theile Glycerin hinzu, ſo bleibt der Ueber-

zug elaſtiſch und geſchmeidig. Dieſer Zuſatz iſt auch ſehr werthvoll für die Verwendung des Collodium in der Photographie.

Mittlerweile hatten ſich auch die Verhältniſſe für die Darſtellung des Glycerin im Großen weſentlich verbeſſert. Statt daß man früher die Bereitung der Seifen nur handwerksmäßig betrieb, führt man ſie jetzt immer mehr und zwar in dem großartigſten Maßſtabe in Fabriken aus. Ferner hat ſich auch im Laufe der Zeit, eben in Folge der Chevreul'ſchen Unterſuchungen, die Stearinfabrication ſehr vortheilhaft entwickelt und grade dieſe Fabriken geben jetzt das geeignetſte Material für die Darſtellung des Glycerin im Großen. Um aus den Fetten die feſten Beſtandtheile (Säuren) für die Darſtellung der Kerzen abzuſcheiden, werden jene durch Kalk verſeift und hierbei geht dann das Glycerin in das Waſſer über; freilich aber auch eine gewiſſe Menge Kalk, der aber leicht durch Einleiten von Kohlenſäure abgeſchieden werden kann, ſo daß dann nur noch das Waſſer durch Abdampfen entfernt werden muß. Die bräunliche Farbe, welche das Glycerin hierbei annimmt, kann leicht durch gereinigte Knochenkohle beſeitigt werden.

Neuerdings gewinnt man hier auch die feſten Beſtandtheile der Fette dadurch, daß man die neutralen, gewöhnlichen Fette durch Waſſerdampf bei gehörigem Druck mittelſt Deſtillation zerſetzt. Man erhält hierbei in der Vorlage zwei getrennte Schichten, deren unterſte das Glycerin enthält, das hier einfach durch Verdampfen des Waſſers gewonnen wird. Auf dieſe Weiſe werden jetzt beſonders in England täglich viele Centner Glycerin dargeſtellt, vornehmlich aus dem Palmöl. Hier iſt die Gewinnung des Glycerin noch leichter und einfacher. In dieſem Fett, das jetzt in großen Mengen zu Seifen und Kerzen verarbeitet wird, iſt das Glycerin bereits zum großen Theil im freien Zuſtande enthalten, ſo daß es einfach durch Behandlung mit ſiedendem Waſſer abgeſchieden werden kann.

Jetzt wo das Glycerin bereits Handelsartikel geworden iſt, fehlt es auch an Benutzung deſſelben nicht. Sehr ausgedehnt iſt dieſe bereits in der Parfümerie und ſie ſteigt noch von Tag zu Tag. Wegen der oben angeführten Eigenſchaften verwendet man es vielfach zu Toilettenſeifen, welche die Haut ſehr geſchmeidig machen, zu wohlriechenden Eſſenzen aller Art, zu Pomaden und Oelen.

Eine weitere wichtige Eigenſchaft des Glycerin iſt die, daß es in einem bedeutenden Grade hygroſkopiſch iſt, alſo begierig Feuchtigkeit aus der Luft anzieht. Gegenſtände, die man damit benetzt oder tränkt, trocknen daher nie aus. Hierauf beruhen mancherlei Verwendungen. Knetet man z. B. den zum Boſſiren und Modelliren beſtimmten Thon mit einer Glycerinlöſung an, ſo bleibt er immer geſchmeidig und in dem gehörig feuchten Zuſtande. Feuchtet man die thieriſche Blaſe, die ſo vielfach zum Verbinden von Gläſern u. ſ. w. gebraucht wird, ſtatt des Waſſers mit Glycerin an, ſo bleibt ſie ſtets geſchmeidig und wird nie hart und trocken. Es iſt kaum zweifelhaft, daß das Glycerin beim Garn die Stelle der Schlichte und beim Einfetten der Wolle die Stelle der jetzt gebräuchlichen Oele vertreten könne. Für den letzteren Fall iſt es beſonders wichtig, daß ſich das Glycerin leicht durch Waſchen mit bloßem Waſſer entfernen läßt.

Wegen dieſer Eigenſchaft wird das Glycerin ſicher bald in der Schnupftabackfabrication eine große Rolle ſpielen. Wie bekannt, bringt man bei dem pulverförmigen Tabak jetzt mancherlei Zuſätze in Anwendung, wie Melaſſe, Rohzucker, Süßholzextract u. ſ. w., die außer andern Zwecken auch den Tabak feucht erhalten ſollen. Jedem Schnupfer aber iſt bekannt, wie wenig dieſe Mittel im Stande ſind, dem Tabak die ſo beliebte und nothwendige Feuchtigkeit zu erhalten. Man hilft ſich jetzt zwar dadurch, daß man den Tabak in dünne Bleifolie einhüllt, aber dieſe Maßregel iſt durchaus zu verwerfen, da durch die in dem Tabak enthaltenen Säuren Blei in nicht unbedeutenden Mengen aufgelöſt wird, ſo daß der Schnupfer vor einer Vergiftung nicht ſicher iſt. Alle dieſe Uebelſtände werden durch das Glycerin beſeitigt, das auch vollſtändig im Stande iſt, die genannten Mittel nach allen Seiten hin zu erſetzen. Ja in England wird bereits das Glycerin vielfach als Erſatzmittel des Zuckers benutzt, namentlich bei der Bereitung der Limonade und anderer Getränke.

Ferner hat man beobachtet, daß das Glycerin die organiſchen Subſtanzen ſehr wirkſam vor der Fäulniß bewahrt. Es kann daher bei der Aufbewahrung der Nahrungsmittel gebraucht werden. Beim Fleiſch wird

es jedoch nicht anwendbar sein, denn so wie die Salzlake wird auch das Glycerin dem Fleisch für die Ernährung sehr werthvolle und unentbehrliche Bestandtheile entziehen. Zu empfehlen dagegen ist es als Zusatz zum Eiweiß und der Auflösung des arabischen Gummi, die beide in der Industrie vielfach benutzt werden. Eiweiß konnte durch Glycerin in der heißesten Sommerzeit sieben Wochen lang unversehrt erhalten werden.

Wichtig ist ferner, daß das Glycerin an der Luft nicht wie das Wasser verdunstet. Dadurch kann einem jetzt sehr fühlbaren Uebelstande abgeholfen werden. Wie bekannt, geben neuerdings die Gasanstalten das Gas nur dem Maße nach ab. Zu diesem Zweck sind bei den Consumenten besondere Apparate, die Gasmesser oder Gasuhren, durch welche das Gas seinen Weg nehmen muß, bevor es zu dem Ort der Consumtion gelangt, aufgestellt. Diese Apparate sind mit Wasser gefüllt und deshalb ist ihr Dienst in der heißen Jahreszeit sehr unzuverlässig. In Folge der bedeutenden Verdunstung des Wassers wird nämlich der Raum, durch welchen das Gas gemessen wird, beträchtlich größer; der Consument erhält also mehr Gas, als der Apparat anzeigt. Man hat zwar bereits verschiedene Vorschläge gemacht, um diesen Nachtheil von den Fabrikanten abzuwenden, am leichtesten würde man aber dahin gelangen, wenn man den Gasmesser anstatt mit Wasser mit Glycerin füllte. Dadurch würde man noch einen andern Vortheil erzielen. Im Winter nämlich versagen diese Apparate zeitweilig ihren Dienst ganz, sobald nämlich das Wasser gefriert. Das Glycerin dagegen bleibt selbst bei einer Temperatur, bei der das Quecksilber erstarrt, also bei einer Kälte von 39°,5 vollständig unverändert.

Der letztere Umstand empfiehlt das Glycerin auch besonders als Schmiermittel bei feineren Maschinentheilen, besonders bei Uhren. Die jetzt gebräuchlichen Mittel sind weit umständlicher zu bereiten und deshalb auch kostspieliger; zudem werden sie in ihren Leistungen durch das Glycerin weit übertroffen.

Neuerdings hat man auch gefunden, daß das Glycerin der Gährung fähig ist und zwar bei einer Temperatur von 30 bis 40 Grad, sobald Kreide und Käse zugegen ist. Es liefert dann ebenso wie der Zucker Alkohol. Ob diese Beobachtung mit der Zeit eine Bedeutung für die Industrie erlangen wird, ist zweifelhaft, da das Glycerin wegen seiner hier besprochenen, so äußerst werthvollen Eigenschaften sicher in dem Maße als seine Bereitung an Ausdehnung gewinnt, eine immer größere und vielfältigere Verwendung in der Industrie und Kunst erlangen wird.

Würtembergs

Gewerbs- und Handelsverhältnisse.

Würtemberg hat seit einer Reihe von Jahren solche Fortschritte auf dem Gebiete des Handels und der Industrie gemacht und seinen materiellen Interessen sowohl in qualitativer als quantitativer Rücksicht solche Vorsorge gewidmet, daß es, wenn auch nicht zu den eigentlichen Fabrikländern gehörig, gleichwohl unter den Staaten des deutschen Zollvereins, seiner gewerblichen Regsamkeit und den dafür gegründeten Hilfsanstalten nach, eine sehr ehrenvolle Stelle einnimmt. Es ist dies nicht allein dem allgemeinen Impulse, welchen in neuerer Zeit Industrie und Handel aller Orten erfahren haben, und den günstigen Natur- und Culturverhältnissen des Landes, sondern vorzugsweise der eben so eifrigen als intelligenten Förderung von Seiten der Staatsbehörde, wobei sich die beiden Centralstellen für Gewerbe und Handel und für Landwirthschaft gegenseitig die Hand reichen, zuzuschreiben.

Der Boden des Landes birgt Schätze in seinem Schoße, welche mit Vortheil durch die Hand des Menschen gehoben werden, und bietet an seiner Oberfläche ein reiches Feld für land- und forstwirthschaftliche Nutznießung.

Sind auch die in dem Urgebirge des Schwarzwaldes auftretenden Silber-, Kupfer-, Blei- und Kobalterze nicht in solcher Menge vorhanden, daß sie dem Betriebe des Bergbaues besondere Chancen verheißen, so ist Würtemberg durch seinen Reichthum an Eisenerzen und Salz dafür mehr als entschädigt. In den Klüften des Schwarzwaldes, unter den oft 1000 Fuß tiefen Lagern von buntem Sandstein, findet sich der Brauneisenstein, aus welchem das berühmte Stahlerz gemacht wird, welches in Christophsthal zur Verhüttung kommt. Weit

mehr Bedeutung haben die Eiſenlager der Alp, im obern Kocherthal, wo über den Juraſelſen, 2000 bis 3000 Fuß über dem Meere, ein brauner Boden dem Geognoſten das Vorhandenſein des Thoneiſenſteins anzeigt. Bei Waſſeralfingen iſt ein mächtiges Lager von Erz; fünf Flötze von Thoneiſenſtein befinden ſich daſelbſt, wovon jedoch nur zwei, der oberſte und unterſte, bebaut werden. Das Erz ergibt 33 Procent. Auf der Quadratmeile lagern 3400 Millionen Centner Erz; fünf geographiſche Meilen werden von den zwei Flötzen bei Aalen und Waſſeralfingen bebaut; die drei andern, welche etwas weniger rentiren, ſind noch unangebaut. Das Bohnerz, welches das beſte Eiſen liefert, iſt im ganzen Jurakalk der Alp verbreitet, wird aber bis jetzt nicht durch regelmäßigen Bergbau, ſondern von den Bauern im Winter geſammelt; doch zeigen folgende Zahlen, daß eine ſchöne Menge von dieſem Erz gefunden wird: in Königsbronn und Waſſeralfingen 120,000, in Ludwigsthal 40,000, in Schuſſenried und Zwiefalten 70,000, bei Reutlingen 17,000 Centner.

Das Salz iſt im Muſchelkalk am obern und untern Neckar und bei Hall theils durch Bohrlöcher, theils durch Schächte aufgeſchloſſen. Die fünf Staatsſalinen zu Wilhelmshall bei Schwenningen, Sulz, Hall, Friedrichshall und Clemenshall bei Kochendorf, und das Steinſalzwerk bei Wilhelmsglück producirten 1856 bis 1857 im Ganzen 439,000 Centner Kochſalz, 16,200 Centner Vieh- und Düngſalz, 353,000 Centner Steinſalz. Die Mächtigkeit des Steinſalzwerkes zu Wilhelmsglück, in welchem zwei Schachte von 380 Fuß abgeteift ſind, beträgt bei einer bis jetzt bekannten Erſtreckung von mehr als hundert Morgen durchſchnittlich vier Lachter.

Vitriolſchiefer findet ſich bei Gaildorf, Schwerſpath auf dem Schwarzwalde; Bau-, Mühl-, Schleif-, Tuffſteine, Marmor, Alabaſter, Kalk, Kallſchiefer, Gips, Töpferthon, Farben-, Walker-, Siegelerde u. ſ. w. ſind in den verſchiedenen Gebirgsformationen in größerer oder geringerer Menge vertheilt. Beſonders wichtig ſind die nutzbaren Baumaterialien. Tuffſteine finden ſich namentlich bei Geißlingen und Seeburg; tertiäre Kalkſteine an der Südfront der Alp, von Ehingen bis nach Langenau; brauner Sandſtein bei Ellwangen, Bopfingen und Waſſeralfingen (Weſterhof bei Aalen); Liasſandſteine bei Balingen und Spaichingen; Keuper, der weiße, grünliche, gelbe Sandſtein, von welchem Würtemberg ſo unermeßliche Lager beſitzt, daß man damit faſt alle Bauten der Erde herſtellen könnte, vornehmlich in Schlaitorf und Neckarthailfingen; auf der Feuerbacher Heide bei Stuttgart der bunte Sandſtein, welcher im Lande nur zur Baſis von Monumenten und zu Trottoirs, auswärts zu Prachtbauten verwendet wird. Steinkohlen hat man bis jetzt ungeachtet mehrfacher Verſuche noch nicht aufgefunden, obgleich das Vorhandenſein mehrerer Glieder des Kohlengebirges am Fuße des Schwarzwaldes unzweifelhaft nachgewieſen iſt. Einigen Erſatz dafür leiſten die Torflager von etwa 57,000 Meilen und einer Mächtigkeit von acht und mehr Fuß, welche namentlich in Oberſchwaben ſich über weite Strecken hin verbreiten und in den Oberämtern Wangen, Leutkirch und Waldſee noch nicht einmal aufgeſchloſſen ſind.

Von Alters her bekannt ſind die Mineralwaſſer des Landes, ſeine Säuerlinge zu Canſtatt und Berg, zu Niedernau, Teinach, zu Göppingen, Ueberkingen und namentlich Dizenbach, deſſen Quelle ſich durch ungemeinen Reichthum an Kohlenſäure auszeichnet; ſeine Schwefelwaſſer am Fuße der Alp, aus dem Liasſchiefer entſpringend, zu Sebaſtiansweiler, Reutlingen, Boll; das Bitterwaſſer zu Mergentheim, welches, dem zu Saidſchütz wie dem zu Kiſſingen vergleichbar, wegen ſeines Gehaltes an Kohlenſäure und wirkſamen ſaliniſchen Beſtandtheilen den vorzüglichſten kalten Mineralquellen Deutſchlands beizuzählen iſt. Während manche der erwähnten Säuerlinge, wie zu Canſtatt und Berg, einen gleichmäßigen Wärmegrad von 18 bis 20 Grad Celſius zeigen, gehört den eigentlichen Thermen bei einer Temperatur von 37 bis 38 Grad Celſius Wildbad an, neben welchem noch das benachbarte Liebenzell nur durch einen größern Gehalt an Salz und eine niedrigere Temperatur (23 bis 24 Grad Celſius) von jenem verſchieden, genannt werden mag, und hat ſich durch die wunderbare Heilkraft ſeiner Quellen längſt einen europäiſchen Ruf erworben.

Von dem Flächeninhalt Würtembergs fallen 3,981,300 Morgen oder 64,34 Procent der Landwirthſchaft, 1,919,300 Morgen oder 31,02 Procent der Forſtcultur anheim. Auf Acker- und Gartenland kommen

44,44 Procent, auf Wiesen und Weiden 18,56 Procent, auf Weinberge 1,34 Procent. Die ergiebigsten Landestheile sind das mittlere und untere Neckarthal, die Filder bei Stuttgart, das Ries bei Neresheim, das Strohgäu bei Herrenberg und einige Bezirke Oberschwabens. Der Anbau von Halm- und Hülsenfrüchten, Küchen- und Wurzelgewächsen, Futterkräutern und Gewerbspflanzen, wie Reps, Rübsamen, Mohn, Hanf, Flachs, Krapp, Waid, Wau, Saflor, Cichorie, Hopfen, Taback, Weberdistel und andere mehr, ist theils im ganzen Lande verbreitet, theils vorherrschend auf gewisse Bezirke beschränkt. Reps ist besonders in der Gegend von Oehringen, Neckarsulm, Heilbronn, Brackenheim, Riedlingen und Saulgau zu Hause; Mohn gehört vornehmlich dem Neckarkreise, Flachs dem Schwarzwald, dem Welzheimer und Schurwald, der Alp, den Fildern und einigen Districten Oberschwabens. Indessen hat sich die Flachscultur trotz verschiedener Bemühungen für deren Verbesserung und Ausdehnung nicht sehr gehoben; und das Wenige, was in den einzelnen Gegenden producirt wird, reicht kaum für den Bedarf der Haushaltungen hin; die Fabrikanten müssen Rohstoff oder Garne größtentheils noch aus andern Ländern beziehen. Der Tabacksbau, der einen so schnellen Aufschwung erfuhr, wird gegenwärtig wieder, da der Export von deutschen Cigarren nach Amerika abnahm und somit für das rohe Blatt schlechte Preise erlöst wurden, sehr beschränkt und während die mit Taback angepflanzte Fläche 1858 noch 2041 Morgen betrug, ist dieselbe 1859 auf 810 Morgen, mithin um 1231 Morgen oder 60 Procent zurückgegangen. Es wäre jedoch zu bedauern, wenn eine wohl vorübergehende ungünstige Conjunctur so nachhaltige Folgen hätte, da sich ohne Zweifel nach Verbesserung der Qualität und der Behandlung lohnende Preise herausstellen werden. Günstigere Ergebnisse liefert der Hopfen, und bei den hohen Preisen, welche in den letzten Jahren erzielt wurden, ist dessen Cultur besonders in der Gegend von Rottenburg und Tübingen in starker Progression begriffen. Rottenburg vergrößerte sein Areal 1859 von 467 auf 560 Morgen; dies gibt, 388³/₄ Morgen des Amtsbezirks dazu gerechnet, 948⁸/₄ Morgen, welche bei einer Zweidrittelsernte einen Ertrag von circa 6000 Centner lieferten und bei Zugrundelegung des niedern Durchschnittpreises von 70 Gulden einen Erlös von 420,000 Gulden ergeben. Um Tettnang hat sich eine eigene Hopfenbaugesellschaft gebildet, die gleichfalls gutes Gedeihen hat. Der gedrückte Stand der Zuckerfabriken und der reichere Ertrag anderer Culturpflanzen ist auf den Anbau der Runkelrüben nicht ohne Einfluß geblieben.

Der jährliche Ertrag wird durchschnittlich folgendermaßen geschätzt:

Getreide:

Weizen	346,200	Scheffel
Roggen	862,004	„
Gerste	2,329,290	„
Dinkel	5,163,432	„
Haser	1,618,561	„

Hülsenfrüchte:

Erbsen	23,146	„
Linsen	34,415	„
Bohnen	8000	„
Welschkorn	19,224	„

(Auf 5670 Morgen)

Küchengewächse:

Kartoffeln	35,169,929	Simri
Kopfkohl	50,707,000	Stück

Gewerbspflanzen:

Taback 6306 Centner
(Im Jahre 1859 810 Morgen)
Flachs 20,476 Centner
(Im Jahre 1858 bei 20,200 Morgen 10,700 Centner = 706,000 Gulden)
Hanf 28,401 Centner
(Im Jahre 1858 bei 23,295 Morgen 29,000 Centner = 1,595,000 Gulden)
Reps 91,860 Scheffel
(41,800 Morgen = 100,320 Scheffel = 2,558,000 Gulden)
Mohn 15,560 Scheffel
(6823 Morgen = 13,600 Scheffel = 1,035,000 Gulden.)

Von hoher Wichtigkeit ist die Obstcultur, und hierin steht Würtemberg mit etwa neun Millionen Obstbäumen den meisten deutschen Ländern voran. Bis auf die Höhen des Schwarzwaldes und der Alp aufsteigend und stets durch feinere Sorten bereichert, dehnt sie sich im Neckarthal fast zu Wäldern aus und die Gegend von Eßlingen hat in guten

Jahren ſchon über 30,000 Eimer Aepfelmoſt gewonnen, was einem Quantum von circa 600,000 Simri gleichkommt. Ganze Waggons gehen im Sommer mehrere Wochen lang mit Kirſchen nach Baiern, und feines Tafelobſt gelangt bis nach England und noch weiter. Der Ertrag von Kernobſt wird durchſchnittlich zu 8,025,813 Simri, Steinobſt zu 1,116,269 Simri angeſchlagen.

Der Weinbau, von Alters her in Würtemberg einheimiſch, iſt über die obere und untere Neckargegend, das Rems-, Enz-, Kocher-, Jaxt- und Tauberthal, das Zabergäu und einige Punkte am Bodenſee, in den Oberämtern Tettnang und Ravensburg, vertheilt. Die vorzüglichſten Weine werden im Neckarthale bei Ober- und Untertürkheim, Uhlbach, bei Beſigheim (Schalkſtein), Mundelsheim (Käsberg), Kleindottwar; im Remsthal bei Kord, Heppach, Beutelsbach, Felldach (Lämmler) und Stetten (Brodwaſſer); im Enzthal bei Roßwaag, Mauldronn (Eilfinger); im Kocher-Jaxtthal bei Oehringen (Verrenberger, Lindenberger), Ingelfingen; im Tauberthal bei Marlosheim erzeugt, und große Quantitäten von den beſten Sorten durch Fabrilen in mouſſirende Weine (Landchampagner) verwandelt.

Die dem Weinbau gewidmete Fläche betrug 1859 im Ganzen 80,533 Morgen in 590 Orten, von denen aber nur 55,402 Morgen, 1400 Morgen weniger als das Jahr zuvor, im Ertrag ſtanden. Das Geſammterzeugniß betrug 168,302 Eimer 11 Imi und ſteht dem des Jahres 1858 um 117,517 Eimer nach. Unter der Kelter wurden 105,159 Eimer um 5,032,238 Gulden 20 Kreuzer verkauft, wonach ſich ein mittlerer Kelterpreis von 50 Gulden 44 Kreuzer für den Eimer ergibt und ſich der Geldwerth des geſammten Weinerzeugniſſes auf 7,960,310 Gulden 25 Kreuzer berechnet. Bei einer Vergleichung der Weinerzeugniſſe in den letzten dreiunddreißig Jahren ergibt ſich, daß nur in elf Jahren, nämlich 1827, 1828, 1834, 1835, 1837, 1840, 1847, 1848, 1849, 1857 und 1858 mehr Wein als voriges Jahr erzeugt wurde, der Geſammterlös unter der Keiter nur 1834, 1846 und 1857 mehr betrug, der mittiere Preis des unter der Kelter verkauften Weines aber ſich nur 1846 höher ſtellte.

Die Forſtwirthſchaft iſt eben ſo ausgedehnt als gut beſtellt und findet ihre Anwendung auf ein Gebiet von etwa 960,000 Morgen Laubholz und 890,000 Morgen Nadelholz. Jenes iſt in den Landſchaften Unterfranlens und auf den Nordabhängen der Alp, dieſes im Schwarzwalde, in Oberſchwaben und im Welzheimer Walde zwiſchen dem Rems- und Murthale vorherrſchend. Der Ertrag der Staats-, wie der Gemeinde- und Privatwaldungen hat ſich ſeit 1822 dort um mehr als 62, hier um 38 Procent gebeſſert, und berechnet ſich, ſonſtiger Forſterzeugniſſe, wie Pech, Theer, Terpentin, Pottaſche, Borke u. ſ. w., nicht zu gedenken, auf 630,000 Klafter Holz, was einem Geldwerth von mehr als 11,000,000 Gulden gleichlommt.

Neben dem Ackerbau und der Forſtcultur ſteht die Viehzucht in großer Blüthe, und es iſt unter der jetzigen Regierung unendlich viel hierfür geſchehen; das Rindvieh iſt durch Einführung von Zuchtthieren und Kreuzung der Racen ſehr veredelt; daſſelbe gilt faſt noch in höherm Grade von den Pferden, und hierzu haben nicht bloß die königlichen Privatgeſtüte zu Kleinhohenheim, Scharnhauſen, Weil, wo arabiſches und engliſches Volldlut, ſowie der Tralehner Schlag gezüchtet wird, ſondern auch die Landesgeſtüte zu Marbach, Offenhauſen, Güterſtein und St. Johann weſentlich beigetragen. Die Schafzucht, zuvor numeriſch im Abnehmen begriffen, hat ſich ſeit dea letzten Jahren wieder ſehr gehoben, liefert circa 1,418,640 Pfund Wolle, und wird insbeſondere durch die königliche Muſterſchäferei zu Achalm und die des Inſtituts Hohenheim ſehr wirkſam unterſtützt. Die Schweinezucht iſt gleichfalls in fortwährender Zunahme; Hausgeflügel findet ſich zahlreich auf dem Lande; nicht minder erfreut ſich die Bienenzucht, welche am ſtärlſten in den Bezirlen Münſingen, Wangen, Leutkirch, Riedlingen betrieben wird, lebhafter Förderung. Mit der Pflege der Seidenraupe ſind mehr oder minder glückliche Verſuche bei einer Zahl von 60,000 Stück Maulbeerſtämmen, wovon 13,000 den königlichen Domänen angehören, gemacht worden. Nicht unbeträchtlich iſt auch die Fiſcherei, namentlich auf dem Bodenſee; und eigenthümlich die Schneckenmäſtung auf der Alp. Jagdbare Thiere und Wildgeflügel ſind nicht ſehr zahlreich; im Park zu Hohenheim werden Wildſchweine, Roth- und Dammwild, zu Hohengehren Faſanen gehegt; dem Bedarf an Wildpret für den

Markt wissen indessen unsere Jagdpächter so ziemlich zu genügen, und die Ausbeute des edeln Waidwerks scheint die Pachtkosten noch immer mehr als zu decken.

Legen wir die niedrig gehaltene Schätzung des statistisch-topographischen Bureau's zu Grunde, so mag der Geldwerth der Hausthiere sich folgendermaßen herausstellen:

90,860 Pferde à 50 fl. .	4,543,400	fl.
861,925 St. Rindvieh à 25 fl.	21,548,100	„
608,756 Schafe à 6 fl. . .	3,651,536	„
220,886 Schweine à 8 fl. .	1,767,088	„
51,654 Ziegen à 5 fl. .	258,280	„
308 Esel à 10 fl. . .	3080	„
115,196 Bienenstöcke à 5 fl.	575,980	„
	32,347,564	fl.

Hierzu rechnen wir noch das Erzeugniß an Butter zu 129,988 Centner auf 433,295 Kühe mit einem jährlichen Durchschnittsertrag von 30 Pfund, an Käse 389,965 Centner, auf jede Kuh nach Abzug der nicht frisch verbrauchten Milch 90 Pfund jährlich angenommen; an Honig 34,558, an Wachs 1152 Centner, einen Bienenstock zu 30 Pfund Honig und 1 Pfund Wachs angeschlagen, und endlich 800 Pfund Seide.

Solche Resultate sind nur zu erzielen, wenn, wie gesagt, von Seiten des Staatsoberhauptes unmittelbar wie der Regierungsstellen auf Hebung und Ausbreitung des Landwirthschaftbetriebes gleichmäßig hingearbeitet wird, und der sorgsamen Pflege von Oben die bereitwillige Beihilfe der Privaten entgegenkommt. So wirken die königliche Centralstelle für Landwirthschaft, welche in allen hierher einschlägigen Fragen der Staatsregierung Bericht zu erstatten hat und durch Verbreitung gemeinnütziger Schriften, Lehrmittel, Geräthschaften und dergleichen speciell sich sehr verdient macht; so die landwirthschaftlichen Oberamtsbezirksvereine, welche sämmtlich mit der Centralstelle in Communication stehen; so die einzelnen, aus particulären Bestrebungen hervorgegangenen Localgesellschaften, wie die Weinbauverbesserungsgesellschaft, der Seiden-, der Bienenzuchtverein u. s. w. im Großen und im Kleinen auf sehr gedeihliche Weise zusammen. Die Gründung von Unterrichtsanstalten für rationellen Betrieb der Land- und Forstwirthschaft ist natürlich weniger Aufgabe der Privaten und Gemeinden als der Regierung, und diese hat nicht nur schon vor mehr als vierzig Jahren die nunmehr aus allen Ländern Europa's besuchte Akademie Hohenheim mit Versuchsfeld, botanischem Garten, Landwirthschaftsgeräthefabrik, Ackerbauschule, alljährlichem Unterrichtscursus über Schafzucht, über Wiesenbau, Drainage u. s. w. in's Leben gerufen, sondern derselben auch die weitern Ackerbauschulen zu Kirchberg, Ochsenhausen und Ellwangen angereiht und die Veterinärschule zu Stuttgart errichtet; gleichwohl sind auch hier die Privatbestrebungen nicht zurückgeblieben, und so ist vor Kurzem die umfangreiche Gartenbau- und pomologische Schule in Reutlingen entstanden; so hat Hall seit 1858 eine Feld- und Gartenbauschule; so ist an mehreren Orten schon der Anfang zu landwirthschaftlichen Fortbildungsschulen gemacht worden, welche an Winterabenden und Sonntagen sich aufthun und eine lebhafte Theilnahme finden. Um in alle Zweige der Landwirthschaft ein gleichmäßig pulsirendes Leben und deren Leistungen zu allseitiger Anerkennung zu bringen, wird alljährlich am 28. September ein landwirthschaftliches („Volks-") Fest zu Canstatt abgehalten, wobei die verdienstlichsten Leistungen oder Hilfsapparate auf dem Felde agronomischer Thätigkeit, sowie die besten im Lande gezüchteten Hausthiere durch erhebliche Preise ausgezeichnet werden und gleichzeitig mancherlei landwirthschaftliche Producte und Geräthe zur Ausstellung gelangen. Damit endlich dem Landmann die Möglichkeit gegeben werde, die Früchte seines Fleißes gegen Gefährdung durch natürliches Mißgeschick sicher zu stellen, ist die würtembergische Hagelversicherungsgesellschaft von Seiten des Staates angeregt und diejenige zu Magdeburg und Cöln im Lande concessionirt worden; sind selbst hier und da privatim Localversicherungsgesellschaften gegen Sterbefall unter dem Vieh gegründet worden.

Gehört Würtemberg, wie oben schon zugegeben, auch nicht zu den eigentlichen Fabrikländern, so bildet doch die Verarbeitung der inländischen wie der eingeführten Roherzeugnisse einen sehr wichtigen Zweig der Nationalthätigkeit, und hierbei kommt die große Wassermenge und das verhältnißmäßig starke Gefälle von Flüssen und Bächen dem Lande sehr zu Statten, so daß man wohl gegen 5000 Wasserwerke, darunter 2200

Mühlen und weit über 200 Fabriken in Anſatz bringen darf.

Die Salinen benutzen Soole, aus welcher durch Abdampfung das Salz ſich herauskryſtalliſirt. Das Steinſalz zu Wilhelmsglück wird bergmänniſch, das heißt in regelmäßigem Pfeilerbau mittelſt Schrämm- und Schießarbeit ausgebracht; der größere Theil des Productes wird in gemahlenem Zuſtande verkauft, der kleinere mit etwa 80,000 Centner in der Grube aufgelöſt und als Soole auf die drei Stunden entfernte Saline zur Verſiedung geleitet. Neben dem Salz, das einen Geſammtwerth von etwa 1,000,000 Gulden hat und zum großen Theil in's Ausland, beſonders in die Schweiz abgeht, iſt auch die Hallerde als Düngmittel ſehr geſucht und zum Beiſpiel in Sulz allein werden jährlich über 80,000 Kübel (à 90 Pfund) verkauft. Die hohen Preiſe des Holzes haben zur Folge gehabt, daß die Torflager Oberſchwabens energiſcher in Anſpruch genommen wurden, und die ausgedehntere Verwendung des Torfs zeigt ſich am deutlichſten darin, daß für die Abfuhr günſtig gelegene Torfgründe in den letzten fünf bis ſechs Jahren mindeſtens um das Dreifache im Preiſe geſtiegen ſind. Der jährliche Rohertrag ſämmtlicher Torfſtiche wird zu 285,980,000 Stück oder 2,163,250 Centner oder bei 1 Gulden 36 Kreuzer auf das Tauſend, zu 462,480 Gulden angenommen.

Was die Metallinduſtrie betrifft, ſo ſtehen hier die ſechs Staatseiſenwerke oben an und Waſſeralfingen verdient durch Umfang ſeines Betriebes wie durch Qualität ſeiner Erzeugniſſe den erſten Rang. Daſſelbe arbeitet mit drei Hohöfen, zwei Flammöfen, einem Cupolofen ſammt Gießerei, drei Puddlingsöfen, vier Dampfhämmern, fünf Walzenſtraßen und einer Maſchinenwerkſtätte. Im Jahre 1850 wurden 200,000, im Jahre 1858 bereits 450,000 Centner Eiſen producirt, wovon unter andern 62,000 Centner zu Guß-, 40,000 Centner zu Stabeiſen, 70,000 Centner zu Wagen- und 4000 Centner zu Locomotivrädern in Verwendung kamen. Der Reinertrag iſt 17 Procent, die Zahl der Arbeiter 1150. Waſſeralfingen zunächſt ſteht Königsbronn, mit einem Hohofen, zwei Flammöfen, zwei Weißeiſenöfen ſammt Gießerei, ſechs Friſchfeuern, zwei Kleinfeuern, einem Kleineiſenwalzwerk, einer Walzen- und Axendreherei. Friedrichs- (Chriſtophs-) Thal mit einem Hohofen, einem Cupolofen ſammt Gießerei, Friſchfeuern, einem Kleinfeuer, einem Kleineiſen- und Stahlwalzwerk, einem Pfannenfeuer, drei Rohſtahlfeuern, drei Raffinirfeuern, einer Senſen- und Stahlwaarenfabrik ſammt zwölf Feuern, einem Glühſtahlofen, einem Stahlcementirofen und drei Gußſtahlöfen. Jährlich werden daſelbſt 10,000 Centner Roh- und eben ſo viel Stabeiſen, und 1000 Centner Stahl durch Holzfeuerung fabricirt; 205 Menſchen ſind dabei beſchäftigt und der Reinertrag beläuft ſich auf 38,000 Gulden, was 8 Procent gleichkommt. Andere Werke ſind Ludwigsthal, Abtsgmünd, Wilhelmshütte und Unterkochen. Würtemberg producirte 1856 bis 1857 im Ganzen 232,901 Centner Roheiſen, 147,696 Centner Gußwaaren, 146,438 Centner Stabeiſen, 637 Centner Schwarzblech, 23,600 Centner Eiſendraht, 1305½ Centner Pfannen, 7704 Centner Rohſtahl, 350 Centner Gußſtahl, 510,426 Centner Stahlwaaren, welche einen Geſammtwerth von 5,629,642 Gulden repräſentiren; oder nach einer neuern Angabe an Stab-, Walz-, Blech- und Kleineiſen u. ſ. w. 700,000 Centner, wozu 240,000 Zuber Holzkohlen, ohne den Torf, 60,000 Klafter Holz und 200,000 Centner Steinkohlen erforderlich ſind. Das würtembergiſche Eiſen, faſt lauter Holzkohleneiſen, gehört zu dem beſten. Der Staat hat ſeit 1365 das unbeſtrittene Monopol der Erze; ob er auch das zur Verhüttung hat, ſteht dahin: eine Concurrenz wäre hier zu wünſchen, beſonders in Bezug auf den Schwarzwald und die Bohnerze. Bei einer Bevorzugung, wie ſie die Hüttenwerke für den Bedarf an Brennholz genießen, könnte aber ein Privatmann nicht aufkommen.

Zu den Staatseiſenwerken, welchen die königliche Gewehrfabrik zu Oberndorf mit einer jährlichen Production von 2000 fertigen Gewehren nebſt tauſend rohen Läufen beizuzählen iſt, geſellen ſich noch in Privatbetrieb vierzehn Friſchhütten mit ſiebzehn Friſchfeuern und zehn Kleinfeuern ſammt den nöthigen Hämmern und zwei Walzwerken; ferner fünf Drahtwerke, vier in der Gegend von Aalen, worunter das zu Erlau mit einem Erzeugniß von 14,000 Centner an gewöhnlichem Draht, blankem und galvaniſirtem Federdraht, Nadeldraht, ovalem Draht für Nadelfabrikanten und Inſtrumentenmacher, viereckigem, flachem, halbrundem, verzinntem, verzinktem Telegraphen-, Gußſtahldraht, Stiften in 400 Sorten u. ſ. w.; zwei Pfannen-

hämmer in Oberſchwaben, zu Wangen und Riedhammer, zwei Schrotfabriken zu Heilbronn; eine Stahlwaarenfabrik zu Neuenbürg; eine Stahlfabrik zu Canſtatt; ein Meſſingwerk zu Ulm; drei Feuerſpritzenfabriken zu Ulm, Stuttgart, Eßlingen, fünf Kupferhämmer, zwei Glockengießereien, ſechs Blechwaarenfabriken, zwei Senſenfabriken, eine Nadelfabrik, eine Metalltypenfabrik, eine Erz- (Zink, Bronce, Meſſing) Gießerei, zwanzig Gold- und Silberwaarenfabriken, fünf Maſchinenfabriken u. ſ. w. Die vornehmſte der letztern iſt die unter Mitwirkung der Staatsfinanzverwaltung 1846 gegründete Maſchinenfabrik zu Eßlingen, die gegen 1000 Arbeiter beſchäftigt und vornehmlich Locomotiven, Dampfbote, Turbinen und große Maſchinen aller Art für das In- und Ausland liefert. Eine neue Specialität für mechaniſche Werkſtätten, welche in Stuttgart und anderwärts mit Fertigung von Vergold-, Präg-, Stempel-, Buchdrucker-, Steinpreſſen, Maſchinen für Papierfabriken, Brückenwaagen u. ſ. w. beſchäftigt ſind, hat ſich vor Kurzem in der Fabrication von Nähmaſchinen aufgethan; und es ſind in Stuttgart, Ulm und Canſtatt mehrere Etabliſſements für dieſen Artikel entſtanden. Bei der Vervollkommnung, welche der Mechanismus bereits erfahren hat, und bei der ungeheuern Leiſtungsfähigkeit dieſer Maſchinen iſt ohne Zweifel denſelben eine große Zukunft beſchieden.

Verweilen wir noch einige Augenblicke länger bei der Verarbeitung der Metalle im Einzelnen, ſo ſehen wir Locomotiven, Dampfbote, Turbinen, Dampfkeſſel, Dampfmaſchinen, Centrifugalmaſchinen, Kraftſtühle, Preſſen, Brennereieinrichtungen u. ſ. w. aus den Maſchinenfabriken und mechaniſchen Werkſtätten von Eßlingen, Berg, Dettingen, Reutlingen, Heilbronn, Hall, Stuttgart, Canſtatt, Ulm u. ſ. w. hervorgehen. Wollſpinn- und Walkmaſchinen liefert namentlich Heidenheim und Dettingen; Circularwebſtühle Stuttgart; Nagel- und Drahtſtiftmaſchinen Aalen; Zwirn- und Klöppelmaſchinen Ludwigsburg; pharmaceutiſche Apparate Heilbronn. Eiſengußwaaren finden wir nicht allein auf den Staatshüttenwerken, ſondern auch in Privatgießereien; Pfannen aus Eiſenblech zu Friedrichsthal; den hier gefertigten Senſen, Sicheln und Strohmeſſern macht das ſehr renommirte Privatetabliſſement zu Neuenbürg den Vorrang ſtreitig. Die Fabrication von Meſſerſchmiedewaaren hat ihren Hauptſitz in Heilbronn, Tuttlingen, Reutlingen, Stuttgart, Freudenſtadt, und wenn Reutlingen und Freudenſtadt ſich mehr auf geringere Sorten verlegen, ſo ſind die feinern Tuttlingen und Heilbronn eigenthümlich und an letzterm Orte namentlich Raſirmeſſer und Gartenwerkzeuge bemerkenswerth. Der Stahl wird theilweiſe von England und den Rheingegenden bezogen, die Fabricate haben ſelbſt im fernen Auslande einen guten Markt. In lackirten Blech- und Plaquéwaaren thun ſich Eßlingen, Göppingen und Ludwigsburg hervor; eine weitere Fabrik iſt in Geißlingen entſtanden. Werkzeuge jeder Art werden auf den verſchiedenen Hammerwerken: landwirthſchaftliche Geräthe zu Hohenheim und Göppingen gefertigt. Für den Bedarf von Schreinern, Drehern, Wagnern, Küfern u. ſ. w. iſt vornehmlich in Stuttgart geſorgt; Feilen, Bohrer, Schneidmeſſer, Schraubſtöcke, Schrauben, Nieten, Schwielen, Ketten, Striegel, Haften, Nägel, Metallknöpfe, Drahtgeflechte, Kupfer-, Meſſing-, Zinn- und Blechwaaren ſind theils an den oben genannten Orten, theils auch ſonſt in den größern Städten des Landes aus der Hand des Verfertigers zu beziehen.

Die Fabrication von Gold- und Silberwaaren hat ihren Hauptſitz in Stuttgart (mit mehr als 600 Arbeitern), und der jährliche Umſatz hierin, der nach allen Weltgegenden ſich vertheilt, iſt auf mehrere Millionen Gulden anzuſchlagen. Die Broncefabrik in Gmünd hat den Kreis ihrer mannigfachen Productionen durch die Fabrication galvanoplaſtiſcher Artikel bereichert. Daſſelbe iſt in Stuttgart geſchehen. Früher lieferte Gmünd größtentheils nur Fabricate geringen Goldgehaltes; ſeit etwa zwanzig Jahren iſt es anders geworden und ſeine vierzehn- bis achtzehnkaratigen Artikel, ſowie ſeine ſonſtigen vergoldeten und verſilberten Artikel, ſeine Kirchenornamente und dergleichen gehen weit über den Ocean. Für den Localbedarf des Landes gibt es in den einzelnen Städten immer noch Gold- und Silberarbeiter genug.

Was die Manufacturthätigkeit im engern Sinne anbelangt, ſo hat die Leinenindustrie, die von Alters her im Lande handwerksmäßig betrieben wurde, beſonders in neueſter Zeit durch verbeſſerte Einrichtun

gen in Spinnerei, Weberei, Bleiche und Appretur einen lebhaften Aufschwung genommen, und damit ist auch ein entsprechender Absatz der Fabricate erzielt worden. Dieselbe ist vornehmlich an und auf der Alp, in der Gegend von Heidenheim, Münsingen, Blaubeuren, Urach, Tübingen, Tuttlingen, Stuttgart und dessen Umgebung zu Hause. Die 1840 gegründete mechanische Spinnerei zu Urach setzt 4200 Spindeln in Bewegung und liefert treffliche Garne; eine ähnliche, nur von geringern Dimensionen, befindet sich zu Freudenstadt; eine andere, die es nur mit Abwerg zu thun hat und dafür 648 Spindeln benutzt, zu Ravensburg. So sehr übrigens die Verwendung des Maschinengarns zugenommen hat, so werden doch noch bedeutende Quantitäten Handgespinnstes auf den Fildern, der Alp und im Oberlande verarbeitet. Glatte Handelsleinwand kommt vornehmlich von Blaubeuren, Heidenheim, Laichingen, Urach, Reutlingen, Stuttgart, Ulm; Leinendamast von Stuttgart, Blaubeuren, Donzdorf, Leonberg; Pack- und Sacklelnen von Leutkirch und Rottenacker. Die Fabrication leinener und leinen- und baumwollgemischter façonnirter Stoffe tritt nicht nur in den genannten Gegenden auf, sondern hat sich auch natürlich in den Baumwollwebereibezirken heimisch gemacht; übrigens bildet eine schwere, kräftige Qualität den vorherrschenden Charakter dieser Waare.

Die Production baumwollener Stoffe hat durch die in ihr angelegten Capitalien, durch ihre Ausdehnung und Werthschaffung sich zu einem bedeutenden Geschäftszweige der würtembergischen Industrie aufgeschwungen und verarbeitet ungefähr 55,000 Centner Baumwolle. Hierfür sind zwölf mechanische Spinnereien mit circa 140,000 Spindeln thätig; zu Eßlingen, wo ein solches Etablissement am Neckar auf Actien gegründet wurde und über 28,000, demnächst 45,000 Spindeln, 400 Pferdekraft und 450 Webstühle verfügt; zu Altenstadt, Bempflingen, Bietigheim, Calw, Canstatt, Giengen, Gmünd, Hall, Heidenheim, Ravensburg, Unterhausen bei Reutlingen, Urach (mit 15,000 Spindeln und 280 Arbeitern), meist mit Weberei, zuweilen auch mit Türkischrothfärberei verbunden; einzelne mechanische Webereien zu Backnang, Berg, Heilbronn, Ludwigsburg, Biberach, Neulautern, Stuttgart, Kuchen, Ulm, Urspring, Ravensburg, Rottweil u. s. w.; Zwirnereien zu Berg und Stuttgart. In Folge starker Ausdehnung, welche die Fabrication von Weißwaaren, besonders zu Stuttgart, Ulm, Ravensburg, erlangt hat, ist auch die Weißstickerei theils an den eben genannten Orten, zu Böblingen, Ilsfeld, Winterlingen sehr in Aufnahme gekommen, theils zu einer besondern Erwerbsquelle in nahezu 200 Gemeinden des Landes geworden. Sehr belangreich, vornehmlich für den Ausfuhrhandel, ist die Fabrication von Corsetten ohne Naht, die sich von Stuttgart, wo 1848 das erste große Geschäft dafür in Deutschland gegründet wurde, über Göppingen, Ulm, Ludwigsburg, Kirchheim u. s. w. verbreitet hat. Das Actiengeschäft in Stuttgart beschäftigt hier, in Magstadt und Möhringen 250 Stühle; sechs Unternehmer in Göppingen halten 400 Stühle dort und 50 Stühle in Plieningen; im Bezirk Kirchheim sind 56 Stühle, in Nürtingen 83 im Gange. Sammete und Manchester sind hauptsächlich auf Reutlingen, Balingen, Betzingen, Ebingen, Kornthal angewiesen, aber der Consum in feinern Sorten wurde bis vor Kurzem noch nicht von den Zollvereinsfabriken gedeckt. Die zahlreichen Bleichereien für baumwollene, wie leinene Stoffe zu Urach, Blaubeuren, Kirchheim, Nürtingen, Heidenheim, Weißenau u. s. w. haben seit längerer Zeit die Verbesserungen des Auslandes, was Einrichtung und Methode betrifft, gleichfalls adoptirt. Weißenau, die einzige Appreturanstalt des Landes, wurde 1839 durch einen Schweizerfabrikanten mit Beihilfe der Regierung gegründet, und als derselbe 1851 starb, sah sich die Finanzverwaltung im eigenen wie im Interesse der aufblühenden Weißwaarenindustrie veranlaßt, die Anstalt zu erwerben und unter eigene Administration zu bringen. Das Etablissement wird durch Wasserkraft betrieben, vermittelst eines Wasserrades nach Poncelet mit neunundvierzig Pferdekräften; die Heizung geschieht durch zwei Dampfkessel, mittelst deren in der Bleiche die Laug-, Chlor- und Säuregefäße und in der Appretur die verschiedenen Apparate zum Trocknen, Glätten und Stärken geheizt werden. Obwohl in neuester Zeit erweitert, reichen die Einrichtungen bei der wachsenden Production der dichtern Gewebe, der geköperten Zeuge für die Ausrüstung dieser Stoffe nicht aus, denn während die Anstalt im Etatsjahre $18^{51}/_{52}$

1,067,845 Stab zum Appretiren erhielt, wuchs dieſe Summe im Jahre 18$^{57}/_{58}$ auf 1,958,007 Stab an, und es läßt ſich daraus entnehmen, daß die für Würtemberg noch neue Weißwaarenfabrication ſich fortwährend zu größerer Bedeutung entwickelt, was um ſo erfreulicher iſt, als hiermit zugleich die Grundlage für eine ſehr ſchätzbare Hausinduſtrie gegeben wird.

Die Wollwaarenfabrication, gleich der Leineninduſtrie eines der älteſten und bedeutendſten Gewerbe des Landes, hat ſich neuerer Zeit namentlich in Folge der ſteigenden Tuchweberei und des Strickwaarengeſchäfts an Umfang wie an Abſatz ſehr vergrößert und ſetzt ſehr ausgedehnte Etabliſſements mit ſtarken Fonds, koſtſpieligen Betriebseinrichtungen und zahlreichen Arbeitskräften in Thätigkeit. Die Zahl der Spinnereien iſt auf etwa ſechzig und das von ihnen gelieferte Garn auf mehr als 45,000 Centner angewachſen. Wir finden ſolche, kleinerer Etabliſſements nicht zu gedenken, hauptſächlich in Backnang, Bietigheim, Calw, Eßlingen, Giengen, Göppingen, Heidenheim, Heilbronn, Liebenzell, Metzingen, Ravensburg, Reutlingen, Rohrdorf, Salach, Winnenden für Streichwebgarne und Strickgarne; in Eßlingen für Kammgarnſpinnerei (mit Färberei). Außer den Tuchfabriken zu Bietigheim, Calw, Eßlingen, Heidenheim, Metzingen, Nagold, Reutlingen, Rohrdorf beſtehen eine Menge größerer und kleinerer Werkſtätten für Wollweberei in Aalen, Backnang, Böblingen, Calw, Tuttlingen, Winnenden, wo namentlich Tuch und tuchähnliche Waaren, wie Buckskins, Satins, Siberiennes und dergleichen gefertigt werden; für wollene Strickwaaren, Jacken, Mützen u. ſ. w. in Calw, Göppingen, Reutlingen, Spaichingen, Tuttlingen, Schwenningen, Ravensburg, im Bezirke Kirchheim, Böblingen, Herrenberg u. ſ. w.; für Strumpfwaaren, Flanelle, wollene Decken, Teppiche in Calw, Heidenheim, Stuttgart, Tuttlingen, Rottweil, Ulm, Canſtatt, Degerloch, Freudenſtadt u. ſ. w.; wollene Kleider- und Mantelſtoffe in Calw, Heidenheim, Reutlingen; Caſſinets in Böblingen, Göppingen, Heidenheim, Ludwigsburg, Canſtatt, Reutlingen, Tuttlingen; Golgas (bedruckte Wollſtoffe) in Balingen; geſtrickte, gehäkelte Arbeiten in Reutlingen, Ulm; Fußteppiche in Stuttgart, Spaichingen; Wollfilz in Göppingen, Giengen, Heidenheim, Heilbronn; Beuteltuch in Wildberg u. ſ. w. Die Zahl der kleinern Etabliſſements für Tuchfabrication mag gegenwärtig 300 betragen, während jene der Zeugfabrication ſich auf 400 berechnen dürfte.

Die Seideninduſtrie, erſt neuerer Zeit in's Leben getreten, ſchreitet ſehr langſam vorwärts, obwohl für die Zucht der Seidenraupe im Lande mehrfache Vorkehrung getroffen und mit der Akademie zu Hohenheim eine Seidenhaspelungsanſtalt verbunden wurde. Sie beſchränkt ſich auf die Zwirnereien zu Aidlingen O. A. Böblingen (400 Spindeln, 30 Arbeiterinnen), Bönnigheim (600 Spindeln, 100 Arbeit.), Isny (2300 Spindeln) und Metzingen; die Webereien zu Heubach, Rottweil, Gmünd, Sindelfingen (40 bis 50 Stühle), Calw, Tettnang, Waldſee (Filialanſtalt eines Zürcherhauſes) für Nähſeide, ſchwarze Taffete, Gros de Tours und dergleichen Stoffe, Atlas, Schirmzeug, ſchwarze Halstücher u. ſ. w., wozu noch die Färbereien in Berg und Ulm kommen.

Poſamentirwaaren von Wolle, Baumwolle, Leinen und Seide, Gimpen, Litzen, Wagenborten, Hoſenträger und dergleichen werden vielfach im Lande gefertigt und ſind namentlich in Stuttgart, Ulm, Reutlingen, Ludwigsburg, Nürtingen, Biberach, Böblingen u. ſ. w. von Belang.

Herrenhüte von Seide und Filz fertigen in reicher Auswahl Stuttgart, Ulm, Ludwigsburg u. ſ. w.

Eine nicht unwichtige Rolle ſpielt die Fabrication chemiſcher Producte im Lande. Alaun- und Eiſenvitriolfabriken, welche natürliche Kieſe benutzen, beſtehen ſchon ſeit alter Zeit; gegenwärtig werden dieſe Präparate in Verbindung mit Schwefelſäurefabriken aus Thon und Eiſen (reiner Vitriol) dargeſtellt (Heilbronn); Soda, Schwefelſäure, Salzſäure, Chlorkall, Pottaſche, Blutlaugenſalz wird in anſehnlichen Quantitäten erzeugt; thieriſche Abfälle liefern neben Leim das Material zu Salmiak und Phosphor, für welchen Freudenſtadt eine der älteſten Fabriken des Zollvereins beſitzt. Leim liefert außer Calw beſonders Bopfingen mit 600 bis 700 Centnern und das Actiengeſchäft in Reutlingen, welches 1858 circa 1000 Centner Knochenleim erzeugte. Der Bedarf an künſtlichem Dünger, Guano, nimmt ſtets überhand. Die Fabrik dafür in Reutlingen iſt mit Hilfe ihrer Dampfmaſchine, welche die erforderlichen Ap-

parate in Bewegung ſetzt, den zum Aufſchließen der Rohmaterialien nöthigen Dampf liefert und zum Heizen der großen Trockenräume benutzt wird, im Stande, täglich 100 Centner ganz concentrirte Düngmittel zu liefern. Die Fabrication feſter und weicher Seifen vermehrt ihren Abſatz; die Luxusſeifen von Stuttgart verdrängen manches fremde Fabricat. Die holzreichen Gegenden geben im Verein mit Holzverkohlung Anlaß zur Darſtellung von Holzeſſig, Holzgeiſt, Eſſigſäure, eſſigſaurem Salze, ſelbſt Holzgas. Neben der Holzeſſigfabrication hat die Schnelleſſigfabrication ſich raſch Bahn gebrochen und findet großen Abſatz auch außerhalb Würtembergs. In Heilbronn beſtehen fünf Fabriken, wovon drei zugleich Bleizucker liefern. Eßlingen bringt 400, Stuttgart 500 Eimer in den Verkehr; dort iſt Senffabrication (400 Centner) damit verbunden. Der Reichthum an Getreide fördert die Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Der Weinbau des Landes begünſtigt neben Erzeugung von mouſſirenden Weinen die Production von Weinſtein und Weinſteinſäure; der Anbau von Oelſaat die Raffinirung von Oelen; Heilbronn beſitzt fünf Waſſer- und zwei Dampfölmühlen. Kirchheim hat eine größere Oelmühle mit hydrauliſchen Preſſen und Einrichtungen zur Raffinerie und liefert jährlich 2000 Centner, wozu noch von drei kleinern Anſtalten daſelbſt zuſammen 1000 Centner, von zwei in Eßlingen 3500 Centner für den häuslichen und techniſchen Gebrauch kommen. Die umfangreichen Drogueriehandlungen Stuttgarts führen zur Verfertigung chemiſch-pharmaceutiſcher und rein pharmaceutiſcher Präparate; hierher rechnen wir außer dem wichtigen Chinin noch beſonders Jodkali, Santonin, Aether, Queckſilberſalze, Weinſteinpräparate, Extracte, Harze u. ſ. w. für Pharmacie und Technik, namentlich auch für Photographie. In Verbindung mit dem Farbhölzer- und Indigohandel Stuttgarts haben ſich Fabriken von Farbſtoffen, Orſeille, Indigo-Carmin, rothem Anilin, Carmin und Carminlack, welche das Pariſer Fabricat im Zollverein großentheils verdrängt haben, von Waſſer-, Oel- und trocknen Farben für Kunſtmalerei von großer Schönheit, künſtlichem Ultramarin u. ſ. w. gebildet. Die Bleiweißfabriken Heilbronns ſtellen ſich den bedeutendſten des Zollvereins an die Seite. Liqueure, Cölniſche Waſſer, Parfümerien, die wir der Verwandtſchaft oder Kürze halber hier anreihen, werden zu Stuttgart, Branntwein und Spiritus in Heilbronn; Kirſchen-, Wachholder-, Himbeer-, Heidelbeergeiſt auf der Alp und dem Schwarzwalde dargeſtellt; Stärke finden wir in Ulm; Schokolade, Kaffeeſurrogate in Heilbronn, Stuttgart; nicht minder hier, in Ulm und Biberach Conditorei-, Tragantwaaren, Conſerven und dergleichen.

Die Runkelrübenzuckerfabriken haben theilweiſe ihr Erzeugniß beſchränkt; die zu Stuttgart verarbeitete im Jahre 1859 190,000 Centner, die eben jetzt dem Gant verfallene zu Böblingen 171,000 Centner, die zu Heilbronn 140,000 Centner, zu Altshauſen 312,601 Centner, zu Züttlingen 278,000 Centner Rüben. Zugleich wurde in Altshauſen durch Neubauten die Leiſtungsfähigkeit der Raffinerie auf das Doppelte gebracht, ſo daß in derſelben außer dem eigenen auch noch der von der Schweſterfabrik Züttlingen kommende Rohzucker der Läuterung unterworfen werden kann. Züttlingen und Heilbronn bereiten nebenbei feinſt gemahlenes und gebeuteltes Beinſchwarz. Die Geſammtſumme der Rübenzuckerſteuer nach Abzug der Verwaltungsunkoſten betrug von 255 Fabriken im Zollverein 1860 8,533,133 Gulden, davon erhielt Würtemberg für ſeine fünf, incluſive Hohenheim ſechs Fabriken als Antheil 376,502 Gulden, wovon es im eignen Lande 140,891 Gulden erhoben hat. Die Tabacksfabrication beſchäftigt viele Hände zu Canſtatt, Ulm, Stuttgart, Heilbronn; die von Cigarren zu Stuttgart, Ulm, Rottweil u. ſ. w. In Zündhölzern werden ſehr erhebliche Geſchäfte zu Blaubeuren, Ulm, Rottweil gemacht.

Die verſchiedenen Apparate und Inſtrumente für wiſſenſchaftliche, für geometriſche, phyſikaliſche und andere Zwecke, Nivellirinſtrumente, Theodolite, Luftpumpen, Elektriſirmaſchinen, Barometer, Thermometer, Fernröhre, Mikroſkope, chirurgiſche Stahlinſtrumente und elaſtiſche Apparate u. ſ. w. zählen wohlbekannte Werkſtätten in Stuttgart, Heilbronn, Ulm, Tübingen und andern Orten; Wagen liefern gleichfalls Stuttgart, Ulm, Reutlingen; Taſchen- und Standuhren Stuttgart, Ulm, Hall; Thurmuhren Ulm; die ſogenannten Schwarzwälder Uhren kommen vom Schwarzwalde beſonders von Schwenningen, Schramberg,

Spaichingen. Nachtheilig wirken hier noch die unzureichenden und unzweckmäßigen Fabricationseinrichtungen; dabei fehlt es an Rohwerksfabriken, welche der verwandten Industrie Frankreichs und der Schweiz so förderlich sind.

Die Fabrication musikalischer Instrumente hat durch ihre Leistungen einen ausgezeichneten Namen erworben und nimmt durch ihre Werthschaffung eine wichtige Stelle im Ganzen der würtembergischen Industrie ein. In Stuttgart sind zwölf Firmen mit Verfertigung von Tafelpianos, Pianinos und Flügeln beschäftigt und liefern durch etwa 330 Arbeiter durchschnittlich im Jahre über 1300 Stück in den Verkehr; im Fach der Harmoniums hat sich den zwei bisherigen Firmen neuerlich noch eine dritte zugesellt; sie beschäftigen circa 125 Arbeiter. Auf die beiden ältern Unternehmungen kommen durchschnittlich 800 Stück per Jahr. Kleinere Werkstätten befinden sich zu Ludwigsburg, Ulm, Heilbronn, Kirchheim u. s. w. Auch der Orgelbau (Kirchen-, Concert- und Zimmerorgeln hat sich in den letzten Jahren erweitert. Das Ludwigsburger Etablissement, mit vierzig Arbeitern, hat den Ruf seiner Werke weit über Europa hinaus verbreitet und seit seinem Entstehen, 1821, über 200 neue Orgeln geliefert. Dabei besitzt es die erforderlichen Einrichtungen, um andere Orgelbauer im In- und Auslande mit verschiedenen Details, namentlich Zinn- und Holzpfeifen, gegossenen und gehobelten Zinntafeln u. s. w. zu versehen. Das Stuttgarter Etablissement, fünfzehn Arbeiter, hat seit seiner Gründung (1845) zweiundvierzig, das zu Giengen (seit 1851) fünfundzwanzig neue Orgeln geliefert. Auch eine Werkstätte in Heilbronn, eine andere in Spaichingen hat Erweiterung erfahren. Wenn sich die bisher bestandenen Vorurtheile gegen kleinere Etablissements durch glückliche Verbesserungen und solide Constructionen überwinden lassen, wird es denselben nicht an Gedeihen fehlen. Die Violinen-, Guitarren-, Streich-, Holz- und Blechinstrumente Stuttgarts sind auch im Auslande geschätzt.

Die Glasfabrication beschränkt sich gegenwärtig auf fünf Hütten, und zwar in Buhlbach, Großörlach, Rosenfeld, Schönmünzach und Schmiedsfelden, die neben Tafelglas hauptsächlich ordinäres Hohlglas fabriciren. Dazu kommt noch eine gräfliche Quadt-Jsny'sche Glasfabrik zu Eisenbach O. A. Wangen. Steingut erhalten wir von Schramberg; Fayence von Schrezheim; Thonwaaren von Heidenheim, Heilbronn, Ravensburg, Stuttgart und Waiblingen; Fayenceöfen von Stuttgart und Ulm; Drainröhren von Ravensburg und Heidenheim; hydraulischen Kalk und Cement von Ulm, Blaubeuren, Kirchheim; Wetz- und Bimssteine aus gebrannter Masse von Bietigheim; Töpfergeschirr hauptsächlich von Heidenheim; feuerfeste Steine von Heidenheim, Eßlingen, Heilbronn, Königsbronn u. s. w. Dazu kommen eine Menge Ziegeleien, die den Bedarf hinlänglich decken. Eine Cementfabrik mit continuirlich brennenden Oefen besteht schon seit achtzehn Jahren in Ulm, später schloß sich ihr eine zweite an. Außer dem noch mit unvollkommener Fabrication, ohne continuirliche Oefen bereiteten Ulmer Cement sind noch in Hall und Blaubeuren rationell betriebene Cementfabriken von gleichem Material, das heißt Kalk und Thon. Eine neue, mit continuirlichen Oefen versehene Cementfabrik in Kirchheim erzeugt ein Fabricat, das am meisten Aehnlichkeit mit dem englischen hat.

Die Gerbereien des Landes zu Reutlingen, Calw, Backnang, Stuttgart, Tuttlingen, Göppingen und andern Orten erzeugen beträchtliche Quantitäten von Sohl-, Ober- und Sämischleder; daneben bestehen größere Fabriken für denselben Artikel zu Reutlingen, Heilbronn, Stuttgart; für Saffianleder zu Calw, Künzelsau und Niedernhall; für Handschuhleder zu Eßlingen und Stuttgart; für Crownleder zu Pfullingen; für lackirtes Leder zu Bopfingen und Ulm; für Wachstuch und lackirtes Ledertuch zu Canstatt; Maschinenriemen sind in vorzüglicher Qualität zu Heilbronn, Pfullingen und Stuttgart zu haben. Eine Fabrik von lederähnlichem Nesselstoff für Kappenschilde, Gürtel und dergleichen besteht zu Ulm. Glacé- und waschlederne Handschuhe treffen wir zu Eßlingen und Stuttgart; Schuhe und Stiefel werden namentlich in Balingen, Tuttlingen, Schwenningen, Reutlingen und Ulm zur Ausfuhr gefertigt; dagegen finden sich die Ledergalanteriewaarenfabriken veranlaßt, gefärbte Schaf-, Kalb- und Gaisfelle meist noch von Mainz und Frankfurt zu beziehen.

Gröbere Holzwaaren, wie Holzschuhe, Schachteln, Wannen, Rechen, Siebe und an-

dere mehr haben ihre Heimath auf dem Schwarzwalde, dem Welzheimer und Mainharter Walde; kleinere Holzarbeiten, wie Beſtecke, Löffel, Schindeln und dergleichen bilden häufig in waldreichern Gegenden eine Nebenbeſchäftigung für das Landvolk; feinere Korbwaaren erſcheinen zu Stuttgart, Kirchheim. Die Wagenfabriken Stuttgarts erhalten Beſtellungen ſelbſt vom Auslande; eben ſo die dortigen Möbelfabriken, von welchen trotz Erweiterung ihrer mechaniſchen Hilfsmittel noch viele Landſchreiner in Arbeit geſetzt werden. Die ſchöne Qualität des würtembergiſchen Eichenholzes ſpielt in der Möbelſchreinerei eine wichtige Rolle, nachdem es einigen Firmen gelungen iſt, demſelben durch helle Politur, Façonnirung und Schnitzerei eine noch anziehendere Geſtalt zu geben. Mit der Möbelſchreinerei ſteht in theilweiſer Verbindung die Holzſculptur, auf der Grenze zwiſchen Gewerbe und Kunſt befindlich, wobei ſich in Stuttgart ſechs Firmen beſchäftigen, während eine Firma in Gmünd ſich dem Altarbau in vorherrſchend gothiſchem Stile und der Sculptur von Crucifixen zugewandt hat. Eben ſo bekannt ſind die Goldleiſtenfabriken, die Holz- und Kinderſpielwaaren Stuttgarts, dem wir noch Eßlingen, Gmünd, Göppingen, Ludwigsburg anreihen. Spiegelrahmen werden zu Stuttgart und Hall; Holzmoſaikarbeiten zu Bietigheim und Freudenſtadt; guillochirte Holzwaaren zu Gmünd; Elfenbeinwaaren, wie Broſchen, Stockknöpfe, Braceletten, Fächer in Stuttgart und Geißlingen; Tabletteriewaaren überhaupt, in Holz, Bein, Horn u. ſ. w. zu Eßlingen, Göppingen, Ulm, Stuttgart, Gmünd u. ſ. w., Hornbeſtecke zu Gmünd; Horndoſen zu Tübingen; gepreßte Rindendoſen mit Reliefſiguren zu Heilbronn gefertigt. Die ſogenannten Geißlinger Waaren von Bein und Elfenbein, zum Theil ſehr ſchöne Nippſachen, erfreuen ſich eines ausgedehnten Abſatzes. Eine Stockfabrik in Stuttgart beſchäftigt neben vielen Perſonen auf dem Lande dreißig bis vierzig, eine Fabrik künſtlichen Fiſchbeins in Möhringen bei Stuttgart vierzig bis fünfzig Arbeiter und hat ſich neuerlich zur Benutzung der Abfälle noch auf Knopffabrication geworfen. Unter den Arbeiten aus Papiermaché und Steinmaſſe zeichnen ſich die Chatoullen, Doſen, ſowie die Porträt- und Spiegelrahmen, Ovalrahmen von Stuttgart und Ehingen aus, jenes liefert auch treffliche Stuck- und Gipsarbeiten; letzterer Ort theilt ſich mit Gmünd hauptſächlich in Wachsarbeiten, wie Wachsſtöcke, Ziergegenſtände, Nipptiſchſachen.

Hier wollen wir noch die Fertigung von künſtlichen Blumen und Blumenbeſtandtheilen, Strohgeflechte, Strohmoſaiken und ſonſtige Arbeiten aus Stroh, Baſt, Manilahanf und Roßhaar anreihen. Darunter gehören Hüte, Taſchen, Körbchen, Borten u. ſ. w. in ordinären und feinen Sorten. Obenan ſteht die Strohmanufactur in Schramberg, welche, in der Abſicht, den Armen der Umgegend Verdienſt zu geben, gegründet, ſo an Ausdehnung gewonnen hat, daß ſie nunmehr gegen 5000 Perſonen beſchäftigt.

Die Papierfabriken, deren es etwa ſiebzig im Lande gibt, arbeiten zum Theil (zwanzig), wie die zu Heilbronn, Heidenheim, Göppingen, Fauenbau, Reutlingen, Solach, Giengen a. B., Wildbad, Neckargartach u. ſ. w. mit Maſchinen und erzeugen alle Sorten von Schreib-, Druck-, Luxus- wie Packpapier; die ältern Papiermühlen, deren noch manche im Lande zerſtreut ſind, beſchränken ſich hauptſächlich auf Löſch-, Packpapiere und Pappendeckel. Preßſpäne liefert Hirſchau; Aſphalt und Aſphaltpapier Stuttgart; Buntpapiere Stuttgart; Spielkarten Ulm, Stuttgart, Ravensburg; Tapeten zum Theil mit Rouleauxmalerei und Holzrouleaux Heilbronn und Stuttgart; Cartonagearbeiten, Portefeuilles, Albums, Notiz-, Geſchäftsbücher und andere in das Buchbinderfach einſchlagende Arbeiten, wozu aber noch Leder, gelatinirte Papiere, gelatinirte feine Bilder, Bronze u. ſ. w. aus dem Auslande bezogen werden, Stuttgart. Die Bedeutung, welche daſſelbe für Buch- und Kunſtdruck hat, iſt allgemein bekannt, und natürlich übt dieſer einen günſtigen Einfluß auf die betheiligten Hilfsgewerbe, wie Schriftgießerei, Buchbinderei u. ſ. w. Eine nicht unbedeutende Stelle nimmt ebendaſelbſt der Verkehr in Bilderbögen, Bilderbüchern und dergleichen ein.

Auch den bildenden Künſten iſt in Würtemberg neuerer Zeit vielfache Pflege zu Theil geworden. Abgeſehen davon, daß mehrere ſeiner Meiſter im Gebiete der Architektur, Sculptur und Malerei ſich den beſten Namen Deutſchlands beizählen, hat auch die nachbildende Kunſt in Kupferſtich, Lithographie, Xylographie und Photographie, in Stein- und Stempelſchnitt in vielen Fällen Vorzüg-

liches hervorgebracht; und daß die Kunſt mehr und mehr ihren wohlthätigen Einfluß auf die Gewerbe ausübe, darauf wird von Oben eifrig hingearbeitet.

In den Kleingewerben herrſcht, obwohl ſie durch den Fabrikbetrieb mehr oder minder beeinträchtigt werden, eine lebhafte Thätigkeit. Man bemerkt zugleich bei einfachen Handwerkern Werkzeuge, Apparate, Motoren und Arbeitsmaſchinen, gegen die man ſich bisher geſträubt, deren Nutzen man aber jetzt eingeſehen hat. Namentlich bei Schloſſern, Meſſerſchmieden, Flaſchnern, Gürtlern u. ſ. w. ſind engliſche Drehbänke, Loch-, Stampf-, Bohrmaſchinen, Preſſen und andere Zeit und Kraft ſparende Hilfsmittel keine Seltenheit mehr, während Jeder, ſobald ſich ſein Betrieb bis auf einen gewiſſen Umfang erweitert, darauf denkt, eine Waſſerkraft- oder Dampfmaſchine zu erwerben. Hierzu trug zuvörderſt der allgemeine Aufſchwung der Gewerbe und die damit verbundene Höhe der Arbeitslöhne, gewiß aber auch der Umſtand bei, daß die meiſten jener Hilfsmittel jetzt im Lande ſelbſt gefertigt werden können, was obige Erſcheinung doppelt erfreulich macht. Andererſeits nimmt man gleichfalls wahr, daß einige befähigte Mitglieder des Handwerkerſtandes ſich auf eine beſondere Specialität verlegen, die ihnen bei gehöriger Wahl des Platzes einen Erfolg ſichert, oder ihren Vortheil in der Vereinigung verſchiedener Gewerbe ſuchen, wodurch allein zuſammengeſetzte Fabricate mit Nutzen hergeſtellt werden, oder endlich die Leitung des Geſchäfts in ſo fern in die Hand nehmen, als ſie von Andern ihr Product aufkaufen und den Abſatz in vortheilhafter Weiſe concentriren. In großem Maßſtabe vereint mehrfache Arbeitskräfte zu einem umfaſſenden Ganzen das neu entſtandene Baugeſchäft (G. Schöttle u. Comp.) in Stuttgart und dürfte mit ſeiner Concentration ſämmtlicher Baugewerke auf dem Continente wenigſtens neu ſein. Daſſelbe hat den Zweck, neben Bauten und Baureparaturen aller Art die Herſtellung von ganzen Häuſern, ſo wie die Lieferung einzelner Baurequiſiten, nämlich Schreiner-, Glaſer- und Schloſſerarbeiten, Ziegler- und Schnittwaaren zu unternehmen.

Nächſt dem Umſchwung der allgemeinen Verkehrsverhältniſſe durch den Zollverein und durch Eiſenbahnen iſt den ſeit einer Reihe von Jahren gegründeten Bildungsanſtalten und den aus ihnen hervorgegangenen Männern, die zu Hunderten jetzt in allen Erwerbszweigen thätig ſind, ein hervorragender Antheil an der Boden- und Gewerbsinduſtrie des Landes zuzuſchreiben; und hier reihen ſich der polytechniſchen Schule an: die Winterbaugewerkeſchule, welche, 1845 von jener ausgeſchieden und zu einer ſelbſtändigen Anſtalt erhoben, die Zahl ihrer Schüler, 70 im erſten Jahre, im Jahre 1860—61 auf 293 erhöht, ſomit es in dieſer Beziehung der polytechniſchen Schule bereits zuvor gethan hat; die gewerbliche Fortbildungsſchule, welche in Morgen- und Abendſtunden Unterricht ertheilt und, die Theilnehmer am Sommerzeichnungscurſus mit eingerechnet, 300 bis 350 Schüler zählt; die kaufmänniſche Fortbildungsſchule mit 130 bis 170 Schülern, die Sonntagsgewerbeſchule für Gewerbslehrlinge und Gehilfen, die 1825 mit 30 Schülern begann und jetzt deren über 450 zählt. Nach dem Vorgang Stuttgarts beſitzen nunmehr faſt alle Städte des Landes gewerbliche Fortbildungs- und Sonntagsgewerbeſchulen, die von Jahr zu Jahr einer ſteigenden Theilnahme ſich erfreuen, und hierzu ſind in neueſter Zeit an ſehr vielen Orten Zeichnungsſchulen gekommen, welche durch die Gemeindebehörden mit Staatsunterſtützung in's Leben gerufen wurden, und zu der Webſchule in Reutlingen mit 40 bis 60 Zöglingen geſellt ſich ſeit 1861 eine zweite zu Heidenheim, während gleichzeitig da und dort im Lande kleinere Weberlehrwerkſtätten entſtanden.

Von nicht minderer Bedeutung ſind die in raſcher Zunahme begriffenen Gewerbevereine, deren Würtemberg bereits nahezu vierzig zählt, und die damit theilweiſe in Verbindung ſtehenden Gewerbsausſtellungen, unter welchen die mit dem Volksfeſte zu Canſtatt verbundene eine ſehr wichtige Rolle ſpielt, ſofern ſie nur ſolche Gegenſtände zuläßt, welche einen wirklichen Fortſchritt repräſentiren und noch auf keiner andern Ausſtellung figurirt haben, alſo ein wirkliches Bild der Förderung inländiſcher Induſtrie zu geben am geeignetſten iſt.

Um die materielle Lage der Arbeiter zu verbeſſern, haben auch Privaten Hand angelegt, und ſo beſitzen bereits Stuttgart und Heilbronn eine Reihe Arbeiterwohnungen; und von Hilfsvereinen zur gegenſeitigen Unterſtützung in Krankheits- und

Sterbefällen zählt das Land über hundert, woran circa 10,000 Perſonen betheiligt ſind.

Das belebende Element, von welchem in den letzten Jahren faſt alle Förderungsanſtalten der Induſtrie unmittelbar oder mittelbar ausgehen, iſt die königliche Centralſtelle für Gewerbe und Handel, welche zwar ſchon 1848 errichtet wurde, aber erſt unter dem jetzigen Director, Dr. v. Steinbeis, ihre ſegensreiche Thätigkeit nach allen Dimenſionen energiſch zu entfalten begann. Dieſelbe beſitzt in dem königlichen Muſterlager eine Sammlung von Gewerbeerzeugniſſen aller Länder der Erde, wie ſie kein anderer Staat aufzuweiſen hat, und vermehrt deren Zahl von Monat zu Monat; es ſteht nicht nur jedem Induſtriellen zur Einſicht offen, ſondern die einzelnen Nummern werden auch zur Belehrung oder Nachahmung ohne Anſtand auswärts verabfolgt. Die Zahl der Muſter von leinenen, wollenen, baumwollenen, ſeidenen, gemiſchten Zeugen hat ſich zu Tauſenden vermehrt und erhält continuirlichen Zufluß; in ähnlicher Weiſe geſchieht letzteres mit Tapetenmuſtern. Der umfangreichen Bücherſammlung iſt ein Journaliſticum mit einer Menge deutſcher, franzöſiſcher und amerikaniſcher Zeitſchriften, wie jene Jedermann zugänglich, eine Wanderbibliothek, die im Lande circulirt, und eine ſehr große Anzahl werthvoller techniſcher, mitunter außerhalb des Bereichs von Privaten liegender Werke und Zeichnungen, welche gleichfalls ausgeliehen werden, beigeſellt. Mehrere auswärtige Agenten bringen alle Verbeſſerungen oder Erfindungen auf dem Gebiete der Induſtrie in Muſtern, Modellen, Zeichnungen oder Beſchreibungen zur Kenntniß der Direction. Neue Apparate, Maſchinen und dergleichen werden mit großen Koſten requirirt, oder dem Erfinder gegen Honorar zur Ausſtellung zugelaſſen und im Locale der Anſtalt in Betrieb geſetzt, um den Gewerbtreibenden ein Urtheil über deren Werth und Wirkſamkeit zu ermöglichen. So fand im Jahre 1860 eine Ausſtellung von Nähmaſchinen der verſchiedenſten Art, die ſämmtlich in Thätigkeit waren, Statt, und Monate lang nachher wurde noch gegen ſehr billige Entſchädigung Unterricht im Nähen mit denſelben ertheilt. Gemeinnützige Belehrungen werden durch das Organ des Gewerbeblattes oder bei ſpecieller Anfrage auf ſchriftlichem Wege ertheilt, und mit Aufklärung, Förderung oder Empfehlung iſt die Direction hilfreich zur Hand. Der Centralſtelle iſt eine Webeſchule, zur Heranbildung von Weblehrern unter Beihilfe aus öffentlichen Mitteln, eine Zeichnungsſchule, beide mit unentgeltlichem Unterricht und manchmal Reiſeſtipendien für talentvolle Schüler; desgleichen ein chemiſches Laboratorium untergeordnet, und in dieſen beiden Anſtalten erhalten Anfragende Berathung und Beihilfe; in der letztern iſt im Winter 1860—61 eine Reihe von Vorträgen über Seifenfabrication gehalten worden, die von Meiſtern und Gehilfen des Gewerbes zahlreichen Beſuch fanden; ähnliche Vorleſungen über andere Gewerbe ſtehen in Ausſicht.

Eben ſo thätig iſt die Centralſtelle in Fragen der Geſetzgebung, ſo weit ſie ſich auf Gewerbe und Handel beziehen. Zu der endlichen glücklichen Löſung der Frage wegen eines einheitlichen Gewichtes hat ſie in ihrem Theil weſentlich beigetragen, und die allgemeine Einführung des neuen Zollcentners iſt eine Maßregel, welche nicht nur die Staaten des Zollvereins, ſondern auch ganz Oeſterreich, Frankreich, Belgien, Holland, die Schweiz und Sardinien, mithin ein Marktgebiet von 35,500 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 126 Millionen Menſchen in ein gemeinſchaftliches Gewichtsſyſtem zuſammenſchließt. Mit der Reviſion der Gewerbeordnung, die in ihren Grundzügen von der Centralſtelle früher veröffentlicht und bezüglich derer ſo eben ein Geſetzentwurf den Ständen vorgelegt worden iſt, iſt im Allgemeinen das Princip der Gewerbefreiheit feſtgeſtellt, wobei jedoch auf Beibehaltung der Genoſſenſchaftsverbände und Innungen gedrungen wird, welche ihr beſonderes Augenmerk auf Heranziehung und Ausbildung tüchtiger Lehrlinge richten ſollen. Iſt man in Würtemberg ſchon mit der Gewerbeordnung von 1836 den meiſten deutſchen Ländern vorangegangen, ſo ſteht zu hoffen, daß durch die Reviſion ſelbſt der einheimiſchen Induſtrie mit der völligen Aufhebung aller Schranken der Weg gebahnt wird, auf dem ſie auch in ſachlicher Beziehung jeder Concurrenz die Spitze bieten kann.

Dem Umfang der induſtriellen Thätigkeit entſpricht mehr oder minder, wenn auch noch von andern Verhältniſſen und Umſtänden abhängig, der mercantiliſche Verkehr eines Landes, und dieſer iſt in Würtemberg,

besonders seit dem Anschluß an den Zollverein, in steter Zunahme begriffen, was sowohl von dem Speditions- und Transit- als dem Exporthandel gilt. Im Jahre 1860 erhielt Würtemberg von den Nettoeinnahmen des Zollvereins (36,680,767 Gulden) auf seinen Antheil 1,734,255 Gulden, wovon es 717,920 Gulden an seinen eigenen Zollstellen erhoben hat. Selbstverständlich ist aber von größerm Belang der Verkehr im Innern als mit dem Auslande. Ausgeführt werden: Vieh, Getreide und Nutzholz, Wolle, Salz, Wein, Obst, Sämereien, Bau-, Mühl- und Schleifsteine, Gips, Cement, Pottasche; von Producten der Gewerbsthätigkeit: Leinen-, Baumwollen-, Wollen-, Weiß- und Schnittwaaren, Corsette, fertige Kleider, Gold-, Silber-, Blech-, Messing-, Holz-, Leder- und Messerwaaren, Sensen, Sicheln, musikalische Instrumente, Chemikalien, Droguerien, Farben, Conditorei-, Tragantwaaren, Schokolade, Stärke, Spirit, Essig, Leim, Stearinlichter, Taback, Cigarren, Papier, landwirthschaftliche Geräthe, eiserne Möbel, Metallschreibtafeln, Fingerhüte, Drahtgeflechte, Schreinerwaaren, Kirchenornamente, schwarzwälder Uhren, physikalische und pharmaceutische Apparate, Strohfabricate, Tabletteriewaaren, Stöcke, Dosen, Ledergalanterie- und Cartonnagearbeiten, Tapeten u. s. w. Zu den Einfuhrartikeln gehören vornehmlich Colonialwaaren, Südfrüchte, Baumwolle, Flachs, Hanf, Oel, Tabacksblätter, Häute, Garne, Twiste, Seide, Galanteriewaaren, Eisen, Metalle, Porcellan, Glas, Steingut, Steinkohlen u. s. w. Die Handelsthätigkeit concentrirt sich hauptsächlich in Stuttgart, Heilbronn, Ulm, Canstatt, Friedrichshafen am Bodensee als Stapelort für die Schweiz, Reutlingen, Heidenheim, Calw, Eßlingen, Göppingen.

Muß einerseits zugegeben werden, daß Handel und Industrie in Würtemberg im Allgemeinen ihre Theilnahme weniger auf weitaussehende, mit den Geschäftsmitteln nicht im Verhältniß stehende Speculationen als auf Befriedigung des wirklichen Bedarfs richten, so ist auch auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß der Handel wie der Gewerbsfleiß dennoch den Anforderungen, welche von der Concurrenz gestellt werden, mit Muth und Ausdauer nachzukommen streben und durch technische Vervollkommnung des Betriebs mehr und mehr dem höhern Ziel entgegenrücken, zu dessen Erreichung der mit einem jeden Jahre sich erweiternde Völkerverkehr einladet.

Was zunächst den noch unter mehrfacher Beschränkung stehenden, aber nach der Revision der Gewerbeordnung frei werdenden Hausirhandel betrifft, wie er zum Beispiel von Ehningen (Schnittwaaren), Gönningen (Sämereien) aus in Betrieb ist, so wird einerseits dessen Nutzen für Landwirthschaft wie für Gewerbe, und namentlich für den Theil der Landbevölkerung, welcher mehr sporadisch angesessen ist, geltend gemacht, andererseits legt man ihm zur Last, er befördere Unsolidität im Handel, Faulheit und Bettelei und drohe zur Pflanzschule der Landstreicherei und des kaum unterdrückten Schacherhandels zu werden; indessen dürfte sich diesen Folgen durch Controle der Behörde wohl vorbeugen lassen.

Von großer Bedeutung ist der Detailhandel und auf ihn wirkt nicht minder als auf die Kleingewerbe der Wohlstand der Landbevölkerung ein, welcher durch den reichen Natursegen der letzten Jahre so sehr gefördert worden ist.

Der Großhandel mit den Producten der Land- und Forstwirthschaft erstreckt sich über das ganze Land, herrscht aber hauptsächlich in Oberschwaben vor. Getreide ist eben so wichtig für den inländischen Umsatz wie für den auswärtigen Vertrieb. Der Schrannenverkehr im Kammerbezirk Stuttgart betrug im Jahre 1859 in Getreide 125,062 Scheffel mit einem Erlös von 1,293,281 Gulden, dazu Hülsenfrüchte 1133 Scheffel mit 13,887 Gulden, im Kammerbezirk Ulm 562,127³/₈ Scheffel = 6,577,988 Gulden 17 Kreuzer, im Kammerbezirk Heilbronn 111,491 Scheffel = 1,007,562 Gulden, im Kammerbezirk Reutlingen 216,557¹/₄ Scheffel = 1,638,945 Gulden 17 Kreuzer. Was den Umsatz außerhalb der Schrannen betrifft, so ist es Thatsache, daß mehr und mehr Händler und größere Consumenten, namentlich Bierbrauer und Müller, mit Umgehung der Schrannen unmittelbar bei den Producenten einkaufen, und daraus erklärt sich, daß zum Beispiel der Umsatz in Gerste, die nicht zur eigenen Consumtion des Landmannes dient, sondern beinahe vollständig zum Verkaufe kommt, für den Kammerbezirk Ulm 1859 nur 114,000 Scheffel betrug, während der Ernteertrag sich auf ungefähr 340,000 Scheffel belief. Indessen herrschte im Ge-

treibegeſchäft 1859 wie im vorangehenden Jahre größere Lebloſigkeit; die auf einander folgenden guten Jahre hatten in allen Ländern das Bedürfniß ſo gedeckt, daß ſich für den Handel nirgends beſondere Gelegenheit fand, ſeine vermittelnde und ausgleichende Thätigkeit zu entfalten. Ein namhafter Theil ging zwar, wie immer, nach der Schweiz und Vorderöſterreich, allein die Bezüge Frankreichs und der Rheingegenden, welche in frühern Jahren oft eine bedeutende Ziffer erreichten, verminderten ſich. So betrug die Ausfuhr an Getreide über Friedrichshafen in die Schweiz und in's Vorarlbergiſche 256,000 Scheffel, gegen 237,000 Scheffel im Jahre 1858, in das benachbarte Baden und Baiern 21,442 Scheffel, während nach den beiden andern Richtungen von Ulm aus 1857 362,000, im Jahre 1858 noch 218,000, im Jahre 1859 nur 89,600 Centner verſandt wurden, von denen Heilbronn 31,105, Canſtatt 27,532 Centner erhielt, der Reſt auf die badiſche Eiſenbahn überging. Die bedeutenden Bezüge, welche Mannheim ſonſt in Getreide machte, reducirten ſich auf das geringe Quantum von 12,600 Centnern. Auch im Inlande hielten ſich die Preiſe, mit Ausnahme der Gerſte, gedrückt. Die Ausfuhr zu Waſſer belief ſich zu Heilbronn 1859 auf 244,622 Centner, 141,549 Centner weniger als das Jahr zuvor. Die Brotfrüchte gehen von dort bis an den Mittelrhein, wo ſie nach der Ernte die Concurrenz franzöſiſchen Productes zu beſtehen haben; Gerſte nach dem Rhein überhaupt, einſchließlich Hollands, Haſer bis in die Gegend von Ruhrort. An Mehl wurden von Ulm aus per Bahn 57,109 Centner abgeführt, wovon ein großer Theil, 47,155 Centner, nach Baden ging; der Mehlbezug der Schweiz iſt wegen des Eingangszolles von 14 Kreuzern per Centner nicht von beſonderer Bedeutung, doch gingen von Ulm aus 4614 Centner direct nach der Schweiz. Geringer iſt die Mehlausfuhr zu Waſſer von Heilbronn und betrug 1858 nur 10,904 Centner, was nicht der Hälfte desjenigen Quantums gleichkommt, welches allein die dortige Kunſtmühle producirt.

Der Handel mit Tannen-, Lang- und Floßholz wird vom Schwarzwald aus, beſonders von den Bezirken Calw und Neuenburg ſehr ſchwunghaft betrieben und findet einen großen Theil ſeines Abſatzes in Holland, wo übrigens nordiſche Hölzer Concurrenz machen. Der hohe Stand der Holzpreiſe im Lande erklärt ſich aber weniger daraus, als aus dem geſteigerten Bedarf an Bau- und ſtarkem Sägholz für die Schneidmühlen. Das Brennmaterial wird von Jahr zu Jahr theurer und erſchwert es den mechaniſchen Spinn- und Webereien, Metall-, Maſchinen-, Glas-, Zucker- und chemiſchen Fabriken, mit den Erzeugniſſen Preußens und Sachſens gleiche Preiſe zu halten, und wenn der Holzverkauf aus den Staatswaldungen auch die Finanzcaſſe füllt, ſo dürfte die, man möchte ſagen abſichtliche Steigerung der Preiſe ſich volkswirthſchaftlich kaum rechtfertigen laſſen. Ebenſo bedenklich iſt die maſſenhafte Verkohlung von werthvollem Holze für Etabliſſements des Staates, und eine billigere Beiſchaffung der Steinkohlen deshalb um ſo wünſchenswerther. Die Eiſenbahn brachte 1859 vom Oberlande nach Heilbronn 1,765,649 Stück Schnittwaaren mit einem Normalgewicht von 392,930 Centnern, etwa 75,000 Centner weniger als 1858; die Zufuhren aus der Richtung von Murrhardt, Gaildorf, Hall u. ſ. w. betrugen etwa 400,000 Stück. Die Verſendungen von Heilbronn aus zu Waſſer beliefen ſich in Stammholz, Balken, Brettern, Latten, Dauben, Stangen, Eiſenbahnſchwellen, Speichen, Felgen u. ſ. w. auf circa 500,000 Centner, um ein Fünftel weniger als im Jahre 1858. Die Bretterfabrication eines großen Theils des Schwarzwaldes wird allerdings durch die Ulmer Concurrenz, durch die hohen Langholzpreiſe, ſowie dadurch, daß jetzt auch von der Schweiz her viele Sägewaaren auf den Märkten am Rhein erſcheinen, beeinträchtigt; ſie dürfte deshalb ſich wohl beſchränken und der Fabrication von geſägtem Langholz (Bauholz) etwas mehr Platz einräumen; hierbei wäre aber eine entſprechende Aufbereitung und Beiſchaffung der erforderlichen Hölzer von Seiten der Producenten ſowie eine Verbeſſerung der Abfuhrwege aus vielen Waldungen ſehr wünſchenswerth. Während im Schwarzwald über Stockung des Holzhandels geklagt wird, befindet ſich der Ulmer Holzhandel in einer günſtigern Situation. Der ganze Umſatz in Brettern betrug 1859 neben circa 150,000 Stück Brettern, welche in Ulm ſelbſt und der Umgegend verkauft wurden, nach den Verſandliſten der Bahnſtation Ulm im Gan-

gen 2,135,253 Stück; die größten Bezüge hatten wie immer die Neckar- und Rheinhäfen, Heilbronn mit 1,265,000, Mannheim mit 334,000, Canstatt mit 275,000 Stück. Von oberländischen Sägemühlen kamen über Ulm noch 679,600 Stück, welche dieselbe Richtung nahmen. An Bauholz, meistens tannenem, wurden neben 20,000 Stück, die in Ulm und der Umgegend abgesetzt wurden, 20,633 Stück mit 206,341 Cubikfuß auf der Eisenbahn versendet, kamen jedoch zum größten Theil im Inlande selbst zur Verwendung. Die Ausfuhr über Friedrichshafen betrug im Ganzen nur 589 Stück Werk- und Sägholz und 6000 Stück Bretter, dagegen stieg die von Brennholz auf 4400 Klafter. Der Werth dieser sämmtlichen Holzwaaren läßt sich um so weniger mit Genauigkeit angeben, als vollständige Nachweise hierüber fehlen und die Preise je nach der Nachfrage einem steten Wechsel unterworfen sind; jedoch wird es nicht zu hoch gegriffen sein, wenn wir solchen nahezu auf 10 Millionen Gulden anschlagen, zumal die Holzpreise überhaupt mehr Neigung zum Steigen als Fallen zeigen.

Im Jahre 1857 exportirte der Zollverein für 9 Millionen Vieh; dazu stellt Würtemberg ein namhaftes Contingent, welches besonders nach der Schweiz, den österreichischen Landestheilen und nach Frankreich geht. Die Ausfuhr an Hornvieh über Friedrichshafen mit 6112 Stück hat sich gegen das Jahr 1858, wo man 9405 Stück zählte, beinahe um 3000 Stück vermindert, was theils in einem mehrmonatlichen Ausfuhrverbot, theils darin seinen Grund hat, daß der Landwirth bei reichem Futtersegen zunächst auf Vermehrung seines Viehstandes, der 1858 etwas gelitten hatte, Bedacht nahm. Die Viehmärkte Oberschwabens, namentlich die wöchentlichen Märkte in Biberach und Ravensburg, waren sehr lebhaft, und Sachverständige schätzen namentlich zu Biberach den Umsatz per Woche auf 18,000 Gulden. Der Stuttgarter Pferdemarkt wird von einheimischen und fremden Käufern und Verkäufern stark besucht und ordinäre und Luxuspferde gehen dabei viel in's Ausland. Die beiden Schafmärkte zu Ehingen im September und October waren mit mehr als 60,000 Stück befahren, von denen etwa zwei Drittel zu guten Preisen abgesetzt wurden. Eine Menge Vieh wird dem Rhein zugeführt, wie denn Viehtransporte, wobei das obere Neckarthal mit Seitenthälern, die Alp und Oberschwaben ihre Contingente liefern, zu den regelmäßigen Frachten der Süd-Nordbahn gehören. Fette Hämmel werden in großer Zahl und zu lohnenden Preisen nach Frankreich gebracht, und mehrere Schafzüchter haben in neuerer Zeit angefangen, ihre Waaren mit Umgehung der Händler selbst nach Paris auf den Markt zu führen, und sind mit den Resultaten sehr wohl zufrieden. Viel Vieh, das rheinabwärts gelangt, wird in Mainz oder Frankfurt geschlachtet und das Fleisch frisch oder eingesalzen weiter versandt; ebenso wird geschlachtetes Fleisch von Würtemberg selbst ausgeführt. Dasselbe ist der Fall mit Butter, Schmalz, Eiern, Geflügel und andern Producten der Viehzucht, und dies wirkt natürlich auf die Preise daheim.

Der Wollverkehr belief sich 1858 bei den fünf Wollmärkten von Kirchheim, Heilbronn, Stuttgart, Ehingen, Göppingen zusammen auf 19,440 Centner; im Jahre 1859 wurden in Kirchheim 9007 Centner, 3632 weniger als im Jahre vorher, zu Markt gebracht und bei einem Preise von 70 bis 153 Gulden 8841 Centner abgesetzt, wovon 6153 Centner an inländische, 2683 Centner an auswärtige Käufer gingen; der Geldumsatz belief sich auf 1,050,000 Gulden. Die Hauptausfuhr ist nach Baiern und Baden gerichtet, während sie nach Frankreich und der Schweiz sich sehr vermindert hat. Dieselbe Wahrnehmung, die man bei andern Rohstoffen der Gewebemanufactur, bei Flachs, Baumwolle und Seide macht, wiederholt sich auch bei der Wolle. Der Consum ist so sehr angewachsen und die Zahl der Fabriken allenthalben so beträchtlich geworden, daß sie die großartigsten Quantitäten, welche erzeugt werden, absorbiren. Die Schafzüchter haben deshalb Grund, auf eine weitere Vermehrung und Hebung ihrer Heerden zu denken, und ein guter Bastardstamm scheint den meisten Nutzen abzuwerfen, zumal die Technik der Wollverarbeitung so fortgeschritten ist, daß auch aus mittelfeinen Wollen eine gute Waare hergestellt werden kann.

Was den Rübenzucker betrifft, von dem etwa 90,000 Centner erzeugt werden, so ist es namentlich die jetzt vorhandene Ueberproduction, welche diesem wichtigen Industriezweige Gefahr bereitet. Um demselben bei seinem großen Capital die Zukunft zu-

ſichern, bleibt nichts Anderes übrig, als die Concurrenz auf dem ausländiſchen Markte zu ermöglichen, was nur dadurch geſchehen könnte, daß der zur Ausfuhr kommende Zucker von der inländiſchen Conſumtionsſteuer befreit, oder mit andern Worten die für denſelben bezahlte Steuer bei der Ausfuhr zurückvergütet wird.

Bei der Tabacksfabrication leidet das Geſchäft in Schnupftabacken durch Concurrenz auswärtiger Fabriken; der frühere großartige Verbrauch der deutſchen Tabacksſorten iſt ſehr vermindert und hat in noch höherm Grade mit demſelben Uebelſtande zu kämpfen. Zum Erſatz dafür erweitert ſich das Feld der Cigarrenfabrication bei dem ungeheuern Conſume mehr und mehr. Die Anwendung von Maſchinen iſt bis jetzt nur mit unbefriedigendem Erfolg verſucht worden. Das Tabacksblatt muß bei ſeiner Mannigfaltigkeit in Größe und Form und ſeiner Dehnbarkeit mit Verſtand, das heißt haushälteriſcher Berechnung geſchnitten und geformt werden, und dafür reicht ein mechaniſcher Organismus nicht aus.

Die Bierbrauerei iſt in ſteter Zunahme begriffen; die letzten rentabeln Jahre haben den Brauern beträchtliche Erweiterungen ihrer Localitäten geſtattet, und die größern Etabliſſements des Landes, wie in Ulm, Oberſchwaben überhaupt, in Stuttgart, Ludwigsburg, Weißenſtein, Eibach, Stotzingen u. ſ. w. arbeiten längſt nicht mehr für den localen Bedarf, ſondern haben ſich einen ſehr namhaften Abſatz nach Außen erworben. Von Ulm wurden, um nur ein Beiſpiel anzuführen, im Jahre 1859 auf der Eiſenbahn 2,207,951 Maß und von oberländiſchen Brauereien über Ulm 983,849, zuſammen alſo 3,191,800 Maß im Geſammtwerth von circa 479,000 Gulden verſandt. Hiervon erhielt Stuttgart 706,000, Eßlingen 294,300, Canſtatt 248,300, Heilbronn 216,500, das benachbarte Baden 236,370, die Schweiz 107,980 Maß. Nicht zu überſehen iſt, daß ſich der Export von Bier zu dieſer Ausdehnung erſt erhoben hat, nachdem Ulm in die Eiſenbahnverbindung eingetreten iſt.

Beſonders die beſſern rothen Sorten Weine haben ſich in neuerer Zeit auch auswärts große Schätzung erworben, und von Jahr zu Jahr laufen größere Beſtellungen von Nordamerika ein. Mit Weinmärkten hat Heilbronn und Neckarſulm den Anfang gemacht.

Die Induſtrie des Zollvereins thut ihr Möglichſtes, die Manufacturwaaren in einer ſolchen Vollkommenheit zu liefern, daß ſie faſt mit alleiniger Ausnahme feiner franzöſiſcher Luxuswaaren ſowie engliſcher Leinen, Twiſte und einiger andern Artikel fremde Fabricate mehr und mehr vom einheimiſchen Markte verdrängt hat. Die geringern Sorten von Leinwand haben einen ſehr guten Abſatz; dem Export von Handelsleinwand, die noch vor Kurzem viel nach Amerika ging, wird von Weſtphalen und Irland Abbruch gethan. Dort hat die Handſpinnerei faſt ganz aufgehört, und bei dem geringen Zollſatz für leinene rohe Gewebe ziehen die bedeutendſten Händler und Conſumenten es vor, zu fabelhaft billigen Preiſen rohe Leinwand, Taſchentücher, Damaſte von dort zu acquiriren, und ſo iſt es für den mehr oder weniger auf das inländiſche Flachs- und Garnerzeugniß geſtellten einheimiſchen Producenten unendlich ſchwer, mit ſeinem Fabricat ſich einen lucrativen Markt zu ſchaffen. Auch gegen die Concurrenz fremder Garne bietet der jetzige Eingangszoll nicht genügenden Schutz, und auf Einfuhr von Maſchinen für Flachsſpinnerei ruhen hohe Zölle.

Daß hinſichtlich der Baumwolleninduſtrie der Bezug engliſcher Twiſte auch in ſolchen Sorten, welche der Zollverein erzeugt, noch nicht in dem Maße abgenommen hat, in welchem die zollvereinsländiſche Spinnerei ſeit den letzten Jahren ihre Spindelzahl vermehrte, zeugt wenigſtens für die Zunahme des Conſums. Da aber der Zolltarif für alle, grobe und ſchwere wie feine und leichte Baumwollenwaaren nur einen Zollſatz ſtatuirt, ſo befaßte ſich ſeither der heimiſche Gewerbfleiß hauptſächlich mit denjenigen Waarengattungen, die, von geringerer oder mittlerer, dabei ſchwererer Qualität, den meiſten Schutz gegen die Concurrenz des Auslandes genießen, und ſo hat die Production derſelben nicht allein mit dem ſich ſtetig mehrenden Conſum gleichen Schritt gehalten, ſondern denſelben andauernd überſchritten, und durch Gründung neuer Etabliſſements ſeit ſechs Jahren, welche erſt 1857 bis 1859 recht productiv wurden, iſt die Concurrenz unverhältnißmäßig raſch geſteigert, Preis und Abſatz ſchwieriger und die ganze Branche ungünſtiger geworden. Während

nun den geringern glatten Stoffen, namentlich denjenigen, welche auf mechaniſchen Werkſtätten gefertigt werden, wenig Zukunft bevorſteht, hat die ſchwierigere und künſtlichere, von der Maſchine minder leicht zu erreichende Handarbeit auf Tritt- und Jacquardſtühlen mehr proſperirt, und es dürfte überhaupt der Uebeegang der Handweberei von den gewöhnlichen glatten und geköperten Baumwollengeweben, die der Maſchinenweberei für immer theils ſchon anheimgefallen ſind, theils noch anheimfallen werden, auf complicirtere Stoffe, zu deren Anfertigung die Maſchinen bis jetzt noch nicht befähigt ſind, mit der Zeit ſehr rentabel werden. Ueberdies verſpricht die Fabrication von gedruckten Jaconets und Mouſſelins, für welche bisher Frankreich ein traditionelles Uebergewicht genoß, von bedruckten, ſaçonnirten obee geköperten Geweben, dichten Doppeltüchern nnd ſogenannten Madapolams ſehr günſtige Reſultate. Was dagegen die Zukunft der mechaniſchen Weberei in glatten Tüchern (Calicos) nicht nur in Würtemberg, ſondern im Zollverein überhaupt betrifft, ſo ließ deren raſche Vermehrung das Geſammterzeugniß, wie ſchon angebeutet, ſehr ſchnell über den inländiſchen Markt hinauswachſen. Für den Weltmarkt entbehren ihre Producte aber noch der nöthigen Wohlfeilheit. Genöthigt, ihre Maſchinen zu beſchäftigen, wieb ſie daher vorausſichtlich dieſe Ueberproduction noch mehr ſteigern, damit müſſen aber die Preiſe auf einen Standpunkt heruntergehen, daß ihre Artikel, bedruckte und unbedruckte, exportfähig werden, und dann kann ihr die engliſche Waare den Eingang auf fremden Märkten nicht mehe wehren, denn hinſichtlich des Geſchmacks hat in dieſen Gattungen des großen Conſums das deutſche Fabricat ſchon jetzt den nnbeſtrittenen Vorzng vor dem engliſchen. Die Beſürchtung, als habe die würtembergiſche Induſtrie in dieſem wie in andern Zweigen zn raſche Fortſchritte gemacht nnd beängſtigende Dimenſionen angenommen, erſcheint unbegründet. Wo einee Bevölkerung die innern Bedingungen dee Leiſtungsfähigkeit und die äußern des Abſatzes zur Seite ſtehen, hat der Unternehmungsgeiſt nichts Gefährliches, ſo lange er von den Grundſätzen klnger Selbſtbeſchränkung, der Vorſicht und Ehrenhaftigkeit ſich leiten läßt. Dieſes letztere Zeugniß wird man den würtembeegiſchen Induſtriellen ſo wenig verſagen können als das der Rührigkeit und Ausdauer. Wenn aber jede Induſtrie das Recht ihrer Ausdehnung weſentlich auf den Abſatz gründet, ſo war dieſer der heimiſchen Induſtrie nicht bloß durch den ſteigenden Wohlſtand des Landes und des zollvereinten Marktgebietes, ſondern auch dnrch die ſteigende Anerkennung, welche die wüetembergiſchen Fabricate in entfernten Gegenden des Auslandes erfuhren, geſichert, und es hindert nichts, ſich der Hoffnung hinzugeben, daß ſie ſich auch an den entlegenen, immer neu ſich geſtaltenden Handelsmärkten ihren beſcheidenen Antheil erobern könne und werde.

Was die Fabricate der Wollinduſtrie betrifft, ſo waren bisher die Conjuncturen für die Kammgarne nicht günſtig und ein geeigneter Schutz gegen die franzöſiſche Concurrenz ſehe wünſchenswerth; fällt nnn auch ſüe die franzöſiſchen Spinnereien künſtig die Ausfuhrprämie weg, ſo hört ſüe ſie auch der Einfuhrzoll auf Wolle ganz anf, nnd es iſt anzunehmen, daß die dortigen Spinnereien die deutſchen Wollmärkte wieder mehe beſuchen und dadurch das Rohmaterial noch mehe in die Höhe treiben werden, wodurch der Stand dee deutſchen Spinner ſich noch verſchlimmern dürfte. Beſſer iſt die Streichgarnſpinnerei daran. Die Tuchgeſchäfte arbeiten trotz der hohen Wollpreiſe, namentlich in Modeſtoffen (ſaçonnirten, gezwirnten Buckskins, Donbleſtoffen, ſchwarzen, melirten Satins, Siberiennes u. ſ. w.), wie ſie Calw, Eßlingen, Heidenheim nnd andere Orte liefern, mit Vortheil; inzwiſchen ſcheint dennoch bezüglich dieſer Modewaaren ſüe die größern, fabrikmäßig betriebenen Geſchäfte der Markt nicht ſo günſtig wie für die kleinern und mittlern Fabrikanten der Detailverkauf an ihre benachbarten Kunden. Auf der Tuchmeſſe zn Stuttgart 1859 wurden 13,189 Stücke aufgelegt; davon circa 10,027 Stücke, die Hälfte in's Ausland, verkauft. Nehmen wir ein Stück zu 30 Ellen und die Elle im Durchſchnitt aller Sorten (woruntee viele Flanelle, Biber u. ſ. w.) zu 1 Gulden 40 Kreuzer an, ſo beträgt der Umſchlag einen Werth von 501,350 Gnlden. Die Fabrication gemiſchter Stoffe — halbwollener (Caſſinets, Napolitains u. ſ. w.) und halbleinener Kleiderſtoffe — in Böblingen, Göppingen, Heidenheim, Ludwigsbueg, Canſtatt u. ſ. w. weiß gegen die Concurrenz der ſächſiſchen und rheinbaieriſchen Erzeugniſſe, welche bei leb-

haſter Farbe und hübſcher Ausſtattung doch nicht die Solidität der würtembergiſchen Waare haben, den Markt vollſtändig zu behaupten. Außer Zweifel iſt aber, daß die Wollfabricate des Landes die Anerkennung, welche ſie in weiten Kreiſen genießen, zum guten Theil den tüchtigen Leiſtungen der Woll- und Schönfärbereien, ſowohl hinſichtlich der Qualität der Farben als deren billiger Herſtellung zu verdanken haben.

Die Fabricate der Seidenweberei gehen ſchnell und gut ab; den Beweis dafür liefert die Zunahme der Stühle und der Spindeln in den einzelnen Etabliſſements, die nicht immer allen Aufträgen genügen können.

Die Production der Lederwaaren hat an Ausdehnung gewonnen, aber es hielt in letzter Zeit ſchwer, für den vergrößerten Betrieb das nöthige Quantum Eichenrinde ſich zu verſchaffen; dabei erlitten die Lederpreiſe eine bedenkliche Steigerung, und die königliche Centralſtelle hat ſich ſowohl die Waldwirthſchaft als die Lederinduſtrie zu großem Dank verpflichtet, indem ſie durch Anordnung eines allgemeinen Rindenmarktes zu Heilbronn 1860 ein ſicheres Mittel an die Hand gegeben hat, den Werth der Lohrinde im Lande möglichſt gleich zu normiren, dem Producenten einen angemeſſenen Preis ſeiner Waare und dem Gerber die Gelegenheit zu zweckmäßigem Einkauf zu verſchaffen. Die Ledermärkte in Heilbronn, deren fünf im Jahre abgehalten werden, erfreuen ſich einer ſteigenden Frequenz und werden von Käufern aus großer Entfernung beſucht. An Sohl-, Schmal- und Wildoberleder, Zeug- und Kalbleder wurden 1859, ohne Schaf- und anderes Leder, welches nach dem Stück abgeht und deshalb eine Controle der Wage nicht erfordert, und rohe Häute mitzurechnen, 5481 Centner verkauft. Der Bedarf an ausländiſchen Häuten, ſüdamerikaniſchen Buenos-Ayres- und Montevideo-Ochſen- und Kuhhäuten, oſtindiſchen (Calcutta-) und Java-Schmalhäuten, theilweiſe auch Cap- und auſtraliſchen Sohlhäuten iſt ſehr beträchtlich, während andere auswärtige Sorten von Nordamerika, Rußland u. ſ. w. ſich für den hieſigen Conſum nicht eignen.

Der Verbrauch von leinenen Lumpen für die Papierfabrication hat den Preis derſelben ſeit etwa zwei Jahren um beziehungsweiſe dreißig bis vierzig Procent geſteigert und zu verſchiedenen Surrogaten Anlaß gegeben. Dieſe beſtehen außer Stroh in Holz, welches da und dort zu verſchiedenen Papierſorten verwendet wird. Die Erfindung von Papierzeug aus Tannen- und Espenholz geht bekanntlich von einem würtembergiſchen Fabrikanten aus, der dafür beinahe in allen europäiſchen Staaten ſich patentiren ließ. Inzwiſchen wird von einer großen Zahl von Fabrikanten dieſe Holzmaſſe nicht angewendet, und iſt bei der Kürze und geringen Verbindungskraft der Holzfaſer der Papierzeug aus Lumpen durchaus nicht zu entbehren. Eine Erhöhung des Eingangszolles auf fremdländiſche Papiere wäre aber gegenüber der Thatſache, daß der Zollverein in den letzten neun Jahren durchſchnittlich 8½ mal mehr aus- als einführte (im Ganzen: 434,898 Centner gegen 51,496 Centner) kaum zu rechtfertigen.

Für die Fabrication von Tafelglas macht ſich die rheinpreußiſche Concurrenz fühlbar. Günſtiger geſtaltet ſich der Betrieb der Hohlglasfabrication, die für den großen Bedarf des Landes bei Weitem nicht genügt. In mittelfeinem Weißglas wird ein Product hergeſtellt, welches dem baieriſchen, rheinpreußiſchen und badiſchen, ſo maſſenhaft dieſes auch noch in Würtemberg auftritt, völlig gleichkommt. So lange indeſſen nicht möglichſt billiges Brennmaterial geliefert wird, kann ſich dieſe Induſtrie gegenüber der ausländiſchen nicht weiter erheben.

Die Verſendungen von Gips auf dem Neckar ſind ſehr ſtark. Der Bezirk Crailsheim allein ſchlägt ſeine Ausfuhr, hauptſächlich nach der Donau zu, auf 350,000 Centner an und erwartet einen weit größern Abzug mittelſt einer künftigen Eiſenbahn. An Pottaſche wurden gegen 4000 Centner, worunter circa 2500 Centner aus den Ellwanger, Gaildorfer und Welzheimer Waldungen, von Heilbronn aus verſandt; im Auslande bleibt der Verbrauch verhältnißmäßig ſchwach und wird meiſt von Bietigheim aus gedeckt. Die Cementfabriken in Ulm haben jährlich gegen 100,000 Centner (à 48 Kreuzer), die zu Hall und Blaubeuren 60,000 Centner Abſatz; die zu Kirchheim vermag auch wöchentlich 900 bis 1000 Centner zu produciren. Von dem Keuperſandſteln ſchwimmen jährlich über 5000 Fuß rhein. zum Cölner Dombau den Rhein hinab. Mühlſteine wurden ſchon ſeit alter Zeit bis nach Sicilien exportirt; jetzt aber kommen ſie

bis nach Amerika und Australien. Die Fabrik feuerfester Steine zu Heidenheim setzt große Quantitäten nach Baiern, Tirol, Oesterreich und der Schweiz ab; in Drainageröhren (1 bis 5 Zoll Lichtweite) verkaufte sie 1859 um 108,000 Stück (à 1 Gulden) mehr als das Jahr zuvor; ebenso nimmt die Nachfrage nach hohlen Steinen und gepreßten Dachplatten zu.

In lackirten Blech- und in Broncewaaren ist der auswärtige und überseeische Absatz noch immer beträchtlich. Zu dem Markte in Nordamerika gesellte sich für Blechwaaren auch der in Spanien und Egypten. Dagegen ist der Vertrieb in Goldwaaren in Nordamerika wegen der Ausdehnung der dortigen Bijouteriegeschäfte mehr erschwert und eingeengt.

Was musikalische Instrumente betrifft, so gibt es in Europa wohl kein Land, wohin nicht würtembergische Pianos und Harmoniums gehen; außerdem sind regelmäßige Geschäfte mit Nord- und Südamerika eingeleitet, und findet die Waare ihren Weg nach der Türkei, Nord- und Südafrika, Ostindien, China und Australien. Mit Orgeln aus der Ludwigsburger Fabrik haben sich außer den Zollvereinsländern Rußland, Frankreich, Algier, Italien, Nordamerika und Ostindien versehen; das Etablissement in Stuttgart hat solche gleichfalls schon nach New-York, dem Capland und St. Croix, das in Giengen nach der Schweiz, nach Baiern und Oesterreich geliefert.

Der Absatz von Möbeln ist fortwährend im Steigen, und der Export in die Nachbarstaaten, Baden, Baiern und die Schweiz, selbst nach Oberitalien sehr beträchtlich. Als wichtiges Förderungsmittel für den Absatz erweist sich fortwährend die Stuttgarter Möbelmesse. Es spiegelt sich in ihr bis auf einen gewissen Grad die Fabrication der kleinern Meister ab, und sie verschafft einer großen Zahl von Unternehmern einen sichern Absatz und Preise, welche sie früher nicht erzielen konnten und auf andere Weise nie erzielen würden. Von den zu Markt kommenden Möbeln gehen etwa $^1/_3$ wieder von Stuttgart aufs Land, $^1/_3$ werden von Stuttgarter Händlern aufgekauft und $^1/_3$ vertheilen sich auf Käufer in der Stadt.

Die Kinderspielwaaren sind im In- und Auslande neben den Nürnberger, Sonnenberger und Thüringer Fabricaten Bedürfniß geworden, und es wird wenige Länder in Europa geben, wohin dieselben nicht bereits ihren Weg gefunden hätten, da sie sich durch solide Arbeit, verbunden mit Zweckmäßigkeit und Belehrung für die Jugend auszeichnen. Nord- und Südamerika sind gesicherte Absatzmärkte geworden, und wohin die Schiffe sonst Spielwaaren tragen, werden sich würtembergische Fabricate darunter finden.

Ebenso haben die Goldleisten außer den Zollvereinsstaaten ihren Absatz nach der österreichischen Monarchie, nach Italien, England, Frankreich, Holland, Rußland, Nord- und Südamerika, Australien u. s. w. Nicht minder werden braune, glatte und façonnirte Ovalrahmen (für Spiegel, Gemälde, Uhrengehäuse und in Tausenden für die Photographie) nach den obengenannten Richtungen versandt. Obgleich dieser Artikel durchgehends nicht so billig als in Nürnberg, Berlin und Paris gemacht wird, so ist die Waare doch schöner und solider und findet bei Sachkennern auch höhere Preise. Auch die Stocksabrik in Stuttgart hat sich im ganzen Zollverein, in der Schweiz u. s. w., selbst über der See Märkte eröffnet.

Die Fabricate in Ledergalanterie- und Cartonnagewaaren aus Stuttgart, zum Theil auch aus Böblingen, Kirchheim und Gmünd, sind, was Geschmack, Mannigfaltigkeit der Formen und Solidität anlangt, auf einen Standpunkt gebracht, daß sie mit den französischen Erzeugnissen ohne Anstand concurriren können. Sie finden ihren Absatz fortwährend im Zollverein, in der Schweiz, überhaupt in fast allen europäischen Ländern, selbst in Nord- und Südamerika.

In Colonialwaaren herrscht beträchtlicher Umsatz; in Baumwolle werden zu Stuttgart beträchtliche Geschäfte gemacht; nur der Handel mit indischem Zucker kommt für den deutschen Consum je länger je weniger in Betracht, und Reis spielt in Folge der regelmäßigen Getreideernten eine immer geringere Rolle. Farbwaaren und Farbhölzer sind bei dem vermehrten Tuchgeschäft sehr gesucht; auch die im Lande gefertigten Farben, wie Carmin, Ultramarin und andere, wie technische Materialwaaren überhaupt, erweitern ihren Markt. Carmin, Carminlack hat bei Wohlfeilheit und Schönheit das Pariser Fabricat im Zollverein theilweise verdrängt und wird nach allen Ländern Europa's, nach Nord- und Südamerika verkauft.

Wenn die Farbwaaren nicht auch in Frankreich ſelbſt einen bedeutenden Abſatz haben, ſo liegt der Grund hauptſächlich darin, daß der dortige Einfuhrzoll ein wahrer Prohibitivzoll iſt. Auch Droguerien, Conditarei- und Tragantwaaren haben ſich in weiten Kreiſen Schätzung verſchafft.

Der Buchhandel, der außer Stuttgart auch in Tübingen, Ulm, Heilbronn, Reutlingen, Eßlingen und andern Orten ſehr geachtete Firmen zählt, bildet eins der wichtigſten Gebiete der würtembergiſchen Induſtrie, leidet aber, wenn auch die Production ſich gegen die vorausgegangenen Jahre nicht vermindert hat, zur Zeit an einem verminderten Abſatz nach den öſterreichiſchen Staaten, welcher grade für die Verlagsartikel Stuttgarts ſonſt von ſo großem Belang iſt. Gleichwohl iſt die Präponderanz Stuttgarts als ſüddeutſcher Verlagsort daraus erſichtlich, daß es ſich zum Centralplatz des ganzen buchhändleriſchen Speditionsverkehrs innerhalb Süddeutſchlands erhoben hat.

Die würtembergiſchen Eiſenbahnen nahmen ihren Anfang 1845, und ſind die Linien Stuttgart-Bruchſal-Karlsruhe, Stuttgart-Beſigheim-Heilbronn, Stuttgart-Ulm-Augsburg-München, Stuttgart-Ulm-Friedrichshafen und Stuttgart-Plochingen-Reutlingen vollendet; in Angriff genommen die Remsthalbahn Stuttgart-Schorndorf-Gmünd, Heilbrann-Weinsberg-Hall und Reutlingen-Tübingen-Rattenburg, im Betrieb gegenwärtig circa 45 Meilen. Wie Würtemberg nach Baden hinein bis Bruchſal baute, ſo iſt Baden der Bau der Zweigbahn von Pforzheim bis Dürrmenz-Mühlacker vertragsmäßig geſtattet und wird eben nach Genehmigung durch die Stände vorbereitet.

An Gütern beförderte die würtembergiſche Eiſenbahn 1858 im Ganzen 7,252,697 Centner; 1859 ſtiegen dieſelben auf 7,664,449 Centner, wobei ein Theil des Plus vielleicht auf Rechnung der Kriegstransporte zu ſetzen iſt. Der Eiſenbahnverkehr auf der Station Heilbronn geſtaltete ſich wie folgt: angekommene Güter 688,815 Centner (gegen 1858 um 108,756 Centner weniger), abgegangene Güter 552,194 Centner (gegen 1858 um 210,409 Centner weniger). Unter den letztern iſt der bedeutendſte Artikel Schnittwaaren mit 392,230 Centnern Normalgewicht (gegen 1858 um 57,000 Centner weniger); unter den erſtern Steinkohlen mit 383,581 Centnern (gegen 1858 um 175,527 Centner mehr). Die ganze Zufuhr von Steinkohlen betrug in Heilbronn 706,448 Centner (171,721 Centner mehr als 1858), wovon per Eiſenbahn 383,581 Centner weiter gingen und 322,867 Centner für den Verbrauch Heilbronns und der Umgegend übrig blieben. Am 20. September 1859 wurde die Oberneckarthalbahn Plochingen-Reutlingen (4 Meilen) eröffnet und ließ gleich anfangs eine überraſchend große Frequenz gewahr werden, ſo daß ein raſcher Weiterbau faſt geboten erſcheint. Ueberhaupt wird auch die Zeit nicht mehr fern liegen, wo an die Erbauung von Zweigbahnen, als Speiſecanäle der Hauptlinien, mit Ernſt gedacht werden muß.

Die Bewegung der Neckarſchifffahrt zu Canſtatt im Jahre 1859 ſtellt ſich heraus, wie folgt:

Angekommen zu Berg:		
Handelsgüter und Salz	8000	Centner,
Steinkohlen	112,000	„
	120,000	Centner.
Abgegangen zu Thal:		
Bretter	109,542	Centner,
Handelsgüter	50,400	„
Aeſcherich	13,750	„
	173,629	Centner.

Der Schifffahrtsverkehr zu Heilbronn zeigt:

Abgegangen zu Thal 1,017,519 Centner (2822 Centner weniger als 1858).

Angekommen zu Berg 1,091,377 Centner (117,610 Centner mehr als 1858).

Die Abnahme bei der Thalfahrt kommt hauptſächlich auf Rechnung der Sägwaaren, des Salzes und Getreides, die Zunahme bei der Bergfahrt auf Steinkohlen.

Die Donauſchifffahrt erlitt 1859 einen bedeutenden Ausfall. Das von Ulm aus verſchickte Güterquantum beträgt nur 70,750 Centner (meiſt Kaffee, Eiſenwaaren, Wein, Baumwolle, Käſe, Taback, Cigarren, Kaffeeſurrogate, Kreide, Harz, Oel- und Fettwaaren ꝛc.) und es ſtellt ſich gegenüber dem Vorjahre eine Abnahme von 20,000 Centner heraus; und die Ulmer Schifffahrt dürfte, beſonders bei der bevorſtehenden Concurrenz der Remsthalbahn mit deren Anſchluß an die

baieriſchen Eiſenbahnen bei Nördlingen, ihrem baldigen Ende entgegengehen, wenn die Ulmer Schiffer nicht, ſtatt ihre Fahrzeuge in Wien um 33 Procent ihrer Anſchaffungskoſten zu verkaufen, mit ihrer jetzigen Thalfahrt eine regelmäßige Bergfahrt mit Remorqueuren — wenigſtens von Donauwörth herauf — zu vereinigen ſich entſchließen.

Nach den amtlichen Berichten über die Ergebniſſe der würtembergiſchen Dampfſchifffahrt auf dem Bodenſee wurden 1858—59 befördert: 81,853 Perſonen, 4800 Stück Vieh, 426,643 Centner Güter, 604,094 Centner Getreide, und die Geſammteinnahmen überſteigen die Ausgaben um 51,000 Gulden.

Die nicht bedeutende Spedition Ulms verringert ſich von Jahr zu Jahr und iſt jetzt ſchon faſt ausſchließlich auf die Donaugüter beſchränkt. Die in Ausſicht geſtellte Erbauung einer Eiſenbahn von Ulm über Memmingen nach Kempten wird den Geſchäftsrayon der Ulmer Spediteure abermals beſchränken, und auch die Spedition der Donaugüter wird aufhören, wenn, wie ſchon geſagt, der Anſchluß der würtembergiſchen Remsthalbahn bei Nördlingen erfolgt. Dieſelbe Klage hört man von Heilbronn. Die Schienenſtraße längs des Rheins iſt vollendet; die Concurrenz mit der Weſtbahn wird durch Neckarzölle und Recognitionsgebühren, mit der Mainroute durch Tranſitzölle erſchwert; der Waſſerſtand des Neckars iſt, worunter auch die Dampfſchiffe des Staates, welche zwiſchen Heidelberg hin- und herfahren, zu leiden haben, ſehr unſicher, lauter Umſtände, welche auf das Speditionsgeſchäft Heilbronns nachtheilig einwirken. Auf den übrigen Speditionsplätzen Würtembergs, Stuttgart, Canſtatt, Friedrichshafen, ſcheinen die Verhältniſſe günſtiger zu ſein.

An Kunſtſtraßen beſitzt Würtemberg 9 Millionen Fuß Staatsſtraßen, welche jährlich eine halbe Million Gulden zu unterhalten koſten, und 4 Millionen Fuß Vicinalſtraßen. Die Zahl der Poſtanſtalten hat ſich auf 250 vermehrt. Eine Folge davon war auch die Vermehrung des Verkehrs und damit der reinen Einnahmen. Nach den ſtatiſtiſchen Aufzeichnungen der Poſtſtellen beläuft ſich im Verwaltungsjahr 1858—59 die Aufgabe an Briefen aller Art auf 7,907,657, an Fahrpoſtſendungen 2,091,406, die Zahl der beförderten Perſonen auf 280,939, und iſt mit dieſen Ziffern gegenüber dem Poſtverkehr von 1856—57 eine Vermehrung eingetreten, bei den Briefpoſtgegenſtänden von 1,049,672, bei der Fahrpoſt von 252,901 Stücken und von 74,199 Perſonen. Mit dem April 1858 trat das zwiſchen den Regierungen des deutſch-öſterreichiſchen Telegraphenvereins abgeſchloſſene Reglement in Wirkſamkeit, welches in allen ſeinen Beſtimmungen in Würtemberg gleichmäßige Anwendung findet, im internen Landesverkehr aber, wo die Telegraphenlinien ſich fortwährend verlängern, den Tarif für eine Depeſche bis zu zwanzig Worten (einſchließlich Adreſſe) ohne Unterſchied der Entfernnug auf 20 Kreuzer feſtſetzt.

Die Zahl der Unternehmungen für Geldgeſchäfte hat ſich bedeutend vermehrt und ihren Betrieb erweitert. Der Stuttgarter Platz zählt 17 Bankhäuſer und Wechſelgeſchäfte, wozu noch der Creditverein, die Lebensverſicherungs- und Erſparnißbank, ſowie die Rentenanſtalt kommen. Fünf unter den Bankhäuſern haben ſchon verſchiedene Staats-, Eiſenbahn- und ſtandesherrliche Anlehen negocirt oder bei Uebernahme von würtembergiſchen Staatsobligationen ſich angeſchloſſen. Das Geſchäft der Depoſiten und der Darlehen auf Hypothek iſt ausſchließlich beim Creditverein, der Rentenanſtalt und Erſparnißbank vertreten. Der größere Theil der übrigen Häuſer befaßt ſich mit gewöhnlichern Transactionen im Bank-, Deviſen- und Effectengeſchäft, während drei Firmen ſich vorzugsweiſe mit eigentlichem Geldwechſel, darunter eine nach Amerika, beſchäftigen.

Die Handelskammern von Stuttgart, Heilbronn, Reutlingen, Ulm, in welche das Land getheilt iſt, vertreten locale Intereſſen und haben alljährlich Berichte über ihre Thätigkeit an die Centralſtelle für Gewerbe und Handel abzuſtatten; mit ihnen verbunden ſind Handelsſchiedsgerichte, dergleichen eines auch für den Buchhändlerverein beſteht. Mit Anfang des Jahres 1861 iſt eine Induſtriebörſe, welche immer größere Betheiligung im In- und Auslande findet, zu Anfang jeden Monats einen allgemeinen Börſentag hält und ein „Coursblatt des Stuttgarter Börſenvereins“ täglich erſcheinen läßt, und die gleichfalls im Wachsthum begriffene Landesproductenbörſe in's Leben getreten.

Die würtembergiſche Transportverſicherungsgeſellſchaft zu Heilbronn

verſicherte 1859 einen Geſammtwerth von 19,931,434 Gulden; ihre Einnahmen für Zinſen und Prämien betrugen 70,497 Gulden 38 Kreuzer, ihre Ausgaben für bezahlte Schäden, Verwaltungsaufwand u. ſ. w. 49,510 Gulden 23 Kreuzer. Die Ulmer Donauſchifffahrtsaffecuranz verſicherte 4,754,755 Gulden, wovon 2,238,180 Gulden auf Dampfboote und 2,516,575 auf Ruderſchiffe fallen. Außer dieſen Aſſecuranzgeſellſchaften ſind noch Agenturen von Mainz, Mannheim, Cöln, Düſſeldorf, Stettin, Trieſt u. ſ. w. zugelaſſen.

Der Capitalſtenverein in Stuttgart wurde 1855 gegründet und hat ſich ſeitdem ſo beträchtlich ausgedehnt, daß im Jahre 1860 die Einlagen von 2,686,100 Gulden auf 3,214,100 Gulden geſtiegen ſind.

Bei der Lebensverſicherungs- und Erſparnißbank waren am Beginn des Verwaltungsjahres 1860 ſchon 3346 Verſicherungen mit einem Verſicherungscapital von 4,919,000 Gulden eingetragen. Nach einzelnen Ständen ſind Beamte mit 2,462,000, Kaufleute mit 955,000, Gewerbsleute mit 927,600, Landwirthe mit 109,800, Militärperſonen mit 54,300 Gulden hieran betheiligt. Anträge zur Lebensverſicherung wurden bis zum Schluß des Jahres angenommen 701 mit Verſicherungscapital von 1,281,925 Gulden gegen 520 mit Verſicherungscapital von 916,466 Gulden des Vorjahres. Altersverſicherungen wurden im Jahre 1860 abgeſchloſſen 216 gegen 146 im Jahre 1859. Außer dieſer Bank ſind übrigens deutſche, franzöſiſche, belgiſche und engliſche Lebensverſicherungsgeſellſchaften im Lande conceſſionirt. Die Rentenanſtalt (ſammt Spar- und Depoſitencaſſe und Hypothekenbank mit Anlage in Staatspapieren, Prioritätsobligationen, Ausleihung auf Werthpapiere als Kaufpfänder) beſaß 1859 für 25,345 Verſicherte ein Deckungscapital von 1,927,300 Gulden. Die würtembergiſche Privatfeuerverſicherungsgeſellſchaft berechnete beim Schluß des Jahres 1860 auf 50,586 Verſicherte eine Verſicherungsſumme von 128,852,835 Gulden. Die Geſammteinnahmen der Geſellſchaft betrugen 479,052 Gulden 25 Kreuzer, worunter 225,271 Gulden 44 Kreuzer Verſicherungsbeiträge, die Geſammtausgaben 459,349 Gulden 25 Kreuzer, worunter 60,864 Gulden 5 Kreuzer für Brandentſchädigungen.

Die Handwerkerbank zu Stuttgart beſitzt ein Betriebscapital von circa 35,000 und ein Vermögen von 50,000 Gulden. Aehnliche kleinere Banken beſtehen zu Heilbronn, wo bei einem Betriebscapital von nur 4800 Gulden im Jahre 1859 dennoch 15,400 Gulden umgeſetzt wurden, zu Ludwigsburg, Hall, Oehringen.

Die Betheiligung an den Sparcaſſen gibt einen ſichern Maßſtab für die Zu- oder Abnahme des Volkswohlſtandes, und es wäre danach ein günſtiger Schluß auf den letzten zu machen. Die Einlagen in die würtembergiſche Sparcaſſe einſchließlich ihrer Agenturcaſſen und in die geſondert von dieſer Landesanſtalt beſtehenden Bezirkscaſſen im Rechnungsjahre 1858—59 betrugen nämlich im Ganzen 5,032,937 Gulden, gegen 4,390,276 im Vorjahre, haben ſomit um 15 Procent zugenommen; davon kommen bei einer Bevölkerung von 1,690,898 Seelen (nach der letzten Zollvereinszählung) auf den Kopf 3 Gulden 34 Kreuzer Einlage. Dieſelbe Wahrnehmung ergibt ſich ſchon ſeit mehreren Jahren, indem die Zunahme 1858 ſich auf 17, 1857 auf 30 und 1856 auf 29 Procent belief.

Wir ſchließen mit der 1858 in Stuttgart gegründeten würtembergiſchen Handelsgeſellſchaft, welche fortfährt, ſich manchem Induſtriellen durch Vermittlung und Zuweiſung von Geſchäften aller Art nützlich zu erweiſen, Andere der Zeit und Geld raubenden Mühe der Aufſuchung von Abſatzwegen für ihr Fabricat zu entheben, und ſich immer mehr als ein lebenskräftiges und ſeinem urſprünglichen Zweck entſprechendes Inſtitut herausſtellt. Es hat im Jahre 1859 ſeinen Umſatz um 36 Procent gegen das Vorjahr und um mehr als 100 Procent gegen das Jahr 1856 vermehrt. Die hauptſächlichſten Geſchäfte wurden in wollenen, leinenen und baumwollenen Stoffen, in Strickerei-, Schuhmacher-, Schneider-, Stroh-, Seegras-, Metallwaaren, polirten Holzarbeiten, Corſetten und einer Menge anderer bedeutender Artikel gemacht. Der Verſand geſchieht nach den wichtigern Handelsplätzen Europa's, nach den Vereinigten Staaten, Braſilien, La Plata, Chili, Uruguay, Egypten, der Weſtküſte von Afrika und nach Auſtralien.

Oeſterreich ſeit dem Frieden von Villafranca.

I. Einleitender Rückblick.

Genau vor einem Jahrzehnt ſchien Oeſterreich einen Höhepunkt von Macht erreicht zu haben, für den in ſeiner frühern Geſchichte keine Parallele gefunden werden könne. Seine Heere nahmen eine ſolche Stellung ein, daß ihr linker Flügel an die Eider, ihr rechter an die Mündungen von Cattaro ſich anlehnte. Weder in Deutſchland noch in Italien gab es eine Macht, die der öſterreichiſchen die Spitze zu bieten vermocht hätte. Hier hätte Sardinien, dort Preußen ein Gegengewicht bilden können, allein der erſtgenannte Staat hatte vorläufig bloß den Willen dazu und bedurfte längerer Zeit, um ſich innerlich und äußerlich zu kräftigen, während das Berliner Cabinet nach der Zuſammenkunft von Olmütz nicht bloß mit der Revolution, ſondern auch mit den altpreußiſchen Ueberlieferungen gebrochen hatte. Was die Mittelſtaaten betrifft, ſo erſchien ſowohl den deutſchen als den italieniſchen Oeſterreich im Licht eines Retters. Ohne daß ſie ihre ganze Selbſtändigkeit deshalb aufgegeben hätten, adoptirten ſie das öſterreichiſche Syſtem und folgten den Winken, die man ihnen in Wien zu ertheilen für angemeſſen fand.

Betrachtete man die innern Verhältniſſe Oeſterreichs, ſo konnte man leicht zu dem Schluſſe gelangen, daß hier Kräfte genug vorhanden ſeien, um dem Staat die Behauptung ſeiner äußern Machtſtellung auf lange Zeit hinaus zu ermöglichen. Die Verfaſſung, die Preßfreiheit, die Gemeinderechte, die Schwurgerichte, überhaupt das öffentliche Leben hatte man beſeitigt, und alle Provinzen einem einheitlichen bureaukratiſch-abſolutiſtiſchen Regiment unterworfen. Sogar Ungarn hatte ſich wohl oder übel in die ſtraffen Formen des Geſammtſtaats einfügen und ſeine Geſetze annehmen müſſen. Ein Wille herrſchte alſo unumſchränkt und zeichnete allen Kräften der Bevölkerung die Bahnen ihrer Entwicklung vor. Die „unermeßlichen Hilfsquellen“ der Monarchie alle zugleich hervorſprudeln zu laſſen, war der Wahlſpruch der einheitlichen Regierung. Was ſie zu dieſem Behuf that, war verſtändig und klug erſonnen. Im Gerichts- und Verwaltungsweſen traten wohlthätige Neuerungen ein, die Befreiung der bäuerlichen Arbeit wurde kräftig durchgeführt, jene der gewerblichen Thätigkeit vorbereitet, dem Handel und Verkehr durch Verbeſſerung der Waſſerſtraßen, durch den Bau von Eiſenbahnen, die Errichtung von Telegraphen, die Vermehrung der Poſten ein neues Leben eingehaucht, die Gründung der mannigfaltigſten Gewerbs- und Handelsanſtalten und -Geſellſchaften erleichtert.

So groß dieſe Thätigkeit erſcheint, war ſie doch nur eine vorbereitende. Das eigentliche Ziel war ein höheres und zwar kein anderes, als Oeſterreich zur conſervativen Großmacht Europa's zu machen. Jenen Charakter einer unbeſieglichen Reſerve der alten Ordnung, der bisher für das Attribut Rußlands gegolten hatte, anzunehmen, darauf richtete ſich der öſterreichiſche Ehrgeiz. Um eine Ausſicht des Gelingens mehr zu haben, wollte man die ſpecifiſch katholiſche Großmacht werden. Für dieſe hatte Frankreich gegolten, oder ſich wenigſtens ſelbſt dafür gehalten. Mithin lief das öſterreichiſche Streben auf das Verdrängen von zwei Großmächten aus gewohnten und halb durch Verjährung erworbenen Rollen hinaus. Was hätte ſich anders ereignen können, als daß man es ſowohl mit Rußland, dem Rückhalt der Reaction, als mit Frankreich, dem Rückhalt des Katholicismus, gründlich verdarb?

Nach der europäiſchen Politik Oeſterreichs modelte ſich ſeine innere. Der Staat wurde zum Muſter der politiſchen Reaction eingerichtet und bald genug auch als ein ſpecifiſch katholiſches Inſtitut aufgefaßt. Ein Concordat räumte mit den letzten joſephiniſchen Erinnerungen und eben ſo mit Metternich's kirchlicher Politik auf. Angeblich erhielt die Kirche bloß die ihr gebührende Autonomie zurück. Thatſächlich erhielt ſie weit mehr, als ihr zukam, die Herrſchaft über die Schule, die Aufſicht über die Preſſe, den weiteſtgreifenden Einfluß auf hundert Verhältniſſe des bürgerlichen und ſelbſt des ſtaatlichen Lebens. Es kamen Fälle vor, bei denen die beiden Gewalten der politiſchen und der kirchlichen Reaction mit einander ſelbſt in Conflict geriethen, und in ſolchen Fällen war es die weltliche Macht, welche das Beiſpiel der

Nachgiebigkeit zu geben hatte. Im Allgemeinen waren sie aber Verbündete und drückten mit vereinten Kräften auf das Volk. Die daraus hervorgehende Unzufriedenheit ließ sich durch die sehr löbliche Milde der Regierung gegen politische Verbrecher nicht vertuschen. Wollte sie durch ausgedehnte Amnestien einen Beweis ihrer Macht geben und zugleich ihre innern Feinde versöhnen, so verfehlte sie wenigstens in letzterer Hinsicht ihres Zwecks. Die Italiener und die Ungarn waren die beiden unzufriedensten Volksstämme des Reichs und keiner von beiden wurde gewonnen. Im Gegentheil verlor die Regierung sowohl jenseits der Alpen als jenseits der Leitha an Boden. Die Lombarden und Venetianer setzten ihre Hoffnung auf Turin, wo Cavour im national-liberalen Sinn kühner und kühner auftrat. In Ungarn vereinigten sich mit den Magyaren alle die Volksstämme der Rumänen, Serben, Kroaten und Slowaken, welche 1848 und 1849 gegen sie gekämpft hatten, zu einer gemeinschaftlichen Opposition gegen das bureaukratische System der „Schwaben."

Große Zwecke und große Kosten laufen neben einander. Allein die Beschaffung des Geldes für die durchaus nützlichen, die Hebung des Wohlstandes anbahnenden Unternehmungen des Staats würde die Sorge des Finanzministers hinlänglich in Anspruch genommen haben. Nun kamen zu diesen Ausgaben eine Menge anderer für die Mittel, deren Oesterreich bei der auswärtigen Politik bedurfte, für sein überzahlreiches Heer, für seine Polizei, für die Instandhaltung der verwickelten Verwaltungsmaschine, für Hofstaat und Kirche. Den entstehenden und immer wachsenden Verlegenheiten durch eine Besteuerung der Geistlichkeit zu begegnen, verbot das Concordat. Man half sich durch Anleihen und ging noch dazu mit dem Ertrage derselben leichtsinnig um. Nach wenigen Jahren war es schon fraglich, ob Oesterreich, wenn ruhige Zeiten blieben, zu einem geordneten Staatshaushalt gelangen werde.

Die Zeiten wurden aber unruhig. Rußland hatte den österreichischen Tendenzen, sich an seiner Stelle als conservative Großmacht zu constituiren, grollend zugesehen. Nun schritt man in Wien zu dem erfolgreichen Versuche, den nordischen Nachbar als Beschützer der Christen der Türkei zu verdrängen. Eine Sendung des Grafen Leiningen nach Konstantinopel rettete den Montenegrinern Unabhängigkeit und Existenz (Februar 1853). Dem Grafen folgte Fürst Mentschikoff auf dem Fuße, und diese russische Botschaft schürzte bekanntlich den Knoten des orientalischen Krieges. Indem wir diese geschichtlichen Thatsachen hervorheben, wollen wir nicht andeuten, daß Oesterreich den Kaiser Nikolaus zu seiner agressiven Politik gegen die Türkei bestimmt habe. Sein Plan, mit dem kranken Mann einmal ein Ende zu machen, war ein alter; nur daß dieser Plan grade jetzt zur Ausführung gelangte, war die Folge davon, daß die Sendung des Grafen Leiningen in Petersburg die Besorgniß erweckte, Oesterreich werde in der guten Meinung der türkischen Rajah vor Rußland den Vorsprung gewinnen.

Während des orientalischen Krieges that man in Wien genug, um die russische Feindschaft zur höchsten Erbitterung zu verschärfen, und doch nicht genug, um ein aufrichtiges Bündniß mit den Westmächten zu gewinnen. Frankreich und England durften mit einem gewissen Recht erwarten, daß die österreichischen Fahnen sich den ihrigen zugesellen würden. Standen doch an der untern Donau und im Schwarzen Meer lauter österreichische Interessen auf dem Spiel, wie ferner die Erhaltung der Unabhängigkeit der Türkei weit mehr eine österreichische als eine englisch-französische Frage war. Gleichwohl ließ Oesterreich sein Schwert in der Scheide und ermöglichte dadurch den sardinischen Meisterstreich, am Kriege Theil zu nehmen, um an der Hand der Westmächte und als Wortführer Italiens in den Rath der Großmächte eingeführt zu werden. Die Nichtanerkennung der österreichischen Dienste durch England und Frankreich änderte aber nichts daran, daß jene österreichischen Heere, welche die Donaufürstenthümer besetzt und später an der russisch-galizischen Grenze Stellung genommen hatten, den Russen eben so nachtheilig geworden waren, als die Einnahme von Sebastopol und die Sperre der russischen Küsten. Grade die Unmöglichkeit, den drohenden Heeresmassen unter Hess eine gleiche Macht ohne Entblößung Südrußlands entgegensetzen zu können, soll den Friedensentschluß Alexander's II. gezeitigt haben. Dies ist wenigstens die russische Meinung, und sie erklärt den bittern Haß, mit dem die Helfer gegen

die Ungarn das „undankbare“ Oesterreich fortan betrachteten.

Die laue Freundschaft der Westmächte war keine Entschädigung für die russische Feindschaft. An und für sich von keinem Werth, konnte sie nicht einmal bestehen bleiben. Ist die englische Politik von jeher eine protestantisch gefärbte gewesen, so hat die napoleonische sich immer einen Schein von Freisinnigkeit gegeben. England und Frankreich hatten während des Krimkrieges auf Reformen in Italien hingewirkt. Sardinien wurde nach dem Kriege ihr Schützling, doch erging auch an Oesterreich die Aufforderung, bei den übrigen Souveränen Italiens die Herstellung erträglicher Zustände zu befürworten. Das Wiener Cabinet kannte die Verhältnisse der Halbinsel zu genau, um nicht zu wissen, wie besserungsbedürftig sie seien. Unglücklicherweise kam es aber über die Rücksichten nicht hinweg, die es auf den heiligen Vater zu nehmen hatte. Als Hort des Katholicismus bis zum Drängen und Drohen gegen das Oberhaupt des Glaubens vorzugehen, dazu konnte man sich in Wien nicht entschließen. Darin liegt der Keim des italienischen Krieges. Der Kirchenstaat und Neapel trotzten auf Oesterreichs Unterstützung, und da sie kein zeitgemäßes Regiment einführten, hatten Frankreich und Sardinien leichtes Spiel. Oesterreich wurde von den frommen Wünschen der Reaction in den Kampf begleitet und übrigens vollständig isolirt.

Der Krieg nahm den überraschendsten Verlauf. In allen Gefechten und Schlachten unglücklich, ohne doch eine eigentliche Niederlage erlitten zu haben, schloß Oesterreich in dem Augenblicke Frieden, als Jedermann erwartete, daß der Kampf nun erst recht beginnen werde. Seine Heere standen jetzt zwischen dem berühmten Festungsviereck am Mincio und an der Etsch, wo sie unangreifbar waren, während sie selbst es in der Hand hatten, die Feinde zur gelegensten Zeit in eine Schlacht zu verwickeln. Die Verbündeten wären jetzt zu einem Festungskriege gegen Plätze wie Mantua, Verona, Peschiera und Legnago gezwungen gewesen, zu einem Kriege, der in den heißesten Sommertagen, auf einem ungesunden Boden seine doppelten Nachtheile gehabt haben würde. Es ist daher begreiflich, daß ein Friede, durch den Oesterreich ein ganzes Kronland, die reiche Lombardei mit fast drei Millionen Einwohnern, verlor, ein unwilliges Staunen erregte, und daß Alle nach den Motiven eines solchen Ereignisses fragten. Man suchte diese nicht da, wohin die amtliche Erklärung der Regierung sie verlegte, also nicht darin, daß Oesterreich von seinen natürlichen Verbündeten verlassen worden sei. Man suchte sie vielmehr in der allgemeinen Lage Oesterreichs, in dem trostlosen Zustande seiner Finanzen und in der Stimmung seiner Völker, welche hier eine gleichgiltige, dort eine feindliche war.

II. Die Zeit des Tastens.

Die Illusion, daß man als Vormacht der politischen und kirchlichen Reaction über ungeheure Kraft gebiete, war in den drei Monaten des italienischen Krieges zerstört worden. Einige hundert Freiwillige und einige tausend Gulden, darin bestand die Hilfe, welche die beiden reactionären Parteien dem Staate gewährten, der sie mit der ganzen Wucht seines Ansehens und seiner Mittel unterstützt hatte. Wollte Oesterreich seine böse Scharte auswetzen, so mußte es sich nach anderm Beistand umsehen. In seinem Reiche gab es Kräfte genug, welche bloß darauf warteten, daß man sie rufe. An sie wendete sich ein kaiserliches Manifest vom 15. Juli 1859; es verhieß den Völkern der Monarchie, daß der Kaiser seine ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Aufgabe widmen werde, „Oesterreichs innere Wohlfahrt und äußere Macht durch zweckmäßige Entwicklung seiner reichen geistigen und materiellen Kräfte wie durch zeitgemäße Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung dauernd zu begründen.“ Eine halbamtliche Zeitung bemerkte dazu: „Wir haben unsere Aufgabe nach außen vor der Hand abgeschlossen, nach innen und im Innern ist jetzt die große Aufgabe zu lösen. Oesterreichs Herrscher und Volk haben vereint gerungen, vereint sollen sie jetzt bessere Tage genießen. In Gewitter und Donnerwolken ist die blutrothe Sonne am Mincio niedergesunken, damit sie zu einer gedeihlichen Entwicklung auf dem Boden gesetzlicher Freiheit an der Donau aufgehe.“

Die neuen Maßregeln wurden neuen Männern übertragen. Die Minister des Innern und der Polizei, Freiherr von Bach und Feldmarschallieutenant von Kempen

legten ihre Stellen nieder, Graf Grünne, der als erster Generaladjutant des Kaisers, wie die Volksstimme wissen wollte, den unheilvollsten Einfluß besessen hatte, verließ den Hof. Zum Minister des Innern wurde Graf Agenor Goluchowski ernannt, die Verwaltung der Polizei in die Hände des Freiherrn von Hübner gelegt. Mit der letztern Ernennung war die öffentliche Meinung zufriedener als mit der erstern. Hübner galt als ein humoner, freisinniger Mann, von Goluchowski wußte man, daß er als hoher Beamter in Galizien die reactionärsten Grundsätze aufgestellt und sie mit Strenge durchgeführt habe. Den Namen eines liberalen Ministeriums konnte die neue Verwaltung sich also nicht beilegen, und zwar um so weniger, als zu ihrem Haupt derselbe Graf Rechberg, bisher Minister des Aeußern, ernannt wurde, der sich in Hessen und Frankfurt am Main bei den Zwangsmaßregeln des Bundestages betheiligt hatte. Kaum auf ein Ministerium der materiellen Reform ließ sich rechnen, denn das Handelsministerium, dessen Mitwirkung zu Verbesserungen am schwersten entbehrt werden konnte, wurde aufgehoben.

Freiherr von Bruck, der Atlas, auf dessen Schultern die Sorge für das Finanzwesen seit Jahren lag, verblieb im Ministerium. Der Krieg hatte die Schulden des Staats abermals vermehrt, das jährlich wiederkehrende Deficit war beträchtlich gewachsen, an eine neue Anleihe zu denken verbot von allem Andern abgesehen der böse Eindruck, den das Eingeständniß hervorgebracht hatte, daß die Nationalanleihe von 1854 insgeheim um hundertelf Millionen Gulden überschritten worden sei.*) Ohne Umschweife erklärte Freiherr von Bruck in einer für den Kaiser und den Ministerrath bestimmten Denkschrift, daß finanzielle Aushilfen nicht mehr verfangen würden, die Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalt und der Valuta von einem völligen Systemwechsel abhänge. Nach dem freiwilligen Tode des unglücklichen Mannes ist die Denkschrift veröffentlicht worden und man hat nun gesehen, daß Bruck die Grundlogen eines andern Verfassungslebens gelegt wissen wollte.

*) Eine ausführliche Erörterung der österreichischen Finanzlage zur Zeit des Friedens von Villafranca findet man in Band I, Seite 78—103 und 185—192. Anm. d. Red.

An diese große Maßregel wurde im Ministerrathe von dessen Mehrheit nicht gedacht. Bruck und Hübner wurden überstimmt und ihre Rathschläge durch ein System von Ausschüssen, „Enqueten und Centralenqueten“ ersetzt, das den Schein hervorrief, als wisse man in der höchsten Region nicht, wie es im Lande stehe, und wollte zuvor darüber belehrt sein, ehe man seine Entschlüsse fasse. Ein Ausschuß wurde niedergesetzt für Reform und Ausgleichung der directen Besteuerung, ein zweiter für Beseitigung des Deficits und Herstellung von Ersparnissen, ein dritter zur Controle des Staatsschuldenwesens und zu Erhebungen über die wirkliche Lage der Tilgungscasse. Ferner gab es Enqueten für einzelne Reformen, für gewerbliche wie für Handelsverhältnisse und eine Centralenquete für die Zusammenfassung der im Einzelnen gewonnenen Ergebnisse.

Ob aus allen diesen Berathungen Thaten hervorgehen, oder ob sie wie weiland die Dresdener Conferenzen mit der Anhäufung von schätzbarem Material enden würden, blieb während des Kriegesjahres in der Schwebe. Ein großer Fortschritt, der das volkswirthschaftliche Gebiet betraf, wurde indessen gemacht. Am 20. December 1859 erschien eine neue Gewerbeordnung. Eine eingehende Kritik des Gesetzes brachten unsere Blätter im ersten Bande, Seite 755 fgg. Es genügt daher, wenn wir kurz wiederholen, daß die gewerbliche Freiheit in dem Grade bewilligt wurde, bis zu dem die wohl zu schonenden Interessen der alten Realberechtigten und der neuen Concessionsinhaber vorzugehen gestatteten. Mit diesem Ergebniß mußten sich die auf Größeres Hoffenden begnügen. Was sie weiter erwartet hatten, die Wiederherstellung der Gemeindeordnung von 1849 und der Schwurgerichte, welchen letztern selbst deren Feinde zugestehen mußten, daß sie sich in Oesterreich vortrefflich bewährt hätten, das blieb aus. Für das Verfassungswesen der Zukunft war es ein übles Vorzeichen, daß das Ministerium eine geschichtliche Darstellung des frühern Ständewesens in Oesterreich ausarbeiten ließ, damit eine Grundlage für Verhandlungen über die Landesvertretungen gewonnen werde.

Zögernden und zaghaften Schrittes betrat man das religiöse Gebiet. Nicht weniger als alle akatholischen Glaubensgenossen klagten über die gedrückte Stellung, die ihnen noch

dem Abschlusse des Concordats zu Theil geworden sei. Den Protestanten wurde die Niederlassung in gewissen Landestheilen, die Bestattung ihrer Todten auf den bisher gemeinschaftlichen Kirchhöfen, die Rechtsgleichheit bei gemischten Ehen versagt. Die nicht unirten Griechen sahen sich der Verwaltung ihres Kirchenvermögens beraubt und glaubten beweisen zu können, daß in die Gelder von milden Stiftungen willkürliche Eingriffe gemacht worden seien. Den Juden endlich waren die Rechte, die man ihnen kurz nach der Revolution gegeben hatte, größtentheils entrissen worden. Man verweigerte ihnen das Recht, Grundbesitz zu erwerben, man verbot ihnen das Halten christlicher Dienstboten, man legte ihrer Zeugenschaft eine beschränkte Wirkung bei, man schloß sie von gewissen Gewerben aus, man untersagte ihnen in vielen Gegenden den Aufenthalt auf dem flachen Lande und knüpfte die Giltigkeit ihrer Ehen an eine landgerichtliche Genehmigung. Diese unglaublichen Beschränkungen trafen nicht etwa eine kleine Gemeinde, sondern eine Genossenschaft von 850,000 Menschen, denen die österreichische Zeitung das Zeugniß ausstellte: „Auf dem Gebiet der Werkthätigkeit und Industrie haben sie sich mit vielem Fleiß hervorgethan. Prag, Brünn und andere Städte zählen zu ihren trefflichsten Industriellen Männer jüdischen Bekenntnisses. In einigen Provinzen, wie Galizien, bilden sie den eigentlichen Mittelstand, und Graf Stadion hat anerkannt, daß er in ihnen gewichtige Stützen der Regierung gefunden. Allenthalben zählen sie zu den treuen Unterthanen, zu den gehorsamen Staatsbürgern."

Jene Rechtsnachtheile der Juden wurden theils noch im Laufe des Jahres 1859, theils im folgenden Frühling aus den Gesetzen entfernt. Den Klagen der nicht unirten Griechen schenkte man keine Beachtung. Was dagegen die Protestanten betrifft, so sollte ein Gesetz vom 1. September 1859 zunächst die Kirchenangelegenheiten der ungarischen Protestanten regeln. Mancher ausländische Geistliche, der mit den österreichisch-ungarischen Wechselbeziehungen nicht bekannt ist, sah in dem kaiserlichen Patent ein Geschenk von kostbarem Werth, die Gewährung einer autonomen Stellung, wie sie der protestantischen Kirche in wenigen Ländern beschieden ist, und in diesem Sinne wurde das Gesetz denn auch von deutschen Kirchenzeitungen besprochen. Die drei Millionen der protestantischen Ungarn wiesen dasselbe aber in ihrer weit überwiegenden Mehrheit zurück. Es mißfiel ihnen, weil ihnen als Geschenk geboten wurde, was sie als Recht forderten, weil die kirchliche Autonomie mehr in den Formen als im Wesen lag, weil der demokratische Organismus ihrer Kirche unter einer bureaukratischen Oberleitung zu verkümmern drohte und endlich weil sie, wenn sie das kaiserliche Geschenk annahmen, die in der Reactionszeit vorgenommene Theilung ihres Vaterlandes indirect anerkannten.

Dieser Widerstand der ungarischen Protestanten war die erste öffentliche Aeußerung einer Unzufriedenheit, in der die größte Schwierigkeit und Gefahr des Staates lag. Man war im Jahre 1849 gezwungen gewesen, Ungarn wieder zu erobern. Es war dies geschehen, nachdem die Magyaren mit einem Heer die österreichische Grenze überschritten und zu Debreczin in feierlicher Reichstagssitzung die Thronentsetzung des Hauses Habsburg-Lothringen ausgesprochen hatten. In staatsrechtlicher Beziehung war der Kaiser nach solchen Vorgängen befugt, die alte Landesverfassung als verwirkt anzusehen und den Ungarn die Art von Regierung zu geben, die er für die angemessenste hielt. Er gab ihnen die unumschränkte, nach bureaukratischen Regeln verfahrende Regierung seiner Erblande. Nach und nach wurden erbländische Gesetze und Verwaltungsnormen eingeführt und durch erbländische Richter und Beamte vollzogen. Jene Gesetze und Normen waren durchschnittlich besser als die ungarischen, aber sie waren fremde und wurden deshalb gehaßt, wenn auch die meisten Ungarn für die Wohlthaten der jetzt herrschenden Ordnung und Rechtssicherheit nicht unempfänglich sein mochten. In Verbindung mit der Begünstigung, welche der deutschen Sprache zu Theil wurde, erweckten sie den Argwohn, daß Ungarn germanisirt werden solle. Den untern Classen kamen die österreichischen Einrichtungen am meisten zu Gute, aber in diesen Kreisen machte die Einführung der Gensdarmerie und des Tabacksmonopols viel böses Blut. Ueber den neuen Steuern übersah man, was die Regierung für Flußregulirungen, Straßen, Eisenbahnen, Posten, Telegraphen und andere Fortschritte mehr that. Die Zerschlagung des Landes in sechs

Theile (Ungarn, Siebenbürgen, Wojewodina, Kroatien, Slawonien, Dalmatien) erregte den Zorn aller Patrioten. Nutzen hatte die Regierung von dieſer Theilung keinen, denn obgleich ſtaatlich getrennt und kurz zuvor erſt in einem Bürgerkrieg begriffen, betrachteten ſich die getrennten Volksſtämme, wie bereits erwähnt wurde, der Regierung gegenüber als eine einzige Partei.

Die altconſervative Partei Ungarns hatte mehrmals Zeichen ihres Vorhandenſeins gegeben. Sie hatte Rathſchläge ertheilt, ihre Vermittlung angeboten, und war ſtets zurückgewieſen worden. Jetzt machte der Miniſter Hübner einen Verſuch, ſich mit ihr zu verſtändigen. In Conferenzen wurde ein ungariſches Programm aufgeſtellt, das dem Miniſter als annehmbar erſchien und deſſen Vertretung er ſich unterzog. Der Miniſterrath verwarf ſeine Vorſchläge, und Hübner legte nun ſeine Stelle nieder. Das Miniſterium war um einen freiſinnigen Mann ärmer, denn Thierry, der den abgetretenen Polizeiminiſter erſetzte, ſchloß ſich der Mehrheit an. Er führte ſich ein durch Ergänzungsbeſtimmungen zur allgemeinen Preßordnung von wahrhaft drakoniſchem Charakter. Laut Inhalt des neuen Preßgeſetzes vom 27. November 1859 ſollte jede Zeitung und Druckſchrift beſtraft werden, wenn ſie falſche Nachrichten oder erdichtete, entſtellte, fälſchlich einer Perſon oder Behörde zugeſchriebene Schriftſtücke veröffentliche, welche zwar durch ihren Inhalt noch keine nach dem allgemeinen Strafgeſetz ſtrafbare Handlung begründeten, „aber geeignet erſchienen, Jemanden in ſeiner geſellſchaftlichen oder öffentlichen Stellung zu kränken oder lächerlich zu machen, oder die Regierung, eine öffentliche Behörde oder das Amtsanſehen eines einzelnen Organs der Regierung bloßzuſtellen, oder eine für die öffentliche Ruhe und Ordnung bedenkliche Aufregung zu erzeugen, oder das Vertrauen in die Regierung zu ſchwächen.“ Kaum ein nicht amtliches Blatt ließ ſich denken, welches nicht mit jeder Nummer dieſen Beſtimmungen durch eine oder die andere ſonſt gewiß ganz unverfängliche und harmloſe Notiz verfallen konnte. Führte man ſie mit voller Strenge rückſichtslos durch, ſo decretirte man die Vernichtung der geſammten unabhängigen Preſſe.

Man mußte annehmen, daß die Regierung ihre reformirende Thätigkeit für abgeſchloſſen halte und nicht weiter gehen wolle. Die Errichtung einer oberſten Preßſtelle und die Uebertragung der Leitung an Wit von Döring, die Verſchärfung der bereits ſehr ſtrengen Maßregeln gegen die Zeitungen, die unwirſche Zurückweiſung von freiſinnigen Vorſchlägen, deren Urheber hochgeſtellte Männer waren, Alles deutete darauf hin. Das Mißtrauen an dem guten Willen der Regierung wurde nun wieder allgemein, die Beſtgeſinnten verzweifelten an der Zukunft des Landes. In dieſe verdüſterte Stimmung fiel ein dumpfes Gerücht hinein, das Geſtalt und Körper annahm und ſofort in's Rieſige vergrößert wurde. Man hatte Unterſchleife entdeckt, die zur Zeit des letzten Krieges vorgefallen waren. Der ſie begangen hatte, war ein hoher Officier, ein Mann von altem und vornehmem Adel, der Feldmarſchallieutenant Freiherr von Eynatten. An der Spitze des Lieferungsweſens ſtehend, hatte er dieſe Stellung auf's Empörendſte mißbraucht, um ſich zu bereichern. Er erhängte ſich im Gefängniß, aber es waren bereits vermeintliche Mitſchuldige verhaftet worden, von denen man ſich unerhörte Enthüllungen verſprach. Es habe ein Complot von Betrügern und Landesverräthern beſtanden — ſo ging es von Mund zu Mund — deſſen Schuld es geweſen ſei, daß die Soldaten von Hunger entkräftet in die Schlachten gegangen, die Plätze des berühmten Feſtungsvierecks von Vorräthen entblößt geweſen ſeien.

Ein neuer Selbſtmord verwandelte die Erbitterung, die ſich aus dieſen Uebertreibungen erzeugt hatte, in Entſetzen. In der Nacht zum 23. April legte der Finanzminiſter Freiherr von Bruck Hand an ſich ſelbſt. Man erfuhr, daß er am Tage vorher von ſeinem Poſten enthoben und noch zwei Tage früher in dem Unterſchleifungsproceß vernommen worden ſei. Wenige Stunden ſpäter war die Leiche von ehrenſchändenden Gerüchten umſchwirrt. Eben die Kreiſe, welche den guten Namen des hochverdienten Mannes hätten ſchützen ſollen, nährten die üblen Nachreden durch ihr Achſelzucken und durch verdächtigende Aeußerungen, ja die amtliche Wiener Zeitung meldete ſogar, daß Bruck als „Mitſchuldiger“ vernommen worden ſei. Zwar entſchuldigte ſie ſich nächſten Tags mit einem Druckfehler, denn ſie habe nicht ein Verhör als „Mitſchuldiger,“ ſondern als „Zeuge mit Schuldigen“ andeuten wollen,

aber der giftige Stich hatte einmal getroffen und war durch die lahme Ausrede nicht gut zu machen. Unbegreiflicherweise beobachtete die Regierung über Bruck's Schuld oder Unschuld ein tiefes Schweigen. Sie selbst hatte den größten Schaden davon, denn der Verdacht der Untreue blieb nicht auf Bruck haften, sondern wurde zur Anklage gegen die ganze Verwaltung, die man sich als einen Pfuhl der Verderbtheit ohne Gleichen dachte. War selbst ein Bruck, der aufopferndste Patriot, der treueste Diener des Kaisers, nicht rein, wie mochten da die Hände der Andern aussehen! Noch heute ist den Manen des Ministers keine Genugthuung zu Theil geworden. Man weiß indessen, auch ohne daß die dazu Verpflichteten es aussprechen, daß er sich mit keiner Untreue befleckt, daß er den Tod gesucht hat, weil er nach Hunderten von durchwachten kummervollen Nächten und nach den bittersten Kämpfen für Oesterreich zu der Ueberzeugung gelangt war, daß der einzige noch zur Rettung führende Weg nicht betreten werden solle. Er hatte ihn in einer Denkschrift: „Die Aufgaben Oesterreichs" dem Kaiser bezeichnet und war eben wegen seines treuen Raths entlassen worden. Eben so wissen wir, daß eine Intrigue es war, welche die Verläumdungen gegen den Verstorbenen hervorrief, um mit der Person des Liberalen und des Protestanten zugleich die Richtungen, in denen er sich geistig bewegte, in Verruf zu bringen.

Diese Partie der österreichischen Geschichte seit Villafranca war die dunkelste von allen und ihre schwarzen Schatten fielen noch auf die nächste Periode.

III. Der verstärkte Reichsrath.

Mit den berathenden Ausschüssen und Vertrauensmännern war man nicht vorwärts gekommen. Insbesondere war ein Heilmittel für die Finanzkrankheit nicht angegeben worden. Es fragte sich nun, ob man durch die Berufung von Rathgebern aus der ganzen Monarchie nicht ein besseres Resultat erzielen werde. Man beschloß, diesen Versuch zu machen. Am 5. März 1860 wurde der Wille des Kaisers verkündet, den Reichsrath durch erfahrene und patriotische Männer aus allen Kronländern zu verstärken und diese Versammlung zu einem Gutachten über die Neugestaltung der Monarchie aufzufordern. Dieser Entschluß fand eine gute Aufnahme, nicht daß man von Rathgebern, welche die Regierung sich selbst aussuchte, Anregungen zu einem großen modernen Fortschritt erwartet hätte, sondern weil Jedermann sich sagte, daß diese Vorberathung die letzte sein müsse. Sobald das ganze Reich gesprochen hatte, ließ sich die Entscheidung nicht länger hinausschieben.

Die Sitzungen des Reichsraths wurden am 31. Mai eröffnet und am 27. September geschlossen. Unter seinen neunundfünfzig Mitgliedern waren nur zehn Bürgerliche und nur zwei Protestanten. Die katholische Kirche war durch vier, die griechische durch zwei Geistliche vertreten, für die protestantische konnten bloß jene zwei Laien das Wort ergreifen. Die Interessen des großen Grundbesitzes wurden durch achtunddreißig Mitglieder, meistens altfürstlichen oder altgräflichen Geschlechtern angehörend, wahrgenommen, Generale und hohe Beamte waren als Sprecher der Regierung und ihres eigenen Berufs anwesend.

Vom ersten Augenblicke an gewannen die Verhandlungen einen solchen Charakter, daß sie sich zu lauter Anklagen gegen das bisherige System gestalteten. Dieses wurde im Ganzen und im Einzelnen verurtheilt. Man bezeichnete es als ein System der Vielschreiberei und Allesregiererei, der Unbekanntschaft mit den Landesinteressen, der Nichtachtung der Rechte von Kronländern, Körperschaften und Einzelnen, des leichtsinnigen Experimentirens in Geldsachen und der Verschleuderung. In dem Irrthum befangen, als ob alle Verhältnisse bis auf die kleinsten abwärts von der Wiener Centralstelle aus geleitet werden könnten, habe man die Beamten so mit Arbeit überbürdet, daß ein Geschäftsbankerott unvermeidlich geworden sei. Der Protestant Maager aus Siebenbürgen und der griechisch-katholische Freiherr von Petrino aus der Bukowina brachten die Beschwerden ihrer Glaubensgenossen zur Sprache. In jenem letztern Kronlande war man, nachdem man den Griechen die Verwaltung ihres Kirchenvermögens genommen und die Millionen desselben unbenutzt in den Keller gelegt hatte, so weit gegangen, die griechischen Gemeinden zu Frohnden für ihre absichtlich in Dürftigkeit erhaltene Kirche anzuhalten, damit die katholische Propaganda bei ihren Bekehrungen leichteres Spiel habe. Maager erinnerte an

die vielen Beeinträchtigungen der Protestanten, denen nicht einmal erlaubt werde, Vereine zu kirchlichen oder menschenfreundlichen Zwecken zu bilden. „Wenn solche Verordnungen," schloß er seine Anklage, „die Folgen und Früchte des Concordats sind, so kann man den Abschluß desselben nur bedauern, denn nicht die Früchte der Eintracht, der Liebe, der Versöhnung sind es, nein, es wird dadurch die Fackel des Hasses, der Unduldsamkeit, des Unfriedens in Glaubenssachen angezündet."

Die Freiheit der Presse fand im Reichsrath sowohl liberale als aristokratische Fürsprecher. Niemand vertheidigte das Verfahren der Regierung, die Blätter den ärgsten Plackereien, der argwöhnischsten Nachcensur zu unterwerfen und sie doppelt, erstens durch eine Stempelsteuer, zweitens durch eine Abgabe von jeder einzelnen Anzeige zu besteuern. Man fand es auffallend, daß die Zeitungspresse grade in dem letzten Jahre, das als ein Jahr der Reformen ausposaunt worden war, mehr Verwarnungen erhalten hatte denn je zuvor. Und waren denn die Zeitungen so schlecht, daß es sich rechtfertigte, ihnen das Dasein zu verkümmern? „Unsere Presse," so beantwortete Graf Mailath diese Frage, „hat bei allen großen Gelegenheiten im Interesse des Vaterlandes gearbeitet und verdient es nicht, jetzt durch Präventiv- und Repressivmaßregeln zugleich gedrückt zu werden."

Die den Finanzen gewidmeten Verhandlungen führten zur Aufstellung eines langen Sündenregisters. „Ihr habt schlecht gewirthschaftet!" war der Kern aller Reden. Man rechnete aus, daß in den letzten zehn Jahren die Schuldenlast um mehr als 1300 Millionen Gulden vermehrt, das Staatsvermögen um mehr als 100 Millionen vermindert, die Steuern um 800 Millionen gewachsen seien. Sei es auch richtig, daß manche Ausgabe durch die gewaltsamen Erschütterungen der Periode gerechtfertigt werde, so habe doch die ganz fehlerhafte Behandlung der innern Verhältnisse, verbunden mit einem nicht maßhaltenden, die Kräfte verzehrenden Aufwand in der Verwaltung, mit dem raschen Wechsel administrativer Organisationen und mit finanziellen Operationen, die nach Zeitpunkt, Anlage und Erfolg als unglückliche bezeichnet werden müßten, die meisten Kosten verursacht.

Das Finanzübel getrennt zu behandeln, lehnte der Reichsrath ab. Der Bericht seines Ausschusses sagte: „Die Finanzlage ist ein Symptom und sie kann nur dort angefaßt werden, wo der Sitz der Krankheit, der Grund des Uebels liegt." Unumwundener sprach sich Graf Szecsen aus: „Wenn die Finanzverhältnisse als trostlos erscheinen, so ist das nur dem gegenwärtigen System zuzuschreiben, unter dem sie auch trostlos bleiben werden. Man ändere dieses System und der Staat wird wieder zur Blüthe gelangen." Noch bestimmter deutete Maager das Ziel an, nach dem gestrebt werden müsse. „Jede veränderte Staatseinrichtung in der Verwaltung," waren seine Worte, „wird nur dann zum Ziele führen, wenn sie sich auf das Vertrauen des Volkes stützt. Dieses wird aber nur dadurch erreicht, wenn das Volk bei der Regelung seiner eigenen Angelegenheiten mitzusprechen hat und die Verwaltung nicht allein für das Volk, sondern theilweise durch das Volk geübt wird. Die Lösung der Valutafrage kann nicht mehr im finanziellen, sondern allein im politischen Wege gefunden werden, und da besteht das einzige Mittel in der Einführung einer Reichsverfassung."

Nachdem man das alte System schonungslos verurtheilt hatte, mußte man ein neues vorschlagen. Hier theilten sich nun die Ansichten. Die Einen meinten, daß die Bedürfnisse der heutigen Gesellschaft vor Allem berücksichtigt werden müßten, die Andern wollten, daß man an das Alte, an das Geschichtliche anknüpfe. Welche Partei bei der Frage, ob Oesterreich eine Repräsentativverfassung erhalten, oder ob es mit einer Restauration des alten Ständewesens beglückt werden solle, den Sieg davontragen werde, darüber hatte die Zusammensetzung des Reichsraths von vornherein entschieden. Die ehemals bevorrechteten Stände waren in der Mehrheit und neigten fast ohne Ausnahme zu dem sogenannten geschichtlichen Recht, die Adeligen der Erblande in Folge ihrer reactionären Gesinnung, die ungarischen Magnaten, weil die Rückkehr zum Alten ihrem Vaterlande seine halb unabhängige Sonderstellung wieder verschaffen mußte. Diese beiden Adelsparteien gingen ein Bündniß ein, dem die wenigen Liberalen des Reichsraths unterlagen.

Die Abstimmung über die große Zukunftsfrage erfolgte in der letzten Sitzung des Reichsraths. Der zur Begutachtung nieder-

gesetzte Ausschuß hatte sich in eine Mehrheit und in eine Minderheit gespalten. Die Mehrheit bezeichnete als Grundlage des Staatslebens der Zukunft: „Anerkennung der historisch-politischen Individualität der einzelnen Länder und ihrer verschiedenen Nationalitäten, Anerkennung und Begründung der provinziellen Autonomie in der Verwaltung und innern Gesetzgebung, endlich möglichste Anknüpfung an die früher bestandenen Institutionen und Rechtszustände unter Ausgleichung der Anforderungen der Inzwischen zur Geltung gelangten politischen und gesellschaftlichen Factoren.“ Die Minderheit erklärte sich für „die Einheit des Reichs und der Gesetzgebung unter möglichster Entfaltung des freien Selbstverwaltungsrechts in allen Kronländern“ und für eine solche Verfassung, „durch die alle Schichten der Bevölkerung in den Gemeinden, im Landtag und im Reichstag ihre Vertretung fänden.“ Die Consequenz des Gutachtens der Minderheit war ein Auseinanderfallen des Reichs in eben so viele Sondertheile, als es Kronländer gab, und zwar unter den abgestorbenen altständischen Formen. Drang die Mehrheit durch, so lebte der Gesammtstaat fort und konnte sich durch ein frisches Verfassungsleben verjüngen. Für die Mehrheit stimmten fünfundbreißig, für die Minderheit sechzehn Mitglieder; acht enthielten sich der Abstimmung, sei es, weil sie wegen ihrer besondern Stellung eine bestimmte Erklärung nicht abgeben mochten oder weil sie überhaupt keine Aenderung eintreten sehen wollten.

Die Minister hatten nur so viel erklärt, daß der bisherige Weg verlassen werden solle. Die bündigste Erklärung in dieser Beziehung gab der Minister Graf Rechberg in der Sitzung vom 10. September, als er mit nachdrücklicher Betonung sagte: „Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die gegenwärtigen innern Verhältnisse unhaltbar sind, bestrebt sich das Ministerium, in neue Bahnen einzulenken.“ So viel stand also fest, daß die bureaukratische Centralisation verlassen werden solle, aber darüber, ob die ganze Centralisation durch das Förderativprincip ersetzt, und ob man den zerspaltenen Staat mittelalterlich restauriren oder modern reformiren werde, erfuhr man nichts.

Die höchste Zeit zum Bruch mit dem alten System war es. Man hatte das Staatsschiff zu lange schon vor Wind und Wellen treiben lassen und war mitten unter Klippen gerathen. Die besten geistigen Kräfte waren durch Mißtrauen und Sorge gelähmt, die materiellen mit Lasten überbürdet, der Handel im Stocken, das Gewerbe ohne Aufschwung, die Landwirthschaft von einem Fallen des Bodenwerths um die volle Hälfte bedroht. Fünfprocentige Papiere des Staats konnten bloß noch mit einem Verlust von 40 bis 50 Procent untergebracht werden, das Silberagio stieg auf 30 Procent, und dieses Aufgeld bezahlte auch der Staat bei der Entrichtung der Staatsschuldenzinsen in Papier. Nicht bloß die grobe Silbermünze, auch die Silberscheidemünze verschwand aus dem Verkehr, so daß man, um den Kleinhandel ferner zu ermöglichen, Kupferscheidemünzen prägen und Münzscheine zu zehn Kreuzern im Betrage von zwölf Millionen Gulden ausgeben mußte.

Die Rückwirkung dieser Lähmung der Kräfte auf die äußern Verhältnisse mußte der Regierung besonders empfindlich sein. Sie hatte in den Donaufürstenthümern, in Serbien, bei allen Südslawen das alte Ansehen verloren, so daß ihren Interessen und ihren Angehörigen vielfache Kränkungen geboten wurden, und konnte dem nicht steuern. Die sardinische Regierung verletzte den Vertrag von Villafranca und machte den Frieden von Zürich zu einem bedeutungslosen Papier. Dieselbe Regierung vernichtete die Selbständigkeit der mittelitalienischen Fürstenthümer, behielt die Romagna, ließ Sicilien und Neapel durch Freischaaren erobern und fiel ohne Kriegserklärung in den Kirchenstaat ein. Um das Maß voll zu machen, erklärte sie öffentlich, daß sie auch Venedig zu gelegener Zeit an sich reißen werde, und rühmte sich der in jenem österreichischen Kronlande spielenden Wühlereien, die für den Kaiserstaat zu einer eiternden Wunde geworden waren. Auch diesen Völkerrechtsverletzungen und Revolutionsumtrieben konnte Oesterreich nicht mit dem Schwert entgegentreten. Sein Feind wurde mit jedem Tage stärker und seine eigene Kraft nahm ab.

Durch Bündnisse die Möglichkeit eines kriegerischen Einschreitens in Italien zu gewinnen, wollte nicht gelingen. Oesterreich hatte sich in den letzten zehn Jahren von seinen alten Verbündeten zu weit entfernt, als daß eine schnelle Wiedervereinigung möglich gewesen wäre. England hatte sich

sogar auf die andere Seite gestellt, um ein unabhängiges Italien als Gegengewicht gegen Frankreich zu schaffen. Rußland grollte nicht bloß über die österreichische „Undankbarkeit," sondern verfolgte auch im Orient Zwecke, die mit den dortigen österreichischen Interessen in Collision geriethen. Was endlich Preußen betrifft, so war in Berlin der beste Wille vorhanden, zwischen Oesterreich und jenen beiden andern Mächten so weit zu vermitteln, daß sich ein Einvernehmen für die Erhaltung des Weltfriedens ergebe. Oesterreich als Secundant in einen Krieg für specifisch österreichische Zwecke zu begleiten, dafür war man aber nicht gestimmt, und die Erfahrungen, die man bei der innern deutschen Politik hinsichtlich der österreichischen nicht etwa freundlichen Tendenzen machte, konnten dazu nicht stimmen. Zu einer Verständigung bot man indessen die Hand. Sie wurde zunächst mit den deutschen Verbündeten Oesterreichs durch eine Monarchenzusammenkunft in Baden-Baden, dann durch eine Beredung des Prinz-Regenten von Preußen mit dem Kaiser von Oesterreich in Teplitz angebahnt (Juni und Juli 1860). Durch die guten Dienste Preußens kam dann noch im October eine Zusammenkunft der Herrscher Preußens, Oesterreichs und Rußlands in Warschau zu Stande. In Wien hegte man von dem Resultat keine hohen Erwartungen. Man sagte sich, daß man günstigsten Falls immer doch seinen Stützpunkt in der innern Kräftigung des Staats suchen müsse.

IV. Die Zeit der Entschlüsse.

Ehe Kaiser Franz Joseph nach Warschau abreiste, unterzeichnete er ein Verfassungspatent vom 20. October 1860. Mit Schmerz und Besorgniß gewahrte man, daß das Gutachten der Reichsrathsmehrheit im Ganzen Annahme gefunden habe. Jenes Patent gewährte den einzelnen Kronländern eine weitgehende Autonomie, so daß alle den Ministerien des Cultus, des Innern und der Justiz überwiesen gewesenen Gegenstände aufhören sollten, Staatsangelegenheiten zu sein. Diese drei Ministerien wurden demnach aufgehoben. Allerdings wurde ein Reichsrath eingesetzt und ihm Alles zur Berathung zugewiesen, was zum Finanz-, Zoll- und Steuerwesen, zu den Angelegenheiten des Handels, der Geldwirthschaft und des Verkehrs gehörte, aber dieser Gesammtrath der Monarchie wurde an die Kronlandtage geknüpft, aus deren Wahlen er hervorgehen sollte. Er erhielt dadurch denselben Charakter, welchen die verunglückte preußische Schöpfung des vereinigten Landtags gehabt hatte. Da die österreichischen Verhältnisse ganz andere sind als die preußischen, große Verschiedenheiten der Abstammung, der Sprache, der Sitten, des Glaubens bestehen, und künstliche Mittel die dadurch bedingte Isolirung der einzelnen Landestheile noch größer gemacht haben, so war zu erwarten, daß die von den Landtagen gewählten Reichsräthe Alles vermeiden würden, was eine Vereinigung der achtzehn Landesglieder begünstige, um im Gegentheil, Sonderinteressen verfolgend, das gemeinschaftliche Band zu lockern. Die erscheinenden Landesstatute konnten diese Besorgniß nicht beseitigen. Sie restaurirten die alten Institutionen und damit auch die alten Föderativgrundsätze. Den höhern Ständen wurde eine besondere Rücksichtsnahme zu Theil. Das Landesstatut für Tirol setzte die Mitgliederzahl des Landtags auf 56 fest und berief 14 Prälaten, 14 Adelige, 11 Bürger, 3 Beisitzer von Handelskammern und 14 Bauern. Die Landesstatute von Steiermark, Kärnthen und Salzburg waren dem dritten und vierten Stande etwas günstiger, aber die Vertretung, welche jene beiden Stände wegen ihrer überwiegenden Interessen fordern dürfen, wurde ihnen nicht bewilligt.

Der Kern und die Seele der neuen Verfassung war die wiederhergestellte Ausnahme- und Sonderstellung Ungarns. Der ganzen östlichen Hälfte der Monarchie gegenüber kehrte die Regierung auf den Metternich'schen Standpunkt von 1847 zurück. Ungarn wurde also wieder autonom und es stand ihm frei, alle Einrichtungen zu beseitigen, welche in den letzten elf Jahren theils im Interesse des Gesammtstaats, theils in jenem des Kronlandes getroffen worden waren. Man gab ihm seine alte Verfassung zurück, seine Comitatscongregationen und Restaurationen, seinen Hofcanzler, seine Curie, seinen Statthalter, seine Stuhlrichter und seine Panduren. Das war viel und den Ungarn doch nicht genug. Die im Reichsrath ausgesprochene Ansicht, daß es die höchste Zeit sei, die Völker der Monarchie, namentlich die Ungarn, in den Vollgenuß ihrer frühern

Rechte zu ſetzen, wenn nicht alle Zugeſtändniſſe zu ſpät kommen ſollten, beſtätigte ſich vollſtändig. Noch vor ſechs Monaten würde das Gebotene mit lautem Jubel begrüßt worden ſein, jetzt wies man es zurück. Man beſtritt dem Kaiſer ſogar das Recht, Verfügungen über Ungarn zu treffen. Ein Grundſatz, den man in den Revolutionsjahren aufgeſtellt hatte, wurde wieder hervorgeholt. Danach war Kaiſer Ferdinand, der letzte Habsburger, deſſen Stirn die Krone des heiligen Stephan berührt hatte, noch immer König von Ungarn, und nur ihm ſtand es zu, einen Landtag einzuberufen, in deſſen Gegenwart dann die höchſte Gewalt an den Kaiſer Franz Joſeph übertragen werden konnte. Dieſen für einen Nichtungar ſchwer verſtändlichen Grundſatz, der eine Abdankung, obgleich ſie dem natürlichen Tode des Monarchen ſtaatsrechtlich gleichſteht, nicht gelten laſſen will, ſchoben die Ungarn vor, um ihren eigentlichen Ausſtellungen an dem Diplom vom 20. October größeres Gewicht zu verleihen. Sie waren nämlich mit drei Punkten unzufrieden. Einmal wünſchten ſie das Eldorado der halben Steuerfreiheit von 1847 zurück und fanden ihr Staatsrecht verletzt, daß ſie durch den öſterreichiſchen Reichsrath zu gleichen Theilen mit der übrigen Monarchie beſteuert werden ſollten. Ferner wurde ihre Unzufriedenheit dadurch erregt, daß die Verfaſſungsänderungen von 1848 nicht ohne Weiteres anerkannt worden waren und daß ihr Landtag erſt mit der Regierung verhandeln ſollte, welche der modernen Zeitforderungen in die neue Verfaſſung als Geſetze übergehen ſollten. Endlich beſchwerten ſie ſich, daß die Zerreißung Ungarns in die fünf Kronländer Ungarn, Woiwodina, Kroatien, Slawonien und Dalmatien nicht beſeitigt worden ſei.

Die Regierung hatte darauf gerechnet, daß die ungariſchen Magnaten ihren Maßregeln die Zuſtimmung der Nation verſchaffen würden. Der ungariſche Hochadel ſoll in dieſer Beziehung unzweideutige Zuſagen gemacht haben. Mit den höchſten Staatsämtern waren Männer betraut worden, die des allgemeinſten Vertrauens genoſſen. Der neue Hofcanzler war Baron Vay, der Vorkämpfer der proteſtantiſchen Bewegung in Ungarn, und ſo begegnete man auch in den übrigen Stellen lauter Namen von beſtem Klang. In einer Conferenz zu Gran (18. December beriethen die Führer der Parteien, welche noch am eheſten für befriedigt gelten konnten, über das kaiſerliche Diplom. Selbſt ſie hielten an einem der Geſetze von 1848, dem Wahlgeſetze, feſt, und ließen bei ihren Berathungen die Hoffnung durchblicken, daß der ſchleunigſt einzuberufende Landtag die Anerkennung der ungariſchen Forderungen bewirken werde.

Die Nation folgte für den Augenblick nicht ihren altbewährten Politikern, ſondern überließ ſich einer leidenſchaftlichen Wuth gegen die verhaßten Schöpfungen der jüngſten Vergangenheit. Nach den Organiſationen von 1850 waren viele tüchtige öſterreichiſche Beamte in's Land gekommen, um Ordnung in die Gerichte und die Verwaltung zu bringen. Man vertrieb ſie ſo gut wie die gewöhnlichen Bureaukraten. Jene Organiſationen ſelbſt wurden mit ſelbſtmörderiſcher Haſt beſeitigt. Sie waren größtentheils vortrefflich, dem Wohl des Landes entſprechend, und was man ohne einen vermittelnden Uebergang an ihre Stelle ſetzte, war ein altes mangelhaftes Recht, ein halbes Verwaltungschaos. Das kam weiter nicht in Betracht. Die Folge war eine Unordnung ohne Gleichen, ein Stillſtand der Geſchäfte, eine völlige Anarchie. Eben ſo tumultuariſch wurde das Magyariſche wieder zur Geſchäftsſprache erhoben. An vielen Orten verweigerte man die Steuern, riß die kaiſerlichen Adler herab und beging Exceſſe gegen verhaßte Werkzeuge des alten Syſtems. Was ſich in dieſer Weiſe äußerte, war nicht bloß die Ungeduld, unverjährbare Rechte zurückzunehmen. Auch revolutionäre Elemente und Aufhetzungen von Außen waren in dem Treiben zu erkennen. Die Motive dieſer Einmiſchung waren italieniſchen Urſprungs. Je mehr Verlegenheiten der öſterreichiſchen Regierung in Ungarn bereitet wurden, um ſo freieres Spiel hatte man bei der Revolutionirung des Kirchenſtaats und Neapels.

Die Politik, die man in Wien gegen die ungariſche Bewegung beobachtete, war die richtige. Man ließ die erſte Aufregung ſich austoben, indem man vertraute, daß ein ſo edles Volk wie das ungariſche, wenn ſeine Beſonnenheit zurückgekehrt ſei, den berechtigten Anforderungen des Geſammtſtaats Rechnung tragen werde. Indem man ſich inzwiſchen mit der Aufnahme des Octoberpatents in den übrigen Theilen der Monarchie beſchäf-

tigte, gewahrte man überall die unverkennbarste Nichtbefriedigung. Aus den slawischen wie aus den deutschen Gebietstheilen lauteten alle Berichte dahin, daß nirgends ein Rückschritt in das altständische Wesen, sondern ein Fortschritt in das moderne Verfassungsleben gewünscht werde. Es ließ sich entweder politische Apathie, oder ein wühlerisches Treiben voraussehen, wenn das Verfassungsdiplom aufrecht erhalten werde. Für einen Staat, der der Wiederkehr des Vertrauens, des geistigen Aufschwungs der Bevölkerung dringend bedurfte, waren solche Stimmungen geradezu verderblich. Klar stellte sich die Nothwendigkeit heraus, über die bisherigen Zugeständnisse hinauszugehen.

Der 10. December brachte den Wienern eine frohe Nachricht. Graf Goluchowski, der Hauptvertreter des altständischen Systems, hatte seine Entlassung erhalten und statt seiner war Ritter von Schmerling zum Minister des Innern ernannt worden. Der bloße Name dieses Mannes war ein liberales Programm. In der vormärzlichen Zeit der Führer der niederösterreichischen Fortschrittspartei, dann in Frankfurt als Mithelfer an dem Versuch eines deutschen Verfassungswerks in großdeutschem und freisinnigem Geist mit thätig, hatte er in Oesterreich das Justizministerium bis zu dem Augenblicke verwaltet, wo der Beschluß gefaßt wurde, die Reichsverfassung vom 4. März 1859 aufzuheben. Wenn er jetzt zum zweiten Male ein Ministerium angenommen hatte, so mußte ihm die Gewißheit geworden sein, daß er die Geschäfte in seinem eigenen Geiste werde leiten können.

Die erste Aeußerung des neuen Ministers war ein Rundschreiben an die Statthalter. Oesterreich, hieß es darin, trete mit allen seinen Bestandtheilen in die Reihe derjenigen Länder, welche in der staatsrechtlich geordneten Theilnahme des ganzen Volks an der Gesetzgebung das Mittel wiedergefunden hätten, sich zu jener hohen Macht emporzuheben, welche die Grundbedingung des materiellen Wohlseins und des geistigen Aufschwungs sei. Was den verfassungsmäßigen Staat vor allen andern kennzeichne, sei die persönliche Freiheit seiner Bürger, damit hinfort jeder Einzelne in Bezug auf Religion und Gewissen, auf geistige und materielle Interessen sich jener Selbständigkeit erfreue, welche mit einem geordneten Gemeinwesen verträglich und nach den Erfahrungen freier Staaten dem Ganzen wie den Einzelnen heilsam sei. Somit gelte fortan der Grundsatz der freien Religionsübung mit allen seinen natürlichen Consequenzen auf dem Felde bürgerlicher und politischer Berechtigung. Eine der höchsten Aufgaben der Regierung werde darin bestehen, das edle Streben aller Nationalitäten, durch eigene Bemühung auf eine höhere Stufe der Geistesbildung sich zu erheben, nach Kräften zu unterstützen. In Bezug auf die Presse sei bereits die Einrichtung getroffen, daß jeder präventive Eingriff wegfalle. Oft werde die Regierung in der Lage sein, auf die Entwicklung des Ackerbaues, der Forstwirthschaft, des Bergwesens, der Industrie und des Handels durch Vermittlung des Unterrichts, durch Vervollständigung des Netzes der Communicationen, durch Ermunterung, Belebung und Hinweisung auf aneifernde Beispiele Einfluß zu nehmen und Hilfe zu leisten. Mit dem Grundsatz der Trennung der Verwaltung von der Rechtspflege habe sich die Controle der Oeffentlichkeit sowohl für das bürgerliche als für das peinliche Verfahren zu verbinden; ein wahrhaft mündliches Verfahren solle in das Gerichtswesen den raschern Fluß bringen, der mit allen andern Einrichtungen des socialen Lebens in Einklang stehe. Diese Zielpunkte im Verein mit den vollendeten Thatsachen der Entlastung des Grundes und Bodens, der Befreiung des Gewerbfleißes von allen lähmenden Fesseln, der Begründung ungehinderten Verkehrs im ganzen Umfange des Reichs, der Unabhängigkeit der Aemterbefähigung von Stand und Geburt und der Gleichheit vor dem Gesetz würden nicht verfehlen zu bewirken, daß der Oesterreicher sich in Bezug auf bürgerliche und persönliche Freiheit neben jene Völker hinstellen könne, welche den Ruhm erlangt hätten, allen übrigen als Vorbild zu dienen.

Die freudige Aufnahme dieses Rundschreibens in den deutsch-slawischen Ländern festigte den Boden unter den Füßen der Regierung. Sie konnte nun den Ungarn ein Halt zurufen. Deak war ihr übrigens bereits mit einer ernsten Mahnung vorangegangen. Ein kaiserliches Rescript vom 10. Januar 1861 setzte den Wellen der ungarischen Bewegung einen Damm entgegen. In einer scharfen Sprache erklärte dasselbe alle Wahlen von ungarischen Flüchtlingen so wie die Comitats-

beschlüsse gegen die bestehenden Justizbehörden für null und nichtig und drohte gegen die bereits angebahnte sofortige Einführung der Gesetze von 1848 und gegen alle Versuche, die Eintreibung der Steuern zu verhindern oder die Steuern selbst zu verweigern, mit den strengsten Maßregeln. Dieses Rescript kam zur rechten Zeit, denn indem es auf der einen Seite den radicalen Uebermuth dämpfte, benahm es auf der andern Seite den Conservativen und Liberalen den Wahn, als ob sie bei ihren Bestrebungen auf keinen Rückhalt rechnen könnten. Vor allen Dingen zeigte es sich, daß die Réglerung wieder das Bewußtsein der Kraft bekomme.

Zu einem Abschlusse war die Neuordnung des Staats durch dieses Alles nicht gebracht, dazu bedurfte es eines neuen Verfassungsgesetzes. Dieses ließ nicht länger auf sich warten, als die unumgänglichen Vorarbeiten bedingten. Es erschien am 26. Februar 1861. Sich einen Weiterbau der im Octoberpatent ausgesprochenen Grundsätze nennend, blieb es bei diesen nur insofern stehen, als die Verhältnisse Ungarns und seiner Nebenländer in Frage kamen. An diesen wurde nichts geändert. Um so eingreifender gestaltete die Verfassung das Staatsrecht der deutsch-slawischen Gebiete um. Der Reichsrath, der früher in dem Licht von Vereinigten Ausschüssen erschienen war, gewann jetzt das Ansehen eines österreichischen Parlaments, ausgestattet mit Oeffentlichkeit der Sitzungen, mit dem Recht der Initiative und mit der Competenz für alle die erbländischen Angelegenheiten, welche nicht als provinziell vor das Forum der Landtage gehörten. Dieses Parlament erhielt ein Ober- und ein Unterhaus. Ging das letztere wie früher aus den Wahlen der Landtage hervor, so ließen sich davon jetzt keine Nachtheile mehr befürchten, da die ständische Vertretung einer Interessenvertretung hatte weichen müssen, bei der die überwiegende Wichtigleit der Bürger und der Bauern gebührend berücksichtigt worden war. Um dies an einem Beispiel zu zeigen, wurde der Landtag von Niederösterreich zusammengesetzt aus zwei Geistlichen, einem Vertreter der Wiener Hochschule, fünfzehn Abgeordneten (adeligen oder bürgerlichen) des großen Grundbesitzes, achtundzwanzig Abgeordneten der Städte, Märkte, der Handelskammern von Wien und zwanzig Abgeordneten der übrigen Gemeinden. Der Wahlcensus wurde für die Städte auf mindestens zehn Steuergulden normirt, in den Landgemeinden sollten die Wahlkörper aus den persönlich Berechtigten (Beamten, Gelehrten u. s. w.) und den ersten zwei Drittheilen aller Steuerpflichtigen bestehen.

Diese Verfassung ist der Ausgangspunkt des neuen öffentlichen Lebens in Oesterreich. Bis hierher mußten wir die geschichtliche Entwicklung des Kaiserstaats begleiten. Was über den 26. Februar hinausliegt, gehört bereits der Verfassungsära an. Nach langem Schwanken ist nun die richtige Basis für das Staats- und Völkerleben gefunden. Ob eine große und sturmfeste Schöpfung darauf gestellt werden kann, wird von Mancherlei abhängen, von dem Gelingen einer neuen staatsrechtlichen Einigung mit Ungarn, von dem Maßhalten der Nationalitäten und besonders von der Weisheit der Regierung und der Aristokratie, welche letztere im Oberhause als eine der gesetzgebenden Gewalten constituirt worden ist.

Herzog Heinrich von Aumale.

Heinrich Eugen Philipp Ludwig von Orleans, Herzog von Aumale, ist der vierte Sohn des verstorbenen Königs Ludwig Philipp und der Königin Marie Amalie. Geboren zu Paris am 16. Januar 1822, wurde er von dem Prinz von Condé, dem letzten seines erlauchten Stammes, aus der Taufe gehoben. Der Prinz hatte sein Pathenkind letztwillig zu seinem Erben eingesetzt, worauf sich später eine Anklage der schwersten Art stützte. Als nämlich der letzte Condé am Morgen des 27. August 1830 erhängt gefunden wurde, verbreiteten die Legitimisten die schändliche Lüge, daß er ermordet worden sei, damit er seinen Entschluß, sein Testament zu ändern, nicht ausführen könne. Die Orleans sollten die Anstifter dieses Mordes sein, der unter der Beihilfe einer zum Hofstaat des Prinzen gehörenden Dame ausgeführt worden sei. Ein Erbschaftsproceß der Rohan's, welche ohne jenes Testament die Erben gewesen sein würden, brachte die Verläumdung in die Oeffentlichkeit. Der Herzog von Aumale war in jener Zeit acht Jahre alt. Gleich seinen Brüdern wurde er in einer öffentlichen

Lehranſtalt (Collége Henri IV.) erzogen und trat im ſiebzehnten Jahre in's Heer ein. Als Unterlieutenant machte er zunächſt im Lager von Fontainebleau ſeine Schule, leitete dann die Schießübungen von Vincennes und wurde gegen das Ende des Jahres zum Hauptmann im vierten Linienregiment ernannt. 1840 begleitete er ſeinen Bruder Orleans, für den er eine warme Liebe empfand, als Ordonnanzofficier nach Algier und legte in den Kämpfen von Affrun, vom Berge Muzaia und vom Olivenwalde Proben glänzender Tapferkeit ab. Zum Lohn dafür beförderte man ihn zum Major, zum Oberſtlieutenant, und er nahm unter Bugeaud und Baraguay d'Hilliers noch an verſchiedenen Gefechten Theil, bis er im Juli 1841 durch Fieber gezwungen wurde, momentan nach Frankreich zurückzukehren. Seine Reiſe durch das Land war ein Triumphzug, aber in dem Augenblicke, wo er an der Spitze des ſiebzehnten leichten Regiments in Paris einritt, machte ein Republikaner, Queſſinet, einen Mordanfall auf ihn. (13. September 1841.)

Nachdem der Herzog in Courbevoie ſeine militäriſche Ausbildung vollendet hatte, ſchiffte er ſich als Generalmajor wieder nach Algier ein. Man ſtellte ihn an die Spitze des Bezirks Medeah, wo er ſich, da die Verwaltung Algiers eine militäriſche war, auch in der Behandlung der Landesangelegenheiten Erfahrungen erwerben konnte. Der Krieg blieb indeſſen ſeine Hauptbeſchäftigung. Unter ſeinen glänzenden Waffenthaten ſteht die vom 16. Mai 1843 oben an. An dieſem Tage überfiel er die Smala Abdel Kader's, die in einem Thale an der Quelle Taguin lagerte. Er hatte 1300 Mann Fußgänger und 600 Reiter bei ſich und hatte mit ihnen einen fünfundzwanzigſtündigen Marſch durch waſſerloſe Wüſten machen müſſen. Trotz der Ermattung von Menſchen und Thieren warf er ſich auf den weit ſtärkeren Feind, der nach einem zweiſtündigen Kampfe völlig geſprengt wurde. Seine Siegesbeute beſtand in 3600 Gefangenen, vier Fahnen, einem Geſchütz, dem Briefwechſel und dem Schatz Abdel Kader's und in großen Heerden Vieh aller Art. Er wurde dafür zum Generallieutenant ernannt und mit dem Oberbefehl über die Provinz Conſtantine betraut. In den drei folgenden Jahren leiſtete er wieder wichtige Dienſte gegen die Kabylen und gegen die Stämme am Rande der Sahara. Durch ihn wurde Biskara zum Mittelpunkt des Südens erhoben und ſo befeſtigt, daß es für die Araber uneinnehmbar wurde. Das dortige arabiſche Bureau verſchaffte den Franzoſen binnen kurzer Zeit ein reines Einkommen von 700,000 Franken. Bei dem Feldzuge von 1845 betrat unter ſeiner Führung das erſte franzöſiſche Heer das Ziban, jene „Vereinigung von Oaſen“ (dieſe Bedeutung hat der Name), welche von der Natur dazu beſtimmt iſt, den Verkehr der Bevölkerung Centralafrika's mit den Küſtenbewohnern zu vermitteln.

Am 25. November 1844 vermählte ſich der Herzog mit Marie Caroline Auguſte von Bourbon, einer Tochter des Prinzen Leopold von Salerno. Dieſer Ehe ſind zwei Kinder entſproſſen, Ludwig Philipp, Prinz von Condé, und Franz, Herzog von Guiſe. Der Colonie Algier widmete er auch als Familienvater den größten Theil ſeiner Zeit. Seine Dienſte und Erfahrungen empfahlen ihn als den Nachfolger des Marſchalls Bugeaud, als dieſer wegen einer Differenz mit Ludwig Philipp wegen der algieriſchen Militärcolonie ſeinen Poſten als Generalſtatthalter niederlegte. Sein großes Vermögen und die Liebe der Armee machten die Stellung des Herzogs zu der eines Vicekönigs. Die Oppoſition brachte dieſes Verhältniß bei den Adreßdebatten von 1848 zur Sprache. Faſt in derſelben Zeit errang Aumale den letzten Erfolg, welcher der Julidynaſtie zu Theil werden ſollte. Am Morgen des 24. Decembers 1847 empfing er die Unterwerfung Abdel Kader's.

Dieſes Weihnachtsgeſchenk des Schickſals nutzte der Julidynaſtie zu nichts. Die Februarrevolution warf ſie vom Throne. In ihrem lauteſten Siegesjubel wurden die Republikaner von einem Schütteln erfaßt, wenn ſie daran dachten, daß der Herzog von Aumale in Algier von einem treuen Heer umgeben ſei und daß der Prinz von Joinville, der Liebling aller Matroſen, bei ihm weile und eine große Flotte zur Hand habe. Welchen Gebrauch würde ein Bonaparte von dieſen Angriffsmitteln gemacht haben! Die beiden Orleans unterwarfen ſich der Entſcheidung der Hauptſtadt und gingen in die Verbannung. „Wir lieben unſer Vaterland zu ſehr,“ ſchrieben ſie der proviſoriſchen Regierung, „als daß wir daran denken könnten, Zwietracht hineinzutragen. Aus der Ferne der Verbannung werden unſere heißeſten

Wünsche stets für das Glück Frankreichs sein."

Seit 1848 hat der Herzog von Aumale in Claremont oder Twickenham gelebt. Die Literatur besitzt von ihm zwei Monographien: La captivité du Roi Jean und La Siége d'Alesia. Zwei größere Artikel über die Zuaven und über die Jäger zu Fuß, welche die Revue des deux Mondes in ihrem Jahrgang von 1855 brachte, wurden ihm allgemein zugeschrieben. Wie versichert wird, arbeitet er seit längerer Zeit an einer Geschichte des Hauses Condé. Von der Politik hielt er sich ganz zurück, bis ein roher Ausfall des Prinzen Napoleon im Senat auf die Orleans (1. März 1861) ihn zu einer geharnischten Entgegnung veranlaßte. Er gab nun, den Angriff mit tief in's Fleisch gehenden Anspielungen auf die napoleonische Familie erwiedernd, eine Art von orleanistischem Glaubensbekenntniß.

Der Prinz Napoleon hatte ebenfalls ein politisches Programm gegeben. Es lief hinaus auf die Moral, daß Alles, was Frankreich nutze, recht und erlaubt sei. Wir achten die Verträge, hatte der Prinz gesagt, aber diejenigen von ihnen, welche Frankreich nachtheilig sind, verfluchen und zerreißen wir. Die letztere Classe von Verträgen besteht nach ihm aus denen, welche unerfahrene und verabscheuungswürdige Männer, in der Schwelgerei eines Sieges über Frankreich um einen grünen Tisch versammelt, gemacht haben, d. h. aus den Verträgen von 1814 und 1815. Es ist die Aufgabe Frankreichs, die Karte Europa's in seinem Interesse zu reformiren. Das strenge Recht braucht dabei nicht beobachtet zu werden; die Umstände gestatten nicht bloß zuweilen, daß man dasselbe verletzt, nein, sie fordern es. In der Politik ist es sogar erlaubt, Königsmörder zu belohnen, „man nimmt die Waffen eben, wo man sie findet." Die Grundsätze der Souveränetät der Nation und des allgemeinen Stimmrechts, dieser einzigen Basis des Thronrechts, müssen überallhin verbreitet werden. Das ist die besondere Mission Frankreichs und der Napoleoniden.

Diesem Programm hat der Herzog von Aumale das orleanistische entgegengestellt. Frankreich muß nach den Grundsätzen von 1789 regiert werden; aber aus diesen Grundsätzen ist keine Ursache der Unruhe und der Angst für die Welt, sondern eine Quelle der Ordnung, der Freiheit und des Gedeihens für Frankreich zu machen. Jeder Franzose soll derselben Sicherheit, derselben Freiheit, derselben Unverletzlichkeit genießen. Mild und weise regiert, wird das Land dem übrigen Europa keine Unruhe verursachen. Sein auswärtiger Einfluß muß der Entwicklung der Freiheit günstig und durchaus friedlich sein.

Der Herzog gab seiner Antwort den Titel: „Brief über die Geschichte Frankreichs," um ihre Verbreitung in Frankreich zu ermöglichen. Er hat seinen Zweck erreicht; einige zehntausend Exemplare sind verbreitet worden, ehe die Polizei aufmerksam wurde und den Brief mit Beschlag belegte und verbot. Der orleanistischen Partei hat der Herzog durch seinen Brief einen großen Dienst geleistet. Man ist daran erinnert worden, daß sie existirt und daß ihre Häupter einst nicht unrühmlich regiert haben. Der Prinz Napoleon ist neuerdings in den Verdacht der Muthlosigkeit gerathen. Der Herzog hatte ihm eine Herausforderung zugehen lassen und zwei Tage in Brüssel auf ihn gewartet, ohne daß sein Gegner erschien.

Der nordamerikanische Sonderbund.

Der Zerfall der nordamerikanischen Union, noch zu Anfang dieses Jahres kaum mit Bestimmtheit vorauszusagen, ist mit einer Schnelligkeit, die selbst in Amerika, dem raschlebenden, nur wenige Politiker geahnt haben werden, aus einer Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit geworden, und er wird, wenn nicht ganz unberechenbare Ereignisse Halt gebieten, vielleicht noch im Lauf dieses Jahres zur endgiltigen Thatsache geworden sein. Was zuerst ein bloßes Symptom des alle vier Jahre wiederkehrenden Wahlfiebers zu sein schien, hat sich als Anfang zur Ausführung eines wohlüberlegten, seit Langem vorbereiteten Planes erwiesen. Es scheint, daß der Charakter des Südens in der That von dem des Nordens zu verschieden ist, als daß beide ein und dasselbe Haus bewohnen könnten. Die Interessen, welche die Sclavenstaaten mit den freien verbunden halten sollten, sind von andern Rücksichten überwogen, wenn auch nur dadurch, daß die Leidenschaft ihr Schwert in die Wagschale geworfen hat. Eine Revolu-

tion, ein Bürgerkrieg iſt ausgebrochen, von dem Niemand ſagen kann, wie er enden wird, von dem man nur das eine wiſſen ſollte, daß er, möge er enden wie er wolle, auf keinen Fall das alte Verhältniß der Parteien zu einander wiederherſtellen wird. Behält, was das Wahrſcheinlichere iſt, der Norden ſchließlich die Oberhand, ſo iſt damit noch nicht die tiefe Kluft wieder ausgefüllt, welche durch die Ereigniſſe der letzten Monate in die Nation geriſſen wurde, und eine Niederhaltung des Südens durch Gewalt iſt auf die Dauer unmöglich. Siegt, was immerhin möglich iſt, der Süden, gelingt ihm die Losreißung, ſo iſt dadurch das, warum es ſich im letzten Grunde handelt, die Aufhebung der Sclaverei, nicht nur nicht abgewendet, ſondern, wie leicht zu ſehen, bedeutend näher gerückt.

Wir betrachten die Entwicklung der Dinge ohne Leidenſchaft und glauben ſo befähigt zu ſein, ſie zu erkennen, wie ſie wirklich ſind. Wenn wir gleichwohl Partei nehmen, und zwar für den Norden, ſo geſchieht es nur, weil die Sclavenhalter, auf ihr ſtarres Recht pochend, es verweigerten, daſſelbe mit den Anforderungen der von Jahr zu Jahr lauter und dringlicher gewordenen lebendigen Gerechtigkeit in Einklang zu bringen.

Die Revolution ſagt, ſie vertheidige ihr Eigenthum, aber wer anders als ein Barbar oder ein Fanatiker will behaupten, daß Menſchen an Menſchen ein Eigenthum haben können, und welcher von den Führern der republikaniſchen Partei hätte je mehr erſtrebt, als Beſchränkung der Sclaverei auf ihr bisheriges Gebiet, Ausſchluß derſelben von den freien Staaten und den Territorien? Wir beklagen, geben aber bereitwillig zu, daß die Verhältniſſe eine ſofortige Aufhebung der Sclaverei verbieten. Wir erklären uns bis zu einem gewiſſen Grade einverſtanden damit, daß die Neger eine untergeordnete Race ſind, daß ihre Arbeit in den Baumwollen- und Reispflanzungen nicht zu entbehren iſt, wenn die Pflanzer nicht Bettler werden ſollen, daß ſie in ihrem gegenwärtigen Zuſtand nur gezwungen arbeiten, daß ſie in dieſem Zuſtand überhaupt zur Freiheit nicht reif ſind. Wir ſtellen nicht in Abrede, daß die Abolitioniſten, die beiläufig nicht mit den Republikanern zu verwechſeln ſind, ſondern nur die äußerſte Linke, die Ideologen und Gefühlspolitiker der Partei bilden, in ihren Schilderungen der Sclaverei bisweilen zu ſchwarz gemalt haben und daß von ihnen bei Bekämpfung des Uebels häufig der Grundſatz, daß der Zweck das Mittel heilige, angewandt worden iſt. Wir laſſen uns endlich gern erinnern, daß der Süden heißeres Blut als der Norden hat, daß der Bewohner von Südcarolina liebenswürdigere Manieren zeigt, als der ſteife Yankee im Oſten und der rauhe Hinterwäldler des Weſtens, und daß viele ſüdliche Pflanzer, unſern beſſern Junkern vergleichbar, und überhaupt Leute von altem Schrot und Korn, die Sclaverei bona fide vertheidigen, indem ſie, auf ihren einſamen Plantagen wenig beeinflußt von der Bewegung der Geiſter lebend, von ihren Urelternvätern her mit der Vorſtellung vertraut ſind, der ſchwarze Menſch ſei zum Knechte des Weißen geſchaffen.

Wir glauben nichts vergeſſen zu haben, was der Revolution zu einiger Entſchuldigung dienen kann. Dennoch ſchließen wir uns ohne Rückhalt denen an, die ſie verurtheilen. Die große Maſſe der in gutem Glauben Handelnden iſt gemißbraucht von ehrgeizigen Politikern, die ſchon lange grollten, daß die Wage des Einfluſſes ſich in den letzten Jahren von der Seite Südcarolinas und der ganzen ſüdlichen Ariſtokratenpartei mehr und mehr nach dem Norden hinſenkte, und die lieber in einer kleinen Nebenunion die erſte als in der großen alten die zweite Rolle ſpielen wollen. Die größere Liebenswürdigkeit im Umgang gibt Niemand ein Anrecht auf unſere Sympathien, wenn er eine ſchlechte Sache vertritt. Heißeres Blut kann eine mildere Beurtheilung, aber keine Freiſprechung rechtfertigen. Wählten die Abolitioniſten nicht immer die rechten Waffen, ſo wird dadurch eine hochverrätheriſche Intrigue gegen den Beſtand der Union um ſo weniger entſchuldigt, als jene nur eine ſchwache Partei bilden. Tauchten ſie ihren Pinſel nur in den ſchwarzen Farbentopf, ſo wirft die Sclaverei, ſelbſt nur aus dem weißen gemalt, beim Licht der Menſchlichkeit noch immer einen großen tiefen Schatten auf die Zuſtände eines Volkes, das ſich von ſeinen Schriftſtellern ſo gern „the most enlightened nation“ nennen läßt. Sehr wahr, daß ſich die Sclaverei nicht im Handumdreben wegſchaffen läßt, wohl aber ließe ſie ſich ohne beträchtlichen Schaden für die Betheiligten allmälig fortmanövriren, ſich zunächſt durch Verwandlung in eine Art Leibeigenſchaft, durch glebae adscriptio,

d. h. durch Verbot, die Farbigen von dem Gute wegzuverkaufen, auf dem sie leben, durch Unterricht der Sclaven und ein Verfahren, welches ihnen einen kleinen Antheil an den Früchten ihrer Arbeit sicherte und ihnen so Geschmack und Lust an freiwilliger Arbeit beibrächte, wesentlich mildern und dann, wenn ein neues Geschlecht erwachsen, durch Ablösung, wie jetzt in Rußland geschieht, stufenweise der vollen Freiheit nähern. Auf alle Fälle muß sie auf ihre bisherigen Grenzen beschränkt werden, komme davon was wolle. Weiteren Spielraum für sie fordern, heißt auf ihre Verewigung hinarbeiten, und wenn Rechte dafür sprechen, so müssen dieselben der Gerechtigkeit weichen.

Die Secessionisten sind Rebellen gegen diese über dem positiven Recht schwebende, die Weltgeschichte durchdringende, deren Fortschritt zum Bessern verursachende höhere Gerechtigkeit; sie sind außerdem Rebellen gegen das in allen demokratischen Republiken maßgebende Princip der Majoritäten, dem sich der Bürger solcher Staaten auch dann unterzuordnen hat, wenn es ihm unbequem wird. Sie werden, wenn der Norden irgend welche Energie besitzt — an der erforderlichen Macht fehlt es ihm nicht — über kurz oder lang, entweder direct, durch eine Niederlage, die ihr System erschüttert, oder indirect, dadurch daß ihr neuer Staat einen feindlichen Nachbar erhält, der ein Asyl für alle flüchtigen Sclaven und ein Herd für alle Umtriebe zur Aufreizung der zurückgebliebenen sein wird, schwere Buße für ihren Starrsinn zahlen müssen, wie alle, die mit dem Geist des Jahrhunderts im Conflict sind und ihm das Compromiß verweigern, das er zu fordern berechtigt ist.

Was wir hier bemerkt, scheint sich von selbst zu verstehen. Aber es mußte in's Gedächtniß gerufen werden, weil in gewissen der Reaction dienenden Blättern gewisse verrannte Köpfe spuken, die in ihrem Eifer, alles Bestehende zu vertheidigen, sich nicht entblöden, die republikanische Partei dem deutschen Publicum als die revolutionäre zu denunciren. Die Sclaverei in der bisherigen Gestalt und Ausdehnung erhalten, hieß eine Krankheit erhalten, die fortwährend zunahm. Es mußte ein Anfang gemacht werden, das Uebel durch Unterbindung zu localisiren, weil es sonst bald noch schwerer zu heilen war, als im gegenwärtigen Augenblick. Die Republikaner setzten zu diesem Anfang an, und die südlichen Demokraten antworteten darauf mit einer Revolution. Das ist in kurzen Worten der Gang der Dinge gewesen, den wir später vielleicht ausführlich darstellen. Für jetzt begnügen wir uns mit einer Beschreibung von Land und Leuten in den sieben Staaten des Sonderbundes, einem Blick auf Virginien und die noch zweifelhaften Sclavenstaaten, einer kurzen Vergleichung derselben mit dem Norden und einigen Andeutungen hinsichtlich der Folgen, welche die Revolution in Nordamerika für andere transatlantische Länder und für Europa haben dürfte.

Blicken wir auf die Karte, so finden wir die sieben Sonderbundsstaaten folgendermaßen gruppirt: Zuerst oben im Nordosten das unregelmäßige Dreieck von Südcarolina, daneben im Westen das reichlich noch einmal so große fünfseitige Georgia, dann Alabama, ein beinahe regelmäßiges längliches Viereck bildend, ferner, die beiden letztgenannten Republiken im Süden begrenzend, die Halbinsel Florida, die einige Aehnlichkeit mit der Gestalt Italiens hat, sodann wieder westlich von Alabama das etwa gleichgroße Mississippi und südwestlich von diesem wiederum Louisiana, endlich im fernsten Westen und reichlich soviel Flächenraum umfassend, daß man vier mittelgroße Staaten daraus machen könnte, das vielkantige, im Norden fast ganz unbewohnte Texas. Die Grenzen dieses Staatencomplexes sind: im Nordosten und Norden Nordcarolina, Tennessee, Arkansas, das Indianerterritorium und Nebraska, im Westen Neumexiko, im Südwesten die mexikanische Republik, im Süden der mexikanische Golf und im Südosten das Atlantische Meer.

Der Ausdehnung nach rangiren diese Staaten so, daß Texas mit einer Bodenfläche, welche die der Staaten des deutschen Bundes noch um mehr als 1000 deutsche Meilen*) übertrifft, die erste Stelle einnimmt; dann folgen Florida, Georgia, Alabama, Mississippi, Louisiana und Südcarolina, letzteres immer noch um mehr als 200 Quadratmeilen größer als Baiern. Anders stellen sich die Staaten nach ihrer Einwohnerzahl, indem hier der Vorrang Georgia gebührt, dessen Gebiet von mehr als 1 Million bewohnt ist; dann folgen Alabama, Mississippi, Südcarolina, Louisiana, Texas, endlich Flo-

*) Wir rechnen im Folgenden nur nach solchen, nicht nach englischen.

rida. Die genauen Zahlen geben wir ſpäter bei Betrachtung der einzelnen Staaten, und zwar nach dem vor Kurzem veröffentlichten Cenſus von 1860. Hier ſei nur noch vorläufig bemerkt, daß, ſämmtliche Sonderbundsſtaaten zuſammengefaßt, die Zahl der Sclaven der Zahl der Freien faſt gleichkommt nnd daß erſtere in Miſſiſſippi und Südcarolina die letztere ſogar übertrifft.

Das Land iſt in allen Sonderbundsſtaaten mit Ausnahme einiger Theile von Florida, Louiſiana und Texas ähnlich geſtaltet und abgeſtuft: an der Küſte hin ziehen ſich Watten, kleine Inſeln und Sandbänke, dann folgt, von Sümpfen unterbrochen, zum Theil mit Wald bedeckt, ein feuchtes, im höchſten Grad ungeſundes Marſchland, auf welchem vorzüglich Reis und Baumwolle gebaut werden, dann ein breiter Streifen ſandigen Hügellandes, der nur, wo Flüſſe ſich hinſchlängeln, fruchtbar iſt, ſonſt aber entweder weitgedehnte Fichtenwälder oder dürre Steppen zeigt, endlich ein Bergland, welches ſich in einzelnen Gipfeln über 5000 Fuß erhebt, ein geſundes Klima hat, aber noch wenig beſiedelt und nur zur Farmwirthſchaft, nicht zur Anlage von Plantagen geeignet iſt.

Hauptproduct iſt die Baumwolle der See- und Flußmarſchen und der Theer der mittleren Waldregion. Außerdem wird etwas Reis und Zucker und in einigen Strichen auch etwas Getreide für die Ausfuhr erzeugt. Die Viehzucht iſt in den meiſten Staaten des Sonderbundes unbedeutend, die induſtrielle Thätigkeit gleichfalls, die Rhederei nicht minder. Das Canal- und Eiſenbahnſyſtem hält mit dem in den nördlichen Staaten keinen Vergleich aus. In mehrere der Staaten muß Getreide und Fleiſch vom Norden eingeführt werden. Die Manufacturen liefern nur grobe Kleiderſtoffe und Eiſengeräthe. Die Rhederei ſämmtlicher Sclavenſtaaten (mit Einſchluß von Virginien, Maryland und Nordcarolina) wies 1856 nur 859,032 Tonnen auf, während der einzige Staat New-York deren 1,464,221, Maſſachuſetts, welches ſich ſeiner Größe nach zu Südcarolina, dem kleinſten der Sonderbundsſtaaten, wie 1 zu 4 verhält, 978,210 hatte. Die Länge der Eiſenbahnen in den ſieben Republiken der ſüdlichen Union betrug in demſelben Jahre ungefähr 500 deutſche Meilen, etwa ſo viel als die der Bahnen von Ohio und 80 Meilen weniger als die der Bahnen des Staates New-York.

Die Bevölkerung in den ſüdlichen Sclavenſtaaten iſt weſentlich anderer Art als die im Norden der Union. Hier wie dort iſt das Engliſche die Hauptſprache, aber Sitte und Charakter ſind faſt durchaus verſchieden. Der Norden iſt von Yankees und Nachkommen von ſolchen bewohnt, er hat ſtarke deutſche und iriſche Elemente in ſich aufgenommen. Der Süden wurde von ariſtokratiſchen Virginiern und Südcarolinern ſowie theilweiſe von Romanen bevölkert. Der Yankee ſtammt von rauhen, ernſten Puritanern, er iſt ein kalter, nüchterner Rechner, mehr ausdauernd als ungeſtüm, und im Allgemeinen nicht kriegeriſch, wenigſtens nicht kriegsluſtig. Gemüthlichkeit, Lebensluſt ſind ihm faſt unbekannt. Der Südländer dagegen hat etwas von der Art ſeiner Eltern bewahrt, engliſcher Adeliger und hugenottiſcher Franzoſen, welche in der Zeit des Edictes von Nantes und der Camiſardenkämpfe von Languedoc hier in Südcarolina einwanderten, lange mit den Schrecken der Wildniß, Indianern, Panthern und Alligatoren kämpften, dann mit den Spaniern von Florida zu ringen hatten und im Unabhängigkeitskrieg die erſten und die letzten waren, welche das Land der britiſchen Krone entreißen halfen. Die Einwanderung aus der alten Welt war ſeitdem gering, die Erhaltung der Sclaverei in dieſen Strichen that das Ihre zur Bildung des Charakters. Auch das faſt tropiſche Klima mußte dabei mitwirken. Spaniſche Elemente in Florida und Louiſiana und in Texas das Einſtrömen abenteuernder Grenzſtrolche ſo wie andern geſetzloſen Volkes äußerten ebenfalls ihre Einflüſſe. So iſt der Südländer nach ſeinen guten Seiten ein lebhafter, warm- und weitherziger, gemüthlicher Charakter, der mit ſeiner Offenheit, Geſprächigkeit und heitern Lebensauffaſſung ſehr vortheilhaft gegen das nördliche Weſen abſticht, nach ſeinen üblen ein ſtolzer, ehrgeiziger, heißblütiger, zu allerlei Gewaltſchritten geneigter, herrſchſüchtiger Ariſtokrat.

Hauptgegenſtand des Schaffens iſt im Norden die Herrſchaft über die Natur, das direct angeſtrebte Ziel Reichthum. Der Süden dagegen ringt, ſeinem ererbten und durch den Anblick der Sclaverei genährten Hang zufolge, vornehmlich nach der Herrſchaft über Menſchen, und der Endzweck ſeiner Gedanken iſt Macht. Während dort die Talente vorwiegend in Handel, Gewerbe und Landwirth-

ſchaft angelegt werden, wird hier mit ihnen, ſoweit ſie nicht von der allmächtigen Baumwolle in Anſpruch genommen werden, in der Politik gewuchert. Während dort die große Mehrzahl der jungen Leute von Fähigkeit zu Schiffsführern, zu Kaufleuten, zu Gelehrten ſich ausbildet, widmet die Blüthe der Jugend ſich hier mit Vorliebe der Laufbahn des Officiers, des Diplomaten, des Congreßredners. Während dort im Allgemeinen das politiſche Treiben nur Zubehör, nur Mittel iſt, hat es hier in der Regel faſt die Bedeutung des Lebenszwecks.

Die Folgen davon zeigt die Geſchichte der Union in den letzten fünf Jahrzehnten nur zu deutlich. Der Norden regierte die Handelsintereſſen und damit das ganze materielle Wohl der Union, baute und verwaltete Fabriken, Mühlen, Schiffe, Canäle und Eiſenbahnen, cultivirte die Wälder und Prairien des Weſtens, ſchrieb, rechnete und verdiente und vergaß dabei nicht Schulen und Bücher. Der Süden dagegen beherrſchte, gleichviel ob einer der Seinen den Präſidentenſtuhl inne hatte oder nicht, die Politik, ſchuf Krieg und Frieden, dictirte Freihandel oder Schutzzoll, ſo weit die Intereſſen des Nordens dies zuließen. Faneuil Hall in Boſton war „die Wiege der Freiheit,“ aber Virginien war „die Mutter der Präſidenten.“ Von den acht oberſten Beamten in den erſten 50 Jahren der Geſammtrepublik waren nur drei Männer des Nordens, und keiner von dieſen beſaß bedeutenden Einfluß, keiner wurde nach Ablauf ſeiner Amtszeit wieder gewählt. Der kleine Staat Rhode Island gebar Leute, die den Miſſiſſippi bezwingen und den Niagara nöthigen konnten, die Räder einer Spinnerei zu treiben, aber Südcarolina hatte Politiker, die dem Congreß Vorwärts und Halt geboten und den Parteien die Faſſung ihrer Glaubensbekenntniſſe vorſchrieben. Der Süden ſetzte die Einverleibung von Texas durch und befahl die Entfaltung des Sternenbanners zum Krieg mit Mexiko. Der Norden ließ ſich dieſe Maßregeln aufdringen, baute aber inzwiſchen ein Dutzend rieſige Schienenſtraßen und vermehrte ſeine Kauffahrteiflotte, ſo daß ſie die britiſche an Tonnengehalt übertraf. Der Süden wurde auf dieſe Weiſe verhältnißmäßig arm, aber einflußreich, der Norden wohlhabend, aber vergleichsweiſe ſchwach im Kampf der Parteien. Der letztere hatte in den letzten Jahren erkannt, was ihm fehlte, er entwickelte eine ungewohnte Energie auch nach der politiſchen Seite hin, ſiegte im Wahlkampf und ſchickte ſich an, in der Auguration Lincoln's den Anfang einer neuen Epoche zu feiern, als der Süden ſich mit Macht gegen die Neuerung erhob und die Union zerriß.

Um uns noch etwas genauer mit dem Charakter des Landes bekannt zu machen, verſetzen wir uns an die Mündung eines der größern Flüſſe, welche Alabama, Georgia oder Südcarolina durchſtrömen, und fahren zuerſt auf einem Dampfer, dann auf der Eiſenbahn durch die vorhin genannten drei Regionen, das Marſch-, das Hügel- und das Bergland.

Der Strom unter uns wälzt träge hinſtrudelnd dickes erbſengelbes Schlammwaſſer. Seine Ufer, ſchwammiger Schlickboden, werden vor dem Einſturz durch ungeheure Schichten über einander gebetteter Auſtern und Muſcheln wie durch einen natürlichen Damm geſchützt. Es iſt Morgen, und ſchwerer, grauer, fieberſchwangerer Nebel füllt die Luft über den Reisfeldern rechts und links. Das Dampfbot iſt ein altes ſchmutziges, plumpes Ding, nicht zu vergleichen mit den ſchwimmenden Paläſten auf dem Ohio, Miſſiſſippi und Hudſon. Die Paſſagiere ſind Sclavenaufſeher und Terpentinkaufleute, welche zu den Theerſiedern der Waldregion im Innern wollen. Die Bedienung beſteht aus geſchwätzigen alten Negerinnen, die hellfarbige Taſchentücher um den Kopf gewunden haben, goldne Ohrringe tragen und — wenn wir die rechten getroffen — Schnupftaback kauen.

Langſam drängt ſich das Bot durch die ſchlammige Fluth und den webenden Nebel hindurch. Da wird's über dem Sumpfland zur Rechten heller, und wie eine glühende Kohle, die in einen Baumwollenballen gefallen und allmälig durch ihn hindurch gebrannt iſt, erſcheint am öſtlichen Horizont in dem flockigen Dunſte die Sonne. Das feuchte, kalte Weiß des Nebels wird zu hellem Gelb, dann ſchmilzt es in ein feuriges Orange und endlich verflüchtigt ſich die ganze Dunſtmaſſe und der blendende Schein der goldnen Lichtkugel droben verkündet ſelbſt dem verſchlafenen Alligator im Schlamm der Uferbank, daß es Tag geworden. Die Ränder des Waſſers ſind mit hohem bräunlichen Schilf und Binſen bedeckt. Bisweilen erblicken wir einen einzelnen Baum, auf deſſen Wipfel einer der kahlköpfigen Adler horſtet, welche

Amerika zum Wappenthier gewählt hat. Gelegentlich erhebt ſich aus ſeinem Schlammbett einer van jenen greulichen Drachen, welche dieſe Gewäſſer bewohnen, gähnt und ſtürzt ſich plump wie ein fallender Baumſtamm in die trübe Fluth. Mitunter paſſirt das Fahrzeug einen Reiher oder einen andern befiederten Fiſcher, der einſam auf einem Bein ſtehend, über ſein Frühſtück meditirt.

Weiter hinauf mehren ſich die Reisfelder, und es erſcheinen auch Baumwollenpflanzungen. In der grünen Fläche tauchen Negerhütten, Häuſer von Pflanzern und jene an den Seiten offnen, unten ſiebartig durchlöcherten Holzthüren auf, in denen der Reis geworfelt wird. Die Felder, reinſter Moraſtboden, ſind durch Gräben entwäſſert und, wo ſie höher liegen, berieſelt. Sie ſind für den Pflanzer ſehr werthvoll, aber für die Geſundheit ſehr gefährlich. Kein Weißer, der nicht von ſtarker Leibesconſtitution und ſchon an die Marſchluft gewöhnt iſt, wagt ſich länger als ein paar Tage dem Peſthauch auszuſetzen, den ſie ausſtrömen.

Auch wir ſind froh, dieſe Strecke endlich hinter uns zu haben und auf der Eiſenbahn in die Meilen auf Meilen ſich erſtreckenden, aromatiſch duftenden Nadelwälder hineinzubrauſen, welche das Hügelgebiet in der Mitte des Landes bedecken. Die Städte, die wir paſſiren, ſind ohne Ausnahme klein und unanſehnlich. Nur in den Flußthälern, die van der Bahn durchſchnitten werden, treffen wir cultivirte Strecken. Faſt ohne Aufhören fliegen am Wagenfenſter ſchilferige, röthlich ſchillernde Baumſtämme und ſchwarzgrüne Wipfel vorüber. Kein Vogel ſingt in ihren Zweigen. Doch geben rothe Brombeergebüſche zu ihren Füßen, mächtige Ranken von wilden Reben und Unterholz von Aharn und hellgrünem glänzenden Arbutus einige Farben zu der Eintönigkeit dieſer Waldwüſten. Der Boden iſt ſandig, die Gewäſſer ſind klar. Bei jeder Station iſt ein mächtiger Haufen geſpaltener, Harz ausſchwitzender Scheite aufgeſchichtet, der von den Arbeitern der Bahn, meiſt Negern, als Feuerung in den Tender des Maſchinenführers geworfen wird. Allenthalben begegnen wir Producten der Siedereien, Tannen mit Theer und Terpentin.

Und wieder ändert ſich die Scenerie. Jenſeits des Hügellandes, hoch oben im Narden der Staaten, erheben ſich über den ſandigen Dünenwällen der Urzeit romantiſche Gebirge, Keſſel, Sättel, Kegel, Mulden und Schluchten bildend, Ausläufer der Blue Mauntains, die ihrerſeits wieder Zweige der Alleghani-Berge ſind. Hier finden ſich alle Reize eines Mittelgebirgs, wilde Klippen, ſilberne Bäche mit prächtigen kleinen Waſſerfällen, und hier kann man, unter echten Hinterwäldlern Geſchichten aus den Indianerkriegen und dem Unabhängigkeitskampf lauſchend, von irgend einem Felsgipfel, ſo hoch wie der Adler horſtet, auf anmuthige Waſſerläufe, idylliſche Raſenplätze, Aecker mit Mais und Weizen und roh gebaute Blockhütten hinabſchauen, ein Bild, in deſſen Genuß nur ſelten der Anblick von Sclaven ſtört, da Sclavenarbeit hier oben ſo wenig vortheilhaft iſt, wie weiter im Norden. Es iſt in dieſer Bergregion überhaupt nicht anders wie in den Gebirgen der nördlichen Sclavenſtaaten, und wenn wir unter den Baumrieſen der Wälder häufig auch die prächtige Magnalie mit ihren großen roſenrothen Blüthenbüſcheln erblicken, ſo begegnen wir derſelben nicht bloß hier, ſondern auch in den Thälern von Nordtenneſſee und Kentucky.

So ſind dieſe Striche nicht die charakteriſtiſchen für die öſtlichen Sonderbundsſtaaten. Dieſe finden ſich vielmehr im Süden, in Südcarolina z. B. in den niedrigen Walddiſtricten um Midwerry. Hier treffen wir Nadelwälder, in denen jeder dritte Baum umgehauen oder geritzt iſt, damit er ſein Terpentin ausblute. Weiter hinab folgt Sumpfboden mit alten kahlköpfigen Cypreſſen, von deren Zweigen, langen grauen Patriarchenbärten vergleichbar, Flacken ſpaniſchen Moſes herabhängen. Daneben wieder erhebt ſich auf trockneren Inſeln im Moraſt, bald Baum, bald nur Strauch, der glänzend grüne Lorbeer mit ſeiner ſchönen Laubkrone. Um den duftreichen Baytree windet ſich mit breiten, pfeilſpitzenförmigen Blättern Epheu, und neben der nordiſchen Eiche wächſt Wipfel an Wipfel der Galdorangenbaum des Südens und der anmuthige Palmettoſtrauch, während andere Waldbäume mit Guirlanden der Fuchsrebe, hundert und mehr Ellen lang, dick wie ein Mannsarm und beladen mit Trauben, umwunden ſind.

Wir ſind im Hauſe eines Pflanzers und erfreuen uns gaſtfreier Pflege und patriarchaliſcher Sitte. Wir gehen durch die Hütten des Negerquartiers dahinter und hören in den Taubenſchlägen und kleinen Gemüſegärten derſelben (faſt überall geſtattet man den

Sclaven, Geflügel und Gemüſe zu ziehen, die ſie an ihre Herren verkaufen) das Girren und Flattern der Taubenfamilien. Es wird Mittag, und die Schwarzen kehren vom Felde zurück, keuchend unter der Laſt von Körben und Säcken mit Baumwolle. Es iſt Abend, und ein Negerpaar feiert in lärmender Weiſe ſeine Hochzeit — ein Herr Sambo Smith und ein Fräulein Clara Brown. Alle Baracken ſind voll Gekicher und Geplapper, und weithin ſchallt das Banjo und der wilde Geſang der tanzenden Schwarzen.

Wieder wandern wir am Ufer eines Fluſſes hin und hören die Flößer auf demſelben, ebenfalls Neger, ihrem Horn melancholiſche Töne entlocken, die das Echo des Waldes noch ſchwermüthiger wiedergibt. Wir machen einen Ausflug in die Sümpfe hinaus, oder nach einem fernen Bayou, einem von ſtehendem Waſſer mit ſchwarzem Grund umgebenen Eiland oder einer Einbuchtung des Meeres. Vorſichtig auftretend; denn hier niſtet die Schlange und der Alligator, ſchreiten wir über einen umgefallenen Stamm, der die Lagune überbrückt, und blicken hinaus in einen alten Cypreſſenhochwald, der mit den Mooſsfahnen, die von ſeinem Wipfeldach herabhängen, wie ein ungeheures Todtengewölbe ausſieht, von deſſen Dache zerfetzte Fahnen und Schleier niederſchweben. Allenthalben umgibt uns das Gefühl der Oede, der Trauer und des Todes, das durch das dumpfe Summen ferner Muskitoſchwärme nur noch trüber und drückender wird.

Wir betreten den Wald, der in roſtbrauner Herbſtfarbe vor uns aufragt, und in welchem uns Schaaren von Spottvögeln, vom Echo begleitet, jeder einzelne ſelbſt ein Echo der andern, mit ihrem ſeltſamen Geſang empfangen. Weiter hinein wird es ſtiller, dunkler und ſchauerlicher. Die Eule ruft über uns; denn hier in der ewigen Dämmerung wohnt der lichtſcheue Vogel am liebſten. Die Schlonge ziſcht uns, verdrießlich über den Eindringling, an und zeigt die Hakenzähne. In der Ferne ſtöhnt ein rieſiger Brüllfroſch wie ein ruheloſer Geiſt im Hades. Kein Vogel ſingt in dieſer Wüſte des Todes. Der Erdboden iſt feucht, ſchlüpfrig und elaſtiſch. Dort flattert ein Zug wilder Enten auf und hinaus in die Lagune, und daneben regt ſich's und reckt ſich's im naſſen Gras, und ein ungeheurer Alligator ſchleicht langſam, vom Nachmittagsſchlaf erwacht, nach dem Waſſertümpel hinab. Ein Kranich unterm Uferhang erhebt ſich kreiſchend in die Luft, als das ſchwarzgraue warzige Ungethüm den ſchweren plumpen Leib in die faule, mit Waſſerlinſen bedeckte Lache hinabfallen läßt. Da fährt er hin, der Drache. Langſam durchſchneidet ſein knolliger Rücken den grünen Schleim, dann zeigt ſich nur noch ſein langer Eidechſenkopf, endlich verſinkt er in den geliebten Schlamm auf dem Grunde des Pfuhles.

Da röthet ſich's, flammt es zwiſchen den ſchwarzen Cypreſſen. Breite, immer breiter werdende Adern von Blutfarbe treten am Horizont hervor. Es iſt der große Brand des Sonnenuntergangs, der ſich entzündet hat, das Vorſpiel des jüngſten Tages, die Schauſpielprobe gleichſam für das große Drama, das die nächſte Zukunft bringen wird. Es iſt noch nicht das Feuer vom Bürgerkrieg angeſteckter Städte. Die Gegend um Charleſton ſchlummert noch in leidlichem Frieden. Aber wer will ſagen, wie lange?

Wir werfen jetzt einen Blick auf die einzelnen Staaten des Sonderbundes.

Südcarolina gehört zu den dreizehn Republiken, aus denen die Union urſprünglich beſtand. Seine Grenzen ſind im Oſten und Norden Nordcarolina, im Südoſten der Atlantiſche Ocean, im Weſten und Süden Georgia. Es nimmt eine Fläche von 1600 Quadratmeilen ein, von denen aber nur etwa der vierte Theil unter Cultur genommen iſt, und hatte beim letzten Cenſus eine Bevölkerung von 308,186 Freien und 407,185 Sclaven. Freie Farbige befanden ſich beim vorletzten (1850) nur 8900 im Lande, wie viele 1860, iſt uns unbekannt. Hauptflüſſe ſind der Savannah, welcher den Staat von Georgia ſcheidet, der Pedee, Waccamaw, Santee, Black, Cooper, Wateree, Ediſto, Catawba und Tyger. Vor der Küſte liegen zahlreiche kleine Inſeln. In den Marſchniederungen iſt das Klima von März bis zum October unerträglich heiß und ungeſund. Wechſel- und Gallenfieber ſind dann an der Tagesordnung, und nicht ſelten ſtellt ſich auch das gelbe Fieber ein. Der Winter iſt hier unten nur eine Regenzeit, ein Frühling ſo gut wie unbekannt. Das Gebirge dagegen iſt geſund wie alle hochliegenden Gegenden.

Südcarolina iſt noch ausſchließlicher als ſeine Nachbarn ein Baumwollenpflanzerland, es erbaut an Getreide nicht die Hälfte von dem, was es bedarf, und muß daher dieſes

wie andere Lebensmittel vom Norden und Weſten kaufen. Die Viehzucht beſchränkt ſich faſt ganz auf die Schweinezucht, und auch dieſe wird nachläſſig betrieben. In den Bergen wird Eiſen, etwas Blei und Gold gegraben. Die induſtriellen Etabliſſements ſind kaum der Rede werth: man findet drei oder vier Fabriken, die grobes Tuch zur Bekleidung der Sclaven liefern, ein halb Dutzend Eiſenhämmer, einige Nägelfabriken, dann Säge-, Mahl- und Oelmühlen ſowie die bereits erwähnten Theerſiedereien.

Die fundirte Staatsſchuld belief ſich 1858 auf 3,192,743, die ſchwebende auf 3 Mill. Dollars. Die Zahl der Milizen wurde uns auf 55,000 Mann angegeben, doch iſt dies jedenfalls viel zu hoch gegriffen. Schon die Hälfte davon wäre ein ſehr ſtarkes Contingent im Vergleich mit der Zahl der freien Einwohner, und daß der Staat auch nur ſo viel Mannſchaft einige Monate auf Kriegsfuß erhalten könnte, wäre grabezu undenkbar. Eiſenbahnen beſitzt der Staat 162 deutſche Meilen, Canäle nur etwas über 10 Meilen. Die in ihrer jetzigen Geſtalt ſeit 1790 beſtehende Verfaſſung legt die geſetzgebende Gewalt in die Hände eines Senats, der aus 45, und eines Abgeordnetenhauſes, welches aus 124 Mitgliedern beſteht. Die Senatoren werden auf vier, die Abgeordneten auf zwei Jahre gewählt. Beide Häuſer verſammeln ſich jedes Jahr am vierten Montag des November in dem Städtchen Columbia. Die vollziehende Gewalt hat der von der General-Aſſembly auf zwei Jahre gewählte Gouverneur. Stimmberechtigt iſt jeder männliche Bürger der Vereinigten Staaten, der über 21 Jahre alt iſt, ſeit zwei Jahren im Staat Südcarolina wohnt oder bei der Wahl ſeit ſechs Monaten ein Freigut von 50 Acres oder einen Stadtbauplatz beſitzt oder in Ermangelung deſſen ſeit ſechs Monaten ſich in dem betreffenden Wahlbezirk aufhält und jährlich eine Steuer von 37½ Cents (etwa ½ Thaler preußiſch) entrichtet. Sclaven und überhaupt Farbige dürfen natürlich hier ſo wenig wie in einem andern der Sclavenſtaaten ſtimmen; indeß gelten ſie in dem Cenſus, nach dem die Staaten zur Abſendung einer gewiſſen Anzahl von Vertretern in den Congreß zu Waſhington berechtigt ſind, jeder einzelne als dreifünftel Seele. Sie ſind mithin zweifünftel Eigenthum und dreifünftel politiſche Perſon, indeß haben ſie nur für ihre Herren politiſche Rechte. Daraus ergibt ſich das Mißverhältniß, daß Südcarolina bei einer Bevölkerung von nur 308,186 freien Weißen ſieben, Newhampſhire dagegen mit mehr als 400,000 weißen Einwohnern nur drei Abgeordnete in den Congreß ſchickte.

Von jenen Abgeordneten Südcarolina's ſind zwei Senatoren und fünf Mitglieder des Repräſentantenhauſes. Wenn der kleine Staat in der Entwicklung der Union eine bei Weitem wichtigere Rolle geſpielt hat, als viele andere von doppelt ſo ſtarker weißer Bevölkerung, ſo liegt der Grund davon theils in jenem Cenſus, theils in der größern Neigung der hieſigen Sclavenhalter-Ariſtokratie zu politiſcher Beſchäftigung, theils in der Anzahl von Politikern, die Südcarolina in den Congreß ſandte und in dem Umſtand, daß hier ſich eine Schule bildete, welche die Grundſätze jener Politiker bei allen Gelegenheiten mit traditioneller Kunſt und Kühnheit zu verwirklichen beſtrebt war. Als Gründer dieſer Schule haben wir Calhoun anzuſehen, der einerſeits zuerſt mit Entſchiedenheit und Conſequenz die Meinung verfocht, daß jeder Einzelſtaat Richter über die Grenzen der Bundesgewalt ſei, andererſeits zuerſt die Sclaverei der Freiheit als gleichberechtigte Macht gegenüberſtellte.

Calhoun war ein Schüler Jefferſon's. Dieſer hatte die Gleichberechtigung Aller als Princip aufgeſtellt und die Freiheit der Einzelſtaaten dadurch geſichert, daß er die Bundesregierung angewieſen haben wollte, ſich aller Einmiſchung in die innern Angelegenheiten dieſer Staaten zu enthalten, die Entſcheidung in öffentlichen Fragen aber den Majoritäten anheimzugeben. Calhoun verwechſelte das ſchrankenloſe Belieben des Einzelnen mit der Freiheit und ſtellte als Schutzmittel gegen unbequeme Majoritätsbeſchlüſſe den Satz auf, daß jeder einzelne Staat die Befugniß habe, bei Verletzung oder Beſchränkung ſeiner Intereſſen durch den Congreß jeden dahin zielenden Beſchluß für nichtig zu erklären. Daß die Conſequenz dieſes Syſtems das freie Veto der polniſchen Landboten und die abſolute Anarchie iſt, kümmerte ihn nicht.

Ferner: bis auf Calhoun galt die Sclaverei ſelbſt dem Süden als ein Uebel. Er zuerſt ſprach es aus, daß ſie der normale Zuſtand für den Neger, göttlich in ihrem Urſprung und wohlthätig in ihren Folgen, daß eine wirkliche Demokratie ein Unding

und die Sclaverei das conſervative Princip der menſchlichen Geſellſchaft ſei, und daß die Regierung das Syſtem, dem ſie ihren Halt verdanke, nicht zu beſchränken, ſondern nach Möglichkeit zu fördern habe. Danach handelte er in allen Fragen, danach handeln ſeine Schüler und Nachfolger noch bis dieſen Tag, und ſo gelangte die in Südcarolina wurzelnde Partei, ſtets die höchſten Forderungen ſtellend, um die Gegner wenigſtens zu Abſchlagszahlungen zu vermögen, endlich dahin, wo der Norden, die Summe dieſer Abſchlagszahlungen überblickend, inne wurde, daß auf dieſe Weiſe nicht mehr zu leben ſei.

Die Haupthafenſtadt Südcarolinas iſt Charleſton, die politiſche Hauptſtadt des Staates das etwa 25 deutſche Meilen nordweſtlich von hier gelegene Columbia. Von den übrigen Orten iſt nichts der Erwähnung Werthes zu bemerken, es ſind unbedeutende Landſtädtchen, von denen nur eins, Georgetown, mehr als 3000 Einwohner hat. Auch Columbia hat nur inſofern ein Intereſſe, als von hier das erſte Manifeſt der ſeceſſioniſtiſchen Bewegung ausging. Da die amerikaniſchen Republiken ſich in der Wahl der Hauptſtädte meiſt durch keine andere Rückſicht beſtimmen laſſen, als die, möglichſt genau die geographiſche Mitte des Landes zu treffen, ſo liegt Columbia in einer vollkommen unfruchtbaren Gegend, die dem Auge nichts als unabſehbare Harzfichtenwälder bietet. Wie bei faſt allen amerikaniſchen Orten neuern Urſprungs ſind die Straßen ſchnurgrade, ſehr breit und meiſt mit Bäumen bepflanzt, unter denen die prachtvolle Pride of India am häufigſten iſt. Der Fluß, an welchem die Stadt liegt, iſt der Kongaree. Von den öffentlichen Gebäuden iſt nur zu ſagen, daß ſich in einem derſelben die Univerſität des Staates Südcarolina befindet. Da außer dem Gouverneur und andern Oberbeamten auch einige wohlhabende Pflanzer hier ihren weſentlichen Aufenthalt haben, ſo charakteriſirt ſich die ſaubere kleine Stadt ſofort als Wohnſitz einer höheren Claſſe der Geſellſchaft.

Ueber Charleſton müſſen wir ausführlicher berichten, da es nächſt Neuorleans die wichtigſte Stadt des ganzen Sonderbunds iſt. Charleſton liegt an einer ziemlich geräumigen Bucht des Atlantiſchen Meeres und zwar am Nordweſtrande derſelben und auf einer flachen Landzunge, die von den in dieſe Bucht ſich ergießenden mittelgroßen Flüſſen Cooper und Aſhley gebildet wird. Die Umgebung iſt intereſſelos und einförmig, die Stadt ſelbſt wie faſt alle großen Städte Nordamerika's im Schachbretſtil gebaut: langgeſtreckte Hauptſtraßen, die ſich von Süden nach Norden hinaufziehen, werden im rechten Winkel von Querſtraßen geſchnitten, die über die vollkommen ebne Landzunge von Fluß zu Fluß laufen. Bei ihrer flachen Lage nimmt ſich die Stadt bei der Einfahrt in die Bucht aus, als ob ſie bis zur Hälfte im Waſſer ſtände, und bisweilen wird durch Anſchwellungen der Flüſſe oder Winde, welche dieſelben ſtauen, der Schein zur Wirklichkeit. Das Innere zeigt weſentliche Verſchiedenheiten von der Phyſiognomie der nördlichen Großſtädte. Ueberall das Beſtreben, den Unbequemlichkeiten des heißen Klima's entgegenzuarbeiten: die meiſten Straßen ſind weniger breit als dort, bedeutende Plätze mangeln ganz, nur die Minderzahl der Häuſer iſt von Backſteinen erbaut, faſt alle Privatwohnungen ſind hölzerne, ein-, höchſtens zweiſtöckige Gebäude, die meiſt blendend weiß angeſtrichen, mit luftigen zierlichen Veranden und grünen Sommerladen verſehen ſind und großentheils von Schlingpflanzen überwuchert werden, was oft recht artig ausſieht. Von größeren Gebäuden ſind nur die City Hall und die Börſe, die aus dem vorigen Jahrhundert ſtammen, das Cuſtomhouſe, ein mächtiger mit weißem Marmor bekleideter Bau, der erſt im vorigen Jahre vollendet wurde, und einige elegante und prachtvoll eingerichtete Hotels zu nennen.

Die Bucht von Charleſton, von Südoſten nach Nordweſten in das Land hineingeſprengt, wird von mehren Forts vertheidigt. Die Stadt ſelbſt iſt nicht befeſtigt. Dagegen tragen mehre der in der Bucht liegenden Inſeln Forts und Schanzwerke, die bisher Eigenthum der Union waren. Eine kleine Viertelmeile öſtlich von der Stadt, am Ausfluß des Cooperriver liegt am ſüdlichen Rand von Shutes Folly Island das kleine Fort Pinkney, das bis zum Ausbruch der Revolution keine Garniſon hatte und nur mit 12 Zwanzigpfündern armirt war. Einen ſtarken Büchſenſchuß öſtlich von hier finden wir das nicht befeſtigte Hog Island. Etwa dreiſünftel Meilen ſüdöſtlich von der Stadt und vor dem Ausfluß des Aſhleyriver ſtreckt ſich James Island hin, auf deſſen öſtlichem Geſtade das kleine Fort Johnſon, bisher mit

16 Geschützen versehen, die Einfahrt in die Bai bewacht. Demselben Zweck dienen die Forts Sumpter und Moultrie, jenes auf einer künstlichen Insel, genau östlich vom Fort Johnson, dieses auf dem etwa 2300 Ellen nordöstlich von hier sich erhebenden Sullivans Island erbaut. Der Canal zwischen den Forts Sumpter und Moultrie ist die Haupteinfahrt, da der zwischen den Forts Sumpter und Johnson, ebenso wie der zwischen Sullivans Island und dem Festland, nur mit flachgehenden Schiffen und während der Ebbe gar nicht zu befahren ist. Fort Sumpter ist also der Schlüssel zum Hafen von Charleston und zu dessen Zollrevenuen. Es beherrscht mit seinen Kanonen vollständig alle Canäle, welche von der offnen See nach der Stadt führen, und die ganze Bucht bis an die Mündung der genannten beiden Flüsse. Es liegt mitten im Einfahrtscanal, der hier eine gute Viertelmeile breit ist, auf einer aus versenkten Granitblöcken gebildeten Insel. Seine Gestalt ist ein Fünfeck. Die Mauern, 60 Fuß hoch und 10 Fuß dick, erheben sich unmittelbar aus dem Wasserspiegel. Das Ganze ist von Ziegeln erbaut, die bekanntlich sich für den Festungsbau mehr empfehlen als Quadersteine. Das Fort hat drei Geschützreihen, welche, vollständig armirt, 75 Geschütze haben, und von denen die oberste, aus Mörsern und Vierundzwanzigpfündern bestehend, unbedeckt auf dem Dach aufgestellt ist, und auf Drehscheiben placirt, nach allen Richtungen feuern kann. Die beiden untern Etagen sind casemattirt, und ihre Feuerschlünde, in der obern sogenannte Columbiaden (Bombenkanonen, welche Geschosse von 8 bis 10 Zoll Durchmesser schießen und eine Tragweite von 22,000 Fuß haben), in der untern zweiundvierzigpfündige Paixhans, schleudern ihre Kugeln aus Schießscharten. Sämmtliche Forts befinden sich bekanntlich jetzt in den Händen der südlichen Insurgenten und werden mit einer Flotte ohne Panzerschiffe nicht wiederzugewinnen sein.

Charleston gilt allgemein für einen sehr ungesunden Ort, indeß ist es, da die Nähe des Meeres die Atmosphäre von den Fieberdünsten reinigt, welche dem Boden entsteigen, wenigstens gesünder als die Marschländereien weiter im Innern. Der Fremde wird leicht ein Opfer der bösen Luft, die Eingebornen leiden nicht sehr davon, sehen aber doch fast ohne Ausnahme aus wie in der Genesung begriffne Kranke, und nur selten begegnet man alten Leuten, häufig frühzeitig gealterten.

Der Ton in der Gesellschaft ist ein sehr angenehmer. Weder so anspruchsvoll wie durchschnittlich die Einwohner von Boston, noch so steif wie die von Philadelphia, stimmen die vornehmern Charlestoner den Fremden mit ihrer Herzlichkeit, Offenheit und heitern Geselligkeit sofort zu Behagen und Wohlbefinden.

In commerzieller Beziehung ist Charleston der bedeutendste Platz zwischen Potomac und Mississippi, indem nicht nur der Exporthandel Südcarolina's, sondern auch der von Nordcarolina und einem Theil Georgia's hier seinen Haupthafen hat. Der wichtigste Artikel ist natürlich die Baumwolle. Weniger gut geeignet ist der Platz als Importhafen. Die Bevölkerung der nächsten Umgebung ist im Vergleich mit der im Norden der Union spärlich, und überdies können nur die Weißen in den angrenzenden Bezirken als Consumenten der Haupteinfuhr des Hafens gelten, da man die Schwarzen meist mit Lebensmitteln, die aus den Nordweststaaten kommen, beköstigt und sie mit Osnaburgh, einem groben Baumwollenzeug, kleidet, das im Inlande gefertigt wird und durch seine Wohlfeilheit alle Concurrenz auswärtiger Fabriken ausschließt. Die dichtere Bevölkerung in Georgia und Alabama versorgt sich mit ihren Bedürfnissen an ausländischen Artikeln vermittelst ihrer eignen Häfen, und selbst in Nord- und Südcarolina hat Charleston nicht das ausschließliche Lieferungsrecht. Treibt der Platz trotzdem einen lebhaften Handel, so hat er doch nichts weniger als das Aussehen einer wachsenden Stadt. Seit 70 Jahren, d. h. seit dem ersten Census, hat sich seine Bevölkerung noch nicht einmal verdoppelt, während sie sich in den meisten andern amerikanischen Städten vervierfacht hat und in manchen um das Fünfzig-, das Hundertfache, ja noch mehr gewachsen ist. 1820 besaß Charleston 24,780, zehn Jahre später etwas über 30,000 Einwohner. 1840 hatte sich diese Zahl wieder um etwa tausend vermindert, 1850 betrug sie 42,807, jetzt ist sie wiederum auf 40,192 gefallen. 1850 war Charleston seiner Bevölkerung nach die zehnte Stadt der Union, jetzt ist sie, indem ihr außer New-York, Philadelphia, Baltimore, Boston, Neuorleans, Cincinnati, St. Louis und Chicago auch

Brooklyn, Albany, Pittsburg, Louisville, Buffalo, St. Francisco, Providence und Washington voranstehen, zur siebzehnten in der Reihe herabgesunken. Die Stadt aber ist hier das Barometer für das Land, dasselbe hat allerdings an Einwohnern, aber kaum an Productionsfähigkeit und Wohlstand zugenommen, und der Grund davon ist kein anderer als die Sclaverei.

Der nächste westliche Nachbar Südcarolina's ist der Staat Georgia, der im Norden von Tennessee und Nordcarolina, im Osten von Südcarolina und dem Atlantischen Meer, im Süden von Florida und im Westen von Alabama begrenzt wird. Der Flächeninhalt desselben beträgt (nach den genauen Vermessungen, deren Ergebniß im American Almanac von 1859 verzeichnet ist) 85,000 englische oder 2728 deutsche Geviertmeilen, die Einwohnerzahl 1,082,736, worunter sich 467,400 Sclaven befinden. Flüsse, die in ihrem untern Lauf schiffbar sind, sind der Apalachicola, welcher auf einer Strecke von etwa 35 deutschen Meilen die Grenze gegen Alabama hin bildet, der Flint, der St. Mary, der Alatamaha, der Oakmulgee, Oconee, Savannah und Coosa. Im Süden an der Grenze von Florida streckt sich der große Okefinokeesumpf hin. Klima, Gesundheits- und Bodenverhältnisse sind im Wesentlichen dieselben wie in Südcarolina. Von besonderm Interesse ist hier die hart an der Küste sich hinziehende Kette von Inselchen, von denen Wassaw, Ossabaw, St. Catherine, Sapello, St. Simons, Jekyl und Cumberland die größten sind und deren angebaute Striche die berühmte Sea-Island-Baumwolle liefern. Die Küste des Festlands ist wie in Südcarolina in der Breite von einer bis zwei Meilen salziges, uncultivirbares Watt, dann folgt röthlicher Thonboden, der immer noch so weich und schwammig ist, daß man oft vier bis fünf Meilen vom Meer noch ohne Schwierigkeit einen eisernen Stab von sechs Fuß Länge mit der bloßen Hand hineintreiben kann, aber sich vortrefflich zum Zucker- und Reisbau eignet und ebenso gut die Baumwollenstaude gedeihen läßt. Dann folgt sandiges, mit Harzfichtenwäldern bedecktes Hügelland, zwischen dem man schwarzen Humusboden in mehr oder minder breiten adersörmigen Senkungen antrifft, auf welchem man Taback und Baumwolle, sowie Weizen und Mais erbaut. Der Nordwesten ist ein Gebirgsland, welches noch sehr wenig angesiedelt ist, in seinen Höhenzügen Eisen, Blei und etwas Gold enthält und da, wo die Bergkette in die Fläche verläuft, ziemlich fruchtbare Striche zeigt. Auch in Georgia decken Viehzucht und Getreidebau nicht vollständig den Bedarf an Fleisch und Mehl, und auch hier liegt die Industrie noch in den Windeln, indem sie sich auf einige Eisenhütten, Branntweinbrennereien, Gerbereien und ein halb Dutzend Osnaburghfabriken beschränkt. Die Staatsschuld belief sich im Jahre 1858 auf 2,632,722 Dollars. An Eisenbahnen hat Georgia unter allen Sonderbundsstaaten die meisten, nämlich über 200 Meilen, doch ist dazu zu bemerken, daß der Staat an Größe unter den älteren Staaten diesseit des Mississippi nur von Virginien und Florida, nach der Länge seiner Eisenbahnen aber von New-York, Ohio, Illinois, Pennsylvanien, Indiana, Massachusetts und Virginien übertroffen wird und zwar von New-York und Ohio fast um das dreifache. Von den beiden Canälen des Staates wird nur der von Brunswik nach dem Alatamaha gehende noch befahren, der eine Länge von ungefähr 12 Meilen hat.

Die Bewohner Georgia's sind theils Nachkommen von Einwanderern aus den Nachbarstaaten, besonders aus Südcarolina, theils Abkömmlinge englischer Proletarier, die von 1732 an durch eine von James Oglethorpe geleitete Colonisationsgesellschaft hierher gebracht wurden. 1776 wurde die britische Colonie, die sich aus diesen Anfängen entwickelt hatte, zum unabhängigen Freistaat erklärt. Zwei Jahre später gab dieser sich eine Verfassung, die mit geringen Abänderungen bis jetzt gegolten hat und in den Grundzügen der von Südcarolina gleicht. Zum Bundescongreß sandte Georgia acht Abgeordnete, ebenfalls mehr als der Staat nach der Zahl seiner freien Einwohner sollte.

Die einzigen der Erwähnung werthen Städte Georgia's sind die politische Hauptstadt Milledgeville, das hart an der Grenze von Südcarolina gelegene hübsche Augusta und die Hafenstadt Savannah. Milledgeville liegt am Oconee und fast genau in der Mitte des Staates, hat 7500 Einwohner, ein Staatshaus, wo die Legislatur sich versammelt, ein Arsenal und mehre Banken und ist am einfachsten beschrieben, wenn man es ein großes, regelmäßig angelegtes Dorf mit

ein paar Dutzend städtischen Gebäuden nennt. Augusta erhebt sich in waldiger Gegend auf einem Hügel über dem trüben, trägfließenden Savannah-River, über den hier eine Brücke führt, und der es durch Dampfbote mit Savannah verbindet. Es hat circa 12,000 Einwohner, von denen, wie überall im Süden, reichlich die Hälfte Farbige und Sclaven sind. Die mit dem Strom parallel laufenden Hauptstraßen haben eine ungeheure Breite, der mit Ausnahme der bekannten Pennsylvania-Avenue zu Washington selbst in Amerika nichts Aehnliches gleichkommt, die öffentlichen Gebäude sind groß, aber ein geschmackloses Gemisch der verschiedensten Stile. Dagegen sind die Privatwohnungen zum Theil elegant, und die hübschen kleinen Villen auf den Höhen der Stadt bilden einen wirklichen Schmuck der Gegend. Trotz seiner Lage im Binnenland ist Augusta ein ziemlich lebhafter Ort, da die Pflanzer der westlichen Counties hier ihre zum Verkauf bestimmten Producte zur Versendung nach Savannah und Charleston aufspeichern und andrerseits hier die Bedürfnisse einzukaufen pflegen, die sie nicht selbst erzeugen. Savannah ist die größte Stadt Georgia's, indem es über 18,000 Einwohner zählt. Es liegt an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Tybee-Sund, treibt starken Seehandel, hat etwas Rhederei und besitzt einige hübsche öffentliche Gebäude, zu denen die Börse, die Akademie, die eine der beiden Presbyterianerkirchen und das Theater gehören. Die Umgebung ist sandig und der Flugsand liegt oft knöcheltief in den mit Chinabäumen und Magnolien bepflanzten, um die Zeit der Orangenblüthe von fast betäubendem Duft erfüllten Straßen. Leben und Treiben gleicht in vieler Hinsicht dem von Charleston, das für ganz Georgia den gesellschaftlichen Ton angibt.

Florida, vom Tage seiner Entdeckung Pasqua Florida (Palmsonntag) so genannt, grenzt im Norden an Georgia und Alabama, im Westen und Süden an den mexikanischen Golf und im Osten an das Atlantische Meer. Sein Flächeninhalt beträgt 2788 Quadratmeilen, seine Einwohnerzahl belief sich nach dem Census von 1860 auf 81,885 freie Weiße und 63,800 Sclaven. Es war ursprünglich spanische Besitzung, kam 1819 durch Kauf an die Union und wurde drei Jahre später als Staat in dieselbe aufgenommen. Die Bewohner des Landes sind meist Einwandrer aus den benachbarten Staaten, indeß wohnen in den westlichen Counties noch viele Spanier, auch findet sich hier noch ein kleiner Rest von Seminolen, mit denen noch vor einigen Jahren Krieg geführt werden mußte. Die Verfassung ist ähnlich wie die in Georgia geordnet. Zum Congreß in Washington sandte Florida nur einen Repräsentanten. Die fundirte Staatsschuld betrug im Jahre 1858 nur 158,000 Dollars.

Ihrer Bodenbildung nach ist die Halbinsel Florida von den Nachbarländern bedeutend verschieden. Das Land ist allenthalben flach und sein höchster Rücken erhebt sich kaum 200 Fuß über den Meeresspiegel. Der Boden wird in vier Classen getheilt: die Lowhammocks, Marschen am Meer und am untern Lauf der Flüsse gelegen und häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, die Highhammocks, Hügelland mit Eichen, Magnolien und Lorbeerbäumen bestanden, die Savannen am obern und mittlern Lauf der Flüsse und die Pine-Barrens oder Fichtenwüsten, sandige Hochflächen, die bisweilen von Adern mit fruchtbarer Humuserde durchschnitten sind. Klima und Flora des Landes haben schon tropischen Charakter, obwohl der Wendekreis des Krebses etwas südlicher liegt als die Südspitze Florida's. Auf der Ostseite der Halbinsel befinden sich viele Buchten, doch eignen sich dieselben hier nur zu Häfen für kleine Fahrzeuge, wogegen die der Westküste auch große Schiffe aufnehmen können. Die Hauptflüsse sind der St. Marg und der St. John, dessen Bett sich oft seeartig erweitert, der Suwannee, der Ochlokonee, Apalachicola, St. Joseph und Escambia. Landseen gibt es besonders in der südlichen Hälfte des Staates eine große Anzahl, und hier erstrecken sich zugleich vom Ufer des sehr ausgedehnten Okeechobeesees die sogenannten Everglades, Sümpfe, die einen Theil des Jahres mehre Fuß hoch mit Wasser bedeckt sind und aus denen sich zahlreiche kleine Eilande erheben. An der Südostspitze der Halbinsel endlich beginnen die der Schifffahrt überaus gefährlichen „Keys," eine Reihe von Klippeninseln und Riffen, die sich in der Richtung nach Südwesten quer durch die Einfahrt in den Golf von Mexico fast bis zur Mitte der Straße zwischen Florida und Cuba fortsetzt.

Von Fabriken ist in Florida noch nicht die Rede. Hauptnahrungszweig ist die Landwirthschaft in der Form des Plantagenbe-

triebes. Man erbaut vorzüglich Baumwolle, dann Reis, Zucker, Mois, etwas Taback und Indigo und alle Arten von Südfrüchten. Der Handel hat ſich in den letzten Jahren bedeutend gehoben. Eiſenbahnen hatte der Staat 1856 noch nicht, doch war eine ſolche von Port Leon nach Talahaſſee projectirt. Letzteres, ein Oertchen von circa 3000 Einwohnern, iſt der Sitz des Gouverneurs und der Legislatur von Florida. Außerdem mag noch des im Oſten gelegnen, von zwei kleinen Forts vertheidigten St. Auguſtin mit 4000 Einwohnern gedacht werden. Wichtiger iſt für uns das an einer Bai des Golfs von Mexico liegende Penſacola (der Ton auf der vorletzten Silbe), welches zwar nur etwas über dritthalbtauſend Einwohner hat, aber wegen ſeines befeſtigten Hafens und ſeines großen Seearſenals grade jetzt einer der wichtigſten Punkte für die Union iſt.

Penſacola liegt in der Nordweſtecke des Staats am Ausfluß des Escambia und auf dem Weſtufer einer Bucht, welche, tief und geräumig genug für die größte Flotte, den beſten Hafen am ganzen Golf bildet. Der Stadt ſüdlich gegenüber zieht ſich von Oſten nach Nordweſten die flache Inſel Santa Roſa hin, auf welcher die Hauptbefeſtigung des Hafens, das in neueſter Zeit oft erwähnte Fort Pickens ſteht. Daſſelbe iſt eine Baſtion erſten Ranges mit 45 Fuß hohen, 12 Fuß dicken Mauern aus Granitquadern. 1828 begonnen und erſt 1853 vollendet, hat es in ſeinem Bau Aehnlichkeit mit dem oben geſchilderten Fort Sumpter: zwei Reihen von Schießſcharten in bombenfeſter Caſematirung und darüber eine dritte Geſchützreihe, die en barbette feuert. Die Geſchütze beſtreichen jeden Punkt des Horizonts mit Flanken- und Enfilirfeuer. Die innern Räume ſind auf eine Garniſon von 1260 Mann berechnet, die Armirung des Forts beſteht jetzt aus 210 Geſchützen, unter denen ſich 63 eiſerne Zweiundvierzigpfünder, 13 ſchwere achtzöllige Haubitzen, 1 dreizölliger und 8 zehnzöllige Mörſer befinden, und mit welchen das Werk Stadt und Hafen vollſtändig beherrſcht. Auf der andern Seite der Einfahrt in die Bai liegt auf einer ſchmalen Landzunge das Fort Macrae, dann folgt, genau im Norden von Fort Pickens, auf dem feſten Lande das Fort San Carlos de Barancas und etwas mehr landeinwärts ein Reduit, endlich im Südoſten von hier die große Schiffswerfte der Vereinigten Staaten. Das Fort Macrae, ein caſemattirter Ziegelbau mit drei Reihen Schießſcharten, iſt für 650 Mann und 150 Geſchütze, das Fort San Carlos de Barancas für eine Beſatzung von 250 Mann und 49 Kanonen eingerichtet. Von dieſen Werken hält jetzt die Union nur noch das ſtärkſte, Fort Pickens, feſt, die übrigen wurden, da ſie nur theilweiſe armirt waren und die vorhandene Truppenmacht zu ihrer Behauptung nicht entfernt ausreichte, von Lieutenant Slemmer, der beim Ausbruch der Revolution hier befehligte, geräumt nnd darauf von den Inſurgenten beſetzt. Es war große Gefahr auch für Fort Pickens vorhanden, da Slemmer bis vor Kurzem dort nicht mehr als 90 Mann zu ſeiner Verfügung hatte, indeß gingen ſofort nach dem Amtsantritt Lincoln's Verſtärkungen dahin ab, und nach den neueſten Berichten hat das Fort jetzt eine Garniſon von 800 Mann und außerdem liegen in der Nähe fünf Kriegsſchiffe der Vereinigten Staaten, um einen Angriff der Rebellen auf das Bundeseigenthum abweiſen zu helfen.

Dieſe Verſtärkung war von höchſter Wichtigkeit; denn während man mit Fort Sumpter nur die Zollrevenüen eines Hafens verlor, hätte die Union hier eine ihrer wichtigſten Poſitionen in militäriſcher Beziehung aufgeben müſſen."

Von nicht minder hoher Bedeutung ſind die beiden befeſtigten Punkte, welche auf den vorhin erwähnten „Keys" zwiſchen der Südſpitze Florida's und Cuba liegen; Key Weſt und Fort Tortugas, das erſtere eine Klippeninſel, etwa 16 deutſche Meilen ſüdweſtlich von der floridaniſchen Küſte, das letztere etwas weiter ſüdlich im Golf gelegen. Dieſelben ſind für die Vereinigten Staaten und den mexicaniſchen Golf, was Korfu und Malta für England und die Oſthälfte des Mittelmeers ſind. Namentlich iſt Key Weſt eine der ſtärkſten Poſitionen in ganz Amerika. Die Inſel, die ſich nur etwa 20 Fuß über den Meeresſpiegel erhebt und wie alle Keys aus Korallen beſteht, hat eine Oberfläche noch nicht ganz ſo groß wie die Helgoland's, bildet aber nicht wie dieſes einen Kegel, ſondern einen nicht ganz geſchloſſenen Ring, der einen guten Hafen einſchließt. Die Hauptſtärke liegt hier in dem Fort Taylor, welches die Einfahrt in jenen Hafen vertheidigt. Daſſelbe iſt auf einer Baſis von Granitblöcken

erbaut, die Mauer 40 Fuß hoch, 8 Fuß dick, die Form des Ganzen ein unregelmäßiges Viereck. Die sonstige Einrichtung gleicht der von Fort Pickens, doch ist die Armirung beträchtlich stärker: nach der Wasserseite feuern 120 acht- und zehnzöllige Columbiaden, nach der Landseite 45 Zweiundvierzig- und Sechsunddreißigpfünder. Die Garnison, erst kürzlich ausreichend verstärkt, ist mit Munition, Proviant und Feuerungsmaterial wohl versehen, der Commandant, Artilleriecapitän Brennan, ein zuverlässiger Officier und die Gefahr eines Angriffs schon deshalb nicht nahe, weil der Sonderbund der Sclavenhalter-Republiken noch lange keine Flotte besitzen wird, wenigstens keine solche, die sich an Festungen wagen kann.

Alabama, 1819 als Staat in die Union aufgenommen, grenzt im Norden an Tennessee, im Osten an Georgia, im Süden an Florida und den mexicanischen Golf, und im Westen an den Staat Mississippi. Sein Flächeninhalt beträg 2386 deutsche Quadratmeilen. Einwohner hatte es nach dem letzten Census 520,444 freie Weiße und 435,473 Sclaven. Die Verfassung ist nur in wenigen Punkten von denen der Nachbarstaaten verschieden. In dem Congreß zu Washington war der Staat durch sieben Vertreter repräsentirt. Die fundirte Staatsschuld belief sich 1858 auf 5,888 134, der jährliche Staatsbedarf, mit Einschluß der Zinsen für die Schuld, aber mit Ausschluß der Schulen, auf 415,000, die Einnahme auf circa 600,000 Dollars. Eisenbahnen hat Alabama jetzt gegen 70 Meilen. Die beiden Canäle des Staats sind zusammen nur 11 Meilen lang, aber mehre große, auf weite Strecken schiffbare Flüsse, wie der Tennessee, der Tombigby, der Tuscaloosa und der Alabama erleichtern durch ihre vielfachen Windungen den Verkehr. Die Industrie ist auch hier noch in der Kindheit, obwohl das Land an Eisen und Kohlen Ueberfluß besitzt. Hauptnahrungszweig ist die Plantagenwirthschaft, Hauptproduct die Baumwolle. Im Allgemeinen ist Alabama zu den fruchtbarsten Gegenden der Union zu zählen. Im Norden zieht sich, in einzelnen Gipfeln über 6000 Fuß ansteigend, ein Zweig der Apalachen hin, und hier gibt es prachtvolle Wälder von Eichen, allerlei Nußarten und Tannen, aber nur in den Counties am Tennesseefluß größere Strecken reichen Bodens. Die Mitte des Landes dagegen, wo die Harzfichtenwälder des östlichen Sonderbunds dem Laubholz und kleinen Prairien Platz machen, producirt fast allenthalben Baumwolle, Taback und Mais im Ueberfluß. Der Süden endlich, wie in den schon geschilderten Staaten theils Marsch, theils wüster Rohr- und Cypressensumpf, eignet sich vorzüglich zum Zucker- und Reisbau.

Politische Hauptstadt Alabama's ist seit 1848 Montgomery, eine Mittelstadt von 5000 Einwohnern, die keine andere Merkwürdigkeit besitzt als die, daß sie, etwa im Mittelpunkt des Sonderbunds gelegen, von Jefferson Davies und Genossen zum Sitz der legislativen und executiven Gewalten der neuen südlichen Union gewählt worden ist. Von den übrigen Orten Alabama's heben wir nur noch Tuscaloosa, welches früher Hauptstadt des Staates war und etwa 4500 Einwohner hat, und Mobile hervor, den Haupthafenplatz Alabama's. Das letztere liegt an der Mündung des Mobileriver in eine langgestreckte Bai auf sandigen mit Nadelholz bewachsenen Hügeln und ist von etwa 30,000 Menschen bewohnt, von denen die Hälfte Neger sind. Der unmittelbar an die Quais grenzende Theil der Stadt ist eng, winkelig und ziemlich unsauber. Die dahinter an den Hügeln sich hinaufziehenden Straßen und Häuservierecke dagegen sind sehr reinlich und zum Theil selbst schön, die Straßen breit und mit Bäumen bepflanzt. Die öffentlichen Gebäude, von denen wir nur die Bank, das Theater und den kolossalen Speicher erwähnen, in welchem die aus dem Innern zur Verschiffung anlangende Baumwolle lagert, sind aus Backsteinen, die meisten Privathäuser dagegen aus Holz erbaut und mit ihren Veranden und Jalousien denen von Charleston sehr ähnlich. Mehre Villen verschönern die Nachbarschaft. Auffällig, wenn auch nur auf den ersten Blick, ist, daß es hier noch eine Royalstreet gibt. Es erklärt sich, wenn man sich erinnert, daß Alabama 1813 noch der spanischen Krone gehörte. Mobile ist nächst Neuorleans der wichtigste Handelshafen der Union am Golf. Es führt nicht nur die Baumwolle von ganz Süd- und Mittelalabama aus, sondern auch die Erzeugnisse des südöstlichen Mississippi, da dieses am Golf keinen guten Hafen besitzt, Mobile aber durch seine Lage am Mobileriver wie zum Stapelplatz für die Producte jener Landstriche geschaffen ist. Dieser

Fluß ist nämlich eine Vereinigung der beiden Hauptströme des Staates: des Alabama nnd des Tombigby, die sammt ihren Nebenflüssen, dem Coosa und dem Black Warrior, den Verkehr mit Dampfboten bis 90 Meilen aufwärts gestatten, sich vielfach winden und an ihren Ufern das fruchtbarste Land haben. Die Bai von Mobile ist allerdings in der unmittelbaren Nähe der Stadt, wo der Fluß seinen Schlamm ablagert, seicht, aber man hilft sich dadurch, daß man eine deutsche Meile südlich Anker wirft und die Waaren mit Leichterboten an und von Bord bringt. Mobile wird von den Forts Morgan und Hnrst Castle, die auf einer flachen, die Bucht vom offnen Meer trennenden Landzunge liegen, sowie von einem Thurm an der Durchfahrt zwischen der Dauphine- und der Horninsel vertheidigt — Festungswerken, die sich jetzt in den Händen der Insurgenten befinden.

Mississippi, der nächste westliche Nachbarstaat Alabamas, im Norden von Tennessee, im Nordwesten von Arkansas, in Südwesten von Louisiana begrenzt und auf eine kleine Strecke im Süden von den Wellen des Golfs bespült, gehört seit 1807 zur Union, ist aber erst 1817 als Staat in dieselbe aufgenommen. Es hat einen Flächeninhalt von 2218 Geviertmeilen und wird von 407,051 freien Weißen und 479,607 farbigen Sclaven bewohnt. Die Verfassung gleicht denen der geschilderten östlicheren Staaten. In den Congreß sendete Mississippi fünf Abgeordnete. Die Geschichte des Landes ist mit dem häßlichen Flecken der Repudiation beschmutzt. Mississippi hatte sich in den dreißiger Jahren gleich vielen andern Unionsstaaten mit Schulden überbürdet, die es nicht bezahlen, ja deren Interessen es nicht einmal aufbringen konnte. Aber während die andern sich einfach für insolvent erklärten, weigerte sich Mississippi nicht bloß, augenblicklich zu zahlen, sondern auch die Giltigkeit der Ansprüche seiner Gläubiger anzuerkennen, ein bis dahin unerhörtes Verfahren. Gegenwärtig beläuft sich die fundirte Schuld des Staats auf 2,271,707, die schwebende auf 5 Millionen, der Jahreszins der fundirten auf 136,000 Dollars. Das Staatseigenthum hat einen Werth von circa 2¼, das Privateigenthum einen Werth von fast 230 Millionen. Die Einnahme beträgt etwa 400,000, der Staatsbedarf, mit Hinzurechnung der Zinsen für die Schuld, aber ohne die Mittel zur Erhaltung der Schulen, 266,000 Dollars. Eisenbahnen hatte Mississippi im Jahre 1856 etwa 50 Meilen, Canäle mangeln gänzlich.

Hauptflüsse des Staates sind außer dem Mississippi, welcher die westliche Grenze bildet, der Yazoo, der Big Black und der Pearlriver. In den Marschen des Südens wird viel Baumwolle, Zucker und etwas Indigo, in dem welligen Lande der mittlern Grafschaften Baumwolle, Tabak und Getreide, in den Thälern des gebirgigen Nordens Getreide erbaut. Die Viehzucht ist sehr bedeutend, man zieht viele Schweine, und es gibt im Nordosten Leute, die Rinderheerden von mehr als tausend Stück besitzen. In den Bergen finden sich Kohlen, Eisen und Blei, doch ist für den Bergbau noch eben so wenig gethan wie für die Industrie. Der Handel hat in dem Mississippi seinen großen Verkehrsweg. Seeschiffe besitzt das Land nicht, da der kleine Küstenstrich desselben am Golf keine Häfen hat. Die Hauptabsatzmärkte für die Erzeugnisse Mississippi's sind Neuorleans, Memphis (im Staat Tennessee) und Mobile in Alabama. Die politische Hauptstadt ist das am Pearlfluß gelegne Jackson; ein hübsches Städtchen von etwa 5500 Einwohnern. Bedeutender ist das am Mississippi liegende, von circa 8000 Menschen bewohnte Natchez, welches lebhaften Handel treibt.

Der Staat Louisiana, im Norden an Arkansas, im Westen an Texas, im Süden an den Golf und im Osten an den Mississippi grenzend, war bis 1762 französisches, dann bis 1800 spanisches und hierauf wieder französisches Besitzthum, wurde 1803 mit dem gesammten unermeßlichen Louisiana-Territorium vom Consul Bonaparte für 15 Millionen Dollars an die nordamerikanische Union verkauft und trat 1812 als selbstständiger Staat in dieselbe ein. Der Flächeninhalt desselben beträgt 1954 Quadratmeilen, der Census von 1860 weist 354,245 freie weiße Einwohner und 312,186 Sclaven auf. Jene sind eine Mischlingsrace von Romanen und Germanen: Spaniern und Franzosen, welche letztern vorwiegen, Angloamerikanern und Deutschen. Unter den religiösen Bekenntnissen zählt das römisch-katholische die meisten Anhänger, während in den übrigen Sclavenstaaten wie im Norden die Methodisten, die Baptisten und die Presbyterianer die stärksten „Denominationen" sind. Die Verfassung

weicht nicht wesentlich von denen der andern Südstaaten ab. In den Congreß schickt Louisiana vier Vertreter. Die fundirte Schuld belief sich 1858 auf 4,380,591, die schwebende auf 6,322,551 Dollars, der Staatsbedarf, ohne Hinzurechnung der Ausgaben für die Schulen, auf jährlich 815,000 Dollars.

Hauptflüsse sind außer dem Mississippi der Pearl- und der Redriver, der Washita, die la Fourche und der Sabine, der die Grenze gegen Texas bildet. An Landseen fehlt es nicht; der größte ist der Pontchartrain nicht weit von Neuorleans. Das ganze Gebiet des Staates ist Ebene, es ist eben nichts Anderes, als eine Anschwemmung des Mississippi. Von der See bis an den Redriver ist es von vielgewundenen Schlammflüssen, tiefen Bayous, Lagunen und Seen durchschnitten, theilweise sumpfige Marsch, weiter nördlich etwas fester und trockner. Am Mississippi und einigen seiner Nebenflüsse zieht sich ein schmaler dammartiger Uferrand hin, hinter welchem sich flaches, meist unter der höchsten Wassermarke der Ströme liegendes Land ausbreitet, welches fast jedes Jahr überschwemmt wird und dann sich in weite, die Luft verpestende Lachen verwandelt. Die großen uncultivirten Strecken im Süden und die Moräste in den übrigen Bezirken sind mit düstern moosbehangnen Cypressen, Weiden und Rohr bewachsen und von zahlreichen Alligatoren, Schlangen und andern Reptilien bewohnt. In den trocknern Strichen trifft man entweder Prairien oder Wälder von Eichen, Buchen, Tulpenbäumen, Platanen und Tannen. Am Rande der Sümpfe wird etwas Reis, in den flachen Niederungen am untern Mississippi, am Teche, am Vermillon sowie an der La Fourche sehr viel Zucker (das Haupterzeugniß Louisiana's), im trocknern Norden Baumwolle, Taback und Indigo gebaut. Getreide erzeugt der Staat nicht genug für seinen Bedarf. Die Viehzucht ist nur in einigen nördlichen Counties bedeutend, die industrielle Thätigkeit von geringem Belang. Dagegen blüht der Handel, der seinen Weg ausschließlich über Neuorleans nimmt, auf das Kräftigste. An Eisenbahnen besitzt Louisiana 49 Meilen, von den drei Canälen des Staates ist der 20 Meilen lange Barataria-canal der größte.

Die politische Hauptstadt von Louisiana ist Baton Rouge, ein Städtchen von circa 5000 Einwohnern. Die größte und einflußreichste Stadt des Staats dagegen ist Neuorleans, welches an einer Bai am linken Ufer des Mississippi etwas über 20 Meilen vor dessen Mündung in den Golf liegt und sich mit seiner halbmondförmig gebognen, fast dreiviertel Meilen langen Häuserfront und dem Gewühl auf dem hohen Quaderdamm vor derselben, den zahlreichen Seeschiffen und der Flußdampferflotte auf dem Strome sehr imposant ausnimmt. Findet sich Aehnliches in allen großen Hafenstädten, so hat der große Unterschied zwischen der Altstadt, welche die Mitte einnimmt, und den neuen Quartieren, die sich ober- und unterhalb angesetzt haben, etwas vollkommen Eigenthümliches und Ueberraschendes. Während die Straßen der Altstadt zwar grade, aber eng und schmutzig sind, treffen wir in den neuen Stadttheilen, namentlich in dem, welcher das Amerikanerquartier genannt wird, breite, sauber gehaltene, gut gepflasterte und wohlerleuchtete Straßen. Während die Häuser dort die Banart der Franzosen und Spanier des vorigen Jahrhunderts zeigen und ohne Ausnahme getüncht sind, gehören sie hier dem modernsten englischen Stil an, und nur wenige haben auf ihren Ziegelmauern einen Ueberzug von Farbe. Während dort die Namen der Gassen und Plätze, die Firmen und die Laute, die man hört, französisch sind, lesen wir hier an den Ecken und über den Thüren fast nur englische Bezeichnungen, vernehmen wir fast nur englische Conversation. Die Canalstreet, welche die Grenze zwischen dem englischen und dem französischen Neuorleans bildet, scheidet nicht nur zwei Racen, sondern in Bezug auf Baustil und Sitte auch zwei Jahrhunderte.

Die öffentlichen Gebäude von Neuorleans bieten nichts Merkwürdiges, man müßte denn die Hotels dazu rechnen, die außerordentlich prachtvoll eingerichtet sind. Namentlich ist das St. Charles-Hotel mit seinem korinthischen Portal und seiner hohen Kuppel eines der großartigsten Hotels der Welt. In der unmittelbaren Nähe der Stadt trifft man viele schöne Villen, umgeben von Gärten, in denen Palmenwipfel im Winde ihre Grazie zeigen, Magnolien duften und Orangenhaine mit ihren Goldfrüchten prangen. Weiter landeinwärts dehnt sich der Sumpf als einförmige, einfarbige trauervolle Einöde bis zum Pontchartrainsee aus.

Einwohner hat Neuorleans jetzt circa 140,000, während es vor fünfzig Jahren

nicht mehr als 17,000 besaß. Die afrikanische Race macht nicht weniger als fünfzig Procent der Gesammtbevölkerung aus, und da hiervon nur ein Sechstheil frei ist, so tragen ziemlich zwei Fünftheile der Bewohner dieser großen Stadt das Joch des Sclaventhums. Die fast in jedem Sommer, bald stärker, bald schwächer wiederkehrende Plage des gelben Fiebers läßt die Bevölkernng ferner in eine seßhafte und eine ambulante Classe zerfallen. Zu jener zählen die französischen und spanischen Creolen, die als des Klimas gewohnt, die Stadt niemals aus Gesundheitsrücksichten verlassen und die Sclaven, die wohl oder übel bleiben müssen, zur zweiten die zugewanderten Angloamerikaner und Deutschen, die, wenn sie nicht der Seuche zum Opfer fallen wollen, bei Annäherung der ungesunden Monate nach Norden auszuziehen genöthigt sind. Etwas über ein Fünftheil der Gesammtbeoölkerung verläßt auf diese Weise alljährlich zu Anfang des Juli die Stadt, um erst mit eintretendem Frostwetter wiederzukehren. Früher hauste das gelbe Fieber hier fast alle Sommer auf das Furchtbarste, jetzt lehrt die Heimsuchung in Folge besserer Maßregeln zur Reinigung, Lüftung und Entwässerung seltener und fast nie mit der einstigen Heftigkeit wieder und trifft dann in der Regel nur solche, die sich den Vergnügungen, welche Neuorleans bietet, bis zur Ausschweifung ergeben haben.

Der Ton in Neuorleans ist sehr heiter, das Leben lockerer, Genußsucht und Liederlichkeit verbreiteter wie irgendwo in der Union. Das heiße Klima, die Sclaverei, das Vorwiegen des Creolenthums, auch wohl der Katholicismus mit seiner leichten Vergebung von Schwachheitssünden haben eine große Verderbniß der Sitten besonders in geschlechtlicher Beziehung einreißen lassen, das Maitressen- und Bordellwesen ist mit dem äußersten Raffinement ausgebildet, und die Quadronenbälle der Crescent-City sind in der ganzen transatlantischen Welt berüchtigt.

Als Seehafen für den bei Weitem größten Theil des Mississippithales ist Neuorleans nächst New-York die wichtigste Handelsstadt der Union. Jener ungeheure Landstrich ist einer der fruchtbarsten der Erde, außerordentlich reich an mineralischen Schätzen, in Betracht seiner Gesundheitsverhältnisse besser wie viele andere Gegenden zur Besiedelung geeignet, und nirgends findet man eine so große Fläche, die so in eine Form gegossen, so für ein einheitliches Verkehrssystem von Natur schon organisirt wäre. Wenn wir den Mississippi von Neuorleans bis zu seinem Zusammenfluß mit dem Missouri und diesen wieder bis dahin verfolgen, wo er schiffbar zu sein aufhört, so gibt das eine Wasserstraße von mehr als 600 deutschen Meilen. Gehen wir in gleicher Weise den Mississippi und Ohio aufwärts, so beläuft sich die Strecke ihrer Fahrbarkeit auf mindestens 400 Meilen. Der Redriver ist bis auf 250 Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Mississippi zu befahren. Diese drei größten Nebenströme haben wieder ihre zahlreichen Nebenflüsse, von denen die meisten wenigstens 10, viele 20, einige, wie z. B. der Tennessee, der Wabash und der Arkansas über 50 Meilen schiffbar sind, und selbst diese letztern haben wieder kleine, wenigstens auf kurze Strecken für den Dampfbotverkehr geeignete Seitengewässer. Rechnet man dazu noch die vielen künstlichen Wasserstrecken, welche den Verkehr in den Nordstaaten des Mississippithales erleichtern und welche bei dem größtentheils ebenen Boden ohne große Kosten beträchtlich vermehrt werden konnten, so wird die Behauptung, daß Neuorleans am Ausgang einer fast 3000 deutsche Meilen betragenden Binnenschifffahrt liegt, nicht überraschen. Ist Neuorleans jetzt schon der Stapelplatz für eine Bevölkerung von etwa 12 Millionen, so läßt sich, wenn man das rasche Wachsthum der nordwestlichen Staaten betrachtet (die Bevölkerung von Illinois wuchs in den Jahren 1850 — 1860 von 851,470 auf 1,691,233, die von Indiana von 988,416 auf 2,377,917, die von Jowa von 192,214 auf 682,000 Seelen an), ohne Uebertreibung annehmen, daß sich seine commerzielle Bedeutung bis zu Ende dieses Jahrhunderts wenigstens um das Fünffache gesteigert haben wird. Allerdings wird künftig noch mehr wie gegenwärtig ein beträchtlicher Theil der überflüssigen Producte von Missouri, Illinois, Jowa, Ohio, Tennessee und Kentucky seinen Weg nach den Atlantischen Hafenplätzen der Union nehmen, aber selbst wenn Neuorleans nur als Stapelplatz für die Hälfte jener Producte diente, würde es in hundert Jahren, wo das Mississippithal sicher von hundert Millionen Menschen bewohnt sein wird, noch immer jeden andern Hafenplatz der Welt verdunkeln.

Die Betrachtung mag andeuten, was dem südlichen Sonderbund, der sich unten vor den Mississippi zu legen anschickt, bevorsteht, sobald der Nordwesten sich seines Vortheils erinnert und seine Ansprüche energisch geltend zu machen beschließt. Wie Oesterreich nach dem Besitz der ganzen Donau streben muß, wie Deutschland es schon aus commerziellen Gründen nicht dulden könnte, wenn ein nicht zu ihm gehöriger Staat sich des untern Laufs der Elbe, der Oder, der Weser bemächtigen wollte, so können auch jene amerikanischen Binnenstaaten auf die Dauer nicht ohne die Mississippi-Mündung sein. Wenn man in Montgomery die Schifffahrt auf dem großen Strom für frei erklärt hat, so ist das, da Zugeständnisse und Verträge nicht für die Ewigkeit gemacht werden, keine genügende Abfindung. Louisiana muß über kurz oder lang entweder freiwillig zu einer engern Verbindung mit den Staaten des obern Mississippithales zurückkehren oder von ihnen erobert werden. Wie sich auch in kommenden Zeiten das Verhältniß des Westens zum Osten gestalten möge, der Nordwesten wird sich auf die Dauer vom Südwesten getrennt nicht halten können.

Texas, der westlichste Staat des neuen Sonderbunds, im Norden vom Indianergebiet, im Westen von Neumexiko und den mexikanischen Provinzen Tamaulipas, Neuleon und Cohahuila, im Süden vom Golf und im Osten von Louisiana und Arkansas begrenzt, gehörte bis 1835 zur Republik Mexiko, constituirte sich 1840 als selbständiger Staat und trat 1845 als solcher der Union bei. Sein Flächenraum beträgt nicht weniger als 12,905 Quadratmeilen, die Zahl seiner Einwohner, 1850 auf 230,000 angegeben, betrug nach dem letzten Census 600,957 unter denen sich 184,956 Sclaven befanden. Der Abkunft nach ist die große Mehrzahl der Texaner aus den südwestlichen Staaten der Union eingewandert, und zwar bestand diese Einwanderung in den ersten Jahren nach der Losreißung von Mexiko noch großentheils aus sogenannten Desperadoes und Border-Ruffians, dem Abschaum der Civilisation, verbannt oder flüchtig vor Gesetz und Sitte. Später rückten bessere Elemente nach, im Osten Pflanzer mit ihren Sclavenheerden, im Westen Deutsche, deren jetzt gegen 40,000 hier angesiedelt sind. Spanier gibt es nur wenige noch im Lande. Dagegen hausen im Nordwesten noch wilde Indianer, deren Zahl man auf etwa 7000 angibt.

Die Verfassung weicht nur unbedeutend von denen der andern südlichen Sclavenstaaten ab. Schulden hat der Staat bis jetzt keine, Vertreter sendete er vier in den Congreß nach Washington. Im Allgemeinen kann man sagen, daß Texas erst zum Theil in die Civilisation eingetreten ist. Obwohl es auf dem Papier recht gut eingerichtet ist, Mancherlei für Schulen gethan wurde und sogar zwei Universitäten im Lande existiren, sind die Zustände doch in den meisten Gegenden noch sehr primitiver Natur. Weit häufiger als nöthig ist, tritt Richter Lynch für den gesetzlichen Richter ein, weit öfterer als der Gesittung begegnet man einem Gemisch von Hinterwäldlerrauhheit und Resten jener Sitte, die mit den Gurgel- und Beutelschneidern der Grenzlande hier eindrang. Eisenbahnen hat der Staat in der Länge von sechs Meilen; Canäle, hier sehr leicht anzulegen, sind noch gar nicht vorhanden, von einer Regulirung der Flüsse, von denen viele, wie z. B. der Rio del Norte, der San Antonio, der Colorado, der Brazos, der Trinidad und der Neches, sehr langen Laufes, aber wegen der in ihrem Bett aufgestauten Baumstämme nur auf kurze Strecken schiffbar sind, ist noch nicht die Rede.

Nach seiner Bodengestaltung zerfällt Texas ungefähr in dieselben Bestandtheile, wie Georgia, Alabama und Mississippi: auf ein flaches, zwischen sechs und fünfundzwanzig deutsche Meilen Breite wechselndes Küstenland im Süden folgt welliger Boden, dann oben im Norden Gebirge, welches im Nordwesten in eine weite Hochebene endigt; doch sind größere Wälder selten, Texas ist, wie alle Gebiete westlich vom Mississippi vorwiegend Prairieland. Die Küstenmarschen sind höchst ungesund, aber vortrefflich geeignet zum Zucker-, Reis- und Baumwollenbau, auch in der zweiten Zone ist der Boden fast durchweg äußerst fruchtbar, und selbst in der dritten begegnet man noch großen Strecken des besten Landes. Die Sclavenarbeit lohnt nur in den Küstengegenden und im Osten, wo sich Plantagen wie in Louisiana finden, und wo außer Getreide auch viel Baumwolle und Zucker sowie etwas Reis gewonnen wird. Im Westen wird mehr Mais und Weizen, etwas Taback und am obern Trinidad auch Gerste gebaut. Wo Deutsche sich angesiedelt

haben, zieht man auch Obst und Gemüse, und selbst der Weinbau ist hier mit Erfolg versucht worden. Einer der lohnendsten Zweige der texanischen Landwirthschaft ist die Viehzucht, da sie durch mildes Klima und Prairien mit dem nahrhaften Muskitgras begünstigt wird. Man zieht Rinder und Schweine und in den Counties des Westens auch Pferde und Schafe in Menge. Die Gewerbe beschränken sich noch auf das Nothwendigste, Fabriken sind unbekannt, der Handel ist nur an der Küste von einiger Bedeutung.

Die politische Hauptstadt von Texas ist Austin am linken Ufer des Colorado, ein Städtchen von etwa 1200 Einwohnern; die größte Stadt des Landes aber ist Galveston, welches auf einer Insel in der großen Bucht von Galveston liegt, jetzt über 10,000 Einwohner hat und mit Neuorleans sowie mit den stärker mit Niederlassungen besetzten Gegenden an der Lavaccabai, am Brazos, am Sabine, am Trinidad und am Buffalobayou in regelmäßiger Verbindung steht. Andere oft genannte Orte sind die alte spanische Stadt San Antonio de Bexar mit 3500, Houston, früher als Sammelplatz aller Bummler, Räuber und Raufbolde des Südwestens berüchtigt, mit 3000, Nacogdoches, der größte Ort des Ostens, mit 1800 Einwohnern und einer sogenannten Universität, endlich die beiden fast nur von Deutschen bewohnten Städtchen Neubraunfels am Comalcreek und Friedrichsburg am Pedernales, jenes von 3000, dieses von 1500 Menschen bewohnt. Die übrigen Städte haben zwar zum Theil recht vornehm klingende Namen, aber kaum Anspruch auf die Bezeichnung einer Stadt. Die Mehrzahl besteht nur aus einigen Dutzend Hütten von Brettern oder Adobes (ungebrannten Lehmziegeln), von denen die eine ein Kramladen, eine andere eine Mühle, eine dritte eine Schmiede ist, während in einer vierten die Bedürfnisse des Ortes an schlechtem Schnaps befriedigt werden, eine fünfte das Gerichtshaus und eine sechste die Kirche vorstellt.

Ueberblicken wir das Gesagte, so hat der neue siebenköpfige Staatenbund zwar ein sehr großes Gebiet, aber vergleichsweise nur wenige Bewohner. Er umfaßt einen Flächenraum ungefähr zwei und ein halbmal so groß als Deutschland, hat aber nur 5,053,724 Einwohner, von denen 2,350,577, also nahezu die Hälfte, Sclaven sind, die in friedlichen Zeiten selbst nach der Ansicht der Sclavenhalter nur als Dreifünftel-Menschen zu betrachten sind, bei einem Angriff von Außen aber, der kein Mittel verschmähte, sogar ein starkes Gewicht in die Wagschale gegen die weiße Bevölkerung sein würden. Wir sehen ferner, daß diese Staaten vorwiegend Baumwolle erzeugen, aber ihren Bedarf an Fleisch und Mehl nicht vollständig erzeugen, und daß sie in Betreff fast aller Erzeugnisse der industriellen Thätigkeit auf das Ausland angewiesen sind. Wir finden endlich, daß ihre Rhederei nicht bedeutend ist, und wir erinnern uns des Satzes, daß ein Land ohne starke Kauffahrteischifffahrt auch keine starke Kriegsmarine haben kann.

Beträchtlich günstiger würde sich das Verhältniß des neuen Bundes zu dem Rumpf des alten stellen, wenn sämmtliche andere Sclavenstaaten sich ihm anschlössen. Es würden dann, da jene anderen: die sieben Staaten Delaware, Maryland, Virginien, Kentucky, Nordcarolina, Tennessee, Arkansas und Missouri eine Bewohnerzahl von 5,730,979 Freien und 1,648,679 Sclaven besitzen, 15 Sclavenstaaten mit einer Bevölkerung von 8,434,126 Freien und 3,999,256 Sclaven, den 19 freien Staaten mit 18,950,750 Einwohnern gegenüberstehen.

Dieser Fall ist indeß vorläufig nur noch ein frommer Wunsch der Sclavenhalter und ihrer Freunde in der deutschen Presse. Kentucky hat sich für neutral erklärt, und somit sind von obigen Zahlen schon 920,077 Freie und 225,490 Sclaven abzuziehen. Delaware mit 110,548 Freien und nur 1808 Sclaven wird sicher ebenfalls neutral bleiben, vielleicht auf die Seite der alten Union treten. Maryland mit 646,183 Freien und 85,382 Sclaven dürfte trotz der üblen Haltung seiner Hauptstadt Baltimore dieselbe Haltung befolgen oder doch bei den ersten Erfolgen der Regierung Lincoln's zu derselben zurückkehren. Missouri, auf drei Seiten von Staaten umgeben, die keine Sclaven halten, mit einer Million und 85,595 Freien und 115,619 Sclaven kann kaum daran denken, sich zur Partei des Sonderbundes zu schlagen.

Dagegen hat Virginien seinen Austritt erklärt und ist, nachdem es bereits zu Feindseligkeiten gegen die Union geschritten, im Begriff, sich dem südlichen Bunde anzuschließen. Dasselbe ist mit Nordcarolina der Fall, und

Gleiches ſteht von Tenneſſee und Arkanſas zu erwarten.

Arkanſas fällt nicht ſehr in's Gewicht, es iſt mit ſeinen 2455 Quadratmeilen, auf welchen 331,710 freie Weiße und 109,065 Sclaven leben, noch immer mehr ein großes Jagdgebiet mit weiten Wäldern und Prairien als ein cultivirtes Land, führt nur etwas Baumwolle aus und hat ſo gut wie gar keine Induſtrie. Seine Hauptſtadt Little Rock, von den Schifferliedern des Miſſiſſippi „a damned wolfish hole“ geſcholten, mag jetzt 5000 Einwohner haben. Alle andern Ortſchaften ſind bloße Blockhüttendörfchen.

Sehr viel mehr Bedeutung für den ſüdlichen Bund hätte der Hinzutritt von Tenneſſee mit ſeinen 2,070 Quadratmeilen und ſeinen 859,528 freien Einwohnern, zu denen noch 287,112 Sclaven kommen, indeß hat hier nur in der ebenen Weſthälfte des Staates die Sclavenhalterpartei die Oberhand. Tenneſſee hat wohlgeordnete Finanzen, indem trotz der ziemlich bedeutenden Staatsſchuld (die fundirte beträgt faſt 5¼, die ſchwebende über 8½ Millionen Dollars) die Einnahmen bisher immer die Ausgaben beträchtlich überſtiegen. Es beſitzt großentheils vortrefflichen Boden, gegen 70 Meilen Eiſenbahnen und ſehr gute Waſſerverbindungen. Es hat endlich in ſeiner Hauptſtadt Naſhville mit 15,000, in Memphis mit 18,000 Einwohnern und dem hübſchen Knoxville Städte, die raſch gewachſen ſind und noch mehr zu wachſen verſprechen. Die Fabrikthätigkeit iſt hier noch unbedeutend, Haupterwerbszweig die Landwirthſchaft.

Ebenfalls ein beachtenswerther Zuwachs für den Sonderbund wäre Nordcarolina. Daſſelbe hat einen Flächeninhalt von 2140 Geviertmeilen und eine Bevölkerung von 679,965 Freien und 328,377 Sclaven und lieferte dem ſüdlichen Bunde noch ein bedeutendes Stück der Atlantiſchen Küſte mit einem ziemlich guten Hafen. Die Bodenverhältniſſe, der Ton der Geſellſchaft, die Art des Erwerbs ſind im Weſentlichen dieſelben wie weiter unten im Süden. Hauptſtapelartikel iſt Baumwolle, an einigen Stellen wird auch Reis, an andern Taback, im Norden, wo wenig Sclaven gehalten werden, auch ziemlich viel Mais, Weizen und anderes Getreide erbaut. Die Ausfuhr beſchränkt ſich auf Baumwolle, Theer und Reis. Die Zeugfabriken, deren 1856 im Staate fünf beſtanden, fertigen faſt ausſchließlich grobe Stoffe zur Bekleidung der Plantagenneger. Eiſenbahnen hatte Nordcarolina im genannten Jahre 74 Meilen. Die fundirte Staatsſchuld betrug 1858: 7,181,923 Dollars. Die Städte des Landes ſind ohne Ausnahme klein: die politiſche Hauptſtadt Raleigh hat etwas über 5000, Wilmington, der Haupthafenplatz, nicht viel mehr Einwohner.

Der größte Verluſt für die Union, der größte Gewinn für den Sonderbund liegt in dem Abfall Virginiens, des Staats, welcher der transatlantiſchen Republik Waſhington und Jefferſon und eine Menge andrer großer Staatsmänner gegeben hat und, wenn nicht der rührigſte, ſicher der angeſehenſte der Sclavenſtaaten iſt, welcher ferner mit ſeinem Gebiet ſo nahe an den Diſtrict von Columbia ſtößt, daß man von ſeiner Grenze aus die Bundeshauptſtadt Waſhington, das Capitol und das Weiße Haus in Trümmer ſchießen kann, und welcher mit ſeinen 2,886 Quadratmeilen und ſeiner ſtarken Einwohnerzahl (1,097,373 Freie und 495,826 Sclaven) ſehr ſchwer in's Gewicht fällt, weshalb wir ſeine Verhältniſſe im Folgenden ausführlicher betrachten wollen.

Virginien grenzt im Norden an Maryland, von dem es durch den Potomac getrennt wird, und Pennſylvanien, im Weſten an Ohio und Kentucky, im Süden an Tenneſſee und Nordcarolina, im Oſten an das Atlantiſche Meer mit der Cheſapeakbai. Ein ſehr großer Theil des Staates iſt von der Natur außerordentlich begünſtigt, was namentlich von dem ſogenannten „großen Thal“ und den Strichen am äſtlichen Fuß der „Blauen Berge“ gilt. Das Land iſt hier ſchön, geſund und reich an den verſchiedenſten Producten. Weniger fruchtbar iſt der Weſten, doch hat auch dieſer ſeine großen natürlichen Vorzüge. Der Oſten endlich mit ſeinen durch weite Flußmündungen zerriſſenen Küſten, iſt großentheils ſandig aber ſumpfig und ziemlich ungeſund. Der Weſten und die Thäler der gebirgigen Mitte haben noch Raum für wenigſtens vier Millionen Menſchen. Außer einem unerſchöpflichen Kohlenreichthum birgt Virginien noch an Mineralien eine Maſſe Eiſen, Kupfer und Blei. Mit Ausnahme weniger Striche iſt ganz Weſtvirginien für europäiſche Einwanderer geeignet und denjenigen, die ſich der Landwirthſchaft widmen wollen, ſchon deshalb zu empfehlen, weil hier faſt nur

freie Arbeiter zum Landbau verwendet werden. Der Boden besteht beinah überall aus thoniger Dammerde und eignet sich zum Anbau aller unsrer Getreidearten, zum Tabacks-, Wein-, Obst und Gemüsebau sowie zur Viehbesonders zur Schafzucht, welche letztere schon jetzt in einigen Gegenden stark betrieben wird. Dazu kommen zahlreiche Heilquellen und Salzquellen, schönes Baumaterial, herrliche Wälder und eine unerschöpfliche Wasserkraft, so daß der Staat nichts entbehrt, was ein Land glücklich, reich und stark machen kann.

Dennoch ist Virginien fast in allen Beziehungen hinter weniger begünstigten Staaten zurückgeblieben, in seinem Ackerbau, in fast allen Zweigen der Industrie, im Wachsthum seiner Bevölkerung. Vor der Lostrennung von England und bis zur Annahme der Bundesverfassung hatte es eine stärkere Bevölkerung und ein größeres Vermögen als irgend ein anderer der alten dreizehn Staaten. Jetzt dagegen ist es in Bezug auf die Einwohnerzahl zum sechsten, in Betreff des Vermögens zum siebenten Staat herabgesunken. New-York, Pennsylvanien, Ohio, Indiana und Illinois sind stärker bewohnt, alle diese und außerdem noch Massachusetts sind reicher als Virginien. Das Vermögen des kleinen Staates Massachusetts, der doch nicht im Stande wäre, seine Bevölkerung durch den Ertrag seines eignen Bodens zu ernähren, war schon 1852 um 126 Millionen Dollars größer als das Vermögen Virginiens. New-York aber, ein Staat, der vor achtzig Jahren in seinem Vermögen und seiner politischen Macht so tief unter Massachusetts stand, wie dieses unter Virginien, hat ein Vermögen, welches größer ist als das der beiden letztgenannten zusammengenommen. Während 1850 das Gesammtvermögen des Staates New-York sich auf 1,080,309,216 Dollars belief, betrug das von Virginien nur 436,701,082 Dollars, und doch hat letzteres über 700 Quadratmeilen mehr Flächeninhalt als ersteres, sind der Mineralreichthum, der Boden und das Klima Virginiens besser als dort und könnte das dahinter liegende Land bei gleichen Verbindungsmitteln dieselben Vortheile gewähren.

Virginien hat circa 200 Meilen Eisenbahn, New-York dagegen über 600, Ohio über 500, Illinois fast 400, Pennsylvanien mehr als 300, Indiana etwa 280, Massachusetts fast 250 Meilen, obwohl alle diese Staaten beträchtlich (Pennsylvanien um etwa 670, Ohio um 1000, Indiana um fast 1300, Illinois um 380, Massachusetts endlich um 2500 deutsche Quadratmeilen) kleiner sind als Virginien.

Betrachten wir, um den Unterschied im Ackerbau klar zu machen, die beiden Nachbarstaaten Virginien und Pennsylvanien, die sich in natürlichen Vortheilen etwa gleichstehen. Virginien hatte 1790 eine Bevölkerung von 10,68 Menschen auf der Quadratmeile, Pennsylvanien eine solche von nur 9,28. Bis zum Jahr 1850 aber hatte sich die pennsylvanische Bevölkerung auf 17,68, die virginische dagegen nur auf 13,96 auf der Quadratmeile erhöht. Mit dieser langsamen Zunahme der Bevölkerung in Virginien steht die relative Ausdehnung des cultivirten Landes und der Werth der Farmen im Verhältniß. In Pennsylvanien kamen im letztgenannten Jahre auf etwa 8½ Millionen Acker angebautes Land ungefähr 6¼ Millionen Acker unangebautes, in Virginien dagegen auf circa 10½ Millionen Acker angebautes 15⅔ Millionen unangebautes, und der Gesammtwerth der Landgüter betrug dort circa 407, hier nur etwas über 216 Millionen Dollars. In Pennsylvanien ist der Durchschnittswerth der Landgüter 25, in Virginien nur 8 Dollars per Acker. Nun hat man behauptet, die mittlere Qualität des pennsylvanischen Landes sei etwas besser, als die des virginischen. Der Unterschied kann nicht groß sein. Aber in Neujersey ist der mittlere Werth der Landgüter 44 Dollars per Acker, und die mittlere Qualität des Bodens ist entschieden schlechter als in Virginien.

Noch weit übler steht es mit der Industrie. „Die Steinkohlenlager Virginiens," sagte vor einigen Jahren ein virginisches Blatt, „sind die ausgedehntesten der Welt, die Kohle hat die besten Eigenschaften. Virginiens Eisen ist unerschöpflich und von der vorzüglichsten Qualität. Der Staat hat reiche Lager von Kupfer und Blei. Und dennoch hängen wir von Europa und unserm Norden ab für jede Elle Tuch, für jeden Rock und Stiefel, für den Hut, den wir tragen, für die Axt und die Sense, den Kübel und den Eimer, dessen wir uns bedienen, kurz für Alles, was wir brauchen mit alleiniger Ausnahme des Fleisches und Brotes, welches wir essen. Sollten wir jemals vom Norden getrennt werden, wir wären im ganzen Süden

nicht im Stande uns zu kleiden, wir könnten unsere Bäume nicht fällen, unsere Aecker nicht pflügen, unsere Wiesen nicht mähen. Wir würden in einen Zustand gerathen, so niedrig, daß man nicht daran denken mag."

Aehnliches las man wiederholt in andern virginischen Blättern, und wenn die Presse eines Landes, dem es an allen andern Dingen mehr als an Stolz und Selbstgefühl fehlt, sich in dieser Weise äußert, so muß wirklich etwas faul sein an den Zuständen. In der That ist Virginien sich trotz aller Selbsttäuschung bewußt, daß es hinter andern Staaten weit zurückgeblieben ist, aber man sucht die Quelle des Uebels am falschen Orte und wendet Heilmittel an, welche nichts bessern. Das Höchste, zu dem man sich erhebt, ist, daß man gegen ein Symptom der Krankheit operirt, statt diese selbst an ihrer Wurzel anzufassen, die nichts anders ist als die Sclaverei und, was damit zusammenhängt, der Mangel oder die ungenügende Entwickelung eines Mittelstandes, dessen Wesen und dessen Arbeit die Kraft und das Gedeihen der jetzigen civilisirten Welt bedingen, und dessen außerordentliches Ueberwiegen in den Nordstaaten der Union die eben so außerordentliche Kraftquelle derselben ist.

Diesem wichtigen Elemente fällt der Natur der Dinge zufolge die große Masse der Einwanderung zu. Virginien hat sich bemüht, von dem Strom derselben einen Arm auf sein Gebiet zu lenken. Aber schwerlich hat man sich klar gemacht, daß einer starken Einwanderung die Sclaverei weichen müßte, eine schwache dagegen nichts helfen würde. Letztere würde nicht einmal die Bevölkerung verstärken, da für jeden Fremden einer solchen Einwanderung ein Virginier nach dem Südwesten auswandert. Durch Tabacksbau heruntergekommene Landeigenthümer sind es hauptsächlich, welche die Einwanderung begünstigen. Die virginische Aristokratie denkt, zu klug, um die Folgen eines starken Einströmens von Fremden nicht zu sehen, zu eigennützig, um diese Folgen zu wollen, sicherlich anders. Die Sclaverei macht die Staaten arm, aber nicht die Sclavenhalter, welche sie regieren. Man könnte von dieser Seite nur einen Zuzug von europäischen Aristokraten und Capitalisten oder von Proletariern gern sehen. Jene würden große Landstrecken kaufen und große Fabriken anlegen und sich aller Wahrscheinlichkeit nach den Interessen der Sclavenhalter anschließen. Diese würden die Herren des Landes in den Stand setzen, ihre Neger zu schonen und mehr als bisher von denselben zum Verkauf nach den Baumwollenstaaten zu züchten. Aber weiße Proletarier lassen sich in Sclavenstaaten nicht mit Vortheil verwenden: sie werden durch den Einfluß der Sclaven träg und nachlässig, die Sclaven aber durch sie wieder ungehorsam und widerspenstig.

Wahren Nutzen könnte für Virginien nur die Einwanderung von kleinen Landwirthen und Handwerkern haben, welche den Trieb zur Arbeit nicht nur mitbringen, sondern auch festhalten. Sie verbessern wirklich den Zustand des Landes, indem sie eben so viel Sclavenarbeit verdrängen, als sie freie Arbeit einführen; und durch den Erfolg ihres Fleißes liefern sie zugleich den schlagendsten Beweis, daß das bisherige Zurückbleiben des Staates Virginien seinen Grund lediglich in der Sclaverei hat.

Dies zeigt sich vor Allem in den nördlichen Counties des Staates. Hier dringt, vorzüglich aus Pennsylvanien, eine Bevölkerung vorwiegend deutschen Stammes ein, die durch ihren Fleiß, mit dem sich Abneigung gegen die Sclaverei verbindet, dem Lande allmälig eine völlig andere Gestalt gibt. In Surrey, Prince George, Charles City und James, Grafschaften, welche am Jamesriver liegen und einen Boden haben, der von Natur zum besten des ganzen Staates gehört, wozu noch die Vortheile einer Umgebung kommen, die seit zweihundert Jahren in Cultur ist, beträgt der Durchschnittswerth der Landgüter nur 6 Dollars per Acker. Die Zahl der Sclaven verhielt sich 1850 zu der weißen Bevölkerung wie 1 zu 1,9. In Fairfax, einem County, das ebenfalls zu den am längsten cultivirten Theilen des Staates gehört, hatte das Land vor zwanzig Jahren noch weniger Werth als in den Grafschaften von Jamesriver; jetzt aber ist sein Werth mehr als doppelt so hoch wie hier. Vormals wohnten in der Grafschaft mehr Sclaven als freie Weiße, jetzt verhält sich die Zahl der ersten zur Zahl der letztern wie 1 zu 2. An die Stelle der Sclaven sind freie pennsylvanische Bauern getreten, und mit dieser Verwandlung der Menschen ist die ganze Physiognomie des Landes völlig verändert. Viele Tausende von Ackern Landes, welche früher mit Tabak bepflanzt,

dadurch ausgesogen, endlich verlassen und dann verwildert waren, sind von Einwanderern aus dem Norden gekauft, in Parzellen zerschlagen und einem neuen Anbau unterworfen worden, und schöne Farmen, von Feldern und Wiesen umgeben, erfreuen jetzt allenthalben das Auge, wo vorher nichts als von Kiefern überwucherte Wildniß zu sehen war. Vor zehn bis fünfzehn Jahren hatte man noch Bedenken, ob die Ländereien von Fairfax-County die Kosten des Anbaues lohnen könnten. Die Frage ist jetzt längst entschieden, und in Folge ihrer praktischen Beantwortung hat sich die Zahl der Kirchen und Schulhäuser verdoppelt.

Wir bemerken noch, daß Virginien den Congreß mit 15 Abgeordneten beschickte, daß es 1858 eine fundirte Schuld von 28,812,967, eine schwebende von 3,898,500 Dollars hatte, daß sein Staatsbedarf mit Einschluß der Zinsen für die Schuld, aber ohne die Kosten der Schulen, sich auf jährlich 2,303,944 Dollars belief, und daß die Hauptstadt desselben Richmond ist. Letztere hat über 26,000 Einwohner, unter denen sich gegen 5000 Deutsche befinden, und liegt sehr anmuthig grade an der Stelle, wo der Jamesriver schiffbar zu sein aufhört, auf Hügeln, die durch Schluchten getrennt sind. Die mittlere Höhe des einen Abhangs trägt das Capitol Virginiens, ein Gebäude im griechischen Stil. Viele Privathäuser und andere Gebäude sind entweder wirklich geschmackvoll oder bringen wenigstens in der Zusammenstellung des Ganzen eine gute Wirkung hervor. Richmond besitzt eine große Tabacksfabrik und eine Waffenschmiede, welche die größte im Süden, aber verglichen mit nordischen Etablissements dieser Art nicht bedeutend ist. Andere Städte von Bedeutung sind Petersburg, der Hauptverschiffungsplatz für den virginischen Tabak, mit 13,000, Norfolk am Elisabethriver, mit 17,000, Lynchburgh mit sehr großen Tabacksfabriken und 8000, und Wheeling, am Ohio, mit etwa 10,000 Einwohnern. Bei Norfolk befinden sich die großen Kriegswerften der Union, wo vor Kurzem die Beamten der Vereinigten Staaten mehrere Kriegsschiffe verbrannten, damit sie den Aufrührern Virginiens nicht in die Hände fielen. Wheeling ist die wichtigste Fabrikstadt Virginiens, auch werden von hier viele Steinkohlen verschifft. Endlich gedenken wir noch des am Zusammenfluß des Shenandoah mit dem Potomac sehr malerisch auf dem Abhang eines steilen Berges gelegenen Harpers Ferry, eines Städtchens von 3000 Einwohnern, wo im Herbst 1859 der Putsch des Abolitionisten Brown stattfand und dessen Bundesarsenal und Waffenfabrik jetzt von dem dort stationirten Officier der Vereinigten Staaten niedergebrannt worden ist, da virginische Rebellen Miene machten, sich dieser Anstalten und der in ihnen aufbewahrten Waffenvorräthe zu bemächtigen.

Wie die Sachen sich jetzt gestaltet haben, gibt folgende Tabelle ungefähr die Vertheilung der Kräfte der Parteien an, wobei indeß daran zu erinnern ist, daß die unionstreuen Staaten weit wohlhabender und im Besitz unverhältnißmäßig größerer maritimer Mittel sind als die secessionistischen Staaten, daß aber die letzteren wegen der Natur ihres Landes nur schwer mit einer Armee, zumal mit einer hauptsächlich aus Milizen und Freiwilligen bestehenden, unterworfen werden können, weshalb man sich — mit Ausnahme Virginiens — vermuthlich auf Blockirung der südlichen Haupthäfen beschränken wird.

Neutral verhalten sich, wie oben bemerkt:

		freien Weißen	Sclaven
Kentucky	mit	920,077	225,490
Missouri	„	1,085,595	115,619
Delaware	„	110,548	1,808
Maryland	„	646,183	85,382
		3,262,403	428,299

Unbetheiligt, weil zu entfernt, werden bleiben:

	freien Bewohnern
Oregon mit	52,566
Californien mit	384,770
Die Territorien: Neumexiko, Utah, Dacotah und Washington	197,380
	634,616

Die sieben Sonderbundsstaaten haben eine

Bewohnerzahl von	freien Weißen	Sclaven
	2,703,147	2,350,577

Mit diesen werden vermuthlich kämpfen:

Virginien	mit	1,097,373	495,826
Nordcarolina	„	679,965	328,377
Tennessee	„	859,528	287,112
Arkansas	„	371,710	109,065
11 Staaten	mit	5,711,723	3,570,937

Diesen 11 secessionistischen Staaten stehen also in Waffen gegenüber 17 sclavenfreie Staaten: im Osten Maine, Neuhampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island, Connecticut, dann New-York, Neujersey und Penn-

ſylvanien, endlich im Nordweſten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconſin, Iowa, Minneſota und Kanſas zuſammen mit 18,513,414 Einwohnern. Die kämpfenden Parteien würden ſich alſo, wenn wir die Sclaven mitrechnen, ungefähr wie 1 zu 2, wenn wir die Sclaven weglaſſen, etwa wie 57 zu 185 verhalten, und da die militäriſche Brauchbarkeit der Truppen beider Theile gleich gut, oder richtiger gleich gering ſein wird, die Unioniſten in Winfield Scott einen guten Feldherrn haben, während General Beauregard, der Führer der Sonderbundsarmee, bis jetzt noch keine Beweiſe beſonderer Befähigung geliefert hat, da ferner die Caſſen der Nordſtaaten gut gefüllt, die der ſüdlichen faſt leer zu ſein ſcheinen, da endlich die Verpflegung des Seceſſioniſtenheeres durch die Blockade ſehr erſchwert werden dürfte, ſo kann, wenn der Norden energiſch vorgeht und nicht Verrath ſein Spiel verdirbt, der Ausgang ſelbſt dann nicht zweifelhaft ſein, wenn Waſhington auf einige Tage in die Hände der Rebellen fiele.

Abgeſehen von dem Menſchenverluſt auf beiden Seiten wird der materielle Schaden der einzelnen Staaten groß ſein. Der Süden wird ſehr viel weniger Baumwolle erbauen, die Blockade wird alle Geſchäfte erſchüttern, viele mit Bankerott endigen laſſen. Möglich ſelbſt, daß Negeraufſtände ausbrechen. Der Norden wird gleichfalls leiden, indem der Abſatz ſeiner Fabriken unterbrochen und ſein Kauffahrteiverkehr mit den ſüdlichen Häfen abgeſchnitten iſt, und weil die Geſchäftsleute des Südens einen Strich durch das Buch gemacht haben, in welchem die Summen ſtehen, die ſie dem Norden ſchulden. Der Krieg kann 2- bis 300 Millionen koſten, und es iſt möglich, daß dieſelben nur dazu dienen, eine der Freiheit gefährliche Soldateſca zu erziehen. Aber ein Anfang zur Beſchränkung der Sclaverei mußte gemacht werden, und der Krieg wurde eine Nothwendigkeit, als der Süden rebellirte. Die Union ſcheint nicht wieder in der alten Geſtalt zuſammengefaßt werden zu können, aber die Sclaverei wird mit ihr fallen, wenigſtens ſehr bald nach ihr.

Der Einfluß, den die amerikaniſche Revolution auf Europa ausüben wird, iſt noch nicht vollſtändig zu überſehen. Daß unſere Induſtrie darunter beträchtlich leiden wird, liegt auf der Hand. Daß es mit der Anwendung der Monroe-Doctrin bis auf Weiteres zu Ende iſt, lehren die Nachrichten aus San Domingo, und die Andeutungen, daß außer Spanien auch Frankreich daran denkt, die Gelegenheit zu Erwerbungen in Amerika nicht unbenutzt verſtreichen zu laſſen. Mexiko und Centralamerika werden gelegentlich noch Beſuche von ſüdlichen Flibuſtierbanden erhalten, mit dem Druck aber, den die große Union auf dieſe Staaten ausübte, wird nicht fortgefahren werden können. Bleibt der ſüdliche Sonderbund beſtehen, ſo wird er allerdings ſtarke Neigung haben, ſich durch Annexionen neuer für die Sclavenarbeit geeigneter Gebiete auszudehnen, aber, der Hilfe des Nordens entbehrend, dieſen bei ſolchen Verſuchen auf Seiten der Angegriffnen ſehend, wird er zu ſchwach ſein und das Vollbringen dem Willen fehlen. Wäre die Union erhalten geblieben, ſo hätte Spanien bei der nächſten großen europäiſchen Kriſe, bei welcher Englands und Frankreichs Flotten engagirt geweſen wären, höchſt wahrſcheinlich Cuba verloren. Jetzt iſt daran nicht mehr zu denken; denn den ſüdlichen Sonderbund, der dieſe Erwerbung im Auge haben könnte, zu werfen, iſt Spanien allein mehr als ſtark genug.

Den Hauptgewinn aus der Revolution wird ganz unzweifelhaft England ziehen, und zwar wird ſich deſſen Macht in dem Maße ſteigern, als der Zerfall der Union ein gründlicher ſein wird. Wird ſie noch einmal zuſammengefaßt, ſo wird ſie doch, da einmal Blut gefloſſen und wenigſtens indirect für die Emancipation der Sclaven gekämpft worden iſt, lange Zeit zu ſehr mit innern Fragen beſchäftigt ſein, als daß ſie bedeutenden Einfluß nach Außen ausüben könnte. Sie wird ihre Kräfte mehr concentrirt halten müſſen, manche Anknüpfung bis auf Weiteres vertagen, manchen Plan unausgeführt laſſen müſſen, und in die leer gewordene Poſition wird England einrücken. Sollte ſich der ſüdliche Bund befeſtigen, ſo unterliegt es kaum einem Zweifel, daß England ihn von allen Mächten zuerſt anerkennen und eine enge commerzielle und politiſche Allianz mit ihm eingehen wird. Schon haben die Südſtaaten ihren Zolltarif auf den niedrigſten Stand herabgeſetzt, um die Ausfuhr ihres Hauptartikels möglichſt zu fördern. Die ſüdlichen Märkte werden, wenn das ſo bleibt, mehr als je vorher mit engliſchen Fabricaten überſchwemmt werden, wodurch wieder der Export roher Baumwolle nach Liverpool weſentlich

steigen muß. Daher wird es für jene Staaten geboten sein, das gute Einvernehmen mit England zu pflegen, ihm wo nur immer möglich gefällig zu sein, ihm bis zu einem gewissen Grade Vasallendienste zu leisten.

Amerika ist die einzige Macht der Welt, welche England ernstlich und von Jahr zu Jahr mehr zu fürchten hat, vor Allem in industrieller, dann aber, wie schon ein Blick auf Canada und Westindien zeigt und wie dann ferner eine Betrachtung der Entwicklung der Dinge in Ostasien und im Stillen Ocean lehrt, auch in politischer Hinsicht. Bliebe die Verbindung der Staaten Nordamerika's nur noch hundert Jahre in der bisherigen Gestalt erhalten, was allerdings kaum denkbar ist, so würde die Centralgewalt in Washington den Willen von mindestens 150 Millionen Menschen vertreten, welche das reichste Land der Erde und die Küsten von zwei Weltmeeren bewohnen und nicht bloß auf die Verhältnisse von Handel und Gewerbe, sondern auch auf die Politik der ganzen bewohnten Welt einen Einfluß ausüben würden, gegen welchen die jetzige immerhin getheilte Hegemonie Englands in Asien, Afrika und Australien keinen Vergleich aushielte. England, das zwar auch wachsen, aber nicht in dem Maße wachsen kann wie Amerika, würde dann mit dieser Weltmacht theilen und endlich mehr und mehr zurücktreten müssen. Zerfällt die Union in eine nördliche und eine südliche Hälfte, so ist die Drohung, die in dem Bestehen und Wachsthum des Ganzen für England liegt, auf lange Jahrzehnte paralysirt, und in demselben Maße, als letzteres in Amerika weniger zu fürchten und zu verlieren hat, steigert sich seine Macht in Europa. Ob dies für uns Deutsche erfreulich ist, mag nach manchen Vorgängen in der jüngsten Zeit zweifelhaft scheinen. Indeß im Großen und Ganzen haben Englands Interessen es doch immer auf die Seite der Freiheit und des Fortschritts hingewiesen, und dieselben Interessen werden es zuletzt immer mit Deutschland Hand in Hand gehen lassen, wenn letzteres von Westen oder Osten her angegriffen wird. So aber wäre der Schade Amerika's zugleich ein Gewinn für Deutschland, und da wir an uns zunächst zu denken haben, so hätten wir keine Ursache, uns über die Vorgänge jenseit des Meeres besonders heftig zu betrüben.

Die europäische Türkei und die Revolution.

Daß der Pariser Friede von 1856 die Entwicklung des großen politischen Dramas, welches wir die orientalische Frage nennen, nicht aufhalten konnte, ist eine Wahrheit, über die sich wohl schon beim Abschluß jenes Vertrags nur Solche täuschen konnten, welche mit den hierbei zu beachtenden Verhältnissen unbekannt waren. Die Türkei ist ein bergab rollender, auf den Rand eines Abgrunds zu fahrender Wagen, dessen Lauf man damals durch einen Hemmschuh etwas langsamer gemacht und dem man eine etwas andere Richtung gegeben hat, bei der er noch einige Jahre länger laufen konnte, bevor der Sturz erfolgte. Ihn auf die Dauer vor letzterem zu bewahren, war unmöglich, weil es unmöglich ist, der Natur auf die Dauer Halt zu gebieten, und weil es gegen die Naturgesetze verstößt, daß eine Minorität die Majorität beherrscht. Man gab damals dem Wagen eine solche Richtung, daß sein Sturz nicht dem russischen Eroberungstrieb zu Gute kam, und das war in der That ein Gewinn, aber nicht für die Türkei. Der Abgrund blieb offen, die Bahn eine abschüssige, und wenn beim endlichen Falle der Czar nicht erben sollte, so werden es Andere thun, und zwar, wie es jetzt scheint, die Völkerstämme, welche, bisher unter der Herrschaft des Sultans vereint, sich seit Jahren schon und besonders eifrig seit dem genannten Frieden, zur Revolution rüsten.

Ob dies erfreulich für uns ist, ob die Reiche, die sich aus dem Zerfall der europäischen Türkei bilden könnten, sich auf die Dauer zu halten vermögen, oder ob sie mit der Zeit dem französischen, italienischen oder österreichischen Interesse dienstbar werden oder doch noch einmal Rußland anheimfallen müssen, kümmert uns zunächst nicht, wir gedenken hier nur den Beweis zu führen, daß die gegenwärtigen Zustände im europäischen Theil des Pfortenreichs unhaltbar sind, und daß an die Stelle Rußlands als voraussichtlichen Erben des Sultans die von Frankreich und Italien patronisirten und angeschürten Mächte der Revolution, repräsentirt durch die verschiedenen christlichen Völker der illyrischen Halbinsel, getreten zu sein scheinen.

Zu dieſem Zweck betrachten wir zunächſt die Vertheilung, die numeriſche Stärke und in der Kürze den Charakter jener Stämme gegenüber dem türkiſchen Element und ſeinen Verwandten in Europa; dann die gegenwärtige Lage der Rajah gegenüber dem Islam, hierauf das Intereſſe, welches die verſchiedenen Großmächte an der Sache haben, endlich die Verſuche und Beſtrebungen der in der Rajahbevölkerung des ottomaniſchen Reichs in Europa gährenden Revolution, ſich Luft und Macht zu verſchaffen.

In Betreff des erſten Punktes folgen wir zum Theil eignen Beobachtungen, in der Hauptſache der vortrefflichen Lejean'ſchen Karte und der dieſer beigegebenen Abhandlung.*)

Die Bewohner der großen Halbinſel zwiſchen dem Adriatiſchen, Joniſchen, Aegäiſchen, Marmora- und Schwarzen Meer gehören, ſoweit ſie der Pforte unterthan ſind, ſechs Hauptſtämmen an: dem griechiſchen, dem albaneſiſchen, dem rumäniſchen, dem bulgariſchen, dem ſerbiſchen, endlich dem türkiſchen. Ein Blick auf die genannte Karte zeigt, daß die griechiſchen Unterthanen des Sultans ſämmtliche Inſeln des ägäiſchen und des Marmorameers ſowie faſt die ganze Küſte dieſer Gewäſſer und ein beträchtliches Stück der Küſte des Schwarzen Meers bewohnen, daß die Albaneſen einen breiten Streifen Landes im äußerſten Südweſten, die Rumänen faſt den ganzen Nordoſten von der Donau bis an den Pruth und die Karpathen einnehmen, daß ferner die Bulgaren die Landesmitte bis tief nach Süden und weit nach Oſten, die ſerbiſchen Stämme den ganzen Nordweſten inne haben und daß endlich die Türken nur im fernſten Oſten des genannten Gebietes eine ausgedehnte Strecke Landes ausſchließlich in Beſitz haben.

Der griechiſche Stamm nimmt in der Gegenwart, wie bemerkt, faſt das ganze Geſtade der vom türkiſchen Reich eingeſchloſſenen Meere und eine große Strecke der Küſtengebiete am Pontus, vom Golf von Lamia bis beinahe nach Varna ein. Dieſe große Küſtenausdehnung hat nur bei Salonik und Burgas, wo das bulgariſche Element das Meer erreicht, und am Ausfluß des Struma (nordweſtlich von der Inſel Thaſo), an einigen Punkten der Dardanellenſtraße, an drei Stellen des Marmorameers und hier und da am Bosporus, wo Türken die Küſte beſiedelt haben, einige Lücken, doch ſind dieſe von geringer Bedeutung. Außerhalb dieſes Streifens, der bald ſchmaler, bald breiter und in Theſſalien, der chalcidiſchen Halbinſel ſo wie in der Strecke am Marmorameer am breiteſten iſt, finden ſich nur einzelne griechiſche Dörfer, gleichſam Inſeln unter den Slaven. Eine dieſer Inſeln, vier Meilen ſüdöſtlich von Philippopel, iſt etwas größer und beſteht aus drei Ortſchaften, von denen Stamiako die bedeutendſte iſt. Außerdem ſind das Griechendorf Alibey in der Dobrudſcha und die großentheils von griechiſchen Kaufleuten bewohnte neue Stadt Sulina am Ausfluß der Donau zu erwähnen.

Das eigentliche Centrum der griechiſchen Race in der europäiſchen Türkei iſt die chalcidiſche Halbinſel, wo mit Ausnahme der halb türkiſchen Stadt Nisvoro und des bekannten heiligen Bergs Athos, der einige ſlaviſche Klöſter trägt, nur Griechen wohnen. In dem benachbarten Macedonien haben die Bulgaren faſt Alles in Beſitz genommen und den Hellenen nur einen ſchmalen, meiſt ſumpfigen Saum am Meere gelaſſen. In Theſſalien überwiegen die Griechen allerdings bei Weitem; doch ſind die fruchtbarſten Theile dieſer Provinz, die weiten Ebenen, die ſich in der Mitte derſelben von Ferſala bis über Lariſſa hinaus ſtrecken, faſt ausſchließlich in den Händen von Türken, und die Walachen bewohnen mehrere Städte; während die Gebirge im Weſten ihnen zugleich mit den Albaneſen gehören. Vom Strumafluß bis zur Mündung der Maritza bildet die griechiſche Zone nur einen ſchmalen Streifen, der von Seeleuten und Fiſchern bewohnt wird. Als Gewerbetreibende und Ackerbauer treten die Griechen erſt öſtlich von der Maritza wieder auf, wo die nördliche Grenze des von ihnen beſiedelten Gebietes und die ſüdliche des Bulgarenlandes etwa durch die Städte Adrianopel, Haſſa, Kirk Kiliſſe und Zuburnu bezeichnet wird. Weiter im Nordoſten nimmt das griechiſche Element raſch ab, und bei Siſeboli nähern ſich die bulgariſchen Ortſchaften dem Meere bis auf Büchſenſchußweite. Zwiſchen Burgas und dem Kamtſchikfluß iſt die ganze Küſte griechiſch geblieben, Dank den Stützpunkten, welche die Städte Ahiolu und Miſſivria boten. Im Innern ſind Akbunar, Karnabat und Aidos ebenfalls großentheils griechiſch. In Konſtantinopel in der Minderzahl, haben die Griechen in den chriſtlichen Quartieren dieſer Stadt faſt überall die Majorität be-

*) Gotha, J. Perthes.

hauptet. Auf den Inſeln bildet das helleniſche Element mit Ausnahme weniger Dörfer auf Limno und einiger Quartiere in befeſtigten Städten die einzige Einwohnerſchaft, und auf Candia herrſcht es ſo vor, daß ſelbſt die dort angeſiedelten Türken ſich der griechiſchen Sprache bedienen.

Die Zahl der Hellenen in der europäiſchen Türkei iſt, da die Zählungen der türkiſchen Behörden beſtändig den Griechen von Geburt und den Bekenner des griechiſchen Glaubens verwechſeln, nicht wohl anzugeben. Für die wahrſcheinlichſten Zahlen hält Lejean folgende: in Konſtantinopel und deſſen Nachbarorten am Bosporus 110,000, auf Candia 80,000, in Theſſalien, Rumelien und Bulgarien 800,000, im Ganzen alſo 990,000 Seelen. Dazu werden in Kleinaſien, wo ſie ebenfalls den größten Theil der Küſten inne haben, ſo wie auf deſſen Inſeln und den zu Europa zu rechnenden Eilanden Thaſo, Samotraki, Imvro und Limno noch ungefähr 2 Millionen kommen, von denen indeß ein großer Theil nur türkiſch ſpricht, ferner in Syrien und Egypten vielleicht 100,000, und zählt man dazu die eigentlichen Hellenen der joniſchen Inſeln und des Königreichs Griechenland (in deſſen Nordprovinzen das Landvolk meiſt albaneſiſchen Stammes iſt), ſo kann man die ganze helleniſche Nation etwa auf vier Millionen Köpfe veranſchlagen.

Seit der Byzantinerzeit nennen ſich die Griechen in der Türkei Romäi, d. i. Römer. Der Name Hellene iſt erſt ſeit der Lostrennung des Königreichs Hellas wieder aufgenommen worden und nur unter der gebildeten Claſſe gebräuchlich. Von den Türken werden ſie Rumler, von den Slaven Reki genannt. Ihre Sprache iſt das Romaika, ein verdorbenes, mit vielen ſlaviſchen, türkiſchen und italieniſchen Worten gemiſchtes Griechiſch, das indeß durch Einwirkung der Schulen ſich in den höheren Schichten der Geſellſchaft vielfach gebeſſert hat und in Büchern und Zeitungen durch Wiederaufnahme altgriechiſcher Worte und Redewendungen bedeutend gereinigt und veredelt auftritt.

Von Charakter iſt der Grieche eine durchgehends ſehr aufgeweckte und ſtrebſame Natur, ein gewandter und unternehmender Kaufmann, ein geſchickter Handwerker, vor Allem aber ein kühner und ſehr anſtelliger Matroſe und Seecapitän. Die Bildung des Volkes hat in den letzten Jahrzehnten große Fortſchritte gemacht, und wenn damit die moraliſchen Eigenſchaften nicht gleichen Schritt gehalten haben und namentlich die griechiſche Bevölkerung von Conſtantinopel im übelſten Rufe ſteht, als ränkeſüchtig, eitel, ſelbſtiſch, treulos und hinterliſtig geſchildert wird, ſo wird man wohlthun, ſich zu erinnern, daß die Byzantinerzeit in ihren letzten Jahrhunderten nicht ſehr geeignet war, edle Eigenſchaften zu fördern, und daß die Tyrannei des Türkenthums keine Verbeſſerung des Erbes dieſer kläglichen Periode zur Folge haben konnte. Im Königreich Hellas iſt es in dieſer Beziehung ſchon ſehr viel beſſer geworden, und es würde noch reinere Luft ſein, wenn die unabläſſigen Intriguen der fremden Diplomatie hier nicht vielfach die gedeihliche Entwicklung ſtörten.

Die Albaneſen, Arnauten oder Skipetaren ſind ein altillyriſcher Stamm mit einem von allen Nachbarſprachen abweichenden Idiom, der früher wahrſcheinlich die ganze Oſtküſte der Adria bewohnte, im Mittelalter aber allmälig von den Slawen weiter nach Süden hinabgedrängt wurde und ſeinerſeits die Griechen und deren Sprache bis an den Buſen von Korinth drängte, ja einige ſeiner Colonien bis in den Peloponnes und ſelbſt auf die an deſſen Küſte gelegenen Inſeln Hydra und Spezzia vorſchob. In der Türkei bewohnen die Albaneſen jetzt ein Stück Land, welches, im Weſten durch das Meer begrenzt, nach den übrigen Weltgegenden etwa durch eine Linie über die Ortſchaften Antivari, Plavnitza, Plava, Olſitſch (zwei Meilen weſtlich von Novibazar), Hilbar, Tirgowitza, Lutſchania, Mertwutza und Prisma, den See von Ochrida, die Dörfer Buſchigrado, Pigudiſta, Niklitzi, Melochamito und das Städtchen Preveſa eingeſchloſſen wird. Der Fluß Schkum, der etwa die Mitte dieſes Gebiets durchſchneidet, trennt ſie in einen nördlichen Hauptſtamm, die Ghegen, und einen ſüdlichen, die Toskn. Der Religion nach zerfallen ſie in römiſche und griechiſche Katholiken und Moslemin, doch läßt ſich nicht genau beſtimmen, wie viele von ihnen auf jedes dieſer Bekenntniſſe fallen. Albaneſencolonien ſind über das ganze ottomaniſche Reich zerſtreut. Kriegeriſchen Charakters laſſen ſie ſich von den Beis und Paſchas der entfernteſten Bezirke anwerben, nach Ablauf ihrer Dienſtzeit ſiedeln ſie ſich in den Gegenden an, die man ihnen anweiſt, und ſo findet man auf der Karte eine ziemliche Anzahl von Punkten, die mit Arnaut-

Köi oder Arbanito-Chorio bezeichnet ſind. In Folge eines Aufſtandes gegen die Recrutirung wurden ferner vor einigen Jahren gegen 25,000 Albaneſen nach Rumelien und zwar in das Rhodope-Gebirge deportirt, indeß hat man Vielen die Rückkehr nach der Heimath geſtattet. Vor etwa zwei Jahrhunderten wanderten die Serben am Urſprung der bulgariſchen Morawa, mit der Türkenherrſchaft unzufrieden, in großen Maſſen auf öſterreichiſches Gebiet aus, und das leer gewordene Gebiet wurde mohamedaniſchen Albaneſen verliehen. Das ſind die wenig bekannten Arnautendörfer zwiſchen Vrania, Priſtina und Leskowatz.

Die Albaneſen ſind ein kräftiges, aber vollkommen rohes Gebirgsvolk, von dem ſich nur ſagen läßt, daß es gute Soldaten liefert und von der abendländiſchen Cultur noch ſo gut wie gar nicht berührt iſt.

Die Tosken, ſowie die ſüdlichen Ghegen bei El Baſſan ſind der Pforte vollſtändig unterworfen, dagegen erfreuen ſich die Ghegen des Nordens, namentlich die in den Gebirgen Hauſenden, einer gewiſſen thatſächlichen Unabhängigkeit. Die Katholiken unter ihnen regieren ſich ſelbſt, haben einen Wekil (Anwalt oder Geſandten) beim Paſcha von Skodra und ſtehen unter dem Protectorat des franzöſiſchen Conſuls dieſer Stadt. Die wichtigſten Stämme der nördlichen Gegenden, die zuſammen etwa 164,000 Köpfe zählen, ſind die Mirditen, in der Mitte des Landes, die Dibres, im Oſten am obern Drin, die Dukaginen, nordweſtlich von da, die Maliſi, die Zadrima, Matia, Pulati, Postripi, bei Skodra, und die Klementi. Die ſüdlicher, bei El Baſſan und Tirana hauſenden Ghegen ſollen etwa 280,000, die an der Rascia und obern Morawa wohnenden gegen 70,000, die Tosken, die in Epirus, Weſttheſſalien und zwiſchen dem Schkum und der Wojutza angeſiedelt ſind, an 750,000, die Albaneſen der verſchiedenen in Bulgarien, Rumelien und der Dobrudſcha befindlichen Colonien 45,000 Köpfe ſtark ſein, ſo daß das ganze Volk, ſoweit es zur Türkei gehört, etwa 1,309,000 Seelen zählte.

Die Rumänen ſind die alten Dacier, gemiſcht mit den Abkömmlingen römiſcher Anſiedler und Trümmern zahlreicher Völkerſchaften, die nach dem Zuſammenbruch des Römerreichs im untern Donaulande ſaßen. Ihre Sprache iſt ein verdorbenes Latein mit vielen altdaciſchen, ſlawiſchen, kumaniſchen und türkiſchen Elementen. Ihre Haltung und ihre Sitten laſſen ſo viele Erinnerungen an das antike Leben bemerken, daß das Volk unter den europäiſchen Miſchvölkern romaniſcher Zunge dieſem Leben wohl am nächſten ſteht, freilich nur dem halbbarbariſchen Leben eines Grenzlandes. Die Rumänen haben ſich weit über ihre natürlichen Grenzen: Pruth, Donau und Karpathen ausgebreitet, indem ſie (wir ſprechen immer nur von der Türkei und ihren Vaſallenſtaaten) das ganze beſſarabiſche Ufer des Pruth und das ganze ſüdliche der Donau von Dunawetz bis Siliſtria einnehmen, in der Dobrudſcha und in der Bulgarei (bei Wratſcha am mittleren Lauf des Iſker) ſtark angeſiedelt ſind und auch im öſtlichen Serbien (zwiſchen Donau, Timok und Morawa) weite Strecken bewohnen. Auf letzteres Land rechnet Lejean etwa 104,000, auf die Walachei 2,420,000, auf die Moldau und das politiſch zu ihr gehörige Stück Beſſarabien 1,605,000, auf die Dobrudſcha 33,000 und auf die Colonien am Iſker 40,000, ſo daß die Nation innerhalb des türkiſchen Reiches gegen 4,202,000 Seelen zählt.

Nicht von der Pforte mit den Waffen unterworfen, ſondern durch Vertrag ein Schutzvolk derſelben geworden, haben die Rumänen außer dem griechiſchen Glauben auch ſelbſtändige Verwaltung ſich bewahrt. Aber ſeit uralter Zeit ſind ſie durch ein heilloſes Mißregiment, in den letzten Jahrhunderten durch wüſte Bojarenwirthſchaft und aus dem Fanar von Stambul kommende Hospodare politiſch demoraliſirt, und zeigen als Nation alle Schwächen und Mängel eines Stammes ohne große Erinnerungen, ohne ſelbſtändige Fortbildung und ohne Selbſtgefühl. Orientaliſche Sittenloſigkeit hat ſie vielfach angefreſſen und eine üble Geſetzgebung ſo wie noch üblere Handhabung der Geſetze in Sitte und Rechtsgefühl Vieles verkümmert. So gelten ſie trotz ihrer großen Zahl bei den Nachbarn für den ſchwächſten Stamm der europäiſchen Türkei. Aber ſicher iſt die Schwäche und Niedergedrücktheit des Volkes nicht größer, als ſie etwa zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Polen war, und die unerfreulichſten Beiſpiele von Sittenverderbniß, Beſtechlichkeit und Feigheit werden faſt nur aus den höhern Claſſen erzählt. Dagegen iſt die phyſiſche Lebenskraft des Volkes ungewöhnlich groß. Das Landvolk zählt ſehr viele kräftige Männer, ſtarke und volle Frauen, die Ehen ſind mit

zahlreichen und geſunden Kindern geſegnet. Der Mangel an Arbeitstrieb endlich in einem ſehr fruchtbaren Lande iſt bei einem Volk, das allerdings nicht leibeigen iſt, aber ſeit Jahrhunderten der Willkür ſeines Adels und fremder Eindringlinge unterworfen war, ſo wenig zu verwundern, daß das Gegentheil befremden müßte.

Mit den Rumänen nahe verwandt ſind die Zinzaren, auch Macedo-Walachen genannt, die beſonders zahlreich in Weſtthеſſalien und Epirus ſind, während kleinere Colonien ſich ſüdlich vom Ochrida-See und zwiſchen den Flüſſen befinden, aus denen der Erghent entſteht. Wie groß ihre Zahl überhaupt iſt, läßt ſich nicht ſagen; wenn Lejean ſie auf mehr als 3 Millionen ſchätzt, ſo ſcheint dies ſehr übertrieben. Die Zinzaren ſind kräftig gebaute, dunkelhaarige Leute mit klugem, wenn auch ſelten gefälligem Geſichtsausdruck. Sie werden als fleißig und abgehärtet geſchildert und zerfallen in ſeßhafte, die indeß mehr Kaufleute, Handwerker und Gaſtwirthe und nur ausnahmsweiſe Ackerbauer ſind, und nomadiſirende, die als Hirten großer Schaf- und Ziegenheerden meiſt am Pindus und den benachbarten Bergketten hauſen, von wo ſie im Sommer nach Theſſalien hinabwandern.

Wir kommen jetzt zu den beiden großen Slawenſtämmen, die uns nächſt den Griechen und Rumänen unter den Raſſen der europäiſchen Türkei für unſern Zweck am meiſten intereſſiren: zu den Bulgaren und den Serben.

Die Bulgaren ſind ein urſprünglich ugriſches oder finniſches Volk, das anfänglich an der Wolga wohnte, nach ſeiner Einwanderung in Möſien ſchon im achten Jahrhundert ſlawiſche Sprache und Sitte annahm und jetzt in ſeinem Habitus faſt gar nicht von ſeinen nördlichen ſerbiſchen Nachbarn verſchieden iſt. Gegenwärtig iſt das Gebiet dieſes Volksſtammes nahezu umſchrieben durch die Donau, den Timok und eine Linie, welche durch die Städte Alexinatz (nordweſtlich von Niſch), Banja, Tirgowitza, Prisrend, Ochrida, Kaſtoria, Niauſta, Salonik, Adrianopel, Siſeboli und (nach ſtarker Einbiegung gegen Weſten) auf das fünf Meilen donauabwärts von Ruſtſchuck gelegene Boba zuläuft. Innerhalb dieſer Grenzen liegen indeß viele zum Theil ziemlich große türkiſche Anſiedelungen, und außerhalb unſerer Linie wieder gibt es eine bedeutende Anzahl von Vorpoſten oder Trümmern der bulgariſchen Race unter Albaneſen, Griechen, Türken, in der Wolachei, der Dobrudſcha und Beſſarabien. In letztgenanntem Lande ſitzen ſie in ſtarken Maſſen an den drei großen Seen öſtlich von der Mündung des Pruth in die Donau, und die 1856 oft genannte hübſche Stadt Bolgrad gehört zu ihren Colonien. In der Dobrudſcha nehmen ſie einen bedeutenden Theil der öſtlichen Hälfte, weiter im Süden das Küſtenland zwiſchen Irlendſchik und Kalije Köi ein und noch weiter unten findet man Anſiedlungen von ihnen bei Varna und am obern Kamtſchik. Die Geſammtzahl der Bulgaren ſoll etwas über drei Millionen betragen.

Der Bulgar iſt weſentlich Ackerbauer, geſchickt als Gärtner, friedlichen Charakters und einestheils durch die Türken, anderntheils durch ſeine eigne höhere Geiſtlichkeit ſehr bedrückt. Die Männer ſind kräftige Geſtalten mit ziemlich intelligenten Geſichtszügen, doch iſt von Bildung und Cultur unter dem Volke kaum ein Anfang zu bemerken. Dem Glauben nach gehört die große Mehrzahl der Bulgaren zur griechiſchen Kirche, aber, wie die Zeitungen melden, hat jetzt, durch franzöſiſche Prieſter angeregt, eine Bewegung begonnen, die auf ein Schisma abzielt und bereits einige Mitglieder des höheren Klerus von dem Patriarchen in Conſtantinopel hinweg und der Autorität Roms zugeführt hat.

Die Serben ſaßen nach Lejean's Meinung einſt als Nachbarn der Kroaten (die damals im Oſten Böhmens bis an's Rieſengebirge wohnten) in Schleſien, folgten jenen im fünften Jahrhundert n. Chr. nach Süden und drangen hier bis Durazzo am Adriatiſchen Meer vor, wurden indeß ſpäter von den Albaneſen wieder eine Strecke nach Norden zurückgedrängt. Indeß erhielten ſich Inſeln ſerbiſcher Bevölkerung in Mittelalbonien, bei Durozzo, am Nordweſtufer des Ochrida-Sees, weſtlich von da am See von Presba und bei Monaſtir bis heute, doch iſt es möglich, daß die letzteren erſt aus der glanzvollen Zeit ſtammen, wo das ſerbiſche Volk in einem Kaiſerreich vereinigt war und unter Czaren wie Stephon Nemanja und Stephan Duſchan ganz Albanien, Nordgriechenland, Bulgarien und Macedonien beherrſchte, eine Zeit, die unter König Lazar mit der unglücklichen Schlacht auf dem Amſelfeld (1389) ein Ende nahm. Laſſen wir die, beiläufig nicht ſehr

bedeutenden Abweichungen der Mundarten bei Seite, ſo zählen zu dem ſerbiſchen Stamm in der Türkei gegenwärtig nicht bloß die eigentlichen Serben, die unter Karageorg zu Anfang dieſes Jahrhunderts ihre Selbſtändigkeit erkämpft haben und etwa 985,000 Seelen ſtark ſind, ſondern auch die Bewohner Bosniens und eines Theils von Türkiſch-Croatien, die Raizen der Gegend von Nowibazar, die Herzegowiner und Montenegriner und die Stämme, welche in Nordoſtalbanien an den Quellflüſſen des Ibar und des weißen Drin angeſiedelt ſind. Die Geſammtzahl der Serben in den Ländern der Pforte beträgt gegen 1,660,000. Aus Macedonien ſind ſie bis auf die beiden von ſerbiſchen Fürſten gegründeten Athosklöſter Chiliandarion und Zographos verſchwunden. Die Walachei beſitzt einige Niederlaſſungen dieſes Stammes, die indeß großentheils erſt von Miloſch Obrenowiſch angelegt wurden.

So ſehr die genannten Theile des Serbenvolkes durch die Sprache zuſammengehören, ſo ähnlich ſie ſich ſonſt durch Sitten und Neigungen ſind, ſo gibt es doch einige weſentliche Verſchiedenheiten, namentlich zwiſchen den Bewohnern Serbiens und den Bosniaken und Herzegowinern. In Serbien blieb von Anfang an bis jetzt die Maſſe des Volkes beim griechiſch-katholiſchen Glauben, und andrerſeits wurde die Lehnsherrſchaft, die ſich hier erſt ſpät entwickelt, in das nationale Unglück mit hineingezogen und ſank theils in's Grab, theils wie das übrige Volk in den Rajahſtand. In Bosnien gibt es römiſche und griechiſche Katholiken, und außerdem trat hier der Adel zum Islam über, um ſich die Lehensrechte zu erhalten, und dieſe noch jetzt beſtehende Ariſtokratie iſt das conſervativſte und reactionärſte Element in der ganzen Türkei. Mohamedaniſch, aber nichts weniger als türkiſch, vielmehr nach Gewohnheit, Sprache und Charakter rein ſerbiſch, haben dieſe Beys nie aufgehört, nach der einen Seite gegen die Moderniſirungspläne der Regierung ſich aufzulehnen, nach der andern mit ſchwerſtem Druck auf ihren chriſtlich gebliebenen Landsleuten, den Bauern Bosniens und der Herzegowina zu laſten. Und während ſie wiederholt mit dem Säbel in der Hand gegen die Reformen der beiden letzten Sultane proteſtirten und nur mit Waffengewalt gebändigt werden konnten, ergriffen andrerſeits die Rajah, durch Grundzins und Erpreſſungen von dieſen ihren adligen Landsleuten geplagt und ausgeſogen, mehrmals die Waffen im Namen ihres Glaubens und des Hatti Humayum, und der ſociale Kampf entvölkert ohne Unterlaß Bosnien und noch mehr die Herzegowina, wo die Chriſten zahlreicher ſind und durch die Nachbarſchaft von Montenegro ermuthigt werden.

Dieſes Land, ſlawiſch Czernagora, türkiſch Karadagh, albaneſiſch Maliſi genannt (alle drei Namen bedeuten daſſelbe wie das italieniſche Montenegro: Schwarzes Gebirge) iſt ein letzter Reſt des ſerbiſchen Kaiſerreichs und hat ſich mit kaum merklichen Unterbrechungen unter ſeinen Fürſtbiſchöfen die Unabhängigkeit bewahrt, die freilich von der Pforte nie völlig anerkannt wurde und im ſiebzehnten Jahrhundert nur dadurch erhalten blieb, daß man ſich unter den Schutz Venedigs ſtellte. Die Bevölkerung hat ſich in dieſer Periode durch ſerbiſche Flüchtlinge aus der Herzegowina außerordentlich vermehrt. Nach dem venetianiſchen Manuſcript von Bolizza zählte die Czernagora im erſten Jahrzehnt des ſiebzehnten Jahrhunderts 93 Dörfer und 8027 Krieger, was auf etwa 33,000 Seelen ſchließen läßt. Im Jahre 1682 ließ ſich der Bosniake Wutſchkowitſch von Liwno mit 400 Familien im Lande nieder, und dieſer großen Einwanderung folgten ſpäter andere weniger zahlreiche. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts hatte Montenegro gegen 35,000, jetzt hat es wenigſtens 120,000 Einwohner.

Das Land iſt eingeklemmt zwiſchen nordalbaneſiſchen Stämmen, der Herzegowina und öſterreichiſchem Gebiet und vom Meere abgeſperrt. Die Eintheilung der montenegriniſchen Stämme iſt folgende: 1) Katunska mit den Unterabtheilungen Cettinje, Njeguſch, Tzutze, Osdrenitſch, Pieſſewitſch, Tzeklitſch, Bielitſch, Grahowo, Komani und Zagaratz, die den Nordweſten einnehmen und von etwa 33,000 Seelen bewohnt ſind, 2) Lietſchanka mit 6000, 3) Rietſchka mit 12,000, 4) Tſchernitza (wo Dupilo und Gluhido, nicht fern vom Nordweſtufer des Skodra-Sees, liegen) mit 13,000, 5) Moratſcha, im Nordoſten, mit 10,000, 6) Piperi mit 9000, 7) Kutſchi mit den Drekalowitſch, Waſſonwitſch und Bratonitſch mit 18,000 und 8) Bielopawlewitſch mit 15,000 Bewohnern. Die vier letzten bilden die in den Zeitungen oft erwähnten „Berdas.“ Montenegro umſchließt außerdem einige albaneſiſche Dörfer, die an ſeiner Oſt-

grenze liegen und einen gleichfalls albanesischen Stamm, die etwas südlicher wohnenden Zatriebatz. Endlich sichert ihm der Vertrag von 1858 den Besitz der von den Uskoken an den Quellen der Moratscha bewohnten Gebiete. Die letztern sind nicht mit den alten in der Geschichte Venedigs als Seeräuber erwähnten türkischen Uskoken zu verwechseln, sondern christliche Serben, die aus der Herzegowina geflüchtet (Uskok heißt überhaupt auf türkisch: Flüchtling) sind und sich durch beständige Raubzüge an ihren frühern Herren und Peinigern zu rächen suchen.

Die Serben sind unstreitig der kräftigste, am meisten zu staatlicher Entwicklung befähigte und, wenn wir nur Serbien in's Auge fassen, auch der am meisten in der Cultur fortgeschrittene unter den christlichen Stämmen der Türkei. Sie sind geborne Krieger, sehr tapfer, abgehärtet, genügsam und nächst den Griechen am gereiftesten zur Erkenntniß, wenigstens zum Gefühl, daß sie eine Nationalität vertreten. Sie sind mit diesen Eigenschaften, die weiter unten ausführlicher zu zeigen sein werden, die gefährlichsten Gegner der Türkei, und sie würden vielleicht schon die Unabhängigkeit errungen haben, wenn nicht in Bosnien jenes starke mohamedanische Element einem solchen Beginnen Schwierigkeiten bereitete.

Wir unterlassen es, auf die kleineren Bruchtheile der Bevölkerung des ottomanischen Reichs in Europa ausführlich einzugehen, da diese Armenier, Juden und Zigeuner, diese Russen und Polen, diese Deutschen und Magyaren für unsern Zweck als zu wenig zahlreich keine Bedeutung beanspruchen, und erwähnen nur kurz, daß von den in der europäischen Türkei wohnenden Armeniern etwa die Hälfte — 200,000 — auf Constantinopel kommt, daß von den Zigeunern 60,000 in der Moldau, 130,000 in der Walachei und vielleicht 200,000 in den übrigen Provinzen sich aufhalten, daß in der Moldau gegen 44,000 Magyaren wohnen, ferner daß russische Raskolniken in der Moldau so wie in der Dobrudscha angesiedelt sind und daß an der Mündung des Selimvria eine polnische Colonie von 70 Familien existirt, endlich daß sich in der Dobrudscha eine Ansiedelung von 1200 deutschen Ackerbauern gebildet hat, welche die Dörfer Malkotschu, Akmedsche und Tekeli bewohnt, und daß andere Deutsche in starker Zahl in den größern Städten der Donaufürstenthümer und in Constantinopel leben.

Wir betrachten jetzt die Türken und deren Verwandte in Europa, und werden uns hier möglichster Ausführlichkeit befleißigen müssen. Die Besiedelung der illyrischen Halbinsel durch die von Kleinasien einwandernden Türken war nach Methode und Erfolg verschieden. In der Regel besetzten sie erstens die fruchtbarsten Striche und zweitens die strategisch wichtigen Punkte. In Thessalien nahmen die Osmanlis die Ebene zwischen Larissa und Fersala inmitten einer dichten griechischen Bevölkerung in Besitz. In Albanien und Epirus, wo ein beträchtlicher Theil der Eingebornen zum Glauben Mohamed's übertrat, und ebenso in Bosnien und der Herzegowina, wo der Adel den Islam annahm, ließen sich die Türken nur in einigen Städten und deren unmittelbarer Nachbarschaft nieder.

In Bulgarien bekehrte sich ein Theil der Bevölkerung, die sogenannten Pomaken, ebenfalls aus Gründen des Eigennutzes. Im östlichen Bulgarien aber, wo Religion und Sprache der Eroberer zugleich eindrangen, wurde das einheimische Element so mächtig erschüttert, daß es jetzt nicht mehr möglich ist, die angesiedelten Osmanlis von den zum Islam übergetretnen Bulgaren zu unterscheiden, und dieser ganze große Strich — von Turtukai an der Donau bis Kostendsche, und von da bis Burgas und Slivna und dann wieder bis zur Donau — als mit wenigen Ausnahmen von Türken bewohnt angesehen werden muß. Südlich vom Balkan, zwischen diesem Gebirge und der obern Maritza, so wie weiter westlich und südwestlich, zwischen Maritza und Karasu zeigt die Karte gleichfalls mehre große von Türken besiedelte Flecke inmitten bulgarischer und griechischer Bevölkerung, dagegen werden dieselben östlich von der Maritza und westlich vom Isker und Karasu seltner und kleiner, und das südwestliche Bulgarien hat deren fast gar keine. Im Nordwesten Bulgariens treffen wir Türken in und bei Nisch, Leskowatz, Ak Palanka, Pirot, Chalkali, Kistendil, Sophia, Widdin und Dschidru Palanka, und zwischen Balkan, Isker, Donau und Karalom im Norden finden sich ebenfalls mehre von diesem Volk bewohnte Dörfer und Städtchen. Auch die Dobrudscha besitzt türkische Colonien in dem Thal von Babadagh, der Umgebung von Hirsowa und an einigen andern Punkten.

In der Moldau und Walachei zu wohnen, war den Osmanlis durch beſondere Verträge verwehrt, indeß hat ſich durch die Nachſicht der Behörden zu Piatra in der obern Moldau eine Colonie von etwa 150 Türken gebildet, die hier als Holzhändler leben und als friedliche redliche Leute im beſten Ruf ſtehen. In Serbien wohnen jetzt nur noch in Belgrad und einigen kleinern Feſtungen Osmanlis, während ſie bis auf die Revolution des Schwarzen Georg ſich auch auf dem platten Lande ziemlich zahlreich verbreitet hatten und im Beſitz wichtiger Vorrechte waren. In Bosnien gibt es Türken in ſtarken Colonien bei Zwornik, Petretz und Sokol, ſo wie in Serajewo, in der Herzegowina iſt das Oertchen Brod bei Foktſcha eine ſolche. In Macedonien hat ſich, hauptſächlich in der Gegend von Koſchani, ſüdöſtlich von Monaſtir, ein beſonderer türkiſcher Stamm, die ſogenannten Koniariden, die ihrer Lebensweiſe nach ein Hirtenvolk ſind, niedergelaſſen. Zwiſchen den Grenzen der bulgariſchen und griechiſchen Race haben ſich die Osmanli beſonders am Dospat über einen beträchtlichen Raum ausgebreitet, dagegen verſchwinden ſie in den dichten Maſſen der Griechen, je mehr man ſich der Hauptſtadt des Reiches nähert.

In der Umgebung Stambuls ſo wie an beiden Ufern der Bosporusſtraße ſind ſie auffallend dünn geſäet. Im Kern von Conſtantinopel, d. h. in der eigentlichen Stadt links von der Einfahrt in das Goldne Horn, wohnten im Jahre 1856 nach Visquenel 219,000 Türken neben 102,000 Rajah, in den Vorſtädten Ejub, Chaskôi, Kaſſim Paſcha, Tatavola, Pera, Galata, Tophane und Fündükli 83,500 der Erſtern neben 73,500 der Letztern, wobei zu bemerken iſt, daß in Kaſſim Paſcha, Tophane und Fündükli nur ſehr wenige Chriſten, in Tatavola gar keine Türken wohnen. In Skutari befanden ſich 26,500 Türken und 22,500 Rajah, in den übrigen gewöhnlich zu Conſtantinopel gerechneten Städten und Dörfern am Bosporus 47,000 von jenen und 70,900 von dieſen. Auf den Prinzeninſeln findet man nur Griechen und zwar in der Zahl von 2400 Seelen. Conſtantinopel hätte ſonach, wenn es ſeit jenem Jahre nicht an Einwohnern zugenommen, eine Bevölkerung von ungefähr 648,000 Menſchen, worunter 376,000 Osmanli. Wie viele der letzteren in der europäiſchen Türkei überhaupt angeſiedelt ſind, läßt ſich mit Beſtimmtheit nicht angeben, doch wird ihre Zahl das Fünffache der Zahl des türkiſchen Elements in der Hauptſtadt und ihrer Umgebung ſchwerlich erreichen und vermuthlich eher unter als über 1¾ Millionen betragen.

Die Türken bedienen ſich im ganzen Reich (Kandia ausgenommen, wo ſie griechiſch reden) ihres nationalen Idioms, welches von der ſtark mit perſiſchen und arabiſchen Worten gemiſchten Schriftſprache unterſchieden werden muß. Sie ſind ein kräftiges tapferes Volk, das mit ſeinem Glauben an ein unabwendbares Verhängniß vortreffliche Soldaten abgibt. Die mittlern und untern Stände ſind von der in den höhern herrſchenden Sittenverderbniß wenig, in kleineren Städten und auf dem Lande faſt gar nicht berührt. Der gemeine Türke empfiehlt ſich als fleißig, gaſtfrei, mäßig und im hohen Grad ehrlich. Wer in der Türkei reiſte, erinnert ſich, wie vortheilhaft in den Bazaren die rechtſchaffne, biedere Einfachheit des osmaniſchen Kaufmanns gegen das trügeriſche, gewinnſüchtige Weſen des Griechen und Armeniers abſticht. Daß der Türke einen ausgezeichneten Krieger abgibt, leuguet kein Militär, nur die Führung und die klägliche Verpflegung trug die Schuld, wenn in den letzten Jahren ſo viele Schlachten verloren gingen.

Nahe Verwandte der Türken ſind die Yuruken, eingewanderte Turkomanen, welche in Thracien (am Strymon) und Oſtmacedonien (bei Salonik) zerſtreute Gruppen bilden, im Sommer auf den Hochebenen der Gebirge mit ihren Heerden herumziehen und nur im Winter in Dörfern wohnen. Letztere haben ſich vorzüglich in der Ebene von Seres nach Drama hin ſo wie längs der öſtlich vom Gallikofluß hinlaufenden Bergkette dichter gruppirt. Sie zählen nur einige Tauſend Köpfe und werden als ehrliche und harmloſe Leute gelobt.

Entferntere Verwandte der Osmanlis ſind die gewöhnlich als Tataren bezeichneten Nogaier der Dobrudſcha, die ſich ſeit dem letzten Kriege durch Einwanderungen aus ruſſiſchen Provinzen weſentlich verſtärkt haben, gegenwärtig an 40,000 Köpfe ſtark ſein mögen und namentlich im Süden der erwähnten Provinz ziemlich dicht angeſiedelt ſind. Sie treiben etwas Ackerbau, meiſt jedoch Viehzucht, und erkennen, obwohl der Pforte unterthan und ſteuerpflichtig, die Autorität eines erblichen Khan an, der zu Tſchetal Orman,

im Mittelpunkt des von ihnen bewohnten Gebiets, ſeinen Sitz hat.

Rechnet man zu den bisher aufgeführten Zweigen des Türkenſtammes, die ſämmtlich Mohamedaner ſind, noch die aus vier Dörfern beſtehende Colonie arabiſch redender Syrer, welche ſich zu Dokuſagatſch, ſechs deutſche Meilen ſüdlich von Raſſowa in Bulgarien, befindet, ſo wie die ſerbiſchen, bulgariſchen und albaniſchen Muſelmänner, ſo wird man die Zahl der in der europäiſchen Türkei wohnenden Bekenner des Islam auf ungefähr drei, höchſtens drei und eine halbe Million veranſchlagen können, während die der Chriſten wenigſtens zehn, vielleicht und zwar wahrſcheinlicher elf Millionen beträgt.

Waren die Türken bisher die herrſchende Race, ſo ließ ſich dieſes erklären, ſo lange ſie ein durchweg geſundes und kräftiges Volk und die unterworfenen Stämme ohne Bildung und ohne ſtarken Rückhalt von Seiten der chriſtlichen Mächte waren. Wenn jetzt noch die Herrſchaft des Koran aufrecht erhalten bleiben ſollte, wo jene Stämme, namentlich die Südſlawen und die Griechen, durch Einwirkung abendländiſcher Civiliſation erſtarkt, bis zu einem gewiſſen Grade erleuchtet, durch zwei glückliche Revolutionen mit ihrer Kraft und der verhältnißmäßigen Schwäche der Pforte bekannt geworden ſind, ſo wäre das wider die Natur, und ſo hat ſich der Sultan ſchon ſeit Jahren bequemen müſſen, die Vorſchriften des Koran durch Reformen zu mildern und theilweiſe ganz aufzuheben. Der Erfolg aber läßt bis jetzt auf ſich warten, und die Völker wollen eben nicht länger mehr warten, ganz abgeſehen davon, daß auch eine gründliche Durchführung jener bisher nur an wenigen Stellen und auch an dieſen nur theilweiſe in's Leben getretenen Reformen die auf der ganzen illyriſchen Halbinſel gährende Revolution nicht befriedigen, das durch Italiens Beiſpiel geweckte, durch fremde Einflüſſe fortwährend von Neuem angeregte Streben nach Losreißung von der Türkenherrſchaft und Gründung von Nationalſtaaten nicht von ſeinem Ziel abwendig machen würde.

Der Papſt des Türkenthums iſt gegen die Forderungen der Mächte nachgiebiger geweſen als der Sultan des Ultramontanismus. Er hat nicht geantwortet: non possumus, wie die römiſche Curie, nicht hartnäckig auf ſeine Souveränetät pochend, die Vorſtellungen wohlwollender Mächte als Beleidigungen behandelt, wie König Ferdinand in Neapel. Aber das Reſultat des guten Willens in Stambul wird, wenn nicht Alles trügt, daſſelbe ſein, wie das, welches in Italien der üble Wille der Höfe hatte: es wird bis auf Weiteres im Weſentlichen beim Alten bleiben. Hier wie dort ſind es eben nicht die Perſonen mehr, welche die Dinge, ſondern die Dinge, welche die Perſonen beherrſchen. Mit der Gründung eines griechiſchen Königreichs und der Verwandlung Serbiens und der Donaufürſtenthümer in nur formell von der Pforte abhängige Staaten iſt dem Baum die Axt an die Wurzel gelegt, und das Umhauen iſt nur noch eine Frage der Zeit.

Betrachten wir zunächſt die Lage der chriſtlichen Unterthanen des Sultans, ſo hat ſich dieſelbe allerdings im Vergleich mit den Zuſtänden vor zwanzig Jahren in einigen Beziehungen gebeſſert. Der Rajah hat keine Kopfſteuer, d. h. im eigentlichſten Sinne kein jährliches Ausgleichungsquantum für die Gnade zu zahlen, die ihm den von Rechtswegen abzuſchlagenden Kopf auf den Schultern läßt. Er iſt ferner in den europäiſcher Beobachtung zugänglichen Bezirken nicht mehr genöthigt, gleich den Juden des deutſchen Mittelalters eine ihn von den Rechtgläubigen unterſcheidende Tracht, einen ſchwarzen oder blauen Turban zu tragen, wenn wir ihm auch nicht empfehlen möchten, ſich zur Farbe ſeines Kleides die den Nachkommen des Propheten allein gebührende grüne zu wählen. Die officiellen Schriftſtücke belegen ihn nicht mehr mit Schimpfnamen, und ſelbſt Fanatiker rufen ihm, durch gelegentliche Züchtigungen gewitzigt, nur fern von den Orten, wo es das Ohr von Conſuln hören könnte, ein Gjaur oder Kafir, das Hepphepp und Mauſchel türkiſcher und arabiſcher Verachtung nach. Der Rajah darf nicht mehr bloß auf Eſeln, ſondern auch auf Pferden reiten. Ein fränkiſcher Hut wird vom mohamedaniſchen Pöbel nicht mehr mit Kothwürfen begrüßt, höchſtens die Straßenjugend geſtattet ſich noch gelegentlich ein ſolches Vergnügen, und auch das nur in fernen Provinzialſtädten. Mancherlei andere Herabwürdigungen, Hudeleien und Plackereien ſind außer Gebrauch gekommen, und die Behörden erheben nur ſelten noch Schwierigkeiten, wenn es die Erbauung einer Kirche gilt, wenn ſie auch vielleicht noch häufiger wie früher ein gutes

Bakschisch zur Bedingung der Erlaubniß machen.

Noch viel größere Vortheile und Erleichterungen stehen auf dem Papiere der verschiedenen Hattischerifs und Hattihumayums, welche die Noth der bösen Zeit und die Einmischung der Fremden dem Padischah und seinem Diwan abdrang. Würden alle diese Proclamationen zu Gunsten der Christen in dem Geiste, der sie dictirte, zur Ausführung gebracht, so wäre die Reform eine ungeheure zu nennen. In der Theorie sind jetzt alle Classen der Unterthanen Abdulmedschid's fast völlig gleich vor dem Gesetz, gleich berechtigt und gleich verpflichtet. Daß sie es auch in der Praxis seien, behaupten selbst die eifrigsten Vertheidiger türkischer Verwaltung nicht. An den Küstenorten und in einigen großen Städten, wo Europa in den Consuln und deren Agenten seine Aufseher hat, sind die Christen wohl geschützt und wenn sie sich unter die Fittiche der Consulate begeben, besser selbst geborgen als die Moslemin. Im Innern dagegen herrscht beinahe allerwärts noch die alte Willkür und der alte Druck, und in vielen Bezirken hat man nicht einmal gewagt, die Rechtgläubigen mit dem Inhalt der Erlasse zur Verbesserung der Lage der Christen bekannt zu machen.

Das türkische Reich bedürfte zunächst eines guten Gesetzbuches. Der Koran, nach welchem alle Gesetze entschieden werden, paßt auf die veränderten Verhältnisse, mag man ihn drehen und wenden wie man will, nicht mehr, die Hatts, welche seine Bestimmungen in Betreff der Nichtmohamedaner mäßigen sollen, sind in den Provinzen entweder nicht verkündigt oder von der Praxis der Richter nicht gebührend anerkannt.

Dazu kommt die höchst unvollkommene Einrichtung der Gerichtshöfe. In der Türkei werden alle öffentlichen Geschäfte durch Collegien oder Rathsversammlungen (Medschlis) abgemacht. Es gibt Medschlis für die einzelnen Dörfer und Städte, für die Kreise und Paschaliks, Medschlis für die verschiedenen Geschäftszweige, Criminalsachen, Handelsangelegenheiten u. s. w. Nun aber sind diese Collegien in allen Orten, wo Moslemin und Christen zusammenwohnen, stets so zusammengesetzt, daß die erstern die Majorität bilden. Die Folge ist, daß die Medschlis in der Regel nur die Vortheile und Vorurtheile der mohamedanischen Hälfte der Einwohnerschaft und deren private Neigungen und Meinungen vertreten, ohne daß diejenigen ihrer Mitglieder, die dies bewirken, persönlich für solche Beschlüsse verantwortlich sind. Die christlichen Beisitzer sind gewöhnlich bloße Ziffern. Sie lassen sich entweder gleich den übrigen bestechen oder werden einfach von diesen überstimmt.

Ein anderer Grund zur Klage liegt in der Besteuerung. Bedarf der Finanzminister des Sultans eine Summe, die nicht in der Casse ist, so ersucht er einen der griechischen oder armenischen Capitalisten in Stambul darum, indem er ihm als Mittel der Rückzahlung die Erhebung der Steuern in der oder jener Provinz auf einige Zeit zugesteht. Der Capitalist will aber nicht bloß seinen Vorschuß, sondern zugleich die höchsten Zinsen, zwanzig, ja dreißig Procent, die Gehalte für seine Einnehmer und die Geschenke erstattet haben, die er den Paschas und deren Canzleibeamten für die Hilfe zu entrichten hat, welcher er bei der Eintreibung der Gelder unumgänglich bedarf. Zöge die Regierung Abdulmedschid's die Steuern auf die in civilisirten Ländern gebräuchliche Art ein, so würden sich die Erhebungskosten im schlimmsten Falle auf ein Drittel der zu erhebenden Summe belaufen (in England betragen sie nur 8, in dem nachlässig und nach Gunst verwalteten Kirchenstaat nicht mehr als 31 Procent); bei dem in der Türkei beliebten System dagegen müssen, damit dem Staatsschatz eine Million Piaster zufließe, die Steuerpflichtigen mindestens zwei, bisweilen drei Millionen aufbringen. Läge die Last auf Allen in gleicher Vertheilung, so gehörte diese Thatsache nicht in unsern Zusammenhang. So aber ist das Eigenthum und Einkommen der Rajah gewöhnlich um ein Drittel höher geschätzt, als das der Moslemin, und bei der Zusammensetzung der Medschlis ist an eine Abhilfe dieses Mißstandes nicht zu denken. Beklagt man sich, wie in den letzten Jahren von Bosnien aus wiederholt geschah, in Constantinopel, so läuft man Gefahr, von den Unterbehörden in der Provinz dafür gestraft, wenigstens gehudelt zu werden, Gerechtigkeit wird dadurch nicht erlangt.

Ferner begünstigen in mehrern Districten, namentlich in Bulgarien, wo der Ackerbau vorherrscht, die Medschlis eine Art Truckſyſtem in Bezug auf das Verhältniß mohamedani-

scher Landeigenthümer zu der christlichen Bauernschaft, welche letztere dadurch in Zustände gerathen ist, die sich von der Sclaverei nicht mehr unterscheiden, als die russische Leibeigenschaft. Wenigstens kommt es ganz wie hier auch in der Türkei in manchen Gegenden vor, daß der Preis der Landgüter nicht durch deren Ausdehnung und nicht durch die Güte des Bodens, sondern durch die Zahl der auf denselben lebenden Bauern bestimmt wird.

Sehr schwer leiden sodann die Rajah der Provinzen von der primitiven Praxis, nach welcher die Soldaten des Sultans da, wo keine Casernen sind, durchaus auf Kosten der Gegenden leben, welche sie durchziehen. Das Heer wird bei dem kläglichen Zustand der Finanzen des Reichs unregelmäßig besoldet, und die Verpflegungsanstalten sind, die in den Hauptstädten ausgenommen, sehr unzureichend, und so ist der Wahlspruch der Bataillone und Schwadronen bei Märschen und Kantonirungen: „Sehe Jeder, wo er bleibe.“ Die Folge ist, daß ein Heereszug in entferntern Theilen des Reichs fast immer einer feindlichen Invasion gleicht. Selbstverständlich leiden dabei die Christen am meisten, da von mohamedanischen Soldaten nicht erwartet werden kann, daß sie sich an ihre Glaubens- und Stammgenossen in gleichem Maß wie an die Gjaurs halten. Christliche Häuser und Dörfer sehen nach solchen Durchmärschen Trümmerstätten ähnlicher als bewohnten Orten. Damit hängt zusammen, daß die Baschibosuks, die als Landgensdarmerie dienen, ausschließlich bei Christen einquartiert werden, und daß Couriere, fremde Reisende, die ein Teskereh oder einen Ferman haben, und Regierungsbeamte, wenn sie auf ihren Sendungen auf dem platten Lande übernachten müssen und kein Zelt bei sich führen, stets auf Kosten von Rajah unterzubringen sind. Von einer Entschädigung dafür ist, wo sich's um Beamte handelt, niemals die Rede.

Der mächtige Schutz, dessen sich die römisch-katholischen Gemeinden von Seiten Frankreichs und die griechisch-orthodoxen von Seiten Rußlands erfreuen, hält die Unduldsamkeit der Moslemin schon seit geraumer Zeit ab, die gottesdienstlichen Gebäude ihrer christlichen Nachbarn wie früher zu verletzen und zu schänden. Indeß haben die Ereignisse in Damaskus und auf dem Libanon zur Genüge gezeigt, wie wenig dieser Schutz für das Innere ausreicht, und zwar waren es hier nicht etwa bloß Pöbelrotten, welche die Christen verfolgten, sondern die Organe der Regierung begünstigten das Treiben der Räuber- und Mordbrennerbanden. Nur die religiöse Unduldsamkeit des Volkes hält die Regierung ab, von einer Einreihung der Rajah in das Heer abzusehen. Die Pforte legt den fremden Missionären keinerlei Hindernisse in den Weg, sie sieht es sogar gern, daß die katholische wie die protestantische Kirche unter Griechen und Armeniern Seelen zu erobern sucht, da die Nebenbuhlerschaft der christlichen Secten eine Ursache der Schwäche für die Angehörigen dieser Secten in der Türkei und somit eine indirecte Stärkung der Position des Islams ist. Mohamedaner werden äußerst selten bekehrt, hauptsächlich deshalb, weil der Koran auf Abtrünnigkeit den Tod setzt, eine Strafe, die noch 1853 in Adrianopel an einem zum Christenthum übergetretenen Türken vollzogen wurde, seitdem aber der mildern Praxis gewichen ist, die Schuldigen einzukerkern oder zu verbannen. Eben so selten kommen gewaltsame Bekehrungen christlicher Männer zum Islam vor, da sie zu viel Aufsehen machen und die Einsprache der Gesandtschaften hervorrufen würden. Keineswegs ungewöhnlich sind dagegen Entführungen christlicher Mädchen, ja dieselben werden von den Behörden mancher Districte sogar durch allerlei Mittel begünstigt. In Albanien pflegte man die Entführer bei Verleihung von Regierungsposten besonders zu berücksichtigen. In Bulgarien (wir berichten nach einer englischen Quelle, die nichts weniger als parteiisch gegen die Türken eingenommen ist) beschwichtigt man die Einreden der Eltern solcher von Türken geraubten und für den Islam gewonnenen Mädchen dadurch, daß man ihnen bei der Besteuerung mit demselben Maß wie den Rechtgläubigen ihr Theil zumißt. In Monastir (südwestliches Bulgarien) wurden Türken, welche Christinnen entführten und zur Annahme der Religion Mohamed's überredeten, von der Militärpflicht entbunden.

Während des Krimkriegs ließ Saleh Pascha, der Gouverneur von Varna, die Tochter eines angesehenen Rajah in Tultscha für sein Harem rauben, und als der Vater des Mädchens dessen Rücksendung in's elterliche Haus verlangte, wurde er ohne

Weiteres in's Gefängniß geworfen und sein Vermögen eingezogen. Der Handel machte Aufsehen, die englischen Behörden mischten sich ein, aber das nächste Ergebniß war nur, daß nach einigen Tagen der Leichnam der Verschwundenen aufgefunden wurde. Saleh Pascha wurde hiernach allerdings abgesetzt und zur Untersuchung nach Constantinopel abgeführt, der Vater freigelassen. Sein Vermögen aber erhielt der Mann nicht zurück, und der würdige Pascha lebt, so viel uns bekannt, noch heute ruhig in der Hauptstadt, ohne auch nur zum Schein vor einen Richter gestellt worden zu sein.

Aehnliche traurige Vorfälle wurden aus andern Gegenden berichtet, und die Behörden benahmen sich bei solchen Anlässen meist auf die unverantwortlichste Weise. Auch hier ist das Gesetz nicht übel. Es verordnet, daß, wenn ein solcher Fall zur Anzeige gelangt, das entführte Mädchen bis zur Entscheidung der Sache unter die Obhut des Oberhauptes der Kirchengemeinschaft gestellt werde, zu welcher die Eltern sich halten. Diese Vorschrift wird aber nur da beobachtet, wo europäische Consuln über deren Befolgung wachen. In Orten, wohin deren Auge und Ohr nicht reicht, bringt man die Geraubte einfach vor das Medschlis, wo sie über ihre Religion befragt wird. Sagt sie, von dem Entführer gewonnen: mohamedanisch, so ist der Proceß sofort zu Ende. Entgegnet sie: christlich, so folgen zwar Verhandlungen, das Endergebniß ist jedoch in der Regel das gleiche. Das Medschlis bezieht sich auf den Hattihumayum von 1856, nach welchem das Zeugniß von Christen nur in criminellen, polizeilichen und commerziellen Fällen anzunehmen ist, erklärt den vorliegenden Fall für einen bloß civilen und weist in Folge dessen die Annahme des Zeugnisses der Verletzten und ihrer Verwandten und Freunde als unstatthaft ab, womit die Kläger sich zufrieden geben müssen, wenn es ihnen nicht etwa glückt, einen Mohamedaner zu bewegen, daß er Zeugniß für ihr Recht ablegt.

Da sich diese Nothwendigkeit moslemischer Zeugen auf alle Fälle des Civilrechts erstreckt, so hat sich in der Türkei an manchen Orten eine förmliche Zunft falscher Zeugen gebildet, die für ein gutes Stück Geld jeden erdenklichen Meineid schwört und aus diesem Geschäft einen Theil ihres Lebensunterhalts zieht. Die Rajah sind durch solchen Mißbrauch in ihrem Eigenthume etwas sicherer gestellt, als nach dem Gesetz; da jedoch die falschen Zeugen auch gegen sie zu brauchen sind und die Medschlis mündliche Zeugnisse dem Beweis durch Documente vorzuziehen pflegen, so geschieht es häufig, daß Christen von reichen Moslemin aus dem Besitz ihrer Grundstücke verdrängt werden.

Rußland hat gegen diese und andere Mißbräuche im vorigen Jahre energisch protestirt und Erfüllung der den Mächten gegebenen Zusagen gefordert. Es war nicht die Milch der menschenfreundlichen Denkungsart, welche diesen Act veranlaßte, aber mögen Fürst Gortschakoff's Beweggründe zu seinem Antrag auf Untersuchung der Beschwerden des türkischen Rajahstandes gewesen sein, welche sie wollen, die Thatsachen, auf welche er sich stützte, waren durchaus begründet. Man fühlte das in Constantinopel auch. Es folgte ein Ministerwechsel, und Mehemed Kiprisli Pascha, einer der wenigen ehrlichen und vollkommen aufgeklärten Staatsmänner der Pforte, erhielt wieder den Posten eines Sader Asam oder Großwessirs, von dem ihn die üble Laune seines Gebieters im Jahre vorher abberufen, weil Kiprisli zu Ersparnissen im kaiserlichen Haushalt gerathen hatte. Mehemed Kiprisli steht an der Spitze der türkischen Reformer, er repräsentirt im Gegensatz zu Risa Pascha, dem nächstmächtigen Staatsmann des heutigen Stambul den Fortschritt, indem er das, was Reschid Pascha im Anfang seiner Laufbahn erstrebte: Modernisirung und Civilisirung der Türkei, mit Ernst und Umsicht weiter verfolgt, ohne, wie Jener, in eine persönliche und ränkevolle Politik einzugehen. Der neue Premierminister unternahm kurz nach Antritt seines Amts eine Inspectionsreise durch die europäische Türkei, um die Zustände der Rajah in der Provinz zu untersuchen. Der Antrag, ihn von Delegaten der fremden Gesandtschaften begleiten zu lassen, wurde von der Pforte leider abgelehnt. Kiprisli ist, wie bereits zugestanden, ein rechtschaffener Charakter. Er hat verschiedene Beamte abgesetzt, manchen Willküract rückgängig gemacht, und ist vermuthlich mit dem Bewußtsein zurückgekehrt, daß er gethan, was möglich war. Aber weder Rußland noch die Rajah konnten diesen Glauben theilen, und wenn wir die Verhältnisse genau in's Auge fassen, so kann uns das nicht verwundern, da wir nach dem

Vorhergehenden begreifen, daß sehr viele Christen, in der Befürchtung, nach der Abreise des Ministers von den Beamten gestraft oder von ihren mohamedanischen Nachbarn gemißhandelt zu werden, ohne Genugthuung dafür erlangen zu können, mit ihren Klagen und ihrem Zeugniß zurückgehalten haben werden.

Man spricht viel von dem verzweifelten Zustande der türkischen Finanzen, aber ohne hinreichenden Grund. Die Staatsschuld ist verhältnißmäßig gering; denn sie beträgt nicht viel mehr als 300 Millionen Thaler. Einkünfte und Ausgaben kommen sich beinah gleich, und die erstern könnten durch Erschließung der kolossalen Bodenreichthümer des Landes binnen wenigen Jahrzehnten verdoppelt, die letztere durch Ermäßigung der auf den Hofhalt des Sultans verwendeten ungeheuren Summen und ähnliche Maßregeln mindestens um ein Viertel vermindert werden. Die Staatsschuld ließe sich auf diesem Wege noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts bis auf den letzten Piaster tilgen. Ferner: fast die Hälfte aller Ländereien in der Türkei ist Wakf, d. h. Eigenthum frommer Stiftungen. Diese Grundstücke werden jetzt von der Regierung verwaltet, die sie in Zeitpacht gibt und bedeutende Summen daraus zieht. Man sollte dieselben aber, mit Ausnahme etwa derjenigen, welche wohlthätigen Zwecken dienen, zu deren Erreichung ein Fünftel des Ganzen genügen würde, in freie Landgüter verwandeln und die Hälfte des Erlöses zur Abzahlung der Schuld, die andere zur Verbesserung der Communicationsmittel, Anlegung von Straßen und Eisenbahnen, Flußregulirungen und Canalisirungen verwenden.

Das nächst Nothwendige wäre eine passende Besetzung der Gouverneursstellen. Fast jeder Pascha ist verschuldet. Wird ein solcher Würdenträger von seinen Gläubigern gedrängt, so erklärt er ihnen, daß er sie nicht eher befriedigen könne, als bis ihm der Posten eines Prooinzialgouverneurs verliehen sei, und da die Regierung der Hilfe derselben Capitalisten bedarf, so ist die Anstellung gewöhnlich schon bei der nächsten Gelegenheit ausgewirkt, wo die Pforte sich um Vorschüsse an Jene wenden muß. Daß solche Statthalter des Padischa das Land nach Kräften für sich ausbeuten, daß sie mindestens jeder Bestechung zugänglich sind, bedarf kaum der Andeutung. Die Regierung hätte ferner die Einhebung der Steuern selbst in die Hand zu nehmen und die Lasten auf alle Religionsparteien gleich zu vertheilen, die Armee und die Polizei nach dem Muster civilisirter Staaten zu verpflegen und auch die Christen zum Militärdienst heranzuziehen. Vor Allem aber wäre zu sorgen, daß die Intoleranz der mohamedanischen Minorität gegen die Rajah ein Ende hätte. Die Behörden müßten angewiesen und mit allen Mitteln ausgerüstet werden, jeden Angriff muselmännischer Bigotterie ohne Verzug und mit äußerster Strenge zu bestrafen. Wo die christliche Bevölkerung überwiegt, müßten christliche Paschas als Gouverneure eingesetzt werden. Die Medschlis müßten, wo Türken und Christen gleich dicht angesiedelt sind, eben so viele christliche als türkische, wo die Christen die Majorität bilden, vorzüglich christliche Mitglieder erhalten. Gewaltsame Bekehrungen christlicher Mädchen und Frauen sollten ferner als Criminalfälle behandelt, Zeugnisse von Rajah in allen Processen und vor jedem Gerichtshof als eben so giltig betrachtet werden als mohamedanische.

Nach Durchführung solcher Maßregeln könnte die Pforte mit Recht leugnen, daß ihre christlichen Unterthanen Grund zur Beschwerde und zur Auflehnung gegen ihre Autorität haben. Aber die Menschen fehlen, die zu solchen Reformen erforderlich sind. Der Sultan ist ein bemitleidenswerther verlebter Schwächling, arm an Bildung, zu keinem großen Entschluß fähig, ein morgenländischer Romulus Augustulus. Die höhere Beamtenwelt gleicht mit geringen Ausnahmen ihrem Gebieter, indessen ohne dessen Gutmüthigkeit zu theilen. Wenige haben Vertrauen auf die Zukunft, und fast Jeder sinnt nur auf möglichste Ausbeutung der Gegenwart für sein persönliches Wohlbefinden. Im Schatz herrscht stete Ebbe, im gesammten Volke Unzufriedenheit und Gährung, unter den Moslemin, weil den Christen schon zu viel gewährt worden, unter den Rajah, weil man zu wenig gegeben, und jeden Tag in den letzten Jahren konnte man von dieser wie von jener Seite einen Aufstand erwarten, ja an vielen Punkten, in Syrien und Arabien, auf Candia und in Bosnien brachen die vulcanischen Gewalten der drohenden Revolution wirklich los.

Dennoch glauben wir, daß die Türkei in ihrem Bestand zu erhalten wäre, wenn nicht

zu der Unzufriedenheit der Chriſten über die Beeinträchtigung ihrer materiellen Intereſſen der Glaubenshaß käme und wenn dazu nicht in den letzten Jahren ein noch mächtigeres ideales Moment, das Ringen der Nationalitäten des Pfortenreichs, ſich zu ſelbſtändigen Reichen zu geſtalten, getreten wäre, und wenn man dieſem Streben nicht bereits da, wo es am ſtärkſten und berechtigtſten iſt, in Serbien und Griechenland, ſo wie im Rumänenlande Rechnung getragen hätte.

Gründliche Reformen ließen ſich im Nothfall erzwingen, jenes ideale Moment aber läßt ſich gleich dem befreiten Rieſengeiſt des Märchens nicht wieder in ſeine frühere Haft zurückbringen. Einen Theil der Serben emancipiren, einen Theil der Griechen freigeben, hieß allen Angehörigen dieſer Nationen in der Türkei die Ausſicht auf Unabhängigkeit eröffnen, und dieſe Ausſicht wird ſich über kurz oder lang verwirklichen. Wenn nicht Alles täuſcht, ſo wird die Herrſchaft der Pforte durch das Nationalitätsprincip in Trümmer geſprengt werden, wie Italien durch daſſelbe zur Einheit werden zu wollen ſcheint. Ohne dieſes hier verſchmelzend, dort zerſetzend wirkende Moment wäre im ottomaniſchen Reiche der Verfall wahrſcheinlich aufzuhalten. Die Türkei wird ſchlecht regiert, aber nicht viel ſchlechter, als noch vor hundert Jahren die Mehrzahl der deutſchen Staaten. Die Spannung zwiſchen den Religionsparteien iſt groß, aber die Ungerechtigkeit der Herrſchenden gegen die übrigen iſt nicht größer als die, welche im achtzehnten, ja im neunzehnten Jahrhundert noch von vielen katholiſchen Staaten gegen die Proteſtanten ausgeübt wurde. Man erinnere ſich an die ungeſtraften Ermordungen von zahlreichen Proteſtanten unter Ludwig dem Achtzehnten, an die Austreibung der Salzburger, an das ſchmachvolle Verfahren gegen die Zillerthaler, an den Fall der Madais, und man wird finden, daß ſich nicht bloß die Türken ihrer Intoleranz zu ſchämen hätten. Der Widerſpruch ferner, daß der Beherrſcher des Reichs einem andern Glauben huldigt, als die Mehrzahl ſeiner Unterthanen in Europa, findet ſein Seitenſtück noch heute in einem deutſchen Lande, ohne daß die Intereſſen des letztern darunter litten. Der Charakter der Türken iſt in den höhern Ständen ſehr wenig werth, aber die Mittelclaſſe iſt einer Regeneration ſo wohl fähig wie anderwärts, und ſelbſt jene Vornehmen ſind kaum ſchlechter, als die Mehrzahl unſerer Cavaliere zwiſchen dem dreißigjährigen und dem ſiebenjährigen Kriege. Alle dieſe Mängel haben nur die Bedeutung einer Baſis für die Revolution, die namentlich im Süden und Nordweſten nach voller Emancipation vom Halbmond ſtrebt, nur den Werth eines gut vorbereiteten Bodens in den Maſſen, in welchen die Politiker der Revolution ihren Samen ſäen. Dieſe Saat würde ſchon längſt nicht bloß zur Ernte reif, denn das iſt ſie, ſondern bereits geerntet ſein, wenn die Furcht vor Intervention der Großmächte nicht die Sicheln vom Mähen abhielte.

Die Völker gähren, weil, wie bemerkt, die gebildete Claſſe an die Wiederaufrichtung der alten nationalen Reiche denkt, die ungebildete über Steuerdruck ſeufzt, von den Osmanlis in ſocialer Hinſicht beeinträchtigt wird und nebenbei die letztern als Ungläubige haßt. Die Mächte arbeiten, hier wühlend, dort beſchwichtigend für ihr Intereſſe, Rußland mit dem Gedanken an den Beſitz Conſtantinopels, Frankreich, um ſich Vaſallen oder wenigſtens zu Dank verpflichtete Freunde zu ſchaffen für den Fall des Kampfes mit England um das Mittelmeer, Italien zunächſt mit dem Hintergedanken an Oeſterreich und die Möglichkeit, demſelben durch Entfeſſelung der Serben Verlegenheiten zu bereiten.

Was Rußland anbelangt, ſo muß deſſen Einfluß auf die Völkerſchaften der illyriſchen Halbinſel in demſelben Maße abnehmen, in welchem ſich unter dieſen Stämmen Bildung verbreitet, indem einerſeits mit der Civiliſation die Zahl derer, die nationale Reiche erſtreben, wächſt, andererſeits der Unterſchied zwiſchen dem betreffenden Volke und dem ruſſiſchen größer wird, die Furcht vor ruſſiſchen Regierungsmaximen zunimmt, und der Nebel beſſer durchſchaut wird, der den Egoismus der auswärtigen Politik des Czaren dem uncivilisirten Urtheil verhüllt.

So ſah Rußland von jeher ſcheel dazu, wenn ſich ein geiſtiger Fortſchritt unter den Völkern der europäiſchen Türkei kundgab, während es auf der andern Seite mit Eifer als deren Beſchützer auftrat. Auf jede Weiſe wurde von Petersburg aus die Vorſtellung gepflegt, daß die griechiſch nichtunirten Stämme des Pfortenreichs ihre Intereſſen am beſten durch Vermittlung der Diplomaten des großen Kaiſers im Nordoſten gewahrt

sehen würden. Man erwarb sich den Dank dieser Stämme, indem man in Verträgen mit der Pforte Erleichterungen der Lage derselben bedingte und durch wiederholte Mahnungen Einhaltung der gegebenen Zusagen zu erreichen suchte. Bei allen Beschwerden der Rajah gegen die osmanischen Behörden und die feudalen Zwingherrn machten russische Consuln die Sachwalter und Protocollanten. Geschenke an Meßgewändern, Kirchenbüchern und Heiligenbildern für die orthodoxen Gemeinden, Geldspenden und Stiftungen waren seit Jahrzehnten an der Tagesordnung. Bereitwillig übernahm man die kostenfreie Ausbildung der für geistliche Aemter bestimmten türkischen Sclavenkinder an der Hochschule von Kiew, da man sich dadurch eben so viele Förderer seiner Eroberungspläne zu erziehen hoffte.

Der Erfolg dieser Bemühungen schien gesichert, als der Krimkrieg die Schwäche Rußlands aufdeckte und, indem während des Verlaufs desselben die russische Diplomatie aus der Türkei verbannt war, die intelligenten Eingeborenen im Verein mit den Vertretern anderer Mächte die Massen über die wahren Absichten der Petersburger Politik und über die wahren Interessen Derer, die sie zu benutzen gedachte, aufklärten. Seitdem ist ein großer Umschwung eingetreten. Man handelt jetzt unter den Führern der Bewegung im Pfortenreich nur noch dem Anschein nach im Interesse des nordischen Protectors, genauer besehen aber lediglich im eigenen und nebenher vielleicht im französischen. Mit andern Worten: während früher Rußland die Mißstimmung der Rajah zu seinen Zwecken benutzte, beuten jetzt die letztern die russischen Agitationen so viel als möglich für ihre Absichten aus. Daher die überraschende Thatsache, daß vor Kurzem die Agenten des Czaren der theilweise explodirten Revolution entschieden entgegentraten. Man hat eben entdeckt, daß andere sich anschicken, die Früchte zu ernten, die man gesät und gepflegt, und es würde uns kaum verwundern, wenn Rußland sich unter Umständen selbst mit den Waffen der ihm so gefährlich wie dem Sultan gewordenen Bewegung entgegenstellte.

England ist durch seine Interessen auf das lebhafteste Bestreben hingewiesen, die Türkenherrschaft ungeschmälert zu erhalten. Ein Zusammensturz derselben könnte ihm unter keinen Umständen von Nutzen, müßte ihm vielmehr immer gefährlich sein. Stets auf Seiten der türkischen Regierung, oft auch da, wo dieselbe Unrecht hatte, war es bisher wegen seines mächtigen Einflusses in Constantinopel bei den Rajah zwar gefürchtet, aber noch mehr gehaßt. Seine Consuln werden von diesen gemieden, und selten erhalten sie daher brauchbares Material für ihre Berichte über die Stimmung in den betreffenden Districten. Ja durch das entschiedene Auftreten Frankreichs zu Gunsten der Christen, schon bei der Frage wegen der heiligen Stätten, dann bei andern mehr oder minder wichtigen Gelegenheiten, zuletzt in Syrien, so wie durch den Ausgang des italienischen Krieges ist selbst jene Furcht vor dem britischen Einfluß beträchtlich vermindert worden. Mag es für Deutschland erfreulich sein oder nicht, Thatsache ist es, daß Frankreich sich in den Ländern der Griechen, Südslawen und Rumänen der meisten Sympathien erfreut, und wenn man auch bei der beabsichtigten Erhebung nicht auf materielle Unterstützung von der Seine her rechnet, so hofft man doch, daß es dem Kaiser Napoleon gelingen werde, das in Italien angewandte Princip der Nichtintervention auch hier zur Geltung zu bringen.

Preußen hat kein directes Interesse an dem Bestand oder Zerfall des ottomanischen Reichs, es könnte seiner Lage nach auch nur indirect für oder gegen den Sultan wirken, und so käme es hier nur dann in Betracht, wenn sich aus der Frage über Sein und Nichtsein der Türkei ein Weltkrieg entzündete, ein Fall, den wir nicht in's Auge fassen wollen.

Italiens Interesse liegt so auf der Hand, daß das oben Angedeutete und eine kurze Erinnerung an die Zeit genügt, in welcher Venedig fast alle Inseln und Küstenländer des Westens und Südens der heutigen europäischen Türkei, Genua das Schwarze Meer bis zum Eingang in das Asow'sche beherrschte.

Die schwierigste Stellung zu dieser Frage nimmt Oesterreich ein. Seine Politik ist im Wesentlichen dieselbe wie die Englands, wenn auch aus andern Gründen. Abgesehen davon, daß es, ähnlich zusammengesetzt wie die Türkei, kein Freund der Nationalitätspolitik und der revolutionären Theorien überhaupt ist, so wie daß es als Besitzer des größten

Theiles der Donauländer wiederholt verrieth, Pläne im Schilde zu führen, die auf Einverleibung des ganzen Thales dieses Flusses hinausliefen, kann es nicht dulden, daß sich an seiner Südgrenze ein mächtiges Serbenreich bildet, welches nicht nur auf die glaubens- und sprachverwandten Bulgaren, sondern auch auf die österreichischen Serben eine sehr starke Anziehungskraft ausüben und als Verbündeter Italiens und eines widerspenstigen Ungarns ein sehr beachtenswerther Gegner sein würde. Ist es schon aus dieser Rücksicht bei den südslawischen Bewegungsmännern verhaßt, so kommen dazu noch die Reibungen, welche durch seine Consuln in den untern Donauländern und vorzüglich durch deren Stellung als alleinige Richter über die dort wohnenden sehr zahlreichen österreichischen Unterthanen (die keineswegs immer geborene Oesterreicher sind) hervorgerufen wurden, so wie die Erinnerungen an das zuweilen sehr rücksichtslose Auftreten der Truppen, mit denen während des Krimkrieges und noch lange nach demselben die Moldau und Walachei besetzt gehalten wurden. Vor Allem aber sind es die wiederholt an der Grenze vorgenommenen militärischen Aufstellungen und die damit verbundenen Drohungen einzurücken, wodurch der Haß der Südslawen gegen Oesterreich, der sich auch auf dessen Angehörige erstreckt und den Namen „Schwabe" (Deutscher) gradezu als Schimpfwort braucht, stets neue Nahrung erhalten hat.

Wir betrachten jetzt zum Schlusse die Versuche der verschiedenen christlichen Völkerschaften der Türkei, sich dem Joch der Pforte zu entziehen, wobei wir unser Augenmerk vorzüglich auf die Griechen, die Rumänen und die Serben zu richten haben.

Die albanesischen Christen werden in den südlichen Bezirken, so wie in einem großen Theil der nördlichen sich wahrscheinlich nicht am Kampfe gegen die Türken betheiligen, da sie, wie bemerkt, verschiedenen Bekenntnissen angehören und zwischen ihnen viele mohamedanische Landsleute wohnen. Auch ist hier der Druck des Türkenthums nur an wenigen Orten so schwer als anderwärts, und endlich weiß der Arnaut mit seinem beschränkten Gesichtskreis sich weit weniger als Angehörigen einer Nation, wie als Glied eines Clans.

Nicht viel anders verhielt sich's bis jetzt mit den Bulgaren. Dieselben sind fleißige Leute und nicht ohne Verstandesgaben. Dennoch finden sich unter ihnen nur wenige Orte, die einen gewissen Anstrich von Wohlstand und Cultur haben, z. B. Samakow, wo man viel Eisen gewinnt, die starkbevölkerten Balkanstädte Tirnowa und Leskowatz, ferner Philippopel und mehrere an der Donau gelegene Orte. Und selbst unter der wohlhabendern Classe gab es lange Zeit kein politisches Leben, keinen Ehrgeiz nationaler Art. Russische Wühlereien pflanzten in diese Lethargie allmälig die Hoffnung, daß der Czar einst kommen und das Land mit seinem Reiche vereinigen würde. Politische Agenten auf der einen, Priester auf der andern Seite pflegten diese Hoffnung mit Eifer, ohne daß daraus mehr als eine bloße Hoffnung wurde. Es gab eine Zeit, wo man annehmen konnte, daß Rußland bei einer Invasion in die Türkei in dem Bulgaren zwar kein sehr brauchbares Werkzeug, wohl aber das nachgiebigste und willigste Element für die Unterwerfung finden würde. Das hat sich seit dem Jahre 1856 vielfach geändert. Zwar gibt es noch viele Bulgaren, die sich bereitwillig in ein Bruchstück des großen Moskowiterreichs verwandeln lassen würden. Die rührigere und aufgewecktere Classe aber blickt, theilweise von französischen, theilweise von serbischen Emissären bearbeitet, mit Mißtrauen auf Rußlands Macht, die im letzten Kriege den Sultan nicht bezwungen, und conspirirt für ein großes Serbenreich, dem man sich bei einiger Aussicht auf Besiegung des türkischen Widerstandes sofort anschließen würde. An die Gründung eines besondern bulgarischen Staates zu denken, fällt Niemand ein und würde, da hierzu alle Hauptbedingungen fehlen, gradezu absurd sein.

Weit weniger als auf die Bulgaren kann die russische Politik auf die Griechen rechnen. Die höhere griechische Geistlichkeit in Constantinopel und ein Theil der übrigen dort lebenden Hellenen will überhaupt, da sie sich bei den jetzigen Zuständen wohl befinden, von einem Sturz der Türkenherrschaft nichts wissen und am wenigsten von einem durch Rußland herbeigeführten. Die Mehrzahl der Griechen, die hier in Frage kommen, denkt allerdings anders, mag aber, einige bezahlte Werkzeuge der russischen Gesandtschaften ausgenommen, eben so wenig wie jene von

einem Anschluß an das Reich der Moskowiter hören. Der gemeinsame Glaube zeigt Russen und Griechen im Türken einen gemeinsamen Feind, allein über die zu verhoffende Beute ist man durchaus verschiedener Meinung, und man würde noch weiter aus einander gehen, wenn Rußland nicht von allen Großmächten am eifrigsten bestrebt gewesen wäre, sich die Hellenen zu Dank zu verpflichten. Die große Masse hält den Czaren für ihren Freund, die Gebildeten — und deren gibt es hier eine nicht kleine Zahl — wissen recht wohl, daß der Gönner zu seinen Gunstbezeugungen nicht durch Sympathien, sondern durch Egoismus bebewogen wurde, und daß mit einer Ausbreitung der russischen Herrschaft bis an den Archipelagus und das Adriatische Meer das Ende der griechischen Freiheit nahe gerückt wäre und der nationale Gedanke, der seit Gründung des Königreichs Hellas sich von Jahr zu Jahr mehr Bekenner und Förderer erwarb, unter der Wucht des Slawenthums sehr bald erstickt werden würde.

Die Griechen sind zu gute Kaufleute, um ihre Freundschaft nicht dahin zu vergeben, wo sie ihnen bessere Zinsen trägt als in Petersburg. England hat sie bisher verschmäht, indem es einerseits überhaupt nicht an der Türkei gerüttelt haben wollte und andererseits nur an den regen Handelsgeist und den kühnen Seemannscharakter der Griechen dachte, der den britischen Interessen im östlichen Mittelmeer Eintrag thun konnte. Frankreich könnte leicht besser zu rechnen verstehen. Frankreichs offenkundige Tendenz ist, am Mittelmeer und dessen Hauptbuchten immer mehr Fuß zu fassen, so wie bisher im Westen von Egypten, der Straße nach Indien, auch im Norden. Es hat sich Freunde in den Schwarzen Bergen an der Adria wie in den Maroniten des Libanon erworben, wo seine Fahne vielleicht bald wieder aufgepflanzt werden und dann vermuthlich so lange wie einst in Ancona und jetzt in Rom, ja möglichweise auch für immer wehen wird. Es ist in Alexandrien und Kairo von Mehemed Ali's Zeit her besser angesehen als England. Es hat einen Vorposten in Tunis. Es gilt allen Katholiken des Orients als oberste Schutzmacht. Es kann, wenn es sich hütet, durch fernern Eigennutz gegen den Nationalwillen der Italiener zu verstoßen, vermittelst seiner neugewonnenen Stellung in den Alpen bei einem etwaigen Zusammenstoß der Interessen in der Zukunft den Engländern die Freundschaft Italiens streitig machen. Nicht undenkbar ist, daß Kaiser Napoleon nach gebührendem „Studium" der griechischen Frage den Versuch unternimmt, den Russen die noch vorhandenen Sympathien der in Hellas und der Türkei lebenden Griechen abzugewinnen, seine Rolle als „Befreier der Nationalitäten" auch auf diese rührige und intelligente Race auszudehnen und ein starkes Königreich Griechenland zu schaffen, das ihm gleich den von ihm bisher gegründeten politischen Commanditen in Montenegro, Syrien, Egypten, Tunis und allen römisch-katholischen Gemeinden des Morgenlandes bei Verfolgung weiterer Pläne zu Diensten stände.

Das jetzige Königreich Hellas ist eine Schöpfung, welche als Halbheit nicht leben und nicht sterben kann. Grade die am günstigsten gelegenen und reichsten Inseln, die fruchtbarsten Striche der altgriechischen Welt, z. B. Thessalien, blieben in den Händen der Pforte, viele Hunderttausende des Volkes sahen sich vom Anschluß an ihre Brüder abgehalten. Die Sehnsucht, sich dennoch mit ihnen zu vereinigen, ist allenthalben groß und wird durch die Zöglinge der Hochschule von Athen, die von allen hellenischen Niederlassungen beschickt wird, fortwährend mehr angeregt. Die Bewohner der jonischen Inseln können ihre fast unabhängige nationale Existenz unter britischer Schutzherrlichkeit getrost mit den politischen und socialen Zuständen in Griechenland vergleichen, und doch werden sich unter ihnen nur sehr wenige finden, die es nicht vorziehen würden, die Republik dem hellenischen Königreich einverleibt zu sehen. Wie muß erst die Stimmung derjenigen Griechen sein, die noch unter türkischen Gesetzen seufzen! Sollte in Folge von Uebergriffen und Bedrückungen eine insurrectionelle Bewegung in Thessalien oder Macedonien ausbrechen, so wird die Regierung in Athen durch den Druck der öffentlichen Meinung überhaupt, und vorzüglich durch das Andringen der Hetärie genöthigt werden, sich einzumischen. Sie wird dann in ähnlicher Lage sein, wie Sardinien beim Aufbruch der Garibaldi'schen Expedition nach Sicilien. Die Westmächte haben — freilich aus sehr verschiedenen Motiven — den Fortschritt der unitarischen Partei er-

muthigt, ihn wenigstens nicht gehemmt. Können sie weniger thun im Osten, wo unzweifelhaft mehr Ursache zur Unzufriedenheit vorhanden ist? Rußland würde dadurch nicht gestärkt. Der gleiche religiöse Glaube bildete allerdings einst ein Verbindungsglied zwischen Russen und Griechen, aber nur so lange, als diese die Bedrückten, jene die Vertheidiger waren. Seit es ein Königreich Hellas gibt, hat er diese Eigenschaft nicht mehr. Mit der Kette, die Hellas an das Banner mit dem Halbmond fesselte, riß auch die, welche die Griechen unter der Standarte des Czaren festhielt.

Bei der Lage und Gestalt des von der griechischen Race in der europäischen Türkei bewohnten Gebietes (wir sahen, es ist ein sehr langgestreckter und sehr schmaler, oft nur wenige Meilen breiter Küstenstrich) kann übrigens von der Bildung eines Nationalstaates, der nur Griechen und wo möglich alle europäischen Griechen umfaßte, nicht die Rede sein. Man müßte sich entweder mit einer Vergrößerung durch Thessalien, Epirus, einen Theil Macedoniens und die chalcidische Halbinsel begnügen, oder die südlichen Albanesen und den Südwesten des Bulgarenlandes bis an das Witoschgebirge und die Maritza mit einverleiben.

Anders verhält sich's mit den Rumänen, die einen Nationalstaat recht wohl errichten könnten, ja die in gewissem Maß schon dazu gelangt sind. Um hier die volle Unabhängigkeit durchzusetzen, würde es kaum des Kampfes bedürfen. Die einfache Selbständigkeitserklärung würde hinreichen, wenn ein Slawenaufstand im Nordwesten des Reiches die Kräfte der Pforte in Anspruch nähme und Rußland, Oesterreich und England genöthigt werden könnten, den Grundsatz des laisser faire auch hier anzuerkennen. Die Unabhängigkeit mit den Waffen zu erringen, ist das heutige Rumänenvolk nicht im Stande. Die Masse desselben ist so ungebildet, feig und stumpf, daß mit ihr kein Unternehmen gewagt werden kann, wozu es Schwung und Muth bedarf. Der Bojar andererseits hat Tracht und Sprache der Modewelt angenommen und schwatzt die Redensarten der Pariser Weltverbesserer geläufig nach, aber wahre Bildung, moralische Reinlichkeit und ein hoher Sinn finden sich in dieser Classe fast eben so selten wie in jener. Man besitzt eine Verfassung, aber die Unterlagen des parlamentarischen Lebens fehlen. Das Land ist reich an Naturschätzen, aber noch sehr wenig entwickelt. Man hat dies und das für Schulen gethan, in einigen andern Beziehungen die westliche Cultur hierher zu verpflanzen gesucht, aber ohne Ausdauer und so ohne durchgreifenden Erfolg. Das nach französischem Muster organisirte Heer besteht aus etwa 14,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern, und es ist die Absicht, es auf 25,000 Mann Infanterie und Artillerie und 5000 Mann zu Pferde zu bringen. Aber die Ausrüstung der Armee ist äußerst mangelhaft, der sehr zahlreiche Officiersstand kaum viel besser als der niedere türkische, die Artillerie besitzt nicht mehr als vierundzwanzig brauchbare Geschütze, und die Haltung und der Geist der Truppen können höchstens als mittelmäßig bezeichnet werden. Gute Straßen gibt es nur wenige und die vorhandenen werden nicht gebessert, das Holz zu den Brücken wird angefahren und verfault am Wege, ehe die Brücke gebaut ist, die öffentlichen Gebäude verfallen, alles systematische und planvolle Handeln, welches erst nach Jahren Früchte tragen kann, Reform der Gesetzgebung, Hebung des Bauernstandes u. s. w. wird unmöglich. Der Grund davon liegt zum größten Theil in den schwankenden Zuständen, in welchen die Donaufürstenthümer sich in den letzten Jahrzehnten befanden, in dem steten Wechsel der Regenten, der steten Aussicht, russisch oder österreichisch zu werden. Wenn irgend einem Lande, so thut den jetzt vereinigten Donaufürstenthümern ein festes monarchisches Regiment mit erblicher Dynastie noth, eine Regierung, welche die Zügel straffer anziehen kann und der Rücksichten und des Liebäugelns mit den fremden Agenten und den unfähigen Mitgliedern des Diwans überhoben ist. Und nicht weniger noth thut ihnen das gründliche Aufhören der factiösen Einmischungen in das Recht, die Verwaltung und die Polizei, welche durch die fremden Consuln und deren Protectionsrecht verursacht werden, eine immer rinnende Quelle von Händeln, Gesetzverletzungen und Parteilichkeiten.

Wir betrachten jetzt den wichtigsten Stamm unter der Rajahbevölkerung der Türkei, die Serben und ihre Versuche, sich in einen unabhängigen Staat umzubilden. Trotz türkischer und russischer Machinationen sind auf diesem Wege große Fortschritte gemacht, nicht

verächtliche Schöpfungen zu Stande gebracht worden. Wie rauh auch noch die dortigen Zustände sein mögen, unbestreitbar ist von allen Slawenvölkern das serbische am mächtigsten gefördert und am meisten befähigt zu staatlicher Entwicklung. Der Panslawismus unserer böhmischen Gelehrten war eine Schulmeisterschrulle, die im Munde russischer Agenten etwas gefährlicher klang. Für die Serben aber ist er eine berechtigte und recht praktische Handhabe geworden, in den weiten nordtürkischen Landschaften das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu wecken. Von den Schwarzen Bergen über der Adria bis zur Dobrudscha und dem Pontus hinab hat sich seit der serbischen Erhebung in den letzten Decennien das Gefühl der gemeinsamen Nationalität an vielen Stellen lebhaft entwickelt, und wie abenteuerlich die Kopfabschneiderbanden waren, welche der Serbenhäuptling Knischanin den Oesterreichern 1848 über die weiße Save zu Hilfe führte, und wie unschädlich die bosnischen Beis, welche zu derselben Zeit mit Turban und langem Tschibbuk in den Hof des spätern Kroatenbans Jellatschitsch einritten, um ihm ihre Dienste gegen die alten Feinde ihres Stammes, die Magyaren, anzutragen, so sind doch dergleichen Regungen von nationalem Gemeinsinn deshalb beachtenswerth, weil sie uns auf einem Gebiete entgegentreten, das man seit Jahrhunderten für politisch todt hielt.

Ein Serbenreich, das Bosnien, Montenegro und Nordbulgarien bis zum großen Balkan umfaßte, hätte außer der Sprache und Sitte eine sehr reale Grundlage in der geographischen Geschlossenheit und Einheit des Terrains, und der Kern dazu ist in Serbien bereits vorhanden. Seit einem Menschenalter im Besitz von Privilegien, die es fast ganz unabhängig vom Willen des Diwans machen, hat sich das zwar gebirgige, aber in seinen Thalgründen nicht unfruchtbare Fürstenthum, in welchem etwa eine Million Menschen wohnen (darunter gegen 120,000 Rumänen), in der Cultur vielfach gehoben. Bis 1838 von Milosch mit patriarchalischer Willkür regiert und ausgebeutet, erhielt es in diesem Jahre eine Verfassung, die als Schild gegen den Egoismus des Fürsten dienen sollte, und als er sich nicht an sie kehrte, seine Vertreibung veranlaßte. Er abdicirte zu Gunsten seines Sohnes Milan, dem, als er schon nach drei Wochen starb, der jüngere Bruder Michael auf dem Fürstenstuhl folgte. Auch dieser machte sich, namentlich durch die üble Wahl seiner Räthe, mit der Zeit verhaßt, und so wurde er 1842 abgesetzt und Alexander, der Sohn des Schwarzen Georg, an seine Stelle gewählt. Unter letzterm, der ein schwacher, fremden, besonders österreichischen Einflüssen zugänglicher Charakter war, aber doch Sinn für Reformen hatte, wofern sie seinen persönlichen Interessen nicht Abbruch thaten, begann die geregelte innere Entwicklung des Landes. Gesetze, den österreichischen ähnlich, wurden erlassen, die Finanzverwaltung geordnet, die ganze Administration den Zeitverhältnissen gemäß eingerichtet. Man gründete Volksschulen, Gymnasien, eine Handelsschule und eine Art Universität mit einer juristischen und einer naturhistorischen Facultät. Man versuchte den Bergbau zu heben und legte gute Straßen an. Städte und Dörfer schüttelten mehr und mehr den türkischen Schmutz ab, und manche von ihnen — zu denen der größere Theil Belgrads allerdings nicht gehört — sind schon recht freundlich und wohnlich.

Indem das Volk sich auf diese Weise aus der Barbarei emporarbeitete, in gewissem Maße Bildung annahm und so seinen Horizont erweiterte, gewann der durch den Freiheitskrieg geweckte Gedanke einer gänzlichen Befreiung von den Türken die Gestalt des Wunsches nach Wiederherstellung des mit der Schlacht auf dem Amselfelde untergegangenen Serbenreichs. Namentlich war die intelligente jüngere Generation, die sich auf westlichen Universitäten ihr Wissen geholt, für diesen Gedanken thätig. Aber es bedurfte, um zum Ziele zu kommen, mannigfacher Vorbereitungen. Es mußten Verbindungen mit den bosnischen und montenegrinischen Serben angeknüpft, Geldmittel, Waffen und Munition beschafft, und es mußte ein tüchtiger Führer gefunden werden. Fürst Alexander zeigte bald, daß er dazu nicht taugte. Er besaß zwar als Sohn des ersten Serbenbefreiers einen klangvollen Namen, war aber ohne hervorragende geistige Eigenschaften. Mattherzig, beschränkt, ängstlich besorgt, sein Vermögen einzubüßen, verband er mit diesen Mängeln eine starke Vorliebe für die Wiener Politik, die ihn durch den Generalconsul Radossawliewitsch bestimmte, sich den aufleimenden volksthümlichen Ideen fast ganz zu verschließen. So erweiterte sich die Kluft

zwischen dem Fürsten und der die patriotische Bewegungspartei vertretenden Senatsmajorität von Jahr zu Jahr. Da Alexander indeß als schwankender Charakter keinen starken und consequenten Widerstand leistete, die Vorbereitungen zum Handeln erst begonnen hatten, und die politischen Conjuncturen für ein Losschlagen nicht günstig waren, so schonte man den Fürsten noch und benutzte ihn nur, soweit möglich, als Werkzeug, die Pläne, die man im Schilde führte, zu fördern. Die Vermittlung übernahm der russische Generalconsul in Belgrad, dem man den Glauben beigebracht, Alles, was geschehen solle, sei auf Abschüttlung der Herrschaft der Pforte im Interesse Rußlands abgesehen. Es wurden mit belgischen Fabriken Verträge auf Waffenlieferungen abgeschlossen. Man erweiterte die bereits bestehende Militärakademie und richtete eine Art Landsturm ein. Zu Stragara entstand eine große Pulvermühle, zu Kragujewatz eine Kanonengießerei, zu Maidanpek wurden insgeheim Millionen von Geschützkugeln angefertigt. Da dies Alles auf Anregung der russischen Diplomatie zu geschehen schien, so machte Graf Buol in Petersburg Vorstellungen. Rußland, in der Hoffnung, sich in Oesterreich einen Bundesgenossen für den Krieg mit der Pforte zu erwerben, mit dem es damals umging, zeigte sich zu Gefälligkeiten bereit und sandte den Botschaftsrath Fonton nach Belgrad, um beruhigend zu wirken und die Spaltung zwischen Fürst und Senat möglichst auszugleichen. Die Bemühungen dieses Unterhändlers gelangen dem Anschein nach. Fürst und Senat söhnten sich aus, die Rüstungen wurden eingestellt, und Serbien erklärte die strengste Neutralität, die auch dann bewahrt wurde, als der Krieg zwischen Rußland und der Türkei wirklich ausbrach.

Mit dem Kriege wurde die Situation eine durchaus andere. Statt der abgereisten russischen Consuln ergriffen die Agenten Frankreichs die Enden der Fäden, mit denen die Intriguen gegen die Pforte gesponnen wurden. Generalconsul de Ségur suchte die Oesterreicher beim Fürsten zu verdrängen und gewann zu gleicher Zeit Einfluß auf die Häupter der nationalen Partei. Durch seine Vermittlung wurde der französische Capitän Mondain in's Land berufen, um die passendsten Punkte zur Anlegung von Schanzwerken an den nach der Türkei führenden Straßen auszusuchen, und durch ihn veranlaßt erschien der schweizerische Oberstlieutenant Orelli, um in Serbien das Landwehrsystem einzuführen. Zwar kamen die Vorschläge dieser Officiere damals nicht zur Ausführung, wohl aber rüstete man in andern Beziehungen wieder mit großem Eifer, setzte sich mit Montenegro und den Unzufriedenen in Bosnien in Einvernehmen, pflegte die Verbindungen mit der griechischen Hetärie und mit den bulgarischen Mißvergnügten, denen man heimlich Massen von Waffen und Pulver zuführte, versteckte die in der Kanonengießerei fertig werdenden Geschütze in serbischen Klöstern an der Grenze, legte im Gebirge vier große Pulvermagazine an, ließ alle vorräthigen Waffen ausbessern und bereitete Alles zu einer Invasion in Bulgarien und Bosnien vor. Alles dies fand während des Krieges und noch nach demselben Statt. Der Fürst hatte, soweit man ihn davon zu unterrichten für gut hielt, Ja dazu gesagt, obwohl er nicht entfernt daran dachte, dem Sultan den Krieg zu erklären. Es war ihm in allen Beziehungen nur um den Frieden und Erhaltung seiner Civilliste zu thun.

Nach dem Pariser Frieden begann die Bewegungspartei, auf dieselbe Protection hoffend, die den Donaufürstenthümern zu Theil wurde, sich wieder gegen Alexander zu wenden, wobei ihr die Generalconsuln Rußlands und Frankreichs behilflich waren. Der Russe verband sich mit ihr, weil seine Regierung den Fürsten als Freund der Oesterreicher zu verdrängen und den alten Milosch wieder an's Ruder zu bringen wünschte; der Franzose, weil er dem, Frankreichs Interesse zugethanen, früher durch Mentschikoff's Einfluß gestürzten Ministerpräsidenten Garaschanin zur Regierung verhelfen zu können hoffte. Jener (Miloschewitsch) wirkte durch heimliches Ränkespinnen, womit er um so bessere Erfolge erzielte, als Milosch's Rückberufung, natürlich aus andern Gründen als die der Petersburger Politik waren, auch von der nationalen Partei gewünscht wurde. Der Franzose (des Essards) suchte durch Insolenz gegen den Fürsten und Cordialität gegen die Häupter seiner Gegner zu reussiren, aber sein Candidat war nur der Mann einer kleinen Partei, und so konnte er Alexander zwar stürzen, nicht aber ihn ersetzen helfen. Da die Gelegenheit, den Fürsten durch eine Revolution loszuwerden, durch Oesterreichs Ge-

genommen verzögert wurde, so schmiedete man ein Complott zur Ermordung des Fürsten. Dasselbe mißlang, die Wirren aber dauerten fort. Der Senat nöthigte den Fürsten, um sich ganz unabhängig von ihm zu machen, seine Minister nur aus den Senatoren zu nehmen. Eine Pfortencommission erschien, um den Streit zu schlichten, machte aber das Uebel nur ärger, indem die Commissäre — wie man sagt, durch Bestechung gewonnen — den Fürsten zu neuen Zugeständnissen zwangen, die eben so viele Stützen seiner Macht zerstörten. So trat im November 1858 die bekannte Sanct Andreas Skupschtina zusammen, die bekanntlich Alexander absetzte und verbannte, und Milosch, der von der Walachei aus durch Geld und Rath die Bewegung fleißig unterstützt hatte, wieder auf den Fürstenstuhl berief.

Mit Milosch's Eintreffen in Belgrad beginnt sich das Streben Serbiens nach Losreißung von der Pforte offener kundzugeben. Der neue Fürst war ein Achtziger, aber noch kräftigen Geistes. Sein Name hatte bei allen Südslawen einen energischen Klang. Er war auch keineswegs abgeneigt, das von der revolutionären Partei vorbereitete Werk in die Hand zu nehmen, und wenn er früher der Parteigänger Rußlands gewesen war, so neigte er jetzt stärker zu Frankreich und Sardinien hin, die, wie ihm angedeutet worden sein mag, damals den Krieg gegen Oesterreich, den Hauptfeind der Obrenowitsch und den Freund der Pforte, vorbereiteten und ihm förderlicher als das geschwächte Rußland sein konnten, ohne wie dieses den Löwenantheil an der zu hoffenden Beute zu fordern. Milosch's Beziehungen zu dem neu accreditirten sardinischen Consul Astengo wurden bald sehr intim, und man hörte letztern schon öffentlich die verbindlichsten Trinksprüche, z. B. auf „Milosch, den Czar der Serben" ausbringen. Als der italienische Krieg ausbrechen wollte, rief Milosch alle im Ausland studirenden serbischen Officiere zurück, ließ die Pläne Mondain's wieder hervorsuchen, ordnete die Einführung des Orelli'schen Landwehrsystems an, verdoppelte die Thätigkeit der militärischen Werkstätten und reorganisirte das stehende Heer. Er begünstigte ferner die Errichtung einer französisch-serbischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, die er zu seinen Zwecken auf der Donau benutzen konnte, veranlaßte, daß die vor Jahren in Belgien bestellten Waffen nach Serbien gebracht wurden, und schüttelte den Einfluß des österreichischen Generalconsuls völlig von sich ab. Fortwährend kamen und gingen Deputationen von Eingeweihten zwischen Belgrad, Montenegro, Bulgarien und Bosnien hin und her, und es leidet keinen Zweifel, daß Milosch um die Zeit der Schlacht bei Magenta im Begriff stand, den Rajah der Türkei das Signal zur Erhebung zu geben. Um Pfingsten 1859 erwartete Jedermann in Constantinopel das Losschlagen der Serben, und es ist sehr die Frage, ob das damals bei Schumla concentrirte türkische Heer denselben auf die Dauer hätte Widerstand leisten können.

Der Friede von Villafranca änderte die Situation, und man mußte sich abermals entschließen, den Losbruch zu vertagen. Kurze Zeit nachher ging Milosch mit Tode ab, aber die Partei, die ihn erhoben, lebt fort, und sein Sohn und Nachfolger weiß nur zu wohl, daß er sich nur durch Zusammengehen mit dieser Partei an seiner Stelle erhalten kann. Daß er mit ihr zu handeln entschlossen ist, zeigt die Sendung Garaschanin's nach Constantinopel, der anfangs April dahin abging, um von der Pforte Zugeständnisse zu fordern, die, da sie nicht bewilligt werden können, ohne die Reste türkischer Herrschaft in Serbien fast vollständig zu vernichten, nur verlangt zu werden scheinen, um absichtlich einen Conflict herbeizuführen. Garaschanin beanspruchte nichts weniger als Anerkennung der Erblichkeit der Fürstenwürde in der Familie Obrenowitsch, Räumung der serbischen Festungen von den dort noch garnisonirenden Türken und Auswanderung der in Belgrad ansässigen Osmanlis oder Unterordnung derselben unter die serbischen Justiz- und Verwaltungsbehörden. Falls nicht innerhalb einer bestimmten Frist die Annehme dieses Ultimatums erfolge, wäre, so lautete die Nachricht, Verweigerung des Tributs, ja die fernere Nichtanerkennung der Oberhoheit des Sultans über Serbien in Aussicht gestellt.

Wir zweifeln, ob die Forderung so kategorisch gelautet haben wird. Fast mit Sicherheit kann man dagegen behaupten, daß, wenn es zu einem neuen Kriege zwischen Oesterreich und Italien kommt, Serbien seinerseits der Pforte den Absagebrief senden wird. Die Mittel zum Kriege scheinen in genügendem Maße vorhanden zu sein. Von Jugend auf mit dem Gebrauch von Flinte und Säbel

vertraut, iſt jeder erwachſene Serbe, wenn kein geſchulter Soldat, doch ein Mann, der zum kleinen Krieg zu brauchen iſt. Bei den eigenthümlichen Verhältniſſen des Landes würden die vorhandenen Streitkräfte recht wohl hinreichen, einem türkiſchen Heere von 40- bis 50,000 Mann die Spitze zu bieten. Der Stamm regelmäßiger Truppen, früher etwa aus 2000 Mann Infanterie, 200 Reitern und einer Feldbatterie beſtehend, iſt von Miloſch auf 5000 Mann zu Fuß, 300 zu Pferde und drei Feldbatterien erhöht worden und zu gleicher Zeit hat man eine Landwehr von 50,000 Mann errichtet, die in den letzten Monaten eifrig geübt worden iſt und wenigſtens an Bedürfnißloſigkeit und Befähigung zum Ertragen von Strapazen von keiner Truppe übertroffen werden dürfte. An Waffen und Munition fehlt es nicht. Das Geſetz verlangt von jedem ſteuerpflichtigen Serben, daß er eine Flinte, ein paar Piſtolen und einen Handſchar beſitze. In den Arſenalen ferner liegen 15,000 Miniébüchſen, 35,000 glatte Bayonnetgewehre, 170 Kanonen verſchiedenen Calibers und Kugeln und Pulver in großen Maſſen. Kommt es zum Kampf, ſo muß die Einnahme der türkiſchen Feſtungen in Serbien und die Erbeutung der in denſelben lagernden Gewehre und Geſchütze jene Armatur faſt verdoppeln.

Es bleibt uns jetzt nur ein Blick auf Montenegro, den natürlichen Verbündeten Serbiens übrig. Das Land iſt ein wilder Gebirgsſtock, der ſich im Dormitor an der Grenze der Herzegowina 8000 Fuß über das Adriatiſche Meer erhebt. Zwiſchen den Felsrücken ziehen ſich kleine, meiſt fruchtbare Einſattlungen hin, in denen Dörfer liegen. Fruchtbarer ſind die vier durch die Grenzregulirung von 1858 hinzugekommenen Bezirke, von denen die am See von Skodra gelegene Rjetſchka ſogar rein italieniſches Klima hat. Der Hauptort des Fürſtenthums, Cettinje, iſt ein Dörfchen von etwa zwanzig Häuſern, von denen die meiſten mit Stroh gedeckt ſind. Die Induſtrie erzeugt gleich dem Ackerbau und der Viehzucht des Landes nur, was die Bewohner deſſelben ſelbſt verbrauchen, und ſo iſt von Handel nicht die Rede. Das ganze Volk ſteckt noch tief in der Barbarei, obwohl die Gemahlin des 1859 ermordeten Fürſten Danilo, eine Trieſtinerin, Einiges für Geſittung und Bildung gethan hat. Die Straßen ſind bloße Ziegen- und Maulthierpfade, Schulen ſollen ſich heute noch in ganz Montenegro nicht mehr als ein Dutzend finden, und ſo können von den Erwachſenen nur ſehr wenige ſchreiben und leſen. Dagegen verſteht man ſich um ſo beſſer auf die Handhabung von Schießgewehren und blanken Waffen, da man bei unaufhörlichen großen und kleinen Raubzügen gegen die mohamedaniſchen Nachbarn im Süden, Oſten und Norden genugſam Gelegenheit hat, ſich einzuüben.

Die Heeresverfaſſung iſt ſehr einfach. Aus den waffenfähigen Männern des Landes, deren Zahl wir auf 18- bis 20,000 ſchätzen dürfen (Andere ſprechen, jedenfalls übertreibend, von 35,000) hat man eine „Garde“ von 8000 Mann gewählt, die, in Fähnlein von je 100 getheilt und auf den erſten Aufruf zum Eintreffen bei ihrem „Capitano“ verpflichtet, den Kern der militäriſchen Macht des Landes bilden. Da die Kriege der Montenegriner ſich bisher auf kurzdauernde Raubzüge in die Ebene und Vertheidigung ihrer ſtraßenloſen Bergheimath beſchränkten, ſo hat das Heer weder Artillerie noch Cavallerie.

Eben ſo einfach wie die Heeresorganiſation iſt die Juſtiz und die Verwaltung eingerichtet. Richter und Verwaltungsbeamter iſt für jeden Kreis (Nahia) der Capitano, der ihn im Kriege führt. Die zweite Inſtanz bildet der aus zwölf Mitgliedern, einem Präſidenten und einem Vicepräſidenten zuſammengeſetzte, in Cettinje tagende Senat, der beiläufig wie in Urzeiten mündlich und öffentlich unter freiem Himmel zu verhandeln pflegt.

Der jetzt regierende Fürſt Nikolaus iſt ein zwanzigjähriger ſchwächlicher Jüngling, der einige Jahre in Trieſt und Paris ſtudirt und ſich im vorigen Jahre mit der vierzehnjährigen Tochter des angeſehenen Wojwoden und Senators Peter Wukotitſch vermählt hat. Er ſteht ganz unter dem Einfluß ſeines Vaters, des Senatspräſidenten Mirko, den man als factiſchen Regenten des Landes anzuſehen hat. Mirko iſt ein energiſcher Charakter, ehrgeizig, nicht ohne Talent und auch als Krieger geachtet. Sein Streben geht hauptſächlich auf Erweiterung der Grenzen Montenegro's nach dem Meere hin und auf Anerkennung der vollen Unabhängigkeit deſſelben. Dieſe Anerkennung läßt noch auf ſich warten, obwohl die erwähnte Regulirung der Landesgrenzen durch eine internatio-

nale Commission dieselbe eigentlich schon enthielt, und Frankreich so wie Rußland sicher bereit sind, mehr zu bewilligen. Auch hier nämlich suchten sich die genannten beiden Mächte mit Gunstbezeugungen gegenseitig zu überbieten. Rußland fiel mit seinem Einfluß, der bis zum Krimkriege hier der allein herrschende war und den es durch jährliche Zahlung von Geldsummen an den Fürsten und die Kirche des Landes aufrecht erhielt, schon dem Fürsten Danilo so beschwerlich, daß er sich nach einem andern Gönner umsah. Er fand ihn in den Tuilerien, die ihm eine Subvention von jährlich 100,000 Francs bewilligten und ihn auch sonst durch Liebesdienste werthvollster Art zu Dank verpflichteten, eine Politik, welche, selbstverständlich zunächst gegen Oesterreich gerichtet, unter dem jetzigen Fürsten fortgesetzt wurde und nicht verfehlen wird, die beabsichtigten Früchte zu tragen. Oesterreich, früher nicht unbeliebt in den Schwarzen Bergen, ist jetzt in Folge des Grundsatzes seiner Agenten, ihre Regierung brauche in den Südslawenländern nicht geliebt, nur gefürchtet zu werden, wohl die verhaßteste aller Großmächte, und darauf rechnet nun die italienische und magyarische Revolutionspropaganda.

Oesterreich an seiner Südgrenze anzugreifen, wenigstens zu beunruhigen und zu beschäftigen, gilt als ein Lieblingsgedanke Garibaldi's und seiner Partei. Dazu bedurfte man einen Landungsplatz am Ostrande des Adriatischen Meeres, und dieses Bedürfniß fällt mit dem Wunsch der Montenegriner, sich einen Hafenplatz zu verschaffen, so gut zusammen, daß die Anknüpfung von Verhandlungen zu gemeinsamer Action sich fast von selbst gemacht haben wird. Das Zerwürfniß mit den Ungarn und die Hoffnung, daß die österreichische Hauptmacht in Venetien festgehalten sein würde, ließ die Leiter des Planes den Beginn der Bewegung auf dieses Frühjahr festsetzen, und Mitte März eröffneten montenegrinische Freischaaren in Verbindung mit rebellischen Herzegowinern wirklich den Kampf, der schon im vorhergehenden Jahre ein blutiges Vorspiel gehabt hatte. Anlaß dazu gab zunächst die Grenzregulirung, mit welcher einzelne montenegrinische Stämme nicht zufrieden waren. Namentlich zerschnitt die neue Grenze den Stamm der Wassoewitsch in der Weise, daß etwa 2000 Seelen auf montenegrinisches Gebiet fielen, 5000 auf türkischem verbleiben sollten. Die letztern wollten darauf nach Montenegro auswandern, aber ihre Ländereien gegen Zahlung der Abgaben an die Türkei als Eigenthum behalten. Dies wurde von der Pforte abgeschlagen; Abdi Pascha, Gouverneur von Skodra, Gewaltthätigkeiten befürchtend, dirigirte Truppen nach der betreffenden Gegend, und bald nachher erfolgte ein erbitterter Zusammenstoß, mit dem sich ein bis jetzt fortgesetzter Kampf entzündete.

Kurz darauf gelangte Montenegro auch in den Besitz der gewünschten Küstenstrecke. In Albanien, nicht fern von der Stelle, wo dieses mit Dalmatien zusammenstößt, eine halbe Stunde vom Meere, eben so weit von dem österreichischen Grenzfort Lastua (das etwa vier Stunden nördlich von Antivari und eben so weit südlich von der südlichsten österreichischen Stadt Budua liegt) und nur eine Meile von der Grenze Montenegro's, befindet sich das Dorf Spitza. Dieses hat sich, den Zeitungen zufolge, in den letzten Tagen des März dem Fürsten der Schwarzen Berge unterworfen, und zu gleicher Zeit oder kurz nachher ist diesem Beispiel das benachbarte Odradowitsch gefolgt. Einer nicht verbürgten Nachricht zufolge wären wenige Tage später gegen fünfzig Fremde, dem Anschein nach Garibaldianer, hier gelandet und sofort von den Montenegrinern in die Berge geführt worden.

Die Kämpfe im Osten Montenegro's, wo die Czernagorzen und ihre Verbündeten vorzüglich Nikschitje zu nehmen suchten, scheinen bisher zu keinem Ergebniß von Wichtigkeit geführt zu haben, doch sollen die Türken in einem der letzten Treffen Sieger geblieben sein. Die letztern blockiren jetzt die Küste und versammeln starke Truppenmassen in den betreffenden Gegenden. Daß ernste Gefahr vorhanden, zeigt die Ernennung Omer Pascha's zum Befehlshaber der hier concentrirten Armee. Haben die Montenegriner wirklich einen ernsten, groß angelegten Plan und trauen sie sich die Kraft zur Ausführung desselben zu, so werden sie vermuthlich auf der einen Seite von Spucs aus den Paß von Novi Bazar zu gewinnen suchen, um von dort aus über Karanowatz die Verbindung mit Serbien, von wo ihnen Unterstützung zugekommen sein soll, herzustellen, auf der andern aber von Grahowo und Nikschitje nach Trebinje und Mostar, der

Hauptstadt der Herzegowina, wo gegen 10,000 Christen wohnen, und von da weiter nach Bosnien ziehen. Gelänge ihnen das — was vorläufig noch sehr zu bezweifeln ist — so dürfte die serbische Regierung sich zum Anschluß an die Bewegung und zur Entwicklung der oben angeführten militärischen Hilfsmittel kaum nöthigen lassen, und dann nähme der Krieg die größten Dimensionen an.

Geschieht dies jetzt nicht, so ist kaum zu zweifeln, daß Aehnliches in einem der nächsten Jahre geschehen wird, und wenn dann die fremden Aerzte nicht noch einmal einschreiten, so hat die Stunde der Auflösung des kranken Mannes geschlagen.

Ludwig von Benedek.

Der berühmte österreichische Feldherr, der gegenwärtig an der Spitze der kaiserlichen Armee in Italien steht, und auf dessen Glück und Talent der bedrängte Staat wie die gedemüthigte Armee in gleicher Weise vertrauungsvoll hinblicken, ist unstreitig eine der bedeutendsten militärischen Persönlichkeiten der Gegenwart. Benedek ist nicht von hohem Herkommen, denn er wurde 1804 als der Sohn eines Militärarztes in Oedenburg geboren. Seine militärische Erziehung genoß er auf der militärischen Akademie zu Wienerisch Neustadt, aus der er 1822 als Fähnrich in die österreichische Infanterie trat, in der er 1824 zum Lieutenant, 1831 zum Oberlieutenant aufrückte. Im Jahre 1833 erfolgte seine Versetzung in den Generalquartiermeisterstab, in welchem er 1835 Hauptmann ward. 1840 zum Major und 1843 zum Oberstlieutenant aufgerückt und als solcher als Adjutant dem Generalcommando in Galizien zugetheilt, ward ihm in dieser Stellung zum ersten Male Gelegenheit, seine Energie, Tapferkeit und militärische Umsicht an den Tag zu legen. Es geschah dies bei dem Kralauer Aufstand im Jahre 1846, indem er mit einer Handvoll Truppen sich am 26. Februar ohne Aufenthalt auf die im galizischen Städtchen Gdow versammelte polnische Avantgarde warf, diese zersprengte und am 27. Februar, im Verein mit General Collin Podgorze, die Vorstadt von Kralau erstürmte, womit der Aufstand Tissowli's im Keime unterdrückt wurde. Diese entschlossene That trug ihm die Verleihung des Leopoldordens und im folgenden Jahre die Ernennung zum Obersten und Commandanten des tapfern ungarischen Infanterieregiments Gyulai Nummer 33 ein, an dessen Spitze wir Benedek im Jahre 1848 beim Ausbruch des lombardischen Aufstandes in Mantua wiederfinden. Hier übernahm er das Commando einer Brigade, die außer bei verschiedenen Recognoscirungsgefechten besonders am 29. Mai bei dem Angriff auf die sardinischen Linien von Curtatone in's Gefecht kam. In diesem Gefechte wie am folgenden Tage bei Goito zeichnete sich Benedek durch rücksichtsloses Draufloßgehen, gepaart mit Umsicht in der Führung seiner Truppen aus; er war der echte Repräsentant des in der damaligen Armee Radetzki's unter den höhern Führern herrschenden militärischen Geistes. Während des Restes des Feldzugs von 1848 in Mantua bleibend, fand Benedek im folgenden Jahre 1849 um so mehr Gelegenheit, sich vielfältig hervorzuthun. Dies geschah zuerst am 21. März kurz nach Eröffnung des Feldzugs in Piemont, als er an der Spitze einer Brigade des zweiten Armeecorps am Abend genannten Tages in die Gassen der Stadt Mortara eindrang und hier von den Sardiniern mit seinem Regiment umschlossen ward. Mit Geistesgegenwart erklärte er die in seinem Rücken Erschienenen trotz ihrer Ueberlegenheit zu Gefangenen und bedeckte sich zwei Tage darauf in der Schlacht von Novara durch zähes Aushalten gegen die andrängende Macht der Sardinier mit neuen Lorbeern, wofür ihm der militärische Maria-Theresia-Orden zuerkannt ward.

Am 3. April 1849 ward Benedek zum Generalmajor ernannt und zugleich auf das ungarische Kriegstheater gesendet, wo so eben die österreichische Armee unter Windischgrätz durch Görgey's geniale Manöver zum Rückzug bis an die deutsche Grenze genöthigt worden war. Die Sachen standen hier sehr schlecht, neue Truppen und Führer wurden herbeigerufen, eine neue Armeeeintheilung anfänglich unter Welden's, später von Ende Mai an unter Haynau's Commando getroffen. Erst Mitte Juni konnten die Operationen von Seiten der Oesterreicher wieder aufgenommen werden, an denen sich Benedek als Commandant der Avantgardenbrigade des vierten oder Reservearmeecorps zu betheiligen hatte. Dieses Corps, anfänglich von Wohlgemuth, später vom Fürsten Franz

Lichtenstein befehligt, nahm an dem nun folgenden Siegeslauf der österreichischen Armee unter Haynau den glorreichsten Antheil und Benedek's Namen tritt uns in den Relotionen der meisten Gefechte seines Corps ruhmvoll erwähnt entgegen. So bei der Erstürmung der Vorstädte von Raab am 28. Juni, so wie in den Gefechten, welche Anfang Juli Görgey gegenüber vor dem Brückenkopfe von Comorn stattfanden. Vor Allem zeichnete sich aber Benedek am 11. Juli in der sogenannten Schlacht von Comorn, dem letzten großen Ausfalle der Ungarn, aus, wo er bei Pußta Harkaly mit seinen fünf Bataillonen unerschütterlich gegen die Uebermacht zäh festhielt, bis die österreichische Schlachtordnung wiederhergestellt wor und zuletzt der Sieg von den Oesterreichern erfochten wurde. Am 21. Juli woren dieselben bereits wieder in Pesth und in den ersten Tagen des August an der Theiß angelangt, hinter welcher Dembinsky eine feste Stellung bei Szegedin bezogen hatte. Am 3. August forcirte das Lichtenstein'sche Corps den Uebergang über den genannten Strom und zwar mit der Brigade Benedek's Angesichts des Feindes. Wider Erwarten war der Verlust nicht groß, aber Benedek, wie immer unter den Vordersten, erlitt dobei eine nicht unbedeutende Verwundung. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, zwei Tage später bei dem Angriffe auf die Stellung der Ungarn hinter dem Damm von Szöreg seine Brigade, die den linken Flügel hatte, persönlich in's Gefecht zu führen. Nach seiner Art ließ Benedek seine Batterien in größter Nähe auf Kartätschenschußweite heranfahren; noch ehe es aber zum Sturme kam, ward er indessen abermals so schwer verwundet, daß er den Befehl über seine Brigade abgeben mußte und am Verlauf des ungarischen Krieges keinen weitern Antheil nehmen konnte.

Ruhmbedeckt ging Benedek aus beiden Feldzügen hervor, von jetzt an eine der am meisten gefeierten und populärsten Persönlichkeiten in der Armee. Noch in demselben Jahre ward er zum Inhaber eines Regiments und Generalstabschef Radetzki's bei der Armee in Italien ernannt, zwei große Auszeichnungen. Doch scheint es, als ob sein energisches und auf Strenge gerichtetes Wesen der damals gegen die Lomborden befolgten Politik der Milde und Versöhnlichkeit nicht entsprochen hat, denn er ward nach Radetzki's Abgang abberufen und obwohl 1853 zum Feldmarschallieutenant und 1854 zum Corpscommandonten während der Aufstellung gegen Rußland ernannt, doch von einflußreichen Stellungen entfernt gehalten, bis 1859 der Krieg gegen die Sardinier auf's Neue die alten bewährten Namen theilweise in den Vordergrund zurückrief.

Benedek ward an die Spitze des achten Armeecorps gestellt, ohne jedoch in der ersten Hälfte des Feldzuges jenseits des Po zur Verwendung zu kommen; om Tage der Schlacht von Magenta den 4. Juni konnte Benedek, acht Meilen entfernt stehend, nur ein Regiment in's Gefecht schicken; dagegen übernohm er beim Rückzug hinter den Mincio den Befehl über die Nachhut, wobei eine seiner Divisionen am 8. Juni bei Melegnono den Franzosen ein blutiges Rückzugsgefecht lieferte. Am Mincio angelangt, erhielt das österreichische Heer eine neue Eintheilung in zwei Armeen, bei der das achte Corps der sogenannten zweiten Armee unter Schlick zugetheilt ward und den äußersten rechten Flügel hinter dem Mincio mit der Anlehnung an die Festung Peschiera angewiesen erhielt. Schon am 23. Juni mußte die Armee wieder auf das rechte Ufer des Mincio rücken, da der Kaiser von Oesterreich den Franzosen entgegen gehen und sie beim Ueberschreiten des Chiese treffen und angreifen wollte. Benedek's Corps, aus den beiden Divisionen Lang und Berger bestehend und durch die Brigade Reichlin-Meldegg des sechsten Corps auf sechs Brigaden oder zusammen mindestens auf 27,000 Mann gebracht, hatte die Aufgabe, als äußerster rechter Flügel im Berglande gegen den obern Chiese vorzugehen, wozu am 23. Juni der Mincio bei Salionzo überschritten und am selben Tage noch Pozzolengo erreicht ward. Am 24. Juni sollte es im Einklange mit der gesammten österreichischen Armee über Rivoltella gegen den Chiese vorgehen. Links von Benedek, zwei Stunden entfernt, marschirte das Gros am Rande des Berglandes. Am 24. Juni, dem Schlachttage von Solferino, stieß die österreichische Armee mit ihren Spitzen unvermuthet auf die vorrückenden Alliirten und zwor Benedek's Corps speciell auf die sardinische Armee, 40,000 Mann stark, welche an diesem Tage Peschiera einschließen sollte. So entspann sich zwischen dem Corps Benedek's und den Sardiniern eine selbständige Schlacht, ungefähr

wie Blücher's Schlacht bei Möckern in den Tagen von Leipzig. Benedek vereinigte ſein Gros ſogleich auf ſeinem rechten Flügel gegen die Höhen von San Martino auf der Straße von Peſchiera längs des Gardaſees und trieb die piemonteſiſchen Recognoscirungsabtheilungen zurück, bis um zehn Uhr die Diviſion Cuchiari erſchien und ihn lebhaft und anfänglich mit Erfolg angriff. Nach drei Stunden gelang es jedoch Benedek, durch richtige Verwendung ſeiner Reſerven, den Angriff dieſer Diviſion abzuweiſen und den Beſitz der Höhen zu behaupten. Vielleicht wäre er jetzt im Stande geweſen, die ſich in Colonnen nähernden Sardinier auf einander zu werfen und zu zerſprengen, wenn ihm die Ermattung ſeiner Truppen wie die mißlichen Nachrichten über den Gefechtsſtand auf den übrigen Theilen des Schlachtfeldes der Oeſterreicher nicht Vorſicht anempfohlen hätten. Um vier Uhr erfolgte der zweite Angriff der Sardinier, hauptſächlich durch die Diviſion Mollard ausgeführt; auch dieſer ward energiſch abgewieſen und Benedek hätte jetzt wahrſcheinlich und vorausſichtlich mit großem Erfolge die Offenſive ergreifen können, wenn nicht um fünf Uhr der bekannte Gewitterſturm losgebrochen und zugleich der Befehl zum allgemeinen Rückzug der Oeſterreicher eingegangen wäre, da das Centrum bei Solferino und Cavriano von den Franzoſen durchbrochen war. Benedek gehorchte dem Befehle, aber mit Thränen im Auge; hatte er doch, obgleich an dieſem denkwürdigen Tage krank, die Waffenehre der öſterreichiſchen Armee gerettet und ſah den Moment des Sieges eben gekommen, als ihm der höhern Kriegsraiſon nach verwehrt ward, die Früchte deſſelben zu pflücken. Benedek gab den nachdrängenden Sardiniern noch einen tüchtigen Denkzettel, behielt Pozzolengo bis zehn Uhr Abends und ging erſt am andern Tage hinter den Mincio zurück.

Der hierauf abgeſchloſſene Waffenſtillſtand und der Frieden von Villafranca waren nicht geeignet, dem tapfern Krieger Beifall abzugewinnen und er gab ſeinem Mißmuth in freimüthiger Weiſe Ausdruck. Benedek, der Sieger von Solferino, ging deshalb ziemlich leer mit Belohnungen aus und ſchon hieß es, daß er damit umgehe, ſeinen Degen einzuſtecken, als er im Herbſt 1859 zum Feldzeugmeiſter ad honores und an Heß' Stelle zum Chef des Generalquartiermeiſterſtabes ernannt ward. Die wachſenden Verlegenheiten des Kaiſerhofes drängten Benedek, der im Grunde des Herzens dem Kaiſerhofe treu ergeben iſt, ohne die Unabhängigkeit ſeiner Geſinnungen preiszugeben, von Neuem in den Vordergrund, als die ungariſche Bewegung immer größere Dimenſionen annahm. Man ſah ſich endlich 1860 gezwungen, den Weg der Conceſſionen gegen das auffäſſige, nach ſeinen alten Freiheiten begehrende Königreich betreten zu müſſen und zu dieſen gehörte die Ernennung Benedek's zum Generalgouverneur von Ungarn. Seine ungariſche Abſtammung war indeſſen eben ſo wenig geeignet wie ſein den Stimmführern unter den ungariſchen Magnaten nicht gewachſenes politiſches Syſtem, das ſchließlich doch immer nur auf willenloſes Vollſtrecken der von Wien dictirten Befehle hinauslief, der wachſenden Bewegung in Ungarn Einhalt zu thun. Mit den im October 1860 den Ungarn endlich gewährten politiſchen Freiheiten ward auch Benedek des ihm nicht zuſagenden Amtes wieder enthoben und dafür als commandirender General an die Spitze der Armee in Venetien geſtellt; im April 1861 erfolgte ſeine Ernennung zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauſes.

Benedek's Berufung an die Spitze der italieniſchen Armee, in deren Erfolgen bei dem unvermeidlichen Kriege mit Sardinien ein gutes Theil der fernern Schickſale Oeſterreichs liegen wird, erregte im ganzen Lande wie in der Armee ganz beſonders den lebhafteſten Beifall. Benedek iſt kein Ariſtokrat, ſondern aus der Reihe der Soldaten von unten herauf ohne Protection, lediglich durch ſein Verdienſt, emporgeſtiegen. Seine Energie, ſein Glück, der ritterliche Anſtrich aller ſeiner Handlungen, ſeine Umſicht im Unglück, ſein kühnes Ausbeuten erlangter Erfolge, eine ſtrenge Rechtſchaffenheit und Sorge für das Wohl der Soldaten, die er ſtreng aber zärtlich wie Kinder behandelt, — alle dieſe Eigenſchaften verſchaffen ihm volles Vertrauen und machen ihn wie Wenige geſchickt, an der Spitze der Armee zu ſtehen, die den letzten Schild des Geſammtſtaates abgibt. Durch und durch ein dem Kaiſerhauſe ergebener und bewährter Soldat und dabei ein reiner, ehrenwerther Charakter, darf Benedek als der geeignetſte Mann angeſehen werden, den in ihn geſetzten Erwartungen auf ſeinem wichtigen Poſten zu entſprechen.

Der Krieg mit China 1860.

Das verflossene Jahr (1860) ist in der Geschichte der neuerdings besonders lebhaft erwachten Beziehungen des Abendlandes zu Ostasien sehr ereignißreich gewesen. Die seit Jahrtausenden sorgsam verschlossene Welt des großen chinesischen Continents und des japanesischen Inselreiches thut, wenn auch langsam und mit Widerstreben, dem Abendlande ihre Thore auf. Natürlich, daß dabei heftige Erschütterungen nicht ausbleiben, die indessen nur dazu dienen, den Widerstand rascher niederzuwerfen und das Eintreten jener alten Culturreiche in den allgemeinen Weltverkehr zu beschleunigen. Schon 1858 hatten bekanntlich die verbündeten Westmächte mit China Friedensverträge zu Tientsin am Peiho abgeschlossen, denen zufolge der Verkehr mit dem Reiche der Mitte ein ungehinderter sein sollte. Aber diese Verträge trugen aus mehr als einem Grunde den Keim zu neuen Verwicklungen in sich. Einestheils waren sie von den chinesischen Commissären nur unter dem Druck der Umstände und mit fast offenkundigem Widerstreben unterzeichnet und eine Ratification Seitens des Gouvernements zu Peking kaum dabei in Aussicht gestellt worden; anderntheils lag es nicht in der Absicht der britischen Regierung, die bisher gegen China befolgte Politik der Vergewaltigung aufzugeben, eben so wenig wie Frankreich gesonnen war, von den eingeräumten Vortheilen auch nur einen fahren zu lassen. Artikel 2 des britischen Vertrags gestattete der Königin von England, Gesandte, Minister und andere diplomatische Agenten bei dem Hofe zu Peking zu accreditiren, sowie dem Kaiser von China, sich in derselben Weise am Hofe zu St. James vertreten zu lassen. Den Franzosen waren dieselben Zugeständnisse gemacht worden. Dennoch hatten die chinesischen Commissäre, nach Entfernung des britisch-französischen Geschwaders von Tientsin, unverhohlen eingestanden, daß es niemals geduldet werden würde, daß fremde Ambassadeure in der goldenen Stadt ihres Kaisers auch nur einen zeitweiligen, viel weniger einen bleibenden Aufenthalt nehmen würden. Man war deshalb in London und in Paris darauf vorbereitet, bei der Ausführung der Verträge auf Widerstand zu stoßen, aber man hoffte auch, ihn zu besiegen. Es war stipulirt worden, daß die Ratification der Tientsinverträge zu Peking stattfinden solle. Mr. Bruce, der britische Bevollmächtigte, ward daher instruirt, allen Kunstgriffen chinesischer Beamten, ihm von einer Reise nach Peking abzureden, mit Mäßigung aber fest zu widerstehen und keine Entschuldigung gelten zu lassen. Eine ansehnliche See- und Landstreitmacht ward ihm zur Verfügung gestellt, damit er sich mit dieser nach Tientsin und von da nach Peking begebe. Der französische Gesandte Baron Gros hatte ähnliche Instructionen, auch ihm stand ein Geschwader nebst Landungstruppen zu Gebote. Beide hielten sich genau an ihre Instructionen, und gezwungen, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen, erlitten sie bekanntlich bei den Takuforts am Peiho (im Juni 1859) eine empfindliche Niederlage. Die Chinesen, welche mit Kühnheit und Erfolg den Angriff der fremden Geschwader zurückgeschlagen hatten, triumphirten, sie glaubten, sich der Fremden für immer entledigt zu haben.

Weder England noch Frankreich konnte diese Schlappe ruhig hinnehmen. Die militärische Ehre beider Nationen war dadurch gekränkt, noch mehr aber erschien der Widerstand der Chinesen am Peiho als ein offenbarer Bruch der Tientsinverträge. Wollten die Westmächte nicht alle Autorität in China einbüßen, so mußten sie jetzt mit vereinten und verstärkten Kräften das chinesische Gouvernement zur pünktlichen Erfüllung aller übernommenen Verpflichtungen zwingen. Die Niederlage am Peiho konnte also nur als das Vorspiel eines umfassenderen Krieges mit China angesehen werden, der keinen andern Zweck haben durfte, als die Chinesen, wie durch das Bombardement und die Besetzung von Canton im Süden geschehen, auch im Norden ihres Reiches die entschiedene Ueberlegenheit der fremden Waffen nachdrücklich fühlen zu lassen. Dagegen mußten alle übrigen Rücksichten in den Hintergrund treten, namentlich auch die auf die immense Kostspieligkeit eines solchen Krieges. Die britische Regierung hatte hierbei dem englischen Volk gegenüber einen äußerst schwe-

ren Stand. Schon lange hatte man in England offen die Politik der Gewalt gegen China gemißbilligt und es ist wahr, die Engländer werden im Allgemeinen von den Chinesen gehaßt, die nachgiebigeren Amerikaner finden freundlichere Aufnahme. Ein ernstlicher Krieg gegen China war in England nicht populär, man dachte nur an die Handelsinteressen, die darunter leiden würden. Die Times gab sich anfangs alle erdenkliche Mühe, ihre Leser von der unabweisbaren Nothwendigkeit eines Krieges zu überzeugen. Endlich aber ging auch sie mit der Sprache offen heraus. „Alles, was wir von China wollen," schrieb sie, „das ist wohlfeiler Thee für wohlfeile Cattune und, wenn es den Chinesen recht ist, außerdem noch Seide für Opium. Die Schwierigkeiten des Unternehmens — nämlich der kriegerischen Rüstungen — stehen nicht allein zu den Mitteln, welche dabei zur Verwendung kommen, außer Verhältniß, es läßt sich auch nicht absehen, wie die größten Mittel zu einem mehr als augenblicklichen Siege führen. So lange 300 Millionen Chinesen von Europa nichts wissen wollen, wird die Eroberung einer Stadt und selbst einer Provinz sie nicht dauernd fesseln. Und ist Kriegführen zum Zweck der Cattunausfuhr wohl das geeignetste Mittel, ihre Antipathien zu vermindern?" In Frankreich trat unter den obwaltenden Verhältnissen die öffentliche Meinung weniger an's Tageslicht, da freie Meinungsäußerungen nicht stattfinden konnten. Auch ist die französische Nation mehr zu weit aussehenden, abenteuerlichen Unternehmungen geneigt. Die Regierungspresse behauptete: Frankreich könne seine Fahne nicht einziehen, denn es sei die Fahne der Civilisation und der Freiheit, auf welche die Bedrückten hoffend schauten. Frankreich müsse das Blut seiner Missionare rächen. „Deshalb müssen wir nach China. England wird, wenn wir an seiner Seite kämpfen, den nächsten materiellen Vortheil haben, ja noch mehr, es kann ohne uns in China augenblicklich nichts ausrichten; Grund genug für dasselbe, uns für unsere Mitwirkung Dank zu wissen." Während so der französische Imperialismus freiere Hand hatte, gelang es auch den britischen Staatsmännern, den Widerwillen gegen den chinesischen Krieg zu beseitigen; beiderseits wurden Rüstungen im großartigsten Maßstabe vorgenommen.

In Paris und London ward ein gemeinschaftlicher Feldzugsplan berathen. Anfangs einigte man sich dahin, daß England 12,000, 6000 europäische und eben so viele indische Soldaten, Frankreich dagegen 8000 Mann, darunter 2000 Marinesoldaten, stellen solle. Allein die Nachrichten, welche inzwischen von den außerordentlichen kriegerischen Vorbereitungen in China einliefen, veranlaßten schließlich eine bedeutende Verstärkung dieser Truppen, wobei England, nicht ohne die Eifersucht Frankreichs zu erregen, zuerst das Beispiel gab, indem es sein Contingent auf 22,000 Mann brachte. Es war dies aber auch nothwendig, wollte man sich nicht abermals der Möglichkeit, eine Niederlage zu erleiden, aussetzen. Denn die Befestigungen am Peiho, die sogenannten Takuforts an der Mündung des Flusses, wurden stärker gemacht. Den Fluß hinauf wurden neue Befestigungen angelegt, die Zahl der Geschütze ward vermehrt, die Besatzung verstärkt. Der Fluß selbst ward mit Ketten versperrt und das Fahrwasser so unfahrbar als möglich gemacht. Die Chinesen hielten sich sogar auf einen Kampf am Festlande gefaßt. Bei Peking ward ein Heer von circa 100,000 Mann zusammengezogen. Den täglichen Uebungen wohnte der Kaiser Hienfong persönlich bei. In den kaiserlichen Kanonengießereien wurden 150 tragbare Feldgeschütze angefertigt, — eine Erfindung des vorigen Kaisers Taokuang — deren jedes von 6 Mann getragen und bedient wird. Mit Recht mußte man erwarten, daß bei einem abermaligen Angriff die Chinesen Alles daran setzen würden, den Feind zum zweiten Mal zurückzuschlagen.

Die französischen und britischen Rüstungen wurden deshalb mit der größten Umsicht und einem fast fabelhaften Aufwande betrieben. In französischen Blättern las man von einem Credit von 50 Millionen Francs, den der Marineminister gefordert habe. In England war die Rede von 4 Millionen Pfund Sterling, die der chinesische Krieg kosten würde. Wir sind überzeugt, er hat in beiden Ländern mehr gekostet, als diese Summen angeben. Welchen Aufwand erforderte nicht der Transport des Kriegsmaterials? Französische Kanonenböte wurden je drei auf ein Transportschiff geladen, ein vollständiger Brückentrain, ganz aus Kautschuk gearbeitet, wurde mitgenommen, die besten

und erprobtesten gezogenen Geschütze, die besten britischen Armstrongkanonen, eine kostbare Bespannung, Bagagewagen in Menge, eine ungeheure Masse Munition. Außerdem mußte in umfassendster Weise für Bekleidung der Soldaten in verschiedenen Klimaten und für verschiedene Jahreszeiten gesorgt werden. Der mitzunehmende Proviant war ungeheuer, die Bedürfnisse für Kranke und Verwundete mußten vorgesehen werden. Man wird sich nicht wundern, wenn zuletzt nicht weniger als 268 Schiffe in den Golf von Petschili einliefen. Französischerseits commandirte Admiral Charner das Geschwader, General Cousin de Montauban die Landtruppen. Sir Hope Grant befehligte die britische Flotte, General Grant das englische Landheer.

Inzwischen hatte man namentlich von Seiten Englands nichts unversucht gelassen, eine gütliche Ausgleichung herbeizuführen. Mußte man auch von Anfang an von der Erfolglosigkeit eines solchen Versuchs überzeugt sein, es geschah doch, um recht eindringlich zu zeigen, daß der Krieg unabweisbar nothwendig sei. Die Chinesen trauten nach ihrem Siege am Peiho zu sehr ihrer eignen Kraft, als daß sie sich jetzt zum Nachgeben bereit finden ließen. Mr. Bruce hatte den Commissären des Kaisers ein sogenanntes Ultimatum übergeben, in welchem die Erfüllung bestimmter Forderungen als unerläßlich bezeichnet worden war, sollte der Krieg vermieden werden. Die chinesische Antwort lautete in allen Stücken ablehnend und in hohem Grade anmaßend und wegwerfend. Das kaiserliche Gouvernement erklärte, dem britischen Gesandten sei nicht überhaupt die Reise nach Peking verwehrt worden, sondern nur bedeutet, nicht zu Wasser über Tientsin zu reisen. Die Takuforts habe man nicht gegen die Engländer, sondern gegen feindliche Ueberfälle anderer Schiffe errichtet. Auf eine Gelbentschädigung könne man sich nicht einlassen, eben so wenig darauf, die bei dem Gefecht im Peiho versenkten englischen Schiffe wieder herauszuholen. Solche Forderungen seien gegen allen Anstand, die Engländer möchten sich höflicher benehmen. In Peking würde niemals ein britischer Commissär zugelassen werden, ein solcher möge mit mäßigem Gefolge in Pehtang erscheinen, um dort die Auswechslung der Ratificationen des Tientsinvertrages vorzunehmen. Gehe England auf dies Alles nicht ein, so sei der chinesische Oberbefehlshaber angewiesen, die Küsten am Peiho auf's Nachdrücklichste gegen jeden Angriff zu vertheidigen und alle Anstalten zu abermaliger Abwehr der Fremden zu treffen. Einer solchen Antwort gegenüber, die noch dazu an manchen Stellen in sehr spöttischem Tone abgefaßt war und die in keiner Weise den geschehenen Vertragsbruch einräumte, konnte von einem Aufschub des Krieges nicht mehr die Rede sein. Selbst die anfangs abgeneigte Stimmung in England gegen den Krieg fing, seitdem diese Antwort bekannt wurde, an, das Unvermeidliche eines Angriffs und stricter Durchführung der Bestimmungen des Tientsinvertrages einzusehen. Die englische Regierung übertrug zum zweiten Mal dem Lord Elgin and Kincardine die Führung der diplomatischen Verhandlungen mit China, bei denen er bereits 1858 eine so große Geschicklichkeit an den Tag gelegt hatte.

Im Frühjahr 1860 begaben sich die Oberbefehlshaber, sowie die Gesandten der Westmächte über Suez nach China. Die Truppen und das Kriegsmaterial, sowie alles Uebrige, waren bereits früher eingeschifft worden. Lord Elgin besuchte zuvor noch Paris, wo er sich mit dem Kaiser und dessen Minlstern berieth; es lag Alles daran, daß England und Frankreich in größter Uebereinstimmung handelten. England wünschte den Vortritt, China gegenüber, was ihm auch bereitwillig und kluger Weise eingeräumt wurde. Dem Baron Gros ward dadurch seine Stellung wesentlich erleichtert. Leider ging die Reise der beiden Gesandten nicht ohne Unfall von Statten. Der Dampfer „Malabar," auf welchem sie sich eingeschifft hatten, ging an der Küste von Ceylon zu Grunde. Besatzung und Passagiere wurden freilich gerettet, aber das Schiff versank, und den Tauchern gelang es nicht, das Gepäck der Reisenden wieder aus der Tiefe herauszuholen. Die Creditive Lord Elgin's, nebst einem eigenhändigen Brief der Königin Victoria an den Kaiser von China wurden heraufgebracht, sie waren noch leserlich geblieben. Dagegen zeigten sich die Papiere des Baron Gros, sowie des Kaisers Napoleon Brief an die chinesische Majestät, total verdorben. Erst nach vierzehntägigem Aufenthalt konnten beide Gesandten am 5. Juni ihre Reise von Point de Galle fortsetzen

am 13. Juni trafen sie in Singapore, am 29. in Schanghai ein. Unterdessen hatten sich die vereinigten Geschwader bereits nach dem Norden in Bewegung gesetzt. Die der Stadt Ningpo vorliegende Insel Tschusan war zum Sammelplatz bestimmt worden. Ihre günstigen Häfen machten sie dazu besonders geeignet. Die englischen Schiffe und Mannschaften waren auch rechtzeitig zur Stelle. Aber die Franzosen hatten keineswegs Alles in Bereitschaft, es fehlte ihnen an den wichtigsten Dingen, namentlich an der nöthigen Bespannung für ihre Geschütze. Ihre vielgerühmte Organisationstüchtigkeit schien sich diesmal gar nicht zu bewähren. Sir Hope Grant erbot sich, ihnen die erforderliche Zahl von Zugthieren zu demselben Preise zu verschaffen, zu welchem englische Agenten sie ihm geliefert hatten. Dies mußte jedoch aus Mangel an Geld abgelehnt werden. So kam es, daß sich der Aufbruch der Geschwader nach dem Peiho verzögerte. Als es indessen vorwärts ging, gewannen die Franzosen den Vorsprung; sie fuhren zuerst in den Golf von Petschili ein und behaupteten hier die gegen Norden vorspringende Halbinsel Tscheſu, welche vorläufig zur Basis weiterer Operationen gemacht wurde. Die Generäle Jamin und Collineau, im Verein mit dem Contre-Admiral Protet, leiteten diese Action, welche übrigens, da man auf keinen Widerstand stieß, leicht ausgeführt wurde.

Die Engländer ankerten bei Taliencohan und in den nahe gelegenen Buchten, denen sie willkürlich Namen gaben. So ward die Bai, wo Sir Hope Grant's Admiralschiff lag, die Victoriabai genannt. Der größte Theil der englischen Truppen ward hier ausgeschifft (im Juli 1860) und bezog am Lande ein Lager. Die Oberbefehlshaber beriethen den Angriffsplan, bei welchem es zunächst auf die Eroberung der Takuforts abgesehen war. Die angestellten Recognoscirungen ergaben jedoch, daß die Mündung des Peihoflusses derartig versperrt und die Forts so stark befestigt waren, daß es mißlich sein würde, den Angriff vom Flusse aus zu unternehmen. Es ward daher beschlossen, die Forts vom Norden anzugreifen und zu dem Zwecke nach dem zehn englische Meilen oberhalb des Peiho mündenden Pehtangflusse zu fahren. Am 20. Juli begann die Einschiffung der Truppen auf die Kriegsfahrzeuge, am 26. war sie beendet und Tags darauf segelten beide Flotten, die englische allein hundert Schiffe stark, nach dem Pehtang. Unweit der Mündung sollte das Rendezvous stattfinden. Man ging zwanzig englische Meilen von der Küste vor Anker. Das eingetretene stürmische Wetter brachte noch einige Verzögerung. Am 30. Juli setzten sich endlich die Kanonenböte in Bewegung, in den Pehtang, dessen Mündung durch zwei Forts vertheidigt wurde, einzulaufen. Mit Hochwasser ward die Barre des Flusses passirt, darauf fand man neun Fuß Tiefe, so daß selbst die größeren Kanonenböte ungehindert die Fahrt zurücklegen konnten. Die französischen fuhren am nördlichen, die englischen am südlichen Gestade entlang. Auf den Wällen der beiden Forts sah man einige Chinesen, die Mantelets vor den Schießscharten waren weggenommen, daher die Fremden jeden Augenblick erwarteten, daß das Feuer beginnen würde. Auffallender Weise geschah dies jedoch nicht. Daher gingen die Fahrzeuge 2000 Schritt unterhalb der Forts vor Anker und nachdem das Wasser gefallen war, wurden die Landungstruppen ausgeschifft. Die Soldaten, ungeduldig anzugreifen, sprangen, als sich die Böte dem Ufer näherten, in's Wasser und wateten an's Land. Ein Haufe chinesischer Cavallerie, der in einiger Entfernung hielt, sprengte davon. Nachdem die Truppen Colonnen formirt hatten, setzten sie sich nach der Stadt Pehtang in Marsch. Niemand hielt sie auf. Die Stadt war von ihren Bewohnern verlassen, die Alles, was sie hatten tragen können, mitgenommen hatten. Einige Häuser hatten ein wohlhabendes Ansehen, die meisten aber waren ärmlich, von Erde erbaut und unwohnlich. Bei näherer Untersuchung der Forts ergab es sich, daß dieselben gar nicht armirt waren. So war denn der erste Schritt zur Besetzung des Nordens von China außerordentlich leicht gewesen. Man gönnte den Truppen in Pehtang einige Ruhe.

Die kleine Stadt mit ihren überaus kothigen Straßen bot für die nächsten Tage einen außerordentlich lebhaften Anblick. Die englischen und französischen Truppen hatten sich in den leer stehenden Häusern einquartiert und sich dort mit Hilfe der chinesischen Kulies, deren die Engländer 3000 mitgenommen, so bequem als möglich eingerichtet. Besonders erregten die indischen Truppen,

zwei Regimenter Silhcavallerie, zwei andere Infanterie und Madrasartillerie, nebst Pionieren, durch ihre bunte malerische Tracht Aufsehen. Muselmänner mit weitfaltigen Gewändern und bunten Turbanen bildeten die Trainmannschaften, die Pferdeknechte und Officiersbedienten repräsentirten die verschiedensten Nationalitäten des Orients. Das bewegte Treiben dauerte mehrere Tage. Auch die Gesandten und die Oberbefehlshaber trafen in Pehtang ein, die Fortsetzung der Operationen zu berathen. Diese Gelegenheit benutzten die Chinesen, denen offenbar schon nicht mehr ganz wohl zu Muthe war, Unterhandlungen anzuknüpfen. Sie sandten mehrere Mandarinen, welche aber kurz abgewiesen wurden, und wie es schien mißmüthig wieder davongingen. Nachdem die Truppen sich gestärkt hatten, ward das Signal zum Aufbruch gegeben. Von der Stadt Pehtang führt ein langer Damm durch eine sumpfige Gegend nach dem Dorfe Tsienhow, welches am nördlichen Ufer des Peiho liegt. Hier hatten die Chinesen einige Redouten angelegt, welche mit dem Damm und dem das Dorf umgebenden Graben ein verschanztes Lager bildeten. Auf diesem Damm rückten die Truppen vor und entwickelten sich, sobald das Terrain es gestattete, zu beiden Seiten der Hauptstraße. Alsbald stellte sich ihnen auch eine ansehnliche Cavallerieabtheilung entgegen, welche, mit Armstrongkanonen beschossen, die Engländer und Franzosen in der Flanke angriff. Die englischen Reiter trabten vorwärts und hieben, nachdem sie mehrere Gräben überschritten hatten, auf die Tataren ein, welche sich tapfer wehrten, endlich aber doch zurückgedrängt wurden. So ward das Dorf Tsienhow erobert.

In einiger Entfernung zeigte sich nun die wohlbefestigte Stadt Tangkow. Ein circa 2000 Schritt langer Wall war mit neunzehn Kanonen besetzt. Der Angriff erforderte des ungünstigen, morastigen Terrains wegen viel Vorsicht und Anstrengung. Der rechte Flügel, auf welchem die Engländer standen, lehnte an den Peiho, den linken Flügel bildeten die Franzosen. Die britische Artillerie beschoß zuerst eine kleine jenseits des Peiho aufgefahrene Batterie. Einige Matrosen fuhren über den Fluß, vernagelten zwei hinter mehreren Dschunken aufgestellte Kanonen und steckten die Dschunken in Brand. Die Bedienung der Kanonen und die Besatzung der Dschunken war geflohen. So konnte nun der Flügel der Briten unbelästigt seinen Marsch auf Tangkow fortsetzen. Bald nach acht Uhr ward das Feuer auf den Platz eröffnet. Die Kanonen der Chinesen erwiederten es lebhaft, aber, da die Schützen und Reiter der Fremden durch das Terrain gedeckt waren, ohne ihnen erheblichen Schaden zuzufügen. Dennoch gab es heiße Arbeit, die chinesische Artillerie schoß prompt und sicher, doch ward eine Position nach der andern genommen und nach und nach das feindliche Feuer zum Schweigen gebracht. Englische und französische Infanterie erkletterte darauf die Wälle und kam so in die Stadt. Hier herrschte große Verwirrung. Die chinesische Besatzung war auf der Flucht zum Thore auf der entgegengesetzten Seite hinaus. Man konnte sich in den Straßen und Gassen der unbekannten Stadt nicht zurechtfinden, sonst wären wohl noch viele der Fliehenden abgeschnitten worden. So aber entkamen die meisten. Die englischen und französischen Truppen waren jedoch auch dermaßen erschöpft, daß sie der Ruhe bedurften; nur ein Theil verblieb bei Tangkow, die übrigen gingen nach Tsienhow zurück.

In den nächsten Tagen schlug man eine Pontonbrücke über den Peiho. Die Arbeit ward sonderbarer Weise von den Chinesen nicht gestört, obwohl sie im Bereich ihrer Batterien ausgeführt wurde. Man sah die chinesischen Kanoniere ihre Lunten anblasen und ihre Geschütze richten, — so nahe passirten die mit den Pontons beladenen Böte die Batterien — aber sie schossen doch nicht. An einer Stelle waren die Pioniere in der geringen Entfernung von nur 200 Schritten von einer Batterie von sieben Kanonen bedroht, die aber schwieg. So gelang die gefährliche Arbeit vollkommen, und man sah sich nun auch im Stande, die Forts am südlichen Peihoufer anzugreifen. Indeß stand noch der Angriff auf das bedeutendste Nordfort bevor. Die bisherigen Erfolge der alliirten Waffen gestatteten, dasselbe vom Lande her zu beschießen, doch hielt man es für nothwendig, auch vom Pehtangfluß her, der in den Peiho mündet, das Bombardement zu unterstützen. Eine zweite Abtheilung von Kanonenböten legte sich nahe vor der Mündung des Peiho vor Anker, um von hier aus an der Action Theil zu nehmen.

Generalmajor Sir Robert Napier commandirte die engliſche Brigade, Lord Hay die Kanonenbotflottille auf dem Pehtangfluß. Die Franzoſen brachten faſt ihren geſammten Belagerungstrain in's Gefecht. Früh Morgens am 21. Auguſt fiel der erſte Schuß, das Signal zum Angriff. Die franzöſiſche und britiſche Landartillerie eröffnete nun ein furchtbares Bombardement, die Kanonenböte ſchleuderten Hohlkugeln und Brandraketen in großer Menge. Allein die Chineſen wehrten ſich tapfer, ſie ſchoſſen unabläſſig, konnten aber wegen der Stellung ihrer Geſchütze den Verbündeten keinen großen Schaden zufügen. Nachdem der Kampf zwei Stunden gedauert hatte, flog das Pulvermagazin im Fort mit furchtbarem Gekrach in die Luft. Bald hernach folgte eine zweite Exploſion. Die Erſchütterung war ungeheuer, aber die Chineſen ließen ſich dies Mißgeſchick nicht anfechten, ſie fuhren fort ihre Geſchütze zu bedienen und würden das gethan haben, ſo lange ſie nur noch ein Pfund Pulver gehabt, wenn nicht die Sturmcolonnen ſie aus ihrer Stellung verdrängt hätten. Den Bajonettangriffen dieſer vermochten ſie nicht Stand zu halten, wiewohl ſie gegen die Andringenden jeden Zollbreit Landes muthig vertheidigten. Bei dieſem Sturm leiſteten die chineſiſchen Kulies treffliche Dienſte. Sie trugen die Sturmleitern bis an die Wälle des Forts und halfen die Angreifer über die Gräben hinüber, indem ſie ſich in's Waſſer ſtellten und die Sturmleitern auf ihre Schultern legen ließen, über welche dann die Soldaten hinſchritten. Ueberhaupt bewieſen ſie eine Ausdauer und Entſchloſſenheit, wie Niemand ihnen zugetraut hatte, indem ſie ſich muthig dem ſtärkſten Feuer ausſetzten, das Manche aus ihren Reihen fortriß. Der Tag war ein ſehr blutiger. Den Verluſt der Chineſen ſchätzte man auf 3000 Mann. Aber auch die Engländer verloren mehr als 200 Mann an Todten und Verwundeten, die Franzoſen mindeſtens 130. General Napier exponirte ſich ſo ſehr, daß eine Kugel ihm den Stiefel zerriß, eine andere ihm das Fernrohr aus der Hand ſchlug. Mit der Eroberung dieſes Hauptforts war aber auch die Hauptſache erledigt. Zu einem Angriff auf die übrigen Befeſtigungen kam es nicht, da dieſe ſich ergaben. Die Affaire hatte nämlich einen ſo tiefen Eindruck auf den Generalgouverneur der Provinz Petſchili gemacht, daß er ſich zu einer Conferenz mit den fremden Oberbefehlshabern in dem Takufort einfand und hier gegen das Verſprechen der Einſtellung der Feindſeligkeiten ſämmtliche Südforts am Peihofluſſe, ſowie die ganze Provinz, die er verwaltete, übergab. Als die Truppen dieſe Forts beſetzen wollten, waren ſie von den Chineſen ſchon geräumt worden. Es blieb jetzt noch übrig, die den Peihofluß ſperrenden Ketten und übrigen Hinderniſſe wegzuräumen, was ſehr mühſam war. Als dies geſchehen, ſegelte das vereinigte Geſchwader nach Tientſin, wo es am 24. Auguſt mit den Geſandten der Weſtmächte eintraf.

Die Stadt Tientſin liegt dem Ausfluß des Großen Canals in den Peiho gegenüber. Sie iſt beinahe viereckig gebaut, jede Seite des Vierecks etwa eine engliſche Meile lang. Nach jeder der vier Weltgegenden liegt ein Thor, faſt grade Straßen verbinden die je zwei einander gegenüberliegenden Thore. Wo dieſe Straßen ſich im Mittelpunkt der Stadt ſchneiden, erhebt ſich ein pagodenförmiges, auf vier großen Bogen ruhendes Gebäude. Von dieſen Bogen aus, deren jeder einen Durchgang bildet, kann man die vier Thore der Stadt ſehen. Die Straßen ſind ungewöhnlich breit und mit einem Trottoir verſehen, auch verhältnißmäßig reinlich. Ausgedehnte Vorſtädte ſchließen ſich der Stadt an, die in einer flachen Gegend liegt. Doch iſt dieſe Gegend ſorgfältig angebaut. Man erblickt zahlreiche einzelne Höfe, von Garten und Kornfeldern umgeben. Aus dem Norderthor führt die große wohlgepflaſterte Landſtraße nach Peking. Tientſin gegenüber jenſeits des Peiho und durch eine Schiffbrücke mit der Stadt verbunden liegt eine ſeltſam ausſehende Anſiedlung: mehrere Reihen kleiner Erdhügel, die zur Salzbereitung nach chineſiſcher Weiſe dienen, und viele Ziegelöfen, was dieſer Gegend ein ſehr ödes Ausſehen verleiht. Die Salzproduction iſt bedeutend, aber auch das einzige einträgliche Geſchäft der ſonſt ſehr armen Stadt. Korn wird nicht mehr gebaut, als der Conſum beträgt; andere Lebensmittel und Lebensbedürfniſſe müſſen eingeführt werden. Die Bevölkerung erſcheint daher außerordentlich dürftig, ſchmutzig und von dem Nothwendigſten entblößt, ein trauriger Anblick für den Europäer. An den Ufern des Fluſſes ſieht man zahlreiche Bettler, welche gierig nach Allem fiſchen, was auf den Schiffen über

Bord geworfen wird und die Fluthen an's Ufer spülen. Ein grober Sack bedeckt ihre Schultern, ein Stück Matte ihre Lenden, viele von ihnen leiden an häßlichen Hautkrankheiten. Der Name von Tientsin, d. h. himmlischer Ort, entspricht nicht den heutigen Verhältnissen. Doch gibt es auch einen wohlhabenden Bürgerstand und die Landbevölkerung der Umgegend ist arbeitsam und bemittelt. Früher soll der Wohlstand größer gewesen sein, auch der Handel lebhafter, besonders fuhren hier viele Reisdschunken aus und ein. Seitdem aber die Gegenkaiserlichen in Nanking die Schifffahrt auf dem Großen Canal nach dem Peiho fast gänzlich abgeschnitten haben, ist der Wohlstand von Tientsin so außerordentlich gesunken. Die Befestigungen der Stadt, welche ehemals erheblich waren, sind gegenwärtig größtentheils zertrümmert.

Von dieser durch ihre Lage als militärische Position wichtigen Stadt aus begann nun der zweite Theil des Feldzuges. Die westmächtlichen Gesandten fanden hier chinesische Commissäre, die sogleich mit ihnen Unterhandlungen anknüpften. Lord Elgin ließ sich darauf ein, aber die Forderungen der Mandarine waren so weitgreifend, und wurden mit solcher Anmaßung vorgebracht, daß der Lord sich genöthigt fand, schon nach acht Tagen allen Verkehr mit den kaiserlichen Bevollmächtigten abzubrechen. Es fragte sich nun, was geschehen solle. Die Reise der Gesandten nach Peking mußte unter allen Umständen durchgesetzt werden. Wie die Verhältnisse waren, konnte dies nur mit Soldaten geschehen, man mußte sich auf bedeutenden Widerstand gefaßt machen. Die Geschwader blieben in Tientsin zurück, auch eine Besatzung ward dort gelassen, mit dem übrigen Heer der Marsch auf der Straße nach Peking angetreten. Am 9. September brach man auf. Man kann sich denken, mit wie großer Verwunderung die Chinesen den kühnen Europäern nachblickten, die es wagten, sich gegen die Residenz des Himmelssohnes in Marsch zu setzen! Die Engländer bildeten die Avantgarde, bei der sich die Oberbefehlshaber und Lord Elgin befanden. Acht Tage lang marschirte man unbelästigt vorwärts. Am 18. September zeigte sich ein ansehnliches tatarisches Reitergeschwader, welches auf 25,000 Mann geschätzt wurde, in der Nähe von Tschungkiowan. Zahlreiche chinesische Artillerie begleitete die Reiter. Ein Treffen war unvermeidlich. Es scheint nicht, nach den vorliegenden Berichten, als wenn es mit sonderlicher Taktik ausgeführt wurde. Namentlich fehlte es bei den vorgenommenen Recognoscirungen an der nöthigen Besonnenheit und Vorsicht. Mehrere Engländer wagten sich zu weit vor und daher kam es, daß der Consul Parker, Herr Bowley, der Correspondent der Times, Normann, der Secretär Lord Elgin's u. A. m. von den Chinesen gefangen genommen wurden. Aber das Treffen selbst war siegreich, die Tataren wurden völlig zersprengt, sie verloren 2000 Mann und 50 Kanonen, welche die Engländer erbeuteten. Unaufhaltsam rückte man weiter; nach drei Tagen kam man in die Nähe der nur noch wenige englische Meilen von Peking entfernten Stadt Tangtschau. Hier standen abermals 30,000 Mann Chinesen schlagfertig. Der entschlossenste Feldherr des Kaisers, der Fürst Sankolinsin, befehligte dieses Corps. Er wollte um jeden Preis die Fremden von Peking fern halten. Der Zusammenstoß war blutig, die Chinesen fochten verzweifelt, aber die Europäer, denen sie an Zahl überlegen waren, behielten durch ihre bessere Bewaffnung und ihre Taktik das Uebergewicht. Sie rückten unmittelbar unter die Mauern von Peking.

Der Kaiser Hiengfong war bei der Nachricht von dem Anmarsch der Fremden nach der Mandschurei entflohen, so eilig, daß er den größten Theil seines Hofhalts im Stich gelassen. Es fehlte später ihm und seiner Umgebung sogar an Winterkleidern, man mußte in der Mandschurei eine eigne Steuer erheben, um die nöthigen Kleidervorräthe anzuschaffen. Dennoch hatte er vor seiner Flucht eine Proclamation an die Bewohner von Peking erlassen, in welche er diese zum äußersten Widerstande aufforderte und einen hohen Preis auf jeden Kopf eines Fremden (50 Lan für den Kopf eines schwarzen Barbaren, Franzosen, und 100 Lan für den eines weißen, Engländers,) aussetzte. Ein gleicher Aufruf war an das Heer und an sämmtliche Behörden ergangen. Allein die Bevölkerung von Peking ward von panischem Schrecken ergriffen, als die Engländer und Franzosen unter den Mauern der Stadt lagerten und von mehreren Thoren Besitz nahmen. Von den chinesischen Behörden dringend aufgefordert, legte sich der russische General

Ignatiew in Peking in's Mittel. Nach einer Berathung mit den höchſten Mandarinen im Hotel der ruſſiſchen Geſandtſchaft, wohin ſich der General mit einer Escorte von 14 Koſaken begeben hatte, bot der Prinz Kung, des Kaiſers Bruder, der in der Stadt die höchſte Stelle bekleidete, Unterhandlungen an. Lord Elgin forderte, ehe er ſich auf etwas einließ, die Auslieferung ſämmtlicher Gefangenen. Dies ward zugeſtanden, konnte aber nicht vollſtändig ausgeführt werden, da manche dieſer Unglücklichen bereits enthauptet, andere der grauſamen Behandlung, die ſie erfahren hatten, erlegen waren. Capitän Brabanzon und der Abbé Luc waren nach der Schlacht am 21. September hingerichtet. Der Conſul Parker hatte ſich durch ſeine Kunde der chineſiſchen Sprache und Verhältniſſe, verbunden mit Entſchloſſenheit und Feſtigkeit, noch das beſte Loos zu bereiten gewußt. Doch hatte man auch ihm und mehreren ſeiner Mitgefangenen die Hände gebunden, wenig Nahrung und einen ſchlechten Kerker zugewieſen, im Allgemeinen ſie aber noch menſchlich behandelt. Weit ſchlimmer war es dem Capitän Anderſon, Herrn Normann und einigen Anderen ergangen. Man ſchleppte ſie nach einem zwei engliſche Meilen von Peking entfernten Orte, band ihnen Hände und Füße und legte ſie auf den Bauch. So ließ man ſie drei Tage liegen und gab ihnen nur wenig Nahrung. Dann warf man ſie auf einen Karren über einander und fuhr mit ihnen eine ganze Nacht durch nach einem entlegenen Fort. Sie waren ihrer ſieben, unter ihnen ein Sergeant von dem Sikhregiment, der die Qualen dieſer Gefangenſchaft überſtand und mittheilte, was er und ſeine Gefährten ausgeſtanden. In dem Fort wurden ſie in Ketten gelegt und in einen ſchlechten Kerker geworfen. Man hatte ſie ſo zuſammengeſchnürt, daß ſie ſich nicht rühren konnten. Nahrung erhielten ſie nur ganz wenig. In dieſem Zuſtande verblieben ſie drei Tage. Capitän Anderſon verlor ſchon am zweiten Tage ſeinen Verſtand, am ſiebenten Tage ſtarb er. Vorher ſchon waren von den Stricken ſeine Finger und Nägel zerſprungen, der Brand trat hinzu, die Knochen ſteckten zum Fleiſch heraus, er litt unſägliche Schmerzen. Es erzeugten ſich Würmer, welche ſich in ſeine Wunden hineinfraßen. Seinen Leichnam ließ man drei Tage lang unbeerdigt liegen. Auch Herr Normann kam bei dieſen Martern um's Leben. Erſt nach dem Tode des Capitäns Anderſon löſte man den noch Lebenden die Stricke, gab ihnen beſſere und reichlichere Nahrung und verfuhr mit ihnen glimpflicher.

Dieſe Nachrichten über ſolche Mißhandlungen, welche die Chineſen an Wehrloſen verübt hatten und welche Lord Elgin zum Theil ſchon bald erfuhr, bewogen ihn, mit den Oberbefehlshabern ſich zu berathen, was geſchehen könne, um ein Exempel zu ſtatuiren, aus welchem hervorgehe, daß man dergleichen Schändlichkeiten nicht ungeſtraft laſſe. Man hätte Peking einnehmen und längere Zeit beſetzt halten können, denn eine militäriſche Beſatzung fand man dort nicht. Aber man traute doch den Bewohnern nicht, welche augenblicklich nur durch die Furcht in Schranken gehalten wurden. Die Verwüſtung eines Theils der Stadt würde vielen unſchuldigen Bewohnern Leben und Eigenthum geraubt haben. Auch davon ſah man ab. Dagegen beſchloß man, den vor der Stadt gelegenen Sommerpalaſt des Kaiſers, in welchem die meiſten Gefangenen zuerſt gemißhandelt worden waren, zu zerſtören. Dies ſchien ſich darum am meiſten zu empfehlen, weil dadurch auch der Beweis geführt wurde, daß man nicht mit dem Volk, ſondern nur mit dem wortbrüchigen Kaiſer Krieg führe. Dieſer fünf engliſche Meilen nordweſtlich von Peking gelegene Palaſt Yuenmin-Yuen war ein weitläufiges Prachtgebäude, in welchem ungeheure Schätze aufgehäuft lagen. Es iſt zu bedauern, daß auf eine noch unerklärbare Weiſe eine Abtheilung Franzoſen am 7. October auf eigne Hand die Zerſtörung begann und ſie mit dem äußerſten Vandalismus durchführte. Deshalb konnte von der ungeheuren Menge von Koſtbarkeiten und Kunſtſchätzen, von werthvollen Stoffen u. dgl. m. nur Weniges gerettet werden. Jene Franzoſen drangen nämlich mit Stöcken bewaffnet in den Palaſt ein und zerſchlugen Alles, Spiegel, Schirme, künſtliches Gitterwerk, Zierrathen von Jaspis, Uhren, Glocken, Gefäße u. ſ. w. Die enormen Vorräthe von Kleidungsſtücken, koſtbare reich mit Gold geſtickte Gewänder des Kaiſers, Fächer, Kopfputz, Stiefeln, Alles ward zerriſſen, zerſchnitten, vernichtet. Von Seidenzeugen fand man 70- bis 80,000 Stück; auch dies ward zerſtört, obwohl jedes der Stücke in Canton 20 bis 30 Dollars werth geweſen wäre. Nur die Vorräthe von Gold- und

Silberbarren gelang es zu retten. In einem der Staatsgemächer fand man mitten unter zertrümmerten Gegenständen das chinesische Original des Tientsinvertrages mit der Unterschrift Lord Elgin's. Es war in chinesischer und englischer Sprache geschrieben und letztere zog die Augen eines Soldaten auf sich, der es mit sich nahm. Als Lord Elgin und Sir Hope Grant sich in dem Palast einfanden, war die Zerstörung bereits geschehen, die leichten Möbel weggetragen, nur die schwereren zurückgelassen. Aber selbst in diesem Zustande der Verwüstung erkannte man doch noch die Pracht und den Reichthum der Architektur. Der Eingang zur kaiserlichen Empfangshalle war mit Marmor gepflastert, die Wände und Decken himmelblau und scharlach mit Gold im reichsten Stil gemalt. Der kaiserliche Thron war aus dem schönsten dunklen Holz geschnitzt, die kostbare Polsterung mit goldenen Drachen verziert. Ueber dem Throne fand sich eine Krücke aus massivem Golde. In den inneren Gemächern des Palastes befanden sich die Geschenke fremder Potentaten, Sevresgeschirr aus Ludwig's XIV. Zeiten, ein Staatsschwert mit dem englischen Wappen, von hohem Alter, reich mit Edelsteinen besetzt. Manche Bücher und Handschriften von großem Werthe wurden gefunden und für das britische Museum mitgenommen. Die zurückgelassenen Hofbedienten des Kaisers hatten bei der Annäherung der Franzosen das Weite gesucht, nur eine Anzahl kleiner japanesischer Hunde schien sich von den gewohnten Räumen nicht haben trennen können; sie liefen traurig und wimmernd von einem Gemach zum andern. Das Gebäude ward, nachdem man Alles herausgeschleppt hatte, angezündet und dem Erdboden gleich gemacht.

Dies Ereigniß wirkte vortheilhaft auf den Gang der Friedensunterhandlungen und auf die Aufnahme, welche den fremden Truppen von den Bewohnern der Vorstädte und Umgebung von Peking, unter denen sie campirten, zu Theil wurde. Der Prinz Kung hatte das Gerücht ausstreuen lassen, die Fremden fürchteten sich vor den Pekingern, deshalb getrauten sie sich nicht die Stadt zu besetzen, sie befänden sich überhaupt in der größten Verlegenheit und würden bald abzuziehen genöthigt sein, dann sei es ein Leichtes sie aufzureiben. Nachdem nun aber der prachtvolle Sommerpalast des Kaisers niedergebrannt worden war, ohne daß Prinz Kung auch nur einen Finger gerührt hatte, dies zu verhindern, lag die Ueberlegenheit der Fremden klar zu Tage. Dennoch erwies sich der Prinz bei allen Verhandlungen mit den Gesandten trotzig und hochfahrend, obwohl seine Mandarine ihn beschworen, so viel als möglich nachzugeben. Erst als Lord Elgin drohte, er werde auch den in Peking selbst gelegenen Palast des Kaisers in einen Schutthaufen verwandeln, schien er geneigter, Einräumungen zu machen, die dann zum förmlichen Abschluß eines Vertrages führten. Nach den errungenen Siegen hielten es die westmächtlichen Gesandten für angemessen, einen ganz neuen Vertrag abzuschließen, in welchen die Bestimmungen des Tientsinvertrages aufgenommen, dann aber noch mehrere andere, darüber hinausgehende Forderungen gemacht und zugestanden wurden.

Bei dieser Gelegenheit lernten die Europäer auch die vielgepriesene Residenz des chinesischen Kaisers kennen, in welche einzutreten Jedem nach Unterzeichnung des Friedens gestattet wurde. Wie sehr fanden sie sich aber in ihren Erwartungen von der Pracht und dem Reichthum der Capitale des Reichs der Mitte getäuscht! Peking erschien ihnen so armselig, wie nur irgend eine Stadt in der Welt aussehen kann. Es liegt in einer flachen, vorherrschend sumpfigen Gegend. Die Straßen sind meistens breit, mitunter auch belebt, aber äußerst schmutzig; ein erhöhter Fahrweg befindet sich in der Mitte, Cloaken und Buden zu beiden Seiten. Die Häuser haben nur ein Stockwerk, keine Fenster, das Licht kommt durch die Hausthüren, die man gegen Wind und Staub mit einem Vorhang verschließt. Bei jedem Hause befindet sich ein Garten. Die zahlreiche Bevölkerung wohnt sehr enge auf einander. Einen großen Raum im Innern der Stadt nehmen die Paläste des Kaisers und der Prinzen mit ihren ausgedehnten Parks ein. Diese sind nach chinesischer Art Prachtgebäude, besonders der kaiserliche Winterpalast, den die Fremden nicht betreten durften. Aber im Innern mehrerer dieser Paläste sah es wüste aus. Auf dem Fußboden lag der Unrath einige Zoll hoch, an den Decken hingen zahllose Fledermäuse. Die Gärten waren theilweise verwildert. Eine 62 Fuß hohe Mauer mit vielen Thürmen umgibt die Stadt; sie ist ein bewundernswürdiges Bauwerk, ihre Armirung aber nur

Täuschung, man sieht zwar viele Schießscharten, aber meistens nur gemalte Kanonen. Außer den erwähnten Palästen ist der Tempel des Himmels, im Mittelpunkte der Stadt gelegen, ein ansehnliches Gebäude. Es wird von stattlichen Alleen umgeben. In den großen Hofraum führen Portale aus Marmor gebaut. Hier erhebt sich eine Plattform, zu welcher Stufen von allen Seiten hinaufreichen, und auf dieser steht der Tempel selbst. Er hat drei Stockwerke und ist 150 Fuß hoch. Die architektonischen Verhältnisse dieser Stockwerke sind höchst ansprechend, die Verzierungen reich und mannigfaltig. Das Innere bildet ein regelmäßiges Achteck von 60 Fuß Durchmesser in dem unteren Theile. Acht schlanke Pfeiler tragen die Decke dieses Saales, dessen Wände mit Email und Gold ausgelegt sind und in welchem ein Altar steht, nebst einigen Sitzen für die kaiserliche Familie, die hier ihre Andacht verrichtet. Das Licht kommt durch oben angebrachte, von außen kaum wahrnehmbare Fenster. In dem Park, der den Tempel umgibt, vollzieht der Kaiser einmal in jedem Jahre die bekannte Ceremonie des Pflügens und Säens.

Nach wiederholten Conferenzen kam es endlich, wie erwähnt, zum Abschluß eines Friedens, bei dem man sich nur wundern muß, daß die Forderungen der westmächtlichen Gesandten so gemäßigt ausfielen. Natürlich wurden alle im Tientsinvertrage getroffenen Vereinbarungen festgehalten und in den neuen Pekinger Vertrag aufgenommen. Dann mußte in diesem der Kaiser ausdrücklich sein Bedauern über die kriegerischen Ereignisse vor den Takuforts aussprechen, welche die Niederlage der fremden Truppen herbeigeführt hatten. Die Bestimmung, daß ein englischer und ein französischer Gesandter in Peking wohnen solle, ward wiederholt. England wurde eine Kriegsentschädigung, zahlbar in gewissen Terminen, zum Belauf von 16 Millionen Thalern bewilligt; Frankreich eine ähnliche Summe. Ueberdies sollte an Frankreich aller Grund und Boden (Kirchhöfe, Kirchen und andere Localitäten), der jemals sich im Besitz der römischkatholischen Missionen in China befunden habe, unentgeldlich zurückgegeben werden — eine Stipulation von großer Tragweite und Bedeutung. Ferner verpflichtete sich die chinesische Regierung zur Aufhebung des Verbots der Auswanderung, was für England von großer Wichtigkeit ist, seitdem die britische Regierung, um dem abscheulichen Kuliehandel entgegenzuwirken, die Uebersiedelung von Chinesen nach Britisch Guiana selbst in die Hand genommen hat. Die Hongkong gegenüberliegende Halbinsel Kaulun wird den Engländern abgetreten, welche hier, wo das Klima gesünder ist als auf Hongkong, Casernen zu bauen beabsichtigen. Dagegen sollen die Engländer die Insel Tschusan räumen. Endlich verpflichtete sich die chinesische Regierung, diesen Vertrag in ganz China officiell zu proclamiren.

Ende October fand die feierliche Unterzeichnung des Vertrages Statt, des mit England abgeschlossenen zuerst. Es geschah dies in Peking selbst, im Palast des Prinzen Kung. Dorthin begab sich Lord Elgin mit großem militärischen Gefolge. Eine Escorte hoher Mandarinen und tatarischer Reiter empfing ihn an den Thoren Pekings. Die britischen Truppen bildeten Spalier in den Straßen, durch welche sich der Zug bewegte. Der Lord benahm sich wegen der zwischen ihm und dem Prinzen Kung vorgekommenen Differenzen stramm und kühl. Der anmaßende Prinz fühlte sich gleicherweise zu einem ähnlichen Benehmen aufgefordert. Die Zusammenkunft war daher von kurzer Dauer. Nachdem unter Beobachtung aller Formalitäten zuerst die Auswechslung der Ratificationen des Tientsinvertrags stattgefunden hatte, darnach die Unterzeichnung des Pekinger Vertrags vollzogen war, erhob sich Lord Elgin wieder, lehnte die Annahme von Erfrischungen ab und begab sich mit seiner Suite in das britische Lager zurück. Tags darauf erschien Baron Gros im Palast des Prinzen. Dieser hatte dem französischen Gesandten ein berittenes, aus 15 Personen bestehendes Mandarinencorps entgegengesandt. An der Thür seines Palastes empfing er ihn selbst, nahm ihn an der Hand und geleitete ihn in das Staatsgemach. Hier wurden die Actenstücke in 4 chinesischen und 4 französischen Exemplaren unterzeichnet, dann ein Frühstück eingenommen und eine vertrauliche Unterhaltung gepflogen. Mit besonderer Freundlichkeit und unter herzlichem Händedruck nahm man dann von einander Abschied.

Bald hernach erschien der Prinz im britischen Lager, dem Lord Elgin einen Staatsbesuch abzustatten. Eine große Anzahl der angesehensten Mandarinen, die meisten durch Pockenmarken entstellt, bildete sein Gefolge.

Bei dieser Gelegenheit schien die Erinnerung an die früheren Reibungen verwischt zu sein. Der Prinz Kung benahm sich höflich und zutraulich. Die Unterhaltung währte zwei volle Stunden und war in vieler Hinsicht merkwürdig. Unter Anderem erkundigte sich der Prinz nach dem Verhältniß Indiens zur britischen Krone, und gestand, daß er erst seit einem Jahre wisse, daß Ostindien eine Besitzung Großbritanniens sei; bis dahin habe man allgemein in China geglaubt, England sei nur eine kleine Insel und so dicht bevölkert, daß eine große Anzahl britischer Unterthanen Jahr aus Jahr ein auf Schiffen leben müsse. Auch im französischen Lager machte der Prinz einen Besuch. Am 7. November ward ihm Mr. Bruce als der zukünftige Vertreter Englands in Peking vorgestellt, der indessen während des Winters noch seinen Wohnsitz in Tientsin nehmen würde, bis seine Residenz in Peking vollständig eingerichtet wäre. Somit war der Zweck des Feldzuges erreicht. Fast mochte es als ein Wunder erscheinen; eine verhältnißmäßig kleine Schaar hatte in wenig Wochen auf fremdem Boden einem weit überlegenen Heer Stand gehalten, es besiegt und das chinesische Gouvernement, vielleicht das halsstarrigste auf Erden, zur unweigerlichen Annahme aller ihm vorgelegten Bedingungen genöthigt. Unter diesen fand sich kaum eine, welche nach chinesischer Ansicht für China vortheilhaft war, vielmehr mußten alle, von den in dem Tientsinvertrage zugestandenen Eröffnungen der Häfen am Jangtsekiang und an den Küsten an bis zu den im Pekinger Vertrage bewilligten, sehr erheblichen Geldentschädigungen, durchaus ungünstig erscheinen. Das Cabinet des Mandschukaisers gab damit die durch vielhundertjährige Uebung heilig gewordenen politischen Grundsätze völlig auf und brachte Land und Leute in Abhängigkeit vom Auslande. Aber die Rathlosigkeit und Feigheit der obersten Beamten des Kaisers war überdies nur allzusehr an's Licht getreten. Nun mußten sie noch gar den für sie schimpflichen Friedensvertrag veröffentlichen. Es geschah dies noch unter den Augen der Sieger. Mehrere Abdrücke wurden in Peking an den Straßenecken angeschlagen. Staunend las sie die Menge und wunderte sich — nur in China ist das möglich — über die Herablassung des Kaisers. Ein später erschienenes kaiserliches Decret lautete ganz naiv: „Der Prinz Kung Y) Sin hat uns von dem Austausch der Ratificationen des Vertrags in Kenntniß gesetzt. Es scheint, daß der Prinz am 24. und 25. October mit den Engländern und Franzosen die Verträge von 1858 ausgetauscht und neue Conventionen abgeschlossen hat. — (Daß dies in Peking und in Folge welcher Ereignisse es geschehen — davon kein Wort.) — Deshalb bestätigen wir alle Artikel dieser Verträge und Conventionen und sprechen den Wunsch aus, daß der Friede lange dauern möge. Jetzt muß man die Waffen niederlegen und nur an die Befestigung des Friedens denken. — (Dies klingt doch, als seien die kaiserlichen Waffen siegreich gewesen!) — Der gute Glaube und ein gegenseitiges Vertrauen sollen die Grundlage einer beiderseitigen Freundschaft bilden, welche alle Zweifel und jeden Verdacht ausschließen wird. Was die Ausführung der Verträge betrifft, so gebe man den Vicekönigen, Gouverneuren und anderen hohen Beamten der Provinzen umfassende Instructionen, damit sie alle dem Beschlossenen nachkommen."

Die alliirten Truppen, nebst den Gesandten der Westmächte, kehrten nach Tientsin zurück. Hier schiffte man sich zunächst nach Schanghai, dann weiter nach Hongkong ein. Lord Elgin begab sich von Schanghai, wo er am 4. December eintraf, nach Japan; Sir Hope Grant fuhr den Jangtsekiang hinauf, die zur Eröffnung bestimmten Häfen zu untersuchen. Eine Besatzung von 2500 britischen Truppen und eben so vielen französischen blieb in Tientsin zurück, wo die zugestandenen Kriegsentschädigungsgelder entgegengenommen werden sollten. Diese Garnison hat dort einen harten Winter ausgestanden. Die Kälte war so heftig, daß der Peiho gänzlich zufror und die ganze Küste des Meerbusens von Petschili durch große Eismassen unzugänglich ward. Man hegte anfangs Besorgnisse für die Garnison. Wie leicht hätte sie von überlegenen tatarischen Horden aufgerieben werden können! Es ist aber nicht geschehen, man hat sie fortwährend wohlwollend behandelt. Die Chinesen haben sich außerdem als pünktliche Zahler bewiesen und bis jetzt die fälligen Termine genau innegehalten. Wie weit sie die übrigen Vertragsbestimmungen ausführen werden, ist abzuwarten. Indessen steht zu hoffen, daß man von jetzt an aufmerksamer als bisher auf Alles sein wird, was etwa

chinesischerseits gegen den Vertrag unternommen werden sollte. Die Gesandten in Peking werden eine schwierige Stellung haben. Zur Erleichterung des amtlichen Verkehrs mit ihnen hat das kaiserliche Gouvernement vor Kurzem ein besonderes Ministerium des Auswärtigen errichtet. Es wird die Aufgabe der fremden Gesandten sein, sich mit diesem über alle Vorfälle zu benehmen, und mit den fremden Consuln in beständigem Verkehr zu bleiben. China ist in der That offen — das ist der augenblickliche günstige Erfolg dieses letzten Krieges. Ungehindert kann jeder Fremde reisen, wohin er will, die chinesischen Behörden müssen ihn in jeder Weise unterstützen. Eine Anzahl der besten Häfen ist für den allgemeinen Handelsverkehr zugänglich und kein Unterthan des Kaisers kann wegen seiner Beziehung zu den Fremden, nicht einmal mehr wegen seines Uebertritts zum Christenthum, bestraft werden. Aber auch England und Frankreich werden ihre Staatsangehörigen in China überwachen müssen. Lord Elgin hat kürzlich bei Gelegenheit eines Festmahls in London erklärt, daß es unter den Engländern in China auch nichtsnutzige Menschen und Raufbolde gäbe, die dem britischen Namen Schande machten. Es gibt unter ihnen auch solche, die sich nicht scheuen, sich durch den verwerflichen Schmuggelhandel zu bereichern. Die britische Regierung wird vor allen Dingen ihr Augenmerk darauf zu richten haben, daß kein Chinese übervortheilt, kein Landesgesetz in China von einem Engländer übertreten werde. Frankreich wird eine gleiche Aufsicht auf die Franzosen, die dort sich aufhalten, zu führen haben. Geschieht das, so werden sich auch in Zukunft die getroffenen Vereinbarungen segensreich erweisen und die durch den Krieg geschlagenen Wunden heilen. Das gegenseitige Vertrauen wird zunehmen und die Ueberlegenheit abendländischer Cultur wird über das in Formen erstarrte chinesische Culturleben den Sieg davontragen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist der chinesische Krieg von 1860 eins der größten weltgeschichtlichen Ereignisse, vor dessen tief eingreifender Bedeutung die ungeheuren Anstrengungen, die für denselben gemacht werden mußten, verschwinden und für dessen siegreiche Durchführung die sämmtlichen civilisirten Nationen der Erde den Westmächten zu Dank verpflichtet sind.

Das heutige Wien.

Das Bedürfniß, dieser gewaltige Hebel der Gesellschaftsmaschine, gestaltet unausgesetzt und verändert die Form der Städte wie der Staaten.

Im Mittelalter, das ist vom Ende des achten bis zum Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts — von Karl dem Großen bis zur Entdeckung Amerika's — fühlte die sich allmälig heranbildende Gesellschaft, das Bürgerthum, kein dringenderes Bedürfniß, als die Sicherung der Existenz, des Besitzes, wie selbst des Lebens gegenüber der gesetzlosen Macht des in Felsenschlössern horstenden Raubritterthums: die von der Gewaltthätigkeit desselben unablässig bedrohten Gewerks- und Kaufleute schlossen sich eng an einander, bauten ihre Wohnungen möglichst dicht zusammen und umgaben sie mit Mauern und Gräben; wobei sie natürlich weit mehr vom Sinn für das Praktische als für das Schöne sich leiten und auf diese Weise Städte entstehen ließen, deren wunderliche Formen wir noch heute da und dort zu betrachten Gelegenheit haben.

Dies ist der Fall auch bei Wien, dessen Gründung zwar in die Römerzeit zurück datirt, das aber, als Stadt, erst unter den Babenbergern im zehnten Jahrhundert sich geltend machte. Noch immer hat Wien — die innere Stadt — den mittelalterlichen Typus; noch erblickt man, abgesehen selbst von den meist unregelmäßigen, krummen und engen Straßen, viele Häuser mit hohen Giebelfronten, spitzbögigen Thoren und Erkern; im Gegensatz zu den vierunddreißig Vorstädten, von denen die meisten in neuerer Zeit entstanden und modernes Gepräge haben; sie weisen sich als planmäßig angelegt mit rechtwinkligen Straßen und heitern Plätzen, geschmückt mit Gärten.

Der Zeitraum einer Generation — dreißig Jahre — reichte hin, die Haupt- und Residenzstadt Oesterreichs auch ihrer Form nach sowie durch den Anwuchs der Bevölkerung zu einer Großstadt zu gestalten.

Noch im Jahre 1830 zählte Wien nicht über 300,000 Seelen, also etwa die Hälfte von heute, und seit zwei Jahrzehnten erst entfaltete sich, was man den Anfang von Neu-Wien nennen könnte: es wurden in der

innern Stadt Plätze erweitert, hemmende Häusermassen abgetragen, geschmackvolle Neubauten aufgeführt, während in den Vorstädten, besonders im Süden und Westen, viele schöne Straßen entstanden und selbst die um die Barriere (Linie) sich hinziehenden Vororte ein städtisches Ansehen gewannen.

In diesem Zeitraume von dreißig Jahren hat sich die Wiener Baukunst sowohl durch bürgerliche als auch Staats-, Luxus- und Monumentalbauten lobenswerth und theilweise selbst rühmlich bethätigt; letzteres besonders durch das Riesenwerk des von 1849 bis 1855 vor der Favoritenlinie erbauten neuen Arsenals, das man ein militärisches Escurial nennen könnte.

Es erhoben sich in rascher Folge Paläste und palastähnliche Gebäude für Private wie für öffentliche Zwecke: die großartige Irrenheilanstalt, das Karltheater, mehrere Schulen, wie zum Beispiel die große Realschule auf der Wieden, das städtische Bürgerversorgungshaus, die Synagoge in der Leopoldstadt, die geschmackvollen und großen Galvagni- und Liebighäuser und noch viele andere, besonders in dem bereits „Neu-Wien" genannten Bereiche am Glacis der Alservorstadt, mit dem prachtvollen Palaste des Grafen Schlick. Auf demselben Glacis erhebt sich nun auch schon die Votivkirche, deren in der Bauhütte aufgestelltes Modell die Bewunderung des Profanen wie des Kunsteingeweihten erregt; das Werk Ferstel's, welchem noch jugendlichen Architekten Wien jetzt auch seinen schönsten bürgerlichen Bau, das neue Bank- und Börsengebäude, verdankt; ein Bauwerk, dessen innere und äußere Form zu dem Reinsten und Geschmackvollsten gehört, was moderne Architektonik und Ornamentik hervorgebracht.

Zu den Schattenseiten Wiens in baulicher Beziehung gehören die Brücken. Der Eindruck, welchen die Holzbrücken über den mächtigen Donaustrom zwischen Floridsdorf und der Taborlinie auf alle zum erstenmal in dieser (nördlichen) Richtung nach Wien kommenden Fremden machen, ist ein unangenehmer, der sich noch mehrt, wenn man die über den Donaucanal geführte, die Insel Leopoldstadt mit der innern Stadt verbindende Ferdinandsbrücke passirt, deren Holzbögen auf einem Quaderpfeiler ruhen.

Die gleichfalls hölzerne Neubrücke ruht auf Holzjochen. Zwischen dieser und der Ferdinandsbrücke dient ein Kettensteg zur Verbindung; unterhalb der letztern spannen sich die Franz- und Sophienbrücke (Kettenbrücken) über den Donaucanal, beide für Fuhrwerk praktikabel. Daß es den Wiener Ingenieuren und Architekten nicht an exacter Kenntniß und Geschmack fehlt, beweisen die in jüngster Zeit hier über die Wien gezogenen soliden und wirklich schönen Elisabeth- und Radetzkybrücken aus Quadern; es mangelt eben nur an Impuls, der von oben ausgehen muß.

Doch ist auch der Donaucanal nun durch ein interessantes Bauobject geschmückt, das zugleich als ein Werk des Bedürfnisses erscheint. Es wurde nämlich zur Vereinigung der zwei großen Eisenbahntracen, welche die österreichische Monarchie von Norden nach Süden durchschneiden, die Ausführung einer Verbindungsbahn und dadurch eine Ueberbrückung des Donaucanales nothwendig. Es gelang dem Leiter dieses Wasserbauwerkes, dem k. k. Oberinspector Schnirger, eine Construction zu finden, welche Solidität und Billigkeit in sich vereinigt. Es mußte so gebaut werden, daß die außerordentliche Belastung durch Eisenbahnzüge dem Werke nicht schadete; der Erfolg war vollständig. Die Spannung dieser Kettenbrücke über dem Flußbeet beträgt zweiundvierzig Klafter zwischen beiden Kettentragpfeilern. Die über diese ebenso gefällig aussehende als solide Brücke führende Verbindungsbahn bildet jetzt zugleich ein Portal zum Prater mittelst dreier zwischen Quaderpfeilern angebrachter Portiken aus Guß- und Schmiedeisen, und es macht einen ganz eigenen Eindruck, den Lasttrain mit den brausenden Locomotiven über die durch die Eisenhallen passirenden zahlreichen Equipagen, Reiter und Fußgänger hinrollen zu sehen.

Rings um die innere Stadt, nämlich auf dem weiten zwischen ihr und den Vorstädten sich hindehnenden Glacis, dessen viele Rasenplätze und langen mit Asphalt gepflasterten und mittelst Gas erleuchteten Alleen den Bewohnern Wiens, besonders aus den untern Schichten der Gesellschaft, vor Allen den Kindern zur Erholung und Belustigung dienten, zeigen sich nun schon die Wirkungen der kaiserlichen Entschließung vom Jahre 1858, welcher zufolge die Ringmauern und Festungswerke abgetragen, die Wallgräben ausgefüllt und selbst die Verzehrungssteuerlinien zwischen den Vorstädten und den durch Neubauten immer näherrückenden Vororten weiter

hinausgeſchoben werden; ſo daß nach dem gegebenen Stadterweiterungs- und Verſchönerungsplane nicht allein die innere Stadt durch Ueberbauung der Wallgräben, ſowie des Raumes, den bisher die Feſtungswerke und die Glacisgründe eingenommen, mehr denn 100,000 Quadratklafter zu Bauplätzen gewinnt, ſondern auch die Vorſtädte weitern Raum nach außen erhalten: es erheben ſich bereits da und dort an der breiten, den Pariſer Boulevards entſprechend projectirten Ringſtraße große vielſtöckige Wohngebäude, während an der Demolirung und Nivellirung der Baſteien, Thore und des Bodens rüſtig weitergearbeitet wird; es haben ſich Baugeſellſchaften gebildet, Räume werden angekauft oder auch von der Regierung dieſem oder jenem Vereine zur Aufführung eines zweckmäßigen Gebäudes unentgeltlich überlaſſen, wie zum Beiſpiel dem der Muſikfreunde und dem der bildenden Künſtler.

Gleichwie nun auf dieſe Weiſe die Phyſiognomie der Reichshauptſtadt ſich allmälig verändert, ebenſo nimmt der Verkehr mit jedem Jahre zu und er iſt heute ſchon ein ſo lebhafter, daß die Stadterweiterung als dringendes Bedürfniß erſcheint.

Wien, als Knotenpunkt der drei großen, die Monarchie durchſchneidenden Schienenſtraßen — der Nord-, Süd- und Weſtbahn mit den öſtlichen Zweigbahnen — ſieht ſo zu ſagen mit jedem Tage ſeine Verkehrsmittel anwachſen, ohne daß dieſelben dem ungeheuren Bedarfe noch völlig entſprechen: über 300 Omnibus, welche aus dem Innern der Stadt zu den Bahnhöfen, an die Linien und über dieſe hinaus in die Umgebungen fahren, an 100 Stadtlohnkutſcher, etwa 800 Fiaker, eine Menge Stell- und Zeiſelwagen und Comfortables genügen nicht den täglich ſich mehrenden Anforderungen; eben ſo wenig als die auf der Donau von Linz über Wien nach Peſt verkehrenden Dampfſchiffe mit ihren gewaltigen Remorqueurs.

Dieſer außerordentliche Verkehr datirt hauptſächlich von dem Umſchwunge, welchen die Induſtrie und der Handel Oeſterreichs in Folge der durchgreifenden Aenderungen des Zolltarifs, der techniſchen Fortſchritte, ſowie der erweiterten Eiſenbahnverbindungen ſeit zehn Jahren (1851) in faſt allen Zweigen genommen haben; von noch größerer Wichtigkeit als der ungemein ſtarke innere Handel erweiſt ſich der Durchfuhrhandel, dies beſonders für Wien ſelbſt, als den Haupttranſitopunkt, gegenüber dem Orient, der Türkei mit ihren Schutzſtaaten, Griechenland und den joniſchen Inſeln, während großer Abſatz öſterreichiſcher Producte außerdem nach Deutſchland, Rußland, Italien, der Schweiz, nach Frankreich und den Niederlanden, Großbritannien, Nordafrika und Nordamerika von hier aus geleitet wird.

Wie für den Handel, bietet Wien auch für die Induſtrie des Kaiſerſtaates Centraliſation. So ſind hier die bedeutendſten großartigſten Fabriken aus allen Kronländern durch Niederlagen oder Agenten vertreten, während die Wiener Fabrikanten ſelbſt ihre beſondern Etabliſſements beſitzen oder auch ohne ſolche, gleich von Haus aus, Verbindung mit den Provinzen auf Beſtellung oder mit den hieſigen Kaufleuten zur unmittelbaren Abnahme unterhalten. Die Schalweberei allein wird in Wien von mehr als zwölf größern Etabliſſements betrieben, die bei 2000 Arbeiter beſchäftigen. An Webergewerben überhaupt finden ſich hier an 600, welche zuſammen etwa 5000 Perſonen thätig machen. In ſämmtlichen Wiener Baumwoll- und Schafwollwebereien ſind gegen 3000 Webſtühle im Gange. Die Druckwaarenfabrication zeigt ſich gleich bedeutend; der engliſchen und franzöſiſchen nachſtehend, übertrifft ſie doch die der Zollvereinsſtaaten. Die Erzeugung von Gold- und Silberwaaren iſt in Wien von großem Belang. Es werden hier jährlich — nach zehnjährigem Durchſchnitt — Goldwaaren im Werthe von 4,000,000 Gulden und Silberwaaren im Werthe von 1,000,000 Gulden verfertigt, wobei jedoch der Werth der Edelſteine nicht einbezogen erſcheint. Der Wiener Wagenbau befindet ſich bezüglich der Solidität und des Geſchmacks in erfreulichem Fortſchritte; der Export iſt ſchwunghaft. Im Ganzen werden hier jährlich bei 2000 Wagen gebaut; ein Hauptabſatzweg iſt dafür nach den Donaufürſtenthümern. Die Clavierfabrication erfreut ſich durch die trefflichen Leiſtungen eines Streicher, Böſendorfer, Ehrhart ſowie mehrerer Anderer eines großen Rufes. — Mehr oder weniger bedeutend ſind in Wien faſt alle Zweige der Induſtrie vertreten, und die Weltausſtellungen haben vielen derſelben verdiente Anerkennung zu Theil werden laſſen.

Der Luxus von Wien ſteigert ſich von

Jahr zu Jahr in faſt bedenkenerregender Weiſe; nicht ſo intenſiv wie noch etwa vor dreißig Jahren, erſcheint er um ſo extenſiver, beſonders nach der Bewegungsepoche von 1848, durch welche bekanntlich eine Nivellirung der Stände hervorgerufen wurde, die von Selbſtbeherrſchung und Einſchränkung nichts wiſſen will. Glücklicherweiſe hält mit der Steigerung des Luxus die Läuterung des Geſchmacks ziemlich gleichen Schritt; dies ſowohl in der Bekleidung der Perſonen wie in der Einrichtung des Hausweſens, in den Auslagen der Kaufleute und in den öffentlichen Localen, wie Kaffee- und Gaſthäuſer.

Eine große und glückliche Umwandlung der materiellen Verhältniſſe brachte der, wie überall, ſo auch in Wien ſich geltendmachende Geiſt der Aſſociation neuerer Zeit hervor; er bethätigt ſich durch Inſtitute für Credit, Verkehr, Production und Induſtrie, dann durch Anſtalten und Vereine für Verſorgung, Wohlthätigkeit und Humanität. Mit dieſer materiellen Aſſociation in regem Wetteifer erſcheint die geiſtige; Wien zählt an dreißig Vereine für Wiſſenſchaft, Kunſt und allgemeine Bildung; hierzu nicht gerechnet die öffentlichen Bildungsanſtalten. Von ſolchen befinden ſich in Wien — die Univerſität (geſtiftet 1365), das fürſtbiſchöfliche Seminar, die Bildungsanſtalt für Weltprieſter, das Pazmaneum (für ungariſche Kleriker), eine proteſtantiſch-theologiſche Lehranſtalt; vier Obergymnaſien, die Polytechnik, drei Ober- und zwei Unterrealſchulen, ſieben Hauptſchulen, viele Pfarrſchulen, Mädchenſchulen, Handelsſchulen ꝛc., Waiſenhaus, Taubſtummen- und Blindeninſtitut, orientaliſche Akademie, Thereſianiſche Akademie, zwei Convicte, zwei Mädchenpenſionate ꝛc.; Akademie der bildenden Künſte, Kriegsſchule, k. k. Equitation, mediciniſch-chirurgiſche Joſefsakademie, Thierarzneiinſtitut ꝛc. Als beſondere wiſſenſchaftliche Anſtalten erſcheinen: die k. k. Akademie der Wiſſenſchaften, die geologiſche Reichsanſtalt, das militäriſch-geographiſche Inſtitut, die Centralcommiſſion für Erforſchung und Erhaltung von Baudenkmalen, und die k. k. Hof- und Staatsdruckerei, welche an 1000 Individuen beſchäftigt. An der Spitze der wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen ſtehen die kaiſerlichen Cabinete und die großartige Hofbibliothek.

Dieſe ſowie die Univerſitätsbibliothek werden von Studirenden und auch von Privaten ſtark frequentirt. In neueſter Zeit verabfolgt man da auch Werke gegen Empfangsbeſtätigung nach außen, doch geht man hierin bei Weitem nicht ſo liberal vor wie in den Bibliotheken Deutſchlands. Der Buch- und Kunſthandel iſt in Wien durch ſechsundbreißig Buchhändler und achtzehn Kunſt- und Muſikalienhändler vertreten. Hierzu ſind noch dreißig Buch- und ſechsundvierzig Steindruckereien zu rechnen. Wenngleich aber ein Fortſchritt im Wiener Buchhandel nicht geleugnet werden kann, ſo iſt er doch nicht blühend zu nennen; eben ſo wenig als der durch Mangel an Kunſtliebe einerſeits und den dadurch bedingten Mangel an tüchtigen, wahrhaft künſtleriſch ſchaffenden Kräften ſtagnirende Kunſt- und Muſikalienhandel, wozu übrigens heute noch die mißlichen Valutaverhältniſſe ſowie andere Hinderniſſe kommen. Bedeutend dagegen iſt der Fortſchritt der militär-kartographiſchen Arbeiten, der die vollſte Anerkennung verdient.

Das geiſtige Leben der Wiener, wie ſehr es ſich gegen die ſogenannte vormärzliche Zeit — alſo innerhalb zweier, dreier Jahrzehnte — auch wirklich geſteigert hat, hält zur Stunde noch nicht gleichen Schritt mit dem der deutſchen Hauptſtädte; dies natürlich im Verhältniß zur Einwohnerzahl genommen, da es in Wien nicht an Männern der höchſten geiſtigen Bildung, ſowie der umfaſſendſten Gelehrſamkeit mangelt; eben ſo wenig fehlt es hier an öffentlichen Behelfen zur Förderung der Intelligenz, wie z. B. an Vorleſungen über verſchiedene Zweige der Wiſſenſchaft, an guten Theatern, von denen das der k. k. Hofburg lange Zeit für das erſte derartige Inſtitut in ganz Deutſchland gehalten wurde, und an Organen für politiſche Bildung, von denen hier nur die bedeutendſten: die „Preſſe“ (mit einer Auflage von beinahe 30,000 Exemplaren), dann die „Oſtdeutſche Poſt,“ „der Wanderer“ und „der Fortſchritt“ genannt ſeien.

Die Leſeluſt zeigt ſich von Tag zu Tag reger, beſonders in Folge der neuen Verfaſſung Oeſterreichs, welche den Kaiſerſtaat dem conſtitutionellen Auslande gleichmacht; im Ganzen jedoch iſt der Wiener kein leidenſchaftlicher Liebhaber des Leſens, obgleich ſich in den erſtern Caſés von Wien Zeitungen und Journale, Wochen- und Monatsſchriften in Hülle und Fülle finden, wie zum Beiſpiel

in denen von Grienſteidel, Schuſter und Heydner, die je über hundert Blätter halten, und auch die Leihbibliotheken in der Stadt wie in den Vorſtädten nicht über Mangel an Kunden zu klagen haben.

Der Hauptgrund der im Ganzen geringern intellectuellen Entwicklung des Wieners im Vergleich zu Deutſchland liegt in ſeinem maßloſen Streben nach Außen, in ſeinem zu lebhaften, mehr italieniſchen als deutſchen Temperamente, das ihn die zur Bildung durch Lectüre nöthige Ruhe und geiſtige Abgeſchloſſenheit nicht leicht finden läßt; öffentliche Leſecabinete, wie ſolche ſelbſt der bewegliche Pariſer hat und liebt, wären in Wien eine Unmöglichkeit.

Daß durch das bis zum Jahre 1848 beſtandene ſtrenge Studienſyſtem, welches gegen die dreiſoche akademiſche Freiheit an den deutſchen Univerſitäten ſcharf abſtach, tüchtige Fachmänner gebildet wurden, läßt ſich nicht in Abrede ſtellen; das Fernhalten aber aller Speculation in Philoſophie, Theologie und Jurisprudenz, ſowie die Vernachläſſigung der Naturwiſſenſchaften und noch andere Uebelſtände mußten, mit alleiniger Ausnahme der Heilkunde, das Weſen des akademiſchen Studiums beeinträchtigen, während das für Gymnaſien und Vorbereitungsſchulen eingehaltene Syſtem womöglich noch geiſthemmender ſich erwies.

Dieſe Uebelſtände für den erſten wie für den höhern und höchſten Unterricht und Geiſtesgang ſind nun ſchon ſeit Jahren faſt ganz gehoben und machen ſich die Wirkungen des neuern, freiern Studienplans und Volksunterrichtes in anerkennenswerther Weiſe geltend; eine Geltung, welcher zunächſt der Lehrerſtand ſelbſt eine edlere, beſſere Exiſtenz zu danken hat.

Am verbreitetſten und zugleich ſtichhaltigſten zeigt ſich die Bildung des Wieners in den mittlern Geſellſchaftſchichten, ſowie in dieſen auch ſeine Sprechweiſe die beſſere iſt. Wie in allen Großſtädten, ſpricht man auch in Wien ſehr ſchlecht und ſehr gut, nämlich bequem und gewählt: bequem in den höchſten Kreiſen, ſehr ſchlecht in den niedern Volksclaſſen der Vorſtädte und Vororte, dagegen gewählt und ſogar ſehr gut, nämlich ohne Dialekt, im höhern Beamten- und Handelsſtande ſowie in den eigentlichen Schichten der Intelligenz. Merkwürdig hierin erſcheint die Verſchiedenheit, mit welcher der Wiener Dialekt in den vierunddreißig Vorſtädten zur Aeußerung kommt, denn er iſt eigentlich in jeder Vorſtadt ein anderer. Noch überraſchender wirkt es auf den Fremden, unter den Wiener Vertretern der höchſten Intelligenz manche zu finden, deren Dialekt dem der unterſten Volksclaſſe ganz gleichkommt, während dieſe Männer, deren Namen als Dichter oder Gelehrte berühmt geworden, im Schreiben die herrlichſten Ideen zu correctem Ausdrucke mit Leichtigkeit bringen.

Von allgemein anerkannten öſterreichiſchen Dichtern leben in Wien: Bauernfeld, Karl Beck, Braunthal, Caſtelli, L. A. Frankl, Grillparzer, Halm (Münch-Bellinghauſen), Levitſchnigg, Moſenthal, Seidl, Vogl, Zedlitz.

Als Senior derſelben erſcheint der volksthümliche greiſe Caſtelli, der bereits achtzig Jahre zählt. Im Alter dieſem zunächſt ſtehen der ſiebzigjährige Zedlitz, berühmt durch ſeine „Todtenkränze,“ und der nur um ein Jahr jüngere Dramatiker Grillparzer, ein Name, der, wie Byron ſagte, ſchwer auszuſprechen iſt, an welchen aber die Welt ſich doch wird gewöhnen müſſen.

Zu den eben genannten in Wien lebenden öſterreichiſchen Dichtern ſind, als daſelbſt nunmehr heimiſch, noch Hebbel und Laube zu zählen, erſterer in Unabhängigkeit lebend, letzterer als artiſtiſcher Director des k. k. Hofburgtheaters, in welcher Eigenſchaft er von der Kritik oft ſehr ſcharf angegriffen wird, während ſie ihm als geiſtreichem Schriftſteller verdiente Anerkennung zollt: Thatſache iſt, daß dieſes Hoftheater aufgehört hat, die Muſterbühne Deutſchlands zu ſein.

Der geiſtige Verkehr unter den Wiener Dichtern iſt ſeit dem Jahre 1848 ein ſehr paſſiver; ſie haben keinen Vereinigungspunkt, jeder von ihnen lebt und ſtrebt ſeinen Neigungen und Ideen nach. Die Geſellſchaft „Aurora,“ welche mehrere Jahre beſtanden und erſt vor Kurzem ſich aufgelöſt hat, bot denſelben einige Vermittlung mit dem Publicum, mit bildenden Künſtlern und mit ihnen ſelbſt; doch ward ſie ein Opfer des Dilettantismus. Eine andere Geſellſchaft, „Grüne Inſel,“ vereinigt zwar auch Dichter und Künſtler, ſtrebt aber mehr Unterhaltung als geiſtigen Verkehr an.

Von den Wiener Künſtlern ſind vor Allen die Plaſtiker Fernkorn und Gaſſer zu nennen. Erſterer hat durch das Erzherzog-Karl-Monument, das, als eine der größten

Zierden Wiens, auf dem großen äußern Burgplatze errichtet worden, sich einen unvergänglichen Namen gemacht; Letzterer, ein gleichfalls genialer Künstler, wird jenem nicht nachstehen.

Im Ganzen geschieht, wie schon gesagt, in Wien verhältnißmäßig nur wenig für die eigentliche Kunst, trotz der permanenten Kunstausstellung, die auch Werke ausländischer Künstler zur Darstellung bringt; es fehlt hier der Impuls von oben: der Hof interessirt sich nicht genügend dafür und die reichsten Magnaten, wie Liechtenstein, Schwarzenberg, Esterhazy und Andere besitzen selbst großartige Gemäldegalerien, Werke aus der Glanzepoche der bildenden Kunst, und thun wenig oder nichts für die Gegenwart und mögliche Zukunft derselben. So kommt es, daß die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien nur ein paar große historische Gemälde von Kraft, im k. k. Invalidenhause, darstellend die Schlachten bei Aspern und bei Leipzig, aufzuweisen hat, während die Franzosen in Versailles ihre ganze vaterländische Geschichte in einer langen Reihe größtentheils meisterhafter Werke der Malerei und Plastik dargestellt sehen.

Von letzterer Kunst finden sich in Wien allerdings einige herrliche Werke, aber es sind Schöpfungen der Vergangenheit oder des Auslandes: der Fremde bewundert da, und mit Recht, das unvergleichliche Christinendenkmal in der Augustinerkirche, dieses in carrarischem Marmor ausgeführte Meisterwerk Canova's, von dem auch der Theseus im Volksgarten, dann die herrlichen Figuren am Neumarktbrunnen, ein Werk Donner's, und die edeln, von Schwanthaler geformten Gestalten am Brunnen der Freiung, sowie noch einige andere plastische Werke; nicht minder anziehend ist das in der Minoritenkirche aufgestellte kolossale Massailbild, getreu nach Leonardo da Vinci's weltberühmtem Abendmahl.

So gering nun die Kunst an sich in Wien vertreten erscheint, so bedeutend zeigt sie sich hier in ihrer Verbindung mit der Industrie, als deren Vermittlerin oder eigentlich Veredlerin sie wirklich höchst Anerkennenswerthes leistet. Nirgend vielleicht wie in Wien hat die Kunst den Realismus der Gegenwart so gewandt erfaßt und dadurch auf den allgemeinen Geschmack so glücklich eingewirkt; dieser veredelt sich, dank der Vermittlung durch die eigentliche Kunst, so zu sagen mit jedem Tage, dies in der Architektonik und Ornamentik der Neubauten, dies in der Form des Hausgeräthes, dies in allen den hundert Dingen des Bedürfnisses wie des Luxus, vom einfachsten, nur wenige Groschen kostenden Gegenstande angefangen bis zur Zeichnung eines Juwelengeschmeides von hohem Werth: man staunt vor den Auslagen auf dem Graben, Kohlmarkt, Stephansplatz und so fort über die täglich sich mehrende Mannigfaltigkeit und bezügliche Schönheit der Fabricate und Manufacte in allen Zweigen der Industrie und deren glänzende Vertretung durch Oesterreich selbst.

Wissen und Können, diese zwei Hauptfactoren des staatlichen Lebens im Allgemeinen, haben auch das Charakteristische von Wien seit einem Decennium bedeutend modificirt, besonders in Bezug auf sein häusliches Leben. Es hat dieses durch den Ernst der Zeitereignisse die angestammte Naivetät und Heiterkeit zwar nicht ganz verloren, aber doch eine wahrnehmbare und erfreuliche Umwandlung erfahren, die indeß weniger eine Wirkung politischer und materieller Einflüsse, als eine moralisch nothwendige Folge gesteigerter Intelligenz und veredelten Geschmacks zu nennen ist. Hierzu kommt noch der so starke Verkehr mit den Fremden und der daraus fließende Gewinnst an neuen Formen. Hat dadurch die frühere, etwas kleinstädtische Geselligkeit sich größtentheils verloren, so ist an ihre Stelle ausgebildetere Gesellschaftlichkeit getreten, wenngleich es bei dem vorherrschenden Triebe des Wieners nach Außen, zum eigentlichen Familienleben wie im größten Theile Deutschlands aber gar in England wohl nie kommen dürfte. So weiß man hier auch das Salonleben nicht gehörig zu würdigen. In jüngster Zeit haben die Herren von Schmerling und von Plener (Staatsminister und Finanzminister) durch Eröffnung ihrer Salons hierzu höhern Impuls gegeben, und es dürfte dies Moment günstig wirken; das Außenleben jedoch geht dem Wiener über Alles.

Wien's öffentliches Leben hat mehr italienischen als deutschen Charakter, und dem Fremden, der zum erstenmal aus Italien nach Wien kommt, erscheint dasselbe wie eine Fortsetzung des Lebens in Mailand, Florenz und Venedig; dies besonders in der warmen Jahreszeit: die hellerleuchteten Cafés mit ihren Zelten und künstlichen, nämlich in Ku-

ſen wurzelnden Hainen von Orangen, Granaten, Myrthen, Oleandern u. ſ. w., mit Hunderten von Herren und Damen, die hier noch in der zwölften Stunde der ſchönen Nacht bei Süßeis koſen; der Strom von Menſchen, der oft noch zur ſelben Stunde aus dem Prater durch die lange, breite Jägerzeile wogt; die Wagen aller Art, von welchen noch eine große Maſſe Ermüdeter oder Bequemer nach allen Richtungen hin ihren Quartieren zugeführt werden; die laute Converſation, das gefällige Sichgehenlaſſen der ſchönen Welt — alles Dies und vieles Andere noch erinnert unwillkürlich an den Süden, an italieniſche Art und Weiſe.

An Sonn- und Feiertagen des Sommers finden in mehr denn hundert Localitäten der Vorſtädte und Vororte muſikaliſche Unterhaltungen und ſelbſt Bälle Statt, während Tauſende über die Linien hinaus ihre Landpartien zu Fuß oder mittelſt der Eiſenbahn machen.

Der erſte Beſuch Wien's iſt den Fremden während der Prateraiſon zu empfehlen, die Mitte März beginnt und mit Ende Mai ihren Abſchluß hat. Da iſt der Prater, dieſer große Luſtwald, eine kleine Welt für ſich, und ein Feuerwerk von Stuwer daſelbſt bietet, im Verein mit allen übrigen Schau- und Beluſtigungsgegenſtänden, ein wahres Volksfeſt, und zwar der überraſchendſten Art, dargeſtellt von oftmals mehr als 50,000 Menſchen, die in Equipagen Anweſenden nicht mit eingerechnet.

Eins der bedeutendſten Lebenselemente des Wieners iſt Muſik. Wien, die vorzugsweiſe muſikaliſche Stadt, bietet hierin wirklich große Genüſſe: die Concerte für Kirchenmuſik, die große Oper, die komiſche Oper, die Kammermuſik, die Productionen der Militärmuſikchöre, die Orcheſter von Strauß und mehrern Andern, ſowie die der Singakademie und der Männergeſangvereine, mit allen den Leiſtungen des wandernden Virtuoſenthums laſſen hier wenig zu wünſchen übrig; aber es gibt auch keinen Ort auf Erden, wo man gleichzeitig durch öffentliche Muſik ſo beläſtigt wird als eben in dem muſikaliſchen Wien, von der Drehorgel in den Häuſern und Durchgängen angefangen bis zu den Gartenconcerten, zwiſchen welchen ſich die vagabonde Muſik aller Orten vernehmen macht.

Mit letzterer Hand in Hand geht in Wien das — in keiner andern Stadt der Welt derartig erſcheinende — Volksſängerweſen, das in Barry's Liederſpielhalle gipfelt und im Volksprater (vulgo Wurſtlprater), wie in vielen kleinen Schenken der Vorſtädte und Vororte und endlich durch wandernde, in den Höfen größerer Häuſer ſpielende und ſingende Harfeniſten auf der niedrigſten Stufe ſteht; Inhalt und Vortrag der da zum Beſten gegebenen Lieder ſind gleich jämmerlich, oft Mitleid, meiſtens aber nur Abſcheu erregend, da ſie alle Schranken des Sittlichen und Schicklichen überſchreiten. Inmitten der Liederſpielhalle, die Beſſeres anſtrebt, und dem Bänkelſängerunweſen ſteht das eigentliche Volksſängerthum, deren Hauptvertreter, Fürſt, Matras und Moſer, mitunter wirklich gute, die Lächerlichkeiten oder ſelbſt wichtigen Ereigniſſe des Tages in kräftigem Volkston faſſende und mit Humor gewürzte Lieder bringen, im Ganzen aber doch ſo derb naiv und ſchlüpfrig ſind, daß ihren Vorträgen in den Gaſthäuſern der Vorſtädte anſtändige Frauen nicht wohl beiwohnen können, wie wenig auch ſonſt Prüderie zu den Fehlern der Wienerinnen zu zählen iſt.

Als ganz originell erſcheint das Leben der Wiener in den Gaſt- und Kaffeehäuſern. Zunächſt frappirt den Fremden der außerordentlich lebhafte Verkehr in denſelben, und ſeine Ueberraſchung ſteigert ſich zum Staunen durch die ihm ganz neue Erſcheinung, daß hierbei das zarte Geſchlecht, ſelbſt aus den höhern Schichten der Geſellſchaft, ſo ſtark vertreten iſt. Das Hauptmotiv liegt in dem bereits erwähnten ſüdlichen Weſen des Wieners, das nach Außen drängt und das öffentliche Leben dem häuslichen vorzieht. Selbſt in Paris erſcheint dieſes Außenleben nicht in ſolcher Mächtigkeit, während man in London, Berlin und andern Hauptſtädten Deutſchlands davon keine Ahnung hat. Ein Abend in einem Wiener Gaſthauſe mittlern Ranges, beſonders der innern Stadt, bringt ein gar ſeltſam buntes Lebensbild zur Anſchauung; ein ſelten ſehr ausgedehntes, mitunter elegant ausgeſtattetes Local umfaßt da eine unausgeſetzt ſich erneuende Menge Perſonen aus allen Alters- und beinahe auch allen Geſellſchaftsclaſſen: Greiſe und Kinder, Matronen und Mädchen, Männer mit ihren Frauen oder Freundinnen, Jünglinge — Alles im beſten Einvernehmen und von unvergleichlichem Appetit. Der Wiener ißt und trinkt ſehr ſtark; er genießt — natürlich im

Allgemeinen gesprochen — viermal des Tages Fleisch: einige Stunden nach seinem Kaffee oder Thee zum Gabelfrühstück, dann Mittags, ferner zur Vesper (Jause) und zuletzt Abends. Von dem Verbrauch der Selchwürstchen (sogenannte Frankfurter) mit Meerrettig kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Die Bewohnerzahl von Wien in runder Summe nur auf 500,000 veranschlagt und auf je zehn Personen nur einen Wurstconsumenten gerechnet und diesem täglich bloß ein Paar zubemessen, macht im Tage 50,000, also im Jahre über 18,000,000 Paar Würstchen.

Das Kaffeehausleben in Wien hält die Mitte zwischen dem französischen und italienischen, letzterm mehr sich zuneigend.

Die Wiener Cafés sind, Luxus- und Geschmacksverschiedenheit abgerechnet, ihrem eigentlichen Wesen nach in der Stadt, den Vorstädten und Vororten sich ganz gleich, während die Pariser ein Café (das eigentliche), ein Café restaurant und ein Café estaminet haben. In den Wiener Cafés sind weder Speisen, noch Wein und Bier zu bekommen; in allen aber wird gespielt: Billard (das Café Prasch hat sechzehn, das Café Schuster zehn Billards), Schach, Domino, Karte. Das Kartenspiel wirft den größten Gewinnst ab.

Es herrscht an diesen, von Frauen weniger besuchten Vergnügungsorten im Ganzen freundliches Einvernehmen und guter Ton, nur zeitweilig durch die Leidenschaftlichkeit eines Spielers unterbrochen, die jedoch durch die Gutmüthigkeit des Wieners bald wieder ausgeglichen wird.

Man wirft den Wienerinnen — besonders vom Standpunkte norddeutscher Gesittung — fast eben so sehr wie den Pariserinnen Frivolität vor. Den Anlaß hierzu geben: die Leichtigkeit ihrer Haltung, die Ungezwungenheit in ihren Aeußerungen und ihr naives Sichgehenlassen; doch ist gewiß, daß man in Wien und auch in Paris so gute Ehen, so musterhafte Haushaltungen findet, wie man sie nur im streng sittlichen Deutschland oder England treffen kann.

Zu den Sonderbarkeiten, an denen Wien wie jede Großstadt nicht arm ist, gehört, als dem Fremden zunächst auffällig, der hier allgemeine Gebrauch, sich gegenseitig mit Herr von und Frau von anzureden, selbst unter den Bürgern, ja sogar in der Arbeiterclasse. Eine andere Eigenthümlichkeit ist die Uebung, den Zahlkellnern und Marqueurs, selbst bei der kleinsten Zeche, Trinkgeld zu geben. Ein weiterer sonderbarer und sehr lästiger Umstand an öffentlichen Orten ist das Hausiren; man kann an einem Abende in einem stark frequentirten Gasthause ein halbes Hundert Hausirer mit tausenderlei Siebensachen zählen, die sich so zu sagen Einer dem Andern die Thür in die Hand geben. Schließlich überrascht den Fremden der maßlose Luxus der Wiener Mittelclasse, und er, wie der denkende Wiener selbst, fragt sich: „Wohin soll das führen?“ . . .

Die Kartographie

und ihr gegenwärtiger Standpunkt.

Eine Karte nach unsern jetzigen Begriffen ist nichts Anderes als ein geographisches und topographisches Bild eines Theils der Erdoberfläche, welches auf einen Blick erkennen läßt, was man außerdem nur durch weitläufige Beschreibung mit Worten deutlich machen könnte. Hand in Hand mit der Kunst einer solchen Darstellungsweise geht die Kenntniß der Geographie, Mathematik, Geognosie und Terrainlehre, doch können wir in den Einfluß dieser Wissenschaften auf die Kartographie hier nicht weiter eingehen und müssen uns mit dieser Andeutung begnügen. Wir schicken voraus, daß sich selbst in der besten Karte nicht Alles das ausdrücken läßt, was zur vollständigen Kenntniß einer Terrainstrecke nothwendig ist, doch hat auch hierin die Kartographie in neuerer Zeit Außerordentliches geleistet und so finden wir sie in immer engern Zusammenhang z. B. mit der länderbeschreibenden Statistik und andern Wissenschaften auftretend. Ein Haupthinderniß erschöpfender Darstellung ist der sogenannte Maßstab der Karte, d. h. das Verjüngungsverhältniß des Bildes zur wahren Größe des Gegenstandes. Je größer der Maßstab ist, d. h. je unbedeutender das Verjüngungsverhältniß, um so annähernd richtiger und vollständiger kann das Bild der Natur getreu wiedergegeben werden, je kleiner er ist, um so unvollständiger muß dasselbe ausfallen, wenn man sich nicht auf

eine besondere Specialität beschränken und das nicht zu dieser Gehörige ganz weglassen will. Der vorwaltende Zweck wird dann maßgebend, wie z. B. bei See-, Producten-, statistischen, geognostischen und Postkarten. Je kleiner der Maßstab wird, um so mehr ist man zugleich genöthigt, von der wirklich bildlichen Darstellung des Gegenstandes in den Formen seines Grundrisses abzugehen und sich der sinnbildlichen, symbolischen Darstellung zuzuwenden. So lassen sich z. B. bei einem großen Maßstabe die Straßen einer Stadt genau in ihrer Form ausdrücken, während bei einem kleinen dies unmöglich wird und die ganze Stadt nur als ein Ringel oder Punkt angegeben werden kann. In diesem Sinne theilt man die Karten in Situationskarten, topographische, chorographische und geographische. Die Situationskarten oder Pläne reichen bis zu der Verjüngung von 1 : 10,000 der natürlichen Längenausdehnung; die topographischen bis zu 1 : 200,000. Bis zu diesem Maßstabe lassen sich alle Gegenstände der Wirklichkeit im Grundrisse noch annähernd ähnlich nachbilden; er ist daher die Grenze für die Construction von Militärkarten; doch bewegt sich die Hauptmasse der letztern in dem Maßstabe zwischen $^1/_{50000}$ und $^1/_{150000}$ der natürlichen Größe. Die chorographischen Karten erstrecken sich bis zu dem Maßstabe von 1 Milliontheil der natürlichen Größe. Bei ihnen ist die Bezeichnung schon halb bildlich, halb sinnbildlich, bei den geographischen hingegen, die über diese Größe hinausgehen und die wir vorwaltend in den Atlanten finden, ganz sinnbildlich. — Für die Aufnahme auf dem Terrain zur Herstellung topographischer Militärkarten wählt man gewöhnlich den Maßstab von acht Decimalzollen auf die Meile von 10,000 Schritt oder 2000 Ruthen, was der Verjüngung von 1 : 25,000 entspricht; macht man dieselbe Meile 16 Zoll auf dem Bilde groß, so erhält man den Maßstab von 1 : 12,500. — Auf den Karten selbst, wie sie z. B. im Buchhandel erscheinen, wird dann die Originalaufnahme reducirt; in Preußen z. B. sind die Originalaufnahmen in $^1/_{10000}$ aufgenommen, die publicirte Generalstabskarte ist aber viermal verkleinert und sonach in dem Maßstabe von 1 : 100,000 der natürlichen Größe erschienen (d. h. die Meile 2 Decimalzoll lang).

Die Verschiedenheit des Maßstabes der Karten ist aber nicht allein auf die Darstellungsweise der Gegenstände an sich sehr einflußreich, sondern eben so sehr auf ihre Lage gegen einander. Bei allen Karten, die sich über eine Erdfläche von mehr als achtzig Meilen in der größten Längenausdehnung erstrecken, kann die Kugelform der Erde ohne merkliche Fehler nicht unberücksichtigt bleiben; solche Karten müssen demnach eine astronomische Grundlage erhalten, während bei kleinern Karten der darzustellende Theil der Erdoberfläche als eine Ebene angesehen werden kann und eine astronomisch-geometrische Grundlage ausreicht. Nur bei Darstellung ganz kleiner Partien, z. B. bei Rissen von Ortschaften kann man mit einer rein geometrischen (geodätischen) Grundlage auskommen. Je kleiner der Maßstab ist, desto wichtiger wird natürlich die astronomische Grundlage der Karten, doch kann man behaupten, daß keine, selbst die beste Karte ein mathematisch ähnliches Bild der Erdfläche, welche sie darstellen soll, wiedergibt, da sich Kugel- oder sphäroidische Flächen nur annähernd richtig auf einer ebenen Fläche zeichnen lassen. — Man hat nun auf verschiedenen Wegen versucht, sich der Wahrheit in der Darstellung möglichst zu nähern und demnach verschiedene Systeme des sogenannten Netzes oder Rostes aufgestellt. Allen diesen Projectionsmethoden liegt der Gedanke zu Grunde, daß man sich das Auge in sehr weiter Entfernung von der Erdfläche befindlich denkt, z. B. in einem Pole, im Aequator, oder auch wohl außerhalb der Erdkugel grade über oder grade unter der Erdfläche, welch erstern Fall man mit einem vulgären Ausdruck in der Vogelschau oder Vogelperspectioe nennt. Das Bild denkt man sich auf einer horizontalen Fläche perspectivisch aufgefangen. Die Einzelheiten der verschiedenen Systeme gehören der höhern Mathematik an, können hier also nicht Aufnahme finden. Wir erwähnen nur, daß die üblichsten Systeme die sogenannte cylindrische und die konische Projectionsmethode sind. Bei der cylindrischen Methode denkt man sich das darzustellende Stück als Theil einer aufgerollten Cylinderfläche. Der Erfinder dieser Manier ist Mercator (ein Deutscher, eigentlich Namens Kaufmann, im sechzehnten Jahrhundert), verbessert ward sie durch Wright. Diese Manier ist besonders bei Seekarten

mit Nutzen anzuwenden. Parallelen und Meridiane erscheinen als grade rechtwinklig auf einander stehende Linien, so daß sich die astronomische Lage eines Punktes leicht einzeichnen respective auffinden läßt. Man nennt solche Bilder auch Karten mit wachsenden Breiten. — Die konische Projection läßt hingegen das darzustellende Stück als Theil eines aus einander gewickelten Kegels (Conus) erscheinen. Diese Manier ist die am meisten bei unsern Landkarten angewendete; ihre Hauptvertreter sind Delisle und Bonne. Bei Delisle erblicken wir die Parallelen als Kreislinien, die Meridiane als convergirende grade Linien, bei Bonne hingegen die Meridiane ebenfalls krummlinig, die Parallelen wie bei Bonne. Bei kleinen Ländertheilen kann man ohne zu großen Fehler die Meridiane nach Bonne ebenfalls gradlinig darstellen. Beide Manieren geben bis 60 Grad nördlicher oder südlicher Breite, wo die Erdabplattung sich noch nicht sehr bemerklich macht, ziemlich richtige Bilder.

Hat man sich nun zur Entwerfung einer Landkarte für ein bestimmtes System entschieden, so ist es immer noch nothwendig, vorerst über die richtigen Abstände der auf das Papier als Netz niederzuzeichnenden Parallelen und Meridiane einen richtigen Anhalt zu gewinnen. Dies ist dadurch geschehen, daß man auf praktischem Wege die wirkliche Länge eines Meridianbogens verschiedene Male gemessen hat. Es ist somit nur nöthig, die wirkliche Länge eines Meridians grade so viel Mal kleiner auf das Papier zu werfen, als der Maßstab vorschreibt, z. B. $^1/_{50000}$ mal kleiner. Da der Meridian neunzigmal vom Aequator bis zum Pole getheilt die Durchschnittspunkte der Parallelengrade gibt, so sind diese letztern dann leicht zu ermitteln. Die Manipulation einer Gradmessung ist ein großartiges Unternehmen und ein Triumph der höhern Mathematik und Astronomie. Durch sie hat man berechnet, daß die Abplattung der Erde $^1/_{200}$ ihres Durchmessers beträgt, was bei Darstellung großer Theile der Erdoberfläche, z. B. des russischen Reiches, sich schon bemerkbar ausspricht. Die wichtigste und großartigste Gradmessung der neuern Zeit ist die von 1816 bis 1835 ausgeführte sogenannte russisch-skandinavische. Sie erstreckt sich über einen Meridianbogen von nicht weniger als 25 Grad und 25 Minuten Länge, nämlich von Hammerfaß am nördlichen Polarmeere bis zu den Mündungen der Donau in's Schwarze Meer. Man fand die Länge dieses Bogens zu 1,447,786 Toisen (à sechs Fuß). Diese bewunderungswürdige Arbeit ist unstreitig eine der großartigsten mathematischen Unternehmungen der Neuzeit. Wir verdanken ihre Leitung dem russischen General Tenner, dem schwedischen Sternwartendirector Selander und dem norwegischen Astronomen Hansteen, ihre Berechnung und Publicirung 1857 dem berühmten russischen Astronomen Struve, der durch diese Riesenarbeit seinen Namen würdig an den eines Newton, Laplace und Anderer angeknüpft hat. Wir erwähnen nur nebenbei, daß mit jener Arbeit eine Menge Orts- und Höhenbestimmungen verbunden worden sind und zugleich die Gewißheit erlangt wurde, daß das nördliche Eismeer, die Ostsee und das Schwarze Meer, somit vermuthlich auch alle Meere der Erde in einem Niveau stehen. —

Die Richtigkeit unserer astronomischen Netze ist somit soweit festgestellt, als es menschliche Hilfsmittel vermögen. Immerhin würde aber das fortgesetzte Aneinanderreihen einzelner aufgenommener Terraintheile ein verschobenes und verzerrtes Bild geben, wenn man nicht die richtige Lage besonders hervorragender wichtiger Punkte, z. B. von Bergspitzen ꝛc. unter sich vorausbestimmen wollte. Dies geschieht dadurch, daß man für ausgedehntere Terraintheile, z. B. Provinzen und Länder, eine geographisch-astronomische Bestimmung der Hauptpunkte trifft und durch Verbindung dieser Punkte mit Linien ein Netz von Dreiecken sich bildet. Zu diesem Zwecke ist es nöthig, von Allem möglichst genau eine oder mehrere Grund- oder Standlinien zwischen zwei weit entfernten Punkten trigonometrisch oder auch nur mechanisch zu messen und von ihren Endpunkten aus durch Winkelmessungen die Lage der hervorragendsten Punkte des Landes zu bestimmen. Die Seiten der auf solche Weise durch trigonometrische Berechnung gewonnenen Dreiecke müssen wenigstens zwei bis drei Meilen Länge haben. Man nennt das Resultat dann ein Dreiecksnetz erster Größe oder erster Ordnung. Innerhalb jedes solchen großen Dreiecks werden wieder kleinere Dreiecksnetze gelegt und trigonometrisch (mit Berücksichtigung der Erdabrundung) berechnet, zu welchen die Seiten ½ bis eine Meile

lang sein können. Mit dem Meßtische, also auf rein geometrischem Wege, legt man endlich das Dreiecksnetz dritter Ordnung von beliebigen Dimensionen, und dies ist dann der Raum, in welchen das Bild der Erdoberfläche zeichnend abgenommen wird, um dem gesammten Ganzen gleichsam als Bausteine eingefügt zu werden. Die ganze Arbeit der Netzlegung nennt man die Triangulirung des Landes, durch welche wie gesagt die unvermeidlichen Fehler, die aus der geometrischen Ausmessung und Aneinanderfügung kleiner Parcellen hervorgehen müssen, wieder ausgeglichen und für das Ganze verschwindend gemacht werden. —

Das Entwerfen einer Karte wird nun um so genauer erfolgen können, in je größerm Maßstabe, d. h. mit je reicherm Detail jedes der einzelnen kleinsten Dreiecke aufgenommen, d. h. in der Horizontalprojection auf dem Meßtische ausgemessen und aufgetragen und sodann weiter ausgezeichnet wird. Die Gegenstände, welche nun der Aufnehmer auf seine Meßtischplatte zu bringen hat, sind in der Hauptsache zweierlei Art; erstens die Topographie im engern Sinne, d. h. alle Gewässer, Communicationen (z. B. Wege, Brücken, Fähren, Furten), bewohnte Orte, Wasserbauten, Einfriedigungen und Grenzen, Anpflanzungen, Bewachsungen (Wald), Bodenbeschaffenheit (Sumpf, Wiese ꝛc.), selbst verschiedene kleine Objecte, z. B. Wegweiser, Marksteine, Sandgruben, Windmühlen ꝛc.; und zweitens die Terrainfiguration im engern Sinne, Ebenen und Unebenheiten des Bodens. Die Kunst, dies dem Auge anschaulich zu machen und durch Zeichnen auszudrücken, nennt man das Situationszeichnen. Zum größern Verständniß wird zum Schluß noch das sogenannte Beschreiben des Situationsplanes nothwendig, d. h. die Bezeichnung der Ortsnamen und anderer Gegenstände, die sich nicht sinnbildlich ausdrücken lassen, mit Worten. Mitunter machen sich wohl auch noch Profile erforderlich, d. h. Querschnittansichten durch das Gebäude, da bekanntlich auf Grundrissen nur horizontale Entfernungen gemessen werden können und die wahren Längen der Terrainunebenheiten sich nur annähernd ausdrücken lassen.

Die Darstellung der Terrainunebenheiten ist für den Militär der wichtigste Theil des Situationszeichnens. Der Militär verlangt von den gegenwärtigen Darstellungsmanieren, daß die Theorie derselben auf mathematischen und optischen Grundsätzen beruhe und sich von willkürlichen Annahmen freihalte, daß jeder die Manier Verstehende im Stande sei, die wahren Längen schiefer Terrainflächen von 5 zu 5 Grad Neigung (Böschung), so wie die gegenseitigen Ueberhöhungen der Terrainunebenheiten zu erkennen und abzuschätzen, daß überhaupt das ganze Bild ein plastisches sei und den Eindruck eines Modells mache. Nur dann ist der General z. B. im Stande, ein Terrain, das er noch nicht gesehen, nach seiner Schlagbarkeit für fechtende Truppen beurtheilen und deren Aufstellungen wie Bewegungen richtig anordnen zu können. Endlich darf die ganze Kunst nicht zu schwer zu erlernen und ihre praktische Ausführung nicht zu zeitraubend sein, damit man sich das ungefähre Bild einer Gegend mit einfachen Instrumenten selbst leicht im Felde herstellen könne (das sogenannte à coup d'oeil-Aufnehmen). Selbstverständlich muß sich die Darstellungsmanier auf den größten wie kleinsten Maßstab anwenden lassen. — Merkwürdigerweise hat man bis zu Anfang dieses Jahrhunderts sich nicht davon trennen können, auf den geometrischen Grundrissen der Karten die Berge perspectivisch darzustellen, und erst der sächsische Hauptmann Lehmann war es, der eine Theorie aufstellte und zur Geltung brachte, nach welcher auch geneigte Flächen sich genau auf der Horizontalebene nach ihrer Gradation ausdrücken lassen. Diese Zeichnenmethode liegt allen spätern Manieren mehr oder weniger zu Grunde. In ihrer Reinheit läßt sie sich auf folgende drei Hauptgrundsätze zurückführen: 1) Auf die senkrechte Beleuchtung, indem das Auge über jedem einzelnen Punkt senkrecht schwebend gedacht wird und jede gleich große und geneigte Fläche gleich viel Lichtstrahlen auffängt, mithin alle Schlagschatten wegfallen. 2) Jede der verschieden geneigten Flächen erhält eine aus Schwarz und Weiß gemischte Färbung, die mit dem Neigungswinkel im Verhältniß steht, und zwar so, daß nach der Lehre vom reflectirten Lichtstrahle die steiler geneigten Flächen dunkler erscheinen als die weniger geneigten. 3) Die Grenzen der auszudrückenden Böschungswinkel liegen zwischen 0 und 45 Grad, da steilere Böschungen über 45 Grad in militärischer Beziehung nur einen passiven Einfluß haben (unpassirbar sind). Dieser auf Erfahrung beruhenden Bestimmung

gemäß sind die Färbungen so angeordnet, daß sie sich zwischen Schwarz und weiß bewegen, wo dann Weiß oder das volle Licht einen Böschungswinkel von 0 Grad oder die reine Ebene, der volle Schatten hingegen einen solchen von 45 Grad oder die Grenze der unpassirbaren Hänge anzeigt. Durch Abschattirung vom reinsten Weiß bis zum dunkelsten Schwarz werden die Zwischenböschungen ausgedrückt, und zwar von 5 zu 5 Grad. Um diese Theorie zu versinnlichen, hat Lehmann eine sogenannte Bergscala entworfen, mittelst welcher sich für jeden Böschungswinkel abnehmen läßt, wie sich das Schwarze zum Weißen verhält. Es gibt neun verschiedene Abstufungen, nämlich von 5 zu 5 Grad bis 45 Grad, deren Charakter durch dünnere oder dickere, dichter oder weiter stehende Striche angezeigt wird. So muß z. B. bei einem Abhange von 5 Grad zwischen jedem einzelnen Striche ein neunmal größerer weißgelassener Zwischenraum liegen, als seine eigene Strichstärke beträgt (denn 5 : 45 = 1 : 9), bei 15 Grad aber sind die einzelnen Striche nur um das Dreifache ihrer Dicke von einander entfernt (denn 15 : 45 = 1 : 3) u. s. s.

Die Gestalt der Berge bezeichnet Lehmann dadurch, daß er die Striche so laufen läßt, wie es die Abdachung des Berges und die Abfließung des Wassers andeutet. Um dies systematisch auszuführen, muß man sich die Berge in eine Anzahl horizontale Schichten quer durchschnitten denken und auf den Kanten dieser Schichten, den sogenannten Horizontalen, müssen dann alle Berghangstriche rechtwinklig stehen. — Die Verbindung dieser Lehre von der Schwärzenscala und der rechtwinkligen Strichlage auf der horizontalen gestattet, ein plastisches Bild jeder beliebigen Terrainform bis in ihre feinsten Details zu geben, womit das Problem einer richtigen Darstellung der Bodengestaltung in der Hauptsache gelöst ist.

Im Laufe der Zeit haben sich in den verschiedenen topographischen Anstalten, welche diese Methode zur Anwendung brachten, Abweichungen von derselben gebildet, von denen die hauptsächlichsten folgende sind:

1) Die preußische oder sogenannte Müffling'sche Manier, die den Bergstrichen jeder Gradation eine veränderte Form gibt. Es erscheinen bei ihr z. B. die Bergstriche bis 5 Grad als punktirte Striche, von da bis 10 Grad wechselt ein punktirter mit einem glatten Strich, dann kommen geschlängelte Striche, noch weiter hin geschlängelte abwechselnd mit glatten u. s. w.

2) Die baierische und hannover'sche Manier, welche die Gradation bis 60 Grad ausdehnt, da dieses Verhältniß den steilsten Hängen in der Natur wirklich entspricht, obgleich über 45 Grad hinaus schon ein einzelner Mann sich nicht mehr bewegen kann.

3) Die Chauvin'sche Manier, welche sich zur Darstellung der Schwärzenverhältnisse einer eigenthümlichen Verbindung des Tuschens und Schattirens bedient.

4) Das französische System mit schräger Beleuchtung, durch Pertussier aufgestellt. Die Grundlegung der Zeichnung erfolgt wie überall nach geometrischen Grundsätzen, zur plastischen Darstellung der Berge ist hingegen angenommen, daß die Lichtstrahlen unter einem Winkel von 30 Grad von links her auf das Bild fallen. Alle Berge unter 30 Grad Böschung liegen hiernach in vollem Lichte, die über 30 Grad Böschung hingegen müssen auf ihren den Lichtstrahlen abgewendeten Seiten im Schatten liegen. Auch die Franzosen graduiren bis 60 Grad und ihre Schattirungsscala ist daher so eingerichtet, daß das dunkelste Licht (60 Grad Böschung), welches dem Einfallswinkel des Lichts zugewendet ist, noch heller ist als der schwächste Schatten, der, wie wir sagten, mit der dreißiggradigen dem Lichte abgewendeten Böschungsfläche beginnt. Im Zusammenhange damit steht ihr verändertes System der Horizontalen, aufgestellt durch Puissant. Es ist nämlich in demselben maßgebend, daß die Horizontalen sämmtlich gleich weit über einander liegen, äquidistant zu ziehen sind, wodurch es möglich wird, auch ohne Einzeichnung der Bergstriche das Relief des Terrains deutlich auszudrücken. Der Zusammenhang dieses Horizontalsystems mit der Gradation liegt darin, daß die Höhe einer Horizontale in der Zeichnung mit fünf Strich Entfernungen in der Bergzeichnung correspondirt. Es ist nicht zu leugnen, daß dieses französische System auf hohes Gebirgsland angewendet ein viel deutlicheres Bild gibt, als die Lehmann'sche Manier zu liefern im Stande ist. Auf die Schweiz, Norwegen und andere Gebirgsländer angewendet würde die Lehmann'sche Manier viel zu dunkle und monotone Flächen geben.

Die Manier der schrägen Beleuchtung ist zwar in Frankreich erfunden, aber officiell nicht eingeführt, dagegen in den Kartenwerken über Sardinien, die Schweiz, Norwegen ꝛc. mit großem Erfolge angewendet worden. — Das System der äquidistanten Horizontalen oder sogenannten Höhenschichtenkarten bricht sich selbst in Deutschland immer mehr Bahn, da es sich sehr leicht mit der Lehmann'schen Schraffirungsmethode vereinigen läßt und den großen Vortheil gewährt, sich mittelst einfacher Construction Profile durch das Terrain legen zu können. Ueberhaupt macht sich mit dem Fortschreiten der Terraindarstellung immer mehr das Streben geltend, auch die Ueberhöhungen des Terrains anschaulich zu machen und fast alle neuern Karten zeigen daher auf den wichtigsten Bergen und Kuppen die Meereshöhen angegeben. Dieselben werden meist durch trigonometrische Höhenmessung gewonnen, die kleinern Zwischenhöhen erlangt man durch eine einfache mathematische Operation beim Aufnehmen am Meßtische selbst mittelst des sogenannten Ellimeter.

Wir schließen diesen Abriß der Kartographie mit der Bemerkung, daß außer den wissenschaftlich festgesetzten Fundamenten der Boden- und Terraindarstellung auch die moderne Technik redlich dazu beigetragen hat, durch Reinlichkeit und Sauberkeit, wie durch Anwendung des Farbendruckes und der Bafirung mit Farben die Deutlichkeit, Leserlichkeit und Vollständigkeit der Karten zu erhöhen. Als Meisterwerke sind in dieser Beziehung die bei Justus Perthes in Gotha unter Dr. Petermann's Leitung gestochenen Karten anzusehen, welche auf der Höhe der Zeit stehen und Alles gewähren, was die strengste Kritik nur verlangen kann. —

Im Nachstehenden wollen wir nun versuchen, dem Leser eine Uebersicht des heutigen Standpunkts der Kartographie in den verschiedenen Ländern Europa's zu geben.

Rußland.

Wollte es sein Territorium von 375,000 Quadratmeilen mit derselben Genauigkeit des Details aufnehmen und auszeichnen, wie dies z. B. bei der Fertigung der würtembergischen Generalstabskarte geschehen ist, die sich durchaus auf Catastervermessungen gründet, so würde Rußland zur Vollendung eines solchen Riesenwerks 400 Jahre Zeit und in jedem dieser Jahre die Arbeitsleistung von 10,000 Topographen bedürfen. Wie so Vieles, so scheitert auch die Geodäsie in Rußland an der überwältigenden Macht der Dimensionen dieses Reiches. Um so bewunderungswürdiger ist die Größe der Anstrengungen, welche zur Ueberwindung derselben in Bewegung gesetzt worden sind. Das Hauptverdienst gebührt dem russischen General von Schubert, der 1821 mit der Errichtung einer Topographencompagnie anfing und unter dessen Leitung seit 1826 Rußland nach allen Richtungen hin astronomisch und geodätisch vermessen worden ist. Die Marine, die kaiserliche Akademie der Wissenschaften und die geographische Gesellschaft zu Petersburg haben das Ihrige gethan, diesen Arbeiten Vorschub zu leisten. Von der großartigen Unternehmung der Gradbogenmessung durch Struve haben wir schon gesprochen. An sie schloß sich 1839 die Gründung des großen astronomischen Observatoriums zu Pultowa.

Die russische Regierung hat mit richtigem Verständniß die europäischen Besitzungen von den asiatischen getrennt. Der Originalaufnahme des europäischen Rußland liegt der Maßstab von 1 : 42,000 der natürlichen Größe (1 Werst = 1 englischen Zoll) zu Grunde. Derselbe ist in der zur Veröffentlichung bestimmten Karte dreimal verkleinert worden, also wie 1 : 126,000, d. h. 3 Werst gleich 1 Zoll lang. Die Karte in Kupferstich sehr sauber und zweckmäßig (mit russischen Lettern) ausgearbeitet, weist bis zum Jahre 1858 die Ausführung des ganzen westlichen Theils des Reiches (zehn Gouvernements und das Königreich Polen), ferner des Landes der donischen Kosaken auf, zusammen eine Terrainstrecke von über 15,000 Quadratmeilen. Für das Ausland sehr nützlich ist die Karte über das Königreich Polen (sechzig Blätter) mit französischen Lettern gestochen worden. Das weniger bevölkerte Westsibirien wird in dem Maßstabe von 1 : 84,000 aufgenommen, die tributären und entferntern Länder endlich, wie z. B. Ostsibirien, die Kirgisensteppe ꝛc. in 1 : 210,000 (5 Werst 1 Zoll lang), da es sich hier nur um allgemeine Kenntniß der Wasserläufe und des Terrains im Großen handelt. Auch von diesen Karten ist ein Theil veröffentlicht, wie überhaupt seit dem Jahre 1857 die seit 35 Jahren geheim gehaltenen kartographischen Schätze des russischen topographischen Kartendepots dem Ver-

kaufe in's Ausland und somit der Benutzung für das ganze wissenschaftliche Publicum freigegeben worden sind. — Diese geodätischen Arbeiten dehnen sich aber auch über die Nebenländer des kolossalen Reiches aus. So wurden bei der Chorassan'schen Expedition unter Chanykoff allein 7200 Quadratmeilen kartographisch niedergelegt, bereits ist die neue Acquisition Rußlands, das Land zwischen dem Ussuri und dem Japanischen Meere, mit einem astronomischen Netze überzogen, eben so Kaukasus, das Altaigebirge und Andere. An der russisch-türkisch-persischen Grenze ist die Demarcationslinie von 1849—53 aufgenommen, das Land zwischen Orenburg und dem Aratsee vollständig mit Nivellementslinien überzogen worden. Die trigonometrischen Dreiecksbestimmungen umfassen viele tausend Punkte und da auch der statistischen Kenntniß alle Berücksichtigung geschenkt wird, so kann das Endurtheil über die Leistungen Rußlands auf kartographischem Gebiete nur die höchste Anerkennung aussprechen.

Schweden und Norwegen.

In Schweden ward die Kartographie von altersher mit Wohlwollen gepflegt und besteht noch jetzt ein sehr gut ausgebildetes Topographencorps. Dieses ist seit 1815 mit der Herausgabe einer auf astronomische Beobachtungen und trigonometrische Operationen begründeten Karte in 1:100,000 der natürlichen Größe beschäftigt; als Ausgangspunkt der Operationen diente Stockholm, von wo die Dreiecksverbindung mit Upsala und von hier mit der russischen Triangulirung bei Abo und der dänischen bei Kopenhagen angeknüpft wurde. Nächstdem betheiligte sich Schweden von 1845—52 an der mehrfach erwähnten scandinavisch-russischen Grabbogenmessung. Die Originalaufnahmen erfolgen je nach der Bevölkerung des Landes in 1:10,000, 50,000 und 100,000. Rühmlichst bekannt sind die schwedischen Seekarten. Zur Darstellung bedient man sich der Manier mit äquidistanten Horizontalen, wodurch ein grade der schwedischen Landesnatur entsprechendes naturgetreues Bild der Bodenplastik erzeugt wird.

Auch in Norwegen schreitet die kartographische Darstellung des Landes zwar mit bescheidenen aber sorgfältig verwertheten Mitteln vorwärts. Die norwegische Kartographie erstreckt sich, obgleich eine vortreffliche Aemterkarte in 1:200,000 der natürlichen Größe vorhanden ist, neuerdings besonders auf die Herausgabe von Küstenkarten, die in den Maßstäben von 1:10,000, 50,000 und 100,000 der natürlichen Größe publicirt werden. Charakteristisch ist bei ihnen, daß nur die culturfähigen bebauten Hänge in Lehmann'scher Manier gezeichnet, der klippige, schroffe, felsige Theil des Landes, der vorwaltend ist, durch Abtuschen mit dem Pinsel dargestellt werden.

Dänemark

besitzt eine der ältesten und noch heute brauchbarsten Karten in der von der Gesellschaft der Wissenschaften herausgegebenen „Karte über Dänemark" in verschiedenen Maßstäben (neunzehn Blätter, von 1766 bis 1825 allmälig herausgegeben). Doch genügt sie nicht mehr modernen Ansprüchen, daher der dänische Generalstab ein Vermessungswerk des Landes in die Hände genommen hat, das sich auf die seit 1817 im Werke befindliche Triangulirung stützt. Die in dem Maßstabe von 1:80,000 der natürlichen Größe veröffentlichten in Kupfer gestochenen Blätter, die leider sehr langsam erscheinen, lassen die topographische Specialkarte Dänemarks als eine der genauesten und sorgsamsten aller neuern Karten erkennen. Die Originalvermessungen erfolgen in 1:20,000 der natürlichen Größe; auf jeder Quadratmeile sind durchschnittlich 100 Höhenpunkte durch trigonometrische Nivellements bestimmt, und auf dem Meßtische selbst erfolgt die Aufnahme mit fünf Fuß von einander entfernten äquidistanten Curven, was nur in solch flachem Lande wie Dänemark ohne zu große Arbeit durchzuführen ist. Eine Separatkarte über Schleswig in 1:120,000 der natürlichen Größe ist unabhängig von obiger Arbeit ebenfalls vom Generalstabe publicirt worden.

Von den vielen andern Karten über die Theile der dänischen Monarchie verdienen vorzüglich die höchst sauber und anschaulich ausgeführte Olsen'sche Karte von Island (in 1:480,000 der natürlichen Größe) und die vom preußischen Hauptmann Geerz vor Kurzem herausgegebene Generalkarte über die deutsch-dänischen drei Herzogthümer (in 1:450,000 der natürlichen Größe) besonderer Erwähnung. Die letztere ist mit hervorragendem Fleiße und kritischem Studium gearbeitet.

Niederlande und Belgien.

Die eigenthümlichen Cultur- und Bodenverhältnisse dieser Länder haben eine Masse des speciellsten Kartenmaterials in's Leben gerufen. Wir heben für die Niederlande nur die seit 1850 im Erscheinen begriffene topographische und militärische Generalstabskarte hervor (1 : 50,000 der natürlichen Größe), ein deutliches, ausführliches, correctes und geschmackvolles Kartenwerk, das auf zweiundsechzig Blätter berechnet ist, die leider in Lithographie und nicht in Stich erscheinen. Da erst einundzwanzig Blätter publicirt sind, so muß die Menge der guten Provinzialkarten die bis jetzt noch fehlende Vollständigkeit jener Karte ersetzen. Außerdem existirt noch eine gute Etappenkarte in 1 : 200,000 der natürlichen Größe.

Belgien besitzt unter allen Ländern wohl das reichste und mannigfachste Kartenmaterial, dessen Publicirung vorzüglich in den Händen eines großen Privatetablissements (van der Mälen zu Brüssel) liegt. Unter den belgischen Karten steht die große topographische Karte in 1 : 20,000 der natürlichen Größe obenan (250 Blätter), die umfänglichste aller Karten in solchem Maßstabe. Ihr zur Seite steht eine Reduction in dem Maßstabe von 1 : 80,000 der natürlichen Größe in fünfundzwanzig Blättern. Beide Karten sind zwar ausreichend und erschöpfend, dürften aber weit überflügelt werden von einer in Angriff genommenen Vermessung mit äquidistanten Horizontalen durch den Generalstab. Eben so hat derselbe eine umfängliche Triangulirung des Landes vor Kurzem beendigt.

Frankreich.

Wie in den meisten Kriegswissenschaften, so ging auch in der Kartographie Frankreich seiner Zeit mit glänzendem Beispiel voraus, eine Folge seiner frühzeitigen militärischen wie wissenschaftlichen Centralisation wie seiner ruhmreichen Kriege. In Frankreich erschien die erste größere auf astronomische und trigonometrische Vermessung begründete Karte, die epochemachende Carte géométrique de la France, dite de l'Académie, gewöhnlich unter dem Namen ihres Hauptbearbeiters Cassini aufgeführt. — Von der Akademie der Wissenschaften und dem persönlichen Einfluß Ludwig's XV., der ein großer Kartenliebhaber war, unterstützt, erschien sie von 1750 bis 1793 in 184 Blättern im Maßstabe von 1 : 86,400 der natürlichen Größe. Sie bildet noch heute die Basis aller französischen Karten und war für ihre Zeit ein Meisterwerk. Eine würdige Nachfolgerin derselben für die Jetztzeit ist das seit 1818 in Angriff genommene große Kartenwerk des französischen Generalstabes, auf die sorgfältigsten mathematischen Grundlagen gestützt und seit 1833 unter dem Namen Carte topographique de la France, dite de l'état major im Erscheinen begriffen. Die Originalaufnahmen, welche durch die Hände des Generalstabs, der hydrographischen und Wegebaubehörden gehen, erfolgen in 1 : 20,000 der natürlichen Größe und zwar nach deutschem System (Lehmann'scher Manier) mit senkrechter Beleuchtung aber äquidistanten Horizontalen, obwohl deren Curven auf der Karte nicht ausgedrückt sind und sich nur durch die zahlreichen Höhenangaben bemerklich machen. Die Karte erscheint in 1 : 80,000 der natürlichen Größe in Kupferstich und ist auf 258 Blätter berechnet, von denen bis zum Jahre 1860 die im Norden und Osten gelegenen 194 erschienen sind. In Bezug auf das Specielle der Topographie sind diesen Blättern manche neuere deutsche und andere Karten überlegen, dagegen lassen sie in Bezug auf ihre mathematische Grundlage nichts zu wünschen übrig und auch die Darstellung ist im Ganzen vortrefflich. Sehr nützlich macht sich eine vom französischen Generalstabe herausgegebene Generallarte, eine Reduction obiger Karte in 1 : 320,000 der natürlichen Größe, auf zweiunddreißig Blätter berechnet und der Vollendung nahe. Von sonstigen französischen Karten verdienen noch Erwähnung die große geologische Karte von Frankreich von Dufrénoy und Beaumont in 1 : 500,000 der natürlichen Größe, ein Meisterwerk, so wie der unter dem Namen le Pilote français bekannte sechsbändige Atlas von See- und Küstenkarten, vom hydrographischen Corps unter der Leitung von Beautemps-Beaupré begonnen und herausgegeben von 1810—1854. Frankreich rivalisirt auch in dieser Richtung mit den Leistungen der englischen Marine.

Spanien und Portugal.

Wie für Frankreich die Cassini'sche Karte, so ist für Spanien noch heute die von Thomas Lopez in den Jahren von 1765—98 herausgegebene Karte von Spanien in 102

Blättern und dem Maßstabe von 1 : 600,000 der natürlichen Größe die Grundlage zu allen spätern Kartenwerken über dieses Land. Leider haben die fast ununterbrochen über demselben geherrschten kriegerischen Ereignisse eine Pflege der Kartographie durch die Staatsbehörden erst in neuerer Zeit wieder sichtbar werden und bisher die Thätigkeit der Privaten vorwalten lassen. Deren Industrie verdanken wir Donnet's Karte 1823, die beste ihrer Zeit, und Beauvoisin's: „Mapa general de Espagna y Portugal" im Maßstabe von 1 : 228,000, herausgegeben 1821 in dreiundsechzig Blättern, noch heute die genaueste und vollständigste Karte der ganzen iberischen Halbinsel. Das neueste Privatunternehmen ist der von Coëllo seit 1848 erscheinende Atlas von Spanien in 1 : 200,000, provinzenweise geordnet, mit großem Fleiße gearbeitet, aber von sehr ungleichem Werthe. Noch immer harren die eigenthümlichen Höhenverhältnisse Spaniens einer wissenschaftlich erschöpfenden Darstellung, obgleich ein Gesetz vom Jahre 1859 endlich den Beginn einer geodätischen, topographischen und landesökonomischen Aufnahme seitens des Generalstabes angeordnet hat. Diese Arbeit, welche mit der Triangulirung bereits den Anfang gemacht hat, ist nach einem reiflich durchdachten und erschöpfenden System angeordnet, auch sind reichliche Geldmittel bewilligt worden, so daß man hofft, in fünfundzwanzig Jahren eine vollständige Parcellaraufnahme Spaniens durchführen zu können. Daß man in Spanien versteht, die Kartographie zu würdigen, bezeugt der ausgezeichnete Seeatlas von Posiño vom Jahre 1789, der 1849 in dritter Auflage erschienen ist.

In Portugal sind seit 1835 zwar auch regelmäßige Triangulirungs- und Vermessungsarbeiten im Gange, begonnen unter General Folque, die Finanznöthe des Landes und Indolenz der frühern Regierungen haben bis jetzt aber noch nichts Nennenswerthes an's Licht gefördert.

In Italien ist der Einfluß der staatlichen Zersplitterung auch auf dem Gebiete der Kartographie bemerkbar geworden und nur durch die Bestrebungen des sardinischen und österreichischen Generalstabes Gutes geleistet worden. Die erste allgemeine Karte von Italien datirt noch aus der Occupation zur Zeit des ersten französischen Kaiserthums, herausgegeben vom Oberst Bacler d'Albe; auf sie gegründet sind die als vortrefflich zu bezeichnenden Generalkarten von Zanoni und Orgiazzi, und unter den neueren die von Orlandini, 1835 bis 1845. — Höchst anerkennungswerth sind die Leistungen des sardinischen Generalstabes, der schon 1821 mit einem Anschluß an das große französische Dreiecksnetz vorausging und seit 1829 Piemont und die Insel Sardinien geodätisch aufnahm. Die Ergebnisse dieser Arbeiten sind niedergelegt in der „Carta degli Stati de Sua Maestà Sarda in terra ferma," im Maßstab von 1 : 50,000 der natürlichen Größe (Turin, seit 1850, auf 113 Blätter berechnet und schon großentheils erschienen). Leider ist die Karte etwas roh lithographirt, übrigens aber praktisch brauchbar und deutlich, wie schon erwähnt, in schräger Beleuchtung des Terrains; meisterhaft ist die in Kupferstich herausgegebene Reductionskarte in 1 : 250,000 in 6 Blättern, so wie die über die Insel Sardinien in 2 Blättern ausgeführt. — Ein schönes Denkmal seiner Thätigkeit hat sich der österreichische Generalstab durch seine kartographische Thätigkeit in Italien gesetzt, woselbst von 1821 bis 1856 nicht weniger als 2200 Quadratmeilen, nämlich das lombardisch-venetianische Königreich, Toscana, Parma, Modena und der Kirchenstaat, von ihm trigonometrisch und geodätisch vermessen und kartographisch dargestellt worden sind. Letzteres ist in dem in Oesterreich angenommenen Maßstabe von 1 : 86,400 der natürlichen Größe erfolgt und zwar in künstlerisch ausgeführten Kupferstichen. Vom lombardisch-venetianischen Königreich erschien eine Reductionskarte in 1 : 288,000 der natürlichen Größe aus derselben Quelle. Bemerkenswerthe Arbeiten über Mittelitalien sind Inghiramis Karte von Toscana in 1 : 200,000 der natürlichen Größe, so wie eine Karte von Rom und dessen nächster Umgebung, ausgeführt vom französischen Generalstabe 1856, eine klare und schöne Terrainzeichnung mit äquidistanten Horizontalen. Auch Süditalien (das frühere Königreich beider Sicilien) hat sein Hauptdreiecksnetz an die österreichischen Arbeiten angeschlossen und ziemlich vollendet, die geodätischen Arbeiten, 1815 unter Visconti begonnen, sind aber vielfach unterbrochen nur langsam vor sich gegangen. Die Originalaufnahmen, in 1 : 20,000 gefertigt, haben in dem für die Publicirung

bestimmten Maßstab von 1 : 80,000 nur in wenigen Blättern den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden; diese sind aber in Kupfer ausgezeichnet gestochen und viel versprechend. Eine alte Karte von Zanoni in 1 : 115,600 der natürlichen Größe ist, als die einzig vollständige daher noch jetzt eine brauchbare Hilfe.

Schließlich erwähnen wir noch der werthvollen und vortrefflichen Küstenkarten im „Atlas des Adriatischen Meeres," 29 Blätter, 1821 vom österreichischen militärisch-geographischen Institut herausgegeben, die auf den erschöpfenden Arbeiten der österreichischen, englischen und neapolitanischen Marine beruht.

Die Türkei und Griechenland sind unter allen Ländern Europa's kartographisch am schwächsten vertreten; die einzigen leidlichen Karten rühren von den zeitweilig stattgehabten militärischen Occupationen fremder Mächte her. So ist noch heute das Beste in dieser Art über Griechenland die „Karte von Morea" von Pelet, in 6 Blättern, 1832 im Maßstab von 1 : 200,000 herausgegeben, eine dreijährige Arbeit des französischen Generalstabes während der Occupation von 1828 und den folgenden Jahren. Eben daher schreibt sich die Carte de la Grèce (1 : 200,000), 1852 in 20 Blättern, vom französischen dépôt de la guerre herausgegeben.

Ueber die europäische Türkei gibt noch immer das beste allgemeine Bild Lapie's: Carte de la Turquie d'Europe (1 : 800,000), 1822 in 15 Blättern publicirt, bei den mangelhaften Unterlagen natürlich von ungleichem Werthe. Auch die Russen waren 1828 und 1829, während des türkischen Krieges, kartographisch sehr thätig, was sich aus der zu Petersburg in russischer Sprache publicirten Karte über die Wallachei, Bulgarien und Rumelien (1 : 840,000 der natürlichen Größe) deutlich erkennen läßt. — Bessere Karten der Neuzeit sind außerdem die von Lapie über Albanien und Macedonien (1 : 800,000) 1824, von Bugarsky über Serbien (1 : 345,000) 1845, und Karacsay über Montenegro (1 : 300,000). Aus allem diesem Material hat der treffliche Kartograph H. Kiepert zu Berlin im Jahre 1853 eine Karte der europäischen Türkei in 1 Millionstheil der natürlichen Größe mit großer Kritik und Beherrschung des Materials in 4 Blättern zusammengetragen, bei dem Mangel guter Specialkarten eine höchst dankenswerthe Arbeit.

Die neueste kartographische Arbeit ist die 1853 und 1854 vom österreichischen Generalstabe vorgenommene Triangulirung der Moldau und Wallachei, woran sich 1856 und 1857 die Aufnahme dieser Länder schloß. Eine darauf basirte Uebersichtskarte in 6 Blättern in 1 : 288,000 befindet sich in Wien bereits im Stich und zur Herausgabe bestimmt.

Großbritannien hat die Kartographie besonders über die außereuropäischen Länder wesentlich gefördert, worüber die des eigenen Landes etwas zurückgeblieben ist. Die officiellen trigonometrischen Vermessungen, in Wales 1784 begonnen, haben für Irland erst 1825 und für Schottland gar erst 1850 ihre Vollendung erlangt. Die daran geknüpften officiellen Detailvermessungen, — die Ordnance Survey — wurden zuerst 1847 veröffentlicht unter dem Titel: Ordnance Map of England and Wales, und zwar im Maßstabe von 1 : 63,360 der natürlichen Größe (die englische Meile 1 Zoll lang). Dieses schöne auf 110 Blätter berechnete Kartenwerk ist jetzt nahezu vollendet. Die Art der Terraindarstellung läßt indessen viel zu wünschen übrig, denn man scheint noch nicht zu der Annahme eines reinen Systems gelangt zu sein. Die Detailvermessungen über Irland und Schottland sind ebenfalls in Ordnance Maps herausgegeben (die von Schottland noch nicht beendigt), und zwar grafschaftsweise in dem sehr großen Maßstabe von 1 : 10,560 der natürlichen Größe. Diese Grafschaftskarten, welche auch über England erscheinen, enthalten keine Darstellung der Terrainunebenheiten, dagegen die reichste Fülle der topographischen Gegenstände und zwar in größter Schärfe und Genauigkeit. Ueberhaupt sind die Arbeiten des Board of Ordnance technisch vorzüglich ausgeführt, aber zu umfangreich und kostspielig in den Publicationen angelegt. Mit großem Nutzen bedient man sich in England der Photographie zum Reduciren der Originalaufnahmen. Dem Bedarfe des Publicums entsprechend, sind eine große Menge General- und Specialkarten erschienen, theils von Buchhändlern, theils von reichen Privaten ausgegangen, die zum Theil treffliche Landesbilder abgeben, aber sämmtlich betreff der Terraindarstellung das Nichtvorhandensein eines fe-

sten kartographischen Princips verrathen. Die Bodenplastik erstickt gleichsam unter dem vorwiegenden Einfluß der Darstellung der minutiösesten Einzelheiten der Topographie. Die besten Arbeiten sind die von Beaufort, Cary und Arrowsmith. Treffliche Kartenwerke existiren mit Bezug auf die in England sehr gepflegte Geognosie und Geologie, z. B. die geologischen Karten Philipps, Knipe und vor Allem von Greenough (1839). Meisterwerke in ihrer Art sind endlich die sogenannten englischen Admiralitätskarten, die in ihrer Schönheit und Vollständigkeit unerreicht dastehen; sie erstrecken sich nicht nur über die großbritannischen Küsten, sondern über fast alle Meere der Erdkugel, welche das „meerbeherrschende Albion" befährt und beherrscht. Auch in Canada, dem Caplande und Indien hat man angefangen, trigonometrische und geodätische Arbeiten von Staatswegen vorzunehmen, doch würde uns deren Besprechung zu weit führen.

Die Schweiz kann wegen ihrer eigenthümlichen Terrainbildung als der eigentliche Prüfstein für die Situationszeichnenkunst angesehen werden. Erst die feinste Ausbildung dieser Kunst, so wie die umfänglichste Triangulirung und Vornahme von zahlreichen Höhenbestimmungen konnte die neuere Zeit in den Stand setzen, sich von der ehedem üblichen Einwirkung der Landschaftsmalerei zu emancipiren und die originellen Höhendimensionen des Landes kartographisch zu beherrschen. Der erste Versuch war der Atlas Suisse von Weiß, 1786 — 1802 herausgegeben; ihm folgten bis auf die Neuzeit eine Menge mehr oder weniger gelungener Post- und Reisekarten, förderlich einwirkend. Die besten Vertreter dieser letzteren Gattung sind nebenbei erwähnt für die Jetztzeit die von Keller (1852) in dem Maßstab von 1 : 450,000 und von Leuthold (Müllhaupt) 1856 in 1 : 400,000 der natürlichen Größe herausgegebenen Reisekarten. Erst im Jahre 1830 ward der Plan einer Gesammtmappirung der Schweiz von der Tagsatzung angenommen und deren Ausführung dem Oberst Dufour übergeben, der seinem mehrfach berühmten Namen durch das Gelingen dieses Kartenwerks ein weiteres Denkmal bleibender Erinnerung gesetzt hat. Man ging 1830 sofort an eine erschöpfende Triangulirung, an welche sich die geodätische Aufnahme durch Ingenieure in 1 : 25,000 der natürlichen Größe anschloß. Schon 1842 erschien die erste Veröffentlichung dieser Arbeiten, als: Topographische Karte der Schweiz in 1 : 100,000 der natürlichen Größe auf 25 Blätter berechnet, von denen wir heute bereits achtzehn Stück in den Händen haben. Dufour's Atlas ist eine der schönsten Schöpfungen der neueren Kartographie; im Flach- und Hügellande ist die Lehmann'sche Manier, im Hochlande die der schrägen Beleuchtung angenommen und dabei sind Eigenthümlichkeiten der Landschaftsmalerei zur Darstellung der höchsten alpinen Regionen so geschickt angewendet, daß wir die plastischen Effecte des reichen Naturgemäldes wunderbar schön auf der Papierfläche wiedergegeben finden. Die Leitung durch den jetzt greisen General ist eben so einsichtsvoll als die Ausführung in Kupferstich meisterhaft zu nennen.

Unter den Generalkarten gilt die von Ziegler, 1852 in 1 : 380,000 der natürlichen Größe in 4 Blättern publicirte, als die beste; auf sie gegründet ist die meisterhafte geognostische Karte von Studer und Escher von der Linth. — Bemerkenswerth sind noch eine Reihe von Specialkarten von guter Ausführung, besonders die der Cantone Genf, Neufchatel und Zürich. — Als Gesammtbild der Alpen verdient endlich noch der im Erscheinen begriffene „Atlas der Alpenländer" von Mayr (9 Blätter, 1 : 450,000 der natürlichen Größe, seit 1858) einer lobenden Erwähnung; er löst mit praktischem Geschick die Aufgabe, in harmonischem Guß ein Totalbild der ganzen Alpenwelt in ihrem Zusammenhange zu geben.

Oesterreich. — So wenig die Kartographie dieses Kaiserstaates der Privatindustrie zu danken hat, um so anerkennenswerther sind die Leistungen der officiellen Anstalten, richtige Kartenbilder des vielgestalteten Reiches zu liefern: Mit Einklang arbeiten der Generalstab, das ingenieur-geographische Corps, die geologische Reichsanstalt und das militärisch-geographische Institut, zum Theil erst Schöpfungen der Neuzeit, darauf hin, eine erschöpfende Landeskunde herbeizuführen. Schon von 1764 — 1787 erfolgte die sogenannte Theresianische und Josephinische Detailaufnahme des Landes, durch Marschall Daun angeregt, aber erst 1806 begann die Triangulirung und nochmalige Specialaufnahme des Reiches, deren Ergebnisse uns heute als „Oesterreichische Generalstabskarten, herausgegeben vom militärisch-geographischen

Institut," als erschöpfende Bilder der Specialtopographie vorliegen. Die Triangulirung ist als beendet anzusehen und hat sich bis nach Mittelitalien, 1855 — 1857 sogar über die Wallachei ausgedehnt. Die Detailaufnahmen des Generalstabes, in 1 : 28,800, zum Theil in 1 : 14,400 gefertigt, sind dagegen noch im Gange, doch hofft man bis 1875 die noch fehlenden Aufnahmen, nämlich ungefähr den dritten Theil von Ungarn, die Woywodina, Kroatien, Slawonien, die Militärgrenze, Galizien, die Bukowina und Siebenbürgen beendigt zu sehen. Alle diese Aufnahmen erfolgen nach zusammenhängendem Plane, leider ohne die moderne Anforderung mit äquidistanten Höhenschichten, dagegen mit einer erschöpfenden Berücksichtigung der Topographie; die Terraindarstellung läßt namentlich auf den älteren Blättern eine gewisse Monotonie durchblicken. Die publicirten Karten sind in dem Maßstabe von 1 : 144,000 der natürlichen Größe bearbeitet und umfassen gegenwärtig: Tirol und Vorarlberg (24 Blätter), Illyrien, Steiermark und das ungarische Littorale (37 Blätter), Salzburg (15 Blätter), Erzherzogthum Oesterreich (31 Blätter), Mähren und Schlesien (20 Blätter), Böhmen (38 Blätter), Ostgalizien und Ledomerien (14 Blätter), Westgalizien in 1 : 172,800 der natürlichen Größe (12 Blätter). Außerdem hat das militärisch-geographische Institut treffliche Uebersichtskarten in 1 : 288,000 herausgegeben, und zwar einzeln über die sämmtlichen deutschen Kronländer mit Ausnahme Böhmens, so wie über Gallizien und Ungarn; die Specialkarten von Dalmatien, so wie die Uebersichtskarten von Böhmen und der Wallachei sind in Kurzem zu erwarten; über sämmtliche österreichische, deutsche und außerdeutsche Länder sind endlich aus derselben Quelle sogenannte Straßenkarten ohne Terrainzeichnung in 1 : 432,000 der natürlichen Größe hervorgegangen, die fortwährend berichtigt und nachgetragen werden; 1835 ward eine General-Straßenkarte über die gonze Monarchie vom Generalstab herausgegeben.

Von nichtamtlichen Karten verdienen folgende Erwähnung. Als Generalkarten über das ganze Kaiserreich: die 1822 edirte aber immer noch schön zu nennende Karte von Follon (9 Blätter, 1 : 864,000), vor Allem aber die halbamtliche Scheda's in 1 : 576,000 der natürlichen Größe auf 20 Blätter berechnet, seit 1856 erscheinend (bis jetzt 6 Blätter). Diese Karte umfaßt zugleich Ober- und Mittelitalien und ist nicht allein ein Meisterwerk der Kupferstechkunst, sondern auch ein Muster für generalisirende Darstellung, ohne dabei eine Fülle von Specialitäten auszuschließen; dabei kann sie als geographisches Quellenwerk voll neuer Aufschlüsse bezeichnet werden. Von Provinzialkarten haben die folgenden höheren wissenschaftlichen Werth zu beanspruchen: die Administrativkarte von Galizien, von Kummersberg in 1 : 115,200 der natürlichen Größe, 60 Blätter (von 1855 bis jetzt 29 Blätter erschienen), desgleichen die von Böhmen vom gleichen Verfasser, 4 Blätter (1 : 288,000); Schedius' Post- und Straßenkarte von Ungarn in 9 Blättern (1 : 469,472), 1847 erschienen und noch jetzt die beste Karte dieser Art über Ungarn; sie basirt sich wie alle ungarischen Karten auf das einst berühmte Kartenwerk Lipsky's: Mappa Hungariae 1806; das militärisch-geographische Institut hat seit 1854 auch eine Anzahl Comitatskarten über Ungarn erscheinen lassen (1 : 288,000), die ohne Terrainzeichnung nur als gute Netzblätter zu betrachten sind. Die „Militärgrenze" von Pokorny (1 : 660,000 der natürlichen Größe), in 6 Blättern 1847 publicirt, und Friedberg's Generalkarte von Serbien und dem Temeschen Banat (1 : 288,000), 4 Blätter 1853, verdienen endlich noch rühmender Erwähnung als beste Darstellungen jener abgelegenen Ländereien.

Preußen. Umgekehrt wie in Oesterreich ist in Preußen die Privatindustrie den amtlichen Arbeiten vorausgeeilt und können in dieser Beziehung Gilly's Karte von Südpreußen (1803), Sotzmann's „Neu Ostpreußen" (1808) und Schrötter's (Engelhardt's) „Ost- und Westpreußen" (1800) als würdige Vorläufer der späteren Thätigleit von Seiten der Regierung angesehen werden. Erst 1816, als das Vermessungs- und Aufnahmewesen aus den halbamtlichen Händen des statistischen Bureaus in diejenigen des Generalstabs überging, begannen die zusammenhängenden Arbeiten des Staates, deren Ergebnisse uns heute vorliegen. Vor Allem wurde die Triangulirung des 1815 neubegrenzten Königreiches vorgenommen und deren Anschluß an das russische Dreiecksnetz, unter der Leitung des General Bayer vorgenommen, ist eine der verdienstvollsten und gründlichsten

Arbeiten, die wir dem preußischen Generalstabe zu danken haben. Das heutige Ost- und Westpreußen, Brandenburg, das preußische Seegebiet, so wie Thüringen und die westlichen Provinzen des preußischen Staatsgebiets sind mit erschöpfender Genauigkeit triangulirt worden und noch heute ist man mit Vervollständigung dieser Arbeiten beschäftigt: eben so sieht die Betheiligung des preußischen Generalstabes an der im Werke befindlichen Gradmessung zwischen Astrachan und Brest ihrer Beendigung entgegen. — Gleichzeitig mit der Triangulirung begann die Detailaufnahme des Landes, deren Ergebnisse indessen nicht veröffentlicht worden sind; 1850 schritt man zu einer zweiten, mehr gründlichen und den neuern Anforderungen entsprechenden Meßtischaufnahme des ganzen Landes in dem Maßstabe von 1:25,000 der natürlichen Größe mit vollständiger Berücksichtigung der Höhenschichtentheorie. Diese Arbeit ist in folgenden zwei großen Kartenwerken der Oeffentlichkeit übergeben: 1) Topographische Karte von der Provinz Westphalen und Rheinprovinz in 1:80,000 der natürlichen Größe, 72 Blätter, die seit 1852 größtentheils in zweiter Auflage erschienen sind, und 2) Topographische Karte vom östlichen Theile der Monarchie in 1:100,000 der natürlichen Größe in 249 Blättern, von denen bis jetzt ungefähr 190 erschienen sind, welche Posen, Pommern, Brandenburg, die Provinz Sachsen und die thüringischen Fürsten- und Herzogthümer umfassen. Leider sind diese Karten nicht in Stich, sondern in Lithographie herausgegeben und wenn auch von ungleichem Werthe unter sich, dennoch als eine treffliche Leistung der modernen Kartographie zu bezeichnen; die Terrainzeichnung nach Müffling'scher Manier, die ganze Behandlung nach vorwaltend militärischen Rücksichten. Für die noch nicht erschienenen Landestheile bietet für Ost- und Westpreußen die genannte Schrötter'sche Karte, so wie Engelhardt's treffliche Karte des preußischen Staates und der angrenzenden Länder (Polen) östlich vom Berliner Meridian (in 1:333,333 der natürlichen Größe, 23 Blätter, zweite Auflage 1849) einen leidlichen Ersatz, für Schlesien die Reymann'sche Karte, von der wir weiter unten sprechen werden. Ueber Hohenzollern existirt eine gute Karte von Liebenow (in 1:100,000 der natürlichen Größe), auch ist dasselbe kürzlich vom Generalstabe neu aufgenommen worden. Von Fachkarten über den preußischen Staat verdienen noch Beachtung: Preußens Seeatlas vom Handelsministerium 1841 herausgegeben, unter der Fülle der geognostischen Karten: Dechens Karte über Westphalen ꝛc. (1:80,000, 35 Blätter seit 1856 erschienen), der vom Generalstab publicirte Plan von Berlin und Charlottenburg mit nächster Umgebung (1:12,500 der natürlichen Größe, 4 Blätter 1857), eine Musterarbeit in Buntdruck — Chromolithographie — und endlich die 1859 vom Handelsministerium publicirte Communicationskarte vom preußischen Staate in 1:600,000 der natürlichen Größe in 12 Blättern.

Die deutschen Bundesstaaten. Unter diesen nimmt die kartographische Darstellung Sachsens, dem Vaterlande Werner's und Lehmann's, den ersten Rang ein. Der Bearbeiter des „Topographischen Atlas des Königreichs Sachsen" (1:57,600 der natürlichen Größe, 20 Blätter 1837 — 1860), der 1856 verstorbene Generalmajor Oberreit, ist wohl der geistreichste Vertreter der Lehmann'schen Manier; die Karten sind von schönster Plastik und wahre Musterblätter der Kupferstechkunst, obgleich nicht allen Ansprüchen der modernen Kritik, besonders wegen der mangelnden Höhenketten, entsprechend. Als untergeordnete Kartenwerke verdienen Erwähnung: Schlieben's Cameral-Vermessungskarte von Sachsen und Thüringen (1:120,000, 28 Blätter 1829), zugleich die Unterlage für die geognostische Karte von Naumann und Cotta, die Andree'sche und Süßmilch'sche Karte, endlich Lange's Atlas von Sachsen.

Ueber die Thüringischen Länder finden wir in der preußischen Generalstabskarte, so wie in der ebengenannten von Schlieben, hinreichende Aufklärung; nächstdem existiren viel treffliche Special- und geognostische Karten über den Thüringer Wald und den Harz, unter denen wir die Arbeiten von Fils, Thümmel, Berghaus, Weiland, Credner und Cotta hervorheben.

Ueber Mecklenburg existirt noch keine officielle Aufnahme; doch ist eine solche, nachdem die Triangulirung des Landes beendigt, gegenwärtig vorbereitet. Als Ersatz dienen daher die noch immer schätzenswerthen Karten Schmettau's und zwar über Mecklenburg-Schwerin in 1:50,000 der natürlichen Größe, 16 Blätter 1788, und über Mecklenburg-Strelitz in 1:33,900, 9 Blätter 1780, beide

sehr correct und schön ausgeführt, obgleich jetzt veraltet.

Die Hansestädte sind hinreichend vertreten und zwar Hamburg sammt seinem Gebiete auf den schon genannten holsteinischen Karten von Geerz und Schuhmacher, Lübeck auf der Karte von Behrens (1:91,700 der natürlichen Größe 1827) und Bremen auf der von Thätjenhorst (1851).

Hannover-Braunschweig verdanken ihre sorgfältige Triangulirung den von 1820 bis 1831 ausgeführten Arbeiten des berühmten Astronomen Gauß. — Auf Grund officieller Nachweise ist als Specialkarte von Papen in den Jahren 1832 — 1847 ein topographischer Atlas des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig in 67 Blättern und dem Maßstab von 1:100,000 der natürlichen Größe in Kupferstich herausgegeben worden, der sich durch reiches Detail, gute Zeichnung und zweckmäßige Anordnung auszeichnet. Neben dieser Karte existirt eine metallographisch vervielfältigte, aber nicht im Buchhandel zu habende Karte, an welcher der hannöverische Generalstab seit 1827 mit gründlichem Fleiße arbeitet. Als gute Uebersichtskarte ist die General- und Postkarte von Hannover und Braunschweig in 1 : 500,000 (4 Blätter), 1856 in neuer Auflage erschienen, aufzuführen.

Die Lippe'schen Fürstenthümer sind ohne eigene Kartenwerke; doch findet man sie ausreichend vertreten auf der zwar alten, aber noch jetzt berühmten Lecoq'schen „Karte von Westphalen und seiner Nebenländer," astronomisch und trigonometrisch aufgenommen 1805 (22 Blätter in dem Maßstabe von 1:86,400 der natürlichen Größe).

Oldenburg ist von 1813 — 1850 unter der umsichtigen Leitung Schrenck's speciell aufgenommen worden. Die Ergebnisse dieser Arbeit liegen uns vor in Schrenck's „Topographischer Karte" in 1:50,000 der natürlichen Größe in 16 Blättern, von denen seit 1856 erst 4 Blätter erschienen sind, und einer Generalkarte in 1 Blatt in 1:200,000 (1855). Beide Karten, lithographirt, empfehlen sich durch reiches Detail, correcte und anschauliche Bodendarstellung.

Kurhessen ist seit 1840 vom Generalstabe aufgenommen und von demselben auch der trigonometrische Anschluß an die Nachbarländer vollzogen worden. Die Originalaufnahmen erfolgen in 1:25,000 der natürlichen Größe mit äquidistanten Horizontalen; die darauf basirte sogenannte Generalstabskarte von Kurhessen ist in 1:50,000 der natürlichen Größe bearbeitet und vor Kurzem in allen 40 Blättern herausgegeben worden, eben so eine Reductionskarte in 2 Blättern. Beide Karten, schön und charakteristisch in der Darstellung, gehören zu den besten Leistungen des Steindrucks. — Ueber das benachbarte Waldeck gibt leider nur die veraltete Manfard'sche Karte in 1:165,000 der natürlichen Größe genaueren Aufschluß; doch ist seit 1856 eine Triangulirung und Catastralaufnahme des Landes im Gange.

Hessen-Darmstadt hat ebenfalls eine treffliche lithographische Generalstabskarte in 1:50,000 der natürlichen Größe in 31 Blättern aufzuweisen (1832 — 1850), deren trianguläre Grundlage von Eckhardt herrührt und sich derjenigen der Nachbarländer anschließt. Diese Karte dient zugleich einer geologischen Karte als Unterlage; ferner hat der Generalstab im Jahre 1857 eine Reduction seiner Karte in 2 Blättern (1:250,000 der natürlichen Größe) veröffentlicht. Die freie Stadt Frankfurt und deren Gebiet ist von Ravenstein in zwei guten Specialkarten kartographisch niedergelegt. Das Herzogthum Nassau hat dagegen kein selbständiges amtliches Kartenwerk aufzuweisen; als Aushilfe müssen daher die Karten von Fischer in 1:200,000, Ravenstein in 1:240,000 und vor Allem die allerdings jetzt nicht mehr ausreichend erscheinende Karte Eckhardt's über Hessen-Darmstadt und Nassau (1828, 8 Blätter in 1:200,000 der natürlichen Größe) angesehen werden. Seit 1853 soll die Triangulirung Nassau's von Neuem in Angriff genommen worden sein.

Baiern ist derjenige deutsche Staat, welcher das älteste Kartenwerk nach heutigem Begriffe besitzt; es ist dies Appian's Karte, unter dem Namen „Tafeln von Baiern" 1566 als erstes zusammenhängendes topographisches Kartenwerk des Mittelalters auf Holztafeln geschnitten. Diese Blätter, 25 an der Zahl, gründen sich auf astronomische und geometrische Grundlage und eine Originalzeichnung in 1:50,000 der natürlichen Größe, die Herausgabe derselben ist in dem Maßstabe von 1:144,000 der natürlichen Größe erfolgt. — Im vorigen Jahrhundert wurde von Cassini ein Dreiecksnetz über das Land gelegt und zu Anfang dieses Jahrhunderts,

zur Zeit der französischen Occupation eine Detailaufnahme in Arbeit genommen, welche von 1808 an unter der Leitung des Oberst Riedl fortgesetzt wurde. Es ward ermöglicht, daß 1812 das erste Blatt des „topographischen Atlasses von Baiern“ in 1:50,000 der natürlichen Größe herausgegeben werden konnte. Dieses schöne Kupferstichwerk, einschließlich der Pfalz auf 60 Blätter berechnet, ist heute bis auf 4 Blätter vollendet und nach Berücksichtigung der Zeit des Erscheinens natürlich von ungleichem Werth; die neueren Blätter lassen nichts zu wünschen übrig. Dasselbe gilt von der Generalstabskarte über „die baleriſche Pfalz“ (4 Blätter in 1:150,000 der natürlichen Größe 1857). Ein neuestes Werk des topographischen Bureaus ist die „Uebersichtskarte des Königreichs Baiern diesseits des Rheins“ in 15 Blättern zu 1:250,000 der natürlichen Größe 1853, in zwei Ausgaben als Orts- und Terrainkarte erschienen, von denen die letztere den heutigen Ansprüchen an ein ausschließliches Bild der Bodengestaltung jedoch nicht vollständig genügt. Von den älteren Karten verdient Conlon's Militärische Karte von Süddeutschland in 1:400,000, 1818 erschienen, einer lobenden Erwähnung.

Würtemberg besitzt eine vom statistisch-topographischen Bureau seit 1829 herausgegebene Karte in 1:50,000 der natürlichen Größe und 57 Blättern in Steindruck, welche sich auf die seit 1820 unter Bohnenberg vorgenommene Triangulirung und Detailaufnahme stützt. Dieses Kartenwerk zeichnet sich durch klarste und plastische Darstellung der höchst interessanten Terrainformen des Landes aus. Gleichen Ursprung hat die Generalkarte (von Mittnacht) in 4 Blättern und 1:200,000 der natürlichen Größe 1842 erschienen; diese Karte wie die Winkelmann'sche in 1:400,000 der natürlichen Größe sind ebenfalls wegen ihrer übersichtlichen Terrainbarstellung zu loben.

Baden, seit 1819 triangulirt, schließt sich seinem Nachbarlande würdig an, denn die „Topographische Karte“ des Generalstabes in 1:50,000, 56 Blätter seit 1838 herausgegeben, gehört ebenfalls zu den besten Erzeugnissen der heutigen Kartographie. Die Aufnahme erfolgt mit äquidistanten Höhenschichten, daher auch die beiden vom Generalstab edirten Uebersichtskarten, die eine in 1:400,000 (1849), die andere in 1:200,000 (6 Blätter, im Erscheinen begriffen), bei Schärfe und Klarheit die richtigste Generalisirung des Bodenbildes zuließen. Als officielle Grenzkarte ist die topographische Karte des Rheinstromes (1:20,000, 19 Blätter 1828) von hervorragendem Werthe unter ähnlichen Arbeiten.

Karten über größere Theile von Deutschland. Die bedeutendsten, zum Theil schon genannten Werke dieser Gattung sind für Norddeutschland die Engelhardt'sche Karte von Preußen, östlich des Berliner Meridians, und für Süddeutschland Scheda's Karte des österreichischen Kaiserstaates. Für Nordwest-Deutschland ist anzuführen: Witzleben, Karte von West-Deutschland, Nordost-Frankreich, Süd-Holland und Belgien (1:400,000 der natürlichen Größe, 16 Blätter, 1848, in 2. Auflage), ein praktisches und übersichtliches Kartenwerk, das seiner Bestimmung für den Feldgebrauch entsprechen dürfte, — für Südwest-Deutschland: Wörl, Atlas von Südwest-Deutschland und den Alpenländern 1:200,000 der natürlichen Größe, 48 Blätter, 1843). Rotheingedruckte Straßen und Ortszeichen geben dieser schön lithographirten Karte ein eigenthümliches Gepräge; sie ist noch recht brauchbar, obgleich monoton und in den einzelnen Landestheilen durch Werke von mehr wissenschaftlicher Behandlung später überflügelt worden. Als eine gute aber etwas überladene Postkarte über Südwest-Deutschland ist die von Löhle (1:600,000) zu erwähnen. Ueber Mitteldeutschland gibt die schon genannte Schlieben'sche Karte zusammenhängenden Aufschluß.

Ein großes Hemmniß für die Geltung einzelner Karten ist der Umstand, daß sie fast sämmtlich mehr oder weniger schnell veralten, theils, weil sie factisch durch neuere, gründlichere Arbeiten und Quellenstudien, durch Anlage neuer Eisenbahnen und Straßentracte, durch Grenzberichtigungen ꝛc. bald lückenhaft werden, theils, weil der Fortschritt der Wissenschaft wie der technischen Behandlungsweise selbst gute Producte bald durch bessere ersetzt und in den Hintergrund drängt. Das neu pulsirende Interesse der Gegenwart für die Geographie und Landeskunde, der Fortschritt in der Verbesserung der Meßinstrumente, so wie in der Herstellungsweise der Karten (z. B. der Buntfarbendruck, die Reductionen der Kartenbilder auf photographischem Wege, Erneuerung der Kupferstichplat-

ten durch galvanische Ablagerung). Alles dies trägt dazu bei, selbst guten Karten einen mehr oder weniger ephemeren Charakter zu geben. Aus diesem Grunde müssen Karten über große Länderstrecken ganz besonders nachsichtig beurtheilt werden. Dies trifft vor Allem diejenigen Kartenwerke, welche sich die kartographische Darstellung von ganz Deutschland zur Aufgabe gestellt haben. Die staatliche Zerstückelung hat auch hier viel Treffliches im Speciellen, aber nichts nach großem einheitlichen Plane Angelegtes in's Leben zu rufen vermocht, und wo solches versucht wurde, geschah es durch Privatunternehmungen, denen wiederum der Vortheil officieller Hilfe nicht zu Gebote stand. Ist doch bis zum gegenwärtigen Augenblicke noch kein zusammenhängendes trigonometrisch-astronomisches Netz über ganz Deutschland vorhanden, und datiren die officiellen Arbeiten der verschiedenen deutschen Länder aus den verschiedensten Zeiten, sind daher in Bezug auf Maßstab, Auffassung und Gründlichkeit von verschiedenartigstem Werthe. Beispielsweise sei erwähnt, daß Salzburg 1810, Baiern, noch unvollendet seit 1812, Erzherzogthum Oesterreich 1813, Tyrol 1825 — 1831, Würtemberg 1829 bis 1850, Hannover und Braunschweig 1832 bis 1847, Hessen-Darmstadt 1832 — 1850, Steiermark und Illyrien 1834 — 1841, Sachsen 1837 — 1860, Baden 1838 bis 1850, Preußens östlicher Theil, noch unvollendet seit 1840, der westliche Theil 1843 bis 1856, Mähren 1844, Böhmen 1848 bis 1860, Kurhessen 1848 — 1860, Oldenburg, noch unvollendet seit 1856, officiell kartographisch herausgegeben worden sind, über die Mecklenburgischen und Lippe'schen Lande, Waldeck und Nassau noch gar keine amtlichen Kartenwerke existiren. Daneben kann die Herstellung eines Gesammtbildes von ganz Deutschland nicht jene Specialarbeiten außer Acht lassen, welche die industrielle und vielseitige Thätigkeit unserer Zeit gleich einer Fluth in's Leben gerufen hat, nämlich die Pläne von Städten, Badeorten, Eisenbahnen, Flußthälern, Kohlenbassins, die Manöverkarten, Gebirgskarten, Stromkarten u. s. w. Die früheren Gesammtkarten von Deutschland, die wir den Arbeiten Homann's, Güssefeld's, Sotzmann's, der Jäger'schen Buchhandlung, wie dem Weimar'schen Industrie-Comptoir verdanken, selbst die vergleichsweise neueren Militärkarten von Conlon und Klein, wie der Wörl'sche Atlas von Centraleuropa in 60 Blättern können nicht mehr den Ansprüchen der gegenwärtigen Zeit genügen. Als die einzigen noch brauchbaren Karten über Gesammtdeutschland können wir nur die von Reymann, Stieler und Holle bezeichnen. Die „topographische Specialkarte von Deutschland," zuerst herausgegeben von Reymann, fortgesetzt durch Oesfeld und jetzt unter der Leitung Handtke's, Eigenthum der Flemming'schen Verlagshandlung zu Glogau, ist jedenfalls als das bedeutendste Unternehmen zu bezeichnen. Auf 405 Blätter berechnet, die in dem praktischen Maßstabe von 1 : 200,000 der natürlichen Größe erscheinen, wonach die Grenzen einer speciellen Darstellung noch nicht überschritten sind, umfaßt dieses Kartenwerk außer ganz Deutschland auch die Niederlande, Belgien, Frankreich östlich vom Pariser Meridian, Polen und die Schweiz, somit ganz Mitteleuropa. — Bis jetzt erschienen 300 Blätter und fehlen nur noch die Blätter über das südöstliche Deutschland, der größere Theil der Niederlande wie der Schweiz. Die ersten Blätter, bald nach den Freiheitskriegen erschienen, wurden in Kupfer gestochen, später ist man zur Lithographie übergegangen, um das weitschichtige Unternehmen zu fördern. Die ältern Blätter sind fast durchgängig durch neuausgelegte ersetzt worden, die neueren, besonders die von Handtke gezeichneten, empfehlen sich durch gelungene Zeichnung, Deutlichkeit und eine Fülle von Höhenangaben. Nach Maßgabe der Unterlagen kann der Werth der einzelnen Blätter unter sich verglichen natürlich nur ein ungleichartiger sein, im Ganzen aber kann, wie gesagt, die Karte als die zweckmäßigste, umfangreichste und erschöpfendste besonders für den Militärgebrauch bezeichnet werden. — Ein zweites schönes Werk ist Stieler's „Atlas von Deutschland, der Niederlande, Belgiens und der Schweiz" in 25 Blättern im Maßstabe von 1:750,000 der natürlichen Größe, 1826 bis 1836 bearbeitet und 1855 in 2. Auflage erschienen. Diese scharf und künstlerisch schön in Kupfer gestochene Karte empfiehlt sich durch ihre Deutlichkeit, wissenschaftliche Grundlage und vortreffliche Generalisirung, welche die rechte Mitte zwischen Ueberladung und Armuth in richtigster Weise beherrscht. Ein drittes Werk dieser Gattung ist die seit 1855 im Erscheinen begriffene „Specialkarte von Deutschland, den Niederlanden und Bel-

gien," wie die Reymann'ſche Karte in 1:200,000 bearbeitet. Die bis jetzt erſchienenen lithographirten 20 Blätter über Norddeutſchland beruhen zwar auf neueren Unterlagen als die entſprechenden Reymann'ſchen, ſind aber zu überladen, um ihnen gleichgeſtellt werden zu können. Von übrigen guten Generalkarten ſind noch die Arbeiten von Weyland, Sydow-Berghaus, Bach (geognoſtiſch) zu erwähnen. Unter der Menge von Poſt- und Reiſekarten nehmen die von Diez (Stülpnagel und Bär), wie von Friedrich den erſten Rang ein. Ein intereſſantes Unternehmen der Neuzeit iſt endlich Papen's Höhenſchichtenkarte von Centraleuropa, jetzt von Ravenſtein fortgeſetzt. Die ſeit 1857 erſchienenen 9 Blätter zeigen, daß die rieſige Aufgabe, ein Geſammtbild Centraleuropa's mit äquidiſtanten Höhencurven darzuſtellen, mit Hilfe des Buntdrucks höchſt erfolgreich angeſtrebt worden iſt, was dem Kenner um ſo mehr Bewunderung erregt, als ihm die Mangelhaftigkeit und Zerſtreutheit der Unterlagen bekannt iſt. Die Karte iſt ein Triumph deutſcher Betriebſamkeit und Gründlichkeit, die ſich faſt in zu minutiöſes Eingehen vertieft haben.

Das Geſetz von der Erhaltung der Kraft.

Ein Blick in die Oekonomie des Univerſums.

Die Philoſophen haben ſeit den früheſten Zeiten nach dem Wege geſucht, der ſie zu dem Punkte führen ſollte, von welchem aus ſie einen Einblick in die Grundprincipien der Schöpfung thun zu können hofften. Allein dieſe Bemühungen mußten ſo lange vergebliche bleiben, als die Erſcheinungen der materiellen Welt, der Natur, einer ſo falſchen Discuſſion, weil einer ſo unvollkommenen ſyſtemloſen Beobachtung unterlagen, wie es bis in das ſiebzehnte Jahrhundert der Fall war. Auf dem Wege der bloßen Speculation laſſen ſich die Geſetze, nach denen die Welt gebaut iſt, nicht finden. Die Kräfte ſelbſt können wir nicht beobachten, eben ſo wenig wie wir den Begriff der Materie ohne Weiteres ableiten können. Die Wirkungen, welche die Körperwelt auf unſere Sinne macht, die Erſcheinungen, ſind es daher zunächſt, die Kraftäußerungen, die wir in den Kreis unſerer Betrachtung ziehen müſſen, um aus dieſen zurück auf die Urſachen ſelbſt zu ſchließen. Baco von Verulam hat die Art der Naturforſchung beſtimmt, und den experimentellen Weg als den einzigen gekennzeichnet, der zu einer objectiven Anſchauung führen kann, indem er bei den Erſcheinungen, welche die äußere Natur in wechſelndem Spiel und ſcheinbar zuſammenhanglos oft und ohne Einklang hervorbringt, eine Wiederkehr unter beſtimmten ſicher erkannten Umſtänden nachweiſt und das Weſentliche vom Zufälligen ſondert.

Wir dürfen aus dem engen Laboratorium ſicherer hinaus in das Weite blicken und nach unſeren Erfahrungen im Kleinen mit größerem Recht das Ganze beurtheilen, als wir aus den im All vorgehenden Veränderungen auf die bedingenden Urſachen ſchließen dürfen, weil wir dieſen gegenüber keinen Geſichtspunkt einzunehmen vermögen, von welchem aus wir das Phänomen in ſeiner Totalität überblicken können. Die Naturforſchung betrachtet daher zunächſt auch lediglich das als ihre Aufgabe, die Summe der Erſcheinungen kennen zu lernen, und ſie hat ſich, entgegengeſetzt der von den Alten befolgten Methode, lange Zeit begnügt, der Natur nur beobachtend gegenüberzuſtehen.

Die Fülle der auf dieſe Weiſe gewonnenen Erfahrungen drängte aber endlich ſelbſt zu einem Zuſammenfaſſen; es ergaben ſich ſchon dem oberflächlichen Blicke Uebereinſtimmungen, die Winke für den ferneren Weg, den die Forſcher zu betreten hatten, wurden. Allmälig eröffneten ſich Geſichtspunkte, die das reiche Material in überſichtlicher Ordnung gruppiren ließen, und die einheitlichen Charaktere der einzelnen Gruppen von Erſcheinungen wurden als Geſetze erkannt. Sind nun auch zum größten Theile die auf ſolche Weiſe abgeleiteten Geſetze der Art ihrer Gewinnung nach nichts weiter als Summenformeln, nichts Anderes als allgemeine Mittelausdrücke für eine freilich ungemein große Zahl beobachteter einzelner Fälle, und als ſolche nicht der Ausdruck der letzten Principien der Welt, ſo haben ſich doch in zweiter Reihe bei der Discuſſion jener Geſetze neue Folgerungen ziehen, gewiſſermaßen Geſetze höherer Ordnungen ableiten laſſen, die ſich den letzten Gründen, den kosmiſchen Regeln um ſo mehr nähern, je höher ihre Ordnung iſt.

Dies Alles gilt von der Erkenntniß der äußern Natur, derjenigen Erscheinungen, die wir ihren quantitotiven Verhältnissen nach zu beurtheilen vermögen. Das Reich des Geistes, die intellectuelle Welt, scheint sich ihrer Erkenntniß durch die hier gebräuchlichen Methoden zu entziehen. Aber wenn es uns überhaupt unmöglich ist, die Kluft zwischen Körper und Geist zu überspringen, und das verbindende Glied zu finden, welches beide Welten mit einander zu einem kosmischen Ganzen einigt, vielleicht weil uns dies Glied zu nahe liegt, so muß unsere Erkenntniß der Wahrheit sich doch dadurch nähern, doß wir die beiden für uns noch selbständigen Gebiete jedes für sich einer objectiven Untersuchung unterwerfen, ihre Grenzen und ihr Inneres lennen zu lernen und die verwandten Districte, in denen der Uebergang liegt, zu beleuchten suchen. Die wahre Naturforschung in der richtigen Würdigung ihrer Mittel und Methoden, sieht daher auch jetzt noch von der Lösung der Frage „was ist Geist" vollständig ab. Alle Versuche, die in der letzten Zeit gemacht worden sind, diese Frage zu lösen, beruhten in einer dilettantischen Ueberschätzung der eigenen Kräfte und der Erfolge, welche die Naturwissenschaft, so lange sie den Pfad besonnener Beobachtung nicht verließ, errungen hatte.

Lassen wir daher die Metaphysik ihren eigenen Weg gehen und wenden wir uns lediglich der Physik zu, die aus den materiellen Erscheinungen Gesetze entwickelt, nach denen die quontitativen Verhältnisse der Welt, der Haushalt des Kosmos, geordnet sind. Wir dürfen annehmen, daß die Materie durch die ganze Schöpfung dieselbe ist, daß die Kräfte, welche ihre für uns veränderten Erscheinungen bedingen, in allen Weiten des Weltraumes dieselbe Giltigkeit haben. Das Licht, es mag uns von verbrennenden Gasen kommen oder vom Sirius, von einem Kometen oder von einem noch unaufgelösten Nebelflecke, ist dosselbe seinen Wirkungen, also wohl ouch seinen Ursachen nach.

Die Wärme, welche mit dem Sonnenlicht unserer Erde zukommt, übt denselben Effect, als die, welche uncultivirte Völker durch Reiben zweier Holzstücke auf einander erzeugen, und könnten wir die letztere ouf einen außerhalb unseres Sonnensystems befindlichen Weltkörper übertragen, so würde dadurch wiederum dieselbe Wirkung auf ihn ausgeübt werden, als wenn er eine der Quantität nach gleich große Wärmebestrahlung vom Polarstern erlitte.

Die Beziehung also, die wir auf unserer Erde zwischen der Materie und den auf sie einwirkenden Kräften bemerken, hinaus in das Weltall zu übertragen, muß uns erlaubt sein, und den Schlüssen, die wir aus diesem Unternehmen ziehen können, wird keine geringere Glaubwürdigkeit zugestanden werden dürfen, als denjenigen, zu welchen uns die Experimente im Laboratorium des Physikers für irdische Verhältnisse auffordern.

Die Entdeckung der Gravitation durch Newton wor das erste Band dieser Art, kraft dessen wir zunächst alle Körper unsers Sonnensystems zu einem in sich zusammenhängenden Ganzen verbinden konnten. Da das Gesetz direct sich ouf die Materie bezieht, wird es auch überall als Regel auftreten, wo der Weltraum von Materie erfüllt ist.

Wir sagten oben schon einmal, daß die Methoden der Messung, die Beurtheilung der Naturerscheinungen nach ihrem quantitativen Werth uns vorzüglich den Houshaltsplan der Schöpfung erkennen lossen. Zwei Houptgesetze aber sind es vorzüglich, deren Erkenntniß wir hier als die schönsten Erfolge begrüßen, die sich on die Einführung der Wage und des Maßstabes als Hilfsmittel der exacten Forschung knüpfen, das Gesetz von der Unzerstörbarkeit der Materie und dos von der Erhaltung der Kraft. Es hatte die speculative Philosophie zwar schon lange ausgesprochen, daß die Menge des im Raume vorhandenen Stoffes eine festbestimmte sein müsse, die sich im Laufe der Zeit weder vermehrt noch vermindert haben könne, und die Gründe, die für diese Behauptung beigebracht wurden, waren für gewisse Voraussetzungen vollständig beweisend, allein zum thatsächlichen bestehenden Gesetz konnte dieser Schluß erst erhoben werden durch die Auffindung der stöchiometrischen Gesetze, nach welchen die chemischen Verbindungen entstehen und wieder zerfallen. In allen Fällen scheiden sich dieselben Mengen derselben Stoffe wieder ous, wenn ein Körper in seiner chemischen Zusammensetzung eine totale Zersetzung erleidet, durch deren Zusammentreten jener Körper sich gebildet hot. Es wird weder ein Atom gewonnen, noch geht irgend eine Spur irgend eines seiner Bestondtheile verloren, und eben so bleibt die vorhandene Materie, aus der die sichtbare Schöpfung besteht, und über deren

Entſtehung wir uns freilich keine Begriffe bilden können, unwandelbar dieſelbe. Unſer Sonnenſyſtem kann möglicher Weiſe ſeine Selbſtändigkeit aufgeben; ſo wenig auch dafür ſpricht, ſo wäre es wenigſtens nicht undenkbar, daß die gegenſeitigen Beziehungen zwiſchen den daſſelbe zuſammenſetzenden Weltkörpern andere würden, aber welche Zerſtörungen, welche Revolutionen immerhin eintreten mögen, es kann nur ein formeller Untergang, nicht aber ein materieller ſtattfinden. Allerdings kann das Waſſer vielleicht aufhören, Waſſer zu ſein, wenn ſich ſeine beiden Beſtandtheile Waſſerſtoff und Sauerſtoff anders zu gruppiren Veranlaſſung finden, allein dieſe beiden Elementarbeſtandtheile bleiben in derſelben Menge fortbeſtehend, und wenn durch das ganze Weltall die Zerreißung der Form den höchſten Grad annähme, es würde dieſelbe nur von einer Dislocirung, nicht von einer Vernichtung der Materie begleitet ſein.

Dieſe Anſchauung von der Unzerſtörbarkeit der Materie auf die Kraft zu übertragen, dürfte dem Philoſophen vielleicht als nicht fernliegend erſcheinen, und wenn derſelbe Satz für die Kraft von der Philoſophie nicht ausgeſprochen worden iſt, ſo lag dies vielleicht nur daran, weil über den Grundbegriff des Weſens der Kraft kein philoſophiſches Syſtem erſchöpfende Auskunft zu geben vermag. Die exacte Forſchung konnte aber an die Aufſtellung dieſer Frage, nach ihrer Art und Weiſe zu ſchließen, nicht eher kommen, als bis, wenn auch nicht das Weſen der Kraft an ſich, ſo doch die quantitativen Verhältniſſe ihrer Aeußerungen durch geeignete Methoden hinreichend unterſucht und feſtgeſtellt worden waren. Dieſe Methoden der quantitativen Forſchung ſind die Triumphe der letzten hundert Jahre, und einen Wendepunkt in der Befreiung der Geiſter von Meinungen und Anſichten zu Ueberzeugung und Wiſſen bezeichnet die 1790 den 8. Mai von Talleyrand decretirte Einführung des franzöſiſchen Decimalmaßes. Denn ſeit dieſer Zeit erſt haben die quantitativen Beobachtungen einen dauernden Werth, weil ſie ſich auf Maßeinheiten zurückbeziehen, die für unſere Verhältniſſe unveränderlich, abſolut ſind.

Indeſſen erhielt das Geſetz von der Unzerſtörbarkeit der Kraft ſeinen Ausdruk erſt in der letzten Zeit, weil zum Beweiſe desſelben nöthig war, daß die experimentelle Forſchung den Weg ſo weit vorbahnte, daß der Zuſammenhang der einzelnen Kräfte unter einander erſichtlich, und ihre Beziehung zu einem gemeinſchaftlichen Maße, zu der mechaniſchen Arbeitsleiſtung, deutlich hervortretend gemacht werden konnte. Das Verdienſt, dieſes große allgemeine Geſetz von der Erhaltung der Kraft, wie es Helmholtz nennt, zuerſt in ſeinem ganzen Umfang erkannt und ausgeſprochen zu haben, gebührt dem Arzte J. R. Mayer in Heilbronn, der im Jahre 1844 damit hervortrat. Zwar hatte der Franzoſe Carnot bereits im Jahre 1842 aus ſeinen Unterſuchungen Folgerungen gezogen, die ſich auf die quantitativen Beziehungen zwiſchen der Wärme und der mechaniſchen Arbeitsleiſtung, auf den allgemeinen Kraftvorrath des Weltalls, auf den einſtigen Zuſtand der Materie, ſo wie auf das Endreſultat aller Kraftleiſtung bezogen, und er war dabei zu Schlüſſen gelangt, die wir auch dem Mayer'ſchen Geſetze entnehmen können, indeſſen fehlte ſeiner Anſchauung die Allgemeinheit, welche das Mayer'ſche Geſetz zu einer einfachen Grundregel der Welt macht, und die darin beruht, daß nicht die Wärme allein, ſondern das Licht, die Elektricität, Magnetismus und alle übrigen Aeußerungen der Kraft demſelben Princip untergeordnet ſich zeigen.

Wir wollen jetzt noch uns enthalten, dieſe Geſetze, ſowohl das Carnot'ſche als das Mayer'ſche, auszuſprechen und ihre Richtigkeit rückwärts gehend zu beweiſen. Vielmehr wollen wir vom Einfachſten an alle jene Erſcheinungen verfolgen, aus denen ſich dieſe letzten Wahrheiten als nothwendige ergeben.

Betrachten wir die mechaniſchen Kraftleiſtungen in der uns umgebenden Natur, ſo fällt uns bei den hauptſächlichſten derſelben unmittelbar ihre innige Beziehung zu der Wärme auf.

Der Wind, der die Flügel der Mühle in Bewegung ſetzt und ſchwerbefrachtete Schiffe mit ihren Laſten über den weiten Spiegel des Oceans führt, er iſt eine Folge der Wärme, welche in heißen Ländern durch ihre intenſive Wirkung die Temperatur der Luft erhöht, die ſich ausdehnt, dadurch ihr Gewicht vermindert und ein Aufſteigen dieſer leichter gewordenen Maſſe in höhere Regionen hervorruft. Die kalte ſchwere Luft der nach den Polen zu gelegenen Länder will den entſtehenden leeren Raum ausfüllen und ſtrömt nach dem Aequator hin, während ſich wiederum an ihre Stelle der leichte Luftſtrom in den obern Regionen der Atmoſphäre hinbewegt.

An der Oberfläche der feſten Erdrinde wird daher in der Hauptſache ſich die Luft immer von dem Pol nach dem Aequator hin, hoch oben über uns aber ein continuirlicher Strom in umgekehrter Richtung bewegen. In dieſem nie aufgehobenen, wohl aber durch die Rotation der Erde ſowohl als durch die Vertheilung von Waſſer und Land, durch die Richtung hoher Gebirge und andere theils allgemeine, theils locale Urſachen mannigfach beeinflußten Beſtreben, das Gleichgewicht des Luftkreiſes zu unterhalten, iſt die Urſache des Windes zu ſuchen, und ſeine Geſammtkraft, das werden wir ſchon ſchließen können, wird abhängig ſein von dem Grade der Ausdehnung der Luft unter dem Aequator, alſo von der Wärmemenge, welche dort zur Wirkung gelangte.

Die Oberfläche des weiten Meeres verdunſtet ohne Unterlaß Waſſer, das durch die Winde in gasförmiger Geſtalt fortgeführt, endlich aber in den Wolken wieder verdichtet wird, aus denen es als Regen, Nebel oder Schnee auf das feſte Land herabfällt. Auf den Kämmen der Gebirge ſchlagen ſich die Waſſerdämpfe nieder, kleine Quellen entſpringen an den Abhängen, ſie fließen den Thälern zu, ſich mehr und mehr verſtärkend. Bald wird die Waſſermenge hinreichend mächtig, das Mühlrad zu treiben, welches die raſche Fallbewegung in ſich aufnimmt und in eine mechaniſche Arbeitsleiſtung umſetzt. Bis zur Küſte des Meeres hat das Waſſer auf einer ſchiefen Ebene, die ihm das vom Gebirge her ſich allmälig abflachende Land unterbreitet, herabzugleiten und wird daher im Stande ſein, durch ſein Fallen auf dieſem ganzen Wege die Maſchinen der Menſchen zu bewegen.

Dieſe Arbeit, die es auf ſeinem Wege zum Meere zurück zu leiſten vermag, verdankt es lediglich der Wärme, kraft deren es von dem Waſſerſpiegel der Meere ſich als Dampf bis in jene Höhen erheben kann, in denen es verdichtet wieder die Quellen der Flüſſe ſpeiſt. Bei der Verdunſtung des Waſſers wird Wärme gradezu verzehrt, Kraft dagegen beim Rücklauf des Waſſers gewonnen.

Dieſe innigen Beziehungen zwiſchen Wärme und mechaniſcher Arbeitsleiſtung müſſen uns ohne Weiteres auf den Gedanken bringen, daß die erſtere ſich in die letztere verwandeln, umſetzen laſſen müſſe. Bei weiterem Nachdenken aber wird ſich uns der Schluß aufdrängen, daß dann die Wärme als Wärme für unſer Gefühl verloren gehen muß, ſelbſt wenn wir noch mit dem Geſetze unbekannt ſind, daß in der Natur nichts umſonſt geſchieht, und daß wie nichts ſpurlos verſchwinden, ſo auch keine Kraft ſich aus nichts erzeugen kann. Und in der That iſt es ſo, denn die Erfahrung lehrt, daß da, wo Wärme eine Kraftleiſtung erzeugt, jedesmal ein Theil der Wärme als ſolche für unſere Wahrnehmung verloren geht. Durch die Ausdehnung der Luft wird ein Theil der Sonnenwärme als Wärme verzehrt, es wird kälter. Durch die Verdampfung des Waſſers wird ebenſo eine Temperaturerniedrigung herbeigeführt, welche lediglich eine Folge der aufgebrauchten Wärme iſt. Dieſe Wärme nutzt der Schiffer, es nutzt ſie der Müller, deſſen Räder das fallende Waſſer treibt. Sie hat ſich in der Bewegung des Windes wie in der Strömung des Fluſſes in mechaniſche Arbeitskraft umgeſetzt. Wir brauchen, um dies weiter zu beweiſen und zugleich hervorzuheben, wie es in unſrer Macht ſteht, willkürlich dieſe Umſetzung hervorzurufen, wohl kaum an unſere Dampfmaſchinen zu erinnern, denen wir auf der einen Seite Kohlen zuführen, um die durch die Verbrennung derſelben entwickelte Wärme auf der andern Seite als mechaniſche Arbeit zu nützen.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die Wärme die Körper ausdehnt. Im Pariſer Conservatoire des arts et des métiers hat man einen mehrere Zoll großen Sprung der Mauerwölbung dadurch geheilt, daß man die klaffenden Theile mit erhitzten Eiſenſchienen verband. Beim Erkalten zogen ſich dieſe zuſammen und näherten die Rißflächen einander wieder. Die Kraft, welche zur Hervorbringung dieſes Effectes nöthig war, erhielt man durch zweckmäßige Umſetzung der Wärme. Umgekehrt wie wir Wärme in Arbeit umzuſetzen vermögen, gelingt es uns auch, Wärme aus mechaniſcher Kraft zu gewinnen, die letztere in die erſtere zu verwandeln.

Wenn wir mit unſern Händen raſch über eine rauhe Fläche ſtreichen, ſo haben wir ein Gefühl der Wärme, welches nicht etwa in einer ſubjectiven Täuſchung beſteht, denn wir können die entſtandene Temperaturerhöhung durch das Thermometer nachweiſen. Die bekannten Phosphorſtreichhölzer entzünden ſich durch Reibung, indem wir die Temperatur des Zündſtoffes bis zu ſeinem Brennpunkte erhöhen. Häufig kann man Achſen an Wagenrädern vor Hitze rauchen ſehen; ebenſo hat

nicht ſelten die ſchnelle Rotation der Mühlſteine eine Erhitzung hervorgerufen, durch die die Mühle in Brand gerieth. Was iſt der Grund dieſer Erſcheinung? Die Wärme war vorher weder in dem Feuerſtein noch in dem Stahl, dem wir durch Schlagen glühende Funken entlocken, ſie muß alſo während der Berührung enſtanden ſein, und zwar in Folge der raſchen Bewegung beider Körper gegen einander. In der That iſt es nicht anders. Die Kraft, die bei der Reibung verloren geht, d. h. die ſich nicht als eine mechaniſche Arbeitsleiſtung zu erkennen gibt, wird in Wärme verwandelt. Daher erfordert der Wagen, deſſen Achſen ſchlecht geſchmiert ſind und die in Folge der dadurch erzeugten Reibung ſich bedeutend erhitzen, mehr Kraft zur Fortbewegung als ein anderer, bei dem dieſer Uebelſtand nicht ſtattfindet. Das Mehr von mechaniſcher Arbeit wird zu Wärme. Bei alten Fuhrleuten kann man bisweilen noch ein Feuerzeug ſehen, das in weiter nichts als in einem metallenen, unten verſchloſſenen Cylinder beſteht, in welchem ſich ein luftdicht ſchließender Kolben auf und ab bewegen läßt. Stößt man dieſen Kolben mit Gewalt in den Stiefel hinein, ſo wird bei der nothwendigen Compreſſion der Luft genug Wärme erzeugt, daß ſich der Feuerſchwamm, der ſich am Boden befindet, entzünden kann. Dieſe Wärme iſt ebenfalls umgewandelte mechaniſche Kraft.

Wenn man eine Billardkugel mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit auf eine andere ſtößt, ſo daß ſie alle Kraft, die ſie bewegte, durch den Stoß abgibt, ſo wird die zweite Kugel, wenn ſie gleich groß und gleich ſchwer war, doch nicht mit derſelben Geſchwindigkeit weiter fliegen, denn ein Theil der Kraft iſt dadurch, daß die kleinſten Theilchen des Elfenbeins an der Berührungsfläche ſich zuſammendrücken mußten, wobei Reibung entſtand, verbraucht worden, dafür würden wir aber als Folge der bei dieſen Verſchiebungen entſtehenden Reibung eine Temperaturerhöhung der beiden Kugeln rings um den Punkt des Zuſammenſtoßes nachweiſen können. Je größer dieſe Erwärmung iſt, um ſo unelaſtiſcher iſt der Körper, um ſo größer iſt der Kraftverluſt, der bei der Uebertragung zwiſchen zwei dergleichen erlitten wird.

Carnot hat dieſe Verhältniſſe einer mathematiſchen Unterſuchung unterworfen und ſein ſchon erwähntes Geſetz drückt Helmholtz folgendermaßen aus: „Nur wenn Wärme von einem wärmern zu einem kältern Körper übergeht, kann ſie, und auch dann nur theilweiſe, in mechaniſche Arbeit verwandelt werden.“ Der Theil, welcher ſich nicht in Kraft umſetzt, vertheilt ſich in der Materie des Körpers und wird durch Ueberleitung auf andere Körper die Urſache einer allgemeinen Temperaturerhöhung des Weltraums. Die Wärme, die im Weltraum herrſcht, läßt ſich nie mehr in mechaniſche Arbeit verwandeln, denn wir vermögen den Weltraum nicht abzukühlen und dadurch eine Differenz disponibler Wärme darzuſtellen. Um aber zu unterſcheiden, wie ſich quantitativ die Arbeitsleiſtung zur Wärme verhält, und um die ſich ergebenden Folgerungen in unwiderleglichen Zahlen niederzulegen, und das Geſetz ſelbſt durch Maß und Gewicht zu erhärten, iſt es nöthig, zunächſt für Wärme ſowohl als für Arbeitsleiſtung Maßeinheiten, mit denen wir ſie vergleichen, einzuführen. Wir meſſen die Wärme durch die Temperaturerhöhung, welche ſie in einem Waſſerquantum von beſtimmter Größe hervorbringt. Um ein Pfund Waſſer um einen Grad zu erwärmen, muß immer eine gleich große Menge Kohlenſtoff verbraucht werden; es iſt alſo zu dieſem Effect immer genau dieſelbe Wärme nöthig, und wir haben in dem Wärmequantum, das beim Verbrennen einer beſtimmten Menge Kohlenſtoffes erzeugt wird, eine Maßeinheit, die für unſere Zwecke vollſtändig brauchbar iſt. Die mechaniſche Kraft können wir eben ſo in ihrem Effect meſſen. Um das Gewicht eines Pfundes auf die Höhe von einem Fuß zu heben, iſt ein gewiſſer Kraftaufwand nöthig, der für uns unter allen Verhältniſſen derſelbe bleiben wird. Und zwar bleibt es ſich vollſtändig gleich, ob wir das Gewicht auf einmal oder nach und nach heben, ob wir die Arbeit raſch oder langſam verrichten. Denn obwohl wir zu der Hebung von einem Gramm nur eine bei Weitem kleinere Kraft gebrauchen als zu der Hebung eines Pfundes, ſo wird, weil wir dieſe geringere Kraft wiederholt aufwenden müſſen, zuletzt, wenn wir fünfhundertmal die Hebung eines Grammes ausgeführt haben, die verbrauchte Kraftſumme genau ſo groß ſein als diejenige Kraft, die die Hebung von 500 Gramm auf einmal geſtattete.

In der Mechanik hat man daher zur Beurtheilung von Kraftgrößen die Arbeit, welche man damit auszuführen im Stande iſt, als Maß betrachtet, und als die Einheit dafür

das Fußpfund oder das Meterkilogramm eingeführt; d. h. diejenige Kraft, durch welche ein Gewicht von einem Pfunde um einen Fuß, reſpect. das Gewicht eines Kilogrammes um einen Meter in die Höhe gehoben wird.

Auf die Zeit, in welcher dieſer Effect erreicht wird, kommt zunächſt nichts an. Etwas anderes iſt dies bei dem Begriffe der lebendigen Kraft.

Unternehmen wir, einen Körper in die Höhe zu heben, ſo überwinden wir die Schwerkraft, welche die Erde auf ihn ausübt. Dem gehobenen Körper wohnt nichts von der aufgewendeten Kraft unſerer Muskeln inne. Er kann Jahrtauſende in ſeiner neuen Lage verweilen, ohne eine andere Kraftäußerung hervorzubringen als einen Druck auf ſeine Unterlage, der eben ſo groß ſein wird, als derjenige war, den er auf die Unterlage ausübte, auf der er vor ſeiner Hebung ruhte. Laſſen wir ihn aber die gehobene Höhe wieder durchfallen, ſo wird dies mit einer Geſchwindigkeit geſchehen, die ſich während des Falles immer mehr und mehr vergrößert, und der endliche Effect, wenn er auf ſeiner früheren Unterlage wieder anlangt, wird von dem Drucke, den er ſtetig ausübt, weſentlich verſchieden ſein. Durch die Aufhebung der Bewegung, durch die Vernichtung der Geſchwindigkeit des ſchweren Körpers gewinnen wir eine mechaniſche Arbeit. Je größer die durchfallene Höhe, um ſo größer die Endgeſchwindigkeit eines ſchweren Körpers, und je größer deſſen Gewicht, um ſo größer die mechaniſche Arbeit, die dadurch geleiſtet werden kann, daß ſeine Fallbewegung aufgehoben wird. Und weil in jedem Körper, der in Bewegung iſt, ein Kraftquantum gewiſſermaßen aufgeſpeichert iſt, das wir ihm in dem Augenblicke entziehen und für uns verwenden, für jenen Körper alſo todt machen können, hat man dieſe durch Gewicht und Geſchwindigkeit beſtimmte Arbeitsfähigkeit lebendige Kraft genannt.

Es wird ohne allen Zweifel erſcheinen, daß ein Körper, dem wir durch mechaniſche Kraft eine Bewegung mitgetheilt haben, dieſelbe Kraftmenge als lebendige Kraft enthält und wieder fortzugeben im Stande iſt, wenn ſeine Bewegung aufgehoben wird. Ein Gewicht von einem Pfunde, das um einen Fuß Höhe herabfällt, verrichtet ein Fußpfund mechaniſche Arbeit, alſo eben ſo viel als wir zu ſeiner Hebung nöthig hatten. In keinem Falle aber mehr. Laſſen wir einen ſchweren Hammer oder dgl. auf das Ende eines höchſt elaſtiſchen Stahlſtabes fallen, ſo wird derſelbe beim Zurückgehen das Gewicht oder den Hammer wieder emporſchnellen, aber nie höher als die Höhe war, die jener vorher durchfallen hatte. Wir ſagen, die lebendige Kraft iſt der Arbeitsgröße, aus der ſie entſtanden, äquivalent. Größer als dieſe kann ſie nie ſein, im Gegentheil wird ſie in allen praktiſchen Fällen uns kleiner erſcheinen, und es folgt aus dieſem Satze direct die Unmöglichkeit, auf mechaniſchem Wege ein Perpetuum Mobile zu conſtruiren, d. h. eine Maſchine, die aus ſich ſelbſt die nöthige Triebkraft erzeugt, die, ohne daß von außen eine Kraft auf ſie einwirkt, ſich vermag in fortwährender Bewegung zu erhalten, vielleicht ſogar noch Kraft zum Betriebe anderer Maſchinen nutzbar nach außen abzugeben.

Man hat ſeit Jahrhunderten nach der Löſung dieſes Problems, wie nach der Quadratur des Zirkels geſucht, indem man hoffte, durch Zwiſchenlegung von Hebel- und Räderwerken zwiſchen den Angriffspunkt der Kraft und der Laſt eine Combination zu erfinden, welche die einmal vorhandene Bewegungskraft in fortdauernder gleichbleibender Wirkung erhalten ſollte. Alle Vorrichtungen aber, die aus dieſem Geſichtspunkte conſtruirt wurden, litten an demſelben Mangel. Ihre Bewegung hörte ſehr bald auf. Nicht nur daß ein poſitiver Gewinn an Kraft nicht zu erreichen war, waren ſie auch nicht einmal im Stande, ſich ſelbſt in continuirlicher Bewegung zu erhalten. Die beſten waren von den ſchlechteſten nur dadurch verſchieden, daß bei ihnen die Reibung, durch welche ihre Betriebskraft nach und nach aufgezehrt wurde, eine geringere war und daß ſie etwas ſpäter zum Stillſtand kamen als dieſe.

Durch die Reibung innerhalb der Maſchine, an den Zapfen, den Zähnen, den Schnurläufen wird der Triebkraft eine fortdauernde Abnahme bereitet, es geht ein Theil derſelben in Wärme über, die ſich über die Maſchine verbreitet und in die Luft oder auf benachbarte Körper übergeleitet wird. Wird ſie auch dadurch nicht vernichtet, ſo entzieht ſie ſich doch ihrer Verwendung als mechaniſcher Triebkraft und durch jeden ſolchen wenn auch noch ſo kleinen Verluſt muß dieſe eine Einbuße erleiden, die endlich, weil ſie ohne Aufhören ſtatthat, den geſammten Kraftvorrath zerſtört.

Wir vermögen eine Kraft zwar ſo auszunutzen, daß ſie ihre Wirkung auf ſehr große Zeiträume vertheilt, allein dann iſt der jedesmalige Effect, der durch ſie hervorgebracht wird, in Bezug auf die mechaniſche Arbeitsleiſtung nur ein ſehr geringer.

Es gibt Uhren, die jahrelang ununterbrochen gehen, aber endlich laufen ſie doch ab und müſſen dann neu aufgezogen werden. Dadurch wird ihrem Triebwerke wieder lebendige Kraft mitgetheilt, durch die es im Stande iſt, die Reibung zwiſchen den einzelnen Maſchinentheilen, ſo wie die zwiſchen der Unruhe und der Luft während ſeines Ganges zu überwinden.

Ein Pendel würde, wenn keine Reibung an ſeiner lebendigen Kraft zehrte, ſich jedesmal eben ſo hoch auf der einen Seite erheben, als er von der andern Seite herabfiel, in der That hindert es aber daran ſowohl der Widerſtand der Luft als die Friction am Aufhängepunkte. Seine Schwingungen werden immer kleiner, bis ſie endlich ganz aufhören.

An unſeren Wanduhren ſind deshalb Gewichte angebracht, durch deren Herabfallen der Ausfall an Kraft jederzeit gedeckt wird, aber dafür wird die lebendige Kraft, die man denſelben mittheilte, indem man beim Aufziehen ſie auf eine gewiſſe Höhe hob, nach und nach aufgebraucht und man muß nach einiger Zeit durch erneuertes Aufziehen neue lebendige Kraft wieder darangeben. In unſern Taſchenuhren iſt es eine Feder, die, indem ſie geſpannt wird, mechaniſche Kraft in ſich aufſpeichert; in der Windbüchſe, mittels welcher wir eine große Anzahl von Schüſſen nach einander thun können, iſt es die Elaſticität der Luft, die wir durch die Kolbenſtöße comprimiren. Das Schwungrad einer Dampfmaſchine vermögen wir durch einen einzigen Stoß nur um eine geringe Größe aus ſeiner Lage zu rücken. Wiederholen wir aber jenen Stoß und ſetzen wir dies Unternehmen einige Zeit hindurch fort, ſo werden wir endlich eine ziemlich raſche Umdrehung der gewaltigen Maſſe einzuleiten im Stande ſein, kraft deren wir durch entſprechend eingeſchaltete Vorrichtungen zolldicke Eiſenbleche, als wären es Papierblätter, mit Leichtigkeit durchſchneiden oder durchbohren können. Dieſen Effect haben wir dadurch erreicht, daß wir unſere verhältmäßig geringe Muskelkraft wiederholt wirken ließen und die einzelnen Kraftquanta als lebendige Kraft dem Schwungrade mittheilten, in welchem ſie ſich wie in einer Sparbüchſe ſummirten, wodurch dann, wenn ſie auf einmal in ihrer Geſammtſumme verausgabt werden, eine bedeutende mechaniſche Arbeitsleiſtung ſich ermöglicht. Aber dieſe Arbeitsleiſtung iſt nicht größer als die kleinen Effecte zuſammengenommen. Die einzelnen Schüſſe der Windbüchſe repräſentiren keine größere Kraft, als durch die Kolbenſtöße ausgeübt wurde.

Wie in dem Räderwerk der Uhren keine Kraft neu erzeugt wurde, ſondern die einmal mitgetheilte nur zur Hervorbringung einzelner Effecte auf einen langen Zeitraum vertheilt wurde, ſo iſt auch bei der Windbüchſe und dem Schwungrade der Dampfmaſchine ein Gewinn an Kraft nicht eingetreten, vielmehr in ihnen nur vereinzelte geringe Kraftquanta ſummirt und zu einem einzigen, dafür aber um ſo bedeutenderen Effect, verbraucht worden; zu einem Effecte, welcher nicht einmal die volle Geſammtſumme der einzelnen Kraftquanta repräſentirt, denn auch hier iſt ein Theil der aufgewandten Kraft durch die Reibung in Wärme verwandelt worden. Allein eben ſo wenig wie ein Gewinn an Arbeitskraft eingetreten iſt, eben ſo wenig hat ein wirklicher Kraftverluſt ſtattgefunden, iſt denn wir vermöchten, wenn wir alle die durch die Reibung hervorgebrachten Temperaturveränderungen genau nachzuweiſen und zu meſſen unternehmen wollten, thatſächlich den Beweis zu liefern, daß die entſtandene Erwärmung genau der für die Arbeitsleiſtung verlorenen Kraftmenge entſpricht, und daß wir, wenn von uns eine Umwandlung dieſer gewonnenen Wärmemenge in Arbeitskraft verlangt würde, mit dieſer das entſtandene Deficit decken könnten. Ein Beweis, den die Mathematik für alle Bewegungskräfte, d. h. für alle ſolchen Kräfte, durch welche wir rein mechaniſche Effecte erzielen, vollſtändig beſtätigt hat. Für dieſe Kräfte verneint ſich alſo die Frage nach der Möglichkeit eines Perpetuum Mobile ohne Weiteres, dafür aber haben andere Naturkräfte, mit deren Hilfe mechaniſche Arbeit gewonnen werden kann, die Aufmerkſamkeit wiederholt auf das Phantom gelenkt. Elektricität, Magnetismus und chemiſche Verwandtſchaften zeigen wie die Wärme directe Beziehungen zu mechaniſchen Vorgängen, und ſelbſt das Licht, als Urſache oder Folge chemiſcher Verwandlungen und mechaniſcher Bewegungen, mußte dem Gedanken an eine

Umwandlung in mechaniſche Arbeit Raum geben.

Der Zuſammenhang aller dieſer Naturkräfte unter einander iſt längſt geahnt worden; ihn in allen Fällen nachzuweiſen und dieſe verſchiedenen Kräfte als verſchiedene Aeußerungen einer einzigen Kraft zu documentiren, iſt dagegen noch nicht vollſtändig gelungen; ſo viel man auch Beweiſe dafür gefunden hat, ſo bleibt die Annahme einer einzigen Kraft doch immer noch ein Schluß und iſt noch keine beobachtete Thatſache geworden. Unter die entſcheidendſten Zeugen dieſer gegenſeitigen Dependenz aber und Uebereinſtimmung gehören die quantitativen Verhältniſſe, die ſich in allen Fällen als zwiſchen den oben genannten Kräften und den mechaniſchen Arbeitseffecten beſtehend erweiſen. Ganz daſſelbe Geſetz, wie es für die Umſetzung rein mechaniſcher Bewegungskräfte bis jetzt von uns entwickelt worden iſt, gibt ſich auch für die übrigen zu erkennen. *Das beſtehende Kraftquantum bleibt ein unveränderliches. Wir können ſeine Effecte beliebig verändern, aber nur qualitativ, in ſeiner Quantität wird auf keine Weiſe eine Vermehrung oder Verminderung möglich.*

Wir haben im Allgemeinen oben ſchon von der Umwandlung von Wärme in mechaniſche Kraft, und umgekehrt von der Umwandlung der letztern in Wärme geſprochen. Es bleibt uns noch übrig, die Zahlenverhältniſſe, unter welchen dergleichen Umſetzungen vor ſich gehen, darzulegen. Für die bisher betrachteten Fälle genügte es überhaupt: die eine Quelle der Wärmeerſcheinungen, mechaniſche Bewegung, kennen zu lernen. Bei jedem Stoß, bei jeder Reibung geht die Bewegung der Maſſen theilweiſe über in eine Bewegung, in eine Schwingung der Molecüle, als deren Folge die Wärmeſchwingungen entſtehen. Bei der bei Weitem wichtigeren Art der Wärmeerzeugung ſind es aber chemiſche Verwandtſchaftskräfte, die die Wärmeſchwingungen hervorrufen, und gleichviel ob wir die letzteren als eine Folge der erſteren anſehen oder die Wärme als ſelbſtändige Kraft betrachten wollen, die bei den chemiſchen Proceſſen bald gebunden bald wieder frei wird, immer werden wir auch hier die Menge der Wärme, die zur Wirkung gelangt, als eine unveränderliche kennen lernen, und es gilt das allgemeine Geſetz: daß bei der Vereinigung zweier oder mehrerer Stoffe zu einer zuſammengeſetzteren Verbindung eine Temperaturerhöhung, dagegen bei einer Reduction einer ſolchen Verbindung in einfachere Körper, eine Temperaturerniedrigung ſtattfindet.

In den meiſten Fällen erſchien dieſe Thatſache von nur untergeordneter Bedeutung, und man hat deshalb auch bis vor kurzer Zeit nur ein geringes Gewicht darauf gelegt. Durch die Arbeiten von Joule, Favre und Silbermann erſt iſt ein klares Licht auf dieſe Gebiete geworfen worden. Wir wollen uns des nächſtliegenden Beiſpieles bedienen, um unſere Leſer in den klaren Zuſammenhang und in die wunderbare Einfachheit, die in der Buchführung der Welt beſteht, blicken zu laſſen.

Derjenige chemiſche Proceß, der für die ganze Natur von der größten Wichtigkeit iſt, weil auf ihm die Exiſtenz der organiſchen Reiche beruht, iſt die Verbrennung, d. h. die Verbindung der betreffenden Körper mit Sauerſtoff. Schwefel verbrennt zu ſchwefliger Säure, die aus Schwefel und Sauerſtoff beſteht; Phosphor zu Phosphorſäure, Kohlenſtoff zu Kohlenſäure. Dieſe Erſcheinungen, da ſie mit Lichtentwicklung verbunden zu ſein pflegen, bezeichnet das gewöhnliche Leben ſpeciell mit dem Ausdruck des Verbrennens. In reinem Sauerſtoffgaſe verbrennt auch Eiſen, an der freien Luft überzieht es ſich hingegen nur mit einer Schicht Roſt, in welche Subſtanz es ſich im Verlauf der Zeit vollſtändig verwandelt. Roſt iſt Eiſenoxyd — Eiſen mit Sauerſtoff — genau gleich zuſammengeſetzt mit demjenigen Körper, den wir durch die Verbrennung des Eiſens in reinem Sauerſtoffgaſe erhielten. Es ſcheint alſo in der atmoſphäriſchen Luft bei gewöhnlicher Temperatur derſelbe Vorgang ſtattgefunden zu haben, wenn auch mit geringerer Intenſität, gleichſam durch den langen Zeitraum verdünnt, durch welchen vor dem Sauerſtoffgebläſe das Eiſen in Hammerſchlag verwandelt wurde. Faſt alle Körper, die ſich an der äußern Luft verändern, ſo daß ihre chemiſche Zuſammenſetzung eine andere wird, verdanken dieſe Veränderung einer Verbrennung, die je nach den Umſtänden: Fäulniß, Roſten, Gährung genannt wird. Selbſt das Athmen des thieriſchen Körpers iſt nichts anderes als eine Zuführung von Sauerſtoff in die Lungen, wodurch eine langſame Verbrennung der im Venenblut enthaltenen, überſchüſſigen Kohlenſtofftheile unterhalten und dem Körper die nothwendige Wärme verſchafft wird. Thie-

rische Wärme hat ganz denselben Ursprung wie die Ofenwärme; und die Luft, die wir ausathmen, ist reich an Kohlensäure, ebenso wie diejenige, welche aus unseren Oefen entweicht, in denen sich direct Kohlenstoff mit Sauerstoff unter Entwicklung von Wärme verbindet.

Ein Pfund reiner Kohlenstoff entwickelt bei seiner Verbrennung so viel Wärme, daß dadurch 8086 Pfund Wasser um einen Grad der Centesimalscala erwärmt werden können. Diese Wärmemenge in mechanische Arbeitskraft umgesetzt, entweder dadurch, daß wir Wasser von 100 Grad in Dampf verwandeln und den Kolben einer Maschine durch dessen Ausdehnung bewegen lassen, oder dadurch, daß wir, wie es in den calorischen Maschinen geschieht, die unter dem Kolben befindliche Luft erhitzen und in Folge dessen ausdehnen, oder daß wir sämmtliche Wärme aufwenden, um etwa, wie wir eines Beispieles aus dem Conservatoire des arts et des métiers erwähnten, dadurch metallene Klammern auszudehnen und durch ihre Zusammenziehung eine mechanische Arbeitsleistung erzielen; kurz in allen nur möglichen Fällen würde diese Wärmemenge im Stande sein, ein Gewicht von 100 Pfund auf eine Höhe von 4½ Meilen zu heben. Und dabei ist es vollkommen gleichgiltig, ob die Verbrennung des Kohlenstoffes rasch oder langsam geschieht, wenn nur die Vereinigung mit Sauerstoff eine so vollständige ist, daß als letztes Product der Verbrennung Kohlensäure entstanden ist. Ein Pfund Schwefel gibt vollständig verbrannt so viel Wärme, um 2220 Pfund Wasser um einen Grad in seiner Temperatur zu erhöhen, allein mit einen Pfunde Wasserstoffgas kann man, wenn es verbrannt wird, beinahe das sechzehnfache Quantum Wärme erzeugen. Man nennt die Zahlen 8086 für Kohlenstoff, 2220 für Schwefel, 34,462 für Wasserstoff, die Aequivalentzahlen der Verbrennungswärme der betreffenden Körper; und es ist die mechanische Arbeitsleistung denselben vollständig proportional. Die Verbrennungswärme zusammengesetzter Verbindungen kann aber nicht gleich der Summe aus den einzelnen Wärmemengen sein, die die in der betreffenden Verbindung enthaltenen Elemente bei ihrer Verbindung mit Sauerstoff geben, wie Dulong behauptet hat, sondern es muß diejenige Wärme, die zur Bildung jener Verbindung aus ihren Elementarbestandtheilen nöthig war oder frei wurde, entweder davon abgezogen oder dazu addirt werden. Und wenn für 1 Gramm Kohlenwasserstoff, das aus ⁶/₇ Gramm Kohlenstoff und ¹/₇ Gramm Wasserstoff besteht, wirklich, wie es uns indessen unwahrscheinlich vorkommt, der Fall eintreten sollte, daß seine Verbrennungswärme = 11,858 ist, die von dem darin enthaltenen

Kohlenstoffe = ⁶/₇ . 8086 = 6926, die des Wasserstoffs = ¹/₇ . 34,462 = 4923, und die Summe beider 11,848,

der letztere Werth also von dem ersteren nur wenig verschieden ist, so wäre dies eben nur ein Beweis dafür, daß wenn sich Kohlenstoff direct mit Wasserstoff verbinden könnte, bei dieser Verbindung nur eine höchst unbedeutende Temperaturveränderung stattfinden würde.

Dagegen muß das Gesetz bestehen, daß dieselbe Wärmemenge, welche bei einer chemischen Verbindung frei wird, auch wieder nöthig wird, wenn diese Verbindung in ihre ursprüngliche einfachen Bestandtheile zurückgeführt werden soll.

Für den ersten Augenblick könnte man, wenn man betrachtet, daß die Pflanzen fortwährend den Kohlenstoff aus seinem Verbrennungsproducte, der Kohlensäure, neu abscheiden, versucht sein, diese organische Thätigkeit von einer besonders wirkenden Kraft abzuleiten, die nicht von außen her bedingt und hervorgerufen würde, sondern als eigenthümliche Lebenskraft dem Organismus angehört. Sie würde dann dem allgemeinen Kraftvorrath der Erde zu Gute kommen, und in Wahrheit im organischen Reiche ein Perpetuum Mobile begründet haben, indem sie die irdische Kraftmenge mit jeder neu sich bildenden Zelle, mit jedem sprossenden Zweige um dasjenige Kraftquantum vermehrt, welche dem abgelagerten Kohlenstoff entspricht. Eine solche Vorstellung erweist sich aber als eine ganz irrige. Um aus der Kohlensäure der Luft so viel organische Körper zu bilden, daß wenn dieselben verbrannt werden, ein Wärmeeffect erreicht würde, wie ihn ein Pfund Kohlenstoff hervorbringt, muß der Pflanze dieselbe Wärmemenge, die nöthig ist, um 8086 Pfund Wasser um einen Grad in seiner Temperatur zu erhöhen, zugeführt werden. Theils sind es nun chemische Processe, die im

Ackerboden auf fortwährende Wärmeentwicklungen hinarbeiten, theils ſind es die Wärmeſtrahlen, die von der Sonne ausgehen und von der Pflanze aufgenommen werden, welche jenes Wärmequantum hergeben. Zum Theil ſind es auch wohl die noch wenig erforſchten Einwirkungen der Elektricität, des Magnetismus, vor allen aber die des Lichtes; denn dieſes, das zum Gedeihen der Pflanze unumgänglich nothwendig iſt, wirkt ganz entſchieden im Sinne der Wärmezufuhr, und wir haben in der Erſcheinung, daß die Umwandlung der Kohlenſäure in ſauerſtoffärmere Verbindungen — die Bildung der Pflanzenorgane alſo — nur im Lichte der Sonne geſchieht, einen erneuten Beweis nicht nur dafür, daß die Beziehungen zwiſchen Licht und Wärme die allerinnigſten ſind, ſondern daß umgekehrt, wie wir gewiſſe Wärmeentwicklungen mit Lichterſcheinungen verbunden, Licht alſo als eine Folge von Wärme auftreten ſehen, hier das Licht eine Wärmequelle iſt, daß ſich Licht in Wärme, mithin in mechaniſche Arbeitskraft umſetzen läßt. Da durch das Licht eine Reduction der Kohlenſäure unterhalten wird, ſo können wir ſagen, daß wir in der Pflanzenkoſt, von der wir leben, in der ſchwarzen Holzkohle, die wir in unſern Oefen verbrennen, die Strahlen der Sonne mit genießen und aus ihnen in unſerm Gehirn die luftigen Gedanken, in der Dampfmaſchine aber die Kraft erzeugen, die den koloſſalen Hammer zwingt, die gewaltigen Eiſenmaſſen auszuſchmieden. Die Phyſiker haben allerdings noch nicht vermocht, das Kraftäquivalent des Lichtes zu beſtimmen, wie das der Elektricität, der Wärme und des Magnetismus beſtimmt iſt; aus den chemiſchen Wirkungen aber, die die Sonnenſtrahlen auszuüben im Stande ſind, kann man einen Schluß machen, daß ein ſolches Kraftäquivalent vorhanden iſt; und die Pflanzen und Thiere, welche nur im Lichte die chemiſchen Proceſſe, durch die ſich ihr Leben erhält, durchführen können, geben uns einen empiriſchen Anhalt, aus dem wir die Richtigkeit des Satzes, daß die Summe der Arbeitskraft, welche in den verſchiedenen Formen in den Organismus des Thiers übergeht, theils als Wärme, theils als Licht, theils als chemiſche Spannkräfte, genau äquivalent derjenigen Wärmequantität iſt, die das Thier entweder als ſolche oder als Muskelkraft wieder abgibt. Die Verſuche, dieſen Satz zu beſtätigen, ſind allerdings noch nicht genügend erweitert, aber Dulong, Despretz und Helmholtz haben werthvolle Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand geliefert, vorzüglich iſt es der letztere, dem wir die mathematiſche Entwicklung und Begründung des Geſetzes von der Erhaltung der Kraft in ſeiner ganzen Ausdehnung verdanken, aus welchem dann ſich Schlußfolgerungen, wie die eben gemachte, als nothwendige ergeben.

Der Menſch und das Thier ſind freilich die koſtſpieligſten Motoren, die es gibt. Ein erwachſener geſunder Menſch, der täglich vier Stunden mit ſchwerem Gepäck exercirt, verbrennt täglich in ſeinem Körper ſiebenundzwanzig Loth Kohlenſtoff, mit welcher Quantität wir durch Anordnungen, wie ſie unſere Dampfmaſchinen beſitzen, eine Laſt von hundert Pfund auf die Höhe von 16,800 Fuß zu heben im Stande ſind, und ſelbſt die beſten Expanſionsdampfmaſchinen geben dabei nur achtzehn Procent der durch das Brennmaterial erzeugten Wärme als mechaniſche Arbeit. Der Reſt geht als latente Wärme mit dem Waſſerdampf oder als ausſtrahlende oder übergeleitete Wärme für unſere Benutzung zum größten Theil verloren. Ein kräftiger geſunder Mann aber kann ohne Nachtheil für ſeine Geſundheit nicht über dreißig Pfund Laſt acht Stunden lang tragen, viel weniger aber, wenn er ſeine Laſt heben ſoll. Das bei Weitem größte Quantum in der Nahrung aufgenommener Wärme geht alſo als Wärme auch wieder durch Ausſtrahlung weg oder in den vitalen Proceſſen auf. In kalter Luft iſt die Wärme, die der Körper nach außen hin verliert, bei Weitem größer als in heißen Tagen. Im Winter oder in kalten Ländern leben die Menſchen daher vorzugsweiſe von kohlenſtoffreichen, fetten Verbindungen, während dem Südländer bei derſelben Arbeitsleiſtung eine leichte Pflanzenkoſt genügt. Alkohol entwickelt bei ſeiner Verbrennung eine bedeutende Hitze, er braucht deshalb für denjenigen, der ſchwere Arbeit zu verrichten hat, nicht nur das Mittel zu ſein, einer ſchädlichen Gewohnheit zu fröhnen, ſondern er gleicht die mangelhafte Wirkung der unkräftigen Nahrung, welche ein großer Theil der Arbeiter nur zu ſich nehmen kann, wieder aus.

In derſelben innigen Wechſelbeziehung zur Wärme wie das Licht und die chemiſchen Verwandtſchaftskräfte, ſtehen die elektriſchen

und magnetischen Kräfte. Wir brauchen nur auf die verheerenden Wirkungen des Blitzes einerseits hinzuweisen und auf die Beobachtung andererseits, daß sich bei der Verdampfung von Wasser oder bei der Erhitzung der Löthstelle zweier zusammengelötheter verschiedenartiger Metalle Elektricität entwickelt, um augenscheinlich darzuthun, daß unter gewissen Verhältnissen die Elektricität in Wärme, unter gewissen die Wärme in Elektricität umgewandelt wird. Die Elektricität sowohl als der Magnetismus, der sich ja auf elektrische Ströme zurückführen läßt, üben an und für sich schon anziehende und abstoßende Wirkungen aus, deren mechanisches Moment wir zu messen vermögen. Wollen wir aber die Wahrheit des Gesetzes von der Aequivalenz der Wirkungen auf beiden Seiten durch numerische Werthe darthun, so wird es gut sein, wieder einen concreten Fall zu betrachten. Ein solcher liegt in dem Versuche vor, durch Anwendung des Elektromagnetismus ein Perpetuum Mobile zu construiren, der eben so unglücklich für den Unternehmer ausfallen müßte als diejenigen, bei denen zu diesem Zweck nur mechanische Bewegungskräfte verwandt wurden.

Wenn man nämlich in den sogenannten Inductionsapparaten den Magnet in schnelle Umdrehungen versetzt, so erhält man kräftige elektrische Ströme, durch die man das Wasser in seine beiden Bestandtheile, Wasserstoff und Sauerstoff, zersetzen kann. Von diesen ist der erstere verbrennlich, und gibt unter Entwicklung einer intensiven Hitze wieder Wasser. Es kam daher ein Amerikaner auf den Gedanken, die durch elektrische Zersetzung des Wassers gewonnenen Gasarten in der Weise zu verwerthen, daß er damit eine kleine Dampfmaschine heizen wollte, durch welche die elektromagnetische Maschine in Betrieb gesetzt, das Wasser zerlegt und so das eigene Brennmaterial innerhalb der Maschine selbst erzeugt werden sollte. Ein positiver Gewinn an Kraft wäre, abgesehen von der Wärme, die als Product der Reibung entsteht, die Erzeugung von Licht gewesen bei der Verbrennung des Wasserstoffs. Allein die Sache ist vollständig unmöglich. Ist nämlich die mechanische Kraft, welche zur Drehung der Magnete verwandt werden muß, so groß, daß sie für eine Secunde ein Pfund um einen Fuß zu heben vermag, so würde durch die elektrischen Ströme im allergünstigsten Falle eine so große Quantität Wasser zersetzt werden können, daß durch die Verbrennung des dabei entstehenden Wasserstoffs eine Wärmemenge sich entwickelte, mittels welcher ebenfalls ein Fußpfund Arbeit geleistet werden könnte, aber nie mehr. Allein sobald das Experiment ausgeführt wird, treten alle die tausend Umstände ein, durch die sich die mechanische Kraftmenge fortwährend mindert. Zunächst kommt nicht die gesammte Kraft der Drehung zu Gute, denn ein Theil geht durch die Reibung als Wärme der Benutzung verloren; sodann wird aus demselben Grunde nur ein Bruchtheil des elektrischen Stromes zur Wasserzersetzung gelangen, ein anderer Theil findet in den Drähten, durch die er läuft, Widerstand, den er zu überwinden hat, wobei ebenfalls diese Drähte sich erhitzen; endlich vermag man bei der Verbrennung des Wasserstoffs die gesammte Wärmemenge nicht zu sammeln, denn sie verbreitet sich über alle nahe gelegenen Gegenstände durch Leitung und Strahlung, abgesehen noch von demjenigen Part, der sich in Lichterscheinungen verwandelt. Und es muß daher der endliche Effect ein bei Weitem geringerer sein, als der mechanischen, auf die Drehung der Magnete verwandten Triebkraft entsprechen müßte. Den Theil der Elektricität, der dadurch für die Wasserzersetzung verloren geht, daß er sich im Innern der Drähte in Wärme umwandelt, ist meßbar, wenn wir die Drähte durch Wasser leiten und dessen Temperaturerhöhung bestimmen. Windet man den Draht in Form einer Spirale und steckt einen Eisenkern hinein, so wird durch die Elektricität im Eisen Magnetismus erzeugt, und genau so viel Elektricität, als in Wärme verwandelt erforderlich war, um die Temperatur eines Pfundes Wasser um 1 ° C. zu erhöhen, wird zur Erzeugung einer magnetischen Zugkraft hinreichen, wodurch ein Pfund auf 1350 Fuß gehoben wird.

Statt durch Drehung eines Magnetes können wir elektrische Ströme auch hervorrufen durch Berührung zweier verschiedenartiger Metalle, z. B. Zink und Kupfer (Volta'sche Säule und galvanische Batterie). Aber auch hierin sehen wir nicht die Entstehung der Kraft aus nichts, sondern indem die Metalle chemische Verbindungen eingehen, wird eine gewisse Wärmemenge, die wir zur Wiederherstellung des Zinkes aus dem sich bildenden schwefelsauern Zinkoxyd — wenn

die Batterie aus Kahlenzinkelementen beſtand — nöthig haben, aufgebraucht, und die entſtehenden elektriſchen Ströme werden in ihrer mechaniſchen Kraftleiſtung nur jener Wärmemenge äquivalent ſein. Wird alſo bei der Erzeugung eines elektriſchen Stromes ſo viel Zink verzehrt, daß wir ein Pfund Kohlenſtoff drangeben müßten, um daſſelbe wieder in metalliſchem Zuſtande zu erhalten, ſo kann die mechaniſche Arbeit, die ſich durch jenen Strom leiſten läßt, nicht den Effect der Hebung von 100 Pfund auf 4½ Meilen Höhe überſteigen. Im Gegentheil wird wie bei den Dampfmaſchinen nur ein verhältnißmäßig geringer Bruchtheil zur Geltung gelangen, das Uebrige geht als Wärme fort, aber wird in chemiſchen Conſtitutionen gebunden; kurz es iſt direct als Bewegungskraft nicht zu gewinnen. Für den Geſammtvorrath an Kraft ſind aber dieſe Partikeln nicht verloren, denn in welcher Form, in welcher Quantität ſie auch immer zur Wirkung gelangen, dieſe Wirkung wird ſich immer weiter übertragen, ohne je zu verſchwinden.

So haben wir durch das ganze Gebiet der Naturkräfte das einfache Geſetz waltend gefunden, daß ſich der Kraftvorrath in der Schöpfung nicht verringern kann, ſondern daß, wie bei der Materie, alle Aenderungen nur in Aenderungen der Qualität, nicht der Quantität beſtehen. Aber bei dieſer Betrachtung eröffnet ſich uns eine Perſpective auf den endlichen Zuſtand der Materie und der Kraft im Weltall, die durch ihre Großartigkeit unſern Geiſt gefangen nimmt.

Wir haben geſehen, daß wir nur Wärme, welche von einem heißen Körper auf einen kältern übergeht, in mechaniſche Kraft verwandeln können, und daß, wenn alle Körper gleiche Temperatur beſäßen, die ihnen innewohnende Wärme auf keine Weiſe wieder in Arbeit verwandelt werden könnte. Dieſen Zuſtand herbeizuführen, ſtrebt aber die Wärme fortwährend. Durch Ueberleitung, durch Ausſtrahlung ſuchen ſich die beſtehenden Temperaturunterſchiede auszugleichen, bei jeder Bewegung geht ein Theil der Kraft durch Reibung oder Stoß in Wärme über, von der nur ein Theil ſich zurückwandeln läßt. Daſſelbe tritt ein bei jedem chemiſchen oder elektriſchen Proceß, und jene Wärme, die auf die Temperaturerhöhung des Weltraums hinwirkt, auf eine allgemeine Ausgleichung aller Wärmeunterſchiede, iſt ſamit für eine Umwandlung in Kraft verloren. Wenn ſich alſo, wafür alle Beobachtungen und Schlüſſe ſprechen, die Temperatur des Weltraumes fortwährend, wenn auch langſam erhöht, ſo muß derjenige Theil aller Naturkräfte, durch den ſich die chemiſchen und phyſikaliſchen Proceſſe erhalten, einer fortwährenden Verringerung unterworfen ſein, bis endlich der geſammte Kraftvorrath ſich in Wärme verwandelt hat und durch die unermeßlichen Räume des Alls eine gleichmäßige Verbreitung derſelben herrſcht. Alle Veränderungen haben dann aufgehört, die Geſtirne mit ihrer höhern Temperatur ihr Licht verloren, das ſproſſende Leben der organiſchen Reiche auf unſerer Erde iſt beendet, der Kreislauf des Stoffes geſchloſſen; denn alle chemiſchen Verwandtſchaftskräfte, durch die das Leben Leben iſt, haben ſich ausgeglichen. Das Weltall iſt von da an zu ewiger Ruhe verurtheilt.

So troſtlos uns dieſer Ideengang erſcheinen muß, der als letztes Stadium uns die Welt als einen Aſchenhaufen zeigt, in dem keine Bewegung, keine Regung, keine Veränderung mehr exiſtirt, ſo liegt in der Vorſtellung von der endlichen Ruhe des Weltalls, die aus dem ſchönen Widerſtreit, durch welchen die Natur beſteht, reſultiren muß, doch ein erhabener Gedanke.

Der Mond gibt uns kein Bild von dem letzten Zuſtande der Weltkörper, oder des Weltkörpers, wenn wir uns der Anſchauung hingeben, daß alle Materie ſich vorher vereinigen muß, ehe ſie alle nur möglichen Veränderungen durchgeſpielt haben kann, ſo ſehr er auch dazu dienen muß, den Begriff erloſchener Lebensthätigkeit zu illuſtriren. Er folgt noch der Bewegung und ſeine Oberfläche ſtrahlt das Licht zurück, das ihm die Sonne zuſendet. Mit dem Aufhören der Maſſenbewegung iſt aber für die Materie auch ein Aufhören aller Molecularbewegung verbunden, als deren Folge wir die durch die Finſterniß der Welt ſchießenden Strahlen der Geſtirne betrachten müſſen, und von der ebenſo auch alle elektriſchen und magnetiſchen Erſcheinungen abhängig ſind. Welche Zeiträume indeſſen noch vergehen werden, ehe das wechſelnde Leben erliſcht, dies zu berechnen und in unſern irdiſchen Maßen auszudrücken, ſind wir freilich außer Stande.

Verfolgen wir mit Laplace die Entſtehung der Welt, zunächſt unſeres Sonnenſyſtems, aus nebelartigem Dunſte, der ſich durch irgend

welche Ungleichheiten der gegenſeitigen Spannungen an gewiſſen Stellen zuſammenballte und verdichtete, und ſo allmälig, wie uns Nebelſterne und Kometen auf der einen Seite zeigen, Geſtalt und Körper gewann und in den Wirbeln, welche durch die einander zuſtrömende Bewegung der materiellen Theilchen hervorgerufen wurde, die Urſache ſelbſtändiger Bewegung fand, die ſpäter durch Einwirkung anderer ebenſo entſtandener Weltkörper geregelt und in Grenzen gebannt wurde; ſo müſſen wir ſchließen, daß bei dieſer Verdichtung des kosmiſchen Staubes nothgedrungen eine bedeutende lebendige Kraft ſich in Wärme umgewandelt haben muß. Nehmen wir an, daß im Anfang die Dichtigkeit der nebelartigen Maſſen verſchwindend klein gegen die jetzige Dichtigkeit der Sonne und der Planeten geweſen ſei, ſo läßt ſich die bei der Verdichtung geleiſtete Arbeit berechnen, es läßt ſich auch angeben, wie viel von dieſer Arbeit noch in Form mechaniſcher Kraftgröße beſteht, theils als Anziehung der Planeten zur Sonne, theils als lebendige Kraft ihrer Bewegung, und daraus finden, wie viel in Wärme verwandelt worden iſt.

„Das Ergebniß dieſer Rechnung", ſagt Helmholtz in ſeiner Schrift von der Wechſelwirkung der Naturkräfte, „iſt, daß nur noch etwa der 454. Theil der urſprünglichen mechaniſchen Kraft als ſolche beſteht, daß das noch übrige, in Wärme verwandelt, aber hinreicht, um eine der Maſſe der Sonne und Planeten zuſammengenommen gleiche Waſſermaſſe um nicht weniger als 28 Millionen Grade des hunderttheiligen Thermometers zu erhitzen. Zur Vergleichung führe ich an, daß die höchſte Temperatur, welche wir im Sauerſtoffgebläſe hervorbringen können, bei welcher ſelbſt die Platina ſchmilzt und verdampft und nur ſehr wenige bekannte Stoffe feſt bleiben, auf etwa 2000 Grad geſchätzt wird. Welche Wirkungen wir einer Temperatur von 28 Millionen Graden zuſchreiben ſollen, darüber können wir uns gar keine Idee machen. Wenn die Maſſe unſeres ganzen Syſtems reine Kohle wäre und ganz verbrannt würde, ſo würde dadurch erſt der 3500. Theil jener Wärmemenge erzeugt werden. So viel iſt übrigens klar, daß eine ſo große Wärmeentwicklung ſelbſt das größte Hinderniß für eine ſchnelle Vereinigung der Maſſen geweſen ſein muß, und daß wohl erſt der größte Theil davon durch Strahlung in den Weltraum hinein ſich verlieren mußte, ehe die Maſſen ſo dichte Körper bilden konnten, wie Planeten und Sonne gegenwärtig ſind, und als ſie ſich bildeten, konnten ihre Beſtandtheile nur in feurigem Fluſſe ſein, was ſich übrigens für die Erde noch beſonders durch geologiſche Phänomene beſtätigt, während auch bei allen andern Körpern unſeres Syſtems die abgeplattete Kugelform, welche die Gleichgewichtsform einer rotirenden flüſſigen Maſſe iſt, auf einen urſprünglich flüſſigen Zuſtand hindeutet.

Uebrigens iſt auch noch der gegenwärtig vorhandene Vorrath von mechaniſcher Kraft in unſerm Planetenſyſtem ungeheuern Wärmemengen äquivalent. Könnte unſere Erde durch einen Stoß plötzlich in ihrer Bewegung um die Sonne zum Stillſtande gebracht werden — was bei der beſtehenden Einrichtung des Planetenſyſtems übrigens nicht zu fürchten iſt —, ſo würde durch dieſen Stoß ſo viel Wärme erzeugt werden, als die Verbrennung von 14 Erden aus reiner Kohle zu erzeugen im Stande wäre. Ihre Maſſe würde, auch wenn wir die ungünſtigſte Annahme über ihre Wärmecapacität machten, ſie nämlich der des Waſſers gleichſetzten, doch um 112,000 Grade erwärmt, alſo ganz geſchmolzen und zum größten Theile verdampft werden. Fiele die Erde dann aber, wie es der Fall ſein würde, wenn ſie zum Stillſtande käme, in die Sonne hinein, ſo würde die durch einen ſolchen Stoß entwickelte Wärme noch 400 Mal größer ſein."

Seit hiſtoriſchen Zeiten ſcheint der Wärmeverluſt, den unſere Erde fortwährend erleidet, grade gedeckt worden zu ſein durch die uns von der Sonne zukommenden Wärmeſtrahlen. Wenigſtens läßt ſich mit Sicherheit behaupten, daß ſeit den aſtronomiſchen Beobachtungen Hipparch's, der vor 2000 Jahren in Alexandrien lebte, die Temperatur der Erde nicht um den 120. Theil eines Grades ſich erniedrigt haben kann. Mit einer ſolchen Abkühlung hätte nämlich eine Zuſammenziehung, eine Volumenverminderung, alſo eine Verkürzung des Durchmeſſers der Erde nothwendig verbunden ſein müſſen; allein nach mechaniſchen Geſetzen würde jede Verkürzung des Durchmeſſers der Erde eine Beſchleunigung ihrer Umlaufszeit zur Folge haben, und zwar würde für eine Temperaturabnahme um $^1/_{120}$ Grad die Tageslängen um $^1/_{100}$ Zeitſecunde

kürzer werden. Da nun seit 2000 Jahren eine solche Veränderung der Umdrehungszeit nachweislich nicht eingetreten ist, so läßt sich rückwärts schließend behaupten, daß auch die Eigenwärme der Erde in diesem Zeitraum eine Verminderung um jene geringe Größe nicht erlitten hat. Mit der fortschreitenden Abkühlung der Sonne wird die Wärmeunterstützung, deren sich die Erde erfreut, aber immer spärlicher werden und unser Planet sich endlich gezwungen sehen, von seinem im Innern verborgenen Vorrathe zu zehren, bis auch dieser aufgebraucht sein wird, und bis endlich die tausend und abertausend Weltkörper, welche jetzt unser Sonnensystem bilden, eine einzige schwere Masse geworden sind, deren Leben nie wiedergeweckt werden kann.

Selbst der Unerfahrenste wird erkennen, daß vor den Zeiträumen, die uns von dem Punkte trennen, der allen Naturerscheinungen als unwandelbare Grenze gesteckt ist, unsere Begriffe von Zeit ihre Anwendbarkeit verlieren. Die Erkenntniß der Erscheinungen allein, die richtige Beurtheilung weniger Beobachtungen eröffnet uns den die Endlichkeit umspannenden Blick in die Vorgänge der Welt und an den Namen Baco von Verulam reiht sich der des deutschen Arztes würdig an.

Der Exodus der Tataren aus der Krim.

Der Auszug der Tataren und Nogaier aus der Krim nach der europäischen Türkei hat seit dem April 1860 Verhältnisse angenommen, die nur in dem nicht lange nach der furchtbaren Hungersnoth vom Jahre 1847 erfolgten Exodus der Iren nach der neuen Welt eine Parallele findet. In Rußland hat dieses Ereigniß großes Aufsehen gemacht, in der deutschen Presse ist darüber aber bis jetzt nur Vereinzeltes und Unbestimmtes verlautet. Bei dem lebhaften Interesse der Gegenwart an ethnographischen Fragen werden einige zuverlässige Mittheilungen über diese Vorgänge nicht unwillkommen sein.*)

Man wird sich erinnern, daß während des orientalischen Krieges die Franzosen einen Aufruf an die Tataren und Nogaier in der Krim ergehen ließen, um dieselben gegen die Russen in Bewegung zu setzen. Da sich ein Theil der angesehensten Stammeshäupter in Folge dessen compromittirt hatte, so war es nicht mehr als billig, daß die Westmächte bei Abschluß des Friedens sich der nun wiederum ihren russischen Drängern anheimgefallenen Stämme einigermaßen annahmen, so daß denjenigen Tataren und Nogaiern freie Hand wurde, auszuwandern, denen die Krim nicht mehr geheuer schien. Ein ähnlicher Auszug, nur weit mehr von russischer Seite beeinträchtigt, findet bekanntlich seit den letzten Jahren aus Kaukasien und Mingrelien nach der asiatischen Türkei Statt.

Schon Obermedicinalrath Professor Wutzer aus Bonn, welcher die Dobrudscha im Herbst 1856 bereiste, schreibt in seinem so eben erschienenen ausgezeichneten Reisewerke (Band I, Seite 245): „In der Gegend von Karassu wurde damals eine Stadt für die aus der Krim herübergekommenen Tataren erbaut, zu deren Aufbau die ganze Provinz Dobrudscha Arbeiter und Pferde oder Ochsen liefern mußte. Unseres Wirthes Sohn (der Verfasser übernachtete im Dorfe Kumburdscha, starke fünf Stunden von Varna, bei einem bulgarischen Bauern) war sechsundbreißig Tage dort mit zwei Ochsen, um Bauhölzer zu fahren." Als Wutzer die entstehende Tatarenstadt besuchte, standen kaum erst hundert bewohnte Häuser und die Zahl der Eingewanderten, besonders aus Kertsch und Eupatoria, berechnete man damals, 1856, auf 18- bis 20,000 Seelen. Karassu selbst ist ebenfalls eine aus früherer Zeit von Tataren bevölkerte Stadt, die durch ihren großen Herbstmarkt berühmt ist, zu welchem sich anfangs October oft mehr als 10,000 Handelsleute aus Adrianopel, Constantinopel, Smyrna u. s. w. zusammenfinden.

Die Dobrudscha ist in der ganzen Welt als ein für Menschen und Thiere unwirthbares Land verrufen und der so unkluge wie unglückliche Zug des bekannten französischen Generals Espinasse zu Anfang des orientalischen Krieges hat eine Menge so düsterer Schilderungen in die Zeitungen gebracht, daß der Ruf dieser Landschaft seitdem vollständig vernichtet zu sein schien. Die Tataren verfuhren aber, als sie dieses Asyl wählten, keineswegs leichtsinnig, denn die Dobrudscha hat sehr viel Aehnliches mit der Krim und

*) Vergl. im Courier d'Odessa: „Encore un mot sur l'émigration des Tatares de Crimée en Turquie."

bietet außerdem noch wesentliche Vorzüge vor den Wohnsitzen, welche die Auswanderer verließen. Professor Wutzer schreibt (Band 1, Seite 263) über Boden und Klima: „Das Land ist in seinem bei Weitem überwiegenden Theile mit einem trefflichen Alluvialboden ausgestattet, der vollkommen dazu geeignet erscheint, den Fleiß eines intelligent geförderten Landbaues hundertfach zu belohnen. Die im Innern vorhandenen Sümpfe würden durch Benutzung der heutigen Tages so weit vorgeschrittenen Technologie verschwinden, sobald die hierzu erforderlichen Arbeitskräfte und Geldmittel vorhanden wären. Der Boden scheint in keiner frühern Zeit auf solche Art cultivirt gewesen zu sein, wie er dies in hohem Grade verdiente. — Es läßt sich nicht verkennen, daß ein guter Theil der Anschuldigungen von Ungesundheit der Dobrudscha in ihrer jetzigen sehr mangelhaften Cultur begründet ist. Es verhält sich damit ungefähr, wie heutigen Tages mit den ungesunden Landstrichen Mittel- und Unteritaliens. Nach den Zeugnissen des Seneca und des T. Varro stellten diese jetzt öden Landstriche in der letzten Periode der römischen Republik einen fortlaufenden Garten dar. Ein großer Theil der Dobrudscha ist gegen die Donau hin mittels der Bodenerhebungen ihres rechten Ufers gegen das Andringen überfluthender Wogen geschützt. Da, wo dies am untersten Theile der Donau nicht der Fall ist, so wie an mehrern Punkten des westlichen Ufers des Schwarzen Meeres, sofern es die Dobrudscha bespült, würden freilich nur kostspielige Deicharbeiten der Versumpfungen entgegentreten können."

Die Tataren sind allerdings nicht die Leute, um ein verwahrlostes Land wieder der Cultur zu erobern: dazu gehören deutsche Fäuste! Aber sie werden in ihrer neuen Heimath nicht schlechter gebettet sein als in der Krim, und die türkische Verwaltung wird ihnen jedenfalls mehr Selbstbestimmung gönnen, als es die russischen Militär- und Civilbehörden, selbst unter dem milden Scepter eines Alexander II. thaten. Denn die Gewohnheit wirkt wie eine zweite Natur und Russen und Tataren lieben einander nicht, obgleich erstere gegen Mohamedaner sonst toleranter als gegen Sectirer der griechischen Kirche, besonders gegen die „Altgläubigen," deren Viele auch an der untern Donau Zuflucht gesucht haben, zu sein pflegen.

Dies zur Orientirung! Der Exodus der Tataren und Nogaier hat seit 1855 in immer steigenden Dimensionen fortgedauert und im vorigen Sommer seinen Hochpunkt erreicht. Die Stadt Eupatoria, die den Gegenden, wo die Tataren der Krim am dichtesten wohnten, den bequemsten Ausfuhrhafen bietet, wurde vom April bis December 1860 nicht leer von Tataren und Nogaiern, welche mit Weibern und Kindern, Pferden und Kamelen, Ochsen und Schafen in langen Reihen heranzogen, um auf türkischen Segelschiffen oder auf Dampfern die Ueberfahrt nach den Mündungsländern der Donau anzutreten. In dem Hafen Eupatoria allein betrug, laut unserm oben bezeichneten Gewährsmann aus dem Odessaer Courier, im Sommer 1860 die Zahl der Auswanderer nicht weniger als 81,240 Männer, Frauen und Kinder, welche von ihren Heerden auch 13,700 Köpfe an Rindvieh, Pferden, Kamelen und Schafen mit an Bord nahmen. Die Zahl der Auswandererschiffe, meistens türkische, erreichte in diesem Hafen die Zahl von 310, wobei die Dampfer mitgerechnet sind, welche Auswanderer an Bord nahmen. „Volksmassen," schreibt unser Augenzeuge, „welche auf Nimmerwiedersehen ihre Geburtsstätten verließen und einem ungewissen Schicksale in der Ferne entgegengingen, zogen von allen Seiten durch die Thore der Stadt; sie erschienen mit allerlei Arten von Transportmitteln und Zugvieh. So drängten sie sich durch die engen Straßen von Eupatoria dem Hafen zu. Diese Karawanen zeigten eine ganze Bevölkerung in Bewegung, wie sie alle Habe der häuslichen Einrichtungen, ihr Ackergeräthe, ihre Vorräthe, ihr Geflügel, das nöthige Zuchtvieh u. s. w. mitnahmen, mit einem Worte, es war wie zu den Zeiten der Erzväter. Gleichzeitig ging es ähnlich her in den Häfen von Sebastopol, Theodosia, Kertsch und Berdiansk. Laut ziemlich genauen Zählungen wanderten im Laufe des Sommers 1860 aus sämmtlichen Häfen der Krim aus 230,000 Tataren und Nogaier beiderlei Geschlechts. Da nun die Gesammtbevölkerung der Tataren und Nogaier auf der Halbinsel 241,000 Tataren und 80,000 Nogaier, also zusammen 321,000 Seelen betrug, so ist gegenwärtig (im Frühjahr 1861) nicht mehr der vierte Theil dieser Bevölkerung in den vier Steppendistricten vorhanden, ja die Nogaier sind bereits bis beinahe auf den letzten Mann fort. Wo da

und dort noch eine Familie zurückblieb, war nur der ungewöhnlich ſtarke Winter, von welchem in dieſem Jahre die Krim heimgeſucht ward, daran Schuld, ja ſelbſt dieſer Umſtand hätte der Auswanderung keinen Einhalt gemacht, wenn die Schiffer und Dampfercapitäns ſich nicht geweigert hätten, in ſo ſtürmiſcher Zeit die Ueberfahrt zu wagen. Mit Staunen beobachteten wir Bewohner von Eupatoria die verzweifelte Hartnäckigkeit, mit welcher die Auswanderer bei Anbruch des Winters, Anfang November, bei Froſt, Schnee und Sturm zu Schiffe eilten, wie ſelbſt die Kinder an der Bruſt, die Greiſe am Stabe, die Kranken, ja die Sterbenden an Bord gebracht wurden und wie ganze Dorfgemeinden faſt in den gewiſſen Tod gingen. Manche derſelben haben denn auch in der That die ſtürmiſche Winterfahrt mit dem Leben gebüßt."

Das Merkwürdigſte bei dieſem Exodus iſt der Umſtand, daß bei den Tataren ſeit Einverleibung der Krim Alles beim Alten geblieben war; die ruſſiſchen Behörden ließen ihnen Religion und Sitte unangefochten, ſie ſchafften weder den mohamedaniſchen Scheriat (das religiöſe und bürgerliche Geſetzbuch), noch die Murgys und Beys ab; es ſtand bei den Tataren Alles ſo ſtarr und unverändert feſt, wie der Tſchatyrdagh, der Yaila und die übrigen Bergrieſen, zu denen der Steppenbewohner aufſchaut; doch kaum hatte die ruſſiſche Regierung verlauten laſſen: das Land ſtehe offen, Jeder könne gehen, der nicht bleiben wolle — als das ganze Volk ſich erhob und rief: auf nach der Türkei, auf zu unſern mohamedaniſchen Brüdern in der Dobrudſcha!

Freilich mag, wie unſer Gewährsmann aus Eupatoria äußert, das Gerücht, der Czar wolle die Tataren in's Innere Rußlands verpflanzen und ſie der Conſcription unterwerfen, weſentlich mitgewirkt haben, dieſe ſonſt ſo paſſiven Naturen zu ſolchem Entſchluſſe zu treiben; freilich mögen auch eigennützige Auswanderungsagenten, Schiffsheber u. ſ. w. das Ihrige zu der Aufregung beigetragen haben; immerhin bleibt es charakteriſtiſch, daß dieſe Menſchen die verſchriene Dobrudſcha und die türkiſche Paſchawirthſchaft der ruſſiſchen Gewalt vorzogen. Wenn man die Auswanderer fragte, wohin ſie gehen und ob ſie auch wüßten, was ihrer harre, ſo lautete faſt regelmäßig die Antwort: „Wohin wir kommen, wiſſen wir nicht — wohin Gott uns führt! Wir gehen, weil Alle gehen." — „„Und warum gehen denn Alle?"" — „Weil Gott es will! Und Gott iſt groß!"

Unſer Gutsbeſitzer in Eupatoria hält den Verluſt der Tataren für die Halbinſel für ſchwer zu verſchmerzen: „Alle natürlichen Reichthümer, womit die Hand des Schöpfers die Halbinſel reich geſegnet, wurden von Tatarenhänden eifrig benutzt; ſie trieben fleißig Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Obſtzucht, Gemüſebau, Bergbau, Fiſchfang und Handel. Sie waren zum großen Theile wohlhabend und manche, beſonders Nogaier, haben an baarem Gelde 10-, ja 15,000 Silberrubel mitgenommen, und wenn man nur den geringen Satz von 300 Silberrubel für jede Familie rechnet, ſo haben die 35,000 Familien, die bereits abzogen, an baarem Gelde, Vieh und anderer Habe mindeſtens ein Vermögen von zehn Millionen Silberrubel mitgenommen. Dazu kommt jetzt, daß die Regierung den neuen Anſiedlern aus den Gouvernements Olonetz und Omsk, die ſie herbeizuziehen ſucht, zehnjährigen Erlaß an Steuern anbieten mußte."

Ueber den moraliſchen Charakter der Tataren ſchreibt unſer Gewährsmann unter Anderm:

„Einer der wichtigſten Glaubensſätze des Islam iſt die Enthaltſamkeit von Speiſe und Trank, die der Geſundheit ſchaden, alſo auch Enthaltſamkeit von Branntwein; eben ſo iſt ihr Familienleben ſtreng nach dem Koran geregelt: die Frauen ſind dem öffentlichen Leben entzogen, die Kinder leiſten den Eltern unbedingten Gehorſam, die Weiber und Mädchen ſind züchtig, anſpruchslos, fleißig, und ſelbſt bei Feſtlichkeiten, Hochzeiten und Dſchianen (Verſammlungen) wird ſehr mäßig gelebt, während bei Frauen der Genuß von Spirituoſen wie Gift gemieden wird. Jeder Reiſende, der ein Tatarendorf betrat, wird ſich des herzlichen Grußes erinnern: Koſche kelby, ſeſka kelby! (Seid willkommen, ihr ſeid gekommen zu unſerer Freude!) Der Tatar empfängt den Gaſt mit Kaffee, zwei oder drei guten Schüſſeln, er breitet Teppiche zum Nachtlager aus, er füttert Diener und Pferde und wenn der Gaſt am andern Morgen weiter zieht, ſo würde der Tatar ſich beleidigt fühlen, wenn der Fremde nach der Zeche fragte."

Alfred Rethel.

Geboren am 15. Mai 1816 auf einem Grundstück in der Nähe von Aachen, war Rethel der Sohn eines ehemaligen französischen Beamten aus dem Elsaß, der eine chemische Fabrik gegründet hatte. Ein aufgeweckter und verwegener Knabe, hatte er mehrmals Unfälle und trug namentlich einmal durch einen Wagen, der ihn überfuhr, eine schwere Kopfwunde davon, deren Nachwehen sich nie ganz verloren zu haben scheinen. Er lag lange an dieser Verletzung krank und entwickelte während der langsamen Genesung sein Talent zum Zeichnen. Sein erster Lehrer, der Vater des bekannten Romandichters Hackländer, hatte sich der Lernbegierde und der Fortschritte des Knaben nicht zu freuen. Um so rascher bildete sich der Sinn desselben für Formen und Farben aus. Um ein entscheidendes Urtheil über seine Befähigung zum Maler zu erhalten, schickte man mehrere seiner Compositionen dem Vorstand der Düsseldorfer Akademie. Die überaus günstige Antwort bestimmte den Vater, seinen Sohn jener Anstalt anzuvertrauen. Als Schadow's Schüler erregte Rethel bald die größten Hoffnungen. Die guten Lehren, deren er genoß, der bildende Umgang mit begabten Kunstjüngern und die damals üblichen Compositionsvereine, in denen die Maler gemeinschaftlich die besten Dichter lasen, die Anliegen der Kunst lebhaft erörterten und ihre ersten Versuche vorlegten, gaben ihm die fruchtbarsten Anregungen. Er ging jedoch seine eigenen Wege und hörte auf das Locken der Dame Romantik, der von den übrigen Düsseldorfern mit einem Anflug von Empfindelei und Weltschmerz gehuldigt wurde, von Anfang an nicht. In seinen ersten Compositionen verräth sich sogleich ein ernstes Auffassen der Geschichte, ein Eindringen in die innerste Bedeutung der Ereignisse. Hirtenknaben und Edelfräulein, Falkenjagden und Kirchgangsscenen hat er nie gezeichnet. Was ihn beschäftigte, waren immer große weltgeschichtliche Momente. Mit einem idealen Zweck im Auge stellte er real dar.

Seine ersten Bilder hatten die Geschichte des heiligen Bonifacius zum Gegenstande. Sie wurden von der Presse sehr freundlich aufgenommen und spannten die Erwartungen von spätern Leistungen hoch. Von seinen vielen Zeichnungen aus dieser frühesten Zeit erschienen einige in Adelheid von Stolterfoth's „Rheinischem Sagenkreis," leider in so mittelmäßigen Steindrücken, daß ihr Werth nicht gehörig gewürdigt werden konnte. Eine Reise nach München (1835) verschaffte ihm weitere Blicke in seine Kunst. In Düsseldorf fühlte er sich nicht mehr so recht heimisch und ließ sich durch sein Unbehagen in die kleinlichen Streitigkeiten und Eifersüchteleien der Künstler hineinziehen. Zuletzt wurde aus seinem Entschluß, die rheinische Stadt zu verlassen, wirklicher Ernst. In Frankfurt, wohin er sich wendete, trat der Gipfelpunkt seines Schaffens ein. In schlanken, klaren und großen Formen drückte er edle und maßvolle Gedanken aus. Auch im Colorit, das eigentlich nicht seine Stärke war, erreichte er seine höchste Stufe. Sein in Frankfurt entstandenes Bild, Daniel in der Löwengrube, ist in dieser Beziehung seine beste Leistung. Außerdem malte er noch mehrere andere Oelbilder, eine allegorische Gerechtigkeit, die Auffindung der Leiche Gustav Adolph's, die Aussöhnung Kaiser Otto's mit seinem Bruder Heinrich, den heiligen Martin und vier Porträtbilder für den Kaisersaal im Römer. Zeichnungen sind in der Frankfurter Zeit sehr viele entstanden. Zum Theil waren sie Illustrationen zu neu erscheinenden Werken, nämlich zu einer Bilderbibel des Cotta'schen Verlags, zu einer Uebersetzung der Nibelungen bei O. Wigand und zu Rotteck's Weltgeschichte im Westermann'schen Verlag. Die letztgenannten Illustrationen, zusammen vierundzwanzig Blätter, sind 1848 als Album historischer Skizzen im Buchhandel erschienen.

Unter den übrigen Zeichnungen der Frankfurter Periode ist ein Kreis von sechs Aquarellzeichnungen hervorzuheben. Sie stellen den Zug Hannibal's dar. Die Zeichnungen sind gewaltig und erhaben, lassen aber hin und wieder Spuren einer überreizten, fast krankhaften Phantasie wahrnehmen. Für Rethel waren alle diese Arbeiten eigentlich nur Lückenbüßer, da er 1840 mit Frescobildern für den Rathhaussaal in Aachen beauftragt war und jeden Augenblick an die Arbeit gehen zu können hoffte.

Jahrelang machte ihm dieser Aachener Auftrag nichts als Kummer und Sorgen, Aerger und Unruhe. Nachdem der Beschluß,

den Saal auf diese Weise auszuschmücken, gefaßt worden war, entstand nämlich eine Partei, welche verlangte, daß man sich rein auf architektonische Arbeit beschränke. Für diese Forderung ließ sich ein ganz triftiger Grund anführen. Es war eine Restauration auszuführen, deren Grundgedanke kein anderer sein konnte, als das Rathhaus in seinem ursprünglich gothischen Stil wieder herzustellen. Geschah dies, so brauchte man eben an der Südseite des Saales, für welche die Rethel'schen Bilder bestimmt waren, Fenster, und die Bilder fielen natürlich weg. Gegen diese Ansicht wurde gesagt, daß die malerische Ausschmückung dem Gebäude weit mehr zur Zierde gereichen werde, als eine in baukünstlerischer Beziehung theoretisch richtige Restauration. Die Anhänger der letztern ließen sich durch diesen Gegengrund nicht überzeugen, und die beiden Parteien stritten sechs Jahre lang, ohne daß Rethel in dieser Zeit zum Arbeiten gelangte.

Im Jahre 1844 war er in Rom, um sich mit Studien zu beschäftigen. Die eigenen Arbeiten, die er ausführte, gipfeln in einer Auferstehung Christi, die sich in der Nikolaikirche zu Frankfurt am Main befindet. Die Farbe dieses Bildes erinnert daran, daß Rethel sich der Frescomalerei zuwenden wollte. Dasselbe gilt schon von zwei Gemälden, die er noch in Frankfurt vollendete: Kaiser Max an der Martinswand und Karl's V. Eintritt in das Kloster St. Just. Seine Aachener Angelegenheit gelangte endlich 1846 zu einer günstigen Entscheidung. Im folgenden Jahre begann er die Arbeiten. Der Mittelpunkt derselben war Karl der Große in acht Darstellungen; der Umsturz der Irmensäule; die Schlacht von Cordova; der Einzug in Pavia nach dem Siege über die Longobarden; die Taufe des Sachsenherzogs Wittekind; die Krönung Karl's zum römischen Kaiser; die Erbauung des Aachener Münsters; die Krönung Ludwig's durch den alten Vater und Otto's III. Besuch in der Gruft des Kaisers.

Während seiner Beschäftigung mit den Cartons entwarf er Zeichnungen, die dem düstern Gebiet der Todtentänze angehören. Die sechs Bilder mit dem Titel: ein Todtentanz aus dem Jahre 1848 sind am bekanntesten geworden, da G. Wigand sie mit einem Text von Robert Reinick herausgegeben hat. Er entwarf sie in Dresden, wo er sich bald darauf mit einer jungen liebenswürdigen Dame verlobte. Des Sommers arbeitete er in Aachen an seinen Frescobildern, von denen er übrigens nicht mehr als vier vollendete. Eine geistige Krankheit meldete sich in drohenden Zeichen an und verleidete ihm sein Schaffen. Er fand in Aachen wenige Menschen, die sein Talent zu würdigen wußten, und wurde außerdem von den Fürsprechern der architektonischen Restauration angefeindet. Arbeitete er auf seinem Gerüst, so hörte er wohl leichtfertige oder unverschämte Urtheile unten Stehender über sein Werk. Bei gesundem Geiste würde er diese Rohheiten nicht beachtet haben, in Folge seiner krankhaften Gereiztheit machten sie ihn unglücklich.

Seine Ehe brachte ihm statt des erwarteten Glücks Leiden. Seine junge Frau erkrankte an einem Nervenfieber und schwebte Monate lang zwischen Leben und Tod. Als sie endlich genesen war, trat er mit ihr die verspätete Hochzeitsreise nach Italien an. Er selbst hielt sich für gesund und die Verwandten und Freunde hafften, daß er es durch die Reise werde. Bald kamen aber aus Rom traurige Nachrichten, und was man längst befürchtet hatte, bestätigte sich im schrecklichsten Maße. Er wurde wahnsinnig und erhielt sein helles Bewußtsein bis zum Tode nicht wieder. In den letztern Jahren vegetirte er in einer Düsseldorfer Anstalt, wo der mitleidige Tod ihn endlich am 1. December 1859 erlöste. — Allgemein gewürdigt wird er erst seit der großen Münchener Kunstausstellung. Man stellt ihn jetzt als Frescomaler mit den Besten in eine Reihe. Wolfgang Müller von Königswinter hat ihm in einer Biographie: Alfred Rethel, Blätter der Erinnerung, ein schönes Denkmal gesetzt.

Washoe (Das Carsonthal).

Californien ist zum Goldlande der nordamerikanischen Union geworden. Wie die neuesten statistischen Angaben mit Zahlen nachweisen, liefern auch Ackerbau und Gewerbe des Staats beachtenswerthe Erträge und der Handel beschäftigt sich bereits mit der Ausfuhr ihrer Erzeugnisse. Die abenteuernde Bevölkerung, die von der Entdeckung der Goldfelder herbeigelockt wurde, ist indessen noch immer eine sehr zahlreiche. Durch Nach-

richten von der Ermittlung neuer Bodenschätze wird sie leicht in Aufregung versetzt und steckt dann die mehr nüchternen Bevölkerungstheile mit ihren fieberhaften Erwartungen an. Kommen recht fabelhafte Berichte, so erstreckt sich der Taumel längs der ganzen pacifischen Küste vom Pugetssunde bis San Diego. Solcher Fieberanfälle hat Californien seit 1849 vier gehabt. Der erste war der Goldbluffschwindel von 1852. Plötzlich erzählte sich in San Francisco Jedermann, daß das Meer in einer Bucht oberhalb Trinidad das Gold karrenweise an's Ufer werfe. Man könne dort in einer halben Stunde zum reichen Manne werden, wurde hinzugesetzt. Die Menschen strömten in Karawanen zu der goldgesegneten Bucht und kehrten ohne ein Körnchen des edlen Metalls zurück. Nicht lange, und eine neue Sage von einem Dorado am Kernflusse tauchte auf. Die Aufregung wurde so groß, daß der nördliche Theil des Staates sich zu entvölkern drohte. Die Posten von Marysville und Sacramento waren jeden Tag mit Reisenden überhäuft, in Los Angeles, Stockton, San Jose und andern Orten wurden neue Linien eingerichtet, und Tausende machten sich mit Kleidungsstücken, Geräthen und Lebensmitteln auf dem Rücken zu Fuß auf den Weg. Der Ausgang war wieder eine allgemeine Enttäuschung. Nach diesem Schwindel kam der Fraserflußschwindel an die Reihe. Durch alle bisherigen Erfahrungen nicht gewarnt, strömte eine Fluth goldgieriger Menschen zu den Dampfschiffen, die ein speculativer Rheder gefällig anbot. Auch diese Speculation zeigte sich als eine verfehlte.

Im Herbst des Jahres 1859 verbreitete sich ein Gerücht, das ganz dazu geeignet war, die kaum beruhigten Leidenschaften wachzurufen. Am östlichen Abhange der Sierra Nevada sollten ganze Geviertmeilen Land reines Silber, das an vielen Stellen zu Tage trete, in ihrem Schooße bergen. Die Leichtgläubigkeit ließ sich auf der Stelle ködern. Noch in demselben Jahre waren zehntausend Menschen nach Washoe, dem Silberlande, unterwegs, und kaum waren im folgenden Frühling die Straßen und Gebirgspässe gangbar, so folgten über fünftausend nach. Von der Atlantischen Seite aus bewegte sich ein anderer Strom demselben Ziele zu. Hätten diese Leute gefunden, was sie erwarteten, so würde im Handumdrehen ein neuer Staat fertig geworden sein.

Die ersten Einwanderer hatten furchtbar zu leiden. Eine Einöde erwartete sie, deren wenige Bewohner auf die Bewirthung eines solchen Menschenschwarms nicht eingerichtet waren. Um die Noth zu erhöhen, hatte der Viehstand der frühern Besiedler durch einen strengen Winter stark gelitten. Die Pferde, Rinder und Maulesel waren zu Hunderten gefallen, und es mangelte also an Fleisch. Allerdings verlor die Speculation keinen Augenblick, für die Zufuhr von Lebensmitteln zu sorgen, allein jede regelmäßige Verproviantirung wurde durch den Zustand der Wege unmöglich gemacht. Noch im Frühling von 1860 entstand durch einen starken Schneefall eine Art von Hungersnoth. Die Wege waren sechs Fuß hoch verschneit. Wo in den Pässen Schneewehen entstanden waren, lag der Schnee zwanzig Fuß hoch. Unsägliche Anstrengungen der verzweifelnden Menschen schafften endlich eine Bahn, und der erste Maulthierzug langte, von endlosem Jubel begrüßt, im Carsonthale an. Man las die Aufschriften auf den Fässern der Saumthiere, und der Jubel verstummte. Was da kam, war nichts als Branntwein, Genever, Whisky, Porter, californischer Wein, Champagner, Cigarren und Glaswaaren, besonders Gläser vom Humpen bis zum Stutzglase abwärts. Die Begleiter des Zugs waren selbst halb verhungert und ihr erster Ruf war nach Lebensmitteln.

Dem öfters eintretenden Mangel an Fleisch und Brot wurde immer noch zur rechten Zeit abgeholfen. Eine zweite Noth war die Wohnungsnoth. Die Einwanderer hatten in den kahlen Silberbezirken für sich selbst zu sorgen. Die Häuser, die man vorfand, oder die neu gebaut werden konnten, füllten sich jede Nacht von der Flur bis zum Dache mit Menschen. Für ein Nachtlager auf dem bloßen Fußboden war ein Dollar der hergebrachte Preis. Die hier nicht unterkommen konnten, errichteten sich aus wollenen Decken, Kartoffelsäcken oder Büschen Zelte, in denen leere Branntweinflaschen mit ausgeschlagenem Boden die Stelle des Schornsteins vertraten. Noch Andere erweiterten Coyotenhöhlen in den Bergen zu Wohnungen oder lagerten auf der Erde.

Dieselben rohen und unsittlichen Scenen, von denen die californischen Goldfelder Zeugen gewesen waren, spielten in Washoe. In aller Noth wurden Nachts bei Karten und Brannt-

wein Orgien gefeiert. Viele wurden auch am Tage nicht nüchtern und behaupteten, auf diese Weise für ihre Gesundheit zu sorgen. In der That ist das Trinkwasser von Washoe das schlechteste der Welt. Der häufige Mangel an Lebensmitteln, der Trunk und die schlechten Wohnungen erzeugten natürlich Krankheiten. Sie wurden in der Regel tödtlich, denn Pflege, Aerzte und Heilmittel gab es nicht. Die ewigen Streitigkeiten forderten ebenfalls ihre Opfer, wenn auch nicht so viele, als man unter einer solchen Gesellschaft erwarten sollte. Unter den californischen Abenteurern haben sich nämlich eigene Ehrengesetze ausgebildet, an denen jeder „Gentleman" festhalten muß. Kleinere Streitigkeiten, zu denen merkwürdigerweise auch solche über das Eigenthum an Gruben und silberhaltigen Stellen gerechnet werden, dürfen bloß mit der Faust, dem Prügel und der Flasche ausgefochten werden. Messer und Revolver werden für die ernsten Händel aufgespart, z. B. für ein Zurückweisen der dargebotenen Branntweinflasche oder für Betrügerei im Spiel. Diese Ehrengesetze hatten in Washoe stillschweigende Annahme gefunden. Wer sich nach ihnen richtete, war von jeder Verantwortung frei, wenn er einen Menschen tödtete.

Die Ansprüche auf Grubenstellen wurden nach Regeln entschieden, die in jedem Bezirke andere waren. In einigen Oertlichkeiten konnte der erste Entdecker für sich 400 und für jeden seiner Freunde 200 laufende Fuß fordern. Da man nun die laufenden Fuß nach dieser oder jener Richtung ausmessen konnte, so durchkreuzten sich drei, vier und fünf Ansprüche. Die Rechtsanschauung der „Washoiten," daß je einer Grubenstelle die Nebenadern als Pertinentien gehörten, verwickelte die Sache bedeutend. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, vertheilte die Art von Behörde, bei der Jeder seine Ansprüche anzumelden hatte, eine Menge kleiner Stellen, die nach der Ansicht irgend eines größern Besitzers in seinem Eigenthume einbegriffen waren. Die Preise wechselten anfangs zwischen zehn und fünfundsiebzig Dollars für den Fuß. Als man später die besten Stellen kennen lernte, bezahlte man hier 200 bis 2000 Dollars für dieselbe kleine Strecke.

Diejenigen, welche nicht selbst gruben und statt dessen den Bedürfnissen der Silberjäger Befriedigung verschafften, befanden sich am wohlsten. Besonders galt das von den Probirhütten, deren es deshalb auch so viele als Branntweinzelte und Spielhöllen gab. Hunderte von Abenteurern, mit denen es nicht vorwärts gehen wollte, verwandelten sich über Nacht in Geologen und Chemiker. Sie errichteten ein Zelt, bauten einen Ofen, kauften sich ein Dutzend Schmelztiegel, einen Hammer, eine Flasche mit Salpetersäure, und die Probiranstalt war fertig. Das Geschäftsgeheimniß bestand darin, jede Erzprobe, welche gebracht wurde, für silberhaltig zu erklären. Zuweilen ließ sich nicht bloß durch Schwindel, sondern auf ehrliche Weise ein gutes Stück Geld verdienen. Ein kluger Kopf setzte sich in den Besitz des einzigen vorhandenen Schleifsteins und verdiente mit Schleifen dreißig Dollars täglich. Seine Arbeit zu verdingen, brachte gar nichts ein. Allerdings waren drei Dollars der übliche Tagelohn, aber Frühstück und Abendessen kosteten je einen Dollar, und der dritte ging für das Nachtlager auf.

Nicht lange, und die Washoiten machten die Entdeckung, daß zum Silbergraben unbedingt Capital gehört. Jetzt war die Zeit für die Speculanten in San Francisco gekommen. Ihre Agenten kauften auf, was sie an Grubenstellen bekommen konnten. Ein regelmäßiger Betrieb wurde dadurch noch nicht ermöglicht, denn mit den Ansprüchen gingen auch die Streitigkeiten der frühern Besitzer in die neuen Hände über. Erst die Bildung von Gesellschaften brachte Ordnung in die Sache. Zu Ende des Jahres 1860 gab es deren neunzehn, darunter vier, die über tausend laufende Fuß an sich gebracht haben. Die Abenteurerfluth hat sich seitdem verlaufen.

Die ersten Gerüchte von dem ungeheuren Silberreichthum des Carsonthals haben nicht übertrieben. Die Hauptader, Comstock Lead genannt, birgt Tausende von Tonnen des reichsten Erzes. In der ersten Zeit konnte man rings um die Gruben hohe Erzhaufen wahrnehmen, die nur in dem Fall nach San Francisco geschafft wurden, wenn eine oberflächliche Probe ergeben hatte, daß die Transportkosten — 600 Dollars für die Tonne — sich bezahlt machen würden. Von der Tonne des besten Erzes erhielt man in der californischen Hafenstadt für 2500 Dollars reines Silber. Eine Strecke bis zu neun

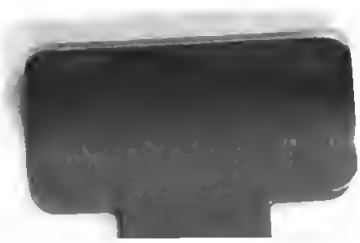
deutschen Meilen vom Comstock Lead soll fast eben so silberreich sein. Außer Silber gibt es Blei und Kupfer, so daß das Carsonthal den gesegnetsten Gebieten der Erde beizuzählen ist.

Der Weg von Californien zum Carsonthal führt über Placerville nach Strawberry, der letzten Station vor der Sierra Nevada. Vom Kamm des Gebirgs hat man eine prächtige Aussicht auf den Biglersee, ein Wasserbecken von zehn deutschen Meilen Länge und drei Meilen Breite. Die Gebirgspässe sind bloße Saumpfade und an vielen Stellen so schmal, daß ein Begegnen mit einem Zuge beladener Maulthiere gefährlich ist. Die erste Station auf dem jenseitigen Abhange der Sierra ist Woodsford. Genua wird schon zum Carsongebiet (Staat Utah) gerechnet, obgleich es hoch in den Bergen liegt. Es hat eine Bevölkerung von etwa dreihundert Menschen, lauter Gastwirthen, Maulthiertreibern und Arbeitern in einer Sägemühle. Drei deutsche Meilen weiter liegt Carson, eine Stadt mit 1200 Einwohnern. Die Natur ist hier eine ganz andere als auf dem westlichen Abhange der Sierra. Während dort große Wälder auftreten, stehen die Bäume hier sehr vereinzelt und die Höhen sind entweder kahl oder mit dürftigem Buschwerk bekleidet. Die Bergketten, die in der Richtung der großen Wüste auf einander folgen, bieten alle den trostlosesten Anblick dar, und der kleine Carsonfluß ist der einzige lebendige Zug der sandigen Landschaft. Von Carson gelangt man zur Silberstadt und von dieser zu einem Engpaß, das Teufelsthor genannt. Er öffnet den Zutritt zu einer wirklich schauderhaften Landschaft. Sie sieht wie verbrannt aus und das Auge kann nicht auf einem einzigen grünen Fleckchen ruhen. In dieser vulcanischen, wie mit Asche bestreuten Gegend hat man Gold gefunden und die Stadt Goldhill, eine Stadt von Zelten und Bretterhütten, gegründet. Dann folgt, in einer etwas bessern Gegend an den Hang eines Berges gebaut, Virginia City, der Mittelpunkt des Silberbezirks.

Die Schattenseiten des Carsongebiets wird man in unserer Schilderung bereits erkannt haben. Das Klima ist ein kaltes und stürmisches, die Baumlosigkeit der Gegend verbietet ein Schmelzen in größerm Maßstabe, das Trinkwasser ist höchst ungesund. Es fließt durch einen metallreichen Boden und ist mit Bleitheilchen, Arsenik und Vitriol vermischt. Einem letzten Nachtheil, dem Mangel an Straßen, wird sich abhelfen lassen.

General Scott.

General Winfield Scott, Commandirender der Armee des unionistischen Nordens der amerikanischen Freistaaten, ist im Jahre 1786 zu Petersborough im Staate Virginien geboren. Obgleich sein erster Lebensplan sich auf das Studium der Jurisprudenz gerichtet hatte und Scott bereits 1806 als Sachwalter aufgetreten war, so wurde er doch frühzeitig durch den Drang bewegter Zeitverhältnisse, besonders durch die zwischen England und der Union ausgebrochenen Feindseligkeiten veranlaßt, sich dem Soldatenstande zu widmen, in welchem er sich bald durch hervorragende Intelligenz wie Bravour hervorthat. Von 1809 bis 1812 mit wechselndem Geschick die Stufen der untern Grade durchlaufend, wird Scott zum ersten Mal 1813 durch die Wegnahme von Fort George an der canadischen Grenze allgemeiner bekannt: seine kaltblütige Vertheidigung dieses Platzes gegen die wiederholten Angriffe der Engländer trug ihm sogar bald darauf den Rang eines Brigadiers ein. Als solcher kämpfte er im folgenden Jahre 1814 in den Schlachten bei Chippewa und am Niagara, in letzterer so schwer verwundet, daß er dem Schluß des Feldzugs nicht beiwohnen konnte. Hatte Scott sonach frühzeitig die Schule der Praxis in reichem Maße kennen gelernt, so benutzte er die nun eingetretene Friedensperiode, die in der Theorie gebliebenen Lücken auszufüllen. Er zog es vor, den ihm vom Präsidenten Madison angebotenen Posten eines Kriegsministers abzulehnen, und statt dessen nach Paris zu reisen, um hier die Kriegswissenschaften zu studiren und sich vollständig für seinen Lebensberuf auszubilden. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich trat der junge General selbst als Lehrmeister an der Militärschule zu Westpoint auf, bis ihn die Indianerkriege von Neuem in's Feld riefen. Dies geschah 1832 und 1835, in denen Scott die Operationen gegen die Seminalen in Floriba, 1838 gegen die Creeks leitete; 1840 erfolgte unter seiner Führung die Uebersiedelung der Iroke-

ſen, eine der ſchwierigſten Aufgaben, die er mit Geſchick wie Humanität löſte. — 1841 erreichte Scott die höchſte militäriſche Würde der Union, indem er zum commandirenden General der Armee aufrückte. Als ſolcher zu Waſhington wohnend, konnte oder wollte er dem politiſchen Treiben nicht in zeitheriger Weiſe fern bleiben. Scott hatte ſich immer der Partei der Whigs zugeneigt, und dieſer Richtung getreu bleibend, wurde er vermöge ſeiner Stellung und ſeines Einfluſſes zum Führer dieſer Partei erkoren. Nicht wenig trug zur Popularität Scott's der außerordentliche Erfolg bei, den er durch die ſchnelle Beendigung des mexikaniſchen Krieges erlangte; auch war es dieſer Feldzug, welcher Scott's wirkliche Befähigung zum Feldherrn glänzend an den Tag legte. Der mexikaniſche Krieg begann bekanntlich im Jahre 1846 und wurde vom General Taylor ſiegreich eröffnet. Doch waren deſſen Truppen den Mexikanern unter Santa Anna, wenigſtens auf die Dauer, nicht gewachſen. Im Winter ruhten die Waffen; aber im Frühjahr 1847 übernahm Scott an der Spitze einer 12,000 Mann ſtarken Armee perſönlich das Obercommando. Seine erſte Operation war die Belagerung von San Juan d'Ulloa, des feſten Forts von Veracruz, das, nachdem es faſt ganz zuſammengeſchoſſen worden, ſich am 29. März den Amerikanern ergeben mußte. Von hier marſchirte Scott direct auf die Hauptſtadt Mexiko mit langſamen aber ſichern Schritten. Der herbeieilende Santa Anna ſuchte ihm den Weg zu verlegen, wurde aber am 18. April bei Sierra Gordo auf's Haupt geſchlagen. Scott raſtete nun während der heißeſten Zeit des Sommers und rückte erſt am 17. Auguſt bis vor Mexico. Hier lieferte ihm bei Churubusco Santa Anna noch eine letzte verzweifelte Schlacht am 20. ohne Erfolg, in der Scott's Armee, nur 9000 Mann ſtark, zwar 1800 Mann verlor, aber das Feld behauptete. Durch eingeleitete Verhandlungen hingehalten, während deren ſich die Mexikaner um 6000 Mann verſtärkten, konnte Scott erſt am 12. September zum Angriff der Hauptſtadt ſchreiten. Nach dreitägigem Widerſtande, denn die Bewohner hatten ihre Stadt mit Barricaden überzogen, gelang es am 14. September der beſſeren Taktik und überlegenen Tapferkeit und Kriegszucht der germaniſchen Race, der romaniſchen, heißblütigen aber weniger ausdauernden Armee der Mexikaner ihr letztes Bollwerk zu entreißen. Scott hatte allerdings 1000 Mann ſeiner kleinen Armee geopfert, aber ein großes Reſultat mit ihnen erreicht, denn bald darauf ward der Frieden geſchloſſen, der den Nordamerikanern die Beſitzungen Texas, Neu-Mexiko und Californien eintrug. Scott's Verdienſt liegt weniger in dem Glanze ſeiner Operationen, als in dem zähen, energiſchen Erfaſſen und Durchführen ſeines für richtig erkannten Planes, von dem ihn nichts abzubringen vermochte. Der andere Haupttheil des Verdienſtes, das ihm zugeſchrieben wird, kommt auf die innere Ueberlegenheit ſeiner Truppen und auf die Trefflichkeit ſeiner Generale, beſonders Taylor's und Worth's. Scott iſt als Soldat unzweifelhaft eine bedeutende Erſcheinung, und ſein Einfluß auf die Armee hat ſich in Beziehung auf Bewaffnung, Ausbildung, Erziehung der Officiere ꝛc. in günſtiger und verſtändiger Richtung gezeigt. Weniger glücklich ſcheint er als Politiker zu ſein, denn in ſeinen Bewerbungen um den Präſidentenſtuhl mußte er 1848 dem Whig Taylor und 1852 dem Demokraten Pierce weichen. Die Geſchichte wird lehren, ob der jetzt 75 Jahre alte General noch im Stande ſein wird, den militäriſch gut organiſirten und geführten Streitkräften des aufgeſtandenen Südens Widerſtand zu leiſten und auf dem Felde des Bürgerkrieges die Lorbeeren zu behaupten, welche er in der Vertheidigung ſeines Vaterlandes ſich während ſeiner Lebenszeit mühſam geſammelt.

Schluß des zweiten Bandes